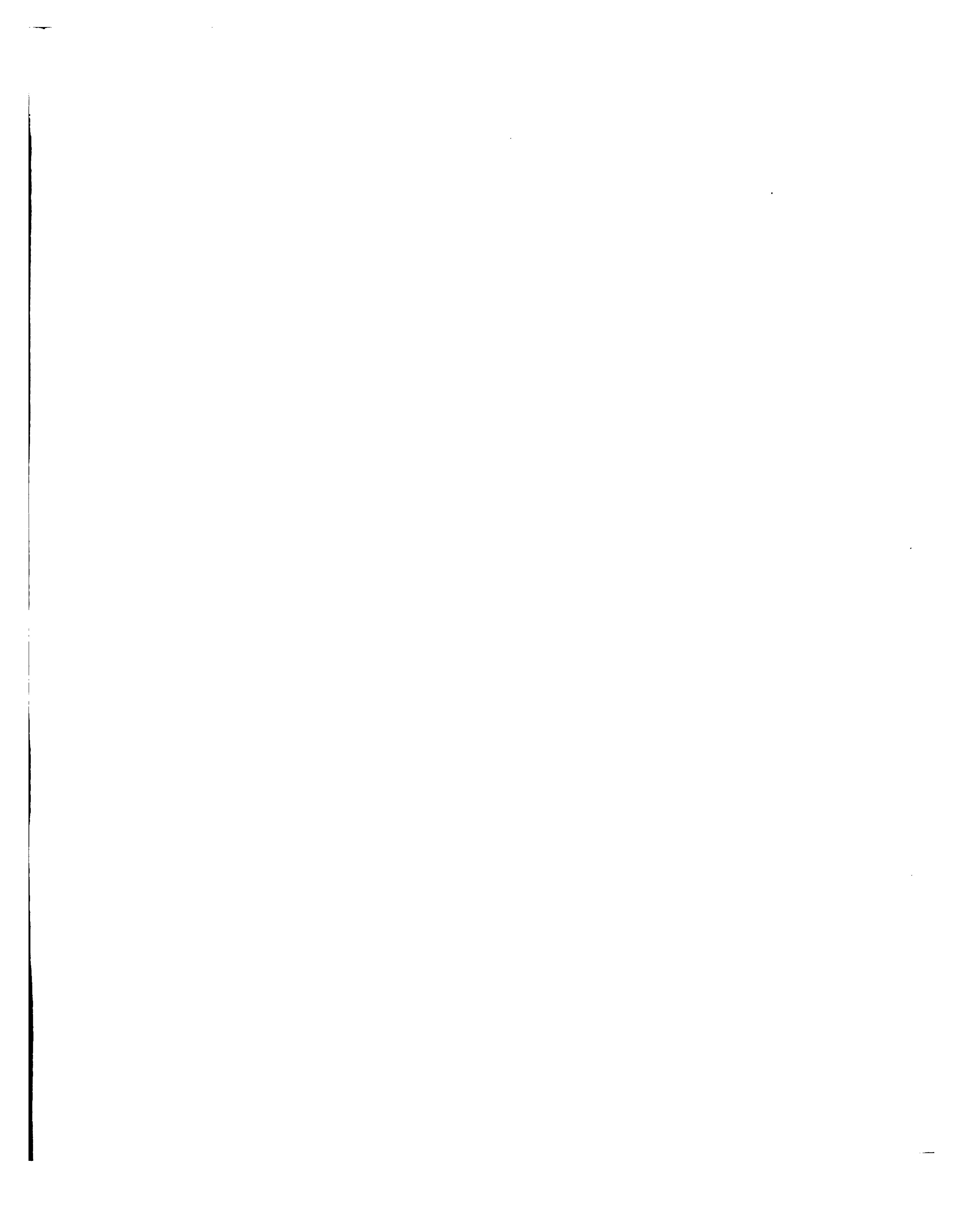

VE
RI
TAS



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1868.

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1868.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, $2\frac{1}{2}$ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literarische Unterhaltung".

Unsere Zeitschrift begeht heute einen Festtag: sie feiert ihr funfzigjähriges Jubiläum! Wie man auch über die Bedeutung eines langen äußerlichen Fortbestandes denken mag, indem die Vergänglichkeit ja gerade als das Los des Schönen und Erhabenen geschildert wird — immerhin spricht diese Thatsache dafür, daß die Zeitschrift von Haus aus bis zur Gegenwart einen Posten behauptet hat, der, mag er auch nur als ein Vorwerk der Literatur betrachtet werden, doch für die Hauptfestung sich als unentbehrlich erwies.

Dieselbe wurde 1818 als „Literarisches Wochenblatt" begründet, nahm 1821 den Titel „Literarisches Conversationsblatt" an und führt seit 1. Juli 1826 ihren gegenwärtigen Titel „Blätter für literarische Unterhaltung".

Trotz des mehrfachen Wechsels der Redactionen und selbst des Namens des Blattes ist seine eigentliche Tendenz mit geringen Modificationen von Anfang an dieselbe geblieben. Es hat den Haupterscheinungen der Literatur durch eine mehr charakterisirende als Censurnummern austheilende Kritik, die zugleich immer einen würdigen und unabhängigen ästhetischen Standpunkt einzunehmen suchte, eine Stätte im Publikum zu bereiten verstanden, und da sich in der Literatur die Welt und die Zeit spiegelt, so ist es in seiner auf den ersten Blick unscheinbaren und anspruchslosen Weise auch eine Chronik des Jahrhunderts in seinen wichtigsten geistigen Bestrebungen geworden. Für den Literarhistoriker enthalten seine Jahrgänge einen Schatz, den er nur zu seinem eigenen Schaden übersehen dürfte. Das seit Jahrzehnten vorwaltende Streben nach Vollständigkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur gibt den „Blättern für literarische Unterhaltung" einen scharf unterschiedenen und vor andern Journalen sich hervorhebenden Standpunkt, da namentlich in jüngster Zeit eine große Zahl dichterischer Productionen nur hier noch eine sichere Erwähnung und Beachtung findet, während die Besprechungen in den Feuilletons der Zeitungen sporadisch und von zufälligen Verbindungen abhängig bleiben.

Ein Rückblick auf die Geschichte der „Blätter für literarische Unterhaltung", wie er am heutigen Tage geboten scheint, gewährt zugleich einen nicht unwichtigen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Der ursprüngliche Begründer unsers Blattes ist kein anderer als August von Kotzebue, ein Name von bösem Klang in den deutschen Literaturgeschichten, welche das Werk des Burschenschafters Sand fortsetzen, nur daß sie sich statt des Dolchs der Feder bedienen. Gleichwol verdient Kotzebue, dessen Lustspiele noch immer besser sind als dasjenige, was seine Nachtreter auf dem Gebiete des Familiendramas leisten, nach manchen Seiten hin eine Ehrenrettung, namentlich wo es seinen Kampf gegen die romantische Schule gilt, welcher er eine vollkommen berechtigte Opposition machte.

Unsere Zeitschrift stand daher von Haus aus auf einem der romantischen Schule feindlichen Standpunkte; sie hat sich auch von den Nachzüglern derselben nicht in ihren Sündenfall mit verstricken lassen und bis in die jüngste Zeit das Panier einer aus dem Geiste des Jahrhunderts herausgeborenen Dichtkunst hochgehalten.

Am 1. Januar 1818 erschien die erste Nummer des „Literarischen Wochenblattes", von August von Kotzebue im Verlag der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung in Weimar herausgegeben. Die Tendenz des Blattes stellte der Herausgeber in dem kurzen Vorwort in Umrissen fest, in deren Umrahmung auch noch ihre gegenwärtigen Bestrebungen sich einfügen lassen:

Wer in diesem Blatte Erzählungen, Gedichte, gewöhnliche

Theater-Nachrichten u. dgl. sucht, der wird sie nicht finden; denn es ist dies bestimmt, Gedanken und Begebenheiten mitzutheilen, welche der Zeitgeist gebar; es soll dem gesunden Menschenverstande dienen; es soll die literarischen Gaukeleien beleuchten, das Gute überall hervorheben, das Wunderliche verspotten, das Böse entlarven; es soll die Religion ehren, den Aberglauben bekämpfen; Vernunft und Sittlichkeit in Schutz nehmen, doch den Anstand nie verletzen. Eselsköpfe in Holz geschnitten wird es nicht liefern, auch keine Schimpfübungen, wie unsere berühmten Literaturzeitungen. Aber die merkwürdigen Erscheinungen sowol im Leben als in der Literatur soll es treu berichten und (besonders für Geschäftsmänner, die bei karg zugemessener Zeit doch in der Literatur ihres Vaterlandes nicht zurückbleiben wollen) den beschränkten Raum nur Eines Blattes wöchentlich so zu benutzen, daß die Leser von vielen Dingen eine Uebersicht gewinnen, die sie sonst nur mühsam aus den vielen Tageblättern schöpfen müßten. Nebenher soll es keine Langeweile machen. Es wäre überflüssig, mehr zu sagen. Empfehlen muß das Blatt sich selbst; wo nicht, so bleib' es ungelesen und ungeschrieben.

Den ersten Band des „Literarischen Wochenblatt s“ hat Kotzebue, wie er selbst mittheilt, fast allein geschrieben. Dieser Band hat im ganzen noch einen embryonischen Charakter; die Notiz überwiegt in demselben, der Herausgeber hat seine Lesefrüchte hier auf Lager gelegt. Die verschiedenartigsten Auszüge aus Memoiren, Reiseskizzen, Geschichtswerken, aus andern Journalen und Zeitungen, oft verbunden mit lebhafter Polemik, wechseln ab mit kurzen Kritiken neuer Dramen und Gedichte. Im ganzen war damals eine unfruchtbare Epoche, die des romantischen Epigonenthums; Kotzebue hatte ein Recht, dasselbe kurz abzufertigen, ihm scharf entgegenzutreten. Sehr treffend sagt er bei Besprechung des Baron Fouqué'schen Trauerspiels „Liebesrache“: „Es gab eine Zeit, wo man wähnte, in einer recht kräftigen Arznei müßte auch Mumie enthalten sein; so meinen leider jetzt unsere besten Dichter, sie könnten uns ihre Arzneien nicht ohne Mumie auftischen.“ Damit ist die romantische Schule treffend charakterisirt, in einer Zeit, in welcher der süßliche Franz Horn, der überschwengliche Graf Loeben, Brentano u. a. in der Literatur eine Hauptrolle spielten. Sehr anerkennend sind indeß die Urtheile über die ersten Dramen von Raupach und Grillparzer. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die eigentliche ästhetische Kritik, die gewiß nicht Kotzebue's starke Seite war, sondern bei ihm meist nur der Ausdruck eines gesunden Mutterwitzes gegenüber Verkehrtheiten und Ueberspanntheiten, in dem ganzen Jahrgang sehr in den Hintergrund tritt. Während auch größere geschichtliche Werke oft nur aphoristisch besprochen wurden, finden sich umfassende, durch mehrere Nummern gehende Auszüge aus mehrern Schriften von allgemein unterhaltendem und pikantem Inhalt; wie z. B. aus dem „Kritischen und raisonnirenden Wörterbuch der Hofetikette und der Weltgebräuche“ von Frau von Genlis, aus der „Lebensgeschichte von Bonaparte“, aus den „Lotosblättern“ des Grafen von Loeben, aus den Reiseberichten des russischen Kapitän-Lieutenants August von Kotzebue über seine Weltreise, Berichte, die den Briefen an den Vater entnommen waren u. s. f.

Doch die historische Bedeutung dieses Jahrgangs liegt in seinem wesentlich publicistischen, für die damalige Zeitgeschichte wichtigen Charakter. Ohne Frage war das „Literarische Wochenblatt“ der Nagel zum Sarge seines Redacteurs, und hat mehr als Kotzebue's frühere Schriften die Hand des Burschenschafters Sand gewaffnet. Nicht als ob Kotzebue sich einer fanatischen Verfolgungswuth schuldig gemacht hätte — der Fanatismus war auf seiten seiner Gegner. Das Urtheil Kotzebue's ist milde und gemäßigt; er spricht von dem großen Burschenfest auf der Wartburg und nennt „die ganze Feierlichkeit größtentheils gemüthvoll und erhaben“. Wenn er sich gegen das Auto de Fé erklärt, bei welchem seine „Deutsche Geschichte“ verbrannt wurde, so wird man ihm das gewiß nicht verdenken. „Deutsche Jünglinge“, ruft er aus, „die größtentheils vor vier Jahren noch Knaben waren, nennen einen Mann undeutsch, der unter Napoleon's Herrschaft manches kühne Wort gesprochen, dem im Jahre 1813 das preußische Gouvernement zwischen der Elbe und Oder officiell bezeugte, er habe auch sein Scherflein zur Erweckung der Deutschen beigetragen; einen Mann, dessen Proclamationen gegen die Franzosen vor dem Feldherrn hergingen, dem er damals zugegeben war, und dem sein Monarch bei Verleihung eines Ordens ausdrücklich schrieb, er habe diese Auszeichnung dadurch verdient, daß er die französischen Grundsätze beharrlich bekämpft habe; den dürfen nun Studenten verbrennen, weil er das Mittelalter nicht lobt, und ihm die Fenster einwerfen, weil er vom Turnen eine andere Ansicht hat! Ist das rechtlich? Bringt das Ehre?“

Beiläufig gibt Kotzebue auch die vollständige Liste der Namen an, die bei dem Wartburgfest dem Auto de Fé verfielen; es waren: Ancillon, von Cölln, Cramer, Dabelow, von Haller, Harl, Zimmermann, Janke, Kotzebue, Kosegarten, von Kamptz, Reinhard, Schmalz, Saul Ascher, Benzel-Sternau, Werner, Karl von Wangenheim, Zachariä, Wadzek, Scherer (sämmtlich „schuftige Schmalzgesellen“). Hin und wieder spricht Kotzebue später sein Mitleid über irregeleitete Jünglinge aus. Fortwährend ist der Herausgeber zu persönlicher Abwehr genöthigt: er wehrt sich in mehrfachen Erklärungen gegen die Verdächtigung, daß er ein Vertheidiger der Leibeigenschaft sei; er wendet sich an die Gerichte, als eins seiner Bulletins, in denen er der russischen Regierung über die deutschen literarischen Zustände Bericht erstattet, ihm entwendet und in der Luden'schen „Nemesis“ zum Abdruck gebracht wird; er theilt das Urtheil der königlichen sächsischen Schöppen zu Leipzig mit, in dem Dr. Ludwig Friedrich August Wieland, Lorenz Oken und Dr. Heinrich Luden zu Gefängniß-, respective Geldstrafe verurtheilt wurden, „wegen einer an sich widerrechtlichen Beeinträchtigung fremden Eigenthums und vornehmlich wegen öffentlicher Verletzung der schuldigen Ehrerbietung gegen das Oberhaupt eines fremden Staates, wobei auch die vielfachen Verunglimpfungen des von Kotzebue nicht außer Acht zu lassen seien“. Dieser Proceß erhöhte natürlich den Haß gegen Kotzebue, der wegen seiner literarischen Bulletins an die russische Regierung als ein Vaterlandsverräther dargestellt wurde.

Der politische Standpunkt Kotzebue's, wie er sich im „Literarischen Wochenblatt“ ausprägt, ist der patriarchalische. Er erklärt es für seine innigste Ueberzeugung, daß repräsentative Verfassungen zwar in vieler Hinsicht sehr gut und wünschenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke und als ein neuer Weg immer bedenklich einzuführen sind, weil tausend leidenschaftliche Reibungen gewiß entstehen würden, und weil man wohl weiß, wo man

anfängt, aber nicht, wo man endigen wird. „Es ist folglich meine Ueberzeugung", fährt er fort, „daß da, wo ein gerechter Fürst monarchisch regiert, man am sichersten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren lasse, weil das sichere Gute oft dem unsichern Bessern vorzuziehen ist." An einer andern Stelle sagt er über seine politischen Meinungen, welche oft mit den Modemeinungen im Widerspruch stehen: „Es hat eine Zeit gegeben, wo auch wir für Demokratien, Constitution, Preßfreiheit u. s. f. geschwärmt und uns redlich eingebildet haben, die allgemeine Wohlfahrt könne ohne solche Dinge nicht bestehen. Indessen haben wir auch gar oft gelesen und uns die Lehre wohl gemerkt, daß die Erfahrungen, welche die Geschichte liefert, fast immer unbenutzt bleiben. Darum wurden wir aufmerksamer auf die Geschichte unserer Tage und beschlossen, daß der Vorwurf, keinen Nutzen daraus gezogen zu haben, uns nicht treffen solle. Daraus ergab sich aber, daß wir unsere Meinungen über vieles andere, unsere Erwartungen von manchen Dingen gewaltig herabstimmen mußten. So ist unsere jetzige Ueberzeugung entstanden, daß Demokratien nur einzelne Städte beglücken, daß die Monarchie die natürlichste und beste Regierungsform ist, daß Stände allerdings dem Fürsten wie dem Volke sehr nützlich sein können, daß sie aber nicht eine Art von Opposition gegen den Fürsten bilden, sondern nur des Hauses ältere Söhne sein sollen, die dem Vater freundlich rathen, nicht aber vorschreiben dürfen, und endlich, daß unbedingte Preßfreiheit zwar viel nützt, aber noch mehr schadet."

Es waren indeß weniger diese reactionären politischen Anschauungen, welche man durchaus nicht mit dem Maßstab unserer heutigen Zustände messen muß, es waren mehr gewisse Antipathien Kotzebue's, was die Erbitterung gegen ihn auf das höchste steigerte. Zu diesen gehörte vor allem die Antipathie gegen die Turnkunst. Auch hier müssen wir so billig sein, nicht die heutige, sondern die damalige Turnkunst mit ihrer ganzen romantischen Einkleidung und ihren maßlosen Prätensionen ins Auge zu fassen. Kotzebue that nur dasselbe, indem er sie verspottete, was nachher Heinrich Heine that, welcher nicht müde wurde, die Maßmann'schen Purzelbäume in Prosa und Versen lächerlich zu machen. Daß gymnastische Uebungen trefflich für die Jugend sind, gibt auch Kotzebue zu, nur nicht daß sie neu seien und daß das Heil von ganz Deutschland vom Turnen abhänge. Er erklärt sich eifrig gegen die Jahn'schen Kraftstücke, namentlich gegen das Aufhängen an den Beinen und dergleichen halsbrechende Künste. Jahn sage freilich: „in jedem rechten Turnspiel rege sich eine Welt", warum denn aber, meint Kotzebue, die verkehrte Welt? Mehrfach kommt Kotzebue bei der Besprechung neuer Turnschriften auf dies Thema zurück und geiselt die Ausschreitungen der damaligen Teutonen mit ebenso vielem Witz wie später Heine. Eine [illegible]dere Antipathie Kotzebue's war der damals im Schwang [illegible]ende Magnetismus, dessen Offenbarungen er mit kri[illegible]hen Glossen verfolgt. Doch das war ungefährlicher als [illegible] Turnerschaft zu reizen, in welcher sich damals der [illegible]nannte „öffentliche Geist" Deutschlands concentrirte.

Das „Literarische Wochenblatt", jedenfalls eins der [illegible]ntesten Journale damaliger Zeit, fand großen Beifall. [illegible]ı dem ersten Bande wurde alsbald eine neue Auflage nöthig, und im October 1818 konnte die Verlagsbuchhandlung sogar eine dritte unveränderte Auflage ankündigen. Doch schon am 3. Mai 1819 wurde Kotzebue in Manheim ermordet, sodaß der größte Theil des neuen Jahrgangs bereits ohne seine Redactionsthätigkeit, ohne die pikanten Arabesken seiner gewandten Feder erscheinen mußte.

Der vierte Band der Zeitschrift (1819) beginnt mit einer Biographie und Charakteristik Kotzebue's, welche, von der Pietät eingegeben, die eine Zeitschrift ihrem Begründer und Herausgeber schuldig ist, doch noch heutigentags lesenswerth erscheint wegen mancher darin enthaltener Daten und auch die politischen Irrthümer Kotzebue's nicht verschweigt. Gleichwol hatten diese Irrthümer dazu gedient, die Zeitschrift interessant zu machen, die jetzt trotz ihrer fortgeschrittenen Einsicht nicht in das rechte Fahrwasser gelangen konnte. Die Verlagshandlung wandte sich an eine große Zahl geistreicher Autoren und bot unverhältnißmäßig hohe Honorare, das Blatt verlor aber dennoch die Hälfte seines Absatzes, namentlich seit der weißenfelser Advocat Adolf Müllner der Tonangeber in diesem Interregnum wurde und seine persönlichen Gehässigkeiten in dem Blatt ablagerte. Die Kritik nimmt einen schärfern und gröbern Ton an als in den ersten Jahrgängen, freilich werden auch ästhetische Principien mehr hervorgehoben. Grillparzer's „Sappho" wird in einer Weise abgefertigt, die mit Kotzebue's anerkennender Kritik der „Ahnfrau" im schroffsten Widerspruch steht. Namentlich aber begannen die kritischen Feldzüge gegen die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, die alsbald nicht blos hier, sondern auch in andern Blättern nach allen Regeln der Strategie geführt und bald so lebhaft wurden, daß eine Folge „literarischer Kriegsbulletins" im „Literarischen Wochenblatt" selbst über die verschiedenen Angriffe und Vertheidigungen Auskunft ertheilte. Die Angriffe des Blattes galten besonders dem von Brockhaus herausgegebenen Taschenbuch „Urania" und den damit verbundenen Preisaufgaben. Die Preise werden „ganz erstaunlich" genannt, des Herausgebers „undeutsche Art und Kunst" wird verspottet, die Ausdrücke streifen an die Grenzen der Injurie.

Das weimarische Klima bekam indeß dem „Literarischen Wochenblatt" nicht, die Hoffmann'sche Buchhandlung bestrebte sich, dasselbe anderswohin zu verpflanzen und verfiel auf den Gedanken, vor der so heftig angegriffenen Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung die Waffen zu strecken, gewiß in der Meinung, daß derselben die Annexion des feindlichen Gebiets nicht unwillkommen sein würde. In der That konnte sie bereits am 1. Juni 1820 verkünden, daß Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig von jetzt ab der alleinige Eigenthümer und Herausgeber sei, wenngleich der laufende fünfte Band noch auf ihre Rechnung versandt werde. Alsbald empfand der Advocat von Weißenfels den Rückschlag dieser unerwarteten Wendung; denn schon in demselben Juni wurde seine „Albaneserin" als dramatisches Flickwerk in dem „Literarischen Wochenblatt" scharf analysirt und Herr Müllner sein eigener größter und dreistester Lobredner genannt.

Ehe wir indeß das neue Programm der nach Leipzig übersiedelten Zeitschrift ins Auge fassen, müssen wir noch einen Schriftsteller von Ruf erwähnen, der dem „Literarischen Wochenblatt" zur Zeit des Müllner'schen Regime

seine thätige Theilnahme schenkte. Es ist dies Ludwig Börne, welcher damals in Frankfurt seine „Wage" redigirte, aber noch Muße fand, dem fünften Band des „Literarischen Wochenblattes" ungefähr ein Dutzend kritischer Artikel zuzuwenden: über neuere Dichter, Reisebeschreibungen, dramatische Literatur, über die „Naturgeschichte des Staats", über Karamsin's „Geschichte des russischen Reichs" und „viehischen Magnetismus". Die Artikel waren nicht unterzeichnet, aber in einem spätern Briefe an die Verlagshandlung bekennt sich Börne zu ihrer Autorschaft. Das scharfe kaustische Gepräge des Börne'schen Stils verleugnet sich in keinem derselben. Ein junger unglücklicher Dichter aus Gera, Christian Friedrich Eisenschmidt, erfährt gleich in der ersten Kritik eine witzige Abfertigung, die mit den folgenden Worten beginnt:

Die Stadt Gera an der Weißen Elster hat 700 Häuser, 6087 Einwohner, ein Gymnasium und ein Zuchthaus; Kattun-, Kutscher-, Leder-, Porzellan-, Steingut-, Tuch-, Wollzeug-, Hutfabriken u. s. w. Solche Kleinigkeiten bemerkt Stein in seinem Handbuche der Geographie, aber die Hauptsache, nämlich daß jene Stadt einen großen Dichter besitzt, läßt er unberührt. Diesen wichtigen statistischen Nachtrag liefert jetzt Herr Christian Friedrich Eisenschmidt durch die Herausgabe seiner Dichtungen.

In der Kritik selbst kommt er noch einmal auf Gera zurück:

Das Land des Dichters hat noch mehrere Sonderbarkeiten, von denen Stein's Geographie nichts sagt. So frißt das geraer Vieh goldenes Gras, was sich aus folgender Stelle ergibt:

Geraer, geboren auf goldenen Matten,
Ihr nennt euch Enkel der goldenen Zeit.

Die Geraer sollten klug sein und ihren Namen verändern; denn wenn ihn die Steuereinnehmer erführen, könnten sie denken, es müßte noch viel vorhanden sein von dem Reichthum der Großmutter.

In den andern Kritiken Börne's zeigt sich bereits seine ganze Weltanschauung ausgeprägt. So spricht er sich in einem Artikel „Biographie" über die großen Männer des letzten Jahrhunderts aus; er meint, sie hätten den Lebenskreis des Volks nicht berührt, nur mit der Höhe über die Menge hervorgeragt, aber ihre Grundfläche habe sich nie über das eingeführte Maß hinaus ausgebreitet, man habe sie als Schauspieler betrachtet, welche durch den fallenden Vorhang auf immer von den Zuschauern und dem Leben getrennt worden seien; jetzt aber wären die großen Urbilder der neuen Zeit zu uns selbst ins Haus gekommen und hätten uns mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt. „Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister, Bauernsöhne, die es bis zum Geheimrathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren haben; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit dem blutigen Schwert an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten: das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit; sie haben den Reiz verloren."

Trotz der pikanten Artikel Börne's gedieh, wie schon erwähnt, das „Literarische Wochenblatt" nicht in dem weimarischen Klima. Im Juni 1820 theilte Friedrich Arnold Brockhaus der Lesewelt den Cessionsvertrag zwischen der Firma Hoffmann und seiner Firma mit, den er mit den folgenden Worten einleitete:

Bereits seit mehreren Jahren beschäftigte sich der Unterzeichnete mit der Ausführung einer Idee zu einem Literaturblatte für Weltleute, das ihm, nach seiner Beobachtung des Zustandes unserer Gesellschaft, ein wahres Bedürfniß zu sein schien, als das Kotzebue'sche „Literarische Wochenblatt" auftrat und abgesehen von dessen politischen Tendenzen, seine Idee theilweise mit Talent ausführte. Nach Kotzebue's Tode und dem verlautbarten Sinken des „Literarischen Wochenblatts" unter seinen Nachfolgern erwachte die Idee aufs neue in ihm und es wurde zur Ausführung des frühern Gedankens schon manche Einleitung getroffen, als die Beschlüsse des Deutschen Bundestags vom 20. September (Einführung der Censur) ihm das Vertrauen zu der Möglichkeit einer glücklichen Ausführung benahmen und er sie deshalb vorderhand wieder aufgab. Sehr überraschend war es ihm daher, als im März d. J. ein Freund aus Weimar ihm meldete, daß die Herren Gebrüder Hoffmann (die seitherigen Verleger und Eigenthümer des „Literarischen Wochenblattes") aus mancherlei (nicht hierhergehörigen) Ursachen gesonnen wären, das Eigenthum und die Leitung dieses Blattes abzutreten und in andere Hände zu legen; er, unser Freund, wünschte, es an den Unterzeichneten gebracht zu sehen und erbot sich, die Unterhandlung einzuleiten. So sonderbar es dem Unterzeichneten erscheinen mußte, ein Blatt übernehmen und fortsetzen zu sollen, dessen besondere Tendenzen seit geraumer Zeit, wie man ihn versichert hatte — denn er selbst las es nach Kotzebue's Tode nicht mehr — in Persönlichkeiten gegen ihn, gegen seine Unternehmungen und gegen seine literarischen Freunde bestanden hatten, bei welchen verkehrten und unziemlichen Tendenzen auch das deutsche Blatt mehr als die Hälfte seiner Abnehmer unter v. K. verloren: so überwog doch die alte Lust zur Bildung eines eigenen Instituts dieser Art und die Erwägung der ihm bekannten Schwierigkeiten, ein ganz neues Journal in das deutsche Publikum schnell mit Erfolg einzuführen, die Bedenklichkeiten der Delicatesse, und es kam, da die Gebrüder Hoffmann billige Bedingungen für die Cession aufstellten, der Vertrag zu Stande.

Außer diesem Vorwort enthält die erste Nummer des Juni 1820 ein Programm in der eigenthümlichen Form eines Gesprächs unter der Ueberschrift: „Baron Grimm, Laharpe, August von Kotzebue." Baron Grimm und Laharpe werden gewissermaßen als geistige Ahnherrn des „Literarischen Wochenblatts" und namentlich jener Gestalt desselben, welche den neuen Unternehmen vorschwebte, von den Todten heraufbeschworen, und zwar Grimm wegen der „Feuilles littéraires", jener geistvollen Berichte an Weltmänner über Form und Stoff des höhern geistigen Lebens und Umgangs in Paris, die er während des Zeitraums von 1753—90 abfaßte und an mehrere deutsche Fürsten schickte. Laharpe schrieb seine „Correspondance littéraire" gleichzeitig mit Grimm (1774—89) an den damaligen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul von Rußland und an den Grafen Andreas Schuwalow, Kammerherrn der Kaiserin Katharina, nur mit dem Unterschied, daß Laharpe doctrinärer, akademischer, einseitiger war und seine Berichte allein schrieb, während diejenigen von Grimm gleichsam ein Echo der geistreichsten pariser Salons waren. Daß Kotzebue als der dritte in diesem Bunde aufgeführt wird, darf nicht wundernehmen. Ohne Frage schwebten ihm bei der Begründung des Blattes die Correspondenzen Grimm's und Laharpe's vor, um so mehr, da er sich ja

selbst in einer ganz ähnlichen Lage befand als Berichterstatter der russischen Regierung über die literarischen Zustände Deutschlands. Der neue Herausgeber findet die Idee Kotzebue's glücklich, aber die Ausführung verfehlt; er tadelt das regellos muthwillige Durchschwärmen des ganzen Literaturgebiets und noch mehr die schiefe, dem Geist der Zeit hohnsprechende politische Richtung des „Literarischen Wochenblatts". In dem neuen Wochenblatt soll nach seiner Ansicht nicht ein einzelner Schriftsteller, wie es anfangs Kotzebue, der vielgewandte, ja allseitige Briareus mit hundert Armen und hundert Augen that, über die gesammte Literatur Bericht erstatten, sondern das Blatt soll so viel Berichtgeber haben, als die Literatur Hauptseiten hat, ja manche Seite derselben soll von mehrern Männern zugleich betrachtet werden, damit kein Louvois ein kleines Fenster für gleich groß mit den übrigen ansehe. Den groben und gemeinen Gesellen wird nirgends Eingang verstattet. Das Blatt soll weder ein encyklopädischer Moniteur in Folio, noch ein bureau d'esprit werden, sondern ein einfaches „literarisches Unterhaltungsblatt oder Conversationsblatt" werden, etwa eine Tausendundeine Nacht für offene und muntere Ohren, gleichzeitig eine Art Ergänzung für das damals in 50000 Exemplaren verbreitete, ziemlich allgemein bekannte „Conversations-Lexikon" und die andern damaligen Brockhaus'schen Zeitschriften „Hermes" und „Zeitgenossen".

Es ist interessant, daß in diesem einleitenden Dialog bereits die Titel angedeutet sind, welche das Unternehmen allmählich im Laufe der Jahre annahm. Den Titel „Literarisches Conversationsblatt" trug es vom 1. December 1820 an, ohne diese Abänderung weiter zu rechtfertigen, während es den Titel „Blätter für literarische Unterhaltung", den es noch heute an seiner Stirn trägt, am 1. Juli 1826 angenommen hat.

Eine nicht unwichtige Neuerung bestand in dem täglichen Erscheinen des Blattes, welches dadurch gleichzeitig seinen Umfang und seine Beweglichkeit vermehrte. Brockhaus unterließ nichts, um die besten Kräfte zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen. Das Archiv der Verlagsbuchhandlung enthält eine große Zahl von Briefen, welche den Eifer des neuen Herausgebers und Redacteurs zeigen, die ihm vorschwebenden Tendenzen den Mitarbeitern ans Herz zu legen. Mehrfach kommt er in diesen Briefen auf das Vorbild der Grimm'schen Bulletins zurück. Interessant ist eine Correspondenz mit Ludwig Börne, der, zur Mitarbeiterschaft an dem neuen Unternehmen aufgefordert, in einem Schreiben vom 18. April 1820 ein Honorar von acht Louisdor für den Bogen verlangt und sich nicht abgeneigt zeigt, die Redaction desselben zu übernehmen. In Betreff der Müllner'schen Epoche spricht er sich in folgender Weise aus:

Mit Ihren Müllneriana haben Sie mir ein angenehmes Geschenk gemacht. Ich hatte sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Bei dem Streit war mir nur bekannt geworden, was er im „Literarischen Wochenblatt" geschrieben. Ich war über Müllners unbehülflichen Witz ebenso erstaunt, als über seine Gemeinheit erbost. Es ist der besoffene blaue Montag in Handlung gesetzt. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, der in Versen so schön und geistreich schreibt, in der Prosa so tiefprosaisch sein kann. Am meisten ärgerte mich dabei, daß die großen Herren und Septembrisirer ins Fäustchen lachen werden, wenn sie sehen, daß ihnen schon nach neun Monaten gelungen ist, die Schriftsteller vom Gefühl des Rechts und der Freiheit, das im geistigen Leben so nothwendig ist als im politischen, abzuziehen und sie durch wahre Raufbalgereien um alle Achtung und allen Einfluß zu bringen.

Auf dieses Schreiben Börne's antwortete Brockhaus am 26. April 1820 unter anderm:

Ohne den Herren Hoffmann zu nahe treten zu wollen, darf ich es auch um so eher sagen, da es von ihnen selbst eingestanden ist, daß sie sich nach dem Tode Kotzebue's in einer Art von Verlegenheit fühlten, wie sie das Unternehmen fortsetzen sollten. In dieser wandten sie sich an eine Anzahl als geistreich bekannter Personen und suchten solche durch hohe Honorare zu gewinnen, die zwar in ihren Augen nach dem damaligen Absatz zulässig scheinen mochten, wenn sie es auch bei mehr routinirten Verlegern nicht waren, indem bei literarischen Unternehmungen andere als die gewöhnlichen Berechnungen stattfinden müssen, weil ihr Bestand zu unsicher und mit den größten anderweitigen Aufopferungen verbunden ist. Daß es den Gebrüdern Hoffmann weder in der Auswahl dieser Mitarbeiter, noch in dem von ihnen befolgten Systeme gelungen ist, beweist der Umstand unwidersprechlich, daß das Blatt seitdem an die Hälfte des Absatzes verloren hat und der Widerwille, der das Publikum besonders seit dem Zeitpunkte dagegen ergriffen, wo es der weißenfelser Kritikaster, den Sie in Ihrem Briefe sehr richtig charakterisiren, zum Ableger seiner persönlichen Angelegenheiten gemacht hat. Ich denke also richtig verfahren zu sein, wenn ich geglaubt habe, ein ganz anderes System befolgen zu müssen, so wie es mit meinem persönlichen und buchhändlerischen Charakter auch nur vereinbar ist. Dem Blatte selbst werde ich einen veredelten Charakter geben, der alle rein persönliche Polemik gänzlich ausschließt und von der Literatur und Politik (soweit sich diese aus Schriften behandeln läßt, da rein politische Aufsätze, die keine literarische Veranlassung haben, ausgeschlossen bleiben) das Neueste in kurzen, verständigen und womöglich geistreichen Aufsätzen mittheilt.

Auch in Briefen an Aretin, Staatsrath von Jacob, Professor Friedländer u. a. stellt Brockhaus dieselben Grundsätze auf, nach denen er das neue Blatt zu leiten gedenkt.

Wir haben bei dieser Entstehungsgeschichte der „Blätter für literarische Unterhaltung" länger verweilt, weil die spätere Entwickelung des Journals sich im ganzen nur wenig von den damals gelegten Grundlagen entfernte, nur daß Lesefrüchte und Notizen, sowie die Berücksichtigung auswärtiger Literaturen und anderer Journale allmählich gegen die Kritik in den Hintergrund traten, welche indeß durch zahlreiche Auszüge und durch ihre ganze Haltung stets den unterhaltenden Ton wahrte. Im übrigen gaben die „Blätter für literarische Unterhaltung" in allen ihren Jahrgängen die umfassendsten Bulletins von dem geistigen Leben der Zeit in einer von jedem gelehrten Schulstaub gänzlich freien Form.

Unserer weitern Darstellung vorgreifend bemerken wir noch, daß vom Jahre 1823—53, während eines Zeitraums von dreißig Jahren, Heinrich Brockhaus der Herausgeber und die Seele des Blattes war; daß es von 1853 — 64 von Hermann Marggraff, seit 1865 von dem Unterzeichneten herausgegeben wurde.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

Gedichte von Hermann Lingg. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 1 Thlr.

Unter den meisten Lyrikern der jüngsten Zeit hebt sich Herrmann Lingg hervor wie ein interessanter Charakterkopf neben platten Studienprofilen. Er gehört nicht zu den Poeten, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen, Grund genug, seine Dichtungen auszuzeichnen in einer Epoche lyrischer Verschwommenheit. Seine ersten Gedichte tragen ein markiges Gepräge und verrathen keine Spur jener „blöden Jugendeselei", die damals besonders im Schwang war; es durchwehte sie ein historischer Geist und in den weiten Culturperspectiven, die sie entrollten, befreiten sie das Gemüth von dem Druck enger und kleinlicher Empfindungen. Einzelne von ihnen hatten jenen genialen Wurf, der sie rasch dem Gedächtniß einprägte und in Reih und Glied stellte mit den Gedichten, welche der Nation ans Herz gewachsen sind.

Diesen historischen und culturhistorischen Geist hat der zweite Band der Gedichte mit dem ersten gemein. Es sind nicht moderne Stoffe, welche der Dichter wählt; aber der Geist, in welchem er seine Stoffe behandelt, ist ein moderner. Es ist der geschichtsphilosophische Geist, wie er sich in den Kaulbach'schen Fresken ausprägt, der auch in den Lingg'schen Dichtungen herrscht. Dabei geht nicht die todte Formel umherspazieren wie ein knöchernes Gerippe am Auferstehungstag, sondern es weht und wallt ein Gestaltenheer, hier in kecken Umrissen sich hervorhebend, dort traumhaft verdämmernd, immer beleuchtet von den Blitzen des Gedankens. In diesem Aether des Geistes fallen die Schranken der Zeitalter, das graue Alterthum reicht der Neuzeit die Hand, von dem schwerterklingenden Schlachtgewühl des Trasimenischen Sees werden wir unter die Geschütze von Friedrichshall, von den Cyklopenmauern an die Bastille geführt, von Nimrod versetzt uns der Dichter zu Cartesius und Gutenberg, von der ormuzdgläubigen Mandane zu dem Inka Perus, der zur Sonne betet. Dann gefällt er sich wieder in Freiligrath'scher Naturmalerei, besingt den Samum in der Wüste, die Pflanzen des Meeres, den Kolibri.

Ist dies nicht ein Bilderbuch? werden viele ausrufen. Ziemt es sich für den Poeten, so hin- und herzublättern im Orbis-pictus der Welt und die Phantasie zu beschäftigen in dieser wohlfeilen Manier der Pfennigmagazine und der illustrirten Zeitungen? Geräth die Lyrik, die sich solchen Stoffen hingibt, nicht auf die Abwege der beschreibenden Poesie, deren Todsünden schon von Lessing verdammt worden sind? Geht nicht ihr eigenthümlicher Zauber, der Zauber der Empfindung, verloren, wenn sie so weitherzig ist, dieselbe an die entlegensten Objecte zu verschwenden?

Es ist hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Seid nur Poeten von Gottes Gnaden, so wird euch das andere alles von selbst zufallen. Sicherlich ist es ein Irrthum, zu glauben, daß die Empfindung nur im Reich des Herzens und der nächsten Erlebnisse zu ihrem ungebrochenen Ausdruck komme. Wie der Mensch mit seinen großen Zwecken, so wächst der Dichter mit seinen großen Stoffen und seine Empfindung gewinnt an Macht und Tiefe, wenn er sein eigenes Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit erweitert!

Freilich, wo das Talent nicht ausreicht, da mislingt bei solchen Stoffen der Guß und in trüben Blasen tritt ihre stoffliche Zähigkeit hervor. Da erhalten wir statt des stimmungsvollen Bildes die trockene Vedute ohne jede duftige Perspective, statt des historischen Tableau die Gruppe des Wachsfigurencabinets, bei der sich der Zauberstab der Phantasie in den deutenden Stab des phantasielosen Cicerone verwandelt! Doch auch dem Talent mislingt oft der Wurf, wenn es nicht seine gute Stunde hat. Sobald es nicht die Kraft hat, den Stoff zu überwinden, wird es von ihm überwunden. Auch dürfen wir bei aller Anerkennung des Gelungenen in den neuen Gedichten von Lingg nicht verkennen, daß der Dichter oft die Grenze überschritten hat, welche die poetische Anschauung von der prosaischen trennt, daß das Große von ihm bisweilen ins Groteske verzeichnet worden, und daß ebenso oft von den hochgehenden Fluten des Gedankens ein schlammiger Rest übriggeblieben ist, welcher die dichterische Form versumpft.

Lingg bewährt oft poetische Intuition, der gegenüber sich Gestalt und Gedanke decken. Nicht selten aber passirt es ihm, daß der Gedanke hinter der Gestalt hervorguckt und gleichsam seine Männchen macht.

Der zweite Band der Gedichte zerfällt in sieben Abschnitte: „Mythus und Geschichte", eine Idylle in Bildern; „Bilder und Gestalten"; „Alterthümer"; „Zonen"; „Sonette"; „Aus Leben und Zeit". Man sieht schon aus diesen Ueberschriften, wie der weltweite Inhalt aus Geschichte und Natur den engern Gefühlskreis überwiegt.

Der erste Abschnitt beginnt mit einem grandiosen Hymnus: „Gesang der Titanen", in welchem aber die Rhythmen etwas ungeordnet wild übereinandergestürzt sind, wie der Ossa über den Olymp, vielleicht in sinnbildlicher Anarchie. Doch ist echter Odenschwung in dem Gedichte:

> Unser sind Felsensitze!
> Gegen des Donn'rers Haus,
> Schleudert er auch Blitze,
> Harren wir doch aus.
>
> Lieb' und Freude dauern
> Wie Gras, das man mäht,
> Aber des Fluches Mauern
> Trotzen noch spät.
>
> Unser sind Höhlenfeuer,
> Weicht Götter zurück!
> Himmel und Meer ist euer,
> Doch auch hier ist Glück.

In diesen Strophen hat die zweite Zeile oft zwei, oft drei Füße, ist bald iambisch, bald trochäisch; doch da die Titanen sich ganz andere Licenzen nahmen, so muß ihnen auch die poetische Licenz erlaubt sein. In ähnlichem grandiosen Stil sind die „Enakssöhne" gehalten; das Colorit des Gedichts ist vorsündflutlich. „Kain" ist ein biblisches Porträt ohne Bedeutung, der „Befreier" ein Klagelied der zusammenbrechenden Erdengewalt. In eine Strophe des Gedichts hat sich ein Fünffüßler verirrt statt der sonst durchgehenden Vierfüßler:

Gleich einer Heerde, ohne sie zu tränken.

„Niobe" ist bedeutend! Hier ist große Anschauung und Scenerie. Das Gedicht kann als ein Beispiel dessen dienen, was die Schlegel wahrscheinlich mit ihrer Urmythologie gemeint haben. Die Gestalt der griechischen Sage ist dem Kreis des Hellenenthums entnommen und zu einer allgemeinen menschlichen Bedeutung vertieft:

Tag und Nacht erbraust's im Hochwald,
Durch die Höhlen saust der Wind,
Cedern ragen aus der Felsschlucht,
Und darin ergraut und blind
Wohnt die Mutter aller Völker,
Die zerstreut in alle Lande sind.

Jeden Frühling, wenn der Bergstrom
Niederwogt im Siegesschritt,
Gibt sie allen Wolken Botschaft
An die fernen Söhne mit,
Alle Stürme fragt sie: sagt mir,
Welch ein Schicksal mein Geschlecht erlitt? —

Und die Wolken schwer von Blutdunst,
Und die Stürm' aus Süd und Nord
Rufen: Mutter! auf dem Schlachtfeld,
Auf der hohen Schiffe Bord,
Ueberall auf weiter Erdnacht
Sahen wir der Völker Brudermord.

Schon verstehen sie sich nicht mehr,
Alle Bande sind entzwei,
Unter ihrer grimmen Habsucht
Blieb kein Ort vom Morde frei,
Unter Geiseln finstrer Willkür
Jammert ihre Flüche Weheschrei.

Traurig hört's die alte Bergfrau,
Birgt das Haupt in ihren Schos,
Ueber ihren Nacken langsam
Wallt das graue Hauptthaar los —
Traurig, daß der Bergstrom mitklagt,
Weinet sie um ihrer Kinder Los.

„Cyklopenmauern" hat echt alterthümlichen Hauch, der nur durch einzelne prosaische Wendungen getrübt wird, z. B. „auf dem Schwalle der Wogen ist ein Schritt der menschlichen Entwickelung mehr". Das „Letzte Schlachtlied der Vandalen" ist in der rhythmischen Form vortrefflich ausgemeißelt, während der Inhalt unbedeutend ist:

Wirf ihren Belisar,
O König Gelimer!

Wen soll das interessiren?

Ein vorzügliches Gedicht dagegen ist: „Erwartung des Weltgerichts." Hier ist die Größe der Situation gewahrt, obgleich sie der Dichter in einzelne Bilder auflöst, die dennoch nicht als losgelöste Genrebilder erscheinen, weil der Geist des Ganzen in ihnen lebendig ist. Das Gedicht hat biblischen Schwung; es ist gleichsam von den Schauern der Apokalypse durchweht. Wir sehen die Menschen alle sich zum Kirchhof und zum Dome drängen; der Geizige opfert reuig seine Ersparnisse, die Buhlerin ihr langes Goldhaar; Glockengeläute und Bußgesang ertönt; Kaiser und Fürsten umknien den Altar, „den Purpur von den Schultern, die Kronen auf dem Stein".

Das ist gleichsam die Strophe des Gedichts; ihr tritt die Antistrophe gegenüber, tiefsinnig und schön, in einen Schlußvers voll hoher Poesie ausklingend:

Durch Nacht und Dunkel reitet gen Ost von Niedergang,
Das Kreuz auf seinem Panzer, ein Ritter ohne Bang.
Er denkt: die Welt wird stehen, bis wir das Grab befreit;
Es leuchtet schon im Osten, bald weicht die Dunkelheit.

Vom hohen Berge blicket ein Weiser himmelan,
Er sinnet vor sich nieder und mißt der Sterne Bahn.
„Die ewigen Gesetze, Allmächtiger, leuchten klar
Aus deinem Buch am Himmel, erneuernd Jahr um Jahr.

„Und wie sie dort erstrahlen, so leuchten wieder hier
Der Frühling und die Menschen, Erbarmender vor dir,
Und wieder blühn wird Hoffnung dem menschlichen Geschlecht,
Und werden grünen Saaten und walten im Land das Recht."

Auf Blumen eingeschlafen in eines Thales Hain
Ruhn engelgleich zwei Kinder in Gottes Schutz allein,
Auf ihrer Unschuld Wangen blüht zart das Himmelslicht —
Vorüber rollt der Donner, vorüber das Weltgericht.

„Des Kaiserheeres Romfahrt" ist wieder in der Form vortrefflich:

Es fleugt, den Weg zu weisen,
Der Adler vor dem Heer,
Am Eise klirrt das Eisen,
In Wolken reicht der Speer.

Je näher indeß Lingg bei der Auswahl seiner Stoffe der Neuzeit kommt, desto geringer wird der Schwung seiner Phantasie. Seine Muse ist mit feurigen Zungen begnadigt, wenn sie das Große und Gewaltige in einem gewissen visionären Dämmer schildern kann; in der Tageshelle der neuen Geschichte verliert sie viel von ihrem Zauber. Gestalten wie Gutenberg, Cartesius, Columbus, Karl XII. weiß sie nicht auf ein wahrhaft großes Piedestal zu stellen; hier verfällt sie leicht ins Genrebildliche; ja bei Karl XII. sogar in einen plaudernden Conversationston mit fast trockenen historischen Auseinandersetzungen. Den genrebildlichen Charakter tragen auch die vorgeführten Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg. Das beste dieser Gedichte aus der Stoffwelt der Neuzeit ist „Herodias"; hier ist die Situation scharf ausgeprägt und die Gestalten stehen in einer gespenstigen Beleuchtung. Ein originelles Gedicht, eine Art Humoreske im Holzschnittstil, die sich auch an einen ältern Holzschnitt anlehnt, ist „Ein alter Gerichtssaal", ausgeführt nach dem bekannten Denkspruch: „Zuerst das Geschäft und nachher das Vergnügen." Das Geschäft wird uns in charakteristischen Holzschnitten vorgeführt; von dem Vergnügen heißt es:

Die Hochwohlgeboren, der Rechte Doctoren.
In stattlicher Zahl,
Die Procuratoren
Und Richter zumal
Sind alle versammelt im herrlichen Saal.
Sie essen
Bei Späßen
Die Delicatessen
Mit fröhlichem Muth.
Vergessen Promesse, Concesse, Regresse,
Und nur die Verdauungsprocesse
Sind, worauf alles beruht, und diese sind gut.

Auch der Schluß dieser Humoreske hat einen weltgerichtlichen Zug. Diese moderigen Perrüken zerstieben wie Spukgestalten vor dem Zeitgeist, der die Völker befreit, wenn nur nicht wieder andere an ihre Stelle träten! Farbenbunt, mit leichtgeflügeltem rhythmischen Takt erscheint eine andere Humoreske, ein Schlittschuhfahren aus alter Zeit, eine Studentenfahrt, die vier Facultäten auf dem Eise, eine Situation, die zu sinnigen Scherzen aus-

gedeutet ist. Die kurzen Reimverse sind in der Mehrzahl trefflich behandelt.

Horch, in der Runde
Schallet Gesang!
Ueber dem Grunde
Flammt es entlang.

Hört ihr die Schlitten?
Seht, und davor
Kommen geritten
Burschen durchs Thor.

Schlank wie die Cedern,
Froh und voll Muth —
Wallende Federn
Schwanken am Hut.

Auf die Abtheilung „Mythus und Geschichte“ folgt eine „Idylle in Liedern“, Gedichte, welche Naturbilder, Blumen, Liebesempfindungen enthalten und ungleich an Werth sind. Wo sich Gestalten zeichnen und sinnig beleuchten lassen, da erhalten wir manch treffliches Bild; dagegen quillt bei dem reinen Gefühlsausdruck der melodiöse Strom nicht voll und innig genug hervor. Da ringt der Dichter mit der Form und beherrscht sie nicht:

Dein Herz, so liebevoll und schön,
O wär' es mir gewogen!
Ich schaute dann in lichte Höhn
Aus dunkeln Lebenswogen.

Ich würde nicht im Streit mit mir
Wild hin- und hergetrieben,
Ich würde fromm sein und mit dir
Die Welt und alles lieben.

Das Gedicht ist ziemlich trivial; ein „schönes“ Herz, der Misklang „mit mir“, „mit dir“ sind unannehmbare Härten. Das Gedicht „Angedenken“ beginnt:

Dein weißes Halstuch, Süße!
Bewahr' ich auf der Brust,
Es sagt von dir mir Grüße,
Es schafft mir Leid und Lust.

Das ist Klingklang und nicht ohne Härten, wie „dir mir“. Oft finden sich unschöne Enjambements:

Den Lorber selbst, um den ich heiß gerungen,
Entbehren könnt' ich ihn wie leicht, da du
Mir alles bist und gibst, die Huldigungen
Des höchsten Ruhms und mehr — dein Herz dazu.

Das gelungenste dieser Gedichte von echt melodiösem Schwung, das die musikalische Begleitung herauszufordern scheint, und auf welches wir deshalb die Componisten aufmerksam machen, ist das folgende:

Schwüle, schwüle Julinacht —
Südwind küßt die Zweige,
Was dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!

Ueber den See, der stille ruht,
Wehen die Wolkenschatten,
Ueber die stille schlafende Flut,
Ueber die schimmernden Matten.

Hörst du's, wie zur Hochzeitnacht
Flöte tönt und Geige?
Was dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige.

Auch die Fleurs animés, wie man die dichterische Belebung der Blumen nennen möchte, „Anemone“, „Edelweiß“, „Akelei“, „Kartäusernelke“, „Kaiserkrone“ u. a. sind wohlgelungen.

Ebenso findet sich unter den „Bildern und Gestalten“ manches Unbedeutende. „Die Zigeunerin“, „Der Geächtete“, „Der Gekerkerte“ und andere derartige typische Bilder ermangeln des echten Lebens; auch „Die Willis“ ist nur lyrische Balletmusik. Der Abschnitt enthält einige Humoresken: „Eilwagenfahrt“, aus den seligen Zeiten der Postschnecke, nur etwas zu abrupt, um eine rein komische Wirkung hervorzubringen; „Petroleomanie“ mit der etwas matten Pointe:

Die groß und kleinen Kinder
Erfreut der neue Stern,
Nur leider, die Cylinder
Zerbricht es gar so gern.

Weit gelungener ist „In schöner Sommernacht“, phantastisch-burlesk, im guten Sinn an Heine erinnernd, ohne dessen Form sklavisch nachzuahmen, und „Der Fliegentod“, das im gleichen Genre gehalten, doch mit den barocken Namen der besungenen und vergifteten Fliegen mehr an Immermann's „Tulifäntchen“ gemahnt.

Der Abschnitt „Alterthümer“ führt uns in ein Museum ein, in welchem wir ein Goldkästchen, einen Dolch, ein Krystallglas, eine Kanone, die Büste einer Bacchantin, eine Gemme, einen antiken Sarkophag, einen Brautschmuck, die kleine Kanone Fortuna, eine Himmelbettstatt und ein Schachspiel finden. Alle diese antiquarischen Gegenstände werden nun durch die Poesie des Dichters zum Leben erweckt; sie erhalten von ihm poetische Inschriften. Dabei läuft viel des Bizarren mit unter. In der „Himmelbettstatt“ finden sich geistreiche Pointen; das „Schachspiel“ ist barock phantastisch behandelt, was uns bei diesem genialen Gedankenspiel etwas fremdartig gemahnt. Die Form ist in diesen Dichtungen nicht immer genugsam gefeilt; in dem Gedicht „Der Dolch“ heißt es:

Denn das Memento ist so richtig:
Wer dich zückt, steht zum Tod den Weg,
Und die Secunden sind so wichtig,
Daß, wer dich führt, es wohl erwäg'!

Diese Strophe ist in jeder Hinsicht verunglückt; die Gedanken sind trivial und prosaisch ausgedrückt, die Form ist uncorrect. Wenn es schon holprig genug klingt, eine harte Apostrophirung in den Reim zu stellen, so tritt dieser Fehler doppelt hervor durch einen unmöglichen Reim wie „Weg“ und „erwäg'“.

In dem Gedicht „Eine Gemme, Hymnus an Diana“, lautet der erste Vers:

Bogenschützin mit den flammenden Locken,
Aufgeschürzt jagst du am Meer,
Schweifst in den Bergen unerschrocken,
Schwester des funkelnden Lucifer.

Bei aller freien Bewegung muß der Rhythmus doch immer skandirbar bleiben. Hier hat die erste Verszeile, wie man sie lesen mag, einen Fuß zu viel, und da sich dies in den folgenden Strophen nicht wiederholt, so muß dies als eine Incorrectheit gelten.

Der Abschnitt „Zonen“ enthält wiederum viel Schönes, Freiligrath'sche exotische Poesie, doch meistens mit culturgeschichtlichen Perspectiven, welche einen eigenthümlichen Duft über dieselbe breiten. Palmyra's Trümmer belebt der Dichter mit Erinnerungen an Aurelian und an Zenobia und an den Bacchantenzug, dessen goldene Becken in die

Wüste hinaustönen; „Der Samum“ wird in einer legendenartig visionären Einkleidung geschildert, die allerdings an Freiligrath's „Gesicht des Reisenden“ erinnert; die „Araukaria“ und „Kolibri“ grenzen dicht an die von Lessing verfemten Gebiete beschreibender Poesie, ein so glänzendes Colorit auch diesen Beschreibungen nachzurühmen ist. In den Sonetten setzen sich zum Theil diese exotischen Schildereien fort; einige andere preisen Shakspeare etwas überschwenglich als einen Dichter, der von den höhern Genien der Planeten und Siriusse im Aetherkusse gezeugt scheint. „Urzeit“ ist eine vorsündflutliche Urweltsphantasie; andere wieder, wie „Gegenmächte“, „Seelenwege“, sind reflectirender Art. An Härten und fremdartigen Wendungen fehlt es in diesen Sonetten nicht.

Aus dem letzten Abschnitt möchten wir zwei bereits in Albums abgedruckte Gedichte: „Am Telegraphen“ und „Die Römerstraße“ hervorheben, weil sie einen echt modernen Geist athmen. In dem letzten Gedicht steht der Poet in Träume versunken an der Straße, welche die Römer erbauten; er sieht die Cohorten gepanzert vorüberziehen: Matronen, Prätoren, Lictoren:

> Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
> Ein Erzgedröhn auf nahen Gleisen —
> Ich steh' am Kreuzweg; hier durchbrach
> Den Römerpfad der Pfad von Eisen.
>
> Und donnernd rollt der Wagenzug
> Vorbei den alten Meilensteinen,
> Wie Blitz des Zeus und Geisterflug
> Der Erde Völker zu vereinen.

Auch diese neuen Gedichte von Lingg enthalten viele Zeugnisse einer frischen, zeugungsfähigen Phantasie und großartiger dichterischer Intuition und mögen allen denen empfohlen sein, welche ernste und gedankenvolle Dichtungen lieben. Es bleibt nur zu bedauern, daß der Dichter der Form nicht überall die gleiche Sorgfalt zugewendet und viel Hartes und Unfertiges hat stehen lassen, um so mehr als in einzelnen Gedichten tiefer Gehalt und krystallklare Form sich in wahrhaft schöner und harmonischer Weise durchdringen.

Rudolf Gottschall.

Giuseppe Mazzini.

Giuseppe Mazzini's Schriften. Aus dem Italienischen mit einem Vorwort von Ludmilla Assing. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

General Giuseppe Garibaldi, den Edgar Quinet nicht mit Unrecht „das verkörperte Gewissen“ Italiens nannte, hat durch seinen jüngsten heldenmüthigen Handstreich gegen Rom die Augen der ganzen civilisirten Welt wiederum auf Italien gelenkt, und noch jetzt ist die Diplomatie in der größten Verlegenheit und weiß nicht, was sie mit den thatsächlichen Folgen dieses ebenso unglücklichen wie heroischen Acts beginnen soll. Nach den jüngsten Nachrichten sind sich in Italien die Anhänger von Garibaldi und Mazzini entschieden näher getreten und es dürfte für die nächste Zukunft ein gemeinsames Handeln beider Parteien anzunehmen sein. Unter diesen Umständen ist es denn sicherlich eine willkommene Erscheinung, daß Ludmilla Assing uns Giuseppe Mazzini's Schriften in einer wohlgelungenen deutschen Uebersetzung vorgelegt hat. Zwar sind Mazzini's Schriften, wie er selbst der geistvollen Schriftstellerin gegenüber erklärt hat, meistens durch einen unmittelbaren Zweck veranlaßt und mögen deshalb manchem deutschen Gelehrten nicht gediegen und durchdacht genug erscheinen; allein gerade weil dieselben unter dem frischen und lebendigen Eindrucke besonderer Umstände und Begebenheiten entstanden, lassen sie uns den Feuergeist des großen italienischen Revolutionsmannes klar erkennen. „Ich mußte schreiben, als wenn ich kämpfte“, sagt der ehemalige Triumvir von Rom; und in der That, die meisten seiner uns vorliegenden Schriften athmen die kampfesmuthige Begeisterung des großen Agitators, mit welcher er seit dem Jahre 1831 unermüdlich die Einheit, Freiheit nnd Unabhängigkeit Italiens erstrebte.

Mag man nun die Bestrebungen Mazzini's bewundern oder verdammen, mag man in ihm „den ruhmwürdigen Hohepriester der Idee der Freiheit“ oder „den rücksichtslosen Demagogen und fluchwürdigen Verschwörer“ erblicken, immer bleibt Mazzini ein Mann, dem man die glühendste Vaterlandsliebe nicht absprechen und dessen Wirken die Geschichte niemals mit Stillschweigen übergehen kann. Und schon aus diesem Grunde empfehlen wir allen denen, welche in der Geschichte mehr erblicken, als ein complicirtes Personen- und Zahlenverzeichniß, das Studium des in Rede stehenden Buchs. Obschon mit ganzer Seele ein Revolutionär, will Mazzini doch nicht blos zerstören, sondern auch aufbauen. Allerdings macht er, wie auch Ludmilla Assing zugesteht, „aus der Revolution eine Religion, das heißt aus dem, was er unter Revolution versteht, nämlich: die fortschreitende geistige, sittliche und politische Entwickelung der Menschheit“.

Einige Auszüge aus verschiedenen Schriften, die in dem Zeitraum von 1831—66 erschienen, werden hoffentlich sowol die Feinde wie auch die Freunde Mazzini's uns zu Dank verpflichten.

Der Carbonarismus wurde bekanntlich im Königreich der Beiden Sicilien im Jahre 1811 mit der Bewilligung des Polizeiministers Maghella und des Königs Murat gestiftet, und verbreitete sich schnell unter den Beamten. Nachdem er 1814 von Murat verfolgt wurde, erbat und erhielt er die Zustimmung des Königs Ferdinand, der damals in Sicilien lebte; auch Lord Bentinck unterstützte diese Vereinigung mit Geldmitteln. In späterer Zeit, als die Wiederherstellung der alten Regierungsform den Carbonarismus für die Absichten der bourbonischen Dynastie überflüssig, ja gefährlich machte, begannen die heftigen Verfolgungen desselben in ganz Italien. In dem kleinen Herzogthum Modena betrugen, wie Mazzini angibt, die Verurtheilungen 140, in Piemont gab es deren mehr als 100, und viel mehr in Neapel und Sicilien. Mazzini, der mit dem Carbonarismus in Verbindung getreten war, erlitt im Jahre 1830 seine erste Gefangenschaft in Savona. Hier aber im Gefängniß ersann er, wie er selbst berichtet, den Plan zu der Giovine Italia, dem Jungen Italien. Ihm genügten die Grundsätze und die Organisation des Carbonarismus nicht, „weil er als

Waffe nur die einfache Verneinung besaß, weil er die Menschheit zum Umsturz aufrief, ohne zu lehren, wie auf den Trümmern des alten Gebäudes das neue zu errichten sei".

Die Statuten der Giovine Italia umfaßten sieben Paragraphen, von denen der erste also lautet:

Die Giovine Italia ist die Verbrüderung derjenigen Italiener, welche an ein Gesetz des Fortschritts und der Pflicht glauben, welche, überzeugt, daß Italien berufen ist, eine Nation zu sein, die mit eigenen Kräften sich zu einer solchen gestalten kann; daß der schlimme Ausgang der frühern Versuche nicht durch Schwäche, sondern durch die schlechte Leitung der revolutionären Elemente veranlaßt worden; daß das Geheimniß der Macht in der Beständigkeit und in der Einheit der Kräfte besteht, vereinigt zu einer Association, Gedanken und That dem großen Ziele weihen, Italien zu einer geeinigten, unabhängigen und selbstherrlichen Nation von freien und gleichen Bürgern wiederherzustellen.

Die Farben der Giovine Italia waren: weiß, roth und grün. Die Fahne der Association trug auf diesen Farben auf der einen Seite als Inschrift die Worte: Freiheit, Gleichheit, Menschheit; auf der andern Seite die Worte: Einheit, Unabhängigkeit. In dem Manifeste der Giovine Italia, das 1831 erlassen worden ist, hieß es:

Die großen Revolutionen werden mehr durch Principien als durch Bajonnete ausgeführt; zuerst auf sittlichem Gebiete, dann auf dem materiellen. Die Bajonnete helfen nur, wenn sie ein Recht beschützen oder zurückfordern: Rechte und Pflichten in der Gesellschaft entstehen alle aus einem tiefen, bei den meisten Menschen eingewurzelten Bewußtsein; die blinde Gewalt kann Opfer, Märtyrer und Sieger hervorbringen; aber der Triumph, mag er seine Krone auf das Haupt eines Königs oder eines Tribunen setzen, zerstört, wenn es der Wille der Mehrzahl ist, für immer die Tyrannei.

Diesem Manifeste folgten sehr bald viele Aufsätze aus der Feder Mazzini's, welche die politische, sittliche und literarische Lage Italiens behandelten und dessen Wiedergeburt anstrebten. Ludmilla Assing hat sieben solcher Aufsätze in ihrer Uebersetzung mitgetheilt (I, 49—172). In einem derselben heißt es:

Das Vaterland vor allem! Wir reden inmitten der Denkmäler unserer Väter und der Gräber unserer Märtyrer, und unsere Worte müssen stark, rein, unbefleckt von Schmeichelei und von Haß sein, feierlich wie die Erinnerungen an die Väter, wie die Betheuerungen, welche unsere Brüder vom Schaffot herab ihren Mitbürgern zuriefen. Das Vaterland vor allem! Und wer sind wir, daß wir unsere Reden nach den persönlichen Folgen zu berechnen hätten? Die Epoche der Individuen ist vorüber. Wir leben im Zeitalter der Principien. Und was liegt dem Vaterlande daran, wenn unsere Worte uns einen Krieg bereiten, dem unser Herz entfliehen möchte? Die Menschen gehen vorüber. Die Nachwelt zerstört die Schilderhäuser der Schildwachen; aber die Principien bleiben: und wehe dem Manne, der eine edelmüthige Unternehmung wagt, und vor ihren Folgen, welche sie auch sein mögen, zurückbebt!

Alsdann gibt uns die Uebersetzerin mehrere interessante Bruchstücke und Gedanken aus verschiedenen Schriften Mazzini's. In einem Aufsatze, „Poesie" überschrieben und vom Jahre 1832 datirend, lesen wir Folgendes:

Das Leben der Völker und die Hymnen der Märtyrer, das sind die Elemente der Poesie, die über unsere Tage hinaus fortleben wird. Da ist die Quelle neuer Bilder, neuer Ideen! Da ist das Feuer des Genies! Da ist die Sonne, welche die an Liebe und Poesie reichen Seelen zu betrachten haben und die sie erleuchten wird! Alle diejenigen, die ihre Eingebungen in den Trümmern eines gefallenen Cultus suchen, die auf den Reliquien des Feudalismus bestehen, die die Muse dazu zwingen, zwischen den Denkmälern einer erloschenen Macht umherzuirren, sprechen nicht zum Jahrhundert, und das Jahrhundert wird sie verleugnen. Ihre Verse mögen glänzen, aber nur wie der letzte Lichtstrahl einer Lampe, die wieder aufzuflammen scheint, indem sie verlöscht.... Die Poesie bewegt sich in allen Dingen, sie ist der in alle Gegenstände eindringende Sonnenstrahl, sie ist die Macht des Accords, der in der Harfe schläft, bis die berührende Hand ihn erweckt. Das Herz hat immer ein Element der Poesie, wenn der Hauch edler Leidenschaften es bewegt; und sicher fehlt dieser Hauch niemals in einer Epoche der Krisis, des Kampfes. Aber die Poesie schreitet mit den Jahrhunderten und mit den Ereignissen fort; die Poesie ist Leben, Bewegung, Feuer der That, ein Stern, welcher den Weg der Zukunft erhellt, eine Lichtsäule, die vor den Völkern hergeht, wie vor den Juden in der Wüste; die Poesie ist die Begeisterung mit Feuerflügeln, der Engel der starken Gedanken; sie ist es, die zum Opfer aufruft, die verzehrt, die einen Vulkan von Ideen schafft, die euch das Schwert, die Feder und den Dolch in die Hand gibt: Schiller, Dante, Alfieri. Und diejenigen, die heute predigen, daß die Poesie erloschen sei, stehen außerhalb des Kampfes, trösten nicht die Streiter des Volkskampfes, und beharren darauf, die Poesie zu einem Vorrecht Weniger zu machen, zu einer unbekannten Gottheit, zu einem der großen Bewegung der Menschheit fremden Mysticismus. Nein, die Poesie ist nicht todt! Die Poesie ist unsterblich wie die Liebe, die Freiheit, wie die ewigen Quellen, an denen sie sich befeistert; die Poesie ist der Edelstein der Schöpfung, und die Schöpfung beruht nicht auf einem Thron oder auf dem Altar eines Klosters. Die Poesie hat sich aus dem alten Europa verbannt, aber nur um das junge, das neue, das schöne Europa der Völker zu beleben. Wie die Schwalbe hat sie einen alten Aufenthalt verlassen, ein zusammenstürzendes Gebäude aufgegeben, aber nur um einen reinern Himmel, eine blühendere Erde zu suchen. Sie hat sich von dem einsamen Throne der Könige in die weite Arena der Völker geflüchtet, in die Reihen der Märtyrer des Vaterlandes, auf das Schaffot des Bürgers, in das Gefängniß des verrathenen Helden. Wie? Die Poesie des Mannes, der sich inmitten des allgemeinen Stillschweigens erhebt und die Fahne der Freiheit, des Rechts, der Unabhängigkeit des Gedankens hoch in die Höhe schwingt, sollte sie nicht Dolmetscher finden, sollte sie nicht den Genius zum Schaffen anregen? Wie? Sollten die Dichter des 19. Jahrhunderts Lieder für den Herzog von Reichstadt, für den Knaben Bordeaux haben, aber nicht für Polen, dessen letzter Seufzer jetzt auf dem Wege nach Sibirien verhallt? Und keine Hymne für Deutschland, das in seinen Händen die Urne mit den Geschicken des Nordens hält? Und keine Hymne für Italien? Keine Hymne für jene Millionen Verfolgter, die von den Ereignissen getrieben, sich zu einem europäischen Congresse vereinigen, um sich in Frankreich die Hände zu reichen, um auf das gemeinsame Unglück die Basis des Bündnisses der Völker zu gründen?

In einem „Papstthum" betitelten Artikel, der im Jahre 1849 öffentlich im Druck erschien, heißt es:

Das Papstthum ist todt. Es starb, weil es in Galilei die Wissenschaft, in Giordano Bruno die Philosophie, in Johann Huß und Hieronymus von Prag die religiöse Begeisterung verurtheilte, weil es das politische Leben mit dem Bannfluch gegen das Recht der Völker belegte; das bürgerliche Leben mit dem Jesuitismus, mit den Schrecken der Inquisition, mit dem Beispiel der Verderbniß verfolgte und das Familienleben vernichtete, indem es aus der Beichte ein Spionirwesen machte und häufig Trennung schuf zwischen Vater und Sohn, Bruder und Bruder, zwischen dem Gatten und der Gattin: es starb für die Völker vom Jahre 1378 an, mit Gregor XI. und mit dem Beginn des Schismas: es starb für Italien von 1530 an, als Clemens VII. und Karl V., das Papstthum und das Kaiserthum, einen ruchlosen Vertrag schlossen und die sterbende italienische Freiheit in Florenz umbrachten, wie man heute die in Rom erwachende Freiheit Italiens umzubringen sucht.

Den Schluß des ersten Bandes bilden drei interessante Aufsätze. Der erste derselben heißt: „Zum Andenken der Märtyrer von Cosenza", und ist eine feurige Rede, die Mazzini zum Andenken der Gebrüder Bandiera und deren Genossen am 23. Juli 1844 hielt; der zweite ist „Das heilige Bündniß der Völker" betitelt, er stammt aus dem Jahre 1849 und faßt das zu erstrebende Ideal in der Formel zusammen: „Ein einziger Herr: Gott; ein einziges Gesetz: Fortschritt; ein einziger Dolmetscher des Gesetzes Gottes auf Erden: das Volk; Führer: die Tugend und das Genie"; der dritte Aufsatz endlich behandelt „Die Systeme und die Demokratie" und schließt mit den Worten:

Sittliche, gleichmäßige, allgemein verbreitete Erziehung; vollständige Umwandlung des Steuersystems; Oekonomie im Staatsleben; Vermehrung der Production; fortschreitende Abschaffung der Geschäfte zur Vermittelung zwischen der Production und dem Consum, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche für den Umlauf unentbehrlich sind; Vereinigung des Kapitals mit der Arbeit vermittels der Arbeiterassociationen: dies sind die Bedingungen des ökonomischen Problems, welche das Jahrhundert und die republikanische Demokratie zu lösen berufen sind.

Mazzini bekämpft in diesem Aufsatze mit vielem Geschick die Irrthümer des Communismus, sowie den Socialismus, welchen die Franzosen aus dem von Bentham aufgestellten Grundprincipe herleiteten.

Den Inhalt des zweiten Bandes bilden folgende zehn Aufsätze: 1) „Worte an die Jünglinge Italiens", aus dem Jahre 1859; 2) „Die Pflichten des Menschen", aus dem Jahre 1860; 3) „Antwort auf die Encyclica des Papstes Pius' IX.", vom Januar 1865; 4) „Die moralische Frage", vom Jahre 1866"; 5) „Actenstücke der römischen Republik", vom Juli 1849; endlich 6) fünf Artikel aus „Pensiero ed Azione" aus den Jahren 1858, 1859 und 1860, welche die piemontesische Monarchie, die Bestrebungen der mazzinistischen Partei, die Taktik der italienischen Monarchisten, den Frieden von Villafranca und die zunächst darauf folgenden Ereignisse behandeln.

Eine Menge literarischer Aufsätze von Mazzini, die theilweise tiefe und umfangreiche Studien bekunden, sind in die zwei Bände der von Ludmilla Assing besorgten Uebersetzung der Mazzini'schen Schriften nicht aufgenommen worden. Der berühmte Agitator richtete aber seine Blicke nicht blos auf die Literatur seines Vaterlandes, sondern auch auf die Englands und Frankreichs. Daß er sich ebenfalls mit deutscher Literatur vielfach und mit Eifer beschäftigte, möchte in Deutschland selbst noch wenig bekannt sein. Er beurtheilt, wie Ludmilla Assing versichert, eingehend die Literaturgeschichte von Schlegel; er bewundert Goethe, dessen „Faust" er tiefsinnig analysirt; er liebt Schiller, und in der warm und innig empfundenen Charakteristik des Marquis Posa, die er entwirft, schildert er unbewußt einen Theil seines eigenen Wesens. Zum Alterthum zurückkehrend, spricht er über Aeschylus treffende Wahrheiten aus. Ueberall erkennt er neid- und vorurtheilslos das Genie in allen seinen Gestaltungen und Kundgebungen an, in Shakspeare, Byron und Victor Hugo. Er möchte das Bündniß der Völker, wie in der Politik, so in der Literatur vollzogen sehen, und faßt deshalb Goethe's Gedanken von einer europäischen, ja möglicherweise von einer Weltliteratur begierig auf. Bemerkenswerth ist noch, daß er schon in seiner ersten Jugend, im Jahre 1828, einen geistvollen Aufsatz über Ugo Foscolo schrieb. Ludmilla Assing bemerkt hierüber:

Das tiefe Mitgefühl mit den Leiden der Verbannung, das er aus der Fülle des Herzens dem edeln Dichter des „Jacopo Ortis" und der „Sepolcri" ausspricht, wirkt um so ergreifender, wenn man bedenkt, daß er selbst diese Leiden, die er damals wie in prophetischer Vorahnung schilderte, fast während seines ganzen spätern Lebens zu erdulden haben sollte!

Rudolf Doehn.

Die Mechanik der Wärme.

Auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften haben schon seit einer Reihe von Jahren die bedeutendsten Gelehrten und Praktiker ihre gespannteste Aufmerksamkeit der Entwickelung dieser neuen sich bahnbrechenden Lehre zugewendet. Sie stützt sich auf eine der Erfahrung entnommene Naturanschauung, welche den Act einer stillen aber tief eingreifenden Reformation aller betreffenden Wissenschaften zu Stande gebracht hat. Physik und Chemie sind dadurch nicht blos ganz neu organisirt, sondern auch viel lebenskräftiger geworden. Der Physiologie und Medicin werden dadurch viele bisher dunkle Partien ins klare Licht gestellt. Der Gewerbebetrieb mit Hülfe der Maschinen erlangt dadurch eine viel rationalere Grundlage. Ueberhaupt alles, wobei die Wärme ihre Anwendung findet, gewinnt einen ganz neuen Aufschwung. Darin liegt nun auch der Grund, warum diese ursprünglich nur von den Männern der Wissenschaft besprochenen Naturanschauungen für die Wärme allmählich einen größern Kreis gefunden haben, bis sie jetzt bei dem gebildeten großen Publikum ganz populär geworden sind.

Schon Francis Bacon*) sagt im zweiten Buche seines „Neuen Organon":

Die Bewegung verhält sich zur Wärme als eine verwandte Beschaffenheit, nicht daß die Wärme wirklich eine Frucht der Bewegung ist, noch daß sie die Bewegung hervorbringt (wenngleich es zuweilen eintrifft), sondern daß die Wärme selbst nichts anderes als Bewegung ist.

Etwas weiter unten fügt er dann noch erläuternd hinzu, daß die Bewegung der Wärme eine die kleinern Theile der Materie durchdringende, mehr expansive als concentrirende sei, welche der Richtung der Schwere eher entgegengesetzt als in ihrem Sinne wirksam sei. Man war indeß mehr geneigt, die Wärme für einen Stoff, für ein sehr feines Fluidum zu nehmen, welches in den Poren aller andern Materie seinen Sitz habe, und also durch Druck, Reibung und andere mechanische Mittel daraus getrieben werden könne. Etwa hundert Jahre später kam aber der große englische Denker Johann Locke zu

*) Vgl. dessen „Neues Organ der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von A. Th. Brück" (Leipzig, Brockhaus, 1830).

derselben Anschauung seines Landsmannes zurück. In seinem unsterblichen Werke: „Versuch über den menschlichen Verstand“, sagt er die denkwürdigen Worte:

Die Wärme ist eine sehr lebhafte Bewegung der nicht wahrnehmbaren kleinsten Theile eines Gegenstandes, welche in uns diejenige Empfindung hervorruft, wonach wir den Gegenstand als warm bezeichnen. Was in unserer Empfindung als Wärme erscheint, ist also am Gegenstande selbst eine Bewegung.

Dieser Ausspruch, so klar und entsprechend den wirklichen Thatsachen er auch war, fand dennoch wenig Beachtung und dies hauptsächlich wegen der alles überragenden Autorität Newton's, der in seiner Optik und den mathematischen Principien der Naturphilosophie für Licht und Wärme den Begriff von imponderablen Materien beibehielt. Es vergingen nach Locke abermals erst wieder hundert Jahre, ehe in der von ihm vertretenen Theorie der Wärme ein neuer Fortschritt erfolgte. Der Graf Rumford, Begründer des seitdem weltberühmten königlichen Instituts zu London, war der erste, welcher mit Erfolg Hand anlegte an die Ausrottung der alten Vorstellung von einer Wärmematerie. Er bewies, daß die von einer Kanone bei ihrem Ausbohren abgefallenen Späne ihre Wärmecapacität nicht verändert hätten, und frug, ob man denn glauben könne, daß die bei dem Bohren freigewordene sehr große Wärmemenge wirklich aus den Metalltheilchen herausgepreßt sei. Der Schlag war zu entscheidend, als daß man eine Gegenrede gewagt hätte. Es fehlte nur noch des Siegers Ausspruch:

Ihr seid nichts weiter gewesen als blinde Anhänger und Nachbeter einer mit sich selbst in Widerspruch stehenden Naturanschauung, ihr habt euch nicht genommen, selbst zu untersuchen, ob die Reibung einen Wechsel in der Wärmecapacität des Metalls hervorgebracht hat; ihr seid zwar sehr erfinderisch in Gründen, wenn es gilt, eure Theorie vom Untergange zu retten, jedoch sehr langsam, wenn es sich darum handelt, zu untersuchen, ob diese Gründe nicht blos feingesponnene Einbildungen euers eigenen Gehirns sind.

Diesen Vorwurf, den einst Francis Bacon den blinden Anhängern des Aristoteles gemacht hatte, sprach er allerdings nie öffentlich aus; dagegen ließ er es nicht an Thatsachen fehlen, welche noch lauter und eindringlicher dasselbe sagten. Er hatte auch übrigens das Glück, in Humphry Davy einen sehr geistreichen Mitarbeiter des Instituts zu finden, der aus innerer Ueberzeugung der neuen Wärmelehre zugethan war und alles aufbot, um ihre Wahrheit zu beweisen. Dazu kam noch, daß Dr. Thomas Young, ebenfalls Professor an dem königlichen Institute, mit demselben glücklichen Erfolge die alte Ansicht von der Lichtmaterie durch unzweifelhafte Thatsachen besiegte und eifriger Anhänger der Mechanik der Wärme war. Faraday, Davy's großer Schüler, sowie Tyndall, Faraday's großer Schüler, arbeiteten an demselben Institute und in demselben Geiste weiter an der Entwickelung der dynamischen Wärmetheorie. Zu ihnen gesellte sich Joule, welcher sich auszeichnete im Experimentiren. In Deutschland hing man bis 1842 ziemlich unverändert der alten Lehre an, da trat aber ein bis dahin wenig gekannter Arzt, J. R. Mayer zu Heilbronn, mit einer sehr beachteten geistreichen Abhandlung über die Mechanik der Wärme auf, worauf dann bald noch andere literarische Arbeiten dieses genialen Mannes folgten, welcher demselben Principe mit ganzer Hingebung zugethan war. In derselben Weise arbeiteten dann auch Helmholtz, Kirchhoff u. m. a. Jetzt haben die bedeutendsten Gelehrten aller gebildeten Nationen diese neue Lehre der Wärme als die richtige anerkannt und Hand an ihre weitere Ausbildung gelegt.

Damit lenken wir nun zunächst die Aufmerksamkeit der Leser auf folgendes Werk:

1. Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung. Von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben von H. Helmholtz und G. Wiedemann, nach der zweiten Ausgabe des Originals. Mit 106 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch hat sich schon in England sehr rasch eine allgemein günstige Aufnahme zu verschaffen gewußt und wird ihm diese gewiß auch in Deutschland zutheil, da man alles aufgeboten hat, dasselbe hier ebenso würdig und ehrenvoll auftreten zu lassen wie in seiner Heimat. Es will einem schon lange fühlbar gewordenen Bedürfniß gründlich abhelfen. Die neuesten Erforschungen, Anschauungen und Gesetze der mechanischen Wärmetheorie auf eine jeden gebildeten Denker vollkommen befriedigende Weise zur Darstellung zu bringen, ist der Hauptzweck, und es gewährt uns eine besondere Freude, mit vollkommener Ueberzeugung aussprechen zu können, daß dasselbe diese schwere Aufgabe sehr glücklich gelöst hat. Es sind eigentlich populäre Vorträge, welche der Verfasser vor einem gemischten Publikum gehalten und mit zweckmäßigen Versuchen unterstützt hat. An dieser Form ist gar nichts geändert, daher macht das Werk auf seine Leser den gemüthlichen Eindruck, als wären sie Zuhörer und Zuschauer wirklich gehaltener Vorlesungen. Die zur Anwendung kommenden Apparate werden eingehend erklärt und die Versuche so ausführlich besprochen, als wenn sie in der That wirklich ausgeführt worden wären. Und dabei ist alles so klar und natürlich gehalten, daß niemand an der Ausführbarkeit und dem glücklichen Erfolge zweifeln kann. Die Hülfsmittel zum Auffinden und zur Bewahrheitung der Naturgesetze sind dabei so außerordentlich einfach gewählt, daß der Leser ebenso wie der erste Zuhörer zu der Ueberzeugung geführt wird, alles selbst wiederholen zu können. Darin steckt nun aber eine gar nicht hoch genug in Anschlag zu bringende Geschicklichkeit des Verfassers, wahrhaft populär zu sein. Die Leser und Zuhörer erfreuen sich nicht blos an einem interessant zusammengestellten Bouquet schöner Blumen der Naturkunde, sondern sie werden veranlaßt, sich die Blumen geistig selbst zu ziehen, wodurch ihre Freude noch viel höher gesteigert wird.

Das Werk besteht nun aus 13 Kapiteln, wovon die sieben ersten sich auf den Nachweis der mechanischen Wärme in allen wesentlichen Formen beziehen. Im achten Kapitel wird nachgewiesen, wie das Abkühlen der Stoffe eigentlich ein Verlust an innerer Bewegung sei, und da ein solcher Verlust genau genommen nichts anderes sein kann, als ein Ueberführen in eine andere Form der Bewegung, so wird zugleich gezeigt, worin seine neue Thätigkeit auftritt. Das neunte Kapitel behandelt die Art der Schwingungen der Wärme und bringt sie mit denen des Lichts in Vergleich. Das zehnte Kapitel geht zur Strahlenbrechung der Wärme und vergleicht dieselbe mit der des

Lichts. Im elften, zwölften und dreizehnten Kapitel ist die Rede von der großartigen Wirkung der Wärme auf die meteorologischen Erscheinungen und von den Beziehungen der Sonne zum thierischen und vegetabilischen Leben. Jedem Kapitel ist dann auch noch ein Anhang gegeben, in welchem gewöhnlich das im Text kurz Angedeutete durch speciellen Nachweis oder durch Auszüge noch genauer begründet wird.

Zu Anfang einer jeden Untersuchung führt der Verfasser solche Versuche an, welche die Sache in ihrer Hauptgrundlage zur Anschauung und zum klaren Erkennen bringen, folgert daraus nach und nach das wahrscheinliche Naturgesetz und wendet zuletzt alle ihm zu Gebote stehenden Beweismittel an, um dasselbe zu bewahrheiten. Wir wollen ihm einmal das Wort geben:

Hier ist ein auf dem Eise abgekühltes Rasirmesser und hier ein ungeölter Schleifstein, auf welchem ich das kalte Messer abziehe, als wollte ich es schärfen. Ich bringe das Rasirmesser an die Säule (die thermoelektrische, nach Nobili, mit der man bekanntlich jetzt alle feinern Wärmedifferenzen bestimmt), und Sie sehen, daß der Stahl, welcher soeben noch kalt war, jetzt heiß ist. Ferner nehme ich das Messer nebst dem Brete, worauf es lag; beide Gegenstände sind kalt; ich reibe das Messer gegen das Bret und, indem ich ersteres an die Säule halte, erweist es sich als heiß. Ich ziehe diese kalte Säge durch dieses kalte Stück Holz und bringe zuerst die Holzfläche, welche durch die Säge gerieben worden war, in Berührung mit der Säule. Die Nadel bewegt sich augenblicklich in der Richtung, welche anzeigt, daß das Holz erwärmt ist. Wir lassen die Nadel auf den Nullpunkt zurückkehren und wiederholen den Versuch mit der Säge. Es sind dies die einfachsten und gewöhnlichsten Beispiele von Entstehung der Wärme durch Reibung; ebendeshalb habe ich dieselben gewählt. So unbedeutend sie auch scheinen mögen, so sind sie doch erläuternde Beispiele eines Princips, welches das materielle Universum regiert.

Auf ganz ähnliche Weise werden dann andere Beispiele aus dem alltäglichen Leben vorgeführt, an denen erkannt wird, daß die Wärme auch einfach durch Druck, Stoß, Schlag u. s. w. erweckt werden kann, und daß dies ebenso wohl bei tropfbaren und luftförmigen Flüssigkeiten als bei festen Stoffen der Fall sei, daß selbst Eis keine Ausnahme mache. So kommt der Verfasser seinem Hauptthema, der Mechanik der Wärme, allmählich näher.

Alle Kraft unserer Locomotiven stammt von der Wärme und kann eventuell wieder zu Wärme werden. Um einen Eisenbahnzug in der erforderlichen Schnelligkeit zu erhalten, muß dessen Reibung fortwährend überwunden werden, und die hier angewandte Kraft wird vollständig in Wärme verwandelt. Ein bedeutender Schriftsteller (er meint Dr. Mayer zu Heilbronn) hat diesen Vorgang mit der Destillation verglichen. Die Kraft der Wärme geht von dem Dampfkessel in die mechanische Bewegung des Bahnzugs über und kommt daselbst als Wärme in den Rädern, Achsen und Schienen wieder zum Vorschein.

Dann wird noch der Wärmevorgang bei dem Anhalten eines solchen Zugs zur Sprache gebracht. Die angewandte Bremse, welche durch Friction das Stillstehen bewirkt, entwickelt Rauch und selbst das Umsprühen von Feuerfunken aus der Achse oder dem Rade, worauf sie [drü]ckt. Der Zug kommt zum Stillstande, nämlich dadurch, [da]ß die ganze bewegende Kraft des Zugs mittels der [Br]emse sich wieder in Wärme umwandelt. Der Zimmer[ma]nn muß Kraft anwenden, um mit Hülfe seiner Säge [da]s Holz zu durchsägen, aber die Reibung verzehrt auch [eine]n Theil davon, der aber nicht verloren geht, son[der]n als Wärme auftritt. Der Verfasser sagt:

Könnten wir die durch Reibung entstandene Wärme sammeln und auch noch zur Bewegung der Säge verwenden, so wären wir im Stande, das ganze Maß der Kraft herzustellen, das der Zimmermann in eine andere Form brachte, indem er es versäumte, sein Werkzeug gehörig schlüpfrig zu machen.

Wenn man mit dem Schmiedehammer auf eine auf einen Amboß gelegte Bleikugel schlägt, so wird dieselbe nicht blos platt gedrückt, sondern auch merklich erwärmt. Nach den gewöhnlichen Begriffen sollte hierbei die Kraft des Stoßes erschöpft oder vernichtet sein. Das ist aber nach der neuen Theorie ein Irrthum. Es geht überhaupt keine Kraft verloren, sondern sie wandelt sich nur um in eine neue Form. Die Bewegung der Masse ist hier zu einer Bewegung der Atome geworden, welches aber nur dem Gedanken nach zu erweisen ist. Der Verfasser sagt:

Bei festen Stoffen müssen sie den Atomen, die von der Cohäsionskraft zusammengehalten werden, die Fähigkeit zuschreiben, innerhalb gewisser Grenzen vibriren zu können. Sie müssen sich die Atome hin- und herschwingend denken, und je größer die Wärmemenge, die wir dem Körper mittheilen, oder je größer der Betrag mechanischer Kraft, die wir ihm durch Stoß, Druck oder Reibung zuführen, desto schneller wird auch die Schwingung der Atome und desto umfangreicher ihre Bewegung sein. Nun ist es ganz natürlich, daß die schwingenden Atome, deren jedes weitere Raum für seine Bewegung sucht, sich gegenseitig beiseitedrängen und dadurch bewirken, daß der Körper, dessen Bestandtheile sie sind, an Umfang zunimmt. Die gewöhnliche Folge von Wärmezuführung ist also Ausdehnung des Umfangs.

Es wird dabei auch das anomale Verhalten des Kautschuk nicht unberücksichtigt gelassen.

Es liegt nun auf der Hand, daß wir den Inhalt des Buchs nur in einzelnen Theilen speciell besprechen können. Wir würden gar gern noch die vortrefflich durchgeführte Erklärung des mechanischen Aequivalents der Wärme, die Anwendung der dynamischen Theorie auf die Erscheinung der specifischen und latenten Wärme, auf die berühmten Boutigny'schen und Faraday'schen Versuche über die Körper im sphäroidalen Zustande (wobei Wasser und Quecksilber in einem rothglühenden Platintiegel zum Gefrieren gebracht werden), auf die Regelation der Schneekörner (wodurch auf eine so geistreiche Weise das Vorrücken der Gletscher erklärt wird), auf die Chemie der Sonne und auf die lebendige Kraft des Sonnensystems u. s. w. zum Gegenstande unserer Unterhaltung gemacht haben, wenn dazu nicht mehr Raum in Anspruch zu nehmen gewesen wäre, als man uns hier gewähren kann, und wenn diese Gegenstände nicht besser dem Selbstlesen überlassen bleiben könnten. Zum Schluß lenken wir die Aufmerksamkeit nur noch auf einen Punkt, welcher die geschickte Anwendung der neuen Wärmelehre des Verfassers auf das alltägliche Leben so recht klar ins Licht stellen kann.

Es ist natürlich leicht, die Wärmemenge zu bestimmen, die von einem Bergsteiger verbraucht wird, wenn er seinen eigenen Körper bis zu irgendeiner Höhe erhebt. In leichter Kleidung wiege ich 140 Pfund; welches ist die von mir verbrauchte Wärmemenge, wenn ich von der Meeresoberfläche bis auf die Spitze des Montblanc steige? Die Höhe des Bergs beträgt 15774 Fuß, und für jedes Pfund meines Körpers, das um 772 Fuß gehoben wird, wird eine Wärmemenge verbraucht, die die Temperatur eines Pfundes Wasser um $\frac{5}{9}$° C. erhöhen könnte. Wenn ich folglich eine Höhe von 15774 Fuß oder $20\frac{1}{2}$ mal 772 Fuß ersteige, so verbrauche ich eine Wärmemenge, die genügte, um die Temperatur von 140 Pfund Wasser

um $11_{,4}$° C. zu erhöhen. Könnte ich mich andererseits auf die Bergspitze setzen und bis an die Meeresfläche hinuntergleiten, so würde die durch das Hinuntergleiten erzeugte Wärmemenge genau dieselbe sein, wie die beim Hinaufsteigen verbrauchte. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, ihre Aufmerksamkeit auf die lebendige Kraft der molecularen Vorgänge zu lenken, und ich möchte es hier noch einmal wiederholen. Die Anstrengung, die nöthig ist, um die Spitze des Montblanc zu erreichen, ist, unserm Gefühle nach, sehr groß. Doch würde die lebendige Kraft, die dieses Werk vollbringt, der Verbrennung von ungefähr nur zwei Unzen Kohle entnommen werden können. Bei einer ausgezeichneten Dampfmaschine wird ungefähr ein Zehntel der benutzten Wärme in Arbeit umgewandelt, die übrigen neun Zehntel werden an die Luft, an den Condensator u. s. w. abgegeben und verloren. Beim rüstigen Bergsteiger wird ein Fünftel der Wärme, die der Oxydation der Nahrung zuzuschreiben ist, in Arbeit verwandelt; daher ist der thierische Körper als Arbeitsmaschine weit vollkommener als die Dampfmaschine.

Es wird dann noch darauf aufmerksam gemacht, daß thierische Körper und Dampfmaschinen ihre Kräfte derselben Quelle entnehmen können, daß sich keine Bewegung herstellen läßt, welche nicht gleichzeitig im Erlöschen einer andern Bewegung zur Grundlage diente. Die ganze lebendige Kraft des thierischen Lebens bestehe hiernach in nichts anderm als in dem Fallen der Atome des Kohlenstoffs, Wasserstoffs und Stickstoffs von der Höhe, die sie als Nahrung einnehmen, zu der Tiefe, die sie einnehmen, wenn sie den Körper verlassen.

Was hat aber die Kohle und den Wasserstoff veranlaßt zu fallen? — fragt der Verfasser. — Wer erhob sie zuerst auf die Höhe, die den Fall ermöglichte? Wir haben schon gehört, daß es die Sonne ist. Auf ihre Kosten wird thierische Wärme erzeugt und thierische Bewegung vollzogen. Die Sonne wird nicht blos abgekühlt, damit wir unser Feuer haben können, sondern auch, um uns die Kräfte zu unserer Bewegung zu liefern.

Das ist eine große Idee, in welche sich der Verfasser dann noch weiter mit ganz besonderer Vorliebe vertieft.

2. Die Mechanik der Wärme, in gesammelten Schriften von J. R. Mayer. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir haben gesehen, daß der berühmte Verfasser dieser Schrift besonders in Deutschland der erste Begründer und ein eifriger Förderer dieser neuen Wärmelehre war. Da seine literarischen Arbeiten jetzt schwer und zum Theil gar nicht mehr durch den Buchhandel zu erlangen sind, so hat er sich entschlossen, dieselben gesammelt noch einmal zu veröffentlichen. Dafür kann man ihm nur dankbar sein, und das nicht blos wegen des historischen Interesses, wie der Verfasser meint, sondern hauptsächlich auch wegen der geistreichen und anregenden Auffassung des Ganzen. Er nimmt einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt ein als der Verfasser des vorher besprochenen durchaus populären Werks, vermeidet auch selbst einige mathematische Hülfe nicht, obgleich er sich auch wieder von der höhern analytischen Untersuchung, durch die sich Clausius so meisterhaft ausgezeichnet hat, ganz fern hält. Zwischen beiden Parteien bildet das vorliegende Werk ein sogenanntes juste milieu und wird daher auch in dieser Hinsicht von vielen Seiten als eine willkommene Erscheinung begrüßt werden. Uebrigens ist der Verfasser begeistert für diese hochwichtige neue Errungenschaft der Naturkunde, welche in den bisher so unklaren Anschauungen über die Imponderabilien ein einsichtsvolles befriedigendes Licht verbreitet hat. Er kennt die großen Verdienste der Engländer und anderer Nationen auf diesem Gebiete vollkommen und weiß sie unparteiisch zu würdigen. So wies er das mehrfach an ihn gerichtete Ansinnen, ein Lehrbuch der Physik mit Zugrundelegung seiner neuen Wärmelehre zu verfassen, deshalb ab, „weil diese Aufgabe in trefflicher Weise schon von dem großen englischen Physiker John Tyndall in seinem berühmten Werke «Heat considered as a Mode of Motion» (London 1863) gelöst worden sei". Da das genannte Werk nun auch auf eine ebenso würdige als gediegene Weise in Deutschland eingebürgert worden ist, so können wir diese bescheidene Enthaltsamkeit nur loben. Auch will es uns scheinen, als wenn der Verfasser viel mehr Beruf zu wissenschaftlicher Anregung besitze, als zu populärer Herablassung und systematischer Verarbeitung des bereits vorhandenen Materials. Daraus erklärt sich denn auch die aphoristische Schreibweise in vorliegender Sammlung. Das Geistreiche, Ursprüngliche, Selbständige spricht aus jedem Worte.

Der Inhalt wird von fünf Aufsätzen gebildet. Der erste enthält Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur, welcher 1842 in den „Annalen der Chemie und Pharmacie" von Wöhler und Liebig veröffentlicht worden ist. Der zweite betrifft die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel, und wurde 1845 herausgegeben. Drei Jahre später wurde dieses Thema in der Schrift „Dynamik des Himmels" noch ausführlicher besprochen, welche hier als Aufsatz erscheint. Daran schließt sich eine Abhandlung über das Fieber, welche 1862 in Wunderlich's „Archiv der Heilkunde" erschienen ist. Den Schluß bilden Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme, welche schon 1850 geschrieben worden ist. Ueberall zeigt sich der Verfasser als ein sehr gewandter Denker auf dem Gesammtgebiete der inductiven Wissenschaften.

Heinrich Birnbaum.

Feuilleton.

„Die Stimme von Guernsey".

Der größte aller lebenden Dichter, Victor Hugo, hat uns von neuem einen Beweis dafür geliefert, wie die Poesie aus dem frischesten Born der Zeitereignisse schöpfen kann, ohne ihre ewige Weihe zu verlieren, wie sie das nächste Ereigniß mit dichterischem Hauch verklären kann, ohne ein versificirtes Zeitungsbulletin zu geben. Er hat das Blutbad von Mentana zum Gegenstand seines neuen Strafgedichts genommen und Klänge dafür gefunden, welche das Jahrhundert überdauern werden. Wie Spinoza und alle großen Philosophen, so sieht auch jeder echte Dichter die Welt und das Leben an sub specie aeternitatis; dies allein unterscheidet die großen Dichter von den kleinen. Die letztern ergreifen das Ereigniß des Tags, wie es sich in seiner nackten Realität darbietet und verfallen, selbst wenn ihnen die Gabe lebhafter Schilderung eigen ist, mit Recht dem Vorwurf, vergängliche Tagespolitik verherrlicht zu haben. Jene sehen die gleichzeitigen Begebenheiten und Thaten im Lichte der großen historischen Perspectiven; sie sehen die Gegenwart gleichsam in eins mit Vergangenheit und Zukunft, und was sie in solcher Inspiration dichten, ist für alle Zeiten gedichtet.

Victor Hugo's neuestes Gedicht: „La voix de Guernsey", das in Frankreich selbstverständlich verboten worden ist, schließt sich in der ganzen Richtung den „Châtiments" an. Victor Hugo ist zugleich der Persius und der Jeremias des second empire. Daß er selbst da, wo er seinen Pinsel in grelle Farben taucht, rührend und ergreifend zu wirken vermag: das beweist seine Anrede an die Mütter, welche er an die Leichen ihrer bei Mentana gefallenen Kinder herbeiruft; doch noch machtvoller ertönt die Anrede an den Papst, würdevoll, hochpoetisch und doch in den Schlußversen die schärfste Kritik des weltlichen Regiments enthaltend, welche je ausgesprochen worden ist:

> Vicaire de celui, qui tendait l'autre joue,
> A cette heure, o semeur de pardons infinis,
> Ce qui plait à ton coeur et ce que tu bénis
> Sur notre sombre terre, où l'âme humaine lutte,
> C'est un fusil tuant douze hommes par minute.

Wir freuen uns, in diesem Gedicht ein glänzendes Muster einer frisch aus der Zeit schöpfenden und doch durch das ἅπαξ λεγόμενον (das ein für allemal Gesagte) unvergänglichen Poesie erhalten zu haben, wie wir sie theoretisch als die höchste Aufgabe unserer Nationalliteratur hinstellen.

Ein Volk, das seine Dichter ehrt.

Julius Rodenberg berichtet in seiner kleinen Schrift: „Ein dänisches Seebad. Vier Wochen in Helsingör" (Berlin, Gerschel, 1867), in welcher sich interessante Glossen zu Shakspeare's „Hamlet" und frische Schilderungen des Badelebens finden, über die hohe Verehrung, welche das dänische Volk seinen Dichtern schenkt. „Wie viel wirkliche große Namen", ruft er aus, „hat dieses kleine Land aufzuweisen: Niels W. Gade, Oehlenschläger, Heiberg, Henrik Hertz, Carsten Hauch, Hans Christian Andersen, Oersted. Dieses sind die Namen, welche die Welt kennt, und diesen gesellt sich noch manch einer hinzu, welcher dem dänischen Volke nicht weniger theuer ist. Es hängt an ihnen mit einer Liebe, die nicht größer sein könnte, wenn jeder dieser Männer der Wohlthäter von einem jeden seiner Leser, sein Freund oder sein Verwandter wäre. Dieses Land ist so klein und ohne diese Hingebung aller würde kaum eine Literatur möglich sein; denn der Maler, der Bildhauer, der Musiker mag für die Welt arbeiten, der Dichter nur für sein Volk, das seine Sprache redet und seine Gefühle theilt. Der Staat ist nicht hinter der allgemeinen Aufgabe zurückgeblieben; er hat die Dichter in seine Rangordnung aufgenommen, sie beziehen Jahrgehalte, sie reisen mit Regierungsstipendien nach Deutschland, nach England, nach Paris und Rom. Unterstützungen werden den aufstrebenden Talenten gewährt nach dem Urtheil und Ausspruch einer Commission, welche aus den Koryphäen der Kunst und Literatur zusammengesetzt ist. Dem hochbetagten und hochverdienten Volksschriftsteller Carsten Hauch hat man das schöne Schloß von Frederiksborg in einem herrlichen Park bei Kopenhagen als Wohnung angewiesen; denn weit entfernt die Literatur als Parteisache zu behandeln, betrachtet sie der Staat durchaus als Ehrensache." Wenn Rodenberg indeß meint, daß solche Staatshülfe unter größern Verhältnissen vielleicht nicht unbedenklich wäre, so können wir ihm hierin nicht beistimmen. Jeder Staat ehrt sich selbst, indem er die ihm angehörigen Dichter ehrt. In Deutschland ist hierin noch viel zu thun, nachdem erst die gröbere Arbeit gethan sein wird, das aus den Fugen gegangene Staatswesen wieder einzurenken. Keinesfalls erfreut sich in Preußen jetzt die Poesie irgendwelcher Förderung; die berliner Akademie zählt keine Dichter unter ihren Mitgliedern; auch die frühern Mitglieder de Ordens pour le mérite, die aus dem Kreise der Dichter ge ählt worden waren, sind ausgestorben und nicht durch neue er zt worden; der dramaturgische Pendel des berliner Hofth ters geht zwischen Benedix und Frau Birch-Pfeiffer hin m her. Es ist Zeit, daß die Leiter des Norddeutschen Bundes m an Förderung der Kunst und Literatur denken, durch welche je s Staatswesen erst seine höhere Bedeutung erhält.

Maccaronische Poesie.

„Maccaronische" Gedichte nannte man bekanntlich im Mittelalter komische lateinische Gedichte, in denen den Wörtern aus andern Sprachen lateinische Endungen angehängt wurden, dann eine auf Vermischung der Sprachen beruhende Art der komischen Poesie. Diese letztere Art ist noch nicht ausgestorben; der Verfasser der „Epistolae virorum obscurorum" sorgt dafür, daß in unserm literarischen Curiositätencabinet diese Species nicht fehle. Ein neues didaktisches Epos: „**Bismarckias**", von **Gustav Schwetschke** (Halle, Schwetschke, 1867), erinnert wenigstens durch die zahlreichen lateinischen Brocken und Verse, welche in der deutschen Grundsuppe herumschwimmen, an die maccaronische Poesie. Dasselbe besingt, wie der Titel besagt, den vielgewandten Helden Bismarck, den erfindungsreichen, den preußischen Ulysses, im ganzen in harmlosen Versen. Doch fehlt hin und wieder nicht das Salz der Satire, wie der Verfasser selbst in der Widmung „Pro domo" ausspricht:

> Tela misit iracunda
> Phoebus quondam in Achaeos —
> Doch wohin, mein römisch Dirnchen!
> Lockst du schmeichelnd deinen Dichter?
> Möchtest wieder wol ein zaubrisch
> Recta via ex taberna
> Oder auch ein Scherzchen hören
> Nach dem weitberufnen Muster:
> Nos Hungarici husari
> Possumus latine fari;
> Dirnchen! heut' begehr' es nicht.
>
> Wisse! eines deutschen Junkers
> Leben, Meinungen und Thaten
> (Nicht des spanischen Hidalgo)
> Will — exceptis excipiendis! —
> Heut' die deutsche Muse feiern
> In den Worten seines Landes,
> Dem er Hünenstärke lieh.
>
> Doch nicht ganz ein Ungetreuer
> Ist dein Dichter; manch ein Körnlein
> Deines Salzes würzt die Gabe;
> Schmückt doch selbst der Held des Liedes,
> Gleich Britanniens großen Sprechern,
> Seiner Rede Wucht und Rhythmus
> Auch mit classischem Citat.

Bibliographie.

Dommer, A. v., Handbuch der Musikgeschichte von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr.

Engelhardt, W., Die Klagelieder Jeremiä. Uebersetzt und ausgelegt. Leipzig, Teubner. 1867. 8. 18 Ngr.

Mützelburg, A., Die Millionen-Braut. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Quandt, E., Weihrauch und Myrrhen. Neue Lieder. Berlin. 1867. 16. 12 Ngr.

Röhrich, W., Die Volkswirthschaft in Lehre und Leben. Ein Leitfaden für den Unterricht. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 2ter Bd. England. Schaffhausen, Hurter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rüben, L., Cromwell. Drama. 2te Aufl. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Schack, A. F. v., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Berlin, Hertz. 1867. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneller, C., Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde. Innsbruck, Wagner. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schrott, J., Bienen. Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwertzell, E., Die preußische Politik, eine philosophische Auffassung. Cassel, Krieger. 1867. 8. 4 Ngr.

Senga, Auguste, Die Schule des Lebens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1867. 12. 20 Ngr.

Seydel, R., Der deutsche Protestantenverein. Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Stadion, E. Graf v., Drei seltsame Erinnerungen. Bochnia, Pisz. 8. 12 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Der Einsiedler vom Walde. Eine Weihnachtsgeschichte aus Amerika. Leipzig, Kunze. 1867. 16. 7½ Ngr.

Wolf, R., Wilhelm Herschel. Ein Vortrag. Zürich, Schulthess. 1867. Gr. 8. 7 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig
und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.
Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**
Dreißig Blätter in Stahlstich.
Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**
Gr. 4. In sechs Lieferungen 8 Thlr.
In Leinwandband 10 Thlr. In Lederband 11 Thlr.
Prachtausgabe in Imp.-Folio 14 Thlr., in Lederband 20 Thlr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und hat deshalb schon während ihres Erscheinens in Lieferungen gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums gefunden.

Nachdem die „Lessing-Gallerie" soeben vollständig geworden, können auch diejenigen Literatur- und Kunstfreunde sich dieselbe aneignen, welche derartige Werke nicht lieferungsweise zu beziehen lieben. Besonders empfiehlt sich die „Lessing-Galerie" als werthvollstes gewiss willkommenes Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Fünfter Band.
Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.
Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende zweite Theil der Werke Hartmann's von Aue enthält die Dichtungen: Lieder; Erstes Büchlein; Zweites Büchlein; Grêgorjus; Der arme Heinrich. Den Inhalt des ersten Theils bildete des Dichters Jugendwerk Êrec der Wunderaere; der dritte und letzte Theil wird sein grosses episches Gedicht Iwein in neuer Ausgabe darbieten.

Gleichzeitig mit dem fünften Bande der „Deutschen Classiker des Mittelalters" ist die zweite Auflage des zweiten Bandes (Kudrun) erschienen: ein neuer Beweis von der nachhaltigen und steigenden Theilnahme, der sich die Sammlung im Publikum zu erfreuen hat.

Inhalt des I.—V. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
IV. V. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Erster und zweiter Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kürzlich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des preußischen Staates

von
Dr. **Felix Eberty,**
Professor in Breslau.

Erste Abtheilung.
Bis zum Regierungs-Antritt Friedrich's des Großen.
8. Zwei Bände. Eleg. broschirt. Preis $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Friedrich von Raumer hat über das Buch folgendes Urtheil gefällt:

Eberty's Geschichte des preußischen Staats habe ich mit großem Interesse gelesen, und wenngleich meine Ansichten in einzelnen Punkten von denen des Verfassers abweichen, so finde ich doch, daß derselbe überall mit vollem Rechte langweilige, bedeutungslose Gelehrsamkeit zur Seite geworfen und das wahrhaft Denkwürdige übersichtlich zusammengestellt hat.

Die Schreibart und Darstellung ist echt populär, lebendig und ohne Ziererei. Eberty hält sich fern von überkünstlichen Hypothesen und Auslegungen, sowie von aprioristischen Redensarten. Ich bin überzeugt, daß das Buch anerkannt werden und allgemeinen Beifall finden wird. Dasselbe füllt eine Lücke in der Literatur unserer preußischen Geschichte nützlich aus.

Bei **Georg Reimer** in Berlin ist eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's Dichtung

im
Lichte unserer nationalen Entwicklung.

Ein Stück deutscher Kulturgeschichte.
Von
K. Ch. Planck.
Preis: 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen
von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.
Zweiter Band. 1.—5. Heft: Tafel CI—CL; Text Bogen 1—15.
4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist soeben das fünfte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist nebst einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 2.** — 9. Januar 1868.

Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literarische Unterhaltung".

(Beschluß aus Nr. 1.)

Zweimal hat unsere Zeitschrift ihren Titel geändert, und zwar beide male, um den Wirkungen eines Verbots von seiten Preußens zu entgehen.

Schon 1820 war über das „Literarische Wochenblatt" von der preußischen Regierung ein Interdict verhängt worden. Durch ein Handschreiben des Staatskanzlers Hardenberg vom 4. August war der Verlagshandlung angezeigt worden, daß das „Literarische Wochenblatt" verboten sein solle, bis man sich von den Tendenzen desselben näher überzeugt habe. Um dies letztere den Regierungsbehörden zu ermöglichen, bat Brockhaus den Staatsminister von Schuckmann und den Fürsten zu Sayn-Wittgenstein um die Erlaubniß, ein Exemplar der Fortsetzung seines Blattes an die Behörden adressiren zu können, indem er sich zugleich schmeichelte, daß man sich bald von der Loyalität der Tendenzen aller Art und von der blos wissenschaftlichen Richtung desselben auf das vollkommenste überzeugen und mithin seinem Blatte, das übrigens unter herzoglich sächsischer Censur erscheine und dadurch die gesetzliche Garantie habe, freien Eingang gestatten werde. Noch später ersucht er in einem Schreiben an Hrn. von Kamptz vom 27. October 1821 diesen um seine Vermittelung, daß alle Exceptionsmaßregeln gegen ihn aufgehoben würden, da nichts so sehr als diese seiner Ueberzeugung nach dem Staate in der öffentlichen Meinung schadeten und allenthalben die entgegengesetzten Resultate als die bezweckten hervorriefen. Er verspricht, in seinem großen Wirkungskreise ganz im Sinne der preußischen Regierung zu handeln, wenn diese ihm mit Vertrauen entgegenkomme und über das, was hinter ihnen läge, großmüthig einen Schleier decke.

Aus einem andern Schreiben geht hervor, daß eine Nummer der Zeitschrift das persönliche Misfallen des Königs Friedrich Wilhelm III. erregt hatte. Brockhaus erklärte damals, daß ihm das Nähere völlig unbekannt sei, daß ihm nie eine directe Beschwerde mitgetheilt worden. „Die Zeiten", fährt er fort, „waren allerdings in den letzten acht Jahren so bewegt, daß es da wol möglich geblieben, mitunter den rechten Pfad zu verlieren. Da darf man denn wol bitten, zu vergessen und zu vergeben und sich in Neuem und Gutem zu vereinigen. Ich erlaube mir noch eins der neuesten Blätter meines «Conversationsblattes» beizulegen, das selbst für Se. Majestät einiges Interesse haben dürfte."

Erst später erfuhr Brockhaus den eigentlichen Grund des Verbots; es war dies eine Stelle aus der „Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte", welche in der Nummer 4 des Juni 1820 zum Abdruck gekommen und in welcher über den König von Preußen und die Königin Luise einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen gemacht worden waren. Am 24. September 1820 schreibt Benzenberg an Brockhaus:

Daß das „Literarische Wochenblatt" verboten, wußte ich schon. Sie sind hierbei, mein lieber Freund, auf einer irrigen Linie gegangen. Die Regierung ist liberal — und Ihr hättet auf mich und den Staatskanzler schimpfen können. Das hätte dem Wochenblatt gar nichts geschadet — nur hätte in ihm nichts Nachtheiliges über den König stehen müssen. Dies verletzt den Menschen, und der Staatskanzler duldet dies nicht. Erstens aus Zartgefühl nicht, weil er den König liebt und ehrt — dann auch aus Klugheit nicht. Denn er sagt immer: „Der König ist unser König und ich bin nur sein Diener." Die Leute haben nun die Brockhaus'sche Buchhandlung in Verdacht, daß sie feindlich gegen die Regierung gesinnt sei, und dieses datirt sich von den Zeiten der Massenbach'schen „Memoiren" her. Wenn man sich einmal mit einem Phantasten und obendrein mit einem schlechten abgegeben — das klebt einem lange an.... Der Liberalismus des „Literarischen Wochenblattes" thut gar nichts und schadet auch nichts. So was berührt die Regierungen nicht und sie lassen es leicht gehen; z. B. das Buchholz'sche Journal ist voll der liberalsten Ideen, und die Censur streicht nie etwas. Sogar der „Brandenburger Erzähler" ist voll liberaler Phrasen und dieser steht direct mit der Polizei in Verbindung. Wenn das „Literarische Wochenblatt" noch so liberal war und sagte nur über die Majestät nichts, so geschah ihm vom Kanzler gar nichts. Allein auf diesem Punkte versteht der alte Herr keinen Spaß, und Görres, auf den er sonst so viel hielt, ist jetzt ganz ab.

Mit Recht durfte sich Brockhaus beschweren, daß er von allen deutschen Buchhändlern der einzige sei, der in Preußen in die Acht erklärt worden; er mußte sich endlich nach langem Widerstreben zu einer „Recensur" seines ganzen Verlags und auch des „Conversationsblattes" in Preußen bequemen, um den über letzteres verhängten Bann zu brechen.

Nachdem der Titel des „Literarischen Wochenblattes" noch im Jahre 1820 in „Literarisches Conversationsblatt" abgeändert worden war, brach 1826 ein neuer Sturm auf dasselbe los, und ein abermaliges Verbot von seiten Preußens hatte die Folge, daß der Titel abermals geändert wurde und das „Literarische Conversationsblatt" sich in die „Blätter für literarische Unterhaltung" verwandelte.

Die Ursache dieses zweiten Verbots war eine am 15. December 1825 aus einem preußischen Kalender abgedruckte Notiz, in welcher, wie das „Literarische Conversationsblatt" berichtete, nebenher in einer Zeile eine Nachricht gebracht werde, die mehr als einem Welttheil interessant sein dürfte: in der Regententafel sei bei Kaiser Alexander I. die neue Zeile hinzugekommen: „Thronfolger, Großfürst Nikolaus, Bruder des Kaisers, geb. 6. Juli 1796."

Um die Bedeutsamkeit dieser Notiz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß nach der allgemeinen Ansicht nicht Nikolaus, sondern Großfürst Konstantin der Thronfolger war, obgleich derselbe, was damals noch nicht bekannt, in einer geheimen Acte auf die Thronfolge verzichtet hatte; in der That wurde derselbe auch nach dem Tode Alexander's am 9. December 1825 zum Kaiser ausgerufen, verharrte aber bei seiner Entsagung. Der Zufall wollte es nun, daß in der Zeit, die zwischen der Einsendung jener Notiz und ihrem Abdruck im „Literarischen Conversationsblatt" verstrich, Kaiser Alexander am 1. December 1825 in Taganrog gestorben war. Man muß sich in eine Zeit versetzen, in der noch keine Telegramme von einer Weltgegend Europas zur andern flogen, und ein Reuter'sches und Wolff'sches „Telegraphisches Bureau" gänzlich aus seiner Phantasie verbannen, wenn man von der damaligen Lage der Verhältnisse sich ein klares Bild machen will. Der unerwartete Tod des Kaisers, die dunkeln Gerüchte von Intriguen, die sich an denselben knüpften, die zunächst zweifelhafte Thronfolge konnten es für die preußische Regierung nicht gleichgültig erscheinen lassen, daß in einem unter ihrer speciellen Autorität veröffentlichten Kalender eine Notiz sich fand, in welcher sie in so bestimmter Weise für die Thronfolge des jüngern Prinzen Partei ergriff. Es wurde daher in der „Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung" vom 27. December 1825 die folgende Berichtigung abgedruckt:

> Das von der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig herausgegebene „Literarische Conversationsblatt" Nr. 288 vom 15. December d. J. macht das Publikum damit bekannt, daß in dem königlich preußischen Kalender der Großfürst Nikolas als Thronfolger im russischen Reiche aufgeführt sei. Aus der infolge dieser Anzeige angestellten Nachforschung hat sich ergeben, daß die Quelle, aus welcher jene irrige Notiz geflossen und welche, nach der Aeußerung des „Conversationsblattes", keinen Zweifel an der Richtigkeit derselben erlaube, nicht, wie fälschlich behauptet wird, ein königlich preußischer Kalender, sondern der zu Frankfurt a. d. O. von Trowitzsch und Sohn gedruckte und verlegte gemeine Schreibkalender ist. Was dieses Versehen veranlaßt hat und wem solches zur Last fällt, ist der Gegenstand einer nähern Untersuchung geworden.

Die Folge dieser Untersuchung war das am 3. Januar 1826 in der „Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung" abgedruckte Verbot:

> Die Unwahrheit der in dem „Literarischen Conversationsblatt" vom 15. December dieses Jahres enthaltenen Behauptung,
> daß die von demselben in Ansehung der Thronfolge im russischen Reiche verbreitete Nachricht in einem königlich preußischen Kalender enthalten, mithin kein Zweifel an deren Richtigkeit erlaubt sei,
>
> ist bereits in öffentlichen Blättern gerügt worden.
>
> Da der einzige allgemein bekannte, unter Autorität der königlichen Kalenderdeputation für das Jahr 1825 herausgegebene genealogische Kalender offenbar das Gegentheil jener Behauptung enthält, so kann die Anzeige des „Literarischen Wochenblattes" (!) nur als eine geflissentliche Falschheit betrachtet werden, wie sich dieses Blatt deren schon öfter schuldig gemacht, weshalb dessen Debit in den diesseitigen Staaten hierdurch allgemein untersagt wird.
>
> Berlin, den 31. December 1825.
>
> Ministerium des Innern,
> von Schuckmann.
> Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten,
> von Bernstorff.

Als dieses Verbot (das in seinen Schlußzeilen die Zeitschrift noch „Literarisches Wochenblatt", statt „Literarisches Conversationsblatt nennt!) erlassen wurde, hatten die Thatsachen jener als irrig bezeichneten Notiz längst recht gegeben und der Thronfolger Nikolaus den russischen Thron bestiegen! Es zeigte sich also in diesem Verbot, wie schon deutlich aus seiner Motivirung hervorgeht, abermals die Animosität der damaligen preußischen Regierung gegen den Brockhaus'schen Verlag. Der Einsender der Notiz, Dr. Rhode in Breslau, entschuldigte sich damit, daß ja alle preußischen Kalender auf dem Titel die Worte hätten: „Von der königlich preußischen Kalenderdeputation herausgegeben und genehmigt", und er deshalb geglaubt habe, von einem königlich preußischen Kalender sprechen zu können. Heinrich Brockhaus (der nach dem inzwischen am 20. August 1823 erfolgten Tode seines Vaters die Redaction des Blattes übernommen hatte) reiste deshalb nach Berlin und wandte sich unermüdlich an alle Instanzen, konnte aber nicht einmal eine persönliche Audienz bei Schuckmann erlangen. Ueberall wurde er abschlägig beschieden, in dem Ministerium sowol wie im Cabinet des Königs. Am 1. Juni 1826 schreibt er an Duncker, daß er den Titel seines Blattes in den Titel „Blätter für literarische Unterhaltung" umwandeln wolle. So ist der gegenwärtige Titel d. Bl. ein Resultat damaliger Debitsverbote und Censurschereien, und in Wahrheit hat das preußische Ministerium von Schuckmann bei demselben Pathe gestanden.

Unter der dreißigjährigen Redaction von Heinrich Brockhaus (1823—53) behaupteten die „Blätter für literarische Unterhaltung" ihre angesehene und einflußreiche Stellung, indem sie mitten im Tumult der literarischen Neuerungen, der nach 1830 zum Ausbruch kam, sich von keiner Richtung der neuen Sturm- und Drangepoche in das Schlepptau nehmen ließen, sowenig sie das Verdienstliche der neuen Bewegung und die Bedeutung ihrer Talente verkannten. Als Berichterstatter und Rathgeber war diese Zeitschrift selbst in Kreisen beliebt, die in der Literatur vollständig heimisch waren. Es

ist bekannt, wie selbst Goethe dieselbe stets willkommen hieß und ihr eine dauernde Theilnahme schenkte. Unter den Mitarbeitern befand sich eine Zahl der angesehensten Gelehrten, viele der später berühmten verdienten sich hier ihre Sporen. Arnold Ruge z. B. benutzte die „Blätter für literarische Unterhaltung“, um das geharnischte Programm seiner „Halleschen Jahrbücher“ hier aufzustellen. Das Ueberwuchern der Production trat in jener ganzen Epoche noch nicht so maßlos hervor; der Raum eines täglich erscheinenden Blattes war umfassend genug, um dem Ideal der Vollständigkeit näher zu kommen, als dies gegenwärtig bei dem beschränktern Raum eines Wochenblattes und der immer mehr ins Kraut schießenden Unterhaltungsliteratur möglich ist. Der Herausgeber, Heinrich Brockhaus, ging hierin so gewissenhaft zu Werke, daß nach Jahresschluß eine eingehende Controle über die ganze Production abgehalten und alle Werke, deren Besprechung versäumt worden war, nachträglich noch verschrieben und recensirt wurden. Der anständige Ton und der unparteiische Charakter dieser Kritiken sicherten der Zeitschrift ein zahlreiches gebildetes Publikum, während ihr überdies der unterhaltende Charakter durch geschickt ausgewählte Mittheilungen aus den besprochenen Schriften und durch mannichfache Notizen aus dem weiten Kreise der Literatur und Cultur gesichert blieb.

So überlebte unsere Zeitschrift die clades cannensis, die mit dem Jahre 1848 über die gesammte deutsche Journalistik hereinbrach und sie zum Theil nöthigte, ganz neue Bahnen einzuschlagen, indem die Politik in den Vordergrund des Interesses trat, in den Feuilletons der großen Zeitungen eine kritische Concurrenz erwuchs und die Unterhaltungsliteratur sich auf breitester Basis ruhende, meistens noch durch Illustrationen geschmückte Organe gründete; sie überlebte diese Krisis, ohne ihren Grundcharakter im wesentlichen ändern zu müssen, und behauptete sich, mitten in einer neuen Welt, mit alter Frische und ohne jenen vorsündflutlichen und greisenhaften Zug, der die gelehrten Literaturzeitungen, soweit sie noch am Leben erhalten wurden, charakterisirt.

Mit dem Jahre 1852 hörte die Zeitschrift auf täglich zu erscheinen und wurde in eine Wochenschrift verwandelt. Die Verlagshandlung entschloß sich bald darauf, einen literarischen Herausgeber an die Spitze zu stellen und übergab 1854 die Zeitschrift der Leitung Hermann Marggraff's, der dieselbe bis zu seinem Tode 1864 redigirte, während den Behörden gegenüber Heinrich Brockhaus noch bis 1857 und von da ab Dr. Eduard Brockhaus als verantwortlicher Redacteur zeichneten. Marggraff's Redaction hat sich durch die Milde und Wärme der Beurtheilungen, durch den redlichen Eifer, mit welchem alles Tüchtige hervorgehoben wurde, durch die unermüdliche Anwartschaft, mit der sich der Herausgeber der …nteressen des Schriftstellerstandes annahm, durch manche …htige kritische Kraft, die von ihm in die Literatur ein…ührt wurde, ein ehrenvolles Andenken gesichert.

Der etwas schärfere Ton, den das Blatt seit 1865 …er der Leitung des unterzeichneten Herausgebers wie… angeschlagen hat, kann ihm gewiß nicht zum Schaden …ichen. Es erscheint so vieles, was nicht eine zaghafte …ehnung, sondern eine entschiedene Zurückweisung verdient; durch die herrschende Mode wird oft Verdienstloses und Verfehltes, das ihr zu schmeicheln weiß, in den Vordergrund gestellt; es haben kritische Theorien, die unsere poetische Production von Grund aus zu zerrütten vermögen, einen Anschein der Unfehlbarkeit angenommen, und dazwischen schleppt sich, wie mit müden Augen blinzelnd, in eine Zeit voll hellen Sonnenscheins so viel übermachte Romantik in Stoffen und Formen, daß die Kritik mehr als je die Verpflichtung hat, die Principien der modernen Dichtung, die sie für die allein berechtigten hält, mit Entschiedenheit in den Vordergrund zu stellen und alles zurückzuweisen, was den siegreichen Fortgang unserer literarischen Entwickelung zu hemmen vermöchte. Wahrt sie dabei ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit von allem Coteriewesen, vermag sie heute denselben Dichter mit Wärme wegen einer neuen Schöpfung zu loben, den sie wegen einer frühern auf das schärfste getadelt hat; hat sie weder Schützlinge und Günstlinge noch Prügeljungen; läßt sie dem Urtheile der einzelnen Mitarbeiter die größtmögliche Freiheit, soweit dies irgend mit der Tendenz des Journals vereinbar ist, — so wird sie sich nach allen Seiten das Ansehen wahren, das einer festen Ueberzeugungstreue unverloren bleibt, und gewiß ein keineswegs gering zu schätzendes Ferment in dem Entwickelungsgang unserer Literatur bilden. Auf dem Gebiete der eigentlichen Production werden die „Blätter für literarische Unterhaltung“ nach wie vor nach einer Vollständigkeit streben, die wenigstens nichts Erwähnenswerthes vermissen läßt; sie halten sich hierzu um so mehr für verpflichtet, als sie gegenwärtig das einzige kritische Organ sind, welches in systematischer Weise den Umfang dichterischer Production zu erschöpfen sucht, während sonst neue Dichtsammlungen, Dramen u. s. f., deren Verfasser keine Feuilletonadresse besitzen, spurlos zum Orkus hinabgehen, ohne auch nur eine kritische Erwähnung zu finden. Auch die Gebiete der Aesthetik und Literaturgeschichte werden wir nach wie vor als zu unserer speciellen Domäne gehörig betrachten, aus der umfassenden Reise- und Memoirenliteratur das Wichtige und Interessante mittheilen, auch Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften stets insoweit berücksichtigen, als ein neuer und bedeutender Inhalt und eine Form verdienen, die nach einem Platze in der Nationalliteratur strebt.

Das sind die Ziele der „Blätter für literarische Unterhaltung“, wie sie denselben im allgemeinen seit ihrer Gründung vorgezeichnet waren und mehr oder weniger in den bisherigen funfzig Jahrgängen beachtet worden sind. Möge uns die wachsende Theilnahme des Publikums dazu behülflich sein, dieselben immer mehr zu erreichen! Möge unser Blatt ein kritisches Wahrzeichen und ein Leuchtthurm sein für eine in der Brandung der Zeit kämpfende oder auf den Sandbänken des schlechten Geschmacks und der modischen Nüchternheit festgefahrene Dichtung; möge es aber dem Publikum, den ganzen gebildeten Kreisen, dem Salon wie dem häuslichen Herd, ein Leitfaden sein für die Lektüre und ein Rathgeber mitten in einer überreichen Production, die ohne Sachverständige und Vertrauensmänner sich von dem einzelnen gar nicht mehr sichten und beherrschen läßt.

Rudolf Gottschall.

Karl Frenzel's neuester Roman.

Gegenüber den verrotteten Zuständen, welche im 18. Jahrhundert in Deutschland herrschten, gegenüber jener Willkür und Gewalt der großen und kleinen Despoten, welche ihre eigenen Unterthanen als Söldner in die Fremde verkauften, erschien dasselbe Amerika, in welches diese verkauften Menschenheerden getrieben wurden, als das Land der Freiheit und der Zukunft:

Amerika, Land der Zukunft, Land ohne Vergangenheit, sei gegrüßt in dem ersten Morgenstrahl einer neuen Weltperiode, der dämmernd über deinen majestätischen Strömen und Wäldern aufleuchtet! Als du aus den Nebeln des Meeres vor den erstaunten Augen der Europäer emportauchtest, erwachte in ihren von Unwissenheit und Aberglauben umnachteten Seelen zuerst der Gedanke der göttlichen Freiheit. Weiter wurde die Erde und freier der Geist der Menschen; mit der wachsenden Kenntniß der Welt erstarkten seine schwachen Fittiche zu Adlerflügeln. Zu den höchsten und tiefsten Geheimnissen des Himmels drang er empor. Seinen Blicken entschleierte sich der Kosmos. Alt geworden in gewohnten Formen, übersäet mit Ruinen und Gräbern, in einer tausendjährigen Cultur versteint, lagen Asien und Europa müde und thatensatt, sie hatten ihren Weltgang vollendet: Amerika begann den seinigen. Aber nicht von jenen Küsten, welche die Spanier zuerst betraten, sollte diese langsame, aber unaufhaltsame Erneuerung der Lebens- und Staatsformen ausgehen, sondern von den nördlich gelegenen, unwirthbaren Gestaden. In den Wäldern Neuenglands und Virginiens wurde der amerikanische Genius geboren.

Mit dieser schwunghaften Apostrophe begrüßt ein neuer Romandichter, Karl Frenzel, den transatlantischen Welttheil und zwar in einem Roman, dessen Angelpunkt gerade der Gegensatz zwischen dem freiaufstrebenden Nordamerika und den verfallenden kleinfürstlichen Zuständen in Deutschland ist:

Freier Boden. Historischer Roman von Karl Frenzel. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 5 Thlr.

Der erste Band des Romans spielt auf dem unfreien Boden des Hessenlandes; wir werden in die Schenken, in die aristokratischen Schlösser und an den fürstlichen Hof geführt; der zweite und dritte Band geleiten den Leser nach Nordvirginien, in die Mitte der amerikanischen Freiheitskämpfer, aus welcher sich Washington's Heldengestalt erhebt, alle überragend.

Die Pflicht des Romanschriftstellers, uns die Weltzustände darzustellen, wie sie in die Entwickelung des Helden eingreifen, dabei aber nicht einen weltgeschichtlichen Helden zum Mittelpunkt des Romans zu machen, sondern einen frei erfundenen, ist von Frenzel wohl erkannt und erfüllt worden. Der Held ist ein hessischer Hauptmann von Lorsberg, der nach mancherlei Hofabenteuern in Liebes- und Duellhändeln nach Amerika, wohin er hessische Truppen zur Bekämpfung des Aufstandes führen wollte, als Flüchtling auswandert und sich dem Unabhängigkeitskampfe mit warmer Hingebung anschließt. Er kommt dort in die nächste Nähe Washington's, was dem Autor Veranlassung gibt, uns das Bild des großen Freiheitsmannes zu entwerfen, namentlich in jener verhängnißvollen Krisis, in welcher derselbe, größer als die Cäsaren und Napoleon, den Lockungen der Alleingewalt mannhaft widersteht und statt ein glorreicher Usurpator, wie seine Freunde und die Offiziere seines Heeres von ihm verlangten, der erste Bürger eines freien Volks wird.

Es ist indeß nicht zu verkennen, daß die Architektur des Werks einen symmetrischen Aufbau vermissen läßt, indem die Geschicke des eigentlichen Helden, für welche Frenzel im ersten Bande ein spannendes Interesse wach zu rufen verstand, später gegenüber den Schicksalen eines Washington an Bedeutung verlieren und auf einmal einen episodischen Charakter annehmen. Walter Scott hat in seinen Romanen: „Waverley", „Quentin Durward" u. a., in denen ebenfalls seine frei erfundenen Helden mit geschichtlichen Größen in Beziehung treten, diese Klippe glücklich vermieden. Er wußte zunächst die Fäden der Handlung so spannend zu schürzen, daß unsere Theilnahme für jene Romanhelden bis zum Schluß lebendig blieb, und zwar durch die intensive Kraft seiner Erfindung; er verknüpfte das Geschick derselben mit dem Geschick der geschichtlichen Charaktere in unlöslicher Weise, und wußte den Unterschied festzuhalten, daß uns die Phantasiegestalten besonders durch ihr Schicksal, die historischen Helden dagegen durch ihren Charakter interessirten. Es waren Charaktergemälde von glänzender und scharfer Ausführung, aber sie waren nicht müßig eingefugt, sondern hingen an irgendeinem Ring mit der Kette der ganzen Handlung zusammen. Wenn aber das Charaktergemälde von Washington in dem Frenzel'schen Romane auch mit vieler Feinheit entworfen ist, so tritt es in der zweiten Hälfte des Romans doch mit solcher dramatischen Energie in den Vordergrund, daß die andern Gestalten und Geschicke dagegen verblassen; der Zusammenhang aber, in welchem diese mit Washington's Schicksal stehen, ist ein äußerlicher; es fehlt ihm innere Nöthigung und ergreifende Spannung. Kurz, die Historie lockert den Roman und quillt aus allen Fugen desselben heraus.

Wir machen dem geistvollen Autor daraus keinen Vorwurf. Der Roman hat einmal keine geschlossene Kunstform; eine gewisse Incohärenz gehört zu seinem Wesen, wie wir dieselbe auch an den gepriesensten Romanen der Neuzeit nachweisen wollten. Selbst die Walter Scott'schen, so sehr sie alle spätern in Bezug auf künstlerische Einheit überragen, verfallen in der Regel gegen den Schluß hin in ein überstürztes Tempo und schieben mit einer gewissen krampfhaften Hast Momente der Handlung beiseite, die sie in den ersten Bänden in langen Kapiteln dargestellt haben würden. Der Romanschriftsteller gleicht einem Spaziergänger, der die Hände in den Hosentaschen einherschlendert, bald hier, bald dort eine Blume pflückt, wobei es in der Regel gleichgültig ist, ob er zuerst nach rechts oder links sich wendet, Seitenwege einschlägt, wenn sie verlockend sind und, nahe dem Ziel, oft vor Ungeduld zu laufen beginnt, alles, ohne dadurch ästhetische Todsünden auf sich zu laden. Zu verlangen ist nur, daß er dem epischen Grundgesetz gehorcht, und nicht nach Art der Cykliker den schlechten Progreß der Handlung in infinitum einschlägt, sondern seine Handlung, bei aller Geräumigkeit der Kreisfläche, doch um einen Mittelpunkt rotiren läßt.

Frenzel's Roman hat indeß, wenn wir von dem nicht

ganz symmetrischen Aufbau absehen, große Vorzüge. Der erste Band namentlich ist von einer Lebendigkeit der Darstellung, einer spannenden Verkettung der Handlung, welche den besten Mustern nahe kommt. In der That scheint es, als ob die schroffen Gegensätze der europäischen Gesellschaft, mochten sie im vorigen Jahrhundert noch so entwürdigend auf den Völkern lasten, der poetischen Darstellung günstiger sind durch die Fülle ihrer Contraste, als die Bewegungen und Kämpfe auf dem freien Boden Nordamerikas, auf welchem die socialen Unterschiede mehr oder weniger nivellirt sind. Während es sich dort um feste, auch äußerlich darstellbare sociale Formen handelt, ziehen sich hier die Conflicte mehr in das Reich der Gesinnung zurück. Ein Hof, wie der des Kurfürsten von Hessen, der seine Unterthanen nach Amerika verhandelt, Offiziere, die ihm misliebig sind, deren Geliebte er in seine Maitressen verwandeln will, durch ein Commando über den Ocean aus dem Wege räumt; ein Hof voll Luxus, Ueppigkeit, Intriguen und frecher Selbstherrlichkeit bietet selbstverständlich ein weit greifbareres Bild der Tyrannei, als etwa die Bedrückungen, mit denen England die Rechte seiner amerikanischen Colonien kränkte, welche den Unabhängigkeitskampf der letztern verursachten. Der Bogen der Action ist dort weit straffer gespannt, da es sich um Kränkungen handelt, die dem einzelnen zugefügt sind, die wir bei der Theilnahme an dem persönlichen Geschick, ohne welche der epischen wie der dramatischen Dichtung der Mittelpunkt fehlt, um so tiefer empfinden, während hier mit den großen Horizonten die Handlung selbst sich ins Weite dehnt und, was sie an universeller Bedeutung für die Menschheit gewinnt, an individuellem Interesse verliert.

Die Scenen auf der Landstraße, welche den Revers der glänzenden, warm colorirten Scenen am Hofe des Fürsten bilden, die mysteriösen Auftritte auf dem Grafenschloß, die Balletorgie mit ihren Philinen und ihren Geisterbeschwörungen, die Duellscenen und die Flucht — alle diese Bilder, welche der erste Band an uns vorüberführt, haben den unverkennbaren Vorzug, daß sie im einzelnen glänzend ausgeführt sind und in ihrer wohlverketteten Folge die Phantasie unwiderstehlich fesseln. Die Gräfin Charlotte hebt sich als eine brillante Erscheinung aus diesen Gruppen:

Ohne den Rath und die Stütze einer Mutter, die ihr, gerade als sie zur Jungfrau heranreifte, gestorben war, betrat Charlotte diesen gefährlichen, schlüpfrigen Boden. Aus Rousseau's Schriften war auch in die Seele derer, die sie nicht liebten und als Träumereien eines Phantasten belächelten, die Betrachtung übergegangen, daß die Bildung, die großen Städte und die Höfe die Menschheit verschlechtert, erniedrigt und entwürdigt hätten. Wie viele Tugenden waren auf dem glatten Marmor eines Fürstenschlosses zu Fall gekommen, wie viele Leidenschaften loderten dort in unheiligen Flammen! Ihre Schamhaftigkeit verlieren die Frauen, ihre Ehre die Männer. Diese Ansichten wurden von allen nachgesprochen, sie lagen in der Luft des Jahrhunderts. Die Laster der Vornehmen zu verurtheilen und zu beklagen, gegen die Vorrechte des Adels zu eifern, war eine Mode, die jeder Gebildete mitmachen mußte. Im Widerspruch dazu hielt die junge Gräfin etwas auf ihren Ahnen, ihr Besitzthum, und verspottete die Philosophen, welche die Menschen wieder in die alten Wälder und Felshöhlen zurückjagen wollten. Sie liebte die Pracht und die Feste. In die Alltäglichkeit des Lebens suchte sie einen poetischen Reiz zu zaubern und das Gewohnte zum Ueberraschenden zu verklären. Auf einer Jagd im Habichtswalde war der Landgraf zuerst auf die schöne und verwegene Reiterin aufmerksam geworden; seinem Alter gefiel ihre muntere und anmuthige Jugend, dem Kenner weiblicher Schönheit ihre reizvolle Gestalt. Und klugen Sinnes wußte sie diesen ersten Eindruck allmählich zu verstärken, ohne ihm Rechte zu gewähren, Macht über seinen Willen zu gewinnen. Bald galt sie für den erklärten Liebling des Herrn; dennoch blieb ihr Ruf unangetastet. Die Furcht mochte die Zungen der Hofleute und der Schwätzer zügeln; aber auch einem unbetheiligten Beobachter wäre es kaum möglich gewesen, die Gräfin eines offenen Fehltritts zu zeihen. Nur bei Hoffestlichkeiten sah sie den Fürsten und verkehrte mit ihm; er hätte ihr Vater sein können. Freundlich und rücksichtsvoll begegnete er ihr und sie erwiderte mit einer gewissen kindlichen Zärtlichkeit sein Entgegenkommen. Sie hatte eine feurige Art, sich zu geben, und schien sowol aus Naturanlage wie aus Stolz nicht zur Verstellung und zur Berechnung geneigt. Das Leben und die Welt zu genießen, das war, nach ihrem eigenen Bekenntniß, ihr einziger Wunsch. Empfänglich für das Schöne und Glänzende wollte sie ihr Dasein nach jeder Richtung hin vollendet gestalten. Die Ausbildung ihres Wesens, das Erringen eines künstlerisch schönen Gleichmaßes zwischen der Wirklichkeit und den Idealen ihres Herzens dünkte sie die Hauptaufgabe, die ihr das Geschick gestellt. Nicht von Vorurtheilen und der Beschränktheit der Sitte sollte die Freiheit ihrer Persönlichkeit gehindert werden. Ueber die Niedrigen und Engherzigen hinwegzuschreiten, sich weder um den Tadel, noch das Lob der Menge zu kümmern, ist das Recht bevorzugter Wesen. Im Jugendrausche ihrer Schönheit hielt sie nichts für unerreichbar und alles für erlaubt. Sie war eine geborene Fürstin, ein blendender Schimmer umgab sie.

Anziehend entwickelt sich diese Gestalt im Fortgang der Handlung. Um so mehr überrascht es, daß eine so bedeutend angelegte Heldin fast spurlos aus dem Roman verschwindet, nachdem wir den freien Boden Amerikas betreten haben. Die interessante psychologische Studie bleibt dadurch skizzenhaft, denn die zufällige Nachricht ihrer spätern Verheirathung löst uns das Räthsel ihres Lebens nicht. Da der Autor selbst den Grafen Franz Waldhausen, den wir als ein Opfer des Duells, als einen todten Mann betrachteten, wieder ins Leben ruft und nach Amerika hinüberführt, so ist seine stiefväterliche Liebe zu der schönen Gräfin Charlotte, die er so früh und so grausam im Stich läßt, schwer zu begreifen. Und diese Gräfin Charlotte bleibt doch die interessanteste Frau des Romans, mindestens ist sie in die glänzendste Beleuchtung gerückt. Die beiden Heldinnen der letzten Bände, Virginie und Marie, sind zwar in einen anmuthigen Contrast gestellt, doch mehr in einen Contrast politischer Gesinnung. Jene, die begeisterte Anhängerin Washington's, die in ihrem Herzen von Liebe erglüht für den großen Mann, möchte ihm die Königskrone auf das Haupt drücken, um ihn zu erhöhen; diese ist eine entschiedene Republikanerin, welche sich von dem Geliebten, dem Hauptmann Lorsberg, loszusagen droht, als sie ihn einverstanden glaubt mit den Usurpationsplanen des Heers, welche ihm zuruft: „Die Tochter eines Vaters ist nicht der Preis, der Treulosigkeit und Verrath belohnt. Du bist im Irrthum, wenn du dies gedacht hast. Binde du dein Schicksal an das deines Feldherrn; mir gilt Recht und Freiheit höher als der größte Held. Ich werde niemals einem Könige huldigen; wenn ich ein Mann wäre, würde ich ihn bekämpfen; da ich ein Weib bin, werde ich die Stätte meiden, die sein Fuß betritt. Zwischen Freiheit und Knechtschaft gibt es keine Brücke." Wol ist diese blonde

blauäugige Miß Mary mit der klaren Seele und dem klaren Kopfe und dem felsenfesten politischen Credo scharf und treffend gezeichnet; doch ihre Liebe verläuft so plan und eben, daß wir ihrem Schicksal keine romanhafte Spannung abzugewinnen wissen. Auch in der Neigung der schwärmerischen Virginie zu Washington sind nicht jene Hebel angesetzt, welche uns über das Bereich poetischer Stimmung hinauszutragen vermöchten. Gräfin Charlotte bleibt uns unersetzt.

Was uns außerdem in der größern zweiten Hälfte des Romans stört, ist die geringe Theilnahme, die der Held, Hauptmann Lorsberg, selbst für die Sache empfindet, für die er den Degen zieht. Er erscheint dadurch allzu sehr als ein Vertreter des modernen Landsknechtsthums, das in dem Lager dient, wohin es das Schicksal verschlagen, als ein militärischer Abenteurer, dessen Sympathien eher bei den Feinden sind. Freilich verkennen wir nicht die Aufgabe des Romandichters, gerade im Haupthelden uns einen Entwickelungsgang vorzuführen, der durch die äußern Ereignisse bestimmt wird. Auch Lorsberg wird durch seine Liebe, durch Washington's Größe am Schluß bekehrt; doch verliert der Autor das innere Leben seines Helden allzu sehr aus dem Auge, indem er ihn durch die imposante Gestalt des geschichtlichen Helden in den Schatten rücken läßt.

Der schwärmerische Allen Rolfe, Robert Fairfax, ein möglichst liebenswürdiger Schurke, sind in einer gewissen traumhaften Beleuchtung gehalten. Wir haben in Europa ein criminalrechtliches Gewissen, das sich gegen die juristische Folgenlosigkeit der Attentate und anderer Verbrechen empört. Die Naivetät der Urwaldsnaturen uns näher zu rücken, bedarf es eines großen psychologischen Aufwandes. Die Darstellungsweise Frenzel's erinnert an einigen Stellen an diejenige Leopold Schefer's in den „Novellen"; wir sehen die Begebenheiten wie im Opiumrausch und sie ziehen vorüber wie die Bilder einer Laterna-magica. Wo dagegen die Handlung auf der Höhe der geschichtlichen Situation steht, wie am Schluß des Romans, in der Scene, in welcher Washington den Prätorianergelüsten seines Heers entgegentritt: da entfaltet der Autor eine Kraft der Darstellung und eine Glut der Beredsamkeit, welche wahrhafte geschichtliche Größe athmen.

Der Stil des Romans ist durchweg trefflich, edel ohne Manierirtheit, charakteristisch ohne Ueberladung — nichts von gelehrtem Notenkram mit und ohne Anmerkungen, keine Spur von jenen stilistischen Strudeln, in denen der Eifer, historisch zu sein, in einem Schaum und Blasen auftreibenden Kampfe liegt mit der freien, sich von der Geschichte losringenden Phantasie. Oft mit wenigen, aber bestimmten und stimmungsvollen Zügen wird uns ein Naturbild, ein Schlacht- und Lagerbild vorgeführt. Nirgends verlieren wir die Empfindung künstlerischer Behandlungsweise; und dies ist ein seltener Vorzug in einer Zeit, in welcher namentlich die historischen Romane zusammengeschleudert werden in einem Stil, der nur als Mörtel dient, um die klaffenden Fugen eines aus allen Steinbrüchen der Geschichtswerke und Memoiren gebrochenen Materials zu verstopfen. **Rudolf Gottschall.**

Zur Goethe-Literatur.

1. Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes von Michael Bernays. Berlin, Dümmler. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Goethe-Studien. Von E. Caro. Aus dem Französischen von Iwan Germak. Przemysl, Gebr. Jelen. 1867. 8. 20 Ngr.
3. Weimars classische Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethe's und unserer classischen Literaturepoche von R. Springer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir auf den Bänken der Secunda und Prima saßen, überkam uns immer ein gelindes Grauen, wenn ein besonders zu kritischen Geistesübungen geneigter Lehrer uns mit seinen Verbesserungen zu Sophokles heimsuchte; das dünkte uns phantastischen Brauseköpfen einestheils herzlich langweilig, zugleich aber eine schnöde Versündigung an der hehren Würde der Dichtung; es kam dieses kritische Verfahren uns vor wie dasjenige des Physiologen, welcher die edelsten Gebilde des thierischen und pflanzlichen Lebens mit Messer und Lupe behandelt. Die feinen Unterschiede der griechischen Partikeln kennen zu lernen, schien uns unglaublich überflüssig, wie es denn die Jugend liebt, sich mit einer halbpoetischen Anschauung über den Mangel einer klaren Erkenntniß zu trösten. Dann stellten wir uns wol in wunderlichen Gedankensprüngen vor, wie dereinst ein hawaiischer oder hottentottischer Philolog unsern Goethe und Schiller in gleicher Weise verwirthschaften werde, wie jetzt der Herr Conrector den Horaz und Pindar; wir nahmen unsere eigenen Gedichte vor, sonderten mit Lachmann'scher Schärfe das Interpolirte aus, theilten das absichtslos Dahinfließende in zierliche Strophen, machten geistvolle Conjecturen und kamen uns bei alle dem sehr wichtig vor.

Was wir übermüthigen Jungen damals in unsern Träumen von der hottentottischen Philologie erwarteten, ist unterdeß bereits von der deutschen geschehen. Empfindsame Geister, die für die Natur einen ewigen Frühling und für das künstlerische Leben unserer Nation ein stetes Verharren auf dem Höhepunkte verlangen, wehklagen über Epigonenthum und unser alexandrinisches Zeitalter. Manches Wahre und Berechtigte haben diese Klagen, das ist unleugbar; wir zehren stark an den geistigen Schätzen, die unsere Großältern eingetragen; wir greifen eifriger nach den Kammerberichten als nach neuen Dramen, und so alexandrinisch sind wir geworden, daß wir in Ermangelung eines Homer bereits unsere Aristarche haben. Neben die Kritik des dichterischen Kunstwerks stellt sich bereits die rein philologische Texteskritik; und dieselbe dehnt ihre Wirksamkeit nicht blos auf die Nibelungen, Walther von der Vogelweide und ihre Zeitgenossen aus, nicht allein auf Paul Gerhardt und den Simplicissimus, sondern auf die Werke der Dichter unsers jüngstverflossenen classischen Zeitraums. Und das ist gut. Schon bemächtigt sich die buchhändlerische Speculation dieser Schätze, um sie billigen

Preises aller Welt darzubieten; um so dringender erweist sich das Bedürfniß, den bisherigen Text in rein philologischer Weise kritisch zu behandeln und unsere Dichter in jener echten Gestalt darzustellen, welche im Laufe der Zeit mehr oder weniger verloren gegangen ist.

Aber, so wird der Leser fragen, wie kann diese echte Gestalt verdunkelt werden? Haben unsere Dichter nicht noch vor dreißig, sechzig Jahren gelebt? Ist eine solche Entstellung möglich in Zeiten, wo der Buchdruck ein Werk zu Tausenden in vollkommen gleicher Gestalt vervielfältigt? Leider ist es möglich. Daß gedankenlose Abschreiber Worte und ganze Zeilen auslassen, daß sie den Sinn in Unsinn verkehren, das erscheint uns sehr erklärlich; aber auch der Buchdruck ist gegen diese Irrthümer nicht gefeit, das lehrt uns das vorliegende Werkchen von Bernays: „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" (Nr. 1), welches uns den vollen Beweis erbringt, wie sehr der gegenwärtige Text von Goethe's Schriften der kritischen Reinigung bedürftig ist. Und wenn der Berichterstatter bei eingehender Betrachtung des kleinen Buchs an die zahlreichen lustigen Emendationen und Conjecturen seligen Andenkens erinnert worden ist, so muß er zugleich bekennen, daß das Buch ihn belehrt hat, wie werthvoll, ja wie nothwendig eine verständige kritische Arbeit zur richtigen Würdigung des Schriftstellers werden kann.

Wir schulden dem Leser noch eine Erläuterung, inwiefern auch jetzt noch eine Verunstaltung des gedruckten Dichterworts möglich ist; es geschieht dieses durch die freundliche Beihülfe nicht sowol gedankenloser oder unwissender Abschreiber, sondern ihrer sehr schätzenswerthen modernen Vertreter, der Setzer und Correctoren. Auch der genialste Dichter wird, so scheint es uns, sein Erstlingskind dergestalt liebhaben, daß er es wie eine sorgliche Mutter pflegt und putzt; auch Goethe hat ohne Zweifel die Correctur seines „Werther", Schiller die seiner „Räuber" gelesen. Aber nach und nach wird der Dichter älter; der Reiz der Neuheit schwindet, welcher ihm das unliebliche Geschäft des Correcturlesens eine Weile versüßte; er überläßt es dem Corrector von Fach, welchem das Geisteswerk als ein fremdes gegenübersteht. Dieser übersieht manche Abweichung von der Handschrift; er erlaubt sich sogar manche Stelle, die seinen Begriffen von Grammatik, Wortsinn und Wortbildung widerspricht, stillschweigend zu „verbessern", ein Bemühen, in welchem ihm bereits der Setzer vorausgegangen ist. Es kommen neue Auflagen; man druckt sie nach dem nächsten besten frühern Abdruck; der Hr. Geheimrath Goethe, der Hr. Hofrath Schiller haben mehr zu thun, als ihre Schriften Wort für Wort mit der ursprünglichen Handschrift, die außerdem unterdeß vielleicht längst verloren gegangen ist, oder mit dem ersten Drucke zu vergleichen. Sie überlassen die reizlose Arbeit dem Corrector, welcher wie das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht, und begnügen sich mit einer oberflächlichen Durchsicht, bei welcher die neuen, zu den frühern gefügten „Verbesserungen" getrost stehen bleiben; Lücken und Unklarheiten kommen auf Rechnung des regellosen Dranges der Jugend, und so geschieht es, daß durch wiederholten Abdruck der Text sich mehr und immer verunreinigt, bis endlich ein fleißiger Forscher die ermüdende Arbeit übernimmt, seinen Goethe und Schiller wie Pindar oder Sophokles möglichst auf die ursprüngliche Form zurückzuführen; der einzige Unterschied in dem kritischen Verfahren ist, daß der classische Philolog auf die älteste oder beste Handschrift, der Kritiker unserer modernen Schriftsteller, in Ermangelung der Urschrift, auf den ersten Druck zurückgeht.

Wir haben hierbei noch eines Umstandes nicht Erwähnung gethan, welcher zur Verderbniß des Textes unserer Classiker wesentlich beigetragen hat. Es ist der Nachdruck, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seine goldenen Tage hatte. Ein Schutz des literarischen Eigenthums war nicht vorhanden; und je mehr die glänzende Entwickelung des geistigen Lebens die künstlerische Production steigerte, desto gewinnreicher ward das Gewerbe des Nachdruckers, welcher über jedes jüngste Geisteswerk eines bedeutenden Mannes sofort mit freibeuterischer Raubgier herfiel, dasselbe zum Nachtheil des Dichters in Tausenden von Abdrücken verbreitete, und sich noch sehr anständig vorkam, wenn er, wie Hr. Himburg zu Berlin dem also geplünderten Goethe that, ein bescheidenes Honorar in Gestalt von berliner Porzellan anbot; beiläufig gesagt, eine Erkenntlichkeit, die Goethe ablehnte. Solche Nachdrücke, ohne Wissen und gegen den Willen der Verfasser gemacht, konnten nicht anders als fabrikmäßig ungenau ausfallen; ward dann allenfalls sorgloserweise ein solcher Himburg'scher Nachdruck bei einem Neudruck der Goethe'schen Werke zu Grunde gelegt, so mußte dieser natürlich, obwol Originalausgabe, ebenso fehlerhaft werden.

Es ist bekannt, daß, zunächst von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts zu reden, wir durch Lachmann eine correcte Ausgabe von Lessing's Werken besitzen; der Text Schiller's hat durch Meyer beträchtliche Verbesserungen erfahren und erhält sie gegenwärtig durch Goedeke; Goethe harrt noch des Philologen, welcher Geist, Liebe und Fleiß genug besitzt, um die riesenhafte Aufgabe einer correcten Textesrecension auf sich zu nehmen. Höchst erfreulich ist es, zu bemerken, daß wir allem Anschein nach in Bernays den Mann besitzen, welcher einer solchen Aufgabe gewachsen ist. Er spricht sich über dieselbe also aus:

> Man muß lange in ungestörter Unbefangenheit mit einem großen Dichter verkehrt haben, ehe er uns eine wirkliche Einsicht in sein Wesen vergönnt. Man muß mit ihm verkehrt haben, ohne jeden Hintergedanken, ohne jeden Nebenzweck; nur den einen einfachen Zweck muß man im Auge behalten: den Dichter, wie ein lebendiges Individuum, in vertrauensvollem Umgange kennen zu lernen. Und für diese selbstlose Hingebung wird man auf das schönste belohnt. Denn wie in einem langen Zusammenleben der Freund dem Freunde sich unverhüllt zeigen muß mit allen Kräften des Gemüths und Geistes, mit allen Eigenheiten seiner Natur, so muß auch der Dichter, dem wir vertrauensvoll genaht sind und in dessen Nähe uns die wachsende Neigung festgehalten, allgemach sich herbeilassen, das Geheimniß seines Daseins vor uns zu entschleiern. Wir erfahren, wie es in seinem Innern beschaffen ist; wir lernen aber auch den Ausdruck seiner Mienen kennen; Wort, Blick und Geberde wird uns vertraut; in der lieben Gewohnheit des fortdauernden Umgangs gewinnen wir einen Instinct, durch den wir unmittelbar empfinden, was dem Dichter gemäß sein mag, was ihm natürlich ansteht, und was ihm fremd, ungeziemend oder widerstrebend ist.
>
> Aber bei dieser Empfindung beruhigen wir uns nicht. Wir streben nach der Klarheit sicherer Erkenntniß, die nur erlangt werden kann durch eine scharfe, sorgfältig durchgeführte

Beobachtung alles dessen, was zu den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Dichters zu rechnen ist; er theilt uns seinen Geist mit; wir aber müssen durch die ausharrende Thätigkeit selbständiger Forschung uns dieser Mittheilung zugleich versichern und würdig machen.

Unmittelbare, lebendige sichere Empfindung und zuverlässige Einsicht, deutliche Erkenntniß müssen also in festem Bunde ungeschieden zusammenwirken, wenn die philologische Kritik ihr Werk mit Erfolg vollbringen, wenn sie dem Autor, in dessen Dienst sie sich begibt, auch in der That dienlich sein will.

Alles wissenschaftliche Thun kann nur ein Ziel haben, die Wahrheit. Jede einzelne Wissenschaft aber hat ihre bestimmte Aufgabe zu lösen; ihr muß sich daher auch die Wahrheit, die gesucht und erstrebt wird, unter einer bestimmten Form verkörpert darstellen. Jenes einzige Ziel hat auch die Kritik im Auge: das wahre ist aber in diesem Falle das Wort des Autors, wie es aus seinem Munde, aus seiner Feder hervorgegangen. Daß dies unverändert bleibe, darüber hat die Kritik zu wachen.

Nur widerstrebend verzichten wir auf die weitere wörtliche Wiedergabe der leitenden Grundsätze des Kritikers, auf die genauere Betrachtung der endlosen Schwierigkeiten, die seiner Arbeit entgegentreten. So interessant das Büchlein ist, so kann es natürlich nur in einer Reihe schlagender Beispiele einen kurzen Einblick gewähren in die ungeheuere Mühe und Sorgfalt, welche die kritische Herstellung des Goethe-Textes fordern wird. Je bedeutsamer die Ergebnisse sind, welche die Schrift uns darbietet, je unleidlicher die Verunstaltungen, die sie uns enthüllt, desto dringender wird der Wunsch, daß das umfassende kritische Material, von welchem hier nur ein bescheidener Auszug geboten ist, zu einer vollständigen Durcharbeitung des Goethe-Textes benutzt werde.

Zunächst verheißt uns der Verfasser eine gereinigte Ausgabe des „Werther“ in seiner ursprünglichen Gestalt von 1774, sowie in der von dem gereiften Manne etwas veränderten Fassung, wie sie die erste achtbändige Sammlung seiner Schriften (1787—90) darbietet. Eine Reihe von Stellen, welche in den neuern Ausgaben verdorben erscheinen, werden hervorgehoben und verbessert. Auf das einzelne einzugehen, möchte hier nicht gestattet sein: derartige kritische Untersuchungen muß man ganz mittheilen oder sich einfach bei dem Ergebniß begnügen; nur angedeutet werde, wie diese Verderbniß in den Text des „Werther“ gekommen ist. Gleichzeitig nämlich mit der echten achtbändigen Sammlung von Goethe's Werken druckte Göschen, sein eigener Nachdrucker, ohne Wissen und Willen des Verfassers eine billigere vierbändige Ausgabe, welche eilig und sorglos gemacht, durch zahlreiche Druckfehler und Lücken verunstaltet, unbegreiflicherweise der 1806—8 bei Cotta erschienenen Ausgabe zu Grunde gelegt wurde. Goethe selbst schreibt 1807 an Zelter: „Ueberhaupt habe ich bei der Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja, daß ich fast kein Interesse mehr daran habe.“ Die Schrift von Bernays weist nach, daß sogar in der echten Göschen'schen Ausgabe, welche Goethe selbst besorgte, beim Neudruck des „Werther“ nicht das Original, sondern der uncorrecte Himburg'sche Nachdruck zu Grunde gelegt wurde. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß die gegenwärtige Fassung des „Werther“, aus zwei fehlerhaften Grundtexten geflossen, an zahlreichen Gebrechen leidet, deren Heilung nur dadurch möglich ist, daß der Kritiker mit scharfem Auge jedes Wort, jeden Buchstaben mit dem echten ersten Druck vergleicht. Und da ist es denn ein wahres Vergnügen, eine wahre Gymnastik des Geistes, zu sehen, wie der Verfasser mit divinatorischem Scharfblick die wunden Stellen findet und auch gleich die Heilung bereit hat. Aber freilich, dazu bedarf es nicht blos des umfassendsten kritischen Apparats, aller bedeutsamen Abdrücke, es bedarf jener gänzlichen Versenkung in den Geist eines Schriftstellers, welche den Fehler erkennen lehrt, während der minder fein Fühlende rasch darüber hinwegliest oder sich einfach damit tröstet, daß der junge Goethe in seinem sprudelnden Schöpferdrang manches etwas flüchtig, etwas unmotivirt, etwas seltsam ausgedrückt haben möge.

Nicht minder haben die andern Jugenddichtungen Goethe's gelitten unter der Unlust des Dichters, über den gewissenhaften Wiederabdruck der ersten Ausgaben zu wachen. Als kurzes Ergebniß einer langwierigen und vielverschlungenen Untersuchung entwickelt uns der Verfasser, daß die Ausgabe von 1787, aus welcher alle folgenden hervorgegangen sind, den Text des „Götz“ und „Clavigo“ aus dem ersten, den der „Stella“ wie des „Werther“ aus dem dritten Himburg'schen Nachdruck geschöpft hat. Er faßt sein Urtheil in den Worten zusammen:

Der Text der großen Jugendwerke Goethe's, der uns seit etwa achtzig Jahren überliefert ist, zeigt mannichfache Verschiedenheiten von dem Texte der ersten echten Originalausgaben; diese Verschiedenheiten gereichen stets zu seinem Nachtheil; aus zwingenden innern Gründen ist es unmöglich, den Ursprung derselben dem Dichter zuzuschreiben; vielmehr ist es unzweifelhaft dargethan, daß sie sammt und sonders aus den Himburg'schen Nachdrücken stammen; überall, wo die Entstehung der spätern Lesart aus diesen Nachdrücken sich erweisen läßt, ist demnach die ursprüngliche Lesart der Originalausgaben unweigerlich wiederherzustellen!

Wir empfinden ein unwillkürliches Wohlgefallen, wenn wir sehen, wie ein scharfes klares Denken, ein bewußter Fleiß sein Ziel erreicht; und dieses Wohlgefallen wird uns zutheil bei der Betrachtung, wie der Verfasser, gleich einem geschickten Wundarzte, die ausgerenkten Glieder der Goethe'schen Sätze wieder einrichtet, ihre offenen Schäden heilt. Wir dürfen daran die Hoffnung knüpfen, daß uns bald der vom Verfasser verheißene gereinigte Text der ausgewählten Werke Goethe's dargeboten werde:

Ein stiller mächtiger Reiz begleitet die kritischen Arbeiten, die man den Werken eines großen Autors widmet. Man glaubt ihm näher zu rücken, man fühlt sich ihm durch ein innigeres Band verbunden, ja in eine Art von Geistesgemeinschaft zu ihm emporgehoben, während man jedem seiner einzelnen Worte nachgeht, während man die Gedanken und Anschauungen, die er gehegt und schöpferisch hervorgerufen, ihm nachzudenken, ihm nachzubilden bestrebt ist. Wir sind seiner geistigen Persönlichkeit fest angeschlossen; sein geistiges Dasein enthüllt sich uns, und wir mögen uns wol nur allzu gefällig mit der Hoffnung schmeicheln, als beglückte Vertraute dieses großen Daseins die mächtigen Einwirkungen desselben voller, reiner und unmittelbarer zu empfangen. Dies Gefühl trägt uns empor während der Arbeit; es entschädigt mit überschwenglichem Lohn für alle Mühe, die sie uns auferlegt; es adelt alles Geringfügige, alles Kleinliche, das sie in ihrem Gefolge hat; dies Gefühl erhöht aber auch die Lust, mit der uns das Gelingen erfüllt. So wird denn unter allen, die jemals der edeln Kunst der Kritik thätig gedient, wol keiner mich schelten, wenn ich bekenne, daß ich nicht ohne heitere Befriedigung auf das Geleistete, und mit freudiger Zuversicht auf das Schwere, was noch zu leisten steht,

hinblicke. Selbst wenn an allen den Stellen, wo wir das Wort des Dichters wieder in sein Recht eingesetzt haben, die Kraft der Darstellung, die Bedeutsamkeit des Ausdrucks keinen wesentlichen Zuwachs erhielte, so mußte der Kritiker, dem es vor allem auf das Wahre ankommt, die erlangte Gewißheit: so und nicht anders hat der Dichter geschrieben, immer noch als einen nicht verächtlichen Gewinn ansehen. Aber indem wir das Ursprüngliche wiederherstellen, führen wir meist das Schöne auf seinen verlassenen Platz zurück. Die Verbesserungen treffen ganz eigentlich in das Mark der Dichterrede.

So der Verfasser in seinem Nachwort. Und er hat recht, mit den Deutschen zu schmählen, daß ihre besten Dichter so lange Zeit in verwahrlostester Gestalt geblieben sind. Freuen wir uns der zu hoffenden baldigen Reinigung des Textes unserer großen Dichter, an welcher dem Verfasser ein bedeutsamer Antheil zugewiesen sein wird.

Die „Revue des deux mondes" von 1865 und 1866 brachte fünf von E. Caro verfaßte Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zur Wissenschaft und Philosophie, von welchen Iwan Germak zwei, als die wichtigsten, der Verdeutschung würdig gefunden hat („Goethe-Studien", Nr. 2). Die eine derselben bespricht Goethe's Begriffe über Natur, Gott und die menschliche Bestimmung; die andere die philosophischen Theorien des zweiten Faust-Dramas.

Der Deutsche kann die Thatsache nur mit Freude begrüßen, daß die hohen Geister unserer Nation auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes warme Werthschätzung und eingehendes Studium finden. Einer Verdeutschung erscheinen die erwähnten französischen Aufsätze, welche für eine sehr eingehende Beschäftigung mit Goethe's geistigem Leben Zeugniß ablegen, wol würdig, und wir dürfen nur bedauern, daß die drei weitern Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zu Spinoza, über seine Stellung zu Geoffroy St.-Hilaire, sowie schließlich über die philosophischen Typen in Goethe's Dichtung, Prometheus, Mephistopheles und Faust, nicht gleichfalls in dem Rahmen der Schrift Platz gefunden haben. Die beiden Aufsätze machen dadurch den Eindruck einer gewissen Unvollständigkeit:

> Denker wie Goethe sind gegen Fachphilosophen in besonderm Vortheile. Dogmatismus ist in vielen Fällen eine Kraft, oft aber eine Last und eine Gefahr. Wie anmuthig und erfreulich weiß Goethe sich Ideen anzueignen, die ihm gefallen, selbst von Systemen, die er zurückweist. Jede neue wissenschaftliche Entdeckung bezieht er auf die Gesammtheit der Dinge oder eine Reihe von Erscheinungen, sie ist ihm ein neuer Gesichtspunkt, den er ohne Bedenken genießt. Es beunruhigt ihn wenig, ob die Entdeckung zu dem Vorhandenen paßt oder nicht. Er schreitet froh und vertrauend vor, richtet sein edles Auge überall hin, nährt seinen Geist, den auf seinen Streifereien ins Unbekannte nichts aufhält, nichts verwirrt. So ist seine Philosophie eine, ich möchte sagen unverantwortliche Philosophie, die alle Autorität ablehnt, unfaßbar für die Dialektik, schon durch die Leichtigkeit ihres Vorgangs und die Schmiegsamkeit ihres Charakters.

So kennzeichnet der Verfasser durchaus treffend Goe-[the]'s philosophische Anschauungen. So allumfassend des [Di]chters reicher Geist an den höchsten menschlichen Inter-[esse]n Antheil nahm, so mannichfach er lebenslang mit [phi]losophischen Problemen sich beschäftigte, als einen Philo-[sop]hen von Fach hat ihn schwerlich jemand betrachtet, [...]h die zahlreichen vereinzelten Aussprüche über Gott und Welt, über religiöse und ethische Fragen für ein dogmatisches philosophisches Lehrgebäude gehalten. Goethe war aber vorwiegend Dichter; sich für eine philosophische Lehre ausschließlich und dauernd zu begeistern, war ihm nicht gegeben; mit der Aneignungs- und Umbildungsgabe des dichterischen Genies erfaßte er, was er hier und dort bei einem Philosophen ihm Zusagendes fand, und vereinigte es nicht sowol durch die bindende Kraft scharfen Denkens, als liebevoller poetischer Anschauung, die es mit der Consequenz nicht eben allzu genau nahm. Dazu kommt noch der Umstand, daß uns in seinen Werken, wie in den Aufzeichnungen derer, die mit ihm verkehrten, die Denkmale einer sechzigjährigen geistigen Arbeit aufbewahrt sind; und wenn der Fachphilosoph in zwei Menschenaltern mannichfache Umwandlungen seiner Anschauungen durchleben kann, um wie viel mehr der Dichter, welcher leichter als jeder andere fähig und berechtigt ist, die Lücken seiner Philosophie mit den Rosenwolken der Poesie zu verhüllen. So finden wir, daß Spinoza und Leibniz, Kant und die Naturphilosophen wechselsweise Goethe anzogen, ihm Gedankenstoff boten, insofern er aus ihnen sich dasjenige aneignete, was seinem Wesen am meisten entsprach. Sollen wir darum Goethe einen eklektischen Philosophen nennen? Gewiß nicht; er war überhaupt gar kein Philosoph, er war ein Dichter, und der größten einer. Goethe fand sich mit der übersinnlichen Welt in seiner Weise ab, und wenn die Aussprüche, die er über Gott, Glauben, Unsterblichkeit, Sittengesetz u. s. w. thut, kein festgefügtes Gebäude bilden, wol gar untereinander in Widerspruch stehen, so muß man es eben dem Dichter gestatten, dem Manne, der ein langes Leben hindurch dieselben Fragen wieder und wieder durchdachte.

Der erste Aufsatz von Caro entwickelt die religiösen, philosophischen und ethischen Anschauungen des Dichters vornehmlich im reifern Mannes- und Greisenalter, wie aus den häufigen Anführungen des bekannten Buchs von Falk, der Sprüche in Prosa und in Reimen, der Eckermann'schen Gespräche u. s. w. erhellt; und da ist es jedenfalls anregend und merkwürdig zu sehen, wie dieser große Geist sich mit den Fragen, welche seit Jahrtausenden alle denkenden Köpfe des Menschengeschlechts beschäftigen, auseinandersetzt und sich diese über den wechselnden Erscheinungen des Tags, über Freud und Leid schwebende olympische Ruhe erwirbt.

Liegt der Schwerpunkt des ersten Aufsatzes in jenen gedankenreichen Stellen, in welchen der Dichter seine speculativen Anschauungen zusammenfaßt, so bringt die folgende Abhandlung Caro's eine Entwickelung und Deutung vom zweiten Theil des „Faust". Goethe hat darin seine leitenden Gedanken mannichfach in ein räthselhaftes Gewand gehüllt. Caro entwickelt, wie der Dichter seinen Helden verschiedene Versuche zu befriedigendem Dasein durch eine mehr praktische Thätigkeit machen läßt, sei es als Staatsmann oder auf dem Gebiete der Kunst und der Natur, bis er in thatkräftigem Wirken für die Menschheit Erlösung findet. Wird uns damit nichts wesentlich Neues geboten, so bringt doch der Aufsatz der eigenthümlichen Gedanken und Combinationen genug, um lebhaft zu fesseln.

So wird denn die Arbeit eines Franzosen uns verdeutscht dargeboten durch einen Mann slawischen Blutes, wenn man nach dem Namen schließen darf; das unsern Goethe verherrlichende Wort von der Seine findet seinen Widerhall im „Bärenlande“, welches uns sonst nur durch die Zänkereien zwischen Polen und Ruthenen in unerfreulicher Erinnerung ist. Diesem Gefühle der gemeinsamen Verehrung gegenüber dürfen wir einige Mängel des Ausdrucks nicht allzu sehr betonen, welche sich aus der im Grenzlande deutschen Geisteslebens erklärlichen Unsicherheit im deutschen Sprachgebrauch erklären. Ausdrücke wie: „Jedes Theilchen der allgemeinen Substanz ist mit dieser Urkraft betheilt“; „das weitläufige und reichliche Werk von Lewes“; „es ist Aristoteles, von dem er sich seinen Tribut behebt“; „leicht überging er von einem Gegenstand zum andern“; „Napoleon's Stern, der später erbleichte“, dieses und anderes sind Ausdrucksweisen, welche dem gangbaren deutschen Sprachgebrauche nicht entsprechen.

„Weimars classische Stätten“ von R. Springer nennt sich das dritte der zur Besprechung vorliegenden Werke. Mancher unserer Leser ist diesen Aufsätzen wol früher im „Deutschen Museum“ begegnet, und wird sich freuen, sie hier gesammelt wiederzufinden. Die Rückkehr in die wunderbare Zeit, da in dem kleinen Weimar eine solche Zahl von Größen vereinigt war, wird uns Deutschen immer Bedürfniß sein, je mehr jene Zeit künstlerischen Vollgenusses hinter uns liegt, je gebieterischer das Zeitalter staatlicher und socialer Arbeit an uns Nachlebende seine Forderungen stellt. Wie in ein verlorenes Paradies blicken wir in jene Zeit zurück, wo, wenigstens in dem genialen Sturm und Drang des ersten Jahrzehnts von Goethe's Anwesenheit, in vollster und zugleich geistreichster Lebenslust das Wort des Tasso galt:

> Erlaubt ist, was gefällt!
> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder —

dieses Wort ließe sich ebenso wohl wie der vom Verfasser gewählte Spruch:

> Wer den Dichter will verstehen,
> Muß in Dichters Lande gehen —

als Motto dem ganzen Buche vorschreiben. In einem mit ergötzlichem Humor durchgeführten Vorworte, dessen Essigsäure zu dem eigentlichen Buch in artigem Gegensatze steht, während wir in diesem die bisweilen eingestreuten politischen Stiche nicht eben vermißt haben würden, schildert Springer, wie er, um dem Kriegsgetöse des Sommers 1866 zu entgehen, sich nach Weimars classischen Stätten flüchtet, begierig, aus eigener Anschauung die Orte kennen zu lernen, wo jene großen Gestalten gewandelt. Ausgerüstet mit einer reichen Einzelkenntniß jener weimarer Glanzzeit, besucht er die Schlösser um die jetzt still gewordene Stadt und geht den Spuren der alten Zeit nach, mit den Worten der Längstgeschiedenen schildernd, was hier in glücklicher Einfachheit an großen oder tollen Gedanken geboren wurde, was diese wunderbaren Menschen im Schatten dieser Bäume, an diesen moosigen Felstrümmern lebten, dachten und dichteten. Osmannstedt mit Vater Wieland's liebenswürdiger Greisengestalt, mit Sophie Laroche und Sophie Brentano, Tiefurt, Ettersburg und Belvedere, diese bescheidenen Schlößlein, die einem heutigen Hofhalt nicht für drei Tage genügen würden, aber für alle Zeit denkwürdig durch die Gäste, die hier aus- und eingingen, in sprudelndem Uebermuth auf dem grünen Rasen oder am Ilmufer Theater spielten, der weimarer Park, Goethe's Schöpfung, mit seinen tiefsinnigen Felseninschriften, Goethe's Gartenhaus, der Zeuge seiner Herzensfreuden und Herzensstürme in den ersten tiefbewegten Jahren des weimarer Aufenthalts, das hoch am sonnigen Bergeshang gelegene Dornburg, wo der alternde Olympier glückliche Sommerwochen seiner letzten Lebensjahre verbrachte; sie alle gehen an uns vorbei, und wer jemals jene Stätten selbst betrat, wird sich der Erinnerung freuen an die Stunden, die er hier verlebt im Nachgenuß einer längst verrauschten Zeit. Zwischen diese ländlichen Scenerien schlingen sich Schilderungen des grünen Schlosses, d. h. des an Kunstwerken und Andenken, die sich auf jene Zeit beziehen, überreichen Bibliothekgebäudes, des Schiller-Hauses mit seiner bescheidenen Ausstattung, der Fürstengruft, die unter vielen Großen der Welt drei wahrhaft Große birgt, Goethe, Schiller und ihren hochsinnigen, geistig-freien Gönner Karl August. Dabei dürfen wir schmerzlich bedauern, daß Goethe's Haus noch immer in der frühern Abgeschlossenheit gehalten wird und somit hier keine Darstellung gefunden hat. Der neubegierige Troß des profanum vulgus, welcher pflichtgemäß seinen Bädeker abwandelt, ist eine lästige Menschenart, vor welcher man sich billig verschließen mag; aber wie mancher sinnige Dichterfreund, der nur mit heiligem Schauer diese Räume durchschritten hätte, in welchen einer der größten Menschen aller Zeiten geweilt, geht jetzt verdrossen und zürnend an dem unnahbaren Hause vorbei.

Der Berichterstatter ist manchmal durch die Laubhallen des Parks, durch die Buchengänge und blühenden Gebüsche von Belvedere geschritten, hat dem geschwätzigen Rauschen der Ilm gelauscht und mit ernstem Sinnen Schiller's niedrige enge Zimmer betreten. Aber wie vieles übersieht man ohne die Führung des Kundigen, welche die vergangene Zeit wieder in das Leben zu rufen versteht! Wer sich in die Blütezeit unserer Dichtung lebendig zurückversetzen will, wird hier reiche Anregung finden, und wer das freundliche Weimar betritt mit der Absicht, den Spuren unserer großen Dichter mit heiliger Scheu nachzugehen, dem wird das Buch von Springer ein treuer Führer sein; denn es berichtet nicht nur, was hier geschehen, auch was diese herrlichen Menschen hier an Freuden und Leiden des Lebens gekostet.

Wilhelm Buchner.

Vom Büchertisch.

Tiara und Civilrock sind heute wieder einmal in offener Fehde miteinander begriffen. Der heilige Stuhl, Hort des Weltfriedens, verkündigt aus tausend Feuerschlünden sein Evangelium und holt seine Schutzwehr aus den Magazinen, die der von ihm excommunicirte Geist der Neuzeit aufgerichtet. Der Kampf wird aber seit langer Zeit auf das Terrain des Geistes selbst hinübergespielt. Man konnte im Mittelalter das gesammte Denken der Gemeinde in den Dienst der Kirche nehmen, die entstehende Wissenschaft im Keim zu ersticken, ihre Ausbreitung zu verhindern versuchen und die Köpfe der Volksmenge mit Beschlag belegen, bis man von einem Bereich, von einem Posten nach dem andern verdrängt, zuletzt genöthigt ist, die verketzerte Wissenschaft mit ihren eigenen Waffen anzugreifen. Es entsteht eine katholische Wissenschaft, katholische Literatur, die die Ueberlieferung in den modernen fortschreitenden Geist hineinzustecken bemüht ist. Auf dieser geistigen Rennbahn, wo die Orthodoxie der Aufklärung den Rang abzulaufen sucht, begegnen wir einem deutschen Schriftsteller, der sich seine Sporen in Paris, dem Sitz der kirchlichen Publicistik, geholt hat. Es liegen uns vor:

1. Vermischte Schriften von A. Ebeling, Verfasser der „Kleinen Chronik aus Paris in den kölnischen Blättern", der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", der „Wunder der Weltausstellung 1867" u. s. w. Erster Band. Soest, Nasse. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser führt sich selbst als unter die Kategorie deutscher Journalisten in Paris gehörig ein. Die vorliegenden Aufsätze gehören ebenfalls dem internationalen Journalismus an und sind bestimmt, um mit dem Verfasser zu reden:

> wie sie uns selbst die nähere Bekanntschaft mit dem Geistesleben des neuen Landes vermittelten, das wir längst unsere zweite Heimat nennen möchten, wenn es überall möglich wäre, seine erste und eigentliche Heimat zu vergessen — jetzt dem Leser einen ähnlichen Dienst zu leisten. Frankreich bildet einmal, sowol in der socialen, als auch in der religiösen Welt für ganz Europa einen wesentlichen Mittelpunkt: ein Blick mithin auf die große geistige Bewegung in dieser Sphäre, auf einige ihrer hervorragendsten Träger und auf andere dahin gehörende, wenn auch längst vergangene Ereignisse, dürften manchem ernsten Beobachter das Verständniß der Zeitlage erleichtern.

Nur nicht zu vergessen, im Lichte des Katholicismus, dessen Vertreter und Gegner, Geschichte und Anwendung im öffentlichen Leben allein den Inhalt dieser Aufsätze ausmachen. Aber — und dies ist das Charakteristische des Klerus im Frack — die Advocatur der kirchlichen Partei wird mit Eleganz und Sachkenntniß, mit Feuer und Witz, mit allen verführerischen Mitteln eines klaren, blendenden Stils geführt. Ebeling hatte darin gute Vorbilder in den zwei Männern, deren Charakteristik an der Spitze des Buchs steht, an Montalembert und Veuillot. Ebeling gibt sich in diesem Aufsatze: „Der Graf Montalembert und die liberalen Katholiken in Frankreich (1860)" unumwunden als Ultramontanen zu erkennen: „Denn mehr als alles, alles in der Welt gilt uns der katholische Glaube, die Kirche und Rom", und scheut sich nicht im Hinblick auf Veuillot und dessen Organ, den „Univers", es auszusprechen: „ja selbst die Mittel, die er (Veuillot) anwendet, um seinen Zweck zu erreichen (wir sagen dies dreist und auf die Gefahr hin, alle Lichtfreunde und Jesuitenhasser gegen uns aufzubringen), lassen wir unberücksichtigt, und wir befürchten gar keine Unlauterkeit der Mittel bei so lauterm, heiligem Zweck." Durch die Gegenüberstellung des Redacteurs Veuillot wird das Charakterbild des Grafen Montalembert, dieses hervorragenden Wortführers des kirchlichen Liberalismus in Frankreich, noch schärfer: was ohne Zwang geschehen kann, da diese beiden Männer fortwährend im Contact, obschon nur in dem einer gegenseitigen rücksichtslosen Polemik stehen. Ebeling verweilt gern bei Montalembert, dessen politisch-religiösen Hermaphroditismus bloßzustellen die ganze Absicht dieses Aufsatzes ist. Freilich schließt nach Ebeling — wie schlau und wie consequent! — Treue und Gehorsam gegen die Kirche Freisinn und Aufklärung nicht aus. Jedoch wird nichts sehnlicher gewünscht, als daß der edle Graf Montalembert, der fulminante Redner, der verdienstvolle Kirchenhistoriker, von seiner Schwärmerei für den Parlamentarismus, von seiner Idolatrie der Freiheit zu dem entschiedenern positiven Standpunkt zurückkehre, auf dem Veuillot schon längst steht:

> Veuillot wird wol mit Recht der erste Polemiker Frankreichs genannt. Immer ist dies Talent doch ein einseitiges, und die Achillesferse des vielgelobten und vielgeschmähten Schriftstellers ist keine geringe. Jeder Artikel Veuillot's trägt dies charakteristische Gepräge; selbst wenn er sie nicht unterzeichnete, würde man sofort den Verfasser erkennen, denn schon in den ersten zehn, zwanzig Zeilen stoßen wir auf irgendeinen pikanten, bissigen Seitenhieb, auf irgendeine bittere Randglosse, die im Grunde gar nicht zur Sache gehört, aber gegen eine Persönlichkeit gerichtet ist, welcher der Redacteur, Gott weiß aus was für einem Grunde, nicht grün ist. Die unwürdigen, schamlosen Angriffe seiner Gegner erscheinen uns in einem minder gehässigen Lichte und das skandalsüchtige große Publikum, das nie tief in das Wesen der Dinge eingeht, freut sich an diesen Zänkereien und Federkriegen, wie Schulkinder (man verzeihe uns das plumpe aber treffende Bild), die auf dem Marktplatz zwei bissige Hunde umstehen und anhetzen. Viel bedeutender und universeller ist dagegen das literarische Talent Montalembert's. Seine kirchenhistorischen Kenntnisse sind das Product jahrelanger ernster Forschungen und derselbe Mann, der in den Cirkeln des hohen pariser Adels mit so großem Glück die Rolle des liebenswürdigen Gesellschafters spielt, arbeitet oft monatelang auf den Archiven und Bibliotheken in staubigen Manuscripten und in den Kirchenvätern fast vergessener Jahrhunderte, oder zieht sich, der Welt momentan gänzlich entsagend, in die einsame Zelle eines Ordenshauses zu ascetischen Uebungen und Betrachtungen zurück. Dabei sind seine Werke classische Stilmuster, und Montalembert verdient vielleicht mehr als irgendeiner der berühmten Vierzig des Institut de France den Namen eines Akademikers. Seine Redner- und Improvisationsgabe ist nicht weniger bemerkenswerth; als Priester wäre er vielleicht ein zweiter Lacordaire oder Ravignan geworden.

Insofern, meint Ebeling, wäre Montalembert ganz geeignet zu einem mächtigen Parteiführer. Aber das entworfene Bild gehöre ganz der Vergangenheit an. Heutzutage gäbe es in Frankreich nur zwei und zwar ganz entschiedene Parteien, die des völligen Umsturzes und die des unverbrüchlichen Conservatismus. Montalembert sitze

also heute eigentlich mit seinen katholisch-freisinnigen Bestrebungen zwischen zwei Stühlen in der Mitte. Die liberal-katholische Partei war eine Bildung des Julikönigthums:

Lacordaire und Lamartine, Falloux und Ozanam waren mächtige, bedeutsame Träger des Freisinns und des Katholicismus zugleich; selbst Lamennais verdient hier genannt zu werden. Aber jene Zeiten sind längst dahin. Lacordaire neigte sich zuletzt in seinen Predigten dergestalt auf die liberale politische Seite, daß der Politiker den Kanzelredner fast ganz in Schatten stellte; er lebte dann bis zu seinem Tode von der Welt zurückgezogen in seinem Ordenshause. Lamartine ist ebenfalls seiner Fahne untreu geworden. Der Verlust, den die gute Sache durch die Abtrünnigkeit Lamartine's erlitten hat, ist ein großer; denn Lamartine ist und bleibt immer der erste lebende Dichter Frankreichs, und sein Einfluß auf die Gemüther, wollte er anders seine Muse dem Dienst der Kirche weihen (und welcher Gegenstand wäre wol erhabener und schöner für einen Dichtergenius!), würde unberechenbar sein. Mit den atheistischen Oppositionsblättern vielleicht mehr aus materiellen als aus ästhetischen Gründen befreundet und gewissermaßen ganz in ihren Händen, denn sie verschaffen ihm die meisten Abonnenten für seine Monatsschrift, hat er sich längst zur Partei der Freidenker geschlagen und ist ein eifriger Anhänger der „Religion der Zukunft“, die in der Feder des geistreichen Pelletan einen sehr gefährlichen Vorkämpfer gefunden hat. Falloux, der frühere Unterrichtsminister, ist zu sehr Legitimist. Ozanam gehört auch bereits den Todten an und seine vortrefflichen Werke den Classikern, wie man hier in Frankreich sagt. Lamennais, wie er sich selbst der Mutterkirche entzog und völlig mit ihr zerfiel, um sie am Schluß seiner Laufbahn völlig zu verleugnen, hatte in den letzten Jahren seines Lebens aus eben diesem Grunde seine ganze Autorität eingebüßt.

So steht ein Montalembert allein mit seiner Doctrin, die ihn verhindert, die politische Gegenwart klar zu erkennen, und hat im liberalen Lager nur Freunde durch seine Polemik gegen Veuillot, während die katholische Partei seine politische Seite übersieht, um ihn zu den Ihrigen rechnen zu können:

Veuillot misfällt uns oft, aber aus rein äußerlichen und persönlichen Gründen: zwei Motive, die uns zu Montalembert hinziehen. Dieser steht uns fern aus innern sachlichen Ursachen, wiederum zwei Motive, die uns veranlassen, die Partei jenes zu nehmen. Montalembert hält seine Sache durch seine Persönlichkeit, Veuillot umgekehrt seine Persönlichkeit durch seine Sache.

Von Montalembert's und Veuillot's Schriften sind demnach auch misbräuchlicherweise Excerpte als eigene Aufsätze in diesem Bande untergebracht. So ist der Aufsatz: „Das römische Reich nach dem Kirchenfrieden“, aus des erstern „Geschichte der Mönche des Abendlandes“; ein anderer Aufsatz: „Die Aufhebung des Jesuitenordens unter Clemens XIII. und Clemens XIV. von Ravignan“, nach Veuillot gearbeitet. Außerdem werden noch zwei Aufsätze entlehnt: „Der politische Gallikanismus mit besonderer Rücksicht auf Frankreich“, nach V. de Maumigny, und: „Ueber den Zusammenhang des Rationalismus mit dem Communismus“, nach Msgr. Gerbet, gest. im Jahre 1865 als Bischof von Perpignan. In dem letztern Aufsatz ist es besonders auf die Abschreckung von dem modernen kritisch negirenden Geist durch das „rothe Gespenst“ abgesehen. Originalartikel sind wieder: „Voltaire als Akademiker“, ein gewandter Brief- und Memoirenklatsch, ein Beitrag zur Chronique scandaleuse der Aufklärung, und dann eine Charakteristik des „christlichen“ Dichters Victor de Laprade, der wir folgende Notiz entnehmen:

Victor de Laprade, einer vornehmen Familie des südlichen Frankreich angehörend, ist bereits ein Mann reifern Alters, und wenn auch nicht am Ende seiner poetischen Laufbahn angelangt, so doch ein Dichter, der auf ein wechselvolles, vielbewegtes Leben mit dem ernsten Blick des Denkers zurücksieht. Seine frühern Arbeiten, unter denen wir hier nur ein größeres didaktisches Gedicht „Psyche“ nennen wollen, fand verdiente, wenn auch nicht überlaute Anerkennung, jetzt aber wirft sein letztes Werk auch auf diese ein helleres Licht. Den politischen Bewegungen seiner Zeit ist Laprade ebenfalls nicht fremd geblieben. Wir sehen ihn, einen freigesinnten, edeln Republikaner, im Jahre 1848, als Präfecten in Bordeaux, das Rechte, das Beste wollend, namentlich für das Volksschulwesen und dessen Hebung begeistert, aber schon unter dem Regiment Cavaignac's enttäuscht zurücktretend. Später, sagt man, sei er fromm geworden.

Dies ist ein oberflächliches Urtheil, unbegründet und obenhin, echt französisch; denn durch alle frühern Gedichte Laprade's zieht sich bereits als Grundton, nur mehr oder weniger hell anklingend, diese eine und Hauptrichtung, die in seinen „Poèmes evangéliques“ klar und voll ins Leben tritt. Laprade ist zur Zeit Professor der Literatur an der Akademie zu Bordeaux. Für Paris, wohin er mehrfach berufen werden sollte, fühlt er keine Neigung; er war im Frühling dieses Jahres in der Hauptstadt, um die neue Auflage seines Werks zu leiten, während welcher Zeit ihm ein großer Triumph bereitet wurde.

Noch ist eine etwas in die Breite gehende Besprechung von Victor Hugo's „Les misérables“ in diesem Band enthalten. Ebeling zeigt sich auch hier als ein Mann von Bildung und Weltkenntniß. Im ganzen genommen blickt durch diese Aufsätze eine ansprechende Persönlichkeit hindurch, die etwas von einer koketten Heiligen hat; man höre das pater peccavi S. 172:

Ich hatte bei der Nennung des edeln Namens Laprade ein doppeltes Recht auf diese Abschweifung, da ich noch vor kaum fünf Jahren (1849) in dem ersten literarischen Blatte Deutschlands einen Panegyrikus auf Heine veröffentlichte, der mir damals von vielen Seiten, sogar von dem Dichter selbst, große Complimente eintrug. Eine Jugendarbeit, voll schimmernder, tönender Phrasen, die mir jetzt nicht bedeutend genug schien (und ich halte diese Blätter für überaus geringe), um hier aufgenommen zu werden.

Es stehen noch zwei Bände ähnlichen und novellistischen Inhalts in Aussicht; wir erwarten sie mit Vergnügen; denn zeitweise behagt uns dieses kirchliche Clairobscur gemalter Fensterscheiben ganz wohl.

2. Emerson, Parker, Robertson, Spurgeon. Lichtbilder aus dem religiösen Leben in Alt- und Neuengland. Uebertragen und eingeleitet von Heinrich Wolf. Bremerhaven, v. Vangerow. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber will uns mit den Schätzen der Kanzelberedsamkeit des Auslandes bekannt machen und liefert in dem vorliegenden Heft Proben aus Alt- und Neuengland. Obwol er selbst auf einem bestimmten und zwar durchaus freien Standpunkt seiner religiösen Ueberzeugungen steht, hat er dennoch mit weitherzigem Sinne auch die Schriften solcher Männer in sein Buch aufgenommen, die, andern religiösen Anschauungen huldigend, entgegengesetzten Religionsparteien angehören, und so finden wir neben Emerson und Parker, zwei nordamerikanischen Theologen, die in dem Inhalt ihrer religiösen und theologischen Productionen sich ebenso weit von dem Dogma der alten Kirchenlehre entfernt haben wie in ihrer Predigtweise von

den herkömmlichen Formen der homiletischen Kunst, Männer wie Robertson und Spurgeon, beide, obwol in verschiedener Weise und in verschiedenem Grade auf dem Boden der alten Kirchenlehre stehend, von denen der erste, ein junger, früh verstorbener Geistlicher in dem englischen Badeorte Brighton, durch seine außergewöhnliche Rednergabe, durch die Originalität seiner Gedanken und die Schärfe seiner Beweisführungen zumeist erst nach seinem Tode durch den Druck seiner Predigten einen Ruf weit über sein Vaterland hinaus gefunden hat; während der andere, der bekannte und berühmte Baptistenprediger Spurgeon in London, noch heute Tausende von Zuhörern zu seinen täglichen Predigten versammelt, die dann gedruckt in Hunderttausenden von Exemplaren diesseit und jenseit des Oceans Verbreitung finden. Wo von so bedeutenden Erfolgen berichtet wird, da muß andererseits eine bedeutende Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke seitens des Volks vorausgesetzt werden, und von hier aus ergibt sich die weitere Bedeutung des Buchs.

Unsere Zeit ist eine zusammenfassende. Auf allen Gebieten des Lebens macht sich die Ueberzeugung geltend, daß das, was innerlich zusammengehört, auch äußerlich zusammengehören will. Die Einigung wird nicht vollständig gelingen, solange man dabei der Religion vergißt, die bis in die Gegenwart hinein sich als einen bedeutsam mitredenden Factor in der Entwickelung der Menschen und der Völker erwiesen hat. Freilich durch den Zusammenschluß um das Dogma, die Glaubensformel, wird das Ziel nicht erreicht werden, sondern durch Vertiefung in die echte Religiosität. Blicken wir zunächst auf Deutschland. Wenn Ranke's Wort: „Was ist in Deutschland mächtiger als der religiöse Gedanke", Wahrheit enthält, so erscheint es recht und billig, daß man diesen religiösen Gedanken nicht in die Schranken des subjectiven Bedürfnisses verweist, sondern ihm zu einer öffentlichen Anerkennung und öffentlichen Aussprache verhilft, und wir können es dem Herausgeber nur danken, wenn er seinen Blick auch auf das Feld der außerdeutschen Literatur wendet und uns das zugänglich zu machen sucht, was dort Bedeutendes geleistet worden ist; wir werden seinem Unternehmen um so mehr unsere Anerkennung nicht versagen können, als auch das, was er selbst als Einleitung in das Leben und die Schriften der obengenannten Männer gibt, uns in klarer, belehrender, gedankenvoller Weise in den Stand und die Fragen der religiösen Gegenwart einführt.

3. Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Erziehung in den obern Klassen Englands. Nach dem Englischen des Th. Hughes bearbeitet von Ernst Wagner. Gotha, J. Perthes. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutsche Uebersetzer und Herausgeber des obengenannten Buchs, der bereits früher eine Darstellung der Volksschule in England in ihrer neuesten Entwickelung gegeben, wozu ihn ein längerer Aufenthalt in England befähigte, will in dem vorliegenden Buche nun auch ein Bild der höhern Schulen in England liefern und benutzt dazu das in England vielbekannte und bereits classisch gewordene Buch des englischen Parlamentsmitgliedes Th. Hughes: „Tom Brown's School Days, by an old boy", in der Art, daß er dasselbe deutschen Lesern in einer freiern deutschen Bearbeitung mit erklärenden Anmerkungen und Einschaltungen darbietet. In dem Gewande der Erzählung lernen wir hier nicht blos als Repräsentantin der großen öffentlichen Schulen Englands die von Rugby (nicht weit von Birmingham) nach ihren Erziehungsgrundsätzen und ihrer äußern Ausgestaltung kennen, sondern auch insbesondere den Typus eines englischen Schuljungen aus den höhern bürgerlichen Gesellschaftsklassen. Wer bemerkt, wie in der Literatur und im Parlament Englands die Eindrücke der Schule nachwirkend hervortreten, der muß einsehen, daß die höhere Schule in England eine Lebensmacht ist, und es ist interessant für den deutschen Leser, zu beobachten, wie englische Art und Bildung in ihren Licht- und Schattenseiten von der unserigen sich abhebt, sodaß nicht blos für den Pädagogen von Fach, sondern ebenso für den Culturhistoriker wie für den gebildeten Leser überhaupt des Lehrreichen und Anziehenden genug in dem Buche zu finden sein wird.

4. Lohengrin und die Gral- und Schwansage. Ein Skizzenbild auf Grund der Wort- und Tondichtung Richard Wagner's. Von Franz Müller. München, Kaiser. 1867. Lex.-8. 3 Thlr.

Vorliegendes über 600 Seiten starkes, wenn auch weitgedrucktes Buch ist dem König Ludwig II. von Baiern gewidmet, und zerfällt in folgende Abschnitte: 1) „Die Sage vom heiligen Gral"; 2) „Die Sagen vom Schwan und vom Schwanritter"; 3) „Das Lohengrin-Epos"; 4) „Richard Wagner's Lohengrin" („Die Handlung"; „Die Charaktere"; „Die dichterische Absicht und Idee"; „Die Musik"; „Umschau"; „Schlußwort"). Anmerkungen.

Der Verfasser ist, wie in den betreffenden Kreisen bekannt, ein enthusiastischer dilettantischer Verehrer Wagner's, und hat schon früher eine Anzahl Monographien über Wagner und seine Musikdramen herausgegeben. Vergebens würden wir es aber versuchen, aus dem literarischen Felsblock, der uns vorliegt, irgendeinen lebendigen Quell für unsere wissensdurstigen Leser herauszuschlagen. Denn mit den Gral- und Schwanrittersagen ihn unterhalten zu wollen, dürfen wir uns doch nicht unterstehen, und die Oper selbst, oder vielmehr das Musikdrama ist bereits längst über die Bühnen gegangen, wenn es auch nur noch selten auf dem Repertoire sich zeigt. Und warum? Kommt es vielleicht daher, weil das sogenannte Musikdrama, je mehr es sich von dem vertraut gewordenen Wesen der bisherigen Oper entfernt, dem Publikum desto fremdartiger gegenübersteht? Unsere Meinung geht dahin, daß Richard Wagner, dessen eigenthümliche Leistungen wir vollkommen schätzen, mit seinen Musikdramen stets einsam bleiben wird. Unsere bessern deutschen Operncomponisten sind meistens auch Instrumentalcomponisten, und lassen sich ein reiches, polyphones Instrumentenspiel und vocales Ensemble ebenso wenig nehmen, wie sich in die Starrheit Wagner'scher Melodieführung bannen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß einem so enthusiastischen Verehrer, wie dem Verfasser des vorliegenden Buchs, jede Note in der Partitur als das Höchste erscheint, was die Musik hervorgebracht, während der selbständig schaffende Musiker an so manchem darin viel

kühler vorübergeht. Uebrigens ziehen wir, und mit uns wol die meisten, in Wagner den Componisten bei weitem dem Dichter vor. Bei Müller stehen, wie zu erwarten, allerdings beide auf gleich hoher Stufe der Vollendung. Nach ihm gibt es z. B. im ganzen Bereich des deutschen Dramas keine Frauengestalt, die mehr als Else das echte Weib erschauen ließ, keine, in welcher der Proceß des weiblichen Herzens einfacher und wahrer entwickelt wäre. Von der Ortrud heißt es: „Weder ist in einem Opernbuch vor «Lohengrin» eine gleiche oder ähnliche Gestalt geschaffen worden, wie überhaupt kaum eine in der Tragödie auf so kleinem Raume, die sie überragte."

Doch lassen wir das auf sich beruhen! Es ist ja so leicht, in irgendein Musikstück, in irgendeine Dichtung etwas hineinzulegen, woran der Verfasser gar nicht gedacht hat. Deutete nicht erst neulich der „Kladderadatsch" Benedix' gewiß unschuldiges „Aschenbrödel" in eine politische Satire um? Und hat nicht zum Ueberfluß gar Richard Wagner selbst in seinen theoretischen Schriften sich herbeigelassen zu lehren, wie man ihn anbeten solle? Abgesehen von seinen wirklichen positiven Verdiensten, die ihm jeder Kunstgenosse zugestehen wird, verdient er schon deswegen Anerkennung, weil er den Schlendrian der Schablonenmusikanten aufgestört hat. Auf wie lange freilich, ist eine andere Frage. Wenn nur eine gewisse Einseitigkeit, wie sie oft mit den besten künstlerischen Intentionen verbunden ist, ihn nicht unwillkürlich und allmählich zur Aufstellung anderer Schablonenformen verleitet! Daraus aber könnte man dem so scharf reflectirenden Musikdramatiker gewiß keinen Vorwurf machen, wenn er über die Leichtgläubigkeit seiner fanatischen Verehrer sich heimlich ins Fäustchen lacht.

Feuilleton.

Lebensgewohnheiten englischer Schriftsteller.

Wie wir einem Aufsatz „Busy Brains" in dem „Atlantic Monthly" entnehmen, weichen die englischen Schriftsteller und Dichter in ihren Lebensgewohnheiten nicht weniger voneinander ab, als dies in Deutschland der Fall ist, wo z. B. Goethe und Schiller die Tag- und die Nachtseite der dichterischen Production repräsentirten. Ein solider Humorist wie Dickens, der die Dinge und die äußerliche Welt scharf anzuschauen pflegte, arbeitete des Morgens, ungefähr bis 1 oder 2 Uhr. Nur bisweilen gab er sich einer unablässigen angestrengten Arbeit hin. So schrieb er einen ganzen Monat lang an seinem kleinen Weihnachtsbuche: „The Chimes" (die Glockenspiele), und zwar gänzlich abgeschlossen von der Außenwelt. Er ward, wie er selbst berichtet, noch ehe er das Wort „Ende" niedergeschrieben, „so mager wie ein Mörder". Als er fertig geworden, erging es ihm wie dem Mann von Thessalien, „der, nachdem er in einer lebendigen Hecke seine Augen verloren, in einen Brombeerstrauch sich stürzte, um dieselben sich wieder einzusetzen"; er floh nach Venedig, um seine verlorene Fassung wieder zu gewinnen. Doch ist auch Dickens ein Nachtfalter, wenn seine Phantasie in den Geburtswehen einer neuen Novelle ringt; dann wandelt er zur Nachtzeit an den seltsamsten Orten umher, sucht die Ruhe und findet sie nicht. Ein Tagpoet ist auch Bulwer, der täglich drei Stunden, gewöhnlich von 10—1 Uhr zu arbeiten und alles selbst niederzuschreiben pflegt. Anfangs soll ihm das Dichten schwer genug gefallen sein und er einige seiner kleinern Werke achtmal umgeschrieben haben, gegenwärtig ist seine Schreibfeder hinlänglich im Zug, um täglich 20 Octavseiten liefern zu können. Der hervorragende Culturhistoriker Buckle schrieb in letzter Zeit auch bis gegen 3 Uhr, nachdem er seine frühere Sitte, des Nachts zu arbeiten, aufgegeben hatte.

Ein echter Nachtdichter war dagegen Lord Byron, der seinen „Don Juan" des Nachts schrieb, indem er mit Wachholderbranntwein und Wasser seine Muse zu kühnerm Schwung ermuthigte. Ueber die Einflüsse dieses Getränks hat Moleschott bisher nichts mitgetheilt; jedenfalls entstiegen dem durch sie hervorgerufenen Phantasienebel Gestalten, wie die gespenstige Lady Fitzfulk, welche ihre üppigen Formen unter einer Mönchskutte verbirgt. Byron besaß in der dichterischen Production eine große Leichtigkeit. Einer der solidesten in Bezug auf äußere Lebenseintheilung war John Milton, der regelmäßig um 9 Uhr zu Bette ging. Doch fing er häufig des Nachts zu dichten an, wenn der poetische Geist über ihn kam; seine Schelle rief die Tochter oder den Amanuensis herbei, damit sie die Verse niederschrieben. Milton schrieb selten im Sommer, umgekehrt wie unser deutscher Lustspieldichter Benedix nur im Sommer zu arbeiten vermag, wenn er auf einsamen Spaziergängen seinen Gedanken und Planen nachhängen kann.

Hermann von Bequignolles.

Wieder beklagen die „Blätter für literarische Unterhaltung" den Tod eines Mitarbeiters, der lange Jahre mit Fleiß und Eifer und mit warmer Hingabe die neuen Productionen, namentlich auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, geprüft und besprochen hat. Hermann von Bequignolles ist am 22. December 1867 in Wiesbaden gestorben. Einen noch größern Verlust erleidet die deutsche Bühne, denn Bequignolles gehörte zu den wenigen Intendanten, welche ebenso viel Verständniß wie Begeisterung für echte Poesie hatten und mit unermüdlichem Eifer die Sache der Kunst zu fördern suchten. Als er nach langem vergeblichen Streben einen Wirkungskreis gefunden hatte, in welchem er selbständig und von den Mitteln einer Hofbühne unterstützt, seine Ideen verwirklichen konnte, raffte ihn in den besten Mannesjahren ein grausamer Tod hinweg.

Hermann d'Artis von Bequignolles war den 24. September 1825 in Liegnitz geboren, wo sein Vater als königlich preußischer Generallieutenant lebte. Die aus Spanien stammende Familie soll nach Frankreich ausgewandert sein und sich dort nach einem Gute in Lothringen d'Artis von Bequignolles genannt haben. Nach dem Edict von Nantes wanderte der hugenottische Theil der Familie nach Preußen aus und nahm Militärdienste unter dem Großen Kurfürsten. Hermann von Bequignolles besuchte 1840 die königliche Ritterakademie in Liegnitz und studirte dann von 1847—50 die Rechte auf der Universität zu Breslau. Im Jahre 1847 machte er eine Reise nach Italien. Als Auscultator war er an dem Gericht in Liegnitz beschäftigt; doch übte die juristische Laufbahn keine Anziehungskraft auf seine phantasievolle Begabung. Er schied aus dem Staatsdienst aus, um ganz der Kunst und schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Namentlich fesselte ihn die Bühne in so hohem Maße, daß er sich ihr ganz zu widmen beschloß. Er wandte sich an Karl von Holtei als gewiegten Kenner des Theaterlebens mit der Anfrage, ob er ihm rathen könne, die Direction des liegnitzer und görlitzer Stadttheaters zu übernehmen? Holtei rieth auf das entschiedenste ab; gleichwol konnte Bequignolles nicht der Lockung widerstehen, wenn auch zunächst im kleinern Kreise, seine Kraft in dramaturgischer Leitung zu erproben. Er übernahm im Herbst 1855 die gemeinsame Direction der Stadttheater zu Liegnitz und Görlitz und von 1857 die alleinige Direction des görlitzer Theaters auf zwei Jahre. Bei dieser Directionsführung setzte er sein ganzes Vermögen zu; doch wurden die Leistungen der görlitzer Bühne mit Recht von Eduard Devrient als mustergültig bezeichnet. Der Herausgeber d. Bl. hat mehrfach Gelegenheit gehabt, den dortigen Aufführungen beizuwohnen, welche durch den poetischen Hauch der Inscenirung und das mit äußerstem Fleiß einstudirte Ensemble bei mäßigen Kräften eine über-

rauschende Rundung und Wirkung zeigten. An die schwierigsten Aufgaben, vor denen manche Hoftheater zurückschreckten, wagte sich die kleine Musterbühne und löste sie stets in preiswürdiger Weise.

Von 1860 ab wirkte Bequignolles zuerst als Dramaturg, dann als Mitdirector neben seinem Schwager Schwemer am Stadttheater in Breslau, aus welcher Stellung er mit dem von ihm neu einstudirten Calderon'schen Drama: „Der Arzt seiner Ehre", ausschied. In Breslau hielt er außerdem Vorlesungen über spanische Dramatik, wie überhaupt seine Richtung, neben voller Würdigung des Modernen, doch auch einen romantischen Zug hatte. Seine erste Dichtung war „Hilario, dramatische Studie zu Goethe's Faust" (1849), ihr folgte: „Blondel, ein Lied vom Kreuze" (1851) und dann sein dramatisches Hauptwerk: „Die Katzensteiner, Drama in fünf Aufzügen" (1854). Seine Muse war schwunghaft und begeistert, doch suchte sie zu sehr ihre Vorbilder unter den Größen des spanischen Parnasses, mit denen er wie wenig andere vertraut war.

Am Sterbebette seines Vaters im Juni 1865 erhielt er einen Ruf an das herzoglich nassauische Hoftheater zu Wiesbaden als Dramaturg und Oberregisseur. Sein damaliger Chef, der Intendant Baron von Bose, erkannte vielfach mit Dank seinen regen Eifer und sein wahrhaft künstlerisches Streben an. Infolge der politischen Veränderungen im Sommer 1866 wurde Bequignolles durch Ministerialrescript vom 6. September 1866 mit der commissarischen Verwaltung des Hoftheaters zu Hannover betraut und als der wiesbadener Theaterintendant von Bose „auf seinen Antrag" von der Leitung der Intendanz entbunden wurde, fiel auch noch das wiesbadener Theater seiner commissarischen Leitung zu. Zwischen diesen beiden Städten hin- und herreisend, entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit unter schwierigen Verhältnissen, da politische Antipathien die Bevölkerung der frühern Residenzen den neuen Hoftheatern entfremdeten. Als ihm nach Abschluß der provisorischen Zustände das wiesbadener Theater definitiv übergeben war, gaben ihm bei seinem Rücktritt die Schauspieler der hannoverschen Hofbühne Beweise wärmster Theilnahme. Mit edelm Eifer sorgte er stets für das Wohl sämmtlicher Theaterangehörigen. So unterzeichnete er noch kurz vor seinem Tode ein Actenstück, durch welches er den spärlich bezahlten Theaterarbeitern, Dienern und ältern Beamten durch Gratificationen ein frohes Weihnachtsfest bereitete. Schon im letzten Sommer schwer erkrankt, suchte er in den kissinger Bädern vergebens Heilung und starb am 21. December an Entkräftung infolge der Diabetes (Zuckerruhr).

Voll Pietät gegen die classischen Schöpfungen, voll Eifer für die lebensfähige moderne Dichtung, ein ebenso unermüdlicher wie sinniger Regisseur, wählte er stets ein trefflich zusammengestelltes Repertoire und setzte die Stücke mit feinstem Verständniß in Scene. Oft ergriff er die Initiative, wie neuerdings im Schauspiel mit Paul Heyse's „Glücklichen Bettlern", in der Oper mit Robert Reinecke's „König Manfred". Er selbst hat in jüngster Zeit nur Festspiele und Prologe gedichtet, in denen sich seine Begeisterung für die preußischen Siege ausspricht. Sie erschienen gesammelt: „Preußische Kriegs-Festspiele und Prologe" (Wiesbaden, Schellenberg, 1867).

Der Herausgeber d. Bl. folgt nur einer Pflicht des Dankes, wenn er noch die unausgesetzte Förderung erwähnt, die Hermann von Bequignolles seinen dramatischen Productionen zutheil werden ließ. Schon auf der kleinen Bühne in Görlitz setzte dieser nicht nur seinen „Pitt und Fox" und „Ferdinand von Schill", sondern auch sein größtes und schwierigstes Trauerspiel „Mazeppa" und zwar mit bewundernswerther Schulung und Beherrschung der vorhandenen Kräfte und Mittel in Scene. In Breslau folgte „Schill", „Der Nabob", „Karl XII.", in Hannover und Wiesbaden „Katharina Howard", durchweg mit glänzendem Erfolg. Andern poetischstrebenden Kräften erwies sich Bequignolles gleich förderlich und wohlgesinnt. Alle werden dem wackern Manne ein dankbares Angedenken weihen!

Bibliographie.

Aus dem Leben eines Malers. Briefe und Aufzeichnungen eines Verstorbenen. Erste Liebe. Weihnachten. Mit einem Nachworte des Herausgebers. Reudnitz, Förster. 16. 12 Ngr.

Beethovens neue Briefe. Nebst einigen ungedruckten Gelegenheitscompositionen und Auszügen aus seinem Tagebuch und seiner Lectüre. Herausgegeben von L. Nohl. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Bredow-Goerne, Adele Gräfin v., Ekkehard. Nach dem Roman von J. V. Scheffel. Berlin, Kortkampf. Gr. 16. 18 Ngr.

Brendel, F., Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. 25 Vorlesungen. 4te neu durchgesehene und vermehrte Aufl. Leipzig, Matthes. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Büchel, K., Ueber die Natur des Besitzes. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

Diefenbach, L., Margarethe. Novelle. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Dietz, P., Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. 1ste Lief. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 1 Thlr.

Dreves, L., Der Lebensretter. Lustspiel. Halle, Barthel. 8. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., „Mon Plaisir". Aus dem Leben eines deutschen Fürsten. Leipzig, Purfürst. 8. 1 Thlr.

Epigramme aus Baden-Baden. Stuttgart, Grüninger. 1867. Br. 8. 10 Ngr.

Friederiken-Album. Liedergaben deutscher Dichter und Dichterinnen im Auftrag des Briondenkstein-Comités herausgegeben von F. Geßler. Lahr, Schauenburg. 1867. 16. 24 Ngr.

Gedichte in fränkischer Mundart von A—R. Würzburg, Stahel. 32. 3 Ngr.

Gedichte eines Ungenannten. Herausgegeben von B. B. Franke. Nördlingen, Beck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geldart, Mrs., William Geldart oder der Segen der Trübsal. Frei nach dem Englischen von Minna Waldner. Heilbronn, Scheurlen. 8. 12 Ngr.

Geyer, G., Kinderlieder. Den deutschen Müttern gewidmet. Darmstadt, Würtz. 1867. 4. 12 Ngr.

Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849 bis 1867 mit geschichtlichen Einleitungen herausgegeben. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Glaser, A., Lese-Abende. 4 Bde. Braunschweig, Westermann. 1867. 8. 4 Thlr.

Die Glocke im Lichte der deutschen Dichtung. Glarus, Vogel. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Goethe's Meisterwerke. Mit Illustrationen deutscher Künstler. 1ste Lief. Berlin, Grote. 8. 4 Ngr.

— — Gedichte. Berlin, Grote. 16. 5 Ngr.

Gwinner, P. F., Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Kunstinstituts. Frankfurt a. M., J. Baer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Zwölf Zettel. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Hamberger, J., Christenthum und moderne Cultur. Studien, Kritiken und Charakterbilder. Neue Folge. Erlangen, Deichert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Hecker, F., Gepfefferte Briefe. Mannheim, Schneider. 8. 10 Ngr.

Hertz, W., Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage. Stuttgart, Kröner. 1867. 16. 20 Ngr.

Heßler, A., Annunziata. Ein Gedicht. Kassel, Krieger. 1867. 16. 20 Ngr.

Hoefler, E., Zur Taktik der Gegenwart. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 9 Ngr.

Kapp, F., Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. 1ster Bd. Die Deutschen im Staate New-York bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kohl, J. G., Vom Markte und aus der Zelle. Populäre Vorträge und vermischte kleine Schriften. 2 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 3ter Bd. Leipzig, Vogel. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Souvenir. O frage nicht! Von Georgy, Thumann und Füllhaas bildlich erläutert. Leipzig, Amelang. Gr. 16. 1 Thlr.

Stuhlmann, C. W., Erzählungen aus Norddeutschland. 1ster Bd. Rostock, Hinstorff. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Sulicki, K. Marschall v., Der 7jährige Krieg in Pommern und in den benachbarten Marken. Studie des Detaschements- und des kleinen Krieges. Berlin, Mittler u. Sohn. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tschischwitz, B., Shakspere-Forschungen. I. Shakspere's Hamlet, vorzugsweise nach historischen Gesichtspunkten erläutert. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Warneck, G., Pontius Pilatus, der Richter Jesu Christi. Ein Gemälde aus der Leidensgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, R., Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographischen und kritischen Einleitungen. 1ste Lief. Glarus, Vogel. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Wiener, W., Die Pfarrerstochter von Worms. Eine Geschichte aus den Schreckenstagen der Stadt Worms. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wild, J. C. F., Vom Zustande der Seele nach dem Tode bis zur Auferstehung. Theologische Betrachtungen. 1stes Heft. Nürnberg, Löhe. 8. 6 Ngr.

Wrangell, B. C. v., Die Pricipien des literarischen Eigenthums mit specieller Rücksicht auf dessen juristische Form, ökonomische, sociale und internationale Bedeutung, sowie auf die natürliche Begrenzung seines Inhaltes und seiner Ausdehnung. Berlin, Peters. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Zur Frage nach dem religiösen Glauben in unserer Zeit. Von einem Theologen. St. Petersburg, Röttger. 16. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 16. Januar 1868.

Rückblick auf das Literaturjahr 1867.

Wenn die deutsche Production und der deutsche Buchhandel sich in dem Kriegsjahre 1866 irgendeiner Versäumniß schuldig gemacht haben, so haben sie 1867 das Versäumte redlich nachzuholen versucht. Gleichwol ist das Jahr 1867 durch keine besonders hervorragende oder von der Gunst des Publikums besonders hervorgehobene Erscheinung auf dem Gebiete der schönen Literatur ausgezeichnet; dagegen beginnt die Production der Massen immer mehr ins Kraut zu schießen. Die Lyrik zeigt sich unverwüstlich, und doch hat mancher Sänger kein größeres Publikum als die verlassensten Extraordinarien, welche zufrieden sind, wenn die drei, die ein Collegium bilden, in ihrem Auditorium sich versammelt haben; dasselbe gilt von den Bücherdramen, welche wie geisterhafte Lamien vergebens nach dem Lebensblut der Schaubühne dürsten und doch die Zahl der Buchhändlerkrebse alljährlich ins Unglaubliche vermehren. Der Roman dagegen darf sich ungescheut heringsartig vermehren; er weiß ja, daß er in den Leihbibliotheken eingesalzen und eingepökelt wird und immer seiner Abnehmer gewiß ist.

Die Lyriker ersten Rangs haben im Jahre 1867 keine neuen Sammlungen veröffentlicht; man muß die Spuren ihrer nicht versiegenden Production in den Feuilletons, Journalen und Albums aufsuchen. Geibel z. B. hat in der „Kölnischen Zeitung", im „Salon", im „Freiligrath-Album" neue, zum Theil werthvolle Gedichte veröffentlicht. Beiträge unserer besten Lyriker finden sich in dem „Deutschen Künstleralbum", einer Fortsetzung des „Düsseldorfer Künstleralbum", in dem leipziger Album: „Deutsche Kunst in Bild und Lied", und in den „Deutschen Dichtergaben" für Freiligrath. Außer diesen größern Albums, in welchen die gesammte deutsche Lyrik in geschlossenen Massen vorrückt, wurden mehrere provinzielle Albums veröffentlicht, in denen nur die Dichter einer Provinz, einer Landschaft sich zusammenfinden und welche daher außer dem ästhetischen Interesse noch dasjenige darbieten, das in der scharfen Ausprägung einer landschaftlichen Physiognomie liegt. Das „Schlesische Dichteralbum", das bereits einige Jahrgänge unter verschiedenem Titel hinter sich hat, vereinigt die zahlreichen Kräfte der sangesmuthigen Provinz; aus den deutschen Ostseeprovinzen, in denen der deutsche Genius immer mehr geknebelt wird, sodaß einer echten deutschen Großmachtspolitik einmal ein motivirter Einspruch dagegen gebührte, kommt uns ein Dichteralbum zu: „Gedichte aus Riga"; selbst in Mecklenburg erscheint ein von Eduard Hobein herausgegebenes „Belletristisches Jahrbuch"; auch in dem „Album des literarischen Vereins für Nürnberg" nimmt die Lyrik wie immer eine beachtenswerthe Stelle ein. Noch erwähnen wir das „Friederike Brion-Album" und das Taschenbuch „Cornelia" von Frater Hilarius, im dreiundfunfzigsten Jahrgang.

Das Jahr 1866 hat noch immer nicht seinen Homer gefunden, trotz einzelner rhapsodischer Anläufe. Sollte die Schlacht bei Königgrätz nicht mehr als „Abukir", „Leuthen" und selbst „Waterloo" eine Aufgabe für den berliner Schlachtenmaler Ch. F. Scherenberg sein, der in seiner keck zusammengerafften Darstellungsweise auch die militärischen termini technici, die bei einem poetisch-taktischen Gemälde der Neuzeit schwer zu entbehren sind, ohne zu großen Anstoß in seine farben- und sprachenbunten Dichtungen mit einzuschmuggeln weiß? Der jüngere Namensverwandte dieses Dichters, Ernst Scherenberg, hat dagegen das verhängnißreiche Jahr besungen in einer Gedichtsammlung: „1866. Dichtungen". Ihm schließen sich an A. Peters in seinem Hymnus: „Germania im Herbst"; G. von Oertzen in zwölf Gedichten: „Vom Vaterland"; G. Frömelt in den „Wilden Rosen, gebrochen auf Preußens Schlachtfeldern"; Emund Judeich: „Aus zwei Jahrzehnten"; L. Freytag in dem Gedicht: „Vorwärts Preußen"; A. von Segerström in dem „Lorberkranz"; R. Rößler in Gedichten, die nach Holtei's Vorgang in schlesischer Mund-

art gedichtet sind: „Aus Krieg und Frieden"; zahlreiche politische Gedichte enthält auch die Sammlung: „Aus vergangenen Tagen", von Ludwig Evers.

Auf dem Gebiete der neutralen und unpolitischen Lyrik nehmen die schon in zweiter Auflage erschienenen „Gedichte" von A. F. von Schack durch ihren Inhaltsreichthum und ihre Formgewandtheit wol den ersten Platz ein. Auch von Stephan Milow's „Gedichten" ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen; gleichzeitig hat dieser Dichter ansprechende Elegien „Auf der Scholle" herausgegeben. Von den zahlreichen Gedichtsammlungen verdienen hervorgehoben zu werden: Feodor Wehl's „Vom Herzen zum Herzen"; L. Foglar's „Freudvoll und leidvoll" und die „Gedichte" von Ernst Ziel. Außerdem veröffentlichten Karl Hering: „Leier und Herz"; A. Duncker: „Durch Nacht zum Licht"; A. Treblin: „Lenz und Liebe"; A. Bekk: „Ranken"; P. J. Willatzen: „Buch der Lieder"; Nikolas Müller: „Neuere Lieder und Gedichte"; E. Paulus: „Aus meinem Leben"; F. Körner: „Welt und Lied"; L. E. Tiefenbach: „Namenlos"; Graf Pocci: „Herbstblumen"; T. von der Osten-Sacken-Dondangen, Witold Leo, Friedrich Wilhelm Helle: „Minneleben"; Robert Clemen, H. Rußwurm: „Neueste Lieder eines Kranken"; E. Rauscher: „Elegien vom Wörther-See"; E. Demmer: „Liederstrauß"; C. F. Meyer: „Balladen"; F. A. Vorbrodt: „Gedichte" und der allzu productive Johannes Fastenrath: „Die Wunder Sevillas". „Neue Gedichte" hat Emil Taubert herausgegeben. Einen epigrammatischen Charakter haben die „Bienen" von Johannes Schrott, und die „Plänkler auf Versfüßen", von Ernst Streben eine vorwiegend didaktisch-satirische Tendenz. Freie Nachdichtungen des Catull enthalten die „Losen Ranken" von W. Storck. Auch ein beträchtlicher Contingent von Damen fehlt nicht, welche, mit bunten lyrischen Blumensträußen in der Hand, den Parnaß in die Höhe klettern; mögen sie nun wie H. Thebasile, die Dichterin von „Frühlingsblüten", mit verdecktem Visir, unter einem pseudonymischen Anagramm kämpfen, das sich unschwer als Elisabeth entziffern läßt, oder mit ihren unverhüllten Namen dem Kreuzfeuer der Kritik trotzen, wie Janke-Karola, Marie Hagenburg-Hiecke, Pauline von Harder, „Suum cuique"; Helene, „Aus Herz und Leben", und Meta Heußer-Schweizer. Poetische Bilder aus der Bibel schneidet nach wie vor Luise von Ploennies heraus, wie das neutestamentliche Gedicht „Maria von Bethanien", während Gräfin Luise von Stolberg-Stolberg „Königslieder" zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm's IV. dichtet. Einen originellen bergmännischen Titel für seine Gedichte wählte W. Castendyck: „Pocherze, ein Haufwerk kleiner Gedichte", während uns aus dem Steinreich ins Pflanzenreich Prunus Spinosa in seiner botanischen Dichtung: „Herbarium" führt. Auch der Lustspieldichter Roderich Benedix erscheint unter den Lyrikern mit seiner Sammlung: „Die Mutter; Bilder aus dem Leben", kleine Vignetten häuslichen Lebens. Die Gedichte „Im Eruw" von B. Placzek athmen einen jüdisch-ceremoniellen Geist.

Von den Dichtungen auf epischem Gebiet erwähnen wir in erster Linie den zweiten Band von Hermann Lingg's „Völkerwanderung", der zwar wie der erste das markige Darstellungstalent des Dichters bewährt, aber auch ebenso den vollkommenen Mangel an künstlerischer Composition zur Schau trägt. Paul Heyse's „Syritha" ist eine zwar in der Form tadellose und anmuthige, aber doch süßliche Dichtung, die an die „Amaranth" von Redwitz erinnert. Talent verräth die farbenreiche Erzählung: „Irad und Zilla" von F. Büttner, sowie die romantische Humoreske von W. Hosäus: „Rosalinde oder das Turnei zu St.-Johann". Ein exotisches Epos, das an Byron und Böttiger anklingt, veröffentlicht Karl Eduard Fürer in „Hawaii-Nei. Ein Bild aus der Inselwelt des Stillen Oceans". Leopold August Hoppensack veröffentlicht ein Volkslied aus dem Münsterthal in elf Gesängen: „Therese"; H. Riedel idyllische Dichtungen unter dem Titel: „Blauveilchen aus dem Schulgärtchen"; H. Losch ein episches Gedicht: „Kurfürst Max I. von Baiern". Während W. Hahn in „Helgi und Sigrun" zwölf Lieder germanischer Heldensage nachdichtet, findet das große Nibelungenepos stets neue Rhapsoden, die seinen dichterischen Inhalt in ein modernes Gewand zu kleiden oder gleichzeitig nach den Ueberlieferungen der noch ältern Sage und den Anforderungen des neuen Geschmacks umzugießen versuchen. Das bedeutendste und durch die zahlreichen Vorlesungen des Verfassers in den meisten deutschen Städten bekannteste Werk dieser Art sind W. Jordan's „Nibelunge", von denen jetzt die ersten Gesänge in Lieferungen erschienen sind. Außerdem erwähnen wir Ferdinand Naumann's „Nibelungenlied" in Romanzen und W. Wegener's „Siegfried und Kriemhild. Poetische Neugestaltung der Nibelungensage."

Was die ernstere dramatische Dichtung betrifft, so flüchtet sie sich immer mehr in den Buchhandel, je mehr die Bühnenleitungen sich dem Trauerspiel gegenüber spröde erweisen. In der That ist im Laufe des ganzen Jahres kein neues Trauerspiel zur Aufführung gekommen, und nur einige aus früherer Zeit haben fortgefahren, die Runde über die Bühnen zu machen, da bekanntlich auf der Etappenstraße der Tragödien die Stationen nicht dicht hintereinanderliegen. Selbst das preisgekrönte Lindner'sche Stück: „Brutus und Collatinus", ist kaum an sechs Theatern zur Aufführung gekommen.

Es ist indeß nicht die Schuld der Dramatiker, so sehr sie durch die Wahl fernliegender Stoffe sündigen mögen, wenn ihre Dramen Bücherdramen bleiben. Die Form derselben ist in der Regel mehr oder weniger bühnengemäß und verschmäht alles Excentrische und Ungeheuerliche, wodurch z. B. die Mehrzahl der Grabbe'schen Dramen den Convenienzen des Theaters trotzte. Man darf sagen, daß die ausschließliche Berechtigung des Bühnendramas in der Theorie vollkommen anerkannt ist und daß nicht der gute Wille, sondern die schwache Kraft es verschuldet, wenn in der Ausführung so weit hinter dem anerkannten Ziele zurückgeblieben wird. In erster Linie aber ist es die Schuld der Bühnenleiter, welche den jungen Dramatikern nicht einmal Gelegenheit zu dramaturgischen Studien bieten, indem sie auch aufführbare und erfolgreiche Tragödien beiseitelegen. Das Trauerspiel ist von den Hoftheaterintendanzen so gut wie geächtet, selbstverständlich abgesehen von den classischen Trauerspielen, welche den eigentlichen Grundstock des Repertoire bilden. Solange aber dies der Fall ist, kann man die Abneigung

des Publikums gegen die Tragödie keinesfalls als eine unbedingte betrachten, und es ist Sache der Bühnenleitungen, den neuen Trauerspielen eine sichere Stätte zu bereiten, mit Hülfe derjenigen Mittel, die ihnen zur Förderung des Erfolgs zu Gebote stehen. Freilich, wenn ein zufällig weniger besuchtes Haus bei einer dritten oder vierten Vorstellung genügt, um ein ernstes Drama ad acta zu legen, da wird nicht die Pflege des dichterischen Talents und des guten Geschmacks in den Vordergrund gestellt, sondern die Rücksichten auf die Kasse. Wenn diese aber auch bei den Hoftheatern eine so hervorragende Rolle spielen, dann kann man überhaupt nicht die Nothwendigkeit derartiger Institutionen einsehen, die doch durch ihre reichen Zuschüsse in den Stand gesetzt sein sollen, unabhängig vom Geschmack des Publikums denselben zu leiten und zu verbessern. Dazu gehört aber Begeisterung für die Kunst und tiefe dramaturgische Einsicht; das Talent eines tüchtigen Verwaltungsbeamten ist bei der Leitung großer Kunstinstitute ein subalternes Talent, ganz wie es nach den Fortschritten heutiger Politik bei den Chefs der Ministerien zurücktritt; es genügt vollkommen, wenn die zweiten Kräfte dies Talent besitzen. Von den Chefs verlangt man die geistige Repräsentation, das principielle Bewußtsein, die Beherrschung des ganzen Terrains; so verlange man auch von den Chefs der Hofbühnen die Begeisterung für den Fortschritt der Literatur und Kunst, die aus einer dilettantischen Antheilnahme an denselben nie hervorgehen kann.

Die Novitäten der letzten Bühnensaison gehören dem Gebiet des Schau- und Lustspiels an und sind in ihrer Mehrzahl bisjetzt noch nicht im Buchhandel erschienen. Da theilen sich „Aschenbrödel" von Benedix, der „Statthalter von Bengalen" von Laube, „Spielt nicht mit dem Feuer" von Gustav zu Putlitz, „Aus der Gesellschaft" von Bauernfeld, „Der Schulz von Altenbüren" von Mosenthal in die Lorbern der Theaterabende. Inzwischen haben einige Dramatiker ihre Werke in Sammlungen herausgegeben — wir nennen darunter Andreas May, der mit seiner „Amnestie" neuerdings auch einen Bühnenerfolg errungen; Alexander Rost, der seine volksthümlich effectvollen Dramen in einzelnen Heften erscheinen läßt; Melchior Meyr, durch seinen „Herzog Albrecht" den Theatern bekannt, und Otto Roquette, den Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt", der seine Studien auf dem Gebiete des ernsten Dramas in Schiller'schem Stil veröffentlicht hat. Ihre Lustspiele gaben Otto Girndt, der namentlich am berliner Hoftheater mit denselben Erfolge errungen, und Feodor Wehl gesammelt heraus. Die dramatischen Schriften Paul Heyse's sind in diesem Jahr um keinen neuen Band vermehrt worden; wol aber hat der Dichter eine Bearbeitung von Gozzi's „Glücklichen Bettlern" erscheinen lassen, die auch an den Theatern zu München und Wiesbaden zur Aufführung gekommen ist. ...in Veteran der deutschen Dramatik, Karl von Holtei, ...ßt in sechs Bändchen seine ausgewählten Dramen erheinen, unter denen sich Stücke befinden, die noch immer ...ter den Auspicien unserer ersten Schauspieler, eines ...mil Devrient und Bogumil Dawison, über unsere Bühne ...en. Gleichzeitig nimmt die Veröffentlichung einer „Aus...hl dramatischer Werke" von August von Kotzebue ihren Fortgang; es sind bisher sechs Bände dieses auf dem Gebiete des Lustspiels hochverdienten Autors erschienen.

Das deutsche Kaiserdrama steht noch immer in Blüte. Nachdem einige neuere Publicisten wie Aegidi nachgewiesen haben, daß die ganze Bewegung der Neuzeit in Deutschland gegen dies Kaiserthum gerichtet ist, scheint der Instinct des Volks gerechtfertigt, das sich von dem anscheinenden Glanz und der Hoheit dieser Stoffe nie bestechen ließ, sondern immer etwas Fremdartiges und Widerstrebendes aus demselben herauswitterte, das nicht blos in dem mittelalterlichen Colorit liegt. Mit Recht sagt Vischer in seiner „Aesthetik": „Die edeln Gestalten der Hohenstaufen und ihr tragischer Untergang sind allerdings kein national deutscher Stoff; es ist erhebend, daß deutsche Männer so groß waren, aber ihre Bedeutung ist allgemein weltgeschichtlich; für Deutschland als solches dagegen zeigt sich das traurige Schauspiel einer Vergeudung von Kräften nach außen." Wir fügen hinzu, daß diese Zersplitterung der Interessen und der Wirksamkeit nach verschiedenen Seiten hin der dramatischen Dichtung die centrale Einheit raubt, sodaß fast alle deutschen Kaiserhistorien sich in eine epische Breite verflüchtigen. Neuerdings hat Albert Lindner seinen „Stauf und Welf" im Druck erscheinen lassen, ein durch seine Plagiate aus Grabbe's „Hohenstaufen" merkwürdiges Stück. Außerdem hat Albert Dulk eine große Trilogie: „Konrad der Zweite", im Stil der genialen Kraftdramatik gedichtet, A. Teichmann und A. Waldemar einen neuen „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen".

Von Trauerspielen aus dem Alterthum erwähnen wir zuerst die noch immer nicht im Buchhandel erschienene „Sophonisbe" von Emanuel Geibel, die zunächst auch nur an einem Theater, in Schwerin, zur Aufführung gekommen ist. Eine andere „Sophonisbe, ein Trauerspiel aus dem Alterthum" ist in Leipzig bei Duncker und Humblot erschienen; die Zahl der dramatischen deutschen Sophonisben dürfte damit bald ein Dutzend erreicht haben. Oswald Marbach hat einen „Coriolanus" gedichtet, der nach den Grundzügen des Shakspeare'schen Trauerspiels, doch in modernerm Geist gehalten ist, während der „Herodes" desselben Dichters mehr als eine stilvolle Platen'sche Komödie betrachtet werden muß. Ein antikes Trauerspiel: „Amulius, König der Albaner" befindet sich auch in dem dramatischen Nachlaß von Andreas Ritter von Buzzi; J. L. Klein's „Heliodora" wurde von manchen Seiten als ein dramatisches Meisterwerk gerühmt; auch ein „Appius Claudius" von F. steht auf der Liste der neuen Bücherdramen. Adolf Beinicke's „Römer und Dacier", sind ein speciell rumänisches Schauspiel. Das Trauerspiel der Freundin Goethe's, Frau von Stein: „Dido" hat Dr. Düntzer im Auftrage des Neuen Freien Hochstiftes herausgegeben. Von andern theils freierfundenen, theils der Neuzeit angehörigen Dramen erwähnen wir: „Johanna Gray", Trauerspiel von Burghardt, „Dankmar", eine beachtenswerthe Tragödie von Fercher von Steinwand, „Ein Wendenfürst", Trauerspiel von Franz Raab, „Das Haus Cenci", preisgekrönte Tragödie von Arthur Freese, „Tasso's Tod", ein dramatisches Gedicht von E. Leonhard (O. Elsner), „Arnold von Brescia" von J. V. Widmann, „Maria Stuart in Schottland",

5*

ein mehrfach, auch von Hans Koester bearbeiteter Stoff, von Julius Nordheim, „Peter der Große“ von demselben Dichter; „Königin Adelheid“, von Moritz Blanckardt, „Der Tannhäuser“, von G. Mahir; ein „Dramatisches Jahrbuch für 1867“, von S. von Fürstenberg. Die bühnenwirksamen Lustspiele von Benedix, Laube, Bauernfeld sind bisher noch nicht den dramatischen Gesammtausgaben dieser Autoren eingereiht worden. Die Lustspielliteratur ist im ganzen nicht sehr ins Kraut schießend. Außer den obenerwähnten Gesammtausgaben von Girndt und Wehl führen wir noch Bloch's „Dilettantenbühne“ als eine Art von Repertorium an, in welchem neben vielem Alten auch manches neuere Werk seine Stätte findet; ferner August Winterlin: „Die Bürgermeisterin von Schorndorf“, „Ein heiteres Buch“, Miniaturlustspiele von Hugo Rosenthal-Bonen, vier Lustspiele von Janke-Karola.

Die Romanproduction hat im Jahre 1867 eine bedenkliche Höhe erreicht. Nach Julian Schmidt zählt der neue deutsche Roman die besten Köpfe der Nation zu seinen Lesern; leider läßt sich von seinen Verfassern nicht in gleicher Allgemeinheit dasselbe behaupten. Die handwerksmäßige Routine, die geistige Physiognomielosigkeit nehmen auf diesem Gebiete noch einen breiten Platz ein. Die übermäßige Pflege des Romans trägt zur Verflachung unserer Literatur und zur Verbreitung eines unkünstlerischen, der strengen Kunstform sich entwöhnenden Geistes in allen Kreisen sehr viel bei; der Rückschlag auf die dramatische Literatur, mindestens auf das Theater, das auch von der breiten Alltäglichkeit überflutet wird und den höhern Stil immer mehr vermissen läßt, kann nicht ausbleiben.

Der historische Roman wird noch immer von einigen unserer besten Autoren gepflegt. Von Laube's „Deutschem Krieg“, einem der stilvollsten Werke auf diesem Gebiete, erscheint eine neue Auflage; Gutzkow's „Hohenschwangau“ ist bis zum vierten Bande fortgeschritten und wird allmählich ein eingehenderes Urtheil namentlich in Betreff der vielumfassenden Composition gestatten, während einzelne treue und lebensvolle Schilderungen bereits verdiente Anerkennung gefunden haben; Alfred Meißner hat in seinem „Babel“ eine frische Fortsetzung seines „Schwarzgelb“ gegeben. Künstlerischen Geist athmet Karl Frenzel's Roman: „Freier Boden“. In alterthümelndem Stil ist Adalbert Stifter's jetzt vollendeter Roman „Wisiko“ gehalten. Ein Roman von Franz Michael Felder: „Sonderlinge, bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder“, erregte Aufsehen, weil der Autor selbst den Kreisen angehört, aus denen die Dorfgeschichten sonst ihre Helden zu nehmen pflegen.

Von uralten Zeiten bis zur Gegenwart bleibt fast keine Epoche der Geschichte von den Romanautoren unausgebeutet. Am weitesten zurück greift F. von Uechtritz mit seiner Erzählung aus der Zeit des jüdischen Kriegs im 1. Jahrhundert nach Christo: „Eleazar“. Die Zeit des classischen Alterthums gehört in diesem Jahr zu den literarischen Brachfeldern des Romans; der Vorgang des ältern Meißner und Wieland's, die einen „Alcibiades“ und „Agathon“ schrieben, findet wenig Nachahmer. Von mittelalterlichen Romanen erwähnen wir: M. Lehmann, „Gisela“, ein Roman aus der Zeit des Concils von Constanz, und W. Grothe, „Die Kinder des Papstes. Zweite Abtheilung.“ L. Philippson schrieb einen Roman: „Jakob Tirado“, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts spielt. In eine etwas frühere Epoche fällt Emil Brachvogel's „Hamlet“, ein phantasievoller, aber künstlerisch unreifer Roman, dessen Held Essex ist. Ferdinand Pflug schrieb drei Romane: „Der kleine Abbé von Savoyen“, „Unter den Fittichen des schwarzen Adlers“ und „Aus den Tagen des großen Königs“; Gräfin L. von Robiano eine „Anna Boleyn“ und einen „Alexander Mentschikoff“. Wie gegen Friedrich den Großen in frühern Romanen polemisirt C. von Bolanden in seinem neuesten „Gustav Adolf“ gegen den Schwedenkönig. Von andern historischen Romanen führen wir an: L. Sacher-Masoch: „Der letzte König der Magyaren“; Franz Carion, „Der alte Dessauer“; W. Grothe, „Herzog von Valentinois“; Georg Horn, „Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert“; A. Rogge, „Der Scharfrichter von Berlin“; Luise Mühlbach, „Deutschland in Sturm und Drang“ und „Marie Antoinette und ihr Sohn“; Lucian Herbert, „Nikolaus und Metternich, Roman und Geschichte“; Graf S. Grabowski, „Polens Todeskampf oder der Letzte vom vierten Regiment“; A. Mützelburg, „Die Intriguanten aus der Zeit der ersten französischen Revolution“; H. Kleinsteuber, „Ein nordischer Richelieu“; Friedrich Friedrich, „Die Vorkämpfer der Freiheit“; J. P. Hansen, „Liebe und Haß, geschichtlich-romantische Erzählung“; Georg Hiltl, „Der Kammerdiener des Kaisers“.

Dem Krieg von 1866 heftete sich natürlich die Romanmuse alsbald an die Fersen, dem Vorgange Retcliffe's folgend. An Blut und Wunden und grellen Situationen fehlte es ja diesem Krieg sowenig als irgendeinem andern. Auf diesem Boden suchen folgende Romane ihre Lorbern: E. Krause, „Die Helden der Zündnadel aus dem letzten österreichisch-preußischen Kriege“; J. Conrad, „Der Siebentägige Krieg oder die Todsünden des Feindes“; Lucian Herbert, „Zwischen Krieg und Frieden oder nach Custozza und Königsgrätz, historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs neuester Aera“; „Nikolsburg und seine Folgen. Historischer Roman aus Oesterreichs neuester Zeit. Fortsetzung von Custozza und Königsgrätz“; Edmund Hahn, „Hohenzollern und Welfen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart“. Auch der unermüdlich thätige A. Schrader veröffentlicht ein Zeitbild aus den Tagen von 1866: „Der Landwehrmann“. J. Retcliffe, ein Name, der ein allgemeines Schild für Lieferungsromane zu sein scheint, schreibt einen Roman: „Von Leipzig bis Sadowa.“ Was den Erfolg derartiger Romane betrifft, so hat der Roman „Von Custozza bis Königgrätz“ mehr als sechzehn Auflagen erlebt, sodaß er in Bezug hierauf mit Freytag's „Soll und Haben“ in die Schranken treten kann. E. von Kalenberg, „Des Adlers Ausflug“, ein siebenbändiger Roman, schildert schon mehr die friedlichen Verwickelungen nach dem Kriege, während Uechtritz „Die Epigonen Friedrich's“ darstellt. In die Zeit des ungarischen Kriegs zurück greift Ferdinand Stolle mit dem Roman „Von Wien nach Vilagos“. Die neuesten Verwickelungen im Reiche

des Montezuma beutet aus A. Storch in dem Roman: „Mexico oder Republik und Kaiserreich“. Ein Theil dieser zeithistorischen Romane benutzt die von Retcliffe in Schwung gebrachte Form der Lieferungen, durch welche rasch dem Lesehunger in weiten Kreisen genügt und durch regelmäßigen Nachschub für die Diätetik der Seele ebenso gesorgt wird, wie durch regelmäßige Mahlzeiten für die Diätetik des Körpers. Auch „Friedrich der Große“ wird von Ernst Pitawall in Lieferungen romantisirt; ebenso erscheinen die „Neuen pariser Geheimnisse“ von C. Homberg und die „Londoner Geheimnisse“ von Ottfried Mylius.

Die Bannerträger des exotischen Romans, Friedrich Gerstäcker und Balduin Möllhausen, ruhen keineswegs auf ihren Lorbern, sondern suchen dieselben durch süd- und nordamerikanische Schilderungen zu vermehren. Von Gerstäcker erschien, im Anschluß an die „Colonie“, der Roman: „Eine Mutter“; außerdem der chilenische Roman: „Unter den Penchuenchen“; von Möllhausen: „Der Meerkönig, Erzählung in drei Abtheilungen“, und „Nord und Süd, Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika“. Armand, der genaue Kenner der Zustände in Mexico und Texas, schließt sich an mit einem Roman: „Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas“, A. S. Hoermann mit einer „Tochter Tehuans oder Texas im vorigen Jahrhundert“, während L. Heinrich einen Originalroman aus den Papieren eines Touristen: „Der Sklavenhändler“, herausgibt. Es bleibt auffallend, daß der exotische Roman fast ausschließlich in Amerika spielt, seltener in Afrika unter den Löwen der Wüste, nie aber in Asien, während dieser phantasiereichste Erdtheil doch am meisten auch die Phantasie des Romandichters herauszufordern scheint. Außer Retcliffe's Roman „Nena Sahib“ ist uns kein deutscher Roman bekannt, der einen asiatischen Stoff behandelte. Welchen Farbenreichthum, welche Stoffülle haben uns dafür Bastian's Reisen in Hinterasien erschlossen! Freilich, mit praktischem Tic reichen unsere Romanschriftsteller hier nicht aus! Zur Gestaltung dieser Stoffe ist eine philosophische Bildung erforderlich, wie sie z. B. Karl Gutzkow in seinem „Maha Guru“ bewährt hat.

Der sociale Roman wird natürlich mit gleichem Eifer angebaut wie der historische. Hermann Grimm's „Unüberwindliche Mächte“, eine akademische Studie in Romanform, zeigen Feinheit des Geistes und der Empfindung und das Streben nach künstlerischem Adel der Form, bei auffallendem Mangel an Erfindung und eigentlicher poetischer Gestaltungskraft. Beides dagegen findet sich in Max Ring's Sensationsroman: „Ein verlorenes Geschlecht.“ Franz Dingelstedt zeigt sich geistvoll und elegant wie immer in seiner „Amazone“. Edmund Hoefer's Roman „In der Irre“ ist eine Hofgeschichte mit revo- tionärem Abschluß, während „Heimatlos“ von Gustav m See ebenfalls hauptsächlich an kleinern Höfen spielt, neben aber eine Erbschaftsintrigue und Geisterseherei m Hebel der Handlung macht. Von diesem Autor er- ienen „Gesammelte Schriften“, welche zunächst die mane „Die Egoisten“ und „Vor funfzig Jahren“ gen. Der ebenso beliebte Romanschriftsteller Philipp len hat zwei neue Romane veröffentlicht: „Jane, die Jüdin“ und „Das Irrlicht von Argentières“; Ernst Willkomm: „Gesellen des Satans“; Roderich Benedix, der unermüdliche Lustspieldichter, einen Roman: „Die Landstreicher“, A. Steffens, eine Criminalgeschichte aus der Gegenwart: „Der Bruder des Verurtheilten“ und einen Roman: „Auf der Roßtrappe“; J. D. H. Temme einen Schweizerroman: „Die Heimat“; Jean Charles: „Realisten und Idealisten“; M. Horu: „Der zerrissene Dreiklang“; Friedrich Gerstäcker einen cisatlantischen Roman: „Der Erbe“; Wilhelm Wiener: „Die Pfarrerstochter von Worms“; C. Schultes: „Reclame“; D. Egan: „Ein verlassenes Weib oder die Rache der Verstoßenen“; Adolf Schirmer: „Ein weiblicher Hamlet“; Eulalie Marx: „Ministerfieber und Schwiegersöhne“ und „Nicht nach der Schablone“; Sonnenburg: „Erloschene Sterne“; Karl Wartenburg: „Gerichtet und Gerettet“; Paul von Kessel: „Eine heimliche Ehe“; Golo Raimund: „Zweimal vermählt“; Freiherr von Bibra: „Die Schatzgräber“; Kleinsteuber: „Schach dem König“; Karl Haffner: „Nonne und Maitresse“; Gustav Höcker: „Sein und Nichtsein“ und „Geld und Frauen“; Paul Wendt: „Chateau Lafitte“; Brunold: „Welt und Gemüth“; von Numers: „Der Achatring“. Auch der liebenswürdige Erzähler Levin Schücking trat mit einem neuen größern Werke auf: „Verschlungene Wege“; Armand schrieb: „Saat und Ernte“; C. Reinhard, ein Lebensbild von der Unterelbe: „Der fünfte Mai“; A. Schrader einen Sittenroman: „Vergeltung“; Landsteiner: „Vater Eisenhammer“. Ein pikantes wiener Sittenbild gab Leo Wolfram in seinem „Goldkind“, während ein anderer wiener Autor, A. von Stifft, in „Modernes Leiden“ jeanpaulisirend auftritt. Von Breusing's Lebensbild: „Ein Geächteter“, ist die dritte Abtheilung erschienen; des fruchtbaren Grafen A. von Baudissin diesjähriger Roman heißt: „Gattin und Tochter“. Originelle Titel haben der Polizeiroman: „Die Mechulle-Leut'“; C. Krause: „Die Tochter der Wildniß oder der Seelentödter“, und der Roman von F. Koppel: „Zwei Brüder in Jesu“. Einen volksthümlichen Charakter hat Friedrich Ahlfeld's „Das rothe Buch“; humoristischen Anflug die „Schalkauer Geschichten“ von H. Otto; „Ein gemeuchelter Dichter“ und „Die Ehefabrikanten“ von A. von Winterfeld; „Eulenspiegel II.“ von Schultes; Karl Erdensohn's „Fritz und Fritzchen“; Adolf Glaser's „Hänschen Siebenstern“. Als zeitgeschichtlicher Roman kündet sich an: „Deutsche Schützen, Turner und Liederbrüder.“ Ein derartiges Interesse hat auch M. A. Gritzner's „Flüchtlingsleben“. Die Romantik oder vielmehr den Realismus des Ghetto, dessen Hauptvertreter, Leopold Kompert, in diesem Jahre nichts veröffentlicht hat, cultiviren Leo Härzberg-Fränkel in „Polnische Judengeschichten und Bilder“ und Karl Landsteiner in „Die Rose von Jericho“. In der Theaterwelt spielt nur der Opernroman „Die Afrikanerin“. Von den Romanschriftstellerinnen haben, außer der obenerwähnten Gräfin Robiano und Luise Mühlbach, noch folgende den Leihbibliotheken Stoff geliefert: Katharina Dietz: „Editha“, Luise Ernesti, „Ein unerfülltes Wort“ und „Zwei Fürstinnen“; Luise Otto, „Die Idealisten“; Amely Bölte, „Weiter und Weiter“ und „Die Welfenbraut“; Elisabeth von Gretthuß, „Anna Rosenberg“; Elise Polko,

„Herzensgeheimnisse“; Emilie Heinrichs, „Eine Räuberfamilie“ und „Bettler und Millionär“; Julie Burow, auch an das Jahr 1866 anknüpfend, „Die Preußen in Prag“, und die talentvolle Novellistin der Gartenlaube, E. Marlitt, „Goldelse“.

Nicht minder in Blüte wie die Romanproduction steht die Novellistik, deren Sammlungen sich meistens aus den Journalen und Feuilletons rekrutiren. In erster Linie stehen hier des fruchtbaren, feinfühlig graziösen Paul Heyse „Novellen und Terzinen“. Nicht minder fruchtbar ist Elise Polko, welche eine achte und neunte Folge neuer Novellen erscheinen läßt. Unter dem Pseudonym Arthur Stahl verbirgt sich jedenfalls eine begabte Dame von originellem Darstellungstalent, wie ihre „Novellen und Skizzen“ beweisen. E. Freiherr von Bibra veröffentlicht drei Bände: „Erlebtes und Geträumtes“; E. Bacano, den man den Theaterphantasten nennen könnte, eine deutsche Geschichte: „Die Virtuosen“; Gräfin von Robiano: „Lebende Bilder“. Auch von Levin Schücking ist eine Novelle: „Künstlerleidenschaft“, von Edmund Hoefer und von F. W. Hackländer sind „Neue Geschichten“, von Lucian Herbert „Badegeschichten“, von Claire von Glümer Geschichten und Bilder: „Aus der Bretagne“, von dem Culturhistoriker H. Riehl „Neue Novellen“ erschienen. A. Müldner und Otto Girndt, „Novellen“, Theodor Storm, „Von jenseit des Meeres“; E. Schultes, „Süd und Nord“; Feodor Wehl, „In Mußestunden“ und „Plauschgeschichtchen“; Melchior Meyr, „Erzählungen und Liebesgeschichten“; Moritz Horn, „Schatten und Licht“; Otto Roquette, „Lug' ins Land“; Götzenberger, „In freien Stunden“; Claire von Glümer, „Novellen“; Friedrich Spielhagen, „Unter Tannen“ vervollständigen das Contingent der Novellistik. O. Schupp's „Hurdy-Gurdy, Bilder aus einem Landgängerdorfe“, Schuriem's „Gesammelte Erzählungen und Novellen“, L. Schücking's „Eine Künstlerleidenschaft“ und „Der Tag in Königgrätz“, J. Berthold's „Galgenvögel oder die Söhne des Waldes“, Brieglеb's „Gebrochene Fürstenherzen“, Agnes Kayser-Langerhannß' „Waldrose“ zeigen die mannichfachen Richtungen, welche die neue Novellistik einschlägt.

Auch die Weltliteratur mit ihren Uebersetzungen und Aneignungen steht nach wie vor in Blüte, wobei wir die zahlreichen Einbürgerungen ausländischer Romane als eine Vermehrung des in die Leihbibliothekenkrippe geschütteten Unterhaltungsfutters nicht einmal mitrechnen wollen. Die Uebersetzungen aus dem Alterthum traten in diesem Jahre in den Hintergrund. Wir erwähnen nur Catull's „Gedichte“, übersetzt und erläutert von Rudolf Westphal, und den zweiten Band von Adolf Wilbrandt's „Ausgewählten Dramen des Sophokles und Euripides“, mit Rücksicht auf die Bühne übertragen. Dagegen hat sich der volle Eifer der begabten Uebersetzer den dramatischen Werken Shakspeare's zugewendet. Von der von Friedrich Bodenstedt geleiteten Uebersetzung, an welcher sich Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. nach einer Textrevision von Delius betheiligen, sind bisjetzt sieben Bändchen erschienen. Ein anderes Unternehmen: „Shakspeare's dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen“ ist aus der „Bibliothek ausländischer Classiker“ hervorgegangen; wir begegnen hier den Namen Franz Dingelstedt, Wilhelm Jordan, Karl Simrock, Ludwig Seeger. Ein drittes Unternehmen geht von der Shakspeare-Gesellschaft und zugleich von einem andern Princip aus, indem es für die von August Wilhelm von Schlegel übersetzten Dramen nur eine Textrevision anstrebt. Die deutsche Bühnenausgabe der Shakspeare-Historien von Franz Dingelstedt schließt sich im wesentlichen an den Schlegel'schen Text an, abgesehen von den bedeutenden Neudichtungen, die sie enthält. Shakspeare's „Sonette“ sind neu von Gelbcke, seine „Sämmtlichen Gedichte“ von Karl Simrock übersetzt. In der „Bibliothek ausländischer Classiker“ finden sich außerdem im Laufe des Jahres 1867 übertragen: Cervantes' „Don Quixote“ von Zoller; Manzoni's „Verlobte“ von Schröder; Byron's „Don Juan“ von Schäffer. Der von Heinrich Rückert herausgegebene Nachlaß Friedrich Rückert's enthält Uebersetzungen von 21 Idyllen des Theokrit, von Aristophanes' „Vögeln“, und der „Sakuntala“ des Kalidasa. Aus dem Schwedischen wurden von F. L. Bömers die „Gedichte“ König Karl's XV. von Schweden und Norwegen und J. L. Runeberg's „Nadeschda“ von Selma Mohnike übersetzt. Das Epos von Prescou: „Die Taufe an der Savika“, erscheint deutsch von H. Penn, während Graf Pongracz „Gedichte aus Ungarn“ veröffentlicht.

Was Gesammtausgaben neuer deutscher Dichter betrifft, so ist die Volksausgabe von „Heinrich Heine's Werken“ mit Fortlassung der Briefe der Vollendung nahe; von Friedrich Hebbel's „Gesammelten Werken“ enthalten die drei neuesten Bände die kritischen Schriften dieses Autors, während von einer Ausgabe von Friedrich Rückert's Werken die ersten Lieferungen vorliegen. Von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften“ ist, nach langer Pause, der neunte Band erschienen. Im ganzen leidet die neuere Literatur bei der Jahreswende von 1867 und 1868 unter der classischen Sündflut, welche durch die geöffneten Schleußen des Buchhandels über sie hereinbricht.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Beitrag zur Unsterblichkeitsfrage.

Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage von Karl Wilmarshof. Vier Abtheilungen. Leipzig, Amelang. 1863—66. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der gelehrte Verfasser des vorstehenden Werks hat den Forschungen über die Unsterblichkeit der Seele eine lange Reihe von Jahren und die besten Kräfte seines scharf eindringenden Geistes gewidmet. Die Früchte erschöpfender Studien, reicher Erfahrungen und tiefen Nachdenkens bietet er allen an, die gleich ihm nach Aufklärung ihrer Begriffe ernstlich trachten.

Wie Alexander von Humboldt das weite Gebiet der

Naturwissenschaften durchdrang und auf diesem Felde die Garben sammelte, welche der Fleiß aller Generationen geerntet hatte; wie dieser vielumfassende Geist das Unkraut von dem nahrhaften Halm, die Spreu von dem Weizen sonderte und die Resultate, zu denen die Wissenschaft seither gelangt ist, zusammengefaßt dargestellt hat, ebenso hat der Verfasser des „Jenseits" die Gedanken, welche Philosophie und Theologie bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zur Lösung der Fragen über den Ursprung der Dinge, das göttliche Wesen, die Natur des menschlichen Geistes, seine Aufgaben und Bestimmung zu Tage gefördert haben, unablässig verfolgt und den Kern ihres Wissens in kurzen, präcisen Sätzen vorgetragen. Auch er weist nach, was sich darin als wahr herausstellt, was als Irrthum zu meiden ist, und führt dann seine eigenen begründeten Urtheile an.

Einige strenggläubige Geistliche haben mancherlei an dem „Jenseits" getadelt, sich aber, unserer Meinung nach, nicht auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung versetzt. Denjenigen, welche am Kirchenglauben festhalten, genügt die Belehrung, welche sie von der Kanzel herab empfangen, und sie hat der Verfasser nicht im Auge gehabt. Allein in unsern Tagen ist die Zahl derjenigen sehr groß, welche sich entweder der Kirche entfremdet haben, oder doch, wenn sie an dem Glauben ihrer Jugend noch festhalten, eine Bestätigung der Gottes- und Unsterblichkeitslehre durch Vernunftgründe fordern. Allen diesen ist das Buch gewidmet, und wenn sie darin finden, wonach ihre Seele dürstet, so ist die Absicht des Verfassers erreicht.

Werfen wir nun einen nähern Blick auf das Buch, welches aus vier Abtheilungen besteht, deren erste den ontologischen, die zweite den kosmologischen, die dritte den theologischen Beweis für die Fortdauer der Seelen und das Dasein Gottes zu führen unternimmt, während die vierte einer Untersuchung über Ort und Beschaffenheit des künftigen Lebens gewidmet ist.

Der Standpunkt des Verfassers ist der philosophisch-naturwissenschaftliche. Von diesem aus will er die Unsterblichkeitsfrage zu lösen suchen. Er will dem Gebiete der christlichen Dogmatik fern bleiben und die Meinung der Theologen nur insoweit berühren, als diese sich auf den philosophischen Standpunkt stellen. Die Tendenz des Buchs ist keineswegs eine dem Christenthum oder der Religion überhaupt feindliche. Der Verfasser hofft vielmehr zu Resultaten gelangt zu sein, welche im wesentlichen mit der allgemeinen christlichen Weltanschauung übereinstimmen.

Die Form anlangend, ist das Buch mit einer Präcision geschrieben, wie man sie selten in neuern philosophischen Schriften findet, und enthält daher einen Reichthum an Gedanken wie an Material, welchen man bei dem mäßigen Umfange der Schrift nicht erwartet.

Der Stil befleißigt sich der Kürze des Ausdrucks und einer genetischen Entwickelung der Begriffe, nimmt doch zuweilen einen lebhaften, fast rhetorischen Aufschwung und ruht auf einer einfachen, leicht übersichtlichen Eintheilung des Inhalts. Der Verfasser vermeidet die besonders in neuerer Zeit üblich gewordene, dem Laien unverständliche und für die Philosophen vieldeutige Terminologie und gibt da, wo deutsche Worte in besonderer Bedeutung oder Fremdwörter gebraucht werden, eine Erklärung, in welchem Sinne er sie anwendet. Das Buch ist daher für jeden verständlich, der die Mühe des Nachdenkens nicht scheut.

In der Philosophie kann keine Behauptung ohne Grund aufgestellt werden. Dieser Satz, des zureichenden Grundes ist von neuern Philosophen, nicht blos von Dilettanten, sondern auch von Fachmännern, oft vernachlässigt worden. Der Verfasser unterscheidet philosophisches Wissen, wo die deutlich und widerspruchslos erkannte, logisch durchdachte und zergliederte Selbstwahrnehmung Basis und Quelle philosophischer Wahrheit ist, und philosophischen Glauben, welcher oft nicht minder überzeugend als jenes ist und auf Vergleichung und Erfahrung beruht. Nur von diesem Glauben kann bei der Unsterblichkeitsfrage die Rede sein, ohne daß er deshalb zu einer bloßen Vermuthung oder einem Problem abgeschwächt wird.

Jedem denkenden Menschen drängen sich zwei wichtige Fragen auf: die, ob die Seele nach dem Tode fortdauere und fortlebe? und die, wie das Fortleben beschaffen sei? Die erste Frage ist nach der Ansicht des Verfassers unabweisbar, weil unsere Weltvorstellung und unser Handlungsprincip davon abhängt. Ohne Nachdenken über die zweite Frage kann aber die erste nicht vollständig gelöst werden. Hiernach theilt der Verfasser sein Buch in zwei Theile, und der erste, die Gründe des Fortlebens enthaltende, zerfällt, wie bereits gesagt, in drei Abtheilungen, welche den ontologischen, kosmologischen und theologischen Beweis zu Gegenständen haben.

Der Inhalt der ersten Abtheilung ist §. 58 zusammengefaßt, und man braucht das Ergebniß nur unter die Kapitel zu vertheilen, um eine Uebersicht zu gewinnen. Die Hauptresultate, zu denen der Verfasser gelangt, sind folgende:

Die Seele ist ein für sich seiendes, sich ihres Seins, ihrer Eigenschaften und Zustände bewußtes, selbstthätiges Wesen. Sie kann weder Theil eines andern sein, wie der Pantheismus behauptet, noch Wirkung eines andern Wesens, wie die Schöpfungslehre annimmt, da sie Ursache ihrer Zustände ist, noch weniger eines Unbewußten, wie der Materialismus will, und es bleibt mithin keine andere Annahme übrig, als daß sie unentstanden und unvergänglich sei. Die Seele ist ein ausgedehntes, aber wegen der Bewußtseinseinheit untheilbares Wesen. Die Materie kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß sie die räumliche Wirksamkeit, mithin der selbstthätige Empfindungszustand mächtigerer Seelen oder einer allgemeinen seelischen Weltmacht sei. Menschen- und Thierseelen sind sich in den wesentlichen Eigenschaften gleich und nur durch die Entwickelungsgrade verschieden. Die Thierseelen sind daher ebenfalls unvergänglich und haben gleiche Ansprüche auf Fortleben nach dem Tode. Die Theorie der sich fortentwickelnden Umwandlung bezieht sich nicht nur auf die Organismen, sondern auch auf die Seelen, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Menschenseele, die Thierstufen durchlaufen

„Herzensgeheimnisse"; Emilie Heinrichs, „Eine Räuberfamilie" und „Bettler und Millionär"; Julie Burow, auch an das Jahr 1866 anknüpfend, „Die Preußen in Prag", und die talentvolle Novellistin der Gartenlaube, E. Marlitt, „Goldelse".

Nicht minder in Blüte wie die Romanproduction steht die Novellistik, deren Sammlungen sich meistens aus den Journalen und Feuilletons rekrutiren. In erster Linie stehen hier des fruchtbaren, feinfühlig graziösen Paul Heyse „Novellen und Terzinen". Nicht minder fruchtbar ist Elise Polko, welche eine achte und neunte Folge neuer Novellen erscheinen läßt. Unter dem Pseudonym Arthur Stahl verbirgt sich jedenfalls eine begabte Dame von originellem Darstellungstalent, wie ihre „Novellen und Skizzen" beweisen. E. Freiherr von Bibra veröffentlicht drei Bände: „Erlebtes und Geträumtes"; E. Vacano, den man den Theaterphantasten nennen könnte, eine deutsche Geschichte: „Die Virtuosen"; Gräfin von Robiano: „Lebende Bilder". Auch von Levin Schücking ist eine Novelle: „Künstlerleidenschaft", von Edmund Hoefer und von F. W. Hackländer sind „Neue Geschichten", von Lucian Herbert „Badegeschichten", von Claire von Glümer Geschichten und Bilder: „Aus der Bretagne", von dem Culturhistoriker H. Riehl „Neue Novellen" erschienen. A. Müldner und Otto Girndt, „Novellen", Theodor Storm, „Von jenseit des Meeres"; E. Schultes, „Süd und Nord"; Feodor Wehl, „In Mußestunden" und „Plauschgeschichtchen"; Melchior Meyr, „Erzählungen und Liebesgeschichten"; Moritz Horn, „Schatten und Licht"; Otto Roquette, „Lug' ins Land"; Götzenberger, „In freien Stunden"; Claire von Glümer, „Novellen"; Friedrich Spielhagen, „Unter Tannen" vervollständigen das Contingent der Novellistik. O. Schupp's „Hurdy-Gurdy, Bilder aus einem Landgängerdorfe", Schuriem's „Gesammelte Erzählungen und Novellen", L. Schücking's „Eine Künstlerleidenschaft" und „Der Tag in Königgrätz", J. Berthold's „Galgenvögel oder die Söhne des Waldes", Briegleb's „Gebrochene Fürstenherzen", Agnes Kayser-Langerhannß' „Waldrose" zeigen die mannichfachen Richtungen, welche die neue Novellistik einschlägt.

Auch die Weltliteratur mit ihren Uebersetzungen und Aneignungen steht nach wie vor in Blüte, wobei wir die zahlreichen Einbürgerungen ausländischer Romane als eine Vermehrung des in die Leihbibliothekenkrippe geschütteten Unterhaltungsfutters nicht einmal mitrechnen wollen. Die Uebersetzungen aus dem Alterthum traten in diesem Jahre in den Hintergrund. Wir erwähnen nur Catull's „Gedichte", übersetzt und erläutert von Rudolf Westphal, und den zweiten Band von Adolf Wilbrandt's „Ausgewählten Dramen des Sophokles und Euripides", mit Rücksicht auf die Bühne übertragen. Dagegen hat sich der volle Eifer der begabten Uebersetzer den dramatischen Werken Shakspeare's zugewendet. Von der von Friedrich Bodenstedt geleiteten Uebersetzung, an welcher sich Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. nach einer Textrevision von Delius betheiligen, sind bisjetzt sieben Bändchen erschienen. Ein anderes Unternehmen: „Shakspeare's dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen" ist aus der „Bibliothek ausländischer Classiker" hervorgegangen; wir begegnen hier den Namen Franz Dingelstedt, Wilhelm Jordan, Karl Simrock, Ludwig Seeger. Ein drittes Unternehmen geht von der Shakspeare-Gesellschaft und zugleich von einem andern Princip aus, indem es für die von August Wilhelm von Schlegel übersetzten Dramen nur eine Textrevision anstrebt. Die deutsche Bühnenausgabe der Shakspeare-Historien von Franz Dingelstedt schließt sich im wesentlichen an den Schlegel'schen Text an, abgesehen von den bedeutenden Neudichtungen, die sie enthält. Shakspeare's „Sonette" sind neu von Gelbcke, seine „Sämmtlichen Gedichte" von Karl Simrock übersetzt. In der „Bibliothek ausländischer Classiker" finden sich außerdem im Laufe des Jahres 1867 übertragen: Cervantes' „Don Quixote" von Zoller; Manzoni's „Verlobte" von Schröder; Byron's „Don Juan" von Schäffer. Der von Heinrich Rückert herausgegebene Nachlaß Friedrich Rückert's enthält Uebersetzungen von 21 Idyllen des Theokrit, von Aristophanes' „Vögeln", und der „Sakuntala" des Kalidasa. Aus dem Schwedischen wurden von F. L. Bömers die „Gedichte" König Karl's XV. von Schweden und Norwegen und J. L. Runeberg's „Nadeschda" von Selma Mohnike übersetzt. Das Epos von Prescou: „Die Taufe an der Savika", erscheint deutsch von H. Penn, während Graf Pongracz „Gedichte aus Ungarn" veröffentlicht.

Was Gesammtausgaben neuer deutscher Dichter betrifft, so ist die Volksausgabe von „Heinrich Heine's Werken" mit Fortlassung der Briefe der Vollendung nahe; von Friedrich Hebbel's „Gesammelten Werken" enthalten die drei neuesten Bände die kritischen Schriften dieses Autors, während von einer Ausgabe von Friedrich Rückert's Werken die ersten Lieferungen vorliegen. Von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften" ist, nach langer Pause, der neunte Band erschienen. Im ganzen leidet die neuere Literatur bei der Jahreswende von 1867 und 1868 unter der classischen Sündflut, welche durch die geöffneten Schleußen des Buchhandels über sie hereinbricht.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Beitrag zur Unsterblichkeitsfrage.

Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage von Karl Wilmarshof. Vier Abtheilungen. Leipzig, Amelang. 1863—66. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der gelehrte Verfasser des vorstehenden Werks hat den Forschungen über die Unsterblichkeit der Seele eine lange Reihe von Jahren und die besten Kräfte seines scharf eindringenden Geistes gewidmet. Die Früchte erschöpfender Studien, reicher Erfahrungen und tiefen Nachdenkens bietet er allen an, die gleich ihm nach Aufklärung ihrer Begriffe ernstlich trachten.

Wie Alexander von Humboldt das weite Gebiet der

Naturwissenschaften durchdrang und auf diesem Felde die Garben sammelte, welche der Fleiß aller Generationen geerntet hatte; wie dieser vielumfassende Geist das Unkraut von dem nahrhaften Halm, die Spreu von dem Weizen sonderte und die Resultate, zu denen die Wissenschaft seither gelangt ist, zusammengefaßt dargestellt hat, ebenso hat der Verfasser des „Jenseits" die Gedanken, welche Philosophie und Theologie bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zur Lösung der Fragen über den Ursprung der Dinge, das göttliche Wesen, die Natur des menschlichen Geistes, seine Aufgaben und Bestimmung zu Tage gefördert haben, unablässig verfolgt und den Kern ihres Wissens in kurzen, präcisen Sätzen vorgetragen. Auch er weist nach, was sich darin als wahr herausstellt, was als Irrthum zu meiden ist, und führt dann seine eigenen begründeten Urtheile an.

Einige strenggläubige Geistliche haben mancherlei an dem „Jenseits" getadelt, sich aber, unserer Meinung nach, nicht auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung versetzt. Denjenigen, welche am Kirchenglauben festhalten, genügt die Belehrung, welche sie von der Kanzel herab empfangen, und sie hat der Verfasser nicht im Auge gehabt. Allein in unsern Tagen ist die Zahl derjenigen sehr groß, welche sich entweder der Kirche entfremdet haben, oder doch, wenn sie an dem Glauben ihrer Jugend noch festhalten, eine Bestätigung der Gottes- und Unsterblichkeitslehre durch Vernunftgründe fordern. Allen diesen ist das Buch gewidmet, und wenn sie darin finden, wonach ihre Seele dürstet, so ist die Absicht des Verfassers erreicht.

Werfen wir nun einen nähern Blick auf das Buch, welches aus vier Abtheilungen besteht, deren erste den ontologischen, die zweite den kosmologischen, die dritte den theologischen Beweis für die Fortdauer der Seelen und das Dasein Gottes zu führen unternimmt, während die vierte einer Untersuchung über Ort und Beschaffenheit des künftigen Lebens gewidmet ist.

Der Standpunkt des Verfassers ist der philosophisch-naturwissenschaftliche. Von diesem aus will er die Unsterblichkeitsfrage zu lösen suchen. Er will dem Gebiete der christlichen Dogmatik fern bleiben und die Meinung der Theologen nur insoweit berühren, als diese sich auf den philosophischen Standpunkt stellen. Die Tendenz des Buchs ist keineswegs eine dem Christenthum oder der Religion überhaupt feindliche. Der Verfasser hofft vielmehr zu Resultaten gelangt zu sein, welche im wesentlichen mit der allgemeinen christlichen Weltanschauung übereinstimmen.

Die Form anlangend, ist das Buch mit einer Präcision geschrieben, wie man sie selten in neuern philosophischen Schriften findet, und enthält daher einen Reichthum an Gedanken wie an Material, welchen man bei dem mäßigen Umfange der Schrift nicht erwartet.

Der Stil befleißigt sich der Kürze des Ausdrucks und einer genetischen Entwickelung der Begriffe, nimmt doch zuweilen einen lebhaften, fast rhetorischen Aufschwung und ruht auf einer einfachen, leicht übersichtlichen Eintheilung des Inhalts. Der Verfasser vermeidet die besonders in neuerer Zeit üblich gewordene, dem Laien unverständliche und für die Philosophen vieldeutige Terminologie und gibt da, wo deutsche Worte in besonderer Bedeutung oder Fremdwörter gebraucht werden, eine Erklärung, in welchem Sinne er sie anwendet. Das Buch ist daher für jeden verständlich, der die Mühe des Nachdenkens nicht scheut.

In der Philosophie kann keine Behauptung ohne Grund aufgestellt werden. Dieser Satz, des zureichenden Grundes ist von neuern Philosophen, nicht blos von Dilettanten, sondern auch von Fachmännern, oft vernachlässigt worden. Der Verfasser unterscheidet philosophisches Wissen, wo die deutlich und widerspruchslos erkannte, logisch durchdachte und zergliederte Selbstwahrnehmung Basis und Quelle philosophischer Wahrheit ist, und philosophischen Glauben, welcher oft nicht minder überzeugend als jenes ist und auf Vergleichung und Erfahrung beruht. Nur von diesem Glauben kann bei der Unsterblichkeitsfrage die Rede sein, ohne daß er deshalb zu einer bloßen Vermuthung oder einem Problem abgeschwächt wird.

Jedem denkenden Menschen drängen sich zwei wichtige Fragen auf: die, ob die Seele nach dem Tode fortdauere und fortlebe? und die, wie das Fortleben beschaffen sei? Die erste Frage ist nach der Ansicht des Verfassers unabweisbar, weil unsere Weltvorstellung und unser Handlungsprincip davon abhängt. Ohne Nachdenken über die zweite Frage kann aber die erste nicht vollständig gelöst werden. Hiernach theilt der Verfasser sein Buch in zwei Theile, und der erste, die Gründe des Fortlebens enthaltende, zerfällt, wie bereits gesagt, in drei Abtheilungen, welche den ontologischen, kosmologischen und theologischen Beweis zu Gegenständen haben.

Der Inhalt der ersten Abtheilung ist §. 58 zusammengefaßt, und man braucht das Ergebniß nur unter die Kapitel zu vertheilen, um eine Uebersicht zu gewinnen. Die Hauptresultate, zu denen der Verfasser gelangt, sind folgende:

Die Seele ist ein für sich seiendes, sich ihres Seins, ihrer Eigenschaften und Zustände bewußtes, selbstthätiges Wesen. Sie kann weder Theil eines andern sein, wie der Pantheismus behauptet, noch Wirkung eines andern Wesens, wie die Schöpfungslehre annimmt, da sie Ursache ihrer Zustände ist, noch weniger eines Unbewußten, wie der Materialismus will, und es bleibt mithin keine andere Annahme übrig, als daß sie unentstanden und unvergänglich sei. Die Seele ist ein ausgedehntes, aber wegen der Bewußtseinseinheit untheilbares Wesen. Die Materie kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß sie die räumliche Wirksamkeit, mithin der selbstthätige Empfindungszustand mächtigerer Seelen oder einer allgemeinen seelischen Weltmacht sei. Menschen- und Thierseelen sind sich in den wesentlichen Eigenschaften gleich und nur durch die Entwickelungsgrade verschieden. Die Thierseelen sind daher ebenfalls unvergänglich und haben gleiche Ansprüche auf Fortleben nach dem Tode. Die Theorie der sich fortentwickelnden Umwandlung bezieht sich nicht nur auf die Organismen, sondern auch auf die Seelen, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Menschenseele, die Thierstufen durchlaufen

hat. Es liegt im Begriff, daß die Entwickelung einen Anfang haben muß. In jeder Seele muß daher die Lebensthätigkeit zu irgendeinem Zeitpunkte beginnen, welchem wahrscheinlich ein durch die Weltmacht gehemmter Zustand vorangeht. Die Seele ist weder mit dem Organismus, noch besonders mit dem Nervensystem unmittelbar, sondern mit einem Theile der Weltwirksamkeit verbunden, welchen man Seelenorgan nennen kann, ohne daß damit der Begriff eines organischen Gebildes verbunden werden darf. Die Atome sind nur die wechselnden, für uns wahrnehmbaren Wirkungsstellen der Weltmacht und ganz dasselbe, was für die Seele die einfachen Empfindungen ihres Wirkungskreises (ihrer Materie, d. h. räumlichen Thätigkeit) sind.

Die zweite Abtheilung enthält den aus der Weltordnung hergeleiteten (kosmologischen) Beweis des Fortlebens der Seele und zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der erste sich mit einer Schilderung der Welt beschäftigt und folgendes Ergebniß liefert.

Im engern Sinne ist die Welt der Inbegriff der materiellen (sinnlich wahrnehmbaren) Dinge im Gegensatz der Seelen. Sie zeigt sich als ein zusammenhängendes Ganzes, als durchgängig geordnet und planmäßig, und wird als solches die Natur genannt. Das, was uns zuweilen als Störung oder Unordnung erscheint, ist nur ein Uebergang von einer Ordnung in die andere (wie beim Zerfall des Organismus), oder eine Masse, deren Ordnung wir nicht zu übersehen im Stande sind.

Da die Seelen mit einer geordneten Gruppe, dem Organismus, verbunden sind, so folgt, daß sie beim Zerfall der letztern in eine andere Gruppe oder eine allgemeinere Ordnung übergehen. Die Welt ist unermeßlich und größer, als wir wahrnehmen, weil unsere Sinneswerkzeuge beschränkt sind; aber ob sie unendlich sei, ist eine unlösbare Frage. Wenn sie unendlich wäre, so würde kein das Ganze umfassender Plan, sondern nur eine unendliche Reihe nebeneinander bestehender oder ineinander verflochtener Plane möglich sein. Wir müssen uns daher bei der Wahrnehmung beruhigen, daß eine Ordnungsgruppe immer in einer größern eingeschlossen ist und ein allgemeiner Zusammenhang in dem von uns wahrnehmbaren Gebiete besteht. Soweit der Naturplan erforschbar ist, zeigt sich uns kein Mangel oder Fehler in der speciellen Durchführung der Grundregeln. Die Natur zeigt sich also als ein vollkommenes Werk. Auch läßt sich bei der unberechenbaren Mannichfaltigkeit der Formen nicht zweifeln, daß die Natur im Bildungsvermögen allmächtig ist. Sie stimmt mit den Zwecken überein, welche die Seelen selbst verfolgen, und es besteht eine Harmonie zwischen dem organischen und unorganischen Gebiete. Doch ist letzteres viel zu groß, als daß es für sich bedeutungslos sein könnte.

Die Geologie (Erdbildungslehre) kann die Erdgeschichte bis zur Sphäroidbildung in allgemeinen Umrissen zurückverfolgen, und auch über die allmähliche Bildung des Sonnensystems werden einige wahrscheinliche Vermuthungen aufgestellt. Dies reicht jedoch nicht aus, um eine specielle Theorie zu entwerfen, und noch weniger, um den allgemeinen Weltbildungsproceß zu erforschen (Kosmogonie). Es bleibt daher ein unlösbares Problem, ob die Weltbildung ein ewiger Veränderungsproceß sei, oder von irgendeinem Zeitpunkte an begonnen habe. Der letztern Annahme ist die Beobachtung günstig, daß die Organismen der Erde sich aus einfachern Formen zu mannichfachern und leistungsfähigern gebildet haben. Die Differenz zwischen mosaischer Schöpfungsgeschichte und Naturwissenschaft erledigt sich, wenn man der Ansicht derjenigen Theologen beitritt, welche in der Bibel nicht die Bestimmung suchen, ein Lehrbuch der Kosmogonie zu sein.

Hierauf wird im zweiten Abschnitte gezeigt, daß in der Natur, soweit wir sie kennen, ein planmäßiger Zusammenhang und Entwickelungsproceß besteht, welcher das Fortleben der Menschen- und Thierseelen in sich schließt. Dies ist der kosmologische Beweis, welcher nach den mannichfachen Beziehungen in den Erfahrungs-, kosmischen, astronomischen, Seelenähnlichkeits-, Glückseligkeits-, Erziehungs-, Fortbildungs-, moralischen, Vergeltungs- und Ausgleichungsbeweis zerfällt.

Die Seelen sind in das Weltall dergestalt eingeflochten, daß sie nicht daraus entfernt werden können, weil ihre Mitwirkung [illegible] die Durchführung des Weltplans durch [illegible] bedingt ist. Das Vorhandensein unzähliger Weltkörper setzt verschiedenartige Bewohner voraus, die nicht immer auf demselben Weltkörper gebildet worden sein können, sondern einer Vorbildung auf andern bedürfen. Das Weltübel würde eine sinnlose Plage sein, wenn es nicht theils durch die Nothwendigkeit freier Fortbildung in einem andern Leben, theils als Erziehungsmittel, theils durch die Aussicht auf ausgleichenden Wechsel gerechtfertigt würde. Das Glück der Wesen, auf dessen Verwirklichung die Natureinrichtung berechnet ist, würde nicht möglich sein, wenn die Aussicht des Untergangs den Lebensgenuß um so mehr verbitterte, je höher die Ausbildungsstufe ist.

Die Nothwendigkeit, daß die auf Erden beginnende, aber höchst fragmentarisch bleibende Ausbildung in einem andern Leben fortgesetzt werde, ist schon für sich als Beweisgrund ausreichend, weil man sonst die Welteinrichtung für ein zweckloses, widersinniges Spiel halten müßte. Wenn nun auch die Weltordnung nicht von einem seelischen Urheber abhinge, so kann doch nicht angenommen werden, daß sie allein in Bezug auf die Seelen mit sich in Widerspruch, in jeder andern Beziehung hingegen und im ganzen eine planmäßig übereinstimmende Einrichtung sei.

Die dritte Abtheilung enthält den aus dem Gottesdasein hergeleiteten (theologischen) Beweis des Fortlebens und zerfällt in vier Abschnitte, in deren erstem die religiösen und philosophischen Ansichten über das, was man Gott nennt, im zweiten der Gottesbeweis, im dritten der Gottesbegriff und im vierten dessen Einfluß auf das künftige Schicksal der Seelen besprochen werden.

Der erste Abschnitt enthält eine kurze Geschichte des Gottesbegriffs. Dieser folgt aus der Weltvorstellung, die man sich bildet. Der Gedankengang, zu welchem nach dem Verfasser die Kritik der religiösen und philosophischen Meinungen führt, ist folgender:

Man kann sich die Welt als eins und dasselbe (als ein einziges Ganzes) vorstellen. Dies ist das pankosmische System. Der darinliegende Gedanke ist aber unmöglich,

weil wir uns nicht als Theil eines andern denken können. (?) Somit fallen auch die Systeme, welche Zeno, Spinoza, Schelling und Hegel aufgestellt haben. (?) Die zweite Vorstellung ist die, daß die Welt aus Seelen oder Geistern und Materie bestehe, unter welcher letztern man ein bewußtloses, den Raum füllendes oder wenigstens im bestimmten Raume wirkendes Ding versteht. Dieser Dualismus ist eine Spaltung der Welt in zwei für sich bestehende, völlig unvereinbare Substanzen, die sich gegenseitig ausschließen und von welchen die eine (die Materie) dem Wesen nach unvertilgbar bleibt. Die dritte Vorstellung ist die, daß es blos Seelen gebe und das, was man Materie nennt, ihre räumliche Erscheinung sei. Dies ist die Ansicht, welche der Verfasser vertritt. Er betrachtet aber die Seelen nicht als einfache Wesen (Monaden), wie Leibniz, und sucht den bei Herbart fehlenden Weltzusammenhang dadurch zu erklären, daß die niedern Seelen in höhern eingeschlossen sind.

Der zweite Abschnitt begreift den Gottesbeweis. Er wird geführt aus der unmittelbaren Wahrnehmung des Beschränktseins und aus der Vergleichung (Analogie), welche uns lehrt, daß das Beschränkende nichts weiter sein kann als eine uns dem Wesen nach ganz gleiche, aber mächtigere Seele (Weltseele). Die räumliche, ortswechselnde Beschränkung ist eine gegenseitige, welche uns und der Weltmacht als Gegensatz erscheint und von unserer Seite Materie genannt wird.

Im dritten Abschnitt wird der Gottesbegriff aufgestellt, wie er aus dem Gottesbeweise des zweiten Abschnitts resultirt. Die Erkenntniß gelangt nicht weiter als bis zur Annahme einer Weltseele, welche in einem bestimmten Umfange, zu dem die wahrnehmbare Welt gehört, wirksam ist; denn wir wissen nicht, ob die Welt unendlich ist, und eine unendliche Weltseele würde unbegreiflich sein. Die ewige Wirksamkeit ist eine zu bevorzugende Annahme (Präsumtion). Eine Schöpfung von Stoff und Seelen kann es überhaupt nicht geben, wie die erste Abtheilung lehrte, wol aber muß jede sich stufenweise entwickelnde und bildende Lebenswirksamkeit von irgendeinem Zeitpunkte beginnen. Wir können über unser Verhältniß zur Welt zu einem befriedigenden Glauben, aber vom irdischen Standpunkte aus zu keiner bestimmten Kenntniß der Seelenwelt gelangen. Im allgemeinen ist unabweisbar anzunehmen, daß es eine über die Menschenscala weit hinausgehende Stufenreihe von Seelen (Geistern) gibt und die Zeit das Maß der Fortbildung ist. Problematisch ist, ob jede Seele im Wirkungskreise bis ins Unendliche fortwachse, oder ob es Seelenklassen von ursprünglich begrenzter Fähigkeit gebe.

Der vierte Abschnitt bespricht den Einfluß des Gottesdaseins auf die Unsterblichkeitsfrage und enthält also den eigentlichen theologischen Beweis, welchen die drei ersten Abschnitte vorbereitet haben.

Faßt man das Ganze zusammen, so sind es folgende Sätze, durch welche die vorliegende Schrift charakterisirt und von andern Schriften ähnlichen Inhalts unterschieden wird. Die Seelen sind unentstanden und unvergänglich. Ihre Lebenswirksamkeit beginnt aber von einem bestimmten Zeitpunkte an, und der Zeitverlauf bestimmt das Maß der Fortbildung. Menschen- und Thierseelen sind sich in der ursprünglichen Anlage gleich. Ueber der Menschensphäre gibt es unzählige Seelen von mannichfaltiger Bildung und Wirksamkeit; doch ist es problematisch, ob sie in Klassen von verschiedenem Wirkungsvermögen zerfallen. Die empfundene Wirkungssphäre jeder Seele ist das, was man Materie nennt. Präsumtiv sind stufenweise minder entwickelte Seelen in die Wirkungssphäre einer höhern Seele eingeschlossen. Diese höhere Seele erkennen wir in dem uns bekannten Weltumfange und nennen sie Gott. Ein unendlicher Gott ist nicht denkbar. Problematisch ist, ob die Welt unendlich sei und einen Anfang gehabt habe. Durch das Dasein Gottes als Weltseele, welche gleichartig mit uns denkt und fühlt, ein gleiches Ziel verfolgt, sich auf gleiche Weise entwickelt und ohne ununterbrochene Liebe nicht glücklich sein kann, ist unser Fortleben auf einem andern Weltschauplatze vollständig verbürgt. Die Weltgerechtigkeit vollzieht sich von selbst durch Verhältnißwechsel, sowol in Bezug auf Schicksal als auf moralische und intellectuelle Bildung.

Ist uns aber auch über die Unsterblichkeit ein beseligendes Licht aufgegangen, so führt uns die Ungewißheit über Ort und Beschaffenheit wieder in nächtliches Dunkel zurück. Doch wer mit Verstand sucht, wird auch hier Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten entdecken, welche darüber beruhigen, daß über dieses unbekannte Land genaue Auskunft nicht zu erlangen ist. Der Erörterung dieser Fragen ist die vierte und letzte Abtheilung des gedankenreichen Buchs gewidmet.

Der Verfasser geht auch hierbei von der Anführung allgemeiner Standpunkte aus, erinnert an die dichterische, die altägyptische, die altpersische, die ptolemäische, die kopernikanische, die dualistische, die psychische Weltvorstellung, und beantwortet in geistreicher Weise die Frage: „Warum ist das Jenseits verhüllt?“ Mit der Untersuchung, welche Auskunft die Bibel über den künftigen Zustand gibt, und einer Klassifikation der Meinungen schließt das erste Kapitel dieser Abtheilung oder das zweiundvierzigste des ganzen Werks.

Den Ort des künftigen Fortlebens hat man unter oder auf der Erdoberfläche, oder im Erdbereiche, oder in einem unbestimmbaren Raume, oder in einem außerweltlichen Gebiete, oder auf einem andern Weltkörper gesucht. Die verschiedenen Vorstellungen des unterirdischen Fortlebens werden im dreiundvierzigsten Kapitel be- und verurtheilt.

Allein auch auf der Erde wollten viele die Seele fortleben lassen, und weit verbreitet war die Lehre der Seelenwanderung, welche mannichfaltige Einkleidungen erhalten hat. Der Verfasser bespricht im vierundvierzigsten Kapitel die allgemeine, die thierische, die rückgängige, die menschliche, endlich die fortschreitende Metempsychose und gelangt zu dem Ergebniß: „daß das Fortleben der zu deutlichem Bewußtsein gelangten Menschenseele anderwärts als im zwecklosen Cirkeltreiben einer irdischen Metempsychose zu suchen sei“.

Man hat auch an das Fortleben auf einer veränderten und veredelten Erde gedacht. Die Perser erwarteten nach einer Periode der Geisterkämpfe einen dreitausend Jahre dauernden Zustand des Glücks als Lohn der Leiden,

und ähnlich wird in der Offenbarung des Johannes ein tausendjähriges Reich verkündet. Die Zerstörung des jetzigen Zustandes der Erde erwarten einige von dem Erkalten derselben, andere von ihrer Verschmelzung mit der Sonne, dann durch äußern Anstoß und Zerstückung, endlich durch Abflachung. Die Prüfung und Beurtheilung dieser verschiedenen Ansichten schließt das fünfundvierzigste Kapitel mit dem Satze: „Wenn die Menschenseele eines neuen Organismus bedarf, so wird der Ort ihres neuen Lebens vielmehr auf einem andern Weltkörper zu suchen sein, welcher sich gerade in dem für diesen Zweck geeigneten Entwickelungsstadium befindet."

Mit dem Fortleben der Seele vermittels eines leistungsfähigern, oder dauerhaftern, oder eines unter größerm Einfluß der Seele selbst gebildeten Körpers beschäftigt sich das sechsundvierzigste Kapitel, während die beiden folgenden die Vorstellungen von dem Fortleben im unorganischen Gebiete, den Traumbildern, der sogenannten Verklärung und der Wiedervereinigung der Seele mit Gott besprechen und irrige Vorstellungen darüber berichtigen.

Wie sich ältere und neuere Philosophen: Plato, Malebranche, Mendelssohn, Kant, Schleiden, Fechner das immaterielle Fortleben der Seele dachten, die Vorstellungen über das immaterielle isolirte Fortleben, dann in Verbindung mit der psychoidischen Potenz, das Fortleben im Seelenverkehr und im Verkehr mit höherstehenden Seelen entwickelt das neunundvierzigste Kapitel. Was in allen diesen Vorstellungen unbefriedigend ist und was erwartet werden darf, wird als Ergebniß der Prüfung hervorgehoben.

Ueber einen außerordentlichen Ort (funfzigstes Kapitel) liefert das Alte Testament wechselnde und widersprechende Ansichten; auch steht es nicht besser um die Locirung von Himmel und Hölle der Christen und den behaupteten Zwischenzustand. Alle diese Voraussetzungen sind so locker construirt, daß jeder Windhauch des Zweifels sie umbläst.

Dem Verfasser erscheint (einundfunfzigstes Kapitel) als der richtige und allein praktische Weg des Fortlebens der Seelen die astrale Seelenwanderung, der er mithin besondere Aufmerksamkeit zuwendet, den Begriff derselben entwickelt, die Geschichte dieser Lehre im Mittelalter und der neuen Zeit berührt, und die Aussprüche des Holländers Huyghens, der Franzosen Fontenelle und Laplace, unserer Landsleute Klopstock und Kant, sowie anderer Denker, und die dagegen vorgebrachten Einwürfe des Materialismus anführt.

Die Untersuchung über Grund und Zweck der Seelenwanderung, über die mögliche Fortbildung der Seele, die dazu erforderlichen Bedingungen, die Ansprüche darauf, die Verschiedenartigkeit der Wünsche für das künftige Dasein bilden die Gegenstände des zweiundfunfzigsten Kapitels.

Besonders anziehend und belehrend sind die letzten sechs, recht eingehend bearbeiteten Kapitel, worin wir an der Hand des gelehrten Verfassers eine Reise durch den unendlichen Himmelsraum unternehmen, um Vorstudien über unsern künftigen Aufenthaltsort zu machen. Mit Vorliebe verweilt unser Führer auf der Venus, diesem schönen Gestirn, dessen Bewohner wegen der dort herrschenden höhern Temperatur freilich anders als wir organisirt sein müssen.

Wie die Menschenseele dort zu einem neuen Körper gelangt? was von diesem bessern Leben zu erwarten sei? welche individuelle Lage uns bevorsteht? was von dem Wiederfinden zu hoffen sei? wie lange die zweite Lebensdauer sein dürfte und welche Weiterwanderung uns bevorsteht? das sind Gedanken und Ahnungen, die geweckt und gekräftigt werden, worauf der Gang durch das Planetensystem, die Kometen, den unermeßlichen Fixsternhimmel und die Lichtnebel fortgesetzt wird. Eine Schlußbetrachtung über die astrale Seelenwanderung beendet das gedankenreiche Werk.

Eine Novelle in Terzinen.

Das Versmaß, das Dante's „Divina commedia" für die höchsten Aufgaben epischer Dichtung geweiht, dessen Verschlingungen er zu einer Himmelsleiter aneinandergefügt, als Träger einer ganz modernen, im plauderhaften Conversationston erzählten Novelle zu sehen, mag auf den ersten Augenblick verstimmen; man mag darin eine misbräuchliche Anwendung künstlerischer Formen sehen. Wenn man es gleichwol mit einem dichterischen Thierbändiger zu thun hat, der, wie Freiligrath den Alexandriner, sein Wüstenroß aus Alexandria, zu ganz neuen Sprüngen und Sätzen dressirte, auch der widerstrebenden Terzine ihren hochfeierlichen Gang abgewöhnt und sie durch allerlei Coupirungen, Enjambements und kecke Reime in einen burschikosen Trab bringt, so gewinnt der Widerspruch zwischen Form und Inhalt einen gewissen pikanten Reiz. Ein solcher Versbändiger ist Paul Heyse, dem niemand die vielgewandte Beherrschung der verschiedenartigsten metrischen Formen streitig machen wird, und diese Novelle in Terzinen findet sich in seiner neuesten Veröffentlichung:

Novellen und Terzinen von Paul Heyse. Siebente Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 1867. 8. 2 Thlr.

Mitten aus drei andern Novellen in Prosa hebt sich dieser in Versen geriebene „Salamander" heraus, eine Mischung von Dante und Heine. Alle Heiligen des „Paradiso" würden aus den Wolken fallen, sähen sie dieselben Verse, die wie gewundene Heiligenscheine ihr Haupt umleuchten, mit Reimen ausstaffirt, die wie die folgenden aller Glorie bar sind:

> Ich habe meiner Tugenden und Fehler
> Mich nie geschämt, mit jenen nie geprunkt,
> Und meinen Sünden macht' ich nie den Hehler.
>
> Denn dies vor allem, dünkt mich, ist der Punkt,
> Wo Freigeborne sich von Pöbel scheiden,
> Der feig und heuchlerisch herumhalunkt.

Doch wir gönnen den Heiligen diesen Schreck, indem wir bekennen müssen, daß uns gewöhnlichen Sterblichen die attische Grazie dieser Terzinen sehr zugesagt hat, und daß wir, so wenig bedeutend das Liebesabenteuer sein mag, das Heyse in diesen Versen schildert, doch in der

Darstellung desselben einen künstlerischen Geist und zwar eine Mischung von Properz und Boccaccio mit Vergnügen anerkennen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß die Kränze der Tragödie nicht dem Paul Heyse'schen Talent blühen, daß ihm selbst für das Lustspiel die dramatische Fracturschrift fehlt, indem die Bühne durchaus greifbarere Elemente verlangt, als diese feinen psychologischen und pathologischen Entwickelungen, die der Dichter liebt. Ebenso bereitwillig aber erkennen wir die Grazie und Trefflichkeit dieses Autors an auf dem Gebiet der „Novellen" in Prosa und Versen. Soviel Absonderliches, Schönseliges, Gemachtes auch hier mit unterlaufen mag — es bleibt ein erfreulicher Rest, durchwärmt vom Hauche zarter, sinniger Poesie und gekleidet in eine Form von rühmenswerther Correctheit. Und wenn durch Vers und Prosa oft Anklänge hindurchtönen an den Goethe'schen Spruch: „Erlaubt ist, was gefällt": wer würde im Reich der Dichtung diesen freiern Hauch ethischer Licenz missen wollen in einer Zeit, in welcher die breite spießbürgerliche Prosa mit ihren Moralpredigten und Sittlichkeitstiraden in der Literatur eine so große Rolle spielt, ohne etwas anderes zu Wege zu bringen, als unschöne Heuchelei und breitspuriges Pharisäerthum! Bleiben doch unvergessen Goethe's Worte:

> Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
> Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt?
> Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
> Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?

Der Inhalt dieser Novelle in Terzinen ist eine Art von Liebesbeichte eines gewissen Eduard, dessen Name vielleicht auch anders lauten mag; es handelt sich um ein Abenteuer, begonnen aus der Langeweile des Wirthshauslebens:

> Im Gasthof, fremd, am Sonntag Nachmittag,
> Den halben Tag schon mich herumgetrieben,
> Kein kühler Winkel, wo man schlafen mag,
>
> Kein Buch, der Brief nach Hause längst geschrieben —
> Ein Zustand ist's, um aus der Haut zu fahren,
> Sich zu betrinken oder zu verlieben.
>
> Das erste schickt sich nicht in reifern Jahren,
> Einsamer Rausch erzeugt Melancholei,
> Und vorm Verlieben mög' uns Gott bewahren.
>
> Denn, wie man sagt, dazu gehören zwei,
> Und wenn ich auch zur Noth für einen stände,
> Die liebe muntre Jugend ist vorbei;
>
> Wer weiß, ob man mich liebenswürdig fände?
> Und unbelohntes Schmachten ist fatal,
> Man sei denn Lyriker! — Ich muß am Ende
>
> Gefrornes essen, heut' zum dritten mal!

Die Heldin dieses Abenteuers wird uns in außerordentlich anmuthigen Terzinen beschrieben:

> Nicht „silberweiß", die Haut ist perlenfarb,
> Von gelblich mattem Glanz, nur leicht durchzogen
> Mit blauen Adern. Auf den Wangen starb
>
> Der Jugend süßes Roth, wie aufgesogen
> Von Thränen, früh im Uebermaß geweint.
> Darüber wölben sich so dunkle Bogen,
>
> Daß um so leuchtender das Auge scheint,
> Das ätherblaue. Manchmal schläft der Blick,
> Wie zu geschliffenem Saphir versteint.
>
> Dann schüttelt sie die Locken ins Genick
> Und lacht, wie um sich selber aufzuwecken,
> Als kehrte sie aus Todesschlaf zurück
>
> Und sähe, daß sie lebt, mit süßem Schrecken.
> Ein lieblich, fremd, verwunderlich Gesicht,
> Kein Fehl daran, kein Makel zu entdecken,
>
> Doch — ob man's lieben kann? Ich weiß es nicht.

Doch bald ist der Held in ihren Banden; am Bache sieht er zwei Libellen sich jagen. Dies Naturbild wird ihm ein Symbol seiner eigenen Liebewerbung. Es ist von dem Dichter mit ebenso vieler Treue wie Anmuth ausgemalt:

> Hier ist es schön. Wie rein der Wiesenduft!
> Ich sitz' am Bach und sehe die Libellen
> Sich fliehn und jagen in der Sommerluft.
>
> Die kleine Schlanke dort mit ihren hellen
> Blaßgrünen Flügeln scheint ein wildes Ding;
> Vergebne Mühe wär's, ihr nachzustellen.
>
> Doch jener Braune mit dem dunkeln Ring
> Ist auf das Jüngferchen rein wie versessen,
> Als ob die Jagd auf Tod und Leben ging.
>
> Sie thut gewaltig vornehm, wiegt, indessen
> Er sie umschwirrt, sich wählig auf dem Schilfe
> Und scheint den guten Jüngling zu vergessen.
>
> Siehst du denn nicht, du dummer kleiner Sylphe,
> Wie wenig dir dein Flügelschlagen nutzt?
> Da fliegt sie fort und läßt dich ohne Hülfe.
>
> Je kürzer sie dich hält, je mehr sie trutzt,
> Je sichrer bist du ihr. Die List'ge, schau',
> Wie zierlich hat sie sich herausgeputzt!
>
> Doch dieses Grün ist nur ein schlechtes Grau,
> Vom Sonnenschein vergoldet; ihr Getänzel
> Ein bloßes Zappeln; prüf' es nur genau.
>
> Viel klüger, statt mit zärtlichem Geschwänzel
> Im Zickzack diesem Lärvchen nachzujagen,
> Trag über Berg und Thal dein leichtes Ränzel.
>
> Denk, wenn ihr zwei in eines Vogels Magen
> Schon heute Nacht euch friedlich wiederfändet
> (Ein Stelldichein, das kaum dir wird behagen),
>
> Dann suchtest du den Reiz, der dich verblendet,
> Umsonst am Klümpchen, schwarz und ungeschlacht,
> Und stauntest, wie du Müh' und Zeit verschwendet.
>
> Nimm doch Vernunft an! Sieh, die Sonne lacht;
> Mach' dich nicht selbst um tausend Freuden ärmer —
> Ja der! — da schwirrt er wieder hin mit Macht;
>
> Ihr seid doch unverbesserliche Schwärmer!

Aus diesen Proben wird man hinlänglich ersehen, wie die Terzinen unter Heyse's Hand einen heiter schäkernden Charakter annehmen, dabei aber mit solcher Klarheit und Sicherheit behandelt sind, daß man nirgends den dreifachen Reim als eine hemmende Schranke empfindet, sondern nur als einen im Spiel hingeworfenen Fangball, den die Muse des Dichters mit der Gewandtheit eines wohldressirten Pudels apportirt. Für Lust und Schmerz dieser Liebesgeschichte können wir freilich kein tieferes Interesse empfinden; sie ist die Improvisation einer Stimmung; ihr Entstehen und Vergehen ist ohne innere Nöthigung. Doch die launige Behandlungsweise entspricht vollkommen dem Charakter des Abenteuers, wenngleich mit dem Rechte des Dichters, auch dem minder Bedeutenden die tiefere Seite abzugewinnen, hin und wieder in die

Kette der Terzinen Reflexionen von größerer Tragweite verwebt sind. So fühlt der Dichter sich ohne sein stetes Gleichgefühl, einer halben unklaren Empfindung hingegeben, die mit einem an die Shakspeare'schen Sonette erinnernden Tiefsinn geschildert ist:

Fluchwerthes Glück, unsel'ge Seligkeit!
  Besser als dieses Zwielicht wär' Umnachtung,
  Herzhafte Sünde, tiefstes Herzeleid.

Und vor der bitterlichsten Selbstverachtung
  Schützt kaum, wenn mäßiger das Fieber brennt,
  Des Weltlaufs achselzuckende Betrachtung,

Der Trost, daß es dem Menschen nicht vergönnt,
  Durch alle Räthsel klar hindurchzuschreiten,
  Und daß im Zwischenreich, das niemand kennt,

Dämonen lauern, die uns Qual bereiten.

Ein großer Vorzug dieser Dichtung besteht in der Anschaulichkeit, mit welcher die kleinen Vorgänge des Verhältnisses und die dasselbe widerspiegelnden Naturbilder dargestellt sind. Allerliebst ist das Erlebniß geschildert, wie der Dichter im Boudoir des Liebchens die vierte Seite eines seiner Liebesbriefe mit einem Wäschzettel vollgeschrieben findet. Aus dergleichen „Nichtsen" ein poetisches „Etwas" zu machen, ist nur einer ebenso launigen wie formgewandten Darstellung möglich:

Nimm dir die Lehre: mündlich zu betreiben,
  Was du zu sagen hast in Liebessachen;
  Wo nicht, die vierte Seite vollzuschreiben.

In episch behäbiger Schilderung malt er die Begegnung mit einer Schlange in der Campagna aus, mit deren Blick er den Blick der Geliebten vergleicht:

Wenn ich das Tollkraut dir vom Munde pflücke,
  Das mir den Sinn verwirrt, und so umgraut
  Von Nacht und Glück mich treffen deine Blicke,

Frag' ich mich oft: Wo hab' ich doch geschaut
  Ein Auge, so wie dies, nicht zu ergründen?
  Ein Auge war's, das nie ein Gram bethaut,

Ein Blick, wie aus den tiefsten Todesschlünden,
  Der seelenlos die Seele magisch zwang,
  Kalt, und doch mächtig, Fieber zu entzünden,

Daß man hinein sich tauchte stundenlang,
  Als leucht' ein Weltgeheimniß draus entgegen,
  Unheimlich, unaussprechlich groß und bang;

Wie todte Flammen im Smaragd sich regen,
  Wie Meeresleuchten aus der Tiefe sprüht,
  Goldadern glühn auf unterird'schen Wegen.

Und heute, da ich einsam im Gemüth
  Zurückesann, stand mir's auf Einen Schlag
  Vor Augen wieder, was mich lang bemüht.

Ich hatt' am heißen Frühlingsnachmittag
  In Roms Campagna schweifend mich verirrt,
  Da ein Gewitter schwer in Lüften lag.

Kein Schattendach, nicht Heerde, Hund und Hirt,
  Kein Vogelruf, kein Laut, als der Cicade
  Eintönig Ritornell, das heiser schwirrt.

Und ich, erschöpft vom Wandern, wo sich grade
  Ein Sitz mir bot, streck' ich die Glieder hin,
  Erwartend, daß die Schwüle sich entlade.

Mir war so weltentrückt, so fremd zu Sinn,
  So fern von allem Heimlichen und Schönen,
  Vergehn und Nichtsein schien allein Gewinn.

Und plötzlich weckte mich ein heftig Dröhnen;
  In Flammen lodernd stand das Firmament,
  Und Sturm fuhr übers öde Feld mit Stöhnen.

Und wie ein neuer Blitz die Wolken trennt,
  Seh' ich, dicht vor mir, eine braune Schlange
  Auf dornumranktem Felsenpostament.

Geringelt lag sie da — wer sagt wie lange? —
  Die grauen Augen traurig und erstaunt
  Auf mich geheftet, die geschuppte Wange

Dicht auf den Stein gedrückt, nicht wohl gelaunt,
  Doch müde, schien's, und ohne Mordbegier,
  Vielleicht vom Donnerton in Schlaf geraunt.

Und ich blieb still. Der Athem stockte mir;
  Ich mußt' in dies gefeite Auge schauen,
  Und so wol eine Stunde ruhten wir.

Da erst begann die Wolkennacht zu thauen;
  Sacht stand ich auf. Sie aber, regungslos,
  Blieb wo sie war. Ich wandte mich voll Grauen.

Furchtbar vom Himmel rauschte das Getos
  Des Lenzorkans. Doch wie die Blitze flammten,
  Ich sah im Geist das Schlangenauge blos.

So, dacht' ich, glühn die Augen der Verdammten,
  Die niederfahren aller Hoffnung bar,
  Für immer fern dem Licht, dem sie entstammten;

So blickt, Erlösung hoffend immerdar,
  Die niedre Creatur mit stummem Flehn,
  Der eine Seele nicht erschaffen war. —

Und erst bei milder Herbsteslüfte Wehn,
  So oft auch früher ein Gelüst sich regte,
  Konnt' ich hinaus, die Stätte wiedersehn.

Ich fand den Ort, wo ich mich niederlegte;
  Und — wundersam! da ruhte noch das Thier,
  Das Auge offen, das sich nicht bewegte.

Mich faßt' ein Schauder. Hat die Feindin hier
  Gelauert sommerlang, mich doch zu fassen?
  Und wieder Aug' in Auge staunten wir.

Und feige schien mir's, ihr das Feld zu lassen.
  Ich schlug nach ihr; da fielen ihre Ringe
  In Staub. Nur aus dem Auge, das gelassen

Ins Leere stierte, war mir's, als entschwinge
  Sich ein gefangner Blitz. Da ließ ich sie,
  Daß sie nicht noch im Tode mich bezwinge,

Und ihren Scheideblick vergeff' ich nie.

Ohne Frage reihen sich diese Heyse'schen Terzinen nicht unwürdig zwei Mustergedichten auf diesem Gebiete an, welche ebenfalls eine vergängliche Liebesleidenschaft, ein Liebesabenteuer schildern, den „Römischen Elegien" von Goethe und dem Gedicht „Ein Roman" von Franz Dingelstedt. In den Goethe'schen Distichen prägt sich die antike Sinnlichkeit, in den Dingelstedt'schen Jamben die glühende Leidenschaft, in Heyse's Terzinen das modern blasirte Spiel einer halben und skeptischen Hingebung in mustergültiger Weise aus.

Die Prosanovellen, welche den „Salamander" umrahmen, enthalten viel Anmuthiges, aber auch viel Gewagtes. Freilich liegt der Reiz der Novelle gerade in dem Ueberraschenden der Katastrophe, welches uns an die maskirten Züge des Schachspiels erinnert. Die Voraussetzungen müssen vorhanden sein; aber die Kunst besteht darin, die Aufmerksamkeit abzulenken, sodaß der Zug, welcher auf einmal das nicht berechnete Zusammenwirken der vorhandenen Kräfte enthüllt, mit der ganzen Macht des Unerwarteten wirkt. Im Drama sind derartige Coups, so beliebt sie bei den effecthaschenden Bühnenfabrikanten sein mögen, nicht zulässig; hier muß das Resultat aus

einem ins vollste Licht gestellten Zusammenwirken hervorgehen.

Am wenigsten in dies Gebiet der unerwarteten Katastrophen fällt die erste Novelle dieser Sammlung: „Mutter und Kind"; sie enthält eine thatsächliche Widerlegung des Spruchs aus Hebbel's „Maria Magdalena": „Darüber kann kein Mann weg." Ein gesunder Naturbursche, ein Förster, verliebt sich in ein gefallenes Mädchen, die Mutter eines allerliebsten Kindes. Nicht er, sondern sie sträubt sich lange Zeit, bis sie aus Liebe zu ihrem Kinde zuletzt ihre Zustimmung ertheilt. Die Novelle „Auferstanden" dagegen ist ganz mit jenem novellistischen Reiz einer dem Anschein nach nicht vorbereiteten, aber doch gleichsam durch die gedeckten Reserven der Erfindung unterstützten Lösung ausgestattet. Die Versöhnung zweier Ehegatten tritt plötzlich da ein, wo sich der Bruch zwischen beiden maßlos zu erweitern schien; es schwebt etwas vom Schimmer Tieck'scher Ironie über dem Ganzen. Eine tragische Katastrophe dagegen hat die Novelle „Beatrice". Etwas kühn sind einzelne Wendungen in der Anlage, namentlich die Gemüthsruhe, mit der sich die Heldin dem ungeliebten Mann vermählt, um in der Hochzeitsnacht in die Arme des Geliebten zu fliehen. In allen diesen Novellen ist das Colorit von großer Zartheit, die Landschaftsmalerei ebenso stimmungsvoll wie anschaulich; die alte Burg in den lombardischen Ausläufern der Tiroler Alpen tritt in ebenso klaren Umrissen vor uns hin wie die Villa bei Bologna; der Stil ist graziös, maßvoll und fein.

Rudolf Gottschall.

Ein Colonisationsplan.

Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen. Von Franz Maurer. Mit 4 Karten. Berlin, C. Heymann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Monographie wenig gekannter Inseln ist zwar hauptsächlich für preußische Staatsmänner geschrieben, hat aber auch für andere Leser Interesse. Die Nothwendigkeit eines Besitzes außereuropäischer Länder, um für deutsche Auswanderer einen sichern Heimatsort und Sammelplatz gründen zu können, ist schon längst vielfach besprochen worden. Seit 1848 erscholl aber auch der mächtige Ruf nach überseeischen Marinestationen für die deutsche Flotte, um auf dem Großen Ocean ein Asyl für unsere Schiffe zu haben und nicht blos die Gastfreundschaft anderer Nationen in Anspruch nehmen zu müssen. Seitdem die deutsche Flotte schmachvoll zu Grunde ging und Preußen mit Gründung einer Marine begann, ward das Verlangen lebhafter, überseeische Länder zu erwerben, um deutsche Colonien und eigene Marinehäfen gründen zu können.

Der Verfasser dieses kleinen Buchs, ein preußischer Offizier, sucht mit eindringenden Worten den preußischen Staatslenkern zu beweisen, daß die Nikobaren sich zu diesem Zwecke am besten eignen. Gegen die Besitzergreifung dieser im Bengalischen Meerbusen liegenden 40 Quadratmeilen werde wahrscheinlich niemand Protest erheben. Er sagt:

Preußen oder Norddeutschland ist eine Macht ersten Rangs, ja im Bunde mit Süddeutschland die furchtbarste Macht Europas. Jetzt können wir unter den noch herrenlosen überseeischen Ländern auswählen, was uns beliebt, nicht, was man uns gestattet. Die Nikobaren würden der Horst und Angelpunkt unserer maritimen Streitkräfte in den asiatischen Gewässern sein, der Herd, von denen aus sich die deutschen colonialen Bestrebungen strahlenartig nach allen Seiten hin, nach Ostafrika, Hinterindien, Ostasien, den Sunda-Inseln und Australien ausbreiten könnten. Ohne diese Inselgruppe, mit ihrem herrlichen Nangkowry-Hafen hingen alle zukünftigen deutschen Erwerbungen östlich von der Sundastraße sozusagen in der Luft. Einen vortrefflichern Kriegshafen, wie den von Nangkowry, gibt es, soviel bisjetzt bekannt, in den asiatischen Gewässern nicht: er hat zwei vortreffliche Rheden, zwei enge und tiefe Einfahrten, zu denen noch eine dritte mittels Durchstechung der schmalen Landzunge gefügt werden kann, die jetzt noch die tiefe Ulálabucht vom Nangkowry-Hafen trennt. Keine Flotte der Welt könnte diese Eingänge, wenn befestigt, forciren, ja die bloße Blokade derselben möchte sich kaum durchführen lassen. In diesem Hafen können Schiffe ohne Zahl „nach der Karte" ankern und an seinen Ufern können alle Werthe aufgehäuft werden, die man den Elementen und feindlichen Geschossen unnahbar entrücken will.

Nachdem der Verfasser seine Tendenz dargelegt, gibt er eine Beschreibung der Nikobaren, welche aus acht größern und zwölf kleinern Eilanden bestehen, im südöstlichen Theil der bengalischen Bucht liegen und sich von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost in einem Raume von $39\frac{1}{4}$ geographischen Meilen zwischen 6° 46′ und 9° 15′ nördl. Br., 92° 35′ und 93° 38′ östl. L. von Greenwich erstrecken. Dann schildert er das Thier-, Pflanzen-, Mineralreich und die Eingeborenen der Nikobaren; letztere als gutmüthige, lenksame Menschen, gleichsam erwachsene Kinder, also sehr verschieden von andern Insulanern und den Wilden Afrikas.

Am belehrendsten für fernere Colonisationsversuche ist die Geschichte der dänischen und österreichischen Niederlassungen. Der Verfasser erzählt die ersten dänischen Colonisationsversuche von 1756—59; die Colonisationsversuche der Mährischen Brüder von 1768—87; Johann Gottfried Hänsel's Aufenthalt von 1779—87; den österreichischen Colonisationsversuch von 1778—85; Pastor Rosen's Colonisationsversuch von 1831—34; dann bespricht er die Galathea-Expedition von 1846; schildert das nikobarische Klima in Bezug auf eine deutsche Colonisation und gibt schließlich einen sehr ausführlichen Entwurf zur Gründung einer deutschen Colonie und Marinestation auf den Nikobaren.

Wenn man dieser verschiedenen total misglückten Versuche gedenkt, so kann man leicht zu dem Ausruf bewogen werden: wozu soll Preußen Leute und Geld einem mörderischen Klima opfern, um ein paar uncultivirte Felsen im fernen Ocean zu erlangen? Liest man jedoch die nähere Geschichte dieser gescheiterten Niederlassungen, so muß man erstaunen, mit welcher Unkenntniß, Unvernunft, ja mit welchem Leichtsinn diese Colonisationsversuche begonnen wurden! Da werden ein paar Leute in die entfernteste Weltgegend auf wilde Eilande geschickt, ihnen sehr

Kette der Terzinen Reflexionen von größerer Tragweite verwebt sind. So fühlt der Dichter sich ohne sein stetes Gleichgefühl, einer halben unklaren Empfindung hingegeben, die mit einem an die Shakspeare'schen Sonette erinnernden Tiefsinn geschildert ist:

Fluchwerthes Glück, unsel'ge Seligkeit!
Besser als dieses Zwielicht wär' Umnachtung,
Herzhafte Sünde, tiefstes Herzeleid.

Und vor der bitterlichsten Selbstverachtung
Schützt kaum, wenn mäßiger das Fieber brennt,
Des Weltlaufs achselzuckende Betrachtung,

Der Trost, daß es dem Menschen nicht vergönnt,
Durch alle Räthsel klar hindurchzuschreiten,
Und daß im Zwischenreich, das niemand kennt,

Dämonen lauern, die uns Qual bereiten.

Ein großer Vorzug dieser Dichtung besteht in der Anschaulichkeit, mit welcher die kleinen Vorgänge des Verhältnisses und die dasselbe widerspiegelnden Naturbilder dargestellt sind. Allerliebst ist das Erlebniß geschildert, wie der Dichter im Boudoir des Liebchens die vierte Seite eines seiner Liebesbriefe mit einem Wäschzettel vollgeschrieben findet. Aus dergleichen „Nichtsen“ ein poetisches „Etwas“ zu machen, ist nur einer ebenso launigen wie formgewandten Darstellung möglich:

Nimm dir die Lehre: mündlich zu betreiben,
Was du zu sagen hast in Liebessachen;
Wo nicht, die vierte Seite vollzuschreiben.

In episch behäbiger Schilderung malt er die Begegnung mit einer Schlange in der Campagna aus, mit deren Blick er den Blick der Geliebten vergleicht:

Wenn ich das Tollkraut dir vom Munde pflücke,
Das mir den Sinn verwirrt, und so umgraut
Von Nacht und Glück mich treffen deine Blicke,

Frag' ich mich oft: Wo hab' ich doch geschaut
Ein Auge, so wie dies, nicht zu ergründen?
Ein Auge war's, das nie ein Gram bethaut,

Ein Blick, wie aus den tiefsten Todesschlünden,
Der seelenlos die Seele magisch zwang,
Kalt, und doch mächtig, Fieber zu entzünden,

Daß man hinein sich tauchte stundenlang,
Als leucht' ein Weltgeheimniß draus entgegen,
Unheimlich, unaussprechlich groß und bang;

Wie todte Flammen im Smaragd sich regen,
Wie Meeresleuchten aus der Tiefe sprüht,
Goldadern glühn auf unterird'schen Wegen.

Und heute, da ich einsam im Gemüth
Zurückesann, stand mir's auf Einen Schlag
Vor Augen wieder, was mich lang bemüht.

Ich hatt' am heißen Frühlingsnachmittag
In Roms Campagna schweifend mich verirrt,
Da ein Gewitter schwer in Lüften lag.

Kein Schattendach, nicht Heerde, Hund und Hirt,
Kein Vogelruf, kein Laut, als der Cicade
Eintönig Ritornell, das heiser schwirrt.

Und ich, erschöpft vom Wandern, wo sich grade
Ein Sitz mir bot, streck' ich die Glieder hin,
Erwartend, daß die Schwüle sich entlade.

Mir war so weltentrückt, so fremd zu Sinn,
So fern von allem Heimlichen und Schönen,
Vergehn und Nichtsein schien allein Gewinn.

Und plötzlich weckte mich ein heftig Dröhnen;
In Flammen lodernd stand das Firmament,
Und Sturm fuhr übers öde Feld mit Stöhnen.

Und wie ein neuer Blitz die Wolken trennt,
Seh' ich, dicht vor mir, eine braune Schlange
Auf dornumranktem Felsenpostament.

Geringelt lag sie da — wer sagt wie lange? —
Die grauen Augen traurig und erstaunt
Auf mich geheftet, die geschuppte Wange

Dicht auf den Stein gedrückt, nicht wohl gelaunt,
Doch müde, schien's, und ohne Mordbegier,
Vielleicht vom Donnerton in Schlaf geraunt.

Und ich blieb still. Der Athem stockte mir;
Ich mußt' in dies gefeite Auge schauen,
Und so wol eine Stunde ruhten wir.

Da erst begann die Wolkennacht zu thauen;
Sacht stand ich auf. Sie aber, regungslos,
Blieb wo sie war. Ich wandte mich voll Grauen.

Furchtbar vom Himmel rauschte das Getos
Des Lenzorkans. Doch wie die Blitze flammten,
Ich sah im Geist das Schlangenauge blos.

So, dacht' ich, glühn die Augen der Verdammten,
Die niederfahren aller Hoffnung bar,
Für immer fern dem Licht, dem sie entflammten;

So blickt, Erlösung hoffend immerdar,
Die niedre Creatur mit stummem Flehn,
Der eine Seele nicht erschaffen war. —

Und erst bei milder Herbsteslüfte Wehn,
So oft auch früher ein Gelüst sich regte,
Konnt' ich hinaus, die Stätte wiedersehn.

Ich fand den Ort, wo ich mich niederlegte,
Und — wundersam! da ruhte noch das Thier,
Das Auge offen, das sich nicht bewegte.

Mich faßt' ein Schauder. Hat die Feindin hier
Gelauert sommerlang, mich doch zu fassen?
Und wieder Aug' in Auge staunten wir.

Und feige schien mir's, ihr das Feld zu lassen.
Ich schlug nach ihr; da fielen ihre Ringe
In Staub. Nur aus dem Auge, das gelassen

Ins Leere stierte, war mir's, als entschwinge
Sich ein gefangner Blitz. Da ließ ich sie,
Daß sie nicht noch im Tode mich bezwinge,

Und ihren Scheideblick vergeff' ich nie.

Ohne Frage reihen sich diese Heyse'schen Terzinen nicht unwürdig zwei Mustergedichten auf diesem Gebiete an, welche ebenfalls eine vergängliche Liebesleidenschaft, ein Liebesabenteuer schildern, den „Römischen Elegien“ von Goethe und dem Gedicht „Ein Roman“ von Franz Dingelstedt. In den Goethe'schen Distichen prägt sich die antike Sinnlichkeit, in den Dingelstedt'schen Jamben die glühende Leidenschaft, in Heyse's Terzinen das modern blasirte Spiel einer halben und skeptischen Hingebung in mustergültiger Weise aus.

Die Prosanovellen, welche den „Salamander“ umrahmen, enthalten viel Anmuthiges, aber auch viel Gewagtes. Freilich liegt der Reiz der Novelle gerade in dem Ueberraschenden der Katastrophe, welches uns an die maskirten Züge des Schachspiels erinnert. Die Voraussetzungen müssen vorhanden sein; aber die Kunst besteht darin, die Aufmerksamkeit abzulenken, sodaß der Zug, welcher auf einmal das nicht berechnete Zusammenwirken der vorhandenen Kräfte enthüllt, mit der ganzen Macht des Unerwarteten wirkt. Im Drama sind derartige Coups, so beliebt sie bei den effecthaschenden Bühnenfabrikanten sein mögen, nicht zulässig; hier muß das Resultat aus

einem ins vollste Licht gestellten Zusammenwirken hervorgehen.

Am wenigsten in dies Gebiet der unerwarteten Katastrophen fällt die erste Novelle dieser Sammlung: „Mutter und Kind“; sie enthält eine thatsächliche Widerlegung des Spruchs aus Hebbel's „Maria Magdalena“: „Darüber kann kein Mann weg.“ Ein gesunder Naturbursche, ein Förster, verliebt sich in ein gefallenes Mädchen, die Mutter eines allerliebsten Kindes. Nicht er, sondern sie sträubt sich lange Zeit, bis sie aus Liebe zu ihrem Kinde zuletzt ihre Zustimmung ertheilt. Die Novelle „Auferstanden“ dagegen ist ganz mit jenem novellistischen Reiz einer dem Anschein nach nicht vorbereiteten, aber doch gleichsam durch die gedeckten Reserven der Erfindung unterstützten Lösung ausgestattet. Die Versöhnung zweier Ehegatten tritt plötzlich da ein, wo sich der Bruch zwischen beiden maßlos zu erweitern schien; es schwebt etwas vom Schimmer Tieck'scher Ironie über dem Ganzen. Eine tragische Katastrophe dagegen hat die Novelle „Beatrice“. Etwas kühn sind einzelne Wendungen in der Anlage, namentlich die Gemüthsruhe, mit der sich die Heldin dem ungeliebten Mann vermählt, um in der Hochzeitsnacht in die Arme des Geliebten zu fliehen. In allen diesen Novellen ist das Colorit von großer Zartheit, die Landschaftsmalerei ebenso stimmungsvoll wie anschaulich; die alte Burg in den lombardischen Ausläufern der Tiroler Alpen tritt in ebenso klaren Umrissen vor uns hin wie die Villa bei Bologna; der Stil ist graziös, maßvoll und fein.

Rudolf Gottschall.

Ein Colonisationsplan.

Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen. Von Franz Maurer. Mit 4 Karten. Berlin, C. Heymann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Monographie wenig gekannter Inseln ist zwar hauptsächlich für preußische Staatsmänner geschrieben, hat aber auch für andere Leser Interesse. Die Nothwendigkeit eines Besitzes außereuropäischer Länder, um für deutsche Auswanderer einen sichern Heimatsort und Sammelplatz gründen zu können, ist schon längst vielfach besprochen worden. Seit 1848 erscholl aber auch der mächtige Ruf nach überseeischen Marinestationen für die deutsche Flotte, um auf dem Großen Ocean ein Asyl für unsere Schiffe zu haben und nicht blos die Gastfreundschaft anderer Nationen in Anspruch nehmen zu müssen. Seitdem die deutsche Flotte schmachvoll zu Grunde ging und Preußen mit Gründung einer Marine begann, ward das Verlangen lebhafter, überseeische Länder zu erwerben, um deutsche Colonien und eigene Marinehäfen gründen zu können.

Der Verfasser dieses kleinen Buchs, ein preußischer Offizier, sucht mit eindringenden Worten den preußischen Staatslenkern zu beweisen, daß die Nikobaren sich zu diesem Zwecke am besten eignen. Gegen die Besitzergreifung dieser im Bengalischen Meerbusen liegenden 40 Quadratmeilen werde wahrscheinlich niemand Protest erheben. Er sagt:

Preußen oder Norddeutschland ist eine Macht ersten Rangs, ja im Bunde mit Süddeutschland die furchtbarste Macht Europas. Jetzt können wir unter den noch herrenlosen überseeischen Ländern auswählen, was uns beliebt, nicht, was man uns gestattet. Die Nikobaren würden der Horst und Angelpunkt unserer maritimen Streitkräfte in den asiatischen Gewässern sein, der Herd, von denen aus sich die deutschen colonialen Bestrebungen strahlenartig nach allen Seiten hin, nach Ostafrika, Hinterindien, Ostasien, den Sunda-Inseln und Australien ausb[illegible]iten könnten. Ohne diese Inselgruppe, mit ihrem herrlichen N[illegible]gkowry-Hafen hingen alle zukünftigen deutschen Erwerbung[illegible] östlich von der Sundastraße sozusagen in der Luft. Einen v[illegible]trefflichern Kriegshafen, wie den von Nangkowry, gibt es, so[illegible]el bisjetzt bekannt, in den asiatischen Gewässern nicht: er h[illegible] zwei vortreffliche Rheden, zwei enge und tiefe Einfahrten, z[illegible] denen noch eine dritte mittels Durchstechung der schmalen L[illegible]dzunge gefügt werden kann, die jetzt noch die tiefe Ulálab[illegible]t vom Nangkowry-Hafen trennt. Keine Flotte der Welt könnte diese Eingänge, wenn befestigt, forciren, ja die bloße Blokade derselben möchte sich kaum durchführen lassen. In diesem Hafen können Schiffe ohne Zahl „nach der Karte“ ankern und an seinen Ufern können alle Werthe aufgehäuft werden, die man den Elementen und feindlichen Geschossen unnahbar entrücken will.

Nachdem der Verfasser seine Tendenz dargelegt, gibt er eine Beschreibung der Nikobaren, welche aus acht größern und zwölf kleinern Eilanden bestehen, im südöstlichen Theil der bengalischen Bucht liegen und sich von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost in einem Raume von 39¼ geographischen Meilen zwischen 6° 46′ und 9° 15′ nördl. Br., 92° 35′ und 93° 38′ östl. L. von Greenwich erstrecken. Dann schildert er das Thier-, Pflanzen-, Mineralreich und die Eingeborenen der Nikobaren; letztere als gutmüthige, lenksame Menschen, gleichsam erwachsene Kinder, also sehr verschieden von andern Insulanern und den Wilden Afrikas.

Am belehrendsten für fernere Colonisationsversuche ist die Geschichte der dänischen und österreichischen Niederlassungen. Der Verfasser erzählt die ersten dänischen Colonisationsversuche von 1756—59; die Colonisationsversuche der Mährischen Brüder von 1768—87; Johann Gottfried Hänsel's Aufenthalt von 1779—87; den österreichischen Colonisationsversuch von 1778—85; Pastor Rosen's Colonisationsversuch von 1831—34; dann bespricht er die Galathea-Expedition von 1846; schildert das nikobarische Klima in Bezug auf eine deutsche Colonisation und gibt schließlich einen sehr ausführlichen Entwurf zur Gründung einer deutschen Colonie und Marinestation auf den Nikobaren.

Wenn man dieser verschiedenen total misglückten Versuche gedenkt, so kann man leicht zu dem Ausruf bewogen werden: wozu soll Preußen Leute und Geld einem mörderischen Klima opfern, um ein paar uncultivirte Felsen im fernen Ocean zu erlangen? Liest man jedoch die nähere Geschichte dieser gescheiterten Niederlassungen, so muß man erstaunen, mit welcher Unkenntniß, Unvernunft, ja mit welchem Leichtsinn diese Colonisationsversuche begonnen wurden! Da werden ein paar Leute in die entfernteste Weltgegend auf wilde Eilande geschickt, ihnen sehr

wenig Geld und kein Schiff zur Verfügung gestellt, ja nicht einmal der allernöthigste Proviant gebracht! Und als nun die Mannschaft durch Fieber, Hunger und Kummer auf die kleinste Zahl reducirt ist, da läßt das kluge Dänemark die paar übriggebliebenen kranken Leute heimholen, gibt das Besitzrecht der Inseln auf, und macht nach einigen Jahren den Versuch aufs neue, jedoch mit ebenso ärmlichen Mitteln wie vorher. Auch der österreichische Versuch war nicht viel besser.

Und wie lebten die Colonisten dort? Ganz wie unvorsichtige Kinder. Selbst die intelligentesten, die höhern Beamten führten eine Lebensweise, welche im eigenen Vaterlande die Gesundheit nicht zu erhalten vermocht hätte. Fieberkranke trocknen ihre nassen Kleider am Leibe! Man übernachtet im Freien und gräbt sich ein Bett in die sandige Erde, eine Schicht Sand dient als Bettdecke. Von einer dem Klima angemessenen Diätetik scheinen diese Männer auch nicht den entferntesten Begriff gehabt zu haben. Leider gab es sogar Trunkenbolde unter den hingesandten Pionnieren der dänischen Civilisation! Es war also nichts anderes zu erwarten als ein klägliches Ende.

Will Preußen den Versuch wagen, so muß es nicht eine halbe Million — wie der Verfasser verlangt —, sondern einige Millionen diesem Zwecke opfern und lauter kluge, kenntnißreiche Leute hinsenden; sonst wird er ebenso scheitern wie die vorigen. Die Nikobaren kann man nicht als fruchtreiche, sondern nur als fruchtbare Inseln bezeichnen, denn die Mehrzahl der Nahrungsproducte muß erst nach Ausrodung großer Waldstrecken gesäet und gepflanzt werden. Die Colonisation muß mit Einführung von Thieren und Nutzpflanzen beginnen; zwar ein schwieriges Werk, das aber doch mit Geduld und Sachkenntniß und mit Hülfe der gutmüthigen Eingeborenen durchgeführt werden kann.

Das Schriftchen ist in guter, patriotischer Absicht und mit Wärme und Sachkenntniß geschrieben, verdient daher vielseitig gelesen und beachtet zu werden.

Feuilleton.

Luise Mühlbach und ihr Verleger.

Otto Janke in Berlin gibt in einem aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Verlagsbuchhändler gedruckten und wol nur für Freunde bestimmten Umriß seines Lebens: „Mein Wirken als deutscher Verleger. 1843—68", manche interessante Mittheilungen über die neuere Romanliteratur. Jedenfalls ist Janke der productivste Romanverleger der Neuzeit, wie sein Verlagskatalog beweist, und wenn er die Häupter seiner Lieben zählt, so fehlen wenig Häupter der neuen Romandichtung, nur die bemoosten Jungdeutschen und Neoclassiker Gutzkow und Laube, Freytag und Auerbach. Dagegen finden sich alle andern besten Namen in seinem Verlag und einige, wie Friedrich Spielhagen, hat er das Verdienst, in die Literatur eingeführt zu haben. Auch Wilibald Alexis' gesammelte Werke und Romane erscheinen bei ihm, die „Romanzeitung" sammelt immer neue streitbare Kräfte unter sein hochflatterndes Banner, er ist der Herbergsvater der modernen Leihbibliotheksliteratur, und seinen fünf Dampfschnellpressen, unterstützt von der Dampfkraft productiver Phantasien und Federn, verdankt das deutsche Lesepublikum in Stadt und Land unzählbare Genüsse an langen Winterabenden und schwülen Sommernachmittagen. Unter den Heerscharen, die gerüstet um den fünfundzwanzigjährigen Jubilar des Romanverlags stehen, nehmen die zahlreichen Geisteskinder von George Hesekiel und von Luise Mühlbach die längste Liste ein.

Da der Verleger seine Autoren in seinem Lebensumriß kritisirt, und zwar vom buchhändlerischen Standpunkte aus, so erhält die letztere jedenfalls die glänzendste Nummer. Einige Notizen über die allmählichen Erfolge dieser Schriftstellerin sind indeß von allgemeinem Interesse; sie zeigen einerseits, daß auch im Buchhandel Rom nicht an Einem Tage erbaut ist, andererseits, daß man aus Versehen, wenn auch nicht zu einem berühmten Namen, doch zu einem berühmten Vornamen kommen kann. Es heißt in diesem Rechenschaftsbericht des Verlegers:

„Mein Romanverlag hatte schon durch die Luise Mühlbach'schen Romane einen großen Aufschwung genommen. Mit dem Roman «Friedrich der Große und sein Hof» hatte die Verfasserin einen glänzenden Erfolg. Anfangs wollte dies Werk nicht gehen und wäre vielleicht in Vergessenheit gerathen, wenn ich nicht alles aufgeboten hätte, um es in weitesten Kreisen bekannt zu machen. Solche Kreise hatten sich erst nach 1848 gefunden, es wurde gleich darauf im ganzen großen deutschen Volke täglich mehr Terrain für deutsche Literatur gewonnen; Zeitschriften aller Art fingen an aufzublühen. Von der ersten Abtheilung «Friedrich der Große» von Luise Mühlbach waren nur sechshundert Exemplare in üblichem Romanformat gedruckt worden, und doch hatte ich nach zwei Jahren noch einen großen Theil übrigbehalten. Trotzdem machte ich eine billige, sogenannte Volksausgabe. Statt 4½ Thlr. gab ich sie für 22½ Sgr. her, sandte sie mit Erlaubniß der Autorin an alle deutsche Zeitungen zur unentgeltlichen Benutzung für die Feuilletons, da die Kapitel mehr oder weniger für sich allein stehende Zeitbilder enthalten, und scheute keine Kosten für Bekanntmachungen in fast allen Zeitungen. Es gelang mir infolge dieser Anstrengungen, das Interesse für den Mühlbach'schen Romancyklus im Publikum wach zu rufen. In kurzer Zeit wurde Luise Mühlbach die gelesenste, gefeiertste Schriftstellerin ihrer Zeit. Der Vorname Luise war aus Versehen auf den Titel gekommen, die Autorin hatte sich bis dahin unter dem Schriftstellernamen C. (Clara) Mühlbach genannt. Der Vorname Luise führte sich aber so schnell ein, daß jeder Versuch ihn zu redressiren unmöglich war. So ist der Name Luise Mühlbach noch bis zum heutigen Tag in Geltung geblieben. Ein noch größeres Interesse als «Friedrich» erregte im Publikum der Romancyklus «Kaiser Joseph und sein Hof», wol der am meisten verbreitete und bekannt gewordene Roman der letzten fünfundzwanzig Jahre. Dieser Roman wurde in Oesterreich für die Leihbibliotheken verboten und durfte an kein Schaufenster gestellt werden. Nichts konnte dem Absatz des Buchs günstiger sein. Es erlebte mehrere große Auflagen. Auf eine theuere Ausgabe, splendid und mit großer Schrift gedruckt, folgten noch vier wohlfeilere mit kleinerer Schrift, und es konnte eine Zeit lang die stürmische Nachfrage kaum befriedigt werden. Nach «Kaiser Joseph» kam im Jahre 1857 der Romancyklus «Napoleon in Deutschland», welcher 1858 beendet wurde. Im Frühjahr 1859 schickte ich ein Circular über einen neuen Roman in den Buchhandel, betitelt: «Erzherzog Johann und seine Zeit.» Eine grazer Buchhandlung veröffentlichte den Inhalt desselben, und so traf es sich, daß sowol der damals noch lebende Erzherzog als der alte Staatskanzler von Metternich von dem beabsichtigten, im allgemeinen sehr harmlosen Inhalt Kenntniß bekamen and durch die österreichische Gesandtschaft in Berlin auf die Unterdrückung des betreffenden Romans hinwirkten. Ich wurde in wohlwollendster Weise durch den damaligen berliner Herrn Polizeipräsidenten von Zedlitz von dem Wunsche des kaiserlichen Prinzen in Kenntniß gesetzt und sistirte im Einverständniß mit der nichts Böses bezweckenden Autorin sofort die Herausgabe, welche jedoch nach einem halben Jahre, als inzwischen beide hohe Personen gestorben

waren, vor sich gehen konnte. Inzwischen war der österreichisch-italienisch-französische Krieg gewesen und infolge dessen eine freiere Behandlung der Presse in Oesterreich eingetreten. Von da ab ließ allerdings der stürmische Andrang nach den Luise Mühlbach'schen Schriften nach, doch haben sich dieselben ihr Publikum noch bis zum heutigen Tag erhalten. Mögen die seltenen Erfolge von Luise Mühlbach die verschiedensten Beurtheilungen für und wider finden und gefunden haben, in Einem Punkte müssen selbst Neid und Misgunst schweigen! Luise Mühlbach hat das große Verdienst, den Geschmack für bessere deutsche Romanliteratur im großen Publikum geweckt zu haben. Jene Schriften, frei vom Censurdruck, fanden ein empfängliches, aufgeklärtes Publikum und gaben der schlechten Romanliteratur, dem elenden sogenannten Leihbibliothekenfutter, den Todesstoß."

Das letzte Lob zeugt jedenfalls von der Dankbarkeit des Verlegers, obgleich die Kritik, die nicht so empfänglich und aufgeklärt ist wie das Publikum, unbeschadet der anerkennenswerthen, phantasievollen Begabung der Autorin dasselbe nicht ganz zu unterschreiben vermag.

Die Mitarbeiter des „Literarischen Wochenblattes".

Als einen kleinen Nachtrag zu der in Nr. 1 und 2 d. Bl. gegebenen Geschichte der „Blätter für literarische Unterhaltung" führen wir noch einige der Mitarbeiter der von Kotzebue begründeten Zeitschrift an und zwar mit den Censuren, welche die bisherigen Verleger derselben, Gebrüder Hoffmann in Weimar, ihnen in einem Briefe an den neuen Verleger, F. A. Brockhaus in Leipzig, ausstellten. Auch H. Clauren (Hofrath Heun in Berlin) gehörte zu denselben. Von diesem lautet die Censur des Verlegers: „Angenehm, witzig, humoristisch, possirlich, leicht u. s. w., für viele Fächer, z. B. Militaria, schöne Literatur, Kalenderwesen, Staatswissenschaft, Oekonomie, selbst Arzneiwissenschaft. Er läßt sich zwar seine Arbeit mit 6 Louisdor bezahlen, liefert aber nicht viel. Was er jedoch liefert, ist echt im Sinne des Blattes geschrieben. Er hat sich vorbehalten, alle literarischen Gegenstände über Preußen in politischer und staatswissenschaftlicher Hinsicht im «Wochenblatt» anzuzeigen." Von Ritter Karl von Lang in Ansbach, dem Hammelburger, heißt es: „Er hat mancherlei, besonders in der geschichtlichen und politischen Literatur im ersten Band geliefert, hat natürlich Witz, aber eine Kürze, die zu kurz ist. Er paßt gar nicht als Mitarbeiter, weil er mehr forschender Gelehrter ist. Wir glaubten an ihm eine Hauptstütze des «Wochenblattes» zu haben, er hat jedoch unsern Hoffnungen und Wünschen ganz und gar nicht entsprochen." „Stephan Schütze in Weimar will nicht bekannt und auch nicht genannt sein. Schade! die schöne Literatur zeigt er lieblich an. Der Verleger von Schopenhauer: «Die Welt als Wille und Vorstellung», ist ihm vielen Dank schuldig für die herrliche Anzeige dieses Werks im «Literarischen Wochenblatt»." Von Hofrath Müllner heißt es: „Schade um seinen Verlust bei dem «Wochenblatte», er hat im ersten Bande herrliche Aufsätze geliefert und ist unstreitig einer der besten Parenthesenmacher". Börne in Frankfurt, dessen Bethätigung an der Zeitschrift wir bereits eingehender besprachen, wird mit folgenden Worten treffend charakterisirt: „Der deutsche Swift! Ein Genie! Witziger als Kotzebue, nur nicht so fein. Er ist beim «Wochenblatte» fast nicht zu entbehren. Die Hälfte seiner Einsendungen muß immer schon von der Censur gestrichen werden. Er ist der beste Bearbeiter für den Magnetismus, schreibt über alles, macht herrliche Parenthesen und Bemerkungen. Dieser sollte das Wochenblatt ganz allein schreiben."

Bibliographie.

Berger, Marie, Einsam und arm. Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. 2ter Bd.: Kudrun. Herausgegeben von K. Bartsch. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Conscience, H., Valentin. Eine Geschichte unserer Tage. Aus dem Flämischen von Büchele. 2 Bde. Stuttgart, Franckh. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Fischer, Minna (geb. Löber.) — Aus dem Herzen. Lieder einer Verstorbenen. Aus dem Nachlasse von Minna Fischer (geb. Löber). Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 18 Ngr.

François, Luise v., Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Germanien's Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern &c. Herausgegeben von J. M. Firmenich-Richartz. Nachträge. — A. u. d. T.: Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit. Berlin, Schlesinger. 1867. Hoch 4. 15 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 7ter Bd.: Geschichte der Aesthetik in Deutschland. Von H. Lotze. München, Liter.-artist. Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Grimm, J., Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bde. 3te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, W., Die deutsche Heldensage. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grimme, F. W., Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westphälischen Volksleben. Soest, Nasse. 1867. 8. 25 Ngr.

Gruppe, O. F., Vaterländische Gedichte. Neue Folge. Der Krieg von 1866. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. 1867. 8. 7½ Ngr.

Hausig, Das dunkle Jahr von Dundee. Eine Erzählung aus der schottischen Reformation. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Hecker, F., Gepfefferte Briefe. 2te Aufl. Mannheim, Schneider. 8. 10 Ngr.

Henne, A., Die Rache in Gonten. Volksgemälde aus den Appenzeller Bergen. Nach einer wahren Begebenheit vom Jahre 1849. St. Gallen, Altwegg-Weber. 1867. 8. 11 Ngr.

Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 1ster Bd. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann, K., Zur Anthropologie und Psychologie. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 1867. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Lex.-8. 12 Ngr.

Humaniora. Jahrbuch für Freidenker. Herausgegeben von S. Liebmann. 1ster Jahrgang. 1868. Mannheim, Löffler. 1867. Gr. 8. 18 Ngr.

Jahn, H., Blicke in die Nacht. Waldenburg, Meltzer. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Gedichte. Waldenburg, Meltzer. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Die Noth. Waldenburg, Meltzer. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Jerwitz, W., Lieb und Leid. Dichtungen. Dresden, Burdach. 12. 20 Ngr.

Moderne Imperatoren. Diskretes und Indiskretes. Aus dem Tagebuche eines politischen Agenten. 2tes Heft. Franz Josef I. Cöln, Ahn. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Irrgang's Heimfahrt. Eine Geschichte in 24 Abenteuern. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 16 Ngr.

Kalisch, M. M., Leben und Kunst. Gedichte in 5 Abtheilungen. Leipzig, Fritsch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden. Nebst Auszügen aus andern Kant'schen Schriften, betreffend den nämlichen Gegenstand. Neue Ausgabe mit einem Vorwort von G. Vogt. Bern, Viala. 1867. Gr. 8. 7 Ngr.

Klüpfel, K., Siebenter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. T.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1865—1867. Leipzig, G. Mayer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Kohn, S., Samaritanische Studien. Beiträge zur samaritanischen Pentateuch-Uebersetzung und Lexicographie. Breslau, Schletter. Gr. 8. 24 Ngr.

König, T., Waller und Sohn. Roman. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Langenbeck, H., König Adolph, Graf v. Nassau. Ein dramatisches Gedicht. Marburg, Elwert. 16. 16 Ngr.

Lazarus, M., Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Nach einem Vortrag gehalten in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Leo, W., Gedichte. Halle, Barthel. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. III. Berlin, Grote. Gr. 16. 1 Thlr.

Maximilian I. (Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Oesterreich), Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Menzel, W., Unsere Grenzen. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr.

Merkel, G., Erinnerungen an Langensalza. Geschrieben im Juli 1867. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1867. 8. 5 Ngr.

Molitor, W., Weihnachtstraum. Ein Festspiel. Mainz, Kirchheim. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moser, J. J. — Das Leben J. J. Moser's. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmid. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller's, M., Sanskrit-Grammatik in Devanâgarî und lateinischen Buchstaben. Aus dem Englischen übersetzt von F. Kielhorn und G. Oppert. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 5 Thlr.

Müller, O., Erzählungen. Die Feuerdore, Erzählung aus dem pfälzer Volksleben. Der Helm von Cannä. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Muschi, B., Glockentöne. Gedichte. Würzburg, Julien. 1867. 16. 18 Ngr.

Nationalität und Freiheit. Eine Widerlegung des Buchs „Deutschland nach dem Kriege von 1866. Von W. E. v. Ketteler, Bischof von Mainz." Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Riendorf, M. A., Gedichte. 3te vermehrte Aufl. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1867. 16. 22½ Ngr.

Putlitz, G. zu, Die Halben. Novelle. Berlin, Wagner. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. 2ter Bd. Von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des grossen Schismas. Berlin, v. Decker 1867. Lex.-8. 6 Thlr.

wie oft uns die unscheinbare Hülle einen wahrhaft gediegenen Kern übersehen läßt. Mitten im Strom der Zeit, dessen Treiben sich niemand entziehen kann, fehlt uns die freie Umschau, die Uebersicht auf die Bewegung, welche er in seinem Laufe gemacht, auf die Spuren und Denkzeichen, welche er unmittelbar hinter sich zurückgelassen hat. So geht uns der natürliche Standpunkt zur Beurtheilung der Mitlebenden in Bezug auf ihren geschichtlichen Werth oft ab: wir stehen ihnen zu nahe, und halten sie, getäuscht, für Riesen; wir stehen ihnen zu fern, und wir glauben Zwerge vor uns zu haben.

Der Autor hat sich also nicht verhehlt, daß ein klares zuverlässiges Bild der eigenen Zeit zu geben, schwer ist; aber gleichwol hält er es nicht für unmöglich, darum nicht, weil wir, durch das Verständniß früherer Epochen belehrt, an allgemeinen Grundsätzen einen Halt besitzen. Nach ihnen die Gegenwart messen und diese mit frühern Zeitläufen vergleichen, dies gilt ihm als das Geheimniß, durch dessen Kenntniß wir hier und da ein Siegel von dem Buche, welches den Geist unsers Jahrhunderts verschließt, zu lösen vermögen. Er fährt fort:

Vom allgemeinen aus eine einzelne Erscheinung zu beurtheilen, ist ganz etwas anderes, als diese wie eine zufällige Einzelheit zu betrachten. Und gehört nun eine solche einzelne Erscheinung einer fast abgeschlossenen Periode an, ragt sie nur noch in unsere Zeit gleichsam herein, wenn auch in Rüstigkeit und Frische wie der greise Nestor in die jüngern Geschlechter seines Volks, so ist es nicht nur erlaubt, es ist geboten, nach dem Sinne derselben zu fragen. Wenn wir uns selbst klar darüber zu machen suchen, welche Aufgabe solchen Erscheinungen ward und wie sie sie lösten, wenn wir nachforschen, welche Zustände sie fanden und wie sie dieselben umgestalteten, in welche Wechselwirkung sie mit verwandten Geistern getreten sind und was sie von diesen trennt, so fördern wir nur unsere eigene Erkenntniß, und niemand leisten wir einen größern Dienst damit als uns selbst.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Verfasser an seine Arbeit herangegangen, und wir müssen ihm bezeugen, daß er seine Aufgabe allerdings mit mehr enthusiastischer als kritischer Grundstimmung und von einer entschiedenen, fest ausgeprägten Gesammtanschauung aus, gleichwol aber in möglichst unbefangener und vorurtheilsfreier Weise gelöst hat. So sehr er die Berechtigung des Realismus, die Betonung des Colorits, die Geltendmachung der Technik u. s. w. da, wo sie vorzugsweise am Platze sind, anerkennt, steht er doch insofern entschieden auf seiten des Idealismus, als er durchaus in dem möglichst energischen, vom Geist auf den Geist wirkenden, zugleich stilvollen und charakteristischen Ausdruck der dem Kunstwerk zum Grunde liegenden Idee die höchste und unerlaßlichste Aufgabe der Kunst erblickt und dem Großen, Gehaltvollen, durch Wucht des Gedankens Wirkenden, sofern die Ausführung der Intention entspricht, vor dem blos Sinnlich-Reizenden, Gefälligen, durch Popularität des Stoffs leichter Zugänglichen den Vorzug gibt. Dieses macht ihn nicht blind gegen die Härten und Mängel, die Cornelius eigen sind, noch ungerecht gegen die Vorzüge, welche andere Meister vor ihm voraushaben; aber es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß gerade die Eigenschaften, die Cornelius auszeichnen, diejenigen sind, durch welche die kunst- und welthistorische Größe, die epochemachende Bedeutung eines Künstlers bedingt ist, und demgemäß fühlt er sich getrieben, ihm sogleich von vornherein für die neuere Entwickelung seiner Kunst dieselbe Bedeutung beizulegen, welche nach dem immer weiter sich verbreitenden Urtheil Schinkel für die Baukunst und Thorwaldsen für die Plastik besitzt, und ihn als den „Grund- und Eckstein der deutschen Malerei“ hinzustellen. Er sagt:

Dies ist er und nichts anderes. Die große Aufgabe der Zeit war, in der Dichtung wie in der Kunst und Musik, die innige Verwebung der hellenischen Schönheit und des deutschen Geistes; es war jener tiefgreifende Vorgang, den der alternde Goethe sinnbildlich in der „Vermählung des Faust und der Helena“ gefeiert hat. Das deutsche Wesen, gereift durch große Ereignisse der Geschichte und erzogen durch nie rastende wissenschaftliche Arbeit, begabt mit einem reichen Schatze ursprünglichen Gefühls und einer tiefen Innigkeit der Empfindung: es sollte geläutert durch den Geist des Alterthums, gekleidet in eine classische Form auf allen Gebieten der Poesie neu in die Erscheinung treten. Cornelius war der Genius, welchem das Los zufiel, für die Malerei diese Aufgabe zu lösen. Er hat sie im weitesten Umfange gelöst, sie über die Grenzen, innerhalb welcher Thorwaldsen und Schinkel die ihrige auffassen mußten, ausgedehnt und auch für die höchsten christlichen Ideen die classische Verkörperung gefunden. Diese Verschiedenheit beruht in dem verschiedenen Wesen der drei Künste selbst. Und hiermit im nothwendigen, ursachlichen Zusammenhange befindlich, erweisen sich die religiösen Abweichungen dieser drei Männer. Schinkel und Thorwaldsen standen ebenso wenig auf dem Boden positiven Dogmenglaubens wie Schiller und Goethe: sie waren sämmtlich freisinnige Protestanten von der philosophischen Richtung Lessing's, Kant's und Fichte's. Es war dies kein Zufall; und warum es gerade nothwendig war, daß Cornelius als einziger in diesem ausgezeichneten Kreise aus einer alten streng katholischen Familie hervorgehen mußte, dies werden wir später zu betrachten haben.

Dem Grundgedanken, der sich in diesen Worten ausspricht, entspricht der Inhalt des Buchs in seiner ganzen Ausführung. Man erkennt hieraus, daß Riegel die Mission des von ihm gefeierten Meisters im höchsten Sinne faßt. Er tritt damit principiell allen denen entgegen, die ihn von ihrem einseitigen Standpunkte zu einem einseitig katholischen Künstler stempeln möchten; sei es, wie es von katholischer Seite zu geschehen pflegt, um die ruhmvollen Leistungen desselben allein für sich in Anspruch zu nehmen, oder sei es, wie nicht selten von Protestanten geschehen, um ihn, als einem auf beschränktem Gebiete sich Bewegenden, Künstler von entgegengesetzter oder freierer Richtung als ebenbürtig gegenüberstellen zu können. Aber indem Riegel die Grundrichtung des Cornelius'schen Kunstgenius in jenem weitern und allgemeinern Sinne auffaßt, ist er doch weit entfernt, die besonders hervorragende Bedeutung, welche der Katholicismus für Cornelius besaß, zu leugnen und ihn ganz und gar mit den von rein humanistischen Ideen und philosophischen Anschauungen getriebenen Geistern in eine und dieselbe Kategorie zu werfen; vielmehr läßt er es fort und fort sich angelegen sein, die Grundanschauungen eines zwar geläuterten und vergeistigten, aber doch fest umgrenzten und in sich abgeschlossenen Katholicismus als einen wesentlichen Zug seines ganzen Denkens und Schaffens hinzustellen, und hervorzuheben, daß er gerade das, was er für seine Kunst geworden, nur als Katholik werden konnte.

Daß er dies sogleich im Eingange seines Werks in den oben angeführten Worten betont und im Verlauf des Werks mehrfach darauf zurückkommt, beweist, daß er gerade hierauf ein besonderes Gewicht legt. Am eingehendsten

läßt er sich hierüber zu Anfang des vierten Abschnitts vor Besprechung des „Jüngsten Gerichts“ und der übrigen Fresken in der Ludwigskirche aus, ja er macht daselbst die Frage, ob eine christliche Kunst und insbesondere eine christliche Malerei ohne naiven Glauben möglich sei, geradezu zum Gegenstand einer allgemeinen Erörterung und glaubt sich schließlich berechtigt, dieselbe, wenigstens nach dem Ergebniß der bisherigen Erfahrungen, mit einem entschiedenen Nein zu beantworten. Im allgemeinen beruht das meiste von dem, was er hier sagt, auf richtigen Grundansichten und verdient, namentlich als Urtheil eines Protestanten, seiner Unbefangenheit und Unparteilichkeit wegen von denen beherzigt zu werden, die sich nicht mit eigener Kraft confessionellen Vorurtheilen zu entringen vermögen. Trotzdem will uns scheinen, als ob er hier im Streben, die vollkommenste Gerechtigkeit zu üben, dem naiven Glauben und namentlich dem Dogmatismus der katholischen Kirche eine zu große Bedeutung für die Kunst beigelegt hätte und darüber dem entgegengesetzten Princip der vollen Geistesfreiheit bis zu einem gewissen Grade ungerecht geworden wäre. Allerdings ist es wahr, daß bisher auf dem Gebiete der christlichen Kunst noch keine Leistungen von Protestanten existiren, welche den Leistungen katholischer Künstler gleichzustellen wären, und sicherlich ist dies kein bloßer Zufall, sondern hat in thatsächlich bestehenden Unterschieden beider Confessionen seinen Grund. Aber gleichwol scheint es uns zu viel behauptet, die vorzüglichern Kunstleistungen auf seiten der Katholiken lediglich aus der ungeschwächten Naivetät des Glaubens, und umgekehrt die schwächern Leistungen der Protestanten allein oder vorzugsweise aus der Erschütterung oder Vernichtung dieser Naivetät ableiten zu wollen. Wie viele in der katholischen Kirche besitzen denn überhaupt noch diese Naivetät des Glaubens? Nach unserer Beobachtung ist die Zahl derselben überhaupt eine geringe, selbst in den niedern Volksschichten, ganz besonders aber unter den von der allgemeinen Bildung Ergriffenen, die Künstler und Maler nicht ausgenommen. Wenn man gleichwol an der katholischen Kirche festhält, so geschieht dies aus sehr vielen, zum Theil sehr gewichtigen andern Gründen, am wenigsten aber, weil man mit voller Ueberzeugung von der Wahrheit aller kirchlichen Dogmen durchdrungen wäre. Und wenn der katholische Künstler durchschnittlich sich mehr mit christlicher Kunst beschäftigt und Vorzüglicheres darin leistet als der protestantische, so hat auch dies in der Regel nicht darin seinen Grund, daß er selbst an das von ihm Darzustellende so hingebungsvoll, wie er es im Bilde zu veranschaulichen sucht, zu glauben vermag, sondern in den weitaus meisten Fällen nur darin, daß nach Arbeiten dieser Richtung in der katholischen Kirche weit mehr Bedürfniß und Nachfrage vorhanden und der in ihr aufgewachsene Künstler mit den Motiven, Zwecken und wesentlichen Eigenschaften solcher Arbeiten weit genauer und inniger als der protestantische von Kindheit an vertraut geworden ist, folglich sich auch leichter in die Naivetät des kindlichen Glaubens zurückzuversetzen vermag. In entsprechender Weise erklären sich umgekehrt auch die durchschnittlich schwächern Leistungen der protestantischen Künstler auf diesem Gebiete. Es fehlt ihnen für Arbeiten dieser Art in der Regel der äußere Impuls, und so ist es natürlich, daß sie sich lieber der weltlichen Kunst zuwenden, um so mehr, als dieselbe ihrem Streben und Schaffen ein weit ausgedehnteres, freieres und minder ausgebeutetes Feld bietet. Dazu kommt, daß die volle Geistesfreiheit, deren Erstrebung den eigentlichen Grundzug des Protestantismus bildet, bisjetzt auch innerhalb seiner kirchlichen Dogmatik noch nicht errungen ist, und daß sich diese seine principiellste Richtung noch allzu sehr theils mit den Bekenntnißformeln und Instituten der eigenen Kirche, theils mit den Gegenbestrebungen des Ultramontanismus in Conflict befindet, als daß sich der in protestantischen Anschauungen aufgewachsene Künstler jetzt schon zu jener wahrhaft freien Auffassung der christlichen Dogmen aufzuschwingen vermöchte, welche auch in ihnen, d. h. im innersten gedanklichen Kern derselben, ewige, mit der Vernunft und Wissenschaft nicht in Widerspruch stehende Wahrheiten zu erkennen und die Formen, welche sie umhüllen, als zwar nicht absolut wesentliche, aber sinn- und bedeutungsvolle Symbole zu erfassen vermag. Aber als Ziel schwebt die Erringung dieses Standpunktes jedenfalls der Gesammtbewegung des Protestantismus vor, und wann dasselbe nur erst insoweit erreicht sein wird, daß das Bewußtsein hiervon auch im Herzen des Künstlers lebt, dann wird sicherlich der protestantische Maler in der Erfassung und Darstellung christlicher Motive hinter dem katholischen Künstler nicht zurückstehen, sondern ihm, sofern er nur sonst gleich begabt ist, noch voranleuchten. In gewissem Betracht bezeugt dies schon die bisherige Entwickelung der Kunst. Daß die deutsche Malerei in und mit der Reformation wesentlich neue Elemente in sich aufgenommen und durch sie die Kraft zu einem höhern Aufschwung gewonnen hat, dafür sind Dürer und Holbein die schlagendsten Belege. Ja auch die höchste Blüte der italienischen Malerei ist unbestreitbar weit mehr ein Ergebniß derselben freien Geistesrichtung, aus der sich in Deutschland die Reformation entfaltete, als ein Product des naiven Kirchenglaubens gewesen, und demgemäß läßt sich auch von Cornelius selbst behaupten, daß er gerade diejenigen seiner Eigenschaften, die seinen Werken vorzugsweise das Gepräge der Größe und Classicität aufdrücken, in weit höherm Grade seiner freiern und allgemeinern Auffassung der christlichen Ueberlieferungen und Dogmen als einem blindgläubigen Fürwahrhalten derselben nach den Vorschriften der Kirche zu verdanken hat, wie sehr ihm auch die lebendige Nachwirkung jugendlicher Eindrücke und die Hochachtung vor der weltgeschichtlichen Bedeutung und dem festen Bau der katholischen Kirche dabei zu statten gekommen sein mögen.

Daß Cornelius selbst dies niemals zugegeben haben würde, räume ich bereitwillig ein. Er faßte eben das Ideal, das er sich in Uebereinstimmung mit andern freigesinnten Katholiken vom Katholicismus gebildet hatte, als den Katholicismus selbst auf und brachte sich dabei nicht mit voller Klarheit zum Bewußtsein, wie viel bei ihm zur Bildung dieses Ideals die Einwirkungen vorherrschend protestantischer Dichter und Denker, der Anschluß an Carstens, der Umgang mit Niebuhr, das Studium des classischen Alterthums und schließlich das Leben in einer protestantischen Stadt beigetragen hatte; auch zog

er nicht in Betracht, daß schon die so energisch in ihm ausgeprägte deutsch-nationale Richtung ein Element war, das ihm unmöglich machte, ein Katholik im strengsten Sinne des Worts zu sein. Denn das leidet keine Frage, daß der Geist des Protestantismus wesentlich germanischen, der des Katholicismus dagegen wesentlich romanischen Charakters ist; ja man darf behaupten, wenn nicht zur Zeit der Reformation die an Deutschlands Spitze stehende habsburger Dynastie mehr spanisch als deutsch gewesen wäre, würde heutzutage diesseit der Alpen vom Katholicismus keine Spur mehr zu finden sein. Hätte Cornelius dies erwogen, dann würde er wahrscheinlich die Zerreißung Deutschlands in zwei einander sich schwer verstehende Confessionen, um derentwillen er besonders eine gewisse Misstimmung gegen den Protestantismus nicht überwinden konnte, nicht dem Lutherthum, sondern ultramontanen Einflüssen als Schuld angerechnet haben.

Daß Cornelius wirklich nicht ein so unbedingt autoritätsgläubiger Katholik war, als wofür er sich selbst hielt oder auszugeben liebte, dafür liefert gerade das uns hier vorliegende Werk die unzweideutigsten Belege. Es documentirt sich dies bereits klar genug in der Stellung, die er zu Rom zwischen Overbeck und Thorwaldsen einnahm. Zu beiden stand er in einem gleich festen Freundschaftsverhältniß. Wie wäre dies möglich gewesen ohne jene Geistesfreiheit, die sich über die Differenzen der Dogmen zu stellen vermag? Riegel stellt es selbst in diesem Sinne dar. Er sagt:

> Kaum kann es größere Gegensätze geben, wie Overbeck und Thorwaldsen als Menschen und Künstler: jener katholischer Convertit, dieser freisinniger Protestant, jener für christliche Stoffe, dieser für griechische begeistert, jener auf den malerischen Ausdruck innerlichster Empfindungen, dieser auf die plastische Gestaltung reinster Schönheit ausgehend, jener der fromme Klosterbruder, dieser der classische Heidenfreund. Beide aber waren in ihrer Weise vollkommen, nur mit dem Unterschiede, daß Overbeck den Umkreis der Malerei nicht erschöpfte, Thorwaldsen dagegen seine Aufgabe, die Wiedergeburt classischer Plastik, durchaus löste. So trat Cornelius persönlich in die Mitte zwischen beide Männer und künstlerisch in die Mitte zwischen beide Richtungen; oder besser, wenn man in der Malerei die Gegensätze durch Overbeck und Carstens bezeichnet, er erhob als Maler sich über beide. Das Christliche und Classische werden in ihm versöhnt, und darin besteht die große That, durch welche er in unserer ganzen classischen Literatur- und Kunstperiode nahezu einzig ist.

Noch entschiedener offenbart sich seine nicht durch confessionelle Schranken beengte Natur in seinem Verhältniß zu Niebuhr und in dessen Urtheilen über ihn. Während derselbe Overbeck einen „Schwärmer" und „ganz unfrei" nennt und sich überhaupt über die katholisirende Richtung der deutschen Künstler in Rom sehr scharf ausspricht, sagt er von Cornelius:

> Der einzige Cornelius scheint von Kindheit auf, durch die Erziehung einer frommen, aber keineswegs bigoten Mutter und durch eine ganz ungelehrte Bildung, worin die Bibel (obwol in einer katholischen Familie) sein einziges Buch gewesen ist, gleichförmige und dauernde Gesinnungen und Ueberzeugungen angenommen zu haben, die ihm so fest sind, wie alle eigenen Erfahrungen, und sein Katholicismus geht im Grunde gar nicht weiter als der Glaube der alten Protestanten.

Zugleich nennt er ihn einen „in jeder Hinsicht frischen und mächtigen Geist" und „frei von aller Beschränktheit" und erzählt von ihm die bekannte Anekdote, daß er einst mit ihm und Thorwaldsen auf die Gesundheit des alten Jupiter angestoßen. In gleicher Weise charakterisiren ihn mehrere Züge, die Ernst Förster von ihm erzählt, z. B. daß er demselben auf die mit Beziehung auf ihn hingeworfene Aeußerung, der größte deutsche Maler sei dennoch ein Protestant, nach einem forschenden Blick die Hand reichte und erwiderte: „Sie verstehen mich!" und bei einer andern Gelegenheit in Unwillen über die zahlreichen Conversionen protestantischer Künstler erklärte, wenn noch einer katholisch würde, selbst zum Protestantismus übertreten zu wollen.

Was aber vor allem bezeugt, daß nicht unbedingte Hingebung an irgendwelche kirchliche Dogmen, sondern vorurtheilsfreie Begeisterung für alles Große, Erhabene und Göttliche in den verschiedenartigsten Gott- und Weltanschauungen der innerste Kern und das treibende Princip seines Wesens war, das ist die charakteristische Art des Fortschritts, die sich in dem ganzen Entwickelungsgange seiner Kunstthätigkeit ausspricht: denn darin gibt sich auf das entschiedenste zu erkennen, daß sich sein Genius stets um so mächtiger geregt und um so Größeres, Vollkommeneres und Ueberwältigenderes geleistet hat, je mehr ihm der Stoff, den er zu behandeln hatte, gestattete, ihn in seiner rein poetischen, ethischen und allgemein menschlichen Bedeutung aufzufassen, und je mehr es ihm gelang, sich von den Banden anerzogener Vorurtheile oder beengender Einflüsse loszumachen; daß hingegen gerade diejenigen seiner Schöpfungen am ersten zu Ausstellungen Gelegenheit bieten, in denen er durch Stoff oder äußere Rücksichten gezwungen war, sich strenger in den Grenzen des positiv Ueberlieferten und kirchlich Festgestellten zu bewegen.

Dieses trotz der oben angeführten und von uns nicht in vollem Umfange zu acceptirenden Aeußerung über die Unerlaßlichkeit katholischer Gläubigkeit für den Ausbau der christlichen Kunst mit vollster Klarheit erkannt und mit Entschiedenheit ausgesprochen und nachgewiesen zu haben, gehört zu den Hauptverdiensten des vorliegenden Werks, ja es bildet insofern geradezu den leitenden Grundgedanken desselben, als eben hierauf die Unterscheidung und Abgrenzung bestimmter Entwickelungsstufen im Wirken und Schaffen des Meisters gegründet ist. Solcher Entwickelungsstufen nimmt der Autor im ganzen vier an. Die erste derselben bezeichnet er als die „deutsch-nationale Epoche". Sie reicht von 1783 bis um das Jahr 1815 und umfaßt außer der Kindheit und den der Ausbildung gewidmeten Jünglingsjahren den Aufenthalt in Frankfurt und die erste Hälfte des römischen Aufenthalts, also die Zeit, der als Hauptwerke die Zeichnungen zum „Faust" und zu den „Nibelungen" angehören. Die zweite Stufe nennt er die „römische Epoche". Sie reicht von 1815 bis um 1830 und umschließt außer der zweiten Hälfte seines römischen Aufenthalts seine Thätigkeit als Director erst an der düsseldorfer, dann an der münchner Akademie, also den Zeitabschnitt, in welchem als Hauptwerke seine Joseph-Fresken im Bartholdy'schen Hause zu Rom, seine Entwürfe zu Dante's „Paradies", seine Fresken für die münchener Glyptothek und seine Zeichnungen zur Geschichte der Malerei für die Loggien der münchener Pinakothek fallen. Die dritte Stufe charakterisirt er als

die „christlich-katholische Epoche“. Sie reicht von 1830 bis um 1842, umfaßt also die zweite Hälfte seiner münchener Wirksamkeit und als Hauptwerk das „Jüngste Gericht“ nebst den übrigen Fresken für die Ludwigskirche. Die vierte Stufe endlich bezeichnet er als die „classische Epoche“. Sie reicht von 1842 bis in die neueste Zeit und umfaßt sein Leben und Schaffen in Berlin, nebst den dazwischenfallenden Reisen nach London und Rom. Ihr gehören als Hauptwerke das „Glaubensschild“, „Christus in der Vorhölle“, die Tasso-Umrisse, die „Erwartung des Weltgerichts“ und vor allem die großartigen Compositionen zur Friedhofshalle in Berlin mit den „Werken der Barmherzigkeit“, den „Sieben Engeln“, den „Apokalyptischen Reitern“, dem „Fall Babels“ u. s. w. an.

Schon aus der allgemeinen Bezeichnung dieser Stufen läßt sich entnehmen, wie Riegel den Entwickelungsgang unsers Meisters auffaßt. Die Werke der letzten Epoche gelten ihm in jedem Betracht als die größten und vollendetsten, und zwar gerade deshalb, weil sich der Künstler von den besondern Anschauungen der vorangegangenen Standpunkte zur absolut höchsten und allgemeinsten Gott- und Weltauffassung erhoben und die verschiedenen Vorzüge der deutsch-nationalen, antiken und christlich-katholischen Kunstform zur innigsten Harmonie zu vermählen gewußt hat, ohne sich doch von ihren beengenden Eigenschaften beeinflussen zu lassen. Noch deutlicher erhellt dies aus einigen zusammenfassenden Worten, die der Verfasser an die Besprechung des „Jüngsten Gerichts“ knüpft. Er spricht es offen aus, daß die Malereien der Ludwigskirche in rein künstlerischer Beziehung noch nicht vollkommen befriedigen, ja daß sie in dieser Hinsicht selbst hinter den Malereien der Glyptothek, also der vorangegangenen Periode zurückbleiben, und er verhehlt es nicht, daß dies zum Theil an dem allzu stark ausgeprägten kirchlichen Charakter der Ludwigs-Fresken liegt. In der Möglichkeit, sich von diesem nicht unmittelbar aus den Kunstprincipien stammenden Einfluß noch mehr loszureißen, erblickt er für Cornelius den Weg zu einer noch höhern Vollendung, und als die Verwirklichung dieser Möglichkeit betrachtet er des Meisters Berufung nach Berlin, die freiern Ideenkreise, die dort auf ihn einwirkten, die Gegensätze, mit denen er daselbst zu kämpfen hatte, und insbesondere den gewaltigen Eindruck, den in London die Parthenon-Sculpturen und Rafael-Cartons auf ihn machten. Er sagt:

> Wieder trat das classische Alterthum als ein abschließendes, fruchtbringendes Lebenselement hinzu: und jetzt erst war es dem Meister gestattet, den höchsten Inhalt in die vollendetste Form zu gießen.

Ueber die heftigen Angriffe, welche des Meisters erste Leistungen zu Berlin von seiten einer sich stark überhebenden Gegnerschaft zu erfahren hatten, und über die Wirkung, welche dieselben auf Cornelius machten, gibt [der] Autor sehr interessante Aufschlüsse. Unter anderm [s]agt er:

> Einen Mann von geringerm Willen hätte dieses Zurück[st]oßen von einer auch äußerlich ruhmvollen Höhe vielleicht ge[kn]ickt; aber Cornelius, der den Weihrauch Münchens hatte [er]tragen können, fand in der scharfen Luft des Nordens nur [ne]ue Stärkung .... Eine Gefahr wäre es zweifellos gewesen, [we]nn der münchener Cultus in Berlin fortgesetzt worden wäre; denn auch Odysseus traute seiner Kraft nicht, um ohne fesselnde Bande den verführerischen Gesang der Sirenen anzuhören, und Alexander unterlag in wenigen Jahren dem Taumel eines wahnsinnigen Glücks. Die Dienste, welche Berlin wider Willen dem Cornelius erwiesen, sind unschätzbar, und ich wage zu behaupten, daß nur Berlin ihm diese erweisen konnte. Freilich, Dienste der Liebe waren es nicht, aber Dienste, die zu einer schweren innern Arbeit, zur höchsten Steigerung der Kraft führten .... Der heftige und fast plötzliche Angriff einer geschlossenen und einflußreichen Gegnerschaft, der überdies in dem schon erwähnten, theilweise sehr lebhaften Widerspruch des Protestantismus gegen einige der Ludwigs-Fresken einen willkommenen Rückhalt fand, rief das künstlerische Wesen unsers Meisters in seinem Urgrunde wach, trieb ihn zu den obersten und reinsten Quellen der Kunst, läuterte und stärkte ihn so, daß eine neue Jugend über ihn kam.

Mit nicht geringerm Nachdruck betont der Verfasser den mächtigen Einfluß, den der unsterbliche Phidias auf den neuen geistigen Aufschwung des Meisters übte. Er fragt:

> Welches aber ist denn jene unerreichte Schönheit, die nur dem Schauenden sich aufschließt und welche die Bildnereien des Parthenon über alles andere erhebt?

Und er antwortet darauf:

> Es ist vor allem die vollendete Einheit der größten Naturwahrheit mit der höchsten Idealität, es ist der Stil in seiner unbedingten Vollkommenheit.

Weiterhin fügt er hinzu:

> Die Idee ist ganz und völlig in die sichtbare Erscheinung übergegangen. Deshalb sind diese hohen Werke unendlich weit entfernt von symbolisirenden Abstractionen, die dem Geist zu Liebe die Form verkümmern und verunstalten, und unendlich weit entfernt von dem einfachen Abklatsch der Natur!

Er knüpft hieran sehr beherzigenswerthe Worte gegen die Verirrungen derer, welche die täuschende Naturwirklichkeit ohne idealen Gehalt für sich allein zur Abgöttin erheben und sich einbilden, das Höchste der Kunst sei bloße Copirung der Natur.

Am reinsten und zugleich der oben von uns angedeuteten Auffassung am innigsten sich anschließend, entfaltet sich des Autors eigentliche Grundanschauung da, wo er zur wirklichen Charakteristik der Friedhofcompositionen übergeht. Wir können ihm hier in das einzelne nicht folgen; aber auf den allgemeinen Grundgedanken seines Urtheils müssen wir hinweisen. Er betont von vornherein, daß sich Cornelius sogleich in der ursprünglichen Erfassung der von ihm zu lösenden Aufgabe auf einen wesentlich andern als den specifisch-katholischen und mittelalterlichen, nämlich auf den allgemein christlichen und rein biblischen, ja auf den allgemein menschlichen und religionsphilosophischen Standpunkt gestellt habe, und gibt zu, daß die drei Ideen, die für seine Darstellungen die eigentlichen Impulse und Hauptmotive wurden, nämlich Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, im wesentlichen dem Vorstellungskreise des Protestantismus entnommen seien. Der Verfasser fährt weiter fort:

> So ergriff dem Cornelius den christlichen Stoff mit philosophischer Erkenntniß und mit dichterischer Tiefe und gestaltete ihn zu einem gewaltigen Epos in Bildern aus, das in thatsächlichen Darstellungen neutestamentlicher Geschichte die ganze Größe und Hoheit der christlichen Ethik zur Anschauung bringt, sodaß die Kunstgeschichte ein ähnliches Werk bisher nicht kennt. Die einzelnen Gesänge dieses Epos theilen sich auf die vier Wände des Friedhofs und klingen, jeder für sich ein reichgegliedertes Kunstwerk, zu einer vielstimmigen Harmonie

zusammen. Der Meister brach hierdurch entschieden mit der traditionell-kirchlichen Kunst, er stellte sich auf den allgemein menschlichen Standpunkt und erfaßte in diesem Sinne den ihm aus den heiligen Büchern zufließenden Stoff.

Hiermit ist eingeräumt, daß denn doch die naive Hingebung an katholische Dogmen zu dem Größten, was Cornelius geleistet, nicht unbedingt nothwendig, wenn auch vielleicht als Durchgangsstadium von Nutzen war, ja ausgesprochen, daß gerade im Kern der protestantischen Weltanschauung die mächtigsten Keime einer zum Höchsten sich aufschwingenden Kunstentfaltung verborgen liegen. Ganz will dies der Verfasser allerdings nicht zugestehen. Er bemerkt:

Man könnte sagen, diese Art des Schaffens sei ihrem Wesen nach eine protestantische, und hätte hierzu ein Recht, da sie, die katholisch-dogmatische Kunsttradition beiseiteschiebend, sich nur an die Bibel hält und deren Gegenstände poetisch zur Anschauung bringt — allein wir dürfen uns nicht täuschen. Denn eine protestantische Kunst gibt es ebenso wenig, als es eine protestantische Confession geben würde, wenn es keine katholische Kirche mehr gibt. Der Protestantismus lebt als Besonderheit nur durch den Gegensatz gegen den Katholicismus oder richtiger gegen die Kirche; aber welche Merkmale müßte eine christliche Kunst haben, um protestantisch genannt werden zu müssen? Man sieht leicht, daß dies ein Unding ist. Jede Kunst, die sich noch im Dienst der Kirche nach dogmatisch-mystischen Vorschriften richtet, ist nicht ganz frei; die Kunst aber, welche, Dienst und Vorschriften der Kirche beiseitelassend, nur aus der innersten Nothwendigkeit höchster Poesie schafft, die ist erst in Wahrheit freie Kunst. Und die freie Kunst steht hoch über den Confessionen, sie vereinigt durch ihren ewigen, allgemeinen und reinen Gehalt alle empfindenden Menschen zum Cultus des Schönen und befriedigt in eben solcher Vollkommenheit den Papst als den neuclassischen Heiden nach Goethe'schem Muster, — vorausgesetzt, daß beide sich dazu erheben können, Menschen zu sein.

Hiergegen haben wir im wesentlichen nichts einzuwenden; seinerseits aber wird auch der Verfasser zugeben müssen, daß sich eine freie Kunst in diesem Sinne leichter im Boden des Protestantismus als in dem des Katholicismus zu entwickeln vermag, ja daß, was bisjetzt als Annäherung an dieses Ziel geschehen ist, hauptsächlich von der mit dem Protestantismus herrschend gewordenen Weltanschauung ausgegangen ist.

Den fünf Abschnitten des Werks, welche die allgemeine Einleitung und die Darstellung der vier Entwickelungsstufen enthalten, ist noch ein sechster angefügt, der in Form einer „Schlußbetrachtung“ den allgemeinen künstlerischen Charakter des Cornelius, sowie die einzelnen Seiten und Eigenschaften seiner Kunst in zusammenfassender Weise behandelt. Außer vielem andern wird hier z. B. die Wahl der Stoffe, die Geschichtsauffassung, die Neigung zur Großheit, die Neigung zum Verborgenen, das Verhältniß von Inhalt und Darstellung, der Stil, die Composition, die Gruppenbildung, die Zeichnung, die Anatomie, die Gewandung, Bewegung und Ausdruck, die Färbung u. s. w. theils charakterisirt, theils kritisch beleuchtet; außerdem sein Verhältniß zu den vorangegangenen, gleichzeitigen und nachfolgenden Künstlern, z. B. zu Carstens und Overbeck, Schinkel, Thorwaldsen, zur düsseldorfer Schule, zu seinen eigenen Schülern und Mitkämpfern, zu Schnorr, Heinrich Heß, Kaulbach, Schwind u. s. w., einer ausführlichen Erörterung unterworfen. Die Urtheile, welche hier der Autor fällt, entsprechen im allgemeinen selbstverständlich der hohen Bedeutung, die er dem Meister überhaupt beilegt, und haben ihre Basis wesentlich in einem mit besonderer Vorliebe dem Erhabenen und Großen, Stilvollen und Tiefsinnigen zugewandten Idealismus. Dieser Standpunkt verhindert ihn jedoch nicht, auch andern Richtungen gerecht zu werden und umgekehrt an Cornelius auch die Mängel und Härten hervorzuheben. Er thut dies allerdings stets in einer sehr schonenden, pietätvollen Weise, aber doch immer mit derjenigen Offenheit, welche der Schriftsteller der Wahrheit schuldig ist. So räumt er z. B. rückhaltslos ein, daß Cornelius im Streben nach unbedingtester innerer Wahrheit und möglichst energischem Ausdruck seiner Intentionen nicht selten über die Naturwahrheit hinausgegangen ist, ja selbst der Schönheit Zwang angethan hat; er rügt unter anderm die häufig bei ihm vorkommende, zu stark nach oben gekehrte Stellung der Augäpfel, er tadelt die gespreizten Beine des Neoptolemos auf der Zerstörung Trojas, die gestreckte Haltung der weiblichen Hauptfigur mit dem zu langen Oberkörper auf den Reitern, die harte rechtwinklige Haltung des knieenden Jüngers auf dem Carton des Thomas u. s. w. Gleicherweise gibt er zu, daß die Färbung nicht gerade die stärkste Seite seiner Kunst ist, daß er sich in dieser Beziehung mit den eigentlichen Coloristen nicht vergleichen läßt; und wenn er sich daneben zugleich verpflichtet fühlt, ihn gegen übertriebene Angriffe zu vertheidigen und auf einzelne Vorzüge seiner Farbengebung und Farbenbehandlung hinzuweisen, so liegt dem jedenfalls die richtige ästhetische Einsicht zum Grunde, daß gewisse Stoffe geradezu eine dürftigere Farbenbehandlung verlangen, indem es ein Grundgesetz der Kunst gegenüber der Natur ist, die Wirkung vorzugsweise durch eine der die ästhetische Wirkung bedingenden Eigenschaften zu erreichen und dieser die übrigen unterzuordnen. Insbesondere dürfte, was er zu seiner Rechtfertigung sagt, bezüglich der Frescomalereien gelten. Er macht darauf aufmerksam, daß diese schon darum nicht in tiefen und satten Farben gehalten, sondern leicht und licht sich ausbreiten, scharf und bestimmt in der Zeichnung, kräftig in der Schattengebung, maßvoll im Colorit selbst sein müssen, weil sie so allein den schweren Mauermassen den Schein der Leichtigkeit zu geben und die ihnen nothwendige Leuchtkraft zu gewinnen vermögen. Dann erklärt er aber eine derartige Farbenhaltung ganz besonders für die stilvollen Compositionen der Cornelius'schen Monumentalmalerei für geboten. Er sagt:

Der Drang des Cornelius, umfassende und tiefe Gedanken auszusprechen, sein Trieb, diese in einzelne Darstellungen zu gliedern und in Reihen zu verketten, weist klar und deutlich auf den architektonischen Raum als den Ort, wo er seine Kunst entfalten mußte. Und wiederum sein Ernst, seine Strenge, sein Sinn für Maß und Männlichkeit brachten ihn in Uebereinstimmung mit dem, was dieser Ort durch die Bedingungen des Materials, des Lichts und der räumlichen Lage verlangte. — Cornelius' Fresken können somit nicht das blühende Leben des Rubens, nicht die tiefe Glut der Venetianer, nicht das zauberische Helldunkel Correggio's oder Rembrandt's besitzen. Die Natur des Fresco und die Natur unsers Meisters widerstreben dem entschieden. Denn jene fordert eine gewisse Abstraction, und diese ist in erster Reihe auf Charakter und Ausdruck gerichtet. Cornelius kann die bestimmten, klaren Linien in seiner Zeichnung nicht entbehren, und der eigentliche

Colorist arbeitet von Anfang an in Flächen mit mehr oder weniger vertriebenen Umrißlinien. Um nun auch diese Deutlichkeit im Fresco sich zu erhalten, malte der Meister in lichten Farben, da diese eine bestimmte und feine Modellirung noch erkennen lassen. Ja, er ging weiter und unterschied nach der örtlichen Lage, indem er hier die Schatten kräftigst anlegte, dort aber auch die Schatten licht hielt und sie durch Auftrag einer zweiten, tiefern Farbe ersetzte. Dadurch wurden die Bilder leicht und licht, klar und bestimmt, sie traten in Harmonie mit der Architektur und ziehen den Beschauer durch leichtere Reize nicht ab von dem, was in ihnen das Wesentliche und Tiefe ist.

Doch wir können dies hier nicht weiter verfolgen. Wer nicht principieller Gegner der höhern, idealen Kunstrichtung ist, die in Cornelius ihren leuchtendsten Vertreter unter den deutschen Malern gefunden hat, wird im allgemeinen den vom Autor ausgesprochenen Urtheilen mit Ueberzeugung zustimmen müssen, auch in denjenigen Partien, welche dessen Verhältniß zu andern Künstlern besprechen, obschon er hier vielleicht aus warmer Begeisterung für Cornelius sich hin und wieder zu allzu scharfen Urtheilen über dessen Gegner oder Rivale hat fortreißen lassen. Ohne Frage ist so viel gewiß, daß er dem größten deutschen Maler mit diesem ihm geweihten Werke ein Denkmal gesetzt hat, das ihm selbst zur Ehre gereicht und für spätere Arbeiten stets eine tüchtige Grundlage bleiben wird.

Als Titelbild ist dem Buche eine Photographie des Meisters, als Anhang eine Reihe von Beischriften und ein Verzeichniß der Werke des Meisters beigegeben.

Adolf Zeising.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Rückblick auf das Literaturjahr 1867.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte herrscht fortwährend die gleiche Regsamkeit; die ältern Epochen werden durch unausgesetzte Forschungen immer tiefer ergründet, über die neuern wird durch Veröffentlichung von bisher unbekannten Correspondenzen ein neues Licht verbreitet. Am schlechtesten fährt immer noch die neueste Epoche, welche von den Gesammtdarstellungen der Literatur theils beiseitegeschoben, theils stiefmütterlich oder mit Zusammenhäufung eines kritiklosen Wustes von Namen behandelt wird, bei einer selbstständigen Darstellung aber, wie sie Julian Schmidt in dem dritten Bande seiner „Deutschen Nationalliteratur seit Lessing" versucht hat, unter die Brille einer poesielosen und unproductiven Kritik gerückt, durcheinanderflimmert bis zur Unkenntlichkeit. Die Dichter spielen in diesem Werke eine gänzlich untergeordnete Rolle; sie erscheinen nur als ein Ballast, den die Literatur einmal mit sich schleppen muß. Gegenüber dieser die dichterischen Individualitäten verzettelnden Darstellung wirkt eine harmonische und abgerundete Zeichnung dichterischer Charakterköpfe, wie sie Karl Biedermann in seinem Werke: „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", von welchem die erste Abtheilung des zweiten Theiles des zweiten Bandes erschien, zu geben bestrebt ist, ungemein wohlthuend. Gleiches läßt sich von Otto Gruppe's „Leben und Wirken deutscher Dichter" sagen, einem Werk, von welchem der dritte Band im Jahre 1867 die Presse verlassen hat.

Von dem außerordentlich eingehenden und fleißigen Werke von L. Klein: „Geschichte des Dramas", erschien der fünfte Band, welcher die „Geschichte des italienischen Dramas" weiter führt.

Die Kenntniß der ältern deutschen Literatur wird in immer weitern Kreisen vermittelt durch Herausgabe von Sammlungen wie Brockhaus' „Deutsche Classiker des Mittelalters", mit Wort- und Sacherklärungen, von Franz Pfeiffer herausgegeben, welche als dritten Band das „Nibelungenlied" von Bartsch, als vierten und fünften „Hartmann von Aue", erster und zweiter Theil, von Fedor Bech brachten. Ihnen schließen sich die „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" von Karl Goedeke und Julius Tittmann an, wovon der zweite Band: „Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert", erschienen ist, und die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", welche die neuen deutschen Classiker und ihre Zeitgenossen bringt und von der bisjetzt sieben Bände erschienen sind. Andere durch das Aufhören der Verlagsmonopole ins Leben gerufene Unternehmungen sind: die von Hermann Kurz herausgegebene „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", die Hempel'sche „National-Bibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" und eine große Zahl einzelner Veröffentlichungen früherer Dichtwerke; man sieht, der deutsche Buchhandel genießt der neuen Freiheit und prüft den freien geflügelten Schritt in einer durch die classische Ueberflutung für die Epigonen bedenklichen Weise.

Sehr beachtenswerth ist die historisch-kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften", welche die Cotta'sche Buchhandlung unter Karl Goedeke's Leitung veranstaltet; ein nicht geringeres Interesse bieten die von Schiller's Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm, herausgegebenen „Dramatischen Entwürfe" des großen Dichters. „Klopstock's Briefwechsel" hat Lappenberg veröffentlicht; C. M. Planck: „Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung", während Eduard Kauffer „Blüten und Perlen" aus dessen Werken unter dem Titel: „Jean Paul als Dichter und Prediger", herausgibt; eine vorzugsweise bibliographische Studie über den Volksdichter Hans Sachs bringt E. Weller. „Theodor Storm's Dichtungen" wurden von Eduard Tempeltey charakterisirt; der österreichische „Corporal Hilscher" von C. M. Sauer; „Ludwig Eckardt" von Y. von Arnold. In F. W. Ebeling's „Mosaik" finden sich manche literarhistorische Studien, namentlich über Bürger und seine letzte Ehe; Fortlage hat eine warm geschriebene Schrift über „Friedrich Rückert und seine Werke" herausgegeben, ebenso Karl Bayer, Paul Möbius und Georg Kinkel ihre Festreden zu Ehren Rückert's. „Freiligrath-Reden" erschienen, außer von dem Herausgeber d. Bl., von Berthold Auerbach und G. Kinkel. In Auerbach's „Deutschen Abenden" finden sich ansprechende Charakteristiken neuer Denker und Dichter.

Wir erwähnen noch von literarhistorischen Schriften, die schon mehr dem speciellen Studium angehören: E. Martin, „König Dietrich von Bern und seine Genossen"; P. Wackernagel, „Beiträge zur niederländischen Hymnologie"; F. Pfeiffer, „Quellenmaterial zur altdeutschen Dichtung"; K. Bartsch, „Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile"; Ignaz von Zingerle, „Findlinge". Von der Sagen- und Sprichwörterliteratur erwähnen wir: H. Frischbier, „Preußische Volksreime und Volksspiele; M. Töppen, „Aberglauben aus Masuren"; Eduard Bruner, „Badische Sagenbilder"; Sztachovics, „Brautsprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn". Karl Simrock hat, außer einer Uebersetzung des „Freidank", den dreizehnten Band „Deutscher Volksbücher" herausgegeben; Karl Bartsch eine neue Uebersetzung des „Nibelungenliedes".

Die Goethe-Literatur ist durch Michael Bernays: „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes"; durch R. Springer: „Die classischen Stätten Weimars"; durch Wentzel: „Goethe in Schlesien", und durch Uebersetzungen der Caro'schen „Studien" aus der „Revue des deux mondes" bereichert worden. Von dem „Shakspeare-Jahrbuch" ist ein zweiter Jahrgang erschienen, der sich gleich dem ersten zu exclusiv gegen die freiere Kritik des britischen Dichters verhält; auch liegt der erste Jahrgang eines „Dante-Jahrbuchs" vor. Ueber „Shakspeare's Leben und Entwickelungsgang" schrieb J. Saupe, während B. Tschischwitz einen voluminösen Band über Shakspeare's „Hamlet" veröffentlicht, mit einem Nachweis seiner historischen Elemente.

Das Gebiet der Aesthetik wird mit Fleiß angebaut. Von Karl Lemcke's „Populärer Aesthetik" ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Werthvolle Aufsätze enthalten Christian Hermann Weiße's „Kleine Schriften zur Aesthetik", herausgegeben von Rudolf Seydel. Außerdem erschienen: „Einleitung in die Aesthetik" von Theodor Seemann; „Wahrheit, Schönheit und Liebe, philosophisch-ästhetische Studien" von Victor Granella; „Natur und Gemüth" von Karl Hippel, Beiträge zur Aesthetik der Pflanzenwelt; Hugo Söderström, „Ueber den Begriff Kunst"; H. Riegel, „Deutsche Kunststudien". Einen neuen Standpunkt in Bezug auf die behandelte Frage vertritt Adolf Silberstein's ästhetisch-kritische Untersuchung: „Die Katharsis des Aristoteles." Beiträge zur Dramaturgie, namentlich zur Förderung der darstellenden Kunst gab Feodor Wehl in seinen „Didaskalien", während eine Bühnenreform angestrebt wird von F. Ludwig: „Das deutsche Theater" und „Der Schauspielerverein und die Theaterschulen".

Nach wie verschiedenen Seiten die zahlreiche musikalische Literatur sich ausbreitet, möge das folgende Verzeichniß weisen: Oskar Paul, „Die absolute Harmonik der Griechen"; Y. von Arnold, „Der Einfluß des Zeitgeistes auf die Entwickelung der Tonkunst", „Ueber Schulen für dramatische und musikalische Kunst" und „Operncharaktere"; L. von Trocki, „Die Entwickelung der Oper in Polen"; C. A. Ludwig, „Joseph Haydn, ein Lebensbild"; F. G. H. Chrysander, „Händel", dritter Band, erste Hälfte; A. Schöne, „Beethoven's Briefe an Marie Gräfin Erdödy"; Ludwig Nohl, „Beethoven's Leben", erster Band, „Musikalisches Skizzenbuch", „Musikerbriefe" und „Neue Briefe Beethoven's"; Kriebitzsch, „Für Freunde der Tonkunst"; Tappert, „Musik und musikalische Erziehung"; Franz Müller, „Lohengrin"; Hermann Mendel, „Otto Nicolai"; R. Pohl, „Mozart und Haydn in London"; Franz Lorenz, „Mozart als Claviercomponist".

Etwas weniger ins Kraut schießt die Literatur über bildende Kunst. Wir erwähnen Alfred Woltmann's „Holbein und sein Zeitalter"; A. von Zahn, „Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance"; Julius Meyer, „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789", zweite Abtheilung; Alfred Freiherr von Wolzogen, „Peter von Cornelius"; Hermann Grimm, „Holbein's Geburtsjahr" und „Rede auf Schinkel", und H. G. Hotho, „Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang".

Die Philosophie ist glücklicherweise in diesem Jahre durch kein neues System bereichert worden. Die Hartenstein'sche Ausgabe der Werke Kant's, welche bisjetzt fünf Bände umfaßt und nach dem Princip der chronologischen Folge zusammengestellt ist, führt uns wieder auf den bedeutsamen Ausgangspunkt aller neuesten philosophischen Systeme zurück. Mit der Auslegung früherer Philosophen beschäftigen sich zahlreiche Commentatoren: L. Schneider schreibt über „Die Unsterblichkeitslehre des Aristoteles"; C. Sigwart über „Spinoza's neuentdeckten Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit"; F. Reiff über „Die Hegel'sche Dialektik", während Arnold Ruge in dem vierten Bande seiner Autobiographie: „Aus früherer Zeit", noch einmal eine Entwickelung und Kritik des ganzen Hegel'schen Systems gibt; Alexander Jung „Franz von Baader's Dogmatik"; E. Zirngiebl, „Friedrich Heinrich Jacobi's Leben, Dichten und Denken" beleuchtet. Von C. A. Werther's Werk: „Lebens-, Seelen- und Geisteskraft oder die Kräfte der organischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung", ist ein zweiter Band erschienen. Während Heinrich Ritter „Philosophische Paradoxa" veröffentlicht, behandelt J. H. Fichte sein Lieblingsthema noch einmal in der Schrift: „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen." C. S. Cornelius schildert „Die Bedeutung des Causalprincips in den Naturwissenschaften", während H. Delff in „Cäcilie oder Die Wahrheit des Ueberirdischen" jenes Reich betritt, wo diese Bedeutung aufhört. Hiermit befinden wir uns in den Grenzregionen der Philosophie, welche heutigentags in ihrem geistigen Zwielicht vielen Denkern und Halbdenkern besonders willkommen sind. Da schreibt J. A. Beugel „Offenbarungsgedanken"; G. F. Daumer über „Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit"; A. Stolz über „Witterungen der Seele". Von Amerika herüber secundiren die harmonischen Philosophen wie A. J. Davis, „Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden der Ehe", von G. K. Wittig übersetzt. Hierher sind auch die Schriften des Freiherrn von Reichenbach über das geheimnißvolle Ozon der Seelen, das Od, zu rechnen, von denen wiederum eine vorliegt: „Die odische Lohe." Wieder auf den Standpunkt der irdischen Causalität versetzt uns C. H. Schultz-Schultzenstein in seiner „Physiologie oder Verjüngung des Lebens", während J. Bahnsen in seinen

„Beiträgen zur Charakterologie“ eins der schwierigsten philosophischen Grenzgebiete geistvoll erhellt.

Auf dem Gebiete der Geschichte überwiegt im Jahre 1867 die Specialforschung, die ihre Resultate meistens in Monographien mittheilt, über die mehr künstlerische, der Nationalliteratur angehörige Darstellung. Außer der Gesammtausgabe der Werke von Leopold Ranke machten auf letztere Bedeutung namentlich Anspruch: Reumont, „Geschichte Roms“; Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, von welcher der sechste Band vorliegt; W. Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, dritten Bandes dritte Abtheilung; S. Sugenheim's „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur“, von welcher die drei ersten Bände erschienen sind. Künstlerischen Werth beanspruchen Gustav Freytag's „Bilder aus dem Mittelalter“, die sich seinen frühern in neuen Auflagen erschienenen deutschen Culturbildern würdig anreihen. Eine populäre Darstellung strebt mit Glück an F. Eberty in seiner „Geschichte des preußischen Staats“, deren erste Abtheilung bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen reicht. Dem Gebiete der Specialgeschichte gehören an: Gallois, „Geschichte der Stadt Hamburg“; O. Fock, „Rügen-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten“; E. von Wattenwyl von Diesbach, „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern“; J. Weber und H. Holtzmann, „Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums“; R. Graf, „Die Feste der Republik Venedig“; H. Jolowicz, „Geschichte der Juden in Königsberg in Preußen“; L. Rapp, „Freimauer in Tirol“; H. Markgraf, „Ueber das Verhältniß des Königs Georg von Böhmen zu Papst Pius II.“; Martin Scheidler, „Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim“; August Lehmann, „Der Tugendbund“; W. Zimmermann, „Der Tag von Ober-Landenbach, ein Beitrag zur Geschichte der Revolutionsjahre 1848—49“; Freiherr M. von Sala, „Geschichte des polnischen Aufstandes im Jahre 1866“. Den obenerwähnten Geschichten von Hamburg, Bern u. s. w. schließt sich mit mehr culturhistorischer Tendenz an die Schrift von Emil Kneschke: „Leipzig seit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großstadt“, während einen Beitrag zu einer ästhetischen Geschichtsbeleuchtung Julius Braun gibt in den „Historischen Landschaften“.

Das monographische Element der Geschichtschreibung überwuchert nach wie vor in den Biographien, in denen oft so wenig bedeutende Lebensläufe ausführlich dargestellt werden, daß die Gefahr einer atomistischen Verzettelung der Geschichtswissenschaften in bedenkliche Nähe rückt. Wenigstens wäre es kein Unglück für die Nationalliteratur, wenn eine Zahl dieser Aebte und Prinzessinnen nicht aus ihren Kirchengrüften und Erbbegräbnissen aufgestört würde. Eine hervorragende Erwähnung auf diesem Gebiete verdient Theodor Toeche's „Kaiser Heinrich VI.“ Ein nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch machendes Register biographischer Schriften mag unsere Behauptung bestätigen: J. F. A. Mücke, „Flavius Claudius Julianus“; Dittrich, „Dionysius der Große von Alexandrien“; T. Zahn, „Marcellus von Ancyra“; W. Scherer, „Leben William's, Abts von Ebersberg; Beitrag zur Geschichte des 11. Jahrhunderts“; M. Philippson, „Geschichte Heinrich's des Löwen“; C. Höfler, „Barbara, Markgräfin von Brandenburg, aus dem 15. Jahrhundert“; L. Clarus, „Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne“; J. G. von Rauchbar, „Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—92)“; J. C. Mörikofer, „Ulrich Zwingli nach urkundlichen Quellen“, erster Band; „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche“, herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, C. Schmidt, vierter Theil: „Johannes Bugenhagen Pommeranus, Leben und ausgewählte Schriften“; J. Mestorf, „Wibbecke Kruse, eine holsteinische Bauerntochter. Ein Blatt aus der Zeit Christian's IV.“; W. Hahn, „Kurprinz Friedrich Wilhelm“; C. L. Blum, „Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günstling“; L. Graf Uetterodt zu Scharffenberg, „Ernest Graf zu Mansfeld, historische Darstellung“; Albert Knapp, „Lebensbild“; K. F. Ledderhose, „Henriette von Würtemberg, geborene Prinzessin von Nassau-Weilburg, Lebensbild aus der Gegenwart“; O. Mejer, „Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr“; A. Beck, „Graf Gustav Adolf von Gotter“; M. A. von Bethmann-Hollweg, „Erinnerung an Friedrich Karl von Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Christ“; P. von Wiskowatoff, „Jakob Wimpheling“; G. Stier und F. Stier, „Dr. Eduard Rudolf Stier“; „Graf Bismarck, ein Lebensbild“; F. C. Wiedmann, „Moritz Graf Dietrichstein“; Julius von Rönne, „Friedrich von Rönne“; Gustav Struve und Gustav Rasch, „Zwölf Streiter der Revolution“; Ludmilla Assing, „Piero Cironi“. Eine der interessantesten Persönlichkeiten der Neuzeit, Kaiser Maximilian von Mexico, hat in T. A. Liegel und Adolf Stern Biographen gefunden, während die sieben Bände Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben“, welche meist Reisebeschreibungen enthalten, und denen sich noch die Jugendschrift „Mein erster Ausflug“ anschließt, auf Bildung und Richtung des unglücklichen Fürsten manche bezeichnende Schlaglichter werfen. Aus Varnhagen von Ense's unerschöpflichem Nachlaß wurde eine neue zweibändige Sammlung veröffentlicht: „Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.“. Die Schrift: „Aus dem Nachlasse Friedrich's von Gentz“, enthält in zwei Bänden wichtige Correspondenzen dieses Diplomaten, der neuerdings in Karl Mendelssohn-Bartholdy wiederum einen eleganten Biographen gefunden hat. Den „Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph“ gibt A. von Arneth, den von „Leopold VI. und Marie Christine“ A. Wolf heraus.

Die Literatur über den letzten Krieg ist noch immer im Zunehmen, da die Quellen jetzt um so reicher zu fließen beginnen, indem der österreichische und preußische Generalstab gleichzeitig mit ihren officiellen Veröffentlichungen über denselben vorgehen. Von dem anerkannt gediegensten Werke über den Feldzug von 1866: „Der deutsche Krieg“ von Blankenburg, wurde zunächst die erste Hälfte veröffentlicht, welcher die zweite Hälfte soeben gefolgt ist; es sind die vielgerühmten Artikel aus „Unsere Zeit“, die hier in neuer Zusammenstellung und Ueberarbeitung erschienen. Dasselbe Thema behandeln: A. Winterfeld, „Geschichte der preußischen Feldzüge von 1866“; G. Hiltl, „Der böhmische Krieg“; G. Jahn, „Der deutsche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866“; Lubojatzky's

illustrirtes Werk: „Deutschlands Kriegsereignisse"; R. Gelich, „Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden"; W. Petsch, „Heldenthaten deutscher Krieger", „1866. Aus dem Feldtagebuche eines preußischen Unteroffiziers"; Theodor Batke, „Mein Sommer unter den Waffen"; Knorr, „Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland". Episoden aus diesem Kriege behandeln: Hoffmann, „Erinnerungen an Langensalza"; eine Monographie über „Die Seeschlacht bei Lissa"; „Von der Elbe bis zur Tauber, Feldzug der preußischen Mainarmee" und „Kriegstagebuch des zweiten westfälischen Infanterieregiments". Eine Art geschichtlicher Einleitung zu der Darstellung des letzten Kriegs gibt C. Göhring: „Die Kriege Preußens gegen Oesterreich von 1740—1860". Von den militärischen Schriftstellern ist im übrigen W. von Rüstow der productivste; es liegen von ihm zwei Schriften vor, eine über „Die russische Armee", die zweite über „Die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's". Aus dem Nachlaß des wackern Generals von Pfuel wurde herausgegeben: „Der Rückzug der Franzosen aus Rußland"; aus dem Nachlaß Karl von Könneritz' die „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs". Außerdem erwähnen wir: Knies, „Das moderne Kriegswesen"; Hornstein, „Der schleswig-holsteinische Krieg 1864"; Louis Baron von Falkenstein, „Ein Lorberhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskriegs".

Die politischen Meinungen und Stimmungen in Deutschland begnügen sich nicht damit, sich in den Leitartikeln der Zeitungen abzulagern; sie bilden eine eigene publicistische Literatur, die in größern Werken und kleinern Flugschriften Propaganda macht. Größere Schriften erschienen von Joseph Edmund Joerg: „Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland"; von Wolfgang Menzel: „Unsere Grenzen"; von Onno Klopp, dem antipreußischen und antifriedericianischen Autor: „Die preußische Politik des Friedericianismus nach Friedrich II." Die gesammte Broschürenliteratur können wir nicht bis in ihre äußersten Ableger verfolgen, die oft nicht mehr sind als erweiterte Leitartikel; wir erwähnen noch: „Der Preußenhaß, beleuchtet von einem Süddeutschen"; „Der Zerfall Oesterreichs, von einem Deutsch-Oesterreicher"; J. F. Keller, „Norddeutschland und seine Neugestaltung"; „Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit"; R. D. Wichmann, „Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte"; H. von Feder, „Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands"; Justus Freimund, „Oesterreichs Zukunft, entwickelt aus seiner Vergangenheit und Gegenwart"; M. Levy, „Der Staat und die Juden im Norddeutschen Bunde"; Bernhard Becker, „Der Misbrauch der Nationalitätenlehre"; W. Gaß, „Das Recht der Union, eine Schutzrede"; Karl Braun, „Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der «Vier Fragen eines Ostpreußen»"; L. F. Ilse, „Die Politik Preußens vom Antritt des Ministeriums von Bismarck bis zum Wiener Frieden mit Dänemark"; Gustav Thaulow, „Die Neugestaltung Deutschlands mit dem Prager Frieden vom 23. August 1866"; A. T. Thomsen-Oldensworth, „Ueber Schleswig-Holsteins und Preußens Steuersystem, ein Wort zur Abwehr"; R. Römer, „Die Verfassung des Norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die würtembergische Freiheit"; „Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutschen Staatsmanne"; F. Koch, „Der Geist der neuesten preußischen Regierung und ihrer Gegner, gemessen an dem Geist des alten und des neuen Rom".

Wer diese Broschüren rasch nacheinander durchzulesen im Stande wäre, dem würde ein disharmonisches Orchester politischer Stimmen vor den Ohren schwirren. In der That ist der Carneval der Meinungen bunter in Deutschland als zu irgendeiner frühern Zeit; doch die große Majorität spricht sich zu Gunsten der vollzogenen und noch in Aussicht stehenden Neugestaltung des Vaterlandes aus. Staatsrechtliche Bedeutung nehmen in Anspruch: Hermann Schulze's „System des deutschen Staatsrechts" und die neue Ausgabe seiner „Einleitung in das deutsche Staatsrecht", zwei gediegene Werke; Rüttimann, „Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht, verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz"; S. Kaiser, „Grundsätze schweizerischer Politik".

Das streng wissenschaftliche Gebiet der Nationalökonomie, auf welchem auch außer der Stein'schen Verwaltungslehre mehrere verdienstvolle Werke erschienen sind, ist aus dem Bereich d. Bl. ausgeschlossen, wenigstens was das schwere Geschütz betrifft, das auf demselben aufgefahren ist. Die leichten Plänkler und Tirailleurs, welche dies Gebiet durchstreifen, haben es namentlich auf die Arbeiter- und Frauenfrage abgesehen. Ueber die Bedeutung des nordamerikanischen Nationalökonomen Carey machen sich verschiedene Ansichten geltend: Dühring rückt gegen „Die Verkleinerer Carey's" ins Feld, während Adolf Held „Carey's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem" erörtert. Louis Richter veröffentlicht „Skizzen über sociales Leben"; Noah Jacobsohn „Die sociale Zündnadel". Die Frauenfrage gehört, seitdem die Losung „Das Recht auf Arbeit" für die Frauen verkündigt worden ist, zur Modeliteratur; die frühere Frauenemancipation kämpfte für das Recht auf Genuß. Praktisch ist die Schrift von Minna Pinoff: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit." Dasselbe Thema behandelt: K. T. Richter, „Das Recht der Frauen auf Arbeit"; Nina Sturmhöfel veröffentlicht „Offenbarungen für alle" und Elise von Asztalos wendet sich „An die denkenden deutschen Frauen". Ein reichhaltiges Material in Betreff der praktischen Frauenfrage und ihrer Lösung enthält die Schrift von A. Daul: „Die Frauenarbeit oder der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit".

Von den neuen Reisebeschreibungen nehmen die Reisen des philosophisch hochgebildeten Adolf Bastian in Siam und Kambodja, der dritte und vierte Band seiner „Völker des östlichen Asien", durch neue und interessante Mittheilungen den ersten Rang ein. Graf Krockow von Wickerode läßt seine „Reisen und Jagden in Nordostafrika" erscheinen. Von J. J. von Tschudi's „Reisen durch Südamerika" ist der dritte Band ausgegeben worden. Den Gesichtskreis in Bezug auf das Innere Arabiens und Afrikas erweitern die aus dem Englischen übersetzten „Reisen Palgrave's in Arabien" und Samuel White Baker's Werk über den „Albert Nyanza". Neue Aufschlüsse über die Polargegenden erhalten wir aus der Schrift von Charles Martins: „Von Spitzbergen zur Sahara", welche A. Bartels aus dem

Französischen übersetzt hot. Mehr zur Touristenliteratur gehören die Schriften: Prof. Eduard Hildebrandt's „Reisen um die Erde“, nach seinen Tagebüchern erzählt von Ernst Kossak; Julius Rodenberg, „Ein dänisches Seebad, vier Wochen in Helsingör“; Ludwig Reinhard, „Römische Spaziergänge“; Hermann Hölty, „Alpenzauber und italische Gebilde“; Heinrich Noë, „Oesterreichisches Seebuch“ und „Neue Studien aus den Alpen“; „Wanderstudien aus der Schweiz“; Franz Wallner, „Wenn jemand eine Reise thut“; Wolfgang Müller, „Sommertage am Siebengebirge“; Osenbrüggen, „Wanderstudien aus der Schweiz“; H. C. B. Briegleb, „Amsterdam“; L. Häcker, „Amerikanische Reiseskizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthschaft und des socialen Lebens“; H. K. Brandes, „Ausflug nach Norwegen im Jahre 1866“ und L. Passarge, „Schweden, Wisby und Kopenhagen, Wanderstudien“. Zahlreich sind die Monographien über Inseln des Mittelländischen Meers und der Nordsee: Elpis Melena, „Die Insel Creta“; Pagenstecher, „Die Insel Malorca“; W. Reiß und A. Stübel, „Ausflug nach den vulkanischen Gebirgen von Aegina und Methana“; Baudissin, „Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln“; O. Hartwig, „Aus Sicilien, Cultur- und Geschichtsbilder“. Eine eingehende geographische Beschreibung enthält das Werk von H. Guthe: „Die Lande Braunschweig und Hannover“.

Daß die Industrieausstellung auch eine große Zahl schreiblustiger Touristen anziehen würde, war vorauszusehen. In der That wurde Paris in allen Tonarten dargestellt und verherrlicht. Julius Rodenberg gab unter Mitwirkung mehrerer Schriftsteller ein pikantes Skizzenbuch heraus: „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht“; Hans Wachenhusen: „Paris 1866, Weltausstellungsbilder.“ Der umfassende „Paris-Guide“ erschien übersetzt in der „Internationalen Bibliothek“, während von der ersten Folge der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ eine neue Auflage sich nöthig zeigte. A. Ebeling schildert die „Wunder der pariser Weltausstellung 1867“, während F. Pecht seine interessanten pariser Briefe aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gesammelt herausgibt unter dem Titel: „Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867.“ „Wiener Büsten und Bilder“ hat M. Klapp veröffentlicht.

Die volksthümliche naturwissenschaftliche Literatur ist mindestens aus dem Stadium der Hyperproduction wieder herausgetreten; es sind wenig neue Werke auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Wol aber sind von einigen der bedeutendern neue Auflagen erschienen, so z. B. eine siebente Auflage von Hermann Burmeister's „Geschichte der Schöpfung“. Von Karl Ruß wurden neue Bilder aus dem Naturleben: „Durch Feld und Wald“, mit Illustrationen ausgegeben. Ueber die Wärme hat J. R. Mayer eine Schrift herausgegeben, während die von John Tyndall über dasselbe Thema aus dem Englischen übersetzt worden ist. Kleinere werthvolle Arbeiten sind: B. von Cotta, „Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde“, und A. Kirchhoff, „Die Idee der Pflanzenmetamorphose bei Wolff und bei Goethe“.

So sehen wir fast auf allen Literaturgebieten auch im Jahre 1867 eine unveränderte Regsamkeit, die namentlich auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur und der geschichtlichen Monographien in maßloser Weise fruchtbar ist. Dagegen leiden Lyrik und Drama theils unter der Theilnahmlosigkeit des Publikums, theils unter der systematischen Pflege der ältern und classischen Literatur, die jetzt in zahlreichen neuen „Bibliotheken“ zu den wohlfeilsten Preisen dem Publikum zugänglich gemacht wird und sich wie eine buchhändlerische Lavine über den jüngern dichterischen Nachwuchs der Neuzeit herabwälzt.

Rudolf Gottschall.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Für wen sind denn eigentlich all die Romane, Novellen und Skizzenbücher geschrieben, welche Tag für Tag die Herren Verleger anzeigen? Das Publikum liest sie nicht, der zehnte Theil nur kommt in die Leihbibliotheken; wo bleiben die übrigen? Sie müssen nothwendig auf Lager sein oder als zur Ansicht verwandte Waare von Haus zu Haus wandern, um nach 14 Tagen wieder — abgeholt zu werden. Von „tiefgefühlten Bedürfnissen“ kann doch im Unterhaltungsfache wirklich nicht mehr die Rede sein, und wäre es der Fall, haben wir da nicht an Schücking's, Frenzel's, Habicht's, Jakob Corvinus', Freytag's, Gutzkow's und an anderer Erzeugnissen Lektüre genug, um die Stunden füllen zu können, in denen der Geist seine Ansprüche macht? Der Gewinn, den die Verleger haben an den meisten ihrer Verlagswerke, sie seien welcher Art sie wollen, ist wahrhaftig kein beneidenswerther, und ist der Handel mit Schweineborsten sehr oft lohnender als der mit Belletristik. Wahr ist's, die meisten Schöngeister schreiben ja nicht aus Begeisterung, aus innerm Drang; sie schreiben um des Brotverdienstes willen, um leben zu können. Das „sociale Uebel“ hat sich auch über die Literatur verbreitet. Die Ueberfüllung mit Producirenden hat den Tagelohn herabgedrückt, hat die Arbeit, die Waare schlechter gemacht, gehaltloser, nur fürs Auge berechnet; die Jagd nach Stellen, nach Brot und Lohn hat auch der Musenjünger begonnen; sie zwangen ihn, die Verhältnisse, die Misère der Existenz; und da, wo nur geistige Verbrüderung, ideale Freundschaft und neidloses Streben nach Einem Ziele herrschen sollte, krächzt der schwarze Rabe der Intrigue, der Verdächtigung, der Gewinnsucht. Der Parnaß ist zum Geldmarkt geworden, zur Börse, auf dem das Steigen und Sinken der Papiere den Impuls für alle Geschäftshäuser gibt. Die Firma Mühlbach bewährt sich, bei Temme steht's still; etwas Exquisites liefert Schücking, überländische Waare beziehen wir von Gerstäcker, Möllhausen u. s. w. am besten — so ungefähr ist der Ton, der schon jetzt auf dem Büchermarkt herrscht; wie soll das noch für die Zukunft werden?

Hier habe ich zwei Romane eines Mannes vor mir liegen, der, verdient oder unverdient — das zu untersuchen gehört nicht hierher —, zum Märtyrer seiner Gesinnung geworden. Er lebt im Auslande, in der Schweiz; auch

er schreibt, wie es scheint, für den Brotverdienst, und das hat seinen Producten, je mehr er ihrer aus dem Aermel schüttelte, mit dem Wachsen der Bändezahl eine ermüdende Langathmigkeit gegeben. Es ist J. D. H. Temme, den ich meine. Er schreibt gewiß nicht aus Begeisterung, aus Belehrungsdrang, um seiner Zeit und seinem Volk mit seinen Erzeugnissen zu nützen. Solche Ziele sind mit dem Verschwinden der classischen Periode immer unbekannter geworden. Temme hat einen Productionsdrang der erstaunlichsten Art. Er hat die Criminalistik zur Melkkuh gemacht, und zwar in einem bedenkenerregenden Grade. Solange er die Justizgeschichten novellistisch behandelte, lag in dem Umfange solcher kleinen Producte, die noch dazu fortsetzungsweise erschienen, Stoff genug, um den das Aufregende liebenden Leser zu fesseln. Seit aber Temme auf den Einfall gekommen, Romane zu schreiben, mehrere Bände starke Romane, ist ihm der auf einen oft unbedeutenden Stoff angewiesene Erzählungsfaden entfallen und er unterhält ins Endlose hinein den Leser mit Hin- und Widerreden, mit Frage- und Antwortgeben von seiten der handelnden Personen, daß wir glauben müssen, Temme will uns nur zeigen, was er als Inquirent zu leisten vermochte. Indeß sind seine Actenvorräthe erschöpft. Uns soll nur noch die Achtung für seine fruchtreiche Vergangenheit den Maßstab für seine Nachschößlinge an die Hand geben. Aber eben darum rufen wir ihm noch einmal ein wohlgemeintes Halt zu. Wir haben genug seiner Schöpfungen, wir brauchen keine neuen mehr, wie z. B. die folgenden sind:

1. Die Heimat. Ein Schweizerroman von J. D. H. Temme. Drei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1868. 8. 5 Thlr.
2. Der Domherr. Historischer Roman von J. D. H. Temme. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie Temme seine Stoffe auseinanderzuzerren weiß, will ich an nachstehendem Stück aus dem Anfang des erstgenannten Romans beweisen. Statt kurz zu sagen: die Badesaison lockte viele Fremde nach dem reizend gelegenen Curort Schinznach — beschreibt der Verfasser:

Es war im hohen Sommer, in der bunten, bewegten Sommer(!)saison. Auf jener Bahn zwischen Zürich und Olten flogen die Zuge (ein paar Zeilen vorher schon einmal gesagt!) hin und her; auf der Station Schinznach hielten sie alle an. Fremde stiegen aus, stiegen ein. Das freundliche Stationshaus liegt kaum fünf Minuten von dem Bade (was thut dies zur Sache?); die Einsteigenden warfen noch einmal den Blick umher in die reizende Gegend, von der sie Abschied nehmen sollten. Die Aussteigenden schauten eine Zeit lang verwundert, entzückt in das weite Thal mit seinen drei Strömen (Temme muß von dem Orte nichts anderes wissen, denn die „drei Ströme" erwähnt er auf einer halben Seite zweimal), auf das malerische Städtchen Brugg, bei dem sie sich vereinigen, auf die freundlichen Dörfer zu beiden Seiten, auf die hohen Berge, die zu allen Seiten sich emporthürmen mit ihren dichten Laubwäldern, mit ihren alten Burgruinen und neuen Schlössern.

Nun kommt die Beschreibung der aussteigenden Fremden:

Die meisten waren wol gewöhnliche Touristen. Man erkannte sie an jener Ueberraschung und Bewunderung, womit sie zuerst an dem Stationshause ihre Schritte anhielten und in das Thal und auf die Berge schauten, bevor sie ihren Weg zu dem Bade fortsetzten.

Also daran erkennt man Touristen? Wahrhaftig, die Herren mögen sich für die Temme'sche Menschenkenntniß bedanken. Hierin leistet der Autor wirklich alles Mögliche. Es ließe sich eine interessante Zusammenstellung aus seinen Werken machen. Der ganze dreibändige Roman in seinem Interessantesten zusammengefaßt würde höchstens eine mittelmäßige Novelle bilden. Danach berechne der Leser den Werth des wie Gummi-elasticum in die Länge gezogenen Inhalts. Wir lernen aus ihm einige Schweizernamen kennen und daß das schöne Geschlecht im Lande Tell's nicht mit „Damen" bezeichnet wird, sondern als „Frauenzimmer" zwischen den Alpenblümli wandert. Weiter lernen wir nichts.

Auf I, 120 ist von einem Fremden die Rede, der plötzlich hinter zwei Mädchen, die zwei Hunde zu Begleitern haben, auftaucht. „Der Fremde", erzählt Temme, „vertrat ihnen lachend den Weg. Sein Lachen war wie sein Benehmen (wie war das? fragt der Leser; ich weiß es nicht, und Temme sagt es nicht!), und sein Benehmen war wie seine Gestalt (da Temme dieselbe einige Zeilen vorher „breitschulterig" nennt, muß es wol auch sein Benehmen gewesen sein!) und sein Gesicht." Von dem Gesicht des Fremden sagt Temme, es war ebenfalls „breit" und mit einem „langen hellblonden Schnurrbart" versehen gewesen. Dann sah nothwendigerweise auch so sein Benehmen aus. Temme sagt es und geglaubt hat ihm der Leser schon viel. Auf diesen unschuldigen Fremden läßt der Verfasser das eine der Mädchen, dem „Kopf und Herz beisammensitzen", die beiden Hunde hetzen! Warum? fragt man. Der Verfasser läßt das sonst gutmüthige Mädchen sagen: „Ich will den Herrn fragen, wer er ist." — „Dazu bedarfst du der Hunde?" antwortet das andere Mädchen (dabei steht der Fremde dicht hinter ihnen). „Bei ihm scheint es nöthig zu sein", ist die Entgegnung. „Der Fremde lachte" (schon wieder einmal und man weiß nicht warum). „O, Sie haben Muth, mein Fräulein!" spricht er. Sie antwortet: „Auch Sie, mein Herr? Nero, Cäsar!" (so heißen die Hunde). „Sie wollte in der That die Hunde auf ihn hetzen", spricht der Verfasser. „Der Fremde wurde ernsthaft." — „Fräulein, lassen Sie!" ruft er. „O, Sie fürchten sich!" spricht sie. „Ja, für Ihre schönen Hunde!" — „Er sah danach aus, seine Worte wahr zu machen, denn er schien von ungewöhnlicher Körperkraft zu sein. Aber der Zorn des Mädchens wich, es besann sich. Den Hund rief es nicht mehr." Diese im Sande verlaufende Scene spricht sich selbst das Urtheil.

Nicht besser ist der zweite Roman: „Der Domherr." Man erläßt mir hoffentlich, dies Gericht zu serviren. Es gehörte eine gute Portion Geduld und Humor dazu, beim Lesen der „Heimat" auszuhalten.

Hier ist ein anderer Roman und ein anderer Verfasser:

3. Die Mas-Horca. Roman von Gustav Aimard. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die darin erzählte Geschichte ist nicht ohne Interesse. Sie behandelt Aufruhrzustände in Buenos-Ayres. Weiße und Schwarze, Indianer, Scalpirungen, Liebesgeständnisse, Todtschlägereien, nächtliche Ueberfälle — alles kommt in dem Buche vor, was nur irgendwie gruselig ist. Der romantische Aufputz, der dem Ganzen angehängt, hat immerhin einen Schein von Wahrscheinlichkeit, viel Señoras

und Doñas tanzen darin herum, mit viel spanischen Benennungen wirft der Verfasser um sich, die in Noten deutsch erklärt werden; im übrigen enthalten die drei Theile nichts Besseres und nichts Schlechteres als die gewöhnliche Fabrikwaare transatlantischer Gattung.

4. Der Achatring. Eine Erzählung von Hedwig von Numers. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, C. F. Schmidt. 1866. 8. 2 Thlr.

Dies Buch ist wirklich lesenswerth; die Verfasserin hat Geist, Gemüth, und der Uebersetzer viel Geschmack, das Original so wiederzugeben, daß es auch uns Deutschen, die wir die schwedischen Gefühlsexpectorationen nicht ohne Abkürzung lesen können, mundet. Frau von Numers theilt mit der Marie Sophie Schwartz den Fehler, daß sie uns ihre Charaktere in allzu blasser Allgemeinheit schildert, ihre Barone können ebenso gut Ladenschwengel sein und ihre weiblichen Typen ebenso für Gänseblümchennaturen wie für philosophirende Pensionatstöchter gelten. Mehr Bestimmtheit in der Physiognomie, mehr Schärfe in der Zeichnung wäre allen schwedischen Schriftstellern anzurathen.

5. Welt und Gemüth. Novellen von F. Brunold. Zwei Bände. Malchin, Wendt. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Die gute Hälfte Gefühl wollen wir dem Autor erlassen; möchte er dieselbe aber mit mehr Geist und Weltkenntniß ersetzen. Es sind alles höchst unschuldige Geschöpfe, die uns der Verfasser in seinen Novellenfiguren vorführt, sie singen und springen, freuen sich des Lebens, thun verliebt, sterben auch aus Liebe; aber gibt es denn keine andern Themata, als die Braut aus Liebe verkümmern, den Vater aus Liebe zum Gelde in die Heirath der Tochter nicht willigen, zuletzt vielleicht glückliches Wiedersehen und freudige Heirathen feiern zu lassen? Von der ganzen Gefühlsschwelgerei, die in den Novellen herrscht, von dem schwärmerischen Ton und der ewigen Liebelei wird unsereinem ganz weich ums Herz; und wenn wir dies noch ertragen wollten, aber so steht ja das Leben gar nicht aus, wie es Brunold uns schildert. Wenn die Liebe zum Manne und die Liebe zum Weibe unser bischen Dasein so in Anspruch nehmen und uns Tag und Nacht mit ihren Dämmerungsgefühlen quälen sollte, wie es in Brunold's Novellen geschieht, welche Zeit blieb uns da noch für unsere praktische Thätigkeit, welche Zeit für die höhern Ideale in Staat, Kunst und Wissenschaft übrig?

6. Unter den Fittichen des schwarzen Adlers. — A. u. d. T.: Aus dem Zündnadelkriege und aus früherer Zeit. Ein historisches Skizzenbuch von Ferdinand Pflug. Erster Band. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel ist steif, der Stil ist steif. Das Ganze ist in eine preußische Halsbinde und preußische Uniform eingezwängt. Pflug macht stark in Preußenliebe, selbst auf Kosten des nächsten Bruderstammes, der Oesterreicher. Ein künstlich erwärmter Patriotismus durchhaucht die Kriegsbilder und gibt ihnen das Ansehen, als hätten sie im Manuscript dem hohen Kriegsministerio zur unterthänigen Durchsicht vorgelegen. Hr. Pflug, wir bedauern; Hr. Schlicke, wir gratuliren zu Ihrer Ausstattung, sie ist gut.

7. Die Idealisten. Roman von Luise Otto. Vier Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das ist der beste Roman von allen, die ich hier numerirt dem Leser vorgelegt. Die Idee, ein freies und sittliches Menschengeschlecht heranzubilden, ist der Grundzug dieses Werks. Die Verfasserin weiß allerdings nicht immer die fesselnde, die pikante Seite herauszukehren, aber sie hat Charakter und ein tiefes Verständniß für die Wunden unserer Zeit; sie fühlt sie mit, sie müht sich ab, Mittel und Wege zur Abhülfe zu finden. Ein Stück Leben spielt sich in diesem Romane ab; Luise Otto kämpft tapfer gegen den socialen Nothstand unsers weiblichen Geschlechts: alle ihre Schriften werden den Gleichgesinnten willkommen sein.

Otto Spielberg.

Feuilleton.

Charakterköpfe neuer Dramatiker.

Heinrich Laube fährt fort, im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" eine Geschichte des Burgtheaters von 1848—67 zu geben, welche indeß, weit davon entfernt, sich auf Daten und Thatsachen zu beschränken, interessante dramaturgische Charakterbilder gibt. Die Porträts der Darsteller, eines Bogumil Dawison u. a., werden dort eingefügt, wo es sich um ihre Anwerbung unter die Fahnen des Burgtheaters handelt, die Porträts der Dichter dort, wo von ihrem ersten an der Burg zur Aufführung gekommenen Stücke die Rede ist. Diese letztern Charakterköpfe sind besonders deshalb von Bedeutung, weil Laube die Dramatiker nicht blos vom ästhetischen, sondern wesentlich vom bühnenpraktischen Standpunkte aus behandelt und er nach dieser Seite hin jedenfalls eine unserer ersten Autoritäten ist. Mit besonderer Zuneigung und liebenswürdiger [...]selführung hat Laube das Bild seines schlesischen Landsmanns [...]stav Freytag entworfen und dessen „Journalisten" ein begeistes „εὕρηκα" gewidmet. Bei der Charakteristik von Roderich [...]nedix, dessen dramatisches Talent er mit Wärme anerkennt, [...]sagt Laube, daß derselbe genöthigt sei, so viel zu arbeiten, des Gelderwerbs willen; er wünscht, daß diesem so fleißigen und bühnengewandten Autor eine Stellung gesichert werde, ihm mehr Muße gönne zu einem minder eiligen Schaffen. [...]r tritt uns nun von selbst die bedauerliche Parallele zwischen deutschen und französischen Zuständen entgegen; wir würden dieselbe nicht einmal angemessen finden, wenn es sich um einen Dichter handelte, der den Anforderungen der Bühne im freien Schwung der Phantasie wenig Rechnung trüge oder etwa Trauerspiele dichtete, da für solche Poeten in Deutschland nur der Himmel des Zeus offen steht. Aber wenn wir von dem beliebtesten und fleißigsten deutschen Lustspieldichter der Gegenwart sprechen, der, wenn man die Summe aller Aufführungen seiner Stücke alljährlich zieht, mit diesem Total vor jedem andern Dramatiker einen weiten Vorsprung hat, so darf man wol einen Vergleich mit einem beliebten Dramatiker des neuen Frankreich, wie Victorien Sardou, ziehen. Der letztere hat sich im Laufe von fünf Jahren durch die Tantièmen seiner erfolgreichen Stücke so viel verdient, um in seinem Schloß zu Marly wie ein Grand-Seigneur leben zu können. Roderich Benedix besitzt kein Schloß und wird eine dramaturgische Misernte, den Ausfall eines Stücks, auf das er gerechnet hat, gewiß schwer empfinden.

Am interessantesten ist die Charakteristik, die Heinrich Laube von Friedrich Hebbel entwirft. Er beleuchtet das Talent desselben mit dem Lichte der Proscenienmslampen und kommt mit seiner Charakteristik zuletzt auf ein Urtheil heraus, das der Herausgeber d. Bl. ebenfalls in seiner „Nationalliteratur" über Hebbel fällte, indem er ihn mehr einen dramatischen Denker als einen

dramatischen Dichter nannte. „Ich fand ihn", sagt Laube, „vom Burgtheater beachteter als von irgendeiner Bühne, und fand ihn unter einem Theile des wiener Publikums gefeierter, als dies irgendwo außerhalb Oesterreichs der Fall war. Er hatte in Wien sein Hauptquartier gefunden. Draußen — wie man in Wien sagt — war er bekannt als eine etwas grelle Dichterkraft von geistvollem Radicalismus, bei dessen Namen man Grabbe's Namen mitzunennen pflegte. Die Literaten nahmen aufmerksam, meist polemisch, Notiz von ihm, aber in den weitern Kreisen der Nation war er wenig bekannt, weil ihm die Anziehungskräfte für das große Publikum fehlen. Er hatte und hat in Wien eine respectable Gemeinde, vorzugsweise unter der studirenden Jugend; er hatte und hat unter dem Theaterpublikum wenig Anhänger, und diese wenigen zeigten immer mehr Respect als Theilnahme. Mir war von seinen dramatischen Arbeiten «Genofeva» im Sinne geblieben als poetisch interessant. Diese wollte ich in Scene setzen. Nicht in Hoffnung auf volles Gelingen, aber als entscheidenden Versuch, ob seine Dichtung auf dem Theater bestehen könnte. Unter dem Titel «Genofeva» war die Erlaubniß unerreichbar, denn die heilige Genofeva durfte nicht aufs Theater gebracht werden. Ich kam also mit Hebbel überein, die Titelheldin Magellone zu nennen, und als «Magellona» erschien das Stück. Nun, diese erste Inscenesetzung eines Hebbel'schen Stücks wurde für mich eine aufklärende Offenbarung über seine Schöpfungsart. Ich erkannte zum ersten male deutlich, daß seine Stücke aus einem tiefen Grunde der Scene fremd sind, daß Hebbel — wie ich neulich von Gervinus gesagt — gar keine plastische Phantasie besitzt, daß er beim Empfangen und Niederschreiben seiner Stücke den Vorgang in diesen Stücken gar nicht gesehen hat in seiner Einbildungskraft. Es ist aber unerlaßlich, daß der dramatische Dichter seine Vorgänge im Geiste sieht, sonst werden sie eben nicht Schauspiele. Hebbel's Stücke sind zusammengedacht, sie sind von einem begabten, dichtenden Denker niedergeschrieben, nicht aber von einem Dichter, der ein Künstler ist. Das war eine Pein, als ich das Stück vor der ersten Probe las, zum ersten male daraufhin las, daß es als die Gestalt an mir vorüberschreite, welche ich ihm auf der Scene geben wollte! Das war eine Pein! Es entstand keine Gestalt; die einzelnen Theile bröckelten auseinander; unsicher wie nie ging ich an die Aufgabe. Bei der Vorstellung des Abends wurde mir das alles sonnenklar. Geist, Geist, aber keine Gestalt! Darum nehmen sich die Sachen so unvollständig aus auf der Scene: sie sind gar nicht für die Scene entstanden. Das ihm wohlwollende Publikum geht bereitwillig an die geistigen Strahlen und weiß sich nicht zu erklären, warum sein Antheil so rettungslos ermattet. Warum? Die Kunst lebt nicht vom Geiste allein, sie braucht einen wohlgefügten Körper zur Vergeistigung. Das Stück erhielt sich denn nicht, und was schlimmer: ich war für immer abgeschreckt von diesem dramatischen Dichter, weil ich zu gut wußte, daß ohne plastische Phantasie kein Dichter der Erde auf der Scene besteht. Hebbel ist viel günstiger zu beurtheilen, wenn man ihn nicht in Beziehung setzt zur Bühne, für welche ihm eben eine Haupteigenschaft fehlt — die Anschaulichkeit. Er ist ein dichtender Denker, welcher — vielleicht nicht ohne forcirten Eigensinn — durchaus auf Eigenheit bedacht ist. Ein dichtender Denker, nicht aber ein denkender Dichter. Ein solcher war Schiller. Und deshalb wird Hebbel's Werth sofort beeinträchtigt, wenn man mit der Frage um Künstlerwerth an ihn tritt. In dieser Frage wird stets zur Sprache kommen, daß er von der Schönheit nur mitunter vereinzelte Strahlen gefunden, daß er aber im ganzen von der Schönheit verlassen war. Es wird zur Sprache kommen, daß er an die satirische Devise der französischen Romantiker gemahnt: «Das Schöne ist das Häßliche», und daß man den letzten und höchsten Zweck der Poesie vergeblich in ihm sucht: das Wohlthuende, das Versöhnende, das Tröstende, das Erhebende."

Die Quelle zu Gottfried's „Tristan".

Eine überraschende Entdeckung ist von einem französischen Gelehrten gemacht worden, welche für die deutsche Literaturgeschichte von Belang ist, weshalb wir ihrer nachträglich hier gedenken wollen. A. Bossert hat in seiner, der philosophischen Facultät zu Paris vorgelegten Dissertation: „Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg comparé à d'autres poèmes sur le même sujet" (Paris 1865), auch die Frage nach der Quelle zu Gottfried's „Tristan" erörtert. Daß Gottfried von Strasburg nach einer französischen Quelle gearbeitet hat, ist bekannt. Ferner konnten wir schließen, daß ein Gedicht eines Thomas diese Quelle sei. Dies Gedicht ist leider nur in Bruchstücken vorhanden, welche seltsamerweise gerade in der Erzählung da anfangen, wo der „Tristan", der bekanntlich unvollendet ist, aufhört.

Diesen tückischen Zufall haben wir beklagt, aber kein deutscher Gelehrter hat sich der Mühe unterzogen, den Anfang der französischen Bruchstücke mit dem Schlusse des „Tristan" genauer zu vergleichen. Bossert hat das Versäumte nachgeholt und dadurch gefunden, daß hier und dort ein kurzes Stück gemeinsam ist. Hiermit wissen wir nun bestimmt, daß das französische Gedicht des Thomas unserm Gottfried zur Vorlage diente, der seiner eigenen Aussage zufolge sich auf einen Thomas von Britannie beruft. Hoffentlich gelingt es noch, das ganze Originalgedicht aufzufinden. Aber wenn wir auch vorderhand auf eine durchgängige Vergleichung der Schöpfung Gottfried's mit seiner Vorlage verzichten müssen, so geben uns schon die gemeinschaftlichen Stellen den Beweis, daß der deutsche Dichter weit über sein Vorbild hinausragt.

Bossert bespricht auch die andern deutschen Gedichte des Mittelalters, welche den Roman von „Tristan und Isolt" behandelt haben. Hier sind ihm einzelne Irrthümer begegnet, die aus der Unkenntniß der einschlagenden Literatur erwachsen sind, während im allgemeinen seine Schrift sich durch Gelehrsamkeit und Methode auszeichnet. Von dem Vorgänger Gottfried's, von Eilhard von Oberge ist nicht nur ein einziges Gedichtbruchstück bekannt geworden, sondern es sind deren drei veröffentlicht. Die Behauptung Hagen's in der Einleitung zur Tristan-Ausgabe, der eine Fortsetzer des „Tristan", Heinrich, stamme nicht von Freiberg in Sachsen, sondern von Friedberg bei Augsburg, finden wir bei Bossert wiederholt. Hagen hat aber selbst diese Ansicht zurückgenommen im vierten Theile seiner „Minnesänger" und bringt Reimbeweise bei, welche darthun, daß Heinrich aus dem sächsischen Freiberg stammt. Denselben Beweis hat auch Franz Pfeiffer geführt in der „Germania" (II, 254). Ferner hält Bossert noch an der alten, längst durch Pfeiffer abgethanen Ansicht fest, daß Gottfried auch einen Lobgesang auf Christus und Maria, sowie ein Lied von der Armuth verfaßt habe.

Englisches Urtheil über Werke der deutschen Literatur.

Aus den zahlreichen Beurtheilungen deutscher Werke in der letzten „Saturday Review" führen wir diesmal nur die zwei folgenden über „Heine's Leben und Werke" von Adolf Strodtmann, und „Novellen und Terzinen" von Paul Heyse (siebente Sammlung) an.

„Obgleich Heinrich Heine zu der Klasse jener Schriftsteller gehört, welche das Publikum zu ihrem Vertrauten machen, und obgleich jedes brauchbare Bruchstückchen seines «Briefwechsels» an den Tag gekommen ist, so wird eine Biographie von bleibendem Werthe doch erst dann möglich sein, wenn seine unterdrückten Memoiren erschienen sein werden. Adolf Strodtmann, der sich, soweit es die Familie ihm gestatten will, zu Heine's Generalverwalter gemacht zu haben scheint, versteht uns jetzt freundlichst mit einem pis aller, bis jener glückliche Zeitpunkt eintreffen wird. Das Buch macht seinem Fleiße wirklich die größte Ehre; die mühevoll gesammelten Nachrichten sind angenehm erzählt; die literarische Arbeit ist ungewöhnlich sauber und gewandt, und wenn die Länge der Abschriften und Auszüge dem Werke einen starken Beigeschmack von Büchermachen verleiht, so sind diese geborgten Stellen doch durchaus nicht die am wenigsten unterhaltenden im Buche. Als Erzähler und Sammler ist Strodtmann vortrefflich; als Kritiker ist er hinlänglich achtungswerth; nur wenn er mit dem Dünkel eines hegelianischen Sophisten dritten Rangs Philosophie schwatzt, finden wir es schwer, ihn mit anzuhören."

„Paul Heyse ist, soviel wir wissen, bei weitem der beste heutige deutsche Novellendichter, und sein neuester Band wird ihm seinen Ruf erhalten. Seine Werke sind vollendete Cabinetstücke, gerade von der richtigen Länge, um auf einmal durchgelesen und in allen ihren wesentlichen Zügen durch eine einzige Anstrengung des Gedächtnisses wieder in dasselbe zurückgerufen zu werden. Ausgezeichnet, was den Stil betrifft, Meisterstücke mit Hinsicht auf die allmähliche und natürliche Entwickelung der Haupthandlung, erinnern sie uns fortwährend an Goethe; ihr größter Nachtheil ist ebenfalls einer, dem Goethe's Stücke stets ausgesetzt waren — die künstlerische Art der Lebensanschauung, als ob die menschlichen Leidenschaften und Leiden nur zur Bequemlichkeit der Maler und Dichter da wären. Eine der Erzählungen ist in terza rima, und daher langweilig. (?) Zwei von den drei Prosastücken sind, wie gewöhnlich bei Heyse, Variationen über ein einziges Thema, ein sittliches Problem, welches geistreich aufgestellt, geschickt ausgearbeitet und schließlich zu des Lesers Befriedigung gelöst ist."

Bibliographie.

Armand. Aus Armand's Frontierleben. 3 Bde. Leipzig, Werner. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, M., Perlen deutscher Dichtung. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Coburg, Sendelbach. 32. 24 Ngr.

Baker, S. W., Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Forschungsreise vom Atbara zum blauen Nil und Jagden in Wüsten und Wildnissen. 2 Bde. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Steger. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Braun, Isabella, Mancherlei. Freiburg im Br., Herder. 1867. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Buch der Braut oder Blumen der Liebe, im Garten neuerer deutschen Lyrik gesammelt von Frauenhand. 4te vermehrte Aufl. Leipzig, Gräbner. Gr. 16. 1867. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cassel, P., Die Inschrift des Altares zu Athen. Eine wissenschaftliche Auslegung. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Cottin, Sophie, Elisabeth. Nach dem Französischen. Berlin, Sacco Nachf. 16. 12½ Ngr.

Deutsche Dichtergaben. Album für F. Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhaftesten deutschen Dichter. Herausgegeben von C. Schad und J. Hub. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dobay, J. v., Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866 und die strategische Kritik desselben. Pest, Lauffer. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Drei Frauen oder die verhängnißvolle Leidenschaft. Roman aus der Gegenwart vom Verfasser des Romans: Nelly oder die Kettengefährten. 1ste und 2te Lief. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1867. Gr. 8. à 3 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autorisirte Uebersetzung. 3ter Thl.: Die Männer der Erziehung. Mainz, Kirchheim. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frauenadel in A. Rost's Ludwig der Eiserne. Weimar, Kühn. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Frauenstädt, J., Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Gerok, K., Blumen und Sterne. Gedichte. Leipzig, Volckmar. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Glück, P. B., Welt und Kirche. Zur Unterhaltung und Belehrung. Regensburg, Coppenrath. 1867. 8. 15 Ngr.

Gosche, R., Die zehnte Muse. Ein philologischer Festprolog. Halle, Barthel. 8. 5 Ngr.

Gottschall, R., Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. 6te Aufl. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gravemann, J. F. T., Ueber die Gründe, mit denen Lessing in seinem Laokoon zu beweisen sucht, daß bei den Griechen das Princip der Kunst die Schönheit gewesen und was von diesem Principe überhaupt zu halten sei. Promotionsschrift. Rostock. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hamerling, R., Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 2te, um die Hälfte vermehrte Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heyne, M., Altniederdeutsche Eigennamen aus dem 9. — 11. Jahrhundert. Halle, Buchh. des Waisenh. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heyse, P., Novellen und Terzinen. 7te Sammlung der Novellen. 2te Aufl. Berlin, Hertz. Gr. 16. 2 Thlr.

Hoffmann, F., Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz v. Baader's Werken. Erlangen, Besold. Gr. 8. 2 Thlr.

Holzwarth, F. J., Ein Büchlein von der Familie. Aachen, Jacobi u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Jütting, W. U., Sprachliche und pädagogische Abhandlungen. 1ste Hälfte. Aurich, Frerichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Keune, W., Nahelese ut Fritz Reuters Stromtid in Versche bunnen. Quedlinburg, Huch. 1867. 16. 3 Ngr.

Klapp, M., Bilder vom Marsfelde. Blätter der Erinnerung allen Besuchern der Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1867 gewidmet. Troppau, Kolck. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kolisch, S., Auf dem Vulkan. Pariser Schilderungen. Stuttgart, [illegible]eger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krieg und Frieden. Eine kleine Geschichte aus großer Zeit von der Verfasserin von „Stolz und Still". Berlin, Rauh. 1867. 8. 27 Ngr.

Irdische Liebe und himmlische Liebe. Eine Erzählung. Berlin, Rauh. 1867. 8. 20 Ngr.

Lucae, K., Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide in seinen Grundzügen dargestellt. Halle, Buchh. des Waisenh. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Lührs, A., Die Union in Alt-Preußen. Actenstücke und Zeitstimmen, den Einverleibten und Verbündeten in Norddeutschland zu Nutz und Frommen herausgegeben. Braunschweig, Bruhn. Gr. 8. 14 Ngr.

Mach, E., Zwei populäre Vorträge über Optik. Gratz, Leuschner u. Lubensky. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Möbius, P., Die Ueberbürdung der Volksschule. Pädagogischer Vortrag. Leipzig, Klinkhardt. 1867. 8. 3 Ngr.

Mosenthal, S. H., Der Schulz von Altenbüren. Schauspiel. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Der Nebel von Chlum. Militärischer Beitrag als Schlaglicht auf die officielle österreichische sowie preußische Darstellung des Feldzuges 1866. Von Einem der Nord-Armee. Prag, Steinhauser. 1867. 8. 12 Ngr.

Nissen, M., Der friesische Spiegel mit einer hochdeutschen Uebersetzung. — De freske Sjemstin me en hugstiüsk Auerseting. Altona, Mentzel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Olivier, R., Der Verwaiste. Eine Dorfgeschichte. Mit Bewilligung des Herrn Verfassers nach der 3ten Aufl. des Originals aus dem Französischen übersetzt. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 1 Thlr.

Oertzen, G. v., Aus den Kämpfen des Lebens. Aphorismen. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 25 Ngr.

— — In Sonnenschein und Wind. Neue Lieder. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pape, J., Josephine. Liebe, Glaube und Vaterland. In Romanzen. 3te umgearbeitete und vermehrte Aufl. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Pape, J., Epische und dramatische Werke. Wohlfeile Ausgabe. 1stes Heft. Paderborn, Kleine. 1867. 16. 3½ Ngr.

— — Pfalzgrafentöchterlein. Eine Novelle aus der Minnezeit. Paderborn, Kleine. 32. 6 Ngr.

— — Aus verschiedenen Zeiten. Novellen. Paderborn, Kleine. 32. 10 Ngr.

Pelchrzim, T. v., Preußische Kriegsthaten 1866. I. Der Feldzug. II. Schilderungen und Charakterzüge. Für Jeden verständlich zusammengestellt. Berlin, Bath. 1867. 8. 7½ Ngr.

Planck, K. C., Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat. Stuttgart, Schaber. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Planck, K. T., Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung. Ein Stück deutscher Culturgeschichte. Berlin, G. Reimer. 1867. 8. 25 Ngr.

Poppe, F., Wihnachtsbom un Haffelstruk. Oldenburg, Schulze. 1867. 8. 3 Ngr.

Pott, F. A., Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen sowie die quinäre und vigesimale Zählmethode. Halle, Buchh. des Waisenh. Gr. 8. 20 Ngr.

Prohl, H., Stiefmütterchen. Eine Erzählung. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 24 Ngr.

Raabe, W., Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Ein Roman. 3 Thle. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 3 Thlr.

Raimund, G., Novellen. 5ter Bd. Hannover, Rümpler. 8. 15 Ngr.

Rastbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbstschau. Berlin, Guttentag. 1867. 16. 1 Thlr.

Richter, A., Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen versehen. 2 Bde. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rochlitz, F., Für Freunde der Tonkunst. 1ster Bd. 3te Aufl. Leipzig, Cnobloch. 8. 1 Thlr.

Schwester Rosalie. Ein Lebensbild aus dem Französischen. Berlin, Prochnow. 1867. 16. 7½ Ngr.

Rost's, A., Dramatische Dichtungen. 5te Lief.: Berthold Schwarz oder die deutschen Erfinder, romantisches Volksschauspiel. Weimar, Panse. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Roesler, H., Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 21 Ngr.

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Herausgegeben von E. Dohm und J. Rodenberg. 1ster Jahrgang. 12 Hefte. Leipzig, Payne. 1867. Lex.-8. à Heft 10 Ngr.

Sandy oder die Unvermählten. Eine wahre Geschichte. Bern, Mann. 1867. 8. 12 Ngr.

Scheffel, J. V., Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Thlr.

Scherr, J., Mischmasch. Berlin, Lesser. 1867. 8. 10 Ngr.

Schröter, C., Ilka. Eine ungarische Dorfgeschichte. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Schrader, A., Tod und Leben. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 2 Thlr.

Schwartzkopff, A., Gedichte. Halle, Barthel. 16. 20 Ngr.

Schweigel, R., Im Hochland. Novellen aus der romanischen Schweiz. 3te Sammlung. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwetschke, G., Bismarckias. Didactisches Epos. 2te Aufl. Halle, Schwetschke. 16. 5 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 6tes Bdchn.: König Richard II. Uebersetzt von Otto Gildemeister. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Simon, Liebe und Rache. Roman. 2 Thle. Pest, Lauffer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Stifter, A., Der Hochwald. Pesth, Heckenast. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weinhold, K., Grammatik der deutschen Mundarten. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Bairische Grammatik. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Karl Pfaff, geb. zu Stuttgart den 22. Februar 1795, gest. zu Eßlingen den 6. Dezember 1866. Eßlingen, Schreiber. 1867. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 5. 30. Januar 1868.

Eine pariser Studie.

Nach Paris wallfahrteten im vorigen Jahre die Völker aus allen Zonen der Windrose, oder vielmehr die Vergnügungsreisenden, als die modernsten Repräsentanten der Nationen, um den Friedenstempel auf dem Marsfeld und seine kosmopolitischen Dependenzien zu bewundern. Das Interesse für die Weltstadt ist von neuem rege geworden. Freilich kommt es den Touristen und ihren meisten Wegweisern nur darauf an, den Schaum von der Oberfläche des pariser Lebens abzuschöpfen; sie haben weder Zeit noch Lust, einen Blick in die Tiefe zu werfen, in jene Abgründe, welche tausend Opfer verschlingen.

Dazu fordert uns ein neuer Roman auf, der als ein pariser Sittengemälde betrachtet werden kann:

Verdorben zu Paris. Roman von Hans Hopfen. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1868. 8. 3 Thlr.

Hans Hopfen hat sich durch seine Gedichte im „Münchener Dichterbuch" und durch seinen Roman „Peregretta" rühmlich bekannt gemacht; er gehört nicht zu den Autoren, die alljährlich auf dem Büchermarkt erscheinen; ja es ist noch nicht einmal eine Sammlung seiner Gedichte erschienen. Diese Zurückhaltung deutet auf einen Dichtergeist, welcher der Muse um ihrer selbst willen huldigt, nicht nach augenblicklichen Erfolgen hascht und gerade deshalb verdient, wenn er mit einer sorgsam erwogenen Production vor das Publikum tritt, von diesem und von der Kritik eine besondere Beachtung zu erfahren.

Die Geschichte, die er uns in dem neuen Roman erzählt, ist einfach, sehr einfach; sie liest sich, als wäre es eine wenig retouchirte Wirklichkeit. Handelt es sich indeß in ihr nicht um ein wirkliches Erlebniß, so klingt sie ebenfalls an wirkliche Erlebnisse an; Aehnliches trägt sich fortwährend in Paris zu. Die Heldin ist eine elsassische Gouvernante, die allmählich in Liebesabenteuer verstrickt wird, sich nach einem nächtlichen Abenteuer aus dem Hause, in welchem sie eine Stellung suchte, entführen läßt, später, von dem Geliebten verlassen, in die Netze eines seiner Freunde geräth, bei dem Bestreben, diese gewaltsam zu zerreißen, ihre Gesundheit einbüßt und in den Spitälern von Paris ein trauriges Ende nimmt. Das klingt nicht wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht", sondern wie ein Polizeibericht, der aus den Acten vorgelesen wird. Und doch ist es ein Menschenschicksal, rührend, ergreifend, wenn es ein Dichter erzählt, dessen Muse auf den einsamen Gräbern des Kirchhofs Mont-Parnasse sich begeistern ließ.

Die schöne Marguerite, so heißt unsere Heldin, kann über „die Hand des Verhängnisses" klagen, wie Offenbach's „Belle Hélène"; doch ihr Fatum ist nicht allein von der cyprischen Göttin über sie verhängt, es ist ein absonderliches pariser Fatum, es ist der „chic". Wohl gibt es eine Zeit, wo sie selbst nicht weiß, was „chic" ist, wo sie danach fragt und die folgende Antwort erhält:

Mein liebes Kind, das ist schwer zu sagen, denn der chic ist alles und ist nichts. Der chic ist das Anmuthige in der Form des Einfältigen und das Einfältige in der Form des Anmuthigen, er ist niemals das Nothwendige und doch für jeden, der seine Bekanntschaft gemacht, das Unentbehrliche; chic ist das Unerhörte im Alltäglichen, was dich zum Lachen zwingt, ohne lächerlich zu sein; ist das Entzückende im Allergewöhnlichsten von der Welt; chic ist das Gewählte im Einfachen und das Versöhnende im Auffallenden; vor allem aber ist es das Reizende, was da blendet und berauscht, verrückt und bezaubert in Einem Nu, die Grazie auf Einem Bein, Amor auf allen Vieren. Chic ist die Art den kleinen Finger zu geben, daß es mehr Freude macht als die ganze Hand und doch dabei eine Hand ahnen läßt, wie man sie schöner, köstlicher noch nie in der seinen gehalten. Chic ist die Art, wie du in die Falten deines Kleides fassest, um hinter dich zu gucken, wenn auch das, was hinter dir geschieht, mit deines Kleides Falten keinen Zusammenhang hat. Chic ist die Toilette, welche man sieht, welche genaue Rechenschaft ablegt über die Toilette, welche man nicht sieht. Chic ist der launigste Zufall und die überlegteste Absicht; chic ist das Verführerische in social gangbaren Formen; chic ist das Haarlöckchen, welches dir über die Stumpfnase fällt und die Art, wie du darunter hervorschielst und zwinkerst;

Diesen Helden ins grellste Licht zu setzen, wird alles Erdenkliche aufgeboten: Thränen der Rührung und höherer Blödsinn, Weiber und Pferde, Pulverdampf in Fülle und historisches Costüm von allen Farben. Am drolligsten nehmen sich in letzterer Hinsicht die Schauspielerin und der Schauspieler aus, welche den Napoleon Bonaparte geben.

Die Schauspielerin? fragt der Leser. Ja wohl, denn im ersten Act erscheint der nachmalige Kaiser noch als ein kleiner Junge, der sich mit andern Figurantinnen und Choristinnen in einer Erziehungsanstalt befindet. Diese beiden Acteurs haben nämlich die Verpflichtung, sich fortwährend den ganzen Abend lang in den authentischen Stellungen zu bewegen, welche von Gros, Horace Vernet und den andern Malern „des Consulats und des Kaiserreichs" verewigt worden sind. Das eine Bein straff angezogen, das andere ins Knie gebeugt, die rechte Hand in die Weste gesteckt, die linke an der Scheide des Türkensäbels, oder beide Arme auf der Brust gekreuzt u. s. w. Gewandung und Gewaffen lassen natürlich nichts zu wünschen übrig, und der Lärm und das Geschrei, Musik und Kanonade und Kleingewehrfeuer noch viel weniger. In diesem Stück kommen, abgesehen von kleinern Exercitien und Scharmützeln, zwei Revuen, der Uebergang der französischen Armee über die Alpen und zwei Schlachten an die Reihe. Wir Deutsche sind gewohnt, wenn ein Gefecht über die Scene geht, während, vor und nach diesem uns ungehörig dünkenden Zwischenfall zu lachen; und es wird auch lächerlich und ärmlich genug in Scene gesetzt. Hier ist das anders; dem Publikum ist der Skandal Herzenssache, und die Theaterkasse und die Regie strengen sich dabei nach Kräften an. Pferde, Maulthiere, Soldaten und andere Comparsen sind auch bei uns nichts Seltenes, wenn der Zweck die Mittel heiligt und die Breter die Last vertragen können; aber daß man Batterien hinter dem überflüssig gewordenen Souffleurkasten aufpflanzt und sie zu wiederholten malen abbrennt, ohne daß im Hause die Scheiben springen, das hat man in Deutschland wol noch nicht oft gesehen.

Das Publikum spielt aus Leibeskräften mit, und ist das Theater mit österreichischen Uniformen bedeckt, so herrscht Todtenstille in allen Zuschauerräumen. Die Franzosen stürmen an, die Bewegung nimmt in allen Rängen zu. Die Oesterreicher von 1790 haben natürlicherweise auf der pariser Volksbühne keine bessere Rolle zu spielen als die von 1859 im Feuilleton des „Siècle". Sie haben nur zu schießen, davonzulaufen und sich gefangen aufführen zu lassen, d. h. lediglich als wirksame Gegensätze zu der „unwiderstehlichen Tapferkeit" der Soldaten des „Consulats und des Kaiserreichs" sich in Scene setzen zu lassen. Dabei lärmt und tobt das liebe Publikum, daß selbst der Kanonendonner davor den kürzern zieht und bricht nach erfolgtem Komödiensieg in endlosen Jubel aus.

Auch ein Bild des Kaisers erhalten wir:

Mitten im festlichen Volksgewoge, durch welches ein Detachement voranschreitender Gensdarmen den Weg säuberte und sichtete, kam er im offenen Wagen daher, der Verfasser der großen Schauspiele China, Mexico, Krim, Italien und anderer Werke von geschichtlicher und geschützkundiger Bedeutung, er, der den „Neffen als Onkel" für die moderne Bühne bearbeitet und sich so viel Mühe gibt, den „Julius Cäsar" ins Französische zu übersetzen.

Der Kaiser war in Civilkleidern, ihm zur Seite saß, feierlich den Grüßen des Volks dankend, die Kaiserin Eugenie, ein schönes Weib, dem man ansieht, daß es doch noch schöner gewesen sein muß. Die Bildnisse, welche man bei uns von Napoleon III. kennt, sind meist recht ähnlich, selbst die Conterfeie des „Kladderadatsch" sind in ihrer Art sehr glücklich. Aber was jedem ernsten wirklichen Porträtmaler, mag er auch ein großer Künstler sein, wiederzugeben schwer fallen wird, das ist der merkwürdig tiefsinnige Ausdruck, der über diese gallertartigen Züge ausgegossen ist. Unter den weichlich anschwellenden Brauen, welche, ein Familienzug, den Gesichtern des Onkels wie des Neffen den bekannten wollüstig grausamen Charakter geben, blickt eine eigenthümliche Mischung von Strenge und Schmerz, mit mattglänzenden Augen dankend, fragwürdig vornehm auf die vor seinen Trabanten ausweichende Menge. Des Kaisers Gesicht ist aschenfahl, ein kaum merkliches Bewegen geht nur selten darüber hin, er sieht aus wie ein „unglückseliger Atlas", der eine Welt auf seinen Schultern trägt, eine Welt, die ihn zum größten Theil nichts anging, und die er nun doch tragen muß, weil er sie sich aufgesackt, tragen muß mit ruheloser, erfinderischer Anstrengung und Sorge; denn beim geringsten Versehen rollt sie zerschmetternd auf sein Haupt und auf die Häupter all der Seinen.

Hopfen ist das directe Gegentheil eines Gallomanen und läßt durch einen seiner Helden sogar das Land bis an die Vogesen zurückverlangen nach dem Rechte des von den Franzosen gepredigten Nationalitätsprincips. Doch er verkennt die Vorzüge des socialen Lebens nicht, namentlich in Bezug auf die confessionelle Gleichheit und auf die Rechte des Judenthums, welche letztern Herr Klopffechter in einer Rede zu Gunsten seines Sohnes Maxime mit beachtenswerther Beredsamkeit auseinandersetzt.

Hopfen's Darstellung hat eine gewisse Energie, welche die geschilderten Personen und Dinge mit kräftigen Hebeln vor die Phantasie rückt. Sie entfernt sich von der glatten, einschmeichelnden Weise der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur zu Gunsten einer bei aller Sprödigkeit und Schroffheit immer markigen und gedankenvollen Darstellung.

Rudolf Gottschall.

Peter von Cornelius.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Unser Bericht über das Riegel'sche Werk war bereits geschrieben, als noch vor Abdruck desselben eine zweite Schrift: „Peter von Cornelius. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen", die Presse verließ. Es wird daher zweckmäßig erscheinen, der Besprechung jenes Buchs sogleich unser Urtheil über dieses folgen zu lassen, um so mehr, als dasselbe, wenn auch in seiner ursprünglichen Fassung vor Veröffentlichung des Riegel'schen vollendet, doch nachträglich mit specieller Bezugnahme auf die in demselben niedergelegten Ansichten und großentheils von einer stark abweichenden, ja gegensätzlichen Grundanschauung aus überarbeitet worden ist.

Die Verschiedenheit zwischen der Auffassung der beiden Biographen von Cornelius ist zwar nicht eine so weitgehende, daß der eine als ein unbedingter Lobredner, der andere als ein principieller Gegner des von ihnen charakterisirten Meisters sich herausstellte; vielmehr stimmen beide darin überein, daß sie in Cornelius einen Genius erster Größe anerkennen, ja sie sind sich auch insofern geistesverwandt, daß sie beide nicht einseitige Anhänger des Idealismus oder Realismus sind, sondern ihre Urtheile durch höhere, universellere Gesichtspunkte bestimmen lassen; aber trotzdem gelangen sie insofern zu sehr differirenden Ansichten im ganzen wie im einzelnen,

als bei Riegel gleichwol in sehr ausgeprägter Weise die enthusiastisch-bewundernde, bei Wolzogen dagegen nicht minder entschieden die kritisch-zerlegende Auffassung vorherrscht; jener daher mit wärmerer Hingebung und Liebe bei dem Großen und Erhabenen in des Meisters Leistungen verweilt, dieser dagegen mit schärferm und kühlerm Blick auch die Schwächen und Schattenseiten seiner Werke ins Auge faßt.

Eine derartige Verschiedenheit der Beurtheilung ist im allgemeinen jeder außerordentlichen, dem gewöhnlichen Maßstab sich entziehenden Erscheinung gegenüber möglich; besonders natürlich und berechtigt aber erscheint sie in Bezug auf Cornelius, einerseits weil sich seine gesammte Thätigkeit fast ausschließlich in solchen Bahnen bewegt, die zu allen Zeiten selbst für einen großen Theil der Kunstfreunde, um wie viel mehr also für das allgemeine Publikum schwer oder gar nicht zugänglich sind, während sie denen, die sich zu ihnen emporzuarbeiten vermögen, gerade die höchsten und reinsten Genüsse gewähren; andererseits weil sich die von ihm eingeschlagene und mit seltener Beharrlichkeit festgehaltene Richtung gerade mit der heutzutage herrschenden Weltanschauung in fast diametralem Widerspruch befindet, was denen, die dieser Zeitströmung gegenüber entweder eine sympathische oder eine antipathische Stellung einnehmen, eine übereinstimmende und völlig unbefangene Beurtheilung des Meisters geradezu unmöglich macht. Bei unsern beiden Autoren erklärt sich aber die Divergenz ihrer Ansichten außerdem noch dadurch, daß Riegel dem Künstler zugleich persönlich nahe stand und sein Werk, wie es scheint, in unmittelbarem Wechselverkehr mit demselben geschrieben hat, unverkennbar in der Absicht, das Bild des verehrten Meisters, den verdunkelnden Nebeln des Zeitgeschmacks entgegen, so strahlend wie möglich leuchten zu lassen und ihm in seinem Werke ein den hohen Intentionen und Leistungen desselben vollständig entsprechendes Denkmal zu setzen; Wolzogen dagegen der Person des Künstlers gegenüber von vornherein einen völlig beziehungslosen Standpunkt einnahm und demgemäß mit seinem Buche nur den rein kunsthistorischen Zweck im Auge hatte, die Leistungen desselben rein sachlich und nach ihrer Bedeutung nicht blos für seine Zeit und Thätigkeitssphäre, sondern für die gesammte Kunst- und Culturentwickelung, also zwar mit der dem Genius und Charakter desselben gebührenden Hochachtung, aber doch ohne besondere Pietätsrücksichten zu würdigen.

Hieraus ergibt sich, daß beide Werke, soweit sie auch in ihrem Gesammturtheil wie in der Werthschätzung des Einzelnen auseinandergehen, doch sehr wohl als gleichberechtigt und — nach verschiedenen Richtungen hin — als gleich verdienstlich zu begrüßen sind. Muß Riegel's Werk hauptsächlich im Interesse des Meisters und der von ihm vertretenen Kunst- und Geistesrichtung, zumal der die heutige Kunst bedrohenden Verflachung und Prosarung gegenüber, willkommen geheißen werden, so empfiehlt sich dagegen die Arbeit Wolzogen's durch die noch größere Unbefangenheit und Unumwundenheit des Urtheils und ist unleugbar entschiedener als jene dazu angethan, die allgemeine Meinung über Cornelius gleich sehr vor einer einseitigen Ueberschätzung wie vor einer einseitigen Unterschätzung seiner Leistungen zu bewahren, sowie auch sein Verhältniß zu anderweitigen Künstlern und Kunstrichtungen, mögen sie der Vorwelt oder Mitwelt angehören, mit nüchternerer Auffassung festzustellen. Wie daher jenes Buch ein heilsames Gegengewicht ist gegen die dem Meister nicht gerecht werdende Zeitströmung, so ist dieses eine nicht minder zweckmäßige Gegenwirkung gegen das vom erstern zu stark oder zu lichtvoll Hervorgehobene. Beide Werke stehen sich daher trotz ihres Gegensatzes nicht im Wege, noch machen sie einander überflüssig; vielmehr dienen sie einander zu gegenseitiger Ergänzung, und der Autor des letztern ist vollkommen im Recht gewesen, wenn er es, wie er selbst im Vorwort sagt, der echten Hoheit und unzweifelhaft mächtig hervorragenden Bedeutung des Künstlers nur für angemessen gehalten, dessen erhabenes Bild auch noch von einer andern Seite beleuchtet dem antheilnehmenden Publikum vorzuführen.

Den Kern und Mittelpunkt dessen, worin sich Wolzogen in der Totalauffassung des Meisters am wesentlichsten von Riegel unterscheidet, erfahren wir am einfachsten und ungetrübtesten von ihm selbst. Er sagt gegen den Schluß seines Buchs:

> Dr. Riegel geht davon aus, daß die zweite Renaissance der Kunst am Ende des vorigen und im Beginn unsers Jahrhunderts, durch das Dreigestirn Schinkel den Architekten, Thorwaldsen den Bildhauer und Cornelius den Maler getragen und vollendet, der frühern des 14. bis 16. Jahrhunderts, die in Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael gipfelte, keineswegs unebenbürtig gewesen, ja sie in gewissem Sinne sogar überflügelt, weil sie die Wiedergeburt der classischen Kunst im deutschen Geiste, eine zweite Renaissance, aber nicht wie jene erste eine neue der römischen Kunst, sondern die der griechischen vollbracht, die große Aufgabe der Zeit, die innige Verwebung der hellenischen Schönheit und des deutschen Geistes, jenen tiefergreifenden Vorgang, den der alternde Goethe sinnbildlich in der Vermählung des Faust und der Helena gefeiert, gelöst habe.

Er citirt hierauf aus Riegel's Buch die diesen Gedanken näher ausführende Stelle, dieselbe, welche auch wir oben angeführt haben, und fährt alsdann fort:

> Diese Auffassung stellt meines Erachtens die künstlerische Bedeutung der neuesten Zeit viel zu hoch. Nach meiner Ansicht hat vielmehr seit dem Zeitalter der Cinquecentisten nur eine einzige Kunst, d. i. die oben schon erwähnte Musik, einen wirklich noch nie dagewesenen Aufschwung genommen, dies aber nicht infolge der großartigen Renaissance, die sich in den Schwesterkünsten gleichzeitig vollzogen haben soll und die ja in Wahrheit nur deshalb ein so außerordentliches Staunen erregen konnte, weil sie auf die erbärmlichste aller Kunstepochen, die Zopfzeit und das Rococo, folgte, — sondern vielmehr als der letzte, köstlichste Ausläufer jener wirklichen Renaissance des Cinquecento. Traten doch damals auch bereits für die Tonkunst jene altehrwürdigen Vorläufer, Ockenheim, Bernhard der Deutsche, Josquin des Près, Willaert, Gudimel, Palestrina, Gabrieli, Donato und Orlandus di Lassus auf, als deren unmittelbare Geistesnachfolger die große deutsche Heroenreihe von Bach bis Beethoven anzusehen ist. In allen andern Künsten, ich nehme selbst die Poesie nicht aus, erblicke ich blos Epigonen, am meisten aber in den bildenden Künsten. Von Thorwaldsen und Schinkel scheint es mir klar auf der Hand zu liegen, daß sie die von Riegel behauptete Verschmelzung der hellenischen Schönheit und des deutschen Geistes weder vollzogen noch gewollt haben. Sie waren, in der Zeit ihrer Reife, vielmehr, soviel das heute überhaupt noch möglich, durchaus Hellenen, dem deutschen Geiste sogar in mancher Beziehung

Diesen Helden ins grellste Licht zu setzen, wird alles Erdenkliche aufgeboten: Thränen der Rührung und höherer Blödsinn, Weiber und Pferde, Pulverdampf in Fülle und historisches Costüm von allen Farben. Am drolligsten nehmen sich in letzterer Hinsicht die Schauspielerin und der Schauspieler aus, welche den Napoleon Bonaparte geben.

Die Schauspielerin? fragt der Leser. Ja wohl, denn im ersten Act erscheint der nachmalige Kaiser noch als ein kleiner Junge, der sich mit andern Figurantinnen und Choristinnen in einer Erziehungsanstalt befindet. Diese beiden Acteurs haben nämlich die Verpflichtung, sich fortwährend den ganzen Abend lang in den authentischen Stellungen zu bewegen, welche von Gros, Horace Vernet und den andern Malern „des Consulats und des Kaiserreichs“ verewigt worden sind. Das eine Bein straff angezogen, das andere ins Knie gebeugt, die rechte Hand in die Weste gesteckt, die linke an der Scheide des Türkensäbels, oder beide Arme auf der Brust gekreuzt u. s. w. Gewandung und Gewaffen lassen natürlich nichts zu wünschen übrig, und der Lärm und das Geschrei, Musik und Kanonade und Kleingewehrfeuer noch viel weniger. In diesem Stück kommen, abgesehen von kleinern Exercitien und Scharmützeln, zwei Revuen, der Uebergang der französischen Armee über die Alpen und zwei Schlachten an die Reihe. Wir Deutsche sind gewohnt, wenn ein Gefecht über die Scene geht, während, vor und nach diesem uns ungehörig dünkenden Zwischenfall zu lachen; und es wird auch lächerlich und ärmlich genug in Scene gesetzt. Hier ist das anders; dem Publikum ist der Skandal Herzenssache, und die Theaterkasse und die Regie strengen sich dabei nach Kräften an. Pferde, Maulthiere, Soldaten und andere Comparsen sind auch bei uns nichts Seltenes, wenn der Zweck die Mittel heiligt und die Breter die Last vertragen können; aber daß man Batterien hinter dem überflüssig gewordenen Souffleurkasten aufpflanzt und sie zu wiederholten malen abbrennt, ohne daß im Hause die Scheiben springen, das hat man in Deutschland wol noch nicht oft gesehen.

Das Publikum spielt aus Leibeskräften mit, und ist das Theater mit österreichischen Uniformen bedeckt, so herrscht Todtenstille in allen Zuschauerräumen. Die Franzosen stürmen an, die Bewegung nimmt in allen Rängen zu. Die Oesterreicher von 1790 haben natürlicherweise auf der pariser Volksbühne keine bessere Rolle zu spielen als die von 1859 im Feuilleton des „Siècle“. Sie haben nur zu schießen, davonzulaufen und sich gefangen aufführen zu lassen, d. h. lediglich als wirksame Gegensätze zu der „unwiderstehlichen Tapferkeit“ der Soldaten des „Consulats und des Kaiserreichs“ sich in Scene setzen zu lassen. Dabei lärmt und tobt das liebe Publikum, daß selbst der Kanonendonner davor den kürzern zieht und bricht nach erfolgtem Komödiensieg in endlosen Jubel aus.

Auch ein Bild des Kaisers erhalten wir:

Mitten im festlichen Volksgewoge, durch welches ein Detachement voranschreitender Gensdarmen den Weg säuberte und sichtete, kam er im offenen Wagen daher, der Verfasser der großen Schauspiele China, Mexico, Krim, Italien und anderer Werke von geschichtlicher und geschützkundiger Bedeutung, er, der den „Neffen als Onkel“ für die moderne Bühne bearbeitet und sich so viel Mühe gibt, den „Julius Cäsar“ ins Französische zu übersetzen.

Der Kaiser war in Civilkleidern, ihm zur Seite saß, feierlich den Grüßen des Volks dankend, die Kaiserin Eugenie, ein schönes Weib, dem man ansieht, daß es doch noch schöner gewesen sein muß. Die Bildnisse, welche man bei uns von Napoleon III. kennt, sind meist recht ähnlich, selbst die Conterfeie des „Kladderadatsch“ sind in ihrer Art sehr glücklich. Aber was jedem ernsten wirklichen Porträtmaler, mag er auch ein großer Künstler sein, wiederzugeben schwer fallen wird, das ist der merkwürdig tiefsinnige Ausdruck, der über diese gallertartigen Züge ausgegossen ist. Unter den weichlich anschwellenden Brauen, welche, ein Familienzug, den Gesichtern des Onkels wie des Neffen den bekannten wollüstig grausamen Charakter geben, blickt eine eigenthümliche Mischung von Strenge und Schmerz, mit mattglänzenden Augen dankend, fragwürdig vornehm auf die vor seinen Trabanten ausweichende Menge. Des Kaisers Gesicht ist aschenfahl, ein kaum merkliches Bewegen geht nur selten darüber hin, er sieht aus wie ein „unglückseliger Atlas“, der eine Welt auf seinen Schultern trägt, eine Welt, die ihn zum größten Theil nichts anging, und die er nun doch tragen muß, weil er sie sich aufgesackt, tragen muß mit ruheloser, erfinderischer Anstrengung und Sorge; denn beim geringsten Versehen rollt sie zerschmetternd auf sein Haupt und auf die Häupter all der Seinen.

Hopfen ist das directe Gegentheil eines Gallomanen und läßt durch einen seiner Helden sogar das Land bis an die Vogesen zurückverlangen nach dem Rechte des von den Franzosen gepredigten Nationalitätsprincips. Doch er verkennt die Vorzüge des socialen Lebens nicht, namentlich in Bezug auf die confessionelle Gleichheit und auf die Rechte des Judenthums, welche letztern Herr Klopffechter in einer Rede zu Gunsten seines Sohnes Maxime mit beachtenswerther Beredsamkeit auseinandersetzt.

Hopfen's Darstellung hat eine gewisse Energie, welche die geschilderten Personen und Dinge mit kräftigen Hebeln vor die Phantasie rückt. Sie entfernt sich von der glatten, einschmeichelnden Weise der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur zu Gunsten einer bei aller Sprödigkeit und Schroffheit immer markigen und gedankenvollen Darstellung.

Rudolf Gottschall.

Peter von Cornelius.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Unser Bericht über das Riegel'sche Werk war bereits geschrieben, als noch vor Abdruck desselben eine zweite Schrift: „Peter von Cornelius. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen“, die Presse verließ. Es wird daher zweckmäßig erscheinen, der Besprechung jenes Buchs sogleich unser Urtheil über dieses folgen zu lassen, um so mehr, als dasselbe, wenn auch in seiner ursprünglichen Fassung vor Veröffentlichung des Riegel'schen vollendet, doch nachträglich mit specieller Bezugnahme auf die in demselben niedergelegten Ansichten und großentheils von einer stark abweichenden, ja gegensätzlichen Grundanschauung aus überarbeitet worden ist.

Die Verschiedenheit zwischen der Auffassung der beiden Biographen von Cornelius ist zwar nicht eine so weitgehende, daß der eine als ein unbedingter Lobredner, der andere als ein principieller Gegner des von ihnen charakterisirten Meisters sich herausstellte; vielmehr stimmen beide darin überein, daß sie in Cornelius einen Genius erster Größe anerkennen, ja sie sind sich auch insofern geistesverwandt, daß sie beide nicht einseitige Anhänger des Idealismus oder Realismus sind, sondern ihre Urtheile durch höhere, universellere Gesichtspunkte bestimmen lassen; aber trotzdem gelangen sie insofern zu sehr differirenden Ansichten im ganzen wie im einzelnen,

als bei Riegel gleichwol in sehr ausgeprägter Weise die enthusiastisch-bewundernde, bei Wolzogen dagegen nicht minder entschieden die kritisch-zerlegende Auffassung vorherrscht; jener daher mit wärmerer Hingebung und Liebe bei dem Großen und Erhabenen in des Meisters Leistungen verweilt, dieser dagegen mit schärferm und kühlerm Blick auch die Schwächen und Schattenseiten seiner Werke ins Auge faßt.

Eine derartige Verschiedenheit der Beurtheilung ist im allgemeinen jeder außerordentlichen, dem gewöhnlichen Maßstab sich entziehenden Erscheinung gegenüber möglich; besonders natürlich und berechtigt aber erscheint sie in Bezug auf Cornelius, einerseits weil sich seine gesammte Thätigkeit fast ausschließlich in solchen Bahnen bewegt, die zu allen Zeiten selbst für einen großen Theil der Kunstfreunde, um wie viel mehr also für das allgemeine Publikum schwer oder gar nicht zugänglich sind, während sie denen, die sich zu ihnen emporzuarbeiten vermögen, gerade die höchsten und reinsten Genüsse gewähren; andererseits weil sich die von ihm eingeschlagene und mit seltener Beharrlichkeit festgehaltene Richtung gerade mit der heutzutage herrschenden Weltanschauung in fast diametralem Widerspruch befindet, was denen, die dieser Zeitströmung gegenüber entweder eine sympathische oder eine antipathische Stellung einnehmen, eine übereinstimmende und völlig unbefangene Beurtheilung des Meisters geradezu unmöglich macht. Bei unsern beiden Autoren erklärt sich aber die Divergenz ihrer Ansichten außerdem noch dadurch, daß Riegel dem Künstler zugleich persönlich nahe stand und sein Werk, wie es scheint, in unmittelbarem Wechselverkehr mit demselben geschrieben hat, unverkennbar in der Absicht, das Bild des verehrten Meisters, den verdunkelnden Nebeln des Zeitgeschmacks entgegen, so strahlend wie möglich leuchten zu lassen und ihm in seinem Werke ein den hohen Intentionen und Leistungen desselben vollständig entsprechendes Denkmal zu setzen; Wolzogen dagegen der Person des Künstlers gegenüber von vornherein einen völlig beziehungslosen Standpunkt einnahm und demgemäß mit seinem Buche nur den rein kunsthistorischen Zweck im Auge hatte, die Leistungen desselben rein sachlich und nach ihrer Bedeutung nicht blos für seine Zeit und Thätigkeitssphäre, sondern für die gesammte Kunst- und Culturentwickelung, also zwar mit der dem Genius und Charakter desselben gebührenden Hochachtung, aber doch ohne besondere Pietätsrücksichten zu würdigen.

Hieraus ergibt sich, daß beide Werke, soweit sie auch in ihrem Gesammturtheil wie in der Werthschätzung des Einzelnen auseinandergehen, doch sehr wohl als gleichberechtigt und — nach verschiedenen Richtungen hin — als gleich verdienstlich zu begrüßen sind. Muß Riegel's Werk hauptsächlich im Interesse des Meisters und der von ihm vertretenen Kunst- und Geistesrichtung, zumal der die heutige Kunst bedrohenden Verflachung und Profanirung gegenüber, willkommen geheißen werden, so empfiehlt sich dagegen die Arbeit Wolzogen's durch die noch größere Unbefangenheit und Unumwundenheit des Urtheils und ist unleugbar entschiedener als jene dazu angethan, die allgemeine Meinung über Cornelius gleich sehr vor einer einseitigen Ueberschätzung wie vor einer einseitigen Unterschätzung seiner Leistungen zu bewahren, sowie auch sein Verhältniß zu anderweitigen Künstlern und Kunstrichtungen, mögen sie der Vorwelt oder Mitwelt angehören, mit nüchternerer Auffassung festzustellen. Wie daher jenes Buch ein heilsames Gegengewicht ist gegen die dem Meister nicht gerecht werdende Zeitströmung, so ist dieses eine nicht minder zweckmäßige Gegenwirkung gegen das vom erstern zu stark oder zu lichtvoll Hervorgehobene. Beide Werke stehen sich daher trotz ihres Gegensatzes nicht im Wege, noch machen sie einander überflüssig; vielmehr dienen sie einander zu gegenseitiger Ergänzung, und der Autor des letztern ist vollkommen im Recht gewesen, wenn er es, wie er selbst im Vorwort sagt, der echten Hoheit und unzweifelhaft mächtig hervorragenden Bedeutung des Künstlers nur für angemessen gehalten, dessen erhabenes Bild auch noch von einer andern Seite beleuchtet dem antheilnehmenden Publikum vorzuführen.

Den Kern und Mittelpunkt dessen, worin sich Wolzogen in der Totalauffassung des Meisters am wesentlichsten von Riegel unterscheidet, erfahren wir am einfachsten und ungetrübtesten von ihm selbst. Er sagt gegen den Schluß seines Buchs:

Dr. Riegel geht davon aus, daß die zweite Renaissance der Kunst am Ende des vorigen und im Beginn unsers Jahrhunderts, durch das Dreigestirn Schinkel den Architekten, Thorwaldsen den Bildhauer und Cornelius den Maler getragen und vollendet, der frühern des 14. bis 16. Jahrhunderts, die in Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael gipfelte, keineswegs unebenbürtig gewesen, ja sie in gewissem Sinne sogar überflügelt, weil sie die Wiedergeburt der classischen Kunst im deutschen Geiste, eine zweite Renaissance, aber nicht wie jene erste eine neue der römischen Kunst, sondern die der griechischen vollbracht, die große Aufgabe der Zeit, die innige Verwebung der hellenischen Schönheit und des deutschen Geistes, jenen tiefergreifenden Vorgang, den der alternde Goethe sinnbildlich in der Vermählung des Faust und der Helena gefeiert, gelöst habe.

Er citirt hierauf aus Riegel's Buch die diesen Gedanken näher ausführende Stelle, dieselbe, welche auch wir oben angeführt haben, und fährt alsdann fort:

Diese Auffassung stellt meines Erachtens die künstlerische Bedeutung der neuesten Zeit viel zu hoch. Nach meiner Ansicht hat vielmehr seit dem Zeitalter der Cinquecentisten nur eine einzige Kunst, d. i. die oben schon erwähnte Musik, einen wirklich noch nie dagewesenen Aufschwung genommen, dies aber nicht infolge der großartigen Renaissance, die sich in den Schwesterkünsten gleichzeitig vollzogen haben soll und die ja in Wahrheit nur deshalb ein so außerordentliches Staunen erregen konnte, weil sie auf die erbärmlichste aller Kunstepochen, die Zopfzeit und das Rococo, folgte, — sondern vielmehr als der letzte, köstlichste Ausläufer jener wirklichen Renaissance des Cinquecento. Traten doch damals auch bereits für die Tonkunst jene altehrwürdigen Vorläufer, Ockenheim, Bernhard der Deutsche, Josquin des Près, Willaert, Gudimel, Palestrina, Gabrieli, Donato und Orlandus di Lassus auf, als deren unmittelbare Geistesnachfolger die große deutsche Heroenreihe von Bach bis Beethoven anzusehen ist. In allen andern Künsten, ich nehme selbst die Poesie nicht aus, erblicke ich blos Epigonen, am meisten aber in den bildenden Künsten. Von Thorwaldsen und Schinkel scheint es mir klar auf der Hand zu liegen, daß sie die von Riegel behauptete Verschmelzung der hellenischen Schönheit und des deutschen Geistes weder vollzogen noch gewollt haben. Sie waren, in der Zeit ihrer Reife, vielmehr, soviel das heute überhaupt noch möglich, durchaus Hellenen, dem deutschen Geiste sogar in mancher Beziehung

geradezu entfremdet, sich nicht wohl in ihm fühlend und deshalb durch volles Aufgehen im Hellenismus Selbstgenüge suchend. Noch viel weniger hat der vor allem, selbst auf Kosten der Schönheit, nach Charakteristik strebende Cornelius eine solche Verschmelzung zu Stande gebracht, obwol er, ähnlich wie Schinkel, welcher durch das Backsteinmaterial seiner sandigen Heimat zum Suchen nach einer nationalen Baukunst in griechischer Form hingedrängt wurde, sich an den verschiedensten Stoffen mit der Absicht versuchte, national zu sein. Drei einsame Idealisten stehen sie da, Thorwaldsen, Schinkel und Cornelius, denen ihre Zeit nicht entgegenkam, die einem tiefern Bedürfniß derselben nur sehr bedingt entsprachen, die eine große culturhistorische Mission im eminenten Sinne des Worts nicht erfüllen konnten, weil eine solche nicht vorlag.

Der Autor begründet dies im Nächstfolgenden unter anderm dadurch, daß diese drei Künstler sämmtlich keine sich auf die Dauer behauptende Schule hinterlassen haben und mit ihren Bestrebungen und Leistungen nicht wirklich ins Volk gedrungen sind; fragt sodann, woher das komme, und gibt darauf die Antwort, die Kunst bilde eben nicht mehr den Mittelpunkt unsers geistigen Lebens, sie sei fast nur noch da, dem müßigen Epikuräismus als Decoration zu dienen, und, statt ihrer seien es die Kritik und die materiellen Interessen, welche das Zeitalter erfüllten. Unter solchen Umständen könne man nicht von einer zweiten Kunstrenaissance sprechen, die eins der größten Probleme menschlicher Culturentwickelung, die Verbindung germanischen Geistes mit hellenischer Form, gelöst haben solle; ja dieses Problem sei überhaupt nicht lösbar, es kranke vielmehr schon an und für sich an einem innern Widerspruch. Der Verfasser ruft aus:

Deutscher Geist und griechische Form! Muß sich nicht jeder besondere Geist seine besondere Form schaffen? Faßt man nicht Most in neue Schläuche? Und hat nicht germanischer Most im Nibelungenliede, in der mittelalterlichen Gothik, in Dürer und Shakspeare den neuen Schlauch, den einzig richtigen, tüchtigen, ihm wirklich entsprechenden, schon längst gefunden? Sind nicht vielleicht selbst unsere größten modernen Heroen, unsere classischen Dichter gerade deshalb auch nur eine Art von Epigonen, weil sie allzu sehr mit der Lösung jenes unlösbaren und widerspruchsvollen Problems sich abgemüht und dadurch ihrer eigensten Natur, ihrem Zeitalter, ihrer Nation und Religion sich entfremdet haben? Ein Poet der christlich-germanischen Aera, der mit griechischem Göttercultus spielt, der zurücksehnt, was kein Mensch mehr mitfühlt und mitversteht, kann der wol ein ganz ursprünglicher, frei schaffender Dichter sein? Erkennen wir nicht längst schon in der französischen classischen Tragödie das Epigonenhafte, Gemachte, Nichtoriginale, Anachronistische allseitig an, und sollten wir uns doch noch darüber täuschen, daß auch dem modernen deutschen Classicismus, obwol er den erwähnten Assimilirungsproceß tiefer faßte als die nur an der Oberfläche der Dinge hinfahrenden Franzosen, die Vermählung des Faust und der Helena nur sehr theilweise gelungen, gar manches aus dem Bestreben, diese Gegensätze zu vereinigen, hervorgegangene Product aber die völlige Unvereinbarkeit derselben vor dem Auge der Kritik erst recht enthüllt und bewiesen hat? Nach meiner Ansicht ist das Problem, wenn es überhaupt lösbar ist, auf einem ganz andern Gebiete gelöst worden als auf dem der bildenden Kunst und selbst auf dem der Poesie.... Was Dürer in seiner tiefen deutschen Innerlichkeit unausgesprochen gelassen, wofür er die Form, das hellenisch-schönfließende Gewand nicht gefunden, das hat, däucht mich, Mozart in Tönen gesagt, und nicht Cornelius in Bildern. Wenn irgendwo, so ward in der deutschen Musik die Hochzeit des Faust und der Helena wirklich gefeiert, während es in der Poesie nur einmal auf sehr kurze Zeit zu einem glücklichen Verlöbniß beider zu kommen schien, in den bildenden Künsten aber sie sich kaum momentan ein wenig den Hof gemacht haben. Jedenfalls hat die Welt, das Publikum an diesen privaten Annäherungs- und Assimilirungsversuchen ihrer großen Genien blos einen höchst geringen, ja so kühlen Antheil genommen, daß damit das Zeitalter eines alexandrinischen Kunstverfalls, dem meine und vieler anderer Seufzer gelten, aufs neue nur allzu deutlich gekennzeichnet ist.

Hieraus erhellt, aus welchen Gründen eigentlich Wolzogen sich bewogen fühlt, die kunsthistorische Bedeutung Cornelius' minder hoch als Riegel anzuschlagen. Es geschieht nicht sowol aus Misachtung des in Cornelius ausgeprägten individuellen Genius, als vielmehr weil er, mit Ausnahme der Musik, der modernen Kunst und Poesie überhaupt nicht eine gleich hohe Bedeutung wie sein Vorgänger beizulegen vermag. Sein Urtheil trifft daher nicht Cornelius allein, sondern ebenso wie ihn alle übrigen Koryphäen der bildenden Kunst. Ja selbst die leuchtendsten Sterne unserer Poesie, selbst Goethe und Schiller, erfahren im wesentlichen dieselbe Schätzung, und in dieser Gesellschaft wird sich also Cornelius jedenfalls nicht über eine speciell gegen ihn gerichtete Ungerechtigkeit beklagen können. Die Frage, ob Wolzogen's oder Riegel's Urtheil das richtige ist, fällt daher in ihrem Kernpunkt mit der zusammen, ob wirklich unsere Zeit bezüglich ihrer künstlerischen und poetischen Leistungen keine höhere Rangordnung, als ihr Wolzogen zutheil werden läßt, verdient; ob wirklich das Höchste und Größte, was sie auf diesen Gebieten durch ihre bevorzugtesten Geister zu Stande gebracht, nur den Thaten eines Nachlese haltenden Epigonenthums gleichzuachten ist, und sie werden wir zunächst ins Auge fassen müssen, wenn wir beiden Autoren gegenüber unsere Stellung nehmen wollen.

Die Antwort darauf ist nicht leicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Ansicht Wolzogen's, so hart, so demüthigend sie dem Selbstgefühl der Gegenwart gegenüber erscheinen mag, viel Wahres liegt. Verfolgt man die Kunst- und Culturgeschichte, soweit sie vor unsern Augen offen liegt, so macht man in der That die Bemerkung, daß die einzelnen Künste zu verschiedenen Zeiten, die eine früher, die andere später, ihren höchsten Gipfelpunkt erreicht haben, und daß, wenn einmal von einer derselben dieser Gipfel erklommen worden ist, alle spätern Bestrebungen und Leistungen auf demselben Gebiet sich nicht wieder zu einer gleichen Höhe der Vollendung emporzuarbeiten vermocht haben. Betrachtet man nun eben nur die Meister und Repräsentanten einer solchen Culminationsepoche als die eigentlichen Koryphäen der betreffenden Kunstentwickelung, erblickt man nur in ihnen die ewig gültigen, aller Folgezeit voranleuchtenden Vor- und Musterbilder des auf diesem Gebiet zu Leistenden und sieht somit alle, wenn auch noch so hochbegabten Arbeiter auf demselben Gebiet aus späterer Zeit nur für Epigonen an: dann hat man allerdings ein Recht, die gesammte neuzeitliche Kunstthätigkeit, namentlich im Bereich der bildenden Künste, als eine mit der Vorzeit vergeblich um den Preis ringende, in gewissem Betracht sisyphusartige Epigonenarbeit zu bezeichnen, ja selbst in den bedeutendsten Werken der Dichtkunst nur mehr oder minder glückliche Nacheiferungen früherer Leistungen, oder zwar durch Kühnheit sich auszeichnende, aber nur mit problematischen Erfolgen gekrönte Versuche zu höherm und

selbständigem Aufschwung zu erblicken und mit Wolzogen nur die Schöpfungen unserer großen Tondichter, die allerdings in der Vorzeit keine ihnen äquivalente, geschweige sie überragende Vorgänger haben, als Werke von wirklich ursprünglicher Vollendung und eben dadurch musterbildlicher Classicität zu betrachten.

Insoweit müssen wir dem Autor der hier in Rede stehenden Schrift zustimmen. Gleichwol können wir uns seiner Ansicht nicht unbedingt anschließen, darum nicht, weil wir trotz der eben besprochenen Erscheinung einer successiven Culmination der einzelnen Künste im Verlauf der Culturgeschichte dennoch an einen fortwährenden, von Stufe zu Stufe einem höchsten Ziel zustrebenden Fortschritt der Gesammtcultur glauben müssen und weil in und mit demselben nothwendig auch die Gesammtkunst und mit dieser wiederum jede der einzelnen Künste fort und fort einen höhern, d. h. zweckgemäßer und heilsamer in die allgemeine Weiterentwickelung eingreifenden Standpunkt erringen muß. Diese Annahme scheint mit der historischen Thatsache einer in irgendeine bestimmte Zeit fallenden und später nicht wiederkehrenden Culmination der Einzelkünste in Widerspruch zu stehen; in der That aber thut sie dies nicht. Gerade was uns als die vollendetste Ausbildung eines einzelnen Culturzweigs erscheint, ist dies in gewissem Sinne immer nur auf Kosten irgendwelcher anderer Culturzweige und somit zugleich eine vorübergehend nothwendige, aber nicht haltbare Störung in der proportionalen Gliederung des Ganzen. Vom höhern, universellen Standpunkt betrachtet ist daher das Zurückgehen einer Einzelkunst von dem gerade ihr möglichen Gipfelpunkt eigentlich eine Wiederherstellung ihres richtigen Verhältnisses zum Ganzen und, weil ihr wahrer Werth doch schließlich auf diesem beruht, eben damit zugleich das Einrücken in eine wirklich bedeutsamere, weil ihr selbst und dem Ganzen angemessenere Stellung. Es gibt keine gleich eminente Culmination einer Einzelkunst wie die der Plastik im perikleischen Zeitalter. Gleichwol lag auch in ihr eine Störung dessen, was eine wahrhaft harmonische Ausbildung des gesammten Menschenthums verlangt haben würde; unmittelbar neben der ästhetischen Höhe klafften ethische Tiefen. Um diese auszufüllen, mußte jene geopfert werden. Die griechische Plastik erlag zunächst der römischen Kraftentwickelung und dann den christlich-germanischen Sittlichkeitsprincipien, und damit mußte die Plastik überhaupt von der Höhe, die sie innerhalb der griechischen Welt eingenommen, auf lange Zeit, vielleicht für immer herabsteigen. Gleichwol war ihr damit nicht die Möglichkeit einer dem Fortschritt der allgemeinen Cultur entsprechenden und sie selbst in mehrfacher Beziehung fördernden Weiterentwickelung abgeschnitten. In und mit der Neugestaltung, welche die Architektur in der mittelalterlichen Gothik erfuhr, begann auch für sie eine neue Lebensentfaltung, und wenn sie infolge dieser auch nie wieder zu einer gleich selbständigen, geschweige dominirenden Bedeutung gelangen konnte, so erhob sie sich doch von da an unleugbar von einer höhern, weiterschauenden Basis aus, wurde zum Ausdruck ganz neuer Ideen und Empfindungen, gewann unverkennbar an Innerlichkeit und Tiefe, und erfüllte sich gerade dadurch, daß sie sich höhern Intentionen dienstbar machte, mit einem unvergleichbar weitern und bedeutungsvollern Inhalt. Müssen wir nicht auch hierin die Pulsschläge eines nirgends stillstehenden, nie rückwärtsschreitenden, sondern unermüdlich nach neuen und höhern Zielen ringenden Strebens erkennen? Dürfen wir blos darum, weil für diese weitergehenden Bestrebungen, für den zu bewältigenden umfassendern und tiefern Ideengehalt die alten Formen in ihrer classischen Vollendung und Abgeschlossenheit nicht mehr ausreichen und daher nach einer Fortbildung derselben oder völlig neuen Formen gesucht werden muß, die Geister und Meister, welche diese große culturhistorische Aufgabe mit Eifer erfassen und mit mehr oder minder bedeutendem Erfolg ihrer Lösung näher bringen, ohne weiteres für mehr beklagens- als preis- und bewunderungswürdige, weil vergeblich nach einem unerreichbaren Ziele ringende „Epigonen“ erklären? Nach unserm Dafürhalten ist dies weder gerecht noch ersprießlich. So vollendet die griechische Plastik an und für sich ist, reicht sie dennoch für den Ideengehalt unserer Zeit, wie Wolzogen selbst ausspricht, nicht aus; ebenso wenig aber läßt sich die plastische Kunst in unserer Zeit ganz beseitigen; es muß also nothwendig auf diesem Gebiete fortgearbeitet und nach neuen, zeitgemäßen Formen gerungen werden. Ist es also nicht ungerecht, die Meister der Neuzeit blos nach dem Grade der formellen Vollendung und Abgeschlossenheit, die sie ihren Werken aufzudrücken vermögen, abzuschätzen und, um sie als epochemachende Genien gleich den alten Meistern anzuerkennen, von ihren Leistungen gerade diejenige Vollkommenheit zu verlangen, die nur dem beschränktern Ideenkreise der antiken Künstler gegenüber erreichbar war? Und welch ein Gewinn kann der Kunst unserer Zeit aus dieser Anschauungsweise erwachsen? Es muß auf sie die Vorstellung, unabänderlich zu einer sich vergeblich abmühenden Epigonen- und Danaidenarbeit verdammt zu sein, wie ein Alp drücken, und unter diesem Druck wird sie sicherlich noch weniger die ihr von einer in der That ihr höchst ungünstigen Zeit gestellte und darum überaus schwierige Aufgabe zu lösen vermögen.

Was wir hier bezüglich der Plastik gesagt haben, gilt noch mehr in Betreff der Malerei — um von der Poesie ganz zu schweigen. Was auch die großen Meister des Cinquecento in ihr geleistet, es reicht dennoch nicht für alle Zeiten, namentlich auch nicht für die unserige aus. Es muß also und es kann darüber hinausgegangen werden. Niemand wird leugnen können, daß infolge der Reformation, der wiedererwachten Wissenschaft, der mannichfachen Erfindungen und Entdeckungen, der politischen und socialen Revolutionen u. s. w. die gesammte Weltanschauung einen Umschwung erfahren hat, wie er kaum jemals erlebt worden ist. Muß nicht diesem auch die Malerei Rechnung tragen? Läßt sich behaupten, daß, was wir vom Standpunkte des gegenwärtigen Dichtens und Trachtens vor allem durch Farbe und Form veranschaulicht und verklärt sehen wollen, in den Gemälden der Rafaelischen Zeit uns vollständig geboten wird? Mögen sie uns in rein ästhetischer Beziehung durch Behandlung und Darstellung der Stoffe noch so sehr befriedigen oder zur Bewunderung hinreißen; von seiten ihres stofflichen und ideellen Gehalts vermögen sie uns

nicht zu genügen. Zum großen, ja zum größten Theil sind ihre Motive aus Gebieten geschöpft, die unserm heutigen Denken und Fühlen mindestens ebenso fern liegen wie die griechische und römische Götterwelt; und eine Masse anderer Gebiete, darunter gerade solche, die jetzt unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen, z. B. die historischen Kämpfe und Bewegungen, in denen sich das Ringen nach politischer und socialer Freiheit documentirt, die mannichfachen Beziehungen und Verhältnisse des volksthümlichen und häuslichen Lebens, die Geheimnisse der Gemüthswelt, die Wunder und Zauber der Natur u. s. w. haben entweder gar keine oder eine nur sehr dürftige Berücksichtigung gefunden. Selbst die Behandlung der Gegenstände hat vieles, was sich mit unsern heutigen Anforderungen durchaus nicht verträgt und was wir uns nur gefallen lassen, weil wir es den Begriffen einer hinter uns liegenden Zeit zu gute halten oder uns, den Erzeugnissen der Vergangenheit gegenüber, daran gewöhnt haben; ich erinnere hier nur an die nur allzu gebräuchliche Zusammenstellung von historischen Persönlichkeiten aus den verschiedensten Zeiten und an die vielfachen Rücksichten, die auf die Verherrlichung der Kirche genommen werden mußten inmitten einer Zeit, in der gerade der Glauben an ihre Würdigkeit wie nie vorher erschüttert war, und die uns daher selbst vom Standpunkte der damaligen Künstler als Unwahrheiten oder mindestens als naive Convenienzen, jedenfalls als Widersprüche mit ihrem freiern Bewußtsein erscheinen müssen. Diesen und andern Unzulänglichkeiten und Misverhältnissen gegenüber ist also eine höhere, dem fortgeschrittenen Gemeinbewußtsein unmittelbarer und vollständiger genügende Weiterbildung der Malerei nicht nur möglich, sondern geboten. Die Bestrebungen der Künstler, die sich eine solche seit Carstens zur Lebensaufgabe gemacht haben, sind also sicherlich nicht blos als berechtigte, sondern als nothwendige, als naturgemäß aus dem unaufhaltsamen Entwickelungsproceß der Cultur selbst hervorgewachsene anzuerkennen, und mögen immer die daraus hervorgegangenen Leistungen von seiten ihrer formellen und technischen Vollendung mit den Meisterwerken des Cinquecento noch keinen Vergleich aushalten: durch die größere Weite ihres Ideenkreises, durch einen noch mächtigern Pulsschlag ihrer Intentionen offenbaren sie einen gewaltigen Fortschritt, und die großen Genien, welche vorzugsweise die Träger dieser neuen Bewegung gewesen sind, als bloße Epigonen oder Nachzügler der Cinquecentisten betrachten zu wollen, würde nach unserer Ueberzeugung ebenso sehr eine Ungerechtigkeit gegen sie selbst, wie eine Verkennung unserer ganzen Zeitrichtung sein.

Von diesem Standpunkt aus können wir uns auch dem Widerspruch Wolzogen's gegen die von Riegel dem Meister Cornelius beigelegte kunst- und culturhistorische Bedeutung nicht unbedingt anschließen. Zwar räumen wir ein, daß Cornelius nicht in allen Beziehungen für unsere Zeit ganz dieselbe bahnbrechende oder die Bestrebungen seiner Vor- und Mitarbeiter in sich concentrirende und gipfelnde Bedeutung besitzt, wie die Koryphäen des Rafaelischen Zeitalters für die damalige Renaissance. Um dies von ihm sagen zu können, hätte er ebenso groß in der Technik und Ausführung, wie in der Erfindung und Conception, ebenso genial in der Darstellung des Rein-Schönen und Anmuthigen, wie in der des Erhabenen und Ueberwältigenden, ebenso scharfsichtig und warmfühlend für das unmittelbare Leben, wie tiefblickend und begeistert für die höchsten Regionen der Idealwelt gewesen sein müssen, was sicherlich selbst seine hingebendsten Bewunderer nicht werden behaupten können. Daher ist es auch vielleicht von Riegel zu viel gesagt gewesen, wenn er ihn ohne nähere Beschränkung gerade als denjenigen Künstler bezeichnet, der die innigste Vermählung und Durchdringung deutschen Geistes und hellenischer Schönheit vollzogen und eben damit die Aufgabe der neuzeitlichen Kunst auf dem Gebiet der Malerei am vollkommensten gelöst habe: denn offenbar hat Cornelius dies nur in einzelnen, keineswegs aber in allen Sphären seiner Kunst, und selbst in diesen mit sehr starker Bevorzugung des deutschen Geistes auf Kosten der hellenischen Schönheit geleistet. Gleichwol ist die Kunst unserer Zeit, sofern sie sich gedrungen fühlt und berufen ist, über die Leistungen vorangegangener Perioden noch hinauszugehen, in keinem zweiten Künstler so großartig und epochemachend vertreten wie in ihm: denn nicht nur ist die besondere Sphäre, in der er sich mit seinen Schöpfungen ausschließlich bewegt hat, an sich die von allen erhabenste und trotz ihrer Idealität am tiefsten und mächtigsten in ihre Lebenssphären eingreifende, sondern es läßt sich auch kein Künstler nennen, der in dieser Sphäre nur annäherungsweise etwas gleich Großes, Mannichfaltiges und Ueberwältigendes geschaffen, ja keiner, der selbst innerhalb seiner Sphäre die Bestrebungen und Leistungen seiner Vorläufer mit gleicher Kühnheit und Kraft überflügelt hätte, wie Cornelius die seinigen, oder im Stande gewesen wäre, mit seinen Werken einen ebenso unwiderstehlichen, alles neben sich niederschmetternden Eindruck hervorzubringen, wie es z. B. die von Cornelius ausgestellten Cartons auf der allgemeinen deutschen historischen Kunstausstellung im Jahre 1858 zu München gethan haben, wo nach dem fast einstimmigen Urtheil aller Kritiker namentlich die „Apokalyptischen Reiter“ trotz ihres transscendentalen, an sich unpopulären Sujets alles um sich und neben sich niederritten. Auch ist, wenigstens unter den Malern Deutschlands, keiner, dem überhaupt eine so allgemeine Anerkennung zutheil geworden wäre und den man mit gleicher Uebereinstimmung als das Haupt unter den Malern der Neuzeit zu verehren geneigt wäre wie er. Davon gibt sein Lebensgang, seine Kunstthätigkeit, das Urtheil der Kunstgeschichte, die Literatur, welche sein Tod hervorgerufen, gleichmäßig Zeugniß. Allerdings hat er dies weniger der unmittelbaren Wirkung seiner Arbeiten auf die Menge, als der Anerkennung mächtiger Gönner und tonangebender Kenner zu verdanken; aber liegt darin ein Vorwurf? Ist unsere Menge schon so urtheilsfähig, daß sich von ihr aus ein ursprüngliches und selbständiges Kunsturtheil zu entwickeln vermöchte? Ist nicht, dem Besten seiner Zeit genügt zu haben, ein Triumph, der sich zu allen Zeiten als probehaltiger erwiesen hat als das Zujauchzen einer oft nur zu gedankenlosen Menge? Uebrigens ist Cornelius nicht so unpopulär, als Wolzogen zu glauben scheint. Die von ihm behandelten Stoffe liegen zum Theil dem Volks-

bewußtsein näher als dem Verständniß der Gebildeten, und für das Große und Erhabene pflegt im Volk mehr Empfänglichkeit zu herrschen als für das den Volkskreisen Näherliegende. Auch in der Darstellungsweise des Künstlers liegt viel allgemein Packendes und Imponirendes, und wenn seine Werke trotzdem nicht so allgemein verbreitet und bekannt geworden sind wie die mancher anderer, ihm nicht vergleichbarer Künstler, so liegt die Schuld dieser Erscheinung mindestens ebenso sehr in äußern Verhältnissen wie in der Schwererfaßlichkeit vieler seiner Schöpfungen und seiner allerdings oft zu sehr ins Uebersinnliche, nur symbolisch zu Veranschaulichende sich verlierenden Richtung. Seine Bedeutung für die Kunstgeschichte kann unmöglich nach dem Umfang der Vervielfältigung, welche seinen Werken zutheil geworden, bemessen werden, um so weniger als er selbst von der industriellen Ausbeutung seines künstlerischen Genius beharrlich ein abgesagter Feind gewesen ist und die Sorge für eine weitere Verbreitung seiner Arbeiten vielleicht allzu stolz verschmäht hat. Am meisten zu beklagen bleibt, daß er sich mit seinem erhabenen, kühnen Gedankenflug nicht inniger und unmittelbarer den großen, zeitbewegenden Ideen in Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben hingegeben, sondern sich mehr der Darstellung von Ueberlieferungen aus der Vergangenheit geweiht hat; aber anerkannt muß werden, daß er auch in ihnen mehr und mehr den eigentlichen Kern, die in ihnen sich aussprechenden ewigen Wahrheiten, das für alle Zeiten Bedeutsame und Allgemein-Menschliche zu packen und künstlerisch zu verklären bestrebt gewesen ist, und dies in immer vollkommenerm Grade, am vollkommensten in seinen Compositionen für das Campo Santo zu Berlin, erreicht hat. Nach dem, was wir von diesen zu sehen Gelegenheit gehabt haben, und nach dem unvergeßlichen Eindruck, den wir in Uebereinstimmung mit andern Kunstfreunden von ihnen empfangen, müssen wir das Bekenntniß ablegen, daß sie uns allein vollgewichtig genug erscheinen, um in ihrem Meister einen Genius erster Größe von nicht geringerer culturhistorischer Bedeutung für den neuzeitlichen Kunstaufschwung, wie etwa Michel Angelo für die Renaissance seiner Zeit, zu erblicken.

Mehr im Einklang finden wir uns mit dem Autor in der Beurtheilung des Einzelnen. Müssen wir auch gestehen, daß nicht alles, was derselbe mehr oder minder scharf an der ganzen Darstellungsweise des Künstlers oder an einzelnen Werken desselben zu rügen hat, auf uns einen gleich verletzenden Eindruck gemacht hat, und von andern Ausstellungen bekennen, daß wir augenblicklich nicht im Stande sind, über ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung ein Urtheil abzugeben, da ein solches eine nochmalige, zur Zeit uns unmögliche Prüfung der betreffenden Objecte bedingen würde: so haben wir doch in sehr Vielem und Wesentlichem unsere eigene Auffassung wiedergefunden und vermögen auch an der Unumwundenheit, mit welcher der Verfasser seinen Tadel ausspricht, keinen Anstoß zu nehmen, da auch wir der Ansicht huldigen, daß ein Geist von so unzweifelhafter Größe am wenigsten mit spitzen Fingern angegriffen zu werden braucht. Dem Verfasser hier ins einzelne zu folgen, ist unmöglich. Nur um von der rücksichtslosen Strenge, mit welcher er die Kritik selbst den bewundertsten Compositionen gegenüber handhabt, ein Beispiel zu geben, wollen wir hier sein Urtheil über eine der Glyptothek-Fresken, nämlich über die „Zerstörung Trojas“, mittheilen, nicht sowol weil wir ihm in allen Punkten beizustimmen vermöchten, sondern weil es sich auf eins der bekanntesten unter den Werken des Meisters bezieht und daher am leichtesten vom Leser mit seinem eigenen Urtheil verglichen werden kann. Nach einer Beschreibung des Bildes fährt der Autor fort:

Wer wäre nicht gern bereit, es anzuerkennen, daß die Kraft dramatischer Gestaltung und erschütternder Wahrheit in der Charakteristik hier in staunenswerther Weise uns entgegentritt, daß der den letzten Athemzug aushauchende greise Priamos, die versteinerten Züge der Hekabe, vor allem aber die in der That wunderbar tief empfundene, in mütterlichem Jammer erstarrte Gestalt Andromache's den ganzen Ernst enthüllen, mit dem Cornelius die hohe Tragödie zu durchdringen bestrebt gewesen ist, worin die Griechen die Typen des leidenvollen menschlichen Geschlechts erschauten. Dennoch aber läßt sich selbst in dieser seiner besten Glyptothek-Conception, will man strenge Kritik üben, das ewige Ideal der in Schönheit gesättigten Erhabenheit, welches nur die hellenische Kunst, und nach ihr annähernd allein die Rafael'sche noch einmal geoffenbart hat, und ohne welches namentlich Darstellungen aus der hellenischen Welt immer unwillkürlich epigonenhaft erscheinen, seien sie auch noch so groß und kühn gedacht, wol schwerlich erkennen. Cornelius hat bei weitem nicht immer schöne Linien; die süße Rhythmik und hehre Harmonie, die sich, wie ein Accord voll des reinsten Wohllauts, durch alle Bildwerke der classischen Hellenenzeit hindurchzieht, geht ihm ab. Insbesondere muß es jedem unbefangen Urtheilenden als eine Eigenthümlichkeit des Meisters auffallen, daß er das Erhabene meist nicht im Schönen, sondern — hierin Beethoven in seiner spätern Periode nicht unähnlich — im herb und schroff Charakteristischen, im Uebertriebenen sucht, was nicht selten bei ihm auch bizarr und grotesk erscheint. Auf diese Weise aber ersetzt seine zuzugestehende Größe dem in der Kunst nach gegenseitiger Durchdringung des Erhabenen und Schönen Begehrenden lange das nicht, was sie naturgemäß vermissen läßt. Selbst auf dem in Rede stehenden außerordentlichen Gemälde findet sich eine geradehin häßliche Gestalt: der Knabe Askanios (ganz rechts) sieht vollkommen aus wie ein gedunsener kleiner Bacchos; sein Kopf ist breiter selbst als der des hinter ihm fliehenden Vaters Aineias. Auch sind, was gleichfalls bei sonst sehr gelungenen Compositionen des Meisters nicht allzu selten vorkommt, gerade einige Hauptfiguren, z. B. Helena und Menelaos, ziemlich unbedeutend und von wenigsagendem Gesichtsausdruck; von Zerknirschung und Beutegier ist, wenn man recht zusieht, kaum eine Spur darin zu finden, so schön und malerisch auch die (immerhin betrübt aussehende) Helena links an der Säule lehnt. Einen sehr unschönen Kopf hat ferner der todte Polites. Die um die Beute losenden griechischen Heerführer sehen dagegen allzu gemüthlich aus, und Odysseus, der mit seinem rechten Fuß auf eine hohe Doppelstufe tritt, zeichnet sich so durch eine allzu nonchalante Stellung, außerordentlich häßliche Beine mit unangenehm hervorquellenden Waden und eine dem „erfindungsreichen Helden“ nicht entsprechende, insipide Physiognomie aus. Neoptolemos hat Kuhbeine und eine gewaltsam verdrehte Körperstellung. Polyxene's Antlitz gehört nicht zu den schönen, und eine lächerlich wirkende Lockenwurst fließt von ihrer rechten Kopfseite der von hinten zugreifenden linken Hand des Menelaos entgegen. In Kassandra endlich, welche dem Dr. Riegel als „an die Höhe Aeschyleischer Poesie mahnend“ erscheint, vermag ich beim besten Willen nur eine theatralisch aufgestutzte Figur ohne das innere Pathos der Wahrheit zu erkennen. Ihr ausgestreckter rechter Arm, den der ausdrucksvolle Agamemnon erfaßt, ist sammt den fünf unschön gereckten Fingern wol zu lang und zu männlich gebildet; selbst das vielgepriesene blitzende Auge der Seherin

hat meines Erachtens viel von einem bloßen Theaterblitz an sich. Es ist in ihr nur das Pathos, das Kaulbach auch hervorbringt, das aber die höchste Aufgabe der Kunst, die, wenn sie gelöst ist, stets unwillkürlich packt und packen muß, nicht erfüllt. Mit voller Ueberzeugung wird dagegen wol fast durchgehends in das Lob eingestimmt werden können, das Förster („Geschichte der deutschen Kunst", V, 45) den Arabesken zollt, womit Cornelius die Glyptothekbilder eingefaßt hat. Die Kunst der Arabeske war fast ganz in Vergessenheit gerathen, Cornelius hat zuerst wieder in geistvoller Weise davon Gebrauch gemacht und, indem er eine Menge von Beziehungen zu verwandten Sagen in den Bilderrahmen so sinnig wie geschmackvoll mit dem Inhalt der Gemälde verwebte und dabei ganz besonders auf streng antike Stilistik hielt, den harmonischen Eindruck des Ganzen wesentlich unterstützt.

Ebenso scharf und schonungslos, jedoch ohne Feindseligkeit und Gehässigkeit, offenbar bestrebt, nach bester, eigenster Ueberzeugung streng gerecht zu sein, und daher mit gleicher Bereitwilligkeit und Freigebigkeit Lob wie Tadel spendend, hält der Autor über sämmtliche irgendwie hervorragende Arbeiten Cornelius' Gericht, und vorzugsweise in diesen kritischen Beleuchtungen offenbart sich die Eigenthümlichkeit seines Standpunktes und eine Fülle von Einzelbemerkungen, die von seiner genau ins Detail eingehenden Beobachtungsgabe sowie seiner Vertrautheit mit den Urtheilen früherer Kritiker Zeugniß ablegen und der Anregungen und Belehrungen viele bieten, wie sie das Buch Riegel's nicht enthält. Außerdem verdient es noch als ein Vorzug seines Werks hervorgehoben zu werden, daß es sich zur Aufgabe gemacht, in vollständigerer und gleichmäßigerer Weise als die ihm vorangegangene Schrift von allen epochemachenden Compositionen des Meisters zweckmäßige, durch Anschaulichkeit und Leichtfaßlichkeit sich empfehlende Beschreibungen zu liefern, welche die Leser um so dankbarer aufnehmen werden, da leider die Gelegenheit, sich von denselben durch eigene Anschauung, wenn auch nur in Nachbildungen oder Illustrationen eine Vorstellung zu verschaffen oder der Erinnerung zu Hülfe zu kommen, noch immer nur wenigen geboten ist. Namentliche Erwähnung verdienen hier unter anderm die ziemlich genau ins einzelne eingehenden Analysen der Faust- und Nibelungenbilder, über welche Riegel allerdings in diesem Betracht zu flüchtig hinweggegangen ist.

Eine andere, das Wolzogen'sche Buch auszeichnende Eigenschaft, die besonders dem größern Publikum willkommen sein wird, ist seine größere Gedrängtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit, die zugleich in befriedigender Weise der Vollständigkeit Rechnung trägt, sodaß wol kaum etwas wirklich Wesentliches und Wichtiges in ihm vermißt werden dürfte. So stellt es sich durch verschiedene vortheilhafte Eigenschaften dem Riegel'schen würdig und ergänzend zur Seite. Welches von beiden in seiner Gesammtauffassung des Meisters der Wahrheit näher gekommen, läßt sich zur Zeit inmitten des Strudels zweier wie Feuer und Wasser gegeneinander ankämpfenden Weltanschauungen noch nicht mit nur einiger Sicherheit entscheiden: denn jeder, der dieses entscheidende Urtheil fällen wollte, steht ja selbst inmitten dieses Strudels und mehr oder minder unter dem Einfluß der einen oder der andern Strömung. Einstweilen gilt auch in diesem Betracht der alte Spruch:

Eines Manns Red' ist keine Red';
Man muß sie hören alle beed'!

Adolf Zeising.

Eine Literaturkomödie.

Seit Platen's Zeiten ist das Genre der Literaturkomödien in Deutschland wenig angebaut worden, im ganzen wol mit Recht! Es ist ein Genre, das allzu sehr zum Hautgoût ästhetischer Feinschmeckerei gehört, zu jener literarhistorischen Poesie, deren Symbol die sich in den Schwanz beißende Schlange ist. Je mehr sich die Literatur wieder dem Volke zugewendet hat, je mehr das Drama die Bühne für sich in Anspruch nimmt, desto seltener werden diese nur auf esoterische Kreise berechneten Productionen. Wir können indeß eine neue und keineswegs witzlose derartige Studie ankündigen:

Cotta in der Unterwelt. Eine Literaturkomödie von E. J. Nerley. Nach dem Hingange des Verfassers herausgegeben und mit erklärenden Noten versehen von einem Verein seiner Freunde. Lallenburg. In diesem Jahr.

Das Werk besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen Text und den Noten, welche zur Hälfte eine abmildernde, zur Hälfte eine verschärfende Bedeutung haben und einigen Literaturkönigen mit göttlicher Grobheit zu Leibe gehen.

Die Form der eigentlichen Komödie ist eine sehr freie. Die erste Scene spielt an den Ufern der Lethe. Cotta meldet sich bei Charon und wird über den Todtenfluß gesetzt. Diese Scene ist in dem Faustvers mit vier Hebungen und vier Senkungen geschrieben. In der zweiten Scene, dem Palast des Pluto, wird das höllische Strafgericht über Cotta vollzogen. Das in Prosa verfaßte Klagelibell des Höllenfürsten gegen den jüngsten Ankömmling enthält viele heftige Anklagen, die in den Noten abgeschwächt werden durch die Bemerkung, die Herausgeber seien überzeugt, daß die höchst ehrenwerthe Firma, die der excentrische Brausekopf zum Sündenbocke gesalbt habe, viel zu viel Urbanität besitze, um einem obscuren Schriftsteller zu verargen, was selbst die glorreichen Häupter aller Literaturen — die deutsche voran — sich immer einmal im Leben erlaubt haben, sich mit seiner Zeit auseinanderzusetzen, seine Sympathien anzupreisen, an seinen Widersachern sein Müthchen zu kühlen.

Auf das Strafgericht Pluto's folgt eine Paraphrase der Proserpina in Trimetern, die an die Trimeter der Goethe'schen Helena-Dichtung anklingen. Eine Verwandlung versetzt uns in die elysischen Felder, wo wir Cotta im Gespräch mit Heine's Geist sehen, der ihn nach den neuesten literarischen Zuständen und Persönlichkeiten befragt. Die Schlußscene spielt im Elysium, wo die Wahrheit erscheint und eine Schlußparabase in Anapästen nach Platen'schem Muster, doch nicht mit Platen'scher Krystallklarheit spricht.

Die Quintessenz dieser unterirdischen Komödie besteht

nun in der scharfen Kritik der deutschen Dichter und Autoren der Gegenwart, in welcher der Satiriker kein Blatt vor den Mund nimmt und namentlich vor manchen anerkannten Größen geringen Respect zeigt. Selbstverständlich hat der Autor seine ausgesprochenen Sympathien und Antipathien. Doch da selbst die Literarhistoriker hierin das Erstaunlichste leisten, so darf man von einem Literaturkomödiendichter sich nicht wundern, wenn er seinen magnetischen Empfindungen keinen Zwang anthut. So beginnt Charon gleich mit einer styrisch gefärbten, trübschlammigen Charakteristik Uhland's:

Welch milder Winter Zweiundsechzig!
Erd' und Himmel wie frühlingslechzig!
Spätholde Dionysos-Beilchen
Blühn unter des neuen Frühlings Beilchen
Und auf dem meisenumzwitscherten Land
Reicht der Winzer dem Säemann die Hand.
Noch niemals trieb es die Jahrzeit bunter!
Drum will auch niemand zu uns herunter
Als arme Betteln, zahnlose Bister
Und ein paar alte, verschleimte Philister.
Wie da neulich einer — o Graus! —
Sah wie ein Schuster und Mucker aus!
Wollte mit Demokratenöltröpflein
Dem deutschen Kaiser an das Zöpflein;
Hörte, wenn wiener Kinder plauschen,
Gar die Wellen der Adria rauschen;
Spielte mit närrisch feudalen Puppen,
Und sang gar ein Lied auf die Metzelsuppen!

Die Noten bestätigen Charon's Anschauungen:

Offenbar meinte unser Freund in diesem Porträt den um jene Zeit seinem schwäbischen Verleger ins Jenseits vorangegangenen Uhland. Und in der That, so große Verdienste dieser Schriftsteller auch hat, und so lange auch seine Lieder, dank der unvergleichlichen Kreuzer'schen Composition, im Volksmunde fortleben mögen — im ganzen theilen wir doch in Betreff dieses Dichters die bekannte Ansicht Goethe's und unsers Freundes. Die Deutschen mit ihrer täppischen Pedanterie haben ihn zwar zuletzt, durch die Freimaurer mystificirt, bis ins Bengalisch-Feurige apotheosirt; und doch bieten die Werke, oder vielmehr das Buch auch dieses Deutschthümlers eine poetische Musterkarte, die fast zum Drittel aus italienischen, spanischen und altfranzösischen Elementen zusammengesetzt ist.

Eine andere Note geiselt die deutsche Classikerfabrik im Interesse der fortschreitenden Literatur:

Wann endet einmal dieser Buchhändler-Humbug mit der „Deutschen-Classiker"-Fabrik? Die Deutschen sind nicht, wie die Romanen, ein „Emanisten"-Volk; sie sind, um im Hegel'schen Jargon fortzufahren, „Progressionisten". Es gibt nur einen deutschen Classiker und das ist der deutsche Geist! „Es ist zu bedauern", sagte der Classischste der sogenannten deutschen Classiker selber, „daß den Deutschen alles gleich fest wird; da doch die Kunst über allen Künstlern steht und nur in einem ewigen Fortschreiten (in einem stets tiefern, innigern, mit sich selber übereinstimmenden Sicherfassen, würde Hegel sagen) ihr Heil findet."

Gutzkow und Laube werden in Text und Noten günstig beurtheilt, ebenso Dingelstedt. „Es wird ein Schauspiel für die Götter sein", heißt es, „wenn dieser von Gott und Welt so reich begabte Geist, der brillanteste aller unserer Schriftsteller, einmal seine Memoiren veröffentlicht." In Bezug auf die jüngern nachwachsenden Kräfte fragt Heine:

Aber ist jetzt in Deutschland kein Dichter,
Zugleich ein Prophet und König und Richter,
Aus deß brausender Brust ein Sprudel
Feurig schäumt in das fade Gedudel?
Der mit neuem Stahl und Schwall
Wie ein goldner Wasserfall
Golden überwall' das All?
Der mit Liedern und mit Küssen
Zaubert, daß alle nach ihm müssen,
Der aus den schlaffgewordnen Saiten
Lockt melodische Herrlichkeiten,
Den die Jugend umblüht, den die Neuheit geweiht,
Dem der Reiz seinen Morgenrothschleier leiht,
So ein Neuer, ein Junger, ein Frischer?

Und Cotta antwortet:

Bei uns ist jetzt alles nur Müller und Fischer,
Fischer und Müller untrennbar ganz,
Wie Güldenstern und Rosenkranz.

Zu den Renoncen des Dichters und der Notenschreiber gehört namentlich Hermann Grimm, von dem es im Texte heißt:

Cotta.

Und ein Herr Grimm, noch heyserer als Heyse,
Ein Fürgottundkönigundvaterlandspreuße,
Tractirt Michelangelo, den Florentiner,
Als wär' es ein jeborner Berliner.

Heine.

„Bewahr uns Gott vor deinem Grimme,
Zaunkönige gewinnen Stimme!"

Cotta.

Was für ein Sprüchlein citirt Ihr da?

Heine.

Ich glaub', 's ist von seinem Großschwiegerpapa.

Und in den Noten:

Dieser Herr Hermann Grimm ist in der deutschen Literatur, Gott sei Dank, ein Unicum. Er erinnert uns ein wenig an seinen Landsmann Wilhelm von Humboldt, über dessen „pretiös impotentes Wesen" schon Schiller sich skandalisirte. Aber auch bei diesem Schriftsteller — welche Mikrologie! Schon seine „Essays" beginnen mit der unbezahlbaren Metapher von der Erbse und der Eichel! Ja selbst der pretiös ausländische Titel dieser „Essays" — welch parricidische That für den Sohn und Neffen unserer berühmtesten Germanisten! Und „Herman" mit nur einem n, und „Essays" mit dem antiquirt feudalen y, das nur noch in „Bayern" sich ans Taglicht wagt — warum auch sich auszeichnen wollen in Barockheiten und Bizarrerien! Aber erst dieser Stil! Dieser laxe Großpapastil, diese salope Satzbildung, diese Kanzlei- und Akademiephrasen, die man wol dem alten Goethe verzeiht, aber keineswegs einem jungen Mann, der eben anfängt aufzutreten. Daß Grimm sich an Michelangelo wagte, war gescheit von ihm; auch Canova, dem man seinen Zuckerbäckerstil vorwarf, studirte allmorgendlich die Pferdekolosse des Phidias, nicht weil sie ihm sympathisch gewesen wären, sondern weil er an ihnen fand, was ihm fehlte: Kraft, Leben und Wahrheit. Das possirlichste Schauspiel bietet die eben erscheinende Zeitschrift auch dieses Kunstmeiers: ein junger Mann, Radamanth, Schreiber, Redacteur (Böswillige wollen behaupten auch Leser) eines Blattes in einer und derselben einzigen Person! Es lebe der Socialismus!

Ebenso antipathisch erscheint ihm der heilige „Gregoroviehus". — Ueber die Dorfgeschichten findet sich in einer Note zu Auerbach's Namen folgender Excurs, der viel Treffendes enthält:

Der berühmte Dorfgeschichtenschreiber erinnert einen immer an das sinnige altdeutsche Märlein, wo der alte Riese seiner Tochter, die ein zackerndes Bäuerlein als Spielzeug in der Schürze davongetragen, dies mit den Worten verweist, daß dergleichen kein Spielzeug sei, selbst für eine Riesentochter. Vergebens hat Gutzkow jahrelang gegen die Abgeschmacktheit des „Lovely"-Genre angekämpft — die Erfolge Auerbach's wirkten zuletzt mit, ihm das Herz zu brechen. Der Literargeschichte der

Zukunft muß vorbehalten bleiben, nachzuweisen, wie ein Volk, das eine „Luise“, ein „Hermann und Dorothea“, eine „Jungfrau von Orleans“ und „Huldigung der Künste“ besitzt, an den Fadaisen dieser Bauerngeschichten Geschmack finden konnte; einstweilen haben, wie wir hören, die leibhaftigen schwarzwälder Bauern selber sich vorgenommen, ihrem Geschichtschreiber, bei vorkommender Habhaftwerdung, auf eine viel eindringlichere Weise fühlbar zu machen, wie die Natur sich rächt an der Unnatur.

Von jüngern Dichtern finden nur Hamerling, Herz und Kösting Anerkennung.

Daß einmal in unserer Literatur mit dem grellen Licht eines schonungslosen Sarkasmus umhergeleuchtet wird, kann durchaus nichts schaden, denn es macht sich erstaunlich viel Cliquenberühmtheit und Theetischunsterblichkeit in derselben breit, und mit der Ueberschätzung der einen geht die Unterschätzung der andern Hand in Hand. Man braucht die Silhouetten, welche die scharfe Schere des Dichters ausschneidet, nicht gerade alle treffend zu finden; derartige Schattenrisse haben immerhin ihr Gutes neben den oft schattenlosen Lichtbildern, durch welche oft das Unbedeutende zu glorioser Verherrlichung aufgedonnert wird.

Eine astronomische Ketzerei.

Als Schöpffer in Berlin Vorträge darüber hielt, daß die Erde sich nicht um die Sonne drehe, meinten die Berliner, der „Schöpfer“ müsse das freilich wissen. Mit solcher Bestimmtheit läßt sich dies von Xaver Schechner nicht behaupten, der ebenfalls ein für die Scheiterhaufen der Astronomen überreifer Ketzer und zwar ein sehr hartgesottener ist, der die Wahrheiten des Kopernicus, Newton und Kepler gleichzeitig in die Pfanne haut. Wenn Schopenhauer sagt, daß der Wahrheit nur ein kurzes Siegesfest beschieden sei, zwischen den beiden Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird, so befindet sich die Wahrheit Schöpffer's und Schechner's jedenfalls noch in dem ersten Zeitraum. Die Offenbarungen Schechner's sind niedergelegt in der nicht sehr umfangreichen Schrift:

Unumstößlicher Nachweis, daß die Erde nicht um die Sonne herumgehe, von Xaver Schechner. Zweite unveränderte Auflage. München, Gummi. 1868. 8. 7½ Ngr.

Natürlich wird jedermann neugierig sein, zu erfahren, in welcher Weise Schechner eine Thatsache oder vielmehr einen Glauben zu widerlegen sucht, den wir mit den Kinderschuhen angezogen, und zwar nicht nur die hochgebildeten Städter, sondern sogar die Hinterwäldler der europäischen Civilisation in den Klipp- und Dorfschulen, einen Glauben, der uns so zur zweiten Natur geworden ist, daß wir ihn für ein unumstößliches Wissen halten, für eins jener Axiome, das so fest steht wie der Satz, daß zweimal zwei vier ist, und an welchem zu rütteln nach unserer Ansicht nur ein Act der Geistesstörung sein kann. Wir sind daher gefaßt auf allerlei wunderbare Hallucinationen, müssen indeß einräumen, daß Schechner seine Aufgabe sehr trocken und verstandesmäßig zu lösen sucht, und daß, wenn er delirirt, dies wenigstens Delirien ohne Hitze sind.

Schechner wendet sich zunächst gegen die Unfehlbarkeit der Mathematik, deren Rechnungen allerdings unerschütterlich seien, während die Werthe der Zahlen auch die Mathematik zu einer „unzuverlässigen Wissenschaft“ stempeln, indem die richtige Werthbestimmung der einzelnen Kräfte eine Unmöglichkeit sei. Dann erklärt er die seit Kopernicus herrschende Annahme, daß die Erde durch eine tangentiale und attractive Kraft, auf welche letztere auch Newton sein Gravitationsgesetz stützte, um die Sonne geführt werde, für eine absurde. Er geht von dem Axiom aus, daß jede Bewegung eines Körpers, die nicht in seiner ursprünglichen Fallrichtung liege, sei sie gerade, krummlinig oder eine Kreisbewegung, nur durch Zwang erzeugt werden könne. Eine solche zwingende Kraft erkennt Schechner aber in der attractiven Kraft der Sonne nicht an, ja er meint überhaupt, jeder Gelehrte könnte der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen, wenn er statt jedes mathematischen Beweises die Welt von dem Vorhandensein einer attractiven Kraft der Sonne durch ein großartiges Naturphänomen augenscheinlich zu überzeugen suche, da durch nichtssagende Kleinigkeiten, wie Anziehung nahe aneinandergelegener Körper, oder Abweichen des Pendels u. s. w., bei denen so leicht eine Täuschung stattfinden oder durch die man höchstens nachweisen kann, daß wol auf unserer Erde eine Anziehung der Materie in nächster Nähe oder höchstens auf geringe Distanzen stattfinde, nichts bewiesen sei. Die Gelehrten hätten sich sicher sehr plagen müssen, um ihre Rechnungen ihrem Hirngespinst anzupassen. Dagegen gebe es ein Naturphänomen, welches die repulsive Wirkung der Sonne auf die Erde beweise:

> Wer weiß nicht, daß durch die senkrechte Stellung der Sonne gegen die Erde ein solcher Druck auf die Meere ausgeübt wird, daß sie die Kugelgestalt des Wassers theilweise aufzuheben und selbes gegen die Meeresufer zu drängen im Stande ist, wodurch bekanntermaßen Flut und Ebbe entsteht. Zwar mag es wol manchem eingeleuchtet haben, daß ein so großartiges entgegengesetztes Kraftäußerungs-Phänomen der nicht auf gleiche Weise nachweisbaren attractiven Wirkung der Sonne den Todesstoß geben müsse. Es mußte also der Mond als Hauptursache dieser Erscheinung auftreten, was man durch die sogenannten Springfluten nachzuweisen suchte; allein hätte man bedacht, daß die Sonne nie aufhört, die Erde, folglich auch die Meere zu bescheinen, und daß demzufolge die auf unsere Erde reflectirten Sonnenstrahlen des Vollmondes den Druck, den die Sonnenstrahlen selbst ohnedies schon auf sie ausüben, nur vermehren können, so würde man sicher geschwiegen haben.

Diese sogenannte Attractionskraft könnte höchstens als Leitungs-, nicht als Zwangsmittel dienen, um die Erde um die Sonne herumzuführen, wie etwa die Schnur bei der Centrifugalmaschine; deshalb habe man hierzu die in die Erde selbst verlegte „Tangentialkraft“ erfunden. Diese Tangentialkraft erklärt Schechner für ein lächerliches Hirngespinst; denn niemand werde wol glauben, daß ein todter Körper seine ihm innewohnende Kraftrichtung beliebig umändern könne und zwar blos durch eine auf ihn einwirkende anziehende Kraft, durch die der

Körper wol seine örtliche Stellung, nie seine natürliche Schwererichtung umwandeln kann.

Einen Haupttrumpf für die Leugnung des Kopernicanischen Dogmas spielt unser Autor mit der Beweisführung aus, „daß man bei einem wirklichen Umlauf der Erde um die Sonne kein Gestirn, selbst das Siebengestirn nicht ausgenommen, statt sie das ganze Jahr beobachten zu können, länger als höchstens einen Tag zu sehen im Stande wäre". Wenn man einen Körper um einen leuchtenden Punkt herumführt, müsse der erstere auch in der Richtung der Lichtradien seinen Schatten werfen, weil er diese absperrt und verhindert, daß sie weiter leuchten können. Da uns aber der gestirnte Himmel durchaus nicht die Erscheinungen darbiete, die er deshalb darbieten müßte, wenn die Erde um die Sonne herumginge, so sei auch nachgewiesen, daß letzteres nicht der Fall sein könne. Hierbei vergißt Schechner indeß, wie weit der Erdschatten nur reichen kann.

Doch, fragt man nun weiter, steht nun die Erde still und wird den Ketzerrichtern des Galilei das Zugeständniß gemacht, daß sich die Sonne um die Erde drehe? Keineswegs! Schechner versucht den Nachweis, daß sich die Erde um die Basis eines Kegels bewegt, dessen Scheitel die Sonne bildet. Das ist die neue astronomische Entdeckung, welche, um zu bestehen, einer nicht geringen Zahl von Hypothesen bedarf. So wird die Rotation der Erde um ihre Achse durch die ausdehnende Einwirkung der Wärmestrahlen der Sonne erklärt; ebenso die verschiedenen Tageslängen und die vier Jahreszeiten durch eine Oscillation nach den Polen zu. Schechner betrachtet die Erde und alle Planeten als „schwerlos". Von seiner Weltbildungstheorie wollen wir absehen, dagegen noch die Revision der „Physik" einschieben, die er durch seine Polemik gegen die Theorie von der Anziehungskraft der Erde versucht:

Da nichts, was wir auf Erden dem freien Fall überlassen, anders als nach unserer Erde fällt, so glaubte man, die Kraft, die dieses bewirke, liege nicht im fallenden Körper selbst, sondern in der Erde, und diese ziehe ihn an. Keine Kraft, die ein und derselbe Körper besitzt, kann variabel sein, besitzt daher wirklich die Erde eine anziehende Kraft, so muß diese auf alle Körper gleich wirken, und würden letztere ohne dieselbe nicht zur Erde fallen, so ist es gleichgültig, ob ein solcher Körper viele oder wenige Atome in sich schließt, denn man wird wol nicht annehmen können, daß ein gegen die Massen unserer Erde verschwindend kleiner fallender Körper etwa diese ebenfalls an sich zu ziehen strebe oder wolle, die Verschiedenheit und Anzahl der Atome kann daher auf die Anziehungskraft der Erde so viel als keine Wirkung haben. Nimmt man darum beispielsweise zwei gleichgroße Körper, etwa Platin und Kork, und läßt sie beide aus bedeutender Höhe fallen, so weiß jedermann, daß das Platin nicht nur mit einer größern Schnelligkeit, sondern mit solcher Gewalt auf die Erde fällt, daß ihm diese weichen muß und es wol gar noch tief in selbe eindringt, während der leichtere Kork beinahe keinen Eindruck in selbe zu machen vermag. Hieße das nicht, die Attractionskraft der Erde richte sich stets nach dem Körper, mit dem sie es zu thun hat; nun frage ich aber, müßte nicht ein bewußtes Leben auch in dieser Kraft, wie in der angenommenen Tangentialkraft stecken, wenn sie sich stets nach dem Körper, mit dem sie es zu thun hat, zu richten im Stande wäre, auch sie wäre mit einem Chamäleon zu vergleichen, das stets die Farbe wechselt. Ein Kind, wenn man es fragt: „Sage mir einmal, warum denn das Platin so tief in die Erde gedrungen ist, während der Kork nicht einmal einen Eindruck in selbe zu machen im Stande war", wird in seiner Einfalt antworten: „Weil eben das Platin schwerer ist als dieser"; folglich legt schon sein geringer Verstand die Kraft, die den Körper zur Erde führt, in diesen selbst, und es wird ihm sicher nicht einleuchten wollen, wenn man ihm weismacht, es täusche sich, die Kraft liege in der Erde und diese ziehe das Platin nur deshalb kräftiger an sich, weil ihm dieses eine größere Anzahl von Moleculen entgegenzustellen vermag als der Kork. Was soll man aber erst von einer Kraft sagen, die nicht einmal eine Flaumfeder anzuziehen im Stande ist, weil diese mit der Luft im Equiliber steht; welche Größe sollen wir denn alsdann als Norm für die attractive Wirkung der Erde annehmen, wenn sie bei einer Flaumfeder sogar Null zu werden vermag; erhellt nicht gerade hieraus sonnenklar, daß sie keine solche Kraft besitzt!

Ob man im allgemeinen Schriften wie die Schechner'sche vornehm über die Achsel ansehen darf, ist fraglich. Es gibt Hypothesen, die zuletzt als angenommene Wahrheiten das Bürgerrecht in allen, selbst den elementarsten Kreisen der Wissenschaft und in diesen letztern am meisten erhalten. Da sind skeptische Geister immer willkommen, welche den Anstoß geben zu erneuter Prüfung und in solcher Weise die Wissenschaft fördern. Die tiefer Eingeweihten dürften weniger erstaunt sein als die große Menge, daß Wahrheiten angetastet werden, die in letzter Instanz doch nur wissenschaftliche Hypothesen sind.

Vom Büchertisch.

Die Zeit der Heiligen und Märtyrer, der Apologien des Glaubens ist noch nicht ausgestorben; der goldene Faden der Tradition reißt auch in diesen Dingen nicht ab. Es wird uns in folgender Schrift das Curriculum eines auch sonst bedeutsamen französischen Gelehrten gegeben, der gleich nach dem heiligen Vincentius, seinem Patron, in dem römischen Kanon seine Stelle beansprucht:

1 F. A. Ozanam. Sein Leben und seine Werke. Von F. X. Karker. Paderborn, Schöningh. 1867. 16. 10 Ngr.

Schon in einer frommen Stadt wie Lyon geboren werden, ist ein guter Anfang für einen Heiligen, aber t 18 Jahren gleich nach der Julirevolution in den indenpfuhl Paris als Student einziehen zu müssen, ist untrüglicher Fingerzeig. Selbstverständlich widersteht unser Held allen Versuchungen des Teufels, selbst als dieser in der unverfänglichen Form eines Theaterbillets an ihn herantritt. Ja noch mehr, die böse Zeit des Unglaubens fordert seinen selbstthätigen Eifer heraus und im Jahre 1833 stiftet der zwanzigjährige Jüngling mit wenigen Altersgenossen den mildthätigen Verein des heiligen Vincenz von Paul, der sich seitdem über alle Welttheile ausbreitet. An und für sich untadelhaft, wird dies Bestreben der Mildthätigkeit lächerlich, sobald es sich als Panacee für die großen socialen Uebel und Schäden darstellt, wie es Ozanam gegenüber St.-Simon und Fourier anwenden will. Nichts ist den Ultramontanen mehr ein Dorn im Auge als die moderne ökonomische Wissenschaft, die allmählich dazu führt, die Pfründen und

Messen abzuschaffen; nichts gefährlicher für ihre Herrschaft als die Befreiung der Massen vom materiellen Druck, und darum diese Drohung mit den Schrecken des Communismus, wenn der Unglaube siegen sollte. Ozanam war zugleich Miturheber der Conferenzen, welche zuerst Pater Lacordaire 1835 unter großem Zulauf in Notre-Dame abhielt, eine Art religiöser Vorträge zur Unterstützung des gläubigen Princips, „welches in Frankreich, während 60 Jahren durch eine verderbliche Literatur geschwächt, sich wieder erheben will und nur ein freundliches Wort der Erschütterung verlangt, ein Wort, welches mehr fleht als befiehlt, mehr schont als schlägt, welches den Horizont mehr öffnet als zerreißt, welches mit der Erkenntniß unterhandelt und ihr das Licht zuführt". In den richtigen Wirkungskreis trat Ozanam, als er 1840 seine Mitbewerber um den Lehrstuhl für ausländische Literatur zu Paris schlug. Die Advocatur, in deren Uebung er kurz vorher begriffen war, erschien ihm zu weltlich, auch hatte er sich längst ein höheres Ziel ausersehen:

Nachdem er 1836 die Auszeichnung als Doctor der Rechte erlangt, beschäftigte er sich unausgesetzt mit Geschichte und Philosophie, deutscher, englischer, italienischer und spanischer Sprache und Literatur und legte in mehrern Zeitschriften gediegene Arbeiten nieder. Im Jahre 1839 schrieb er zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde zwei Abhandlungen: „Ueber das Hinabsteigen der Heroen in die Unterwelt bei den Dichtern des Alterthums" und „Dante und die Divina commedia". Herr Cousin, einer seiner Richter, redete ihn an: „Herr Ozanam, man kann nicht beredter sein!"

Ozanam war also wohl vorbereitet für sein Amt, das er nun im Dienste seines Glaubens zu verwalten begann. Hier steigt Ozanam wirklich zu einer rein menschlichen Bedeutung als Lehrer, den Karker treffend so zeichnet:

Von Natur war er für die Beredsamkeit nicht sehr begünstigt; seine Stimme war schwach und nicht ausgiebig für die Anforderungen seiner Inspiration; eine gewisse Schüchternheit fesselte auf seinen Lippen und in seinem ganzen Wesen den Glanz seiner Gaben. Sehr bescheiden im Vertrauen auf sich selbst, bereitete er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf jeden Vortrag vor, häufte zahlloses Material um seine Gedanken herauf, befruchtete es durch einen anhaltenden tiefen geistigen Blick, der Ordnung hineinträgt, und gab ihm dann Leben in dem geheimnißvollen Selbstgespräch, in welchem der Redner zu sich selbst spricht, was er morgen Abend um dieselbe Stunde zu seinem Auditorium sprechen wird. So ausgerüstet, bleich und abgemattet, bestieg Ozanam das Katheder. Es war nichts Festes und Bestimmtes in seinem Auftreten, mit Mühe fügte er die Sätze aneinander, seine Gesticulation war sehr dürftig, sein Blick fürchtete, einem andern Blicke zu begegnen; aber durch jene Gewalt, welche das Wort sich selbst mittheilt, durch jenen Sieg einer festen Ueberzeugung über den Geist, der sich zu ihrem Organ macht, wurde er von Augenblick zu Augenblick größer, und wenn das Auditorium erst selbst aus dem ersten düstern Schweigen, das so schwer belastet, sich erhoben, dann brachen die Dämme, und die Fluten seiner Beredsamkeit überströmten ein bewegtes und fruchtbares Erdreich. Aufrichtiger Beifall wurde dem Redner gezollt und, bewegt von einem Glück, durch achttägige Arbeit und einstündige Anstrengung errungen, kehrte er nach Hause zurück und zu der mühsamen Arbeit, welche Mittel und Weg zu jeder Berufserfüllung, zu jedem Ruhm.

Beredsamkeit und Gelehrsamkeit dieser Art, also eigentlich heidnische Tugenden waren es, welche den eifrigen Katholiken auf dem pariser Lehrstuhl zwölf Jahre in unverminderter Popularität zu erhalten vermochten. Hier holte er sich auch sein Martyrium, das einen modernen Beigeschmack hat:

Ostern 1852 war vorüber. Ozanam wurde durch das Fieber ans Bett gefesselt. Er vernimmt, daß ihn sein Auditorium in der Sorbonne erwartet und daß diese feurige Jugend, ohne die Ursache seines Ausbleibens zu kennen, unter großem Tumult nach ihm verlangt. Er achtet nicht der Vorstellungen seiner Freunde, der Thränen seiner Frau, der Befehle des Arztes, er verläßt das Lager und eilt nach seinem Lehrstuhl. „Ich will meinem Amte Ehre machen", sagt er. Als er, bleich, entkräftet, mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich, in den Hörsaal eintritt, bemächtigen sich Gewissensbisse und Bewunderung der Menge, die ihn mit betäubendem Zuruf begrüßt. Diese Ausbrüche des Beifalls erneuten sich zu mehrern malen während des Vortrags und erhoben den bereits zum Tode Getroffenen noch einmal über sich selbst. Ganz unbeschreiblich war der Sturm des Beifalls, als der Professor schloß: „Meine Herren, man hat unserm Jahrhundert den Vorwurf gemacht, daß es ein Jahrhundert des Egoismus, und daß auch wir Professoren von dieser allgemeinen Epidemie ergriffen worden. Und doch untergraben wir hier unsere Gesundheit, nützen hier unsere Kräfte ab. Ich führe nicht Klage darüber; unser Leben gehört Ihnen, wir schulden es Ihnen bis zu unserm letzten Hauche, und Sie sollen es haben. Was mich anlangt, meine Herren, wenn ich sterbe, so wird es in Ihrem Dienste sein." Das war der Abschied Ozanam's von einem Auditorium, das ihn zwölf Jahre geliebt und mit Beifall überschüttet hatte. Seine Kraft war gebrochen.

Seitdem reist Ozanam in die Bäder, bis 1853 der Tod den eifrigen Gottesmann ereilt. Der Kern seiner literarisch-kirchlichen Wirksamkeit liegt in seiner Apologie des christlichen Mittelalters, einem nicht vollendeten Werk, von dem einzelne Aufsätze: „Die Franciscanerdichter", „Dante und die katholische Philosophie", in Deutschland bekannt sind (vgl. „Oeuvres complètes de A. F. Ozanam avec une préface par M. Ampère de l'Académie française", 9 Bde., Paris 1862).

Ein Stück fromme Literatur, aber sehr nach altmodischem Stil, ist auch:

2. Das Leben in seiner Wirklichkeit. Eine Gabe für gebildete Mädchen und Frauen. Nach der elften Auflage aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Vorwort von J. E. Stadler. Augsburg, Kranzfelder.

Es werden darin in Tagebuchform mit sehr viel Gedankenpunkten die Leiden und Freuden einer christlichen Jungfrau in allen Stadien und Details des Familienlebens dargestellt. Es ist wenig Kunst und noch weniger Verstand in diesem Buch; aber es ist reinlich und zweifelsohne nach dem Katechismus zurechtgemacht. Es soll in Frankreich in kurzer Zeit elf Auflagen erlebt haben, was weniger für die Religiosität der Aeltern, als vielmehr für deren gute Vorsätze in Bezug auf die Nachkommenschaft spricht, die man anfangs immer zu Engeln erziehen will.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Außer dem wiener Burgtheater ergreift kaum ein anderes die Initiative mit neuen Trauerspielen, welche, wenn sie dort mit Erfolg zur Aufführung gelangt sind, einen Kreis mit kleinem Radius über mehrere deutsche Bühnen beschreiben. Schon das berliner Hoftheater folgt in der Regel nicht dem Vorgang der Burg; das Trauerspiel, wenn es nicht die Firma Shakspeare, Schiller oder Goethe trägt, ist dort geächtet; man ist in der Stadt der neuen geschichtlichen Initiative dem Anschein nach sehr unhistorisch, und begnügt sich, was Novitäten betrifft, mit der von Schiller gegeiselten Familienmisère und dem harmlosen Lustspiel.

Friedrich Halm's „Begum Sumro" ist in Wien mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Kritik rühmt an diesem Stück den modernen Geist, indem das Pathos desselben, das aus dem Kampf der europäischen Culturvölker mit den im Schatten altersgrauer Culturen eingeschlummerten Asiaten hervorgeht, ein in der Gegenwart berechtigtes ist. Ein elegischer Hauch schwebt um diese dem Untergang geweihten Fürstenhäuser, denen der europäische Geist zunächst nicht segenbringend, sondern mit Frevel und Gewaltthat naht. Friedrich Halm hat einen der berühmtesten oder berüchtigtsten Gouverneure, Hastings, mit in sein Stück verwebt und scharf und glänzend charakterisirt. Die Diction ist reich an dichterischen Schönheiten, eine Eigenschaft, von der diejenigen gering zu denken pflegen, welchen die eigentliche poetische Ader versagt ist. Was wären Schiller's und Goethe's Trauerspiele ohne ihre „dichterischen Schönheiten", die man allerdings mit Floskelkram und Jambentrab nicht verwechseln darf? Gegen die eigentliche Handlung des Friedrich Halm'schen Stücks werden indeß manche Bedenken geltend gemacht; namentlich fehlt der Liebe der Fürstin zu einem Unwürdigen das tiefere Interesse.

Das Trauerspiel von Joseph Weilen: „Drahomira", ist ebenfalls am wiener Burgtheater mit glücklichem Erfolg in Scene gegangen. Diesem Stoff aber fehlt das moderne Interesse; welche Theilnahme kann man heutigentags den Kämpfen des Christenthums und Heidenthums im alten Böhmen schenken? Alles menschlich Fesselnde der Handlung kann diesen Mangel nicht ersetzen. Möchten doch unsere Dramatiker, namentlich die talentvollen, zu denen wir Joseph Weilen rechnen, das Princip als unumstößlich erkennen, daß die Bühne dem Genius der Gegenwart gehorchen muß. Studien werden niemals auf derselben heimisch werden; die halben und vorübergehenden Erfolge, in denen nur eine Anerkennung des dichterischen Talents liegt, sind doch ebenso viele Beweise für unser Axiom. Wenn das Trauerspiel überhaupt in Miscredit gekommen ist, so liegt es gerade darin, daß es, gegenüber den andern dramatischen Gattungen, glaubt, einen Freibrief zu haben für die Wahl „todter Stoffe", denen wie todten Flußarmen alle lebendig forteilende, das Publikum mitreißende Strömung fehlt. Unter diesem Bann der erhabenen Langweiligkeit, die man für unzertrennbar hält von dem Trauerspiel, leiden auch diejenigen Tragödien mit, welche mit modernem Geist erfüllt sind; denn das Vorurtheil verdammt in Bausch und Bogen und verlernt die Gabe der Unterscheidung. Daß Weilen's „Drahomira" auch große Schönheiten und wirksame Situationen enthält, ließ sich von dem Dichter des „Tristan" erwarten.

Mehr in das Genre der dramatisirten Dorfgeschichten gehört Mosenthal's Schauspiel: „Der Schulz von Altenbüren"; doch gerade dieses Stück athmet modernen Geist, indem es den Kampf des Alten und Neuen innerhalb enger Verhältnisse zeigt. Der Hofschulze, der aus Immermann's „Münchhausen" entnommen zu sein scheint und an den aus den Zeiten der Feme stammenden Satzungen festhält, und der junge Amerikaner, der die freieste Beweglichkeit der Neuzeit repräsentirt, vertreten in schärfster Fassung diesen Gegensatz. Die Handlung bewegt sich durch zum Theil melodramatische Effecte durchaus bühnengerecht und bühnenwirksam; die Sprache hat Nerv; in der Vorführung genrebildlicher Charaktere hat Mosenthal immer ein großes Talent bewährt.

Die Preisausschreibung, die von Friedrich Halm, dem Generalintendanten des wiener Hoftheaters, ausgegangen ist, und der zufolge zwei Lustspiele mit Preisen bedacht werden sollen, wird jedenfalls förderlich und anregend wirken. Schon die in Aussicht gestellte Aufführung an der Burg wird die strebenden Talente ermuthigen. Ueberdies ist die Fassung derselben eine durchaus angemessene, indem keine dramatischen Schöpfungswunder verlangt werden, sondern nur relativ beste und aufführbare Stücke. Auch bietet die Zusammensetzung der Prüfungscommission aus lauter Sachverständigen die besten Garantien. Es wäre zu wünschen, daß die Preiscommission eine Form fände, um auch aus der Zahl der übrigen Stücke einzelne theils selbst für die Aufführung an der Burg zu bestimmen, theils den andern Bühnen zu empfehlen, da derartige Preisausschreibungen doch eine repertoirebildende Kraft haben sollen und die Unterschiede zwischen dem Besten und Guten nicht die Verwendbarkeit des letztern ausschließen.

Bibliographie.

Boner, C., Siebenbürgen. Land und Leute. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Thlr.

Droysen, J. G., Grundriss der Historik. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Düringsfeld, J. v., Reise-Skizzen. 7ter Bd. — A. u. d. T.: Aus Meran. Meran, Moser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frank, J. F., Das Christenthum und die Frauen. Ein Vortrag. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 5 Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Düsseldorf, Budich. 8. 18 Ngr.

Heilmann, J., Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506 bis 1651. 1ster Bd. Kriegsgeschichte und Kriegswesen von 1506—1598. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Holtei, K. v., Erlebnisse eines Livreedieners. Roman. 3 Thle. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Thlr.

Jensen, W., Novellen. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Lübecker Novellen. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 22½ Ngr.

— — Westwardhome. Novelle. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 22½ Ngr.

Kretschmer, R., Die Köhler. Festspiel. Löbau, Dümmler. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Merta, A., Scherz-Raketen. Humoristische Vorlesungen. Wien. 1867. 8. 12 Ngr.

Scheffel, J. V., Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Stuttgart, Metzler. 1867. Gr. 4. 4 Thlr.

Schlegel, F. v., Lucinde. Ein Roman. Neue unveränderte Ausgabe. Coburg, Sendelbach. 16. 12 Ngr.

Sömer, P., Lieder, Romanzen und Sprüche. Arnsberg, v. Schilgen. 1867. 16. 10 Ngr.

Spitta, T., Reine Herzen. Novellen. Berlin, Wegener. 16. 15 Ngr.

Stadelmann, H., Aus Tibur und Teos. Eine Auswahl lyrischer Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho u. A. In deutscher Nachdichtung. Halle, Buchh. des Waisenh. 16. 10 Ngr.

Staupitzens, J. v., sämmtliche Werke. — Opera quae reperiri potuerunt omnia. Herausgegeben von J. K. F. Knaake. 1ster Bd. Deutsche Schriften. Potsdam, Gropius. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stein-Kochberg (geb. v. Schard), Charlotte Albertine Ernestine v., Dido. Ein Trauerspiel. Im Auftrage des freien deutschen Hochstiftes herausgegeben von H. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867. 8. 22½ Ngr.

Storm, T., In St. Jürgen. Schleswig, Schulbuchh. 16. 22½ Ngr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tappert, W., Musikalische Studien. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1868. Von F. Steinebach. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Johann Heinrich von Thümen. — Ein Forscherleben. Rostock, Leopold. Gr. 8. 2 Thlr.

Vámbéry, H., Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Nach der ungarischen Original-Ausgabe. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.

Wallner, F., Unter frohen Menschen. Komische Vorträge von erprobter Wirkung, Poesie und Prosa. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Weber, B., Prof. Carl Vogt. Historisch und physiologisch beschrieben. Emmerich, Romen. Gr. 8. 2 Ngr.

Würtemberg wie es war und ist. Neue Folge. 1stes Heft. Stuttgart, Koch. 16. 3¾ Ngr.

Wymetal, W., Raphael Sanzio und die Madonna im Grünen. Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Zech, H., Die Geschichte Walters und seiner Else. Reimweise erzählt. Breslau, Grünson. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zeh, F., Blumen aus Rübezahl's Garten. Gedichte in schlesischer Gebirgs-Mundart. Hirschberg, Rosenthal. 16. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studien über Bosnien und die Herzegovina

von

Johann Rośkiewicz,

k. k. Major im Generalstabe.

Mit elf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem Werke entwirft der Verfasser, ein österreichischer Generalstabsoffizier, auf Grund eigener Anschauungen und Beobachtungen das vollständige Bild noch wenig gekannter Länder, die vermöge ihrer geographischen Lage eine wichtige Rolle bei der Lösung der orientalischen Frage zu spielen berufen sind und deshalb seit kurzem in erhöhtem Masse die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen haben. Nicht nur die Natur und die Beschaffenheit jener Länder werden zum ersten mal erschöpfend dargestellt; auch über die Sitten und Gebräuche der Bewohner, die Verwaltung, die Statistik, das Heerwesen etc. enthält das Werk höchst werthvolle neue Mittheilungen, durch in den Text gedruckte Abbildungen illustrirt.

Die nach den Aufnahmen des Verfassers eigens angefertigte Karte (auch apart zum Preise von 12 Ngr. zu haben) gewährt eine deutliche und zuverlässige Uebersicht des gesammten Terrains.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bunsen's Bibelwerk.

Sechster Halbband. Erste Hälfte.

Herausgegeben von **Adolf Kamphausen.**

Inhalt: Das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder, der Prediger, das Buch Esther, das Buch Daniel, das Buch Esra.

8. Geh. 18 Ngr.

Mit der unter der Presse befindlichen zweiten Hälfte des sechsten Halbbandes wird die erste Abtheilung von Bunsen's Bibelwerk: „Uebersetzung und Erklärung" der Bibel (in 4 Bänden), vollständig vorliegen. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) sind zwei Bände erschienen, der dritte ist unter der Presse und der vierte in Vorbereitung. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeschichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" sind bereits ausgegeben. Somit nähert sich das ganze Werk seiner baldigen Vollendung.

Bunsen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Als Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von Christian Carl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geh. 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt $6\frac{2}{3}$ Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt und so die glückliche Mitte hält zwischen Schulatlanten und umfangreichen Kartenwerken. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass sofort eine zweite Auflage nöthig wurde, welche jetzt vollständig vorliegt. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Das Werk ist auf einmal cartonnirt oder gebunden, aber auch nach und nach in 6 Lieferungen à 1 Thlr. durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Fünfter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende zweite Theil der Werke Hartmann's von Aue enthält die Dichtungen: Lieder; Erstes Büchlein; Zweites Büchlein; Grêgorjus; Der arme Heinrich. Den Inhalt des ersten Theils bildete des Dichters Jugendwerk Êrec der Wunderaere; der dritte und letzte Theil wird sein grosses episches Gedicht Iwein in neuer Ausgabe darbieten.

Gleichzeitig mit dem fünften Bande der „Deutschen Classiker des Mittelalters" ist die zweite Auflage des zweiten Bandes (Kudrun) erschienen: ein neuer Beweis von der nachhaltigen und steigenden Theilnahme, der sich die Sammlung im Publikum zu erfreuen hat.

Inhalt des I.—V. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

IV. V. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Erster und zweiter Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 6. —— 6. Februar 1868.

Schriften zur Aesthetik.

1. Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik von Christian Hermann Weiße. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse und aus bereits Gedrucktem zusammengestellt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Populäre Aesthetik von Karl Lemcke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 53 Illustrationen. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Einleitung in die Aesthetik von Theodor Seemann. Dresden, Löwy. 1867. 8. 15 Ngr.
4. Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien von Victor Granella. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Natur und Gemüth. Von Karl von Hippel. Beiträge zur Aesthetik der Pflanzenwelt. Berlin, A. Duncker. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.
6. Aesthetische Vorträge von A. W. Grube. Zweites Bändchen: Deutsche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
7. Ueber den Begriff: „Kunst". Eine Abhandlung für die Volksanschauung. Von Hugo Söderström. Grünberg, Levysohn. 1867. 8. 10 Ngr.

Ein stattliches Contingent ästhetischer Schriften auf unserm Büchertische gemahnt uns daran, daß der Eifer deutscher Wissenschaft in Ergründung der Principien des Schönen nicht erlahmt und daß der vermittelnde Zwischenhandel zwischen den geistigen Engrosfabrikanten und dem großen Publikum noch immer in voller Blüte steht. Wie wenig das Interesse des letztern an den allgemeinen Fragen der Aesthetik geschwunden ist, beweist wol die Thatsache, daß ein Werk wie die „Populäre Aesthetik" von Karl Lemcke (Nr. 2) in kurzer Zeit eine zweite Auflage erleben konnte, obgleich dieselbe keineswegs zu breiter Schönrednerei herabsteigt, sondern noch immer ein gewisses wissenschaftliches Niveau behauptet. Freilich erscheint die ästhetische Nutzanwendung, soweit man den Geschmack des Publikums nach seinen Lieblingen beurtheilen kann, noch immer sehr mangelhaft; doch wird jedenfalls durch derartige Werke ein guter Grund gelegt, auf welchem weiter zu bauen namentlich die Pflicht der Tageskritik ist, indem diese dem Publikum lehrt, wie man das allgemeine Gesetz des Schönen auf die einzelne Kunstschöpfung anzuwenden hat. Solange aber noch so viel Pseudoästhetik und dünkelhafte Schablonenweisheit das große Wort führt, solange jeder, der sich mit Aristoteles beschäftigt oder in Shakspeare verrannt hat, sich deshalb selbst für einen Aristoteles halten oder von der mühsam erklommenen Höhe des Shakspeare'schen Genius auf die armen Zeitgenossen glaubt mit Verachtung herabsehen zu dürfen; solange selbst namhafte Literaturhistoriker in ihren kritischen Studien sich auf den Standpunkt Ramler's und Batteux' stellen, während sie Hegel und seine „unfertige Bildung" mit kleinmeisterlicher Hoheit betrachten: solange steht es noch schlimm genug mit wahrhaft befruchtenden Einflüssen ästhetischer Wissenschaft, wenigstens auf dem Gebiete der Dichtung, und darf es nicht wundernehmen, daß die Mittelmäßigkeit überall glänzende Triumphe über höhere Begabungen feiert und das Publikum den Maßstab für das Bedeutende und Große ganz verloren hat, indem seiner geringern Neigung hierfür noch durch die Behauptung geschmeichelt wird, unsere Zeit sei unfähig, dasselbe hervorzubringen.

Die angewandte Aesthetik, die an dem einzelnen Kunstwerk das Princip erläutert, erscheint uns daher für die Gegenwart von größerer Bedeutung als die reine Aesthetik, die sich nur in ihrem eigenen idealen Aether bewegt. Weiße's „Kleine Schriften zur Aesthetik" (Nr. 1) bilden daher eine in jetziger Zeit doppelt schätzenswerthe Ergänzung zu seinem größern Hauptwerke über diese Wissenschaft. Ueber die Principien des letztern, namentlich über die theistische Färbung derselben mochte man mit dem Philosophen rechten; hier wird man sich an den feinsinnigen Entwickelungen erfreuen, mit denen der Verfasser sich bald in einzelne Meisterwerke vertieft, bald Fragen und Probleme von Wichtigkeit für das künstlerische Schaffen und dessen Beurtheilung zu lösen sucht. Doppelt erfreulich aber ist die

Unabhängigkeit des Urtheils, welche Weiße sich auch gegenüber unsern classischen Schöpfungen wahrt, während eine große Zahl unserer Exegeten in blinder Hingebung an dieselben bis zum Verlust des eigenen gesunden Menschenverstandes das Unglaubliche leistet.

Die Sympathien, die Weiße der „Braut von Messina“ entgegenbringt, die hohe Stellung, die er gerade diesem Schiller'schen Trauerspiel einräumt, werden mit Recht auf lebhaften Widerspruch stoßen. Er rühmt zunächst als einen Vorzug dieses Stücks vor allen andern dramatischen Werken des unsterblichen Verfassers „den vollen Einklang“, in welchen sich hier wie nirgendssonst der selbstgeschaffene oder vielmehr der von seinem Genius ihm mitgegebene dramatische Stil mit Inhalt und Haltung des Werks gesetzt hat. Die ideale Haltung dieses Stils eigne sich nicht für Stoffe, die auf einer durch individuelle Charakterentwickelung hervorragenden Persönlichkeit beruhen! Für die „Braut von Messina“ sei es ein unstreitiger Gewinn gewesen, wenn sich der Dichter von der Verbindlichkeit freigemacht habe, einer bestimmten geschichtlichen Handlung und bestimmten geschichtlichen Charakteren, wenn auch nur annähernd, gerecht zu werden. Wir geben zu, daß der frei erfundene Stoff der „Braut von Messina“ größere Gleichmäßigkeit der idealen Haltung des Stils, ebenso auch größere dramatische Concentration verstattete, als die historischen Stoffe, die stets eine Menge sprödes, im idealen Feuer nicht vollkommen zu läuterndes Material mit sich führen. Was aber Weiße von den dramatischen Charakteren Schiller's sagt, vermögen wir, so verbreitet diese Meinung auch sein mag, nicht zu unterschreiben. Die ideale Haltung des Stils schließt die Charakteristik nicht aus; sie läßt nur die Ecken und Kanten des Individuellen nicht so scharf und schroff herausgucken, die aber das Wesen des Charakters weniger ausmachen, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Man sucht das Charakteristische in der anekdotischen Eigenthümlichkeit; man findet die Helden nur dann lebenswahr, wenn man auf der Bühne sieht, „wie sie sich räuspern und spucken“. Daß diese Charakteristik für die Tragödie nicht geeignet scheint, ist klar; auch Shakspeare macht von derselben bei seinen Hauptheldeu, wie Macbeth, Romeo u. s. w., keinen Gebrauch. Charaktere wie Leicester, Mortimer, Butler sind hinlänglich scharf gezeichnet, nicht durch derartige Tüpfelchen und Sommersprossen einer kleckfenden Porträtmalerei, sondern durch ihre Handlungsweise, in welcher sich ausschließlich der Kern des Charakters offenbart.

Noch weniger wird man Weiße beistimmen können, wenn er in der Vermischung antiker Form und moderner Liebesfabel, christlicher, griechischer und mohammedanischer Religion eine aus der Verarbeitung des historisch Gegebenen hervorgegangene Schönheit sieht In einer Parallele der „Braut von Messina“ mit der „Jungfrau von Orleans“ entscheidet sich Weiße, gerade was die Behandlung des religiösen Motivs betrifft, zu Gunsten der erstern, indem er der Jungfrau die positive Willkür und innere Unwahrheit der dichterisch-religiösen Voraussetzung vorwirft, und meint, daß Schiller in den von ihm als Maschinenwerk seines romantischen Trauerspiels benutzten Heiligen- und Marienglauben des katholischen Mittelalters einen Sinn hineingelegt habe, der fast aus Verwechselung der jungfräulichen Mutter Gottes mit einer Artemis Tauropolos hervorgegangen scheinen könnte. Bei der ohne alle geschichtliche, mythische und novellenartige Anknüpfung vollkommen freierfundenen Fabel der „Braut von Messina“ glaubt Weiße dagegen annehmen zu müssen, daß es nicht nur überhaupt Betrachtungen allgemeiner theoretischer Art waren, welche unsern Dichter auf die Erfindung jener tragischen Fabel geführt haben, sondern auch daß diese Betrachtungen selbst aus einer Nachwirkung hervorgegangen sind, welche die gewiß den Dichter selbst nicht ganz befriedigende Schöpfung jenes romantischen Heldendramas in seiner Seele zurückgelassen haben mochte. Nun gibt zwar Weiße zu, daß Schiller sich einen gemischten, nach Willkür wechselnden Gebrauch von den Bestandtheilen der verschiedensten Religionssysteme gestattet, die so im Gemüthe, im lebendigen Glauben bestimmter Menschen oder eines enggeschlossenen Menschenkreises nie zusammen bestanden haben oder nie zusammen bestehen konnten. Doch der volle künstlerische und tragische Eindruck, den die „Braut von Messina“ auf ihn macht, bestimmt ihn zu der Ansicht, daß hier Schiller den Weg vollendet, den er dort nur eine kleine Strecke lang beschritten, und so Ergebnisse von echtem Gehalt errungen hat. Dem Ausspruch Schiller's, daß hinter der Hülle aller Religionen die Religion selbst verborgen liege, will er wenigstens eine für den Dichter gültige Bedeutung zusprechen. Er findet, daß die Behandlung der verschiedenen Religionen als eines collectiven Ganzen für die Einbildungskraft nicht nach demselben Gesichtspunkt zu beurtheilen sei, wie die Alteration der Vorstellungen aus bestimmten Religionskreisen, welche den sittlichen Charakter derselben aus einer höhern in eine niedere Sphäre herabdrängt, und daß die aus dem Alterthum in die neuere Poesie übertragene Schicksalsidee die Dichtung nicht in denselben Widerspruch mit den wohlbegründeten Ansprüchen der Religion bringe, wie die willkürliche, dem Geiste der Religion fremde Behandlung christlicher Religionsbegriffe.

Wir müssen bekennen, daß wir uns allen diesen Ausführungen gegenüber sehr skeptisch verhalten. Die theologisirende Aesthetik lag unsern Classikern gänzlich fern. Was Schiller in der Zeit, als er diese beiden Trauerspiele schrieb, in der Blütezeit seiner dramatischen Production, vor allem bestimmend vorschwebte, war die dramatische und theatralische Wirkung. Das religiöse Element in der „Jungfrau“ war nur decorativ, es gab den Schmuck der Lyrik und der äußern Bühne her. Eine Verfälschung der christlichen Religionsanschauung vermögen wir nicht darin zu finden; Schiller hielt sich einfach an die Ueberlieferung. Für die Erfindung eines Stoffs wie die „Braut von Messina“ war wiederum nicht irgendeine religiöse Tendenz bestimmend, sondern die Absicht, den Chor auf der modernen Bühne einzuführen. Diese Absicht machte von selbst eine Handlung nöthig, welche die Geschlossenheit des antiken Trauerspiels hatte. Nach dieser Seite hin ist die „Braut von Messina“ das einheitlichste und von allen Episoden freieste Drama Schiller's. Mit der antiken Form kam aber von selbst

der antike Inhalt. Die Indifferenz des Dichters gegen die positiven Religionen ließ ihn die Vorstellungsformen derselben beliebig zu dichterischen Zwecken verwenden, doch bleibt diese Mischung offenbar geschmackswidrig und ein Fehler im Costüm.

In dem zweiten Aufsatz: „Zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's", der aus der „Protestantischen Kirchenzeitung" abgedruckt ist, nimmt Weiße eine vermittelnde Stellung ein zwischen der Rechten und der Linken in Glaubensfragen; er will nachweisen, daß auch vom Standpunkte des protestantischen Kirchenthums die Einstimmung in die Begeisterung des deutschen Volks für seinen edeln und großen Dichter trotz der entgegenstehenden Bedenken vollkommen gerechtfertigt ist. Die Theologen de pur sang werden in diesem Beweis nur den Ausfluß einer sehr laxen dogmatischen Ueberzeugung sehen, die Weltkinder ihn für überflüssig halten, Schiller selbst würde sich gegen die Anwendung der theologischen Heilskategorie auf sein Wirken entschieden gesträubt haben.

Der Aufsatz über „Wilhelm Meister's Lehrjahre" sucht nachzuweisen, wie in den verschiedenen Bildungsstufen Wilhelm's die Hauptepochen der deutschen Nation, und in den vorzüglichsten Charakteren die Elemente, welche dieselbe zu den verschiedenen Zeiten bewegten und belebten, und die Richtungen, welche sie nach und nach annahmen, sich spiegeln.

Außerdem finden sich Aufsätze über die „Iphigenie", die „Wahlverwandtschaften", den „Faust", und „Einleitende Worte zur Säcularfeier von Goethe's Geburt". Der aus Nr. 67 fg. d. Bl. f. 1841 abgedruckte Aufsatz: „Ueber Goethe's «Wahlverwandtschaften» und ihre neuesten Beurtheilungen" erscheint uns als der bedeutendste der Goethe-Artikel. Bei der Beurtheilung der Tendenz dieses Romans schließt sich Weiße weder den geistesschwachen Moralisten an, welche ihm den Vorwurf der Unsittlichkeit machen, noch den Apologeten, welche aus ihm eine Verherrlichung der Ehe herausdestillirten. Von den letztern sagt er:

> Daß hiermit dem Dichter die Rolle eines pedantischen Moralisten übertragen, das freie Werk der schöpferischen Phantasie in der Weise einer trockenen Schulchrie behandelt werde, dies würden jene Kritiker freilich selbst nicht einräumen wollen. Auch würde zu einer Zeit, wo man sich über den Unterschied der poetischen, der künstlerischen Zwecke von den moralischen im allgemeinen längst verständigt hat, dergleichen schwerlich wieder vorgebracht worden sein, wenn nicht der Formalismus eines philosophischen Systems die Gelegenheit dargeboten hätte, den trivialen Sinn in eine speculativ klingende Terminologie zu kleiden.

Trotz dieser Verständigung ist aber in jüngster Zeit „die moralische Pedanterie" wieder obenauf und streut die trockenen Schulchrien wie welke Blätter auf den Weg der modernen Dichtung. Mit vollem Recht schließt sich Weiße der Ansicht Bonmann's an, welche auch das göttliche Gesetz der Liebe nicht minder berechtigt sieht als das menschliche der Ehe, und in dem Kampfe dieser beiden gleichberechtigten Mächte einen wahrhaft tragischen Conflict sieht, der die Grundlage des Romans bildet. Doch hauptsächlich zieht Weiße den letztern in Betracht von der Seite der Kunstform oder dichterischen Behandlung; er wirft die Frage auf, ob die Form der poetischen Erzählung die angemessene für einen hochtragischen Inhalt sein könne. Bei der Erörterung derselben geht der Aesthetiker auf den Unterschied der epischen und dramatischen Dichtung genauer ein und gibt viele feine und treffende Bemerkungen hierüber. Nun ist seine Ansicht, daß dem Roman nicht unbedingt die erzählende Form wesentlich sei und daß er nothwendig unter die Kategorie der epischen Dichtung falle:

> Es gibt vielmehr, wie einen epischen, so nicht minder auch einen dramatischen Roman, und wenn die Aesthetik diese wichtige Unterart der poetischen Kunstformen bisher übersehen hat, so ist es Zeit, dieses Versäumniß nachzuholen, damit nicht auch für die ausübende Poesie daraus fernerhin, wie wir glauben, daß es in den „Wahlverwandtschaften" bereits geschehen ist, ein ernstlicher Nachtheil erwachse. Leider nämlich scheint es, daß schon seit längerer Zeit das Vorurtheil Platz gegriffen und daß vielleicht selbst Goethe, sei es bewußt oder unbewußt, dem Vorurtheile Raum gegeben hat, als ob diese Form eine unstatthafte und veraltete sei, während sie doch in Wahrheit eine vollkommen ebenso gültige, vollkommen ebenso gut in der Natur der Sache begründete ist wie die epische Romanform. Unsere Leser haben vielleicht schon bemerkt, daß die Form, auf die wir hindeuten wollen, keine andere ist als die der brieflichen Mittheilung. Man weiß, wie beliebt diese Form zu einer gewissen Zeit war und wie viele und bedeutende Schriftsteller dieselbe theils mit Ueberlegung gewählt, theils instinctartig aufgegriffen haben als die angemessenste für den Inhalt, den sie zu gestalten hatten. Nun mag es zwar seine Richtigkeit haben, daß es bei vielen nur die Bequemlichkeit war, welche diese Form einer einseitigen Reflexion und Rhetorik darbietet, was ihnen diese Vorliebe einflößte, und gewiß werden wir uns nicht einfallen lassen, etwa Rousseau's „Heloise" als ein gültiges Muster für dieselbe oder als einen Beweis für ihre Tauglichkeit zu wahrer Poesie anführen zu wollen. Allein wie sehr dieselbe zum Ausdruck, zur echt poetischen Gestaltung tragischer Leidenschaft sich eignet, dies könnte, meinen wir, schon durch Goethe's „Werther" für hinlänglich erwiesen sein: ein Werk, auf welches die neuere Kritik zwar, seit Fr. Schlegel's Vorgange, mit einiger Vornehmigkeit herabzublicken sich gefällt, dem sie aber den Eindruck mächtigster Poesie nie wird streitig machen können, mit welcher dasselbe bei allem, auch von uns nicht in Abrede zu stellenden Mangel höherer Kunstvollendung noch jetzt jedes unbefangene Gemüth ergreift. Auch Tieck's „William Lowell", sowenig wir diese, jetzt wol von dem Dichter selbst so gut wie aufgegebene Dichtung in sittlicher und ästhetischer Beziehung billigen mögen, gibt durch die Energie seines Ausdrucks, worin es manchen spätern Werken dieses Dichters voransteht, ein Zeugniß für die Angemessenheit dieser Form zur Darstellung eines pathetischen Inhalts. Hinsichtlich der „Wahlverwandtschaften" wagt Referent mit einer Zuversicht, die vielleicht in den Augen mancher für Keckheit gelten wird, die Behauptung auszusprechen, daß alle im Obigen von uns bemerkten Uebelstände dieser Dichtung vermieden worden wären, ja daß die Dichtung, hauptsächlich zwar nach der Seite der poetischen, aber unmittelbar auch der sittlichen Wirkung, bedeutend gewonnen haben würde, wenn der Dichter für sie die angedeutete Form des dramatischen Romans gewählt und mit der Meisterschaft der Behandlung, die ihm zu Gebote stand, durchgeführt hätte.

Offenbar hat diese Ansicht viel für sich. Wir schätzen in diesem Aufsatz, wie in allen andern über Goethe, noch besonders die Selbständigkeit des Urtheils, welche die kritiklose Vergötterung der meisten Goethomanen nicht zuläßt, die aber sich auch von jener kleinlichen Schulmeisterei fern hält, welche die großen Dichter mit den Maßstäben einer geist- und poesielosen Altklugheit mißt.

Sehr interessant sind die Studien über Rahel, Bettina und die Günderode. Die Charakteristik Jean Paul's enthält treffende, zum Theil neue Bemerkungen und erkennt vor allem die echte volle Kraft seines Genius an.

Im Widerspruch mit einer allgemein verbreiteten Ansicht spricht Weiße dem großen Humoristen das Talent der Menschen- oder Charakterschöpfung zu:

Dieses Talent finden wir bei Richter in einem Grade, der ihn, wiefern sich das Echte, was er in dieser Beziehung gegeben hat, von der unlautern Mischung, mit der es sich versetzt findet, rein darstellen ließe, unbedingt den Größten auf diesem Gebiete an die Seite setzen würde. Wenn ausdrücklich dieses Talent nicht selten an ihm bezweifelt worden ist, so können wir diesen Zweifel eben nur für eine Folge des Unvermögens jener Sonderung ansprechen, die wir von jedem Beurtheiler dieses Dichters zu fordern uns allerdings berechtigt glauben. Es käme auf den Versuch an, bei einer detaillirtern Durchmusterung der Hauptwerke Jean Paul's die echten Züge, die sich in der Darstellung der Charaktere dieser Werke finden, gesondert von den unechten zu sammeln, sie durch eine poetisch reproducirende Kritik zu einer räsonnirenden Charakterschilderung zusammenzustellen, und zuzusehen, ob sich nicht aus ihnen ein reines, lebendiges, aus den Tiefen der menschlichen Natur geschöpftes Bild einer wahrhaften, durchaus individuellen Persönlichkeit ergeben würde.

Gleich anerkennend spricht er sich über die Composition aus, deren Gedankentiefe wir schon in unserer „Nationalliteratur“ hervorhoben:

Was die Composition im engern Sinne der Richter'schen Werke, die Fabel seiner Romane betrifft, so pflegte der Dichter selbst sich darüber zu beklagen, daß man die große Kunst, die er auf dieselbe gewandt, so wenig erkennen wollte, daß man sie meist für eine zufällig zusammengeworfene, den reichen und herrlichen Einzelheiten nur als Rahmen dienende, zu nehmen beliebte. Wir unsererseits verkennen nicht, daß diese Composition allenthalben, namentlich in den größern Werken, mit ausdrücklichem Hinblick auf das Ganze des Weltzusammenhangs, und mit der Tendenz, ein Bild dieses Weltzusammenhangs im kleinen zu geben, wie es allein des Genius würdig erscheinen kann, entworfen und mit überaus kunstreicher, ebenso tiefsinniger als besonnener Absichtlichkeit durchgeführt ist. Käme es blos auf die Intensität des künstlerischen Bewußtseins und auf die Ideenfülle an, die in der Fabel eines Romans auf entsprechende Weise, wie in der eines Dramas, niedergelegt sein kann, so wären einige der Jean Paul'schen Compositionen nicht weniger, als es nur immer die tiefsinnigsten und gedankenreichsten Compositionen Shakspeare's sein mögen, würdig, von philosophischen Denkern studirt und ergründet und als Musterbilder für die Begriffe von Weltzuständen und Weltgesetzen benutzt zu werden.

Gleichwol rügt er, daß die allenthalben beigemischte Willkür und Sonderbarkeit diese gedankenvolle Anlage niedertreten, und daß in den romantischen Compositionen die Grundidee durch die Hitze seiner trunkenen Leidenschaft bis zu einem solchen Grade der Ueberspannung aufgetrieben werde, daß der Faden des künstlerischen Gewebes auseinanderreißt. Eine neue Bemerkung ist es auch, wenn Weiße behauptet, daß Richter in der zweiten Hälfte seiner schriftstellerischen Laufbahn dem reinen Begriffe des Humors sichtlich näher gekommen sei als in der ersten:

So finden wir schon in den „Flegeljahren“ einen harmlosern, heiterern und beruhigtern Humor als in dem „Siebenkäs“, einen Humor, der sich hier, was in allen ältern Romanen nicht der Fall ist, sogar über die leise an das Komische heranstreifende Schilderung der sentimentalen Hauptfigur erstreckt; der „Katzenberger“ und der „Schmelzle“ stehen an unbefangener Komik weit über dem „Fixlein“, dem „Jubelsenior“ und andern Kleinbildern der frühern Periode; das letzte Werk der Jean Paul'schen Laune aber, der „Komet“, scheint uns zugleich dasjenige, welches unter allen am meisten den Namen eines humoristischen verdient. Wäre diese unsere Bemerkung gegründet, so würde sich in ihr eine Art von Reinigungsproceß angedeutet finden lassen, dem Jean Paul's Poesie in dem allmählichen Uebergange zu der Negativität und Resignation des wirklichen Humors sich unterzog; und es wäre dem edeln und sittlich kräftigen Willen des Dichters — wenn nicht seiner unmittelbaren und bewußten, doch seiner mittelbaren und unbewußten Thätigkeit — die Ehre dieses Siegs über sich selbst zuzuschreiben.

Von dem Charakter des Roquairol, von dem wir behaupteten, daß die moderne Blasirtheit hier in ihrem tiefsten Grunde aufgedeckt sei, sagt auch Weiße, daß in ihm das Element jener phantastischen, bis an die äußersten Gipfel der Verruchtheit heranführenden Zerrissenheit, der in unserm Zeitalter so viele hochbegabte Geister verfallen sind, mit noch nie erreichter Wahrheit und Tiefe geschildert werde.

Friedrich Rückert gehört, nach unserm Aesthetiker, zu den „ersten Lyrikern aller Zeiten“; wir möchten dies glänzende Zeugniß in solcher Fassung nicht unterschreiben. Im einzelnen enthalten die Aufsätze über Rückert viele treffende Bemerkungen über lyrische Dichtung im allgemeinen und über unsern Dichter im besondern. Die Eigenthümlichkeit Rückert'scher Dichtweise wird durch die folgende Darlegung in ein neues Licht gerückt:

Wir glauben die ungemeine Versatilität des Rückert'schen Talents mit dem Umstande in Verbindung setzen zu müssen, daß dasselbe an Intensität der Wirkung im einzelnen Werke hinter andern lyrischen Talenten, mit denen es übrigens in gleichem Range steht, zurückbleibt. Es ist uns kein einzelnes Gedicht von Rückert — nämlich was man gewöhnlich in lyrischer Poesie ein Gedicht nennt, sodaß die Einheit auf den geringsten Umfang beschränkt bleibt — bekannt, von welchem wir, wenn es uns für sich allein und abgesondert von dem größern Zusammenhange dargeboten wird, in welchen Rückert mit Recht jede seiner dichterischen Gaben einzureihen liebt, eine gleich tiefe oder gleich mächtige Wirkung empfänden, wie von vielen einzelnen der Goethe'schen und auch von einigen der schönsten unter Uhland's, ja selbst, was die bloße Intensität, abgesehen von der Qualität der Wirkung betrifft, unter Heine's Gedichten. Rückert's Gedichte haben sämmtlich das Eigenthümliche, was bei andern Dichtern in ungleich geringerm Grade sich so verhält, ja wovon z. B. bei Heine das gerade Gegentheil eintritt, daß sich ihre Wirkung steigert, wenn sie im Zusammenhange mit andern gelesen werden, ja daß sie sich meist selbst als Bruchstücke eines umfassendern Ganzen geben, durch welches und in welchem sie erst ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Dergleichen lyrische Gesammtkunstwerke finden wir allerdings auch bei frühern Dichtern — wer denkt nicht an Petrarca, an Shakspeare's Sonette oder an Goethe's „Römische Elegien“? Aber kaum möchte wol die Literatur aller Zeiten einen Dichter aufzuweisen haben, welcher dergleichen in solcher Fülle und in solcher Mannichfaltigkeit gegeben hat wie Rückert.

Wir glauben in diesem Lobe doch auch wieder eine Einschränkung zu sehen, was die Bedeutung von Rückert's lyrischem Talent betrifft. Wenn wir z. B. „Die Weisheit des Brahmanen“ nehmen, so haben wir allerdings ein großes lyrisch-didaktisches Ganzes, aber dies Ganze ist nicht organisch aufgebaut, sondern durch zusammengeschüttete Atome gebildet. Nur im „Liebesfrühling“ und in „Perle und Edelstein“ würde etwa aus der Gruppirung ein bedeutsameres lyrisches Ganzes erwachsen. Doch ist es nicht gerade die Aufgabe der Lyrik, im Kleinsten ein Ganzes und zwar ein nicht über sich hinausreichendes Ganzes zu geben? Streift sie nicht, und sei es noch so leise, die Grenzen des Epischen und Didaktischen, wo sie dies versäumt? Ist es nicht der Probirstein des lyrischen Talents, in dem einzelnen Gedicht sich ganz und in seinen intensivsten Wirkungen zu geben? Eine durch das

Zusammenlesen mit andern gesteigerte Wirkung deutet entweder auf eine, über den Ausdruck unmittelbarer Stimmung hinausliegende, reflectirende Verbindung oder auf einen Faden von Thatsächlichem, dessen Verknüpfungen mehr oder weniger epischer Art ist. Rückert's Talent ist daher weder künstlerisch organisatorisch noch rein lyrisch; daß es nichtsdestoweniger bedeutend und in seiner Art einzig ist, wollen wir nicht bestreiten.

Weit mehr als Rückert wird Jeremias Gotthelf von Weiße überschätzt, der ihn einen Genius nennt,

welcher, zwar nicht in Formvollendung, wol aber in allen den Eigenschaften, die eigentlich und wesentlich den Dichter machen, den Ersten und Größten gleich, mit allen edeln Kräften seines Gemüths im Christenthum wurzelt und mit all seinem Denken und Dichten, Thun und Treiben so fest und sicher, wie nur je einer der eifrigsten und vollbewährtesten Bekenner, im innersten Mittelpunkte christlichen Glaubensbewußtseins und christlicher Gesinnung steht.

Dies letztere wollen wir zugeben, während wir in dem oft crassen Realismus der Gotthelf'schen Darstellung, bei allen anerkennenswerthen Vorzügen einer sichern rusticalen Plastik, doch eine Versündigung gegen die höhern Gesetze der Kunst erkennen müssen.

Der bedeutendste Aufsatz der Weiße'schen Sammlung ist der bisher ungedruckte „Ueber Stil und Manier". Der Aesthetiker weicht in der Herleitung des Stilbegriffs wesentlich von seinen Vorgängern ab. Man darf sagen, daß der subjective Stil, welchen Vischer zur bloßen Manier wirft, von Weiße mit Recht zum Ausgangspunkt der Untersuchung angenommen und in vieler Hinsicht als der maßgebende Begriff festgehalten wird. Anknüpfend an Buffon's Ausspruch: „Der Stil ist der Mensch, ist der Mensch selbst", sagt er:

Wie jeder Mensch in den Zügen seines Antlitzes, in der Gestalt, der Haltung und Bewegung seines Körpers einen sichtbaren, in den Klängen und Modulationen seiner Stimme einen hörbaren Ausdruck seines innern Selbst, seines eigenthümlichen geistigen Wesens und Charakters mit sich herumträgt, mittels dessen er als das, was er ist, von andern, von seinen Nebenmenschen erschaut und erkannt werden kann, so ist, unter Umständen, die freilich nicht bei allen zutreffen, noch ein zweiter ähnlich oder gleich gehaltiger Ausdruck möglich, ein von der unmittelbaren leiblichen Erscheinung abgelöstes, ganz ebenso vollständig von dem Geiste, der in dieser Erscheinung lebt, erfülltes Bild der Persönlichkeit, welches, ohne alle Spur einer Nachahmung oder Nachbildung der unmittelbar physiognomischen Züge, in ganz andern Zügen, in einem ganz ungleichartigen Erscheinungselemente das Selbst des Geistes widerstrahlt, und nicht minder deutlich, nicht minder vollständig dasselbe offenbart und vergegenständlicht. Dies und nichts anderes sagt uns das Wort: der Stil, das ist der Mensch.

Der Stil ist demnach die geistige Physiognomie des Menschen. Doch nicht blos die mündliche und schriftliche Rede, auch die Mittel eines freien Gedankenausdrucks in allen andern Künsten werden zum Medium der Selbstdarstellung des subjectiven persönlichen Charakters und Gehalts. Dies gilt auch von derjenigen schriftlichen Gedankenmittheilung, die in keine der Sphären einer gegenständlich abgegrenzten, geistig productiven Thätigkeit fällt, in den Briefen bedeutender Persönlichkeiten. Offenbar ist dies die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks, von welcher Weiße die übrigen herzuleiten unternimmt und welche vornehm beiseitezuschieben ein entschiedener Fehler ist. Auch Lemcke in seiner „Populären Aesthetik" führt nur beiläufig an, daß jeder gemäß seiner eigenthümlichen Anschauung, Auffassung und Behandlung gewissermaßen einen eigenen Stil hat, wie jeder Stoff: Holz, Stein, Eisen, Wolle, seinen mehr oder minder bestimmten Stil hat. Der Grundbegriff wird in einer langen Reihe von Beispielen, noch dazu mit einem „gewissermaßen" eingeführt, was zwar sehr populär, aber wenig logisch ist.

Für Weiße hat der Begriff des Stils auch schon außerhalb der Kunst einen Gehalt und eine Bedeutung; er protestirt gegen die Aesthetiker, welche den Stilbegriff nur als ein Problem der Kunsttheorie im engern Sinne behandeln. Zwar fallen die Eigenschaften des Stils, als ihrem innern Wesen nach den physiognomischen gleichartige, unter den allgemeinen Gesichtspunkt ästhetischer Betrachtung, doch sind sie unabhängig von den Voraussetzungen selbstbewußter Kunstbildung. Der künstlerische Stil beruht überall auf der Voraussetzung des Natürlichen.

Auf diesen Grundlagen, deren Solidität man nicht bezweifeln darf, baut sich indeß nicht so leicht jener künstlerische Stilbegriff auf, der in den meisten Aesthetiken der alleingültige ist und der, da er auf den Forderungen künstlerischer Objectivität beruht, auf den ersten Anschein jenem natürlichen Stil zu widersprechen scheint. In einer eingehenden Erörterung sucht Weiße nun diesen Zusammenhang nachzuweisen. Diese mit seiner Dialektik durchgeführten Untersuchungen ergeben das Resultat, daß der richtig verstandene Begriff der Idealität des Kunstgebildes zu dem des Stils zurückführe:

Nur der Stil erweist sich als das Element, durch welches und in welchem das Kunstgebilde zu der Eigenschaft der Idealität, die seine Bestimmung mit sich bringt, gelangen kann. Er nämlich ist jenes zugleich hinter dem Werk sich verbergende und in dem Werk sich offenbarende Element, in welchem, mit dem sinnlich anschaulichen, aber trotz seiner Anschaulichkeit durchsichtigen Gebilde, auch die bildenden Kräfte, aus deren Regsamkeit es hervorgeht, zur Erscheinung kommen. Und nicht diese Kräfte in unbestimmter Mehrheit und Mannichfaltigkeit nur, sondern auch ihre lebendige organische Einheit, die individuelle, aber in ihrer Individualität von dem Lichte der Idee durchleuchtete und verklärte Persönlichkeit des Künstlers. Wie ein an sich unsichtbares, aber in jedem einzelnen Werke zur Sichtbarkeit, wenn nicht für das leibliche, so doch für das geistige Auge gelangendes Band zieht sich ein und derselbe individuelle Stilcharakter mit leisen, theils durch die Natur des dargestellten Gegenstandes, theils durch das innere nie stillstehende, sondern unablässig sich fortbewegende Leben der Persönlichkeit herbeigeführten Abwandlungen durch die Reihe der Werke eines Meisters hindurch, allerdings nur dem durch sorgfältige Uebung und angestrengte Aufmerksamkeit geschärften Auge vollständig erkennbar, aber, auch wenn annoch unerkannt, doch eine Lebensbedingung des Kunstwerks, deren Mangel den ästhetischen Charakter desselben nicht nur gefährden, sondern geradezu unmöglich machen würde. Die Familienverwandtschaft aber, welche durch die lebendige Identität des individuellen Stils zwischen den verschiedenen Werken eines und desselben Meisters herbeigeführt wird, weit entfernt, solange sie nicht auf die bald näher von uns zu bezeichnende Weise in Manier ausartet, die selbständige Schönheit der einzelnen Werke zu verunreinigen: sie, diese Verwandtschaft, ist vielmehr recht eigentlich an ihnen die Signatur der Schöpferthätigkeit des persönlichen Geistes, dem sie, wie ihr äußeres Dasein, so auch die in ihnen pulsirende Lebensbewegung danken.

Auch die Herleitung der verschiedenen Kunststile und der Stile der Haupt- und Nebengattungen der Kunst aus jenem Grundbegriffe ist eine sinnige und beweiskräftige.

Vielleicht hätte für den Stil der Schulen das von Vischer betonte Moment der technischen Gewöhnung, in welches die idealbildende Thätigkeit übergegangen ist, noch schärfer hervorgehoben werden können.

Der Begriff der Manier vervollständigt nach Weiße den Begriff des Physiognomischen nach einer nicht unwesentlichen Seite hin; sie bietet das Schauspiel eines durch Reflexion und reflectirende Willkür in sich gebrochenen physiognomischen Ausdrucks:

Im Gebiete der schriftstellerischen nun und jeder andern Kunstdarstellung wird ein einigermaßen genauer und sorgfältiger Wortgebrauch dem Ausdrucke Manier eine Stelle überall da anweisen, wo es gilt, den Charakter einer Darstellung zu bezeichnen, der zwar die allgemeinen Merkmale des Stils nicht fehlen, das physiognomische Gepräge der persönlichen Eigenthümlichkeit des Verfassers nach der einen, die Rückwirkung der objectiven Natur des Gegenstandes und der Darstellungsmittel auf das Subjective jenes Typus nach der andern Seite, in welcher es aber, sei es durch eine dem wirklichen, lebendigen Aufgehen des Inhalts in die Kunstdarstellung widerstrebende Beschaffenheit dieses Inhalts, oder durch Mängel in der subjectiven Anlage und dem Talent des Künstlers, nicht zu jenem vollen Einklange kommt zwischen der subjectiven und der objectiven Seite der Darstellung, wie der Begriff des Stils ihn verlangt, und wie er auch allenthalben da eintritt, wo eine im wahren Wortsinn schöpferische und künstlerisch durchgebildete Naturanlage sich einer ihr selbst und den von ihr gewählten Darstellungsmitteln entsprechenden Gegenständlichkeit bemächtigt hat. Das Kriterium der Manier im Gebiete der Schrift und Kunstdarstellung ist überall das Hervortreten einer reflectirenden Willkür, welche die Lücke auszufüllen sucht zwischen dem Lebenspunkte im Innern des Künstlers, wo die productive Kraft seines Talents in selbstthätiger Regsamkeit hervorquillt, und dem Lebenspunkte in der für sich selbständigen Natur des Gegenstandes, welche sich, sei es infolge ihrer spröden Aeußerlichkeit, oder infolge einer ebenso spröden Eigenart des darstellenden Talents, der künstlerischen Darstellung nicht fügen will.

Weiße findet nicht alle Manier tadelnswerth und nennt den Humor in aller Kunstdarstellung den recht eigentlichen Manieristen.

Lemcke, auf den wir gleich zu sprechen kommen, setzt sich auch mit diesem Begriff bequemer auseinander; er meint, der Stil könne zur Manier werden und man verstehe unter Manier gewöhnlich einen unrichtigen, falschen Stil. Auch diese Erklärung erscheint uns etwas flach. Hier hätte wol Vischer's Bestimmung aufgenommen werden können, der von einer Manier im Stil spricht, weil der Genius seine Grenze nicht immer einhalte und ein nicht überwundener Rest der bloßen Subjectivität auch in der objectiven Auffassung zurückbleibe.

Lemcke's „Populäre Aesthetik“ (Nr. 2) hat bereits früher, in Nr. 4 d. Bl. f. 1865, als die erste Auflage des Werks erschienen war, eine im ganzen anerkennende Beurtheilung erfahren. Jedenfalls ist die Darstellung elegant und oft glänzend, während die Begriffsbestimmungen meistens Tiefe vermissen lassen. Die Darstellung des Naturschönen, ein beliebter Tummelplatz der Populärästhetik, auf welchem sie ihre stilistische Grazie am schärfsten entwickeln kann, steht doch hinter der Vischer'schen zurück.

In der neuen Auflage ist der Abschnitt über die Dichtkunst ausführlicher behandelt worden. Gleichwol zeigt derselbe noch wesentliche Lücken auf. Die Lehre von den Bildern ist sehr äußerlich aufgefaßt und bunt durcheinandergewürfelt. Ebenso bunt sieht der Abschnitt über Lyrik aus. Der Aesthetiker springt in diesem Blumengarten von einer Rabatte auf die andere und wieder zurück. Hier ist von der Elegie die Rede, dort von der Gedankenlyrik, ohne Ahnung oder Betonung ihres Zusammenhangs. Wol aber finden sich im einzelnen viele treffende Bemerkungen, welche mit den von d. Bl. vertretenen Principien vollkommen im Einklang sind. So sagt Lemcke z. B.:

Es muß die Dichtung die großen Ideen ihrer Zeit verarbeiten, wenn sie sich auf der Höhe halten will und nicht in den Augen der Gebildeten zu einem Spiel für die Wallungen einer Knaben- und Jugendzeit herabsinken soll. Innern, großen Wahrheiten des Gedankens dichterische Verkörperung zu geben, gehört natürlich zum Schwierigsten; ja, solange der Dichter und die Zeit mit dem Inhalt, seiner Wahrheit, Schwierigkeit u. s. w. zu ringen haben, gehört eine völlige poetische Bewältigung zu den Unmöglichkeiten. Nichtsdestoweniger ringen diese Ideen nach Ausdruck. Vermag ein großer Dichter sie zu verkörpern, daß man ihnen die Gedankenschwere und Abstraction nicht mehr anmerkt, so ist dies das Höchste, was er seiner Zeit bieten kann.

Ebenso treffend schließt Lemcke den Abschnitt über die Lyrik mit den Worten: „Die deutsche Lyrik blüht noch, es hat damit keine Noth. Sie wird auch den Frost der jetzigen Zeit gut überstehen, der hoffentlich nur dazu beigetragen hat, sie zu kräftigen.“

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des Mittelalters.

1. Die byzantinischen Kaiser, ihre Palast- und Familiengeschichten, ihre Schicksale. Historische Studien von Franz Freiherr von Andlaw. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn Männer, nachdem sie die höhern oder vielleicht die höchsten Stadien im Staatsleben durchlaufen haben, sich im Greisenalter in den Schos der Wissenschaften zurückziehen, um dort ihr otium honestum zu verleben, so ist dies höchst ehrenwerth, und wenn sie dann noch, als Schriftsteller auftretend, mit der Wissenschaft ihre Erfahrung und ihren geschärften praktischen Blick verbinden, so wird man um so geneigter sein, ihren Leistungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen selbst in dem Falle, wenn ihnen die Neuzeit die eine oder andere veraltete Anschauung nachsehen müßte, vorausgesetzt, daß mit der letztern nicht Propaganda gemacht werden soll. Ein recht sprechendes Beispiel dieser Art lieferte in neuer Zeit von Wietersheim: ist auch das Werk der Muse seines Greisenalters, „Geschichte der Völkerwanderung“, als solches für verfehlt zu erachten, wie der Verfasser selbst eingestanden hat, und auch in d. Bl. gleich bei dem Erscheinen der ersten beiden Bände vom Unterzeichneten sowie von der wissenschaftlichen Zeitschrift der münchener Akademie der Wissenschaften nachgewiesen worden ist, so legt man doch das Ganze nur mit hoher Achtung vor dem greisen Staatsmanne aus der Hand; es hat derselbe sichtlich mit zunehmendem Greisenalter sein Forschungsgebiet erweitert und einzelne Monographien geliefert, die

einen bedeutenden Werth beanspruchen dürfen. Als wir nun das obengenannte Werk angekündigt fanden, freuten wir uns, trotz des Namens seines Urhebers — denn welcher aufmerksame Beobachter der Zeit kannte nicht die Haltung des Hrn. von Andlaw in der Ersten Kammer Badens — in der Hoffnung, etwas von der byzantinischen Geschichte zu ihrer Aufklärung und Reinigung gegeben zu sehen, was sich vielleicht mit dem gründlichen Werke Jakob Burckhardt's „Die Zeit Konstantin's des Großen" vergleichen ließe. Konnte er ja doch möglicherweise in seinem otium honestum als ein zweiter Wietersheim sich offenbaren, da ihm ein erfahrungsreiches höheres Lebensalter und Unabhängigkeit ebenfalls zur Seite stehen und zwei historische Werke von ihm bereits beurkunden wollen, daß er historische Studien nicht erst seit heute oder gestern treibe. Allein die Täuschung war bitter, als wir die Gelegenheit erhielten, das vorliegende Werk näher in Augenschein zu nehmen und zu besprechen.*)

Unser Urtheil müssen wir zunächst dahin abgeben, daß das Werk theilweise für den Laien unverständlich oder zu unrichtigen Ansichten verführend ist, für den Historiker aber so gut wie ohne Werth sich zeigt, wenn man die eine und andere genealogische Tabelle ausnimmt. Der Grundgedanke, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht, lautet: Roms Bischof ist allein der berechtigte Oberhirt der christlichen Kirche, dort allein wohnt die Rechtgläubigkeit, in Byzanz dagegen verwandeln sich allmählich Kaiser und Patriarchen aus Ehrgeiz und vollständiger Verkennung römischer Berechtigung in orientalische Abtrünnige; daher auch alles Ungemach, was den römischen Bischöfen in Konstantinopel widerfuhr, mit der rührendsten Theilnahme ausführlich erzählt wird, während sie selbst und die ihnen anhängenden Geistlichen mit dem Glanze des heiligen Scheines angethan werden. Ein Buch mit solcher Tendenz, dem nicht einmal eine tüchtige historische Forschung zur Seite steht, kann von der Kritik keine Einlaßkarte in den ehrwürdigen Saal erhalten, wo gute und vor der Vergessenheit zu bewahrende Bücher stehen. Doch können wir um der Gerechtigkeit willen auch nicht unbemerkt lassen, daß, wenn der Verfasser einigemale seinen Grundgedanken vergißt und einer freien Betrachtung sich überläßt, der Leser es in der That bedauert, eine Befähigung, wie sie sich dabei offenbart, in die Fesseln der Tendenz geschlagen zu sehen. Doch hören wir jetzt unsern Verfasser selbst. Er sagt in der Einleitung:

Meine Kräfte prüfend fand ich es nicht gerathen, die gesammte Geschichte dieses Kaiserreichs zu bearbeiten; auch sah ich mich vergebens nach Werken in fremden Sprachen um, welche mich in der Art befriedigt hätten, um sie gern zu übersetzen. Dennoch konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, wenigstens der Familiengeschichte der verschiedenen griechischen Kaiser **) etwas näher zu beleuchten. Dieser innern Palastgeschichte, nicht gerade immer sehr erbaulich, aber als Warnungstafel und abschreckendes Beispiel stets überaus lehrreich, wollte ich einmal soviel nöthig die Erwähnung des fortdauernden Kriegsgetümmels mit seinen denkwürdigsten Erfolgen anreihen, dann aber auch um jene Annalen, als davon unzertrennlich, die kirchlichen Zänkereien und Skandale in gedrängter Kürze gruppiren. Als Leitfaden bei dieser Arbeit mußte ich begreiflicherweise vor allen Gibbon's berühmtes Werk: „History of the decline and fall of the Roman Empire" benutzen, wenn ich mich gleich nicht immer mit den darin entwickelten Ansichten einverstanden erklären konnte. Als ein ganz ausgezeichnetes gediegenes Werk über diesen Gegenstand ist aber noch Lebeau's „Histoire du Bas-Empire" (in 27 Bänden) zu empfehlen, dessen Schilderungen Gibbon oft wörtlich folgte.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Konstantin verlegte seinen bleibenden Wohnsitz in die Stadt (Byzanz), welche er Rom vorzog, und vollendete da im Jahre 337 eine der glänzendsten Laufbahnen, welche die Geschichte kennt. Die Vortheile, welche unstreitig mit dieser Schöpfung des großen Kaisers verbunden waren, wurden aber wieder verkümmert durch die Spaltung der Gewalten. Und kaum waren hundert Jahre verflossen, so erlag Rom den Siegen der fremden Völkerscharen, während nach göttlicher Zulassung das weit hinfälligere oströmische Reich sein Dasein unbegreiflicherweise noch tausend Jahre lang fortschleppte! Ein in der Weltgeschichte unerhörtes Schauspiel. Zu kräftig, um völlig unterzugehen, zu geschwächt, um sich zu irgendeiner höhern Bedeutung aufzuraffen, glich die Existenz dieses byzantinischen Kaiserreichs der einer allmählich ausbrennenden Lampe, welche hier und da erfrischendes Oel erhaltend aufflackert, um lange Zeit ein trübseliges Licht verbreitend endlich ganz zu erlöschen. Eben dieses Schicksals wegen flößt denn die Geschichte des oströmischen Reichs weniger Interesse ein als die Annalen anderer selbst minder bedeutender Länder.

Folgen wir jetzt diesen Auslassungen des Verfassers Schritt vor Schritt. Wenn der Verfasser sich der vollständigen Geschichte eines byzantinischen Kaiserreichs nicht gewachsen fühlte, so können wir dies gern seiner Bescheidenheit und dem Bewußtsein von der zu Tage liegenden Schwierigkeit der Aufgabe in Rechnung bringen: denn wer auch nur einen flüchtigen Blick in den Inhalt und den Umfang einer Geschichte des Byzantinismus gethan hat, der dürfte unschwer zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß hier eine Aufgabe, eine geschichtliche Arbeit vorliege, der die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes kaum gewachsen sein möchte. Gibbon's berühmtes Werk, in welchem die Resultate von 20 Jahren mühevoller Studien niedergelegt sind, war allerdings zu seiner Zeit classisch, ist es in gewisser Beziehung noch und wird es auch immer bleiben, aber keineswegs erschöpfend — wie schon Zeitgenossen, besonders deutsche Recensenten bemerkten —, insbesondere von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft aus betrachtet, was natürlich kein Vorwurf sein kann. Auch Lebeau's Werk, das von Gibbon, wie unser Verfasser selbst angibt, vielfach benutzt worden ist, hat seine Verdienste; steht aber an Geist dem erstern ebenso weit nach, als es dasselbe an Umfang übertrifft. Aber wozu, fragt man nun nothwendigerweise, zwei Werke, von denen das eine längst bereits ein volles Jahrhundert auf dem Rücken hat, das andere nicht viel jüngern Alters ist, lediglich als Quelle für die Bearbeitung eines geschichtlichen Themas benutzen, über welches die Wissenschaft nicht nur neue Standpunkte gewonnen, sondern auch ganz neues Material in Fülle herbeigeschafft hat? Dazu kommt nun noch der sehr bedeutende Umstand, daß die Ansichten Gibbon's, der ein

*) Wir haben im Geiste d. Bl. von dem Grundsatze: „die Kritik darf vor niemand, wer er auch sei, wenn er in die Ruhmeshalle der Wissenschaft eintreten will, Bücklinge machen, sobald er sie nicht verdient", pflichtmäßigen Gebrauch gemacht.

**) Der Verfasser greift aber sehr oft über diese Grenzen hinaus. Wir bemerken dies hier ausdrücklich, weil sich weiter unten ein Theil unserer Bemerkungen dadurch erklärt.

eifriger Anhänger der freigeisterischen Schule seiner Zeit war, über das Christenthum und seine Kirche der Glaubensrichtung unsers Verfassers so diametral gegenüberstehen, daß die Benutzung des berühmten Werks nur eine höchst oberflächliche für ihn sein mußte und deshalb auch die Aeußerung des Verfassers: „wenn ich mich gleich nicht immer mit den von Gibbon entwickelten Ansichten einverstanden erklären konnte", als eine oberflächliche bezeichnet zu werden verdient. Der Verfasser scheint keine Ahnung davon zu haben, daß namentlich die Kapitel 15 und 16 des Gibbon'schen Werks nicht nur mehrere Zeitgenossen in den Harnisch brachten — in England z. B. Priestley, in Deutschland selbst den gelehrten und nicht orthodoxen Meiners in Göttingen —, sondern noch 1838 der Engländer Milman in seiner Ausgabe des Originalwerks es für nöthig hielt, in zahlreichen Noten den feindseligen Urtheilen Gibbon's über das Christenthum entgegenzutreten. „Aber", sagt Herr von Andlaw, „ich sah mich vergebens nach Werken in fremden Sprachen um, die mich in der Art befriedigt hätten, um sie gern zu übersetzen." Das darf allerdings insofern als wahr anerkannt werden, als seit Gibbon in der That kein europäischer Geschichtschreiber aufgetreten ist, der den Plan des ausgezeichneten Engländers wieder aufgenommen und denselben im Lichte unserer Zeit und von dem Standpunkte der heutigen Forschungen ausgeführt hätte. Wol aber hat der Forscherfleiß unsers Jahrhunderts im einzelnen ein außerordentliches Material aufgespeichert, was theils auf den Geist und das Wesen des Byzantinismus überhaupt, theils auf einzelne Partien seiner Geschichte neue und hier und da selbst vortheilhafte Streiflichter zu werfen geeignet ist. Und ganz treffend sagt Schnaase („Geschichte der bildenden Künste", III, 114):

> Schon dadurch war das langausdauernde byzantinische Reich heilsam, daß sich hier die Schätze altgriechischer und römischer Wissenschaft und Kunst erhielten. Die Civilisation, die Gelehrsamkeit, die Technik, der Erwerb langer Jahrhunderte wurde hier bewahrt, während die Stürme der Völkerwanderung und der ungebändigte Sinn der germanischen Stämme im Westen und bald darauf die Verheerungen der Araber in Asien alles Bestehende umstürzten. Gerade durch den Mangel eigener frischer Bewegung war dieses Reich der Mitte für eine solche Bewahrung geeignet. Es bildete eine Schatzkammer, aus welcher Germanen und Araber, nachdem sie soweit gereift waren, sich jenen frühern Erwerb aneignen konnten. Indeß ist auch dadurch die Bedeutung des byzantinischen Reichs noch nicht ganz erschöpft: es erhielt nicht blos Altes, es führte dem Leben der europäischen Völker auch Neues hinzu.

Unser Verfasser hat aber überhaupt vom Byzantinismus so gut wie keinen Begriff; sein süddeutscher Landsmann, der berühmte Fragmentist, den wir beispielsweise als ein instar omnium erwähnen, hätte ihm die eine und andere sehr brauchbare Belehrung darüber geben können. Wir wären nun gar wohl im Stande, dem Verfasser den Nachweis zu liefern, daß die Literatur, um die er sich hätte bekümmern müssen, wenn er aus dem Asyl seiner Muse ein wahrhaft nützliches Buch hervorgehen lassen wollte, im Laufe unsers Jahrhunderts eine sehr reiche geworden ist — wir würden mehr als eine Spalte d. Bl. in Anspruch nehmen müssen, um auch nur das Wichtigste hervorzuheben —; wir haben aber aus leichtbegreiflichen Gründen davon abzusehen, um noch einigen Raum für uns nothwendig erscheinende Bemerkungen zu gewinnen. Wenn der Verfasser die tausendjährige Fortdauer des byzantinischen Reichs „nach göttlicher Zulassung als ein unerhörtes Schauspiel", als etwas „Unbegreifliches" ansieht, so würde ihm, abgesehen von manchen andern sehr natürlichen Gründen ganz besonders ein sorgfältiges und gründliches Studium der Kreuzzüge und ihrer Jahrhunderte die ganze Erscheinung nicht unbegreiflicher und wunderbarer haben erscheinen lassen, als überhaupt alle merkwürdigen und hervorragenden Thatsachen der Weltgeschichte. Oder will der Verfasser nur etwa hier und da die Fügungen einer Weltregierung anerkannt wissen? Wir wären begierig zu erfahren, welche Auswahl er zu treffen gewillt sein möchte. Betrachten wir jetzt noch einige Stellen des Buches selbst.

Wenn wir auch gegen die Behauptung des Verfassers, „die Nachwelt wird Konstantin den Beinamen «des Großen» nie versagen, wenn er gleich in seinen Fehlern der echte Sohn seiner Zeit war", uns auf keine Einwendungen einlassen wollen, so können wir es doch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß er diesen unbestreitbar merkwürdigen Kaiser theils zu kurz, theils zu oberflächlich abgefertigt hat. Hier bestraft sich's recht, daß er sich bei der Verfassung seines Buchs um weiter niemand bekümmerte als um den in seinen Dienst genommenen Gibbon. Dieser ist bekanntlich kein Freund Konstantin's und noch weniger seines Hofbiographen, des Bischofs Eusebius. Dadurch sah sich unser Verfasser genöthigt, ganz auf der Oberfläche zu bleiben und von Gibbon's Darstellung nur das zu verwerthen, was seinem Interesse entsprach. Wie gut und empfehlend wäre es für des Verfassers Buch gewesen, wenn wenigstens Manso zu Rathe gezogen worden wäre, während Jakob Burckhardt allerdings der Wissenschaftlichkeit des Buchs und seinem Bestreben nach historischer Wahrheit den ersprießlichsten Dienst geleistet haben würde. Uebrigens glauben wir den Bewunderern Konstantin's und mithin auch dem Hrn. von Andlaw doch eine, wie uns dünkt, zu wenig beachtete Thatsache unter die Augen rücken zu müssen. Gleichwie Alexander der Große seine Genialität dadurch verrieth, daß er in Aegypten die Stadt Alexandrien an einem Punkte gründete, der eine welthistorische Bedeutung in Anspruch nahm, so war es in der That auch ein genialer Blick, als Konstantin in dem alten Byzanz die natürliche Hauptstadt des Römerreichs in einer Zeit erkannte, wo die hereinbrechende Barbarei die kluge Politik der alten Römer zu umnachten begann. Und die Engländer, die sich auf solche Dinge verstehen, haben ganz recht, wenn sie sagen: und wenn an Konstantinopels Stelle ein elendes Dorf stände, wir würden den Platz desselben niemals einer Großmacht ohne Kampf überlassen. Dieser Triumph Konstantin's ragt bis in die Gegenwart herein, obschon er einen Theil dieses Ruhms an die alten Griechen abtreten muß, die bereits neun Jahrhunderte früher die Bedeutung der Oertlichkeit durch die Gründung ihres „Byzantion" anerkannt hatten.

Der Abschnitt, in welchem der Verfasser über Justinian und seine Regierungsgeschichte spricht, erweist sich sehr mangelhaft im Verhältniß zu dem, was wir

jetzt wissen und wie wir jetzt urtheilen.*) Der Stoß, den dieser Kaiser von Osten aus gegen den von Barbaren eroberten südlichen Theil seines Reichs führte, ist in der That höchst merkwürdig und um der Kraft willen, mit der er geführt ward, fast räthselhaft, da schon damals der Herrscher in Konstantinopel, wie aus Procopius ersichtlich ist, „der kranke Mann" hieß. Die Feldherrntalente des Belisar und Narses und die überlegene Kriegskunst der Byzantiner erklären bei weitem nicht alles. Daß übrigens die römischen Bischöfe hinter dem Rücken der ketzerischen Gothen mit Justinian einen verrätherischen Briefwechsel unterhielten und dadurch indirect zur Wiedereroberung Italiens beitrugen — unser Verfasser spricht freilich nicht davon — ist erwiesen. Was das vandalische Afrika und seine Rückeroberung durch die Byzantiner betrifft, so würde der Verfasser seinen Lesern ganz anderes zu bieten vermocht haben, als geschehen ist, wenn er Papencordt's allbekannte, treffliche Preisschrift „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika" (Berlin 1837) benutzt hätte. Noch weniger zu billigen ist es aber, daß der Verfasser bei Gelegenheit der Erzählung von dem Kampfe „der Grünen und Blauen", der dem Justinian beinahe den Thron gekostet hätte, seinen Lesern, die er doch nicht in den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft sucht, über diese merkwürdige Erscheinung im römischen Staate, deren erste Anfänge noch in die Zeit der Republik fallen, das Allergewöhnlichste noch dazu ganz oberflächlich auftischt. Er hätte seinen Lesern einen recht interessanten Abschnitt zu liefern vermocht, wenn er sich entweder an die gründlichen Monographien Wilken's und Adolf Schmidt's gewendet hätte, oder wenigstens die brauchbaren Darstellungen im von Raumer'schen „Historischen Taschenbuch" (1830), in Nr. 52 der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung", Jahrg. 1855, und die „Philologischen Jahrbücher" vom Jahre 1856, S. 745 u. s. w. zu Rathe gezogen worden wären. Uebrigens mußte der Verfasser zur Erklärung des so wüthenden und dem Throne gefährlichen Kampfes im Hippodrom zu den Worten „der Kaiser hatte sich für die Blauen erklärt", hinzufügen: während bis dahin die Kaiser die Grünen begünstigt hatten. Wenn der Verfasser ohne alles Bedenken die Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien durch die Araber (640 n. Chr.) als eine ausgemachte historische Thatsache erzählt, so legt dies abermals ein Zeugniß für die Oberflächlichkeit ab, mit der er seinen ersten und einzigen Rathgeber, Gibbon, benutzt. Las er denn nicht dessen gewichtige Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Erzählung in dem 51. Kapitel des Originals? Waren ihm denn alle die zahlreichen Schriftwerke der Deutschen und Franzosen über das alexandrinische Museum, von denen mehrere diese barbarische That ebenfalls besprechen, gänzlich unbekannt? Wußte er in der That nichts von den Preisschriften Parthey's und Klippel's „Ueber das alexandrinische Museum" (beide 1838); nichts von dem trefflichen, jüngst verstorbenen Ampère, der die Verbrennung der Bibliothek entschieden in den Bereich der Fabel verweist, während Matter in der Preisschrift „Histoire de l'École d'Alexandrie" u. s. w. unsers Wissens der einzige ist, der noch für die Wahrheit dieser Thatsache ernstlich kämpft? Erkennt endlich der Verfasser nicht den schönen Grundsatz der Geschichtschreibung an, die Menschheit so lange mit keinem Schimpf, mit keiner Schmach zu belasten, bevor nicht die vollständigen Beweise geliefert wurden, zumal Lesern gegenüber, die eines Urtheils über die betreffende Thatsache nicht fähig sind? Daß der Verfasser bei der Kirchentrennung, die sich zwischen dem Morgen- und Abendlande im 9. Jahrhundert vollzog, alle Schuld in Konstantinopel findet, ließ sich bei den Grundsätzen und der Tendenz desselben natürlich erwarten. Es würde seinem Buche freilich sehr zum Nutzen und zur Zierde gereicht haben, wenn er seinen kirchlichen Glaubensgenossen, Dr. Pichler, dessen vorzügliches Werk*) mit dem ersten Bande schon 1864 ihm zu Diensten stand, hätte hören wollen. Hielt ihn vielleicht der Umstand davon zurück, daß man es in Rom auf den Index prohibitorum zu setzen beliebte? Wenn der Verfasser bezüglich der Einnahme Konstantinopels durch die abendländischen Kreuzfahrer (1204) der gewöhnlichen Erzählung über deren Verheerungen in dieser Stadt gefolgt ist, so müssen wir demselben einen Vorwurf daraus machen, daß er die Barbarei seiner Glaubensgenossen nicht auf ein richtigeres Maß zurückgeführt hat durch Pinder, der im dritten Bande des bekannten Literaturwerkes von Schoell, gestützt auf Nachrichten bei Nicetas, Villehardouin und Balduin, die Uebertreibung nachgewiesen hat. Die Nichtbenutzung der Veröffentlichungen von Tafel und Thomas aus dem venetianischen Staatsarchiv (Wien 1856) über dieselbe Thatsache soll indeß keinen Vorwurf begründen.

Daß bei der kurzen Erzählung von dem Falle Konstantinopels (1453) von Mordtmann's Werk „Belagerung und Eroberung Konstantinopels durch die Türken" (1860) keine Notiz genommen sein würde, ließ sich im voraus erwarten. Dies möge genügen, um ein Buch zu kennzeichnen, dem die Kritik an der Hand der Wissenschaft den Eintritt in den ehrenhaften Kreis der Literatur deutscher Nation durchaus versagen muß.

2. Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Schwaben. Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufen von Hans Prutz. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vor 47 Jahren erschien Böttiger's Biographie: „Heinrich der Löwe", sie fand sowol in der wissenschaftlichen Welt als in dem Kreise gebildeter Laien nicht geringen Anklang; sie entsprach dem damaligen Standpunkte der Quellenkenntniß der deutschen Geschichte und ihrer Kritik, sowie der Zeitstimmung, die ihren Blick mit besonderer Vorliebe dem lange vernachlässigten und verkannten Mittelalter und seinen hervorragenden Charakteren zuwendete. Selbst Voigt's Monographie: „Gregor VII. und sein Zeitalter", die drei Jahre früher erschien, muß von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Wenn nun Böttiger fast immer das Recht auf der Seite des gewaltigen

* Auch Gibbon ist gerade in diesem Abschnitt seiner Geschichte ebenso ausführlich als gründlich, nach Maßgabe des Materials, was ihm sein Zeitalter darbot.

*) „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart." Der zweite Band erschien 1865. Damit steht in engster Verbindung „Acta et scripta quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae saeculo undecimo composita exstant" von Dr. Will (Leipzig 1861). Es ist dies die erste sorgfältige Gesammtausgabe.

Welfenherzogs den Hohenstaufen gegenüber findet, so erklärt sich diese Anwaltschaft nicht blos aus der sehr gewöhnlichen und keineswegs unnatürlichen Neigung der Biographen, ihre Helden möglichst in Schutz zu nehmen, sondern auch aus der mehrfachen Mangelhaftigkeit der Quellen und ihrer Kenntniß bezüglich der hohenstaufischen Epoche und derjenigen kritischen Beleuchtung und Durcharbeitung, die erforderlich ist zur Gewinnung der historischen Wahrheit, aber erst im Laufe der neuesten Zeit sich ihrer wünschenswerthen Ausführung zu erfreuen gehabt hat. Wer wird z. B. heutigentags noch in einer Biographie Heinrich's des Löwen und überhaupt in der Darstellung des Verhältnisses der Welfen zu dem Hause der Hohenstaufen der Chronik des Klosters Steterburg — unweit Wolfenbüttel gelegen — ohne Mistrauen folgen, so wichtig sie an sich ist, nachdem ihr Verfasser, der Propst Gerhard, als ein fanatischer Anhänger der Welfen erkannt ist? Die Ueberzeugung aber steht jetzt fest: eine Biographie Heinrich's des Löwen bildet ein nothwendiges Glied der Geschichte der Hohenstaufen. Daher machte auch unser Verfasser die Erfahrung, daß ihn seine Studien zu einer Geschichte des Hohenstaufen Friedrich's I. zuvörderst zu eingehender Beschäftigung mit Heinrich dem Löwen führten. Und ebenso richtig ist deshalb seine Bemerkung:

> Bei der genauen Beziehung, in der Heinrich's Leben zu der Geschichte der ersten Hohenstaufen steht, in seiner entscheidenden Bedeutung, namentlich für die Friedrich's I., erfährt durch eine Biographie des großen Welfen die Kenntniß der ganzen Epoche vielleicht einige Förderung, insofern glaubte ich das vorliegende Buch mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufen bezeichnen zu dürfen.

Und dieses Verdienst, wie wir gleich bei dieser Gelegenheit bemerken wollen, hat sich der Verfasser unbestreitbar in rühmlicher Weise erworben: sein Buch darf sowol bezüglich der Quellenkunde als der historischen Kritik und der sprachlichen Darstellung in der Reihe der Werke über die hohenstaufische Zeit einen ehrenvollen Platz beanspruchen. Der noch junge Verfasser hat die Hoffnung, die seine als Vorläuferin herausgegebene Schrift: „Historia Henrici Leonis etc." (Berlin 1863), erweckte, in einer Weise in Erfüllung gehen lassen, daß man ihm gern wiederum auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft begegnen wird.

Zu welchem Resultat ist nun aber unser Verfasser gelangt? Hören wir ihn selbst darüber:

> Eine große und gewaltige Zeit war es, in die Heinrich's des Löwen Leben gefallen: eine Epoche glänzender Machtentfaltung Deutschlands nach außen hin, hoher geistiger Entwickelung auch im Innern. Immer wieder fühlt man sich hingezogen zu den großartigen Gestalten, die uns als Träger dieser Cultur und dieser Politik entgegentreten, und eine Art heroischen Glanzes umgibt einen Friedrich Barbarossa und den Kreis seiner kühnen Genossen in den wechselvollsten Kämpfen. Alle aber überragt Herzog Heinrich, und ebenbürtig tritt er an die Seite des gewaltigen Hohenstaufen. Ein schweres Verhängniß, wahrlich, war es für das Reich, daß zwischen diesen beiden Männern Hader und Zwietracht ausbrechen mußte, daß sie, deren feste Verbindung die Geschicke des Reichs in die glorreichsten Bahnen hätte lenken können, statt gegen gemeinsame innere und äußere Feinde gegen einander ziehen mußten. In diesem Kampfe, der den Welfen stürzte, ging eigentlich freilich nur der Same auf, der in den letzten Jahrzehnten, ja der unter Friedrich's I. eigener Regierung gesäet worden war, in ihm erreichte eine Entwickelung ihren Abschluß, die schon längst im Gange gewesen, aber nur hier und da wie zur Warnung klar zu Tage getreten war. Für Deutschland aber wurde sie der Ausgangspunkt neuer verderblicher Bestrebungen. Schwer ist es, zumal bei der Unvollständigkeit unserer Kenntniß von dem innern Verlaufe dieser Ereignisse, das Maß der Schuld zwischen den Betheiligten abzuwägen; des einen Streben zu verdammen, weil es durch den Erfolg, auf den sich so viele als auf den letzten und höchsten Richter in der Geschichte berufen, nicht gekrönt worden, damit die Sache des andern, für die der Erfolg entschieden hat, auch als die allein berechtigte und vernunftgemäße hinzustellen — das will uns ebenso unbillig als unhistorisch erscheinen. Mag, wie viele wollen, Heinrich der Löwe schwer gefehlt, mag er wirklich allein durch seinen Abfall der Urheber geworden sein des verhängnißvollen Ausgangs, den der Kampf mit den Lombarden nicht für Friedrich I. allein, sondern für sein ganzes Geschlecht schließlich genommen hat: diese Schuld beeinträchtigt seine historische Größe nicht; vor allen Dingen darf sie uns nicht vergessen machen, was er sonst Großes geleistet, darf uns nicht das aus dem Auge verlieren lassen, was er wirklich Dauerndes geschaffen hat. Wenn irgendjemand in dieser Zeit bezeichnet werden kann mit dem Namen eines nicht blos rastlosen, sondern auch sieg- und erfolgreichen Vorkämpfers deutschen Wesens und deutscher Cultur, so verdient Heinrich gewiß im vollsten Maße diese ehrenvolle Benennung. An seine Person unmittelbar knüpft sich alles das an, was im Laufe des 12. Jahrhunderts zur Entscheidung des seit Jahrhunderten ohne dauernden Erfolg geführten Kampfes zwischen Deutschen und Slawen geschehen ist.*) Die wichtigen Lande zwischen Elbe und Oder waren längst der Gegenstand heißen Ringens zwischen beiden Nationen: daß sie den Slawen entrissen und ein Sitz deutscher Cultur wurden, ist zunächst Heinrich's des Löwen Verdienst. Lübeck ist seine Gründung, seine Lieblingspflanzung, er hat recht eigentlich den ersten Grund gelegt zu der wahrhaft königlichen Größe, zu der es sich später aufschwang. Holstein, ein Hort deutscher Sitte und deutschen Wesens, ist durch ihn zuerst endgültig den Slawen entrissen worden. Sind daher durch seine Schuld den Deutschen wirklich im Süden jenseit der Alpen schwere Verluste bereitet worden — sie werden durch das, was er ihnen im Norden und Osten neu gewonnen, wahrlich mehr als aufgewogen. Darum lebt denn auch sein Name noch heute fort nicht blos in seinen alle Wechsel und Stürme überdauernden Gründungen, sondern wird im Munde des Volks noch heute in Lied und Sage gepriesen.

Solange die Lückenhaftigkeit der Quellen gerade für die Zeit, wo das verhängnißvolle Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und dem Herzog sich allmählich entwickelte und endlich zum Ausbruch kam, nicht beseitigt ist — zur Zeit hat sich noch keine Aussicht dazu gezeigt —, wird man mit obigem Resultate sich begnügen müssen. Wir unsererseits sind zu folgender subjectiven Ueberzeugung gelangt: entweder sah der Welfenherzog mit prophetischem Geiste das Verderben voraus, das einstens über Deutschland überhaupt und über das Kaiserhaus insbesondere kommen werde, wenn der Deutschen beste Kraft an das glänzende aber nichtige Phantom der italienischen Königskronen vergeudet werde, oder er trug in der That den Plan in seiner Seele, wozu ihn nicht minder angestammter Welfenhaß gegen die Hohenstaufen als persönlicher Ehrgeiz befähigten, ein nordisches Reich zu errichten, zu dem es an Raum nicht gebrach, das allen Gegnern gewachsen sei und wol der Mittelpunkt einer neuen deutschen Kaisermacht werden könne, zumal da ihm selbst im Süden Deutschlands in seinem Herzogthum Baiern eine mächtige Stütze gegeben zu sein schien; mag man das eine oder

*) Gegen diese Ausschließlichkeit protestirt Albrecht der Bär und sein neuester Biograph von Heinemann, wie dem Verfasser nicht unbekannt sein kann.

das andere annehmen, es erklärt sich doch am leichtesten auf diese Weise die hartnäckige und beim ersten Anblick räthselhafte Weigerung des Herzogs, mit seiner Macht dem in Italien hartbedrängten Kaiser zu Hülfe zu kommen. Daß der letztere seinem mächtigsten Vasallen, der aber zugleich ein naher Verwandter war und bis dahin auch als persönlicher Freund angesehen ward, bittend entgegengekommen ist, läßt sich nach den Aussagen glaubwürdiger Quellen nicht füglich bezweifeln; aber an Demüthigungen, wie sie spätere Aufzeichnungen erzählen und die der entrüsteten Kaiserin Drohworte entrissen haben sollen, ist nicht zu glauben, wie nachher zur Sprache gebracht werden wird. Uebrigens dürfte die Bemerkung noch am Platze sein, daß in Heinrich's des Löwen Wesen und Thun die Thatkraft, aber auch die Härte des Zeitalters gleichsam verkörpert erscheint.

Unsere besondere Beachtung verdienen aber noch zwei gründliche Excurse, die der Verfasser seinem Buche beigegeben hat. Der erste behandelt „Die Sage von den Weibern von Weinsberg". Der Glaube an diese Erzählung als eine historische Thatsache war schon längst erschüttert: bereits Luden hatte sie im zehnten Bande seiner deutschen Geschichte bezweifelt. Die seit dieser Zeit zahlreich angestellten kritischen Untersuchungen haben diesen Zweifel gerechtfertigt. Die beiden wesentlichsten Gründe sind: keine der gleichzeitigen Quellenschriften, die in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, weiß etwas davon; das ganze Factum wird an verschiedenen Orten und Zeiten wiederholt, so z. B. in Baden und in den Niederlanden, wie die Sagensammlungen überzeugend nachweisen. Und so kommt denn auch unser Verfasser zu dem Ergebniß: „Die listige That der Weiber von Weinsberg ist in das Gebiet der Sage zu verweisen." Mag nun aber immerhin die Geschichtswissenschaft dieselbe aus ihrem Gebiete verweisen, dem Gedächtnisse des Volks darf sie deshalb nicht entfallen: das mag diese Sage auch ferner in dem „Schatzkästlein" aufbewahren, in welchem die Poesie schon so manchen schönen Edelstein fand, dem sie einen Prismenglanz anzuschleifen vermochte, daß jeder verständige Volksgenosse wie in einem Spiegel das Wesen seiner Urväter erblickte und die Verwandtschaft mit ihm in seinem Innern empfand. Und die weinsberger Sage ist gewiß echt deutschen Ursprungs. Die Stellung und der Charakter des deutschen Weibes spiegelt sich ebenso darin ab wie das Wesen des ehelichen Lebens der Deutschen, das diese noch jetzt ehrt.

Der zweite ziemlich umfängliche und unsers Dafürhaltens erschöpfende Excurs führt die Ueberschrift: „Ueber Heinrich's des Löwen Zusammenkunft mit Friedrich I. vor der Schlacht bei Legnano." Wir haben hier keinen Raum, um der geführten kritischen Untersuchung Schritt vor Schritt zu folgen. Wir begnügen uns deshalb mit der Angabe des Ergebnisses, zu welchem der Verfasser gelangt ist:

Die Ueberlieferung wächst sagenhaft fort. Die moderne Darstellung der Zusammenkunft aber ist nichts als eine Compilation der verschiedensten ihrem Werthe nach ganz ungleichen Quellennotizen. Die Unterredung fand nicht in Chiavenna statt, sondern im südlichen Baiern — vielleicht in Partenkirchen — und zwar allem Anschein nach zwischen dem 1. und 7. März 1176. Ueber die Vorgänge bei der Unterredung selbst wissen wir nur Sagenhaftes. Die großen Abweichungen zwischen den verschiedenen Berichten, namentlich aber das Genauerwerden derselben, je weiter wir uns von der Zeit des Ereignisses selbst entfernen, muß uns gegen dasselbe mistrauisch machen und bewegen, seine wirkliche Existenz mit Recht in Zweifel zu ziehen.

Zum Schluß glauben wir aber dem geehrten Verfasser noch folgende Wünsche vortragen zu müssen, die er bei einer neuen Auflage seines Buchs, die gewiß nicht sehr lange auf sich warten lassen wird, berücksichtigenswerth finden möge: 1) Beseitigung einiger Wiederholungen, die in der geschichtlichen Erzählung vorkommen, sowie einiger Fehler, die wol zumeist Druckfehler sind, in den urkundlichen Anmerkungen: einer sorgfältigen Revision wird die Entdeckung und Entfernung des soeben Gerügten leichtfallen; 2) der Biographie des Papstes Alexander III. von Reuter und dem dritten Bande der englischen Geschichte von Pauli dürfte der Verfasser eine eingehendere Einsicht und Benutzung zu widmen haben; 3) ein besonderer Abschnitt über Kaiser Heinrich VI. möchte aus leicht begreiflichen Gründen sehr zu empfehlen sein, im Sinne dessen, was Abel in seinem „Philipp der Hohenstaufe" und Toeche in seiner Schrift: „De Henrico VI." (Berlin 1860), so gründlich geschrieben haben. Denn in unsern gewöhnlichen Geschichtsbüchern läuft noch vieles um, was ganz unhistorisch oder falsch aufgefaßt ist: Heinrich's VI. angebliche Grausamkeiten, seine vermeintliche Härte gegen den niedergeworfenen Löwenherzog, sowie endlich die Annahme, daß Richard Löwenherz ganz rechtswidrig von Kaiser Heinrich VI. gefangen gehalten worden sei — das sind Punkte, über welche ein wissenschaftliches Geschichtswerk zu Ehren der geschichtlichen Wahrheit im Zusammenhange Aufklärung geben muß, um auf diese Weise die in Volks- und Lehrbüchern befindlichen Irrthümer zu beseitigen; 4) endlich wäre unsers Bedünkens ein Abschnitt über die Germanisirung und Christianisirung der von Heinrich dem Löwen eroberten slawischen Nordlande wol an seinem Platze: des Eroberers Verdienste würden dadurch gewiß nicht in den Hintergrund treten, wenn auch die Wirksamkeit der Klöster und Mönche besonders hervorgehoben werden müßte, wie dies unlängst Winter, „Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts" (Berlin 1865), bezüglich Brandenburgs sehr gut dargethan hat.

Diese Wünsche sollen keinen Tadel aussprechen, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit beurkunden, mit welcher wir des Verfassers Buch gelesen, sowie nach unserm Ermessen die Möglichkeit bezeichnen, demselben in einer neuen Auflage eine noch größere Verdienstlichkeit zu erwerben und zu sichern.

Karl Zimmer.

Neue Romane.

1. Jane, die Jüdin. Erzählung von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 5 Thlr.

Die Romane Philipp Galen's, soweit sie uns bekannt sind, packen und spannen den Leser. „Jane, die Jüdin" dagegen ist eine sehr einfache Geschichte, welche sich auf drei Seiten nacherzählen läßt. Sie ist wie ein glattes Meer, in dem nur hier und da eine kleine Welle aufsteigt, wie ein sonnbeglänzter blauer Himmel, an dessen äußerstem Rande kleine graue Wolken schweben. Wer Aufregung und Spannung verlangt, für den ist dieser Roman nicht geschrieben; die Handlung ist winzig. In drei Bänden nur Ein Liebespaar, welches sich mit Vorliebe in Gesprächen über Gott, Welt, Herz und Unsterblichkeit ergeht.

Der Zufall eröffnet den Reigen: eine Badebekanntschaft in Sanner's Hotel in Kissingen. Aber nicht Er und Sie werden auf diese bequeme Weise bekannt; es sind zwei Männer, welche in diesem Hotel Freundschaft schließen: der Held des Romans, Dr. Reinhold Strahl, Privatdocent der Medicin an der Universität zu X. X. X., und der alte Kaufherr J. D. Schilling aus Altona. Wenige Tage später kommt dessen Sohn Ernst, ein Schiffsbaumeister, mit zwei erwachsenen Töchtern, Margaretha und Bertha, an, und als die Saison zu Ende ist, muß Reinhold bei der Trennung versprechen, daß er im folgenden Sommer die Familie Schilling besuchen will. Schilling sen. bewohnt ein kleines Häuschen in Altona, Schilling jun. besitzt einen prächtigen Landsitz oberhalb Oevelgönne bei Hamburg.

Reinhold Strahl, von unbemittelten Aeltern geboren, welche ihm schon früh entrissen wurden, hat von Jugend an hart und schwer mit den Feinden menschlicher Freude und menschlichen Glücks ringen müssen. Er selbst bekennt:

> Ich war und blieb ein einsamer Pilger auf Erden, der immer vergeblich sich nach dem gelobten Lande der Ruhe und Behaglichkeit sehnte. Nur in der Arbeit, der angestrengtesten, selbstgewählten Arbeit fand ich Beruhigung und Trost, nur die Nahrung meines Geistes bot mir das einzige Labsal in meinem einförmigen und oft sehr traurigen Dasein. Aber dennoch, unter allen Entbehrungen und Nöthen wuchs ich geistig und körperlich heran. Ich rang und rang ohne Unterlaß, und mit diesem Ringen erwarb ich mir das Nothwendige zu einer selbständigen Stellung. So kam ich endlich in die Lage, in der ich mich jetzt befinde, und mit der ich insoweit zufrieden bin, als sie mich kleidet und nährt und mir vor allen Dingen die Achtung der Welt gewährt. Aber mit dem Geist, dem Wissen und Können sind wir nur zum Theil gegen die Angriffe des Lebens gerüstet; die tägliche Nothdurft befriedigen, heißt noch lange nicht glücklich sein. Dem Menschen ward auch ein warmes Herz gegeben und dieses Herz mit einem heiligen Sehnen und Trachten nach einem gleichgestimmten Herzen erfüllt.

Dieses gleichgestimmte Herz — er wird es im Norden finden, belagern und erobern. Der Verabredung gemäß trifft er zuerst bei Schilling in Altona ein. Das einfache, echt gemüthliche Leben im Hause des alten Herrn ist vortrefflich geschildert; nicht minder angenehm liest sich die Beschreibung Hamburgs und der reizenden Gegend um Oevelgönne. Reinhold begegnet einem jüdischen Componisten, Jacobson, mit dem er in Streit geräth. Der Christ äußert: es fehle den Juden eine Eigenschaft des Gemüths, die Gefühlstiefe; der Jude widerspricht und will den Beweis von der Gefühlstiefe seiner Glaubensgenossen liefern:

> Morgen feiern wir in unserm Tempel in Hamburg das Versöhnungs- und Todtenfest. Wohnen Sie demselben eine oder zwei Stunden lang bei. Ich selbst will Ihr Führer sein, und Sie sollen Gelegenheit haben, alles zu sehen und zu hören, was bei uns zu sehen und zu hören ist, und wenn Sie, nachdem Sie unsern Chorgesang mit offenem Herzen — ich sage absichtlich Herzen, nicht Ohren — vernommen haben, dann wollen wir in geeigneter Stunde weiter über die mangelnde Gefühlstiefe bei den Juden sprechen.

Die ausführliche Beschreibung dieser Feier in der Synagoge ist meisterhaft. Reinhold sieht ein, daß seine Aeußerung falsch war. Der Componist führt ihn auf den Chor an die Brüstung, von der herab man den ganzen Tempelraum, unten in der Tiefe, und oben auf den Galerien zu beiden Seiten überschauen konnte. Unter ihm die betenden Männer, am Ende des Tempels die von ihren Gasflammen strahlende Estrade mit dem Vorbeter vor dem Altar, und auf den Galerien die Frauen und Mädchen in einem breiten blühenden Kranz. Auf diesen ruht sein prüfendes Auge; plötzlich vergißt er, wo er sich befindet, er sieht nur noch eine einzige, „die, wie eine Blume plötzlich aus den unruhigen Wellen des Meers aufgetaucht, golden, überirdisch glänzend vor allen übrigen leuchtete und, als ströme sie einen feinen, weithin wirkenden Duft aus, damit seine Sinne bezauberte und seine Seele mit einer bisher ungekannten Wonne berauschte". Ihm zur rechten Hand sitzt diese Gestalt, den Kopf halb müde und traurig an einen Pfeiler gelehnt. Sie ist einfach gekleidet: ein weißes Gewand, lila Schleifen und Bänder, weder an ihrem Halse noch in ihren Ohren blitzt irgendein Schmuck. In ihrem Blick liegt eine Art Scheu, Ueberraschung oder gar Schrecken, auf ihrem kindlichen, reinen und frommen Antlitz etwas Taubenartiges, Schüchternes, unendlich Sanftes und Wehmüthiges — die arme traurige Taube! denkt Reinhold. Er ist verliebt. Er fragt nach ihr, niemand kann Antwort geben; täglich fährt er nach Hamburg, um sie wiederzusehen, aber er findet sie nicht.

Der von der Reise zurückgekehrte Schiffsbaumeister wünscht nun, daß Reinhold auf Schillings-Lust oberhalb Oevelgönne erscheine. Sein Herz bleibt in Hamburg. Aber der Zufall ist ihm gnädig. Als er mit den beiden muntern Mädchen Margaretha und Bertha einen Spaziergang nach Oevelgönne und dem Elbufer macht, kommen sie vor ein reizendes kleines Haus. Da will der Zufall, daß der reiche Schilling dieses Haus, sein Eigenthum, vermiethen mußte, daß eine einsam lebende schwedische Jüdin mit ihrer Magd Rebekka in demselben wohnt, und daß diese Jüdin natürlich niemand anders ist als die arme traurige Taube, deren Anblick Reinhold in der Synagoge genossen und die er seitdem vergeblich gesucht. Zu Schillings kommt sie selten, und Margaretha weiß nur, daß sie Jane Norrmanson heißt und früher mit ihrer Tante, einer alten, nicht bemittelten, getauften Jüdin zusammengelebt hat, welche im Winter gestorben ist. Ein Schleier des Geheimnisses verhüllt diese Frauengestalt; der

Leser ist sehr begierig, Jane's Vergangenheit zu erfahren. Aber unsere Geduld wird auf eine lange, lange Probe gestellt: ehe Galen den Schleier lüftet, tischt er so unendlich viele und wahrhaft endlose Gespräche zwischen Reinhold und Jane auf, daß der Leser, auf deutsch gesagt, eckig werden möchte. Im Interesse der vielen poetischen Stellen bedauern wir diese Breite; um ihretwillen wird mancher den Roman nicht zu Ende lesen.

Es ist selbstverständlich, daß Reinhold Jane aufsucht und besucht. Bald erscheint er täglich in dem Häuschen am Elbstrande; auch rettet er, der Arzt, die Geliebte von schwerer Krankheit. Es kommt zu einer Erklärung, aber sie schlägt seine Hand aus, sie will seine Freundin sein und bleiben. Er verzagt nicht, er bringt ferner in sie, und da erzählt sie ihre Vergangenheit, zum Beweise, daß sie ihn nicht heirathen kann, nicht darf. Der kurze Inhalt der langen Geschichte ist der: In Gothenburg in Schweden lebt ihr Vater als reicher Kaufmann. Er hatte stets Glück; nur einmal war er einem großen Unglück nahe, wurde aber durch die Hochherzigkeit eines deutschen Gläubigers vom Verderben gerettet. Bei den Juden herrschte oder herrscht noch heute die Sitte, daß sich das junge Mädchen demjenigen vermählen muß, der ihr vom Vater bestimmt wird. Jane soll Ephraim Narischkin aus Petersburg heirathen, sie empfängt sein Bild, er kommt selbst — sie will ihn nicht. Es kommt zu bösen Scenen zwischen Vater und Tochter, und der Schluß ist, daß der Alte seinen Fluch auf das Haupt der Tochter schleudert, und daß sie Haus und Heimat verläßt. Ihre an ihn gerichteten Briefe wurden nie beantwortet. Sie, die Ausgestoßene, die Fluchbeladene, darf Reinhold nicht in den wirren Strudel ihrer entsetzlichen Verhältnisse reißen. Das ist eine Ansicht, die vom jüdischen Standpunkt aus richtig sein mag; für uns ist sie unverständlich. Ebenso wenig verstehen wir die folgenden Worte:

> Sie sind früher schon durch Ihr eigenes schweres Geschick nicht glücklich gewesen, und so dürfen Sie noch weniger mit dem Schicksal eines andern belastet werden, einem Schicksal, für welches es keine, keine Abhülfe gibt.

Sehr richtig bemerkt der Christ:

> Sie täuschen sich. Ich bin nicht mit in den Strudel des Elends gezogen, welchem Sie unterworfen sind, ich bin vielmehr beglückt, daß ich an Ihre Seite gesetzt ward, um Ihnen zu beweisen, daß an einem Fluch, wie er über Sie ausgegossen, Gott keinen Theil hat, und das gerade dadurch bethätigt, daß er mir die Liebe zu Ihnen eingeflößt hat, die mich ganz erfüllt.

Darauf die Jüdin:

> Das ist vielleicht Ihr schöner Glaube, aber nicht der meine. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der auf mich ausgegossene Fluch sich zugleich auf den mit erstreckt, der sein Schicksal an das meine knüpft, und darum — allein darum — kann ich Ihre Liebe nicht erwidern.

Sei dem wie ihm wolle, Reinhold gibt die Hoffnung nicht auf. Die Besuche werden fortgesetzt; dann neue verblümte Anträge und gleichfalls verblümte Weigerungen. Wenn sich der geschätzte Autor nur kürzer gefaßt hätte! Wir sehen nicht ein, was der 44 Seiten lange Brief an …nny soll, in dem alles wiederholt wird, was uns bereits bekannt ist! Unterdessen ist Reinhold Professor geworden. Ernst Schilling, dem der Gemüthszustand des Gastes nicht entgangen, zeigt sich als theilnehmender Freund. Ihm beichtet Reinhold, und Schilling, der in Gothenburg bekannt ist, versichert, daß dort kein jüdischer Handelsmann mit Namen Norrmanson lebe, dieser Name sei ja auch kein jüdischer. Da fällt Reinhold ein, daß Jane selbst ihm gesagt, sie habe den Namen ihres Vaters abgelegt, als sie sein Haus verlassen, und den ihrer Tante angenommen; und nun hofft Ernst Schilling helfen zu können, wenn es dem Freunde gelinge, Jane's wirklichen Namen zu erfahren.

Simeon Markus heißt der Kaufmann, und der hochherzige deutsche Gläubiger, der ihn einst vom Verderben gerettet, heißt — wie gütig der Zufall abermals ist! — J. D. Schilling in Altona. Nun geht man hinter Jane's Rücken gegen Simeon Markus vor. Schilling schreibt ihm einen höchst originellen Brief: er sei in großer Noth und bedürfe des Juden durchaus. Wie einst der Christ dem Juden einen Dienst geleistet und ihm aus der Noth geholfen, so sei es jetzt an dem Juden, dem Christen einen Dienst zu leisten und ihm aus der Noth zu helfen. Er möge augenblicklich mit dem nächsten Schiff nach Altona kommen:

> Ich bin 84 Jahre alt und kann in jeder Minute vor meinen Schöpfer treten müssen, und das darf nicht geschehen, ehe unsere Rechnungen gegenseitig quittirt sind, damit du nicht erröthest, wenn wir uns dort oben begegnen und mein Gott oder dein Jehovah dir ins Gesicht sagt: Simeon Markus, du hast deinen alten Freund, den Christen, in seiner Noth verlassen. Nein, das will ich selbst von unserm Schöpfer nicht über dich sagen hören.

Nachdem der 74 Jahre alte Simeon in Altona erschienen, fahren die beiden Greise nach Schillings-Lust hinaus und haben hier eine Unterredung, welche Galen in seiner besten Stunde geschrieben hat. Aus diesem Kapitel strömt eine Wärme, die tief in unser Herz dringt; man kann sich der Thränen nicht erwehren. Der Schluß dieser Unterredung liegt auf der Hand: Simeon verwandelt den Fluch in Segen. Wie er sagt, hat er den Fluch längst von ihr genommen, was einigermaßen überraschen muß, da er ja Jane's Briefe nie beantwortet hat. Es folgt Verlobung, Reise nach Gothenburg, und bevor die Hochzeit gefeiert wird, tritt Jane, die Jüdin, zum Christenthum über.

Nach unserer Meinung tritt die Tendenz des Autors: Gleichberechtigung der Juden mit den Christen, nicht klar genug hervor. Auch hätten wir von einem Manne wie Reinhold, der von Jugend an gerungen und gekämpft, erwartet, daß er, um Jane die Seine zu nennen, alle Minen springen lassen würde. Statt dessen handeln andere für ihn und bringen ihm das Glück gleichsam auf dem Präsentirteller entgegen. Alles in allem ist die Erzählung fleißig gearbeitet, die Schilderung durchweg anziehend, der Stil sehr sauber.

2. Waldrose. Novelle von Agnes Kayser-Langerhannß. Leipzig, O. A. Schulz. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Mit Vergnügen erinnern wir uns eines erzählenden Gedichts der genannten Verfasserin: „Das friedliche Thal im Kriege 1813", und glauben in unserer Ansicht nicht zu irren, daß der kleine Roman „Waldrose" ihr erster

Versuch in ungebundener Rede ist. Wir haben ihn gern gelesen und machen der Dame ein Compliment. Die Personen stehen scharf umrissen da, die Handlung schreitet rüstig vorwärts und nimmt einen Verlauf, der zum Herzen geht. Der Rechtsanwalt, dessen Wirthin und deren Freundin Frau Gutmann, dann die Pastorsleute, der Oberförster nebst Familie und der alte treue Franz — all diese Menschen sind uns von Anfang an so lieb und werth, als ob sie zu unsern ältesten Bekannten gehörten. Zuerst fürchtet man, daß sie aus Schlafrock und Pantoffeln nicht herauskommen, aber bald wirft die Mehrzahl derselben die alltägliche Hülle ab und läßt ein Herz sehen, welches unter den Stürmen des Lebens erbebt und erstarkt. Die saubern Naturschilderungen verrathen, daß die Verfasserin Theodor Storm's Dichtungen genau kennt. Trefflich hat sie verstanden, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Die Brücke zwischen sonst und jetzt ist so geschickt gebaut, daß wir sie selbst ältern Novellisten zum Muster empfehlen.

3. Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Sechs Bände. Jena, Costenoble. 1867. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Ngr.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir mittheilen wollten, wie dieser sechsbändige Roman gearbeitet ist. Bekanntlich gleichen sich die Romane der so fruchtbaren Verfasserin wie die Eier. Das Material ist stets fleißig gesammelt und geschickt geordnet, die Form — wenn man überhaupt von einer solchen reden darf — stets ansprechend. Im Grunde freilich sind ihre Romane formlos; sie bestehen aus tausend Scenen, die sehr locker zusammenhängen. Ueberspringt man fünfhundert Scenen, so verliert man den Faden doch nicht und ist im voraus sicher, daß man sich nicht langweilt. Sämmtliche Personen zu nennen, die in dem vorliegenden Romane auftreten, ist unmöglich; und es ist ebenso unmöglich, all die Oerter namhaft zu machen, nach denen der Leser geführt wird. Den endlosen Zug eröffnet die glückliche Königin und Mutter, der unglückliche Sohn Louis Charles beschließt ihn. In Paris, am 13. August 1785, beginnt die Wanderung und endet am 10. August 1853 auf dem Kirchhofe von Villefranche. Hat eine Person ausgespielt, so fällt sie in Ungnade oder reist nach der Provinz oder noch weiter; diese bequeme Manier, jemand loszuwerden, ist man bei Frau Mühlbach gewohnt. Uns haben die vier Seiten am meisten interessirt, welche nicht Luise Mühlbach, sondern Silvio Pellico in „I miei prigioni" geschrieben hat. Als der arme Prinz in dem österreichischen Staatsgefängnisse in Mailand schmachtete, war der berühmte Italiener sein Nachbar. Sie unterhielten sich, und Pellico erzählt:

Ich bat ihn, mir in kurzen Umrissen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das genaueste alle die Einzelheiten, die sich auf das Leben Ludwig's XVII. bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuster Simon eingeschlossen, wie man ihn gezwungen, gegen seine eigene Mutter eine schändliche Verleumdung zu unterzeichnen. Dann erzählte er mir von seiner Rettung und von seiner endlichen Flucht nach Amerika, von seiner Wiederkehr, um den Thron seiner Väter zu reclamiren, und von seiner Verhaftung in Mantua. Er trug seine Geschichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelheiten der Französischen Revolution waren ihm gegenwärtig, er sprach von ihnen mit natürlicher Beredsamkeit, und wußte sehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdrucksweise schmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelten ihm doch nicht die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Gesellschaft verräth. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundvierzig Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourbonische Physiognomie.

Der Unglückliche wurde fast siebzig Jahre alt. Seine wiederholten Versuche, den Thron von Frankreich zu besteigen, sind bekannt. Erst zuletzt, nachdem ein Schlagfluß seine Glieder gelähmt, gab er diese Hoffnung auf, an deren Erfüllung er noch im Gefängnisse bestimmt glaubte. Einer der Wärter sagte zu Pellico: „Ich hoffe sicher, daß er mich zu seinem Oberportier macht, wenn er erst König ist; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir versprochen."

4. Armadale. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Englischen von Marie Scott. Sechs Bände. Leipzig, Günther. 1866—67. 8. 4 Thlr.

Trotz der großen Spannung in diesen sechs Bänden, trotz des düstern und unheimlichen Colorits, trotz der Verbrechen, die sich in entsetzlichster Weise häufen, ja, trotz alledem waren wir nicht im Stande, diesen Roman zu Ende zu lesen. Man muß Nerven wie Schiffstaue haben, um diese haarsträubenden Dinge ertragen zu können. Alles ein Grau in Grau, durch das nur selten ein schwacher Schimmer dringt. Warum ist dieser Roman übersetzt worden? Weil er von dem Verfasser der „Frau in Weiß" und ein Sensationsroman der crassesten Sorte ist? Daß auch die deutschen Autoren Sensationsromane, und zwar recht tüchtige, zu schreiben verstehen, hat erst kürzlich Max Ring in „Ein verlorenes Geschlecht" bewiesen. Aber man mag sagen, was man will, man mag in Zorn gerathen und über die Uebersetzer herfallen — einerlei, ihre Uebersetzungswuth bleibt die alte. Sie sind wie der Moloch zu Karthago; je mehr Opfer sie verschlingen, desto heißhungeriger werden sie.

Feuilleton.

Ein neues Stadttheater.

Die Literatur an und für sich hat kein vorwiegendes Interesse daran, wie großartig und prachtvoll die Kunsttempel sind, in denen die dramatischen Productionen zur Aufführung kommen. An mancher bescheidenen Stätte ist künstlerisch Bedeutsames geleistet worden, während in architektonisch prunkreichen Gebäuden oft die geistige Leere herrscht. Gleichwol zeugt es immer sowol von Kunstsinn wie von städtischem Gemeinsinn, wenn eine Stadt wie Leipzig den dramatischen Musen aus eigenen Mitteln ein herrliches Theater baut. Dies neue Theater wurde in einer solennen Vorstellung, welche der König von Sachsen und sein Hof durch ihre Anwesenheit verherrlichten, am 28. Januar eröffnet, und zwar mit Goethe's „Iphigenie" und einem ihr vorausgehenden Festspiel: „Die Heimat der Künste" von dem Herausgeber d. Bl. Der Inhalt desselben stellt dar, wie Lipsia den heimatlosen Künsten eine neue Heimat schafft. Mannichfache scenische Decorationen und lebende Bilder illustriren die dichterische Erfindung. Am Schluß

spricht die Muse des Trauerspiels denfolgenden Epilog, für dessen Verheißung eine Erfüllung von seiten des leipziger Stadttheaters, wie von seiten der übrigen wünschenswerth ist:

Heut' prankt der stolze Bau im Festesschimmer!
Willkommen alle, alle heut' — und immer!
Stets wiederhol' sich dieses Tages Gunst,
Und ew'ge Feste feire hier die Kunst! —
Wer immer diese Schwelle überschreitet,
Sei von der Hand der Göttlichen geleitet!
Ihr habt die Stätte herrlich uns bereitet.
Wir danken euch, ihr Bürger dieser Stadt!
Wie draußen die gewalt'gen Säulen ragen,
So wollen wir hier drinnen nimmer matt
Den Bau der Kunst mit heil'gem Eifer tragen!
Ihr Musen, unsrer Giebelfelder Zier,
O, steigt herab und schirmt, was wir beginnen!
Der Künste goldnen Schatz bewachen wir,
Sowie die Greise droben auf den Zinnen!
Und rein wie draußen auf dem Wasserplan
In Sommernächten kreist der Silberschwan,
So wahr' die Kunst ihr schimmerndes Gefieder, —
Doch sing' sie nimmer ihre Schwanenlieder!
Und was sie schafft, sei eurer Huld empfohlen —
Dann wächst die Flamme der Begeisterung!
Nie pilgre sie im Schlamm mit müden Sohlen,
Sie strebe aufwärts mit des Adlers Schwung!
Nur wenn sie eures Beifalls Schwingen tragen,
Kann sie den Flug empor zur Sonne wagen!

Sonette von Karl Beck.

Nach jahrelanger Kunstpause veröffentlicht Karl Beck im Feuilleton der „National-Zeitung" einen Cyklus von Sonetten, „Oesterreich in zwölfter Stunde", der zum großen Theil in der von diesem Dichter beliebten prophetischen Bildersprache gehalten und bei der sorgsamsten Feile der Form doch ungleich an Werth ist. Einzelne Sonette indeß sind von großer Schönheit, z. B. das folgende:

Das Gute voll, das Volle schnell gegeben,
Den Geber wie den Nehmer wird es freuen,
Ein Bestes halb, dies Halbe spät im Leben,
Ach, der verwirft's, und jener wird's bereuen.

Der Baum des Waldes lehrt dich rührig streben,
Und lehrt mit jedem Lenz das Laub erneuen,
Ich habe, spricht er, höher mich zu heben,
Und mehr an Düften soll ich noch verstreuen.

Erst nach dem Schaffen ist die Feier schön,
Dann labet ihn ein heiteres Getön,
So niederschallt von mildbethauten Zweigen;

Und stündlich predigt dir das schlichte Holz,
Dir selbst zu trauen, und den edeln Stolz
Dem Odem nur des Ewigen zu neigen.

Literarische Notizen.

Die „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Meyer) beginnt ein von Moritz Rapp herausgegebenes spanisches Theater zu veröffentlichen. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes (Heft 67 der Gesammtbibliothek) bringt einige den Anfängen des spanischen Theaters zugehörige Possen und Autos.

Das siebente Bändchen der neuen von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Shakspeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) enthält den von dem Herausgeber selbst übersetzten „Macbeth".

Von der „Auswahl dramatischer Werke" von August von Kotzebue (Leipzig, Kummer) ist der siebente Band ausgegeben worden, welcher die Stücke: „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen", „Der gerade Weg der beste", „Die respectable Gesellschaft" und „Die gefährliche Nachbarschaft" enthält.

Von W. E. Hartpole Lecky's Werk: „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa", erscheint eine Uebersetzung von H. Jolowicz (Leipzig, Winter). Dasselbe kann in vieler Hinsicht als ein Pendant zu dem berühmten Werke Buckle's betrachtet werden.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. 3ter Bd. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 4 Thlr.

Arnd, E., Geschichte der Jahre 1860 bis 1867. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Neapel und dem Normannen-Archipel im Sommer 1867. Detmold, Meyer. 8. 12½ Ngr.

Braddon, M. E., Der gebrochene Schwur. (Lady Lisle.) Roman. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 16. Jahrhundert. 3 Abtheilungen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Caspari, O., Die Irrthümer der altclassischen Philosophen in ihrer Bedeutung für das philosophische Princip. Ein kritischer Beitrag. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 12 Ngr.

Dsirne, F., Der Riga'sche Kalenderstreit zu Ende des 16. Jahrhunderts. Riga. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Eye, A. v., und J. Falke, Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 3te nach chronologischer Reihenfolge zusammengestellte und verbesserte Aufl. in 3 Bdn. 1ster Bd. 1stes Heft. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 4. 1 Thlr.

Frohschammer, J., Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Gareis, A., Pola und seine nächste Umgebung. Triest, Schimpff. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.

Geistesstrahlen, gesammelt und ihren Söhnen gewidmet von der Sammlerin der „Perlen der Wahrheit". Stuttgart, Schober. 8. 16 Ngr.

Geschichte der deutschen Dichtung in Etui-Blättern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Gildemeister, C. H., J. G. Hamann's, der Magus im Norden, Leben und Schriften. 5ter Bd. — A. u. d. T.: J. G. Hamann's Briefwechsel mit F. H. Jacobi. Mit einem einleitenden Vorworte und Anmerkungen herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gino, C., Südlands-Klänge. Berlin, Behr. 16. 20 Ngr.

Goethes Gedichte. Wohlfeile Miniatur-Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1867. 16. 5 Ngr.

Grimminger, A., Mei' Derhoim. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Hassel, S. F., Die Frankfurter Localstücke auf dem Theater der freien Stadt 1821—1866. Skizzen aus meinem Schauspielerleben. Frankfurt a. M., Auffarth. 1867. 8. 1 Thlr.

Kleinpaul, E., Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. 6te, sorgfältig verbesserte und vermehrte Aufl. 1ste Lief. Barmen, Langewiesche. 8. 7½ Ngr.

Kunda, G. v., Der Müller von Pranitz. Eine märkische Dorfgeschichte. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 24 Ngr.

Laube, H., Dramatische Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Der Statthalter von Bengalen. Schauspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leistner, E., Zu Bild und Tönen. Dichtungen zu beliebten Bildern und Compositionen von F. Mendelssohn-Bartholdy, W. v. Kaulbach, Gallait ꝛc. 1ste Sammlung. Berlin, Leistner. 8. 2 Thlr.

— — Im Wald. Dichtung als Text zu 6 Originalradirungen „im Wald" von Otto Försterling. Berlin, Leistner. Fol. 1 Thlr.

Lingg, H., Gedichte. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Meibauer, R. O., Ueber die physische Beschaffenheit unseres Sonnensystems. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Der Novemberschwarm der Sternschnuppen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Michelangelo's und Rafaels Gedichte. Von H. Harrys. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., 1866. Geschichtlicher Roman. Leipzig, Minde. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Allein in der Welt. Roman in vier Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Neuburger, S., Nordafrikanische Reise-Skizzen. 1ste Lief. München, Merhoff. 8. 5 Ngr.

Neumann-Hartmann, F. W., Der Glaube der Vernunft wider die materialistische Irrlehre. Ein Versuch zur Verständigung. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 8 Ngr.

Palacký, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 5ter Bd. Das Zeitalter der Jagelloniden. 2te Abth. König Wladislaw II. und König Ludwig I. von 1500—1526. Prag, Tempsky. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Palgrave's, W. G., Reise in Arabien. Aus dem Englischen. 2ter Bd. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pretzsch, R., Beleuchtung der beiden von J. F. Stahlknecht verfaßten Schriften, die Einführung einer Schulbibel betreffend. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Priem, J., Sommer- und Winterfrüchte. Dramatische Spiele. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Rośkiewicz, J., Studien über Bosnien und die Herzegovina. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, E. R., Der amerikanische Bürgerkrieg. Geschichte des Volks der vereinigten Staaten vor, während und nach der Rebellion. 1ste Lief. Philadelphia. 1867. Lex.-8. 10 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 7tes Bdchn.: Macbeth. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Stinde, J., Blicke durch das Mikroskop. Blätter und Skizzen aus dem Unsichtbaren der Natur. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Lex.-8. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von einer Reise nach Italien. In Briefen (von K. Sarasin.) Basel, Schneider. 1867. 8. 24 Ngr.

Versuch in ungebundener Rede ist. Wir haben ihn gern gelesen und machen der Dame ein Compliment. Die Personen stehen scharf umrissen da, die Handlung schreitet rüstig vorwärts und nimmt einen Verlauf, der zum Herzen geht. Der Rechtsanwalt, dessen Wirthin und deren Freundin Frau Gutmann, dann die Pastorsleute, der Oberförster nebst Familie und der alte treue Franz — all diese Menschen sind uns von Anfang an so lieb und werth, als ob sie zu unsern ältesten Bekannten gehörten. Zuerst fürchtet man, daß sie aus Schlafrock und Pantoffeln nicht herauskommen, aber bald wirft die Mehrzahl derselben die alltägliche Hülle ab und läßt ein Herz sehen, welches unter den Stürmen des Lebens erbebt und erstarkt. Die saubern Naturschilderungen verrathen, daß die Verfasserin Theodor Storm's Dichtungen genau kennt. Trefflich hat sie verstanden, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Die Brücke zwischen sonst und jetzt ist so geschickt gebaut, daß wir sie selbst ältern Novellisten zum Muster empfehlen.

3. Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Sechs Bände. Jena, Costenoble. 1867. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Ngr.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir mittheilen wollten, wie dieser sechsbändige Roman gearbeitet ist. Bekanntlich gleichen sich die Romane der so fruchtbaren Verfasserin wie die Eier. Das Material ist stets fleißig gesammelt und geschickt geordnet, die Form — wenn man überhaupt von einer solchen reden darf — stets ansprechend. Im Grunde freilich sind ihre Romane formlos; sie bestehen aus tausend Scenen, die sehr locker zusammenhängen. Ueberspringt man fünfhundert Scenen, so verliert man den Faden doch nicht und ist im voraus sicher, daß man sich nicht langweilt. Sämmtliche Personen zu nennen, die in dem vorliegenden Romane auftreten, ist unmöglich; und es ist ebenso unmöglich, all die Oerter namhaft zu machen, nach denen der Leser geführt wird. Den endlosen Zug eröffnet die glückliche Königin und Mutter, der unglückliche Sohn Louis Charles beschließt ihn. In Paris, am 13. August 1785, beginnt die Wanderung und endet am 10. August 1853 auf dem Kirchhofe von Villefranche. Hat eine Person ausgespielt, so fällt sie in Ungnade oder reist nach der Provinz oder noch weiter; diese bequeme Manier, jemand loszuwerden, ist man bei Frau Mühlbach gewohnt. Uns haben die vier Seiten am meisten interessirt, welche nicht Luise Mühlbach, sondern Silvio Pellico in „I miei prigioni" geschrieben hat. Als der arme Prinz in dem österreichischen Staatsgefängnisse in Mailand schmachtete, war der berühmte Italiener sein Nachbar. Sie unterhielten sich, und Pellico erzählt:

Ich bat ihn, mir in kurzen Umrissen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das genaueste alle die Einzelheiten, die sich auf das Leben Ludwig's XVII. bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuster Simon eingeschlossen, wie man ihn gezwungen, gegen seine eigene Mutter eine schändliche Verleumdung zu unterzeichnen. Dann erzählte er mir von seiner Rettung und von seiner endlichen Flucht nach Amerika, von seiner Wiederkehr, um den Thron seiner Väter zu reclamiren, und von seiner Verhaftung in Mantua. Er trug seine Geschichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelheiten der Französischen Revolution waren ihm gegenwärtig, er sprach von ihnen mit natürlicher Beredsamkeit, und wußte sehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdrucksweise schmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelten ihm doch nicht die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Gesellschaft verräth. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundvierzig Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourbonische Physiognomie.

Der Unglückliche wurde fast siebzig Jahre alt. Seine wiederholten Versuche, den Thron von Frankreich zu besteigen, sind bekannt. Erst zuletzt, nachdem ein Schlagfluß seine Glieder gelähmt, gab er diese Hoffnung auf, an deren Erfüllung er noch im Gefängnisse bestimmt glaubte. Einer der Wärter sagte zu Pellico: „Ich hoffe sicher, daß er mich zu seinem Oberportier macht, wenn er erst König ist; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir versprochen."

4. Armadale. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Englischen von Marie Scott. Sechs Bände. Leipzig, Günther. 1866—67. 8. 4 Thlr.

Trotz der großen Spannung in diesen sechs Bänden, trotz des düstern und unheimlichen Colorits, trotz der Verbrechen, die sich in entsetzlichster Weise häufen, ja, trotz alledem waren wir nicht im Stande, diesen Roman zu Ende zu lesen. Man muß Nerven wie Schiffstaue haben, um diese haarsträubenden Dinge ertragen zu können. Alles ein Grau in Grau, durch das nur selten ein schwacher Schimmer dringt. Warum ist dieser Roman übersetzt worden? Weil er von dem Verfasser der „Frau in Weiß" und ein Sensationsroman der crassesten Sorte ist? Daß auch die deutschen Autoren Sensationsromane, und zwar recht tüchtige, zu schreiben verstehen, hat erst kürzlich Max Ring in „Ein verlorenes Geschlecht" bewiesen. Aber man mag sagen, was man will, man mag in Zorn gerathen und über die Uebersetzer herfallen — einerlei, ihre Uebersetzungswuth bleibt die alte. Sie sind wie der Moloch zu Karthago; je mehr Opfer sie verschlingen, desto heißhungeriger werden sie.

Feuilleton.

Ein neues Stadttheater.

Die Literatur an und für sich hat kein vorwiegendes Interesse daran, wie großartig und prachtvoll die Kunsttempel sind, in denen die dramatischen Productionen zur Aufführung kommen. An mancher bescheidenen Stätte ist künstlerisch Bedeutsames geleistet worden, während in architektonisch prunkreichen Gebäuden oft die geistige Leere herrscht. Gleichwol zeugt es immer sowol von Kunstsinn wie von städtischem Gemeinsinn, wenn eine Stadt wie Leipzig den dramatischen Musen aus eigenen Mitteln ein herrliches Theater baut. Dies neue Theater wurde in einer solennen Vorstellung, welche der König von Sachsen und sein Hof durch ihre Anwesenheit verherrlichten, am 28. Januar eröffnet, und zwar mit Goethe's „Iphigenie" und einem ihr vorausgehenden Festspiel: „Die Heimat der Künste" von dem Herausgeber d. Bl. Der Inhalt desselben stellt dar, wie Lipsia den heimatlosen Künsten eine neue Heimat schafft. Mannichfache scenische Decorationen und lebende Bilder illustriren die dichterische Erfindung. Am Schluß

spricht die Muse des Trauerspiels denfolgenden Epilog, für dessen Verheißung eine Erfüllung von seiten des leipziger Stadttheaters, wie von seiten der übrigen wünschenswerth ist:

Heut' prankt der stolze Bau im Festesschimmer!
Willkommen alle, alle heut' — und immer!
Stets wiederhol' sich dieses Tages Gunst,
Und ew'ge Feste feire hier die Kunst! —
Wer immer diese Schwelle überschreitet,
Sei von der Hand der Göttlichen geleitet!
Ihr habt die Stätte herrlich uns bereitet.
Wir danken euch, ihr Bürger dieser Stadt!
Wie draußen die gewalt'gen Säulen ragen,
So wollen wir hier drinnen nimmer matt
Den Bau der Kunst mit heil'gem Eifer tragen!
Ihr Musen, unsrer Giebelfelder Zier,
O, steigt herab und schirmt, was wir beginnen!
Der Künste goldnen Schatz bewachen wir,
Sowie die Greife droben auf den Zinnen!
Und rein wie draußen auf dem Wasserplan
In Sommernächten kreist der Silberschwan,
So wahr' die Kunst ihr schimmerndes Gefieder, —
Doch sing' sie nimmer ihre Schwanenlieder!
Und was sie schafft, sei eurer Huld empfohlen —
Dann wächst die Flamme der Begeisterung!
Nie pilgre sie im Schlamm mit müden Sohlen,
Sie strebe aufwärts mit des Adlers Schwung!
Nur wenn sie eures Beifalls Schwingen tragen,
Kann sie den Flug empor zur Sonne wagen!

Sonette von Karl Beck.

Nach jahrelanger Kunstpause veröffentlicht Karl Beck im Feuilleton der „National-Zeitung" einen Cyklus von Sonetten, „Oesterreich in zwölfter Stunde", der zum großen Theil in der von diesem Dichter beliebten prophetischen Bildersprache gehalten und bei der sorgsamsten Feile der Form doch ungleich an Werth ist. Einzelne Sonette indeß sind von großer Schönheit, z. B. das folgende:

Das Gute voll, das Volle schnell gegeben,
Den Geber wie den Nehmer wird es freuen,
Ein Bestes halb, dies Halbe spät im Leben,
Ach, der verwirft's, und jener wird's bereuen.

Der Baum des Waldes lehrt dich rührig streben,
Und lehrt mit jedem Lenz das Laub erneuen,
Ich habe, spricht er, höher mich zu heben,
Und mehr an Düften soll ich noch verstreuen.

Erst nach dem Schaffen ist die Feier schön,
Dann labet ihn ein heiteres Getön,
So niederschallt von mildbethauten Zweigen;

Und stündlich predigt dir das schlichte Holz,
Dir selbst zu trauen, und den edeln Stolz
Dem Odem nur des Ewigen zu neigen.

Literarische Notizen.

Die „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Meyer) beginnt ein von Moritz Rapp herausgegebenes spanisches Theater zu veröffentlichen. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes (Heft 67 der Gesammtbibliothek) bringt einige den Anfängen des spanischen Theaters zugehörige Possen und Autos.

Das siebente Bändchen der neuen von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Shakspeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) enthält den von dem Herausgeber selbst übersetzten „Macbeth".

Von der „Auswahl dramatischer Werke" von August von Kotzebue (Leipzig, Kummer) ist der siebente Band ausgegeben worden, welcher die Stücke: „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen", „Der gerade Weg der beste", „Die respectable Gesellschaft" und „Die gefährliche Nachbarschaft" enthält.

Von W. E. Hartpole Lecky's Werk: „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa", erscheint eine Uebersetzung von H. Jolowicz (Leipzig, Winter). Dasselbe kann in vieler Hinsicht als ein Pendant zu dem berühmten Werke Buckle's betrachtet werden.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. 3ter Bd. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 4 Thlr.

Arnd, E., Geschichte der Jahre 1860 bis 1867. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Neapel und dem Normannen-Archipel im Sommer 1867. Detmold, Meyer. 8. 12½ Ngr.

Braddon, M. E., Der gebrochene Schwur. (Lady Lisle.) Roman. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 16. Jahrhundert. 3 Abtheilungen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Caspari, O., Die Irrthümer der altclassischen Philosophen in ihrer Bedeutung für das philosophische Princip. Ein kritischer Beitrag. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 12 Ngr.

Dsirne, F., Der Riga'sche Kalenderstreit zu Ende des 16. Jahrhunderts. Riga. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Eye, A. v., und J. Falke, Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 3te nach chronologischer Reihenfolge zusammengestellte und verbesserte Aufl. in 3 Bdn. 1ster Bd. 1stes Heft. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 4. 1 Thlr.

Frohschammer, J., Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Gareis, A., Pola und seine nächste Umgebung. Triest, Schimpff. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.

Geistesstrahlen, gesammelt und ihren Söhnen gewidmet von der Sammlerin der „Perlen der Wahrheit". Stuttgart, Schober. 8. 16 Ngr.

Geschichte der deutschen Dichtung in Etui-Blättern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Gildemeister, C. H., J. G. Hamann's, der Magus im Norden, Leben und Schriften. 5ter Bd. — A. u. d. T.: J. G. Hamann's Briefwechsel mit F. H. Jacobi. Mit einem einleitenden Vorworte und Anmerkungen herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gino, C., Südlands-Klänge. Berlin, Behr. 16. 20 Ngr.

Goethes Gedichte. Wohlfeile Miniatur-Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1867. 16. 5 Ngr.

Grimminger, A., Mei' Derhoim. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Hassel, S. F., Die Frankfurter Localstücke auf dem Theater der freien Stadt 1821—1866. Skizzen aus meinem Schauspielerleben. Frankfurt a. M., Auffarth. 1867. 8. 1 Thlr.

Kleinpaul, E., Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. 6te, sorgfältig verbesserte und vermehrte Aufl. 1ste Lief. Barmen, Langewiesche. 8. 7½ Ngr.

Kunda, G. v., Der Müller von Pranitz. Eine märkische Dorfgeschichte. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 24 Ngr.

Laube, H., Dramatische Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Der Statthalter von Bengalen. Schauspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leistner, E., Zu Bild und Tönen. Dichtungen zu beliebten Bildern und Compositionen von F. Mendelssohn-Bartholdy, W. v. Kaulbach, Gallait &c. 1ste Sammlung. Berlin, Leistner. 8. 2 Thlr.

— — Im Wald. Dichtung als Text zu 6 Originalradirungen „im Wald" von Otto Försterling. Berlin, Leistner. Fol. 1 Thlr.

Lingg, H., Gedichte. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Meibauer, R. O., Ueber die physische Beschaffenheit unseres Sonnensystems. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Der Novemberschwarm der Sternschnuppen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Michelangelo's und Rafaels Gedichte. Von H. Harrys. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., 1866. Geschichtlicher Roman. Leipzig, Minde. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Allein in der Welt. Roman in vier Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Neuburger, S., Nordafrikanische Reise-Skizzen. 1ste Lief. München, Merhoff. 8. 5 Ngr.

Neumann-Hartmann, F. W., Der Glaube der Vernunft wider die materialistische Irrlehre. Ein Versuch zur Verständigung. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 8 Ngr.

Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 5ter Bd. Das Zeitalter der Jagelloniden. 2te Abth. König Wladislaw II. und König Ludwig I. von 1500—1526. Prag, Tempsky. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Palgrave's, W. G., Reise in Arabien. Aus dem Englischen. 2ter Bd. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pretzsch, R., Beleuchtung der beiden von J. F. Stahlknecht verfaßten Schriften, die Einführung einer Schulbibel betreffend. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Priem, J., Sommer- und Winterfrüchte. Dramatische Spiele. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Roskiewicz, J., Studien über Bosnien und die Herzegovina. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, E. R., Der amerikanische Bürgerkrieg. Geschichte des Volks der vereinigten Staaten vor, während und nach der Rebellion. 1ste Lief. Philadelphia. 1867. Lex.-8. 10 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 7tes Bdchn.: Macbeth. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Stinde, J., Blicke durch das Mikroskop. Blätter und Skizzen aus dem Unsichtbaren der Natur. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Lex.-8. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von einer Reise nach Italien. In Briefen (von K. Sarasin.) Basel, Schneider. 1867. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 13. Februar 1868.

Neue lyrische Gedichte.

Nur unwissende Dilettanten sind von jeher der Ansicht gewesen, daß man ein lyrisches Gedicht ohne besondere Mühe fix und fertig aus dem Aermel schütteln könne. Dieser Meinung huldigte schon vor zweihundert Jahren die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, und ihr idyllischer Präsident Philipp Harsdörfer veröffentlichte sogar eine ansehnliche Reihe von Recepten, durch die es jedem an der Reimseuche leidenden Jüngling möglich sein sollte, innerhalb sechs Stunden ein wahrer Dichter zu werden. Bei unserer fortgeschrittenen Formbildung müßte heutzutage von Rechts wegen das Dichten eine noch viel leichtere Sache sein, und wenn es sich nur um einen halbwegs erträglichen Vers handelte, so ist dies auch offenbar der Fall; denn wir sind bereits dahin gelangt, daß Primaner und Institutbackfische die lyrische Kunst als Privatvergnügen betreiben.

Gegenüber dieser heillosen Dilettantenwirthschaft erscheint es in der That um so nothwendiger, an jenen strengen künstlerischen Standpunkt zu erinnern, den unsere großen Nationaldichter behauptet haben. Neu auftretende Poeten müssen uns durch ihre Schöpfungen beweisen, daß sie darüber im Klaren sind, worin die Meisterschaft der deutschen Sprachform zu suchen ist; überall müssen wir den idealistischen Ernst ihres Strebens deutlich erkennen, sonst haben wir sie als vorlaute Pegnitzschäfer zu bezeichnen, welche in dem traurigen Wahne leben, sie brauchten die Sprache, deren Kenntniß ihnen angeboren sei, nicht künstlerisch behandeln zu lernen, ihre verborgenen Schönheiten nicht zu studiren. Die Strenge der Form als eine beengende Fessel beiseitezuwerfen, ist nur das naive Zugeständniß, die Kunst in der Kunstlosigkeit zu erblicken. Finden wir doch in den Werken der Koryphäen niemals, daß die Originalität des Ausdrucks, auf die es vorzugsweise ankommt, unter dieser Strenge gelitten hätte; sie erhebt sich im Gegentheil dadurch auf eine höhere Stufe des Wohlklangs, und wenn auch die Meister ein Gedicht um und um arbeiteten, so geschah es eben aus keinem andern Grunde, als um dasjenige hineinzubringen, was jeder von ihnen tief in sich selbst gefühlt; das ist es aber gerade, was den Schöpfungen der Kunst inneres Leben, Kraft und Wahrheit verleiht. Schiller's Genius, sollte man meinen, wäre von titanischen Gedanken und Gefühlen so erfüllt gewesen, daß er, alle Bande sprengend, in fesselloser Freiheit dahingeströmt wäre. Nichtsdestoweniger gewann auch dieser Heros die hinreißende Gewalt, die Pracht und Leichtigkeit der Darstellung oft erst durch ein langes tiefes Denken, und diejenigen, welche noch heutzutage von müßiger Formspielerei fabeln, mögen sich zu ihrer Beschämung daran erinnern, daß Schiller ein verhältnißig kurzes Lied wie das von der Glocke gegen zwölf Jahre mit sich herumtrug, bevor er es hinausgab in die Welt. Die Unmittelbarkeit des Geistes bekundet sich also bei einem Dichter nicht darin, einen Vers gerade so stehen zu lassen, wie er ihn aufs Papier geworfen. Manche, sagt Jean Paul sehr treffend, wollen thörichterweise, jede Zeile solle ein erster Erguß bleiben; als ob nicht jede wirkliche Verbesserung wieder ein erster Erguß wäre. Und im Tagebuche von Platen, der doch gewiß die Sprache bemeisterte wie kaum ein zweiter, finden wir eine ähnliche Bemerkung. Diejenigen Verse, die am leichtesten und ungezwungensten dahinfließen, heißt es, sind sicher von solchen Dichtern geschrieben worden, die es sich nicht verdrießen ließen, zu feilen und auszumerzen. Wenn also selbst den Heroen die köstlichen Früchte ihres Ruhmes nicht mühelos in den Schos fielen, wenn es erst einer herculischen Anstrengung bedurfte, um dieselben aus den Gärten der Hesperiden zu holen, so sollten minder Begabte und überhaupt kleinere Talente um so mehr von dem Kinderwahn einer angeflogenen Genialität zurückkommen. Auch die Unkenntniß der heutigen Kunstanforderungen ist keine Entschuldigung für die Herausgabe mittelmäßiger Gedichtsammlungen, denn Unkenntniß ist eben

nur ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Verfasser oder die Verfasserinnen theils zu träge, theils zu anmaßend gewesen, die Kunst zu lernen.

Alle diese Gedanken wurden wieder bei unserer jüngsten Wanderung auf dem literarischen Jahrmarkt in uns rege. Zunächst waren es die unter dem lockenden Titel:

1. Die Wunder Sevillas. Romanzen und Lieder von J. Fastenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

erschienenen Romanzen und Lieder, die uns hinsichtlich ihrer schlotterigen Form das Ausarten der Lyrik in dilettantische Spielerei zum lebhaften Bewußtsein brachten. Da dieser Dichter sein Augenmerk nur auf die Quantität und nicht auf die Qualität seiner Production richtet, so erinnern wir ihn an jenes schwerwiegende Wort, mit welchem Euripides einem unbescheidenen Reimschmied die kurze Dauer seiner massenhaften Verse prophezeite. Der Autor spricht freilich in der Vorrede seinen guten Willen aus, denn er möchte ein Sevilla in Liedern bauen, möchte den Palast des heiligen Hermenegildo aus seinem Schutt erheben und alle die großen Wunder Sevillas erzählen, die Wunder des Glaubens, der Schönheit, der Natur und der Kunst. Niemand bisjetzt, kein Spanier und kein Deutscher, habe Sevilla besungen; er sei der erste, welcher der Königin des Guadalquivir, mit ihrem Orangenduft, ihren plätschernden Brunnen, ihren Säulenhöfen und der hehrsten christlichen Kathedrale eine poetische Huldigung darbringe. Zum Glück versteht aber die Königin des Guadalquivir nicht die Sprache des Verfassers, sonst dürfte vielleicht Ihre Majestät trotz aller Liebe, die er unzweifelhaft für sie empfindet, die bescheidene Bitte äußern: ihre Schönheit entweder in bessern Versen zu preisen oder sie, wenn ihm Apoll nicht gnädig sei, unbesungen zu lassen. Denn mehr oder minder finden wir in dem dickleibigen Romanzen- und Liederbuch von Fastenrath alle Untugenden eines ungewandten Pegasusreiters: unbehülfliche Wortstellung, einen holperichten Versbau, prosaische Wendungen, schwülstige Bilder und schließlich eine Menge undeutscher Ausdrücke. Hören wir nur ein paar Strophen des sonderbaren Liedes, das der Verfasser, wie er in einer Anmerkung sagt, nach einem Gedanken von Jauregui an die heilige Teresa „gedichtet“:

Himmelhoch vom Erdenhügel
Deine Demuth so sich hob,
Daß aus unserm Mund dein Lob
Muß verlieren seinen Flügel.

Hätte Gott nicht selbst gepriesen
Deine Tugend wunderbar,
Undank schien sie uns fürwahr
Gegen den, der dich erkiesen!

Als er, der für dich gestorben,
Suchte dich, gingst du zu Rath,
Ob du dürftest in der That
Glauben Gott, der dich umworben!

Wir kommen hier wirklich in Verlegenheit, was wir am meisten bewundern sollen: den verloren gegangenen Flügel des Lobes der heiligen Teresa aus unserm Munde, oder aber die uns als Undank erschienene wunderbare Tugend der überirdischen Jungfrau, oder endlich den großen Moment, als er, der für sie gestorben, sie suchte, und sie nun zu Fastenrath ging — doch nein! nur mit sich zu Rathe ging, ob sie dürfe in der That glauben Gott, der sie umworben! Aehnliche Sprach- und Klangwidrigkeiten sind in erschreckender Anzahl vorhanden. Verse, wie die nachstehenden, hat der Verfasser mit besonderer Vorliebe cultivirt:

Männer haben nicht zuerst der
Demuth Religion verehrt;
Gen Honorio, den Vater,
Hob Génerido das Schwert,

Weil des Christenthumes Demuth
Er von seinem Sohn begehrt.
Männer haben nicht zuerst als
Christi Diener sich bewährt —

In diesem Rhythmus gefällt sich Fastenrath dermaßen, daß sein lyrischer Dudelsack nach kleinen Unterbrechungen immer wieder auf dies Tempo zurückkommt. Wir dachten dabei lebhaft an die gebratenen Schweinsfüße, von denen uns Mörike erzählt, er habe sie, obgleich sie sein Lieblingsgericht gewesen, zuletzt zu allen Teufeln gewünscht, weil seine Frau Wirthin in übergroßer Gefälligkeit nicht aufgehört, ihn täglich damit zu tractiren. Die uns von Fastenrath vorgesetzten Schweinsfüße verrathen obendrein einen so geschmacksunkundigen Koch, daß uns natürlich der Appetit danach desto schneller vergangen ist.

In Bezug auf die von ihm hervorgehobene Originalität der jetzt zum ersten mal „besungenen“ Königin des Guadalquivir hat sich der Verfasser am wenigsten etwas einzubilden. Der Gegenstand als solcher macht nicht die Poesie aus, und Goethe hat längst darauf hingewiesen, daß namentlich die lyrischen Dichter nicht in der Wahl und Erfindung des Stoffs, sondern in der Behandlung desselben zu wetteifern haben. Die Behandlung offenbart sich aber in der eigenthümlich poetischen Ausdrucksweise, und wem diese nicht zu Gebote steht, der kann auch nicht durch eine Reise nach Spanien, Italien oder Griechenland in deren Besitz gelangen.

Ein ganz geheimnißvoller, in seiner Tiefe gar nicht zu ergründender Dichter stellt sich uns in der folgenden Sammlung vor:

2. Leier und Herz. Gedichte von Karl Hering. Berlin, Schroeder. 1867. 16. 22½ Ngr.

Als echter Schüler des berühmten Harsdörffer, dessen Nürnberger Trichter Karl Hering zu seinem besondern Studium gemacht haben muß, würde der Verfasser jedenfalls ein inniges Bedauern darüber empfinden, wenn er nicht anstatt Frühling: Blumenvater, anstatt Wein: Poetensaft, oder anstatt des völlig prosaischen Wortes Blut: der Geister Aufenthalt, der Adern heißer Schweiß oder der Leber Kuchenspeise sagen könnte. In seinen jüngern Jahren hat Hering längere Zeit auf dem Monde zugebracht, und wenn er jetzt als idyllischer Schäfer in nächtlichen Stunden an den Ufern der Spree umherwandelt, so erfaßt ihn ein so heftiges Mondfieber, daß er eiligst den irdischen Schauplatz verläßt, um sich in jene Nebelferne, die wahre Heimat aller großen Geister, zu begeben:

Blick' ich auf zur nächt'gen Sternenfeier,
Kann ich nicht mehr auf dem Monde weilen,
Der einst meiner Jugend Liebesleier!
Hin muß ich zur Nebelferne eilen!
Dorten, in der Räthselwelt der Geister,
Wohlig ist dem Meister!

Greif' ich in der Lyra Sternensaiten
Tonentzückt in Sphärenharmonien,
Mag mein Geist durch Wunderbahnen gleiten,
Durch die Chaosordnung leuchtend ziehen!
Sonnen kann dem Himmel ich entlehnen,
Sterne, meine Thränen!

Wenn es bei einem Gedichte darauf ankäme, sich von der menschlichen Rede so weit zu entfernen, daß sie nur noch für ein sinnloses Geräusch gelten könnte, so wäre es entschieden unrecht, die seltene Meisterschaft Hering's zu bezweifeln. In offener Anerkennung des unbestreitbaren Verdienstes, das sich der Dichter nach dieser Seite hin erworben, lassen wir ihn an der Thorwache der Kritik unter tiefen Bücklingen vorbeipassiren.

3. Gedichte von Witold Leo. Halle, Barthel. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Muse von Witold Leo, deren lyrische Ergüsse zum Besten des Rückert-Denkmals veröffentlicht sind, ist gleichfalls eine höchst ungefährliche. Daß wir an Leo die Blitze des Genies vermissen, machen wir ihm natürlich nicht zum Vorwurf, wol aber den sichtbaren Mangel eines ernsten künstlerischen Studiums. Dieser Vorwurf, den der Verfasser von sich abwälzen konnte, trifft ihn um so schwerer, als einige seiner Gedichte, wie z. B. „Der Mond als Liebespostillon" oder „Schlimme Lage", die deutlichen Spuren eines lyrischen Talents verrathen. So aber hat Leo, unbekümmert um die Fortschritte der heutigen Kunst, seine Gedanken ziemlich regellos in der ersten besten Gestalt hervortreten lassen. Nicht selten können wir daher einzelne Strophen seiner Gedichte nach Belieben vor- und rückwärts lesen. Ueberblicken wir folgende Verse:

Senke, holder Abendfrieden,
Dich auch mir ins Herz hinein!
Ach, der Sonne Strahlen schieden
Und die Nacht tritt schweigend ein.

Tauchet, tauchet auf, ihr Sterne,
Aus des Aethers weitem Meer!
Sendet aus der fernsten Ferne
Alle eure Strahlen her!

Send' auch du mir freundlich nieder,
Stiller Mond, dein mildes Licht!
Ruhe gib dem Herzen wieder,
Heile, eh' es ganz zerbricht!

Lesen wir die Strophen in umgekehrter Fassung, so dürfte dies, wie aus einer Probe hervorgeht, nicht zum Nachtheil des Gedichts ausfallen:

Ach, der Sonne Strahlen schieden
Und die Nacht tritt schweigend ein;
Senke, holder Abendfrieden,
Dich auch mir ins Herz hinein! u. s. w.

Wie hier, so befolgt Leo in der Mehrzahl seiner Gedichte den ironischen Rathschlag Heinrich Heine's, daß der Dichter so allgemein als möglich sein müsse. Vergebens sieht man sich nach einem tiefern Gehalte um, der uns für den Mangel rhythmischer Formenschönheit Ersatz böte. Derartige Kraftausdrücke wie z. B.:

Ihr Franzen und Russen, nun gilt es Muth,
Der Deutsche haut gut! —

oder:

Ihr Völker, der Deutsche ist aufgewacht,
Nun nehmt euch in Acht! —

oder:

Durch, Brüder, durch! Durch Nacht zum Licht! —

gehören in das Bereich der niedern Prosa, in welchem allerdings der Verfasser besser zu Hause ist als in den Regionen der Poesie. „Dem bloßen Liebhaber", sagt Schiller, „verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen ebenso bequem haben als bei der Betrachtung." Das geht aber zum Unglück der Dilettanten nicht, und auf Steckenpferden reitet keiner den Musenberg hinan, geschweige denn der Unsterblichkeit entgegen.

Einen poetischen Botaniker lernen wir in Prunus Spinosa kennen:

4. Herbarium. Botanische Dichtungen von Prunus Spinosa. Breslau, Schletter. 1867. 16. 7½ Ngr.

Unser Herbarist hat selbst nicht den Muth, sein „Herbarium" als ein Herbarium vivum zu betrachten, und die von ihm gesammelten Pflanzen sind nach seinem Dafürhalten — Heu auf Löschpapier. Aber nicht allen Blumen und Gewächsen, die Spinosa bunt durcheinander vor uns ausschüttet, ist der Geruch und die Farbe völlig vergangen; einige duften uns sogar noch ziemlich stark in die Nase, wobei wir freilich deutlich merken, daß der gutgelaunte Pflücker sich bei verstohlener Nachtzeit in dem Gartenhain der Heine'schen Poesie umhergetrieben hat. Hier sehen wir wieder in greller Beleuchtung, wie übel es ist, den „ungezogenen Liebling der Grazien" nachahmen zu wollen. Unter dem ganzen Bedientenschwarm, der hinter dem großen Magus des Nordens herlief, um ihm seine Zauberkünste abzulauschen, befindet sich nicht einer — und das ist gewiß charakteristisch genug —, auf den nicht lediglich das Epitheton „ungezogen" sitzen geblieben wäre. Kein Dichter ist namentlich für Anfänger so wenig zur Nachahmung geeignet als gerade Heinrich Heine. Junge unausgebildete Talente sind nicht im Stande, zwischen den formschwachen und den künstlerisch vollendeten Gedichten des Meisters den nöthigen Unterschied zu machen, und in der kindlichen Meinung, derselbe habe das Studium der Prosodie für eine Sache gehalten, die den dichterischen Geist beeinträchtige, gerathen sie immer tiefer in den Dilettantismus hinein. Die Zeiten sind aber vorüber, in denen wir wegen einzelner wohlfeiler Witzbrocken und humoristischer Einfälle die Unbekanntschaft mit der rhythmischen Natur der Sprache entschuldigen. Die erfreuliche Geringschätzung, die den Nachahmern der Heine'schen Unarten zutheil wird, kommt der bessern Kunsteinsicht trefflich zu Hülfe, und so werden sich die jüngern Poeten dem ernsten Studium der Platen'schen Dichtungen, welche in Bezug auf die rhythmische Architektonik nicht genug zu bewundern sind, immer weniger verschließen können. Durch die frühzeitige Entwickelung eines geläuterten Formgefühls wird ihnen aber zugleich das rechte Verständniß für die edle freie Lieblichkeit der Heine'schen Verse aufgehen, ein Verständniß, das sie dann sicher bewahren wird vor einer bloßen Copie der unausstehlichen Schwächen des doch so unwiderstehlichen Meisters. Zur Begründung unsers Urtheils über den sonst nicht talentlosen Herbaristen nur ein paar Strophen:

Was quälst du, Liebchen, mich so sehr
Nach Laune und Belieben?
O laß mich sein dein Ehrenpreis,
Mannstreu ist ja mein Lieben.

Mein Herz ist wie ein Heliotrop
Dir, Sonne, zugekehret,
Es schmachtet wie ein Gurkenkeim,
Der Feuchtigkeit entbehret.

Als Stütze will ich immerdar
Dir dienen, sei nicht bange,
Du gleichst der edeln Rebe dann
Und ich — der Hopfenstange.

O mach' mich glücklich, sage ja,
Laß bald uns Hochzeit halten,
Und — daß ich's nicht vergess' — ich brauch'
Auch Moos von deinem Alten!

Nach all diesen meist schalen Producten fühlen wir uns wahrhaft erquickt von dem frischen schäumenden Trunk, den uns ein leichtfüßiger Schalk mit lachender Miene credenzt:

5. Rosalinde oder das Turnei zu St.-Johann. Romantische Humoreske von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Schöningh. 1867. 16. 21 Ngr.

In dieser erzählenden Dichtung bietet uns der Verfasser kein Epos in der alten Manier. Die Versuche, uns ein Epos im Sinne der Literarhistoriker zu geben, haben gänzlich aufgehört, und unsere modernen Epiker haben sich dagegen einen eigenen, aus dem Inhalt ihrer Dichtung hervorgegangenen Stil gebildet. Nach dem Vorbild von Paul Heyse, Wilhelm Hertz und Julius Grosse behauptet die romantische Humoreske von Hosäus vorzugsweise den Charakter einer versificirten Novelle. Hinsichtlich des Stoffs ist sich der Verfasser allerdings bewußt, daß es eine gewagte Sache ist, in unserer realen Gegenwart noch einen Ritt in das verrufene Land der Romantik mit seinem Ritterschwindel zu unternehmen; aber er kann dem holden Reiz nicht widerstehen, und so sinnt er darüber nach, wie es möglich sei, das Publikum an der Nase herumzuführen:

Was thun? Wie pasch' ich die verbotne Waare
Ins Land? Die groben Unterofficianten
Am Schlagbaum haben Zähn' und borst'ge Haare!
Bestechen? Nein, ich wickle um die Kanten
Des alten Stoffs die Muster letzter Jahre
Und täusche so die klügsten Sykophanten!
Hat man dann erst das Werk zur Hand genommen,
Wird man mit ihm auch bis zu Ende kommen.

Der Dichter fleht nun die Muse an, ihm bei dem edeln Werk behülflich zu sein, und da die Göttin den Ruf ihrer wahren Jünger sehr wohl versteht, so ist die Bitte des Poeten nicht unerfüllt geblieben.

Die reizende Geschichte, die im heutigen Frankenlande spielt, also nichts mit der grauen Vergangenheit zu thun hat, rollt der Verfasser als eine sich eben entwickelnde Handlung vor uns auf. Die ganze Begebenheit ereignet sich im Verlauf einer kurzen Zeit. Bei dem Beginn der Erzählung führt uns der Dichter zu dem schon ziemlich betagten Erbherrn von Frankenstein, dem Herrn Reiner von der Reine, der als Witwer mit seinem sechzehnjährigen Töchterlein auf einem alten Schlosse lebt. Das blondgelockte Kind feiert gerade sein Wiegenfest, und so hat der noch immer fidele Herr Papa trotz des Sonnenscheins das vielgeliebte Jagen eingestellt, um mit seinem Liebling einen Morgenspaziergang durch den Wald zu machen. Den günstigen Augenblick benutzend, rückt der alte Herr mit einem ihm schon lange am Herzen liegenden Heirathsproject heraus, indem er sein Kind noch bei Lebzeiten glücklich sehen möchte. Diese Ideen finden aber bei Rosalinde keinen Anklang; sie ist noch viel zu harmlos und weiß gar nicht, was sie mit einem Manne anfangen sollte. Väterchen ist als kluger Diplomat so verständig, seine Verstimmung nicht weiter merken zu lassen; insgeheim schickt er aber sofort an alle Herren in der Runde ein feierliches Einladungsschreiben, wobei er sich freilich das Mitbringen der Töchter und Weiber höflichst verbittet. Noch am selbigen Abend erscheint eine ganze Herrengesellschaft; die Köpfe der schmucken Jünglinge sind schon völlig verdreht, allein die unschuldige Rosalinde hat keine Ahnung davon, daß sie dies Unglück mit ihren eigenen brandstiftenden Augen angerichtet. Hr. Reiner von der Reine sieht sich endlich genöthigt, sein Töchterlein darüber aufzuklären und sie um eine Entscheidung zu bitten, die aber das erschrockene Kind dem väterlichen Gutachten anheimstellt. Der ritterlich gesinnte Papa stimmt dafür, daß ein Kampfspiel entscheiden möge, und zu diesem auf St.-Johann festgesetzten Turnier meldet sich unter allgemeinem Gelächter auch ein alter, doch nicht minder verliebter Haudegen, Namens Kunz. Derselbe will durch List erreichen, was ihm durch Körperkraft nicht mehr möglich ist. In seiner Jugend hat er nämlich den Böhmenkönig aus Gefahr gerettet, und so bittet er diesen, ihm einen verschwiegenen kampfgewandten Ritter von seiner Größe zu schicken. Das geschieht, und am Tage der Entscheidung stellt sich der verkleidete Hr. Walter für ihn ins Gefecht und ist natürlich Sieger. Zum Danke fordert jedoch Jung Walter von Kunz die Erlaubniß, daß er sich nach dem Kampfspiel als fremder Sänger zeigen dürfe. Die wunderbaren Töne seines Gesangs erwecken nun mit Ungestüm die jugendliche Leidenschaft in der Brust Rosalindens. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, verläßt Jung Walter den Schauplatz, um gleich darauf hoch zu Roß als Ritter zu erscheinen, der noch die Schöne erkämpfen wolle. Auf dem langen Gesicht des eben gefeierten Siegers, der schließlich selbst der Gefoppte ist, wird eine verdächtige Leichenblässe bemerkbar, und nach einer nicht zu umgehenden Blame macht er sich eiligst aus dem Staube. Die Hochzeit von Jung Walter und Rosalinde ist aber dafür desto lustiger.

Die in der Composition so einfache Geschichte enthält eine Fülle allerliebster Einzelheiten, welche die harmonische Abrundung des Ganzen lebendig unterstützen. Das allgemeine Interesse löst sich hier, wie es die wahre epische Humoreske verlangt, in dem höchsten Effect des Lächerlichen auf. Zugleich sind es die Gegenstände allein, die das warme Gefühl in uns hervorrufen, und so hat uns der Dichter durch keine äußerlichen Beschreibungen gelangweilt. Nach Art der echten Epiker genügt es ihm vollständig, die bloße Wirkung der Schönheit Rosalindens zu zeigen, und demgemäß ist unsere Phantasie befähigt, ihre Erscheinung nach eigener Lust mit den holdesten Reizen der Jugend zu umgeben. Dies alles verleiht den Eindruck dichterischer Wahrheit, und abgesehen von wenigen

Prosawendungen, die vielleicht bei einer Humoreske verzeihlich sind, zeugt die sprachliche Darstellung von einer wohlthuenden Sorgfalt.

Im Gegensatz zu diesem heitern Schwank ist die epische Erzählung:

6. Irad und Zilla. Eine Dichtung von F. Büttner. Pirna, Diller und Sohn. 1867. 8. 22½ Ngr.

ein überaus düsteres tragisches Gemälde. Der hier behandelte biblische Stoff, der sich allerdings nicht streng und unmittelbar der alttestamentlichen Ueberlieferung anschließt, steht uns durch die Religion so nahe, daß er sich trotz seines weiten Zurückgreifens nicht der allgemein menschlichen Theilnahme unserer Gegenwart entzieht. Aber die Gestaltung des Ganzen bekundet noch einen empfindlichen Mangel der zur epischen Darstellung erforderlichen Technik. Denn legen wir an die phantasievolle Dichtung den Maßstab eines Kunstwerks, wozu wir berechtigt sind, so vermissen wir vor allem die klare inhaltliche Entwickelung und den stetigen Fluß der Handlung. Gleichzeitig hat der Dichter es bei einzelnen Schilderungen unterlassen, der heutigen Anschauung Rechnung zu tragen. So tritt uns Jubal von vornherein als ein dämonisches Räthsel entgegen, wofür wir kein Verständniß, also auch kein Interesse gewinnen. Ein gemeiner Bösewicht, der eine pathetische Predigt über die Schlechtigkeit der Menschen hält, erregt nur einen um so größern Abscheu, aber er sinkt zum Lächerlichen herab, wenn er seiner kindlichen Tochter den väterlichen Trost gibt, unter all den tausend Larven für sie eine Seele suchen zu wollen, die ihrer wahrhaft würdig sei. Auch im einzelnen verräth hier die Zeichnung eine unkünstlerische Hand, denn die Gleichnisse, die den Jubal'schen Charakter erläutern sollen, sind mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit ausgesponnen. Die Bilder sind überhaupt häufig zu gedehnt und anderntheils ist ihre Wahl nicht immer glücklich. Zilla's Honiglippen dem Glutenauge der Granate zu vergleichen, dürfte schwerlich selbst die Billigung eines anspruchslosen Aesthetikers finden. Endlich macht die directe Verbindung der wirklichen Welt mit der geistigen unsichtbaren einen theatralischen Eindruck, zumal da wir aus dem Munde des vom Himmel herabschwebenden Engels Rafael, der sich von oben wie ein Adler langsam niederläßt, religiöse Betrachtungen und maskirte Allgemeinheiten zu hören bekommen. Seine langen Unterredungen mit dem Hüter der Unschuld, welcher manchmal in eine gezierte süßromantische Blumensprache verfällt, erscheinen als störende übersinnliche Elemente, die sich dem freien Gang der epischen Muse hemmend in den Weg stellen. Dürfen wir Größeres mit Geringerm vergleichen, so treten die an der Klopstock'schen „Messiade" gerügten Fehler in der Büttner'schen Dichtung noch schärfer zu Tage. Das erhabene Verstummen Noah's vor der unendlichen Größe Gottes ist vollständig unepischer Natur.

In Bezug auf die äußere Form hätte der Dichter vielleicht noch besser gethan, anstatt der reimlosen Schiller-Jamben, bei denen er wenigstens zur Festhaltung des harmonischen Grundtons die ganz vereinzelte Einmischung des Reims vermeiden mußte, das Versmaß der Platen'schen „Abbassiden" zu wählen.

Bei der strengen Hervorhebung der vielen Mängel gestehen wir aber auf der andern Seite um so lieber, daß es dem interessanten Werke nicht an genialen Blitzen und gelungenen Schilderungen fehlt. Die ausführliche Darstellung der Leidenschaft Zilla's ist von einer anmuthigen Natürlichkeit und Frische belebt. Folgende Stelle charakterisirt den hier angeschlagenen Ton:

> Was thatst du mir? O nein, du guter Mann,
> Ich liebe dich, ich fühl's, ich liebe dich!
> — Verzeihe mir, ich bin ein närrisch Kind —
> Wenn ich dich so umschlinge, fühl' ich es.
> Du magst die Hütte mir, die theure, nehmen,
> Schlag diesen Bäumen alle Zweige ab,
> Du bist mein Schutz, mich quält die Sonne nicht,
> Wenn du mit deinem Arme mich umfängst.
> Doch soll der Vater auch sich mit uns freun.
> Er kommt ja morgen, wie du mir gesagt,
> Wohl weiß ich es, er jagt im Thale noch.
> Nun quält ihn keine Sorge mehr um mich,
> Die arge Welt, er fürchtet sie nicht mehr.
> Welch Glück, Jehovah, hast du uns beschert!

Ganz vortrefflich ist auch der Schlußgesang, in welchem der Dichter die Schrecken der herannahenden Sündflut mit großen malerischen Zügen zeichnet. Hier, wo die Gefahr so nahe lag, die Schilderung der empörten Naturkräfte durch eine bengalische Beleuchtung grober Knalleffecte zu entstellen, erfreuen wir uns doppelt an der überraschenden Einfachheit, welche immer die höchsten Triumphe feiert. Wie schade, daß der Dichter bei der Gestaltung des Ganzen nicht in gleicher Weise verfahren ist. Möchte ihm später eine zweite Auflage hierzu Gelegenheit bieten!

7. Minneleben. Eine romantische Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. Münster, Russell. 1867. 16. 24 Ngr.

Dies romantische Gedicht versetzt uns mit Gewalt in eine kindische Poesie zurück. Doch die Darstellungsweise des Autors ist so spaßhaft, daß wir uns nicht enthalten können, dem Leser wenigstens die Einleitung dieser langen süß-sentimentalen Liebesgeschichte mitzutheilen. Hier werden wir in einen unbekannten Wald geführt, den ein schlanker goldlockiger Ritterjüngling zur kühlen Morgenzeit durchreitet. Seine Hand ruht fest auf dem kostbaren Knauf des Schwerts, mit dem er schon manchen Moslemschädel gespalten; gegenwärtig ist ihm aber nicht todtschlaglaunig zu Muthe, denn er träumt sehnsüchtig von der zarten Lilienblüte einer seltenen Wundermaid. Ein plötzlicher Hörnerschall macht ihn jedoch wieder nüchtern, und spornstreichs galopirt er nach jener Stelle, von wo aus er einen ängstlichen herzdurchdringenden Hülfeschrei vernommen. Hier sieht er zum Erstaunen die Huldgestalt eines schreckenbleichen Mägdleins, „das auf einem silberweißen Zelter todeskalt vorüberwankt". „Sie ist es, seiner Träume Bild!" Doch im selben Augenblick durchbricht ein wüthender Eber das Gestrüpp, um dem liebeglühenden Ritter die Schöne vor der Nase wegzuschnappen:

> Da stürmt auf seinem stolzen Roß
> Heran der edle Kampfgenoß,
> Und schwingt den schweren Eisenspeer,
> Und wirft ihn auf den Eber schwer!
> Und trifft ihn scharf am Markgenick.
> Der fährt voll Ingrimm jäh zurück

gelungen. Darin nun liegt eben die hohe Macht einer schönen geist- und phantasievollen Dichtung, daß sie eine „intellectuelle Anschauung“ ist und als solche den ganzen Menschen erfaßt, in seinem Denken und Empfinden. Ihr inneres seelenvolles Leben bringt das ganze Gemüth in eine lebhafte Erregung, wie elektrisch Feuer berührt jeder Gedankenblitz irgendeine geheime Faser des Herzens, und so wird die ganze Seele des Menschen von den beengenden Schranken der Alltäglichkeit befreit und innerlich erweitert, in der Beschauung objective Allgemeinheit, in welche das individuell Dargestellte hinüberspielt, sanft erhoben.

Granella's Studien zerfallen in acht Abschnitte: „Wahrheit und Erkenntniß“; „Natur und Kunst“; „Ideen und Ideale“; „Einbildungskraft und Phantasie“; „Die Idee des Schönen“; „Die Kunst der Griechen“; „Hellenismus und Christenthum“; „Poesie und Liebe“.

Interessant sind die Mittheilungen, welche Granella über die weniger gekannte Aesthetik der neuplatonischen Schule, namentlich des Plotin macht. Diese Aesthetik liegt unserm Autor nahe, denn seine eigenen Anschauungen haben selbst etwas Neuplatonisches und zeigen einen vom Christenthum durchleuchteten, aber auch zersetzten Platonismus; denn die christlich-theologische Färbung des ästhetischen Ideals ist zugleich eine Trübung desselben.

Zu den glänzendsten Partien des Werks gehört die Verherrlichung der Einbildungskraft und der Phantasie, die bei allem hymnenartigen Aufschwung doch die Unterschiede des Begriffs nicht verwischt. In dem letzten Abschnitt gibt Granella einige poetische Charakterbilder, von denen namentlich die von Nikolaus Lenau und Brentano mit Wärme und Schärfe gezeichnet sind. Durch alle Abschnitte hindurch zieht sich dagegen eine Polemik gegen Goethe, die in ihren Voraussetzungen wie in ihrer Ausführung vielfach unbillig ist. So heißt es in einer Parallele zwischen Goethe und Schiller:

Schiller hat sich mit seiner idealen Richtung immer mehr in die innern Tiefen des Geistes versenkt; Goethe wurde durch das Eigenthümliche seiner Individualität zur natürlichen Seite der Kunst geführt, in die ewig wechselnde Erscheinungswelt der äußern Natur, zu den Pflanzen- und Thierorganismen, zur Theorie der Farben-, Krystallen- und Wolkenbildung. Schiller's philosophischer Idealismus wird stets von einer männlichen Begeisterung getragen, aus welcher ein festes sittliches Streben unverkennbar hervorleuchtet; der verfeinerte, genußliebende Naturalismus des mehr weiblich gearteten Goethe kann seine irdische Heimat nirgends vergessen. Während er mit feinsinniger Inspiration die natürlichen Lebenspulse überall herausfühlt und mit dem Sonnenmikroskop der Naturwissenschaft forschend jedes Pflänzchen betrachtet, um durch Vereinigung aller wesentlichen Eigenthümlichkeiten vegetabilischer Organismen zu dem Begriffe der „Urpflanze“ zu gelangen, verschmäht er absichtlich jede Beziehung zu einer höhern idealen Welt und jede Erkenntniß tieferer Wahrheit, um nur nicht Ueberirdisches in seine Gefühlsprocesse hineinzuziehen und in seinem epikuräischen Sensualismus unbequem berührt zu werden. Auch seine spätern Lebensjahre lassen die Reactionen des Geistes nur leise verspüren, und die Phantasie blieb ihm, wenn auch eine „ewig bewegliche, seltsame Tochter Jovis“, doch nur eine „rosenbekränzte Thörin“, die in des „beschränkten Lebens dunkeln Genüssen“ für eine schrankenlose Ungebundenheit die ausgedehntesten Privilegien erhielt, damit „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige“.

Von dem Dichter des „Faust“ zu behaupten, daß er absichtlich jede Beziehung zu einer höhern idealen Welt und jede Erkenntniß tieferer Wahrheit verschmäht habe: das zeugt doch von einer bedenklichen Einseitigkeit, welche „die ideale Welt“ nur in der Beleuchtung einer bestimmten Glaubensform zu sehen vermag. An einer andern Stelle heißt es:

Für Goethe bildet das Gebiet der Schönheit ein ganz apartes Reich, das mit dem sittlich Guten eigentlich nichts gemein hat. Für seine Kunstschöpfungen empfängt er deshalb auch nie seine Impulse von sittlicher Convenienz oder religiösen Anschauungen; am wenigsten dürfen sich Intentionen einer primitiven Harmonie höherer Seelenkräfte bei ihm geltend machen, und wenn sich je solche „mit verhüllten Schritten“ ihm nähern, so werden sie alsbald von seiner „schönen Sinnlichkeit“ absorbirt. Er war zu sehr in seine Natursympathien eingefriedet und hatte sogar mit seinem sublim gebildeten, fein reflectirenden Geist die Kunst selbst in die Natursphäre zurückvermittelt, als daß er sich durch die Träume der Romantiker von dem „verlorenen Paradiese“ in seiner olympischen Götterruhe und sonnigen Heiterkeit hätte stören lassen. Er kannte von seinem Standpunkte aus nichts Höheres als den „Bildungsproceß des begabten Individuums, welcher aus den Factoren der Natur und Kunst hervorgeht, um die antike Kunstnatur, die heidnische Schönheit und Lebensharmonie zu produciren“. Der Mensch aber, zum höhern Selbstbewußtsein gekommen, hat nicht blos das Bestreben, die elementare, flüssige und verwandlungsreiche Natur durch die Kunst einer regelrechten Norm zu unterwerfen, sondern er will beide durch ein höheres sittlich-geistiges Princip potenziren und über die Schranken der Endlichkeit erheben. Er ist ja eben seiner höhern Natur nach ein sittlich-geistiges Wesen, welches durch die Kraft des Geistes und eines sittlich geläuterten Willens auf die Sinnlichkeit zurückzuwirken und durch die Kunst der Idee des ewig Schönen einen adäquaten Ausdruck zu geben sich befähigt fühlt. „Goethe und seine Helden“, sagt Bogumil Goltz, „wirken darum unsittlich und unkünstlerisch, weil sie allzu natürlich, zu genießlich, zu selbstschwelgerisch charakterisirt sind“, und wir fügen hinzu: sie wirken darum unschön, weil ihre ganze Geistesrichtung von keinem Lichtstrahl einer höhern idealen Weltordnung durchleuchtet ist.

An einer dritten Stelle meint Granella, daß sich Goethe's vielbewunderte dichterische Begabung hauptsächlich in der poetischen Behandlung des Gegenstandes zeige, ja daß er zu der irrigen Behauptung habe gelangen müssen, die Poesie sei überhaupt nur Sache einer glücklichen Behandlung „jedes beliebigen Stoffs“. Goethe hat aber erklärt, daß der Gehalt Anfang und Ende aller Kunst sei. Es ist ein Misgriff, den großen Dichter auf ein Niveau mit unsern formkünstelnden Akademikern herabdrücken zu wollen, einen Dichter von seltener Klarheit und Größe einer sich nirgends verleugnenden Weltanschauung, mit welcher die überschwenglichen Apostel einer „heiligenden“ Kunst rechten mögen, die sie aber niemals in ihrer idealen Bedeutung verkennen dürfen. Nur eine verhimmelnde Aesthetik sucht die Idee des Schönen in einem nur der Ahnung und Sehnsucht sich erschließenden Jenseits.

Weit bedeutsamer ist die Aufgabe, ihr in allen Gestaltungen des Diesseits, im Leben der Natur und des Geistes nachzugehen. Daran werden wir erinnert durch das Werk von Karl von Hippel: „Natur und Gemüth. Beiträge zur Aesthetik der Pflanzenwelt“ (Nr. 5). Wir glauben, daß an derartigen Schriften Goethe seine Freude gehabt haben würde; freilich setzen sie echtes Naturgefühl und maßvolle Behandlung voraus; denn eine belletristisch aufgedonnerte Darstellung ohne diese beiden Eigenschaften ist unleidlich, und derartige Producte naturwissenschaftlicher Schönrednerei vermehren die Kenntnisse nicht und verseichtigen den Geschmack. Die Schilderungen Karl von Hippel's haben einen ästhetischen Werth; es athmet in ihnen ein Naturgefühl, welches wir mit demjenigen vergleichen

möchten, das sich in den Romanen Adalbert Stifter's ausspricht. Und zwar führen uns dieselben keineswegs in jene berühmten Landschaften, deren eigenthümlicher Zauber selbst eine schwächere Phantasie erregt; es ist eine an gefeierten Naturschönheiten sehr arme Provinz, Ostpreußen, aus welcher meistens die Motive unsers Autors entnommen sind. Doch inniges Naturgefühl ist unabhängig von großartigen Scenerien. Granella sagt in seinen Studien:

Wenn eine geistreiche Schriftstellerin, die ein kleines Landgut in einer flachen ziemlich reizlosen Gegend bewohnte, „die lebhafte Einsamkeit und das fröhliche Alleinsein mit der Natur" nicht genug zu rühmen wußte, was anders wol hätte der poesielosen Landschaft diesen stillen Zauber gegeben, als eben die glückliche Gabe, sich an den unscheinbarsten Dingen ihrer schmucklosen Umgebung zu schönen, freien Ideen erheben zu können? Dadurch ergießt sich, auch wenn man durch Umstände, Verhältnisse und Pflichten genöthigt wird, sich mit recht prosaischen Alltagsdingen zu beschäftigen, eine stille ruhige Klarheit über die Seele, in der dann alles, was in der Wirklichkeit irgendwie echten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, sich widerspiegelt.

Das Echte und Wesenhafte der Natur zu erfassen, bedarf es keines Alpenpanoramas. Die Palven an den samländischen Küsten, die Buchenwälder an den Hügeln, welche das Frische Haff umrahmen, selbst ein als nüchtern und poesielos verschriener Kieferwald sind für sinnige Vertiefung in das Leben der Natur willkommene Stätten. Hippel weiß über seine Naturbilder eine stimmungsvolle Beleuchtung auszubreiten: er führt uns im Vorfrühling in die Erlenbüsche, wenn in den Kronen derselben röthliche Blütenschleier liegen und alle Zweige ihre Fähnlein aufgehißt haben; er führt uns im Spätherbst in die Buchenwaldung, wenn sich, um mit Stifter zu sprechen, „bis ins fernste Blau das Fahlroth und Gelb des Herbstes zieht, wie schwache blutige Streifen durch das Dämmerdunkel der Nadelwälder gehend". Als Probe, wie der Verfasser zu schildern versteht, geben wir das Bild einer ostpreußischen „Palve":

Wir nähern uns dem Walde an einem heißen, fast windstillen Sommermittage. Der Weg führt über eine kahle Heide, die im Norden die glänzend gelben Hügel der Seedünen abschließen; landeinwärts streift der Blick fruchtbares Land, Ortschaften, Höhen. Die Strandbewohner nennen diese einsamen, culturunfähigen Strecken in der Nähe des Meers „Palven". Jeder Sturm überzieht sie mit einer neuen Schicht Dünensand, aus der sich die Spitzen der Strandgräser mühsam hervorarbeiten. In den Vertiefungen der Terrainwellen haben sich Binsenbüsche eingenistet, und hier und da fristet eine Zwergkiefer ihr kümmerliches Dasein. Kein Laut stört diese Wüsteneinsamkeit; kein lebendes Wesen kriecht am Boden; kein Vogel streicht darüber hin, und die sengenden Strahlen kleben nutzlos an der unfruchtbaren Erde. Der Wanderer folgt nicht der Spur eines Wegs. Hier streift jeder nach Gutdünken hin und her; kein Gehege, kein Ackerland wird seinen Schritten hinderlich. Inmitten der Palve erhebt sich der Kirchhof eines Stranddorfs. Wo Menschenkräfte nicht mehr wirken, ist für die Todten sichere Ruhe. Am morschen Breterzaune ist der Sand hoch aufgeweht und im kleinen Viereck des Todtenackers wuchern Disteln und Nesseln, wo sonst Birken trauern und Blumen blühen; aber auf jedes Schiffergrab haben die trauernden Söhne einen zersplitterten Mastbaum gepflanzt. Das schöne Symbol dünkt dem einsamen Wanderer das passendste Werk von Menschenhand in dieser ernsten Einöde, und er gelangt hier zu der Stimmung, die ihn auf seinem Gange durch die Heide begleiten soll....

Einmal suchte ich diese Palve zur Nachtzeit auf, im Herbst, bei stürmischem Wetter. Von den Dünen her donnerte das Meer und seine Sandwellen schlugen mir stechend ins Gesicht. Ueber den dunkeln Himmel flohen die Wolken und selten glänzte ein tröstender Stern. Die großen, welken Blätter einer Dünenpflanze, denen eine papierene Steifigkeit eigen ist, wurden knisternd vom Sturme herangetrieben, rauschten wie Geister ungesehen an meinen Füßen vorbei und jagten in wilder Hast über die Fläche dahin. Die vereinzelten Krüppelkiefern, zahlreich über die Heide zerstreut, starrten drohend im Wetterleuchten, und der einsame Kirchhof mit den gekappten Masten und sinkenden Bretern war anzuschauen wie ein Wrack der Wüste. Solch eine Heide mag König Lear durchirrt haben.

Doch Hippel weiß auch das Lehrreiche mit dem Anmuthenden eng zu verknüpfen. Das Kapitel: „Tanne und Fichte im Gebirge", zeigt uns den Unterschied dieser Bäume, mit denen die gebildete Welt der Städte immer noch etwas auf gespanntem Fuße lebt, bis in alle Einzelheiten, die sich der Anschauung scharf einprägen, auf das sorgfältigste dargelegt. So wird uns im letzten Abschnitt der Unterschied der Roth- und Weißbuche auseinandergesetzt:

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf den Hochwald der Roth- und der Weißbuche, so erscheint zuerst der seilartig gewundene, buchtige Stamm der letztern als ein untrügliches Unterscheidungsmerkmal vom glatten Stamm der erstern, welcher der Walzenform am nächsten kommt. Theilt ferner die Weißbuche nicht gar hoch über dem Erdboden den Stamm in viele aufstrebende Aeste, welche der Krone ein kegelförmiges Ansehen geben, so steigt der Rothbuchenstamm säulenartig bis in den Gipfel, und gruppirt die schwachen Aeste unter einem flachern Winkel um die Krone. Von der Form der Blätter war schon die Rede. Sie erscheinen bei der Rothbuche verhältnißmäßig spät, indem sie erst einen zierlichen Trichter bilden und sich dann plötzlich alle auf einmal entwickeln, sodaß sie wie Pflanzen, welche bei großer Wärme zu früh und schnell treiben, das junge Laub eine Zeit lang schlaff herniederhängen lassen, bald aber sich erholen und in Licht und Luft zu ausnahmsweise zäher und fester Beschaffenheit erkräftigen. Die Weißbuche schiebt die fächerartig zusammengefalteten, stark behaarten Blattsträußchen früher und langsamer aus den Knospen und bildet sehr dünne Triebe; beide Baumarten haben an den Blattstielen lange, röthliche Nebenblättchen, welche jedoch bald nach der Entwickelung des Laubes abfallen. Es bleibt noch der Blüten und Früchte zu erwähnen, die, wenn schon nicht zu allen Jahreszeiten vorhanden, doch den Unterschied der gleichnamigen Schwesterbäume am meisten hervorheben. Beide entwickeln die Blüten gleichzeitig mit dem Laube. Während die Rothbuche aber die Blüten am vorjährigen Holze in Büschel geordnet hält, die weiblichen an der Spitze der Triebe, die männlichen in den Blattwinkeln, behält die Weißbuche die vielen unserer einheimischen Bäume eigene Kätzchenform der Blüten bei, wobei die weiblichen am jungen Triebe mit den Blättern erscheinen, die männlichen dagegen, wie dort, am alten Holze. Beide Bäume sind demnach einhäusig. Ueber die Zahl und Stellung der Befruchtungswerkzeuge kann der Leser sich leicht durch jedes botanische Lehrbuch Kenntniß verschaffen. Aus den weiblichen Blüten der Rothbuche bilden sich die dreikantigen, braunen Bucheckern, die zu zweien in der stacheligen Kapsel sitzen. Dieselbe springt in vier Klappen auf und fällt im Herbste gewöhnlich zu gleicher Zeit mit den Früchten vom Baume. Der Samen der Weißbuche dagegen hat die Größe und Gestalt eines gerippten Kürbiskerns, ist umfaßt von einem gelben, dreitheiligen Hüllblatte, dessen mittelster Lappen stark ausgezogen ist, und hängt in langen Trauben aus den Zweigen.

Wenden wir uns jetzt zu einer ästhetischen Monographie. Alle Welt kennt die großen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften dem Mikroskop verdanken. Auch in der Aesthetik sollte das Mikroskop öfter angewendet werden, als gewöhnlich geschieht, namentlich wo es

sich um eine bestimmte Kunst, wie z. B. um die Dichtkunst handelt. Allgemeine Bestimmungen genügen hier nicht; dagegen kann die Analyse des einzelnen Gedichts, welche den Zellenbau desselben klar darlegt, zu überraschenden Resultaten führen. Durch Vergleichung mehrerer Exemplare ergibt sich ein Gemeinsames, das für die Gattung maßgebend wird. Dieser organische Aufbau von innen heraus ist förderlicher für eine lebendige Anschauung der nothwendigen Bedingungen, der einzelnen Formen, als eine synthetische Construction von oben herab, die schließlich doch immer sich an vornehm verleugnete Dichtmuster anlehnt. Weder für kleinlich zu halten noch gering zu achten ist der Fleiß der Forschung, der ein Gedicht mikroskopisch untersucht bis auf das strömende Plasma der Mutterzelle, und der über dem äußern Zellenmembran selbst den zartern Primordialschlauch nicht durch die chemischen Reagentien der Kritik zu prüfen vergißt. Nicht blos die duftigen Blumenkronen der Dichterblüten soll die Aesthetik uns kennen lehren; sie soll uns auch in ihren innern Bau, in ihre Zellenbildung einweihen.

Grube's „Aesthetische Vorträge" (Nr. 6) haben sich gerade nach dieser oft vernachlässigten Seite ästhetischer Forschung hin ein unverkennbares Verdienst erworben. Das erste Bändchen derselben, welches Goethe's Elfenballaden und Schiller's Ritterromanzen bespricht, ist in Nr. 15 d. Bl. f. 1865 bereits recensirt worden. Das vorliegende zweite Bändchen behandelt deutsche Volkslieder, zuerst im allgemeinen, dann mit besonderer Rücksichtnahme auf den Kehrreim und zuletzt den Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert. Es ist einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des Liedes und durchaus mit einer feinsinnigen, ins einzelne gehenden Kenntniß und mit echtem Kunstgefühl durchgeführt. Eine gewisse Ueberschätzung des Volksliedes, die gegenwärtig an der Tagesordnung ist, tritt auch in Grube's Vorträgen hier und dort zu Tage. Er sagt:

> Der Dichter des Volksliedes ist im Grunde genommen das Volk selber. Dieses Volk ist ein aus vielen Einzelwesen zusammengewachsenes Ganzes, nicht ein blos mechanisch zusammengebrachter Haufen, sondern eine Gesammtpersönlichkeit, innerlich durch gemeinsame Sprache und Sitte, durch gemeinsames Denken und Fühlen verbunden. So ruht auch Märchen und Sage, Sprichwort und Lied des Volks in diesem Volksgemüthe; sie sind zusammengewachsen aus vielen Einzelzügen, individuellen Erfahrungen, Beobachtungen, Gefühlen und Empfindungen, die, weil sie alle in gleicher oder ähnlicher Weise machten, auch alsbald als allen gemeinsam angehörend erkannt und empfunden wurden, sobald ein einzelner sie auszusprechen begann. Mag es ein Sänger und Spielmann von Gewerbe, oder ein Fahrender Schüler, Lanzknecht, Jägersmann, Schlosser- oder Schmiedegesell oder auch eine beredte Jungfrau der Stadt, eine frische Sennerin des Hochgebirgs gewesen sein — der einzelne, dem es gegeben war, mit sprachgewandtem poetischen Munde zuerst es auszusprechen, was allen bereits auf den Lippen schwebte, weil es in aller Herzen lebendig war, er ist nur das Organ des dichterischen Volksgeistes, er spricht im Namen des Volks, dessen Sprache seine Sprache, dessen Bildung seine Bildung ist, über welche er sich durch „höhere" Bildung nicht emporheben will, sondern der er seine ganze Eigenthümlichkeit unterordnet, in die er sie vollständig auflöst. Er singt und sagt nicht von dem, was ihn als Einzelwesen ergriffen hat, sondern von dem, was im Ganzen lebt und webt, darum spricht er im Namen von Tausenden und Millionen. Der Kunstdichter ist zwar auch ein Dolmetsch des allgemeinen Geistes, des in seinem Volke lebendigen allgemein Menschlichen, aber er muß dies erst durch seine eigenthümliche Individualität hindurchleiten, er muß diese im geistigen Ringen und Streben zu einer dichterischen Persönlichkeit ausbilden und damit einen Stil gewinnen, der ihm und keinem andern gehört; sein Ruhm und seine Geltung wird um so größer, je origineller und vollendeter seine Dichterpersönlichkeit ist. Bei den Dichtern und Sängern des Volksliedes hingegen verhält sich's umgekehrt — sie singen und dichten um so bessere Lieder, je mehr sie mit ihrer Eigenthümlichkeit zurücktreten, je mehr sie typisch des Volkes Art und Weise darstellen.

In der Regel wird die Entstehung des Volksliedes zu mythisch construirt; man denkt es sich hervorgegangen aus zusammengewehten Atomen, die durch die Lüfte flattern. Grube gibt zwar auch zu, daß es ein einzelner ist, der das ausspricht, was allen auf den Lippen schwebt. Zuletzt ist ein Gedicht unmöglich ohne den Dichter, und unsere ganze gelehrte Kritik holpert und stolpert auf Holzwegen einher, wenn sie, wie Wagner und sein Baccalaureus das Leben, so die Poesie chemisch im Kamin entstehen lassen will. Jeder Dichter schlägt den Ton seines Kreises an, der Volksdichter den des Volks, der natürlich raschen Anklang findet bei gleichgestimmten Genossen. Ein specifischer Unterschied besteht nicht zwischen dem Volksdichter und dem sogenannten Kunstdichter; die Inspiration ist bei beiden dieselbe. Unsere Literarhistoriker haben diese Schubladen sich zurechtgemacht und ziehen bald die eine, bald die andere mit wichtiger Miene auf. Ohne solche Schubladen keine Kapitel. Theoretisch ist der Unterschied ganz unhaltbar, das classische Alterthum kannte ihn nicht. Das Volk als mythisches Wesen voll wunderbarer Ausstrahlungen aus einer geheimnißvollen geistigen Tiefe ist eine Erfindung der romantischen Schule, die ihn aus den Dichtungen des Mittelalters abstrahirte. Die neuern Literarhistoriker haben ihn adoptirt, die Germanisten wissenschaftlich appretirt. Diese Volkslieder als vulgo quaesiti haben ihre Väter so gut wie die Erzeugnisse der Kunstlyrik — nur sind dieselben vor der literargeschichtlichen Polizei nicht zu legitimiren. Daß indeß Grube die Vorzüge der Kunstlyrik vor der Volkslyrik nicht verkennt, zeigt die folgende Stelle, die an eine Zergliederung des wunderbar schönen Goethe'schen Mignonliedes anknüpft:

> Diesen aus vollem, überfließendem Herzen entspringenden Erguß der reinen, d. h. von aller Absichtlichkeit des Denkens und Phantasirens freien Stimmung, diese Natürlichkeit der Empfindung hat das Goethe'sche Lied ganz mit dem Volksliede gemein, darum kann es auch die Fülle seiner Empfindung in den Refrains, wie in starken elektrischen Funken entladen. Aber in der feinen Abrundung und Durchsichtigkeit seiner Composition, in der idealen Perspective seiner Bilder zeigt sich auch in diesem Liede Mignon's die Höhe, in welcher die Goethe'sche Lyrik über der Volkslyrik sich hält. Wenn das Volkslied ein Dämmerlicht empfängt durch die Unvollkommenheit und Regellosigkeit seiner Composition, durch den Drang der Gemüthsbewegung, die aufs gerathewohl nach einzelnen Bildern greift, um Stützpunkte für Gefühl und Stimmung zu bekommen, unbekümmert um ihren Zusammenhang: so ist in diesem Goethe'schen Liede auf kunstreiche Weise trotz der hellen Zeichnung doch ein reizender halbdunkler Farbenton gewonnen durch die ganz individuelle Beziehung zu der wunderbaren und mystischen Figur Mignon's — einem Wesen, das dem Volksbewußtsein gänzlich fern liegt. So tritt das herrliche Lied vor uns hin wie ein Gewächs des Südens; aus dem dunkeln Grün seiner Blätter, die doch alle so scharf geschnitten sind und so glänzend das Sonnenlicht zurückwerfen, schimmern zarte, duftige Blüten und goldene Hesperidenäpfel zugleich, bekannt und unbekannt, offen

und doch geheimnißvoll; es schließt den Sinn auf und umstrickt ihn zugleich. Das ist der Triumph der Kunstlyrik, welche frei die Form beherrscht und in der Sicherheit und Gewandtheit, womit sie die Gegenstände zeichnet, an welche die Stimmung sich knüpft, auch Gewalt hat über die Herzen und ihre Gefühle lenkt wie Wasserbäche.

Grube beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über das Volkslied, dessen Entstehung, Wesen und Form, Fort- und Umbildung, welche letztere durch charakteristische Beispiele und Parallelen aus der Volkspoesie verschiedener Nationen erläutert wird, und hebt dann die Herzensfreudigkeit und Humanität unserer deutschen Volkslieder hervor. Es bezeichnen diese Vorzüge zugleich einen Mangel unserer Erzählungslieder, in der das epische Moment die schwächste Seite ist und das Thatsächliche des Ereignisses, die Handlung, nur vorhanden zu sein scheint, um der gemüthlichen Erregung Impulse zu bieten:

Mit jener schwungvollen Erzählungsform, scharfen Charakteristik und dramatischen Entwickelung, wie sie die englischen Balladen auszeichnen, oder mit dem ritterlichen Geist und dem Feuer der spanischen Romanzen, die bei aller Stärke des Affects doch episch klare und abgerundete Gemälde bieten, können unsere deutschen Volksballaden nicht im entferntesten sich messen.

Sehr schwach erscheinen besonders unsere historischen Volkslieder, weil sie es nicht verstehen, einzelne poetische Momente des Geschehenen scharf zu erfassen, weil sie da, wo sie den Thatbestand schildern wollen, sich ins Breite und Nüchterne verlieren, vor allem aber, weil ihnen zumeist die nationale Wärme und Begeisterung fehlt. Zwei der besten historischen Volkslieder, das vom „Prinzen Eugen“ und von der „Agnes Bernauerin“ werden von Grube ausführlich analysirt. Die Untersuchungen über den Kehrreim sind sehr anregend; ihre Hauptresultate die folgenden:

Der Kehrreim gehört zu den poetischen Formen der Repetition. Hat schon die einfache Wiederholung lyrische Kraft, indem sie die betreffende Vorstellung vertieft, so hat diese im verstärkten Maße der Kehrreim, welcher die stetig, regelmäßig wiederkehrende Repetitionsform darstellt. Es können einzelne Worte, ja bloße Empfindungslaute, aber auch ganze Sätze und Satzverbindungen (Kehrzeilen und Kehrstrophen) den Kehrreim bilden, und je nachdem er zu Anfang der Strophe, oder in der Mitte, oder am Schluß derselben vorkommt, unterscheiden wir den Anfangs-, Mittel- und Endkehrreim. Der Schluß- oder Endkehrreim, weil in ihm wie in einer Spitze Ton und Stimmung des Liedes ausläuft, ist der wirkungsvollste und wird vorzugsweise „Refrain“ genannt. Behält er seine Form durch das ganze Lied bei, so nennen wir ihn fest, bleiben nur einzelne Theile desselben sich gleich, während andere wechseln, nennen wir ihn flüssig. In allen genannten Fällen kann er entweder einen Bestandtheil des Liedes selber bilden, sodaß die erste oder letzte Zeile der ersten Strophe an gleicher Stelle auch in den übrigen Strophen erscheint, oder auch ganz selbständig in das Lied hineintreten, sei es, um den Hauptgegenstand desselben noch mehr hervorzuheben, oder einen einzelnen Umstand, Gedanken u. s. w. desselben zu illustriren, oder die Stimmung des Ganzen in einem Bilde aufzufangen, oder auch die Stimmung des Sängers selber anzudeuten. Sein Ton ist so mannichfaltig, daß er die ganze Gefühlsscala der menschlichen Seele berührt und allen möglichen Stimmungen des Volksliedes sich anschließt. Er verstärkt den tragischen Ernst und bringt die frohe Laune zum prägnanten Ausdruck; er potenzirt die Komik und ist für die drastische Wirkung der Spottlieder unentbehrlich. Im Liebesliede ist er zart und innig, voll süßen Schmelzes; wie er im Kriegsliede stürmt und gleich Trompetentönen schmettert, so wiegt er hinwiederum im Wiegenliede das Kind in den Schlaf. Er weint mit den Weinenden und freut sich mit den Fröhlichen. Seinem Wesen nach immer auf eine lyrische Wirkung abzielend — wenn er auch nicht immer diese Wirkung erreicht — kann er in der verschiedensten Form sich darstellen: episch, indem er einen Bestandtheil der Erzählung bildet, diese ergänzt oder weiter führt, oder auch beschreibend und schildernd ein Bild, das auf die Erzählung Bezug hat, vor unsere Anschauung stellt; lyrisch, indem er in Gedanken und Gefühlen oder in Stimmungsbildern die Regungen des Gemüthslebens zum Ausdruck bringt; dramatisch, indem er ein Moment der Handlung erfassend die Worte einer redend eingeführten Person wiederholt; didaktisch, indem er direct an den Verstand sich wendet, eine allgemeine Wahrheit aufstellt, eine Lehre einschärft. Wie sehr ihm aber der lyrische Trieb inwohnt, zeigt sich darin, daß weder das Drama noch das Epos Kehrreime hat und die sogenannte didaktische Poesie diese nur dann bringen kann, wenn sie in die lyrische übergeht und zum Liede sich gestaltet. Nur der Lyrik und jener Epik, welche zugleich Lyrik ist (der Ballade und Romanze), ist der Kehrreim eigen. Außer dieser seiner lyrischen Kraft hat er aber noch eine nicht geringe Bedeutung für den Aufbau des Liedes; auch in architektonischer Hinsicht ist er dem in der Composition meist schwachen Volksliede sehr zu statten gekommen, indem er in das lockere Gefüge desselben feste Säulen stellte, an denen der Strophenbau einen Halt gewann. Er förderte den Sinn für die Symmetrie und führte zur harmonischen Gruppirung der einzelnen Theile des Gedichts. Selbst da, wo er schroff in den Versbau einschneidet, den Fluß der Erzählung und Gefühlsergüsse unterbricht und die sogenannte lyrische Unordnung herbeizuführen scheint, nöthigt er doch in Wahrheit zum symmetrischen Aufbau der Strophe, und das Ebenmaß bewährt sich gerade dadurch als Macht, daß es solche Einschnitte gestattet.

Die letzte Abhandlung: „Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert“, erscheint uns in vieler Hinsicht als die bedeutendste; wir ersehen aus derselben, wie wichtig eine gerade in das Einzelne gehende Vertiefung in unsere Dichter für die Charakteristik ihrer dichterischen Persönlichkeit ist. Aus der Art, wie Goethe, Uhland und Rückert den Kehrreim behandeln, ergeben sich die folgenschwersten Schlüsse auf die Eigenthümlichkeit ihrer Begabung. Ex ungue leonem! Grube gibt viele feine und für das dichterische Schaffen lehrreiche Winke, namentlich ist die Analyse der Goethe'schen Lieder mit dem Kehrreim ganz trefflich. Auch scheut er sich nicht, Verfehltes als solches zu bezeichnen. Das Gemachte vieler Rückert'schen formellen Kehrreime, ihr aufloderndes Strohfeuer wird hervorgehoben und nachgewiesen, und sehr glücklich der Refrain der Ghasele als ein orientalischer Despot charakterisirt:

Wie vor dem despotischen Herrscher kein anderer Wille außer dem einen absoluten anerkannt, das Recht der Individualität nicht geachtet wird, so läßt diese starre Form des Refrains es auch nicht zu, daß der Dichter sich irgendeinem Objecte hingibt, in dessen Individualität sich vertieft, um seine eigene gereinigt und gehoben daraus zurückzunehmen; es ist keine Vertiefung ins Naturleben, sondern nur ein Spiel der Phantasie mit seinen Erscheinungen. Das dichterische Subject sitzt mit untergeschlagenen Beinen ganz ruhig da und läßt die reizend geschmückte und festlich geputzte Welt vor seinen Augen vorübertanzen; es berauscht sich wol in dieser reichen Mannichfaltigkeit der Bilder, welche sammt und sonders dem einen Grundton, den der Dichter angeschlagen hat, huldigen, wie kleine Bäche in diesen Strom münden, in welchem sie verschwinden; aber dieser Rausch geht nicht in die Tiefe des Gemüths, die Phantasie braucht eben für die witzige Combination der Vergleiche, für die schlagende Wirkung der Bilder die Nüchternheit der Reflexion.

In der That paßt der Refrain der Ghasele nur für den Parallelismus der orientalischen Dichtung und

wird auch bei der geschicktesten Behandlung stets einen leisen Anflug deutscher Morgenländerei behaupten.

Das kleine Schriftchen von Hugo Söderström „Ueber den Begriff Kunst" (Nr. 7) sucht die Begriffe des Schönen, der Kunst, des Genies, Talents und Dilettantismus, der bildenden und darstellenden Künste und ihrer Arten in populärer Form zu fixiren. Es ist eine Aesthetik für die Westentasche, aber ohne die Schiefheiten, denen man bei solchen aphoristischen Bestimmungen in der Regel zu begegnen pflegt. Sehr treffend ist z. B. die Charakteristik des Genies, als dessen hauptsächlichste Eigenschaften der Muth der geistigen Selbstständigkeit, Einfachheit und Objectivität hervorgehoben werden.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

Ueber Nacht hat der langsame, bedächtige Deutsche seinen Ruf gewechselt. Der nicht nur militärisch, sondern auch moralisch hervorragende böhmische Feldzug hat das politische Denken mit neuen Problemen, neuen Begriffen bereichert. Die Frage, ob das so schnell erlangte politische Uebergewicht Preußens blos in der bessern Munition, Disciplin und der taktischen Ueberlegenheit dieses Staats gelegen habe, ob nicht selbst diese materiellen Gewichte von einer und derselben moralischen Kraft abhingen, welche sich die Materie überall dienstbar macht, ist öfter zu Gunsten der letztern Annahme entschieden worden. Das besiegte Oesterreich schalt die fremde „Intelligenz", welche gleich Spukgeisterchen auf den feindlichen Bajonneten herumhüpfte und deren Sieg entschied. Im neidischen Frankreich, in England hebt man das deutsche Unterrichtswesen, das unversiegbare Grundwasser einer allgemeinen Volksbildung, als das Moment der Größe des neuen Staatengebildes hervor. So sehen wir denn auch in Deutschland die Schul- und Erziehungsfrage mit wachsender Dringlichkeit die öffentliche Meinung beschäftigen. Immer mehr verlangt der Geist in seine Rechte eingesetzt zu werden, und die ihn vordem niederhielten, die geistliche, weltliche Willkür- und Dunkelherrschaft, sie müssen ihm freien Raum geben, in der Hoffnung, er werde ihre Macht befestigen. Daß aber hier kein Compromiß möglich ist, daß der fortschreitende Geist, keine fremden Befehle annimmt, scheint in der Consequenz zu liegen. Und so wäre denn die materielle Cultur, die man dem laufenden Zeitabschnitt vorwirft, nur selbst ein Ausfluß eines moralischen Wachsthums und selbst weiteres moralisches Gedeihen in ihrem Schose bergend. So sehr nun auch die pädagogische Reform, die Pflege der Schulen als ein wesentlicher, politischer Factor hervortritt, so sehr sind die Köpfe über Wege und Ziele derselben in Unklarheit und Widersprüchen befangen. Nicht als ob eine Nation von Denkern wie die deutsche nicht eine Fülle von Gedanken über diese Materie ausgebreitet hätte. Seit Fichte hat auch hier die deutsche Arbeit nicht geruht. Es genüge, vorläufig auf jene Quellen zurückzuweisen, welche noch nicht oder nicht mehr in der öffentlichen Praxis fließen, wenn wir folgende Broschüren anzeigen:

1. Die Universitäten sonst und jetzt. Von J. J. J. von Döllinger. München, Manz. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Die Gebrechen unserer Universitäten und die Bedeutung der Cogitantenakademie. Vortrag von Eduard Loewenthal. Dresden. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Eines nach dem andern! Ein Vorschlag zur Reform des Unterrichtswesens mit besonderer Rücksicht auf die Gelehrtenschulen dargelegt von Albert Bischoff. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, seit vierzig Jahren Professor in catholicis zu München, kann in einer Rectoratsrede wie die vorliegende nicht anders, als das Institut der Universitäten im allgemeinen, der heutigen deutschen insbesondere, und der münchener im besondersten mit den schönsten Feiertagsfarben auspinseln. Von einer Reform der Hochschulen, die von mehrern Seiten aus mehr oder weniger guten Gründen verlangt worden ist, findet sich hier natürlich nichts. Es wird haarklein bewiesen, daß die deutschen Hochschulen der letzten 50 Jahre denen sämmtlicher Nachbarländer um vieles voraus sind und in sich selbst nur dem Princip eines langsamen Fortschritts zu folgen haben. Döllinger schreibt einen klargeschliffenen Stil, durch den sich auf den Grund einer vielseitigen, ruhigen Bildung blicken läßt. Aber offenbar ist ihm das Gemüth, welches an den glorreichen Erinnerungen jahrhundertelanger Einrichtungen, an den Pflanzstätten deutscher Reformatoren und Feuergeister haften bleibt, im Wege, das thatsächliche Ungenügen unserer Hochschulen als der obersten Lehr- und Bildungsanstalten zu erkennen. Denn nur vom pädagogischen, von keinem andern Gesichtspunkte aus, sind die Universitäten ihrem Wesen oder dem heutigen Bedürfnisse nach zu beurtheilen. Die individuelle Bedeutung eines Gelehrten entschädigt nicht für den Mangel an Lehr- und Erziehungstalent, der doch in der Mehrzahl angetroffen wird, und um die Wissenschaft zu dotiren, braucht man keine Katheder aufzurichten. Auch sind heute die Kanäle der Bildung lange nicht an den engen Bezirk der Aula gebunden. Was wir für den Krebsschaden des akademischen Unterrichts halten, die unmündige akroamatische Lehrmethode ist nun gerade etwas, worin Döllinger unbegreiflicherweise einen Vorzug der deutschen Hochschulen vor den englischen sieht. Man höre seine Beweisführung, die sich am Ende selbst schlägt:

> Die akroamatische Methode der Deutschen, welche in täglichen Vorträgen ein ganzes Wissensgebiet bis zu Ende durchführt, hat bislang dort noch keinen Eingang gefunden. Sechs oder zehn Vorlesungen im ganzen Jahre, auf die effectvolle Befriedigung einer gemischten Zuhörerschaft berechnet, gelten dort für eine genügende Lösung der einem Professor gestellten Aufgabe. Man versetzt sich nicht, wie der deutsche Lehrer es thut, in das Centrum seines Gegenstandes, um von diesem aus die ganze Peripherie heranzuziehen und in einheitlicher Gestaltung zu beherrschen, sondern man begnügt sich, von der Vogelperspective aus über den Gegenstand hinzugleiten, oder Schlaglichter auf einzelne Partien zu werfen.
>
> Weder Beamte zu bilden, noch Juristen und Aerzte oder Naturforscher zu liefern, sind die englischen Universitäten bestimmt. Ihre Aufgabe ist, durch classische und mathematische Studien nebst Logik und Moralphilosophie und durch eine

Collegienerziehung dem Staate und der Gesellschaft den gebildeten und unabhängigen Gentleman und daneben der Staatskirche einen weniger theologisch als classisch und literarisch gebildeten Klerus zu liefern.

Indem ich dies erwähne, ist es nicht meine Absicht, die englischen Universitäten zu tadeln, ich halte sie vielmehr für vortrefflich in ihrer Art und für geeignet, das zu leisten, was die Nation von ihnen fordert. Ich will nur zeigen, daß sie etwas ganz anderes sind als die gleichnamigen deutschen Anstalten, daß sie allerdings den mittelalterlichen Universitäten näher stehen und mehr von ihnen beibehalten haben, daß aber die deutschen Genossenschaften dem Ideal einer Hochschule, wie es im 19. Jahrhundert angestrebt werden soll und verwirklicht werden kann, weit besser entsprechen als die englischen. Dabei verhehle ich nicht, daß mir die Collegien von Oxford und Cambridge, diese verjüngten und verbesserten Abbilder der alten in Deutschland untergegangenen Bursen, wie ich sie an Ort und Stelle beobachtet habe, vielfach eine Empfindung der Sehnsucht und des Neides erweckt haben, konnte ich doch so deutlich dort wahrnehmen, wie die Lehre auch sofort zur Gesinnung werde, und ihre Wirksamkeit nicht blos in der Erweiterung der Kenntnisse, sondern auch in der Erhebung der Gemüther, der Veredlung des Willens sich erweise. Ja oft schon habe ich mich gefragt, warum verzichten wir Deutschen denn so ganz auf eine Einrichtung, welche Vernunft und Erfahrung gleichmäßig empfehlen, welche Tausende von Vätern und Müttern von schlaflosen Nächten, von nagendem Kummer und peinigender Angst erlösen und zahlreiche Jünglinge vom Untergange retten, andere vor lebenslänglicher Reue bewahren würde?

Döllinger ist nun selbst zu sehr von der Atmosphäre der Fichte'schen Neuerungen im akademischen Wesen getränkt, als daß er nicht wesentlich dieselben Ziele vor Augen hätte und anpriese; aber das Sonderbare ist, daß er diese Ziele für Thatsachen ansieht. Zwei Procent der Volksgemeinschaft sind durch die Hochschulen gegangen; sind es aber wirklich zwei Procent autonome Charaktere, productive Geister, wie sie die Akademien hervorbringen sollten? Diesen Nachweis ist uns Döllinger schuldig geblieben. Und obzwar niemand den segensreichen Einfluß auch noch so mangelhafter Medien der Bildung und Gelehrsamkeit in Abrede stellen wird, so erfordert doch heute das öffentliche Bedürfniß eine klare Erkenntniß aller Schäden und Mängel in Dingen von so allgemeinem Gewicht.

Ein Stürmer und Dränger auf diesem Gebiet ist Eduard Loewenthal (Nr. 2), der sich kürzlich in einer Rede vor dem dresdener Publikum als akademischer Reformer eingeführt hat. Als Rede, die überzeugen, bekräftigen und widerlegen, belehren und begeistern soll, darf dies Schriftstück nicht betrachtet werden. Es ist ein Protest gegen das Bestehende, ohne daß das Wie und Wo auf beiden Seiten deutlich hervorträte. Loewenthal ist sonst als Denker durch sein „System des Naturalismus" nicht unrühmlich bekannt und hat auch schon durch Stiftung einer Freidenkergemeinde für seine Tendenzen gewirkt. Den Nachwuchs soll nun eine (Cogitanten-) Akademie besorgen, welche den Cyklus der Wissenschaften von diesem einheitlichen, religiös-philosophischen Mittelpunkt aus überliefern soll.

Mit weniger Apparat und weniger Ansprüchen, als diese beiden, tritt der Lehrer Bischoff auf in seinem citirten Schriftchen (Nr. 3). Der Autor bekennt treuherzig, keine eingehenden pädagogischen Studien gemacht zu haben; er macht also seine Vorschläge als reiner Naturalist. Es ist ergötzlich und gleichzeitig zu bedauern, wie sich der Autor mit seinen Scrupeln herumschlägt, für die ihm die richtigen Ansätze fehlen. Er findet nun einen großen Stein des Anstoßes in der Gleichzeitigkeit der Lehrfächer, die den Schüler nach vielen Seiten hinzerren, ohne ihn diesen oder jenen Gegenstand völlig ausleben zu lassen. Er schlägt daher vor, die wichtigern Unterrichtsfächer zu isoliren und auf verschiedene Jahrgänge zu vertheilen. Wir wollen hier nur kurz andeuten, daß die sogenannte concentrirende Lehrmethode, welche den ganzen übrigen Lehrstoff um eine bestimmte Lektüre künstlerisch gruppirt, jene Schwäche einer gestückelten synchronistischen Lehrart vermeidet, ohne die so wichtige Plastik der Weltansicht vermittels eines inhaltsreichen Lehrstoffs aufgeben zu müssen. Die Bischoff'sche historische Methode ist dabei von selbst am Platze.

4. Von alter und neuer Rhetorik. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. Von C. L. Roth. Stuttgart, S. G. Liesching. 1867. Gr. 8. 6 Ngr.

Unser Theologiae Doctor ist ein kleiner Obscurant in der Westentasche, mit einiger Gelehrsamkeit, aber sehr schlechtem Geschmack. Wir wollen ihm gern glauben, daß er sich die alten Rhetoren angesehen hat, den Unterschied, daß die christliche Beredsamkeit sich nur an den Verstand wende, nur überzeugen, nicht überreden wolle wie die antike, gern zugeben. Aber man kann mit sehr viel Verstand ein sehr schlechter Orator sein, und man muß die Menschen kennen, um sie mit dem bloßen Verstand regieren zu wollen. Und was sollen diese Tiraden am Schluß gegen den böhmischen Krieg, Bismarck und den Norddeutschen Bund, und der heilige Eifer des Autors für seine Cigarrentasche:

> Für diesen Zweck des imperii Preußens entzündet er (Bismarck) einen schrecklichen, sehr blutigen Krieg, wirft er die auch von Preußen beschworene Bundesverfassung und die auch von Preußen garantirte Selbständigkeit von Ländern und Städten zweiten und dritten Ranges übern Haufen, straft die eine occupirte Stadt dafür, daß deren Zeitungsschreiber ihn gereizt hatten, nach einer Bedrohung ihrer Existenz durch seine Kanonen um Millionen, nimmt auch den schwachen süddeutschen Staaten dafür, daß sie daran gedacht hatten, einem feindlichen Ueberfall mit Gewalt zu begegnen, Millionen als Kriegssteuer ab, und wie wenn er das von Tilly gebrauchte oder nicht gebrauchte Wort sich angeeignet hätte, zwingt er diejenigen, von welchen sein König ausdrücklich erklärt hatte, daß er gegen sie nicht Krieg führe, jedem seiner Soldaten außer dem wirklichen und hoch bemessenen Bedarf täglich acht Cigarren (!) abzureichen. Denn ich gestehe, daß mir dieses nahezu als die empörendste unter den willkürlich auferlegten Lasten erschienen ist.

Wahrlich selbst ein Stück antiker, um nicht zu sagen komischer Beredsamkeit!

5. Ueber den Zweck, die Mittel und Organisation der Arbeitervereine, nebst einem Statutenentwurf. Den deutschen Arbeitervereinen gewidmet von Moritz Müller. Nordhausen, Förstemann. 1867. 8. 4 Ngr.

Der Autor ist ein praktischer Mann. An Fleiß hat man es in Deutschland auch in der socialen Frage nicht fehlen lassen; über die Lösung oscillirt die öffentliche Meinung. Im ganzen will man nicht blos von der materiellen, sondern ebenso sehr von der moralischen Seite die Panacee suchen. Die verschiedenen Arbeiterbildungs- und -Aufklärungsvereine stellen die mehr oder weniger gelungenen Verkörperungen dieser letztern Tendenz dar. Müller gibt eine gesunde kernige Kritik über den Geist

und die Organisation der ihm bekannten Arbeitervereine, und resumirt seine Ansichten in folgender sehr beherzigenswerther Pointe, die im Wesen die Lassalle'sche ist:

Die eigentliche Pointe der Arbeiterfrage liegt für die Zukunft darin, daß das, was die jetzige Zeit nur als Ausnahme kennt, Regel wird, nämlich daß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein Verhältniß guten Willens hergestellt wird. Die Arbeiterfrage wird dann in dieser Beziehung der Art ihre Lösung auf Erden finden, wenn die Arbeiterbevölkerung einen Antheil am Kapitalgewinne erreicht, einen Antheil, welcher ihrer eigenen Mehrproduction entspricht. Alle Hindernisse der Gesetzgebungen zu beseitigen und für die Arbeit völlig Bahn zu brechen, sodaß die Arbeiterbevölkerung ihre Erfahrungen und Ersparungen in möglichst gewinnbringenden Unternehmungen anlegen kann: dies ist vor allem ins Auge zu fassen. In den Arbeitervereinen soll die Erziehung zur Uebung eigener Entschließungen alle die Tugenden mit wach rufen, welche den Arbeitern so oft mangeln. Nur auf diese Art kann die Lösung der großen Aufgabe beschleunigt werden.

Für die Arbeitervereine sind folgende drei scharf ausgesprochene Grundsätze als Statutengrundlage zu benutzen:

Die Aufstellung der materiellen Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen als Vereinszweck, im Gegensatz zu den meisten Vereinen, welche aus Pruderie, Misverständniß oder verwandten Motiven, anderweitige Gesichtspunkte, als Förderung der sittlichen und intellectuellen Bildung, gesellige Unterhaltung u. s. w. als Vereinszweck an die Spitze ihrer Satzungen stellen. Die sociale Frage ist es, an welche wir in den Arbeitervereinen herantreten; es heißt aber, dieser Frage, welche ihren Sitz doch unbestritten in dem Pauperismus und in dem in unserer gesellschaftlichen Organisation begründeten Bestehen des sogenannten Proletariats hat, somit zweifellos in erster Linie materieller Natur ist, scheu aus dem Wege gehen, wenn man andere, theils nebensächliche (wie Unterhaltung), theils die materielle Besserstellung voraussetzende Zwecke (wie Förderung der Bildung und Sittlichkeit) an die Spitze stellt. Damit hängt genau zusammen: 2) Die Nichtausschließung der Politik als Vereinsmittel, insofern diese in gewissen Grenzen auch für die Verhältnisse des Arbeiterstandes von einschneidendster Bedeutung, es daher für die Arbeitervereine unerlaßlich ist, zu denjenigen politischen Fragen, welche mittelbar oder unmittelbar die Interessen des Arbeiterstandes berühren, Stellung zu nehmen. 3) Die Berücksichtigung der Volkswirthschaft und Socialwissenschaft unter den pädagogischen Mitteln des Vereins, im Gegensatz zu den öfters bewußt oder unbewußt auftauchenden Tendenzen, die Arbeitervereine zu einer bloßen Species von Fortbildungsschulen herabzudrücken.

6. Ueber Gespenster in Sage und Dichtung. Zwei akademische Vorträge in Bern vor einem gemischten Auditorium gehalten von Karl Robert Pabst. Bern, Heuberger. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine sehr gründlich, klar und mit reichem, geschmackvoll ausgewähltem literarischen Material ausgestattete Schrift, welche das sonst unheimliche Gespensterreich in eine von moralischen Gesetzen durchdrungene Phantasiewelt aufhellt. Die Gespenster sind demnach auf ähnlichen psychischen Gesetzen beruhende Projectionen des Gemüths und Gewissens, wie vieles auch in antiker und moderner Mythologie. Diesen Zusammenhang hebt die folgende Stelle hervor:

In dem reichen Verein von natürlichen und sittlichen Gefühlen und Trieben, welche unsere Brust bewegen, in ihrer ganzen Stufenfolge von der leisesten und zartesten Regung bis zu den gewaltigsten Leidenschaften und heftigsten Affecten, ist vielleicht nicht ein einziges Glied zu finden, welches nicht irgendwie dazu beigetragen hätte, die Einbildungskraft zur Erzeugung von Gespenstern anzutreiben, deren Eindruck hinwieder in ebenso reicher Stufenfolge von der wohlthuendsten Rührung, Sänftigung und Erbauung bis zur Besinnung und Leben raubenden Erschütterung sich zu steigern vermag.

Die letzten Kriegsereignisse haben auch auf die Bildsamkeit des öffentlichen Geistes in Deutschland eine Perspective eröffnet. Man beeilt sich die Ingredienzien zu dem nahrhaftesten Staatsgebäck der künftigen Zeit von allen Seiten herbeizuschaffen. Ein in ansprechend englischem Stil, realistisch-sentimental und behäbig geschriebenes Curriculum des jüngst verstorbenen englischen Staatsmannes gibt folgende Broschüre:

7. Richard Cobden, ein Meister der Staatswirthschaft und Muster politischer Redlichkeit, in Leben und Leistungen ein nachahmungswürdiges Vorbild. Von K. de Roth. Nach dem Englischen bearbeitet. Koburg, Riemann. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

In der Vorrede steckt das Ganze:

Zu diesen Helden des Friedens und Bahnbrechern des Fortschritts gehörte auch Richard Cobden, der am 2. April 1865 verstorbene große englische Staatsmann. Reich an selbsterworbenen Kenntnissen, groß an praktischer Erfahrung, unermüdlich im Dienste der Menschheit, uneigennützig sondergleichen und hochherzig bescheiden: so tritt uns dieser gewaltige Mann entgegen, der in England den Freihandel und das Princip der Nichtintervention durchsetzte, für Europa und Amerika ein Lehrmeister der Staatswirthschaft wurde, und der ganzen Welt durch ein Schiedsgericht der Völker die Militärlast zu nehmen und auf immer den Frieden zu sichern suchte. In der gegenwärtigen Zeit haben wir Deutsche mehr als je das Bedürfniß, von einem solchen Manne zu lernen und uns an ihm heranzubilden. Die vorliegende Bearbeitung von Thomas Bullock's «Richard Cobden, a study for young men» soll dazu hülfreiche Hand bieten. Möge sie beitragen, unsern Sinn für das praktisch Erreichbare zu schärfen, damit wir die Gunst der Umstände ausnutzen und nicht, nach Schattenbildern haschend, uns politisch verirren und verlieren!

Feuilleton.

Adalbert Stifter.

Mit Adalbert Stifter, der am 28. Januar in Linz starb, hat Oesterreich seinen ersten Prosaiker verloren, der in einer Zeit, als nur die österreichische Lyrik in Deutschland Curs hatte, durch seine Studien und Erzählungen auch der österreichischen Novellenprosa in Deutschland Geltung verschaffte. Trotz einer nicht ganz hinwegzuleugnenden Manierirtheit, die namentlich in den letzten Productionen des Autors in unerquicklicher Weise vorschlug, hat diese Prosa so viel Würde und Anmuth zugleich, zeigte so viel Feile und Haltung, daß sie neben der lässigen Prosa vieler auch beliebter Erzähler als Stilmuster Anerkennung finden mußte. Dem geistigen Inhalt nach war Stifter allerdings ein Vertreter des Quietismus, wie er unter dem Metternich'schen System in Oesterreich herrschte, und wenn er in jüngster Zeit, durch die politischen Bewegungen und das geschichtliche Leben in Oesterreich sich veranlaßt sah, aus dem Zauberkreise seines Stilllebens herauszutreten und sich an historischen Stoffen zu versuchen, so hat das seiner Muse kaum zum Heil gereicht. Für diesen geistigen Quietismus entschädigte sie indeß durch die Wärme, Innigkeit und Zartheit ihres Naturgefühls, welches in Bezug auf Tiefe an indische Naturmystik streifte, während die Sorgfältigkeit der Detailmalerei von einer seltenen liebevollen Vertiefung in die Formen- und Farbenwelt der Natur zeugte und dabei die genaueste Prüfung exacter Naturforschung aushielt.

Adalbert Stifter war am 23. October 1805 in dem

Marktflecken Oberplan im südlichen Böhmen in kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren; sein Vater war Leinweber und betrieb später einen kleinen Getreidehandel. Die Lehrer des Knaben erkannten bald seine Begabung und riethen, ihm eine Gymnasialbildung zutheil werden zu lassen. Der plötzliche Tod seines Vaters, der 1817 von seinem eigenen umstürzenden Flachswagen erschlagen wurde, schien dies wieder in Frage zu stellen. Doch wurde Stifter 1818 von seinem Onkel in die Benedictinerabtei Kremsmünster in Oberösterreich gebracht, wo sich ein Gymnasium befand und wo der strebsame Schüler an seinem Lehrer Placidus Hall den besten Freund fand. Der Sinn für Dichtung und Landschaftsmalerei gab ihm in seinen Musestunden vielfache Beschäftigung. Im Jahre 1826 ging Stifter nach Wien, um Jurisprudenz zu studiren. Er widmete sich indeß mit größerm Eifer der Landschaftsmalerei, in welcher er denselben feinen Farbensinn und dasselbe Talent für stimmungsvolle Beleuchtung zeigte, wie in seinen Studien mit der Feder. Stifter wollte sich zu einer Professur der Naturwissenschaften vorbereiten, er blieb daher auch nach Vollendung seiner Studien in Wien und ertheilte Unterricht, namentlich in Physik und Mathematik. Er gewann sich dadurch Gönner unter der hohen Aristokratie. Einer seiner Schüler war der junge Graf Ferdinand Colloredo-Mansfeld, ein anderer Fürst Richard Metternich, der Sohn des Staatsministers und jetziger österreichischer Gesandter in Paris. Seit 1840 waren Erzählungen von ihm in österreichischen Blättern erschienen; 1844 erschienen zwei Bände gesammelt unter dem Titel „Studien" in Pesth bei Heckenast; denen 1847 der dritte und vierte Band nachfolgten. Da ein Talent wie das Stifter's kaum der Entwickelung fähig war, so darf man wol sagen, daß diese „Studien" den Höhepunkt seiner Leistungen bezeichnen. Ein dichterischer Hauch beseelte den „Hochwald", der wie ein großer Naturtempel von dem Talent Stifter's glänzend und zauberisch beleuchtet wurde. „Der Condor", „Abdias", „Die Narrenburg" zeigten überall dieselbe andächtige Naturvertiefung, während das Menschenleben in eine traumhafte Beleuchtung gerückt wurde. Das Herabsetzen der Menschenwelt zur Staffage trat noch mehr im fünften und sechsten Band der „Studien" (1850) und in den „Bunten Steinen" (1856) hervor.

Stifter hatte inzwischen 1849 den Ruf als Schulrath und Inspector der Gymnasien von Wien und Unterösterreich erhalten, aber diese Stellung abgelehnt und dafür das Amt eines Volksschuleninspectors für Oberösterreich angenommen, wo er Land und Leute besser kannte. Im November 1865 wurde er, da er seit einiger Zeit zu kränkeln begonnen, mit dem Charakter eines Hofraths in den Ruhestand versetzt und lebte von da ab bis zu seinem Tode seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Bestrebungen, der Malerei und der Blumenpflege. Die dreibändige Erzählung: „Nachsommer", die 1857 erschienen war, zeigte das Streben nach einer in größern Verhältnissen gehaltenen Architektonik künstlerischen Schaffens, die indeß durch die Ueberladung des, wenn auch meisterhaft ausgeführten Details erdrückt wurde. Auf den neuesten Roman „Witiko" kommen wir noch näher zurück; das historische Leben lag der Stifter'schen Weltanschauung fern. Kurz vor seinem Tode beschäftigte sich Stifter mit einer andern geschichtlichen Erzählung: „Zaris", und vervollständigte die „Mappe des Urgroßvaters" zu einer selbständigen Herausgabe.

Vorlesungen in Deutschland.

Die Sitte wissenschaftlicher Vorlesungen auf dem Gebiet der Geschichte, Natur- und Literaturgeschichte verbreitet sich immer weiter in Deutschland. In vielen Städten, namentlich in Westdeutschland, in Köln, Frankfurt, Barmen u. a. bilden sich Gesellschaften, an deren Spitze die angesehensten Männer der Städte stehen, um einen regelmäßigen Vorlesungscyklus für den Winter zu veranstalten. Namhafte Gelehrte und Schriftsteller werden eingeladen, die Vorlesungen zu halten; man könnte von einer deutschen Wanderuniversität für das große Publikum und von akademischen Gastrollen sprechen. Wir können diese Sitte nur billigen und in weitern Kreisen empfehlen; die Früchte solcher Anregungen, wie sie das lebendige Wort im Munde begabter Vertreter der Wissenschaft und Literatur ausüben muß, werden nicht ausbleiben.

Abgesehen von diesen geschlossenen Cyklen gibt es auch Vorleser von Ruf, welche selbständig in verschiedenen Städten auftreten. In erster Linie ist hier Karl Vogt zu erwähnen, der diesen Winter in Aachen, Köln, Leipzig, Dresden, Hamburg u. s. w. sechs Vorlesungen über die Urgeschichte des Menschen unter großer Theilnahme des Publikums hielt. Vogt ist einer der geistreichsten Köpfe Deutschlands und ein tüchtiger Naturforscher. Die politische Rolle, die er im Parlament und später als Reichsregent spielte, tritt dagegen zurück. Man erwartete vielleicht, auf Grund der bekannten „geflügelten Worte", durch die er sich zum Herold des Materialismus machte, in seinen Vorlesungen mehr cynische Derbheit und kräftige Herausforderungen der entgegengesetzten Weltanschauungen zu finden; wußte man doch, daß der Apostel des Materialismus in Aachen mit Steinwürfen begrüßt worden war. Doch die Haltung des Naturforschers war im ganzen eine durchaus wissenschaftliche, und nur hin und wieder blitzte einer jener kaustischen Einfälle auf, wie sie feiner, die Dinge mit tüchtigen Fausthandschuhen anfassenden Polemik eigen sind. In seinem ersten Vortrag sprach sich Vogt im allgemeinen über die Anthropologie und die Methode zur Erforschung der Urzeit aus, im zweiten beschrieb er die älteste Steinzeit und ihre Fauna, im dritten kam er auf die Spärlichkeit der vorhandenen Menschenreste zu sprechen und charakterisirte die mittlere Steinzeit, das Menschenleben und die Menschenschädel dieser Periode, im vierten gab er klimatische Erörterungen und besprach die Pfahlbauten, im fünften die Bronzezeit, im sechsten die Verwandtschaft von Menschen und Affen und den Darwinismus. Er lehnte übrigens in diesem Vortrag entschieden ab, die Behauptung aufgestellt zu haben, daß der Mensch vom Affen abstamme.

Neben diesen naturgeschichtlichen Vorlesungen treten auch literarhistorische auf, wie sie jetzt Robert Prutz mit vielem Anklang in Berlin hält und zwar über die Literatur der Gegenwart. Prutz ist von frühern Vorlesungen her in Berlin bekannt und beliebt und jedenfalls durch ebenso geistreiche wie unparteiische Charakteristik der Autoren der Gegenwart ausgezeichnet, wie er sie bereits in seinem Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart" an den Tag gelegt hat.

Bibliographie.

Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder. In Verbindung mit Bruch, Diestel, Dillmann, Fritzsche u. a. herausgegeben von Daniel Schenkel. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 10 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Dritter Band. Das Mittelalter. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Das christliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 2ter Bd.: Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von J. Tittmann. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Eberstein, L. F. Freih. v., „Dem Landfrieden ist nicht zu trauen". Fehde Mangold's v. Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg 1516—1522. Charakterbild der rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände im deutschen Reiche unmittelbar vor dem grossen Bauernkriege. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im k. Archive zu Nürnberg. Nordhausen, Haacke. Br. 8. 25 Ngr.

Lübecke, M., Staßfurter Genre-Bilder. Humoristisch-satyrischer Compaß für Einheimische und Fremde. Staßfurt, Hartte. 16. 2½ Ngr.

Meier, H., Ostfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart geschildert. Mit einer Auswahl plattdeutscher Kinder- und Volksreime und einem statistischen Anhang. Leer, Bock. 8. 25 Ngr.

Riendorf, M. A., Entfesselte Furien. Cultur-historischer Roman aus dem 30jährigen Kriege. 1ster Bd. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Pachmann, T., Freimüthige Worte gegen die Concordats-Verlästerung. Wien, Mayer u. Comp. 1867. Gr. 8. 2 Ngr.

Reichart, A., Die sittliche lebensanschauung des P. Ovidius Naso. Potsdam, Gropius. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Waldow, E. v., Die schwarze Käthe. Roman. 3 Bde. Wittenberg, Herrosé. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weingarten, H., Die Revolutionskirchen Englands. Ein Beitrag zur innern Geschichte der englischen Kirche und der Reformation. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wichert, E., Ein häßlicher Mensch. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, L., Aus der Rothenburger Chronik. Zwei Erzählungen. Rothenburg a. T., Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 20. Februar 1868.

Eine moderne High-life-Novelle.

Es gibt gesellschaftliche Kreise, von denen manche Romanautoren sprechen, wie der Blinde von der Farbe; da erscheinen sie mit steifem Bückling, stoßen rechts und links an und wissen nicht, was sie mit dem zerknitterten Hut machen sollen. Derartige verlegene Schilderungen des Salonlebens finden sich in Romanen von Werth, in geistreichen, gedankenvollen Romanen, die aber nur in bürgerlichen Kreisen oder im Reich des Geistes heimisch sind. Selten erscheint ein neuer Roman, der in der Gegenwart spielt, ohne den Salon, aber in der Regel pflegt der Salon die partie honteuse des Werks zu sein. Entweder ist er ungeschickt dargestellt, mit fortwährendem Verstoß gegen die Formen, oder überschwenglich, in olympischer Beleuchtung, als ob dort fortwährend Nektar und Ambrosia dinirt und soupirt würde. Das high-life mit Lebenswahrheit und Humor darzustellen, verstehen nur wenige. Zu diesen wenigen gehört Franz Dingelstedt, wie seine neueste Novelle wiederum beweist:

Die Amazone. Novelle von Franz Dingelstedt. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dingelstedt ist nicht blos ein Dichter von Beruf, er ist auch ein brillanter Kopf. Dies Lob mag geringer erscheinen, jedenfalls ist es in Deutschland ein seltenes. Wir haben tüchtige Talente und gute Köpfe, aber es bedarf langer Reibung, ehe sie Funken sprühen. Ein Talent, das wie eine Kalospintechromokrene fortwährend in glänzendem Licht- und Farbenspiel steht, umstäubt von einem sprühenden Funkenregen, darf in Deutschland als ein Phänomen betrachtet werden.

Und die schimmernden Lichter von Esprit und Verve, ein sprühender Funkenregen ziehen sich durch „Die Amazone", eine moderne High-life-Novelle mit künstlerischen Elementen. Doch würde dies geistige Feuerwerk, nachdem es ausgebrannt ist, nur einen öden Eindruck hinterlassen, wenn nicht auch die verdeckte Glut echter Empfindung und Leidenschaft dasselbe durchglühte. Der Inhalt der Novelle ist ein Kreuzmariagespiel; ist eine Widerlegung der Theorie der Wahlverwandtschaften, soweit sie auf der Anziehung des Entgegengesetzten beruht. Nachdem es eine Zeit lang den Anschein hatte, als müßte die Künstlerin durch den Salon des Diplomaten, die Bankierstochter durch das Atelier des Malers unwiderstehlich angezogen werden, finden sich zuletzt die weltmännischen und künstlerischen Elemente zusammen. Ueber die Harmonie, die durch Ergänzung hervorgerufen werden soll, triumphirt die Harmonie ursprünglicher Seelenverwandtschaft. Dies psychologische Gemälde hängt nun in einem glänzenden Rahmen. Wir durchwandern alle Kreise der feinen Gesellschaft, wie der Autor selbst sagt:

> Unsere Erzählung steigt, in bewundernswerth planvoller Oekonomie, stufenweise aus einem Höllenkreise der heutigen Gesellschaft in den andern: der zunächstfolgende immer um einen Grad höher als der vorhergehende. Der erste, niedrigste, jedem Sterblichen gegen ein Trinkgeld an Hrn. Raff, genannt Raffael, offene war das Atelier. Aus dem Atelier schritten wir in das schon schwerer zugängliche Boudoir der Primadonna. Vom Boudoir erhoben wir uns in das verschlossene Cabinet eines Diplomaten. Ein kühner Sprung und wir stehen auf der Spitze der socialen Pyramide: im Comptoir. Welche Aussicht! Schwindel ergreift den Schwachen; das Eldorado, Californien, das wahre Land der Verheißung, das gelobte Land, das Goldland liegt offen da. Zerknirscht sinken wir vor dem feuerfesten Schrank im Kassenzimmer in den Staub: seid umschlungen, Millionen!

Alle diese Kreise werden mit Brillantfeuer, mit einem geistigen elektrischen Licht beleuchtet. Nirgends schleppt sich die Schilderung schläfrig von einer Localität in die andere, daß wir uns an allen Fenstern, Thüren und Tapetenwänden stoßen und zuletzt mit geometrischen Bauplänen im Kopfe nach Hause gehen; nirgends macht sich das müßige Genrebild breit: ein Fehler, den wir in andern gerühmten Romanen zu rügen haben; denn müßig ist jedes Genrebild, das nicht eine charakteristische Bedeutung hat, das uns nicht die Helden des Romans illustrirt.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —Nr. 8.— 20. Februar 1868.

Eine moderne High-life-Novelle.

Es gibt gesellschaftliche Kreise, von denen manche Romanautoren sprechen, wie der Blinde von der Farbe; da erscheinen sie mit steifem Bückling, stoßen rechts und links an und wissen nicht, was sie mit dem zerknitterten Hut machen sollen. Derartige verlegene Schilderungen des Salonlebens finden sich in Romanen von Werth, in geistreichen, gedankenvollen Romanen, die aber nur in bürgerlichen Kreisen oder im Reich des Geistes heimisch sind. Selten erscheint ein neuer Roman, der in der Gegenwart spielt, ohne den Salon, aber in der Regel pflegt der Salon die partie honteuse des Werks zu sein. Entweder ist er ungeschickt dargestellt, mit fortwährendem Verstoß gegen die Formen, oder überschwenglich, in olympischer Beleuchtung, als ob dort fortwährend Nektar und Ambrosia dinirt und soupirt würde. Das high-life mit Lebenswahrheit und Humor darzustellen, verstehen nur wenige. Zu diesen wenigen gehört Franz Dingelstedt, wie seine neueste Novelle wiederum beweist:

Die Amazone. Novelle von Franz Dingelstedt. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dingelstedt ist nicht blos ein Dichter von Beruf, er ist auch ein brillanter Kopf. Dies Lob mag geringer erscheinen, jedenfalls ist es in Deutschland ein seltenes. Wir haben tüchtige Talente und gute Köpfe, aber es bedarf langer Reibung, ehe sie Funken sprühen. Ein Talent, das wie eine Kalospintechromokrene fortwährend in glänzendem Licht- und Farbenspiel steht, umstäubt von einem sprühenden Funkenregen, darf in Deutschland als ein Phänomen betrachtet werden.

Und die schimmernden Lichter von Esprit und Verve, ein sprühender Funkenregen ziehen sich durch „Die Amazone", eine moderne High-life-Novelle mit künstlerischen Elementen. Doch würde dies geistige Feuerwerk, nachdem es ausgebrannt ist, nur einen öden Eindruck hinterlassen, wenn nicht auch die verdeckte Glut echter Empfindung und Leidenschaft dasselbe durchglühte. Der Inhalt der Novelle ist ein Kreuzmariagespiel; ist eine Widerlegung der Theorie der Wahlverwandtschaften, soweit sie auf der Anziehung des Entgegengesetzten beruht. Nachdem es eine Zeit lang den Anschein hatte, als müßte die Künstlerin durch den Salon des Diplomaten, die Bankierstochter durch das Atelier des Malers unwiderstehlich angezogen werden, finden sich zuletzt die weltmännischen und künstlerischen Elemente zusammen. Ueber die Harmonie, die durch Ergänzung hervorgerufen werden soll, triumphirt die Harmonie ursprünglicher Seelenverwandtschaft. Dies psychologische Gemälde hängt nun in einem glänzenden Rahmen. Wir durchwandern alle Kreise der feinen Gesellschaft, wie der Autor selbst sagt:

> Unsere Erzählung steigt, in bewundernswerth planvoller Oekonomie, stufenweise aus einem Höllenkreise der heutigen Gesellschaft in den andern: der zunächstfolgende immer um einen Grad höher als der vorhergehende. Der erste, niedrigste, jedem Sterblichen gegen ein Trinkgeld an Hrn. Raff, genannt Raffael, offene war das Atelier. Aus dem Atelier schritten wir in das schon schwerer zugängliche Boudoir der Primadonna. Vom Boudoir erhoben wir uns in das verschlossene Cabinet eines Diplomaten. Ein kühner Sprung und wir stehen auf der Spitze der socialen Pyramide: im Comptoir. Welche Aussicht! Schwindel ergreift den Schwachen; das Eldorado, Californien, das wahre Land der Verheißung, das gelobte Land, das Goldland liegt offen da. Zerknirscht sinken wir vor dem feuerfesten Schrank im Kassenzimmer in den Staub: seid umschlungen, Millionen!

Alle diese Kreise werden mit Brillantfeuer, mit einem geistigen elektrischen Licht beleuchtet. Nirgends schleppt sich die Schilderung schläfrig von einer Localität in die andere, daß wir uns an allen Fenstern, Thüren und Tapetenwänden stoßen und zuletzt mit geometrischen Bauplänen im Kopfe nach Hause gehen; nirgends macht sich das müßige Genrebild breit: ein Fehler, den wir in andern gerühmten Romanen zu rügen haben; denn müßig ist jedes Genrebild, das nicht eine charakteristische Bedeutung hat, das uns nicht die Helden des Romans illustrirt.

Die Außenwelt muß entweder die Stimmungen des Helden spiegeln und anregen, wozu sich die landschaftliche Natur am meisten eignet, oder das von seinem Willen beherrschte Reich seines Wirkens zeigen, wie Atelier und Boudoir, Audienzzimmer und Comptoir, Salon und Theater. Hier wird der Autor nur durch den Takt, durch den Sinn für das Wesentliche unterstützt, der eine Mitgabe des Talents ist. Das breite Ausmalen des Unwesentlichen ist ein Zeichen der Talentlosigkeit oder mindestens eine Verirrung des Talents, oft hervorgerufen durch einen falschen Realismus, der nicht genug Bilder für seinen Photographiekasten und sein Stereoskop zusammensuchen kann, um den Ruf der Lebenswahrheit durch die Masse der copirten Stoffe zu sichern.

Dingelstedt bewährt hierin den richtigsten Takt; der gewiegte Bühnenleiter bringt keine Decorationen an, die nicht zur Handlung passen, nicht die Stimmung und Beleuchtung hergeben, nicht wesentlich mitspielen. Daß er mit den Requisiten des Künstlerlebens und des high-life Bescheid weiß und dieselben nicht verwechselt, ist selbstverständlich. Er erreicht daher nicht die gemeine Lebenswahrheit, welche gering zu achten ist, da sie jedem guten Auge erreichbar bleibt, sondern die künstlerische Lebenswahrheit, welche die Phantasie fortwährend in den einmal eröffneten Kreisen fesselt und nirgends durch gleichgültige Schilderungen aus dem um sie gewobenen Bann herausfallen läßt.

Zu dem Porträt der Heldin selbst, die sich uns zuerst in dem Atelier des Malers Roland zeigt, hat irgendeine goldige Schönheit gesessen, man wird bald an die Kaiserin Eugenie, bald an Helena von Rackowicz erinnert:

Wie sie so daliegt, die Amazone, ist sie ein bildschönes Weib. Wenn der geneigte Leser naserümpfend an das rothe Haar mahnt, so weiß er nicht, mit Respect zu sagen, was schön ist; er gehe zu Tizian und den Venetianern, stellenweise zu Rubens in die Schule. Fuchsrothes Haar oder braunrothes, sammt den unzertrennlich damit vereinigten Sommersprossen und Hautausschlägen, wollen auch wir ihm nicht für eine Schönheit verkaufen. Aber von der rechten Farbe, des lautern, geschmolzenen, flüssigen Goldes, mehr dicht und stark als lang, natürlich gewellt, an den Schläfen und hinten im Nacken in kurze, jedem Kammstrich widerstrebende Ringeln ausgesponnen — solch ein Haar strahlt auf dem weiblichen Kopfe wie eine lichte Krone der Schönheit, nicht einer regelrechten, aber desto reizvollern Schönheit. Was sich immer zu diesem Haar findet, besitzt unsere Heldin: blendend weiße Gesichtsfarbe, ein paar Wangen zum Anbeißen — man verzeihe den trivialen, aber bezeichnenden Ausdruck —, Hals und Schultern, Arme und Hände wie jeder Maler seinem Modell sie wünschen mag, und eine Gestalt, deren Umrisse noch lange nicht in eine herbstliche Fülle ausschweifen, wol aber den Sommer in voller, glühender Reife verrathen. Von eigenthümlicher Nuance und Beschaffenheit sind die Augen der Amazone; ob schwarz, grau, grün oder blau, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen, weil sie, je nach der Beleuchtung von außen oder nach innerer Stimmung, alle diese Farben spielen. Der alte General von Schall nennt sie mit einem vortrefflichen Vergleich: Nixenaugen, so elementarisch, so beweglich, so tief ausdrucksvoll sind sie. Ihren Mund findet man auf den ersten Blick zu groß; hat man aber die Perlen gesehen, die er enthält, und die Perlen gehört, die er ausströmt, dann bleibt man an den schwellenden, dunkelrothen Lippen gefesselt hängen, so lange sie offen sind, und auch wenn sie, leicht aufgeworfen, sich schließen.

Das Stillleben des Ateliers ist trefflich gezeichnet, wie überhaupt die Originalität des Künstlers sich in seiner Wohnung, seinen Schülern, den ganzen Eigenheiten des Haushalts abspiegelt. Da ist der große Rabe, das letzte Stück aus dem eisernen Thierspital, das der Maler für seine Studien benutzt hat:

Roland, der sein Modell wie ein Kind beschwichtigen und zerstreuen wollte, streichelte den zahmen Vogel und ließ ihn sein schwieriges Kunststück aufführen, erst an sich, dann an der Sängerin. Auf ihrem Kopfe verfing sich die scharfe Klaue in dem blauen Netz, sodaß sie es abnehmen mußte, wobei ihr Haar, nur mit einigen Nadeln leicht aufgesteckt, sich löste und wie ein goldener Regen, elektrische Funken sprühend, über ihre Schultern floß....

Eine lautlose Stille herrschte darauf im Thurm. Nur durch den Fensterflügel, der offen geblieben war, drang frisches Wehen und Rauschen der Zweige und das Gezwitscher der ersten Singvögel am Wasser. Wie gut malte sich's da, sicher vor jeder Störung, in schwellender, triebkräftiger Frühlingsstimmung, allein mit einem Modell, das nicht allein mit blendender Schönheit, sondern auch mit aller Uebung und Fertigkeit eigenen Künstlerthums dem Meister sich hingab. Sein Auge leuchtete, wenn es bald in den tiefen See der Nixenaugen, bald in den Goldstrom des Haares tauchte; seine Hand flog, obgleich zuweilen zitternd, in den Farbentönen seiner Palette und auf der Leinwand umher. Dann und wann eilte ein Lächeln, ein Blick, ein trauliches Neigen des Hauptes hinüber und herüber. Die ganze Wonne eines Schöpfungsmorgens war in die weihevolle Stunde gedrängt.

Weniger weihevoll, aber desto drastischer aus dem Leben gegriffen sind die Scenen im Boudoir oder vielmehr im Vorzimmer der Amazone. Da sind der Zukunftscomponist Bullermann, der Theaterdirector aus der Provinz und der Theateragent, deren Wechselgespräch von drastischer Wirkung ist, versammelt; da begegnen wir den beiden feindlichen Recensenten, Meyer Hirsch und Hirsch Meyer — der ganze Hofstaat bei dem Lever der Theaterprinzessin! Und wie sie mit den Herren umspringt, die sie um den Morgenschlaf bringen. Eine amusante Schnurre wird uns erzählt, wie zwei feindliche Brüder der Kritik durch den launigen Einfall der Sängerin auf einige Zeit unter einen Hut gebracht werden:

Seraphine lächelte, zog eine Schublade ihres Schreibtisches auf, worin Gold, Silber, Banknoten, Schmuck, Briefe, Karten, Etuis, allerdings in einiger Unordnung, zusammenlagen und sprach, indem sie eine Schere ergriff: „Ich möchte, ehe ich gehe, ein gutes Werk stiften und zwei unversöhnliche Feinde wenigstens auf eine kurze Zeit unzertrennlich verbinden." — „Unmöglich, niemals", so lautete die Antwort. — „Lassen Sie mich den Versuch wagen. Sehen Sie diese Banknote?" Sie zeigte einen preußischen Hundertthalerschein und schnitt ihn mit einer künstlichen Wellenlinie in zwei ungleiche Theile, jedem der Gegner einen davon darbietend. „Seid einig — einig — einig", rief sie dazu aus und verschwand im Schlafzimmer, die Kritiker sich selbst überlassend. Sie hatten wie unwillkürlich die sonderbare Abschiedskarte der Sängerin aus ihrer Hand genommen und sahen sprachlos zuerst ihr nach, dann sich an. Meyer Hirsch erwachte vor Hirsch Meyer aus der Verzauberung und rannte eilig hinaus; Hirsch Meyer noch eiliger hinter Meyer Hirsch drein. Und in der That erfüllte sich der Künstlerin Wunsch, wenn auch nur für eine einzige Stunde. Man sah Hirsch Meyer und Meyer Hirsch, ein nie dagewesenes Schauspiel, selbander zunächst in einen Buchbinderladen treten und dort mit Kleister und Pinsel eine geheimnißvolle Operation vornehmen. Hierauf gingen sie, wiederum selbander, in das Wechselcomptoir zur Rothen Rose, aus dem sie mit rothen Gesichtern zurückkehrten, um alsbald auf den alten, entgegengesetzten Wegen davonzurennen. Niemand hat das Räthsel dieser engen, aber ach! nur flüchtigen Freundschaft zwischen Morgenzeitung und Abendblatt jemals gelöst.

Der Diplomat und sein gelehrter, greisenhafter Attaché; der Bankier in dem fast von der Menge, die ihr Geld gegen Actien los werden will, gestürmten Hotel — das sind ebenso lebendig gezeichnete wie pikante Charakterbilder. Es ist ein feiner Aether der Laune, in den das alles getaucht ist; Satire und Ironie erscheinen nirgends aufdringlich, sondern sie schlingen einen Elfenreigen um diesen Sommernachtstraum der modernen Gesellschaft, in welchem Zettel und die Seinen durch Größen der Diplomatie und der haute-finance vertreten sind, der Genius des Dichters selbst aber als ein neckischer Puck umhergeht. Die aufopfernde Liebe der Primadonna, deren Vorgeschichte mit novellistischem Schwung erzählt ist, bringt den seelenhaften Reiz in das Sittengemälde, und der Schluß, hauptsächlich durch die kleine Diplomatin von Bankierstochter so glücklich inscenirt, führt dann über unmögliche Opfer hinweg die gleichgestimmten Seelen zusammen.

Dingelstedt's Phantasie gefällt sich in großen Conceptionen und Skizzen, welche über den Rahmen der Novelle hinausweisen. So entwirft er eine vollkommene Skizze der Oper „Die Amazone", und die Verse, die er gegen den Schluß der Novelle hin aus dieser Oper mittheilt, als er die Aufführung derselben schildert, könnten die Componisten lüstern machen. Ebenso entwirft er uns das Bild, welches Roland aus dieser Oper malt. Mit feiner Ironie aber ist die Zukunftsoper: „Die Sündflut", skizzirt. Im Boudoir der Amazone erklärt der Componist der „Amazone", Bullermann, Tendenz und Charakter dieser neuesten Tondichtung:

Er kündigte dieselbe, mit ebenso viel Bescheidenheit als Sehergabe, als das absolute Kunstwerk der Zukunft an. Der Meister der Schule, die vom „Wagen" den Namen führt, ist darin bereits meilenweit überflügelt; er liegt tief unten und hinten, ein überwundener Standpunkt. Ebenso sind alle Grenzen und Formen der Kunst siegreich niedergeworfen. Die „Sündflut" ist weder Oratorium, noch symphonische Dichtung; noch weniger kann und will sie für ein musikalisches Drama gelten. „Musik gewordene Weltgeschichte" wäre die etwa einzige, treffende Bezeichnung für das Werk. Zur Aufführung bedarf der „Schöpfer" eines Theaters von der Größe und Einrichtung des altrömischen Circus Maximus; der eine Halbkreis wird für die Zuschauer, der andere für das Orchester bestimmt, während in der Mitte die Sänger und Darsteller ihren Platz haben. Wie die Schauspiele der Hellenen beginnt das Werk mit Sonnenaufgang, unter freiem Himmel, und endet, nach den nothwendigen Pausen, um Mitternacht bei bedecktem Raume. Von der Mysterienbühne des christlichen Mittelalters borgt es die Dreitheilung des Schauplatzes, Himmel, Erde, Hölle; von der Neuzeit alle Wunder der Malerei, des Costüms und der Maschinenkunde. Dasselbe zerfällt in sieben Theile, wie denn die mystische Zahl Sieben (sieben Schöpfungstage oder Epochen, sieben Farben des Regenbogens u. s. w.) in Septimenaccorden sinnig durch das Ganze klingt. Idyllisch ist der Anfang: Erwachen der Natur bei Sonnenaufgang. Eine Heerde Kühe mit Glocken — die kein Anachronismus sind, da Tubalkain das Erz bereits erfunden —, ein Zug Kamele wird über die Bühne getrieben, natürlich in natura. Hirten, soviel wie möglich auch in naturalibus, singen, tanzen, spielen Schalmeien. Hierauf entfaltet sich das Patriarchenleben in seiner Reinheit: Noah, nebst Töchtern, tritt auf. (Noah — Hr. Braun, tiefer Baß.) Dann ein Zwischenstück in der Hölle: ein gefallener Engel, dem Heldentenor zugedacht, wird von Satan, humoristischer Baßbuffo, auf die Erde gesandt, um die jugendliche Menschheit zu verderben. Es gelingt ihm nur zu leicht; wer kennt nicht die unwiderstehliche Macht des hohen C über weiche, weibliche Gemüther? Vierte Abtheilung: riesige Orgie; alle drei Schauplätze wirken mit. Im obersten Stock weinen die Engelchöre, in der Mitte brüllen Trink-, Spiel-, Liebeslieder, unten heulen die Triumphdithyramben der Dämonen, worin die sechzehn Contrabässe, unisono, hohnlachen. Hiernach verdunkelt sich die Bühne, das gesammte Haus, über dem sich plötzlich eine Decke wölbt. Sündflut, mit wirklichen, von Stufe zu Stufe des Amphitheaters und von einem Tone zum andern wachsenden Wassern. Noah baut die Arche; prachtvoller Chor der Zimmergesellen mit taktgemäßen Axtschlägen. Chor der Ertrinkenden, decrescendo, während das Orchester, die Flut steigt, steigt, steigt, bis in die höchsten Flageolettöne der ersten Geige. Hierauf tiefe Stille. Man sieht die Arche schwimmen. Sechster Theil: Die Noahstauben fliegen aus; das Schlagen ihrer Flügel wird durch einen Schlag mit dem Holz des Fiedelbogens auf die Saiten täuschend nachgeahmt. Die Wasser fallen, fallen, fallen; mit einem Ruck durchs ganze Orchester strandet die Arche auf Ararat. Dankopfer Noah's und der Geretteten; Jubelchöre im Himmel (Seraphine — erster Seraph), Verzweiflung in der Unterwelt, wohin der erste Tenor in einem Musikstück zurückkehrt, das zwischen Don Juan und Tanhäuser, aber hoch über beiden steht. Ein Septimenaccord geht mit dem Mondregenbogen auf und in melodische Farbenmalerei über. Siebenter Theil: Gründung des Weinbaus, im antiken Sinne aufgefaßt, sodaß Noah, gleich Bacchus, den Culturbringer darstellt. Bacchantisches Finale.

Dingelstedt's seltenes Talent für glänzenden Salonton, sein funkelnder Esprit, seine große Bühnenkenntniß befähigen ihn mehr als alle Mitstrebenden zur Pflege eines modernen Conversationslustspiels, welches dem französischen an feinem Witz und sinniger socialer Beleuchtung nicht nachstehen dürfte. „Die Amazone" hat uns den lebhaften Wunsch eingeflößt, der Director der wiener Hofoper, der seinen Eifer für das Musikdrama der Gegenwart und Zukunft in der „Amazone" vielfach an den Tag legt, möchte seine Mußestunden dem deutschen Lustspiel zuwenden; er würde auf diesem Gebiete Hervorragendes schaffen!

Rudolf Gottschall.

Neue lyrische Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Während die Fieberträume, welche das nie aussterbende Geschlecht der Poetaster auf dem Hackbret phantasirt, theils einen widerwärtigen, theils einen lächerlichen Eindruck hervorrufen, erfaßt uns bei dem Anblick eines wirklich begabten, aber durch eine unklare Kunstanschauung auf Abwege gerathenen Poeten ein tiefes Bedauern. Ein Gefühl der Art erweckte in uns die Tragödie: „Der letzte der Tarquinier", von Rafael Finkenstein, eine Tragödie, mit welcher wir das neueste „Album schlesischer Dichter" eröffnet finden:

8. Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie. Sechste Folge. Breslau, Mälzer. 1868. Gr. 8 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon an der ganz verfehlten Wahl des Stoffs mußte Finkenstein zu Grunde gehen. Dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen,

machte bereits Shakspeare zur ersten Bedingung eines echten Nationalwerks. Diese Hauptbedingung, welche mit der dramatischen Wiederbelebung des classischen Alterthums nicht in Einklang zu bringen ist, lassen die modernen Dichter nicht ungestraft außer Acht, und Koberstein, Vischer und andere Literaturgrößen haben immer nachdrücklicher darauf hingewiesen. Was hat unser Volk mit den Kriegen des letzten Königs von Rom zu schaffen? Würde es nicht demselben Dichter, der von seiner Nation die lebendige Theilnahme für die staatlichen Conflicte und Interessen der alten Römer verlangt, über alle maßen lächerlich erscheinen, wenn an deutsche Soldaten die Forderung gestellt würde: zur Eroberung einer fremden ihnen gleichgültigen Provinz mit Begeisterung in den Krieg zu ziehen? Nicht weniger seltsam ist indeß die erste Zumuthung. Das Menschliche bleibt sich allerdings gleich, und die Wetter in unserm Herzen sind, um mit Geibel zu reden, dieselben noch heute, die vor Jahrtausenden grollten. Aber die Weltanschauung und die Culturzustände des Alterthums tragen für uns eine fremde kalte Physiognomie, und die Siege und Niederlagen jener Tage berühren nicht das eigene Herz der Nation. Rafael Finkenstein hat obendrein der alten Geschichte einen Stoff entlehnt, der völlig außerhalb der Sphäre des rein Menschlichen liegt; die ganze Tragödie ist nur eine dramatisirte Darstellung der höchsten sittlichen Entartung, und der Frivolität wendet Melpomene stolz den Rücken.

Den bloßen Taugenichts erklärte bereits Aristoteles für untragisch; Sextus, eine Hauptfigur des Stücks, ist aber mehr als ein bloßer Taugenichts, er ist ein wahrer Tugendschlächter, als welchen ihn der Vater der Lucretia in aller Einfalt treffend bezeichnet. Mit Ausnahme des Brutus, der eine heldenmüthige aber selbstgemachte Rolle spielt, befinden wir uns in einer Gesellschaft von miserabeln oder doch beklagenswerthen Personen, gegen deren Erhebung in die Atmosphäre der Poesie die Kunst entschieden protestirt. Hätte sich Finkenstein, wie es Aristoteles von dem Dramatiker verlangt, den Gang seiner Tragödie so lebhaft vor Augen gestellt, als wenn er selbst der Handlung beigewohnt, so würde ihn gewiß im Sinne des großen Philosophen das künstlerische Schicklichkeitsgefühl davor bewahrt haben, dergleichen Ungehörigkeiten an das Licht zu zerren.

Friedrich Hebbel hätte folgenden, für das ganze Drama verhängnißvollen Auftritt, der uns an die Bestialität der Menschheit erinnert, im besten Falle genialer, nicht aber empörender darstellen können. Nach einer vorausgegangenen Rührscene zwischen Collatin und seiner tugendsamen Gattin gibt derselbe seinen Freunden vor seinem Fortgang in die Schlacht ein feierliches Abschiedsmahl. Prinz Sextus ist dabei natürlich der Hauptmatador und seine angeborene Neigung für Wein und Weiber macht sich in losen Redensarten Luft. Einmal im Zuge behauptet er frech, wie alle Prahlhänse, jedem Weibe ohne Unterschied den verfänglichen Gürtel nehmen zu können; Collatin solle ihm nur Erlaubniß und Gelegenheit dazu geben und seine Universalverführungskunst würde sich auch an einer Tugendheldin, nämlich an seiner eigenen Frau, bewähren. Anstatt den gemeinen Buben mit Verachtung zu strafen, erwidert Collatin in Gegenwart des schwachköpfigen Schwiegervaters:

Warum denn nicht? Mein Weib kenn' ich wie mich
Und jeden Preis setz' ich für ihre Ehre.

Sextus.

Wozu viel Worte noch. Die Zeit wird's lehren.
(Trompetenstoß hinter der Bühne.)
Das Schlachthorn ruft. Zum Scheiden zwingt die Pflicht.
(Zu Collatin.)
Ihr gebt mir Freiheit, in das Haus zu treten,
Wann und so oft ich will.

Collatin.

So sei's.

Sextus.

Lebt wohl.
(Zu Sulpiz.)
Sulpiz, du sagst, das Weib sei wirklich schön,
Ich brenne vor Verlangen sie zu sehn.

Im nächsten Acte führt nun Papa Tricipitin den prinzlichen Windbeutel ganz harmlos bei seiner schönen sittsamen Tochter ein, wobei er nicht unterläßt, denselben ihrer besondern Huld zu empfehlen. Lucretia findet gleich ein großes Gefallen an ihm, und mit ihrer kindlichen Bitte, die Nacht unter ihrem Dache zuzubringen, stößt sie begreiflicherweise auf keinen Widerstand. Papa Tricipitin hält der Situation gemäß seine längere Gegenwart für unpassend. Kaum ist aber Sextus mit Lucretia allein, so holt er sozusagen eiligst das frischgepflückte, hinter dem Rücken verborgen gehaltene Liebesbouquet hervor. Obgleich die bestürzte Lucretia mit der Versicherung abgeht, bei so sündlichen Absichten selbst dem König die Schwelle ihres Hauses zu verbieten, so bezieht nichtsdestoweniger der gefährliche Prinz in aller Ruhe das ihm angewiesene Zimmer. Lucretia sucht nicht einmal Schutz bei ihrem Papa, ja sie trifft sogar nicht die einfache Maßregel, ihr Schlafgemach zu verschließen. So hat der Tugendschlächter ein leichtes Spiel, und als er einige Auftritte später im Nachtgewand erscheint, um das Publikum auf haarsträubende Dinge vorzubereiten, erstaunen wir lediglich über die unfaßbare Harmlosigkeit seines Opferlammes. Wie können wir da noch Mitleid für Lucretia empfinden? Wer sich wissentlich in einen Wald begibt, in welchem Räuber und Mörder hausen, soll hinterdrein nicht verlangen, daß wir ihn wegen seiner vereitelten Vorsicht bedauern.

Nicht minder lächerlich kommt es uns vor, wenn Collatin schließlich, als er die Entehrung seiner Gattin entdeckt, mit dem Pathos der höchsten Verwunderung ausruft:

Also darum hat
Er schmeichlerisch sich bei mir einst zu Gaste?
Das trieb den Bösewicht so eilig fort?
Das war die Werbung, die er machen wollte?

Brutus übernimmt bereitwilligst die Ermordung des prinzlichen Uebelthäters und Collatin erklärt feierlich den schmachbedeckten Thron in Brand zu stecken. Die schon bei Beginn des Stücks an Irrsinn leidende Königin Tullia stirbt jedoch noch vor der Zeit, der blutdürstige König aber erst zuletzt und zwar an Altersschwäche.

Der Ankündigung einer neuen Morgenröthe schenken wir am Schluß keinen Glauben, denn wir fühlen noch

immer das böse Alpdrücken, das während der ganzen Tragödie auf uns gelastet. Brutus und Collatin geben sich allerdings den Anschein, Rache zu nehmen im Namen der Menschheit, und rächen sich blos für persönliche Begegnisse, die Collatin infolge seiner schändlichen Erlaubniß zur Verführung seiner Frau selbst verschuldet hat.

In Bezug auf die strenge künstlerische Anordnung des Stoffs, welche in jedem Drama die Spitze einer Pyramide vorstellt, deren Haltung nur durch den sicher angelegten, breit aufsteigenden Unterbau möglich ist, finden wir uns endlich nicht minder getäuscht; die einzelnen Scenen wachsen keineswegs auseinander hervor, und bei dem gänzlichen Mangel an gewichtigen tragischen Motiven verfehlt die Katastrophe ihre Wirkung. So bestimmt sich der König gleich im ersten Acte nach langen und breiten Unterredungen für einen räthselhaften Krieg; noch eben macht er sich ernste Vorwürfe wegen seiner schlechten Regierung und unmittelbar darauf erblickt der puppenartige König die einzige Rettung darin, seinem wahnsinnigen Weibe „bewußtlos“ auf fluchbeladener Bahn zu folgen. Kurz, die Personen agiren wie in einem confusen Traume, sie äffen sich und werden geäfft. Brutus, die einzige Figur, die uns Achtung einflößen könnte, ist, genau besehen, das fünfte Rad am Wagen, und so berauscht er sich im selbstgefälligen Fluß seiner allerdings oft schwungvollen Jamben.

Bei alledem sind wir weit davon entfernt, die Begabung des Dichters zu verkennen; hin und wieder vernehmen wir das deutliche Rieseln einer poetischen Quelle und gleichzeitig werden wir manchmal durch schlagende, witzige Einfälle überrascht. Vielleicht würde dem Poeten eine kleinere satirische Dichtung gelingen; der Seefisch muß, wie Geibel sagt, im Meere bleiben, süßes Wasser ist sein Tod. Eine große Anzahl unserer modernen Poeten ist aber leider in dem seltsamen Irrthum befangen, man sei schlechterdings kein wahrer Bruder in Apoll, wenn man nicht eine fünfactige Tragödie geschrieben habe.

Der übrige Inhalt des vorliegenden Albums führt uns wieder in die Gefilde der Epik und Lyrik, deren Flächenraum ein sehr bedeutender ist. Die sämmtlichen Musensöhne des vor uns aufmarschirenden Corps haben alle mehr oder weniger das gewöhnliche Soldatenmaß; keiner ragt um eines Hauptes Länge über den andern empor. Unter den schönen Marketenderinnen befinden sich sogar vollständige Neulinge, denn Clara Bestd hat entweder noch niemals einen lyrischen Feldzug mitgemacht oder aber gar keinen Beruf dazu. Die kleinen epischen Dichtungen von Ehrenfeld, Elsner, Elisabeth Mente, Schadenberg, Hermann Zech und Oswald Baer behandeln allerdings poetische Stoffe, aber die langgezogene Ausführung windet sich beinahe wie eine Schlange um dieselben herum und erdrückt gewaltsam den dichterischen Keim. So singt Ehrenberg am Schluß seiner in Sevilla spielenden Geschichte:

> Des Körpers Schmerz, des Fleisches Leid,
> Es hat ein Ziel, wo Ruh' sich beut,
> Doch Gram, der an der Seele nagt
> So tief, daß nicht die Hoffnung tagt,
> Der brennt, wie stetes Flammenlicht,
> Zeigt uns den Tod und tödtet nicht.

Abgesehen von jenem treffenden, hierher gehörenden Dichterwort: „Körperschmerz und Sinnenbrunst liegen außerm Reich der Kunst“, können doch die Verse, in denen sich die ganze Erzählung bewegt, unmöglich für Poesie gelten. Auch der „Braut des Nil“, von Oskar Elsner, haben wir wenig Geschmack abgewinnen können.

Der lyrische Theil des Albums verräth im ganzen zen eine beängstigende Dürftigkeit; wir stellen gewiß nicht an ein regelmäßig erscheinendes Jahrbuch für Poesie übertrieben hohe Forderungen, denn wir sind schon befriedigt, wenn neben einem schwächern, aber doch poetischen Farbenspiel nur einzelne prometheische Funken zum Vorschein kommen. Doch wir finden in diesem Jahrgang das Verhältniß des Gelungenen zu dem Verfehlten nicht günstig genug. Zur bessern Würdigung der unbeschreiblich klaren Verwirrung, woran Rudolf Gohr und Clara Bestd leiden, sei uns der Abdruck einiger Strophen erlaubt; der Leser dürfte es dann begreiflich finden, weshalb wir uns mit solcher Entschiedenheit gegen die „christliche Milde eines sanften Beifalls“ sträuben. Im strengsten Gegensatz zu dem Rückert'schen „Niemals trunken hab' ich nur einen Vers geschrieben“, bekennt sich Rudolf Gohr für den trotzigsten Verächter menschlicher Nüchternheit; der begeisterungstrunkene Sänger behauptet unausgesetzt die Höhe jener großen Trinkhelden, von denen die Sage geht, sie kämen aus ihrem Rausch niemals heraus:

> Ich bin die heiße Sonnenglut,
> Die in den See versunken,
> Zu kühlen sich in milder Flut
> Und drin verharret trunken.
> Erst wenn der Abend kommt so kühl,
> Sagt gute Nacht sie — trunken;
> Und lang mit goldnem Glutenspiel
> Dankt noch der Flut sie trunken!

Clara Bestd ist dagegen eine stille träumerische Liebhaberin der kalten Winternächte, deren Mondsilber die Gegend einestheils verklärt und anderntheils schauerlich beleuchtet:

> Weder Wind noch Wellen regen
> Sich im zauberhaften Traum,
> Silberstaub auf Flur und Wegen
> Leuchtet über weißem Flaum; (!)
> Selbst den kleinsten Zweig umhauchet
> Silberglanz und zarter Duft,
> Da das volle Mondlicht tauchet
> Strahlend in die klare Luft.

Der Mond zieht nun seine Elfenkreise auf dem dunkeln Stein eines Daches, bis allgemach die Strahlen tiefer und tiefer in das Fenster gleiten; endlich gelangen sie an den Rand eines Lagers:

> Wo sie langsam aufwärts schreiten
> Ueber eine starre Hand —
> Ueber Lippen bleich und trocken,
> Die kein Seufzer mehr bewegt —
> Bis sie ruhn auf dünnen Locken,
> Ungeglättet, ungepflegt.

Dergleichen Verse erleichtern wenigstens insofern die schwierige Lösung der akademischen Preisfrage: „Wo nehmen denn die Dichter die Gedanken her?“ als wir aus ihnen mit zweifelloser Klarheit erkennen, daß die Verfasserin in sympathischer Uebereinstimmung mit Gohr, Fastenrath, Hering, Helle u. a. die Anwesenheit von Gedanken für einen überflüssigen Luxusartikel hält. Glück-

licherweise huldigt nicht die ganze Genossenschaft der lyrischen Abtheilung einem so verkappten Unsinn. Ohne besondern Anspruch auf Originalität erfreuen uns mehrere Dichter durch den schlichten wohlgeordneten Vortrag rein menschlicher Gedanken, denen wir allerdings häufig anmerken, daß sie im kühlen Schatten der Reflexion ausgebrütet sind. Gleichzeitig haben wir manchmal das Gefühl, als hätten einzelne Verfasser nicht mit der nöthigen Ruhe das Erscheinen ihrer Producte abwarten können, und so gehen verschiedene Gedichte, wie ein eben ausgekrochenes Küchlein, allzu ängstlich auf dem Erdboden umher. Zu den glücklichsten von einer dichterischen Stimmung getragenen Liedern zählen wir dagegen: „Die Bibel", von Konrad Delins, die freilich formschwachen aber gedanklich schönen Elegien von Robert Gruendler, die meisten Uebersetzungen von Max Heinzel und endlich die beiden echt lyrisch gefärbten Gedichte: „An Marie", von Oskar Elsner, und „In der Mark", von Jacobi-Wernhardt, von welchen wieder das letztere als die Perle der ganzen Sammlung entschieden den Vorzug verdient. In dem zuerst genannten Liede: „Die Bibel", stört uns noch der unfertige Schluß:

Und doch erfüllst du, gehst du einst zur Ruh,
Erst Gottes Wort, der dort im Himmel thront.

Der müßige kindliche Zusatz: „Der dort im Himmel thront", ist in der That, um eine passende Phrase von Banck zu gebrauchen, der Stiefelknecht, mit dem sich der Verfasser den ihn drückenden Reim ausgezogen.

Ungeachtet unserer scheinbaren Härte wird der schlesische Verein für Poesie hoffentlich nicht bezweifeln, daß wir von dem besten Willen einer freudigen Anerkennung beseelt waren; aber eine Kritik, die bejaht, wenn sie offenbar verneinen muß, ist ebenso verderbenbringend als die geflissentliche Herabsetzung gediegener und genialer Leistungen. Vor allem ist es die strenge Selbstkritik, welche die Redaction des Albums künftighin energisch zu üben hat; die unausbleiblichen Segnungen derselben werden dem freien idealen Wachsthum des Vereins nicht minder kräftig zu statten kommen, als der jetzt noch gelähmten Anerkennungslust des Publikums.

9. Deutsches Künstleralbum. Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Gesammelt von W. Breidenbach und Ludwig Bund. Düsseldorf, Breidenbach und Comp. 1867. Gr. 4. 5 Thlr.

Mit dem Eintritt in dies Album gelangen wir in jene heitern Regionen, wo die Lüfte reiner wehen. Wie doppelt erquickend für denjenigen, der stundenlang in naßkalten nebeligen Thalgründen umhergeschweift, ohne den beglückenden Ausgang finden zu können! Unser Schiller hat recht: „Nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland." An welchem Orte auch die gaukelnden Töchter der Kunst aus ihrer Höhe zu uns herabkommen, um uns der Erde zu entführen, wir heißen sie immer mit dankbarem Herzen willkommen; am dankbarsten aber, wofern sie uns gerade dann in ihre Sonnenheimat geleiten, wenn wir uns niedergedrückt fühlen von dem frostigen Nebelwetter der Gewöhnlichkeit.

Die Musen des „Deutschen Künstleralbums" erscheinen allerdings in einer aristokratisch vornehmen Gestalt. Wir fragen erstaunt: Wie kam das sonst so arme Elfenkind der Dichtung zu einer solchen Pracht? Steht ihm das leichte schlichte Gewand nicht besser? Und ist der duftige Kranz nicht schon genügend, mit dem Titania das reizende Wesen geschmückt? Aber dasselbe ist eben nicht frei von Künstlerlaunen, und so hat es diesmal die Caprice gehabt, die eleganten Salons der Reichen zu besuchen. In seiner einfachen Kleidung würde das täppische Bedientenvolk das holde Geschöpf für eine simple Harfenistin gehalten haben, welcher man den Stuhl vor die Thüre setzen müsse, und da ihm zufällig von befreundeter Seite ein kostbares Gewand zur Verfügung gestellt wurde, was war natürlicher, als daß der Schelm lächelnd davon Gebrauch machte? Passen wir ihm aber genau auf die Finger, ob ihm noch die alten Unarten vom vorigen Jahre ankleben.

Nicht ohne Genugthuung bemerken wir zunächst, daß mit dem neuesten „Künstleralbum" eine wesentliche Aenderung vorgegangen ist. Während früher in buntestem Gewirr das leichte Lied mit der Ballade, das reine Stimmungsgedicht mit der Romanze wechselte, sodaß der Leser aus einem Gefühl in das andere geworfen wurde und dadurch zu keiner ruhigen genußreichen Betrachtung gelangen konnte, so ist die jetzige Redaction durch die Einführung eines klaren bestimmten Systems mit Erfolg bemüht gewesen, jene Gefahr von sich abzuwenden, welche Seneca's Wort in so trefflicher Kürze ausspricht: „Nusquam est, qui ubique est." Anstatt wie sonst in eine wenn auch blühende Wildniß zu gerathen, wandeln wir nun in den wohlgepflegten künstlerischen Anlagen eines englischen Gartens.

Bevor wir uns aber in diesem ergehen, sei uns wenigstens ein flüchtiger Besuch in der Ausstellung der verschiedenen Bilder und Randzeichnungen erlaubt. Neben der redenden Dichtkunst tritt die schweigende Poesie so bedeutsam hervor, daß wir uns ihres Anblicks gar nicht entziehen dürfen. Die lyrische Schule der düsseldorfer Maler hat sich auch hier die Palme nicht aus der Hand nehmen lassen; lebhaft werden wir wieder an die volle Wahrheit der alten schönen Worte von Püttmann erinnert, welcher von den Düsseldorfern sagt, sie hätten weder ihr Herz an die Götter der Vergangenheit, noch ihr Auge sklavisch an die strengen Linien der Antike verkauft, sie strebten vielmehr mit glücklichstem Erfolg danach, die Schöpfungen der Kunst auf das Gebiet des modernen Bewußtseins zu versetzen. Welcher Gattung der Künstler auch angehören möge, dies Ziel wird überall das höchste bleiben. Wie entzückend, mitten aus dem Schos der Familie herausgenommen, ist „Unser Liebling" von Ludwig Knaus. Wer fühlte sich diesem Bilde gegenüber nicht versucht, den allerliebsten Balg aus seinem Kinderstuhl zu heben, um ihn nach Herzenslust zu küssen? Nicht minder köstlich ist die Schneelandschaft von Benjamin Vautier. Der gegen die Wand des alten Treppenhauses sich anlehnende Junge steht mit unerschütterlicher Einfalt auf seinem Posten, während der kleine, im Hintergrund befindliche Spitzbube, der ihn zu werfen beabsichtigt, die fragenden Blicke seiner klugen Augen nach dem vorüberwandelnden Geschwisterpaare schweifen läßt, dessen unvergleichliche Naivetät deutliche Kunde davon gibt, daß der Künstler die beiden Gestalten aus seiner tiefsten Seele herausgemalt. Das sinnige Naturleben eines stillen ein-

geschneiten Dorfs hat der geniale Künstler hier mit der vollen Empfindung der eigenthümlichen Poesie des Winters dargestellt. Karl Becker aus Berlin bietet uns ein reizendes, überaus realistisch gefärbtes Bild: auf einem altmodischen Sammtstuhl steht in Gestalt eines schlanken sympathischen Mädchens der dienstbare Geist eines herrschaftlichen Hauses, beschäftigt mit dem Aufziehen der ehrwürdigen Wanduhr; das sorgsame Wesen, dessen Aufgabe darin besteht, an jede Kleinigkeit zu denken, ist von solcher Zartheit und einer so einschmeichelnden Liebenswürdigkeit, daß wir von vornherein getrost wetten möchten, das schmucke Kind übertreffe jedenfalls in Bezug auf weibliche Anziehungskraft ihre unsichtbare Gebieterin. Mit der colorirten Darstellung eines zwar sehr weit hergeholten, aber doch höchst interessanten Gegenstandes erfreut uns der berühmte Professor Werner aus Leipzig. Sein von Muselmanen reich belebtes Bild versetzt uns an den Eingang eines arabischen Hauses in Kairo. Wie es bei den Bildern von Werner nicht anders sein kann, verräth die kostbare Zeichnung eine genaue Detailkenntniß der Sculptur, von welcher ja Michel Angelo in seiner Jugend zu sagen pflegte: sie wäre die Leuchte der Malerei, und zwischen beiden fände ein Unterschied statt wie zwischen Sonne und Mond. In seinem Alter erwiderte Angelo dagegen dem Vasari: die Sculptur und die Malerei hätten beide nur einen Zweck, und derselbe würde von der einen sowol als von der andern sehr schwer erreicht. Die Malerei gibt uns freilich ihrer ganzen Natur nach nicht die fühlbare Gestalt der Dinge selbst, sondern nur die Lichtwirkung auf ihr, aber demzufolge rückt sie in eine mehr geistige Sphäre, worin eben Werner trefflich zu Hause ist. Das kleine poesievolle „Rothkäppchen" ist aus den Händen des düsseldorfer Malers Ernst Bosch in einer so wunderbar reinen Ursprünglichkeit hervorgegangen, daß wir die herzgewinnende, uns malerisch vor Augen geführte Waldscene als eine echte unmittelbare Blüte des Volksgeistes zu begrüßen haben. Das colorirte „Dornröschen" von Hugo von Blomberg in Berlin erscheint dagegen wie eine leibhaftige Theaterprinzessin, die sicher vergeblich ihren Schutz sucht im Gemüth des Volks. In technischer Beziehung wollen wir der Zeichnung ihren Werth nicht absprechen, aber in der Benutzung der Farben ist der Künstler fast so geschmacklos verfahren wie ein Dienstmädchen, das in einem rosenrothen Kleid und einem röthlichen, mit Rosen und grünen Bändern geschmückten Hut recht schön auszusehen meint; da sage noch einer: über den Geschmack sei nicht zu streiten. Die Farben sind einmal nur in ihrer rechten Folge und Verbindung schön und der edle Kunstgeschmack offenbart sich in der treffenden Wahl solcher Farben, welche sich gegenseitig anzuziehen und zu lieben scheinen. Auf diese Weise wird der Maler, was er sein soll: der Darsteller der sichtbaren Harmonie.

In das Gebiet der lyrischen Cabinetsmalerei gehören die stimmungsvollen, mit echt weiblicher Anmuth ausgeführten „Mädchenstudien" von Pietsch in Berlin; der „Kunstfreund" von A. Kindler in Düsseldorf entspricht der Wahrheit seines einfachen Gegenstandes in anschaulicher Lebendigkeit. Vertieft in seine Studien wendet uns der schlichte Kunstfreund den Rücken, während die neben ihm stehende ländliche Schöne, deren höchst gefälliges Aeußere desto offener zu Tage tritt, in einer vorsichtig lauschenden Stellung verharrt, da ihr augenscheinlich die Entdeckung des künstlerischen Rendezvous nicht gerade erwünscht sein dürfte. „Die Brautkrone" von Prof. Tidemand ist ein überaus effectvolles, beinahe vollendetes Genrebild; wir sagen beinahe, weil das ältere vor der Großmutter kniende Mädchen einen verfehlten Wetteifer mit der Natur bekundet. Die sonstige Schönheit des Mädchens täuscht uns über diesen Mangel nicht; ihre steife, ganz erzwungene Haltung macht den störenden Eindruck, als habe das gute Kind eine Elle verschluckt. Auch ist es immer mislich, eine frische knospende Jugendblüte in das ehrwürdige Futteral eines Heiligenbildes zu stecken. Im übrigen ist die Zeichnung der Großmutter und der beiden kleinen Kinder meisterhaft; aber eben deshalb ist der obige Fehler um so auffallender. Gustav Stever, der Maler von „Jean Mabuse an der Wiege seines Kindes", geht in seiner, dem Idealismus dargebrachten Huldigung über die erlaubten Grenzen hinaus; im Zimmer einer hohen Fürstin würde vielleicht die königliche Wiege nebst dem großen Engel darin mit der Natur im Einklang stehen, nicht aber an diesem Platze. Als einen echten Sohn der Natur gibt sich uns dagegen K. Bertling in der Abbildung des „Ahasver" zu erkennen. Unter den Federzeichnungen nimmt die „Morgenwanderung" von dem bekannten dresdener Thiermaler Guido Hammer neben dem „Hute im Meere" von A. von Werner in Karlsruhe die erste Stelle ein; Hammer hat den lyrischen Moment seines Gegenstandes mit voller Frische und plastischer Klarheit versinnlicht. Nicht minder lebendig und charakteristisch ist die Zeichnung des windumstürmten sorrentiner Marktschiffs von Werner, dessen kräftiges Talent auch in der geistreichen, aber stofflich weniger anziehenden Darstellung des „Ekkehard" zur entschiedenen Geltung kommt.

Ohne mit unserer Wanderung durch diese kleine Galerie ans Ende gelangt zu sein, nehmen wir doch von derselben Abschied, und zwar einestheils, weil unsere flüchtige Betrachtung schon hinreichend ist, um den Leser zu einer persönlichen Würdigung der einzelnen malerischen Schöpfungen zu ermuntern, deren Schönheiten ja nur durch die eigene Anschauung empfunden werden können. Anderntheils drängt es uns aber „das Herz in bewegterem Klang sich zu lösen".

Mit poetischem Takt haben die Herausgeber des „Deutschen Künstleralbums" davon abgesehen, das Publikum auf die bedeutende Aenderung ihres Werks durch einen philisterhaften Wegweiser aufmerksam zu machen. Die Planmäßigkeit des Ganzen liegt für den, der Augen hat, deutlich am Tage.

Das große Orchester der Lyrik eröffnen natürlich die Sänger des Frühlings. Den reinen melodischen Gesang der kleinen Künstlerin Nachtigall vernehmen wir freilich nur in den schwermüthigen Tönen von Hermann Lingg. Wie ein kecker Finkenschlag klingt dagegen das kräftige Lied von Feodor Löwe; schade, daß der so begabte und nicht genug gewürdigte Poet nur durch Ein Gedicht vertreten ist! Vermittelst einer feinen, sehr detaillirten Naturmalerei veranschaulicht uns Ludwig Bund das mannichfaltige fröhliche Leben im Walde. Mosenthal, Feodor Berecht, Fritz Brentano und Elisabeth Grube ergehen sich in der

einfachen Tonart des bescheidenen Hänflings, während Moritz Horn und Heinrich Zeise die neuermunterte Lerche zu repräsentiren versuchen.

Der etwas zu geheimnißvoll gehaltene „Sommerabendfrieden“ von Fritz Brentano versetzt uns in jene dämmernde Sphäre der Romantik, welche der träumerisch gestimmte Eichendorff so glücklich zu beherrschen verstand. Nach einem kurzen „Schmetterlings- und Rosengeflüster“ von Mosenthal zieht eine größere Anzahl von herbstlich gefärbten Bildern an uns vorüber, unter denen das aus dem Italienischen von Gisbert Freiherrn Vincke übertragene Gedicht „Die Maremma“ einen hervorragenden Platz behauptet. Ein wohlthätig frischer Dichterhauch durchweht das reizende „Sweet home“ von Hermann Grieben. Die „Herbstwanderung“ von Moritz Horn ist dagegen ziemlich dürftig ausgefallen; seine Verse gemahnen uns fast an das lyrische Gesumm der Eintagsfliegen. Noch unbedeutender erscheinen die verschwommenen „Schneebilder“ von Katharina Diez. Höchst originell ist aber das „Winterlied“ von Robert Hamerling, und der Vollklang echter Poesie tönt uns aus dem begeisterungsprühenden Hymnus „Winter in Italien“ von Julius Schanz entgegen. Im Besitz einer gereiften Künstlerschaft zeichnet der geniale Dichter, um dieses so oft misbrauchte Beiwort einmal an der rechten Stelle anzuwenden, „ein Bild mit wenigen Strichen, was mit unendlichem Wust nie der Geselle vermag“. Seine hohe lyrische Malerkunst offenbart sich in der rein poetischen Vergeistigung der Natur. Nach den köstlichen Anfangsstrophen, die uns den blühenden Winter in Italien mit südlicher Farbenpracht vergegenwärtigen, fühlt sich der Dichter im vollen Bewußtsein des ihm zu Theil gewordenen Glücks um so lebhafter an die öden traurigen Wintertage seiner nordischen Heimat erinnert:

Wie hab' ich geschauert im heimischen Norden,
Wo der Himmel umwölkt und die Thale verschneit,
Wie war's auf den Fluren so einsam geworden,
Wie trugen die Wälder so schweigend ihr Leid!

Wie grauten im Norden die Tage so finster,
Ach! selber der Mai dort lächelte kaum:
Hier blühet um Weihnacht frischer der Ginster,
Als dorten im Maien der Apfelbaum.

Die kindliche Lust mit den rosigen Wangen,
Die Freuden, sie kamen dort selten zu Gast:
Wie froh die Pokale beim Fest auch erklangen,
Nie labte das Herz mir erquickliche Rast.

Im Süden, da wandeln die Göttinnen freier,
Des Tages schönerer Theil ist die Nacht,
Phantastisch weht der ambrosische Schleier
Um ihrer Locken entfesselte Pracht.

Sie pflücken die Rosen, sie winden die Kränze,
Und schweben dir ungeladen ins Haus,
Sie zünden die Fackeln und schlingen die Tänze
Und ruhen in weichen Umarmungen aus.

Wie ernst mich auch mahnen die dunklen Cypressen —
Vorüber brausen die Panther kühn,
Den Thyrsus geschwungen und selig vergessen,
Daß Monde verbleichen und Sonnen verblühn.

Die Musik der an uns vorbeirauschenden Verswellen ist von solcher Lieblichkeit und Kraft, daß die Fülle des sprachlichen Wohllauts mit der Schönheit des Gedankeninhalts künstlerisch zu wetteifern scheint. Eine in ihrer einfachen Erhabenheit nicht zu übertreffende Naturpoesie entfaltet die empfindungsvolle Schlußzeile der zuerst angeführten Strophe: „Wie trugen die Wälder so schweigend ihr Leid!“ Im vollkommenen Gegensatz zur behaglichen Breite der abgeblaßten äußerlichen Landschaftsbilder gewöhnlicher Poeten — welch eine ergreifende Kürze! Das ist echte lyrische Unmittelbarkeit, welche zur Ausbreitung einer innern Welt keiner großen Worte bedarf. Ohne die vielen übrigen Schönheiten des Gedichts in gleicher Weise näher darzulegen, begnügen wir uns damit, die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf die musikalischen Feinheiten der vorletzten Strophe hinzulenken.

Den poetischen Illustrationen der vier Jahreszeiten folgen gesellige Lieder, leichtgeflügelte Bacchuskinder, Betrachtungen aus dem Leben, kleinere Weltbilder, Stimmen der Erinnerung und hymnenartige Klänge zur Verherrlichung des deutschen Genius. Gleich zu Anfang erklingt eins der frischesten Lieder zu Ehren des heiligen St.-Peter in Walporzheim, für dessen Ruhm Hermann Grieben in die Schranken getreten ist; auch Friedrich Oser weiß sich mit der edeln Frau Musica glücklich abzufinden. Einen höchst gelehrigen Schüler des verliebten Sängerhelden Anakreon erkennen wir in Ludwig Bauer. Das jetzige Oberhaupt der schwäbischen Dichterschule, Eduard Mörike, gibt uns nach langem Verstummen ein neues Sonett zum besten; die natürliche Anmuth des Poeten sträubt sich aber sichtbar gegen diese Kunstform, die von jeher Mörike's schwache Seite gewesen ist. Seine Muse schreitet hier wie in Professorstiefeln umher, welche sie nur bei einzelnen Zeilen in die Ecke wirft, um uns wieder für einen Augenblick durch die ihr angeborene Grazie zu entzücken. Klarer herausgestaltet sind die Sonette von Ludwig Pfau und Oser. Frankl führt uns in die Libysche Wüste, aber nur in den beiden ersten Sonetten ist dem österreichischen Sänger die deutliche Zeichnung der fremd phantastischen Genrebilder gelungen. Siegfried Kapper streut „Kleine Blätter“ auf unsern Weg und A. Kaufmann singt in einer ansprechenden Melodie die lieben süßen Lieder der ersten Nachtigall. Moritz Blanckarts feiert die Religion, die Kunst und das Vaterland, und der alte Schwabe Karl Mayer zeigt uns in verschiedenen neuen Miniaturbildchen, wie er sie früher hundertweis geschaffen, daß er auch noch am Leben ist. Wilhelm Anthony erquickt uns durch ein freundliches Wort und Karl Siebel versteht unser Herz mit einigen weichgestimmten elegischen Accorden sympathisch zu berühren. Bis auf die unbehülfliche Zeile: „Nie Thränen meinem Aug' entquollen“ ist das längere Gedicht „Ein treuer Bund“ von Gustav Pfarrius künstlerisch ausgeführt und, wie der verstorbene Professor Weiße von den Dichtungen des fahrenden Poeten Karl Beck wohlbedächtig zu sagen pflegte, nicht ohne alle Phantasie. Anastasius Grün, dem wir ein paar neue „Knospen“ verdanken, ist noch ganz der alte heitere Spaziergänger von ehedem. Anstatt wie der krankhafte Nikolaus Lenau bei dem unverhofften Rauschen herbstlicher Blätter in eine schwindsüchtig-verzehrende Melancholie zu versinken, weiß im Gegentheil der frohgelaunte Musensohn den düstern Gedanken der Vergänglichkeit durch liebliche Vorstellungen zu verklären:

Sonnenglanz und Rosenduft,
Nachtigallgeschmetter!
Und in solcher Frühlingsluft
Irre, dürre Blätter!

Ja, mein Los ist ihrem gleich,
Da wir erdwärts sinken,
Während ringsum freudenreich
Neue Lenze winken.

Sei ihr Trost der meine auch:
Daß im Niederwallen
Wir, gewiegt von Frühlingshauch,
Nur in Blüten fallen.

Bedeutend ist die Uebertragung des in Italien so berühmt gewordenen Gedichts „Heinrich Heine“ von Bernardino Zendrini, dem in jüngster Zeit schon mehrfach genannten Vertreter der neuen lombardischen Dichterschule. Die Wiedergabe des imposanten phantasievollen Gemäldes durch Julius Schanz ist vortrefflich, und der italienische Geibel, dessen Dichtungen durch die Vermittelung von Schanz auch bei uns eine heimatliche Stätte erhalten sollen, hat daher in dem Landsmanne von Julius Mosen eine innerlich verwandte Natur gefunden.

Im nächsten Abschnitt begrüßt uns der allbekannte, nicht umzubringende Liebesgott, der gewissermaßen einen ganzen Köcher voll spitzer und stumpfer Pfeile bunt durcheinander verschießt. In dem frischen Gedicht „Mit der Braut“ erweist sich J. G. Fischer als ein glücklicher Treffer; nicht ohne Erfolg bemüht sich hier der schwäbische Dichter, die Goethe'sche Leier nachzuspielen, da uns die Tonart seiner Verse wohlthuend an das herrliche „Mailied“ gemahnt. Adolf Stern eröffnet einen Cyklus von acht Liedern, von denen die größere Hälfte einen freien dichterischen Schwung bekundet. Das Gedicht „Hinter den Epheuranken“ von Hamerling ist reizend und behauptet trotz der Weichheit des Tones eine männliche Kraft. Hermann Lingg besingt das Halstuch seiner Schönen mit einer so liebenswürdigen Pietät, daß wir unwillkürlich dabei an Werther denken, dem die Busenschleife der guten Lotte mehr galt als alle Reichthümer Perus. Der Gartenlaubendichter Albert Traeger gelangt indeß nicht über die anständige Mittelmäßigkeit hinaus. Der längern Erzählung von Eduard Tempeltey fehlt es nicht an lebhaft lodernden Geistesblitzen und bei einer kunstvollern Durchbildung des Ganzen (so schwerfällige Zeilen wie: „Das war's wol: sie hat, unfrei, viel gebangt“ u. s. w. hätte Tempeltey namentlich vermeiden müssen) würde das Gedicht eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Wilhelm Hertz, der kecke, feurige Liebesdichter, entfaltet endlich in den „Letzten Briefen“ eine stürmisch bewegte Passionsgeschichte, welcher wir unsere Theilnahme nicht versagen können, weil wir uns gefesselt fühlen von dem klaren einfachen Glanze echter Dichterfarben.

Mit dem folgenden Abschnitt kommen wir aus der sonnenheißen Region „göttlicher Raserei“ in die milde Sphäre des reinen häuslichen Glücks, der ruhigen Fassung und der holden besonnenen Schwärmerei. Georg Hick schildert die „Vaterfreuden“ mit einer anschaulich schönen Natürlichkeit, Pauline Schanz zeichnet in dem harmonisch abgerundeten Gedicht „Die Stiefmutter“ ein muthig in die Welt hinausziehendes Geschwisterpaar, A. Silberstein gibt uns ein knappes ansprechendes Bild vom „Großmütterchen und dem kleinen Enkelein“, und Hermann Lingg's Muse feiert in kraftvollen malerischen Strophen seine unvergeßliche Freundin „Titania“. Schon aus dem nachstehenden Anfang des Gedichts wird der Leser wieder deutlich die gestaltende Hand des originellen Lyrikers erkennen:

Wir fuhren einst in kalter Nacht
Durch ödes Land im Schlitten,
Das Eis der Flüsse hat gekracht,
Die rauhen Winde schnitten.

Es war schon spät, wir hielten an,
Ein gastlich Haus und Zimmer
Ward uns, den Fremden, aufgethan
Bei heller Kerzen Schimmer.

Im Zimmer saß ein Himmelsbild,
Ein Kind, umwallt von Locken,
Das sah mich an, so groß und mild
Halb traulich, halb erschrocken.

Fast unwillkürlich hielt' ich inn',
Und sagte froh beklommen:
„Titania! Elfenkönigin!
Bin ich zu dir gekommen?“

Julius Grosse behandelt in einer kleinen trefflichen Erzählung das Thema, daß „der Liebe Flamme immer golden flackt, ob die Menschen weiß sind oder farbig“; ein hübsch ausgeführtes „Indisches Stillleben“ erhalten wir von Ernst Leonhard (Oskar Elsner), dessen dichterische Begabung hier ganz anders zum Durchbruch kommt, als in den Beiträgen für das schlesische Album, weshalb der Poet doppelt verpflichtet ist, einer leichtfertigen Production zu entsagen, welche das Uebel dilettantischer Bleichsucht im Gefolge hat. An die gemüthvolle Darstellungsweise der „Alten Waschfrau“ von Chamisso erinnert uns einigermaßen „Das letzte Osterwasserholen“ von Eduard Kauffer, nur daß dieser im Ausdruck nicht so natürlich, sondern bisweilen geziert und gedrechselt erscheint.

Auf dem Gebiet der launigen Romanze bewegt sich Victor Scheffel mit französischer Grazie und Leichtigkeit; in dem köstlichen von A. von Werner illustrirten Gedichte „Der Hut im Meere“ hat der deutsche Romanzensänger den jovialen Ton von Béranger überaus glücklich getroffen. Die den sagenhaften Gesichtskreisen angehörigen Dichtungen, welche den rein poetischen Theil des Albums beschließen, sind noch ziemlich zahlreich vertreten. Mit Ausnahme weniger Poeten, die sich in der früher üblichen aber uns jetzt nicht mehr anmuthenden Redeweise des Wunderhorns gefallen, freuen wir uns darüber, die meisten Verfasser hinsichtlich der angewandten Tonarten auf jenen Bahnen zu finden, welche die Dichter unsers Jahrhunderts zu betreten haben. Als hervorragende und zugleich nicht ohne genialen Anflug erscheinende Schöpfungen bezeichnen wir folgende: „Ethiko der Welf“ von M. Beilhack, „Bernadotte“ von Joseph Weilen, die „Maulbronner Fuge“ von Scheffel, die „Willis“ von Lingg, „Ahasver“ von Ludwig Bund und endlich der „Gottkönig“ von Moritz Hartmann.

Den Schlußstein des inhaltreichen Werks bildet die „In St.-Jürgen“ betitelte Novelle von Theodor Storm. Auch diese neue Erzählung trägt die feingeschnittene

unverkennbare Physiognomie des Autors. Die Dürftigkeit der Handlung weiß derselbe mit lyrischen Blüten und Blättern so anmuthig zu verdecken, daß uns der frische grüne Schmuck seiner Darstellung hinlänglichen Ersatz bietet. In Bezug auf das minutiöse Verfahren ist Storm bereits als ein echter niederländischer Genremaler anerkannt, dessen Pinsel alles, was er uns vor die Augen führt, mit der größten Zierlichkeit bis in die kleinsten Besonderheiten zeichnet. Nur ist Storm in vorliegender Geschichte nicht eben glücklich in der Wahl der von ihm geschilderten Charaktere gewesen. Als Hauptperson erregt zwar die prächtige alte Jungfer durch das treuherzige Referat ihrer traurigen Erinnerungen unser wärmstes Interesse; aber die übrigen Figuren, die nicht genug Knochen und Lebensmark besitzen, sind leider nicht im Stande unsere Theilnahme zu gewinnen. Der im Aberglauben bis an das Kindische streifende Vater, und Harre, der seine Jugendgeliebte den Verhältnissen zum Opfer bringt, was sind sie anders als haltlose Dämmerungsmenschen, deren Existenz wir schon in der realen Wirklichkeit so häufig zu beklagen haben. Welche Erquickung müßte es sein, in dem lustig blühenden Hausgarten der Storm'schen Poesie umherzuwandeln, wenn es dem trefflichen Novellendichter behagte, uns durch die Vorführung von würdigen und in ihren Schwächen noch anziehenden Gestalten zu begeistern. Seine künstlerischen Fähigkeiten werden dann erst in das rechte Licht kommen und anstatt unsere Sympathie, die er bereits durch die genrebildliche Meisterschaft vollständig errungen, hinterdrein wieder abzukühlen, wird er dieselbe immer lebhafter und zwar für die Dauer in Anspruch nehmen.

Nicht minder bedeutend, wenn auch ohne Bildergalerie, präsentirt sich uns folgendes Werk, auf welches die Redaction d. Bl. bereits rühmend hingewiesen hat:

10. Deutsche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhaftesten deutschen Dichter. Herausgegeben von Christian Schad und Ignaz Hub. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In die Nischen unsers Pantheon haben sich bekanntlich die sogenannten Musenalmanache selten oder niemals verirrt, und schon der jugendliche Georg Herwegh hielt es für einen höchst boshaften Witz, die den Frauen huldvoll dedicirten Kalender mit Schmetterlingen als dem Symbol der Unsterblichkeit zu vergleichen. Die meisten Almanache und Taschenbücher der Art wanderten eben hinaus in die Welt ohne Erlaubniß und Mitwirkung der Musen; unter der gerechten Geringschätzung des Publikums mußten freilich einzelne bessere Werke leiden, aber bei dem segensreichen Einfluß, den dieselbe im großen und ganzen übte, war dies nicht in Betracht zu ziehen. Die Herausgeber solcher Sammlungen sahen sich zu einer höhern künstlerischen Auffassung gezwungen, und die unglückliche Benennung „Musenalmanach“, die auf ein kalenderartiges, blos für ein Jahr berechnetes Werk hindeutete, ist bereits zur Freude der Musen in Wegfall gekommen. Emanuel Geibel, das Haupt der münchener Dichterschule, war der erste, der auf diesem Gebiete wieder den Stab des Aaron führte. Das im Verlag von Kröner erschienene „Münchener Dichterbuch“ (Stuttgart 1866) behauptete durch die strenge Auswahl der aufgenommenen Gedichte eine wahrhaft künstlerische Physiognomie, und in dieser Beziehung konnte dasselbe spätern Herausgebern ähnlicher Werke zum Vorbild dienen.

Das hier in Rede stehende Album, das ein poetisches Denkmal für Ferdinand Freiligrath bildet, hat unter dem Banner von Christian Schad und Ignaz Hub unsere besten Dichter versammelt. Christian Schad spielt allerdings selbst eine stumme Rolle, vielleicht ist er aber dafür desto thätiger bei der schwierigen Anordnung des Ganzen gewesen. Die Eröffnung des Albums geschieht durch eine schwungvolle Biographie Freiligrath's von Ignaz Hub; die hohe Begeisterung des Biographen für den Mann der Dichtung und der That spricht mit jugendlichem Feuer aus jeder Zeile. In Bezug auf die Bemerkungen, welche zur eigentlichen Kritik des Poeten gehören, hält sich Hub hauptsächlich an die treffenden Worte Gottschall's, mit denen dieser den innern Werth der Freiligrath'schen Gesänge in seiner Festrede charakterisirt. Am meisten wirkte, wie Gottschall bezeichnend sagt, die große Anschaulichkeit der Darstellung und die Energie, welche auch das dem Anschein nach widerstrebende Wort der Dichtung einreihte und ihm einen poetisch funkelnden Anstrich gab. Diese plastische Darstellungskraft, verbunden mit einer markigen kernigen Sprache, zeigte sich wieder deutlich an dem jüngsten Gedichte Freiligrath's, das er seiner Tochter Käthchen bei ihrer Verheirathung als poetisches Weihgeschenk vermachte. Gewiß ist hier die Anführung einer köstlichen Strophe erlaubt; bei dem Abschied der Tochter fühlt sich der Poet lebhaft an ihren von der Natur einst stürmisch begrüßten Einzug in das Leben erinnert. Nach einer malerischen Herbstschilderung, die uns mitten in die Situation versetzt, fährt der Dichter fort:

> Schwarzgrün die Wellen brauten
> Um Hutten's Inselgrab,
> Glärnisch und Tödi schauten
> Aus Wolken still herab.
>
> Im Thale Sturm — die Spitzen
> Krönt' heller Sonnenschein:
> So zogst du unter Blitzen
> Und Schneeglühn bei uns ein!

In den wenigen Versen erhalten wir wie mit Einem Schlage ein so bestimmt ausgeprägtes Bild, daß wir alles leibhaft vor uns sehen.

Höchst interessant sind die Mittheilungen Hub's über die Jugenderziehung des Dichters. Auch seine vielfachen politischen Schicksale finden wir mit gewissenhafter Treue abgespiegelt. Männer der entgegengesetztesten Richtung müssen sich beugen vor einem Charakter, wie es Freiligrath ist, und dergestalt ist es der poetische Genius nicht einzig und allein, der ihm zu seinem Ruhme verholfen. Das deutsche Volk hat seines Dichters in der Noth diesmal nicht vergessen, und was war natürlicher, als daß zumeist die eigenen Sangsgenossen, alle die verschiedenen Werkmeister und Gesellen der Kunst, zur Erbauung eines Monuments herbeieilten, eines Monuments, wie es nur einem auserwählten Geiste errichtet werden konnte.

Die schönsten Triumphe haben die vornehmsten Mitglieder des münchener Dichterkreises gefeiert. Mit glücklichem Wagenzuge, wie die olympischen Sieger, erscheinen

Emanuel Geibel, Paul Heyse und Adolf Friedrich von Schack an der Spitze. Geibel beginnt seinen Cyklus mit einem größern Gedicht, das im streng geschlossenen Rahmen des Trimeters eine Reihe der anmuthigsten Bilder an uns vorüberführt. Zur Darstellung der ruhigen Gefühle ist der Trimeter, der Ernst und Leichtigkeit so schön verbindet, ganz vorzüglich geeignet; wie tonarm ist ihm gegenüber der iambische Fünffüßler. Bis in seine Einzelheiten ist das seelenvolle Gemälde meisterhaft herausgearbeitet und die nähere Betrachtung würde zum glänzenden Beweise dienen, welche Höhe Geibel als Sprachbildner erreicht hat. Freilich ist der Dichter hier an die äußerste Grenze gelangt, nur noch Ein Schritt und er würde unfehlbar in poetische Schönthuerei verfallen. Aber das ist es eben, was unsere Bewunderung herausfordert: der Künstler kennt genau die verhängnißvolle Linie, die er einzuhalten hat. Zwei zarte, dem Franzosen Emil Deschamps nachgedichtete Gesänge und sieben eigene Lieder, die an den Ufern der Ostsee entstanden sind, bilden den Schluß des Cyklus. Die Seelieder sind in der That der urkräftige Ausdruck des vielgestaltigen Meers. Bei der gedrungenen, wildphantastischen Darstellung des Sturms werden wir schnell und mächtig mit fortgerissen:

Nun kommt der Sturm geflogen,
Der heulende Nordost,
Daß hoch in Riesenwogen
Die See ans Ufer tost.

Das ist ein rasend Gischen,
Ein Donnern und ein Schwall!
Gewölk und Abgrund mischen
All ihrer Stimmen Schall.

Und in der Winde Sausen
Und in der Möve Schrein,
In Schaum und Wellenbrausen
Jauchz' ich berauscht hinein.

Schon mein' ich, daß der Reigen
Des Meergotts mich umhallt,
Die Wogen seh' ich steigen
In grüner Roßgestalt,

Und drüber hoch im Wagen,
Vom Nixenschwarm umringt,
Ihn selbst, den Alten, ragen,
Wie er den Dreizack schwingt!

Paul Heyse versetzt uns mit seinem umfangreichen Gedicht: „Das Festmahl der Alten“, in die Regionen der Ballade. Bei dem Reichthum unserer Balladenliteratur fällt es um so mehr ins Gewicht, wenn wir die vorliegende als einen Edelstein zu bezeichnen haben, der wegen seines reinen und seltenen Feuers besonders in die Augen blitzt. Der Inhalt ist wahrhaft ergreifend und erinnert in mancher Hinsicht an die rührende Begebenheit, daß Goethe bei seinem Vortrag von „Hermann und Dorothea“ in Thränen ausbrechend sagte: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen.“

Das leidenschaftliche, hochtragische Gedicht: „Die deutsche Mutter“, von Adolf Friedrich von Schack, schneidet tief in das Herz unserer Gegenwart. Die Mutter erzählt uns, wie sie ihre beiden Söhne von Jugend auf für das Vaterland begeistert habe; das Heldenblut des Vaters sei auch in ihren Adern geflossen, und so habe es den einen schon früh zu Habsburgs Adler, den andern zu den preußischen Fahnen getrieben:

Mein Bruder, leb' wohl! Doch bald vereint
Wehn unsere Banner wider den Feind
Und jagen ans Meer ihn nach Westen;
Für Deutschland, wie uns die Mutter gelehrt,
Laß dann, des Ahnen, des Vaters werth,
Uns kämpfen unter den Besten!

Und sie träumten noch von vereintem Sieg;
Wer war es, o wer, der da den Krieg
Von Deutschen mit Deutschen entflammte?
Scheu bebte zurück die entsetzte Natur,
Doch band an die Fahnen die zwei ihr Schwur,
Und riß sie ans Werk, das verdammte.

Die Hölle jauchzte; von Süd und Nord
Entgegen sich wälzten zum Brudermord
Die Heere mit klingendem Spiele,
Und, wie ich jammernd am Boden lag,
Die beiden Söhne bei Nacht und Tag
Schaut' ich in dem Schlachtengewühle.

Des Krieges Norne rafft beide hinweg, und die unglückselige Mutter hat keine Thräne mehr zu weinen. Aber bei dem prunkvollen Einzug des Heers ruft sie den jubelnden Kriegern mit erschütternder Stimme zu:

Und ihr, mit Jubel und Festlust heut',
Versöhnt ihr mein Weh mit Glockengeläut'
Und hallenden Siegesliedern?
Schweigt! schweigt! Reißt ab von den Helmen das Laub
Und streut auf das Schlachtfeld Asche und Staub,
Wo Brüder sich würgten mit Brüdern!

Die übrigen münchener Dichter, welche die gleiche Höhe nicht behaupten, werden durch Poeten aus andern Orten vielfach überflügelt. Die scharfen und treffenden Schlaglichter, womit uns der bekannte Sänger des Mirza-Schaffy erfreut, erregen zwar unsere volle Theilnahme, aber der poetische Orientalist wußte seine frühern Sprüche mit dem Zauber einer größern Anmuth zu umkleiden. Lingg's Muse besingt von Ravenna den kerndeutschen Eichbaum als Urbild vaterländischer Kraft; dem Gedichte fehlt indeß der tiefere Gehalt. Auch die Conquistadoren, die ersten spanischen Eroberer in Amerika, hat der Dichter in einer allzu vagen und abgerissenen Weise besungen. Solche Stoffe, welche Lingg meistens nicht in ihrem Dunkel unaufgehellt liegen läßt, vertragen keine so leichte Behandlung. Weitaus erschöpfender und von einem höhern Gesichtspunkt aus beleuchtet ist die Ode „Prometheus“.

Moritz Carriere verräth auch als Poet den Philosophen; seine Dichtung: „Mohammed“, die in sieben Abschnitte zerfällt, ist fein und geistvoll durchgeführt. Im ersten Abschnitt tritt uns die selbstbewußte Größe des Propheten in königlicher Haltung entgegen; die Strophen nehmen hier einen hymnenartigen Flug. Hinsichtlich der weitern Abschnitte ist es von Interesse, daß die Erzählung keine Erfindung, sondern historische Treue beanspruchen darf.

Am schwächsten unter den Münchenern sind die Erzeugnisse von Julius Grosse und Melchior Meyr. Grosse ist von Haus aus Epiker und auch in der Lyrik kann er diesen Grundzug seiner Natur nur schwer verleugnen. Das Gedicht „Mittagszauber“ dient keinem bestimmten Zwecke und ist in die Luft hinein gemalt. Der Schilderung des alten Pärchen, das mit Parapluie, Fernrohr und Barometer bewaffnet ins Freie spaziert, mangelt ein wirksamer Schluß. Einen gigantischen Anlauf wagt jedoch

der Poet in seiner kühnen Darstellung des weltverlorenen Hintersee.

Melchior Meyr, vorzugsweise als trefflicher Novellendichter und Philosoph bekannt, weiß sich auf lyrischem Boden nicht mit der nöthigen Grazie zu bewegen. Am frischesten sind noch die poetischen Reflexionen, die er bei Betrachtung einer Rose anstellt. Die alcäische Ode, welche sich „Die Quelle der Poesie" betitelt, verläuft einigermaßen im Sande der Prosa. Die Ode hebt mit den Worten an:

> Was macht den Dichter? Glühende Leidenschaft.
> Die Sehnsucht macht ihn, die mit Begierde sich
> Ans Herz zieht liebliche Gestalten
> Und mit Entzücken den Rausch verkündet.

Das rhythmische Geflecht der Strophe ist sehr mangelhaft und der lahme Ausdruck, „die Sehnsucht macht ihn", entspricht wenig der erhabenen Kunstform. Die dritte Versreihe, die stets einen sanften rein iambischen Schritt behaupten muß, stört völlig den Charakter des Ganzen.

Ungezügelt und voller Humor erscheint Georg Herwegh auf dem Kampfplatze; seit Jahren ist mit dem Sänger der „Lieder eines Lebendigen", der seine neuesten Ergüsse allzu sorgfältig gegen den Druck bewahrt, eine interessante Wandlung vorgegangen. Wir haben das untrügliche Gefühl, als hätte der durchtriebene Heinrich Heine, um noch nachträglich verschiedene aristophanische Witze loswerden zu können, einen guten Theil seines Geistes auf Herwegh übertragen.

So hinterläßt denn auch das Gedicht „Fromme Wünsche" geradezu den Eindruck, als sei dasselbe direct aus der Feder von Heine geflossen. Wenn die Nachahmung einen derartigen Höhepunkt erreicht, wäre es übel angebracht, von einer bloßen Copie sprechen zu wollen.

Durch einen mehr launigen als witzigen Beitrag erfreut uns Karl Simrock, der ausgezeichnete Uebersetzer althochdeutscher Dichtwerke. Die hier behandelte Rheinsage „Der Kirchenschlaf" verdanken wir dem ehrwürdigen Mönch Cäsarius, aus dessen historischen Berichten sie Simrock glücklich aufgestöbert hat.

Franz Dingelstedt ist der wehmüthige Repräsentant der lachenden Thräne. Sein „Nachtstück aus Helgoland" ist theilweise sehr grell, aber in seiner realen Grellheit wahrhaft genial. Nicht minder imposant ist die Zeichnung irdischer Vergänglichkeit, die Gottschall in dem Gedichte „Auf dem Palatin" vor uns aufrollt; auch die kleinern drei Naturbilder bezeugen die feinsinnige und originelle Auffassungsgabe des Dichters.

Besondere Hervorhebung verdienen endlich noch: Gottfried Kinkel, Feodor Löwe, Hermann Hölty, Ignaz Hub, Robert Prutz, Johannes Minckwitz, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Theodor Storm, Julius Schanz (durch die Uebersetzung eines Gedichts von Zendrini vertreten), Pauline Schanz (eine echte Schwester des Apoll), Gotthold Raimund, Silberstein, Julius von der Traun und die dem literarischen Nachlaß des Poeten Max Waldau entnommenen Beiträge.

Mit gerechter Freude verabschieden wir uns von dieser werthvollen Sammlung; der Meister, dem sie gewidmet ist, darf auf eine solche Huldigung seines Genius stolz sein. Die Musen haben gleichsam das Werk mit eigenen Händen begonnen und beendet, und die vereinzelten Ausnahmen, bei denen wir ihre kräftige Unterstützung vermissen, erscheinen nur als flüchtig vorüberziehende Schatten.

Wilhelm Buchholz.

Militärischer Büchertisch.

Einige neue Erscheinungen in der Militärliteratur oder ihr verwandten Gebieten, welche unsern Lesern gegenüber keine ausführlich eingehende Besprechung fordern, veranlassen uns, sie in kürzern Berichten zusammenzustellen. Wir erklären ausdrücklich, daß wir viele derselben allerdings nach ihrem Werthe vollkommen anerkennen, wenn wir auch eine detaillirte Beurtheilung desselben den Fachjournalen überlassen müssen.

Zu den bisjetzt erschienenen Werken über den italienischen Krieg von 1859 ist noch gekommen:

1. Der Feldzug in Italien 1859. Mit 5 Schlachtplänen. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich nicht genannt, es ist aber derselbe österreichische Stabsoffizier a. D., welcher den „Krieg von 1866" geschrieben hat (vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1867); auch wenn wir es nicht gewußt hätten, würden wir es an dem Geiste, der Schreibart und kritischen Schärfe des Werks erkannt haben. Das vorliegende ist schon im Frühjahr 1866 beendigt, und da es jetzt erst erscheint, hätte der Verfasser noch manche Consequenzen aus dem Sommer 1866 in einem Vor- oder Nachwort hinzufügen können. Er hat es aber vermieden und allerdings im Buche schon genug gesagt. Das Schlußwort ist gegen die eine Partei gerichtet, welche er auch hier heftig angreift: „Kanonendonner und wiehernder Rosse Getrabe wird trotz der Emigrantenclique in der wiener Hofburg nur die Frage entscheiden, ob Centraleuropa sich passend gestalten oder sein größter Theil dem schweigsamen und lauernden Rußland anheimfallen solle; die Ideen, welche sie zu verfechten vermeinen, sind mausetodt und auch die stärkste Dosis Schießpulver erweckt sie nimmer zu erneutem Leben." Seit dies geschrieben ist, hat sich die genannte Frage für Deutschland glücklich entschieden. Die Charakteristik der Persönlichkeiten in der österreichischen Armee von 1859 ist wiederum sehr interessant, aber auch in derselben pikanten Manier, wie in dem früher erschienenen Werke. Den Grafen Gyulay nimmt er übrigens sehr in Schutz, wenn er auch seine Fehler angibt; er nennt ihn einen verständigen rechtlichen Mann, der zweimal — vor dem Ausbruch des Kriegs — um Enthebung von seinem Oberbefehl gebeten, weil er die Unzulänglichkeit der Armee einsah. Das Heer verlangte Benedek, nicht den alternden Heß, den Gyulay vorschlug. „Benedek, dieser «Demokrat in Generalsuniform», war aber von der

allmächtigen Adelsclique verabscheut." Das Buch enthält viele sehr drastische Mittheilungen im einzelnen, als kriegsgeschichtliches Werk natürlich wenig Neues; der Kritik der Operationen wird man nicht immer beistimmen.

Von einem kriegserfahrenen Schriftsteller ein Wort zu rechter Zeit ist:

2. Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Offiziere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete bearbeitet von Julius von Wickede. Jena, Costenoble. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es wird uns schwer, nicht tiefer in diese höchst zeitgemäße Schrift einzugehen, um die Resultate, zu denen der Verfasser kommt, auch in weitern Kreisen zu verbreiten; doch müssen wir uns nur mit einigen Andeutungen begnügen. Wickede ist kein bloßer Theoretiker, er hat den Krieg aufgesucht, wo er konnte, um ihn praktisch zu studiren. Darum wohnte er, theils als Volontäroffizier, theils als Augenzeuge und Berichterstatter im Hauptquartier 1848—50 den Kämpfen in Schleswig-Holstein, Baden und theilweise auch in Italien bei, war 1851 längere Zeit bei den französischen Truppen in Algerien, 1853—54 im Orientkriege, 1860 und 1861 in Italien, 1864 wieder in Schleswig und 1866 bei den preußischen Armeen in Oesterreich. Und nicht etwa als Dilettant oder Amateur, sondern als Offizier (er ist Rittmeister in mecklenburgischen Diensten gewesen) hat er seine reichen Erfahrungen gesammelt; er ist also durchaus competent in seinem Urtheil. Sein neuestes Werk beweist zuerst aus der neuesten Geschichte die Nothwendigkeit steter Reformen in der Heeresorganisation und Kriegführung, schildert dann die Hauptreformen in beiden seit Gustav Adolf's Zeit und kommt nun auf das Heer der Neuzeit zu sprechen, in welchem Kapitel der Einfluß des Nationalitätsprincips, das System der allgemeinen Wehrpflicht, die Dauer der Dienstzeit, das Offiziercorps, der Generalstab und viele andere wichtige Themata abgehandelt werden. Die Dauer der Dienstzeit ist eine Tagesfrage geworden. Der Verfasser leugnet nicht, daß ein Infanterist bei strengem Dienst in zwei Jahren ausgebildet werden könne, hält aber dennoch eine längere Dienstzeit für wünschenswerth und ist der Ansicht, daß die zwei- und dreijährige Dienstzeit nach dem Princip der Bestimmung über die einjährigen Freiwilligen sich vereinigen lasse. „Jeder junge Mann, der vor seinem Eintritt in den Soldatenstand oder während seiner Dienstzeit nachweist, daß er die gewöhnliche Schulbildung besitzt und nach zweijähriger Dienstzeit ein bestimmtes Unteroffizierexamen besteht, könnte alsdann schon das Recht haben, als Unteroffizier für die Reserve oder Landwehr auf Urlaub zu gehen."

Der Vorschlag wäre allerdings in Erwägung zu ziehen, nur würde bei guter Volksbildung, wie z. B. in Preußen, die Zahl der beurlaubten Unteroffiziere bald unverhältnißmäßig steigen. Sonst verkennen wir den Nutzen dieser Einrichtung, welche auch ein Sporn zur Erlangung einer guten Schulbildung wäre und der Armee für die Reserve und Landwehr tüchtige Unteroffiziere zuführen würde, keineswegs. Die wegen körperlicher Untauglichkeit vom Kriegsdienst befreiten jungen Leute will der Verfasser, wie früher schon Pz. (Pönitz), nach Maßgabe ihres Vermögens mit einer Steuer belegt wissen. Diese bestand allerdings in alten Zeiten des Heerbanns schon und war unter Karl dem Großen sehr hoch. Den Volkswehren spricht das Werk nur unter gewissen Bedingungen einige Tauglichkeit zu und fordert, um den Unterschied derselben mit einem wohlgeschulten Heere zu erkennen, zu einem Vergleiche des nordamerikanischen Bürgerkriegs mit dem von 1866 auf. Ueber die Freischaaren bricht er ganz den Stab. „Voraussichtlich wird mit Garibaldi das ganze Freischarenwesen für immer zu Grabe getragen sein und wir hegen keine Trauer darüber." Wir glauben nun zwar, daß Freischaren immer wieder zum Vorschein kommen werden, wie ja auch kürzlich in Frankreich deren gegen Deutschland beabsichtigt wurden, sind jedoch einverstanden damit, daß sie keine formidablen Gegner, wenn sie nicht in ganz besonderer Weise organisirt, disciplinirt und verwendet würden, nach einem Ideale, das nicht wohl mit solchen Elementen zu erreichen ist. Den Lesern, für welche vorzugsweise Wickede's Werk geschrieben ist, können wir dasselbe zur aufmerksamen Beachtung empfehlen.

Nur als historisches Material, das für die jetzigen realen Verhältnisse keinen Werth mehr hat, erwähnen wir noch:

3. Das preußische Heer vor und nach der Reorganisation, seine Stärke und Zusammensetzung im Kriege 1866 von H. Beitzke. Berlin, Kobligk. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Broschüre ist nach der Vorbemerkung auf den Wunsch und die Aufforderung von Parteigenossen geschrieben. Letztern wird sie willkommen gewesen sein; wir haben Beitzke's Verdienste als Geschichtschreiber der Befreiungskriege gern anerkannt (vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1855 und Nr. 38 f. 1856), für eine Autorität in militärischen Fragen haben wir ihn aber nie gehalten. Seine Parteigenossen sind in einigen Zeitschriften und Correspondenzen mit der Behauptung aufgetreten, daß Beitzke, weil er Mitglied der Fortschrittspartei gewesen, bei seinem Begräbniß keine militärischen Ehren erwiesen worden. Diese werden aber in Preußen überhaupt keinem verabschiedeten Offizier erwiesen, was jene Herren nicht wissen. Das Eiserne Kreuz hat Beitzke, wie angeführt worden, nicht besessen, als Freiwilliger von 1815, der nur zwei Belagerungen beigewohnt, auch nicht erwerben können.

Eine Studie, vor zwei Jahren schon zu einem Vortrage in der Militärischen Gesellschaft zu Oldenburg benutzt und jetzt zum Besten der oldenburgischen Invaliden aus dem Feldzuge von 1866 veröffentlicht, ist:

4. Kurzer Lebensabriß des Marschalls Moritz von Sachsen und Auszüge aus seinen Betrachtungen über die Kriegskunst. Von Louis von Weltzien. Oldenburg, Schulze. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Dem Lebensabriß ist das werthvolle Werk von Dr. von Weber (Leipzig 1863) zum Grunde gelegt. Aus den berühmten „Rêveries", welche der Graf von Sachsen in wenigen schlaflosen Nächten geschrieben, hat der Herausgeber der obigen Studie sehr geschickt die Goldkörner von bleibendem Werthe herausgefunden und in seinen Auszügen wiedergegeben. Wer liest noch das berühmte Werk; wer hat noch Zeit dazu? Und doch enthält es Ansichten und Gedanken, welche die neuere Kriegsweisheit erst

erfunden zu haben glaubt. Mögen unsere Fachgenossen sie hier lesen; es ist ihnen äußerst bequem gemacht.

Unter den in den letzten Jahren erschienenen Truppengeschichten nimmt einen ehrenvollen Platz ein:

5. Geschichte des königlich würtembergischen vierten Reiterregiments Königin Olga 1805—66. Mit besonderer Berücksichtigung der Brigade Normann im Feldzuge von 1813. Auf allerhöchsten Befehl verfaßt von R. Starklof. Stuttgart, Aue. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die würtembergische Cavalerie hat eine ruhmvolle Vergangenheit, und das Regiment, dessen Geschichte hier den militärischen Lesern übergeben wird, nimmt einen guten Theil davon für sich in Anspruch. Wir haben das Buch des Verfassers, dem wir schon die Lebensgeschichte des Herzogs Bernhard von Weimar verdanken (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1867), mit vielem Interesse gelesen, das größte muß es natürlich für die Offiziere der würtembergischen Truppen haben. Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, nur so viel über die allgemeinen kriegsgeschichtlichen Begebenheiten vorzutragen, als zum Verständniß des Antheils, welchen das Regiment an denselben genommen hat, nothwendig ist, schildert der Verfasser die Organisation des letztern und deren Veränderungen, seine Schicksale und seine Thaten auf Grund officieller Actenstücke, Tagebücher und sonstiger Mittheilungen in einer Darstellung, die sich fern hält von der heute nur zu sehr beliebten Manier überladener Schilderungen und doch nie zu trockenem Relationsstil „officieller Kriegsgeschichte" herabsinkt. Die vielen persönlichen Details, Erlebnisse einzelner Offiziere und Reiter, die Namen derer, die sich ausgezeichnet haben oder treu ihrer Fahne gefallen sind, geben dem Werk noch einen höhern special-vaterländischen Werth.

Der Titel verhieß schon eine Revision der Anklageacte wegen des traurigen Ueberfalls von Kitzen. Wir erkennen es an, daß der Verfasser möglichst objectiv dabei verfahren ist und viele bisjetzt unbenutzte Documente eingesehen hat; finden es auch ganz gerechtfertigt, daß er die Würtemberger von den schweren Anschuldigungen, welche sie damals getroffen haben und zum Theil noch aufrecht erhalten werden, zu reinigen sucht; er selbst hält die That für eine verwerfliche und weist nach, daß sie dem französischen Machthaber und seinen Generalen zur Last fällt, welche das Gehässige derselben in gewohnter Weise ihren deutschen Alliirten durch die Ausführung aufbürdeten. Immerhin bleibt aber die Art der Ausführung stehen, welche auch des Verfassers Darstellung nicht zu entschuldigen vermag, und die Behauptung, daß zuerst von den Preußen Schüsse gefallen, wird doch von allen Theilnehmern entschieden in Abrede gestellt. Es wäre ja wahrlich ein Wahnsinn gewesen, welcher den sofortigen Untergang herbeiführen mußte! Und dann fragen wir: hätte Normann etwa **nicht** angegriffen, auch wenn die vorgeblichen Schüsse nicht gefallen wären? Unsere Leser sehen: nicht blos die Straßenrevolution, sondern auch die Kriegsgeschichte hat die bekannten mysteriösen zwei Schüsse. Daß die Darstellung von preußischer Seite bisher ziemlich parteiisch gewesen ist und keine Notiz von würtembergischen Berichten genommen hat, geben wir jedoch dem Verfasser zu und ehren es, daß er die erstere nicht unberücksichtigt gelassen; auch wir erkennen die von A. S. (dem spätern General Schlüsser, den wir gekannt und geachtet haben) als die beste an. Uebergeben wir die Thatsache einer hoffentlich für immer abgeschlossenen Zeitepoche der Vergessenheit!

Den Uebertritt Normann's zu den Alliirten in der Schlacht bei Leipzig zu motiviren, lesen wir folgende tiefgefühlten Worte:

> Stellen wir uns den Seelenkampf Normann's nochmals vor die Augen: was mochte er in diesen Tagen wol hin und her erwogen, wie mochte er gerungen haben mit sich selbst, ehe er zu diesem Entschusse kam. Er, der Soldat, der ritterliche Führer, der Schöpfer seiner braven Truppe! Pflicht, Ehre, Menschlichkeitsgefühle stritten wechselseitig in seinem Innern. Dazu kam — er spricht es nicht ganz klar aus, einzelne ihm später entfallene Aeußerungen lassen es aber wol durchblicken — der Vorfall mit dem Lützow'schen Corps. Kam ihm bei diesem Uebergang ein wenn auch unbestimmter Gedanke der Sühne? Wer will es ermessen, was alles in diesen letzten Tagen durch seine Seele zog!

Normann's That wurde von seinem Könige nicht gebilligt, er kehrte nach Würtemberg erst 1816 nach dem Tode seines Monarchen zurück und kämpfte später bekanntlich in Griechenland, wo er 1822 starb.

In den folgenden Abschnitten unsers Werks werden die Feldzüge des Regiments 1814 und 1815, die 45 Friedensjahre desselben und zum Schluß der Feldzug von 1866 geschildert. Aus den beiden erstern ist wieder viel Rühmliches für die Truppe zu berichten, im letztern kam sie nicht in offener Feldschlacht, nur bei Patrouillen und Recognoscirungen vereinzelt zum Gefecht: „Der kurze Feldzug war eine Schule, um die junge Truppe kriegsgewohnt zu machen, um sie auf die vielleicht in naher Zukunft liegenden weitern ernsten Ereignisse vorzubereiten." Der Verfasser enthält sich taktvoll aller politischen Erörterungen; eine gleiche Zurückhaltung über die kriegerischen Ereignisse und deren Ursachen zu bewahren, mag seiner militärischen Einsicht und seinem Soldatengefühl schwer geworden sein. Einige Berichte über kleinere Aufträge, welche hier abgedruckt sind, geben viel Einzelheiten. Wir wollen aus diesen, wie auch im böhmischen Feldzuge zu bemerken ist, für unsere militärischen Leser hervorheben, daß von der Cavalerie wieder bedenklich viel beim Zusammentreffen mit dem Feinde **geschossen** worden, statt gleich die Klinge zu gebrauchen. Einige Beilagen und ein Namenverzeichniß aller im Buche erwähnten Krieger bilden den Schluß des trefflichen Werks, dem wir nur eine so splendide Ausstattung gewünscht hätten, wie sie einer auf allerhöchsten Befehl verfaßten Geschichte des Regiments Königin Olga würdig gewesen wäre.

Unsere erste Revue vom militärischen Büchertisch schließen wir mit einem Werkchen, das seine Veröffentlichung dem „Daheim" verdankt, in welchem einige Kapitel daraus viel Theilnahme erregt haben:

6. Erinnerungen eines evangelischen Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol 1855—56. Von Max Reichard. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1867. 8. 18 Ngr.

Die evangelische Kirche Frankreichs hat zum ersten male während des Orientkriegs ihren Glaubensgenossen im Felde den Trost und Beistand der Religion spenden können. Nach vielen Bemühungen ist es ihr gelungen,

die Erlaubniß der Regierung zur Absendung von Feldpredigern auf eigene Kosten zu erhalten, die Regierung versprach dazu freie Reise und Station im Lager. Ein junger Geistlicher, welcher dem Aufruf der Kirche zur Uebernahme des schweren, aber segensreichen Amtes folgte, hat in den vorliegenden Blättern seine Erlebnisse und Erfahrungen veröffentlicht. Er schildert in anziehender, oft poetischer Weise die Eindrücke, welche ihm die Reise durch den Zauber der Natur an classisch berühmten Gestaden, auch höchst contrastirende Eindrücke von Land und Leuten in Neuhellas und Stambul, gemacht hat; er gibt Bilder aus dem französischen Lagerleben, zeichnet Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist, z. B. Pélissier, mit bestimmter Charakteristik und stellt in ergreifendster Weise das, was er in der Krim als Augenzeuge geschaut oder in seiner seelsorgerischen Thätigkeit erlebt hat. Ein wohlthuender Geist christlicher Liebe ohne Zelotismus durchweht das ganze Buch und stellt es ähnlichen, die wir in d. Bl. besprochen haben, würdig an die Seite. In der Kunst der Darstellung mag es vielleicht höher stehen, wozu allerdings der Kriegsschauplatz im fernen Orient mit seinen eigenthümlichen Verhältnissen und farbenreichen Bildern beigetragen hat.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Die Literatur und die Association.

Das erste Januarheft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" enthält einen Artikel von Alexander Jung: „Die Literatur und die Association", welcher mit einer, dem sonst mehr dithyrambischen Schriftsteller fremden Schärfe die Mißstände unserer neuesten Literatur, namentlich in ihren Beziehungen zum Publikum hervorhebt. Mit Recht rügt er auch die literaturgeschichtliche Bevormundung, die in so einseitiger Weise ausgeübt wird. Die Dichter verschwinden jetzt hinter und in den Literaturgeschichten, und da die neuern Poeten von den Großsiegelbewahrern der deutschen Nationalschätze entweder gar nicht oder flüchtig oder mit schiefer Beurtheilung und vornehmer Abfertigung berücksichtigt werden, so tappt das Publikum ihnen gegenüber ganz im Dunkeln und wirft die hervorragenden Talente und die Alltagsscribenten in einen Topf. Gegen diese Mißstände will Jung mit Hülfe dreier neuer Associationen ankämpfen; er nennt sie 1) die Association literarischer Correspondenzen; 2) die Association der Bücherverbreitung; 3) die Association der internationalen Literatur. Er hält es zunächst für im höchsten Grade wünschenswerth, daß die bessern Schriftsteller untereinander, aber auch in Verbindung mit den gebildetsten Verlagsbuchhändlern, Herausgebern von Zeitschriften, Literaturfreunden sich zu einem lebhaften Briefaustausch, nicht blos geschäftlicher Art, sondern ideellen Gehalts sich verbinden, um zu gegenseitiger Kenntniß und Förderung zu gelangen, neue Unternehmungen anzuregen, zu begründen, Vortreffliches in Umtrieb zu bringen. Unserm Autor schweben dabei die Reminiscenzen unserer classischen Zeit vor; doch glauben wir, daß eine derartige Association zu bilden unpraktisch ist und daß derartige förderliche Anregungen dem freien Privatverkehr der Einzelnen überlassen bleiben müssen. Wichtiger erscheint uns der zweite Punkt, eine Association der Bücherverbreitung. Für die Verbreitung guter Bücher läßt sich viel thun durch ein gemeinsames Wirken, das beweisen die Bibelgesellschaften. Zunächst ist sehr viel in die Hände der Sortimentsbuchhändler gelegt. Dieselben können zwar unmöglich den Inhalt aller Werke kennen, die durch ihre Hände gehen; doch eine eifrige Beschäftigung mit der gleichzeitigen Literatur und der unabhängigen Tageskritik wird ihnen bald die Namen hervorragender Schriftsteller geläufig machen und sie lehren, Bedeutendes von Alltagsgut und dies vom Verfehlten zu sondern. Wie viel aber auf die Thätigkeit der Sortimentsbuchhändler ankommt, das beweisen die Verleger durch den erhöhten Rabatt, den sie bei einzelnen Unternehmungen ihnen gewähren. Hierin liegt nicht nur eine Prämie für den buchhändlerischen Eifer, sondern zugleich die Ueberzeugung von dessen Fruchtbarkeit. Solange die Sortimentsbuchhändler indeß nur diesen erhöhten Rabatt im Auge haben, der namentlich bei Anthologien, Sammelwerken und ähnlichen auf die Bequemlichkeit des großen Publikums speculirenden Buchmachereien ins Gewicht fällt, solange sie ähnlich wie die Schnittwaarenhändler nur Modewaaren empfehlen, wird die Association für Bücherverbreitung der solidesten Grundlage ermangeln. In der dritten Association, für internationale Literatur, findet Alexander Jung die Verwirklichung der Weltliteratur: ein ideales Ziel, das allerdings der jetzigen Cultur nicht unerreichbar bleiben darf. Die treffende Schilderung unserer Literaturzustände möge man in dem geistvollen Artikel selbst nachlesen.

Bibliographie.

Breitenstein, J., Jakob, der Glücksschmied. Ein Lebensbild. Basel, Georg. 16. 22½ Ngr.

Bühnen-Circular. Jahrgang 1868. Nr. 1. Berlin, Lassar. Gr. 4. 1 Thlr.

Dräseke, J. H. B., Drei kleine Schriften. Bremen, Heyse. Gr. 16. 20 Ngr.

Friedländer, E., Das Einlager. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Aus Urkunden dargestellt. Mit einem Anhang von meist ungedruckten Urkunden. Münster, Theissing. Gr. 8. 24 Ngr.

Hoefer, E., Ein Findling. Roman in 4 Büchern. 4 Bde. Schwerin, Hildebrand. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Kaiser, E., Der Deserteur oder die Waffenbrüder unter Kroaten und Panduren. Historische Erzählung aus dem deutschen Kriege des Jahres 1866. 1stes und 2tes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — 500,000 Thaler oder: Handwerker, Arbeiter und Fabrikant. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. 1stes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Krause, R., Catharina van Löwen. Tragödie. Berlin, H. E. Schneider. 16. 12 Ngr.

Luchs, H., Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau herausgegeben. 1stes Heft. Breslau, Trewendt. Gr. 4. 10 Ngr.

Merz, P., Aus dem Gedächtniß des Herzens. Gedenkblätter zum 50sten Jahrestag des Friedberger Lehrer-Seminars. Darmstadt, Schorkopf. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mühlwasser, E., Das rothe Gespenst der Revolution oder Kabinetspolitik und Volkes Wille. Roman und Geschichte aus der Gegenwart. 1ste bis 3te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Nedopil, L., Deutsche Adelsproben aus dem deutschen Ordens-Central-Archive. 3 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Piper, F., Annalen der Jahre 1864—1866. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Randzeichnungen zu der Broschüre: Das Gefecht von Frohnhofen, Laufach und Weiler am 13. Juli 1866, von einem Augenzeugen. Von einem norddeutschen Offizier. Darmstadt. Gr. 8. 3 Ngr.

Reinfels, E., Die schöne Büßerin oder der Seelenverkäufer von Frankfurt. Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten des Vehmgerichts. 1stes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Reitlinger, E., C. W. Neumann und C. Gruner, Johannes Kepler. 4 Bücher in 3 Theilen. 1ster Thl. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rohlfs, G., Reise durch Marokko, Uebersteigung des grossen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat und Tidikelt und Reise durch die grosse Wüste über Rhadames nach Tripoli. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rüttimann, J., Ueber die Freiherren von Regensberg. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber das Studium der neuern Sprachen an den bayerischen Gelehrten-Schulen, und die Mittel, dasselbe zu heben. Von einem Schulmanne. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 6 Ngr.

Ule, O., Warum und Weil. Fragen und Antworten aus den wichtigsten Gebieten der Naturlehre. Für Lehrer und Lernende in Schule und Haus methodisch zusammengestellt. Berlin, Klemann. 8. 15 Ngr.

Die Wahnsinnige vom rothen Sumpf oder die Tochter des Mörders. Roman vom Verfasser von „Nelly oder die Kettengefährten", „drei Frauen" 2c. 1ste und 2te Lief. Berlin, Hinze u. v. Nickisch. Gr. 8. à 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 27. Februar 1868.

Zwei Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Mit Klopstock's Porträt. Braunschweig, Westermann. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der hamburgische Archivar, J. M. Lappenberg, hat sich der Herausgabe des vorstehend genannten Werks mit ebenso großem Fleiße wie sorgsamer Prüfung unterzogen, aber dessen Veröffentlichung nicht mehr erlebt, sondern dieselbe sterbend in die Hände von Dr. Ludwig Weiland gelegt, welcher sie pietätvoll ausgeführt hat.

Der Plan der Sammlung, sagt die Einleitung, erstreckte sich ursprünglich wol nur auf die bisher noch ungedruckte Correspondenz Klopstock's, von welcher ein Theil bereits im Jahre 1855 druckfertig war. Allein die mehr und mehr (besonders auch durch den mit trefflichen literarischen Nachweisen begleiteten Artikel über Klopstock im vierten Bande des „Lexikons der hamburgischen Schriftsteller") wachsende Erkenntniß, daß zerstreute Bruchtheile der Correspondenz an vielen Orten, wo man sie nicht vermuthen konnte, in eingegangenen Zeitschriften und Zeitungen, wo sie der Vergessenheit anheimzufallen drohten, verborgen lägen, machte das Aufgeben des ursprünglichen Princips wünschenswerth und die Zusammenfassung alles dessen zur Aufgabe, was nicht schon in den frühern Sammlungen Klopstock'scher Briefe seine Stelle gefunden.

Dadurch erhielt man denn also gewissermaßen eine Nachlese von allen Briefen von und an Klopstock, die noch zerstreut und vereinzelt umherlagen und eine glückliche Ergänzung zu der Correspondenz liefern, die in „Klopstock und seine Freunde" von Klamer Schmidt, in „Auswahl aus Klopstock's nachgelassenen Briefen" von C. A. H. Clodius, in „Klopstock's sämmtliche Werke", herausgegeben von Back und Spindler, in „Klopstock's sämmtliche Werke, ergänzt in drei Bänden", von H. Schmidlin und „Briefwechsel Klopstock's mit J. H. Voß" zu finden sind.

Gerade jetzt aber kam die Sammlung erwünscht, weil in diesem Augenblicke die billigen Classikerausgaben die allgemeine Aufmerksamkeit unter andern Autoren nun auch auf Klopstock hinlenken, der uns hier in diesem 543 Seiten starken Buche als der bei weitem gefeiertste Dichter unserer Nationalliteratur entgegentritt. Wir wollen von der Vergötterung nicht sprechen, die ihm von der verzückten Meta Moller, seiner spätern Gattin, zutheil wird, nicht sprechen von der Verehrung, die Angelika Kauffmann und andere weibliche mehr oder minder überschwengliche Wesen ihm zollen, sondern nur daran erinnern, daß der witzige und sonst so sarkastisch reflectirende Dichter der „Lebensläufe in auf- und absteigender Linie", Theodor Gottlieb von Hippel, als er von Klopstock verlangte, daß er ihm sage: ob er Beruf zum geistlichen Liederdichter habe, demselben dabei schreibt: „Sie wußten, theuerster Herr, auf dem geraden Wege zum Himmel, einen Pfad zum unsterblichen Ruhme in dieser Welt zu finden, und so viele zu beschämen, die sich auch nicht der Hälfte dieses Ruhms wegen um die Ruhe dieses Lebens und um die lebendige Hoffnung des künftigen hintergingen"; daß Gottfried August Bürger, der Dichter der „Lenore", mit der Entschuldigung, daß er sein „unbedeutendes: hier bin ich! aus dem Haufen von Klopstock's Verehrern ausrufend", sich vernehmen läßt: „Wer rühmt indessen nicht gern von sich: ich habe den König gegrüßt, er hat mir gedankt und über meine Sache mit mir gesprochen?" daß Ritter Gluck, hochbetagt, von Wien verspricht, die Reise nach Hamburg zu machen, um Klopstock „persönlich kennen zu lernen" und um ihm „vieles aus der Hermannsschlacht und den erhabenen Oden vorzusingen, um ihn ersehen zu machen, inwieweit er sich seiner Größe genähert oder wie viel er sie durch seine Musik verdunkelt habe"; daß ein fürstlicher Herr wie Markgraf Karl

Friedrich von Baden ihm seine Freude eigenhändig darüber ausdrückt: ihn persönlich kennen zu lernen und „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben"; daß der göttinger Dichterbund unter dem 24. März 1774 Klopstock folgendes Sendschreiben zugehen läßt:

Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und der Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte; schon damals ahnt' es uns, und wir sagten's einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns sein! Ach, jetzt nicht Ahnung mehr, es ist Gewißheit, Gott hat uns gesegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unser Herz reden soll; und diesesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bei der ersten bestürzenden Nachricht war dieses Ueberzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beisammen sind, einander ansehen und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns Klopstock! Aber dann erwacht die Ungeduld der Erwartung, und sie würde schwer zu überwinden sein, wenn nicht die Dankbarkeit für das schon Gegenwärtige unser ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns gesegnet! Unter uns Klopstock!

Man hat von einem Schiller-, einem Goethe-Cultus gesprochen; aber der Cultus, den man mit diesen Genien getrieben, verschwindet fast gegen den, welcher Klopstock zutheil wurde, nur daß er ebenso kurz währte, als er mächtig erscheint. Er verdunkelte den Ruhm von Lessing, der gleichsam im Schatten des Klopstock'schen Ruhmes stand, aber nach und nach so leuchtend und glorios darunter hervorging, daß sich die Sache endlich geradezu umgekehrt hat und Klopstock's Namen jetzt hinter dem Namen Lessing's verschwindet, der mit jedem Jahrzehnt strahlender und weithin schimmernder wird, indeß sich jener immer mehr und mehr in die Wolken und Nebel seiner Epoche verliert, so sehr verliert, daß jetzt bei den billigen Classikerausgaben kaum eine es hat unternehmen wollen, den „Messias" wieder abzudrucken, sondern daß selbst die Brockhaus'sche „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" und die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen sich mit der Aufnahme der Oden begnügten. Wie sehr traf Lessing den Nagel auf den Kopf, als er dichtete:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

In diesem Epigramm lag das literarische Schicksal von Klopstock's Muse vorausgesagt. Es war die Kassandra-Stimme der Zukunft, die sich aus diesem Verse erhob, das Mene tekel upharsin, das sich in die Begeisterungsorgie für Klopstock's Dichterberuf ernüchternd und schreckenverbreitend einmischte.

Der große deutsche Barde war auch ungehalten genug darüber. Er hat Lessing diese Strophe nie vergeben:

Lessing würde wirklich mein Freund, sagen Sie? — schreibt er an Ebert. — Ich zweifle gleichwol noch immer ein wenig daran. Warum ist denn das erste lateinische Epigramm, das ehemals ad Kl. überschrieben war, nicht ganz weggeblieben? Und warum denn auch nicht das erste deutsche? ... (das eben angeführte). Kurz, Ebert, das Ding ist nicht so ganz in Ordnung!

Und ganz in der Ordnung war es in der That auch nicht. In Klopstock und Lessing überholte sich gewissermaßen die Entwickelung unserer Literatur, in ihnen trat sich der Fortschritt gleichsam selbst auf die Fersen. Klopstock hatte für unsere Literatur eine neue Sprache und das Individuum erfunden, Lessing erfand dafür den Geist der Zeit, den Athem eines neuen Jahrhunderts. Aus diesem Grunde kam es, daß Klopstock den Moment beherrschte, Lessing aber die Zukunft gehörte. Lessing's Bedeutung wächst mit der Zeit, ist eine fortschreitende, werdende; die Klopstock's ist eine große, gewaltige, aber zugleich eine solche, die sich mit ihrer Periode abschließt. Sie gab ihrer Epoche das Gepräge, den Stempel; aber über sie hinaus ist sie ohne Macht; sie hat von der Folgezeit nichts zu hoffen. Das scheint sie auch geahnt, instinctiv vorausgefühlt zu haben, darum schwelgt sie im Vollgenuß ihrer selbst.

Dreist wol kann man behaupten: es ist bei seinen Lebzeiten kein deutscher Dichter so gefeiert gewesen wie Klopstock. Klopstock trägt Krone und Scepter, die ganze Majestät der deutschen Dichtung. Er ist der wahre Literaturkönig, dem alle Welt huldigt, vor dem sich alle Welt beugt; er besitzt das echte poetische Prestige, das sein ganzes Wesen umgibt und auch dem Kleinsten, was er thut, eine Art Glorie verleiht.

Um das ganz und voll einsehen und begreifen zu können, muß man die von Lappenberg gesammelten Briefe lesen, denn diese Briefe erklären uns gleichsam erst die Erscheinung Klopstock's, wie sie in der Literatur vor uns hintritt. Seine Werke thun es nicht mehr: sie lassen uns kalt und unbewegt und verschaffen uns kaum noch eine Ahnung von der Wirkung, die sie ehedem gehabt. Nur mit einiger Mühe vermögen wir uns heute zu vergegenwärtigen, daß Klopstock's Muse ihre Fittiche mit dem Siegesfluge Friedrich's des Großen um die Wette hob, daß sie ihre Tage von Mollwitz, Leuthen und Roßbach hatte. Sehr richtig und bezeichnend hat Otto Roquette in einer Recension desselben Buchs, das wir hier besprechen, in der berliner „National-Zeitung" die Gedichte Klopstock's neben die Schlachten jenes preußischen Königs gestellt und gemeint, daß sie zusammengehören. Er schreibt:

Zwar der dichterische Schlachtlärm in Ramler's „Oden", die populärere Grenadierpoesie Gleim's, wie lebhaft auch begrüßt und wie verdienstlich alles in allem, mochten wieder verhallen. Sie waren im wesentlichen eine Anregung Klopstock's, der in Friedrich, seines französischen Geschmacks wegen, gar nicht einmal einen deutschen Helden sah. Nicht spurlos aber verfloß der Urquell, aus dem jene sich getränkt, Klopstock's eigene patriotische Poesie, und die deutsche Gesinnung, die von ihr ausströmte. Es ist bemerkenswerth, wie jene Anwendung auf das praktische Leben, welche die preußischen Dichter dem Klopstock'schen Geiste durch ihre Poesie gaben, in der allgemeinen Wirkung hinter Klopstock's patriotischem Dichten zurückblieb, das doch des realen Hintergrundes entbehrte, und mit seinen Bardenchören an eine nebelhafte Ferne, an eine eigentlich fremde Welt anknüpfte. Aber so aus dem Vollen geschöpft war die Begeisterung dieses einen Mannes, so erhaben sein Phantasienschwung, so tief, rein und zornig dem Widersacher sein deutsches Gefühl, dabei so groß die Macht seiner persönlichen Anregungsfähigkeit, daß sein Gedanke durch alle Poren deutschen Lebens drang, und er so von idealen Grundlagen aus ins Ganze und Große wirkte und die Gesänge der preußischen Dichter nur wie eine praktisch gewordene Richtung seines Wesens gelten konnten. Klopstock ist durchaus patriotisch-nationaler Dichter, viel mehr, als man dies heutzutage betont, wo

immer nur sein „Messias" von Laien, die ihn nicht gelesen, oder den vergeblichen Versuch gemacht haben, ihn zu lesen, mit Scheu genannt und abgelehnt wird. Auch der „Messias" sollte in erster Reihe ein nationales Gedicht sein, es verstand sich, daß ein solches Gedicht auch ein religiöses werden mußte. Der junge Poet suchte nach dem erhabensten Stoffe, noch nicht aus religiöser Hingabe, nicht in stiller Frömmigkeit, nein, in flammender poetischer Begeisterung suchte er nach dem erhabensten Stoffe für seine geliebte deutsche Sprache, für die deutsche Dichtung, nach einem Stoffe, der alle Welt gleichmäßig ergreifen und erheben mußte, und so kam er auf den Helden des Christenthums, nachdem er mit einem Helden deutscher Geschichte vergebliche Versuche gemacht, die Fülle seines Wesens zu erschöpfen. Es versteht sich, daß er über eine reiche, religiös vertiefte Innerlichkeit zu gebieten hatte. Allein alles Theologische, ja sogar alles Kirchliche steht ihm dabei fern, und der Gedanke seinem Vaterlande ein Gedicht des höchsten Inhalts zu geben, in erster Reihe.

Dieser Gedanke hat sich erfüllt und die Erfüllung desselben Klopstock seine Größe verliehen. Der religiöse Stoff war nöthig, um der Dichtung Ansehen und Weihe zu ertheilen. Der Zeitgeist lag bis zu einem gewissen Grade noch immer unter dem Bann der Kirche und liebte es, in ihrem Namen und unter ihrem Schutze sich geltend zu machen. Noch hatte eben Lessing die „Fragmente eines Ungenannten" nicht herausgegeben, noch seine Polemik mit Pastor Goeze nicht durchgekämpft und mit diesen und andern literarischen Thaten den Zeitgeist von der Kirche noch nicht völlig befreit. Vor dem Act dieser letzten völligen Freimachung des Zeitgeistes und der Literatur von der Kirche, war die Erscheinung des „Messias" die letzte, grandiose Huldigung, welche dem Christenthum und damit der Kirche von seiten der modernen Dichtung zutheil wurde, und der kirchlich gewöhnte Zeitgeist mußte deswegen denn auch davon in hohem Maße begeistert und hingerissen werden, wovon wir in diesen Briefen die untilgbaren Spuren erblicken können.

Diese Begeisterung bekundete sich aber besonders deswegen so stark in jener Zeit und mußte sich so stark bekunden, weil Klopstock mit dem „Messias" zugleich unserer Nationalliteratur, wie wir schon hervorgehoben, eine neue Sprache und die Individualität gegeben. Mit Klopstock tritt gewissermaßen das Subject in die deutsche Poesie, die selbstbewußte Menschlichkeit, das Moment der sinnlichen Leidenschaft, das Ich.

Und das zu können und zu vermögen, war er der rechte Mann. Ueberschauen wir, um dies inne zu werden, die verschiedenen Gruppen seines brieflichen Verkehrs. Zuerst finden wir da die Correspondenz mit seinen leipziger Jugendfreunden, Cramer, Giseke, Ebert, J. A. Schlegel, und seine Briefe an Fanny, d. h. an seine Cousine M. S. Schmidt, die seinem Herzen eine glühende Empfindung einflößte. Von dieser glühenden Empfindung sind alle Zeilen, auch an jene Freunde voll, und sie gipfelt in dem poetischen Ausrufe:

> Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
> Wenn mir ihr Herz bezeigt, daß ich geliebet werde.

Er wiederholt sich mit kleinen Variationen der Reihe nach in allen Mittheilungen an seine Alters- und Strebensgenossen, die er, der echte, deutsche, schwärmerische Jüngling, mit seiner Liebe so vertraut als möglich macht. Am redseligsten läßt er sich aber gegen die Geliebte selber aus. Unter dem 4. Juli 1750 schreibt er ihr von Halberstadt aus:

> Sie versprachen mir Ihr Porträt. Wissen Sie noch wol, meine liebste Cousine, Sie haben mir's recht gewiß versprochen. Wo ich hinkomme, bei allen braven Leuten soll ich von Ihnen sprechen. Wenn ich anfangen will, so komme ich ins Unendliche hinein, und ich kann nicht anfangen. Wenn ich nun Ihr Bildniß hätte, so würde ich es zeigen, und nichts dabei sagen, und ich hätte doch genug gesagt.... Wie erschrecke ich vor meinem Einfalle. Vielleicht wollten Sie dies nicht. Um des Himmels willen lassen Sie sich dies nicht abhalten. Wenn Sie es nicht erlauben, so will ich's keinem Menschen zeigen, so will ich es zwischen Ihre Briefe (vielleicht schreiben Sie mir noch einige) wie in ein Heiligthum legen, es nur herausholen, wenn ich allein bin, und es an mein Herz drücken, und weinen.

Solcher Briefe folgen noch eine ganze Reihe, denn sie finden sich bis zum Schlusse des nächsten Jahres fortgesetzt, wo sie denn endlich von Liebesergüssen an Meta Moller abgelöst werden. Die glühende Neigung dieses jungen Wesens und seine Berufung nach Kopenhagen entschädigen unsern Dichter für die kühle Gesinnung, die ihm seine Fanny entgegenbrachte, und die Niederlage, die seine Freundschaft zu Bodmer während seines Aufenthalts in Zürich erlitt. Ueber beides ist viel geschrieben und gemunkelt worden, und so sehr man sich auch Mühe gegeben hat, Klopstock dabei von jeder Schuld freizusprechen, so dürfte doch wol auch er dabei sein Päckchen zu tragen haben. Sicher ist, daß Klopstock um diese Zeit ein junger, lebenslustiger und etwas übermüthiger Mensch war, der, angehaucht vom Ruhm, in etwas lärmender Weise seines Wegs zog und dadurch eine ruhige, bedachte und feinsinnige Natur wie Fanny von sich zurückschreckte und selbst dem guten, etwas grillenfängerischen Bodmer verdrießlich wurde. Der Umstand, daß Bodmer seinem jungen Freunde zur Reise in die Schweiz Geld vorgeschossen und dieser dasselbe nicht gleich zurückzahlen konnte, verbitterte das Verhältniß, das unter schrillem Mislaut der Herzen abbrach. Ein Brief von 13 gedruckten Seiten, den Klopstock an Bodmer schrieb, vermochte keinen Ausgleich zu Wege zu bringen. Man schied in Mismuth und Groll, und selbst ein Compagniegeschäft mit einem andern schweizerischen Freunde, das Klopstock ernstlich eine Zeit lang durch den Kopf ging, zerschlug sich am Ende. Ihm, dem jungen, freiheittrunkenen Manne mochte es lockend genug erscheinen, sich durch das Eintreten in eine Seidendruckerei, die seinem Intimus Rahn gehörte, durchaus unabhängig und selbständig hinzustellen. Er schreibt darüber an Fanny, nachdem er ihr eine Schilderung der Art, Blumen auf Seide zu drucken, gegeben:

> Wenn ein gewisses Zunftgeschäft, und welches in kurzem sehr viel entscheiden kann, wider alle Wahrscheinlichkeit nicht reussiren sollte, so wird meine Reise durch Deutschland gewissermaßen eine Kaufmannsreise sein. Von dem Hauptgeschäft werden wir nach einem Monat gewisse Nachricht haben, und es kommt nur darauf an, daß ganz Spanien mit der neuen Fabrique versehen werde. Die Spanier werden damit nach Westindien handeln, weil die Erfindung viel vom indianischen Geschmack hat. Das Geschäft wird durch den spanischen Gesandten in Solothurn tractirt. Die Spanier haben auch überdies den Vortheil dabei, daß sie ihre eigene Seide dabei emploiren können.... Ich bitte mir die Erlaubniß aus, Ihnen durch eine kleine Probe den deutlichsten Begriff zu machen. Es wird von hier bald ein Kaufmann nach Leipzig reisen, der soll sie mitnehmen.

Roquette hat recht, verwundert auszurufen: „Klopstock,

Friedrich von Baden ihm seine Freude eigenhändig darüber ausdrückt: ihn persönlich kennen zu lernen und „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben"; daß der göttinger Dichterbund unter dem 24. März 1774 Klopstock folgendes Sendschreiben zugehen läßt:

Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und der Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte; schon damals ahnt' es uns, und wir sagten's einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns sein! Ach, jetzt nicht Ahnung mehr, es ist Gewißheit, Gott hat uns gesegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unser Herz reden soll; und diesesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bei der ersten bestürzenden Nachricht war dieses Ueberzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beisammen sind, einander ansehen und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns Klopstock! Aber dann erwacht die Ungeduld der Erwartung, und sie würde schwer zu überwinden sein, wenn nicht die Dankbarkeit für das schon Gegenwärtige unser ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns gesegnet! Unter uns Klopstock!

Man hat von einem Schiller-, einem Goethe-Cultus gesprochen; aber der Cultus, den man mit diesen Genien getrieben, verschwindet fast gegen den, welcher Klopstock zutheil wurde, nur daß er ebenso kurz währte, als er mächtig erscheint. Er verdunkelte den Ruhm von Lessing, der gleichsam im Schatten des Klopstock'schen Ruhmes stand, aber nach und nach so leuchtend und glorios darunter hervorging, daß sich die Sache endlich geradezu umgekehrt hat und Klopstock's Namen jetzt hinter dem Namen Lessing's verschwindet, der mit jedem Jahrzehnt strahlender und weithin schimmernder wird, indeß sich jener immer mehr und mehr in die Wolken und Nebel seiner Epoche verliert, so sehr verliert, daß jetzt bei den billigen Classikerausgaben kaum eine es hat unternehmen wollen, den „Messias" wieder abzudrucken, sondern daß selbst die Brockhaus'sche „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" und die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen sich mit der Aufnahme der Oden begnügten. Wie sehr traf Lessing den Nagel auf den Kopf, als er dichtete:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

In diesem Epigramm lag das literarische Schicksal von Klopstock's Muse vorausgesagt. Es war die Kassandra-Stimme der Zukunft, die sich aus diesem Verse erhob, das Mene tekel upharsin, das sich in die Begeisterungsorgie für Klopstock's Dichterberuf ernüchternd und schreckenverbreitend einmischte.

Der große deutsche Barde war auch ungehalten genug darüber. Er hat Lessing diese Strophe nie vergeben:

Lessing würde wirklich mein Freund, sagen Sie? — schreibt er an Ebert. — Ich zweifle gleichwol noch immer ein wenig daran. Warum ist denn das erste lateinische Epigramm, das ehemals ad Kl. überschrieben war, nicht ganz weggeblieben? Und warum denn auch nicht das erste deutsche?... (das eben angeführte). Kurz, Ebert, das Ding ist nicht so ganz in Ordnung!

Und ganz in der Ordnung war es in der That auch nicht. In Klopstock und Lessing überholte sich gewissermaßen die Entwickelung unserer Literatur, in ihnen trat sich der Fortschritt gleichsam selbst auf die Fersen. Klopstock hatte für unsere Literatur eine neue Sprache und das Individuum erfunden, Lessing erfand dafür den Geist der Zeit, den Athem eines neuen Jahrhunderts. Aus diesem Grunde kam es, daß Klopstock den Moment beherrschte, Lessing aber die Zukunft gehörte. Lessing's Bedeutung wächst mit der Zeit, ist eine fortschreitende, werdende; die Klopstock's ist eine große, gewaltige, aber zugleich eine solche, die sich mit ihrer Periode abschließt. Sie gab ihrer Epoche das Gepräge, den Stempel; aber über sie hinaus ist sie ohne Macht; sie hat von der Folgezeit nichts zu hoffen. Das scheint sie auch geahnt, instinctiv vorausgefühlt zu haben, darum schwelgt sie im Vollgenuß ihrer selbst.

Dreist wol kann man behaupten: es ist bei seinen Lebzeiten kein deutscher Dichter so gefeiert gewesen wie Klopstock. Klopstock trägt Krone und Scepter, die ganze Majestät der deutschen Dichtung. Er ist der wahre Literaturkönig, dem alle Welt huldigt, vor dem sich alle Welt beugt; er besitzt das echte poetische Prestige, das sein ganzes Wesen umgibt und auch dem Kleinsten, was er thut, eine Art Glorie verleiht.

Um das ganz und voll einsehen und begreifen zu können, muß man die von Lappenberg gesammelten Briefe lesen, denn diese Briefe erklären uns gleichsam erst die Erscheinung Klopstock's, wie sie in der Literatur vor uns hintritt. Seine Werke thun es nicht mehr: sie lassen uns kalt und unbewegt und verschaffen uns kaum noch eine Ahnung von der Wirkung, die sie ehedem gehabt. Nur mit einiger Mühe vermögen wir uns heute zu vergegenwärtigen, daß Klopstock's Muse ihre Fittiche mit dem Siegesfluge Friedrich's des Großen um die Wette hob, daß sie ihre Tage von Mollwitz, Leuthen und Roßbach hatte. Sehr richtig und bezeichnend hat Otto Roquette in einer Recension desselben Buchs, das wir hier besprechen, in der berliner „National-Zeitung" die Gedichte Klopstock's neben die Schlachten jenes preußischen Königs gestellt und gemeint, daß sie zusammengehören. Er schreibt:

Zwar der dichterische Schlachtlärm in Ramler's „Oden", die populärere Grenadierpoesie Gleim's, wie lebhaft auch begrüßt und wie verdienstlich alles in allem, mochten wieder verhallen. Sie waren im wesentlichen eine Anregung Klopstock's, der in Friedrich, seines französischen Geschmacks wegen, gar nicht einmal einen deutschen Helden sah. Nicht spurlos aber verfloß der Urquell, aus dem jene sich getränkt, Klopstock's eigene patriotische Poesie, und die deutsche Gesinnung, die von ihr ausströmte. Es ist bemerkenswerth, wie jene Anwendung auf das praktische Leben, welche die preußischen Dichter dem Klopstock'schen Geiste durch ihre Poesie gaben, in der allgemeinen Wirkung hinter Klopstock's patriotischem Dichten zurückblieb, das doch des realen Hintergrundes entbehrte, und mit seinen Bardenchören an eine nebelhafte Ferne, an eine eigentlich fremde Welt anknüpfte. Aber so aus dem Vollen geschöpft war die Begeisterung dieses einen Mannes, so erhaben sein Phantasienschwung, so tief, rein und zornig dem Widersacher sein deutsches Gefühl, dabei so groß die Macht seiner persönlichen Anregungsfähigkeit, daß sein Gedanke durch alle Poren deutschen Lebens drang, und er so von idealen Grundlagen aus ins Ganze und Große wirkte und die Gesänge der preußischen Dichter nur wie eine praktisch gewordene Richtung seines Wesens gelten konnten. Klopstock ist durchaus patriotisch-nationaler Dichter, viel mehr, als man dies heutzutage betont, wo

immer nur sein „Messias" von Laien, die ihn nicht gelesen, oder den vergeblichen Versuch gemacht haben, ihn zu lesen, mit Scheu genannt und abgelehnt wird. Auch der „Messias" sollte in erster Reihe ein nationales Gedicht sein, es verstand sich, daß ein solches Gedicht auch ein religiöses werden mußte. Der junge Poet suchte nach dem erhabensten Stoffe, noch nicht aus religiöser Hingabe, nicht in stiller Frömmigkeit, nein, in flammender poetischer Begeisterung suchte er nach dem erhabensten Stoffe für seine geliebte deutsche Sprache, für die deutsche Dichtung, nach einem Stoffe, der alle Welt gleichmäßig ergreifen und erheben mußte, und so kam er auf den Helden des Christenthums, nachdem er mit einem Helden deutscher Geschichte vergebliche Versuche gemacht, die Fülle seines Wesens zu erschöpfen. Es versteht sich, daß er über eine reiche, religiös vertiefte Innerlichkeit zu gebieten hatte. Allein alles Theologische, ja sogar alles Kirchliche steht ihm dabei fern, und der Gedanke seinem Vaterlande ein Gedicht des höchsten Inhalts zu geben, in erster Reihe.

Dieser Gedanke hat sich erfüllt und die Erfüllung desselben Klopstock seine Größe verliehen. Der religiöse Stoff war nöthig, um der Dichtung Ansehen und Weihe zu ertheilen. Der Zeitgeist lag bis zu einem gewissen Grade noch immer unter dem Bann der Kirche und liebte es, in ihrem Namen und unter ihrem Schutze sich geltend zu machen. Noch hatte eben Lessing die „Fragmente eines Ungenannten" nicht herausgegeben, noch seine Polemik mit Pastor Goeze nicht durchgekämpft und mit diesen und andern literarischen Thaten den Zeitgeist von der Kirche noch nicht völlig befreit. Vor dem Act dieser letzten völligen Freimachung des Zeitgeistes und der Literatur von der Kirche, war die Erscheinung des „Messias" die letzte, grandiose Huldigung, welche dem Christenthum und damit der Kirche von seiten der modernen Dichtung zutheil wurde, und der kirchlich gewöhnte Zeitgeist mußte deswegen denn auch davon in hohem Maße begeistert und hingerissen werden, wovon wir in diesen Briefen die untilgbaren Spuren erblicken können.

Diese Begeisterung bekundete sich aber besonders deswegen so stark in jener Zeit und mußte sich so stark bekunden, weil Klopstock mit dem „Messias" zugleich unserer Nationalliteratur, wie wir schon hervorgehoben, eine neue Sprache und die Individualität gegeben. Mit Klopstock tritt gewissermaßen das Subject in die deutsche Poesie, die selbstbewußte Menschlichkeit, das Moment der sinnlichen Leidenschaft, das Ich.

Und das zu können und zu vermögen, war er der rechte Mann. Ueberschauen wir, um dies inne zu werden, die verschiedenen Gruppen seines brieflichen Verkehrs. Zuerst finden wir da die Correspondenz mit seinen leipziger Jugendfreunden, Cramer, Giseke, Ebert, J. A. Schlegel, und seine Briefe an Fanny, d. h. an seine Cousine M. S. Schmidt, die seinem Herzen eine glühende Empfindung einflößte. Von dieser glühenden Empfindung sind alle Zeilen, auch an jene Freunde voll, und sie gipfelt in dem poetischen Ausrufe:

> Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
> Wenn mir ihr Herz bezeigt, daß ich geliebet werde.

Er wiederholt sich mit kleinen Variationen der Reihe nach in allen Mittheilungen an seine Alters- und Strebensgenossen, die er, der echte, deutsche, schwärmerische Jüngling, mit seiner Liebe so vertraut als möglich macht. Am redseligsten läßt er sich aber gegen die Geliebte selber aus. Unter dem 4. Juli 1750 schreibt er ihr von Halberstadt aus:

> Sie versprachen mir Ihr Porträt. Wissen Sie noch wol, meine liebste Cousine, Sie haben mir's recht gewiß versprochen. Wo ich hinkomme, bei allen braven Leuten soll ich von Ihnen sprechen. Wenn ich anfangen will, so komme ich ins Unendliche hinein, und ich kann nicht anfangen. Wenn ich nun Ihr Bildniß hätte, so würde ich es zeigen, und nichts dabei sagen, und ich hätte doch genug gesagt.... Wie erschrecke ich vor meinem Einfalle. Vielleicht wollten Sie dies nicht. Um des Himmels willen lassen Sie sich dies nicht abhalten. Wenn Sie es nicht erlauben, so will ich's keinem Menschen zeigen, so will ich es zwischen Ihre Briefe (vielleicht schreiben Sie mir noch einige) wie in ein Heiligthum legen, es nur herausholen, wenn ich allein bin, und es an mein Herz drücken, und weinen.

Solcher Briefe folgen noch eine ganze Reihe, denn sie finden sich bis zum Schlusse des nächsten Jahres fortgesetzt, wo sie denn endlich von Liebesergüssen an Meta Moller abgelöst werden. Die glühende Neigung dieses jungen Wesens und seine Berufung nach Kopenhagen entschädigen unsern Dichter für die kühle Gesinnung, die ihm seine Fanny entgegenbrachte, und die Niederlage, die seine Freundschaft zu Bodmer während seines Aufenthalts in Zürich erlitt. Ueber beides ist viel geschrieben und gemunkelt worden, und so sehr man sich auch Mühe gegeben hat, Klopstock dabei von jeder Schuld freizusprechen, so dürfte doch wol auch er dabei sein Päckchen zu tragen haben. Sicher ist, daß Klopstock um diese Zeit ein junger, lebenslustiger und etwas übermüthiger Mensch war, der, angehaucht vom Ruhm, in etwas lärmender Weise seines Wegs zog und dadurch eine ruhige, bedachte und feinsinnige Natur wie Fanny von sich zurückschreckte und selbst dem guten, etwas grillenfängerischen Bodmer verdrießlich wurde. Der Umstand, daß Bodmer seinem jungen Freunde zur Reise in die Schweiz Geld vorgeschossen und dieser dasselbe nicht gleich zurückzahlen konnte, verbitterte das Verhältniß, das unter schrillem Mislaut der Herzen abbrach. Ein Brief von 13 gedruckten Seiten, den Klopstock an Bodmer schrieb, vermochte keinen Ausgleich zu Wege zu bringen. Man schied in Mismuth und Groll, und selbst ein Compagniegeschäft mit einem andern schweizerischen Freunde, das Klopstock ernstlich eine Zeit lang durch den Kopf ging, zerschlug sich am Ende. Ihm, dem jungen, freiheittrunkenen Manne mochte es lockend genug erscheinen, sich durch das Eintreten in eine Seidendruckerei, die seinem Intimus Rahn gehörte, durchaus unabhängig und selbständig hinzustellen. Er schreibt darüber an Fanny, nachdem er ihr eine Schilderung der Art, Blumen auf Seide zu drucken, gegeben:

> Wenn ein gewisses Zunftgeschäft, und welches in kurzem sehr viel entscheiden kann, wider alle Wahrscheinlichkeit nicht reussiren sollte, so wird meine Reise durch Deutschland gewissermaßen eine Kaufmannsreise sein. Von dem Hauptgeschäft werden wir nach einem Monat gewisse Nachricht haben, und es kommt nur darauf an, daß ganz Spanien mit der neuen Fabrique versehen werde. Die Spanier werden damit nach Westindien handeln, weil die Erfindung viel vom indianischen Geschmack hat. Das Geschäft wird durch den spanischen Gesandten in Solothurn tractirt. Die Spanier haben auch überdies den Vortheil dabei, daß sie ihre eigene Seide dabei emploiren können.... Ich bitte mir die Erlaubniß aus, Ihnen durch eine kleine Probe den deutlichsten Begriff zu machen. Es wird von hier bald ein Kaufmann nach Leipzig reisen, der soll sie mitnehmen.

Roquette hat recht, verwundert auszurufen: „Klopstock,

der Messiasdichter, als Speculant und Commisvoyageur!" Die ganze Angelegenheit beweist aber klar, wie unternehmungslustig und wenig theologisch Klopstock war. Klopstock, den der gekränkte Bodmer „ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedicht, so klein in seinem Leben" nennt. „Es hat unsern Herrchen überaus gefallen", fügt er bei, „daß ein so großer Dichter, unser Homer, äße, tränke, lachte, scherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handschuhe eroberte, Schuhe schlüpfte, spränge, liefe, wie sie dies alles thun."

Klopstock war hier ganz und gar der Vorgänger von Goethe, ein lustiges „Weltkind", das lebte und leben ließ, keiner Freude vorbeiging und „Attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften" zu Tage legte. „Er ward erst gesprächiger", brummt Bodmer, „wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam oder fröhlich getrunken hatte."

Das verdroß den griesgrämlichen Poetenwart in Zürich, der vom Verfasser des „Messias" ernstes Ansehen, Würde und gesetztes Benehmen verlangte und durch sein barsches Wesen den Sänger aus den schweizer Bergen fort nach dem Norden, d. h. nach Dänemark trieb, wo er sich mit König Friedrich V., mit Ministern, Hofleuten und Aristokraten besser zu stellen verstand. Es ging ihm hierin wiederum wie Goethe, und wie bei diesem spielen auch bei ihm die Frauen überall eine hervorragende Rolle. Die Hervorragendste von jetzt ab wird Meta Moller, die er auf der Durchreise in Hamburg kennen gelernt hat. Wie das geschah, schildert sie selbst am besten in ihren Briefen an Giseke, worin es unter anderm heißt:

Mein Klopstock ist jetzt (den 4. April 1751) in Hamburg angekommen. Er läßt fragen, wenn er mich besuchen darf. Ich sage: gleich; ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwei Stunden heißt, und wohl wissend, daß ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, so fange ich an, mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt, und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit großer Unordnung um meine Stirn hingen, so sagt man mir: der fremde Herr ist da. Ich stecke geschwinde, geschwinde die Haare nur so viel zurück als nöthig war, um sie mir nicht in den Augen hängen zu lassen, werfe ein Négligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurechtzustecken, so schlage ich ein großes, großes Tuch darüber. Die Schmidt kommt herein, ich springe ein paar mal in die Höhe, und freue mich ganz unbeschreiblich, daß ich nun den Verfasser des „Messias", den Freund von Giseke, den Beiträger sehen soll, wonach mich so sehr verlangt. Ich sehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, sage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es für einen Beiträger wol mehr sein mögen; aber der Verfasser des „Messias" wird wol nicht sehr darauf sehen. Hätte ich gewußt, daß der Verfasser des „Messias" würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert gewesen sein? Nun mache ich die Thür auf, nun sah ich ihn — — Ja, hier müßte ich Empfindungen malen können. Sein Anblick frappirte mich im eigentlichsten Verstande. Ich hatte schon so viele Fremde gesehen, aber niemals hatte ich einen solchen Schrecken, einen solchen Schauer — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — empfunden. Ich hatte gar nicht die Meinung, daß ein ernsthafter Dichter finster und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet sein, und keine Manieren haben müsse; aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des „Messias" so süß aussähe, und so bis zur Vollkommenheit schön wäre. Denn das ist Klopstock in meinen Augen, ich kann nicht helfen, daß ich's sage; aber Ihnen kann ich's sagen. Er stutzte auch. Wir schwiegen alle beide eine kleine Weile länger still, als man in einem solchen Falle sonst thut. Endlich sagte er: „Herr Giseke hat mir gesagt, daß ich die Erlaubniß hätte, Ihnen aufzuwarten." Ach, Giseke, wie rührte mich der Ton seiner Stimme! Und da sah ich ihn noch einmal recht an. Ach da stand er, da, da!

So plaudert das entzückte Mädchen weiter, bis es endlich heißt:

Wir gingen zu Tische, Klopstock führte mich, welches mir lieb war, obgleich mehr Gesellschaft da war. Ich bot Klopstock den obersten Platz an, wünschte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo sitzen Sie?" fragte er. — „Ich sitze hier." — „Ich sitze bei Ihnen." — „So setze ein jeder sich wie ihm gefällig", sagte ich; denn nun hatte ich, was ich wollte. Klopstock sprach immer mit mir allein. Die andern nahmen es übel, ich nicht. Man sprach von schönen Augen. Klopstock sagte, er kennte die schönsten blauen Augen in Deutschland. Das sind der Schmidt ihre (Fanny's), dachte ich, und fühlte, daß ich roth ward. Aber könnten's nicht die meinigen sein? Er sah mich doch so süß an, wie er's sagte. Nein, das ist doch nicht möglich. Wenn sie nur noch recht blau wären! Ein geschwinder Blick nach dem Spiegel, welcher betrübt wieder zurückkehrte. Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er sagte, er haßte die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack; nämlich eine, die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte; man könnte sich auch sonst wol sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine wahre Meinung sprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Klopstock möchte auch wol gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen müßte. Diese Furcht ist oft wieder gekommen.

Aber doch wol endlich als grundlos verschwunden, wie wir hinzusetzen dürfen, denn am 10. Juni 1754 ward sie seine Frau, nachdem er noch eine Weile in alter Weise an seine Cousine geschrieben und von ihr Zeilen empfangen, die gar kühl gegen die von Meta abstachen, die ihm unter dem 13. August 1752 unter anderm meldete:

Ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht. Ich habe nie geglaubt, daß ich so viel Gefühl, so erstaunlich viel Gefühl hätte! Und bei alle dem Gefühl nichts sagen zu können! O komm, ich will dich in meine Arme schließen und dich küssen und dich ansehen, und dich wieder küssen und ach Klopstock sagen (denn weiter kann ich nichts), und dann an deine Brust sinken und mein ganzes Glück empfinden und dem Himmel mit aller meiner Entzückung danken.

Meta's Hingebung, die in ihren pathetischen Auslassungen an Schiller's Frauengestalten und in ihren heitern an Goethe'sche erinnert, bestrickte sein Herz und machte es glücklich. In seinem Glück scheint er ziemlich schweigsam, was Briefe betrifft, gewesen zu sein. Unser Buch wenigstens zeigt wenig Correspondenz während der Zeit seiner Ehe auf, die am 28. November 1758 durch den im Wochenbett erfolgten Tod von Meta gelöst worden ist.

Liebebedürftig, wie er war — es sind ziemlich harte Worte und unter andern z. B. auch von Lessing darüber gesagt werden —, dachte er schon 1762, also vier Jahre nach dem Tode seiner Frau, an eine neue Verbindung (mit einem Mädchen, von welchem er selber rühmt, daß es „ein zwanzigtausend Thaler Vermögen hat"), die aber ebenso wenig zu Stande kam als eine zweite, 1767 von ihm projectirte mit einer gewissen Cäcilie Ambrosius, an die er viele, etwas seltsame Briefe geschrieben hat, welche die Lappenberg'sche Sammlung der Reihe nach aufweist. Er nennt sie hundertmal seine „Kleine", sein „süßes

Mädchen", sein „hübsch artig Kind", seinen „Aff", sein „klein dumm Ding". Seine Briefe an sie sind Tändeleien und Plauschereien, wie sie allerdings an einem Mann von 44 Jahren etwas befremdlich erscheinen, weil sie wenig eigentlichen Inhalt und noch weniger irgendeine geistige Bedeutung zeigen, wie sie dem Messiassänger angemessen erachtet werden dürfte. Ueberhaupt muß man einräumen, daß Klopstock zu denjenigen Berühmtheiten gehört, deren Größe sich aus ihren brieflichen Aufzeichnungen wenig erkennen und wahrnehmen läßt. In seinen Jugendbriefen, mit denen wir es bisher vorzugsweise zu thun hatten, erweist er sich vielfach indiscret, geschwätzig und von nicht allzu viel Gravität. Seine Mannesbriefe dagegen, die wir nun ins Auge zu fassen haben, sind meist trocken und nicht selten im bloßen Geschäftsstil gehalten. Mit Voß und Ebert verhandelt er über Rhythmus und Zeitmessung der deutschen Sprache, mit Denis und Hasse über das Inmusiksetzen seiner „Hermannschlacht", mit ersterm dann ferner noch über „Ossian", den dieser übersetzt hatte, und über alte Bardengesänge, die ein Gegenstand sind, der ihn zeitweise warm macht und in Eifer versetzt. So schreibt er ihm unter anderm einmal:

> Sie haben mir durch Ihre Nachricht, daß noch illyrische Barden durch die Ueberlieferung existiren, eine solche Freude gemacht, daß ich ordentlich gewünscht hätte, daß mir Ihr „Ossian" weniger gefallen hätte, um Sie bitten zu können, ihn liegen zu lassen, und diese Barden zu übersetzen. Ihre Nachricht konnte zu keiner gelegenern Zeit kommen. Sie traf mich mitten in der Untersuchung einiger alten deutschen Fragmente an. Denn ich habe vor, eine kleine Sammlung davon herauszugeben.... Ueberhaupt wird mir jede Nachricht von alten deutschen Handschriften sehr angenehm sein. Man muß nur suchen, man findet oft mehr als man denkt.... Ich will auch einige Blumen aus Ihrem illyrischen Kranze in meiner Sammlung haben. Nehmen Sie das Beste unter den allerältesten, lassen Sie den illyrischen Text mit lateinischen Buchstaben auf die eine Seite und eine völlig wörtliche Uebersetzung auf die andere schreiben. Lassen Sie den Uebersetzer ja genau verfahren, und unter anderm nichts verschönern wollen. Denn er muß sich vor mir in Acht nehmen. Ehe man sich's versieht, verstehe ich auch illyrisch. Denn hören Sie nur an, was für ein Sprachgelehrter ich bin. Im Gothischen und in der höhern poetischen Sprache der Angelsachsen könnte ich, freilich auch deswegen schreiben, weil ich niemand kenne, der mir spitzfindige Anmerkungen machen könnte. In der Sprache der Sachsen werde ich ehestens einige dithyrambische Strophen machen. Sie klingt vortrefflich. Ach, daß wir sie verloren haben! Der cimbrischen Sprache bin ich zwar eben nicht ins Cabinet gekommen, aber ich habe mich doch schon so oft in ihrem Vorzimmer aufgehalten, daß ich bald im Stande sein werde, einige bessere Lesarten der Volu-Spa zu finden, als man hat.

Fast rührend klingt es, wenn er klagt:

> Warum gab doch Karl der Große lieber nicht seinen Erben etwas weniger? Und ließ seine Bücher unverkauft, so hätten wir vielleicht unsere Barden noch! Aber sagen Sie mir, sollten nicht in irgendeinem Kloster in Deutschland oder in Spanien Handschriften von den Bardengesängen gefunden werden können, wenn man recht suchte? Sollte ein für den Finder ausgesetzter nicht kleiner Preis nicht das Suchen vieler veranlassen, auch derer, die solche Sachen auch ohne Preis gern unternehmen, und es oft nur unterlassen, weil sie nicht darauf fallen, es zu thun.

In allem diesen ist Eifer und Ernst, wenn auch allerdings mit etwas schrullenhaftem Ansehen. Nicht minder lebhaft beschäftigte ihn die Idee einer Akademie in Wien, welche die Leitung der Literatur in Deutschland in die Hand nehmen sollte, „indem sie über die literarischen Leistungen der Schriftsteller entschiede, Autoren belohnte und junge Genies ermunterte". Ein kaiserliches Nationaltheater sollte gleichzeitig entstehen, welches die Aufgabe hätte, frei von aller Rücksichtnahme auf ephemere Geschmacksrichtungen des Publikums, den Geschmack vielmehr zu bilden. Als leitenden Gesichtspunkt für das ganze Unternehmen hielt Klopstock, wie ein Brief an seine Mutter vom 8. April 1769 darthut, fest, „daß der Kaiser entweder nichts oder etwas thun müsse, das seiner würdig sei".

Es war dies zur Zeit Joseph's II., wo das Haus Habsburg durch Friedrich's II. Vorliebe für französische Literatur wiederum einmal Gelegenheit erhielt, sich durch Pflege und Begünstigung deutscher Kunst und Wissenschaft populär und glorios zu machen. Ob damit freilich etwas gewonnen worden, muß dahingestellt bleiben. Es hätte allerdings leicht sein können, daß Oesterreich, durch das Ansichziehen des deutschen Geisteslebens, sich wie in einem wunderbaren Quickborn der Geschichte verjüngt und erstarkt, aber ebenso gut auch hätte es sein können, daß eben dieses deutsche Geistesleben durch Oesterreichs welsches und katholisches Wesen total vernichtet worden wäre. Es war vielleicht Deutschlands guter Genius, der die Errichtung jener Institution verhinderte, vielleicht aber auch Oesterreichs böser Stern. Genug, sie kam nicht zu Stande und der Messiassänger mußte alle seine goldenen Plane zu Grunde gehen sehen. Um sich einigermaßen dafür zu entschädigen und doch wo möglich den Einfluß einer Akademie zu verschaffen, verfiel er auf den Gedanken, eine neue Rechtschreibung ins Leben zu rufen. Leider, wie schon Roquette bemerkt, beruhte diese Rechtschreibung auf keiner wesentlichen Kenntniß der Grundformen deutscher Sprache und folgt, wenn immer schon von einem echt reformatorischen Drange eingegeben, höchstens einem dunkeln Drange, weit öfter aber noch einer ganz absoluten Willkür, die es denn auch durchaus unmöglich gemacht hat, auf die kleine Schrift, die Klopstock darüber herausgab, bei spätern ähnlichen Versuchen auch nur im mindesten zu fußen. Um einen Begriff von der Marotte Klopstock's zu geben, genüge auch hier, wie in dem Werke jenes vorgenannten Autors, ein Stück aus einem Schreiben unsers Dichters an Angelika Kauffmann. Er schreibt:

> Meinen wermsten Dank, libste Freundin, daß Si Zeichnungen zum Messias machen wollen. ...Wenn ich jemals läbhaft gewünscht habe, Si zu sehen, so ist es jetzt. Was würden wir uns da in kurzer Zeit über di Sache sagen; und wi wenig wärd' ich Inen dafon in einem langen Brife schreiben. Die Engel also mit Flügeln! meinen Si? Können Si ser Flügel schön zeichnen? So sa der Profet di Engel, und ich möchte wol, daß Eloa und Gabriel so gezeichnet würde. Aber di Engel müßten auch am Flügel kennbar sein. Etwas leichtes, schwäbendes, helles, kaum Körper. So auch die auferstandenen Heiligen; aber doch fon den Engeln ferschieden.... Aber die Hölle: Hir zittern Si nicht for der Schwirigkeit der Forstellung, sondern der Sache. Erholen Si sich Libste. Nichtz Schensliches; aber Schreckliches, ser Schreckliches. Ser Schreckliches, sagen Si, kann ich nicht zeichnen, ich mag es nicht denken. Keine Hülfe, Beste; Sie müssen. Ich will Inen indes einen guten Moment gäben, dän, da Abbadona Satan widerspricht. Wir wollen immer di Ferse des gewälten Augenblikkes darunter sezen u. s. w.

Diese Rechtschreibung konnte im Grunde nichts thun, als unsere Sprache verwirren, und nachdem sie vielfach

und energisch bekämpft worden war, gab ihr Erfinder endlich sie selbst wieder auf.

Nicht viel glücklicher fiel seine reformatorische Thätigkeit in Bezug auf Metrum, Rhythmus, sowie sprachlichen und musikalischen Vortrag aus. In allen diesen Dingen war er doch zu sehr Laie, als daß er irgendwie etwas Maßgebendes und Dauerndes zu schaffen im Stande hätte sein sollen. Sein Einfluß ist ein vorzugsweise nur anregender, moralischer und persönlicher geblieben. Er besaß die Gabe anzuziehen, zu interessiren, sich geliebt zu machen. In Bezug hierauf sagt Roquette:

> Er correspondirte mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, war angesehen am braunschweiger und dessauer Hofe, man traute ihm auch eine Einwirkung auf Karl Eugen von Würtemberg zu, dessen Verhältniß zu geistiger Freiheit durch Schubart's, Schiller's und anderer Andenken übel berufen ist. So schrieb Martin Miller, einst Mitglied des göttinger Dichterbundes, später Pfarrer in Ulm, die flehentlichsten Briefe an Klopstock, er möge sein ganzes Gewicht einsetzen, um Schubart, der damals auf dem Asberg schmachtete, seiner darbenden Familie wiederzugeben. Nur durch Klopstock's Fürsprache bei der Mutter wurde es möglich, daß Voß seine Ernestine Brie heimführen konnte. So sehen wir ihn noch häufig als den großen Vermittler, dem, wenn er auch nicht alles durchsetzte, doch das allgemeine Vertrauen entgegenkam.

Bekannt ist, wie hauptsächlich Klopstock es war, der durch sein dithyrambisches Zujauchzen der französischen Umwälzung von 1789 Sympathie und Interesse in Deutschland zuzog. Er wurde, wie nicht weniger bekannt, vom Nationalconvent unter dem 26. August 1792 auch zum französischen Bürger ernannt. Es ist sein Freund C. F. Cramer, der ihn von Paris aus über alles wohl unterrichtet erhielt, wie der darüber vorliegende Briefwesel in unserm Buche zeigt. Darin enthalten sind auch die Briefe von Lavater, in denen ihn dieser beschwört, das französische Bürgerdiplom zurückzusenden, als seiner, nach den Septembermorden und der Hinrichtung des Königs, nicht mehr würdig. Der alte schweizer Patriot verlangte, daß der deutsche Barde bei dieser Gelegenheit ein Wort mit der Revolution im ganzen spreche. Für so wichtig hielt man ein Wort von Klopstock, daß man meinte, ein Zornausbruch von ihm würde die Schreckensmänner zu Paris ins Bockshorn jagen. Lavater schreibt:

> O edler, großer, vielbedeutender Mann, sprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräsentanten einer erst vor Durst nach Freiheit schmachtenden — nun von dem Schwindelgeiste der Ungebundenheit berauschten Nation.... Wenn sie auch, nach so vielen Umwandlungen ihrer eigenen Grundsätze und Constitution — nicht mehr — zu ruhiger Prüfung und Wahl des Besten fähig sein sollte — so geziemt es sich doch einem ernannten Bürger — auch ein gebeindurchdringendes unsterbliches Wort mitzusprechen.

Dadurch aber sein Ansehen auf die Probe und damit zugleich auf das Spiel zu setzen, unterließ Klopstock weislich. Er begnügte sich bei dem französischen Minister Roland die Bestrafung der Ungeheuer in Avignon und der pariser Septembristen zu verlangen, wie er diesem denn auch über die Kunst, Krieg zu führen, nützliche Anweisungen zu geben versprach. Er gab zu verstehen, er, der Schöpfer der „Hermannschlacht", habe den Xenophon und den Cäsar nicht ohne Nutzen gelesen, sich durch den Siebenjährigen Krieg auch in der Taktik hinreichend gebildet. In eben dieser Correspondenz spielt er auch nicht undeutlich darauf an, daß er wol die Person sein könne, eine Allianz der französischen Republik mit dem König von Dänemark zu vermitteln.

Es ist zu bedauern, daß diese und andere Briefe nicht auch Aufnahme in die vorliegende Sammlung gefunden. Lappenberg hätte getrost manches Unwichtige fortlassen und dagegen immerhin das Wichtigste anderer, schon früherer Sammlungen noch einmal aufnehmen sollen, um so endlich ein geschlossenes Ganzes über die brieflichen Beziehungen Klopstock's mit seinen Zeitgenossen zu liefern. Die fulminanten Briefe Klopstock's an Goethe und dessen rücksichtsvolle Entgegnungen z. B. lassen sich schwer an diesem Platze vermissen und sind wie manches andere durchaus nöthig, um das Bild des Messiassängers und seiner ganzen Epoche vollständig zu machen.

---

2. Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein biographischer Versuch von Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 27½ Ngr.

Die Verfasserin hat diese beiden Dichter zusammengestellt, nicht sowol, weil sie demselben Zeitalter und der nämlichen Schule angehören, sondern vornehmlich deswegen, weil sie innig befreundet waren und ein tiefes Interesse für einander empfanden.

Cronegk ist jener Poet, mit dessen nachgelassenem Trauerspiele: „Olint und Sophronia", Lessing seine hamburger „Dramaturgie" eröffnet, indem er bei dieser Gelegenheit von ihm sagt:

> Cronegk starb allerdings für unsere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet sich sein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile seiner Freunde, für dieselbe noch hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat. Und welcher dramatische Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht ebenso zweifelhaft zu lassen?

Johann Friedrich von Cronegk, am 2. September 1731 zu Ansbach geboren, wurde zuerst bekannt durch sein Trauerspiel „Kodrus", dem Lessing und Nicolai nach ausgeschriebener Preisaufgabe den Preis zuerkannten und welchem Gellert Bewunderung zollte. Vom Ruhme angehaucht, gehoben von großen Entwürfen, rafften ihn in der Neujahrsnacht von 1757—58 die Pocken hinweg.

Johann Peter Uz, in demselben Ansbach elf Jahre früher als Cronegk geboren, wandte sich diesem mit inniger Theilnahme zu und hat den frühen Tod des Sangesgenossen in rührenden Versen beklagt. Er dichtete von ihm:

> Den Edeln, den sein Herz mehr als Geburt geadelt
> Und keine niedre That entehrt;
> Den kühne Schmähsucht selbst nur leis und schüchtern tadelt,
> Nur bei dem Pöbel, der sie hört.
> Der Tugend echter Freund, doch einer sanften Tugend,
> Die, von den Grazien geschmückt;
> Umkränzt mit Rosen muntrer Jugend,
> Durch stillen Reiz entzückt.

Die Schriftstellerin aber, die sich zur Aufgabe gemacht hat, Cronegk und Uz uns biographisch zu schildern, sagt von ersterm:

> Alles in einem genommen, gehörte Cronegk zu den auserwählten Uebergangsexistenzen, welche selten dazu gelangen,

Großes zu leisten, weil ihrem, an Vergangenheit und Zukunft gebundenen Talente der feste Boden einer heimatlichen Gegenwart fehlt. Sie sind recht eigentlich vom Schicksal zu Gliedern eines geistigen Märtyrerordens ausersehen. Für die allgemein geschichtliche Betrachtung liefern sie die feinsten Merkzeichen. Cronegk's Tragödiendichtung enthüllt uns besonders deutlich den Gegensatz zwischen der hergebrachten Musterform und dem, der neuen Richtung angehörenden Bestreben nach individueller Seelenschilderung. Die vielfachen, künstlich gewebten Verschlingungen seiner dramatischen Plane, welche den halb erkannten Schaden verdecken sollten, dienten nur dazu, ihn um so schärfer hervortreten zu lassen. Man sieht wie Altes und Neues hier einander gegenüberstehen, ohne sich die Hand reichen zu können.

Cronegk dichtete seine Trauerspiele noch nach dem französischen Muster, das Gottsched eingeführt, im Alexandrinervers und Sentenzenstil, alles nur in hohem Grade veredelt und verfeinert. Seine Wirksamkeit fällt noch vor Lessing's Dramaturgie und denjenigen Umschwung, welcher durch diese bewerkstelligt wurde. Henriette Feuerbach meint sehr richtig:

Hätte Cronegk aber Zeit gehabt, Lessing's Kritik auf sich wirken zu lassen, und wäre es ihm gelungen, in die Tiefe der Shakspeare'schen Welt unterzutauchen, so würde er vielleicht aufgehört haben, große Trauerspiele zu schreiben; dafür würde seine feine Empfindung, sein zierlicher Witz, seine Formengewandtheit, trotz aller Young'schen Melancholie, möglicherweise für die Ausbildung des deutschen Lustspiels folgenreich geworden sein. „Um die Zuschauer lachen zu machen, muß man lange ernsthaft gewesen sein", sagt Lessing.

Diese Andeutung der Verfasserin hat etwas für sich und dürfte ein jeder für richtig erkennen, der sich angelegen sein läßt, Cronegk's poetische Arbeiten näher ins Auge zu fassen, namentlich die lyrisch heitern:

Er ist auf diesem Gebiete allerdings weniger glücklich gewesen, als man von seinem Talent und seiner Jugend erwarten durfte. Den muthwilligen Liebesliedern Cronegk's fühlt man, wie denjenigen des Freundes Uz, die Unwahrheit und „bei aller sonderbaren Leichtigkeit im Dichten'" die Mühe an, die sie gekostet haben. Dessenungeachtet wurden sie zu ihrer Zeit als vortrefflich und reizend erachtet. Man darf nur die ehemals berühmte Ramler'sche Liedersammlung durchblättern, um einzusehen, daß der herrschende Geschmack nichts anderes wünschte und ertrug.

Hätte nun aber der herrschende Geschmack eine veränderte Richtung genommen, so wäre Cronegk's Talent immerhin wol im Stande gewesen, sich in den neuen Ton zu finden und Schöpfungen zu gestalten, welche der heitern Muse der Bühne zur Ehre gereicht.

Der frühe Tod hat eine solche, wie überhaupt jede Wandlung abgeschnitten, die den jugendlichen Dichter zu der Bedeutung erhoben hätte, wie man sie nach der feinsinnigen Darstellung von Henriette Feuerbach immerhin erwarten dürfte.

Unsere Autorin hat jedenfalls den kurzen Lebensgang Cronegk's mit hingebender Liebe geschildert, obgleich freilich ihre Hauptaufmerksamkeit schon auf Uz gerichtet ist, der denn allerdings auch literarisch bedeutsamer als sein Freund hervorragt. Wenn Uz auch schon zu denjenigen Größen unserer Dichtung gehört, die man heutzutage noch immer anerkennt, aber nur noch in seltenen Fällen liest, so wird er doch unbezweifelt immer eine gewisse Bedeutung behalten. Unsere Verfasserin sagt sehr richtig:

In den Eckermann'schen Gesprächen wird das Wort Goethe's angeführt: „Wenn ich ausscheiden könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so würde mir nicht viel übrigbleiben." Was soll man aber von denen sagen, die wenig oder nichts vorgefunden haben? Anfänger und Vorgänger haben immer eine Art von geistigem Märtyrerberuf. Sie dienen einem Zwecke, der so weit über sie hinausreicht, daß dessen Erfüllung ihnen nur in weiter Ferne dunkel und ungewiß vorschwebt. Neben dem Enthusiasmus des künstlerischen Schaffens die Entsagung üben, welche die schwerste ist von allen: das Verzichten auf den eigenen vollen Geisteserfolg, d. h. in diesem Falle zugleich Dichter und Weiser sein, wie Uz' Grabschrift sagt — schwere Aufgabe für ein sehnsüchtiges Dichterherz, das noch dazu unter seidenem Fracke schlägt, für einen glühenden Dichterkopf mit Perrüke und Haarbeutel. Von dem sonnenhellen Gipfel der Vollendung haben wir aus unserm 19. Jahrhundert gut herabschauen auf die nebelerfüllten Thalwege, welche die mit den Namen der Zopfpoeten verhöhnte Dichterschar mühselig emporklimmen mußte.

Aus dieser ziemlich zahlreichen Schar der Zopfpoeten hat Henriette Feuerbach Uz als denjenigen aufgegriffen, der als der liebenswürdigste und anmuthigste mit zu gelten hat.

Sie stellt uns seine Jugendzeit, seine Universitätsjahre, seinen Liebesfrühling, sein Sinnen und Singen, seine freundschaftlichen Beziehungen und seinen endlichen Heimgang mit einer Wärme und einem Muthe ernst-wissenschaftlicher Forschungen dar, wie sie nie ihre Wirkung werden verfehlen können und wie sie an einer Frau doppelt zu würdigen sind.

Das Bild, das sie von Uz uns bietet, ist eingehend und mit den feinsten Zügen gegeben. Wir lernen diesen fränkischen Dichter in seinem einfachen, schlichten Leben, in seinem Dichten und Trachten wahrhaft lieben und verehren. Wir werden angehalten, uns in seine Zeit, seine Umgebung und seine Zeitgenossen so lebendig zu versetzen, daß uns nichts von dem entgeht, was für seinen eigenen, sowie für den Charakter seiner Poesien irgendwie wichtig ist. Wir sehen Uz mit seinem menschenfreundlichen Geiste, seinem empfindsamen Herzen durchaus faßbar vor uns treten. Wir lernen ihn und seine Lieder aus tiefstem Innern heraus verstehen, indem wir sein Dasein verstehen lernen. Er ist eine zarte, feinfühlende Natur, die sich mit schöner Begeisterung ihren wechselnden Stimmungen hingibt. Mit aufrichtiger Pietät und vielem Interesse sehen wir ihn in der Liebe entsagen und in beschaulicher Existenz Trost und Erhebung suchen. Wie ergreifend er den Tod Cronegk's bedauert, haben wir bereits gemeldet; nicht minder schön ist seine Ode auf den Frühlingsdichter Ewald von Kleist, der als Opfer der kunersdorfer Schlacht den Tod des Soldaten gestorben. Mit Gellert, Gleim, Weiße und andern Poeten jener Tage fortwährend in Wechselbeziehung, hat er reichlich ihre Vorzüge, wie auch Fehler und Schwächen getheilt. Er ist der Zopfdichter ganz und gar, aber in der liebenswürdigsten Weise; etwas kleinlich und pfahlbürgerlich, hagestolzmäßig vergrillt, aber dabei stets angeregt, wohlwollend und tüchtig. Lessing, Goethe und Schiller scheint er allerdings nicht mehr vermögend gewesen zu sein, recht und vollauf zu würdigen.

Schiller wird, wie Henriette Feuerbach hervorhebt, in seinem ganzen Briefwechsel nicht einmal genannt. Sein Gesichtskreis war eng, es war der Gesichtskreis einer

kleinen deutschen Residenz. Weiße, der seichte Theaterdichter, der den Shakspeare trivialisirte und über Goethe's „Götz von Berlichingen" sich dahin ausläßt, daß er meint:

An diesem neuen Drama ist doch gar kein Verdienst. Wenn man untergeordnete Personen, etwa Stallknechte auf die Bühne bringt, so gibt sich das Launige von selbst. Die Sprache ist die Reichssprache, die dem Frankfurter keine Mühe kostet, und bei den stets wandelnden Scenen fehlt es natürlich nicht an Abwechselung. Ob der gute Geschmack davon Gewinn hat, das muß ich bezweifeln —

dieser Weiße war sein Freund, und mehr oder minder waren alle seine literarischen Freunde solche Weiße, d. h. eben Menschen, die in steife literarische Formen und Ueberlieferungen verknöpft, zwar die Witterung einer neuen Zeit empfinden, aber diese Empfindung noch nicht recht begreifen und daher zum größten Theile nur deren Unbehaglichkeit zu Tage legen.

Den deutlichsten Beweis davon geben die Briefauszüge, welche Henriette Feuerbach gegen das Ende ihres Buchs hin mitzutheilen sich angelegen sein läßt. Sie bekunden im kleinen höchst achtungswerthe Grundsätze, lebhaftes Gefühl für Freundschaft und einen reichen Fonds von Gutmüthigkeit; aber der großen Bewegung gegenüber zugleich traurige Engherzigkeit und ängstlichste Rücksichtsnahme. Diese Leute, so wohlwollend und bildungslustig sie sind, schreien doch über den raschen Fortschritt und Entwickelungsgang der Welt, weil die geistige Motion, die dadurch bedingt wird, sie außer Athem bringt. Im Jahre 1768 schreibt Weiße an Uz:

Die jetzige Art zu kritisiren gefällt mir nun einmal nicht. Ich sehe nicht ein, warum man überall nur die Fehler und nicht die Schönheiten aufsuchen will. Angehende Schriftsteller werden abgeschreckt oder auf einmal zu Boden geschlagen. Man wundert sich, daß die Leute nicht müde werden, zu schelten, da alle edeldenkenden Seelen es müde sind, zu lesen.... Wider Klotz treten jetzt Fechter auf, denen er nur mit Mühe widerstehen möchte. Außer Lessing's antiquarischen Briefen wartet seiner das Aergste in den kritischen Wäldern von Herder. Mir schaudert die Haut, wenn ich denke, daß so ein Bogen gegen mich gedruckt werden könnte. Sie mögen es unter sich ausmachen. Weder die Bodmer, noch die Klotze, noch die Riedel, noch die Lessinge und Herder sollen mich meinem ruhigen Stillschweigen entreißen.

Im Jahre 1767 meint er:

Ich denke mit Zittern daran, daß ich fünf Bände Tragödien und Komödien geschrieben habe. Hätte Lessing bei meinen ersten Versuchen die Geisel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen und beinahe ist mir, seit er alles niederreißt, aller Muth zu weitern Versuchen vergangen.

Sulzer meldet 1772 an Bodmer: „Lessing hat, trotz seiner großen Talente, die Gabe, ein großer dramatischer Dichter zu sein, nicht empfangen." Gleim freilich sagt zu Lessing selbst: „Wäre ich ein Spötter wie Juvenal, und nicht ein Lacher wie Horaz, so macht' ich die bittersten Satiren auf alle, die nicht wissen, was wir an unserm Lessing haben." Und bei Winckelmann's Ermordung meint doch auch Weiße: „Lessing ist der einzige, der Winckelmann ersetzen könnte." Ueber Gleim wieder lästert er: „Des guten Mannes Schwachheit ist, daß er von allen Dichtern laut gepriesen sein will." Ueber den neuen Theil des Klopstock'schen „Messias" äußert er zu Uz nicht unrichtig: „Unter uns gesagt, wird er immer undeutscher. Wenn man fortfährt, so mit der Sprache umzugehen, so werden wir Deutschen uns bald selbst nicht mehr verstehen." Zu Uz selbst sagt er: „Von aller und jeder Lektüre eile ich allezeit zu meinem süßen unsterblichen Uz zurück, um meinem unwilligen Geiste neue Heiterkeit zu geben."

Und das konnte er denn freilich und mit allem Rechte thun, denn Uz ist ein Dichter ruhiger Genügsamkeit, friedlichen Genusses, sanfter Beschaulichkeit. Auch er hat sein Lied „An die Freude" gedichtet, und wenn es sich auch keineswegs mit dem dithyrambischen Schwunge und der genialen Gedankengröße des Schiller'schen Hymnus vergleichen läßt, so ist es doch immer noch so, daß es mit diesem einige geistige Verwandtschaft verräth. Beginnt es doch kühngemuthet und schön:

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leier preisen,
Ruhig, wenn die Bosheit schnaubt;
Höre mich von deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer selbst in deine Krone
Ihre schönsten Rosen band;

Rosen, die mit frischen Blättern,
Trotz dem Nord unsterblich blühn,
Trotz dem Südwind unter Wettern,
Wenn die Wolken Flammen sprühn,
Die dein lockig Haar durchschlingen
Nicht nur an Cytherens Brust,
Wenn die Grazien dir singen,
Oder bei Lyäus' Lust.

Dann und wann etwas steif bombastisch und unverständlich, endet es rührend mit dem Wunsche:

Göttin, o so sei, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Daß er schimmernd Glück verschmähe,
Reich in sich, auch ohne Gold;
Daß sein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sklaverei,
Ohne Flecken, ohne Sorgen
Seinen Freunden theuer sei.

Dieser Wunsch seiner Seele hat sich erfüllt. In angenehmer Zurückgezogenheit hat Uz sich ausgelebt; „ohne Flecken, ohne Sorgen" ging sein Dasein hin, ein Dasein, das nicht nur seinen Zeitgenossen theuer gewesen, sondern auch uns Nachlebenden es noch immer ist, weil es die Grazien und Charitinnen lächelnd umschweben und es sinnige Geister nicht völlig abschrecken kann, daß sich uns diese im Geschmack ihrer Zeit, d. h. im Geschmack der Zopfzeit vor Augen stellen.

Feodor Wehl.

Eine deutsche Stadtchronik.

Leipzig seit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großstadt. Ein Beitrag zur Localgeschichte seiner Heimat von Emil Kneschke. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Die alten Stadtchroniken geben wichtige Beiträge zur Geschichte, und man muß eigentlich bedauern, daß die Mode, städtische Chroniken abzufassen, in neuer Zeit ausgestorben ist. Eine Chronik, welche die Weltereignisse nur insoweit spiegelt, als sie das Weichbild einer Stadt berühren, hat stets einen festen Boden unter sich, und gewinnt an Anschaulichkeit, was sie verliert in Bezug auf den Pragmatismus des großen geschichtlichen Zusammenhangs. Ereignisse, die sich an diesen Boden, diese Mauern und Thürme knüpfen, stehen lebendiger vor der Seele, als was in einem weiten Umkreise sich zugetragen, ganz abgesehen von der Pietät und dem Heimatgefühl, das bestimmte Stätten mit warmer Empfindung umfaßt. Den großen Gang der Weltgeschicke lernt man freilich aus einer solchen Chronik nicht im Zusammenhang erkennen, was aber die Sittengeschichte der verschiedenen Zeitalter betrifft, so erhalten wir von ihr in den Chroniken nicht einzelne Ausschnitte, sondern den ganzen Kreis, da in Bezug hierauf die einzelne Stadt denselben Radius hat, wie das Land und das Zeitalter selbst. Die Vorkommnisse des socialen Lebens, wie sie der fleißige Chronikschreiber aufzuzeichnen liebt, bieten in der Regel auch ein criminalistisches und novellistisches Interesse, und was Kunst und Wissenschaft betrifft, so sind sie zwar nicht in ihrem Wirken an irgendeine Stätte gebunden, aber der Ort, wo sie ihre vergänglichen und unvergänglichen Werke produciren, bleibt keineswegs ohne Einfluß auf die Physiognomie und damit auch auf die Bedeutung ihrer Productionen. Einer Zeit der Eisenbahnen, der Telegraphen und des großen, raschen Weltverkehrs, für welche sich die einzelnen Städte nur in ebenso viele Stationen verwandeln, wird freilich wenig genügt sein, sich in das innere Leben eines solchen kleinen Organismus zu vertiefen; die Zeitgeschichte wendet nur das Teleskop an, nicht das Mikroskop, welches letztere auf historischem Gebiete nur der Alterthumsforschung überlassen bleibt. Mittelalterliche Städtechroniken werden aus den Archiven an das Tageslicht hervorgezogen; aber Chronikenschreiber, welche die Entwickelung einer Stadt in neuester Zeit beschreiben, gehören offenbar zu den weißen Raben in diesem tintenkleckfenden Säculum.

Emil Kneschke hat die Säcularchronik seiner Vaterstadt Leipzig, als einer werdenden Großstadt, zu schreiben unternommen: ein jedenfalls dankbares Thema, da Leipzig unter den deutschen Städten in vieler Hinsicht einen hervorragenden Rang einnimmt und vielleicht den ersten, was geschichtliche Erinnerungen der Neuzeit betrifft. Selbstverständlich ist die stricte Form der Jahreschronik, wie wir sie bei den mittelalterlichen Chronisten finden, nicht mehr zeitgemäß. Der Autor faßt größere Epochen zusammen und schildert in jeder die Wandlungen der Stadt, ihre äußere Vergrößerung und ihre geschichtlichen Erlebnisse, die Verhältnisse von Handel und Industrie, von Kunst und Wissenschaft. Er hat dabei ein reiches Material benutzt und im ganzen mit Geschick zusammengetragen, wenngleich das Erscheinen des Werks in Lieferungen sich nicht verleugnet, indem einzelne Irrthümer der ersten Lieferungen im Text der spätern corrigirt werden, sodaß einer gewiß zu erwartenden zweiten Auflage eine mehr künstlerische Beherrschung des Stoffs und einheitlicherer Guß zu wünschen ist.

Ein anderer Mangel des Werks ist die Flüchtigkeit, mit welcher der Verfasser über die Gegenwart, über die letzten zehn Jahre hinweggleitet: hier wird der Kunst und Literatur nur beiläufige Erwähnung geschenkt; die hervortretenden öffentlichen Charaktere auf diesen Gebieten wie auf dem der Politik werden nur genannt und nicht, wie in frühern Epochen, nach ihren Lebensläufen und ihrer Bedeutung dargestellt. Der Verfasser folgt allerdings darin den Ueberlieferungen deutscher Geschichts- und Literaturgeschichtsschreibung, die sich in das minutiöseste Detail der vergangenen Epochen versenkt, aber sich der Gegenwart gegenüber, wenn sie es nicht ganz unter ihrer Würde hält, sich mit derselben zu beschäftigen, mit den allgemeinsten Umrissen begnügt. Für eine Chronik ist indeß nach unserer Ansicht das entgegengesetzte Verfahren geboten. In Bezug auf die Vergangenheit kann sie wenig mehr sein als eine Compilation, in Bezug auf die Gegenwart aber selbst zur authentischen Quelle werden für eine spätere Zeit. Hier, wo es die Darstellung des Selbsterlebten gilt, wo der Autor die Ereignisse aus eigener Anschauung zu schildern, die Charakterbilder frisch aus der Meinung der Zeitgenossen heraus hinzustellen vermag, ist eine eingehende Schilderung von größerm Werth, von einer in die Zukunft hinausreichenden Bedeutung. Der Autor, der in allen diesen Verhältnissen auf das beste bewandert ist, seine Vaterstadt von Grund aus kennt, mit Kunst und Theater, Literatur und Wissenschaft besonders vertraut ist, hat ganz das Zeug dazu, auch ein umfassendes Gemälde Leipzigs in den letzten Jahrzehnten zu entwerfen, und wir hoffen, daß er sich in einer zweiten Auflage dazu entschließen wird. Die Scheu, hier oder dort anzustoßen, wenn er irgendein lebendes Exemplar der leipziger Merkwürdigkeiten unter die Lupe nimmt, ist an und für sich nicht berechtigt und bei unserm Autor auch wenig begründet, da er die ätzende Schärfe der Kritik verschmäht, wohlwollend dem Guten gerecht wird, wo er es findet, und überhaupt mehr zu schildern und zu charakterisiren als kritische Schulcensuren auszustellen liebt.

Kneschke beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung: „Leipzig im Siebenjährigen Krieg und nach dem Friedensschluß.“ Die darauf folgende Wanderung durch „Leipzig vor 100 Jahren“ zeichnet mit sichern Umrissen zunächst den damaligen Plan und die Begrenzung der Stadt, dann die Menschen, welche in ihr lebten und wandelten, die Professoren der Universität, die Schriftsteller, die Kanzelredner, die Musikmeister, Schauspieler und Sängerinnen, die Väter der Stadt, die sich um ihren Wohlstand und um die Verbesserung der städtischen Einrichtungen Verdienste erworben; dann das gesellschaftliche Leben, die

Hauptvergnügungslocale, die Bälle, Kaffeehäuser u. s. w. Dasselbe Schema wiederholt sich mehrfach in den nächsten, vom Verfasser angenommenen Epochen. In ähnlicher Weise wird uns „Leipzig an der Schwelle des Jahrhunderts“, dann wieder „Leipzig in den Jahren 1812 und 1813“, die Zeit vor 1830 und nach 1830 behandelt, welche letztere Epoche der Autor noch besonders mit der Titelüberschrift als die Epoche der werdenden Großstadt charakterisirt. Die Schrift enthält eine große Fülle biographischer und sonstiger Daten, deren Erforschung, so leicht sie klingen mögen, keineswegs immer eine leichte ist; das Werden und Wachsen der Stadt tritt lebendig vor uns hin, und der locale Grundton ist durchweg festgehalten. So hat Kneschke stets mit Genauigkeit die Häuser angegeben, in denen die berühmten Gelehrten, Dichter und Künstler Leipzigs wohnten, oder die Notabilitäten aus der Fremde abstiegen, oder wichtige geschichtliche Ereignisse sich zutrugen, und erfüllt so die Aufgabe der Chronik, das örtlich Denkwürdige für die Erinnerung festzuhalten.

Einen Ersatz für die etwas flüchtige Behandlung der jüngsten Zeit stellt indeß der Verfasser in Aussicht. Er behält sich vor, von 1868 ab in zwanglos erscheinenden Heften ein „Jahrbuch für Geschichte Leipzigs“ herauszugeben und in demselben sein letztes Kapitel in verschiedenen einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen oder auch vielleicht in einer neuen erschöpfenden Gesammtdarstellung näher auszuführen.

Von den Kapiteln des Werks heben wir besonders das sechste hervor, welches „Leipzig in den Tagen der Völkerschlacht und deren nächster Folgezeit“ schildert. Mit Benutzung der Naumann'schen und Wuttke'schen Monographien und anderer Quellen gibt uns Kneschke hier ein farbenreiches Gemälde, das mit anerkennenswerther künstlerischer Beschränkung ausgeführt ist, indem die erdrückende Stofffülle insoweit gesichtet wurde, daß aus dem weiten Rahmen der Völkerschlacht nur, was die Stadt Leipzig unmittelbar berührt, mit desto lebhafterer Detailmalerei zu fesselnden Gruppen zusammenrückt.

Pikante Notizen über Kunst, Theater und Literatur, der Lieblingsdomäne des Autors, sind zahlreich durch das Werk zerstreut. Sehr amusant sind z. B. die Mittheilungen aus der Schrift „Leipzig im Taumel“ über das Gewandhausconcert gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, da trotz der Völkerschlacht bei Leipzig und der großen Umwälzungen der Neuzeit sich noch immer die Haltung des Publikums wenig verändert hat:

Mit Vergnügen lasse ich den Virtuosen, welche hierbei engagirt sind und sich hören lassen, die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie über alle Erwartung viel leisten und einige derselben wol werth wären, durch ihr Spiel den Prunk einer fürstlichen Kapelle zu erhöhen. Ich habe hier Violinisten angetroffen, wie man deren wenige finden wird; das macht in der That dem leipziger Publikum Ehre, daß man diese Männer nicht, wie gewöhnlich, blos schätzt, sondern auch thätig unterstützt. Wider die Künstler wäre also hier auf keinen Fall etwas einzuwenden; allein jammerschade, daß man in diesem Tempel göttlich freier Kunst mit einer Steifheit erscheint, die wahrlich oft ärger noch als spanisch genannt zu werden verdiente. Lächerlicher muß für den unbefangenen Zuschauer kein Anblick sein, als wenn Damen und Herren geputzt, geschmückt und ausstaffirt gleich heidnischen Schlachtthieren, stumm und gravitätisch einhertreten, in ihrer Miene Verschwiegenheit wie Grabesnacht, in ihren Blicken heiliger Schauer, wie am Charfreitage beim Grabe des Versöhners, in ihrem Gange abgemessener Takt, wie der Schritt eines der Todtenbahre vorangehenden Leichenbitters, und endlich dann ihr Niedersetzen, wie das ehrfurchtsvolle Hinknien eines katholischen Bauers, wenn der heilige Vater den Segen austheilt. Denke dir an den Damen nun überdem noch ganze Lasten und Massen von edeln Juwelen und Perlen in Haaren und an Händen; denke dir ferner Chapeaux, ausstaffirt mit seidenen Strümpfen, Westen und den elegantesten Kleidern, kerzengerade wie steinerne Statuen dastehen, und wahrlich, du läufst Gefahr, erstere für Marienbilder, letztere für kanonisirte Petrus-, Paulus- oder Jacobus-Männer zu halten.

Die Zahl der berühmten Dichter und Schriftsteller, die in Leipzig, wenn auch nur vorübergehend lebten, ist eine sehr große; ja kann man sagen, daß hier mit wenigen Ausnahmen unsere gefeiertsten Classiker Station gemacht haben. Hierüber gibt Kneschke's Werk willkommene Auskunft, indem namentlich die localen Beziehungen stets genau berücksichtigt sind. Ueber Gellert geht unser Autor im ganzen etwas zu flüchtig hinweg. Die Zeit, in welcher Leipzig gleichsam die Hochschule der deutschen Moralität war, verdiente noch mehr durch jene Anekdoten illustrirt zu werden, wie sie Karl Biedermann in seinem Werke „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ reichhaltig zusammengestellt hat. Ueber Goethe's Aufenthalt in Leipzig hat Woldemar Freiherr von Biedermann in seiner Schrift „Goethe und Leipzig“ so erschöpfende Mittheilungen gegeben, daß Kneschke sich hier auf Auszüge beschränken mußte. Die dem Goethe-Cultus geweihten Stätten in Leipzig haben sich indeß vermehrt. Früher war derselbe wesentlich auf Auerbach's Keller beschränkt. Jetzt hat der Magistrat nicht nur der an dem prachtvollen neuen Theater vorbeiführenden Straße, in welcher sich die Georgenhalle und die Harmonie befinden, mit dem Namen „Goethe-Straße“ getauft, sondern es ist auch eine Weinstube des Hotels zur Stadt Frankfurt, in welchem Goethe bei seiner Ankunft in Leipzig zuerst abgestiegen ist, durch trefflich ausgeführte Wandbilder aus Goethe's Leben in eine „Goethe-Stube“ verwandelt worden.

Wie Goethe hat auch Jean Paul seine erfolgreiche Laufbahn in Leipzig begonnen:

Als junger, noch völlig unbekannter Mann lebte damals auch Jean Paul eine Zeit lang in unserm Leipzig, indem er hier seit 1781 Theologie zu studiren begonnen hatte. Er selber berichtet darüber: „Irgendeinem künftigen fränkischen Plutarch thue ich vielleicht Vorschub, wenn ich die Notiz mittheile, daß ich mich im Mai 1781 in Leipzig im Körner'schen Kaffeehause Zur Rose (die Drei Rosen neben Hôtel de Bavière) als Student setzte und ein Jahr später die «Grönländischen Proceßacten» hier fertigte.“ Die Theologie nämlich konnte Jean Paul sowenig wie jede andere Fachwissenschaft ansprechen, und er hörte nur solche Collegien, die ihm gefielen. In vielen Stücken hinderte ihn seine große Armuth, welche er eben bald durch literarische Arbeiten zu heben gedachte. Für den genannten ersten Versuch fand er auch wirklich einen Verleger, der ihn aus der dringendsten Noth rettete. Da aber der größere Theil des Publikums seine Darstellungsweise zu unbequem fand oder nicht begriff, so blieben alle Bemühungen, für seine übrigen Schriften einen zahlenden Buchhändler zu gewinnen, fruchtlos. Bald sah er sich, aller Hülfsmittel beraubt, genöthigt, Leipzig heimlich zu verlassen. Um unerkannt zu entkommen, kaufte er sich für seine letzten Groschen einen falschen Zopf, „an welchem er sich, wie er selbst sagt, glücklich aus der Stadt und aus der Noth zog, wie Münchhausen aus dem Sumpfe“. Er kehrte nun zu seiner Mutter, einer armen Witwe, nach Hof zurück und lebte da noch

eine geraume Frist in den bedrücktesten Umständen, bis eine Hauslehrerstelle ihn endlich in angenehmere Lage brachte. Was seine leipziger Studentenzeit anlangt, so erzählt Frau Elise Polko in einer ihrer Novellen, daß er ein zärtlich platonisches Liebesverhältniß mit der ältern Tochter des Kupferstechers Bause, der schönen, in der Blüte ihrer Jahre dahingeschiedenen Friederike Charlotte, unterhalten habe; wir gestehen jedoch, nicht zu wissen, was hieran, ähnlich wie an der gleichfalls von der genannten Dichterin in einer ihrer Erzählungen geschilderten Schwärmerei des jungen Lessing für die Frau Gottsched, Wahrheit und Dichtung ist.

Ueber Schiller's Beziehungen zu Leipzig finden sich ebenfalls eingehende Mittheilungen. Das „Lied an die Freude", 1785 in dem jetzigen Schiller-Hause zu Gohlis entstanden, von Schiller selbst schon 1800 für „ganz fehlerhaft" erklärt, obgleich es, einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkommend, ein Volksgedicht geworden sei, hat bekanntlich zu mancherlei Mythen Veranlassung gegeben, was seine Entstehungsgeschichte betrifft. Kneschke glaubt als auf den äußern Anlaß der Entstehung desselben auf die Hochzeit Körner's mit Minna Stock verweisen zu müssen, die am 7. August 1780 in Leipzig gefeiert wurde, gegenüber von Schloß Pleißenburg in einem Gartensalon, etwa wo jetzt die Weststraße beginnt.

Lessing's Aufenthalt in Leipzig fällt jenseit der Epoche, welche unser Autor behandelt. Dagegen gibt er interessante Aufschlüsse über einige dii minorum gentium der Literatur, welche in Leipzig eine bedeutende Rolle spielten. In Leipzig wurden die zwei beliebtesten Lustspieldichter der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Jünger und Bretzner, jener 1759, dieser 1748 geboren. Jünger blieb nur in seiner Jugend der Heimat treu, indem er später nach Weimar und von dort nach Wien als Theaterdichter übersiedelte; Christian Friedrich Bretzner blieb hier bis zu seinem Tode:

> Er war Mitinhaber einer kaufmännischen Handlung, ein pünktlicher, redlicher Geschäftsmann und angenehmer Gesellschafter, der die von ihm vorhandenen Theaterstücke blos in seinen Mußestunden verfaßte. Auch im Singspiel und in der Oper versuchte er sich, auf welchem Gebiete sein „Belmont und Constanze" („Die Entführung aus dem Serail") durch Mozart's Composition unsterblich ward. Freilich benutzte der große Meister das Textbuch ohne Vorwissen Bretzner's, der dann noch über die ihm angethane Unbill bittere Beschwerde führte! Er ahnte damals nicht, daß, wenn seine Lustspiele längst vergessen sein werden, sein Name, dank der Mozart'schen Oper, doch noch fortleben wird.

In den Lustspielen dieser beiden Autoren findet Kneschke zwar viel technisches Geschick, viel Erfindungsgabe und viel Humor, aber keine Spur von ästhetischer Feinheit, sittlichem Zartgefühl und idealem Anhauch. Das „Räuschchen" Bretzner's nennt er das in den gröbsten Umrissen gehaltene und mit den grellsten Farben gezeichnete Stück dieses Autors, obwol sich dasselbe, wie Jünger's „Entführung", bis in die neue Zeit hinein auf den Bretern erhalten hat.

Von andern literarischen Persönlichkeiten, die Kneschke mit seiner Silhouettenschere ausgeschnitten hat, erwähnen wir: Heinrich Blümner, den Dichter des Schauspiels „Die Dorffeier", Johann August Apel, Friedrich Kind, Gottlob Heinrich Adolf Wagner, Siegfried August Mahlmann, Friedrich Rochlitz, Johann Gottfried Seume und Johann Karl Wezel.

August Apel ist der Vater des jüngstverstorbenen Dichters Theodor Apel und hat, was weniger bekannt sein dürfte, Anwartschaft darauf, zu den Vätern des „Freischütz" gerechnet zu werden, indem nach einer Erzählung seines Gespensterbuchs: „Der Freischütz", Friedrich Kind das Textbuch zur Weber'schen Oper abgefaßt hat:

> Er wurde als Sprosse einer alten leipziger Patricierfamilie 1771 geboren und später in seiner Heimat, wie in Wittenberg, Student der Rechte, 1795 in hiesiger Stadt Senator. Von Jugend auf jedoch den schönen Wissenschaften mit Eifer zugewandt, pflegte er auch sie neben den Berufsgeschäften Zeit seines Lebens mit Leidenschaft. Die Philosophie gehörte zu seinen speciellen Studien und sowol die „Leipziger" als „Jenaer Literaturzeitung" jener Jahre enthalten manche Beweise seines philosophischen Ringens und Strebens. Als Lyriker vorzüglich durch die „Cicaden" bekannt, erwarb er sich ebenso auf dem Felde der Erzählung durch sein „Gespensterbuch" (s. gleich nachher unter Friedrich Kind) Ruf und Beifall. Als Dramatiker machte Apel den Versuch, die altgriechischen Tragiker zu copiren und zugleich durch moderne Zuthaten unserm Geschmack näher zu bringen. So sollte „Polyidos" eine freie Nachahmung des Aeschylus, „Themistokles" eine solche des Sophokles sein, während „Die Aetolier" des Euripides Muse zu repräsentiren hatten und das satirische Drama: „Herakles in Lydien", womit Apel diesen Cyklus schloß, die aristophanische Gattung vertrat. Man darf behaupten, daß des Dichters Zeitgenossen dem Gedanken einer derartigen Rehabilitation der antiken Tragödie sich weniger hold zeigten, als er verdiente. Dasselbe Schicksal hatten die der modernen Tragik angehörenden Erzeugnisse: „Faust", „Kunz von Kaufungen" u. s. w. Der letztere vorzüglich ist reich an poetischen Situationen. Daß er also, wenn auch in Leipzig gegeben, doch nicht zu dauernder Geltung auf den Bretern gelangte, kann man nur der damals gerade allmächtigen Concurrenz unserer classischen Dichter zuschreiben. Ein höchst verdienstliches Werk Apel's ist endlich seine „Metrik". Er starb 1816.

Ueber Mahlmann erhalten wir folgende Mittheilungen:

> In demselben Jahre (1771), wie Apel, wurde in unserer Stadt auch Siegfried August Mahlmann geboren. Nachdem er die hiesige Universität besucht hatte, machte er als Hofmeister eines jungen Livländers eine Reise nach dem Norden, kehrte dann aber in die Heimat zurück und begann einen Buchhandel, den er jedoch bald wieder aufgab, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Bis zu seinem 1826 erfolgten Tode blieb er nun in Leipzig wohnen. Daß er als Journalist sowol in criticis und aesthicis, wie in politicis, Bedeutung für unsere Stadt und überhaupt für seine Zeit gewann, werden wir weiter unten noch zu erörtern haben. Mahlmann's „Gedichte" zeichnen sich durch leichten Sinn, Fröhlichkeit und gewandte Darstellung aus, manche seiner „Erzählungen und Märchen" sind gelungen zu nennen, weniger befriedigen seine größern Romane. Eine vortreffliche Leistung ist dagegen wieder „Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister", eine kostbare Parodie der Kotzebue'schen „Hussiten vor Naumburg" und somit dieser ganzen thränenreichen und doch belachenswerthen Abart des deutschen Dramas. Die Burleske fand so großen Beifall, daß sie rasch hintereinander fünf Auflagen erlebte. Mahlmann zeigte sein Talent für die Bühne übrigens auch noch in einigen Lustspielen: „Der Geburtstag", „Der Hausbau" und „Die Liebesgaben". Eine Perle unserer religiösen Lyrik ist endlich, um ein einzelnes Gedicht zu erwähnen, seine schwungvolle, tiefsinnige und poetisch schöne Paraphrase des „Vaterunser", jener Hymnus, der Eigenthum des ganzen Volks geworden und namentlich als Schulgebet noch heute allerorten in Geltung und Gebrauch ist:
>
> Du hast deine Säulen dir aufgebaut
> Und deine Tempel gegründet;
> Wohin mein gläubiges Auge schaut,
> Dich, Herr und Vater, es findet.

Die Erinnerung an Mahlmann wird in unserer Stadt noch jetzt durch die seit kurzem seinen Namen tragende Straße wach

gehalten — eine Ehrenbezeigung, die von deutschen Dichtern und Gelehrten außer ihm noch Leibniz, Gellert, Lessing, Goethe, Schiller und Theodor Körner hier erfahren haben. Es befindet sich aber wol die Mahlmann-Straße gerade in der betreffenden Gegend (äußere Zeitzer Vorstadt), weil Mahlmann der Besitzer des ganz in der Nähe gelegenen sogenannten Brandvorwerks war. Ueberhaupt hatte er schließlich ein beträchtliches Vermögen erlangt — es gehörte ihm z. B. auch noch ein Rittergut zwischen Leipzig und Wurzen — und kann man sich denken, daß er schon deshalb, ebenso aber auch wegen seines journalistischen Einflusses, und drittens als Meister vom Stuhl in einer unserer Logen (der Minerva), hier eine sehr hervorragende Persönlichkeit gewesen ist.

Es findet sich in dem Kneschke'schen Buch, wie die angeführten Proben beweisen, viel für den Literarhistoriker anziehendes Detail, sodaß es nicht blos für den engern Kreis der Freunde der Stadt Leipzig, sondern für alle, die sich für deutsche Cultur- und Literaturgeschichte interessiren, eine Fundgrube anziehender Notizen und Mittheilungen ist.

Rudolf Gottschall.

Neue Epigramme.

Das „Epigramm" ist keineswegs ein Fremdling in unserer neuen Dichtung. Es erscheint kaum eine größere Gedichtsammlung, in welcher nicht auch mit spitzen Pointen gewaffnete Distichen enthalten wären. Daß unter ihnen sich oft bedeutende finden, beweisen unter anderm die Epigramme in den Hebbel'schen Gedichten. Auch selbständig treten sie auf, wenngleich viel seltener, da es schwer ist, mit diesen kleinen Insekten den Bienenkorb eines ganzen Bandes zu füllen. Wir lieben das Epigramm, weil es im künstlerischen Brustharnisch erscheint, in metrisch gepanzerter Haltung, nicht wie zerflatternder Feuilletonwitz, der das Bewußtsein der Makulatur unwidersprechlich an der Stirn trägt. Uns liegen zwei Heftchen vor:

1. Epigramme von Adolf Pichler.
2. Epigramme aus Baden-Baden. Stuttgart, Grüninger. 1867. 8. 10 Ngr.

Das Heftchen des tiroler Dichters (Nr. 1) war nur für den Abdruck in eine Zeitschrift: „Die Dorflinde", nicht für den Buchhandel bestimmt; daher fehlt ihm die Angabe des Verlegers, des Verlagsortes u. s. w. Doch da es, abgesehen von einer Literaturgeschichte in nuce, viel Artiges enthält, so wollen wir dies spielende Blatt nicht den Winden geben, sondern es einhaschen für unsere Leser. Alsbald tritt uns unser eigenes Bild als Vignette entgegen:

Die Hummel.

Brummend nahst du den Blumen und brummend saugst du den Honig,
Hummel! Ein Recensent ging uns verloren in dir.

Wir sind sogar unbefangen genug, noch unser zweites Signalement mitzutheilen:

Moderne Kritik.

Salbendüftelnder Schwarm, geistreich und bar doch des Geistes!
„Patchouli, eau de mille fleurs; patchouli, eau de mille fleurs!"
Keck schert alles ihr gleich mit dem nämlichen kritischen Kamme,
Salbt aus dem nämlichen Topf jeden mit gleichem Parfüm.
Welchen ihr nicht frisirt, den weist ihr aus dem Salon fort,
Schließt vor der Nas' ihm zu eueren Winkelparnaß.
Führte zum Himmel ein Weg, wer schützt' die ambrosischen Locken,
Dir, o ewiger Zeus, dem der Olymp doch erbebt?

Es gibt zwar manche Winkelkritik und manchen Winkelparnaß in Deutschland; doch die Hauptorgane der Kritik haben stets den Patchouliduft vermieden. Daß wir indeß auch den Zeus bei seinen ambrosischen Locken schütteln würden, wenn derselbe zur unrechten Zeit sein Auge von dem Volk vor Ilion abwenden und nach den Aethiopen blicken würde, leugnen wir nicht.

Von den großen Dichtern werden Homeros, Dante, Firdusi, Calderon, Shakspeare, Milton, Goethe, Schiller von der steigenden und fallenden flüssigen Säule des Distichons beplätschert. Hören wir:

Firdusi.

Sei mir, Alter, gelobt! wie Simurg rafft du im Sturme
Auf dem Gefieder des Lieds ferne nach Osten mich hin.
Ha, mir schwindelt! Ich drücke die Hand an Stirne und Schläfe,
Edles Gestein und Gold streust auf die Locken du mir.
Schiras feuriger Wein und Moschuskügelchen duften,
Siehe, der Kaftan schmiegt faltig sich mir um den Leib.
Dort ein Garten! Es schimmert die Tulipane bei Rosen,
Bülbül träufelt ihr Lied durch das Gezweig des Jasmins.
Dort senkt Rudabé von der Zinne des Thurmes die Flechten,
Daß Sals feuriger Wunsch klettre an ihnen empor.
Durch das Gefild voll Sand da tummeln mit lautem Geschrei hin
Turbanträger das Roß, schwingend das blutige Schwert.
Weh, ein Klagruf tönt, o Sijawusch, bist du ermordet,
Wie Siegfried voreinst fließe die Thräne auch dir!
Rustem, Isfendiar, Sohrab! Es zittert die Erde
Bei der Gewaltigen Schritt, welche zu bald sie begräbt.
Schluchzen, Geheul, weh mir!... Ich heb' erschrocken das Auge,
Sausend ans Fenster wirft eisige Flocken der Sturm.
Dank dir, persischer Greis! du hast aus dem Dunkel des Nordens
Mich in den wonnigen Lenz deiner Gefilde verzückt!

Shakspeare.

Schwinge den Zauberstab, o erhabener Magus des Nordens,
Lauterer Lebensquell sprudelt aus Felsen hervor.
Blumen und Gras umziehn das Ufer, es sinken die Vögel
Nieder vom Wanderzug, füllen die Luft mit Gesang.
Kosend und flüsternd sucht ein zärtliches Pärchen den Schatten,
Pilger verschiedenen Volks kommen von nah und von fern.
Aber die Schlang' fehlt nicht, bald toben die Geister im Aufruhr
Und beim rasenden Streit hüllet der Himmel sich ein.
Sprecht, wer hebt uns den Bann? — Du theilest die nächtlichen Wolken,
Ruhig in Harmonie löst sich der gräßliche Fluch.

Von neuern Dichtern Platen, Heine, Hebbel, und zwar in den folgenden Epigrammen:

Platen.

Was, ihr wagt euch heran? — Er holte von Paros den Stoff sich
Und mit classischer Hand schlug er Gebilde daraus.
Bleibt bei eurem Gewerb am Pfad viel lesenden Pöbels,
Fordert den Lorber nicht, baut ihr ein Nestchen aus Lehm.

Heine.

Wäre sie groß, die Zeit, wo keck du geschwungen die Geisel,
Klein nur hieße man dich, messend mit richtigem Maß.
Doch, da elend die Zeit und klein, daß keine noch kleiner,
Darf man nennen dich groß, weil du die kleine verhöhnt.

Hebbel.

Freund, du hast sie verfehlt, die Zeit, was schleuderst du Felsen,
Wo die Phrase allein Thore und Thüren erschließt.

Das letzte Epigramm kommt uns nicht sehr glücklich vor. Ein Poet, der die Thüren mit Felssteinen einwirft, zeigt zwar eine cyklopische Kraft, das Publikum liebt aber mit Recht ein so gewaltsames Entrée nicht, aus Furcht, der Dichter könne ihm nicht blos die Thüren, sondern auch die Köpfe einwerfen.

Daß der Dichter bisweilen auch vor einem Cynismus nicht zurückbebt, beweist das Epigramm:

Neuromantiker.

Neuromantiker, gern beruft ihr euch immer auf Dante,
Keine Posaune ist's noch, wenn auch ein Eselchen farzt.

Die Distichen sind im ganzen fließend und fehlerlos; doch kommen auch Incorrectheiten vor, wie der Trochäus in der zweiten Hälfte des Pentameters:

Hebt sich des Minos Thron, nur von Seufzern umschwirrt.

Die „Epigramme aus Baden-Baden" (Nr. 2) haben, was ein offenes Geheimniß ist, den Aesthetiker Theodor Vischer zum Verfasser. Man darf daher mit ihnen etwas strenger ins Gericht gehen, als mit einer epigrammatischen Spitzenklöppelei aus einer unberühmten Fabrik.

Ein Besuch in Baden-Baden begeisterte unsern modernen Martialis zu diesem Tirailleurfeuer, das allerdings meistens scharfe Schüsse gibt, bisweilen auch einige Platzpatronen verpufft. Vischer hat epigrammatische Schärfe, das wissen die Eingeweihten schon aus den 926 Paragraphen seiner „Aesthetik", die minder Eingeweihten aus seinen kritischen Streifzügen. In den „Epigrammen aus Baden-Baden" tritt er zunächst als ein moderner Lauremberg auf, welcher das undeutsche Wesen, die „altmodische Kleidertracht", das Lorettenthum, die Spielhöllen und das französirte Hotelwesen geiselt. Von diesen Epigrammen hat das eine die Runde durch alle Zeitungen gemacht:

Mode.

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheint die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht;
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Ebenso treffend ist das folgende:

Deutscher Franzos.

Siehe den deutschen Lümmel! Er hat in Paris sich gebildet,
Weiß aus dem Grund, wie man mit den Loretten es hält.
Zierlich führt er zu Tisch die hochgegürtete Schöne
Mit dem geschwollenen Bausch röthlicher Locken ums Haupt,
Zierlich reicht er ihr Eis und läßt von der Flasche des Schaumweins
Knallend springen den Pfropf, zierlich dann schenkt er ihr ein,
Zierlich spricht er und glatt wie Wasser die gallische Sprache,
Häufig erhebt er die Hand gesticulirend dazu:
Plump sind die Finger und krumm wie Zehen der Pfote gebogen,
Im Magazin wol lang haben sie Tonnen gewälzt.
Und sie trinkt und sie schaut auf die rohen Organe und sendet
Einen verständlichen Blick ihrer Begleiterin zu.

Das Epigramm „Sinnentäuschung" athmet den düstern Ernst eines Persius:

Einmal wollte ich doch das Bild mir wieder betrachten,
Das dem Auge sich beut hinter den Tischen des Spiels,
Und ich erfuhr dasselbe, wie schon vor Jahren; die tiefe
Stille, die ringsum herrscht, ward mir im Ohre zu Lärm.
Tigergeheul und Affengeblök und Schrei der Verzweiflung,
Horch, und ein Kichern dringt zwischen die Töne der Wuth!
Jetzo ward das Gesicht von demselben Zauber befallen,
Bestien sah ich umher fletschen das weiße Gebiß;
Von Dämonen gepeitscht mit kleinen, zierlichen Krücken,
Rannten und sprangen sie auf, grauenhaft war es zu sehn.
Aber kein Wort beschreibt, wie scheußlich das schöne, geschmückte,
Lächelnde, spielende Weib in der Verwandlung erschien;
Schamlos nackt und die Formen verwelkt und die blühende Farbe
Schillernd in Blau und Grün, wie die Verwesung es bringt,
Doch es bewegte die Glieder noch frech wollüstiges Zucken,
Während über die Stirn streiften die Schauer des Tods.

Allerlei kleinere Epigramme umschwirren die angehoßten Kinder, „Knaben im sammtenen Wams, Mädchen zu Affen geputzt", die Kellner, die sich stellen, als ob sie kein Deutsch kennen, die Wettrennen, das Schinden der Pferde u. s. w. Die zweite Hälfte der Epigramme verläßt indeß die Lauremberg'schen Stoffe und schlägt einen politischen Ton an, der die ganze Verbissenheit des süddeutschen Particularismus athmet. Da hören wir, daß „die Deutschen sich im vorigen Jahre brav selbst die Hosen gespannt haben". Das Dilemma zwischen der Einheits- und Freiheitsfrage ist zwar auch in dem Verfasser lebendig und er läßt sein Schiff ins preußische Wasser steuern, weil es auf der weiten Welt keinen andern Schutz gebe, und mit patriotischem Eifer ruft er aus:

Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verrätherisch ruft: französisch lieber als preußisch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!

Dennoch schlägt die Erbitterung gegen Preußen in einigen sehr hitzigen Versen vor und die Darstellung der Entstehung des letzten Kriegs ist sehr einseitig gefärbt.

Was nun die „Distichen" selbst betrifft, so sind sie weit entfernt, mustergültig zu sein, sie erinnern stark an die „von Weimar und Jena". Ein Hexameter wie der folgende:

Nur der Stärke vertraun wir uns an, was zu euch uns —

hat nicht nur einen Fuß zu wenig, sondern macht auch durch die sieben Einsilbler am Schluß einen hackbretartigen Eindruck, und wenn sich auch nicht gerade „Holzklotzblock" als Daktylus gebraucht findet, so gehören doch Daktylen mit zwei langen und einer kurzen Silbe nicht gerade zu den Seltenheiten, Daktylen wie „das ist er", „allerhand", „spricht oder", „die dich in" oder gar „die zwischen". Auch braucht man gerade kein Purist in Bezug auf den Gebrauch des Trochäus im Hexameter zu sein, um Verse mit vier aufeinanderfolgenden Trochäen wie den folgenden unleidlich zu finden:

Meines Vaterlands und meines Volkes gedenk' ich.

Das erinnert mehr an die „Ahnfrau", als an Homer.

Einen durchweg epigrammatischen Grundton hat auch die folgende Sammlung:

3. Plänkler auf Versfüßen von Ernst Streben. Leipzig, O. Wigand. 1867. 16. 20 Ngr.

Diese „Plänkler" stehen schon sehr lange mit ihren Platzpatronen in aufgelöster Linie, denn wir begegnen Stoßseufzern aus den Jahren 1846 und 1847, vormärzlichen Stoßseufzern, wie z. B. „Der Bundestag":

O Tag, du allerlängster! wie gleichst du doch der Nacht;
Das Land liegt tief im Schlafe, die Wächter schleichen sacht;
Es huscht das Nachtgevögel so lautlos aus der Schluft,
Des Wahnes Schreckgespenster durchschwirren wild die Luft,
Nicht scheuen sie das matte, gebrochne Sonnenlicht;
Von nebelgrauen Dünsten umstrickt ist alles dicht.
Kein Freudenlaut erschallet, schier stumm ist jede Lust,
Die wetterschwüle Stille belastet schwer die Brust;
Nur dann und wann ein Stöhnen, ein unterdrückter Schrei,
Ein ängstlich-scheu Erheben aus todtem Einerlei.
O Tag, du allerbängster! wie lange währst du noch?
Wann wird die Nacht beginnen, die von uns nimmt dein Joch?
Wär' sie doch erst gekommen, die stille Zeit der Ruh'
Und drückte mir zum Schlummer die müden Lider zu!
Säh' wol den Morgen nahen, im Traume, licht und klar,
Der, was ich lang' ersehnte, auf Einmal machte wahr.
Welch seliges Erwachen: zur Freiheit und zum Heil!
O, würd' ein solcher Morgen uns Deutschen bald zutheil!

Dieser Wunsch ist endlich erfüllt worden, wenn auch erst im Jahre des Heils 1866, da die erste Erfüllung von 1848 nur von kurzer Dauer war. Uebrigens ist die Pointe in diesem Gedicht ziemlich lahm. Auf den Tag folgt eben die Nacht und dann erst der Morgen — und indem die Muse des Verfassers diesen Umweg machen muß, verdunstet ihm gleichsam der Spiritus in der offenen Flasche. „Die Nacht, die stille Zeit der Ruh", gibt gar keine Pointe her, da der Bundestag diese stille Zeit hinlänglich selbst vertritt. Ein ähnlicher Mangel an treffender Sicherheit der epigrammatischen Zuspitzung findet sich auch in manchen andern „Plänklern".

Nach Goethe's Vorgang ist es Mode geworden, daß unsere Lyriker die Recensenten angreifen. „Schlagt ihn todt den Hund, es ist ein Recensent." Dieser Ausspruch wurde das Thema für mannichfache Variationen. Wennschon zarte Liederdichter ihre barmherzige Gelassenheit zum Himmel fahren lassen, wo es sich um Recensenten handelt, so dürfen diese gewiß keine Schonung erwarten von kampfbewehrten Epigrammendichtern. Auch Ernst Streben widmet mehrere seiner „Stachelverse" den Recensenten. Recht hat die Pointe des folgenden Gedichts:

Dem Kritiker.

Du fällst ein Urtheil über mich
Und magst dabei des Glaubens sein,
Es treffe mich nur, mich allein.
Das ist ein Irrthum, sicherlich:
Dein Urtheil fällt zurück auf dich.
Denn wie du's fällst, ob schlimm, ob gut,
Mit aberwitz'gem Dünkelmuth,
Leichtfertig hart, voll Leidenschaft —
Ob schonend mild, ob streng gerecht,
Ob klaren Blicks für falsch und echt,
Vorurtheillos, gewissenhaft —
Wie auch dein Wort gestalte sich:
Zum Richterspruch wird's über dich.

Dagegen ist die Ausführung in dem Gedicht „Kritiker und Lyriker" allzu weitläufig, so wenig sich gegen die ersten zwei Zeilen einwenden läßt:

Was hat doch ein Kritiker für leidige Noth
Mit der Flut von Gedichten, die ihn bedroht.

Die übrigen Pfeile, die auf die Recensenten geschleudert werden, wie z. B. daß sie die zu besprechenden Gedichte nicht lesen, daß sie loben, was Freund und Gevatter hervorgebracht, sind durch allzu häufigen Gebrauch etwas stumpf geworden.

Die Heuchler und Weltsünder, die Künstlerinnen und Ballschönheiten, die Vereinsmenschen und Advocaten werden der Reihe nach aufs Korn genommen. Der „Donna Adida", vermuthlich einer koketten Primadonna, werden einige Sennesblätter verabreicht. In dem ersten spricht der Dichter von der „Thränen unendlicher Wasserhose" — eine etwas kühne Hyperbel.

Die Versfüße, auf denen diese „Plänkler" laufen, sind theils ordinäre Jamben, Trochäen u. s. w. in mannichfacher Strophenverkettung, theils Distichen. Aus dem Schwarm der letztern heben wir die folgenden als die bessern hervor:

Bücklinge.

Bückling, veredelter Häring! des Rauchfangs bräunlicher Liebling:
Ein geräucherter wiegt tausend beräuchernde auf.

Im Fasching.

„Warum heute verkappt?" O Freund, wie kannst du noch fragen!
Soll man denn immer zu Markt tragen die eigene Haut?

Wahrnehmung.

Mach' ich den richtigen Schluß, so ist hier „geschlossne" Gesellschaft;
Auch das Vergnügen ist da, aber als stumme Person.

Die Alten.

Bohrt und wühlt euch hinein in den Staub vergangener Zeiten.
Kommt ihr wieder ans Licht: schüttelt den Nebel auf uns.

An einen geistlosen Porträtmaler.

Künstler, wie bist du so mächtig! Du tödtest im Bilde die Seele,
Die kein Gott selbst beraubt ihres unsterblichen Seins!

Unter den andern findet sich viel „matte Limonade", jene überflüssigen Erweiterungen, durch welche keine erhöhte Spannung hervorgerufen wird.

Möchten unsere Epigrammatiker Lessing's geistvolle Abhandlung „Ueber das Epigramm" zur Hand nehmen; sie würden die beiden Theile des Epigramms, „Erwartung" und „Aufschluß" besser zu vertheilen wissen. Auch in Streben's Gedichten finden sich Proben jener, von Lessing charakterisirten zwei Aftergattungen des Sinngedichts: der einen, welche Erwartung erregt, ohne uns Aufschluß darüber zu gewähren; der andern, welcher uns Aufschlüsse gibt — ohne unsere Erwartung danach geweckt zu haben.

Fehlerhafte Epigramme setzen in der That die ganze Gattung herunter und erinnern an jenen Einfall eines Spaniers: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?"

Feuilleton.

Die Deutsche Schiller-Stiftung.

Der Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung, deren jetziger Vorort bekanntlich Wien ist, hat soeben seinen achten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Stiftung herausgegeben. Die Summe der von der Gesammtstiftung und den Zweigvereinen an Unterstützungen verausgabten Beiträge beläuft sich im Jahre 1867 auf 13846 Thlr. 21 Sgr. 5 Pf., also 483 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. mehr als im Vorjahre; es befinden sich darunter 15 lebenslängliche Pensionen mit 3814 Thlr. 12 Sgr. 2 Pf. und 212 Fl. ö. W., und 47 einmalige, ein- oder mehrjährige Unterstützungen, welche vom Verwaltungsrath gewährt wurden, im Betrag von 8075 Thlr.; hierzu kamen die Unterstützungen der Zweigstiftungen mit 1957 Thlr. 4 Sgr. 3 Pf. und 1400 Fl. ö. W. Der Rechenschaftsbericht wiederholt die Klage, daß sich der Ring der Filialstiftungen um kein neues Glied vermehrt habe. Vom 24. bis 28. Mai 1867 hielt der Verwaltungsrath am Sitze des Vororts in Wien eine Conferenz ab zur Prüfung und endgültigen Redaction der Entwürfe der neuen Statuten und der neuen Geschäftsordnung; zu Ostern wird in Wien eine Generalversammlung zusammentreten, zur entschiedenen Abstimmung über dieselben. Ihr Hauptvorzug ist die Beseitigung der Klausel, nach welcher die Namen der von der Schiller-Stiftung Unterstützten geheim gehalten werden mußten, und somit die Anerkennung des Princips der Oeffentlichkeit. Eine noch schärfere Hervorhebung eines andern Punktes, daß nämlich die Schiller-Stiftung nicht blos der Noth und dem Elend Abhülfe leisten, nicht blos, wie Grimm es nannte, eine „Bettelsuppenanstalt" für verkommene Literaten sein, sondern im Interesse des Fortschritts der Nationalliteratur den Talenten freie Muße für dichterisches Schaffen sichern solle, wäre zu wünschen.

Die Zweigstiftungen Breslau und Danzig haben in diesem Jahre ihre Vorsitzenden, Professor Haase und Generalstaatsprocurator Emmerling, verloren; aus dem Verwaltungsrath selbst ist Hofrath Dr. von Dingelstedt ausgeschieden infolge seiner Berufung als artistischer Director des Hofoperntheaters in Wien. „Was Dr. von Dingelstedt für die Deutsche Schiller-Stiftung war", sagt der Bericht, „lebt noch frisch in aller Gedächtniß; sein glänzendes Administrationstalent, seine hohe Befähigung des Organisirens hat sich auch an unserer Stiftung aufs beste bewährt; diesen Eigenschaften des ersten Vorsitzenden verdankt denn auch unser Institut trotz der mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit denen es anfangs zu kämpfen hatte, den geregelten Geschäftsgang, der sich namentlich bei Uebersiedelung des Vororts aufs trefflichste erprobte. Die Schiller-Stiftung verliert an Dr. von Dingelstedt einen ihrer treuesten und wärmsten Freunde, der Verwaltungsrath einen wahrhaft umsichtigen, in alle Verhältnisse gründlich eingeweihten Collegen."

Englisches Urtheil über Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

Ueber Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sagt die „Saturday Review": „So berühmt auch Freytag's Romane selbst bei uns geworden sind, so scheinen uns doch diese Bände noch würdiger der Aufnahme und in gewisser Hinsicht der Einbürgerung unter uns. Während sie völlig so unterhaltend sind wie die besten Stellen aus «Soll und Haben» oder der «Verlorenen Handschrift», sind sie zugleich gänzlich frei von den langen Strecken dürrer Langweiligkeit, in welche jene reizenden Bruchstücke eingehüllt sind. Dies kommt daher, daß Freytag in seinen Romanen von seiner schöpferischen Einbildungskraft ebenso wohl wie von seiner Beobachtung und seinem literarischen Takte abhängt, und die erstere Fähigkeit ihm leicht da ausgeht, wo sie am meisten erforderlich ist. In diesen historischen und socialen Schilderungen hingegen liegt der Stoff für ihn bereit, und alles, was der Verfasser zu thun hat, ist, ihm eine anziehende Gestalt zu geben und das ihm inwohnende malerische Element durch alle einem vollendeten Künstler zu Gebote stehenden Mittel zu heben. Wir können das Geschick, mit welchem dies ausgeführt worden, sowie die Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser sich unter der Wucht einer Gelehrsamkeit bewegt, die manchen Gelehrten zu Boden gedrückt haben würde, nicht genug rühmen. Im ersten der vier letzterschienenen Bände behandelt er Deutschland im Mittelalter, und er hat durch den Takt, mit welchem er sich auf die malerischen Züge des Zeitabschnitts beschränkt hat, ein schönes gothisches Panorama hervorgebracht.... Im ganzen bilden diese vier Bände eine entzückende Lektüre und sind das Werk eines Schriftstellers von vollendetem Geschick."

Bibliographie.

Bacher, J., Napoleons letzte Liebe. Historischer Roman. 2 Abtheilungen. à 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 Thlr.

Baumstark, R., Mein Ausflug nach Spanien im Frühling 1867. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Aufseß, H. Freih. v. und zu, Merkwürdige Schicksale des Felsenschlosses Freienfels an der Wiesent. Bayreuth. 1866. 8. 8 Ngr.

Bar, L. v., Die Redefreiheit der Mitglieder gesetzgebender Versammlungen mit besonderer Beziehung auf Preußen. Ein Wort zur Verständigung. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bärwinkel, Luther in Erfurt. Ein Vortrag. Erfurt, Villaret. 16. 5 Ngr.

Beschel, H., Der Sohn der Zeit. Politisches Zeitgemälde und Charakterbild in 3 Abtheilungen. Schkeuditz. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Militärische Betrachtungen aus Frankreich im Sommer 1867, von einem norddeutschen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 10 Ngr.

Byr, R., Mit eherner Stirn. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Carey, H. C., Wirthschaftspolitische Rückblicke auf die letzten 10 Jahre. Deutsche Original-Ausgabe von C. Adler. München, Fleischmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Conrady, L., Cultur und Christenthum. Ein Vortrag. Wiesbaden, Niedner. 8. 10 Ngr.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zusammengestellt von H. L. W. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dranmor, Kaiser Maximilian. Raab, Hennicke. Gr. 16. 6 Ngr.

Drobisch, T., Für Welt und Herz. Religiöse Dichtungen. Dresden, Tittel u. Wolf. Gr. 16. 22½ Ngr.

Elgger, K. von, Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart. Ihr Entstehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Emminghaus, A., Die reformatorische Wirksamkeit des norddeutschen Bundes auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens. Bremen, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ernst, S. M., Stille Gedanken. Wiesbaden, Niedner. 16. 6 Ngr.

Fleischmann, O., Die großen Culturepochen der Menschheit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Lösung der brennenden Zeitfragen. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 18 Ngr.

German, F., Die sociale Frage. Eine Lebensaufgabe für alle Stände, zugleich ein Mahnwort an die politischen Parteien. Barmen, Buchh. der evang. Gesellschaft. 1867. 8. 4 Ngr.

Haack, A. F., Ueber Dr. R. Gneist's freie Advocatur. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 8 Ngr.

Hahn, W., Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 4te, verbesserte Aufl. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölbe, Jul. Lud. Klee. Sein Leben, Character und seine wissenschaftliche Bedeutung. Ein Vortrag. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 8 Ngr.

Poetischer Kosmos. Natur und Mensch im Spiegel deutscher Dichtungen. Stuttgart, Grüninger. 16. 2 Thlr.

Mehring, Die Frage von der Todesstrafe. Stuttgart, Grüninger. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Nittinger, Die Impfregie mit Blut und Eisen. Der Raub am Mutterrecht, der Flügelschnitt der Nation und als Strafe dafür: die innere Abhäutung, diphthera, statt der äussern, dera. Heilung der Diphteren, insbesondere der Cholera des Abendlandes. Social-medicale Studie. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 2 Thlr.

Raynal, R. A., Hannoversche Spiegelbilder. 1stes und 2tes Heft. Braunschweig. Gr. 8. à 4 Ngr.

Resch, A., Die lutherische Rechtfertigungslehre, dargestellt und gegen ihre neueste Verfälschung vertheidigt. Berlin, Beck. 8. 6 Ngr.

Schneeglöckchen. Lieder eines Verborgenen. Mit einem Vorwort von G. Knak. Berlin, Beck. 16. 10 Ngr.

Schön, H., Gesellenvater Kolping. Dramatisches Lebensbild. Breslau. Gr. 16. 10 Ngr.

Schönberg, G., Zur wirthschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Silberstein, A., Rudolf Gottschall. 25 Jahre seiner Dichterlaufbahn. Studie zur Literatur der Gegenwart. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 20 Ngr.

Trümpelmann, A., Die römische Frage vom kirchlich-nationalen Standpunkte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 Ngr.

Zeitschrift für geistige Arbeit und Selbstbeschäftigung. 1ster Jahrgang. 1868. 52 Nummern. Berlin, H. E. Schneider. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.

Zerboni di Sposetti, A. W. Ritter v., Der Orient und seine culturgeschichtliche Bedeutung. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 5. März 1868.

Deutsche Nationalbibliotheken.

1. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. Jeder Band geh. 10 Ngr., geb. 15 Ngr.
2. Deutsche Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Erste Lieferung und folgende. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868. Br. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.
3. Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker. Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke. Erste bis einundvierzigste Lieferung. Berlin, Hempel. 1867—68. Gr. 16. Jede Lieferung 2½ Ngr.
4. Hausbibliothek deutscher Classiker. Illustrirte Ausgaben ihrer Meisterwerke. Erster bis dritter Band. Berlin, Grote. 1867—68. 8. Jeder Band 8 Ngr.
5. Deutscher Nationalschatz. Lessing's, Schiller's und Goethe's sämmtliche lyrische, epische und dramatische Werke und ihre vorzüglichsten prosaischen Schriften. In 40 Lieferungen. Erste Lieferung und folgende. Teschen, Prochaska. 1867—68. Lex.-8. Jede Lieferung 3 Ngr.
6. Classische Theaterbibliothek aller Nationen. Erster bis vierter Band. Stuttgart, Expedition der Freya. 1868. Gr. 16. Jeder Band 3 Ngr.

Das Aufhören des Monopols für den Verlag unserer Classiker hat im buchhändlerischen Verkehr eine große Rührigkeit hervorgerufen; überall beeilt man sich, „der neuen Freiheit zu genießen" und den eigenen Verlag mit ihm bisjetzt unzugänglichen Meisterwerken zu schmücken. Selbstverständlich geschieht dies nicht überall mit gleichem Geschick; hier und dort ergeht es den Classikern wie Schmetterlingen, die ein Knabe endlich mit seiner Mütze gefangen und mit etwas verwischtem Flügelstaub daraus hervorzieht; hier und dort fehlt den Einleitungen und Erklärungen die Würde und den Noten Sinn und Verstand. Derartige Ueberstürzungen der Privatspeculation können nicht ausbleiben. Im ganzen aber wird durch solchen Eifer für die Verbreitung unserer großen Dichter in den weitesten Kreisen gesorgt, die doch immer viele ihrer Schöpfungen nur vom Hörensagen kannten, und indem dieselben jetzt in den Privatbesitz übergehen, werden sie auch mehr und mehr zum geistigen Eigenthum, das nur aus liebevoller Beschäftigung und wiederholter Aneignung hervorgeht.

Eine große Wirkung wird nicht ausbleiben: die Tradition der Literaturgeschichten wird gebrochen, die sich wie eine ewige Krankheit forterbt. Es gibt Dichter, namhafte, selbst classische Dichter, von denen die Nation nur weiß, was sie von den Literarhistorikern erfährt. Und man würde sich irren, wenn man auch bei diesen allen großes Quellenstudium voraussetzte; auch unter ihnen gibt es viele, die ihren Vorgängern nachschreiben. Durch die jetzt erscheinenden Nationalbibliotheken lernt auch das große Publikum viele Größen der Literatur aus eigener Anschauung kennen und vermag sich ein selbständiges Urtheil über dieselben zu bilden. Uebertriebene Werthschätzung wird so auf ein rechtes Maß zurückgeführt werden. Vor allem aber wird der Vergleich mit den Dichtwerken der Gegenwart, der dem Publikum näher liegt als vielen Literarhistorikern, zur Genüge beweisen, wie weit unsere gegenwärtigen Talente die Classiker zweiten Rangs überragen, deren Unsterblichkeit mehr und mehr nachdunkeln dürfte.

Die moderne Production wird selbstverständlich zunächst unter dieser massenhaften und wohlfeilen Wiedergeburt der classischen Epoche zu leiden haben; denn wie sollte sie die Concurrenz mit so großen Namen und so kleinen Preisen aushalten? Doch die Uebersättigung wird nicht ausbleiben, die exclusiven Cirkel werden für ihre geistigen „Schautische und Schaugestelle", wie man die noch dazu seltenen Privatbibliotheken in manchen Kreisen nennen könnte, allmählich etwas Apartes verlangen, da die Classiker durch ihre große Verbreitung ein Gemeingut geworden sind, in dessen Besitz keine besondere Auszeichnung mehr liegt; die hochgehenden Wasser der buchhändlerischen Production aus zweiter Hand werden sich wieder verlaufen, und es wird auch der zeitgenössischen Literatur das Recht zutheil werden, das ihr vor allem

dem Großen und Erhabenen zuneigt, durch das vorwiegende „Genre" in der Literatur nicht zurückschrecken lassen, in den Bahnen Klopstock's zu wandeln. Vielleicht daß diese neue Ausgabe der Oden wieder den größern Antheil des Publikums an dieser Dichtgattung weckt. Klopstock hatte die Prägnanz und Wucht des Ausdrucks, die allein den großen Dichter macht; sie tritt aus allen Künsteleien und Verschnörkelungen, aus den syntaktischen Verrenkungen, den oft unsaglich schleppenden Constructionen und störenden Einklammerungen zuletzt doch immer als die siegende Macht hervor, wie das tiefe Licht des Mondes durch seltsames, verhüllendes Gewölk. Ganze Oden werden durch diese geflügelten Schlagworte des Genius erhellt. Wendungen wie: „ein großer Gedanke, der des Schweißes der Edeln werth ist", „die großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denken", die Erde „ein Tropfen am Eimer", „der geschmetterte Wald dampft" in der großartigen Gewitterschilderung der „Frühlingsfeier", die Schilderung eines schönen und bedeutenden Mädchens, der Laura Petrarca's:

> Sie war jugendlich schön, nicht, wie das leichte Volk
> Rosenwangiger Mädchen ist,
> Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
> Von der Natur und in Scherz gemacht,
> Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
> Triumphirenden Götterblicks —

das sind solche Proben einer nur großen Begabungen eigenen Ausdrucksweise, auf die wir in allen Klopstock'schen Oden stoßen. Mögen die neuern Dichter dem Meister darin folgen, daß sie theils das eigene Erlebniß zu einer geistigen Bedeutung erheben, die es für den Schwung der Ode geeignet macht, theils das große Zeitereigniß nach seinem innersten Gehalt dichterisch zu verewigen suchen, mögen sie aber dabei diejenigen rhythmischen und metrischen Formen wählen, welche der Herausgeber d. Bl. in seiner „Poetik" als modern und berechtigt für die Ode hingestellt hat.

Musäus' „Volksmärchen", herausgegeben von Moritz Müller, bilden den dritten und vierten Band der Nationalbibliothek. Der Herausgeber rühmt an ihnen die Sprache des echten Humors und meint mit Wolfgang Menzel, daß sie zu dem Anziehendsten gehören, was je in deutscher Sprache geschrieben worden ist, und daß der liebenswürdige Musäus sicher viel zur Verbreitung des Geschmacks an alten Sagen mitgewirkt hat. Die Anmerkungen zu diesen Märchen sind nöthig, da der Verfasser oft fernliegende Beziehungen in sie hineingeheimnißt hat. Ebenso sind sie für die Klopstock'schen „Oden" unentbehrlich, um so mehr, je mehr der Dichter selbst, abgesehen von den gelehrten mythologischen Zuthaten, jetzt verschollene persönliche Beziehungen oft zu ihrem Mittelpunkte gemacht hat.

Karl Arnold Kortum's „Jobsiade", „ein komisches Heldengedicht" hat F. W. Ebeling herausgegeben (fünfter und sechster Band). Ebeling findet zwar nicht wie Hermann Marggraff, daß die „Jobsiade" unser ein und alles sei in der Gattung der komischen Erzählungen in gebundener Rede; dennoch meint er, „daß ihr das Beiwort classisch gebühre, vornehmlich in ihrem ersten Theile, welcher vorurtheilslosem Verständniß für alle Zeiten ein wahres Meisterstück komischer Laune und sarkastischer Gutmüthigkeit bleiben werde, ein Richtscheit, an dem sich noch die Kunst der Zukunft aufbauen und vergleichen könne". Was er im übrigen von der Unsterblichkeit der „Jobsiade" spricht, erinnert uns an die von Heine proclamirte Unsterblichkeit der grönländischen Seehunde. Die „Jobsiade" verdient allerdings noch, unserer Zeit vorgeführt zu werden, da sie eine gewisse Trefflichkeit des niedrig-komischen Stils bekundet; aber ihrem Humor fehlen im ganzen alle höhern Gesichtspunkte; er ist deshalb schon jetzt in vieler Hinsicht veraltet, und wenn man sich auch an seiner Schalkhaftigkeit erfreut, so ermüdet doch, namentlich im zweiten und dritten Theil die Breite der holzschnittartigen, rohen Behandlung. Die Illustrationen des Gedichts, die auch in diese Ausgabe aufgenommenen Holzschnitte, die Ebeling die „allerklotzigsten und contrastirendsten Kartenspiel- und Tabacksetikettenbilder" nennt, sind zugleich symbolisch für den Stil und Inhalt der Dichtung. In den Anmerkungen hat der Herausgeber wol des Guten zu viel gethan; denn wenn er zu Hans Sachs, dem Wandsbecker Boten, zu „Pegasus" und selbst zum „Anathema" Noten macht, so setzt er doch einen zu ungebildeten Leserkreis voraus.

Ebeling schließt sich in der Einleitung der Vischer'schen Ansicht an, es gebe kein komisches Epos; was man früher so nannte, sei keine Species, sondern nur Parodie einer Species, worin diese dadurch lächerlich gemacht wird, daß ihre großen Motive und ihr großer Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden. Offenbar paßt diese Erklärung auf die Dichtungen, denen sie entlehnt ist, Pope's „Lockenraub", den „Froschmäusekrieg", die komischen Epen von Zachariä u. a. Daß sie nicht auf alle paßt, beweist eben schon die „Jobsiade", die durchaus keinen parodistischen Charakter hat. Auch ist nicht abzusehen, warum ein modernes komisches Epos schon von der Schwelle der Aesthetik zurückgewiesen werden sollte. Wenn ein genialer Dichter eine neue Form dafür findet und sie mit einem dem Zeitbewußtsein entsprechenden Gehalt erfüllt, so werden unsere Aesthetiker den Rahmen ihres Fachwerks erweitern müssen; sie nehmen in der Regel Maß an dem Vorhandenen, denn a priori die Unmöglichkeit eines komischen Epos zu deduciren, dürfte eine Unmöglichkeit sein.

Der siebente Band der Brockhaus'schen „Bibliothek" bringt „Die bezauberte Rose" und das „Poetische Tagebuch" von Ernst Schulze, herausgegeben von Julius Tittmann. Daß die langathmige „Cäcilie" nicht mit aufgenommen wurde, ist wol zu billigen, obgleich einzelne Schönheiten dieses Epos von echterm epischen Stil sind als die verduftenden magischen Tinten, in welche „Die bezauberte Rose" getaucht ist; ebenso daß in das „Poetische Tagebuch" einzelne Gedichte, wie die „Geisterstimme an Cäcilie", vielleicht das bedeutendste Erzeugniß der Lyrik des Dichters, eingereiht sind. Tittmann's Biographie Schulze's stellt in gedrängten Umrissen den Entwickelungsgang des Dichters dar. Die Herzensneigungen spielen in demselben eine große, seine Poesie bestimmende Rolle. Offenbar hat der frühe Tod eine reichere Entwickelung gehemmt, zu der die Elemente vorhanden waren. Der jähe Sprung von der Wieland'schen Dichtweise, die in der „Psyche" mit

vieler Grazie gehandhabt ist, zu der sentimental-phantastischen, als deren Blüte „Die bezauberte Rose" anzusehen, erscheint insofern unvermittelt, als kaum irgendein geistiger Zug und nur die Formgewandtheit dem letzten Gedicht mit dem ersten gemein ist. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß ein längeres Leben in dem Dichter auch jene ersten, leichtern Töne, jene leichtsinnige, aber lebenswahrere Grazie wieder erweckt haben würde, die unter einer einseitigen ästhetischen Theorie oder einseitiger Empfindungsseligkeit verschüttet lag. Dann war Aussicht vorhanden, daß die Nation von dem Dichter ein von wärmerm Lebensblut erfülltes, dem Geist des Jahrhunderts näher verwandtes Kunstwerk erhalten hätte. Die Behandlung der ottave rime in der „Bezauberten Rose" ist meister- und musterhaft. In dem „Poetischen Tagebuch" findet sich einzelnes Schöne, aber auch viele nichtssagende Schönrednerei. Schulze ist wie Theodor Körner mit in den Krieg gezogen; doch ihm fehlte das politische Pathos und jene Prägnanz des Ausdrucks, welche in „Leier und Schwert" herrscht und unmittelbar in Blut und Leben der Nation überging. Sein „Jägerlied", das an Körner'sche Gesänge anklingt, ist matte Limonade.

Tittmann sagt über die „Bezauberte Rose":

Sie ist ein reizendes Bild aus der Märchenwelt, in der Schulze schon früh sich heimisch fühlte, von einfacher und anmuthiger Erfindung, freilich nicht im Sinne des echten Volksmärchens gedichtet und deshalb der tiefern Bedeutung entbehrend, doch auf einen Gedanken hinauslaufend, um den das ganze geistige Leben des Dichters sich bewegt: das Köstlichste der Welt kann nur durch ebenso herrliche Gegengabe errungen werden. Nicht Gold noch andere Schätze der Erde, sondern die Gabe, die aus der Tiefe der Menschenbrust stammt, die Poesie, bricht den Zauber und erringt den endlichen Lohn. Die Verzauberung in eine Rose hängt ebenfalls mit einem Lieblingsgedanken des Dichters zusammen. Sie ist ihm ein Sinnbild alles Schönen, das oft in seinen Dichtungen wiederkehrt, das ihn selbst in ernsten philologischen Studien beschäftigt. Unter den kleinen Arbeiten, welche die Mitglieder der philologischen Societät in Göttingen zu gegenseitiger Beurtheilung einander vorzulegen pflegten, hat sich auch ein Aufsatz von Ernst Schulze gefunden, über den Cultus der Rose im classischen Alterthum, über ihre Bedeutung im Leben und in der Dichtung. („De Rosis lusus. Scripsit Ernest. Schulze. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Müldener", Göttingen 1867.) Auch Bouterwek erwähnt diese Vorliebe ausdrücklich. Selbst in der „Cäcilie" ist die Rose von Bedeutung; hier erscheint sie als ein Kleinod, das, aus der Dornenkrone des Heilands erblüht und im heidnischen Tempel aufbewahrt, dem nordischen Volke zum Hort und zur Quelle der Macht geworden ist, bis es endlich, durch Cäciliens Hand erobert, für jenes seine Wunderkraft verliert. Um dieser Erfindung willen hielt auch Schulze an dem verfehlten Plan des Ganzen fest, weil er eben die Rose nicht aufgeben wollte. Vor allem erschien ihm diese Blume als ein Symbol aufblühender jungfräulicher Anmuth und Reinheit. So ist denn auch in dem Märchen die Verwandlung in eine solche nicht allein die Grundidee, sondern sein Dichten selbst knüpft unmittelbar an einen wirklichen Rosenstrauch an, den Adelheid's Hand in dem Gärtchen ihres Hauses pflegte, und der noch heute, wie die Sage geht, dort lebt und blüht. Das Bild erweitert sich allmählich, der enge Raum wird zum weiten Gefild mit Wald und Höhen, ein Königsschloß erhebt sich vor dem Auge des Dichters. Die Rose fließt mit dem Ebenbilde der Geliebten zusammen und die freundliche Geschichte steht vor seinen Augen, Klang an Klang, Bild an Bild reihen sich zum Gedicht aneinander.

Die im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erscheinende „Deutsche Nationalliteratur" (Nr. 2) beginnt ihre Sammlung mit Goethe's Werken und zwar bringen die ersten zwölf Lieferungen Goethe's und Schiller's Gedichte und einige ihrer Dramen. Das Programm unterscheidet sich in zwei wesentlichen Punkten von dem Brockhaus'schen. Zunächst hält der Herausgeber für die Reihenfolge das Verlangen des Publikums für maßgebend und läßt die begehrtesten Autoren zuerst erscheinen. Selbstverständlich treten Goethe und Schiller in erste Linie, doch hätte wol nach diesem Princip Schiller vor Goethe den Vorrang verdient. Schon bei den nächstfolgenden Autoren büßt indeß dasselbe seine Stichhaltigkeit ein und verstattet verschiedene Möglichkeiten. Wir würden uns wenigstens gegen die Ansicht sträuben, daß Heinrich von Kleist nach Schiller und Goethe der am meisten „begehrte" deutsche Autor sei. Von Theodor Körner, dem vierten, lassen wir dies schon eher gelten. Hierauf folgen, nach dem Schema des Herausgebers, Lessing und Jean Paul; dann Börne, Wilhelm Müller, Hauff, Grabbe, Platen u. s. w. Sollte Grabbe in der That „begehrter" sein als etwa Klopstock und Herder, ja nur als Kotzebue? Wir erlauben uns daran zu zweifeln.

Weiterhin sagt der Prospect: „Wir nehmen nur vollständige Werke auf, keine Bruchstücke oder Auszüge. Wir lassen auch nicht Bruchstücke verschiedener Werke und Autoren aufeinander folgen, wodurch jede Aussicht auf irgendwelche Vollständigkeit in unbestimmte Ferne gerückt wird; wir erschöpfen vielmehr erst das Werk eines Autors, ehe wir zu einem andern übergehen, sodaß vollständige Werke stets ohne Unterbrechung zum Abschluß gelangen." Dies Princip wird selbstverständlich auch von der Brockhaus'schen „Bibliothek" festgehalten.

Dagegen ist ein zweiter Unterschied beider Unternehmungen hervorzuheben. Während die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung eine größere Zahl hervorragender Literarhistoriker für ihre „Nationalbibliothek" gewonnen hat, ist ein einziger Literarhistoriker und einer der tüchtigsten, Heinrich Kurz, der Herausgeber der hildburghausischen „Deutschen Nationalliteratur". Der Ehrgeiz, bessere Ausgaben zu veranstalten als die vorhandenen, führt bei beiden Unternehmungen zu gereinigten Texten. Der Prospect des hildburghausischen Instituts sagt: „Diese namentlich für Herder, Schiller und Goethe besonders schwierige Aufgabe der «Textrevision» beschäftigt seit einer Reihe von Jahren den berühmten Gelehrten an der Spitze unsers Programms, und die Früchte und Verdienste seiner Forschung kommen ausschließlich unsern Ausgaben zugute."

Die „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" (Nr. 3), die bei Hempel in Berlin erscheint, unterscheidet sich von den beiden erwähnten wiederum in mehrfacher Hinsicht. Ihre Haupttendenz ist, durch möglichst große Wohlfeilheit eine möglichst große Verbreitung zu erzielen. Daß ihr dies alsbald gelungen ist, beweist eine Benachrichtigung, welche die Verlagsbuchhandlung bereits der vierten Lieferung mitgegeben hat. Demnach betrug „die Zahl der Abnehmer bereits über 100000; von dem ersten Bändchen wurden über 300000 bestellt. Es ergibt dies eine Summe von über 600000 Bändchen, welche in anderthalb Monaten gedruckt worden sind. Hierzu gehören gegen 6 Millionen Bogen Papier, also 12000 Rieß à 500 Bogen. Bogen an Bogen nebeneinander gelegt,

würden dieselben eine Wegstrecke von über 500 Meilen, also fast von einem Endpunkte Europas bis zum andern einnehmen." Die Verbreitung unserer Classiker ist bisjetzt noch nie so genau nach Meilen ausgerechnet worden.

Im Widerspruch mit den von den beiden andern Sammlungen befolgten Principien läßt die Hempel'sche Verlagsbuchhandlung die einzelnen Lieferungen sich ablösen, ehe die in der ersten veröffentlichten Dichtungen zum Abschluß gekommen sind. So beginnt die Sammlung mit Bürger's „Gedichten" in der ersten Lieferung, in der zweiten folgt der Anfang von Jean Paul's „Siebenkäs", in der dritten Seume's „Spaziergang", in der vierten Gellert's „Fabeln und Erzählungen", in der fünften die zweite Hälfte von Seume's „Spaziergang", und in der sechsten erst wird der Faden der ersten Lieferung wieder aufgenommen und die zweite Hälfte von Bürger's „Gedichten" gegeben. So macht die Sammlung zunächst einen musivisch bunten Eindruck, wie ein durcheinandergeworfenes Spiel von farbigen Steinchen, bis die Zeit und der Buchbinder das Gleichfarbige und Zusammengehörige vereinigen. Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die einzelnen Autoren, deren Werke sie mittheilt, ganz vollständig mitzutheilen. „Damit indeß niemand gezwungen sei, auch die rein fachwissenschaftlichen, wie z. B. Goethe's „Farbenlehre", Goethe's „Morphologie" und dergleichen Werke, die nur von den wenigsten gelesen werden, mitzunehmen, so sollen diese erst später und zuletzt erscheinen und jedem unserer Abnehmer die freie Wahl bleiben, ob er sich dieselben anschaffen will oder nicht." In den uns vorliegenden 41 Heften finden sich die folgenden deutschen Autoren vertreten: Bürger, Jean Paul, Seume, Gellert, Voß, Hauff, Musäus, Goethe, Schiller, Lessing, H. von Kleist, Nikolaus Lenau, Chamisso. Daß es der Verlagshandlung auch um einen gereinigten Text zu thun ist, sucht sie bei Goethe's „Gedichten" durch einen Nachweis der Fehler darzuthun, die sich in die bisherigen Ausgaben eingeschlichen haben. Einleitungen zu den einzelnen Werken und Anmerkungen finden sich nicht in dieser Ausgabe, wol aber Biographien der einzelnen Autoren, von denen die Körner'sche von Friedrich Förster, die im einundvierzigsten Hefte erscheint, durchaus verdienstlich, umfassend und eingehend ist.

Neben den „wohlfeilen" Classikerausgaben stehen die „illustrirten" als Vertreterinnen einer andern Richtung, welche auch in der äußern Erscheinung an den ästhetischen Sinn appellirt. Hier tritt uns zuerst entgegen die „Hausbibliothek deutscher Classiker. Illustrirte Ausgaben ihrer Meisterwerke" (Nr. 4). Auch sie strebt nach reinen Texten und sendet jedem Werke eine ausführliche Einleitung voran. Die Einleitung, welche der im ersten Bande enthaltenen „Luise" von Voß vorangeht, ist wesentlich kritischer Art und enthält manche treffende Bemerkung. Es sind zunächst drei Serien angekündigt; die darin vertretenen Dichter sind Goethe („Faust", „Hermann und Dorothea", „Egmont", „Gedichte", „Tasso", „Götz von Berlichingen", „Reineke Fuchs"); Schiller („Gedichte", „Maria Stuart", „Wallenstein", „Fiesco", „Tell", „Jungfrau von Orleans", „Don Carlos"); Lessing („Minna von Barnhelm", „Nathan der Weise", „Emilia Galotti"); Voß („Luise"); Hauff („Lichtenstein"); Wieland („Oberon"); Herder („Cid"); Körner („Werke", Auswahl); Bürger, Chamisso, Platen, Wilhelm Müller („Gedichte", Auswahl). Hier herrscht also im Gegensatz zu dem von der Hempel'schen Ausgabe vertretenen Princip der Vollständigkeit das Princip der Auswahl, und zwar einer sehr streng sichtenden Auswahl solcher Werke, welche der Illustration würdig befunden werden. Im ganzen kann man mit der Wahl der Dichter und der einzelnen Werke übereinstimmen, nur bei Schiller darf man fragen, warum z. B. „Fiesco" vor den „Räubern" bevorzugt wird, die ein entschieden besseres Stück sind?

Jeder Band dieser „Nationalbibliothek" enthält außer zahlreichen Textillustrationen sechs bis acht Vollbilder. Die Paul Thumann'schen Illustrationen zu Voß' „Luise" sind recht ansprechend; der zweite und dritte Band bringt Goethe's „Faust" mit Illustrationen von Adolf Schmitz.

Von dem „Deutschen Nationalschatz" (Nr. 5), der in 40 Lieferungen erscheinen soll, liegen uns die ersten vier Lieferungen vor. Dieser „Nationalschatz" will unsere drei Classiker Lessing, Schiller und Goethe dem Publikum von neuem vorführen und zwar die gesammte Poesie derselben, während er von Prosa alles darbietet, was heute und forthin allgemein gültig und wichtig ist. Auch alle Entwürfe und Bruchstücke, deren Ausführung den Dichtern versagt war, sollen mitgetheilt werden und von mehrern Lesarten desselben Gedichts auch jene frühern, „die des jugendlichen Dichters Besonderheit spiegeln". Eine misliche Neuerung ist der Druck der Verse in ungebrochenen Zeilen, der sich auch in Schmidt's Literaturgeschichte findet und in welchem wir das bedenkliche Streben erblicken, den deutschen Vers zum Gemeinen zu degradiren, ihm die Epaulette abzureißen und den Degen zu zerbrechen. Den Abonnenten des „Nationalschatzes" wird als werthvolle Prämie eine Sammlung der Bilder und Biographien von 315 deutschen Männern zugesichert, welche Lessing, Schiller und Goethe gleichsam das Geleite geben. Diese Sammlung reicht von Hermann dem Cherusker bis auf Bismarck und Beust, und jedem Bilde dieser deutschen Heroen wird, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, eine biographische Unterschrift mit auf den Weg gegeben.

Die „Classische Theaterbibliothek aller Nationen" (Nr. 6) soll aus der einheimischen und fremden dramatischen Literatur „alle Stücke umfassen, welche für die Bühne oder für die Lektüre einen bleibenden Werth behalten oder für gewisse Literaturperioden kennzeichnend sind. Jedes Stück der Bibliothek wird mit einer Einleitung eröffnet, welche dessen Entstehung und Bedeutung kurz und klar vor Augen legt, und überdies wird die ganze Entwickelung der dramatischen Dichtkunst und des Bühnenwesens von Aeschylus bis auf unsere Tage in einem lebendigen Gemälde zur Ueberschau aufgerollt. Die in fremden Sprachen verfaßten Stücke werden in neuen, trefflichen Uebersetzungen gegeben."

Uns liegen Hefte vor, welche „Die Räuber" Schiller's, Goethe's „Faust" (erster und zweiter Theil), Calderon's „Das Leben ein Traum", Iffland's „Jäger" und Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" enthalten. Die Einleitung zu dem letzten Stück spricht sich so hart über Kotzebue aus, hebt die „unmoralische Moral", die in dem Stücke „verströmt" wird, und die schlotterigen Puppen, welche darin in Bewegung gesetzt werden, so herb hervor,

daß man in der That nicht weiß, wie ein so verurtheiltes Drama in eine „classische“ Theaterbibliothek kommt. Eine Rechtfertigung finden wir im Programm angedeutet, wo von den Stücken die Rede ist, die „für gewisse Literaturperioden kennzeichnend sind“; nur will das mit dem Begriff des „Classischen“ nicht zusammenpassen. Die Einleitung zum „Faust“ unterscheidet sich durch ihre Kürze vortheilhaft von den großen Faustcommentaren; sie umfaßt nur zwei Octavseiten; es ist dies doch des Guten zu wenig. Der zweite Theil des „Faust“ ist ohne Erklärungen doch dem großen Publikum unverständlich, paßt eigentlich nicht in eine „classische Theaterbibliothek“, da er dem Theater als solchem ganz fern steht, und gehört überhaupt zu den Dichtungen, die man nicht für 3 Silbergroschen verkaufen sollte.

Rudolf Gottschall.

Zur Seelenfrage.

Zur Seelenfrage. Von A. Mayer. Mainz, v. Zabern. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ist die Seele, wie die Spiritualisten behaupten, eine einfache, immaterielle, vom Leibe wesentlich unabhängige Substanz, oder ist sie nur, wie die Materialisten behaupten, ein Collectivbegriff für eine bestimmte Gruppe von leiblichen Functionen?

Knüpfte sich an diese Frage nicht das Unsterblichkeitsinteresse, hinge es von ihrer Entscheidung nicht ab, ob eine Fortdauer des psychischen Lebens nach dem Tode oder ein Aufhören desselben anzunehmen sei, so wäre diese Frage nicht zu einer so brennenden geworden. Das Unsterblichkeitsinteresse war aber auch schuld, daß diese Frage nicht von allen, die darüber das Wort erhoben, mit derjenigen Objectivität, derjenigen Ruhe und Unbefangenheit behandelt worden ist, die der Wissenschaft ziemt. Das praktische Interesse hat bei vielen zum voraus die theoretische Entscheidung bestimmt. Das vorliegende Buch von Mayer gehört jedoch in dieser Hinsicht zu den bessern. Es ist objectiv gehalten.

Veranlaßt wurde dasselbe durch Westhoff's, bereits in Nr. 30 d. Bl. f. 1865 von uns besprochene Schrift: „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit.“ So sehr nun aber auch Westhoff's Schrift eine Widerlegung herausforderte — eine so ausführliche, in alle Abschnitte eingehende Widerlegung, wie sie hier Mayer liefert, verdiente sie nicht. Doch Mayer wollte ein Exempel statuiren. Die ausführliche Widerlegung des Westhoff'schen Buchs diente ihm nur als Mittel zum Zweck. Er sagt:

> An einem einzelnen Beispiel wollte ich nachweisen, wie hinfällig die ganze gegen die materialistische Erkenntnißlehre gerichtete Opposition, wie völlig unhaltbar die versuchte Begründung eines von den Organen gesonderten, spiritualistischen Etwas, und wie gänzlich unerlaubt endlich die dazu benutzte Speculation ist.

Das Westhoff'sche Buch sollte nur ein einzelnes Beispiel abgeben, um daran gründlich zu zeigen, daß es eigentlich die Glaubenslehre (Theologie) ist, die sich unter der Maske der Psychologie und Philosophie einzuschleichen sucht. An einem einzelnen Beispiele sollte wiederholt zur Evidenz dargethan werden,

> daß die sogenannte Psychologie nur einen Theil der Physiologie ausmacht, und daß der Philosophie in der Bearbeitung derselben nur insoweit eine Stimme eingeräumt werden kann, als sie sich auf die Methode beschränke, ihre Herrschaft aber nicht auf den Inhalt ausdehnen, oder gar der Beobachtung vorgreifen will.

Der Standpunkt, von dem aus Mayer gegen den Westhoff'schen Spiritualismus und gegen den Spiritualismus im allgemeinen zu Felde zieht, ist derselbe, wie in seiner frühern Schrift: „Zur Verständigung über Materialismus und Spiritualismus“, aus welcher er einen gedrängten Auszug der Kritik Westhoff's voranschickt. Mayer beginnt ganz richtig mit der Erkenntnißtheorie. In dieser steht er, dem Realismus gegenüber, auf dem Standpunkte des Idealismus und zwar näher dem des Schopenhauer'schen Idealismus. Die Untersuchung über das Erkennen besteht ihm in der Physiologie des Gehirns und der Sinnesorgane. Raum, Zeit und Causalität sind ihm als Anlagen der Erkenntnißorgane die subjective Bedingung für jede Vorstellung. In diesem idealistischen Sinne nimmt er die Sinnes-, die Verstandes-, die Vernunftthätigkeit durch, in unverkennbarer Uebereinstimmung mit Schopenhauer's „Vierfacher Wurzel“. Mit dem gefundenen kritischen Maßstabe in der Hand geht er sodann an die eigentliche Aufgabe. Die Fragen, von deren Lösung die Lösung der ganzen Aufgabe abhängt, sind nach ihm diese: 1) Können sämmtliche geistige Thätigkeiten blos als Functionen der Sinnesorgane und des centralen Nervensystems betrachtet werden? Oder: 2) Bedarf es der Voraussetzung eines dabei mitwirkenden immateriellen Etwas (Seele)?

Die Beantwortung der ersten Frage faßt Mayer dahin zusammen: Jede geistige Thätigkeit, wie sie auch beschaffen sein und worin sie bestehen möge, ist die Verrichtung der Sinneswerkzeuge und des Gehirns, ganz so wie jede andere Lebensthätigkeit als Verrichtung von Organen oder Organcomplexen betrachtet werden muß.

Obgleich nun hiermit auch schon die Beantwortung der zweiten Frage gegeben ist, so unterzieht doch Mayer auch diese einer Prüfung. Bei der Untersuchung des Begriffs der „Seele“ ergibt sich ihm, daß sämmtliche der Seele beigelegten Eigenschaften: einfach, immateriell, denkend u. s. w., nicht aus der Anschauung geschöpft sind, daß also für das Vorhandensein eines solchen nur begrifflich festgestellten Wesens nicht die geringste Bürgschaft gegeben sei. Ferner gehe es nicht an, die Seele als unbekannte Ursache von Wirkungen, welche in die Beobachtung fallen, anzunehmen, insbesondere sei die Voraussetzung eines Seelenäthers nach Art eines Lichtäthers unzulässig: man müßte der Analogie nach „Gehirnäther“ sagen. Gegen die Auffassung der Seele als Kraft, wie die Lebenskraft und andere Naturkräfte, hat Mayer von seinem Standpunkte aus

nichts einzuwenden, denn er stimmt mit Schopenhauer darin überein, daß jede Erklärung zuletzt auf ein Unerklärliches, auf eine zu Grunde liegende Naturkraft stößt. Aber den Spiritualisten, welche die Seele als ein besonderes, vom Leibe verschiedenes Wesen, als eine immaterielle Substanz retten wollen, sei ja mit dieser Auffassung der Seele als Naturkraft nicht gedient.

Von diesem Standpunkt aus bekämpft Mayer den Westhoff'schen Spiritualismus. Westhoff ließ sich zu der Behauptung fortreißen, im Lebenden erreiche die Kraft eine solche Einheit und Selbständigkeit, daß sie als individuelle Kraft, und nicht blos als generelle Kraftäußerung, an ihre materielle Unterlage nicht mehr der Individualität nach gebunden sei. Die Seele sei ganz sicher eine in ihrer Individualität identisch bleibende Kraft, hafte nicht mehr an den einzelnen Moleculen, sondern bedürfe nur überhaupt Gehirn und Nervensystem von bestimmter Qualität. Mayer sagt:

In diesen und ähnlichen Behauptungen gipfelt gleichsam die Willkür und der Irrthum so handgreiflich, daß es fast einer Beleidigung des gesunden Sinnes gleichkommt, dieselben noch besonders hervorzuheben. Eine Kraft soll sich von ihren wirksamen Elementen als Individualität loslösen und nur noch im allgemeinen der erregenden Molecule bedürfen?! Man traut kaum seinen Sinnen, daß ein Philosoph und Psycholog so etwas niederzuschreiben im Stande ist, in der Absicht seine Leser davon zu überzeugen. Wenn freilich dreistes Absprechen und Imponiren durch Phrasen für Beweise passiren können, dann liegt auch die Möglichkeit vor, daß hin und wieder die gehoffte Wirkung eintreten wird, im allgemeinen jedoch kann eine solche Wirkung wenigstens für die Dauer nicht erwartet werden.

Weder in der anorganischen, noch in der organischen Natur ist nach Mayer die Annahme einer Kraft von Eigenheit, Selbständigkeit und Individualität unabhängig von den sie erregenden, nicht organisirten oder organisirten Moleculen gestattet, vielmehr enthält eine solche Annahme einen Widerspruch in sich selbst, ein Unding. Was Westhoff zur Unterstützung seiner erfahrungswidrigen Theorie noch anführt, daß alle Molecule des Gehirns ausscheiden und wieder ersetzt werden, das kann nach Mayer unmöglich für eine individuelle Selbständigkeit und Identität der Gehirnkraft sprechen.

Die Gehirnkraft, wie jede organische Kraft, erhält sich nur so lange normal, als die Form der wirksamen Elemente in ihrer Integrität bleibt, wenn auch der Inhalt einem steten Wechsel unterworfen ist. Die Gehirnkraft, weit entfernt, sich stets gleich zu bleiben oder gar selbständig, individuell u. s. w. zu existiren, ist vielmehr sehr leicht einer Störung unterworfen und hört ganz auf, sobald nur einen Augenblick das nöthige Ernährungsmaterial fehlt. Der beständige Wechsel in der Aufnahme und Ausscheidung des Stoffs zur Erhaltung der Kraft, Function eines Organs, und die auffallende Beeinträchtigung bis zur gänzlichen Vernichtung bei gehinderter oder gänzlich fehlender Zufuhr — beweisen doch zur Evidenz die vollkommenste Abhängigkeit der Kraft vom Organe, keineswegs aber eine beständige Identität oder eine bis zur Individualität gesteigerte Loslösung der Kraft von ihrem Werkzeuge, wie hier fälschlich geschlossen wird. Es leuchtet also aus den mit Unbefangenheit beobachteten Thatsachen gerade das Gegentheil hervor, was Westhoff anzunehmen für gut findet, das vollkommene Gebundensein der Kraft an den Stoff in der gesammten organischen und anorganischen Natur, die Gehirnkraft (Seele) nicht ausgenommen.

Natürlich muß Mayer von diesem seinem Standpunkt aus die individuelle Unsterblichkeit verneinen. Die Westhoff'schen Gründe für dieselbe deckt er in ihrer ganzen Nichtigkeit auf. Von dem Zugeständniß Act nehmend, daß die Unsterblichkeit nicht mit mathematischer Schärfe nachgewiesen werden könne, sagt Mayer: „Ein Beweis, der an Exactheit einem mathematischen nahezu gleicht, läßt sich im entgegengesetzten Sinne führen, nämlich daß weder in der angenommenen Weise eine Seele existirt, noch auch fortleben kann."

Anhangsweise beleuchtet Mayer von seinem Standpunkt aus auch Fortlage's, Ruete's und Wundt's Ansichten über die „Seele" und deckt deren Fehler auf. Zum Schluß präcisirt er genauer den Unterschied zwischen der materialistischen Weltanschauung und der materialistischen Erkenntnißlehre. Seit Kant's Kritik sei die materialistische Weltanschauung unhaltbar geworden. Von der Materie an und für sich, ohne daß sie direct oder indirect unsere Sinnesnerven in Erregung versetzt, können wir ebenso wenig etwas mit Bestimmtheit erfahren, wie von jedem andern nicht auf uns wirkenden Dinge. Es bewegen sich daher sämmtliche alte und moderne Theorien von der letzten Zusammensetzung der Materie aus „körperlichen" und „ätherischen Atomen", gleichviel ob sie von Philosophen, Physikern oder Mathematikern ausgegangen, ganz vollkommen auf dem Gebiete metaphysischer Speculation, „wohin zu folgen sich kaum der Mühe lohnt".

Was die Dinge, was die Materie mit ihren davon untrennbaren Eigenschaften, Kräften, an und für sich, d. h. unabhängig davon, daß sie unsere Vorstellungen ausmachen, sein mögen, wissen wir nicht; wie weit die Dinge an sich von den Dingen der Erfahrung verschieden sind, ebenso wenig, und kümmert uns auch nicht: eine Untersuchung hierüber läuft wirklich auf eine unfruchtbare, eitle Speculation hinaus.

Anders verhält es sich nach Mayer mit der materialistischen Erkenntnißtheorie, worunter er die physiologische Erklärung des Erkennens versteht. Diese sei unwiderleglich fest begründet. Von der transscendenten Voraussetzung der für sich unvorstellbaren Stoffatome sei die materialistische Erkenntnißlehre himmelweit verschieden; denn die wirksamen Elemente der Sinnesnerven, ihre Centralherde im Gehirn, die der Leitung dienenden Fasern zum letztern und von den Sinnescentren zu den Zellen der grauen Substanz an den Windungen der Großhirnhemisphären, die mannichfaltigen Verbindungen der Zellen untereinander, die Mittheilungen der Erregungen von den Zellengruppen auf die Bewegungsnerven u. s. w., das seien doch sammt und sonders nur eine große Reihe von reellen Gegenständen, und wenn auch in ihrem Zusammenhange bei weitem noch nicht nach allen Richtungen erforscht, doch erforschbar.

Mayer glaubt daher keinen Widerspruch zu begehen, sich keiner Inconsequenz schuldig zu machen, wenn er die materialistische Weltanschauung, die durch die Kant'sche Kritik für alle Zukunft unmöglich gemacht sei, verwirft, dagegen die materialistische Erkenntnißtheorie, der Kant Vorschub geleistet, festhält. Es sei nur eine consequente Fortbildung der Kant'schen Lehre von den apriorischen Formen der Anschauung und des Verstandes, diese als Anlagen zur Erkenntniß in den Organen selbst zu betrachten.

Der vulgäre Materialismus ist Realismus, indem er

nicht nur die Existenz der Materie an sich als ein Dogma annimmt, sondern auch die Unabhängigkeit der vorgestellten Gegenstände von den vorstellenden Wesen. Dagegen ist Mayer's physiologischer Materialismus in Uebereinstimmung mit Kant und Schopenhauer idealistisch. Mayer verbindet also mit dem Materialismus den Idealismus. Er ist Gegner des eine immaterielle Seele annehmenden Spiritualismus, aber nicht Gegner des Idealismus, weshalb er auch mit Schopenhauer gegen die Vermischung der beiden Ausdrücke Idealismus und Spiritualismus protestirt:

Die Lehre von der Erkenntniß muß idealistisch sein, weil sie den dem Erkennenden zukommenden Antheil an der Erkenntniß nicht übergehen darf; sie muß zu gleicher Zeit materialistisch sein, weil sie gerade diesen Antheil in nichts anderm, als den der Erkenntniß dienenden Werkzeugen selbst suchen darf.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß die Schopenhauer'sche Weiterbildung der Kant'schen Philosophie, die wesentlich darin besteht, daß Schopenhauer der Kant'schen idealistischen Erkenntnißtheorie einen physiologischen Unterbau gegeben und gezeigt hat, warum das menschliche Erkennen nur auf Erscheinungen beschränkt ist, weil es nämlich Gehirnfunction und als solche etwas Secundäres ist — es ist, sage ich, erfreulich zu sehen, daß diese Lehre in Mayer einen so intelligenten Anhänger und Vertheidiger gefunden hat. Der Intellect (die Seele) ist physisch und nicht metaphysisch — diese Grundlehre Schopenhauer's erhält durch Mayer's Auseinandersetzungen eine neue Illustration. Von einem spiritualistischen, vom Leibe unabhängigen und daher unsterblichen Seelenwesen kann auf diesem Standpunkt nicht mehr die Rede sein. Die psychischen Functionen werden hier vielmehr, der Erfahrung entsprechend, als Leibesfunctionen, als Functionen bestimmter Organcomplexe des Leibes und als folglich das Schicksal des Leibes theilend aufgefaßt. In dieser Ansicht ist Einheit und Consequenz, während sich der dualistische Spiritualismus, wie Mayer an Westhoff's Buch schlagend nachgewiesen hat, in lauter Widersprüche verwickelt.

Es bleibt freilich bei der Mayer'schen Lösung der Seelenfrage zuletzt noch die Frage übrig: Was ist denn nun das Unsterbliche des Menschen, wenn es die Seele nicht ist? Etwas Unvergängliches muß doch in jedem Vergänglichen gegenwärtig sein. Denn wie es nicht aus nichts entstanden ist, so kann es auch nicht zunichte werden. Auf diese Frage, die schon das Ding an sich betrifft, läßt sich Mayer, der das Gebiet der Metaphysik grundsätzlich meidet, nicht ein. Er hält das Ding an sich für unerkennbar. Dessenungeachtet liegt nach ihm kein Grund vor, sich über die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit menschlicher Erkenntniß zu beklagen. Beweise es doch schon einen hohen Grad von Bildung und gewonnener Einsicht, die Grenzen alles menschlichen Wissens genau zu kennen, um nicht vergeblich Trugbildern nachzujagen und sich und andere zu täuschen.

Seitdem die französische Akademie der Wissenschaften jede über die Quadratur des Cirkels und das Perpetuum-mobile (das Immerbewegliche) handelnde Arbeit unbeachtet gelassen, haben die Bemühungen, sich mit diesen Aufgaben zu beschäftigen, fast ganz aufgehört. Sobald man die feste Ueberzeugung erlangt, daß die Regionen der Metaphysik zu erreichen ebenso unmöglich ist, als einen Cirkel zu quadriren oder eine Vorrichtung mit ununterbrochener Bewegung zu erfinden, wird und muß man sich resigniren und sich der sichern Erkenntniß des Unmöglichen ebenso erfreuen, wie der zahlreichen positiven Entdeckungen.

Julius Frauenstädt.

Ein politischer Roman.

Die Preußen in Prag. Historischer Roman aus dem letzten deutschen Bruderkriege und der Occupation Prags durch die Preußen von Julie Burow. Forst, Unverzagt u. Comp. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir erkennen in diesem Roman zunächst die Rückwirkung der Siege auf die gedrückte Stimmung in der Heimat der Kämpfer; dann werden wir mit einigen wackern jungen Kämpfern bekannt gemacht und erleben die Scenen bis Prag mit ihnen. Hier finden wir uns in einen Roman verflochten, in welchem verfolgte Juden, fanatischer Klerus und stolzer kaiserlicher Adel ihre Rollen spielen und uns die Zerfahrenheit des innern Lebens in Austria zur Anschauung bringen sollen. Endlich kehrt zurück, wer nicht begraben zurückbleiben muß, und da gibt es dann Thränen verschiedener Gattung und einige Hochzeiten.

An den eingewebten Gesprächen erkennen wir schnell die Absicht der Verfasserin und — werden verstimmt, wenigstens als Kritiker.

„Da wird die österreichische Cavalerie der unsern gewiß weit überlegen sein." — „Gott wird ihnen allen (?) beistehen", sagte Frau Jäger muthig. „Der Alte Fritz hat mit Russen, Oesterreichern und Franzosen zugleich gekämpft, und sein Feldherrntalent, die Tapferkeit seiner wohlgeschulten Truppen und Gott, der dem toleranten und weisen Fürsten beistand, haben ihm doch den Sieg gegeben." „Aber der Alte Fritz war ja ein Freigeist", sagte Margarethe. Ein sanftes Lächeln lagerte sich über das Antlitz der Blinden. „Nur insoweit, als er keine Confession für die einzig richtige, für den alleinigen Weg zu Gott hielt. Er, der in seinem Reiche jeden nach seiner Façon selig zu werden erlaubte, unterschied gar wohl das Wesen echter Religiosität von der jeweiligen äußern Form derselben, und der Mann, der in seinen letzten Augenblicken zur Sonne aufschauend sagte: Bald werde ich dir näher sein, hoffte wie der Christ, welcher Confession er auch angehöre, auf selige Unsterblichkeit. Freilich hat er niemand um seines Glaubens willen gescholten und aus seinem Lande getrieben, auch kein Katholik im weiten Kreise seiner Unterthanen kann klagen, daß seine Religion ihm geschadet. Unduldsam ist fast immer nur der Mensch, der nicht selbst über Religion nachdenkt, sich nicht mit Herzenswärme dafür interessirt, sondern das, was Pfaffen und Jesuiten der Confession, in der er zufällig geboren ist, ihm vorpredigen, aus Denkfaulheit oder Eitelkeit für unbestreitbar wahr annimmt, und ein solcher verlangt, daß es auch von seinen Mitmenschen und, wenn er zufällig ein Fürst ist, von seinen Unterthanen angenommen würde. Wenn die Brüder in Nathan's Märchen von den drei Ringen" u. s. w.

Auf dieses welthistorische Gedicht Lessing's kommt auch August Lewald in seinem jüngst recensirten Roman:

„Moderne Familiengeschichten“ zu sprechen und perorirt gegen dasselbe, wie wir denn schon zu unzähligen malen die Erfahrung machten, daß das kurze Urtheil über den Werth dieser Ringgeschichte das Verhältniß eines jeden zur Confessions- und Religionsfrage zur Genüge charakterisirt und lange Discussionen über dieses Thema abzuschneiden vermag.

Auch von den Kämpfern wird abends im Bivuak und dann in Prag viel politisirt und in Bezug auf „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ der Spieß umgekehrt, sodaß jetzt die Hohenzollern gegen die Habsburger sein Heft in Händen hielten.

Werden wir uns bei dieser Gelegenheit über den betreffenden Sachverhalt klar, über den Schiller in schwacher Stunde eine immerhin schöne Ballade geschrieben, über den aber bis heute noch kein Historiker klaren Wein eingeschenkt hat. Die Phantasie der Päpste war, sie wollten die geistige, und die Kaiser des Römischen Reichs deutscher Nation sollten die weltliche Macht über den Erdkreis haben. Die Kaiser waren der Idee, die ihnen plausibel gemacht wurde, nicht abgeneigt, wohl aber die Völker, zumal Italiens, und so lagen sie, auf Kosten deutschen Bluts, in fast unausgesetzter Fehde, rechts und links, meistens in den Kampf- und Verwaltungsmitteln beschränkt, während die klerikale Macht des Vaticans sich allerdings über den Weltkreis, soweit er zugänglich war, ausdehnte. Unvermeidlich war, daß auch zwischen Papst und Kaiser Zwiespalt ausbrach, d. h. zwischen den Beherrschern der Seelen und denen der zugehörigen Leiber. Wie wäre es anders möglich gewesen? Und so kam es zu den Römerzügen der Kaiser, richtiger den Protestationskämpfen gegen die überschwenglichen Gelüste römischer Hierarchie. Oberitalien mußte besonders viel Blutfelder sehen. Da, nach einer „kaiserlosen Zeit“, bestiegen die Habsburger den deutschen Kaiserthron und, wie Schiller es richtig aber unklar dargelegt hat, benutzten sofort alle Chancen ihrer vordem erblichen Macht, um mit Rom Frieden zu schließen und auf Kosten des deutschen Vaterlandes ihre Dynastie zu befestigen und eine Hausmacht herzustellen, die in dem Concordate mit Rom seine Hauptstütze hatte. Fortan hausten die Partisane des Vaticans in der Hofburg, und die eigentlichen Gewaltherrscher Deutschlands saßen auf dem römischen Stuhle. Der deutsche Kaiser war nicht viel anders als ein Satrap des Heiligen Vaters, der ihn schützte, vorzüglich gegen sein eigenes Volk. Denn als die deutschen Kaiser angefangen hatten, Deutschland an Rom zu verrathen, übernahm, wenn auch dessen sich selbst unbewußt, das deutsche Volk den Protest gegen Rom und seinen allmächtigen Klerus und kämpfte gegen Rom in den Bauernkriegen, im Dreißigjährigen Kriege und in andern Fehden, die nur andere Namen erhalten haben, in der That und Wahrheit aber nur Proteste gegen Rom und seine Vasallen in der Hofburg waren. Auch die spätern Kämpfe hatten keine andere Bedeutung, die Schlesischen, der Siebenjährige von 1756—63; die große Revolutionsperiode machte eine Unterbrechung, aber der Widerstand des freigesinnten nördlichen Deutschland gegen Rom und Wien, der in die Hand der Hohenzollern gelegt war, machte sich stets bemerkbar und wurde wieder von größerer Bedeutung, als der Graf von Bismarck preußischer Minister en chef geworden und in richtiger Würdigung der welthistorischen Aufgabe Preußens zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er ein einiges Deutschland nur herstellen könne, wenn er Italien einige, Rom auf sein confessionelles Gebiet beschränke, den Schwerpunkt der habsburgischen Dynastie nach Ofen verlege und die 1806 vacant gewordene deutsche Kaiserkrone dem hohenzollernschen Stamme vindicire. Das ist geschehen, und daß es geschehen, ist gut. „Los von Habsburg!“ war die Losung des Kampfes von 1866, und nun hat Deutschland unter Preußens Aegide wieder eine respectable Zukunft. Dixi et salvavi animam meam.

Zu weiterer Charakteristik des Buchs der Frau Burow wollen wir noch einen Passus aus demselben abschreiben, mögen sich unsere Leser einverstanden oder nicht einverstanden erklären:

> Wie aus dem Samenkorn der Ceres ein ganzes großes Aehrenfeld, so wuchs aus den Blutstropfen Christi das Christenthum aller Völker und Zeiten, aber wie in den Saatfeldern zwischen den goldenen Körnern, die der Welt das tägliche Brot geben, die schlimmen Unkräuter Spelz und Trespe, so wächst in den Feldern der Religion das Pfaffenthum mit seiner giftigen Frucht der Unduldsamkeit. Dieses muß ausgerottet werden, und es ist die Pflicht der Regierungen, an seiner Ausrottung zu arbeiten. Jede Reinigung der Samenkörner der Religion durch Aufklärung und Bildung wird dieses Gift mehr und mehr ausrotten, und es ist ein Segen, daß man in unserm Vaterlande (Preußen) länger als zwei Jahrhunderte schon ernstlich danach strebt.

Die Verfasserin dieses Romans, die sich in ihren sämmtlichen Schriften durch eine nüchterne, aber auch energische Verständigkeit auszeichnete und die ostpreußische Schule der reinen Vernunft nicht verleugnete, ist am 19. Februar plötzlich im Theater in Bromberg gestorben.

Vom Büchertisch.

1. Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft von J. Frohschammer. Wien, Tendler und Comp. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Zeichen und Wunder mehren sich. Die getreuesten Söhne der Kirche werden zu ihren Widersachern und machen ihren Bund mit dem Geiste der Neuzeit. Von Italien bedrängt, aus Oesterreich verwiesen, verliert der Papismus auch in Deutschland, soweit es katholisch ist, allmählich an Einfluß. In der bairischen Hauptstadt kann ein angesehener Lehrer der Philosophie gegen die herrschende Kirchenform seine weithin dringende Stimme erheben. Es ist derselbe münchener Professor, der 1861 durch seine Broschüre: „Ueber die Freiheit der Wissenschaft“, 1863 durch einen Vortrag „Ueber das Recht der neuern Philosophie gegenüber der Scholastik“, und durch die Jahrgänge 1862—64 seines „Athenäum“ den Zorn der Curie gegen sich herausgefordert hatte. Frohschammer baut seitdem Barrikaden aus Buchblättern und schickt eben das obenerwähnte umfangreiche Werk auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinung in seiner Provinz.

Für den Norden Europas, wo diese Kämpfe um Glaubens- und Gewissensfreiheit bereits mehrere Stadien mit mehr oder weniger Erfolg durchlaufen, kann dieses dickleibige Buch nichts Anziehendes mehr bringen. Dagegen wird es nach Stil und Eintheilung seinem Zweck vorzüglich entsprechen. Frohschammer weiß die Contraste zwischen dem Inhalt der Ueberlieferung und demjenigen der modernen Forschung in ein scharfes Licht zu stellen, wobei er die Mühe nicht scheut, Details und Umrisse der sonst sehr abgelegenen und weitschichtigen Naturforschung darzulegen. Dies zeigen schon die Kapitelüberschriften: „Das Christenthum und das Kopernicanische Weltsystem"; „Der Ursprung des Organischen in der Natur"; „Die Entwickelung des Organischen oder die Entstehung der Arten in Pflanzen- und Thierreich"; „Ueber Ursprung und Wesen des Menschengeschlechts. Unterschied von Mensch und Thier"; „Ueber Einheit und Alter des Menschengeschlechts". Außerdem wird noch der Darwin'schen Theorie ein besonderer eingehender Anhang gewidmet, wobei natürlich immer die Offenbarungen der Wissenschaft und nicht die der Ueberlieferung zur obersten Richtschnur dienen. Frohschammer schreitet dann zum modernen philosophischen Bewußtsein fort in den Kapiteln: „Das physische und moralische Uebel in der Welt", wobei der kühle Pessimismus unserer Tage, und „Das Christenthum und die allgemeine Nothwendigkeit", wobei das Sublimat aller modernen geistigen Arbeit, die Anerkennung des alle Erscheinungen beherrschenden Gesetzes hervortreten. In den Kapiteln: „Die geschichtliche, geistige Entwickelung und Bildung der Menschheit. Ihre Erhebung über die Natur", und in dem entschieden gelungensten Kapitel: „Das Christenthum und die moderne Civilisation" wird Frohschammer dem rührigen, arbeitsamen und vielseitigen, dem specifischen, in materieller und geistiger Beziehung heroischen Charakter unserer Epoche gerecht. Man könnte Frohschammer nach seinem kirchlichen Standpunkt dem Protestantismus zurechnen, nach seinen Einsichten in Cultur und Geschichte der modernen Philosophie. Aber in Bezug auf letztere ist Frohschammer noch zu positiv; ihm ist es noch um „Versöhnung" der modernen Forschung mit der Ueberlieferung, wenn auch der gereinigten, zu thun; ihm ist das Stadium der „Kritik", die historische Unbefangenheit gegenüber den heiligen Urkunden noch verschlossen. Immerhin hat das Buch in der Wagschale des modernen Freiheitskampfes sein Gewicht, und es wäre auch von den Positiven anderer Gemeinden zu beherzigen, was Frohschammer von dem Bund mit dem neuzeitlichen Geist aussagt:

Es wird sich nicht blos darum handeln, vom Baume des Christenthums da und dort dürr gewordene Aeste herabzubrechen oder wuchernde, den Saft nutzlos vergeudende Wasserschößlinge wegzuschneiden, damit daraus eine neue, frische, den geistigen Verhältnissen der Menschheit entsprechende Entwickelung des Werkes Christi beginnen kann. Nicht umsonst ist gerade in unsern Tagen das Leben Jesu Gegenstand so eingehender Untersuchung und so allgemeiner Theilnahme geworden. Das ist in der That auch die Wurzel des neu sich gestaltenden Christenthums, das in der neuen Geisteswelt, die durch die Wissenschaft sich bildet, auch zu neuer Form, zu tieferer innerlicher Wirksamkeit sich entwickeln muß. Es wird, denke ich, neuerdings und in erhöhterer Wahrheit das große Wort des Dichters sich erfüllen: „Magnus ab integro nascitur ordo." Und in der That, ist es nicht zu beklagen, wenn es endlich geschieht, was die besten, edelsten Geister, die tiefern und wahrhaft religiösen Gemüther in der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch als Bedürfniß gefühlt und vergeblich ersehnt haben, gegenüber dem äußern Prunk und der weltklugen Gewaltherrschaft, zu der die Stiftung Christi ausgestaltet worden und die das wahre Wesen des Werkes Jesu darstellen sollte.

2. Conträr und contradictorisch (nebst convergirenden Lehrstücken) festgestellt und Kant's Kategorientafel berichtigt. Eine philosophische Monographie von Gustav Knauer. Halle, Pfeffer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der katholische Frohschammer so den modernen Geistesinhalt gegen römische Gewalt- und Dunkelherrschaft ins Feuer führt, so unternimmt Pastor Knauer philosophische Grubenfahrten zur Stütze des Glaubens. Vorläufig wetzt er sein Messer an den Sohlen der Logik. Es ist nur die Frage, ob im weitern Verlauf dem Chorrock nicht die Nähte platzen. Knauer zeigt sich nämlich in seiner Untersuchung als ein Kopf von philosophischem Beruf, der sich namentlich in dem scharfen Blick auf die Grenzen der Begriffe zu erkennen gibt. Dabei hat Knauer eine mehr als dilettantische Bildung in der Philosophie; er kennt auch neuere Sachen, obwol bezüglich früherer Zeitabschnitte manche Lücken sichtbar sind. So scheint er Herbart nur aus dessen Schule zu kennen, und daß Herbart in seinen Voraussetzungen ein sehr guter Kantianer ist, scheint Knauer in dessen Kritik Kant's zu übersehen. Ueberhaupt treibt der Herr Pastor seine Philosophie noch mit sehr viel Enthusiasmus, der ihn vorn und hinten in seinem Werk zu poetischen Flügen, zu nicht mehr ungewöhnlichen Philippiken gegen Hegel und Consorten, zu einigen Dithyramben an den „alten Königsberger" hinreißt, zu dessen Fahne er sich stellt. Knauer meint nämlich, daß Kant und das positive Christenthum bisher fälschlich entgegengesetzt wurden.

In dieser Monographie nimmt sich also Knauer des Königsbergers an und beweist haarklein, daß dessen Kategorientafeln bislang das unerschöpfliche Grund- und Mauerwerk der neuern Philosophie bildeten. Nur wären hier und da eine kleine Reparatur oder eine neue Auffüllung nöthig, und wirklich kommt Knauer zu einigen Resultaten, welche die Aufmerksamkeit der Logiker verdienen. Man gestatte uns hier kurz anzuführen, daß er die zweite Kategorientafel mit der Ueberschrift „Qualität", welche die zum Theil dunkle, öfter misverstandene Eintheilung in „Realität, Negation, Limitation" führt, adjectivisch und zutreffender so eintheilt: „positiv, negativ, limitirt", wobei positiv und negativ die beiden Enden einer Qualitätsreihe (gebildet — ungebildet, richtig — unrichtig, gesund — ungesund u. s. w.), und limitirt nicht ein verworrenes „unendlich", sondern „beschränkt" bedeutet, oder gleichbedeutend ist mit dem Begriff des Grades innerhalb zweier Pole (hell — roth, fast — wahr, halb — gebildet u. s. w.). Eine Fülle feinerer Unterscheidungen wird hierbei noch durch Vertiefung in den deutschen Sprachgeist erlangt. Worauf sich Knauer etwas zugute thut, ist jedoch eine Entdeckung, daß das Princip des „ausgeschlossenen Dritten" zwischen zwei Gegensätzen (z. B. etwas ist entweder warm oder kalt, gut oder böse, tertium non datur) niemals auf die Qualität des Ausgesagten, sondern nur auf die Modalität, und zwar auf Ja und Nein

geht (d. h. es ist falsch, zu sagen: entweder kalt oder warm, tertium non datur; denn dazwischen liegen noch 1°, 2°, 3° Réaumur u. s. w., zwischen schwarz oder weiß die ganze Farbenreihe; dagegen gibt es kein tertium zwischen: etwas — ist schwarz, oder etwas — ist nicht — schwarz). Mit einem Wort: Gegensatz ist nicht gleichbedeutend mit Widerspruch, der allein auf dem Ja oder Nein beruht. Gegen diese Unterscheidung Knauer's könnte man vom Hegel'schen Standpunkt einwenden, daß es auch zwischen Ist und Istnicht ein Drittes gibt, nämlich das Wird mit seiner unendlich mannichfaltigen Scala des Geschehens. Es wird nichts helfen, das „Sein" so ohne weiteres aus der Reihe der Qualitäten zu streichen oder ihnen entgegenzusetzen. Auch hat noch niemand darauf geachtet, daß die Copula „ist" nur in den arischen Sprachen dominirt, daß sie in den turanischen und semitischen Sprachen entweder fehlt, oder als reine Zeitbestimmung, oder selbständig als Thätigkeitswort auftritt. Man sieht, daß es doch nicht so leicht ist, mit Knauer einen absoluten Anfang in der Logik zu finden; sie setzt leider selbst schon Psychologie, Ontologie u. s. w. voraus, und nicht umsonst ist der philosophische Cirkeltanz bei der heutigen Generation in Verruf gekommen. Abgesehen übrigens von diesen dialektischen Schwierigkeiten, dachten wir Knauer's Princip des Widerspruchs bereits bei Herbart bis zum Uebermaß constatirt und befolgt; nur wollen wir Knauer die schärfere Aussprache und Unterscheidung zwischen „Widerstreit und Widerspruch" und der Beschränkung des „ausgeschlossenen Dritten" auf den letztern gerne gönnen.

Wie praktisch und unterrichtet übrigens in den Dingen dieser Welt unser Pastor ist, zeigt neben der patriotischen Berufung auf die Nothwendigkeit eines stärkern Nationalgeistes seit dem böhmischen Feldzug folgendes schlagende Beispiel, das er zur Erläuterung seiner Unterscheidung zwischen Negation in der Qualität und Modalität anführt:

Als der letzte König von Dänemark, der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, starb, hatte allerdings Preußen kein Recht (modalische Negation), die Elbherzogthümer in irgendeiner Form an sich zu ziehen und einzuverleiben. Es hatte aber auch, wie sich nun mehr und mehr mit Gewißheit ergeben hat, niemand sonst ein unbezweifeltes Recht auf den Besitz der Herzogthümer, da Dänemark das im londoner Vertrag ihm bewilligte Recht selbst mit Füßen getreten hatte. Die modalische Negation des Rechts auf Schleswig-Holstein war eine absolute. Wo aber in Politicis gar kein Recht mehr ist, da muß früher oder später ein Recht wieder entstehen, sich bilden oder geschaffen werden. So konnte allerdings ein Recht der augustenburgischen Familie möglicherweise sich bilden, aber bilden mußte es sich erst. In der That zeichnete nun der schleswigsche Krieg mit nachfolgendem Friedensschluß auf die vorherige tabula rasa wider Erwarten vieler die Spuren eines neuen Rechts. Jetzt konnte es nicht mehr modalisch heißen: absolut kein Recht, vielmehr, falls wirklich irgendwelche stark limitirte Rechte auf Schleswig-Holstein inzwischen sonst hervorgetreten sein sollten (falls etwa der dem Augustenburger in der Ueberstürzung geleistete Eid Berücksichtigung verdiente): so hatte ein neues allerdings auch limitirtes Recht (Preußens und Oesterreichs Condominat war schon in sich eine limitirte Rechtsqualität) sich jenen zugesellt. Daß dies Recht aber aus seiner Limitation sich erheben und über andere mögliche limitirte Rechte triumphiren werde, ließ schon die Machtstellung der Condomini erwarten. Das Provisorium konnte nicht endlos währen, Oesterreich konnte wegen seiner geographischen Lage für sich von einem Definitivum keinen Gebrauch machen; so konnte mit der Zeit das Definitivum nur auf Preußens Seite fallen. Dennoch fuhren die Demokraten und Fortschrittler fort zu rufen: Schreiendes Unrecht, wenn Preußen Schleswig-Holstein einverleiben wollte. Kein Recht aber und Unrecht sind zwei logisch ganz verschiedene Begriffe.

Wir begrüßen diese Schrift, abgesehen von ihren religiösen und sonstigen Einseitigkeiten, als ein Zeichen mehr der in Deutschland noch nicht ausgestorbenen speculativen Begabung und Scharfsinnigkeit.

3. Die Logik und Psychologie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. Von Friedrich Dieterici. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Kunde der arabischen Cultur, der auch nach der Natur der letztern auf die grundlegende griechische viele Streiflichter wirft. Namentlich wird zu Aristoteles, diesem zwei Jahrtausende versorgenden Schüttboden, eine Fülle vermißten Materials darin aufgefunden werden können. Das vorliegende sind acht Abschnitte aus der arabischen „Encyklopädie der Wissenschaften", welche in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts von dem freisinnigen Orden der „Brüder der Reinheit" verfaßt wurde. Dieterici hat bereits drei Schriften über diesen Orden herausgegeben: eine Uebertragung des Märchens „Mensch und Thier", in welchem die allgemeine Geistesrichtung dieser Schule geschildert ist; ein Buch über deren Naturwissenschaft und Naturanschauung; eine Darstellung ihrer mathematischen Propädeutik. Die vorliegende Auswahl aus den 51 Stücken dieser Encyklopädie gibt in deutscher Uebertragung die Abhandlungen über die theoretische Wissenschaft, Logik, Kategorien, Hermeneutik, die Analytiken, die Kunst und die Psychologie, welche letztern zwei ein vorzügliches Interesse in Anspruch nehmen. Beigefügt ist die arabische Terminologie. Dieterici knüpft ferner an das Studium dieser Schriften die Hoffnung, daß die Bedeutung der arabischen Cultur auch als Mittelglied zwischen der Bildung der alten Welt und der in der neuen Zeit emporblühenden Wissenschaft genauer erkannt werden würde.

4. Beiträge zur Erklärung der Poetik des Aristoteles. Von Gustav Teichmüller. Halle, Barthel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Man wundert sich, solch kritisches Schnitzelwerk, dem man sonst auf Löschpapier im Erdgeschoß von Textausgaben zu begegnen gewohnt war, jetzt in vornehmer Ausstattung zu einem eigenen Werk aufgebauscht zu sehen. Fünfundvierzig Stellen in der Poetik des Aristoteles werden hier auf einigen hundert Seiten operirt. Die ganze Poetik ist längst einstimmig für lahm erklärt worden, allmählich wird jeder einzelne Satz für lahm befunden, und seit einem Menschenalter sind eine Schar philologischer Chirurgen, Ritter, Spengel, Bernays, Susemihl, Vahlen und der Verfasser, mit Zangen und Pflastern in der Wiederherstellung des echten Aristoteles beflissen. Woran liegt es aber, daß der Text immer noch für ungenießbar gehalten wird? Doch wir wollen nicht aus der Schule plaudern, sonst würden wir manches, was sich als Wissenschaft, als Forschung geberdet und leider bessern Dingen den Raum wegnimmt, vor unserm zum Zweck eilenden Zeitalter denunciren müssen. So viel sei noch gesagt, daß der Schlüssel zur Poetik des Aristoteles in dessen Rhetorik,

hierzu in der Ethik und Psychologie, hierzu in der congenialen Auffassung der Natur- und Menschenwelt, hierzu in etwas Empirie, etwas Logik, etwas Speculation liegt; kurzum, daß das Werk eines Philosophen mit Philosophie erklärt werden will, und daß Buttmann und Pape dazu nicht ausreichen. Und das muß in Deutschland gesagt werden hundert Jahre nach Lessing!

5. Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik, oder Berlins antike Bildwerke. Erster Band: Die Gipsabgüsse im Neuen Museum in historischer Folge erklärt von Karl Friederichs. Düsseldorf, Buddeus. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein brauchbares Handbuch sowol für den Besucher der berliner Museen, der darin eine genaue Beschreibung und Geschichte jeder einzelnen Nummer in den Gipssammlungen findet, als auch ein reichhaltiges, auf literarischem Material fußendes Nachschlagebuch für das Studium der römisch-griechischen Plastik. Für den letztern Zweck ist die historische Eintheilung und Reihenfolge der Nummern eingehalten, während für den erstern verschiedenartige Register die bequeme Handhabung ermöglichen.

6. Aus Rom und Byzanz. Vorträge von A. Danz. Weimar, Böhlau. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.

Diese Vorträge sind in Abendcirkeln des weimarischen Hofs gehalten worden. Sie behandeln mit Eleganz und Sachkenntniß die Hautgoûtcultur der römischen und griechischen Kaiserzeit. Ein Tag im römischen Circus, Bäder und Badeleben im alten Rom, Anfang und Ende der Gladiatorenkämpfe, das Hofceremoniell der byzantinischen Kaiserzeit, ein Aufruhr der Parteien des Circus sind die Vorwürfe dieser in den Fußstapfen Becker's und Mommsen's wandelnden malerischen Essays.

7. Aischylos, übersetzt von J. G. Droysen. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin, Hertz. 1868. 8. 2 Thlr.

Die dritte Auflage dieses Werks spricht es schon zur Genüge aus, das Lob, das wir dem Autor spenden können. Droysen ist ein Uebersetzer von Gottes Gnaden. Hier das Eindringen in fremd Individuelles, und helles Auffassen seiner feinsten Biegungen und Wendungen, hier das Ab- und Ausprägen im eigenen Sprachgenius, fremd überraschend und klar deutsch zugleich, die metrische Form als schimmernden Schmuck nicht als schwere Fessel tragend. Hier entzündet sich an der Phantasie, an der Stimmung des Vorbildes die eigene des Uebertragenden, der so die verwandten Accorde auf der deutschen Leier schlägt zu denen der griechischen. Droysen steht in einer Reihe mit Voß, Rückert, völliges Gegenbild zu den Versifexen der Schule, welche nur Buchstaben sehen und nur Buchstaben geben.

8. Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag von F. D. Gerlach. Basel, Bahnmaier. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfasser streitet mit in der Phalanx für den Geist gegen den Buchstaben, der ein ganzes Stück der Philologie zur werthlosen Makulatur stempelt. Was hat Horaz nicht von den Grammatisten zu leiden gehabt, wie viele haben das Erbe des seligen Pastor Lange angetreten, den Lessing erschlagen zu haben meinte, der jedoch ein hundertfältiges Gespenst auf allen Kathedern herumspukt! Gerlach sucht erst die geistige Gestalt des Dichters in seinen verschiedenen Phasen zusammenzusetzen, das Gebiet des literarischen Essay endlich auch auf die Antike erweiternd. Wir finden das Porträt ähnlich, mit satten Farben gemalt; nur fehlt uns ein charakteristischer Zug, die Analyse des sprachlich-metrischen, Gedanken und Bilder schaffenden und ordnenden Kunstsinns bei Horaz, wobei Musterstücke seiner Dichtung eingewebt werden konnten.

9. Wandervorträge aus Kunst und Geschichte von Ludwig Eckardt. Erste Hälfte. Stuttgart, Rieger. 1868. Lex.-8. 22½ Ngr.

Diese Vorträge sind kunstgeschichtliches Material in einer vornehm rhetorischen Einkleidung, schwunghaft, reich an Schmuck, an Pointen, Bildern, Parallelen, anekdotisch, stellenweise musivisch. Die Urtheile nicht neu, wol aber der Gedanke und die Ausführung, sämmtliche Künste als Eine Kunst, ihre durchgängig entsprechende Entwickelung nachzuweisen. Die vorliegende Auswahl gibt eine Parallele zwischen Schiller, Thorwaldsen, David, Beethoven, behandelt Richter, die romantische Schule, die deutsche Kunst in der Zeit der Freiheitskriege, Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg, Ludwig Uhland. Der ethische Charakter des Autors bevorzugt das Erhabene, Männliche, Pathetische, Politisch-Patriotische; der ästhetische Standpunkt ist der der jungdeutschen, fortschrittlichen Schule. Der Autor ist selbst Dichter, Aesthetiker, mit bestechendem äußern Vortrag, den er im demokratischen Sinne zur Vermittelung des Volkslebens mit der fortschreitenden Erkenntniß für geboten erachtet.

Feuilleton.

Eine portugiesische Uebersetzung des Goethe'schen „Faust“.

Goethe's „Faust“, der schon beinahe in alle europäische Sprachen übersetzt ist, wurde im vorigen Jahre zum ersten mal in das Portugiesische übertragen („Fausto Tragedia de Goethe traduzido por *Agostinho d'Ornellas*“, Lissabon 1867). Der Uebersetzer, der gegenwärtig Secretär der portugiesischen Gesandtschaft in London ist, war früher Gesandtschaftsattaché in Berlin, wo ihn im Jahre 1860 eine Aufführung des „Faust“ so ergriff, daß er, der damals des Deutschen kaum mächtig genug war, um der theatralischen Aufführung zu folgen, sofort beschloß, sich dem Studium dieses unvergleichlichen Werks, das ihm zum ersten male entgegengetreten war, mit allen Kräften zu widmen. Bald genügte es ihm aber nicht mehr, dasselbe lesen zu können, er fühlte sich gedrungen, zuerst einzelne Stellen, dann den ganzen ersten Theil des „Faust“ zu übersetzen; er hat damit der poetischen Literatur seines Landes einen wesentlichen Dienst geleistet, denn wie er sich selbst in der Vorrede äußert, war vor ihm noch kein Vers des „Faust“ ins Portugiesische übersetzt worden. Wir wünschen, es möge sich seine Hoffnung erfüllen, daß diese Uebersetzung die Aufmerksamkeit der Portugiesen auf unsere reiche Literatur lenken möchte, die seinen Landsleuten nach der eigenen Behauptung d'Ornellas' noch fast ganz unbekannt ist; um ein Beispiel anzuführen, wie

wenig selbst Goethe ihnen bekannt geworden ist, wollen wir hier erwähnen, daß von allen seinen Werken bisher nur „Werther's Leiden" 1842 in Rio de Janeiro portugiesisch erschienen sind.

D'Ornellas war sich der großen Schwierigkeiten wohl bewußt, die einer genauen und getreuen Uebertragung des „Faust" entgegenstanden, obwol die portugiesische Sprache durch ihre Biegsamkeit und ihren Reichthum unter den romanischen Sprachen eine der geeignetsten zu einem solchen Unternehmen ist. Wir können ihm das Zeugniß geben, daß seine Uebersetzung eine möglichst genau sich an das Original anschmiegende ist, und wenn sie auch die hohen Schönheiten desselben nicht erreicht, woran sie schon durch den fast ausschließlichen Gebrauch des elfsilbigen ungereimten Verses anstatt des von Goethe gebrauchten Metrums gehindert wird, so müssen wir ihr doch im großen und ganzen zugeben, daß sie den Geist des Originals so wenig wie möglich verwischt hat und wohl geeignet ist, den Landsleuten des Uebersetzers das Verdienst dieses unsterblichen Werks zu erschließen.

Um eine kleine Probe von dieser Uebersetzung zu geben, wollen wir aus der Scene „vor dem Thor" das Lied der Soldaten in der Uebersetzung und in Goethe's Worten hersetzen:

Soldados.	Soldaten.
Castello roqueiro	Burgen mit hohen
De muros altivos,	Mauern und Zinnen,
Donzella formosa	Mädchen mit stolzen
De modos esquivos,	Höhnenden Sinnen
Quisera ganhar!	Möcht' ich gewinnen!
Ê empreza arriscada	Kühn ist das Mühen,
Mas bem compensada!	Herrlich der Lohn!
O nosso trombeta	Und die Trompete
Lá vae recrutar,	Lassen wir werben,
É para morrer	Wie zu der Freude,
On para gosar.	So zum Verderben.
Isto é que é viver	Das ist ein Stürmen!
É que é conquistar!	Das ist ein Leben!
Donzellas e torres	Mädchen und Burgen
Haõ de s'entregar	Müssen sich geben.
É empreza arriscada	Kühn ist das Mühen
Mas bem compensada,	Herrlich der Lohn!
Enós, oh soldados,	Und die Soldaten
Avante marchar!	Ziehen davon.

Englisches Urtheil über Werke der deutschen Literatur.

Bei Besprechung des zweiten Bandes von Woltmann's „Holbein und seine Zeit" sagt die „Saturday Review", nachdem sie die wenigen biographischen Data berührt hat, welche derselbe enthält, es sei des Verfassers Aufzählung und Beschreibung der Gemälde, Holzschnitte und Zeichnungen Holbein's ebenso genau wie lebhaft. „Er hat England, das classische Land von Holbein's Porträtmalerei, persönlich besucht, und seine Nachforschungen sind durch die jüngste Ausstellung in South-Kensington wesentlich unterstützt worden. Nachdem wir diese Blätter durchgelesen, sind wir immer mehr von der Bedeutung Holbein's für die englische Geschichte überzeugt und empfinden ein um so lebhafteres Bedauern, daß der große Künstler bei uns keine Schule gegründet und keinen Nachfolger zurückgelassen hat. Der Zeitraum in der englischen Geschichte zwischen Holbein und van Dyck, gerade der also, wo eine große nationale Schule der Porträtmalerei am willkommensten gewesen wäre, war auch derjenige, wo die Kunst bei uns auf ihrem niedrigsten Standpunkte sich befand. Wir erkennen zwar mit Dankbarkeit den Genius an, welcher ein so glänzendes und charakteristisches Porträt wie das in diesem Bande gravirte des Erzbischofs Warham geschaffen hat; wie viel größer aber würde unsere Verpflichtung sein, wäre des Malers Geschick auf einen Shakspeare, einen Bacon oder einen Raleigh verwendet worden! Woltmann's Kritik ist im allgemeinen ebenso meisterhaft, wie seine Schilderungen, besonders da, wo er Holbein's Beziehungen zur Renaissance und Reformation bespricht, welche beide große Bewegungen in einem gewissen Sinne in seinen Werken verkörpert sind."

„Wenn wir", fährt die „Review" dann fort, „eine nur dürftige Kenntniß vom Leben Holbein's haben, so brauchen wir uns dagegen über keinen Mangel an Auskunft in Betreff Hoffmann's von Fallersleben Biographie zu beklagen. Wir wissen jetzt, was diese hervorragende Persönlichkeit jeden Tag ihres Daseins bis zum Ende des Jahres 1847 getrieben hat.*) Die übrige Zeit ist noch in Dunkel gehüllt, obschon, falls es gestattet ist, vom Bekannten aufs Unbekannte zu schließen, wir mit einiger Zuversicht muthmaßen dürfen, daß sie damit hingebracht worden, daß er im Lande herumgelaufen, in Freundes Häusern sich lustig gemacht hat, mit der Polizei in Händel gerathen ist, viel gute alte deutsche Poesie edirt und viel schlechte neue gedichtet hat. Dies wenigstens ist so ziemlich der Bericht über die 49 Jahre, welche in den vier Bänden behandelt sind, von denen jeder halb so lang wie Cäsar's Commentare ist. Es ist kaum anzunehmen, daß selbst des Verfassers große Schreibfertigkeit für sich allein zu einer solchen Leistung ausgereicht hätte, und wir möchten uns kaum die Mühe nehmen, nachzuweisen, wie viel von dem Buche aus Zeitungsartikeln, die sich auf ihn beziehen, zusammengesetzt ist. Keine derartige Hülfe wird verschmäht. So füllt er z. B. ganze Seiten mit einem Verzeichniß seiner Commilitonen zu Bonn, unter denen sich freilich Männer wie Heine, Hengstenberg und Liebig, aber auch solche, wie Colonius, Pugge und Potborowski vorfinden. Es ist wirklich schade, daß sich ein so gutmüthiger Mann und so fleißiger Gelehrter durch ein solches Beispiel von ausgelassener Selbstsucht und tollgewordener Bücherfabrik dem Gelächter preisgegeben hat."

Auch einige Novellen sind in der „Saturday Review" besprochen: „«Luginsland» von Otto Roquette ist eine gute Probe von jenen Novelletten, in welchen deutsche Romanschreiber so viel heimischer sind als in größern Leistungen. Die besten der fünf Erzählungen sind «Gothenwiek» mit ihren grausigen Schilderungen der traurigen Ostseeküste, und «Ich und meine Compagnie», mit ihren anmuthigen Skizzen eines herumstreifenden Lebens."

„Franz Dingelstedt hat einen bedeutenden Ruf als Schriftsteller, noch mehr aber als der erfolgreichste Theaterdirector in Deutschland. In seiner Novelle: «Die Amazone», hat er es verstanden, seine Erfahrung in der letztern Eigenschaft für seine Versuche in der erstern zu verwerthen. Seine Heldin ist der Bühne entnommen, und die so der Wirklichkeit entlehnten theatralischen Scenen sind von ungewöhnlicher Frische und Lebendigkeit. Dingelstedt hat aber eine noch höhere Befähigung zum Novellisten vermöge seiner Weltkenntniß und des merkwürdigen Schliffs seiner Diction. Die Gedrängtheit seines Dialogs und die Abwesenheit langathmiger, sentimentaler Ergüsse deuten darauf hin, daß sich in seiner Person der Novellist mit dem Weltmanne vereinigen — eine in Deutschland höchst seltene Mischung. Auch zeigt er großes Geschick in seiner Charakterzeichnung, besonders in seiner Skizzirung der Vertreter der alten und neuen Schule der Diplomatie."

Literarische Notizen.

Von Sir Samuel W. Baker's Werk: „Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Forschungsreise von Atbara zum Blauen Nil" liegen die zwei Bände einer autorisirten deutschen Ausgabe vor (Braunschweig, Westermann). Die Originalillustrationen bringen meistens recht anschauliche Bilder aus dem afrikanischen Thierleben. An pikanten Einzelheiten fehlt es in dem Werke nicht. Als der arabische Scheikh Achmet erfuhr, daß sich die Engländer mit Einer Frau begnügen müßten, murrte er längere Zeit höchst unwillig mit allen seinen Begleitern, bis sie zuletzt den entschiedensten Zweifel an der Wahrheit dieser Behauptung äußerten. „Das ist geradezu unmöglich", sagte der Scheikh. „Wie kann ein Mann mit Einer Frau zufrieden sein? Das ist lächerlich, widersinnig. Was soll er thun, wenn sie alt wird? Solange sie jung und wahrhaft liebenswürdig ist, kann er sich vielleicht mit ihr begnügen, aber selbst die jüngste wird einmal alt und Schönheit vergeht. Der Mann altert nicht so wie

*) Die Review nimmt natürlich Bezug auf dessen Werk: „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen."

die Frau und bleibt eine sehr lange Zeit derselbe, während sie in wenigen Jahren verblüht. Deshalb will die Natur, daß der Mann junge Weiber nimmt, um die alten zu ersetzen, und der Prophet gestattet es ausdrücklich." Jedenfalls eine originelle Rechtfertigung der Polygamie.

Ebenfalls in autorisirter deutscher Uebersetzung ist das Werk des bekannten englischen Touristen Charles Boner: „Siebenbürgen. Land und Leute", erschienen (Leipzig, Weber). Die Ausgabe ist sehr elegant ausgestattet und enthält 32 in den Text gedruckte Abbildungen, 11 Tondruckansichten, 5 colorirte Karten und das Porträt des Autors in Stahlstich.

Von Heinrich Laube's „Dramatischen Werken" ist der zehnte Band erschienen, welcher den „Statthalter von Bengalen" enthält (Leipzig, Weber). In demselben Verlag ist in zierlicher Miniaturausgabe Mosenthal's Volksdrama: „Der Schulz von Altenbüren", erschienen.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" (Leipzig, Brockhaus) haben sich durch ihre anschaulichen Schilderungen aus dem Volksleben und ihre sinnige Haltung ein größeres Publikum erworben, sodaß eben eine zweite Auflage derselben erschienen ist. Ein dritter Band mit neuen Erzählungen steht in Aussicht.

Die achte Auflage von „Peter Schlemihl's wundersamer Geschichte" von Adalbert von Chamisso, neu herausgegeben nach des Dichters Tode von Julius Eduard Hitzig (Hamburg, J. P. F. E. Richter) ist eine mit sechs Stahlstichen geschmückte Prachtausgabe. Die Vorrede Hitzig's, die schon aus dem Jahre 1839 stammt, gibt über die Verbreitung des Werks und die Uebersetzungen in das Französische, Englische und Italienische bis zu jenem Jahre eingehende Auskunft, die vielleicht in Bezug auf die spätere Zeit von anderer Hand einige Ergänzung hätte erfahren können. Auch über den Grundgedanken des Werks oder vielmehr über die Abwesenheit eines solchen spricht sich Hitzig in seiner Vorrede aus. Man pflegt sich darüber noch gelegentlich den Kopf zu zerbrechen, und erst neuerdings ist an die Redaction d. Bl. eine hierauf bezügliche Anfrage gerichtet worden. Chamisso selbst wurde oft mit dieser Frage gequält, die ihn bald ergötzte, bald ärgerte. „Gegenwärtige Geschichte", sagt er, „ist in die Hände von besonnenen Leuten gefallen, die, gewohnt nur zu ihrer Belehrung zu lesen, sich darüber beunruhigt haben, was denn wol der Schatten bedeute. Mehrere haben darüber curiose Hypothesen aufgestellt; andere, indem sie mir die Ehre erwiesen, mich für gelehrter zu halten als ich es bin, haben sich an mich gewandt, um durch mich die Lösung ihrer Zweifel bewirkt zu sehen, die weitere Erklärung ist eine wissenschaftlich-ironische. Hitzig selbst meint, Chamisso habe wol eigentlich keine specielle Absicht gehabt, deren er sich so bewußt gewesen, um davon eine philiströse Rechenschaft zu geben. Das Märchen sei, wie jedes echt poetische Werk, in ihm mit zwingender Nothwendigkeit, um seiner selbst willen entstanden. Es ist dies die ästhetische Theorie der Romantiker, und in der That ist auch „Peter Schlemihl" eine romantische Dichtung, die mit ähnlichen von Tieck, Fouqué, Arnim das gemein hat, daß die Bedeutung keine sich voll erschließende und nur eine märchenhaft hereinklingende ist, und daß gerade in diesem Gedankendämmer der eigenthümliche Reiz liegen soll. In der That aber entspricht dies Dämmerwesen mit seinem Farbenspiel, das der geträumten poetischen Selbstherrlichkeit die Klarheit des Gedankens zum Opfer bringt, durchaus nicht dem durchsichtigen Wesen echter Kunst, und in jenen Fragen, welche die Romantiker vornehm belächeln, liegt eine sehr scharfe und richtige Kritik dieser geistreich scheinenden, aber dabei symbolisch unklaren Productionen.

Von der „Auswahl aus dem «Neuen Pitaval»": „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, umgearbeitet und herausgegeben von Anton Vollert" (Leipzig, Brockhaus) liegt ein dritter Band vor, der zunächst das Verhältniß von Johann Friedrich Struensee zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark darstellt, mit Benutzung des Werks von G. F. von Jenssen-Tusch: „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struensee und Brandt." Bei der Umarbeitung des frühern Artikels ist der Herausgeber indeß zu andern Resultaten gekommen als dieses Werk, indem er nicht an die volle Schuldlosigkeit der Königin glaubt und noch weniger daran, daß ihre gekrönte Nebenbuhlerin, die Königin Juliane, sie um das Leben gebracht habe. Es folgen zwei Criminaltragödien aus den Jahren 1847 und zwar aus aristokratischen Kreisen: „Der Herzog von Choiseul-Praslin und seine Gattin" und „Der Tod der Gräfin von Görlitz", darauf das bürgerliche Trauerspiel, dessen Heldin die Giftmischerin Gesche Margarethe Gottfried ist. Als erheiterndes Satyrspiel folgt der Proceß gegen Wilhelmine Krautz, eine berliner Nähmamsell, die einen leichtgläubigen Schneider zum Grafen von Hohenzollern machte, ihm Häuser verschrieb und Herrschaften versprach gegen Stempelgebühren von 100 Thalern, die sie dann in Kuchen vernaschte.

Georg Hirth, der Redacteur des „Staatshandbuchs für den Norddeutschen Bund", beabsichtigt eine Art von Almanach und Adreßbuch für Berlin herauszugeben, welches zwischen den gewöhnlichen Adreßbüchern und den Encyklopädien die Mitte halten und über alle bemerkenswerthen Persönlichkeiten, Einrichtungen und Unternehmungen Auskunft ertheilen soll. Einem derartigen Werk über Berlin sollen ähnliche in Betreff der andern deutschen Hauptstädte folgen. Wir machen auf dies Unternehmen aufmerksam, das auf der einen Seite von praktischem Nutzen, auf der andern nicht ohne culturgeschichtliche Bedeutung ist.

Brachvogel's „Narciß" ist am Lyceumtheater in London in englischer Uebersetzung zur Aufführung gekommen. Die Aufnahme war keine sehr günstige; die großen Längen in dem Stück wirkten ermüdend. Keinesfalls ist Aussicht vorhanden, daß dies Drama einen so nachhaltigen Erfolg in England haben wird, wie er der Mosenthal'schen „Deborah" zutheil geworden ist.

F. L. Benelli hat unter dem Titel: „Traduzioncelle e imitazioni" (Zürich, Schultheß) Uebersetzungen deutscher Gedichte ins Italienische herausgegeben, welche von neuem den Beweis dafür liefern, wie zwischen Italien und Deutschland auch die geistigen Beziehungen immer lebendiger werden. In diesem Bändchen sind 16 Gedichte von Goethe, 5 Gedichte von Schiller und je 1 von Hölty, Wilhelm Müller, Nikolaus Lenau, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Grün, Fr. Vischer, Keller und 2 von Mörike in das Italienische übersetzt.

Bibliographie.

Hackländer, F. W., Marionetten. Lustspiel. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Hippologen oder ein deutscher Pferdemarkt. Dramolet in 3 Scenen von einem ehemaligen Offizier. Baden-Baden, Marx. 8. 16 Ngr.

Holst, H. v., Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus. 1stes Bdchn. Ludwig der Vierzehnte. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 28 Ngr.

Kneschke, E., Leipzig seit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großstadt. Ein Beitrag zur Localgeschichte seiner Heimath. Leipzig, Kneschke. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Lübecke, M., Des Kriegers Leid und Lust. Poetisches Lebensbild aus dem Feldzuge der Mainarmee im Jahre 1866. Magdeburg, Streiber. 16. 2½ Ngr.

Mannhardt, W., Die Korndämonen. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Marr, W., Streifzüge durch das Koncilium von Trient. Voltaire frei nacherzählt. Hamburg, O. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Montlong, W. v., Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico. Auf Befehl weil. Sr. Majestät des Kaisers Maximilian nach Dokumenten bearbeitet. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Palacio, M. R., und R. M. de la Torre, Denkschrift über den Process des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich. Aus dem Spanischen übersetzt von C. G. Paschen. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr.

Paustka, F., Erinnerungen an Garnison und Schlachtfeld. Gedichte und Gesänge für Militair und Militairvereine verfaßt und herausgegeben. Dresden, Schöpff. 16. 6 Ngr.

Rußwurm, H., Passions-Blüthen. Passau, Elsäßer u. Waldbauer. 1867. 8. 12 Ngr.

Schlie, F., Die Darstellungen des Troischen Sagenkreises auf etruskischen Aschenkisten beschrieben und nach den poetischen Quellen untersucht. Mit einem Vorworte von H. Brunn. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 28 Ngr.

Zyro, F. F., Das Wesen und Verhältniß der religiösen und sittlichen Ideen im Lichte der Wissenschaft. Oeffentlicher Vortrag auf der Hochschule Bern. Bern, Huber u. Comp. 8. 6 Ngr.

Zur römischen Frage. Ueber die Basis der Vereinbarung zur Lösung der römischen Frage. Das glückliche Resultat der Conferenz über die römische Frage. (Novelle.) Reudnitz, Förster. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart.

Ihr Entstehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei.

Von

Karl von Elgger,

Hauptmann im schweizerischen Generalstab, Ritter ꝛc. ꝛc.

Mit 233 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In den letzten Jahren haben bekanntlich auf dem Gebiete der Kriegsfeuerwaffen größere Veränderungen und Fortschritte stattgefunden als früher in Jahrhunderten. Ebenso bekannt ist, daß die neue Bewaffnung eine ganz veränderte Taktik im Kriege zum Theil schon veranlaßt hat, zum Theil noch in Zukunft herbeiführen muß. Die Erfindung, die allmähliche Vervollkommnung und die Construction dieser neuen Waffen (unter Beifügung zahlreicher Abbildungen) darzulegen, sowie ihren Einfluß auf die Taktik der Gegenwart und Zukunft nachzuweisen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werks, welches daher allgemeinste Beachtung verdient.

Große Bücher-Auction in Berlin am 19. Mai d. J. Das Verzeichniß, sehr reich an literarischen Seltenheiten, liefert **J. A. Stargardt** in Berlin. Jägerstraße 53.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite Auflage.

8. Geh. Erster Band 1 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band 2 Thlr.

Melchior Meyr's Erzählungen aus dem „Ries" (einem Gau im Schwabenlande) wurden bei ihrem ersten Erscheinen sowol von der Kritik wie vom Publikum mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, sodaß sie jetzt in einer vom Verfasser genau durchgesehenen zweiten Auflage erscheinen konnten. Man darf sie wol in ihrer Art mustergültig nennen: realistisch treu, poetisch in der Form, spannend und ergreifend, durch ihre Ausgänge aber sittlich wohlthuend und befriedigend. Das Werk ist somit geeignet, ein echt deutsches Familienbuch zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese neueste Gabe des beliebten rheinischen Dichters ist die Frucht zweier Reisen desselben durch Italien. Was Natur und Kunst ihm dort Herrliches darboten, gestaltete er zu einer Galerie poetischer Bilder, deren lebendige Anschaulichkeit den Leser zum Mitgenuß seiner Erlebnisse und Stimmungen einladet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der dritte Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) nur 15 Ngr.

Inhalt des dritten Bandes: Johann Friedrich Struensee und und die Königin Karoline Mathilde von Dänemark. — Der Herzog von Choiseul-Praslin und seine Gattin. — Der Tod der Gräfin von Görlitz. — Die Giftmischerin Gesche Margaretha Gottfried in Bremen. — Wilhelmine Krantz.

Durch seinen spannenden Inhalt und durch den außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses rasch beliebt gewordene Volksbuch den weitesten Kreisen zum Privatbesitz. Die bereits erschienenen drei Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der deutsche Krieg von 1866.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt

von

Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 10 Ngr.
Vollständig: geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.

Die großen Vorzüge, welche diese mit der soeben erschienenen zweiten Hälfte nun vollständig vorliegende Darstellung des jüngsten Krieges, abgesehen von der geistvollen Auffassung und klaren, übersichtlichen Gruppirung des Stoffs, selbst vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraushat, liegen darin, daß sie ebenso den Militär von Fach befriedigt, als die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser, ein ehemaliger preußischer Generalstabsoffizier, bei allem Streben nach Objectivität, doch den Personen, Verhältnissen und Thatsachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philosophische Paradoxa.

Von Heinrich Ritter.

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichen größern Publikum Interesse gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 11. 12. März 1868.

Kotzebue und die Gegenwart.

Auswahl dramatischer Werke von August von Kotzebue. Erster bis siebenter Band. Leipzig, Kummer. 1867. 8. Jeder Band 15 Ngr.

August von Kotzebue gehört zu denjenigen Schriftstellern, deren Ruf durch unsere Literaturgeschichten vollständig compromittirt ist, denen man aber doch nachsagen muß, daß sie besser sind als ihr Ruf. Seitdem er als Vaterlandsverräther gebrandmarkt und ermordet worden ist, haben die Literarhistoriker ihr Antlitz von ihm abgewendet und seine Werke unter den gleichen Bann gestellt, von dem sein Charakter betroffen wurde. Der alte ehrwürdige Wachler nannte ihn in seiner Literaturgeschichte den „Präsidenten der ungeschminkten Gemeinheit“, und dies Urtheil ist, bei der beliebten Nachbeterei, die in unsern literarhistorischen Werken grassirt, bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben. Die Verurtheilung Kotzebue's gehörte zu den Traditionen der alten Burschenschaft und erbte sich auf den Universitäten mit dem Ansehen eines unfehlbaren Dogmas fort.

Wie schon aus unserer Geschichte der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Nr. 1 u. 2 d. Jahrg.) hervorgeht, deren Ahnherr Kotzebue ist, bestand seine politische Schuld in seinen veralteten patriarchalischen Anschauungen, welche der jüngern Generation mit Recht unbequem waren. Daß er außerdem, wie einst Grimm in Paris, literarische Bulletins nach Petersburg schrieb, um die dortige Regierung von der geistigen Bewegung in Deutschland zu unterrichten, das war doch eine einfache diplomatische Thätigkeit, die von einem Landesverrath himmelweit entfernt ist. Daß er in diesen Berichten nur seine Ueberzeugung aussprach, wird ihm niemand verdenken, und daß diese Ueberzeugung sowol dem berechtigten Fortschritt wie den unberechtigten Uebertreibungen des damaligen Cheruskerthums keine günstige war, ist eine Thatsache, in der keine moralische Schuld liegt. Die Erbschaft seines Spottes über die Ausschreitungen des Turnwesens hat später Heinrich Heine übernommen und unter dem Beifall des ganzen deutschen Publikums zur Geltung gebracht. Mit Recht durfte Kotzebue den Anklagen seiner Gegner gegenüber darauf hinweisen, daß er mit zu den angelegentlichen Förderern des Befreiungskampfes gehörte und mit seinen Proclamationen gegen Napoleon den Heeren der Verbündeten vorausgezogen war. Er hatte allen Anspruch darauf, für einen Patrioten zu gelten, namentlich im Vergleich mit Goethe, der sich stets ablehnend gegen die deutsche Bewegung verhielt und auf die Auszeichnungen, die ihm von dem „großen Manne“ zutheil geworden, stets den größten Werth legte. In seinen Anschauungen in Bezug auf innere Politik mochte er ungefähr mit Goethe übereinstimmen und den Vers dieses Dichters als sein Lebensmotto anerkennen:

> Für den Edeln gibt's kein schöner Glück,
> Als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen.

Was nun aber Kotzebue als dramatischen Dichter betrifft, so könnte man ihn am besten als einen „mislungenen Classiker“ bezeichnen. Seine Werthschätzung bei den Zeitgenossen war die höchste, und die Unterscheidung zwischen Schiller und ihm, deren Bedeutung jetzt jedem Knaben geläufig ist, gehörte damals nur den exclusiven Cirkeln an, und zwar den exclusiven Cirkeln der Dichtkunst, nicht etwa der Gesellschaft oder der Wissenschaft. Ihm wurden Ehren zutheil, wie sie Schiller und Goethe nicht erlangten; die berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Man gab ihm den Beinamen des deutschen Euripides, und während die Schiller'schen und noch mehr die Goethe'schen Dramen stets Ausnahmen auf der Bühne blieben, wie Schiller selbst in seinem Briefwechsel mit Körner klagt, beherrschten die Kotzebue'schen Stücke die Bühnen von ganz Deutschland mit fast uneingeschränkter Herrschaft. Wir dürfen alle diese Thatsachen nicht übersehen, wenn wir die Acten des großen Processes revidiren wollen, den die Wortführer

der deutschen Nation nach den Befreiungskriegen und schließlich diese Nation selbst gegen den geächteten Dichter führte.

Es ist heutigentags Brauch, von Kotzebue's ernstern Dramen nur in wegwerfender Weise zu sprechen und sie ganz in eine Linie mit dem gewöhnlichsten Leihbibliothekenfutter zu stellen oder mit jenen Spectakelstücken, die lärmend über die Breter schreiten, während ihre Verfasser klanglos zum Orcus hinabgehen. Offenbar hatte indeß Kotzebue in diesen Dramen Schiller nachgeahmt und nach der Ansicht der Zeitgenossen auch vollkommen erreicht. Einige seiner Stücke, wie „Octavia", „Reuß von Planen", sind keineswegs ohne dichterische Schönheiten, andere, wie „Johanne von Montfaucon" und die „Kreuzfahrer", nicht ohne dramatisches Leben. Schiller selbst sprach sich in seinem Briefwechsel mit Goethe zwar sehr scharf über Kotzebue's Dramen aus, keineswegs aber mit jener souveränen Verachtung, wie sie heutigentags jeder durch Gervinus und Koberstein gebildete Primaner gegen diesen Autor hegt. Goethe dagegen erkannte ausdrücklich sein „ausgezeichnetes Talent" an; er erklärte, daß er öfters Anlaß finde, Kotzebue's Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen könne, „gegen überhinsahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen". Als Vorsteher eines Theaters aber meinte er „alle Ursache zu haben, sich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge". Man wird dem Urtheil Goethe's gewiß die größte Unbefangenheit einräumen müssen, die um so höher anzuerkennen ist, als Kotzebue zu seinen erbittertsten Gegnern gehörte. Eine Erklärung für dies günstige Urtheil haben wir freilich leicht bei der Hand, wenn wir Wolfgang Menzel das Wort gönnen, der die beiden Sünder Kotzebue und Goethe in Einen Topf wirft, so wie es später Julian Schmidt beliebte, Kotzebue und Gutzkow in eine seiner literarischen Schubladen zusammenzustecken. Menzel sagt von Kotzebue: „Mit «Menschenhaß und Reue» betrat er die Bahn der alle Moral erschlaffenden weichlichen Rührung, der systematischen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. «Menschenhaß und Reue» ist wie Goethe's «Werther» und «Wahlverwandtschaften» eine sentimentale Entschuldigung des Ehebruchs."

Wenn wir indeß Kotzebue einen „mislungenen Classiker" nannten, trotz seines von Goethe anerkannten ausgezeichneten Talents und trotz der hervorragenden Geltung des Dichters bei den Zeitgenossen, so wollen wir ihn nicht durch moralische Nörgeleien, wie sie einem Menzel und Julian Schmidt geziemen, auf ein tieferes Niveau herabdrücken. Was Kotzebue fehlte, war, was allen Talenten fehlt zum Höhenmaß des Genius, die Eigenthümlichkeit einer bedeutenden Weltanschauung, die das feinste Geäder der Dichtung durchdringt. Das ist der Unterschied zwischen einem Kotzebue und einem Goethe und Schiller, und das meinte auch Goethe, wenn er dem erstern eine „gewisse Nullität" zum Vorwurf machte.

Wol kann man von ihm sagen, daß auch er ein Anwalt der Humanität war, wie alle unsere Classiker, und zwar gegenüber dem sittlichen Rigorismus und in jenem durchaus christlichen Sinn, wie er sich in der evangelischen Erzählung von der Ehebrecherin ausspricht; aber diese Humanität war nicht der Ausdruck einer großen und freien Natur, sondern der Ausfluß einer etwas seichten Gemüthlichkeit, welche beschönigt, entschuldigt, durch Rührungen wieder gut zu machen sucht. Nicht einmal als kühner Apostel freier Sinnlichkeit tritt Kotzebue auf; wo er dieselbe in Scene setzt, da drückt er ein Auge zu und blinzelt stillvergnügt mit dem andern. Hierzu kommt seine schlimme Neigung zur Persiflage und zum Pasquill, eine Neigung, durch die er sich Heinrich Heine verwandt zeigte und welche zuerst die literarische Opposition gegen ihn wach rief. Es war von Haus aus ein Freundschaftsdienst, als er seinen „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" schrieb (1790), ein Freundschaftsdienst für den vielfach angegriffenen Dr. Zimmermann, indem er dessen Gegner an den Pranger stellte. Selbstverständlich wurden diese alle jetzt seine eigenen Gegner: Lichtenberg, Nicolai, Biester, Gedicke, Kästner, Bose, Mauvillon u. a. Kotzebue hatte das Pasquill unter fremdem Namen, unter dem Namen Knigge's geschrieben und auch später seine Autorschaft auf das hartnäckigste verleugnet, bis er infolge einer gerichtlichen Untersuchung genöthigt wurde, sich zu dem Pasquill zu bekennen. Später bat er das Publikum wegen dieser seiner Unbesonnenheit um Verzeihung. Seit jener Zeit werden die Recensionen in der „Jenaischen Literaturzeitung" immer ungünstiger; Huber namentlich brachte zuerst jene Stichwörter auf, die später von den Romantikern weiter ausgebeutet wurden und noch heutigentags in allen Literaturgeschichten geläufig sind, indem er den Werken Kotzebue's „weichliche Verwöhnung" vorwirft, schlechtverhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und Tugend entgegengesetzte, in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Nachsicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm der Convenienzen und der positiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigene Stärke ersetzen zu können. Auch die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" griffen die unsittliche Richtung der Kotzebue'schen Dramen an. Er selbst indeß berief sich auf die Anerkennung des Publikums und meinte im Gegentheil, daß in dem dicksten Bande Predigten nicht mehr Moral enthalten sei als in seinen Schauspielen, die überdies nicht so langweilig seien wie jene.

Die Romantiker setzten den kritischen Kampf gegen Kotzebue fort; er rächte sich an ihnen in seinem „Hyperboreischen Esel" (1800), einem Pasquill, dem man weder Witz noch eine gewisse Berechtigung absprechen kann. Indem er seinem Helden alle Stichwörter der romantischen Schule, namentlich aus dem „Athenäum" und der „Lucinde" in den Mund legte, machte er ihn zu einer durchaus lächerlichen Figur, und in der That waren diese Stichwörter, in denen die burschikose Renommage der jungen Schule gipfelte, ganz danach angethan, als Lebensäußerungen eines höhern Blödsinns belacht zu werden. Eine so unausgegorene Genialität im ganzen unproductiver Köpfe, wie die Schlegel waren, konnte den Angriffen des gesunden Menschenverstandes nicht Stich halten, wenn auch unsere Literarhistoriker seit langer Zeit einen Trumpf darauf gesetzt haben, einer Schule, die nur in den exclusivsten Cirkeln Anerkennung fand und eigentlich niemals

ein Publikum hatte, halbe und ganze Bände zu widmen, als wäre es ihre Absicht, die Kluft zwischen einer in ihren Literaturgeschichten mumienhaft einbalsamirten Literatur und derjenigen, welche die Nation liebt und kennt, möglichst zu erweitern. August Wilhelm von Schlegel antwortete mit der „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue". Dieser behauptete indeß nach wie vor die Gunst des großen Publikums, das sich um literarische Zwistigkeiten nicht kümmerte; aber der Boden war doch gelockert für die misgünstige Auffassung, die sich allmählich Bahn brach und durch die spätern politischen Wirren, durch welche Kotzebue als eine allen Patrioten verhaßte Persönlichkeit, zuletzt als das Opfer eines heldenmüthigen Patriotismus gekennzeichnet wurde, immer neue Nahrung erhielt.

Wir haben die Elemente nachzuweisen versucht, aus denen sich die von Jahr zu Jahr wachsende und jetzt allgemein zur Geltung gekommene ungünstige Anschauung von Kotzebue und seinen Werken herausgebildet hat. Während das Dunstgewölk, aus dem sich die classischen Gestirne zusammenballen; bei Schiller und Goethe sich alsbald zu einem festen Kern gestaltete, zerflatterte es bei Kotzebue in Nebel. An Weltruf übertraf dieser die weimarischen Dioskuren; seine Stücke gingen in Frankreich und Rußland über die Bühne. Doch der Mangel einer ursprünglichen Weltanschauung und ein satirisch-feindliches Verhalten gegen die Zeittendenzen, ja gegen den Genius des Jahrhunderts mußte allmählich ein glänzendes Talent zu Fall bringen.

Die von der Kummer'schen Verlagsbuchhandlung veranstaltete „Auswahl dramatischer Werke" von August von Kotzebue, von welcher bisjetzt sieben Bände vorliegen, legt uns die Frage nahe, wie sich Kotzebue zur Gegenwart und ihren Bestrebungen verhält.

Es ist eine Thatsache, daß seine ernsten Dramen gänzlich von der Bühne verschwunden sind. Seine „Octavia", ein antikes Drama mit modernen Rührungen und keineswegs ohne dichterische Schönheiten, hat sich überhaupt keiner durchgreifenden Bühnenerfolge erfreut. Dagegen wurden die „Kreuzfahrer" (Bd. 4) noch im vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts öfters zur Aufführung gebracht. Viele Leser werden sich noch der effectvollen Schlußscene des vierten Actes erinnern, wo Ritter Balduin von der Aebtissin seine Geliebte zurückfordert, die im Glauben an seinen Tod den Nonnenschleier genommen hat:

Balduin (springt auf). Weib! Bringe mich nicht zur Verzweiflung! Ich kenne mich nicht mehr! Gib nach! gib nach! oder ich schleudere das Bild der Mutter Gottes zertrümmert vor deine Füße!

Cölestina (schaudernd). Wahnsinniger! Welchen Greuel hat mein Ohr gehört! (Sie zieht sich zurück nach der Thür.)

Balduin. Wohlan! Es gelt' um meine Seligkeit! Weib! Ich stecke dein Kloster in Brand! Ich stürme diese Mauern! zerbreche die Riegel! und tauche mein Schwert in dein fühlloses Herz! (Er dringt mit aufgehobenem Schwert auf sie ein.)

Cölestina. Unsinniger! (Sie drückt an eine Feder in der Mauer; ein eisernes Gitter fällt vor die Nische und trennt sie von Balduin.) Jetzt versuche deine Kraft an diesem Eisen. Geh! ich spotte der Gewalt! Heute noch stirbt Emma von Falkenstein! Heute noch steigt sie lebendig in die Gruft! (Ab.)

Balduin (das Gitter gewaltig schüttelnd). Teufel! (Mit erstickter Stimme.) Ha! vergebens! (Er sinkt am Gitter nieder.) Barmherziger Gott!

Das Stück ist in mancher Hinsicht eine tumultuarische Nachdichtung von „Nathan der Weise"; der Emir der Seldschucken hat etwas vom Blute Saladin's, und der Ring, der dort eine symbolische Rolle spielt, ist hier ein dramatisches Requisit geworden. „Johanne von Montfaucon", „Reuß von Plauen", „Benjowsky", sind in die bisherigen Bände der Auswahl noch nicht mit aufgenommen. Johanne von Montfaucon ist eine Heldin vom Kampfesmuth der Jeanne d'Arc, die ihren Gegner gewaltig niederschlägt. Es ist ein Ritterstück mit dem nöthigen Bühnenlärm und durchaus veraltet.

Auch „Menschenhaß und Reue" (Bd. 3), das berühmteste Drama Kotzebue's, das viele Jahrzehnte hindurch das deutsche Publikum zu Thränen gerührt hat, ist jetzt gänzlich von unsern Bretern verschwunden. Gleichwol ist die Kluft zwischen diesem Drama und der Geschmacksrichtung der Gegenwart keine so große wie die zwischen seinen Ritterstücken und unserm Zeitdrama. Die Vermittelung übernimmt das neufranzösische Drama. „Menschenhaß und Reue" könnte der jüngere Alexander Dumas geschrieben haben. Wir befinden uns ganz in der Sphäre des second empire: süße Vergehen und thränenreiche Buße. Warum man indessen gegen dies Stück vom humanen und sittlichen Standpunkte aus stets so fanatisch geeifert hat, ist uns nie einleuchtend gewesen. Soll nach der Ansicht dieses Pharisäerthums ein Vergehen gar keine Sühne finden und der Liebe sogar ihr Begnadigungsrecht genommen werden? Gegen diesen moralischen Rigorismus, dessen Lehrsätze man oft ganz gedankenlos nachbetet, muß man sich entschieden zur Wehr setzen; er widerspricht den Grundlehren des Christenthums. Anders verhält es sich, wenn wir das Stück vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilen; da vermißt man bei ihm alle Energie dramatischer Action, und die Schlußversöhnung, die im ersten Act ebenso gut stattfinden könnte wie im letzten, wird durch die äußerlichsten Mittel herbeigeführt.

Die Opposition der Natur gegen die Convenienz lag, seit Rousseau's Auftreten, dem Zeitalter im Blut. Es ist eine Lieblingswendung unserer Literarhistoriker, Kotzebue zum Anwalt der „gemeinen Natur" zu machen, und ihm dadurch eine mit Recht geohrfeigte Ausnahmestellung zu sichern. Dies ist falsch; Kotzebue war ein Schüler Rousseau's, wie Schiller in seinen Jugendwerken, wie die Stürmer und Dränger; er ging in der sittlichen Licenz keineswegs so weit wie seine Gegner, die Romantiker, wir brauchen nur an Schlegel's „Lucinde" zu erinnern. Doch ihm fehlte der Schwung der Leidenschaft, die Idealität des dichterischen Ausdrucks — und nur deshalb hat seine Vertretung des natürlichen Moments gegenüber den gesellschaftlichen Schranken etwas Triviales und Seichtes. Es ist bei ihm nicht die Freigeisterei der Leidenschaft, die in wilder Empörung gegen diese Schranken ankämpft; es ist die Natur, die sie verletzt, ohne sie zu kennen, und dann über die Existenz derselben in eine naive Verwunderung ausbricht. Namentlich sind derartige Mädchennaturen wie seine Gurli und Kora die Repräsentantinnen einer Unschuld, die da meint, nichts

Schlimmes zu thun, wenn sie den Trieben der Natur ohne Anstoß folgt. Uns imponirt indessen diese Naivetät nicht mehr so wie seinen Zeitgenossen. Gleichwol erscheint uns das Thema der „Sonnenjungfrau" keineswegs so lächerlich wie andern Literarhistorikern, welche stets Galgen und Rad für jede Verletzung der Sittlichkeit in Bereitschaft haben. Die sogenannten „Sittlichkeitsverbrechen" sind überhaupt eine Domäne des Criminalrechts, welche noch immer einer zeitgemäßen Revision bedarf. Jedenfalls geht der Zug der Zeit nachweisbar auf Beseitigung der brutalen Härte, die früher in unerhörter Weise zum Schutz der äußerlichsten Satzungen sich geltend machte. Wenn der Oberpriester in der „Sonnenjungfrau" von den rohen Zeiten des Religionsstifters spricht, in denen die Noth zwang, der Natur in ihr großes Rad zu greifen, wenn er aber jetzt das Gesetz des Sittlichen in das Gefühl des Schicklichen verwandeln will und die strengen Strafen aufhebt, so war dies eine wirklich humane und vom Geiste des Jahrhunderts eingegebene Tendenz, über welche nur der Unverstand sich in Spöttereien ergehen kann. Freilich hatte Kotzebue nichts von reformatorischem Pathos, seine Humanität war nur die Frucht einer angeborenen Gutmüthigkeit. Dabei besaß er eine feine Spürnase für die in der Zeit liegenden Strömungen und Tendenzen. Er brachte alles auf die Bühne, was von Gedanken und Erfindungen gerade in Curs war und auf die Sympathien des Publikums rechnen konnte. Selbst utopistische Träumereien, die Insel der Seligen, die in Heinse's „Ardinghello" das Schlußtableau bildete, ließ er sich nicht entgehen; und seinen „Sonderling Bruder Moritz", der das Vorurtheil der Geburt und der Gesellschaft energisch bekämpft, nach den damals entdeckten Pelewinseln auswandern.

Größere Bedeutung hat Kotzebue als Lustspieldichter, welcher seiner nächsten Gegenwart den Spiegel vorzuhalten das Recht und die Pflicht hat. Damit scheint freilich der Einfluß auf die Zukunft, die einer andern Norm der Sitte gehorcht, ausgeschlossen zu sein, und in der That sind auch Kotzebue's Lustspiele mit wenigen Ausnahmen von der Bühne der Gegenwart verschwunden. Indessen brauchte, um dem obigen Fehler abzuhelfen, in allen Stücken, deren Satire sich gegen eine bestimmte Form einer in ihrem Wesen sich wiederholenden Lächerlichkeit richtet, nur das Costüm umgenäht zu werden; es bedürfte nur einer geschickten Ueberarbeitung, um derartige Stücke für die Bühne der Gegenwart geeignet zu machen. So ist z. B. „Die Sucht zu glänzen" gegen die Modephilosophie gerichtet. Dies war zu Kotzebue's Zeiten die Kant'sche; gleichwol kann das Lustspiel modernisirt werden, indem man die Tendenz gegen eine neuere Modephilosophie kehrt.

Doch nicht blos gegen den Inhalt, auch gegen die Form der Kotzebue'schen Stücke machen sich Bedenken geltend vom Standpunkte der heutigen Bühne. Kotzebue galt zu seiner Zeit für den bühnenkundigsten Schriftsteller, und die große Wirksamkeit seiner Stücke bestätigte dies Urtheil. Gleichwol genügt uns seine Technik nicht mehr. Er macht es sich mit der Intrigue in der Regel bequem, es fehlt ihm überdies oft die Steigerung, und seine Actschlüsse sind matt, oft nur Monologe mit komischer Pointe. In allen diesen Punkten hat unser Lustspiel sich fortgebildet, wenn man will, auch verbildet; wir verlangen ein größeres Raffinement der Technik, verschlungenere Verwickelungen, das Aufgebot größerer Mittel für die Ueberraschungen, die aus ihnen hervorgehen. Auch unsere schlichtesten Bühnendichter, wie Benedix, treiben einen Luxus mit Verwechselungen von Briefen und Personen, mit komischen Versteckspielen und einem Durcheinander auf der Scene, wie dies alles Kotzebue nur ausnahmsweise zur Anwendung brachte.

Unter der Herrschaft neufranzösischer Feinheit, welche als ein Bildungsmittel deutscher Dramatik angepriesen und benutzt wird, kann sich die neue Generation auch nicht mit dem Kotzebue'schen Stil befreunden. Sie findet ihn zu derb und possenhaft; es fehlt ihm in ihren Augen der feine geistige Hauch, die blanke Glasur, das Beziehungsreiche, das weniger erschütternd auf das Zwerchfell als anregend auf das eigene geistige Vermögen der Hörer wirkt. Uns erscheinen indeß diese Vorzüge des modernen Conversationsstils, wenn wir sie an den großen Mustern der Komik messen, zweifelhafter Art, und dem gesunden Kern- und Mutterwitz, welcher in Kotzebue's Stücken herrscht und dessen Schlagkraft so ausnehmend zu ihrer Volksthümlichkeit und ihren glänzenden Erfolgen beigetragen hat, geben wir den Vorzug vor diesen blos phosphorescirenden geistigen Adern der feinen Anspielungen und ironischen Beziehungen, welche für Ausflüsse des modernsten Esprit gelten.

Dagegen erscheint es als ein Fehler, daß seine komischen Charaktere etwas Possenhaftes, etwas Ueberladenes haben; es sind Chargen, auch in seinen feinern Lustspielen. Zur Charge wird der Charakter, wenn er ganz und gar in einer einzelnen komischen Bestimmtheit aufgeht. Nehmen wir Kotzebue's „Vielwisser" (Bd. 5), eine Figur, die eine vollkommen berechtigte Satire gegen die damals grassirende Polyhistorie und überhaupt gegen eine im todten Notizenkram aufgehende Gelehrsamkeit enthält; doch dieser gelehrte „Peregrinus" entwickelt von Anfang bis zu Ende keine andere Seite des Charakters als diese einzige. Ueber die Frauen spricht er sich ähnlich aus wie z. B. der Professor in der „Hochzeitreise" von Benedix:

Baron. Fräulein Malchen ist ein allerliebstes Mädchen geworden.

Peregrinus (gleichgültig). So?

Baron. Du nimmst diese Nachricht sehr gleichgültig auf?

Peregrinus. Allerdings.

Baron. Und willst sie doch heirathen?

Peregrinus. Weil die Spartaner ein Fest feierten, wobei die Hagestolzen von den Frauen gepeitscht wurden.

Baron. Wenn du sonst keinen Grund hast —

Peregrinus. Es hat Philosophen gegeben, welche die Weiber nicht zu den Menschen zählten.

Baron. Narren!

Peregrinus. Schon Galenus glaubte, das Weib sei nur ein verpfuschtes Menschenkind. In Plato's Republik sind sie ein gemeinschaftliches Gut. Im Orient nimmt man sie bei Dutzenden und sperrt sie ein. In England legt man ihnen einen Strick um den Hals und verkauft sie für fünf Schillinge.

Baron. Alle diese Weisheit ist nicht einen Schilling werth.

Peregrinus. Die griechischen Poeten allesammt, von

Orpheus bis auf den heiligen Gregor von Nazianz, haben nichts als Böses von den Weibern gesagt, besonders Euripides.

Baron. Deine Poeten sind die verpfuschten Menschenkinder.

Peregrinus. Selbst der galante Anakreon bekennt, daß φρονημα, die Klugheit, nur ein Erbtheil der Männer sei.

Baron. Ach, wie manche Frau hat durch ihre Klugheit die Albernheiten ihres Mannes wieder gut gemacht!

Peregrinus. Juvenal's derbe Satire ist bekannt. Wie oft schimpft Ovid auf sie! Und was sagt Publius Syrus? Mulier, quae sola cogitat, male cogitat.

Baron. Wenn deine Mutter noch lebte, sie drehte dir den Hals um.

Peregrinus. Salomo hat genug vor ihnen gewarnt —

Baron. Und sie doch bei Hunderten geliebt.

Peregrinus. Mohammed verbannte sie aus seinem Paradiese —

Baron. Und sein irdisches Paradies war unter Weibern.

Peregrinus. Es gab Sekten, die ihre Weiber gemeinschaftlich hielten: die Nicolaiten, die Gnostiker, die Epiphanisten, die Anabaptisten —

Baron. Peregrinus, ich bitte dich, sei nicht so rasend gelehrt! Verschlinge nicht alles mit dem Kopfe, laß für das Herz doch auch etwas übrig.

Während indessen der Professor trotz seiner Gelehrsamkeit liebenswürdige menschliche Seiten zeigt, die einer Wandlung und Bekehrung Raum geben, ist dieser Peregrinus von Anfang bis zu Ende dieselbe stroherne Puppe mit den Zetteln im Munde, ohne irgendeinen andern menschlichen Zug. Aehnlich ist es mit den Helden, welche in den Organen des Gehirns die Phrenologie, in der „Sucht zu glänzen" die Weisheit der Kant'schen Philosophie als ausschließliche Passion und geistigen Gehalt zur Schau tragen. Für langathmige Stücke sind derartige „Chargen" zu unwahr und eintönig. In kürzern Stücken, die sich auch für Possen geben, können sie dagegen eine höchst amusante Wirkung hervorbringen, und in der That sind es die Kotzebue'schen Elias Krumm, Fips, Frosch und ähnliche Figuren, die sich noch heute auf der Bühne erhalten haben.

Was den Reichthum an Tendenzen betrifft, die Kotzebue durch seine seltene Erfindungsgabe rasch dramatisch zu gestalten vermochte, so kann er noch immer der Gegenwart als Muster dienen. In der That ist unser Lustspiel im ganzen engherziger geworden, hat sich weit mehr an die kleinen Verwickelungen des Familienlebens hingegeben, als dies bei Kotzebue der Fall war. Wenn auch das politische Lustspiel durch die Zeitverhältnisse ausgeschlossen blieb, so gibt es doch kaum ein wichtiges sociales Verhältniß, das Kotzebue nicht auf die Bühne gebracht und vom satirischen Standpunkte aus beleuchtet hätte. Den exclusiven Adelsstolz geiselte er in „Don Ranudo de Kolibrados" (Bd. 3), allerdings in seiner mehr possenhaften und carikirenden Weise; die kleinstädtische Beschränktheit, die ebenso servil wie aufgeblasen ist, in den „Deutschen Kleinstädtern"; die theologische Heuchelei, die Stellenjägerei, welche die Frömmigkeit als Maske vornimmt, in „Der gerade Weg der beste" (Bd. 7); das bornirte Dorfjunkerthum im „Intermezzo oder der Landjunker in der Residenz" (Bd. 6), die Emancipation der politisirenden Frauen in dem „Weiblichen Jakobinerclub" (Bd. 4), die Ueberhebung der Vielwisserei im „Vielwisser", die philosophische Floskelweisheit in der „Sucht zu glänzen". In einer so vielbewegten, von so verschiedenartigen Strömungen durchsetzten Zeit wie die unserige würde Kotzebue gewiß einen unerschöpflichen Stoff für seine Gestaltung gefunden haben, während ein großer Theil unserer Lustspieldichter mit diesem geistigen Inhalt nicht zu wirthschaften versteht und sich immer wieder in ein Netz von Combinationen verstrickt, das keine geistige Handhabe darbietet und nachgerade sehr durchsichtig und lückenhaft geworden ist. Das freie Spiel dieser Combinationen, der tendenzlosen heitern Verwechselungen und Ueberraschungen findet sich besonders in zwei Kotzebue'schen Stücken „Der Rehbock" (Bd. 2) und „Die beiden Klingsberg" (Bd. 1), Lustspiele, die ohne Frage zu den gelungensten des Dichters gehören, aber auch zu seinen frivolsten Productionen. Gegenüber einer allgemein verbreiteten Ansicht darf man die Kotzebue'schen Lustspiele in Schutz nehmen; sie verdienen mit Ausnahme dieser beiden durchaus nicht den Vorwurf der Frivolität. Im „Rehbock" ist es das heitere Spiel mit den Möglichkeiten des Incests, welches verletzend wirkt, in den „Beiden Klingsberg" der allzu kecke Hohn gegen die Pädagogik, der diese Darstellung aristokratischer Leichtlebigkeit durchdringt. Daß das Stück sich indessen keineswegs überlebt hat, beweist wol der Erfolg, den ein im Stoff durchaus verwandtes Drama des jüngern Alexander Dumas: „Le père prodigue", neuerdings in Paris davongetragen hat.

Die unbefangene Prüfung der Kotzebue'schen Werke vom Standpunkte der Gegenwart wird ergeben, daß der Dichter in seinen Lustspielen noch immer einen hervorragenden Rang einnimmt unter den deutschen Komödiendichtern, wenngleich die meisten ohne Ueberarbeitung für uns nicht mehr genießbar sind. Sein ursprüngliches Talent für die komische Bühnenmuse war ein bedeutendes, und auch seine Leistungen verdienen eine bei weitem höhere Schätzung, als ihnen von der Vornehmheit und, fügen wir gleich hinzu, Urtheilslosigkeit unserer Literarhistoriker, wo es Drama und Theater gilt, zutheil zu werden pflegt.

Rudolf Gottschall.

Biographisches und Politisches.

1. Graf Bismarck. Ein Lebensbild. Altenburg, Schnuphase. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Werkchen ist eine geschickte Zusammenstellung dessen, was die Zeitungen über die Wirksamkeit des jetzigen Bundeskanzlers gebracht haben, von dem ersten Auftreten des Herrn von Bismarck an bis zu seiner leitenden Thätigkeit in den Sitzungen des ersten Reichstags. Wir erfahren also von Thatsächlichem nichts Neues. Aber es ist von Interesse, das Bekannte, das wir, in den letzten Jahren namentlich, in der Spannung einer gefährlichen, an Befürchtungen und überschwenglichen Hoffnungen reichen Gegenwart, bruchstückweise erfahren mußten, als

vollendete, durch ein erreichtes Ziel gekrönte Reihe von Thatsachen zusammenhängend an uns vorübergehen zu lassen. Ein warmer Patriot und begeisterter Anhänger Bismarck's, hat sich der anonyme Verfasser des „Lebensbildes" doch wenigstens insofern über den Parteistandpunkt erhoben, als er die unterlegenen Gegner seines Helden schont, ja ihrer kaum erwähnt. Er geht von dem Grundgedanken aus, daß alles Geschehene gut ist, wie er unter anderm im Eingange die Bemerkung macht, daß Oesterreich für alle Verluste des Jahres 1866 einen reichen Ersatz in der Gewinnung des Herrn von Beust gefunden habe. Der Ton der zahlreich eingestreuten Betrachtungen ist ein durchaus versöhnlicher, oft kindlich frommer; und wenn sich auch der Historiker und Philosoph nicht mit dieser Anschauungsweise des Geschehenen begnügen dürfen, so ist sie doch gewissermaßen die Grundanschauung, von der jeder ausgehen muß, der sich ein richtiges Urtheil über geschichtliche Persönlichkeiten bilden will. Wir glauben, daß sich der anonyme Verfasser auf den höchsten Standpunkt philosophischer Geschichtsforschung erhebt, wenn er sagt:

Dieses Mittel, um ohne Gehässigkeit und Einseitigkeit urtheilen zu können, ist alles in allem gesagt — die Liebe. Sie befreit uns aus den Fesseln individueller Abgeschlossenheit, aus den Banden des Mistrauens und ist ein fortwährendes Correctiv auch für unsere Urtheile. Würden wir letztere unter die Einwirkung der Liebe stellen, so würden täglich unzählige Millionen unrichtiger Ansichten und Urtheile weniger erzeugt werden! Wenngleich auch das Schwerste, die zu segnen, die uns fluchen, wol nur wenigen gelingen wird, so wird doch die Liebe uns wenigstens zur Milde in unsern Urtheilen und zur Vorsicht mahnen.

Solche Worte aussprechen und ihrem Sinne gemäß handeln, ist immer ein Dienst, den man nicht nur der Moral, sondern auch dem Erkenntnißvermögen leistet; ja, man begreift nur, was man liebt! Allerdings muß, um Geschichtliches zu begreifen, noch eins zur Liebe kommen — das Wissen. Wir freuen uns auf das Buch, welches uns die Thaten Bismarck's einmal im Lichte dieser zwei Factoren der menschlichen Erkenntnißkraft zeigen wird. Vorderhand aber freuen wir uns mit vielen, ihn im vorliegenden Werke wenigstens von den Strahlen der Liebe verklärt zu sehen.

2. Graf Gustav Adolf von Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrich's des Großen und Maria Theresia's, bearbeitet von August Beck. Gotha, F. A. Perthes. 1867. 12. 12 Ngr.

Da, nach einer landläufigen Erklärung, Witz Ueberraschung durch den Contrast ist, so dürfte es einen witzigen Eindruck machen, diese Schilderung von Leben und Thaten des Herrn von Gotter gleich nach dem soeben besprochenen Lebensbilde Graf Bismarck's zu lesen. Denn man kann sich keinen größern Gegensatz denken als die verschiedene Wirksamkeit dieser beiden Staatsmänner. Während der eine von Jugend auf die großen Interessen des Staats lebhaft erfaßt, später als Mann sich berufen fühlt, handelnd in dieselben einzugreifen, sie zuletzt zu lenken — indem er seine eigene Persönlichkeit aufgehen läßt in der größern des Staats, indem er, ein gewaltiges Ziel im Auge, mit erhabener Verachtung durch die kreischende, geifernde Menge, vorbei an dem Revolver des Meuchelmörders, sich einen Weg bahnt zur Unsterblichkeit — während dem schwingt sich der andere mit graziösem Lächeln an den Frackschößen der Großen zu ephemerer Wichtigkeit empor, benutzt und wird benutzt, liebäugelt mit schönen Damen, schwelgt in Pasteten und Weinen, handelt, um seine Einkünfte zu vermehren, mit Wein, baut sich ein Renaissanceschlößchen mit obligatem verschnittenen Gärtchen, legt einen großen Werth auf Anzüge und Perrüken, bietet seinen ganzen Scharfsinn auf, um die durch seine Verschwendung geleerte Kasse wieder zu füllen durch Erschnappen einträglicher Aemter und Aufstellung gewaltiger Rechnungen für die hohen Herren, in deren Diensten er steht, sammelt eine große Bibliothek und goldeingerahmte Bilder, unter denen Porträts bekleideter und unbekleideter Frauenzimmer eine Hauptrolle spielen, und stirbt endlich ohne Zähne und Haare mit jenem Seufzer der Béranger'schen Großmutter auf den blauen Lippen:

Combien je regrette
Mon bras si dodu,
Ma jambe bien faite
Et le temps perdu!

Das wenigstens ist das Lebensbild des Grafen Gotter, welches uns August Beck auf 106 Seiten nebst Angabe der Quellen aufrollt. Es ist möglich, daß dieser Günstling des Glücks etwas mehr Geist und Tiefsinn gehabt, als wir nach dieser Biographie ihm zusprechen können, welche eigentlich nur ein Register der Ausgaben und Einnahmen des Verewigten ist. In Ermangelung der Reconstruirung des Gedankeninhalts seines Helden hätte uns der Verfasser wenigstens einige pikante Skandalgeschichtchen auftischen können, oder in Ermangelung dieser wenigstens einige eigene Reflexionen über das seltsame Treiben dieses gewandten Herrn, z. B. die: wie es vor hundert Jahren möglich gemacht wurde, daß ein so absoluter homo nihil es zu Ehre und Reichthum bringen konnte. Aber in einem so ideenreichen Lande wie Deutschland sagt man dem Leser weder etwas Neues noch Wichtiges, wenn man sich zu derartigen Betrachtungen erhebt wie: „Was nützen aber äußerer Glanz und Herrlichkeit, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Geist und Talent, wenn der Körper krank ist und leidet?"

Ohne es zu vermuthen, hat der Verfasser an dem Grafen Gotter die Nemesis vollzogen, welche dieser am Ende seines Lebens herannahen fühlte, als er an Friedrich den Großen schrieb: „daß die Nachwelt ihn — den Schreiber — wenigstens als einen Epicuri de grege porcum zwischen des großen Friedrich Tischgenossen und seine Schoshunde klassificiren würde."

Trotz alledem ist es höchst belehrend, die Existenz dieses Diplomaten zu vergleichen mit dem Wirken eines heutigen Staatsmanns, Graf Gotter mit Graf Bismarck, zwischen denen jener Alleszermalmer steht, der unter anderm auch die europäische Diplomatie gewurfschaufelt hat, Napoleon der Große.

3. Lebensbilder, geschichtliche und culturgeschichtliche. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greises. Hannover, Meyer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist weder ein Quell tiefer Weisheit darin erschlossen, noch sind seltsam verschlungene Abenteuer darin erzählt; aber auf Wahrheit erheben sie (die Bilder in diesem Buche) einen

Anspruch, wennschon nur insoweit, als der Rückblick auf mehr als ein halbes Jahrhundert aus manchem Gesichtspunkte richtig allein als Wahrheit und Dichtung bezeichnet werden dürfte.

So beurtheilt der Verfasser in einer kurzen Vorrede selbst sein Buch, und wenn ich zu diesen Worten die eines französischen Dichters hinzufügen darf:

> Ton livre est ferme et franc, brave homme, il fait aimer
> Au milieu des bavards qui se font imprimer,
> Des grands noms inconnus dont le monde est lassé;
> Et de ce bruit honteux qui salit la pensée,
> Il est doux de rêver avant de le fermer,
> Ton livre, et de sentir tout son coeur s'animer —

so haben wir eine richtige Ansicht von dem liebenswürdigen Werkchen gewonnen.

Ein selten klares Auge, ein selten reines Gemüth spiegelt uns hier die einfachen Verhältnisse der Mitwelt ab. Wie bescheiden tritt der Beobachter vor seinen Gegenstand; da ist keine zudringliche Neugier, nicht dieses jetzt gebräuchliche Seciren des Geistes, das dem Geheimnisse des Daseins auf die Spur zu kommen wähnt, wenn es die Seele zerstückt und mit der Lupe betrachtet, an die Stelle der Kunst die Psychologie setzt und nur noch einen Schritt zu machen braucht, um sich mitten im anatomischen Theater zu befinden.

Der Verfasser hat sich in allen Kreisen der Gesellschaft bewegt, und überall hat er entdeckt, „worauf es ankommt", den Angelpunkt, um den sich die verschiedenen Existenzen drehen. Dazu ist aber nur eine Natur fähig, die ohne selbstische Interessen beobachtet, ohne doch sich vornehm den Dingen und Personen gegenüber als bloßer Beobachter zu verhalten. Mitleben, mitwirken, aber um der Sache willen, nicht um sich selbst nur zu fördern, das ist das Geheimniß des Autors. Und wie er gelebt, so hat er auch dieses Buch geschrieben: um der Sache willen. Wir haben es nicht mit einem Kunstwerke zu thun, sondern nur mit einem wohlwollenden klugen Manne, der uns aus seinem reichen Leben schlicht und wahrheitsgetreu das Beste mittheilt und uns die Kraft zutraut, selbst darüber vernünftig zu reflectiren. Wie beruhigend und erfrischend wirken diese Bilder gegenüber den erlogenen Romanfiguren, denen wir jetzt auf Tritt und Schritt begegnen.

Die lebendige, warme Darstellung wird noch anziehender durch feinen Humor und einen gutmüthigen Sarkasmus, der mehr aus der Gruppirung des Stoffs und der Ausdrucksweise hervorbricht, als absichtlich hineingetragen ist.

Eine interessante persönliche Bekanntschaft, die wir diesem Buche verdanken, ist unter anderm die des Grafen Münster, von dessen Wirksamkeit auf dem Wiener Congreß wir gleich zu sprechen haben werden. Welch eine wichtige Ergänzung des historischen Wissens ist eine derartige Skizzirung der Person, die uns jene fast zu Begriffen verblichenen Factoren der Geschichte „menschlich näher bringt".

4. Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—67). Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß. Von Georg Herbert Graf zu Münster. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Welche Revolution hat dieses große deutsche Land aufund umgewühlt, seitdem der Graf zu Münster seine Berichte über den Wiener Congreß an Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Régent schickte. Welche geistige Revolution! Ich meine nicht die Burschenschaftsträume von Tyrannenmord und Freiheit, nicht die mislungene Erhebung von 1848, die nicht in den Organismus des germanischen Leibes paßte. Nein, das erwachte Bewußtsein des deutschen Volks als zusammengehöriges Ganzes, als Träger der Gesittung und Bildung, als Gesetzgeber Europas. Dieser Umschwung der Ideen läßt sich auch in dem vorliegenden Werke nachweisen.

Was lesen wir in den Depeschen? Keine großen Ziele, kein Volk, keine Thaten. Der Ehrgeiz der Fürsten, die so und so viel steuerzahlende Seelen mehr besitzen wollen. An ein gemeinsames Handeln kein Gedanke, Eifersucht auf Preußen, weil es zur Noth auf eigenen Füßen stehen könnte, die Idee einer Ligue germanique, von der sich möglicherweise Baiern, Baden, Würtemberg und Preußen ausschließen dürften, hannoverischer Particularismus, dessen Ehrgeiz sich jedoch nur auf möglichste Besitzvergrößerung erstreckt, und die geheime Furcht, daß der Napoléon redivivus möglicherweise doch den Milchtopf dieser Herrlichkeiten in den Schmuz werfen könnte.

So dachte vielleicht der Graf zu Münster nicht, aber so nur durfte ein deutscher Minister an seinen allergnädigsten Herrn schreiben im Jahre 1815.

Dieser Gedankenmangel, diese Rathlosigkeit in Bezug auf das, was einmal aus Deutschland werden solle, dieses Ignoriren aller Volksinteressen, liegen sie in der Natur diplomatischen Briefstils oder sind sie eine Folge der gehirnerschütternden Napoleonischen Donnerlaufbahn?

Fast alles, was zu dieser Zeit von deutschen Diplomaten geschrieben wird, mit Einschluß der gerühmten Gentz'schen Schriftstücke, zeichnet sich aus durch Frivolität und Ideenarmuth. Die wahre Politik erscheint ihnen nur in der Gestalt eines alles vernichtenden Tyrannen, wie den Gymnasiasten das classische Alterthum nur in der Gestalt eines verkommenen Conrectors erscheint. Und so treiben sie Possen. Von dem, was uns bewegt, haben sie keine Ahnung. Geblendet von dem Blitzgefunkel der Vergangenheit, sehen sie mit lichtlosen Augen in die Zukunft.

Und wir wollen keinen Stein auf sie werfen. Nie ist ein Volk so gewaltsam aus seinem Entwickelungsgange — der in diesem Falle vielleicht ein Verwesungsproceß war — herausgerissen worden als das deutsche durch die Napoleonischen Kriege. Es hatte ja vorher nie jemand an die Nothwendigkeit gedacht, daß Deutschland ein Staat sein müsse. Und niemand hatte die Lehre gepredigt, daß, wo die Grenzen eines Staats aufhören, die Feinde anfangen.

Alles, was man für unumstößlich sicher gehalten hatte, war auf einmal in Frage gestellt; jede Staats- und Rechtstheorie auf den Kopf gestellt, die Vernunft entfesselt, die Macht auf den Thron des gestürzten Herkommens gesetzt: ein Chaos, in das nur der Blitz von Kanonen einiges Licht brachte.

Und um diesen Riesenknäul zu entwirren, die Fingerchen von Staatsleuten — die eben keine sehr schwere Arbeit gewöhnt waren. Funfzig Jahre hat Deutschland

gebraucht, nicht um die Aufgabe zu lösen, sondern nur um zu wissen, was man eigentlich von ihm wollte.

Daß wir es aber jetzt wissen, ja daß die Klarheit selbst bis in die Kreise sich erstreckt, die sich am schwersten von dem Alten trennen können, ersehen wir aus den „Politischen Skizzen", welche der Graf Georg Herbert zu Münster den Depeschen seines Vaters vorausschickt. Wenn die von Natur conservative Aristokratie mit Hintansetzung ihrer eigenen Interessen sich der neuen Ideen bemächtigt, so ist dies nicht nur ein Beweis für die Wahrheit der Idee, sondern auch für die Tüchtigkeit der Aristokratie. Und sicher können wir darauf rechnen, in ihr einen stärkern, begeistertern und gebildetern Vertreter der neuen Idee zu finden als in der Demokratie, weil bei dieser, den rerum novarum studiosis, die Wahrheit nicht gerade zu ihrem Vortheil sich mit den persönlichen Interessen vermischt, während bei jener erst das furchtbare Ego überwunden werden mußte, damit sie sich ganz dem Dienste der Wahrheit hingeben könne.

Also wäre genug zum Lobe unsers Buchs gesagt, wenn ich bemerke, daß die „Politischen Skizzen" ganz im Geiste jener Fortschrittspartei geschrieben sind, welche im Jahre 1866 ihren Fuß erhob, um der Schlange des politischen Vorurtheils den Kopf zu zertreten. Man erhält aus diesen Blättern nicht nur eine klare historische Uebersicht über die Ereignisse in Europa seit dem Wiener Congreß, sondern auch eine vernünftige zeitgemäße Ansicht über die Gestaltung des europäischen Staatensystems, wie sie sich als Facit aus dem Geschehenen ergeben muß.

Zum Belege führe ich einige lichtvolle Stellen aus dem dritten Abschnitte, der von Deutschland handelt, an. Des Grafen Münster Urtheile über das jüngst Gewordene treffen immer den Nagel auf den Kopf. So faßt er seine Ansichten über den Norddeutschen Bund in Folgendem zusammen:

> Ob das Experiment, welches mit dem Bundesstaate jetzt gemacht wird, ein glückliches wird, ist schwer zu sagen. Wir können nicht leugnen, daß wir eine größere Klarstellung der Befugnisse Preußens, eine festere, sichtbarere, definitive Centralgewalt vorgezogen hätten, es ist dieses Incognito, in das die Centralgewalt verhüllt wird, nicht nach unserm Geschmack. Der ganze Mechanismus des neuen Bundesstaats ist zu complicirt und deshalb auf die Länge unhaltbar: Bundesfeldherr, Bundeskanzler, Bundesrath, Ministerium, Ministerien der Einzelstaaten, Reichsrath in Preußen, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus, Provinzialstände, Communallandtage, Kreisstände — das ist etwas viel!
>
> Es wird diese neue Schöpfung zwar Bundesstaat genannt, es sind aber nicht einmal formell die Erfordernisse eines Staats vorhanden. Trotzdem war, wie die Sachen lagen, das Zustandekommen der Reichsverfassung glücklich, es ist ein dankbarer Boden gewonnen, auf dem weiter gebaut werden kann....

Nachdem Graf Münster einiges über die Erwerbung Hannovers gesagt, fährt er fort:

> Eine Wiederherstellung der frühern Verhältnisse, eine Restauration der Dynastie wäre nur dann möglicherweise denkbar, wenn in einem Kriege mit Frankreich Deutschland (es kann bei einem Kriege nicht mehr von Preußen, sondern nur noch von Deutschland die Rede sein) vollständig besiegt, vollständig unter französisches Joch gestellt, wenn die zukünftige Gestaltung Deutschlands nicht mehr von Deutschen, sondern von Fremden abhängig gemacht würde.
>
> Einzelne Verblendete, die ihre falsch verstandenen Gefühle für Vaterlandsliebe halten, scheuen sich nicht, solche Gedanken selbst als Wünsche auszusprechen, und vergessen dabei, daß sie durch solchen Ausspruch Verrath an der Nation begehen, der sie angehören; vergessen, daß sie aufgehört haben, Hannoveraner zu sein, um Deutsche zu werden; vergessen, daß sie sich den auch wider ihren Willen ins Leben getretenen Veränderungen fügen, daß sie das Schicksal ihres Landes theilen und für dessen Bestes sorgen sollen.

Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit einem Urtheil über die Zukunft, welches zugleich eine gerechte Kritik der Vergangenheit ist:

> Ein vernünftiges Repräsentativsystem wird sich ausbilden, und es steht zu hoffen, daß Sinn für Gesetzlichkeit oben und unten, bei Regierung und Volk sich mehr ausbilden und mehr befestigen wird. Daß dieser Sinn bisjetzt häufig gefehlt hat, kann leider nicht geleugnet werden. Wie oft haben wir nicht das traurige Schauspiel erlebt, daß Regierungen Verfassungen gaben, daß aber gleich darauf ihre eigenen Organe unbequeme Paragraphen wegzuinterpretiren und zu umgehen suchten, daß solche Verfassungen einseitig wieder aufgehoben wurden. Daß dann auch von der andern Seite Majoritäten den Regierungen gegenüber Misbrauch trieben, ist ebenso wenig zu billigen. Constitutionelle Auswüchse und Scheinconstitutionalismus haben in Deutschland viel zu Erschütterung des Rechtssinnes beigetragen. Der Deutsche als Theoretiker macht leicht zu viel Gesetze, und der ruhige Beobachter, der die Liste der Verfassungsveränderungen und daneben die Gesetzsammlungen der meisten deutschen Staaten durchsieht, wird erstaunen und erschrecken.
>
> Was vor allem unserm staatlichen Leben noththut, ist eine wirklich conservative Partei, die gewisse stabile Principien und Institutionen nach allen Seiten vertheidigt, eine conservative Partei, die sich nicht als das blinde Werkzeug der eben am Ruder stehenden Regierung betrachtet.
>
> Monarchisch, streng monarchisch muß die conservative Partei sein, sie soll aber gerade im Interesse des Königthums widerstehen, wenn die Diener desselben die als richtig anerkannten Principien nicht achten, wenn Willkür, und die schlimmste Form derselben, Beamtenwillkür, dem König, den Unterthanen und dem Staate Schaden drohen. Daß diese conservative Partei vorzugsweise dem Drängen von unten, dem falsch verstandenen Liberalismus, vor allem dem Radicalismus entgegentreten muß, versteht sich von selbst.
>
> Das Material zu einer solchen Partei existirt in Deutschland unbedingt, wenn auch nicht in demselben Maße wie in England, es hat aber bisjetzt dieser Partei oft an einem größern Wirkungskreise, oft an Zusammenhang, oft aber auch an Verständniß gefehlt, und deshalb hat sie bisher noch nicht ganz die Stellung gefunden, die sie erlangen muß, um nützlich und lebensfähig zu werden.
>
> Finden sich die zahlreichen Elemente erst zusammen, so wird man staunen darüber, wie stark sie sind, und welchen Halt sie im gesunden Sinne des Volks finden werden.
>
> Wirklich revolutionäre, namentlich republikanische Tendenzen finden sich vielleicht weniger in Deutschland, als man glaubt — im Süden aber mehr als im Norden, und es kann daher nicht schaden, daß sich der Norddeutsche Bund in sich erst consolidire.

Nun, diese wirklich conservative Partei, die unserm staatlichen Leben noththut, existirt bereits, es fehlen ihr bisjetzt nur noch Losungswort und Abzeichen, an denen sich die Glieder gegenseitig zu erkennen vermögen. Aber aus dem einen läßt sich schon jetzt ihr Dasein ersehen, sie ist es, die mit Einer Stimme, ohne Wenn und Aber, zu dem jüngst Geschehenen ein freudiges Ja und Amen sagt.

Hans Marbach.

Für Leseabende.

1. Gemischte Gesellschaft. Biographische Skizzen von Georg Hesekiel. (Weltbibliothek.) Berlin, Lesser. 1867. 8. 10 Ngr.
2. Der Kammerdiener des Kaisers. Eine Hofgeschichte von Georg Hiltl. (Weltbibliothek.) Berlin, Lesser. 1867. 8. 10 Ngr.
3. Neue Londoner Mysterien. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart von Otfried Mylius. Vier Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Die weiße Frau. Eine Hof- und Familiengeschichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert von Otfried Mylius. Vier Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1867. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.
5. L'Affaire Lerouge oder Gefahren des Irrthums. Roman von Emil Gaborian. Aus dem Französischen. Drei Bände. Wien, Last. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Chateau Lafite. Roman von Paul Wendt. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
7. Heinrich Martin's Novellen. Vier Bände. Dresden, Jaenicke. 1867. 8. 22½ Ngr.
8. Sein und Nichtsein. Eine Erzählung von Gustav Höcker. Jena, Costenoble. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
9. Geld und Frauen. Erzählungen von Gustav Höcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Für Unterhaltungslektüre wird unausgesetzt Sorge getragen, wie wieder obige Titel beweisen, von einigen Autoren leider mit mehr Eifer als Beruf, sodaß man ihnen rathen möchte, sich lieber mit Romanlesen als mit Romanschreiben zu befassen. Das Interesse der Verleger ist deshalb in der That als heilsame Schranke gegen die Manuscriptflut zu betrachten, die sonst Unglück anrichten könnte, nun aber an der Verleger Vorsicht abprallt und stetig zurückebbt. Das Interesse und die Vorsicht der Verleger und ihre Fühlung für das Bedürfniß des Büchermarktes wird ebenso mehr und mehr Ursache, daß Verleger und Verfasser sich einigen und daß gewisse Manuscripte von bewährten Autoren für bestimmte Unternehmungen erbeten werden. Dies ist der Fall mit der „Welt-Bibliothek" bei R. Lesser, dem wir Glück wünschen dürfen, wenn es ihm ferner gelingt, solche Werke für seine 10 Sgr.-Sammlung zu gewinnen, wie die beiden obengenannten von Hesekiel und Hiltl.

Die Skizzen des erstern (Nr. 1) sind sämmtlich interessant, einige sogar wichtig, da sie nicht blos auf historische Treue Anspruch erheben, sondern auch auf eigener Forschung beruhen. Die acht Personen, in deren Gesellschaft der Verfasser uns dieses mal führt, sind St.-Germain, Cagliostro, Axel Fersen, Deutz, Karl Hesse, Nikolaus I., den er als „Incognito-König" bezeichnet, der berüchtigte Jude Süß und der Feldmarschall Würz, resp. der „unendliche Erbschaftsschwindel", der sich an dessen angeblich große Hinterlassenschaft knüpfte und über zwei Jahrhunderte die Gemüther vermeintlich Erbschaftsberechtigter beunruhigte. Schon die Namen fesseln unser Interesse, das durch die ruhige, klare Darstellung noch wesentlich erhöht wird. Der Verfasser setzt hoffentlich seine Studien auf diesem Gebiete der Geschichtsforschung fort und beschenkt uns weiter mit solchen Skizzen, wahrscheinlich dann auch von berühmt, resp. berüchtigt gewesenen Personen weiblichen Geschlechts.

Hiltl hat in seinem kleinen, aber pikant und drastisch gearbeiteten Romane (Nr. 2) eine ähnliche Figur zum Helden der Handlung gemacht, wie der Jude Süß war, den Kammerdiener des Kaisers Rudolf II., Lang, der viel Unglück über das Land brachte, geadelt wurde, aber doch später das wohlverdiente schmähliche Ende im Kerker fand. Alle vorgeführten Charaktere aus jener dunkeln Zeit unsers Vaterlandes sind scharf und zutreffend gezeichnet und vorzüglich der Kaiser selbst, der, von Aberglauben und halbem Wahnsinn heimgesucht, sich in seiner Burg abschließt, toller Alchemisterei und frivolem Sinnengenuß mit obligater Frömmelei sich hingibt und dem bübischen Lang erlaubt, zu schalten und zu walten, wie ihm beliebt. Obgleich nicht wohl zu erkennen ist, wo die Historie aufhört und die freie poetische Production beginnt, so nehmen wir doch keinen Anstand, der concisen Arbeit Hiltl's unter den neuern historischen Romanen einen Ehrenplatz anzuweisen.

Von ganz entgegengesetzter, aber ebenfalls vortrefflicher Arbeit sind die „Neuen Londoner Mysterien" (Nr. 3), die uns mit einer gewissen epischen Breite in das reiche und wirre Leben der englischen Weltstadt versetzen und bis zum Schluß in gerechtfertigter Spannung erhalten. Die Mysterien-Literatur, mit der E. Sue so glücklich durchschlug, wird noch nicht so bald von der Tagesordnung verschwinden, und wir sind weit entfernt, das zu beklagen, wenn so scharfe Beobachter und so gewandte Darsteller, wie hier O. Mylius, sich mit ihr befassen. Er hat mit seinem französischen Collegen eifrig um den Preis gerungen und wir sind geneigt, ihm denselben zuzuerkennen, auch schon deshalb, weil seine Mysterien, abgesehen von ihrem reichen stofflichen Gehalt, der überall treu das reale Leben widerspiegelt, warmes Gefühl für deutsche Gesinnung, für Menschenwohl und Völkerfreiheit, für alle erhabenen Ziele geistigen Strebens athmen. Der Verleger Ebner schildert in der Anzeige seines Artikels die große Mannichfaltigkeit des wol für alle Leser interessanten Inhalts so treffend, daß wir uns eine wörtliche Wiedergabe seiner Schilderung erlauben dürfen:

Wie in dem wirklichen London selbst die schroffsten Contraste sich hart aneinanderreihen, so begegnen sich auch in diesem höchst interessanten und anschaulichen Sittengemälde die Contraste von Reich und Arm, Tugend und Laster in engster Berührung: die fashionabeln Promenaden in Hydepark und die schauerlichen Gassen voll Schmuz, Fieber, Verbrechen und Prostitution in den Minories; die vornehmen heimlichen Spielhäuser und die Höhlen der Seelenverkäufer und Garrotters in Wapping; die trauliche Herzinnigkeit des Familienlebens der wohlhabenden und gebildeten Stände und der Scheinglanz der londoner Demi-Monde; die Salons der vornehmsten Gesellschaft im Westend und die Grisettenbälle in Cremorne Gardens; die Drawingrooms der Königin und die nächtliche Heerschau der Babylonierinnen der Regentstreet. Hier die kaufmännische Welt der City und die Advocatenaristokratie mit ihren gemessenen würdevollen Formen, hinter denen sich verknöcherte Selbstsucht versteckt, dort die gefährlichen Klassen in ihrer brutalen, unverhüllten Nacktheit. Hier die Diebs- und Matrosenkneipen, die Greuel öffentlicher Hinrichtungen, das Leben und Treiben der Schuld- und Criminalgefängnisse, Irrenhäuser und Kasernen, hier die weitverzweigten Fäden einer eifrigen, wirksamen Polizei; dagegen dort eine Menge heiterer Bilder von glücklichem Familienleben im Mittelstande, von edeln biedern Charakteren unter dem Volke zu Stadt und Land, von wahren

Gentlemen und echten Damen, von den ehrenhaften und bewundernswerthen Seiten in dem Leben einer Nation, die in jeder Art von Entwickelung des öffentlichen Lebens so hoch gestiegen ist. Alles dies höchst frappant gezeichnet mit kühnem sicherm Stift und doch keuschem Pinsel, unparteiisch, deutlich, wahr und klar geschildert, ist ein treues Bild aus der Culturgeschichte der Gegenwart, eine ergreifende, fesselnde, rührende ganze Welt im Kleinen, welche in den wärmsten Farben vor dem geistigen Auge der Leser vorüberzieht und sie „England wie es ist" aus dem Grunde kennen lehrt.

Kunstzugaben mancherlei Art, wie sie diesen „Mysterien" beigegeben sind, scheinen das beabsichtigte Ziel sicher zu erreichen, wenigstens hat der Verleger den Käufern eines neubegonnenen Romans von Mylius wieder einen „prachtvollen Stahlstich" in Aussicht gestellt. An die schaurige Sage von der Weißen Frau, der Unglücksprophetin verschiedener deutscher Dynastenhäuser, sich anlehnend, erzählt der unter Nr. 4 aufgeführte historische Roman: „Die weiße Frau", von dem uns die erste Lieferung vorliegt, dem Prospecte gemäß die Geschichte dreier Generationen aus einem deutschen Fürstenhause und ihrer verhängnißvollen Schicksale, sowie eine unendliche Reihe von Unthaten, wie sie in jener Periode der Frivolität und des Despotismus an der Tagesordnung waren. Der Prospect berichtet:

> Trotz des kitzligen Stoffs ist die Darstellung nirgends obscön oder Effecte haschend, sondern allenthalben mustergültig maßvoll, klar und voll ernster sittlicher Würde, durchglüht von warmer Theilnahme für die Wohlfahrt des Volks, von feuriger Entrüstung gegen jene Willkürherrschaft und freche Verhöhnung von Menschenrecht und Menschenwürde, wie sie den Zeiten vor der großen Französischen Revolution aufgeprägt waren.

Wir versagen uns nicht, um zu zeigen, wie der Verfasser schreibt, die Charakteristik eines jungen Edelmanns, wie er nach der Meinung der adelsstolzen Frau von Ferneck sein soll, hier wörtlich mitzutheilen:

> Ein Edelmann nach meinem Herzen, welcher am Hofe sein Glück machen will, muß geschmeidig und heiter, lustig und lebensfroh, gewandt im Umgang, maßvoll und doch wieder keck zugreifend sein, wo ihm das Glück lacht. Er braucht nichts zu wissen, als den Damen anmuthig die Cour zu machen, hübsch zu tanzen, gut zu reiten, standhaft zu trinken ohne sich zu übernehmen, gewandt Karten zu spielen und seiner Dame wie seinem Brotherrn jeden Wunsch am Munde abzulesen. Er soll nichts Sublimeres kennen als seine Geburt, nichts Höheres als seinen Fürsten, nichts Heiligeres als seine Standesvorrechte und seine Ehre, denen er nie etwas vergeben darf, nichts Gemeineres und Verächtlicheres als den Bürger- und Bauernstand und alles, was unter ihm selbst steht. Ein bischen Fumet nach Pferdestall und Hundezwinger schadet sogar nichts, denn er verräth etwas derbe Kraft und macht ihm begreiflich, daß er an Bildung und Manieren unter uns Frauen steht, wie es in einer raisonnabeln Gesellschaft auch sein muß.

Die Gefahren des Irrthums sc. richterlicher Behörden schildert E. Gaborian in dem Proceß Lerouge (Nr. 5) in klarer, stets fesselnder Weise. Des Mordes der intriguanten, in gewisse Familiengeschichten eingeweihten und an ihnen betheiligten Frau Lerouge wird gemäß einer Reihe glaubwürdiger Indicien ein junger Adelicher bezichtigt und ist bereits verhaftet, als es sich herausstellt, daß ein Advocat, sein illegitimer Bruder, der nach seinem Range und Reichthum strebt, der Thäter ist.

Mit großer Localkenntniß und in anmuthiger und anschaulicher Weise versetzt uns Paul Wendt in seinem „Chateau Lafite" (Nr. 6) nach Bordeaux, an den rebenumkränzten Garonnestrand und läßt uns das Leben, das Leid und das Glück dorthin verschlagener Landsleute, d. h. Kaufleute, in kräftig gezeichneten Bildern genügend deutlich wahrnehmen. Der Hauptheld, begreiflicherweise als früherer Offizier und politischer Flüchtling in den Comptoirs wenig empfohlen, arbeitet sich durch eisernen Fleiß und große persönliche Tüchtigkeit doch empor und erringt schließlich eine beneidenswerthe Stellung. An Cabalen, ihn zu stürzen und zu verderben, fehlt es nicht, aber er bleibt seinem Charakter getreu, und so bleiben Anerkennung seiner Verdienste und der endgültige und gerechte Urtheilsspruch seines Werthes nicht aus. Sors bona saepe venit tarda, sed ampla venit. Das Büchlein ist von Bordeaux, Juli 1867, datirt und durch einige Verse empfohlen:

> Freundlich empfang, lieber Leser, die Gabe,
> In ein Zauberschloß führt sie dich ein.
> Wollte, ich könnte dabei dir zur Labe
> Zaubern ein Fläschchen vom duftenden Wein.
> Doch sie sind dein ja, die Weine vom Rheine,
> Deutsche Frauen und deutsches Lied,
> Und für diese drei Perlen, ich meine,
> Gönnst du dem Franzmann sein Chateau Lafite!

Die Martin'schen „Novellen" (Nr. 7) erinnern bald an die Auerbach'schen Dorfgeschichten, bald an die Galen'schen Romane, erreichen diese ihre unverkennbaren Vorbilder aber keineswegs. Besonders zu rügen ist die Art der Dialoge, in denen allzu häufig der einzelne lange Reden redet, die den Leser, der ihren muthmaßlichen Inhalt sich stets selbst sagen kann, auf das äußerste ermüden und zum Ueberschlagen fast zwingen. Dazu kommen zu viel Unglücksfälle vor, an die sich dann die Weiterentwickelung der Geschichte zu knüpfen pflegt, ein Manöver, mit dem es auf jene Leser abgesehen zu sein scheint, die auch in den Zeitungen nach nichts begieriger suchen als nach den Berichten über Raub, Mord, Brand u. dgl. Endlich ist uns noch kein Romanschriftsteller vorgekommen, dem es so leicht wird, seine Personen ihren Charakter wechseln zu lassen, und der ebenso die moralische Theilnahme des Lesers von einem Helden auf den andern überzuleiten liebt. In der Novelle: „Der Blinde", tritt der blinde Virtuos erst in der zweiten Hälfte des Buchs auf, was den Namen der Novelle nicht rechtfertigt; der wahre Held heirathet die — Tochter seiner Jugendgeliebten, was immerhin anstößig ist. Noch toller wirthschaftet der Verfasser mit den Figuren in dem „Flüchtling", in dem schließlich alles auf den Kopf gestellt ist. Das „Gelöbniß" hat Kinkel's vortreffliche Novelle „Margret" zum Muster, bleibt aber himmelweit hinter derselben zurück. Auch die Novelle: „Die Sühne", die in gewissen Einzelheiten nicht übel ist, leidet an greulichen Unwahrscheinlichkeiten, sodaß wir mehr über des Verfassers Phantasie als über deren Geburten staunen müssen.

Die drei Erzählungen Gustav Höcker's: „Sein und Nichtsein" (Nr. 8), „Die Klostermünze" und „Ein geprüftes Weib", welche beide letztern ziemlich ungeschickterweise unter dem gemeinschaftlichen Titel „Geld und Frauen" (Nr. 9) ohne erkennbaren Grund in drei Bändchen zerrissen sind, dürfen keine höhern Ansprüche als die Mar-

tin'schen Novellen machen, die ihnen sogar noch vorzuziehen sind. Hin und wieder Figuren, die über das Alltägliche hinausragen, ohne irgend bedeutend zu sein, so der mehr lächerliche als komische kleine Farbenreiber Henne, der mit seiner ganzen Absurdität dem Leben treu nachcopirt zu sein scheint, sonst — Trivialität und nichts anderes. Aber das sogenannte „große Lesepublikum" ist unglaublich nachsichtig und leicht zu befriedigen und wird auch mit diesem traurigen Lesefutter seinen Lesehunger stillen.

Musikalische Literatur.

1. Einige Betrachtungen über Sonst und Jetzt. Von L. Köhler. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 4 Ngr.

Der Verfasser ist ein bekannter gewandter musikalischer Schriftsteller, der es versteht, mit gleicher Geschicklichkeit heute etwa für Rubinstein, morgen für Liszt eine Lanze zu brechen. Natürlich darf man bei dergleichen Arbeiten nicht jedes Wort auf die Goldwage legen und zu scrupulös den Maßstab der Wahrheit zur Richtschnur nehmen. Die Darstellung muß eben den Inhalt decken. Zu dieser Kategorie möchte auch dies Schriftchen gehören.

Nach dem Verfasser ist der Tondichter Prophet, der in seiner geheimnißvollen Sprache unbewußt vorausverkündet, was vielleicht erst ein späteres Jahrhundert zu begreifen vermag. (Nun, so arg möchte es denn doch nicht sein.) Eine neue derartige Musik mag denn auch, heißt es weiter, mit einigem Grunde ihrerzeit vielen unverständlich sein; ein neuer musikalischer Inhalt, zu dessen vollem Gefühlsverständniß jedenfalls eine Art unbewußter Philosophie gehört, wie sie selbst in wissenschaftlich ungebildeten Natursöhnen leben kann, verlangt eben höhere musikalische Gefühlsnaturen, und verständen diese sonst auch keine Note, die Tonsprache müssen sie kraft innern Rapports verstehen. Es thut uns leid, anderer Meinung zu sein als Köhler. Tiefere musikalische Leistungen — und die von ihm sogenannte prophetische Musik wird doch hoffentlich dazu zu rechnen sein — bedürfen an sich schon zum Verständniß des noch dazu oft durch polyphonische Darstellung verdeckten melodischen Inhalts einer speciellen musikalischen Vertrautheit. Sonst bleibt höchstens ein Gefallen am Geklingel oder massenhaften Gelärme ohne alles Bewußtsein des Inhalts. Darin unterscheidet sich die Musik so durchaus von andern Künsten. Der Verfasser kommt dann auf den Unterschied des Classischen (natürlich begrenzt Ruhigen, geschlossenen Formrealen) und des Romantischen (bewegt, in die Weite, ja in die Unendlichkeit Ragenden). Nach unserer Ansicht in Bezug auf Musik Worte, nichts als Worte. Die Ouverture zur „Leonore" von Beethoven ist nach jetzigen Begriffen ein classisches Musikstück, zur Zeit ihrer Entstehung galt sie aber bekanntlich nicht dafür. Der Begriff: natürlich begrenzt, geschlossen, Formreale (das „Ruhige" wollen wir lieber gleich ganz beiseite lassen), ändert sich eben mit der Zeit, mit dem Fortschritt in der Kunst. Manches, das früher als classisch galt, wird später nur noch als unbedeutend bezeichnet und geräth in Vergessenheit. Die abfälligen Urtheile, welche ihrerzeit über Mozart und Beethoven gefällt wurden, geben dem Autor Gelegenheit, auf Liszt und Wagner zu kommen. Legen wir einmal die Hand aufs Herz, heißt es da, und fragen uns, wie viele unserer besten Componisten würden dazu gehören, die, zu Einem zusammengeschweißt, ein Werk zu schaffen im Stande wären, das eine Bedeutung wie nur Wagner's „Tanhäuser" hätte? Wir glauben denn doch, daß Köhler für den „Tanhäuser" zu sehr eingenommen ist. Den Schluß bildet eine Abkanzelung der Musikdirectoren, weil sie Liszt und Berlioz consequent todtschwiegen.

2. Der Einfluß des Zeitgeistes auf die Entwickelung der Tonkunst. Von Yourij von Arnold. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 10 Ngr.

Ueber den betreffenden Gegenstand ist schon früher vielfach geschrieben worden. Es versteht sich von selbst, daß jeder der Sohn seiner Zeit ist, und namentlich der moderne Operncomponist muß ja überhaupt der Zeitströmung folgen. Nur muß man auch des Guten nicht zu viel thun, wie der Verfasser, wenn er z. B. S. 5 sagt: So ward Beethoven in der Tonkunst der Träger und Repräsentant der Idee der individuellen Freiheit und Gleichheit, der durch den gewaltigen Geist jener Zeit ins Leben gerufenen freien Schaffungskraft, welche die morschen Schranken der zunftmäßig eingezwängten Kunstformen und die Fesseln des schon zur Schablone herabsinkenden Geschmacks brach. Die freie Schaffungskraft haben aber nach unserer Ansicht auch Beethoven's große Vorgänger in vollem Maße besessen, sonst wären sie nicht Gründer neuer Epochen geworden, und wahrlich die kurze Zeit (wenige Jahre) von Mozart's Tod bis zu Beethoven's Wirksamkeit war nöthig, um der damaligen Generation zur Erkenntniß und Aufnahme des bis dahin Errungenen Raum zu gönnen. Irgendwelche Formen mußten erst zu Grunde gelegt werden, ehe man darauf fußend sich höher schwingen konnte. Von zunftmäßig eingezwängten Kunstformen konnte bei Beethoven's Auftreten wol nicht die Rede sein; sie waren kaum erst errungen, und die Musik ist gerade diejenige Kunst, welche in wenigen Jahrzehnten die mächtigsten Fortschritte gemacht hat. Uebrigens legte auch Beethoven seinen meisten Werken die frühere Form zu Grunde, nur ungemein erweitert. Was aber Beethoven's Musik mit der „Gleichheit" zu thun haben soll, ist nicht wohl erkennbar. Eher könnte man da noch in gewissem Sinne den alten Sebastian Bach diese Repräsentation in die Schuhe schieben, dessen contrapunktische Musik allen Stimmen gleiche Geltung verlieh.

„Ehe noch dieser Titane unserer Kunst (Beethoven) die ihm zutheil gewordene Aufgabe vollendet hatte, trat die Reaction ein", sagt der Verfasser. Was blieb dem Individuum wol nun noch übrig, als sich kopfüber dem materiellen Genusse in die Arme zu werfen? Daher das

frivole Treiben und Hantieren der modernen Virtuosität u. s. w. Glücklicherweise war in der deutschen Kunstwelt noch ein nationales Element zurückgeblieben, das Element ursprünglichen Volkslebens (Weber's „Freischütz", Schubert's Lieder). Auber mit seiner „Stummen" und Rossini mit seinem „Wilhelm Tell" werden nun, wie das üblich, als Sturmvögel der Revolution angeführt. Der Begriff vom innersten Zusammenhange des äußern technischen Ausdrucks der Musik mit einem poetischen Gedankeninhalt gelangt nach dem Verfasser unter anderm auch durch klare Auffassung der Werke Bach's und Beethoven's zum Bewußtsein. Was Bach damit zu thun haben soll, ist uns unverständlich. Nur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war man, wie der Verfasser meint, in das äußerliche Musikmachen hineingekommen. Aber da lebte ja der große Dramatiker Gluck! Da lebten die eigentlichen Schöpfer der Instrumentalmusik, Haydn und Mozart, die doch nicht so schreiben konnten wie ihr Erbe Beethoven! Mit dem Anfluge (?) der neuen Generation, mit der Rückwendung des Zeitgeistes zur individuellen Freiheit des Denkens (sollte die wirklich bis dahin gefehlt haben?) fing man auch wieder an selbst Gedanken zu haben, dieselben aber folglich gleichfalls von andern zu verlangen. Einer der ersten Componisten, welcher der Idee von einem in Tönen verkörperten poetischen Gedanken Folge leistete, sei Mendelssohn gewesen. Als vollkommene Belege dienen vor allem seine „Lieder ohne Worte" u. s. w. Auch Robert Schumann gehört zu jenen Musikern, bei denen nach Herrn von Arnold deutlich hervorleuchtet das unwillkürliche und doch eigentlichste Hervorgehen des Motivs und der Form aus der poetischen Idee, und nicht umgekehrt die Geburt eines unwillkürlichen Gedankens etwa aus irgendeinem nur der traditionellen Regel plastischer Formation zu Liebe kaleidoskopisch geschaffenen äußern Gebilde. Am unzweifelhaftesten soll dafür Schumann's Anerkennung vom Genie des Franzosen Berlioz sprechen. In Wahrheit war freilich Schumann reiner sogenannter absoluter Musiker, und befaßte sich in seinem bedeutenden Werke mit Charakteristik gerade nur so viel, als es jeder andere mit selbständiger Erfindungskraft begabte Componist thut. Schumann's Anerkennung von Berlioz war übrigens, nebenbei gesagt, nur eine sehr verklausulirte. Wenn Schumann noch die alten Formen stehen läßt, so hat Berlioz sie weggeworfen, sagt der Verfasser. Allerdings sind die Formen der Mozart-Haydn'schen Schule für unsere Zwecke nicht mehr brauchbar; sind aber auch schon vor Schumann von anderer Seite her umgewandelt worden. Berlioz' Formen sind aber keine von irgend allgemeiner künstlerischer Bedeutung, wie ja seine Symphonien ganz etwas anderes sind, als was wir darunter verstehen.

3. Die Entwickelung der Oper in Polen. Von Ladislaus von Trocki. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 12 Ngr.

Unter den seit Begründung der polnischen Oper in Warschau im Jahre 1778 bis zum 20. April 1859, also in einem Zeitraume von 81 Jahren, gegebenen 285 Opern in polnischer Sprache befanden sich 92 polnische Originalopern, welche sich auf 16 Componisten vertheilen und in 1075 Aufführungen zur Darstellung gelangten. Von den angeführten Nationalcomponisten sind aber die meisten nicht Polen von Geburt. Der Verfasser bemerkt, daß es bisjetzt keine polnische Schule in der Musik gebe, weil dieselbe zu sehr specifisch polnisch sein soll.

Ein Pole, besäße er auch eine noch so allseitige und gediegene Bildung, er wird immer seinen Werken in der Dichtkunst wie in der Musik den Stempel entweder echter Nationalität aufdrücken, oder sich, ist er zu ersterm nicht befähigt, in Seelenklagen verlieren, die ein verwandtes Gemüth wol ansprechen, hinreißen können, nie aber das Schöne, Erhabene zur Kunst gestalten. Während der deutsche, französische, italienische Künstler, trotz scharf ausgeprägter Nationalität, immer Kosmopolit zu sein vermag und seine Werke im Gebiete seiner nationalen Schule zum Ausdruck bringt, wird selten ein polnischer Künstler außernationalen Stoff zum Vorwurf nehmen, und was noch charakteristischer ist, diesen Stoff selten anders als eben specifisch national behandeln.

4. Musik und musikalische Erziehung. Von Wilhelm Tappert. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein lebhaft gehaltenes Schriftchen, das gegen den althergebrachten Schlendrian in dem Musikunterricht überhaupt losdonnert. Freilich, ob alle Blitze, die der Verfasser schleudert, auch wirklich vom Himmel stammen oder ob sie bloßes Theaterfeuerwerk sind, das ist eine andere Frage.

Werfen wir einen Blick auf die Verzeichnisse von ehemals und schließen wir von dem, was uns erhalten blieb, auf Vergessenes und Verlorenes, so imponirt uns heute noch oder doch zunächst die ungeheure Menge; dem einzelnen möglich durch eine ans Unbegreifliche streifende Routine. Das Schaffen war in mancher Beziehung ein handwerksmäßiges. Konnte es anders sein? Hätten die Musiker wirklich die sublimen Ideen verkörpern wollen, die wir aus ihren Compositionen herausdeuten, oder richtiger die wir hineindeuten, sie wären vor lauter Grübeln nimmermehr dazu gekommen, die zahllosen Opern, Cantaten, Symphonien, Quartette, Concerte u. dgl. zu schreiben. Den Söhnen unserer Zeit, die auf jeder Seite etwas Weltbewegendes niederlegen wollen, wird es sauer, auch nur einen kleinen Theil in die Oeffentlichkeit zu bringen, was die Alten mit Leichtigkeit producirten. Viel Mittelmäßiges und noch Geringeres mußte damals nothwendigerweise entstehen. Zu beklagen wäre also keineswegs, wenn die Tonsetzer sich nicht mehr von dem Gedanken leiten ließen: die Menge vor allem thut's. Wird auch weniger producirt, geschieht doch für die Weiterentwickelung der Kunst — und diese sollte der Endzweck aller Bestrebungen sein — jetzt ungleich mehr in einigen Decennien als früher in einem Jahrhundert.

Wo und wie ist dies der Fall? Vergebens sehen wir uns nach den allerneuesten Messiassen um. Schade, daß der Verfasser uns nicht die Namen genannt hat. Gewiß ist die Tonkunst unerschöpflich, gewiß läßt sich in allen Fächern der Composition noch Großes und Neues schaffen, aber hinsichtlich der reinen Musik führt der gerade Weg zu der wahrhaft großen, heroischen Kunst doch nur direct von Beethoven aus weiter. Und dann, wir meinen: Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven (freilich gehört letzterer mit seinen größten Werken dem jetzigen Jahrhundert an) repräsentiren eine Entwickelung so reich, so rasch, wie es dem gegenwärtigen Jahrhundert schwer fallen möchte. Allerdings ist die Aufgabe sowol für den schaffenden Künstler wie für das genießende Publikum gewachsen.

Wenn der Verfasser ferner behauptet, daß die Neuern

von vornherein darauf verzichten, ihre Werke nach Hunderten zu zählen, weil sie einen vor jeder Uebereilung schützenden Factor zur Geltung gebracht: die Aesthetik, unter dem landläufigen Namen Reflexion genugsam bekannt und verrufen, so ist das einfach unwahr. Schubert, Mendelssohn, Schumann und von den Neuesten, wenn auch jenen weit nachstehend, Rubinstein und viele andere haben Hunderte von Werken producirt, und zwar in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit. Uns scheint, daß die Anhänger der Reflexion, von welcher der Verfasser spricht, entweder solche Componisten sind, denen wirklich die Erfindungsader spärlich fließt, oder solche, von deren Werken die Verleger nichts wissen wollen: ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt. Wir machen wahrlich auch ganz andere Ansprüche hinsichtlich Form und Inhalt eines Tonwerks, als die bloße Routine zu leisten im Stande ist; wir fordern auch, daß jeder größern Composition ein tieferliegender, festgehaltener Charakter zur Grundlage und zum Zusammenhalt diene; indeß in begabten Naturen verbindet sich eben Tiefe mit Erfindungsreichthum, und außerdem ist doch auch nicht jede Composition dazu bestimmt, eine Epoche zu bilden.

Daß der Verfasser Beethoven, Schubert, Schumann, Wagner und Liszt durcheinanderwirft, kennzeichnet ihn als Anhänger der neuern Richtung:

An die Stelle des Zufalls — heißt es ferner — ist die Absichtlichkeit, an die Stelle des Ungefähr das systematische Heranbilden getreten; die Musikschulen sind entstanden. Wir haben deren in und außer Deutschland eine ziemliche Anzahl, die mehr oder weniger frequentirt werden, doch leider — anscheinend ohne eine einzige Ausnahme — nicht unabhängig, sondern durch die verschiedenartigsten äußern Einflüsse, durch Concurrenz u. dgl. gezwungen sind, von stricter Durchführung künstlerischer Principien bisweilen abzusehen. Daher die Klage, daß ein Misverhältniß zwischen den Erwartungen und den Erfolgen bestehe. Es wäre unrecht, den Leitern der Anstalten die ganze Schuld aufzubürden. Die Schule findet wenig oder gar keine Unterstützung durch das Haus, dort liegt die Wurzel des Uebels. In den meisten Familien wird die pädagogische Bedeutung der Kunst gar nicht erkannt; die Musik ist dort kein Nothwendiges im häuslichen und Gemüthsleben, sie ist eben gar zu oft nur ein — Conventionelles. Für alle Theile wäre es besser, wenn entschiedenes musikalisches Talent, vor allem der äußere Tonsinn: Gehör, gefordert werden könnte, und jede Anstalt sich in der Lage befände, aus dem Vorhandensein desselben eine conditio sine qua non zu machen. Vergleicht man die Anforderungen, denen früher ein Compositionsschüler nachkommen mußte, mit dem, was jetzt ein Anfänger zum ersten Versuche mitbringt, so zeigt sich die ganze Verflachung unserer gepriesenen Gegenwart.

Sollen die jetzigen, nicht besonders glänzenden Zustände sich bessern — fährt der Verfasser fort —, so muß vor allen Dingen etwas geschehen zur Pflege des äußern Tonsinns; jedes Haus muß im strengsten Sinne des Worts ein Conservatorium werden. Leider geschieht gegenwärtig weniger denn nichts für die Erhaltung und das Gedeihen der keineswegs seltenen musikalischen Naturgabe. Das Auge wird sorgfältig gegen jeden schädlichen Lichtreiz, gegen die gefährlichen Contraste hell und dunkel geschützt; wer bewahrt das Ohr? u. s. w.

Wir vermögen freilich dem Verfasser nicht in die Details seiner Darstellung, welche die mannichfaltigsten Gegenstände berührt, zu folgen, und erwähnen blos, daß den Schluß des Schriftchens ein paar musikalisch illustrirte Märchen für Kinder bilden.

5. Für Freunde der Tonkunst. Von C. T. Kriebitzsch. Mit dem Porträt Franz Schubert's. Leipzig, Merseburger. 1867. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine Sammlung anspruchsloser Artikel, wie der Verfasser (Director der höhern Töchterschule zu Halberstadt) selbst sich ausdrückt, deren Mehrzahl zuerst in der musikalischen Zeitschrift „Euterpe“ gestanden hat, und die auf Anregung des für die musikalische Volksliteratur vielfach thätigen Verlegers hier gesammelt erscheinen, in der Hoffnung, auch außerhalb des Leserkreises jener Zeitschrift freundliche Aufnahme zu finden. Und bei solchen dilettantischen Kreisen, die eine leichte Unterhaltung lieben und von in die Tiefe gehenden Darstellungen gern absehen, möchte dies auch der Fall sein, da die Artikel fließend geschrieben sind und über die landläufigen künstlerischen Begriffe sich nicht erheben, also für das allgemeine Publikum, wie es der Verfasser im Auge hatte, vollkommen passen. Ein kurzes Gedicht auf den tüchtigen, jetzt aber vergessenen Friedrich Schneider, den Musiker nach der Schablone, eröffnet den Reigen. „Zum Gedächtniß Felix Mendelssohn-Bartholdy's“ betitelt sich ein Panegyrikus auf denselben S. 4—29. Darauf folgt eine Parallele: „Dichter und Componisten“, Vergleiche zwischen Bach und Klopstock, Gluck und Lessing (wobei nur unglücklicherweise der Musiker stets den Poeten überragt), Haydn und Hans Sachs, Mozart und Goethe enthaltend. Offenbar kommt bei solchen erzwungenen, übrigens schon vielfach von andern versuchten Zusammenstellungen nichts heraus; allgemeine Phrasen sind alles, worum es sich am Ende dreht. Gewöhnlich sind es nur äußere Zeitverhältnisse, bei manchmal ganz entgegengesetzten Lebensumständen, die dem Streben der miteinander Verglichenen einen gewissen Schein von Aehnlichkeit verleihen; die Leistungen selbst jedoch sind gründlich voneinander verschieden. Bach's Tonsprache ist von ganz anderer Bedeutung als die Ausdrucksweise des Sängers der Messiade, und Gluck's dramatische Tiefe und Kraft mit Lessing's dramatischen Leistungen zu vergleichen, möchte auch ein kühnes Unternehmen sein. So ist es überall. Der nächste Aufsatz: „Das Requiem von Mozart“ enthält eine Beschreibung des bekannten Werks. Die darauf folgenden beiden Artikel behandeln in geschichtlichen Ueberſichten den protestantischen Choral und das Volkslied. Eine kurze Biographie Franz Schubert's enthält zusammengefaßte Daten aus dem Leben dieses melodiereichen Tonsetzers. Für Männergesangvereine und Liedertafeln, „die über den werthlosen Tand der Gegenwart ernste und gediegene Musik zu treiben und zu üben nicht verlernt und vergessen haben“, hat der Verfasser eine Bearbeitung des Textes der „Antigone“ des Sophokles zu der Composition Mendelssohn-Bartholdy's hinzugefügt. Den Schluß des Bändchens bilden „Brosamen von der Reichen Tisch“, gesammelte Stellen aus einzelnen Schriftstellern und Zeitschriften enthaltend. Der Titel des Buchs erinnert übrigens an Rochlitz.

6. Joseph Haydn. Ein Lebensbild nach authentischen Quellen dargestellt von C. A. Ludwig. Nordhausen, Büchting. 1867. 8. 18 Ngr.

Daß der Verfasser dieses 200 Seiten starken Büchleins (Cantor zu Niedergebra in Thüringen) bei Abfassung desselben die ihm zu Gebote gestandenen Quellen

(Griesinger's „Biographische Notizen", 1810; Wurzbach's „Bio-bibliographische Skizzen", 1861; Karajan's „Haydn in London 1791 und 1792", Wien 1861) gewissenhaft benutzt hat, davon zeugt jede Seite der fließend gehaltenen Zusammenstellung. Freilich kommt sie etwas spät und unserer Zeit vermag sie nichts Neues mehr zu lehren. Zu rühmen ist auch, daß der Verfasser mit seinen der Haydn'schen Zeit angepaßten musikalischen Urtheilen sparsam umgeht. Kann das Werkchen dem Andenken an den durch seine Verdienste um die Tonkunst unvergeßlichen gemüthlichen Meister auch nichts Neues mehr hinzufügen, so möchte es doch für dilettantische Leser eine ganz unterhaltende Lektüre bilden, eine Lektüre, der freilich jede tiefere Begründung fern liegt.

7. Ueber Schulen für dramatische und musikalische Kunst. Von Yourij von Arnold. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Abgesehen von dem materiell-technischen Instrumentalunterricht der Conservatorien, welcher große Erfolge aufweist, findet der Verfasser an der Unterrichtsmethode dieser Institute viel zu tadeln, namentlich die Abwesenheit jeder geistigen Vertiefung und die schablonenhafte Behandlung. Gleich schon in der Harmonielehre habe der Schüler mit den ärgsten Wirrnissen zu kämpfen, was in dem unlogischen Durcheinanderwerfen der Lehre von den Naturgesetzen der Töne und der Lehre der Anwendung derselben liege. Erst müsse dem Schüler das unwillkürliche und unwandelbare Naturmaterial erläutert, und dann erst auf Grund der akustischen Gesetze die Regeln der möglichen praktischen Anwendung angezeigt werden.

Und welcher Art geschieht nun die Anleitung zum Schaffen ganzer Compositionsstücke? — führt der Verfasser fort. — Erklärt der Lehrer etwa die dichterische Bedeutung, den Charakter der bestehenden Formen, wie dieselben nach und nach aus dem Inhalt der Werke historisch auseinander folgender, einander ergänzender Meister sich entwickelt haben? Mir sind bisher noch nie Erläuterungen dieser Art aufgestoßen.

Ebenso jeder Geistigkeit entbehrend werde die Lehre von der Instrumentation in den Musikschulen gehandhabt. Declamation, Aesthetik, Geschichte der Musik werden vernachlässigt. Namentlich auch an dem Gesangsunterricht findet der Verfasser viel auszusetzen:

In Betreff des Erfassens dessen, was der Geist der Sprache genannt wird, und hinsichtlich der guten Aussprache, so wird zum erstern wol (soviel bekannt geworden) in keiner Musikschule weder Anleitung noch Andeutung gegeben, das andere aber höchst selten vielleicht mit dem erforderlichen Ernste, noch weniger jedoch in logisch begründeter systematischer Weise betrieben. Außer den andern Mängeln des deutschen Sologesangsunterrichts findet in Musikschulen noch der bedauernswerthe Umstand statt, daß für diese Branche in der Regel nur ein einziger Lehrer damit betraut ist, der binnen 3—4 Stunden täglich, also in der Woche binnen höchstens 24 Stunden alle sich dem Gesange widmenden Eleven und Elevinnen zu absolviren hat. Die bessern Sänger und Sängerinnen sind durch Privatunterricht bei täglichen, anderthalb bis etwa zwei Stunden dauernden und aufs strengste und sorgfältigste vom Lehrer überwachten Sangübungen das geworden, was sie sind.

Der Verfasser gibt dann selbst einen Plan für Musikunterrichtsanstalten an, wobei er zwei Arten annimmt: Musikschulen und Conservatorien. Erstere haben in die Reihe der die allgemein wissenschaftlichen Schulen ergänzenden Anstalten zu treten. In ihnen bildet die Musik noch nicht den Hauptzweck, wenn auch den einzigen, ausschießlichen Gegenstand des Unterrichts. Namentlich will der Verfasser beim Unterricht die bezüglichen akustischen Lehren vorgetragen wissen, worüber er sich weitläufig ausläßt. In das Aufnahmeprogramm eines Conservatoriums möchte er unter anderm auch Mathematik bis zur Regula-de-Quinque, incl. Planimetrie und Stereometrie, Algebra bis zu den Gleichungen zweiten Grades aufgenommen wissen. Sein Unterrichtsprogramm für die Conservatorien mag man in dem Schriftchen selbst nachlesen. Im übrigen wünscht der Verfasser, daß die ältern Eleven der verschiedenen deutschen Conservatorien zu Verbindungen unter sich zusammentreten sollen. Was die in den Conservatorien üblichen musikalischen Abendunterhaltungen anbetrifft, so meint er, daß der Kreis ihrer bildenden Bestimmung noch weiter ausgedehnt werden könnte, wenn man Declamationsvorträge, Darstellung lebender Bilder, Conversationen über Dichter und Künstler, Vorlesen von bedeutenden Novellen mit in das Bereich dieser Unterhaltungen hineinzöge, und selbst hin und wieder ein fröhliches Tänzchen zum Klavier nicht davon ausschließen möchte.

Das Conservatorium würde dadurch den Zöglingen zur Familienheimat, denselben überhaupt das anständige Gesellschaftsleben lieb und werth werden, zugleich aber dadurch Gelegenheit gegeben sein, sich ein feines gesellschaftliches Benehmen zu eigen zu machen, um so die jungen Künstler auch für das Weltleben heranzuziehen.

Aus dem ganzen Schriftchen erhellt die gute Absicht des Verfassers, aber zu wenig Rücksicht auf die Realität. Die weitläufige Erwähnung der persönlichen Berührung des Verfassers mit einer Gesellschaft leipziger Conservatoristen hätten wir hinweggewünscht. Uebrigens sind wir der Ansicht, daß manches Höhere, das der Verfasser ins Auge gefaßt hat, auf Conservatorien gar nicht gelehrt werden kann, sondern von innen heraus selbsteigen erwächst und im Umgange mit besonders bevorzugten Geistern seine Nahrung zu ziehen hat. Ueber dramatische Schulen ist trotz des Titels in dem Schriftchen nichts enthalten: ein Umstand, der denselben als unrichtig erscheinen läßt.

Feuilleton.

Das deutsche Trauerspiel als „Singleton".

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Theaters ist das sporadische Auftreten neuer Tragödien, denen kaum ein Erfolg selbst an den ersten Bühnen die Aussicht auf einen raschen Rundgang über die andern eröffnet. Einen nachhaltigen Erfolg haben von den Trauerspielen der drei letzten Jahrzehnte nur Gutzkow's „Uriel Acosta", Laube's „Graf Essex" und Brachvogel's „Narciß" davongetragen. Mosenthal's „Deborah" gehört nicht ganz in das Gebiet der Tragödie. Von den Tragödien der letzten Jahre sind Weilen's „Edda" und „Drahomira", Mosenthal's „Pietra", und „Katharina Howard" von dem Herausgeber d. Bl. wol diejenigen, welche verhältnißmäßig an den meisten Bühnen zur Aufführung gekommen sind und ihren Rundgang zum Theil noch fortsetzen. Lindner's Preisstück „Brutus und Collatinus" ist zwar an den ersten Bühnen in Scene gegangen, doch sind die zweiten mit wenigen Ausnahmen diesem Beispiel nicht gefolgt.

Daß die tragische Muse in Deutschland so viele Singletons

auf der Bühne ausspielt, liegt an der geringen Neigung, die das Publikum, und an der noch geringern, welche die Bühnenvorstände für dieselbe empfinden. Eine besondere Begünstigung wird einem Trauerspiel von seiten der Bühnenleitungen, namentlich an den zweiten Theatern, selten zutheil, sie zeigen denselben gegenüber die größte Sprödigkeit. Sind in den Tragödien für einen darstellenden Künstler oder eine darstellende Künstlerin bedeutende Aufgaben enthalten, so übernehmen diese noch am ersten die Propaganda für die dichterische Novität, gleich den Insekten, welche den Blütenstaub befruchtend von einer Blume zur andern tragen. So ist z. B. Emanuel Geibel's „Brunhild" fast nur durch Fräulein Janauschek auf ihren Gastspielen dem Publikum vorgeführt worden; die „Sophonisbe" desselben Dichters wurde bisher nur als Singleton in Schwerin ausgespielt; Hermann Lingg's „Catilina" als Singleton in München.

Es vergeht keine Saison, wo nicht hier oder dort in Deutschland eine Tragödie auftauchte, welcher Publikum und Kritik ein günstiges Zeugniß ausstellen und die doch nachher wieder spurlos verschwindet. Wo sind die Tragödien von Köfting geblieben, in denen sich doch ein dramatisches Talent ankündigte? Wir werden an diesen Dichter wieder erinnert durch einen andern wiesbadener Dramatiker Bernhard Scholz, dessen Drama: „Gustav Wasa oder Maske für Maske" an dem dortigen Hoftheater mit günstigstem Erfolg in Scene ging. Man rühmt dem Stück Fülle der Poesie, Gedankenschwung und dramatische Wirkung nach. In Karlsruhe brachte Eduard Devrient ein Trauerspiel: „Attila" von Consentius, zur Darstellung, dem man ebenfalls Energie des Gedankens und der Sprache nachrühmt, dessen Stoff aber keine Sympathien zu erwecken wußte. In Elberfeld wurde Eckardt's „Josephine" mit gutem Erfolg zur Aufführung gebracht, ein Drama, welches die Scheidung des Kaisers Napoleon von seiner ersten Gattin mit dramatischer Lebendigkeit, aber mit zu hochromantischem Colorit behandelt.

Diesen Singletons schließt sich „Lambertine von Méricourt" vom Herausgeber d. Bl. an, ein Drama, welches vor kurzem auf dem leipziger Stadttheater zum ersten mal mit gutem Erfolg in Scene ging, nachdem es achtzehn Jahre lang als Bücherdrama nur dem Lesepublikum gegenüberstand. Der Hintergrund der Französischen Revolution und die Nothwendigkeit zweier Darstellerinnen ersten Rangs für die Rollen der Lambertine und Manon Roland beschränken von Haus aus den Kreis, den dies Stück auf deutschen Theatern beschreiben kann. Eine kritische Würdigung hat es nach seinem Erscheinen im Buchhandel zweimal in d. Bl. gefunden: das erste mal von Max Waldau in Nr. 214 d. Bl. f. 1850, das zweite mal von August Henneberger in Nr. 99 d. Bl. f. 1851.

Der deutsche Buchhandel 1866 und 1867.

Wir entnehmen die beifolgende „Systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1866 und 1867" einer im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" enthaltenen Mittheilung der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

		1866	1867
1.	Sammelwerke. Literaturwissenschaft	151	183
2.	Theologie	1250	1365
3.	Jurisprudenz. Politik. Statistik	830	920
4.	Medicin. Thierheilkunde	437	493
5.	Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie	523	575
6.	Philosophie	71	85
7a.	Pädagogik. Deutsche Schulbücher Gymnastik	760	932
7b.	Jugendschriften	214	228
8.	Altclassische und orientalische Sprachen. Mythologie	468	470
9.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur	270	320
10.	Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel	534	648
11.	Geographie	206	249
	Latus	5714	6468
	Transport	5714	6468
12.	Mathematik. Astronomie	104	119
13.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde	171	272
14.	Handelswissenschaft. Gewerbskunde	303	330
15.	Bauwissenschaft. Maschinen- und Eisenbahnkunde. Schiffahrt	186	168
16.	Forst- und Jagdwissenschaft. Bergbau- und Hüttenkunde	72	88
17.	Landwirthschaft. Gartenbau	218	245
18.	Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater 2c.)	704	852
19.	Schöne Künste (Malerei, Musik 2c.). Stenographie	384	397
20.	Volksschriften	165	212
21.	Freimaurerei	10	12
22.	Vermischte Schriften	380	422
23.	Slawische und ungarische Literatur	85	36
24.	Karten	203	234
	Summa	8699	9855

Im ganzen hat sich also die buchhändlerische Production im Jahre 1867 gegen das vorausgehende Kriegsjahr um 1156 Werke gehoben, wenn es erlaubt ist, diesen euphemistischen Ausdruck zu gebrauchen. Die Theologie, die in Bezug auf literarische Hyperfötation in Krieg und Frieden die erste Stelle behauptet, hat 115 Werke mehr gelaicht unter der Sonne des Friedens als im kriegerischen Vorjahr; die schöne Literatur hat 148 Productionen mehr hervorgebracht. Daß die Kriegswissenschaft 101 Schriften mehr registriren kann, liegt in der Ausbeute, welche das Jahr 1866 der betreffenden Literatur gewährt. Die mit bescheidener Ziffer fungirende Philosophie ist um 14 Schriften gewachsen; dagegen hat die Pädagogik und Schulliteratur 172 Erzeugnisse mehr zur Bildung des heranwachsenden Geschlechts geliefert. Die altclassische Philosophie hat sich nur um zwei Schriften vermehrt, die Jurisprudenz um 90, die Naturwissenschaft um 52, die Geschichte aber um 114. Zurückgegangen ist nur die slawische und ungarische Literatur, soweit sie vom deutschen Buchhandel adoptirt ist, und zwar um mehr als die Hälfte; alles andere hat einen „buchhändlerischen" Aufschwung genommen.

Bibliographie.

Beck, K., Oesterreich in zwölfter Stunde. Berlin, H. Schindler. 16. 6 Ngr.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. 3ter Beitrag. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 20 Ngr.

Indische Bibliothek. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Denicke. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Neun Briefe an einen ungarischen Patrioten. Vom Verfasser der „Gedanken über die Reform der k. k. Armee". Wien, Hartleben. Gr. 8. 10 Ngr.

Freihold, W., Natara, der Narr oder die Verirrungen eines Freigeistes. Eine wahre Geschichte aus der Jetztzeit. 1ste Lief. Straußberg. 16. 3 Ngr.

Geschichte der reformirten Kirche zu Bargebuhr (von E. Graf Knyphausen-Lützburg.) Norden, Soltau. Gr. 8. 10 Ngr.

Hieronymi, W., Im Theater und im Dome oder aus der Bühnenwelt auf die Weltbühne. Protest eines Mainzers, im Namen Vieler, gegen die Anschuldigungen des Herrn Bischof v. Ketteler in der neuesten Broschüre desselben: „Die öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf der Bühne." 2te Aufl. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kern, F., Frdr. Rückert's Weisheit des Brahmanen dargestellt und beurtheilt. Oldenburg, Schmidt. 8. 24 Ngr.

Kock, P. de, Das Mädchen mit drei Unterröckchen. 2te Aufl. Wien, Hartleben. 8. 15 Ngr.

Kranichfeld, R., Das Buch Daniel erklaert. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 2 Thlr.

Thorbecke, H., Antarah, des vorislamischen Dichters Leben. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Vámbéry, H., Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Wattenbach, W., Ninive und Babylon. Zwei Vorträge. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Weber, M. M. v., Aus der Welt der Arbeit. Skizzen. Berlin, Lesser. 8. 10 Ngr.

Unparteiische Worte zur Zürcherischen Bewegung. (Von Schauberg.) 1stes Heftchen. Zürich, Schabelitz. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zusammengestellt von

H. L. W.

Königlich preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Mit einer lithographirten Tafel.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dieser Schrift betritt der Verfasser ein von der Militärliteratur noch wenig cultivirtes, aber sehr zeitgemäßes Gebiet. Die Eisenbahnen haben in den letzten Kriegen eine überaus wichtige Rolle gespielt sowol in Bezug auf die Transporte von Truppen und Kriegsmaterial, als wegen ihrer großen strategischen Bedeutung. Indem der Verfasser alle dabei gewonnenen Erfahrungen hier zum ersten mal im Zusammenhange veröffentlicht, erwirbt er sich ein wesentliches Verdienst um die Fortbildung dieses jungen Zweigs der Kriegswissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vier Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In diesen Predigtsammlungen zeigt sich der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller auch als trefflicher Kanzelredner. Seinen Standpunkt als Prediger hat er in einer ausführlichen, der ersten Sammlung voranstehenden Ansprache den Lesern dargelegt. In weiten Kreisen sich eingebürgert haben, bezeugt die rasche Folge neuer Auflagen: die erste Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments.

Herausgegeben von H. J. Holtzmann.

Separatabdruck aus Bunsen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments wird nicht nur allen Freunden Bunsen's willkommen sein, sondern auch zahlreichen weitern Kreisen, welche sein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbstverständlich ist es nicht die Absicht, durch diese Ausgabe die im deutschen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'sche Uebersetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird sie auch neben dieser vielen willkommen sein, welche das Neue Testament in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Uebersetzung lesen wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Zwölf Bände liegen jetzt vollständig vor und die drei letzten erscheinen bis zum Herbst d. J.

Der Subscriptionspreis beträgt:

5 Silbergroschen für das Heft von 6 Bogen, 1 Thlr. 20 Sgr. für den Band, gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz 2 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon nimmt unter allen ähnlichen Werken die erste Stelle ein. Die elfte Auflage empfiehlt sich um so mehr zur Anschaffung, als der größte Theil bereits vorliegt und doch das bis zum Herbst d. J. erfolgende Erscheinen des Schlusses Gelegenheit bietet, die wichtigsten Ereignisse und Veränderungen der Gegenwart noch darin aufzunehmen.

Das Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Bestellungen auf das Werk, nach und nach in beliebigen Terminen zu liefern, angenommen werden und ein Prospect gratis zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Deutsche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**

Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh.

Erster Band: Geschichte und Organisation des Zollvereins. 1⅓ Thlr.

Zweiter Band: Die Gesetze, Verordnungen und Verträge. 2⅔ Thlr.

Dieses wichtige, bereits in zweiter Auflage erschienene und in dieser jetzt vollständig vorliegende Werk behandelt die Grundsätze und die Gesetzgebung des Deutschen Zoll- und Handelsvereins zum ersten mal in systematischer Darstellung, und zwar nicht blos von der theoretischen, sondern recht eigentlich auch von der praktischen Seite. Es ist daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten.

In den soeben erschienenen zweiten Band wurden alle die neuen wichtigen Veränderungen mit aufgenommen, welche durch die Bildung des Norddeutschen Bundes veranlaßt worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1868.

Revue politischer Schriften.

Die Neugestaltung deutschen Staatslebens, welche eine Folge des Kriegs von 1866 war, beschäftigt selbstverständlich noch immer alle Geister; in zahlreichen Schriften sucht man sich von den verschiedensten Standpunkten aus über Vergangenheit und Zukunft des deutschen Volks zu orientiren. Dabei sind die Parteien in einem Zersetzungsproceß begriffen; sie haben sich gleichsam in ihre Molecülen aufgelöst, und diese graviitiren um zwei verschiedene Centren: das Centrum der Einheit und das der Freiheit. Die Einheitsfrage übt zunächst die größere Anziehungskraft aus, politische Gegner reichen sich die Hand, um für oder wider die neue Einheit zu kämpfen. Ja, die verschiedenen Ansätze der politischen Rechnung lassen sich auf eine sehr einfache Formel zurückführen, die dem volksthümlichen Verständniß näher steht als die bisherigen Gegensätze der Parteien; sie ist so einfach wie das alte: „Hie Welf, hie Waiblingen"; denn es handelt sich nur darum: „Ob für oder wider Preußen!"

Diesen Kern der Frage klar herausgeschält zu haben, ist das Verdienst eines der eifrigsten Gegner der preußischen Politik, der sich bereits als Historiker durch die antipreußisch tendenziöse Färbung seiner Geschichtswerke bekannt gemacht hat und jetzt die Nutzanwendung seiner Geschichtsauffassung für die Gegenwart zieht:

1. Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich II. Von Onno Klopp. Schaffhausen, Hurter. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Broschüre ist die Schlußabhandlung des in zweiter Auflage erschienenen Buchs: „Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik", und wird nach dem Wunsch einiger Freunde desselben in selbständigem Abdruck herausgegeben, bereichert mit einem Vorwort, in welchem Onno Klopp von Kopf zu Fuß geharnischt gegen das Preußenthum in die Schranken tritt. In seinen apokalyptischen Visionen erscheint ihm dasselbe als der leibhaftige Antichrist, und er prophezeit gewissermaßen den Weltuntergang aus dem Siege desselben. Unmöglich konnte Hannibal die Römer mehr hassen, als Onno Klopp die Preußen haßt; wer weiß, auf welchem Altar er ihnen Rache geschworen hat! Preußen erscheint unserm Autor nur als ein gefräßiges Ungethüm; er sieht gleichsam in der ganzen Politik dieses Staats nur die Freßwerkzeuge und Fangarme eines Riesenpolypen, der alles zu verschlingen bereit ist. Nirgends ist von einer geschichtlichen Entwickelung und Sendung die Rede; die ganze Geschichte Deutschlands seit Friedrich dem Großen ist ihm nur eine lange Reihe von Misgeschicken unsers Vaterlandes, hervorgerufen durch die unersättliche Vergrößerungssucht des preußischen Staats. Von diesem gänzlich unhistorischen Standpunkt, welcher den letzten Ereignissen gegenüber sich in den schwärzesten Pessimismus verwandelt, gehen die Darlegungen und Visionen unsers Autors aus, denen man wenigstens eine unerschrockene Consequenz nicht absprechen darf.

Eine Blütenlese von Stichwörtern aus dem Vorwort erläutert am besten den Standpunkt des hannoverischen Publicisten: „der Eroberungskrieg von 1866", „das frevelhaft verwegene Spiel von 1866", „der Uebermuth des Erfolgs der Gewalt und des Unrechts", „der Molochdienst des Bismarck'schen Systems von Blut und Eisen" u. s. w. Das Deutschland, von welchem Bismarck sagte: „Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können", ist nach Onno Klopp nur eine Bismarck'sche Fiction:

> Es gab ein völkerrechtlich geeinigtes Deutschland, solange noch der Bund bestand. Der Bund entsprach nicht den berechtigten Wünschen nach einer engern Einigung, zumal da der Staat der Hohenzollern jedem Wunsche dieser Art hindernd in den Weg trat; aber er umfaßte das Ganze und schützte die einzelnen Glieder. Dies Deutschland ist nicht mehr. Der Name ist gültig nur noch in demselben Sinne wie derjenige Polens. Wie einst von dem Staate der Hohenzollern der Gedanke der Theilung von Polen ausging und nur durch seine Mithülfe

ausführbar war: so hat derselbe Staat der Hohenzollern auch Deutschland zerschlagen und zerstückt.

An einer andern Stelle heißt es:

Ebenso wenig aber wie man der Schmarotzerpflanze, die, an dem Fruchtbaume sich emporrankend, ihm Saft und Leben aussaugt und bereits ihn völlig zu überwuchern droht, darum den Namen des Fruchtbaums selber beilegen wird: ebenso wenig ist es gerechtfertigt, den Staat der Hohenzollern in politischer Beziehung als Deutschland zu bezeichnen.

Im glücklichen Besitz dieser Stichwörter und dieser politischen Voraussetzungen des Autors kann man sich, bei einiger Begabung für musivische Gedankenarbeit, seine Schrift selbst zusammensetzen. Die Geschichte Preußens seit Friedrich dem Großen wird mit dem grellen Schein der hannoverischen Blendlaterne beleuchtet. Preußen erscheint überall als der aggressive Störenfried und Verräther; die habsburgische Politik als lammfrommer Conservatismus, der kein Wässerchen trübt. Der Kunstgriff Klopp's ist einfach und leicht zu erlernen. Er mißt die preußische Politik mit dem Maßstabe bürgerlicher Moral, und da kommt sie selbstverständlich zu kurz; aber er vergißt, diesen Maßstab an die Politik der übrigen europäischen Großmächte anzulegen, namentlich an die seines geliebten Oesterreich; er vergißt, zu sagen, daß der Fridericianismus nicht ein bestimmtes Princip, sondern nur die Form eines Princips ist, das einmal in Europa derart zur Alleinherrschaft gekommen ist, daß selbst die Nothwehr gegen dasselbe seine Waffen borgen muß; er vergißt, zu sagen, daß wahrhaft große Erfolge nicht aus diesem Princip hervorgehen, welches ja blos eine Waffe oder vielmehr eine diplomatische Tarnkappe ist, sondern nur aus den historischen Mächten, welche dahinterstehen, aus dem Volksgeist und seiner innern Nöthigung. Ja selbst wenn man da blinde Leidenschaft annehmen müßte, wo man volles Bewußtsein über die Tragweite großer Entschlüsse voraussetzen darf — man würde auch dann noch die „List der Vernunft", wie es Hegel nennt, bewundern müssen, welche sich der Leidenschaften der Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke bedient. Doch unsere Particularisten sind keine Philosophen, und selbst die Moralphilosophie, die sie predigen, hat einen abgestandenen Geschmack, da sie für bestimmte Zwecke zurechtgekocht ist. Wenn Klopp es mit voller Bestimmtheit ausspricht, daß die gesammte sogenannte Bildung, zunächst in Preußen selbst, dann aber auch im übrigen Deutschland, von der „zerrüttenden" Lehre des Fridericianismus „angefressen" sei, so muß er doch einen allzu geringen Begriff haben von deutscher Bildung, welcher er zutraut, sich so en gros verfälschen zu lassen. Gerade diese Thatsache spricht dafür, daß das deutsche Volk nicht wie Onno Klopp die geistigen Lebensmächte übersieht, die mit dem Fridericianismus sich entwickeln und den tiefsten Bedürfnissen unserer Nation entgegenkommen. Klopp denkt sich diese Propaganda des Fridericianismus so äußerlich wie etwa das Verfahren der Kammerjäger, welche den armen Ratten Gift streuen:

Es ist eine traurige Thatsache, daß der weitaus überwiegende Theil der geschichtlichen Literatur in Deutschland von solchen und ähnlichen Ideen durchzogen ist. Thatsache ist, daß auf dem literarischen Gebiete die römischen Kaiser deutscher Nation aus dem Hause Habsburg betrachtet und behandelt worden sind, gleich als wären sie vogelfrei. Und nicht blos, ich wiederhole es, ist dies geschehen in denjenigen deutschen Ländern, welche dem Staate der Hohenzollern angehören, in welchen deshalb die Misleitung des wahren geschichtlichen Sinns, im Interesse der politischen Zwecke des Fridericianismus, systematisch betrieben wird. Dieselbe Corruption ist hindurchgedrungen in die andern deutschen Länder. Es ist wie ein Stück der sogenannten deutschen Bildung geworden, diejenigen Persönlichkeiten zu preisen, deren Streben im tiefsten und unversöhnlichen Gegensatze stand mit dem innersten Wesen aller einzelnen Stämme und jedes Individuums der gesammten Nation.

Freilich spricht Klopp auch Oesterreich und die Mittelstaaten nicht von einer passiven Mitschuld frei; sie haben es versäumt, für die Belebung des „wahrhaft geschichtlichen Sinns" Sorge zu tragen; ja Klopp muß sogar die betrübende Thatsache registriren, daß der König des größten der deutschen Mittelstaaten, in der guten Absicht, die historische Wissenschaft zu befördern, zunächst die literarischen Vorkämpfer des Fridericianismus auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung um sich berief — und nicht Onno Klopp und dessen Gesinnungsgenossen.

Natürlich ist die Darstellung der jüngsten Ereignisse so parteiisch gefärbt wie möglich. Wir erfahren nichts von dem bundeswidrigen Bundesbeschlusse, der einer Kriegserklärung gegen Preußen gleichkam; wir erfahren nur, daß am 14. Juni Preußen den Bund für aufgelöst erklärte, um dadurch die andern deutschen Länder in Annexionsmaterial zu verwandeln. Zu dithyrambischem Schwung erhebt sich unser Autor, wo er den König von Hannover und seine Getreuen verherrlicht; Langensalza wird mit bengalischen Flammen beleuchtet.

Weiterhin protestirt der Verfasser gegen das jus debellationis. Er sucht nachzuweisen, daß der Fridericianismus von 1866 hierin Fortschritte über Friedrich II. hinaus gemacht habe; er weist auf einen Brief Friedrich's II. hin, der an Voltaire schrieb (9. October 1773): „Vous savez qu'il faut qu'un souverain soit condamnable à mort, s'il était particulier pour qu'en conscience un autre souverain ait le droit de le détrôner." Dies Princip habe Friedrich II. festgehalten, es sei nicht Scheu gewesen vor Verletzung fremder Rechte, sondern die Achtung vor der Solidarität des monarchischen Princips. Heftige Ausfälle macht Klopp auf das Fraternisiren mit fahnenflüchtigen Rebellen und auf den Buß- und Bettag, worin er weitere Fortschritte des Fridericianismus findet.

Für das furchtbare Unglück, das im Zeitraume so weniger Wochen über das gesammte deutsche Vaterland hereingebrochen ist, sucht Klopp den einzigen Trost in dem deutschen Charakter und seinem tiefen Rechtsgefühl als dem Fundament unserer Hoffnung für die Herstellung der Nation. Der deutsche Geist ist der „der Föderation nach innen, der Defensive nach außen". Klopp hofft, daß „der Sinn des Rechts noch lebt in der gesammten deutschen Nation, und daß die Politik des Fridericianismus durch die Consequenz des eigenen Thuns an der Grenze anlangen wird, wo der allzu straff gespannte Bogen in sich selber zerbricht". Wenn nicht, so ist es nach Onno Klopp mit der deutschen Nation aus und vorüber.

Sollte der Autor hier seine Hoffnungen ohne alle Hintergedanken aussprechen? Sein Minister, Graf Borries, war nicht so discret und die hannoverische „Legion" spricht ebenfalls für eine andere Hoffnung — die Hülfe des Auslandes.

Alle die Anklagen, welche Onno Klopp und seine Gesinnungsgenossen gegen Preußen richtet, sucht ein Süddeutscher zu widerlegen in der folgenden Broschüre:

2. Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig, O. Wigand. 1867. 8. 8 Ngr.

In gemäßigter Form wendet sich der Autor gegen die einzelnen Gruppen der Preußenfeinde: gegen die Gefühlspolitiker, die formellen Rechtspolitiker, die Moralpolitiker, die Doctrinäre und die confessionellen Politiker. Die Gefühlspolitik verdammt den Krieg überhaupt, dann die Entthronung der besiegten Fürsten, und zuletzt den Bruderkrieg. Die Thatsache des Bruderkriegs stellt der Verfasser zwar in Bezug auf die bunten Völkerschaften Oesterreichs, aber nicht in Bezug auf die deutschen Mittelstaaten in Abrede, doch spricht er Preußen von der Schuld desselben frei:

Daß Preußen diesen Krieg nicht wollte, nicht erwartete, ist jetzt wol außer allen Zweifel gesetzt. Das beweisen nicht blos die eigenen wiederholten Versicherungen des Königs, das beweisen die einzelnen Thatsachen der Kriegführung selber. Noch nach dem Sieg von Königgrätz ließ Preußen dem König von Hannover Integrität und Selbständigkeit seines Landes anbieten, unter der Bedingung, daß es Neutralität halten wollte. Noch nach dem Sieg von Königgrätz bot Preußen, um unnützes Blutvergießen im Bruderkrieg zu vermeiden, auch der bairischen Regierung und ihren Verbündeten in Süddeutschland Frieden an unter derselben Bedingung. Was hinderte diese Regierungen, wenn sie auch früher im guten Glauben gegen Preußen handeln zu müssen glaubten, jetzt noch die dargebotene Friedenshand zu ergreifen? Das Bundesrecht? Davon konnte in diesem Augenblicke vernünftigerweise gar keine Rede mehr sein und war auch keine Rede mehr davon. Lediglich um Oesterreichs willen, für Oesterreich gingen sie in den Kampf, für Oesterreich hielten sie sich gebunden, mit dem sie sich einmal gegen Preußen verbunden hatten; für Oesterreich, das in demselben Augenblicke bereits niedergeworfen war und seine Bundesgenossen verrathen hatte. Man konnte die Südstaaten vor der entscheidenden Schlacht von Sadowa etlichermaßen für ihre Kriegsrüstungen entschuldigen. Nach dieser Schlacht war es die Ueberzeugung aller Denkenden, die einhellige Stimme aller patriotisch fühlenden Herzen, daß es für jeden Tropfen Bluts schade, ja Sünd' und Schande sei, der noch vergossen würde. Preußen hatte so wenig hier auf ernstliches Zusammentreffen gerechnet, daß es dem 7. und 8. Armeecorps eine so unbedeutende Heeresabtheilung entgegenschickte, daß, wären diese beiden Corps vereinigt gewesen und unter zweckmäßiger Leitung den Preußen entgegengeführt worden, diese mit Leichtigkeit und mit einem Schlag zurückgeworfen worden wären. Wer ist nun schuld an dem vergossenen Bruderblut? Auf wen fällt die Verantwortung? Der bairische Soldat wußte nicht, wofür er sich schlagen sollte, der Preuße nicht, warum er sich mit den Baiern schlagen mußte. In die Länge konnte auch die Treue gegen Oesterreich keinen Grund mehr abgeben. Man schlug sich nun, weil man sich einmal engagirt hatte; man schlug sich, um die militärische Ehre zu retten; man wollte nicht zurück, ohne wenigstens eine Schlacht geliefert zu haben.

Dann vertheidigt der Verfasser die Politik Preußens gegen die formellen Rechtspolitiker, gegen die Anklage eines dreifachen Rechtsbruchs, einmal in Sachen Schleswig-Holsteins und der Augustenburger, sodann gegen den Vertrag mit Oesterreich und endlich gegen den Deutschen Bund. Die Entwickelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten wird mit Klarheit auseinandergesetzt. Daß Preußen bundesrechtlich legal gehandelt hatte, daß die Erklärung der Heeresbereitschaft gegen Preußen am 14. Juni, trotz der Berufung auf den 11. Artikel der Bundesverfassung, bundesrechtlich illegal war: das sollten doch Onno Klopp und Genossen der Wahrheit gemäß zugeben. Die Sache stand allerdings schon damals auf der Spitze des Schwertes; doch war es der Majorität der Bundesversammlung vorbehalten, den Krieg vom Zaune zu brechen und dem preußischen Premier das formale Recht in die Hand zu spielen. Nach diesem Bundesbeschluß befand sich Preußen im Stand der Nothwehr, und wenn es trotz dessen eine blitzschnelle Initiative ergriff, so war dies ein Act der Klugheit und Energie zugleich; die Verantwortung für die Nöthigung zu diesem Aeußersten konnte es getrost seinen Gegnern zuschieben. Gegenüber den Moralpolitikern vertheidigt unser Süddeutscher Preußen gegen die Anklage des Hochmuths und der Heuchelei und nimmt namentlich den Buß- und Bettag in Schutz, an welchem auch Onno Klopp sein Müthchen kühlt. Am leichtesten sind die confessionellen Politiker zu schlagen, so eifrig immerhin die Ultramontanen gegen Preußen Partei ergreifen mögen: „Machen doch die Katholiken ein volles Drittel der preußischen Bevölkerung aus, und man frage sie, ob nicht die vollste Zufriedenheit mit ihrer Lage bei ihnen herrscht, ob sie nicht ebenso gute Preußen sind wie die Protestanten." Am Schlusse räth der Verfasser den Süddeutschen den Anschluß an den Norddeutschen Bund; Baiern könne nichts Besseres thun, als das Hohenlohe'sche Programm zu einer Wahrheit zu machen.

3. Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen". Von Karl Braun. Leipzig, Hirzel. 1867. 8. 10 Ngr.

Karl Braun hat sich als Redner im Norddeutschen Parlament rasch einen Namen gemacht; er hat Witz und Schärfe, moussirenden Champagneresprit und dabei warme Begeisterung für Preußens Aufgabe, die deutschen Stämme zu einigen. Wol kommt es vor, daß er einem Witz zu weit nachläuft und, um einen solchen Schmetterling zu fangen, allerlei überflüssige Seitenwege einschlägt; doch ebenso oft weiß er die Frage, um die es sich handelt, mit großer Prägnanz auf ihre einfachste Formel zurückzuführen, durch ein zündendes Schlagwort zu beleuchten und volksthümlich zu machen. Er ist auch der Mann der Dithyramben und herausfordernden Posituren, und als Graf Bismarck in der Lage war, in der luxemburger Frage von dem Parlament gegenüber Frankreich eine rhetorische Fechterstellung zu verlangen, da war es Karl Braun, der diesem Wunsche des Premiers entsprach und dem deutschen Nationalstolz einen schwunghaften Ausdruck gab. Alle Vorzüge einer stets schlagfertigen Rhetorik, die indeß durch eine feste Ueberzeugung gestützt wird, finden sich auch in der vorliegenden Schrift, welche an Johann Jacoby adressirt ist. Der Verfasser der „Vier Fragen", der Begründer der „Zukunft", jedenfalls einer der reinsten und tüchtigsten öffentlichen Charaktere, welche die letzte Epoche seit 1840 hervorgebracht hat, nimmt in Bezug auf die jüngsten Ereignisse bekanntlich eine schroffe Sonderstellung ein, indem er den Krieg von 1866 nebst allen seinen Resultaten verwirft und dem Princip des deutschen Föderalismus als dem echten Freiheitsprincip huldigt. War man lange Zeit daran gewöhnt, Johann Jacoby als einen Vertreter der deutschen Bergpartei zu betrachten,

als einen dreimal in der Wolle gefärbten Jakobiner: so zeigt er sich in dieser neuesten Phase als „Girondist", der gegen die Centralisation protestirt und in den kleinen Staaten das Asyl der Freiheit sieht.

Um die weichmüthige Verstimmung und die Schmerzen, welche mit jeder Uebergangsperiode untrennbar verbunden sind, zu vermeiden, wirft Braun einen Blick in die Vergangenheit und weist nach, daß alles Unglück, welches Deutschland und Italien im Laufe der Jahrhunderte betroffen hat, seinen Ursprung darin findet, daß es beiden Nationen nicht gelang, sich zeitig einheitlich zu constituiren. Er citirt dabei Stellen aus den Briefen Macchiavelli's, der schon im 16. Jahrhundert die Ursache der Kraftlosigkeit Italiens in dem Mangel an innerer Einheit fand. Am Schluß dieser geschichtlichen Einleitung zieht der Autor das Facit seiner Geschichtsbetrachtung mit den folgenden Worten:

So haben die beiden politischen Gewalten der Vergangenheit — der Kaiser in Deutschland, der Papst in Italien — jeder sein Land ruinirt, indem sie beide die Weltherrschaft erstrebten und darüber, wie sie solche untereinander theilen sollten, in Streit geriethen. Jahrhunderte dauerte der Verfall. Aber wie hinter dem dürren Laub schon die schwellende Knospe sitzt, so standen vor der Thür hier Preußen, dort Piemont, bereit einzutreten und an der Stelle des verwitterten Banners der theokratischen Universalherrschaft die junge Fahne des nationalen Königthums aufzurichten und unter diesem Zeichen den Wiederauferstehungsproceß der Nation zu inauguriren. Die deutsche Nation will wieder an die Spitze der germanischen Rasse auf dem Continent treten. Sie will ihre begonnene Constituirung vollenden. Sie wird die Hindernisse, welche sich etwa der Erfüllung ihrer Mission entgegenstellen, zu überwinden wissen. Sie ist nicht aggressiv, aber sie will dasselbe Recht haben wie England und Frankreich und Rußland, die denselben Concentrirungsproceß Jahrhunderte früher vollendet haben. Wir wünschen in Frieden zu leben mit unsern Nachbarn. Aber unser Schiller sagt:

Kann ich in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt?

Und solange man uns droht, sich in unser inneres Constituirungswerk einzumischen, müssen wir dafür sorgen, daß uns das Bewußtsein unserer Kraft unabhängig macht von Gunst und Gnade unserer Nachbarn. Ein Heer, das nicht die Wahrscheinlichkeit des Siegs hat, ist kein Heer, sondern ein unnützes und kostspieliges Ding, wie dies die Erfahrungen in einer Reihe von deutschen Mittel- und Kleinstaaten gezeigt haben. Wir müssen daher ein deutsches Heer haben, welches an Zahl und Kriegstüchtigkeit dem präsumtiven Feinde gewachsen und dadurch im Stande ist, der Nation die Garantie für Erfüllung ihrer innern Mission zu gewähren; wir dürfen die Zahlung der Versicherungsprämien nicht weigern, von welcher diese Assecuranz nach außen bedingt ist, ohne welche sich das Geschäft der Wiedergeburt im Innern nicht vollenden kann. Ein solches Heer bietet zugleich die Gewißheit, daß es uns eintretendenfalls an Verbündeten nicht fehlen wird, wenn wir solcher etwa bedürfen sollten. Denn nur der Starke findet Genossen, der Schwache muß sich mit Protectoren und Vormündern begnügen. Unser nächster und natürlichster Verbündeter ist Italien, weil es sich gegenüber derselben Aufgabe befindet, den geographischen Begriff in eine nationale Einheit umzuformen und an die Stelle einer mislungenen internationalen Mission das einheitliche Volkskönigthum zu setzen. Wir haben uns in die innern Fragen der romanischen Völkerfamilie nicht zu mischen und werden es gewiß ohne Noth nicht thun. Wenn wir aber dazu gezwungen werden sollten, dadurch, daß man uns statt des nationalen Königthums der Hohenzollern das habsburgische Kaiserthum wieder aufzwingen will, das für Deutschland ebenso gut eine Fremdherrschaft ist wie für Italien, dann könnten die Ereignisse einen Lauf nehmen, welcher die Frage berührt, ob die französische oder die italienische Nation zur Führerin der romanischen Rasse auf dem europäischen Continent für die Zukunft berufen ist.

Braun beklagt sich in den Briefen selbst, daß, während die Nationalliberalen als rechter Flügel der liberalen Partei marschiren, der linke Flügel derselben auf sie schießt, statt auf den Feind. Er weist darauf hin, daß allerdings angesichts der Ereignisse des Jahres 1866 eine neue Parteibildung nothwendig geworden sei, indem ebenso wohl die conservativen wie die liberalen Parteien in Auflösung, Gärung und Zersetzung begriffen und der alte Herr von Gerlach viel unzufriedener mit der conservativen Partei sei, als Jacoby mit der liberalen.

Im zweiten Briefe spricht Braun sein Bedauern aus, daß die centrifugalen und antinationalen Gewalten in Deutschland: die Socialdemokraten, die Particularisten, die Republikaner, die Freunde Oesterreichs, die Anbeter Frankreichs, die schwarze Brigade der Sanfedisten, plötzlich in heißer Liebe für Jacoby entbrannt sind und ihn zum Gegenstand ihrer Huldigungen auserkoren haben. Es sind die obersten und untersten Sprossen der socialen Leiter, nach Braun, welche auf das äußerste widerstreben, während die Vertreter der Intelligenz, des Grundbesitzes, des Handels und der Industrie dem Nordbunde immer näher rücken. Braun bedauert, daß Ludwig Seeger, der hochbegabte schwäbische Volkstribun, welcher die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer deutschen Macht tief in sich gesogen hatte, nicht noch am Leben ist, um zu Gunsten seiner schwäbischen Landsleute eine modernisirte Uebersetzung von Demosthenes' philippischen Reden zu machen. In Ermangelung einer solchen Kraft macht Braun selbst den schwachen Versuch, den Anfang der dritten Rede wider den Philippos aus dem Griechischen ins Schwäbische zu übertragen. Diese Rede macht mit den eingeklammerten modernen Erläuterungen einen durchaus zeitgemäßen Eindruck und gemahnt fast wie ein Kapitel von Mommsen, der uns die Zustände des Alterthums durch die moderne Zeitungsterminologie erläutert.

Ueberhaupt enthält die kleine Broschüre sehr viel Gelehrsamkeit; denn wie Macchiavelli und Demosthenes wird schließlich auch noch Marcus Tullius Cicero citirt, der große Redner und Staatsmann, den Mommsen seines Ansehens zu entkleiden vergeblich bemüht ist, und zwar ein Brief, den er an seinen Bruder Quintus, seit zwei Jahren Civilcommissar in der annectirten Provinz Asien, richtet. In diesem Briefe ertheilt der Redner Rathschläge, wie Quintus, dessen Misgriffe dem Bruder Kummer machten, sich bessern sollte. Braun aber citirt das Sendschreiben, um aus demselben die administrative Technik und Taktik zu beleuchten, die in den annectirten Provinzen zu beobachten sei. Er ist nämlich keineswegs mit dem Verfahren der preußischen Bureaukratie einverstanden und macht ihr den Vorwurf, daß sie zum großen Theil noch nicht das politische Bewußtsein eines Großstaats gewonnen und noch in kleinstaatlichen Anschauungen befangen sei. Trotz alledem und alledem bleibt aber unser Autor gut preußisch:

Alle diese kleinen Leiden, womit wir heimgesucht sind, haben mein felsenfestes Vertrauen in die Mission der preußischen Monarchie auch noch nicht einen Augenblick erschüttert. Fast möchte ich sagen: Es geht mir wie dem Juden, der in Rom

katholisch ward, weil er dachte: wenn alles das, was ich hier gesehen, einer Religion passiren darf, und sie dabei doch nicht Noth leidet, dann muß sie vortrefflich sein. Ich weiß nicht, was an dem Gerede von den zwei Seelen des Ministeriums ist; aber das weiß ich, wenn der Staat Preußen zwei Seelen hat, dann wird die gute und große Seele über die böse und kleine Seele siegen. Denn das erfordert der Selbsterhaltungstrieb dieses spartanisch-jugendkräftigen Gemeinwesens. Auch der Staat wächst mit seinem Zweck, und wenn der preußische Staat seine hohe Mission erfüllen will, dann verbietet es sich von selbst, daß seine Organe jedem Bauern in jeden Topf gucken.

Die Schrift ist mit Geist und Eloquenz geschrieben, nur läßt der Autor seine Gelehrsamkeit und classische Bildung allzu sehr darin leuchten, wodurch sie hier und dort einen etwas pretiösen Charakter bekommt.

4. Unsere Grenzen. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wolfgang Menzel ist ein guter Patriot: er hat dies in seiner Art und Weise durch die Denunciation der jungdeutschen Schriftsteller und durch seine Angriffe auf Börne in früherer Zeit bekundet. Seinem damaligen Patriotismus durfte man mit Recht Einseitigkeit und Beschränktheit zum Vorwurf machen; denn er war gegen die geistige Wechselströmung der Ideen gerichtet, welche die Nationen miteinander austauschten; er war der Ausfluß einer beschränkten Welt- und Lebensauffassung, die in seinen Schmähungen Goethe's gipfelte, und namentlich einen geistigen Schutzzoll aufrichten wollte gegenüber den von Frankreich herüberkommenden Reformgedanken; er stand im Zusammenhang mit jener veralteten Deutschthümelei, welche sich Menzel in den Jahn'schen Turnschulen angeeignet hatte und die in ihrer Mischung mit urkräftiger deutscher Grobheit in unserer literarischen Kritik anfangs Aufsehen machen mußte.

Doch die struppigen Haare eines derartigen Cheruskerthums hat die Zeit mit ihrer Parzenschere beschnitten; die Weltliteratur zeigte sich als eine unaufhaltsame Nothwendigkeit der Völkerentwickelung; das Pathos des französischen Geistes hat zur Befruchtung des deutschen politischen Lebens wesentlich beigetragen. Auf der andern Seite fühlt sich die deutsche Nation jetzt dem Auslande gegenüber als eine Macht, ein ihr lange abhandengekommenes Gefühl, und der berechtigte Patriotismus kommt zu Wort, der den Fremden jeden Fuß breit Landes streitig macht. Diesem Patriotismus hat Wolfgang Menzel in seinem neuen Werke oder wenigstens in dem größten Theil desselben Weihopfer angezündet, und indem er nach allen Richtungen der Windrose hin die historische Berechtigung desselben, zum Theil noch über die bestehenden Grenzen hinaus, nachzuweisen sucht, sich um die Belebung deutschen Nationalstolzes und Vaterlandsgefühls wohlverdient gemacht. Daß indeß der alte Adam sich nicht ganz verleugnen läßt, beweisen einige Abschnitte des Anhangs, in denen er wieder einige beliebte Melodien auf dem alten Brummeisen spielt.

Außerdem hat die ziemlich umfangreiche Schrift noch einen für den Verfasser praktischen Zweck. Wolfgang Menzel ist lange Jahre hindurch Redacteur des „Literaturblattes“ gewesen, das sich allmählich bei der Ungunst der Zeiten in ein Literaturblättchen verwandelt hat. Mit Verzicht auf eine Besprechung hervorragender Werke der Dichtkunst und Nationalliteratur reitet Menzel hier seine Steckenpferde ungestört, indem er politische Broschüren, historische Specialschriften u. dgl. m. bespricht. Er kämpft dabei im Schatten, wie die Spartaner des Leonidas; denn andere Zeitschriften haben dies Literaturblättchen längst verdunkelt. Das Werk „Unsere Grenzen“ soll nun dies wohlassortirte Lager von politischen Gedanken, Mahnungen, Darlegungen, das im „Literaturblatt“ ein wenig ausgiebiges Detailgeschäft eröffnet hatte, noch einmal en gros dem Publikum ausbieten. Die Citate aus dem „Literaturblatt“ bilden einen sehr wesentlichen Theil des Werks und ganze Abschnitte scheinen nur deshalb aufgenommen und mit selbständigen Titeln versehen worden zu sein, um werthvolle politische Ergüsse aus dem „Literaturblatt“ mit neuer Etikette an den Mann zu bringen.

In der Einleitung wendet sich Menzel gegen den Particularismus in Deutschland, der die äußersten Anstrengungen mache, um das Nationalgefühl zu unterdrücken, und eine auch nur annähernd versuchte Einigung der deutschen Nation um jeden Preis zu verhindern suche; es scheint ihm ungewiß, ob die deutsche Nation zu der Form des einheitlichen Zusammenstehens gelangen werde, die ihr Stärke genug verleiht, um dem Romanismus und Slawismus erfolgreich und auf die Länge zu widerstehen. Doch will er die innere Politik unberührt lassen, dagegen meint er:

> Eine genauere Inspicirung unserer Grenzen, eine Betrachtung des weit ausgedehnten Panoramas, welches die folgenden Blätter aufrollen werden, eine geographisch-historische Umschau in alle Nachbarschaften, eine Orientirung über unsern noch gegenwärtigen und bereits verlorenen nationalen Besitzstand dürfte bei der Schwankung der Meinungen über die deutsche Frage jetzt zeitgemäß sein.

Zunächst inspicirt Menzel die „Westgrenze“ und gibt eine geschichtliche Erklärung ihrer Schwankungen und der französischen Eroberungen nach dieser Seite hin. Es ist dies wol alles bekannt, doch macht es, so zusammengestellt, immerhin einen frappanten Eindruck. Wo Menzel auf die geistige „Westgrenze“ zu sprechen kommt, zeigt er indeß wieder seine bekannte Einseitigkeit; er findet allen französischen Einfluß verdammenswerth, während derselbe doch zum Theil unsere Nationalliteratur gefördert hat. Daß unsere Classiker nicht von ihm freiblieben, ist in d. Bl. mehrfach betont worden. Mit Recht sagt auch Menzel:

> Der französische Einfluß griff auch tief in die scheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm scheinbar opponirende deutsche Literatur ein. Es ist wahr, mit Lessing begann eine Reaction der deutschen Literatur gegen die französische, und in der Bekämpfung der Gottsched'schen, d. h. der französischen Schule kräftigten sich fast alle jungen Geister, die mit und seit Lessing der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst einen neuen Schwung gaben. Allein wenn diese Geister den directen Einfluß Frankreichs muthig und bestimmt zurückwiesen, so waren sie doch um so mehr, ohne es selbst zu ahnen, seinem indirecten Einfluß unterworfen. Ohne das Beispiel der französischen Literatur nämlich hätten sich die deutschen Schriftsteller nie so weit vom christlichen Standpunkt entfernt und so weit dem heidnisch-antiken genähert, wie sie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten despotischen Regierungsformen wären die deutschen Schriftsteller nie so weit vom nationalen und patriotischen Standpunkt entfernt und auf den einerseits ganz individuellen, andererseits kosmopolitischen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Wenn sie sich nun auch

gegenüber den Franzosen fühlen lernten, so geschah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem sie das Antike reiner aufzufassen sich rühmten als die Franzosen; und wenn sie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan sei, und daß aus der germanischen Wurzel noch schönere Blüten der Kunst wieder aufzuwecken seien, als die ihnen das Treibhaus der Classicität brachte, so wußten sie doch diese Wurzel im vaterländischen Boden selbst noch nicht aufzufinden und borgten alle Waffen der germanischen Reaction von den stammverwandten Engländern.

Lessing stürzte Voltaire und Corneille, doch er acceptirte Diderot; Goethe und Schiller kehrten in späterer Zeit noch einmal in Uebersetzungen zu der geläuterten Bühne der Franzosen zurück. Schiller's Jugendproduction stand unter dem Einfluß Rousseau's, dem er in der „Anthologie“ ein excentrisches Gedicht widmete; Goethe hat Voltaire stets die wärmste Anerkennung gezollt und viele seiner Novellen erinnern an die „Contes“ des Franzosen in ihrer leicht frivolen und doch sinnig beziehungsreichen Weise; Klopstock hat sich durch die Französische Revolution zu Jubel- und Zornoden begeistern lassen. Außer dem Specifisch-Nationalen haben die großen Genien etwas, was der ganzen Menschheit eignet. Rousseau und Voltaire waren, wenn nicht große Dichter, so doch große Köpfe; und wenn man es verdammen will, daß Deutschlands Genien zum Theil den französischen huldigen, wie will man denn das geistige Anleihen bei den stammverwandten Engländern rechtfertigen, auf welches Menzel selbst anspielt, oder, sagen wir vielmehr, den blinden Sklavendienst, mit welchem sich ein Theil unserer Gelehrten und Künstler, bis zur Aufopferung jedes selbständigen Urtheils, ja fast der eigenen Persönlichkeit, an den großen britischen Dichter hingibt? Wenn irgendetwas, so verdient doch dies molluskenartige Epigonenthum mit dem Stempel der Undeutschheit gebrandmarkt zu werden.

Wo Menzel die berechtigten Ansprüche deutscher Nationalität gegen die Franzosen vertritt, ist er allgemeiner Zustimmung gewiß; nur wo sich der alte Franzosenfresser in ihm regt, da muß man ihm entgegentreten. Und Spuren dieser Franzosenfresserei finden sich an zahlreichen Stellen dieses Abschnitts. So sagt er, Napoleon werde ewig in den Herzen der Franzosen leben, „weil er am kecksten aussprach und durchsetzte, was alle Franzosen denken und wollen, weil er durch seine Größe das Gehässige der Habgier entschuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität ist“. Aehnliche Anklagen erheben die Preußenfeinde jetzt gegen Preußen; doch gegen einen ganzen Staat und eine ganze Nationalität gerichtet, sind sie einseitig und verkehrt. Frankreichs Revolutionen haben bewiesen, daß auch Begeisterung für Ideen dort zu Hause ist; die Revolutionskriege waren Kriege der Abwehr und der Propaganda, keine Kriege aus Ländergier. Mit einem wahren Behagen citirt Wolfgang Menzel weiterhin eine nordamerikanische Flugschrift, in welcher vorgeschlagen wird, Frankreich auf das alte Neustrien zu beschränken und welche dazu die folgende Bemerkung macht:

Welch ein glückliches Land wäre das neue Frankreich, wenn es keine Kriege mehr führen könnte wider die Nachbarn! Höchstens dann und wann eine Abenteurerabsendung übers Meer, die ja genug der Glorie verbreitete, hinreichend in der pariser Zeitung damit zu prahlen, vielleicht auch ein Triumphauszügelchen durch die Straßen zu machen mit obligater Ordensbänderaustheilung und andern Seidenwaarenmanufacturbeförderungsmittelchen. Sie haben und behalten ihr Paris, was wollen sie mehr? Auch „der Loire blühende Gestade“. Sie würden auch ferner Wunderschönes produciren und ohne Zweifel das allerliebenswürdigste Volk auf Erden sein.

Die Vorzüge einer großen und begabten Nation, deren Denker und Dichter so gut wie die deutschen für die ganze Menschheit gestrebt haben, die einen Voltaire und Rousseau, einen Saint-Simon, Fourier und Proudhon, eine George Sand, einen Victor Hugo und Lamartine hervorgebracht hat, ignoriren, um ein paar nationale Schwächen ausschließlich hervorheben zu können, das ist die echte Franzosenfresserei!

Weiterhin bespricht Wolfgang Menzel die belgisch-holländische, die italienische und die Schweizergrenze. Bei der italienischen Grenze handelt es sich um Südtirol und die Alpenetrusker. Wolfgang Menzel vertheidigt mit seinem patriotischen Stutzen tapfer den Brenner und das Pusterthal, Botzen, Meran und Passeyr gegen welsche Gelüste und macht Metternich den Vorwurf, daß er Südtirol degermanisirt habe. Nirgends aber hat er ein Wort der Anerkennung und Sympathie für die italienische Nation, die doch gegenwärtig mit der deutschen unter derselben Constellation des geschichtlichen Geistes steht, von einem gleichen Drang nach Einheit beseelt ist. Den Welschen blos die tiroler Felsblöcke auf die Köpfe zu wälzen — das ist doch zu einäugig cyklopisch.

Was die deutsche „Nordgrenze“ betrifft, so darf sich gegen Dänemark die deutsche Nation glänzender Erfolge rühmen. Anders steht es mit den deutschen Ostseeprovinzen, gegen deren Russificirung Preußen als Deutschlands Vertreter ein entschiedenes Wort sprechen sollte. Außer den „Livländischen Beiträgen“, die Menzel an dieser Stelle citirt, hätte er namentlich auch die Aufsätze in „Unsere Zeit“: „Die Ostseeprovinzen und Rußland“, als Quellen für die Charakteristik der deutschen Nationalitätsverhältnisse in diesen Ländern benutzen können. Ebenso fiel es uns auf, daß Menzel, wo er die Ostgrenzen und darunter die russische Grenze bespricht und mit den Worten schließt: „Wie ein ungeheueres Meer schlägt das Russenthum seine Wellen an die Ufer der deutschen Nationalitäten, langsam, aber unwiderstehlich, und reißt eine Scholle deutscher Erde nach der andern weg“, der deutschen Verkündiger russischer Universalherrschaft, namentlich ihres Hauptpropheten Bruno Bauer und seiner bezüglichen Schriften, mit keiner Silbe gedenkt.

Einem Kapitel über die „deutsche Auswanderung“, die allerdings zu den parties honteuses der deutschen Culturgeschichte gehört und die deutsche Machtfrage von einer sehr beachtenswerthen Seite beleuchtet, folgt der Anhang: „Von der unnatürlichen Ueberschätzung des Fremden und von der Unterschätzung unserer eigenen Nationalität.“ Hier setzt sich nun unser Autor mit herausfordernder Positur in dem Sattel fest, um nach allen Seiten hin die Selbstherrlichkeit deutscher Nation zu vertheidigen. Er wendet sich gegen die gutmüthige oder dummdreiste Verehrung der Vaterlandsverräther, zu denen er in erster Linie Johannes von Müller und Georg Forster, in zweiter auch Heine und Börne zählt; er wendet sich gegen die gelehrten Lügen, die zur Schmälerung unsers

Ruhms ersonnen sind, gegen die keltische Lüge, die Lüge, derzufolge die Italiener echte Nachkommen der alten Römer sein sollen (was unsern Ruhm doch wenig schmälern würde); gegen die Lüge des Panslawismus; die Lügen, die zur Verachtung unserer Vorzeit geführt haben, und die gelehrte Lüge, wir Deutsche seien nur ein Volk von Denkern. Mit wahrem Fanatismus sucht Menzel zu beweisen, daß es mit dem Denken der Deutschen nicht so weit her sei. Gegen Lerminier, der meinte, daß die Philosophie in Deutschland alles durchdringe, behauptet er:

Nichts ist lächerlicher. Die Philosophie hatte niemals Einfluß weder auf die Höfe und Regierungen, noch auf die Volksmassen in Deutschland. Sie blieb allzeit nur im engen Kreis der Universitäten und der Universitätszeit. Ein Theil der studirenden Jünglinge gab sich wol ein paar Jahre der Philosophie hin, ließ sie aber nachher im praktischen Leben alsbald wieder fahren. Die eitle hoffärtige Philosophie trachtete allerdings zuletzt auch nach politischem Einfluß, aber nicht, indem sie die Politik beherrschte, sondern nur, indem sie ihr diente, sich ihr zur Advocatin anbot. Aber auch diese Versuche blieben gelehrte Sonderbarkeiten ohne den mindesten Erfolg. Wir sahen erst eine österreichische Philosophie (Friedrich Schlegel), dann eine preußische (Hegel) aufkommen, aber hier gab die Philosophie nichts, sondern sie nahm nur an, und das Publikum blieb ganz gleichgültig dabei. Man ersieht daraus nur, wie abhängig unsere Philosophie ist, also gerade das Gegentheil von dem, was Herr Lerminier sagt, demzufolge die Philosophie das herrschende, bestimmende, ausstrahlende, alles belebende und leitende Princip bei uns sei. Die Politik der Höfe und der stille Entwickelungsgang der Nation in Masse hat in Deutschland so wenig mit der Philosophie gemein als in Frankreich. Der einzige Unterschied besteht darin, daß wir ein paar Sophisten mehr haben.

Daß es allerdings in Deutschland Historiker und Literarhistoriker gibt, die von der Philosophie nichts verstehen, das beweist Wolfgang Menzel selbst durch sein eigenes Beispiel. Er hat sich von den „gelehrten Krankheiten", wie er die Hegel'sche Philosophie nennt, gänzlich freigehalten und erfreut sich in dieser Hinsicht der robustesten Gesundheit. So denkt Menzel über die deutschen Denker. Wie er über die deutschen Dichter denkt, mögen zwei Stellen beweisen. Zunächst heißt es von Goethe:

Goethe war eine Macht in Deutschland, eine dem äußern Feinde in die Hände arbeitende, innerlich erschlaffende, auflösende Kraft, unser böser Genius, der uns mit einem phantastischen Egoismus, mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlandes und der Ehre täuschte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narcissus im Quell spiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Wort, der uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuths am meisten bedurften.

Die Abneigung gegen Goethe könnte man allerdings für eine Monomanie halten; doch es geht den andern Classikern nicht besser. Wenn Julian Schmidt mit Wehmuth auf unser classisches Zeitalter zurückblickt, so blickt Wolfgang Menzel mit Aerger auf dasselbe hin:

Auch die sogenannten großen Geister unserer Literatur waren eigentlich kleine Geister, waren eigentlich nur Philister, von denen einige hübsch schreiben konnten, andere gar schöne Kenntnisse besaßen, denen aber wie jedes tiefere Nationalgefühl, so auch jede großartige Uebersicht über den Stand der Dinge im Vaterland und in der Welt und jede Charaktergröße abging. Alle waren wie artig singende Canarienvögel, in der Stubenluft aufgezogen, keiner wie ein Adler in freier Luft. Daher kam in diesem Parnaß lorberbekrönter Classiker auch nicht das geringste Verständniß der großen Ereignisse auf, die jedermann vor Augen lagen. Die Bedeutung des Siebenjährigen Kriegs z. B. blieb allen unsern literarischen Größen im vorigen Jahrhundert fremd, wenn sie überhaupt daran dachten, darüber nachdenken zu wollen, und nichts Wichtigeres vorhatten, Lessing z. B. die Vergötterung des Judenthums und die Bekämpfung des Lange'schen Horaz, und Goethe über den Leiden Werther's natürlicherweise die des Vaterlandes vergessen mußte. Alles, was diese Herren schrieben und der gebildeten Jugend beibrachten, lag der Sache unsers großen Volks fern und half die Vaterlandsvergessenheit fördern.

Wenn wir derartigen Stellen begegnen in Aufsätzen, welche gegen die Unterschätzung unserer eigenen Nationalität gerichtet sind, so können wir nur darüber staunen, daß der Autor die Selbstironie nicht merkt, die in diesem Widerspruch liegt. Wenn er unsere größten Denker und Dichter in den Staub zieht — liegt darin nicht die schlimmste Unterschätzung deutschen Wesens und nationaler Großthaten? Wenn er die Franzosen zurechtweist, welche die deutsche Geistesarbeit schätzen, und ihnen verkündet, daß im Grunde nichts dahinter sei, ist er nicht weit unpatriotischer als Heine, der den Franzosen die Früchte des deutschen Geisteslebens mittheilte? Es ist aber keine deutsche, sondern eine cheruskerhafte Anschauung, zu glauben, der wahre Patriotismus zeige sich nur mit der Faust. Was nutzen alle vorgerückten Grenzpfähle, wenn hinter ihnen nur eine geistige Oede liegt? „Unsere Grenzen", der Titel des Buchs, hat offenbar eine doppelte Bedeutung: er bezeichnet mit dem pluralis majestatis auch die Grenzen des Autors und seines Geistes, deren Unverrückbarkeit seit vierzig Jahren wir mit Vergnügen bescheinigen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Altdeutsche Literatur.

Gegen andere wissenschaftliche Gebiete gehalten ist die Thätigkeit innerhalb der germanistischen Philologie nicht gerade bedeutend zu nennen, was die Zahl und den Umfang der Veröffentlichungen und Studien anlangt. Aber dennoch gewahren wir zu unserer Freude einen rastlosen Eifer bei den Vertretern dieser noch jungen Disciplin und andererseits wächst von Tag zu Tag die allgemeine Theilnahme an dem Geistesleben unserer Vorfahren.

Eine Reihe von einschlagenden Schriften, namentlich kleinern, wollen wir hier im Zusammenhange und in kurzer andeutender Weise betrachten. Größere Werke, Sammlungen, umfassende Literaturgeschichten und ähnliche verdienen dagegen eine gesonderte und eingehende Besprechung, weshalb wir von solchen hier absehen.

Die folgenden Bücher bezeichnen die verschiedenartigen Richtungen und Aufgaben, welche in der altdeutschen Literaturwissenschaft zur Geltung kommen. Sie sind streng gelehrt oder populär, sie bieten Texte oder handeln von der Literatur, sie erstrecken sich auf verschiedene Perioden und verschiedene Gattungen der literarischen Production.

An die Spitze stellen wir zwei Werke, welche uns alte

Texte mittheilen in der Weise, wie sie in der handschriftlichen Ueberlieferung vorliegen.

1. Altdeutsches Uebungsbuch zum Gebrauch an Hochschulen. Von Franz Pfeiffer. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Zweck dieses Buchs ist, wie schon der Titel zu erkennen gibt, ein pädagogischer. Eigene Erfahrung in jüngern Jahren und Beobachtungen an andern haben den Herausgeber gelehrt, daß es zur Festigung in der altdeutschen Grammatik, insbesondere der der mittlern Zeit, neben sorgfältiger gründlicher Lektüre kein geeigneteres und erfolgreicheres Mittel gebe als Uebungen in Bearbeitung und Herstellung handschriftlicher Texte. Obwol es zu solchen Uebungen keineswegs an Stoff fehlt, so ist er doch zerstreut und nicht immer zugänglich. So hat sich Pfeiffer entschlossen, ein Uebungsbuch mit möglichst getreuer Copie der handschriftlichen Texte zu veranstalten.

Gibt uns diese Rücksichtnahme auf den lebendigen Unterricht auch ein Zeichen von der wachsenden Bedeutung der altdeutschen Studien, indem sogar für den wissenschaftlichen Betrieb praktische Hülfsmittel geboten werden, so würde uns dies Moment doch nicht bestimmen können, Pfeiffer's „Altdeutsches Uebungsbuch" hier zu erwähnen. Ganz abgesehen von dem zunächstliegenden Zwecke ist es dagegen in literarischer Hinsicht von Wichtigkeit; denn es bietet verschiedene bisher noch unbekannte oder zum mindesten ungedruckte Stücke dar. Diese Beispiele werden zum Theil Veranlassung sein zu vollständiger und kritischer Edition, zum Theil werden sie vorderhand genügen für die Beurtheilung der betreffenden Dichter und Gattungen. Wir finden unter anderm ein Stück aus dem Evangelium Nicodemi in mitteldeutscher Sprache; Pfeiffer vermuthet, daß der bekannte Heinrich Hesler der Dichter sei. Ferner finden wir Stücke aus Ulrich's von Türheim „Rennewart", aus Rudolf's von Ems „Weltchronik", aus dem „Jüngern Titurel". Von Interesse in formeller Hinsicht ist das niederrheinische Gedicht eines bisher unbekannten Bruder Hermann von der „Gräfin Jolante". Von dem talentvollen Fortsetzer des Gottfried'schen „Tristan", von Heinrich von Freiberg, ist nun auch das dritte Gedicht in Pfeiffer's „Uebungsbuch" zum ersten male durch den Druck bekannt gemacht, das Gedicht vom „Heiligen Kreuz".

Eine andere Absicht verfolgte Pfeiffer in folgendem, dem ersten vielfach verwandten Werke:

2. Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. Von Franz Pfeiffer. I. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die urkundliche Textmittheilung war in der ersten Zeit allgemein üblich, später stellte man mit Recht an die Herausgeber die Anforderung, für eine gereinigte und zuverlässige Wiedergabe zu sorgen. Wenn gegenwärtig von solchen, welche die Nothwendigkeit kritischer Ausgaben anerkennen und welche selbst als Kritiker sich bewährt haben, principiell der urkundlichen Copirung der Vorzug eingeräumt wird, so hat dies natürlich nichts gemein mit jener veralteten Edirungsweise. Durch sein „Uebungsbuch" will Pfeiffer den Schülern die Handschriften ersetzen; sie sollen dadurch gerade für die kritische Textbehandlung Anregung und Mittel empfangen. Dagegen bietet Pfeiffer in seinem „Quellenmaterial" den Fachgenossen neuen Stoff für die Vervollkommnung der kritischen Ausgaben. Pfeiffer sagt im Vorwort:

> Da nicht anzunehmen ist, daß die jetzt vorhandenen kritischen Ausgaben der Dichtungen aus der Blütezeit der altdeutschen Poesie, auch die besten darunter nicht, für alle Zeit die einzigen bleiben werden — denn das würde mit dem Aufhören der deutschen Studien gleichbedeutend sein —, so glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, vielmehr den Dank aller derjenigen mir zu erwerben, welche das von den Gründern unserer Wissenschaft begonnene Werk fortsetzen werden, wenn ich das nicht unansehnliche neue Quellenmaterial, welches sich allmählich in meinen Händen angesammelt hat, durch den Druck der allgemeinen wissenschaftlichen Benutzung zuführe.

Was Pfeiffer zunächst bringt, ist eine Reihe von Bruchstücken größern und geringern Umfangs, die sich zumeist theils in Privatbesitz, theils in Familien- und Corporationsbibliotheken befinden. Diese Bruchstücke, zum Theil von hohem Alter, liefern neues, für die Textkritik willkommenes Material zu folgenden Dichtungen: 1) Zur „Eneide" des Heinrich von Veldeken, 2) zu Hartmann's von Aue „Gregorius", 3) zu Wirnt's von Gravenberg „Wigalois", 4) zu „Freidank's Bescheidenheit", 5) zur „Weltchronik" des Rudolf von Ems und 6) zum „Jüngern Titurel".

Pfeiffer begnügte sich nicht, nur die Texte zu geben, sondern hat jedem einzelnen Bruchstücke eine Einleitung vorausgesandt mit bibliographischer Beschreibung der handschriftlichen Blätter, mit Bemerkungen und Fingerzeigen über Heimat, Mundart, zum Theil auch über deren Werth für die Kritik.

Wie der Herausgeber mittheilt, soll eine zweite Abtheilung des Unternehmens ausschließlich dem Wolfram von Eschenbach gewidmet sein.

3. Heinrich von Melk. Herausgegeben von Richard Heinzel. Berlin, Weidmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Name Heinrich von Melk ist bisjetzt nicht in der Literaturgeschichte bekannt gewesen, doch billigen wir bei der großen Anzahl unserer „Heinriche" einen bestimmten Zunamen. Wir hätten aber erwartet, daß Heinzel zu Anfang des Vorworts oder der Einleitung diesen Namen rechtfertige. Dieser Heinrich von Melk ist der Dichter eines dem 12. Jahrhundert angehörenden, nach Oesterreich weisenden Gedichtes „Von des Todes Gehügede" (d. h. Erinnerung an den Tod). Daß dieser selbe Heinrich, der sich hier Gottes armen Knecht Heinrich nennt, auch ein Gedicht vom Pfaffenleben verfaßt habe, wurde schon früher vermuthet und schließlich als gewiß angenommen. Beide Gedichte sind namentlich in culturhistorischer Beziehung von hervorragender Wichtigkeit. Sie erscheinen nun hier vereint unter dem Namen „Erinnerungen" und „Priesterleben" in kritischer Bearbeitung. Der Herausgeber, dem wir auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie noch nicht begegneten, hat den Texten eine längere Einleitung vorausgehen und Anmerkungen folgen lassen, und zeigt hierin viel Gelehrsamkeit. Aus der Einleitung, in welcher alle in Betracht kommenden Punkte fleißig erörtert werden, wollen wir nur das eine hervorheben, daß Heinzel in Heinrich von Melk einen Adelichen sieht, der als Laienbruder das Kloster suchte.

4. Rubin's Gedichte kritisch bearbeitet von Julius Zupitza. Oppeln, Reisewitz. 1867. 8. 10 Ngr.

Einer jüngern Zeit als Heinrich von Melk gehört der Minnesänger Rubin an. Er ahmt Walther von der Vogelweide augenscheinlich nach, trotzdem verdienten seine Gedichte eine kritische Bearbeitung. Aber wenn wir auch Zupitza's Bemühen billigen, so will uns diese selbständige Ausgabe gar nicht recht in den Sinn. Der Gedichte Rubin's sind es wenige, sie umfassen in dem vorliegenden Büchlein nur 23 Seiten. Wäre dafür nicht eine Zeitschrift, die Haupt'sche oder Pfeiffer's „Germania", ein besseres Organ der Veröffentlichung gewesen? Wenn die Epigonen der mittelhochdeutschen Liederkunst alle in gleicher Weise edirt würden, so erhielten wir eine Menge kleiner Schriftchen, die bei dem Ueberfluß der Programm- und Dissertationenliteratur recht unbequem wären. An sich betrachtet ist Zupitza's Arbeit sehr lobenswerth.

5. Des Büheler's Königstochter von Frankreich mit Erzählungen ähnlichen Inhalts verglichen und herausgegeben von J. F. L. T. Merzdorf. Oldenburg, Schulze. 1867. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hans von dem Bühel oder Hans der Büheler ist unter den erzählenden Dichtern des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Reformationszeit einer der gewandtesten und innigsten. Sein Gedicht vom Jahre 1412 „Diocletianus' Leben", welches die bekannte Geschichte der sieben weisen Meister enthält, ist schon vor längerer Zeit durch eine neue Ausgabe zugänglich gemacht worden. Sein anderes, aber schon um 1400 verfaßtes Gedicht „Von der Königstochter von Frankreich" lag bisjetzt in zwei ältern Drucken von 1500 und 1508 vor. Der gegenwärtige neue Abdruck ist daher sehr willkommen. Da die Entstehungszeit gegen 100 Jahre älter ist als der erste Druck, sich auch keine frühern Handschriften gefunden haben, so blieb dem Herausgeber freilich nichts anderes übrig, als sich an jenen zu halten. Merzdorf hat auch den Druck von 1508 mit herbeigezogen, aber die angegebenen Varianten sind oft nur orthographischer Natur, also völlig gleichgültig, was mit ein paar Worten in der Einleitung abgethan gewesen wäre. Die Erklärungsversuche des Herausgebers, die er hier und da gibt, sind öfters vollständig unhaltbar. Auch mit der Textmittheilung kann man im einzelnen nicht immer zufrieden sein. Wir können hier natürlich nicht derartige Dinge berücksichtigen; wer sich dafür interessirt, möge auf eine inzwischen erschienene Kritik von Joseph Strobl in Pfeiffer's „Germania" (XII, 109 fg.) verwiesen sein. Die literarische und literarhistorische Bedeutsamkeit des Gedichts haben wir hier zunächst im Auge, und in dieser Beziehung sind wir für die eingehende, mitunter allerdings etwas breite Einleitung Merzdorf's dankbar.

Nachdem eine Analyse des Inhalts gegeben ist, beleuchtet der Herausgeber die verschiedenen andern Versionen der Sage, welche schließlich auch zum Volksbuche wurde und als Geschichte von der geduldigen Helena allgemein bekannt ist. Unser Volksbuch hat aber den französischen Volksroman zur Quelle, nicht das Gedicht des Büheler. Woher unser Dichter geschöpft hat, ist noch nicht ermittelt. In dem Gedichte von der Königstochter nennt sich der Dichter nur „der Büheler", dagegen im „Diocletian", worauf Strobl schon hingewiesen hat, „Hans von Bühel". Eine wichtige Ergänzung zu der Ausgabe finden wir ferner in der gedachten Recension Strobl's. Hans von Bühel hat seiner Aussage zufolge zu Poppelsdorf bei Bonn gewohnt; aus seiner Sprache aber geht hervor, daß er aus dem Elsaß stammte, daß aber sein Aufenthalt am Niederrhein auch nicht ohne Einfluß auf seine Ausdrucksweise geblieben ist.

In den besprochenen Büchern bilden Texte den Hauptinhalt, wenn auch die Herausgeber ihre Mittheilungen mit literarischen und kritischen Einleitungen ausstatteten. Wir wenden uns zu einigen andern, welche in abhandelnder Form ältere Literaturerzeugnisse zum Gegenstande der Betrachtung haben.

Vor allen verdient eine Abhandlung „Das Nibelungenlied als Kunstwerk" hervorgehoben zu werden, welche sich im folgenden Buche an zweiter Stelle findet:

6. Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionysos-Theater in Athen. Drei hinterlassene Abhandlungen von Hugo Wislicenus. Bevorwortet von Karl Bartsch und dem Herausgeber Gustav Adolf Wislicenus. Zürich, Schabelitz. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Hugo Wislicenus war Privatdocent an der Universität und am Polytechnikum zu Zürich und hatte in seiner letzten Lebenszeit zugleich eine sehr umfangreiche, stellvertretende Lehrthätigkeit an der züricher Cantonsschule und am Lehrerseminar zu Küßnacht übernommen. Er stand im dreißigsten Lebensjahre, als er auf einer Alpentour den Tod fand. Mit Rührung wird jeder das Vorwort des Vaters des Verunglückten lesen und zugleich mit theilnehmender Trauer, daß ein begabter Mann so früh seinen Studien entrissen wurde. Auch Karl Bartsch in Rostock, der den Entschlafenen auf der Philologenversammlung in Heidelberg persönlich kennen lernte, hat dem vorliegenden Buche einige Worte vorausgesandt. Wir stimmen ohne Rückhalt in das Lob ein, welches Bartsch der zweiten und umfangreichsten der drei Abhandlungen, dem Vortrage über das „Nibelungenlied", der uns hier allein beschäftigt, spendet.

Ueber das „Nibelungenlied" ist bekanntlich schon viel und vieles geschrieben worden. Der Aufsatz von Wislicenus gehört nach Inhalt und Ausdruck gewiß zu dem Besten, was Gelehrte und Ungelehrte je über unser Nationalepos vorgebracht haben. Das Gedicht wird als „Kunstwerk" betrachtet. Wislicenus sieht in ihm ein einheitliches Werk; auch er erkennt nach dem Vorgange von Pfeiffer und Bartsch den Kürenberger als den Dichter an. In der Handschriftenfrage stellt sich Wislicenus auf den Standpunkt von Bartsch. Er betrachtet das Kunstwerk nach den verschiedensten Richtungen, nach Form, nach Stil, nach Inhalt, nach der Anordnung des Stoffs. Auch über seine sittliche Bedeutung und über die Idee des Schicksals, welche der Dichtung zu Grunde liegt, wird Treffliches geäußert. In der Polemik gegen Lachmann, sowie gegen die Verfechter der Handschrift C verfährt der Verfasser durchaus würdevoll. Die beigegebenen Anmerkungen mehr gelehrten Inhalts führen das im Vortrage Gesagte weiter aus und begründen es durch Nachweise. Sie zeugen von der umfangreichen Belesenheit des Verfassers.

Sollte, was wir hoffen, eine neue Auflage nöthig werden, so wünschen wir, daß der Aufsatz über das „Nibelungenlied“ auch allein ausgegeben würde, was seiner Verbreitung gewiß förderlich sein müßte. Sodann bitten wir um eine sorgfältigere Correctur. Namentlich betrifft dieser Wunsch die eingestreuten Textstellen.

Auch die Nebensonne des „Nibelungenliedes“, die „Kudrun“, ist Gegenstand der Betrachtung in zwei Schriften, von denen die eine ursprünglich für den Vortrag gedient hat:

7. Die Gudrunsage. Drei Vorträge über ihre erste Gestalt und ihre Wiederbelebung, gehalten in Schleswig im Januar 1867 von Karl Heinrich Keck. Leipzig, Teubner. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Einleitung ist philisterhaft und schreckt ein wenig ab, auch die öfters wiederkehrende schulmeisterliche Vergleichung des deutschen Epos und seiner Eigenart mit dem griechischen stört in unangenehmer Weise, doch hindert uns das nicht, die mannichfachen Verdienste dieser Vorträge anzuerkennen. Im Vergleich mit Wislicenus' Abhandlung treten sie freilich sehr in den Schatten. Die Analyse des Gedichts, welche einen großen Theil des Buchs einnimmt, ist nicht ohne Lebendigkeit. Besonders wohl gefallen hat uns die unparteiische Charakteristik des Kudrun-Dichters. Auch was Keck über Müllenhoff's Kritik äußert, im Vortrage wie in den Anmerkungen, ist im ganzen sachgemäß dargestellt, nur daß Ploennies bei weitem nicht so mit Müllenhoff übereinstimmt, wie es aus Keck's Angaben hervorzugehen scheint. Dafür, für diese Selbständigkeit ist Ploennies dann auch von seinem Meister Müllenhoff so derb gezüchtigt worden, daß er aus Verdruß über solche Unbill den deutschen Studien Valet gesagt hat, für die er mit Glück und Anerkennung zu wirken begonnen hatte.

Keck hofft auf eine freie Wiederdichtung der Kudrunsage, welche besser als die Uebersetzungen des alten Gedichts und die frühern Versuche von Gervinus, San-Marte und Niendorf dem Geschmack der Gegenwart entgegenkommen solle. Wir erhoffen sie nicht in der vom Verfasser angegebenen Weise, auch nicht in nächster Zeit, am wenigsten aber von dem Stamme der Schleswig-Holsteiner: aus Gründen, zu deren Entwickelung wir weiter ausholen müßten.

8. Bemerkungen zur Kudrun von Ernst Martin. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Schrift ist anderer Art als die vorhergehende. Sie enthält erstens „Verbesserung und Erklärung einzelner Stellen“ und zweitens betrachtet sie die „Entstehung des Gedichts“. Der erste Theil wird nur die Fachmänner interessiren, aber auch der zweite geht in kritischer Weise auf Einzelheiten ein, welche nur der Gelehrte würdigen wird. Martin urtheilt über die Entstehung des Gedichts, daß in ihm wie mehr oder weniger in allen Denkmälern des Volksepos die Arbeit nicht eines einzigen Dichters, sondern mehrerer vorliege, die einen überlieferten Gegenstand in einer ziemlich übereinstimmenden Darstellungsweise behandelten, und auf diesen Grundsatz baut er seine kritischen Bemerkungen. Die Frage von der Entstehung des „Nibelungenliedes“ erstreckt sich bekanntlich auch auf die „Kudrun“, und da ist es nicht uninteressant, zu sehen, wie auch hier die einen beharrlich an der alten Liedertheorie festhalten und sie als etwas Selbstverständliches voraussetzen, die andern einer bestimmten Dichterpersönlichkeit das Verdienst der Schöpfung zuschreiben. Das Schriftchen von Martin ist wie das von Zupitza dem Prof. Müllenhoff zu einer Jubelfeier dargebracht. Dieser äußere Umstand entschuldigt die selbständige Veröffentlichung einiger Blätter; gefallen will es uns aber trotzdem nicht.

Die „Nibelungen“ und die „Kudrun“ sind gewiß schon oft Gegenstand öffentlicher Vorträge gewesen; unter den von uns besprochenen Büchern sind zwei solcher Vorträge, welche zur Veröffentlichung gelangten. Ebenfalls ein Vortrag ist die folgende Schrift, in welcher die Betrachtung sich auf „Nibelungen“ und „Kudrun“ zugleich erstreckt und in welcher auch die andern Heldengedichte berücksichtigt werden:

9. Zur Charakteristik der altdeutschen Heldendichtung. Ein Vortrag gehalten zum Besten eines Witwen-Pensionsfonds von Julius Ley. Saarbrücken, Möllinger. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es ist gewiß nicht zu wünschen, daß alle Vorträge, die in unserm Vaterlande vor Herren und Damen während der Wintermonate gehalten werden, auch gedruckt werden. Die Broschürenliteratur ist ohnehin schon zu einem reißenden Strome angeschwollen. An sich hätte auch der vorliegende Vortrag getrost ungedruckt bleiben können, aber seine Veröffentlichung freut uns doch um des gewählten Stoffs willen. Die Darstellung hat uns im allgemeinen befriedigt. Aber auch hier die ewige, schon hundertmal dagewesene Vergleichung mit dem griechischen Epos! Ley sucht besonders das dramatische Element in unsern Heldengedichten nachzuweisen und insbesondere das tragische.

Die altdeutschen Heldensagen und Heldengedichte, aber zugleich mit Berücksichtigung anderer Dichtarten, hat ein bewährter Germanist benutzt, um aus ihnen eine Nationaltugend, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen, zu erweisen und in einzelnen Bildern darzustellen, in folgendem Schriftchen, ebenfalls ursprünglich ein Vortrag:

10. Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag, gehalten am Geburtstage Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz am 28. Februar 1867 von Karl Bartsch. Leipzig, Vogel. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieser Vortrag ist in hohem Grade ansprechend nach Inhalt und Form. Unwillkürlich wurden wir bei der Lektüre an Uhland's Analysen der Heldengedichte und an seine Darstellung des Ethischen in der Heldensage erinnert, wie er sie in seinen Vorlesungen über die altdeutsche Dichtung gegeben hat. Die ungemeine Gelehrsamkeit des Verfassers, welche in der Darstellung verwerthet und verwebt ist, ersehen wir im einzelnen aus den als Anmerkungen beigegebenen Quellennachweisen.

Haben in vielen Schriften die altdeutschen Heldensagen und Gedichte zu Betrachtung nach verschiedener Richtung hin gedient, so freut es uns, ein Büchlein anzeigen zu können, in welchem der Inhalt einer altdeutschen Sage in einfacher Erzählung reproducirt wird:

11. **König Dietrich von Bern und seine Genossen.** Nach der Thidrekssaga erzählt von **Ernst Martin.** Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. 8. 20 Ngr.

Wir begegnen hier dem Verfasser auf einem andern Gebiete als auf dem kritischen, streng gelehrten. Aber auch hier zeigt er sich völlig heimisch. Diese Nacherzählung ist schon an sich ein guter Gedanke, und die Ausführung trefflich gelungen. Ueber das Verhältniß seiner Arbeit zu dem ihm vorliegenden Original, über die Benutzung anderer Motive und dergleichen spricht sich Martin kurz und bündig in der Vorrede aus. Ueber die „Thidrekssaga" belehrt uns der Verfasser also:

Die Sagen von Dietrich von Bern sind vom deutschen Volke in alten Zeiten viel gesagt und gesungen worden, bis sie während der Herrschaft der Hohenstaufen ihre letzte und reichste Ausbildung erfahren haben. Leider haben sie aber nicht wie die Nibelungen- und die Kudrunsage eine dichterische Zusammenfassung gefunden, die sie uns in vollem Glanze der Poesie überliefert hätte. Nur Bruchstücke und spätere Bearbeitungen zeigen uns, welchen Schatz von alten Liedern wir verloren haben; kaum ließe sich aus diesen Resten eine zusammenhängende Uebersicht der Dietrichsage gewinnen. Um so mehr müssen wir einem Fremden Dank wissen, daß er die Schönheit dieser Lieder erkannt und uns ihren Inhalt in einer Prosaerzählung erhalten hat. Ein Isländer hat im 13. Jahrhundert von Männern aus Bremen, Münster, Soest die Dietrichsagen sich erzählen lassen und sie in seiner Thidrekssaga vereinigt. Noch ist im ganzen Tone seiner Saga die Art des niederdeutschen Volks unverkennbar: sie sind frisch, kraftvoll, zuweilen etwas allzu keck, selbst roh, besonders im Gegensatze zu den süddeutschen Dichtungen, auch den „Nibelungen".

Auf diesem nordischen Prosawerke beruht Martin's Büchlein. Die Veränderungen, die er vorgenommen, sind mit gutem Bedacht und mit Geschmack geschehen. Die Nacherzählung selbst ist einfach, frisch, im Tone alter Redeweise, ohne alterthümelnd zu werden, dabei durchaus edel gehalten. Alt und jung empfehlen wir das ansprechende Buch; namentlich für einen dem Jünglingsalter zustrebenden Knaben kann es keine schönere und erfrischendere Lektüre geben.

Reinhold Bechstein.

Eine politische Novelle.

Die Stimme des Vaterlandes oder der deutsche Pole. Novelle von **Karl Rietzki.** Königsberg, Bon. 8. 20 Ngr.

Von vornherein sei es ausgesprochen, daß wir der vorliegenden novellistischen Dichtung viele Leser wünschen. Der Verfasser erfreut sich eines schätzbaren Talents. Er beobachtet mit Glück die Wirklichkeit, auch die verborgensten Züge derselben entgehen ihm nicht. Er weiß aber zugleich den Oertlichkeiten, den Ereignissen durch Erfindung eine so poetische Verklärung zu ertheilen, daß wir uns auf höhere Standpunkte versetzt sehen, als sie uns der blos geschichtliche Vorgang gewähren könnte, mit dem die Novellenfabrikate sich zum Ueberdruß des bessern Lesers, wie allbekannt, begnügen. Ueber die eigentliche Geschichte des Ganzen referiren wir nur einiges, um den Genuß bei der Lektüre nicht zu schmälern.

Julius Berk, der Held der Novelle, dessen Abkunft in ein tiefes Dunkel gehüllt ist, nur daß er väterlicherseits von einem Polen stammt, wird als Pflegesohn von braven Leuten trefflich erzogen. Nach rühmlichst zurückgelegtem Examen entschließt er sich nicht zur Universität, sondern zur Landwirthschaft. Schon sieht er sich bei einem der tüchtigsten Oekonomen, und zwar in Masuren, untergebracht. Er benutzt gewissenhaft seine Zeit, er beweist sich in jeder Hinsicht als ein praktischer Mensch. Doch er kann auch sein idealisches Naturell nicht verleugnen, welches ihm vielleicht von der Mutter angeerbt ist, daher in ihm das stets aufgeschlossene Interesse für alles Höhere in der Natur, in der Gesellschaft, wodurch er auch überall liebenswürdig erscheint, sich die edelsten Menschen zu Freunden macht, ohne daß einer von ihnen, ohne daß er selbst es ahnt, welch außerordentliche Schicksale ihm bevorstehen.

Die Kreise der Gesellschaft, welche hier alle mitwirken, sein Schicksal zur Reife zu bringen, sind besonders der Landsitz eines Hrn. von Falkenberg, wo wir den interessantesten Frauen und Männern begegnen in einem geistig belebten Verkehr, unter welchen zumal Luise hervorleuchtet; dann ist es die Domäne P., nicht blos in landwirthschaftlicher Beziehung; endlich gehört dahin alles, was durch die Bekanntschaft des Helden mit den beiden Herren von Oporowski herbeigeführt wird, von denen der ältere ebenfalls Gutsherr ist, der jüngere, sein Neffe, mit Julius Berk in ein freundschaftliches Verhältniß tritt. Später erhält dann noch einen bedeutenden Einfluß auf die Weitergestaltung des Ganzen ein Geistlicher, Namens Feld, wie dessen Familie, während ein geschichtliches Ereigniß, der Aufstand der Polen in Warschau, im Jahre 1831, immer stärker aus dem Hintergrunde hervorgehoben wird, bis es sogar in die nächste Nähe der Handlung rückt und den Helden der Dichtung infolge einer Vision, die er gehabt haben will, in den Kampf um die Freiheit der polnischen Nation reißt. Private Erlebnisse, oft furchtbarster Art, vereinigen sich mit den öffentlichen, politischen; die Schicksalsfäden verwirren, verknoten sich immer mehr. In jenen beiden Vorgängen spielt Pater Cyriax eine verhängnißvolle, sogar entsetzliche Rolle. Unser Held wird in der Schlacht verwundet; eine neue düstere Gestalt, die den Namen Barbuschka führt, wird wider Erwarten Spenderin mehrfachen Heils und lenkt so sehr die tragischen Gewalten ab, welche den Helden der Novelle stets enger umkreisen, daß er aus all diesen Verstrickungen, Nöthen und Gefahren mit Ruhm und Auszeichnung hervorgeht, wie er denn unter Glück und Reichthum jetzt auch einen andern Namen führt, indem er sich uns als ein Herr von Berkowski vorstellt.

Der Titel der Novelle ist hinlänglich motivirt. Der Verfasser gibt durchweg die edelste Gesinnung kund. Er bildet in seiner Dichtung selbst den Chor, um mit den Alten zu sprechen, der überall mit ergiebigen Gedanken, Zwischenbemerkungen, mit sittlich-religiösen Mitteln schlichtet, berichtigt, auf die Nemesis hinweist, auf den Ernst und den tiefen wie erhabenen Sinn des Lebens, der Natur wie des Geistes, überall wo Zwietracht waltet, wo einseitige, irrige Ansichten sich geltend machen, oder wo gar Frechheit und Verbrechen im Schwange gehen. Aber

auch die heitere Seite des Daseins weiß der Dichter mit vieler Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte herauszukehren. Er läßt es nicht daran fehlen, die Gesellschaft auf würdigere Gegenstände zu lenken, belohnendere Fragen zu beantworten, anmuthigere Weisen zu beobachten, dort wahrhaft Ergötzliches, Witz, Humor aufs Tapet zu bringen, wo sonst, in der nur zu sehr beliebten Conversation, Klatsch, Eitelkeit, Tagesneuigkeiten, Phrasen und gegenseitige Belügungen sich breit machen. Der Verfasser hat Geist, reiche Bildung, er besitzt viel und ausgesuchte Menschenkenntniß, und weiß demgemäß auch seine stilistische Darstellung auszustatten. Nur einmal erhielten wir bei der Lektüre den Eindruck, als wenn er dem, was in kleinern Städten — freilich oft auch in den größten —, was auf dem Lande unter Wohlbegüterten oft üppig genug wuchert, zu sehr im Detail der Erzählung, der Beschreibung und Schilderung Raum gab, indem er den Zusammenkünften der Umwohner, den Jagden, Schlittenpartien, Gelagen, diesen in der Opulenz schwer und dicht besetzter Tafeln miteinander wetteifernden Gastereien eine allzu große Aufmerksamkeit schenkt. Dennoch ist das alles charakteristisch für den Materialismus unserer Zeit, und insofern hat der Verfasser auch wieder wohl gethan, dergleichen seiner Darstellung episodisch mit einzuflechten, während er selbst misbilligend darübersteht. Auch manches andere Zwischenspiel leichter Komik und originellen Humors gelingt ihm aufs beste. Unter anderm da, wo er uns das Wiedersehen oder doch Zusammentreffen stets noch munterer Universitätscommilitonen aus verschiedenen Zeitläufen in Scene setzt, zugleich in einer Anmerkung mit einer „Leichenpredigt“ bekannt macht, deren Verse nebst Anhang eine so sprachschöpferische, derb niederländische Metapherncouncurrenz und Tropenpracht loslassen, daß sie der Phantasie eines Meisters auf dem Felde des Humors zur Ehre gereichen würden. Ueberhaupt ist auch die Poesie der Studentenzeit, wie sie sich nur in Deutschland verwirklicht hat, in treuer wie kräftiger Zeichnung hier zu Papier gebracht, mit den frischesten Farben ausgemalt, sodaß der Leser mit Behagen auch bei diesen genrebildlichen Ausführungen verweilt. Der Held der Novelle beschäftigt von Anfang bis zu Ende mit Lebendigkeit unsere Theilnahme. Er ist unter den durchweg objectiv gehaltenen Charakteren vorzugsweise ein Charakter. Er ist edel, pflichttreu, er hat Gemüth und stets umsichtigen Verstand, er weiß zu entsagen, wo es die Fügungen gebieten, und weiß zu handeln wie ein Mann selbst da, wo Leben und Tod auf dem Spiele stehen. Er ist kein Starrkopf, auch da nicht, wo Begeisterung ihn faßt, wo Leidenschaft sich seiner bemächtigt. Er gebietet sich Stillstand, wo Weisheit und die heiligsten Pflichten ihre Forderungen an ihn ergehen lassen. Auch in seinem Urtheil, wie entschieden er es früher aussprach, ändert er sich alsdann bereitwillig, wie er ja auch über Polen und dessen neuere Geschicke Ansichten gewinnt, welche frühere Ueberzeugungen berichtigen. Die Grundanschauung des Verfassers tritt aus allem dem sehr deutlich hervor, und wir können ihr nirgends unsere Anerkennung versagen. Mit jedem Fanatismus, mit jedem Zeitschwindel, mit jeder selbstsüchtigen Unternehmung, wie sie sich vielfach im Verlauf der Novelle reflectiren, setzt er sich auseinander, und spricht nur dem Reinen, der Vaterlandsliebe, deutscher Treue und Bildungsbeflissenheit das Wort.

Unsers Erachtens hätte die geschickte Anlage, Ausführung, Gruppirung und Gliederung dieser Dichtung noch um einiges gewonnen, wenn den einzelnen Abschnitten kurze, aber pikante Ueberschriften gegeben worden wären. Man sollte nicht glauben, wie sehr so etwas mitwirkt, zu spannen und den künstlerischen Organismus sogleich fühlbar zu machen.

Alexander Jung.

Vom Büchertisch.

1. Essays von Henry Thomas Buckle, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von David Asher. Leipzig, C. F. Winter. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Deutschen lieben es, sich ihre köstlichsten Erzeugnisse von fremden Marktplätzen zu holen. Unter der Firma Stuart Mill und Buckle wird deutsche Philosophie wieder ins Land hereingepascht, nachdem diese mit ihrer ungerathenen Tochter, der Bewegung von 1848, gänzlich aus der Mode herausfiel. Besonders hat sich Buckle den Ruf eines tiefsinnigen, gelehrten Forschers, ja sogar den eines Denkneuerers in Bezug auf die Beobachtung menschlicher Entwickelung in der Geschichte erworben. Ruge, der landesflüchtige Hegelianer, mußte sein Uebersetzer und Herold sein. Buckle hat das revolutionäre „Werden“ der Hegel'schen Schule mit der kalten Berechnung des maschinenbauenden Altengland zu begründen versucht. Und auch hierin war ihm der Mechaniker unter den deutschen Philosophen, war ihm Herbart seit einem ganzen Menschenalter vorangegangen.

Was die vorliegenden Aufsätze bringen: „Mill über die Freiheit“, „Der Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft“, bedurfte zum großen Theil kaum einer Wiederholung in Deutschland. Obwol ein Sohn des Volks, das in der Philosophie wie im Leben mit Erfahrungen wirthschaftet, muß Buckle die deutsche Deduction, die Allmacht des denkenden Subjects, in ihre Rechte einsetzen. Freilich empfiehlt er, was nun auch als neues Stadium in die deutsche Philosophie, wenn es eine solche heute noch gäbe, eintreten müßte: die Sättigung des abstracten Denkens mit dem Vorrath jener Erfahrungen in Natur und Leben. Und er kann es nicht genug hervorheben, daß in Stuart Mill, dem schöpferischen Logiker und maßgebenden Staatsmann, jene Verbindung der theoretischen Kühnheit mit der Sicherheit in der Praxis, jenes Ineinsschauen der Gründe und Thatsachen, der Ideen und Dinge, sich vollzogen, wie seit Jahrhunderten vielleicht nur noch in dem Dichter Shakspeare. In jene Begeisterung für Mill wollen wir gern einstimmen, wo Buckle auf dessen Werk „On liberty“ zu

sprechen kommt. Man kann es mit Buckle als die reifste, anmuthendste Frucht der seit den vier Jahrhunderten der neuen Zeitrechnung andauernden Kämpfe und Erörterungen ansehen, welche für die Sache der Freiheit geführt und gepflogen worden. Es ist ein Buch, dem gegenüber die Zustände auf dem Festland noch tief von den Schatten des Mittelalters bedeckt erscheinen. Und das Traurigste ist, daß man diese Schatten in dieser wie in allen andern wichtigen Angelegenheiten hierzulande nicht sieht oder nicht sehen darf.

Die Bedeutung Mill's wollen wir jedoch noch einschränken durch den Hinweis auf die Deutschen Krause und Herbart, in denen erst die moderne Sittenlehre ihren weitesten Ausdruck bekommt.

Ein Stück von dem Stuart Mill'schen Gedanken liegt auch in dem zweiten der hier angezeigten Essays: „Der Einfluß der Frauen durch die Fortschritte der Wissenschaft." Die „weißen Sklaven" bilden seit einiger Zeit auch hier den Gegenstand lebhafter Erörterungen; auch hat sich schon die deutsche Gelehrsamkeit, wie früher die Poesie, ihrer angenommen. Natürlich gilt es auch hier, gegen verschiedene Dogmen, die nur diesmal aus einer „wissenschaftlichen Seelenkunde" gezogen werden, zu kämpfen. Die Züge, die Buckle aus seiner Beobachtung der weiblichen Seele mittheilt, scheinen uns neu und bedeutend genug zu sein, um sie hier kurz mitzutheilen:

Die Frauen sind von Natur mehr deductiv und die Männer mehr inductiv, d. h. die Männer stehen mehr unter der Herrschaft der Thatsachen, sind praktischer vermöge ihrer kältern, härtern und strengern Organisation; während die Frauen erregbarer, enthusiastischer, phantasiereicher sind, mehr in einer ideellen Welt leben. Die Frauen besitzen mehr sogenannte Intuition. Ihr Blick reicht nicht so weit, wie der der Männer, was sie aber sehen, das sehen sie rascher. Sie sind stets versucht, sich einer Idee sofort zu bemächtigen und ein Problem plötzlich zu lösen, wodurch sie sich also von dem inductiven Forscher mit seinem langsamern und mühsamern Aufsteigen unterscheiden. Gegen diese Raschheit des Denkens können die abweichenden Ergebnisse einer elenden, grundsätzlich verkehrten Erziehung nicht sprechen. Kommt es doch gerade in den niedern, ungebildeten Ständen häufig vor, daß man sich eher mit den Frauen als den Männern über eine Sache verständigen kann, daß Frauen eine fremde Sprache schneller deuten als Männer. Die Kenntniß des Charakters, der feine Takt, der bei Frauen zu finden ist, zeugt für ihre Begabung, sich über die Idee aus Thatsachen zu orientiren. Es findet sich bei den Frauen jenes höhere Maß von Einbildungskraft, das den genialsten Entdeckungen der Wissenschaft und den Schöpfungen der Kunst zu Grunde liegt. Und so weit zeigt sich auch ihr mittelbarer Einfluß auf die Wissenschaft in der Steigerung der männlichen Phantasie durch Erziehung und Liebe. Es sollten daher diejenigen, welchen am meisten daran liegt, daß die Grenzen der Wissenschaft erweitert werden, am eifrigsten danach streben, daß der Einfluß der Frauen vermehrt werde, damit jede Hülfsquelle des menschlichen Geistes sofort und rasch in Anwendung komme. Denn Sie können sich darauf verlassen, daß die Zeit herannaht, wo man alle diese Hülfsquellen brauchen und bis aufs äußerste in Anspruch nehmen wird. Vor und um uns liegt ein weites und unbetretenes Feld, dessen Grenzen das Auge sich vergebens bemüht zu bestimmen. In jenem Felde, welches wir und unsere Nachkommen noch zu durchschreiten haben, glaube ich fest, daß die Einbildungskraft ganz ebenso viel bewirken werde wie der Verstand. Unsere Dichtung wird unsere Logik zu kräftigen haben, und wir werden ebenso viel fühlen wie schließen müssen. Durch diese Verbindung, durch diese Vereinigung verschiedener Fähigkeiten, verschiedener Geschmäcke und verschiedener Methoden werden wir mit größerer Leichtigkeit unsern Weg fortsetzen.

Auch in diesen Aufsätzen von Buckle wird man, wenn zwar keine von Grund aus neugestaltende Individualität, so doch einen reichen, scharfen und selbständigen Geist, ein im Element der Neuzeit webendes, vom Fortschritt der Menschheit bewegtes Gemüth, eine klare, dem Briten so vorzüglich eignende sinnliche Anschauung der Dinge und Verhältnisse antreffen.

2. Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Acten und nach mündlichen Ueberlieferungen dargestellt von M. P. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 1 Thlr.
3. Denkschrift zur Weltausstellung in Paris. Ueber den Ursprung aller Cultur. Von E. Schnellen. Berlin. 1867.
4. Betrachtungen über die Weltausstellung im Jahre 1867. Von Karl Thomas Richter. Wien, Pichler's Wwe. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Nr. 2 ist ein ziemlich breit gehaltener Polizeibericht über Personen und Verbrechen von der gewöhnlichsten Art. Das Beste an ihnen ist, daß sie dem Maler Pflug Gelegenheit zu einigen gelungenen Abbildungen und Gemälden gaben.

Nr. 3 geht bei Betrachtung der großen Culturthat auf dem Marsfeld auf die Ursprünge der menschlichen Entwickelung, zunächst durch und mit der Sprache zurück. Der Verfasser kommt vermittels der heute bekannten Daten der vergleichenden Sprachwissenschaft auf Ungeheuerlichkeiten, wenngleich geistreicher Art. Das erste Erwecktwerden des Menschen zu Bewußtsein und Sprache soll durch den unvermutheten, schreckenerregenden Anblick des Meers erfolgt sein. Demnach war der demgemäße Ausruf des Urmenschen: Ombolok, das Urwort der Sprache, und folgendes der erste Hexameter:

ólogombómbologómb ologómbol ómbob—ómb.

Nr. 4 ist dithyrambisch, dabei logisch entwickelnd mit klarer Aussprache eine Charakteristik des jetzigen Industriezeitalters mit seinen herculischen Eigenschaften. Daran knüpft sich etwas Socialistisches, Kosmopolitisches, wobei doch immer der Logos über die Materie gestellt wird.

5. Die fünf brennenden Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege. Ein Zeitungsaufsatz, den Mitgliedern städtischer Behörden u. s. w. in besonderm Abdruck gewidmet. Von G. H. Otto Volger. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.
6. Die Frage der deutschen Medicinalreform. Von Heinrich Rohlfs. Bremen, Strack. 1867.

Nr. 5 knüpft an die jüngsten Verheerungen der Cholera Vorschläge zur Reinerhaltung von Wasser und Luft. Es wird dabei der neuen, höchst zweckmäßigen Erfindung von Liernur gedacht, der zufolge die Städtereinigung durch Anwendung von Dampfkraft und Luftdruck zu besorgen sei.

Rohlfs (Nr. 6) stellt zwölf Punkte auf, wonach dem bisherigen angeblichen Verfall der vom Staat bevormundeten Heilkunst entgegengewirkt werden soll. In einem größern Werk: „Die Emancipation der Medicin", das auch vor kurzem erschien, hat Rohlfs ausführlicher begründet, was er hier so zusammenfaßt:

Alle medicinischen Gesetzgebungen Deutschlands haben das Ansehen der Medicin als Wissenschaft und Kunst untergraben,

die Universitäten zu Abrichtungsanstalten für gehorsame und devote Staatsdiener herabgedrückt, der Mittelmäßigkeit der Aerzte durch Einführung der Staatsexamina Vorschub geleistet, das Publikum in der Wahl seiner Aerzte leichtsinnig gemacht, dem Stand der Aerzte in materieller und socialer Beziehung aufs höchste geschadet, und bewirkt, daß die öffentliche Hygiene bei uns, im Vergleiche mit Amerika und England, noch in den Kindeswickeln liegt.

Von den zwölf Punkten Rohlfs' sind folgende die weitgehendsten. Jeder, der den Trieb und die Lust in sich fühlt, als Arzt aufzutreten, soll dazu, ohne irgendein Examen abgelegt zu haben, berechtigt sein; die bestehenden Gesetze gegen Quacksalberei, unbefugte Ausübung der Arzneikunde werden aufgehoben. Pharmacie und Medicin werden wieder vereinigt. Sämmtliche Aerzte des Landes bilden die ärztliche Kammer. Alle medicinischen und pharmaceutischen Taxen sind aufgehoben. Der Staat hat kein Recht, in die private Gesundheitspflege einzugreifen.

7. Renan und der Judaismus von A. Sulzbach. Frankfurt, Kauffmann. 1867. 8. 8 Ngr.
8. Gedenkbüchlein an Philipp Melanchthon. Eine Erzählung für Schule und Haus von Wölfing. Mit dem Bildniß Melanchthon's. Hildburghausen, Kesselring. 1866. Gr. 16. 5 Ngr.
9. Shakspeare's Lebens- und Entwickelungsgang für den weitern Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters, dargestellt von Julius Saupe. Gera, Griesbach. 1867. 8. 7½ Ngr.

Nr. 7 macht Renan und mit ihm die christliche Welt auf grobe Verstöße in der Auffassung der jüdischen Cultur aufmerksam. Es eröffnet sich übrigens in dem Studium des Talmud ein noch unbebautes Feld für die abendländische Forschung und Gelehrsamkeit.

Die unter Nr. 8 und 9 angezeigten Broschüren beanspruchen nicht den geringsten Originalwerth, sind indeß fleißig zusammengetragen, klar und lesbar geschrieben, freilich noch nach der alten Schablone, welche in der Biographie nur die äußern Umstände an einen Faden reiht, anstatt sich in das geistige, Gemüths- und Charakterwachsthum, in den Inhalt eines Lebens und Schaffens zu vertiefen.

10. Die Dorfschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Von C. W. Seyffarth. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 14 Ngr.

Es ist dies eine aus genauer Kenntniß des Gegenstandes hervorgegangene, mit Geschmack und entschiedenem Urtheil ausgearbeitete Broschüre, die wir unsern Publicisten empfehlen wollen. Seyffarth, obwol dem geistlichen Stande angehörig und auch in der Erziehung religiöse Zwecke verfolgend, ist freisinnig im Stil des preußischen Befreiungszeitalters. Die Aufdeckung des kirchlich-feudalen Regiments in der so hochgerühmten preußischen Volksschule der zwei letzten Decennien mag Politikern, welche die Hand in den Schos legen, auch hier einmal die Augen öffnen. Der Fortschritt hat das neue Deutschland geschaffen, und nur der Fortschritt kann es erhalten.

11. Friedrich Rückert. Festrede gehalten bei der Erinnerungsfeier der Lehrer, Studenten und deutschen Arbeiter in Zürich am 2. Februar 1867 von Gottfried Kinkel. Zürich, Meyer und Zeller. 1867. 8. 6 Ngr.
12. Festrede auf Ferdinand Freiligrath gehalten zu Leipzig am 6. Juli 1867 von Gottfried Kinkel. Leipzig, C. H. Reclam sen. 1867. 8. 10 Ngr.
13. Rede auf Schinkel. Gehalten vor der Festversammlung des Architektenvereins zu Berlin den 13. März 1867 von Herman Grimm. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.
14. Gedächtnißrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage, Sonnabend, den 22. Juni 1867 gehalten von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 6 Ngr.

Vorliegende Werke der Beredsamkeit zeigen, daß man diese auch in Deutschland zu handhaben weiß. Trotz der Kürze oder vielmehr in der Kürze zeigt sich eine große Eleganz der Darstellung in Auswahl und Zusammenstellung und Einkleidung der Thatsachen, sowie der Verknüpfung mit den Interessen der Zuhörer und des Zeitalters. Dabei zeigen sich die Individualitäten der Redner nach Stil und Tendenz. Kinkel (Nr. 11 u. 12) bringt nichts für den Historiker, ist jedoch mit Farbe und Stimmung vertraut, die seinen Reden einen anmuthigen Charakter verleihen. Grimm und Steinthal sind constructiv. Grimm (Nr. 13) ist geistreich, indem er Schinkel ebenso wohl als Baumeister wie als Bau„dichter" charakterisirt:

Denn das meiste, was er schuf in dieser Weise, ist eben nur auf das Papier hingeschrieben. Seltsame Aufgaben löst er so mit genialer Leichtigkeit. Auf einem großen Blatte sehen wir aus Markusplatz und florentiner Palästen eine florentinisch-venetianische Piazza componirt, vergleichbar einer musikalischen Phantasie über gegebene Themata. Seine letzte und wunderbarste Dichtung aber das für die Halbinsel Krim entworfene kaiserliche Lustschloß Orianda. Und so erbaut er für das wiedererstehende Griechenland, für dessen Kämpfe vor 40 Jahren um der alten Hellenen willen Europa sich begeisterte, auf der Akropolis selbst einen Königspalast, einen Rivalen des Parthenon, und so baut er ganze Städte und gestaltet Berlin zumal im Geiste um, mit neuen Kirchen, Plätzen, Palästen, Straßen, Brücken, Brunnen und Denkmälern und dem Umbau der vorhandenen Gebäude. Und dies nicht etwa nur flüchtige Skizzen und Andeutungen, sondern bis ins Detail ausgeführte Pläne, und die Hauptansichten mit malerischem Effect liebevoll ausgeführt.

Steinthal (Nr. 14), ein fruchtbarer, geistreicher Forscher über Sprache und Seele, nimmt hier einen Anflug von Fichte'scher Begeisterung, obwol er die unvergleichliche „Harmonie" einer von Wilhelm von Humboldt angestrebten humanen Bildung mit scharfer Analyse preist. Es ist beachtenswerth, wenn vom Katheder herab der Muth, in der Gegenwart zu leben, gepredigt wird:

In welchem Glanze auch die Namen Schiller und Goethe, Kant, F. August Wolf strahlen: sobald wir sie ungeblendet schärfer betrachten, können uns viele dunkle Stellen darin nicht entgehen. Wir sind nicht mehr die Epigonen Schiller's und Goethe's; Fichte, Schelling und Hegel haben wir fast verlernt, und Friedrich August Wolf ist uns eine für immer hochzuhaltende Tradition. Unser Streben bewegt sich auf andern Bahnen nach andern Zielen als das jener Zeit; unser Denken hat andere Formen angenommen; unser Gefühl entzündet sich an andern Vorwürfen.

Aber was ist das bleibende Vermächtniß jener Zeit der Schiller, Fichte und Humboldt? „So nehmen Sie, meine jungen Freunde, zum Schlusse noch dieses Wort von mir: Schöpferisch ist allein der Idealismus."

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Die in den deutschen Provinzen Oesterreichs herrschende deutsche Gesinnung hat in letzter Zeit in Vers und Prosa mehrfach begeisterten Ausdruck gefunden. So hat Robert Hamerling, einer der begabtesten Poeten Oesterreichs, jüngst für ein in Gratz stattfindendes Concert zu Gunsten der Ostpreußen einen schwunghaften Prolog gedichtet, in welchem die folgenden Verse vorkommen:

> Lebendig in deutschen Landen kreist,
> Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
> Und wie der deutsche Gedanke,
> So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
> Das deutsche Herz keinen bunten Pfahl
> Und keine trennende Schranke — — —
>
> Noch geschieht's, daß Verräther- und Thorenwort
> Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
> Und der Haß Giftpfeile befiedert:
> Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
> Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
> Der das größte der Völker verbrüdert.

Auch die österreichische Journalistik, ganz abgesehen von den großen Zeitungen der Hauptstadt, pflegt deutsche Interessen. Das gilt namentlich von der in Gratz erscheinenden „Oesterreichischen Gartenlaube, Wochenschrift für Familie und Volk, Freiheit und Fortschritt", welche mit diesem Jahre ihren dritten Jahrgang eröffnet hat und unter ihren Mitarbeitern zahlreiche geachtete Namen auch außerhalb Oesterreichs zählt. Sie ist namentlich eins der wenigen Organe, welche auch der Poesie eine Freistatt gewähren, und kündigt als Extrabeilagen Proben aus dem noch nicht erschienenen dritten Theile der „Völkerwanderung" von Hermann Lingg und aus dem „König von Sion" von Robert Hamerling an. Auch eine neue Theaterzeitschrift: „Monatshefte für Theater und Musik" (Leipzig, Haessel, 1868) wird von Gratz aus redigirt. Als Herausgeber zeichnet Leopold von Sacher-Masoch, als Redacteur Hans von Zwiedinek-Südenhorst. Die Mitarbeiterliste weist die geachtetsten dramaturgischen Namen auf: Dingelstedt und Laube, Bodenstedt, Brachvogel, Holtei, Mosenthal, Wehl u. a. Uns liegen zwei Hefte vor, welche von dem achtbaren Bestreben Zeugniß ablegen, der Ungunst der Zeitverhältnisse die Theilnahme für ein Organ abzuringen, welches, ohne andere übliche Hülfsmittel der Verbreitung, die Theilnahme für die höhern Interessen des Theaters wach ruft, ähnlich wie das von Yourij von Arnold redigirte „Neue Theaterarchiv" und die frühern wiener „Recensionen für Theater und Musik". „Die deutsche Schaubühne" von Martin Perels hat zugleich den Zweck, durch Abdruck neuer Dramen der Production eine Zuflucht zu bieten und ihre Interessen mit denen der Bühne zu vermitteln. Im zweiten Heft der „Monatshefte für Theater und Musik" berichtet Bodenstedt über seine neue Uebersetzung und Bearbeitung von Shakspeare's „Romeo und Julia". Mit Recht tadelt er in der Schlegel'schen die Alexandriner, gegen welche der englische fünffüßige Jambus in dem Monolog des Pater Lorenzo ohne alle Nöthigung vertauscht worden ist. Auch die „Deutsche Bühnenrevue" der Monatshefte ist mit Umsicht redigirt.

Von Moriz Carriere's umfassendem Werke: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit" (Leipzig, Brockhaus), liegt die erste Abtheilung des dritten Bandes vor, in welchem dies die Kunst- und Culturgeschichte vereinigende Werk das Mittelalter darstellen will. Diese Abtheilung bespricht „Das christliche Alterthum und den Islam".

Von Joseph Weilen's „Edda", welche den ersten Band seiner „Dramatischen Dichtungen" bildet (Pesth, Hartleben), ist eine zweite Auflage erschienen.

Mit dem Zweck, „dem deutschen Volke die bisherigen Ergebnisse der biblischen Forschung in gedrängter, übersichtlicher und allgemein verständlicher Darstellung" mitzutheilen, erscheint ein vom Kirchenrath Daniel Schenkel herausgegebenes „Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder" (Leipzig, Brockhaus). Gleichzeitig wird ein viel knapper angelegtes „Theologisches Universal-Lexikon zum Handgebrauche für Geistliche und gebildete Nichttheologen" in Elberfeld bei Friderichs herausgegeben, welches ein „den Anforderungen der heutigen Wissenschaften entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen" sein will, „die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren". Auch strebt dasselbe eine durchaus „objective Tendenz" an.

Von Johannes Scherr sind zwei Beiträge zur neuesten Geschichte in der gewohnten lebendigen, oft tumultuarischen Darstellung dieses Autors erschienen: „1848—51. Eine Komödie der Weltgeschichte in drei Bänden" (erster Band, Leipzig, O. Wigand) und „Das Trauerspiel in Mexico" (Leipzig, O. Wigand).

Das umfassende Werk: „Die innere Verwaltung" von Lorenz Stein (Stuttgart, Cotta), das als der Fachwissenschaft angehörig jenseit der Grenzen d. Bl. liegt, behandelt in seinem zweiten Hauptgebiet: „Das Bildungswesen", Stoffe von allgemeinerm Interesse. Der erste Theil bespricht: „Das Elementar- und Berufsbildungswesen in Deutschland, England, Frankreich und andern Ländern", der zweite Theil: „Die allgemeine Bildung und die Presse". Ueber Preßstrafrecht, Preßpolizei, über die Geschichte des Rechts der Presse, in welcher namentlich die Epochen des polizeilichen Preßrechts hervortreten, über die in den einzelnen Ländern geltenden Preßrechtssysteme finden sich eingehende, aus sorgfältigen Studien hervorgegangene Untersuchungen.

Die neue Textausgabe von „Shakspeare's Werken" von Nikolaus Delius wird dem Prospect zufolge in zwei Bänden, jeder zu 60 Druckbogen Lexikonformat, erscheinen; sie bringt außer den bekannten 36 Stücken „Perikles", die Gedichte und die Biographie. Uns liegen die beiden ersten Lieferungen vor, welche „The Tempest" und „Two Gentlemen of Verona" enthalten. Die Stücke selbst sind mehrfach von dem Herausgeber einer Revision unterworfen worden. Der Fleiß desselben und der Scharfsinn, wovon die in deutscher Sprache abgefaßten Noten Zeugniß geben, sind hinlänglich in Deutschland und England anerkannt.

Der geistreiche Hermann Lotze, ein Herbartianer oder vielmehr ein Parteigänger der Herbart'schen Schule, der in vielen Sätteln gerecht ist, sich aber namentlich auf dem Gebiete der Physiologie und Psychologie hervorgethan hat, überrascht das Publikum durch eine „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (München, Literarisch-artistische Anstalt), welche den siebenten Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit" bildet. Diese Geschichte wird bekanntlich auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Baiern durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben.

Bibliographie.

Das Morgenroth über dem Grabe eines Unglücklichen oder Joh. Heinr. Waser, weil. Pfarrer zum Kreuz in Riesbach, vor dem Blutrathe in Zürich, enthauptet am 27. Mai 1780. St. Gallen, Altwegg-Weber. 8. 12 Ngr.

Rasmus, E., Beiträge zur märkischen Gelehrten-Geschichte. Frankfurt a. d. O. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Rottels, F. J., Herr Prof. Dr. C. Vogt als Lehrer „der Urgeschichte des Menschen" auf Reisen und die Mission des Materialismus. Aachen, Jacobi u. Comp. 1867. 8. 15 Ngr.

Rueß, W., Pädagogische Winke für ein naturgemäßes System des Unterrichts in der Volksschule. St. Gallen, Altwegg-Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Scherr, J., Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte. 1ster Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlägel, M., Vier Jahre Soldat. Aus den Erinnerungen eines süddeutschen Offiziers. St. Gallen, Altwegg-Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Schücking, L., Neue Novellen. Berlin, Lesser. 8. 10 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. 4te Sammlung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Seebach, K. v., Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 26. März 1868.

Dramatische Dichtungen und Neudichtungen von Oswald Marbach.

1. Romeo und Julia. Tragödie nach Shakspeare. Von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Coriolanus. Tragödie von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Herodes. Ein Lustspiel von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Proteus. Ein Satyrspiel von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuerdings hat sich mit besonderm Eifer ein Mann von reifern Jahren, weitumfassender Bildung und beachtenswerthem Talente der Bühne zugewandt, ohne bisher auf derselben irgendwelchen Erfolg erzielt zu haben. Oswald Marbach hat eine ganze Reihe von Originaldramen oder classischen Stücken in neuen Bearbeitungen im Selbstverlage erscheinen lassen; so besitzen wir von ihm einen „Coriolan", einen „Julius Cäsar", eine Tragödie „Brutus und Cassius", dann „Antonius und Kleopatra", eine „Medeia", eine deutsche Nachdichtung von Sophokles' Tragödien „Oedipus", „Antigone", „Trachinerinnen", „Ajax", „Elektra" und „Philoktetes", ferner auch noch Umarbeitungen von verschiedenen Shakspeare'schen Werken.

Knüpfen wir an die letztern an, so erhielten wir zuletzt von ihm „Romeo und Julia", durchweg neu übersetzt und eingerichtet. Nachdem nämlich Oswald Marbach gefunden, daß Shakespeare in der festen Geschlossenheit der Form und in der dramatischen Composition nicht ohne Mangel ist, daß er „aus einer bis zum höchsten Uebermuth sich steigernden Lust am Bilden von Gestalten, oft der seltsamsten, wunderlichsten Art", sich nicht selten so gehen läßt, „daß fast der Zusammenhang schwindet", daß er „dem zum Theil sehr schlechten Geschmack seiner Zeit mehr nachgibt, als er bekanntlich sich selbst verziehen hat", und „neben der tiefsinnigsten und zartesten Poesie sich zu groben Unflätereien, ja zu haarsträubenden Unsittlichkeiten nicht blos in Worten, sondern selbst in den Situationen hinreißen läßt": nachdem also Oswald Marbach alles dies und sodann noch ferner gefunden hat, daß die so vielfach „gerühmte und bewunderte Uebersetzung von Schlegel-Tieck so holperig und stolperig sei, daß die Anmuth der Shakspeare'schen Poesie in ihr fast ganz verloren gehe und der Inhalt vielfach mehr versteckt als dargelegt werde, daß in ihr die deutsche Sprache der altenglischen zu Liebe jämmerlich gemishandelt werde und daß der Versbau im allgemeinen für ein gebildetes Ohr unerträglich sei", konnte es nicht fehlen, daß in ihm die Versuchung aufstieg, Shakspeare's Theaterdichtungen gewissermaßen in gereinigter und dem Geist unserer Zeit mehr entsprechender Weise vorzuführen.

Wir geben Marbach ganz recht, wenn er sich gegen die gewöhnliche Art, „wie Shakspeare'sche Stücke für die Bühne zurechtgemacht werden und die darin besteht, daß man sie mit dem Rothstifte zusammenstreicht, höchstens auch eine Umstellung der Scenen und eine Veränderung der Acttheilungen vornimmt", entschieden erklärt und wenn er meint, „nicht blos auf Einzelheiten müsse sich diese Zurechtmachung beschränken, sondern aufs Ganze habe sie sich auszudehnen, sie sei aus dem tiefsten Innern, gewissermaßen aus der Seele des Stücks heraus und derart vorzunehmen, daß diese in einem vollständig neuen Geiste erscheine". Schon Goethe hat bekanntlich und namentlich für „Romeo und Julia" dies angestrebt, ohne daß indessen diese Bestrebung eine besonders glückliche gewesen ist. Wir fürchten fast, daß der Marbach'sche Versuch kein besseres Los haben wird.

Marbach hat Shakspeare's „Romeo und Julia" gewissermaßen nur raupachisirt, d. h. ernüchtert und flachgemacht. Bleiben wir zunächst bei der Diction stehen, so führt z. B. unser Bearbeiter die Erzählung von Frau Mab bei Schlegel als „vollkommen undeutsch und unverständlich" an. Abgesehen davon, daß „Alderman" kein

deutsches Wort ist, so sei auch „Entbinderin" und „Spann von Sonnenstäubchen" nicht deutsch, es klinge nur so, und gebe keinen Sinn — meint er. Stellen wir Schlegel's und Marbach's Frau Mab auszugsweise nebeneinander.

Schlegel:

Sie ist der Feenwelt Entbinderin.
Sie kommt, nicht größer als der Edelstein
Am Zeigefinger eines Aldermans,
Und fährt mit 'nem Gespann aus Sonnenstäubchen
Den Schlafenden quer auf der Nase hin.
Die Speichen sind gemacht aus Spinnenbeinen,
Des Wagens Deck' aus eines Heupferds Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geschirr,
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl;
Aus Heimchenknochen ist der Peitsche Griff,
Die Schnur aus Fasern; eine kleine Mücke
Im grauen Mantel sitzt als Fuhrmann vorn,
Nicht halb so groß als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Mädchens müß'gem Finger nistet.

Marbach:

Hebamme ist sie in dem Feenreich;
Spukgeist bei Menschen. Wenn es Nacht geworden,
Kommt sie, so groß etwa wie das Figürchen
Im Siegelringe eines Bürgermeisters,
Auf ihrem Zauberwägelchen daherkutschirt
Und fährt den Schläfern über Stirn und Nase.
Der Tischler Eichhorn und der Wagner Wurm,
Die wackern Meister, haben die Kalesche
Aus einer hohlen Haselnuß gezimmert.
Der Flügel eines Schmetterlings ist zierlich
Im Wagen ausgebreitet, und die Räder
Der Kutsche sind aus Spinnebein gemacht.
Sechs wilde Renner sind davorgespannt:
Kastanienbraune böse Thiere, die
Von tugendhafter Mädchen Blut sich nähren;
Sie sind geschirrt in feste Spinngewebe,
Die straffen Zügel hält in starker Hand
Der Kutscher auf dem Bocke, eine Mücke
Im grauen Mäntelchen. Die Peitsche knallt —
Ein Fäserchen an eines Heimchens Bein.

Abgesehen davon, daß „Spann aus Sonnenstäubchen" in unserer Ausgabe nicht vorhanden, sondern „Gespann aus Sonnenstäubchen", wie unsere Leser gefunden haben werden, so scheint uns auch im übrigen Schlegel's Uebertragung durchaus nicht „holperig und stolperig", sondern ziemlich glatt und gefällig, jedenfalls aber poetischer durchhaucht und gehalten als die Marbach'sche. Diese letztere ist klarer, deutlicher gegeben, dadurch realistischer, doch zugleich auch prosaischer geworden. „Hebamme", „Figürchen im Siegelring" erscheinen trivial im Vers, und was nun vollends die sechs vorgespannten Flöhe betrifft, so können wir, trotz der in neuester Zeit beinahe sprichwörtlich gewordenen künstlerischen Betriebsamkeit dieser Thierchen, ihr Hereinziehen in das Gedicht nur wenig geschmackvoll finden. Der im Wagen zierlich ausgebreitete Schmetterlingsflügel ist der einzige anmuthige Zusatz.

Verfolgen wir diesen Vergleich, so dürfte Marbach fast auf jeder Seite, fast in jedem Verse geschlagen werden. Nehmen wir die ersten besten Stellen.

Schlegel:

Dein Nam' ist nur mein Feind. Du bliebst du selbst,
Und wärst du auch kein Montagu. Was ist
Denn Montagu? Es ist nicht Hand noch Fuß,
Nicht Arm, noch Antlitz, noch ein andrer Theil.
Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften;
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köstlichen Gehalt
Bewahren, welcher sein ist ohne Titel.
O Romeo, leg' deinen Namen ab,
Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meines ganz!
— — — — — — — — —
Wer zeigte dir den Weg zu diesem Ort?
— — — — — — — — — —
Die Liebe, die zuerst mich forschen hieß;
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin kein Steuermann, doch wärst du fern
Wie Ufer, von dem fernsten Meer bespült,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.

Marbach:

Verhaßter Name: Romeo! — Doch bist
Denn du dein Name? Du ein Montagu?
Was ist ein Name? Nichts! Kein Theil von dir!
Das, was ich Rose nenne, würde duften,
Und wenn es Distel, Nessel, Unkraut hieße.
Du bist du selbst, und ob du Romeo
Auch heißen magst. O, gib mir diesen Namen,
Der nichts, nicht du, ja, gib ihn mir und nimm
Dafür mein ganzes Sein und Wesen hin!
— — — — — — — — — — —
Wer zeigte dir den Weg?
— — — — — — — — — — —
Mein Herz. Ja sieh,
Ich bin kein Seemann, aber wär' ich draußen
In schwankem Nachen auf der wüsten See,
Ich fände dich und ob am fernsten Strande
Du weiltest, den der Ocean bespült.

Der Monolog von Lorenzo im Klostergarten ist bei Marbach wol im ganzen glücklicher gefaßt als bei Schlegel, bis auf einige Trivialitäten, wie z. B.:

Die Mutter Erde ist an Kindern reich,
Die all ihr Schos gebiert und all begräbt,
Wenn matt sie sind von dem, was sie erlebt.

Dieser Nachsatz ist schlaff und unbedeutend; der Eingang aber:

Wie heiter lächelt schon das Kind, der Morgen,
Der finstern Mutter Nacht ins Angesicht;
Er springt von ihrem Schose ohne Sorgen,
Und malt zum Scherz Gewölk mit Rosenlicht,
Schlaftrunken taumelt auf bethauten Wegen
Die Finsterniß; sie flieht den Sonnengott,
Um sich zum Schlaf in Grotten hinzulegen,
Wo sicher sie vor seinem Hohn und Spott —

dieser Eingang übertrifft wol den von Schlegel, der folgendermaßen lautet:

Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht,
Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
Die matte Finsterniß flieht wankend, wie betrunken,
Von Titan's Pfad, besprüht von seiner Rosse Funken.

Marbach hat das Bild besser ausgeführt und lebendiger gestaltet. Aber solcher Lichtblicke sind nicht viele; im allgemeinen ist das Bessere ziemlich dasjenige, was Schlegel nachkommt; das Eigene ist meist glatt und eben, aber ohne innern Schwung und poetische Vertiefung; Poesie im Conversationsstil. Man höre z. B. Julia, da, wo sie die Amme von Romeo zurückerwartet. Es heißt da:

Wo nur die Amme bleibt? Das gute Weib
Ist die Vertraute meines jungen Glücks;
Das hat sie selber wieder jung gemacht.
Sie flog von mir zu ihm gleich einem Balle,
Ihm meinen Gruß zu bringen und den Weg
Durch unsre Feinde ihm zu mir zu zeigen.

Nun, fürcht' ich, hat das Alter wieder sich
Wie Blei an ihren Fuß gehängt. — Zwei Stunden
Und noch nicht wieder da? —

Vergleiche man Romeo's Abschied von Julia.

Schlegel:

Julia.

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh, den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Julia.

Trau' mir, das Licht ist nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten,
Drum bleibe noch; zu gehn ist noch nicht noth.

Romeo.

Laß sie mich greifen, ja, laß sie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Gehn bin ich verdrossen.
Willkommen, Tod! hat Julia dich beschlossen.
Nun, Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.

Julia.

Es tagt! Es tagt! Auf, eile! Fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heiser singt
Und falsche Weisen, rauhen Miston gurgelt.

Marbach:

Julia.

Du willst mich schon verlassen? Und der Tag
Ist noch so fern! Was du gehört, das war
Die Lerche nicht; es war die Nachtigall,
Die jede Nacht auf dem Granatbaum dort
Ihr seufzend Lied mir singt. Ja, glaube mir,
Es war die Nachtigall, mein süßer Gatte!

Romeo.

Die Nachtigall? O nein, es war die Lerche,
Des jungen Tages muntrer Herold. Sieh
Im Osten dort den bleichen Purpurstreif,
Und blick' empor: die Nacht hat ihre Lichter
Bereits gelöscht; auf jenen Bergen, schau',
Durch Nebelschatten klimmt der Tag empor,
Es treibt mich fort — ich muß — Verzug ist Tod.

Julia.

O, nein! Der blasse Schein ist nicht der Morgen,
Die Sonne ruht noch tief im Ocean.
Was du erblickst, ist nur ihr Spiegelbild
Im Wolkenmeer, das als dein Fackelträger
Gen Mantua voraus dir schreiten wird,
Du hast noch Zeit — o bleibe noch bei mir!

Romeo.

Nun ja — mein holdes Lieb! — Ich bleibe noch! —
Es komme, was da will — ich bleibe noch!
Nein, jener Dämmerschein ist nicht der Morgen,
Es ist der Widerschein des Lichtes nur.
Und was dort oben hoch am Himmelsdom
So lustig schmettert, ist die Lerche nicht.
Ich bleibe lieber hier, als daß ich ginge!
Und muß ich sterben, sterb' ich doch bei dir! —
Nun laß uns plaudern, Herz! Es tagt noch nicht!

Julia.

Es tagt! Es tagt! Geliebter, eile! Fort!
Das ist die Lerche, was so häßlich schreit,
Mein Ohr beleidigt und mein Herz zerreißt.

Diese Beispiele werden, wie wir denken, genügen, um unser Urtheil über Marbach's Diction in der Bearbeitung von Shakspeare's „Romeo und Julia" als gerechtfertigt erkennen zu lassen. Marbach hat Shakspeare's Sprache reinlicher, moderner, aber zugleich auch gewöhnlicher gemacht, sodaß wir dabei bleiben müssen, der Schlegel'schen Uebersetzung den Vorzug zu geben, wenn wir freilich dabei für eine Aufführung schon wünschen müssen, daß eine kunstgewandte Hand sie durchweg und planmäßig, d. h. aus einheitlichem Gusse heraus einrichten möge, eine Einrichtung, die der Schreiber dieser Besprechung in seinem Buche „Didaskalien" (Leipzig, Matthes, 1867) in der Abhandlung: „Winke zu einer mustergültigen Aufführung von «Romeo und Julia»", selbst angestrebt, wie er dabei denn auch den Gang der Handlung möglichst zu vereinfachen und straff zusammenzufassen versucht hat, ein Versuch, den auch Marbach in seiner Tragödie liefert und welcher auch als ziemlich geglückt erscheint.

Er beginnt dieselbe mit einem Handgemenge, das zwischen den Dienern der Capulet und Montagu ausbricht wie bei Shakspeare, nur daß Zank und Lärm sich im allgemeinen anständiger halten als bei diesem. Dann kommt Benvolio dazu, um Frieden zu stiften, und der wilde Tybalt, um zu hetzen. Nachdem das Volk sich in den Streit gemischt, erscheinen nun auch der alte Capulet und der alte Montagu, beide mit gezogenem Schwert und von ihren Frauen nur mit Mühe zurückgehalten, endlich aber auch der Fürst mit Gefolge, welcher die Kämpfenden trennt und verurtheilt. Dann reden die Montagu mit Benvolio von der Entstehung des Krawalls und sodann von Romeo, der, nachdem die Aeltern abgegangen, auftritt, um sich von dem Freunde aushorchen zu lassen. Zu ihnen tritt später der Diener Capulet's mit den Einladungen zum Feste, um sich von Romeo die Namen der zu Ladenden lesen zu lassen; gleich hier wird zwischen Benvolio und Romeo verabredet, das Fest zu besuchen.

Nun verwandelt sich der Schauplatz in ein Zimmer bei den Capulet, wo Graf und Gräfin die Werbung von Graf Paris besprechen; nachdem der Graf abgetreten, ruft die Gräfin Amme und Tochter herbei, um diesen die Neuigkeit mitzutheilen. Als dieses kaum geschehen, kommt ein Bedienter um zu melden:

Gnädige Frau, mich sendet der Herr Graf,
Euch anzuzeigen, daß schon Gäste kämen,
Die, Euch erwartend, er empfangen wolle.

Darauf beeilt man sich abzugehen, und es folgt nun die Scene auf der Straße vor dem Palast Capulet, wo Romeo, Mercutio, Benvolio und Gefolge noch zögern einzutreten, bis man endlich sich entschließt, den Schritt zu thun. Hiernach kommen dann die bekannten Auftritte in den Ballsälen, mit denen der Act schließt, der, wie man gewahren wird, ziemlich in den Gleisen des Originals geblieben ist.

Der zweite weicht mehr davon ab, denn er bringt nur Romeo's Monolog unter dem Balkon der Julia, das Zwiegespräch mit dieser, Lorenzo's Monolog und Romeo's und Julia's Zusammentreffen bei dem Pater zur Trauung, die hier unter sehr eindringlichen und etwas modern pastorlichen Reden des letztern zu Stande kommt.

Der dritte Act zeigt Benvolio und Mercutio auf dem Markte, Romeo erwartend. Es folgt der Wortwechsel mit Tybalt, Tybalt's Zweikampf mit Mercutio, Mercutio's Tod, dann der Tybalt's von der Hand Romeo's. Hierauf gelangen wir zu Julia und der Amme, welche die Nachricht von dem Blutbade bringt, dann zu Romeo im Versteck bei Lorenzo, und es endigt der Act mit der Einladung der Amme zum nächtlichen Stelldichein bei Julia.

Bei Shakspeare befindet sich dieses Stelldichein noch im dritten Act; Marbach, wie schon die seitherige Bühneneinrichtung, eröffnet damit den vierten Act, in welchem wie im Original an den Abschied Romeo's sich jene heftigen Gespräche zwischen Vater, Mutter, Julia und Amme anschließen, in denen Julia bewogen werden soll, ihre Hand Graf Paris zu reichen. Da Graf Capulet Julia's Sinn nicht mürbe gemacht, so läßt ihn Marbach zu Lorenzo gehen, um diesen anzutreiben, die Tochter seinen Absichten geneigt zu machen. Weiß der Vater doch im voraus, daß sein störriges Kind seine Zuflucht zu seinem Beichtiger nehmen wird, etwas, das auch geschieht, während der Graf noch da ist. Der Graf, der Lorenzo zugerufen:

> Rückt
> Das Köpfchen ihr zurecht und schickt gesund
> Das Mädel mir nach Hause — —

sagt nun zu Julia, die ihm die Hand küssen wollte:

> O, pfui doch, pfui!
> Ein andermal, mein Kind, ein andermal —
> Erst wenn wir wieder gute Freunde sind,
> Laß dir dein viert' Gebot erklären. Geh!

Nachdem der Graf abgetreten, gibt Lorenzo, als er sieht, daß Julia zum Aeußersten entschlossen ist, derselben den Schlaftrunk, mit dem sie dann nach Hause eilt, wo Mutter und Amme indeß über Julia sich unterhalten. Die Mutter meint: die Tochter habe wol gar Tybalt sich in den Kopf gesetzt gehabt. Die Amme schenkt ihr jedoch reinen Wein in Bezug auf Romeo ein, indem sie sogleich daranfügt:

> Fragt nur nicht
> Erst viel an ihr herum. Ich hab' das Köpfchen
> Ihr so zurechtgesetzt, daß ihr Graf Paris
> Nun als der allerschönste Mann erscheint.
> Und Donnerstag ist Hochzeit! Wollt Ihr mehr?

Damit begnügt sich die Mutter und geht ab. Die auftretende Julia aber schickt nun bald auch die Amme weg und trinkt, indem sie den bekannten Monolog hält, den Schlaftrunk Lorenzo's.

Im fünften Acte ist bei Marbach Romeo bereits heimlich in Verona und auf dem Wege zum Hause seiner Geliebten, als er seinen Diener Balthasar trifft und von diesem den vermeintlichen Tod von Julia erfährt. Nachdem er Balthasar mit „Hebebaum und Haue" an das Kirchhofthor bestellt, kauft er sich bei einem Apotheker Gift und eilt ab. Wir gelangen nun zu Lorenzo, der nach Mantua zu Romeo geschickt, um ihn von allem zu unterrichten. Romeo war aber fort und der Brief hat ihn nicht getroffen. Lorenzo ist deshalb in Sorgen und schickt nach Balthasar.

Nun werden wir auf den Kirchhof geführt, wo erst Graf Paris, dann Romeo erscheint, welcher letztere den erstern tödtet, als er ihn in seinem Beginnen hindern will. Dann dringt er in das Grabgewölbe ein und vergiftet sich am Sarge Julia's. Kaum ist das geschehen, so erscheint Lorenzo mit Balthasar; sie finden die Todten und Julia erwachend. Julia, ihr Unglück erkennend, ersticht sich, während der Fürst mit den feindlichen Familien kommt, die sich nun, zu spät, an den Opfern ihres Hasses versöhnen.

Wer diese Um- oder Ueberdichtung der Tragödie mit dem Shakspeare'schen Stücke nach der Schlegel'schen Verdeutschung vergleichen will, wird finden, daß erstere, glatt und eben gemacht, ohne Hindernisse sich abspielt. Manches Unnöthige ist beseitigt, manche Lücke ausgefüllt, alles hat Schliff und Motivirung gefunden. Trotz dessen aber müssen wir doch bekennen, daß das Stück nicht gewonnen hat. Wurde es unter der Einrichtung Goethe's fast zum Operntext, so hat es Marbach beinahe zu einem Machwerk Iffland's umgestaltet: es ist alles zweckmäßig, vernünftig, auf zupassende Ursachen zurückgeführt; aber dafür ist der höhere poetische Duft, die Weihe geschwunden.

„Coriolanus", Tragödie in fünf Acten, ist eine andere Arbeit Marbach's, eine Arbeit, deren Kühnheit in mehr als einer Beziehung zu bewundern ist. Mit Shakspeare in die Schranken zu treten, darf gewiß für kein kleines Wagniß erklärt werden, und wenn man einestheils über die poetische Naivetät erstaunt, mit der das geschieht, so erstaunt man anderntheils nicht selten auch über die Macht und Größe des dramatischen Ausdrucks, die dabei zum Vorschein kommen.

Jedenfalls bietet dieses Schauspiel einen höchst eigenthümlichen Anblick. Oswald Marbach hat augenscheinlich Shakspeare mit außerordentlichem Fleiße studirt, namentlich auch dessen „Coriolan", und mit diesem Studium im Geist sich daran gemacht, ein eigenes Trauerspiel dieses Namens und Inhalts zu schaffen. Dieses Trauerspiel ist sonach ein Shakspeare redivivus, ein Drama, das in der historischen Manier des britischen Dichters gehalten und seine Art und Weise gleichsam im Lichte des 19. Jahrhunderts abgeklärt und geläutert geben will. Shakspeare selbst ist bei diesem Stücke Marbach's nicht genannt, aber auch ungenannt guckt er aus jeder Zeile, und nur einzelne Stellen, die wir noch näher bezeichnen wollen, sind durchaus unshakspearisch gezeugt, damit aber auch zugleich undramatisch und wenig zum Ganzen passend.

Marbach's Shakspeare-Tragödie, wie wir sagen müssen, beginnt gleichfalls mit dem Aufstand der Plebejer auf dem Mons sacer, nur daß derselbe ausgeführter und abgerundeter als im eigentlichen Original dargestellt wird. Menenius erzählt seine weltberühmte Fabel, Marcius tritt hinzu, schilt das Volk und soll eben von diesem dafür todtgeschlagen werden, als einer aus ihm, Faber genannt, erzählt, wie Marcius einst als Knabe im Felde ihm das Leben gerettet. Diese Erzählung versöhnt die Menge, die nun vollends in Jubel ausbricht, als Cominius öffentlich bekannt macht:

Nachdem das Volk sich oft und schwer beklagt,
Daß ihm sein gutes Recht verkümmert werde
Durch List, Gewalt, Willkür und Uebermuth;
So soll fortan das Volk aus seiner Mitte
Zwei unbescholtne Männer jährlich wählen,
Die als Tribunen Schutz und Beistand jedem,
Der deß bedürftig ist, erweisen sollen.
Was ein Tribun verbietet, sei verboten,
So lang im Amt er ist; er selber aber
Sei unverletzlich, unantastbar, heilig.

Der Act schließt im Hause von Marcius, wo er seiner Mutter und seiner Frau „die Thorheit des Senats, die später gewiß zum Unglück wird", sowie die Nachricht von einem neuen Kriege mit den Volskern mittheilt, indem er zugleich hinzugefügt, wie er selbst gesonnen sei, diesen Krieg mitzukämpfen:

Um den Plebejern
Zu zeigen, wie man's macht, um Recht und Ehre
In Rom sich zu erringen.

Der zweite Act wird von diesem Kriege und den Heldenthaten des Marcius vor Corioli ausgefüllt, welche ihm den Namen Coriolanus eintragen.

Der dritte Act spielt zu Rom, wo das Volk den Sieger erwartet und auf gegebene Andeutungen hin beschließt, ihn zum Consul zu wählen. Coriolan, der inzwischen schon zu Hause bei den Seinen weilt, erfährt dort durch seine Freunde von diesem Entschluß und läßt sich von letztern bestimmen, sich der Form nach öffentlich darum zu bewerben:

Mutter,
Sieh her — in mein Gesicht — zum ersten mal
Siehst deinen Sohn du weinen.

Im vierten Act betreten wir das Forum Romanum, wo für und gegen Coriolan gewählt wird; er selbst erscheint und spricht sich stark aristokratisch aus, so aristokratisch, daß seine Anhänger stutzig werden, seine Gegner anfangen auf den Sieg zu hoffen. Sie fordern ihn vor ein Volksgericht, welches Volksgericht der Senat jedoch verwirft. Als es darüber im Forum zum blutigen Zusammenstoß kommen soll, unterwirft sich Coriolan selbst diesem Gericht, das ihn dann aus Rom verbannt. Scheidend weist er seine Freunde, die ihn begleiten wollen, ab:

Nur einen Römer
Soll Rom verlieren heut' — es braucht euch noch.
Der Weg der Ehre ist ein grader Weg,
Und viele wandeln drauf im Sonnenschein;
Der Weg des Ausgestoßnen, des Verbannten,
Ist krumm und einsam — und in Nacht gehüllt!

Der nächste Auftritt zeigt uns Mutter und Weib unsers Helden, von denen das letztere durch die Verbannung in tiefes Leid versetzt ist, die erstere sie jedoch mit der Versicherung tröstet, daß der Ausgewiesene wiederkommen werde.

Im dritten Auftritt führt uns der Dichter zu Aufidius, dem Volskerfürsten, der, von üppigen Genossen umringt, im Wein die Schmach seiner Niederlage zu ertränken sucht. Zu ihm kommt Marcius, ihn zum Sturm auf Rom aufzufordern:

Mit meinem Römerthume ist's vorbei!
Neid, Bosheit, Undank, Dummheit haben sich
Verschworen, mich zu stürzen: der Senat
Hat mich verrathen und das Volk verbannt.
Ein Ausgestoßner komm' ich her zu euch,
Um hier ein neues Vaterland zu finden,
Wo nicht — ein Grab!

Im fünften Acte ist Marcius mit den Volskern Sieger vor Rom. Er will die Stadt sich unterwerfen. Rom ohne Heer, ohne Feldherr, ohne Rath, schickt Abgesandte, schickt den Pontifex Maximus, die besten Freunde von Marcius ab, sein Herz zu rühren; umsonst! Marcius verlangt Unterwerfung. Da schickt man endlich die geisteskrank gewordene Gattin von Coriolanus, seine Kinder, seine Mutter ab. Diese letztere rührt sein Herz: Marcius gibt nach und wird dafür unter den Augen des Aufidius, der ihn schützen und retten will, von dem Volskerfürsten Attius niedergestochen.

Dies ist die Handlung und der Verlauf des Stücks, das ziemlich genau in den Fußspuren des Shakspeare'schen geht. Der Eingang ist, wie wir schon gesagt, ausführlicher und runder gestaltet; überhaupt ist der Verfasser nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, mehr Einheit und festen Gang in die Sache zu bringen; häufiger Scenenwechsel ist vermieden und das Drama in seinen Hauptmomenten mehr und voller ausgearbeitet. Der Kampf um Corioli ist lebendig und in mächtigen Zügen hingestellt, in Zügen, die das fesselndste Interesse erregen und von durchschlagendster Wirkung auf der Bühne sein werden. Auch die Auftritte auf dem Forum Romanum, wenn schon weniger charakteristisch ausgeführt als bei Shakspeare, imponiren durch kluge Anordnung und geschickte Steigerung. Aehnliches Lob verdient das Leben und Treiben um Aufidius, den Marbach im ganzen edler als Shakspeare hält. Sehr abgeschwächt dagegen ist die Charakteristik im allgemeinen. In den Volksscenen hält sie sich noch ziemlich brav neben der des Originals; aber Menenius und viele andere Gestalten treten dagegen sehr in den Hintergrund. Der Abschied, den Cajus Marcius nach seiner Verbannung von Rom nimmt, steht in keinem rechten Zusammenhang mit seiner spätern Rache. Diese hätte wol schon früher angedeutet werden müssen. Daß das Volk im ersten Acte, nachdem es sich mit dem Senat versöhnt, nach Rom zurückkehrend, einen Gesang anstimmt, der aus drei Strophen besteht, deren erste lautet:

Zwillingsbrüder! Göttersöhne!
Segnet euer Rom!
Blitze leuchtet! Donner dröhne!
Und ein Segenstrom
Aus der Wolke fall' hernieder
In der Erde Schos,
Daß sich Blüten, Früchte wieder
Ringen aus ihm los! —

nimmt sich doch wol etwas zu lyrisch aus und erinnert zu sehr an den Chor der griechischen Tragödie, der hier doch schwerlich am Platze sein möchte. Ebenso wenig scheint es uns passend, daß Veluria, die Mutter des Coriolan, ihrer Schwiegertochter Volumnia zum Trost über des Gatten Verbannung nachstehendes Gedicht recitirt:

Mein Kind, ist dir zu groß dein Schmerz,
So leg' dich an der Mutter Herz,
Und horche, wie's so ruhig schlägt,
Bis sich dein kindisch Jammern legt.

Einst hat dies Herz wie deins gebebt;
Doch wisse, immer hat's erlebt:
Je wilder Sturm des Schicksals haust,
Je schneller er vorüberbraust.

Mein armes Kind, halt aus, halt aus!
Die Götter führen's da hinaus,
Wohin sie wollen, allezeit,
Und fragen nicht nach deinem Leid.

Sie wissen: ob du weinest jetzt,
Du wirst sie preisen doch zuletzt!
Denn nichts vollendet Menschenthat
Als heiliger Götter ewigen Rath.

Abgesehen davon, daß der Inhalt dieses Gedichts durchaus nicht bedeutend und für Zeit und Menschen in dieser Situation zu christlich sentimental erscheint, entspricht er auch ganz und gar nicht dem festen und entschlossenen Wesen dieser römischen Frau, wie es im übrigen gezeichnet ist. Daß Marbach zuletzt Volumnia als wahnsinnig auftreten und beim Wiedererblicken des Gatten sterbend zusammenbrechen läßt, will uns gleichfalls ungehörig und zu ifflandisch rührend bedünken. Das sind entschiedene Schwächen und Fehler der Tragödie nach unserm Dafürhalten. Marcius, in allem genommen, ist voll Leben und sprudelnden Heldenmuths, derb realistisch hingestellt. Hier ist das Studium Shakspeare's besonders ersichtlich. Höre man z. B. Marcius vor Corioli die Römer zum Sturmlaufen anfeuern:

Nun vorwärts! Werdet mir nicht wieder stetisch,
Steifbeinige Mähren! Laßt die Schilde euch
Mit Pfeilen spicken! Vorwärts! Schüttelt euch
Das Ungeziefer ab, so seid ihr's los!
Sperrt nicht die Mäuler auf! Klöße regnet's nicht!
Zurück? O nein! Ich peitsch' euch in die Stadt,
Ihr müßt hinein! Das Thor ist aufgethan
Für euch, nicht für die Volsker! Fort! Mir nach!
Wollt ihr verlassen mich? — Bei den Dämonen
Der Unterwelt! Ich will mich von den Volskern
In ihrer Mausefalle fangen lassen,
Bevor ich euer Schicksal, feige Hunde,
Und eure Schande theile! — Wer mich liebt,
Der folge mir! Ein kühner Löwensprung,
Und unser ist die Stadt! Wo Römer sind,
Da sind sie auch die Herrn! Hoch lebe Rom!

In dieser Weise ist der Held durchgeführt. Er ist der verkörperte Heroismus im Jargon eines burschikosen Humors redend, Seelengröße, die sich mit einer gewissen Nachlässigkeit und Nonchalance gibt. Diese Figur wirkt grandios hier wie bei Shakspeare.

Daß sie indeß auf unserer Bühne die von Shakspeare werde verdrängen können, bezweifeln wir. Es ist wahrhaft schade, daß sich Oswald Marbach's unleugbares Talent mit Vorliebe auf undankbare und capriciöse Arbeiten einläßt. Haben wir leider doch noch mehr dergleichen zu registriren, zunächst zwei andere. Die eine: „Herodes", ist ein Lustspiel nach dem Muster von Platen's „Verhängnißvoller Gabel" und „Romantischem Oedipus", ein Werk, an welchem uns das Beiwerk, d. h. der Prolog und die mit dem Stück in gar keinem innern Zusammenhang stehenden Zwischenstrophen des Chorus in hohem Grade anziehen, weil sie Ansichten und Aussprüche über unsere Zeit, unser Volk und unsere Kunst enthalten, die uns nicht nur wahr und geistvoll, sondern zu zeiten auch mit einem Pathos und einem Schwung ausgedrückt erscheinen, daß wir ihnen unsere Sympathie und unsere Bewunderung nicht versagen können. Wenn der Autor die Fürsten und das Publikum anredet und von ihnen verlangt, daß sie den Dichtern die Bühne überantworten sollen, indem er die letztern selbst anspornt, durch das Theater die Nation vor dem Verfall zu schützen und reif zu machen für die große Mission der Geschichte; wenn er zu diesem Ende die Nation zurückversetzt wünscht in den Kindheitsgarten der Menschheit, in das Paradies, das er in den Bezirken der echten Kunst noch zu finden wähnt; wenn er die Hoftheater und überhaupt die Schauspielkunst geiselt, als am meisten zur Entnervung und Entsittlichung des öffentlichen Geistes beitragend: so stimmen wir ihm zu. Dagegen können wir ihm nicht recht geben, wenn er schließlich unsere ganze Generation als schwächliche Epigonen verurtheilt und nur von einem kommenden Geschlecht noch eine bessere Zukunft glaubt erhoffen zu können. Dem Lustspiel selbst vermögen wir indeß keinen Geschmack abzugewinnen, wie wir denn auch eigentlich seine Pointe nicht zu erfassen im Stande sind. Das Stück carikirt Herodes' Tod, der, von Ungeziefer aufgefressen, elend stirbt, nachdem er, um den Heiland einer neuen Welt zu vernichten, alle Kinder Israel's hat morden lassen. Die drei Könige aus dem Morgenlande als die Personificirung von Schwarz, Roth und Gold auftreten zu lassen, scheint uns nicht sehr witzig und humorvoll, wie uns denn überhaupt Laune und Spaß dürftig bedünken, ganz abgesehen davon, daß wir weder den Spieß, noch die Seite recht erkennen, nach der er gekehrt ist. Für eine Satire, die Wirkung haben soll, ist der Inhalt zu verkappt und unklar.

Glücklicher in diesem Punkte wenigstens ist die andere Production, das Satyrspiel: „Proteus", das uns eine Ausstattungsposse im antiken Geiste, ein Seitenstück vom „Orpheus in der Unterwelt", aber ohne die Offenbach'sche Musik und Frivolität zeigt.

Die Handlung spielt auf der Felseninsel Pharos, vor der westlichen Mündung des Nil, wohin Proteus die echte Helena entführt hat, während er dem lustbethörten Paris nur einen dieser täuschend nachgeahmten Wechselbalg in die Arme gab. Troja ist gefallen, und Menelaus, der diesen Wechselbalg für seine echte Gattin hält, welche das wilde Leben verdorben hat, kehrt mit ihm nach Griechenland zurück. Auf der Fahrt läßt Proteus, der Gott der Verwandlungen, des Scheins und aller Gestalten, wovon er im Stück eine Menge belustigender Belege gibt, ihn an die genannte Insel verschlagen, wo nun mit den Kriegern und Matrosen des Königs in Argos viel Hokuspokus getrieben, schließlich aber jener Wechselbalg zerstört und dem getäuschten Gatten die rechtmäßige und unverdorbene, in Keuschheit und Reinheit strahlende Gemahlin zurückgegeben wird.

Dünkt uns schon die Fabel mit der falschen Helena an sich nicht sehr geistreich — möge uns Herodot das verzeihen, der sie erfunden haben soll —, so ist sie vollends, unserm Ermessen nach, von unserm Dichter nicht pikant und fein genug verwendet worden. Es hätte sich ihr wol eine Wendung geben lassen, die mehr dramatischen Reiz auszuüben im Stande sein möchte. Sieht man darüber hinweg, so läßt sich aber eingestehen, daß das Spiel ganz artig und amusant ist. Oswald Marbach wollte in diesem „Proteus" zu der einzigen auf uns gekommenen Trilogie der antiken Dramatik, der „Oresteia" des Aeschylus, das vierte Stück, das dazugehörige und verloren gegan-

gene Satyrspiel hinzudichten, „nicht sowol um das großartigste Kunstwerk des Alterthums zu ergänzen, als um auf ein Genre der dramatischen Poesie wieder aufmerksam zu machen, welches dazu dienen kann, die Posse der Gegenwart, welche auf die anfänglichste Stufe des «höhern Blödsinns» herabgesunken ist, wieder auf den Kunststandpunkt zu erheben".

Der Hinweis auf jenes Genre ist ohne Zweifel zu loben, aber Marbach, der sich beeilt, die Shakspeare'schen Stücke für unsere moderne Bühne umzudichten, hätte dabei nicht stehen bleiben, sondern auch das Satyrspiel der Griechen mehr aus dem griechischen Kunststil heraus in den unsern übertragen sollen. Wäre sein Stück losgelöster von dem altgriechischen Drama und mit seinem Humor und seiner Laune mehr auf unsere Zeit und Bühnenverhältnisse gestellt worden, so würde es vielleicht den Offenbach'schen Possen eine erfolgreiche Concurrenz machen; so, fürchten wir, wird es auch nur ein unfruchtbarer Versuch bleiben, wie wir deren schon viele in der dramatischen Poesie haben unternehmen sehen. Feodor Wehl.

Revue politischer Schriften.

(Beschluß aus Nr. 12.)

5. Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland. Von J. Edmund Joerg. Freiburg im Br., Herder. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.

Diese im Grunde nur der socialen Frage und den Parteien, die sich um dieselbe gruppiren, gewidmeten Studien bilden eine systematische Zusammenstellung von Artikeln, die in den „Historisch-politischen Blättern" erschienen sind.

Wer eine Charakteristik der Parteien nach ihrer Gruppirung um die deutsche Einheits- und Freiheitsfrage in der Schrift suchte, würde sich nur enttäuscht finden. Freilich ist es die Grundanschauung unsers Autors, daß die modernen Staatsbegriffe nur Abstractionen der modernen Nationalökonomie sind und alle großen staatsrechtlichen Conflicte unserer Zeit ihren letzten Grund in den Einwirkungen des volkswirthschaftlichen Systems haben, welches von Adam Smith seinen ersten Namen erhielt. Diese Auffassung ist aber mindestens eine sehr einseitige. Der Krieg von 1866 hat gezeigt, daß die Welt doch noch von andern Fragen bewegt wird als von derjenigen, ob Schulze-Delitzsch oder Ferdinand Lassalle mit ihren socialen Principien recht haben, und wenn sich gegenwärtig eine neue Bildung der Parteien vollzieht, so liegen auch für diese die Krystallisationspunkte außerhalb der socialen Reformbewegung. Wir unterschätzen die sociale Frage keineswegs; doch es ist Verblendung, zu behaupten, daß sie die Achse der jetzigen Weltbewegung bilde. Die Politik ist noch immer das Napoleonische Fatum der Jetztzeit. Die Arbeiterbewegung hat es bisjetzt in Deutschland nur zu Prügeleien gebracht, noch zu keinen welthistorischen Kämpfen. Auch hat der letzte deutsche Krieg mit „Einwirkungen des volkswirthschaftlichen Systems" nichts zu thun; er wurde nur um die deutsche Macht- und Einheitsfrage geführt.

Joerg beschränkt seine Absicht in der Vorrede darauf, eine historische Darstellung jener Bewegung zu geben, welche der geniale Agitator Ferdinand Lassalle seit Anfang 1863 auf deutschem Boden in der social-politischen Discussion veranlaßt hat. Sein Standpunkt ist die Feindschaft gegen den regierenden Geist unserer Zeit, den „modernen Liberalismus, den natürlichen Sohn der neuen Nationalökonomie", der seine Seele aus Manchester hat und hier allein sterblich ist. Von Haus aus erscheint indessen dieser Standpunkt als ein schielender; denn während Joerg auf der einen Seite Lassalle den „socialen Luther" nennt, obgleich er zugeben muß, daß er ein Gottesleugner war, schließt er sich auf der andern eng an den Bischof von Ketteler von Mainz an, der bekanntlich unter die Journalisten und Publicisten gegangen ist und mit einer Gewandtheit schreibt, die dem schreibfertigsten ketzerischen Literaten Ehre machen würde. Dieser Bischof kokettirt allerdings selbst etwas mit Ferdinand Lassalle, so wenig kirchliche Sympathien der jüdische und atheistische Agitator in Anspruch nehmen darf. Daß im Munde dieser stark confessionell gefärbten Partei der Ausdruck „socialer Luther" als eine Lobeserhebung angewendet wird: das zeugt doch von der chemischen Parteizersetzung, die jetzt auf allen Gebieten des deutschen Geisteslebens stattfindet. Immerhin muß sich Joerg in dem Kapitel: „Die Parteien in ihrem Verhältniß zur christlichen Moral und Offenbarung", durch einen ganzen Schraubstock von Begriffswindungen hindurcharbeiten, um nur einigermaßen einen Gegensatz zwischen dem modernen, gottlosen Liberalismus der Bourgeoisie und dem Standpunkt des Arbeiterthums zu Tage zu fördern:

> Ueberall, wo der liberale Oekonomismus den Sieg über die Geister davonträgt, wird eine eigenthümliche Weltanschauung epidemisch. Das Streben, alle Fragen der menschlichen Gesellschaft mit Ausschluß jeder höhern Ordnung oder übernatürlichen Offenbarung blos nach angeblich natürlichen und vernünftigen Gesetzen zu regeln, ertödtet den christlichen Sinn. An seine Stelle tritt eine eudämonistische Endlichkeitslehre, das materialistische Evangelium einer rein diesseitigen Religion und Moral. Darum hat die sociale Bewegung auf dem Boden des liberalen Oekonomismus stets bei entsprechenden philosophischen Systemen ihren Anschluß gesucht und gefunden: in Frankreich bei der atheistischen Lehre des Comtismus, in England bei der materialistischen des Säcularismus, in Deutschland bei der Kraft- und Stofflehre von Vogt, Moleschott und Büchner. Letzterer hat selber noch der ersten Versammlung in Frankfurt präsidirt, welche von den Socialpolitikern der Bourgeoisie gegen Lassalle abgehalten wurde, und er hat auch gegen Lassalle zur Feder gegriffen, welcher übrigens nicht weniger ein ausgesprochener Gottesleugner war als seine Gegner. In diesem Punkte sind die beiden Parteien vollkommen einverstanden.

Das ist bestimmt genug ausgesprochen; gleichwol wird weiterhin ein Unterschied zwischen der Bourgeoisie und dem Arbeiterthum festgestellt; die Arbeiter lassen sich die Dogmatik der Bourgeoisie sehr wohl gefallen, aber nicht ihre Moral:

Sie verwerfen diese Moral aufs entschiedenste, und — es ist eine merkwürdige Nemesis — sie machen derselben so ziemlich die gleichen Vorwürfe wie die, welche vom Standpunkt des christlichen Sittengesetzes, des großen Gebots der Liebe, gegen die Bourgeoisie-Moral der kalten erbarmungslosen Selbstsucht erhoben werden müssen.

Derartige gewundene Beweisführungen, welche Unterschiede herausstellen wollen, wo in Wahrheit keine vorhanden sind, wiederholen sich mehrfach in der Joerg'schen Schrift, so z. B. wo von dem directen Wahlrecht die Rede ist. Joerg geberdet sich, als ob Lassalle der Erfinder des directen Wahlrechts wäre. Nachdem dasselbe nun bei dem norddeutschen Parlament eingeführt ist, ohne den Sieg des vierten Standes zur Folge zu haben, wenngleich einer oder der andere Vertreter desselben Sitz und Stimme in ihm erhielt, gilt es wieder, feine Unterschiede in der Auffassung des directen Wahlrechts herauszugliedern:

Bei Lassalle war das allgemeine und directe Wahlrecht nur das Mittel zum Zweck der großen socialen Reform oder der Einführung einer ganz neuen Staatsidee. Durch das schrankenlose Wahlrecht gedachte er eine Mehrzahl von Vertretern des Nichtbesitzes in die Kammern zu bringen, und diese sollten dann die Staatsmittel zur Einführung einer neuen Productionsweise erzwingen. Dies ist der klare Gedanke der deutschen Socialdemokratie. Ganz anders verhalten sich die bürgerliche Demokratie und die mit ihr alliirten Socialpolitiker der Bourgeoisie zu der Frage. Sie haben keine neue Staatsidee, sondern ihnen schwebt höchstens eine neue Staatsform vor; wenn sie für das allgemeine und directe Wahlrecht eintreten, so haben sie nur die Gewinnung der Massen für diese neue Staatsform im Auge.

Unser Autor vergißt bei diesen Auseinandersetzungen, daß die demokratische Partei das directe Wahlrecht längst anerkannt, in manchen Epochen und in manchen Staaten eingeführt hatte, ehe noch an die Socialisten des jüngsten Datums zu denken war. Das directe Wahlrecht ist eine Thatsache, aus welcher jede Partei den Nutzen ziehen mag, der ihr daraus erwächst. In Preußen z. B. wird es weder den politischen Demokraten noch den Socialisten, sondern in erster Linie den Conservativen zugute kommen, indem die Bevölkerung des flachen Landes fast in allen Provinzen bei directen Wahlen weit abhängiger ist von der Bevormundung durch die Grundbesitzer, als bei indirecten. In Frankreich sind die allgemeinen directen Wahlen nur dem Napoleonismus zugute gekommen. Ihre principielle Richtigkeit ist unbedingt zuzugeben, deshalb sind sie noch lange keine Panacee im Lassalle'schen Sinne. Nur in den Fabrikdistricten können sie dem Nichtbesitz ein politisches Mandat verschaffen, in allen andern müßte erst eine gänzliche Umwälzung der Culturverhältnisse, eine bei weitem größere Verbreitung der Volksbildung stattfinden, wenn sie dasselbe Resultat haben sollten.

Ueber die Unterschiede der „Selbsthülfe" und „Staatshülfe", der Principien eines Schulze-Delitzsch und Lassalle, verbreitet sich Joerg sehr eingehend, ohne etwas Neues darüber zu sagen. Lassalle hat dieselben in seiner Streitschrift gegen Schulze mit so viel Beredsamkeit und so glänzender, oft an Sophistik streifender Dialektik erörtert, daß hier jeder weitere Excurs überflüssig ist. Uebrigens ist die Unvereinbarkeit dieser beiden Principien ein dogmatischer Aberglaube, der nur aus dem Eifer einer theoretischen Sektirerei herstammt. Lassalle hat anfangs die Verdienste Schulze's wol anerkannt; auch begegnen sich beide in den Productivassociationen. Hören wir, wie Joerg selbst die Lassalle'sche Staatshülfe erläutert:

Nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, gleichsam als oberster Lehnsherr, sollte nach ihm der Staat bei der neuen Organisation der Arbeit betheiligt sein; als die eigentlichen und directen Schöpfer dieser Organisation dachte sich Lassalle die Arbeiter selbst in ihren Vereinen. Unverkennbar hat sich dem genialen Manne hier die Idee der alten Corporationen und Ordnungen des Handwerks aufgedrängt, jener Zünfte und Gilden, deren oberster Lehnsherr der Staat war, die aber keineswegs die Creaturen des Staats waren; mitunter war es sogar umgekehrt. Es bezeugt sich in der That etwas vom specifisch germanischen Geiste und Freiheitsgefühl in dem radicalen Juden, indem er, mit der Gesammtidee des modernen Liberalismus vollständig brechend, die sociale Reform nicht von einem unmittelbaren Eingreifen des ungeheuerlichsten Staatsmoloch erwartete, sondern von selbständigen Corporationen der modernen Verkehrswelt, von den Productivassociationen, die nach seiner Ansicht nur für den Anfang, und um in hinreichender Anzahl begründet zu werden, der Beihülfe des Staats durch Kapitalvorschüsse bedürften.

Also hat Lassalle nur mittelbare Staatshülfe, aber unmittelbare Selbsthülfe gelehrt, und dadurch mit dem modernen Liberalismus gebrochen, der von dem Einschreiten des Staats alle Hülfe erwartet. Als Vertreter dieses Liberalismus wird aber gerade Schulze-Delitzsch, der Gegner der Staatshülfe, hingestellt! Welche Confusion der Begriffe! In der That, man glaubt ein Stück Kirchengeschichte zu studiren, wenn man diese Geschichte des neuen deutschen Socialismus liest. Wie sich dort die Parteien um ein i mehr oder weniger die Hälse brechen, so geschieht es auch hier. Sehr lehrreich ist in Bezug hierauf besonders das letzte Kapitel: „Der allgemeine deutsche Arbeiterverein und sein Schicksal", welches uns die Spaltungen innerhalb der Lassalle'schen Partei selbst schildert, Kämpfe der unerquicklichsten Art. Die Seleuciden und Ptolemäer des neuesten Socialismus streiten sich um die Fetzen des geistigen Reichs, welches das Genie ihres Alexander ihnen hinterlassen hat, und als Demetrius Poliorketes erscheint die Gräfin Hatzfeld, welche, nach Joerg's Darstellung, nicht mit dem Sturmbock ihre Eroberungen macht, sondern mit der Fracht des macedonischen Esels, den König Philipp in die Festungen schicken wollte.

Sehr zahlreich sind die Citate Joerg's aus den Werken der conservativen Socialpolitiker, des Justizraths Wagner, des Professors Huber in Wernigerode, des Bischofs von Ketteler in Mainz. Der letztere stellt der Geschichte der Menschheit das folgende Horoskop, das revolutionär genug klingt, da die Bedingung, die er vorausschickt, in der That als erfüllt und die hypothetische Einkleidung als müßig angesehen werden kann:

Wenn die Principien des modernen Staats, der von jeder Religion absieht und Gottesleugnung als ein Recht der Bildung betrachtet, wahr sind, dann ist das ganze Privateigenthumsrecht mit allen Gesetzen, die dasselbe reguliren, lediglich und ausschließlich ganz und gar Menschenwille, und es ist nicht einzusehen, welches gegründete Bedenken man dann erheben will, wenn die Masse der Menschen, die kein Eigenthum besitzen, einmal durch Majorität den Beschluß faßt, daß die Besitzenden ihnen einen Theil als Anleihe überlassen sollen. Recht ist dann das, was die Majorität der Kammern beschließt, und von einem unrechtmäßigen Eingriff dieses Volkswillens in das Eigenthumsrecht kann dann keine Rede mehr sein. „Vom Standpunkt der liberalen Partei und jener Wissenschaft, die im Namen der Regierung von so vielen Lehrkanzeln gelehrt wird, ist daher, was

die Gerechtigkeit der von Lassalle vorgeschlagenen Maßregeln angeht, wol sicherlich gar kein Bedenken zu erheben. Es ist vielmehr nur ein unendlich bescheidener Anfang ganz anderer Dinge, die da kommen müssen."

Nach dieser Seite hin liegen die Sympathien unsers Autors. Er selbst ist sehr zurückhaltend mit der kirchlichen Salbung — wären diese Artikel nicht in den „Historisch-politischen Blättern" erschienen, man würde ihnen kaum den Zusammenhang mit Görres und Compagnie anmerken.

6. Der Misbrauch der Nationalitätenlehre. Von Bernhard Becker. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser erörtert die Frage, ob das Nationalitätenprincip praktisch ins politische Leben verpflanzt und an die Stelle des unhaltbar gewordenen, sogenannten Gleichgewichtssystems der Heiligen Allianz gesetzt werden kann? Er beleuchtet zunächst die Rolle, welche das Nationalitätenprincip in der neuen Politik der verschiedenen europäischen Staaten gespielt hat und sucht dasselbe dann nach seinem innern Wesen festzustellen, nach seinen Kennzeichen, seiner naturwissenschaftlichen Seite und als Princip des europäischen Völkerrechts.

So unbefangen ist indessen der Verfasser nicht, wie er in der Vorrede zu seiner Schrift sich den Anschein gibt. Ohne alles Vorurtheil und unbekümmert um die widerspruchsvollen, veränderlichen Tagesmeinungen will er an seinen Gegenstand herantreten, um diesen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Der preußischen Politik sind einige der umfassendsten Kapitel des Werks gewidmet. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß die Nationalitätenlehre dem preußischen Staate zinsbar und tributpflichtig geworden sei. Doch bleibt er den Beweis hierfür schuldig. Die Eroberungen Preußens innerhalb Deutschlands berühren offenbar weder die Nationalitätenlehre noch den Misbrauch derselben. Die ausführlichen Erörterungen über die preußische Geschichte und Politik sind also eine Abweichung von dem eigentlichen Thema, welche nur aus der keineswegs unbefangenen Absicht des Verfassers erklärt werden kann, die preußische Geschichte einer scharfen Kritik zu unterwerfen. Sein Standpunkt ist dabei selbstverständlich vollkommen entgegengesetzt dem Standpunkt der Aegidi, Kreißig und der national-liberalen Historiker. Der erste Abschnitt, der sich mit Preußen beschäftigt, trägt die Ueberschrift: „Preußen und der Bonapartismus." Der Bonapartismus wird von dem Verfasser als der heimtückische Freund der Demokratie geschildert, der sich ihr anschließt, um sie zu Boden zu werfen. Für Preußen sei es nicht schwer gewesen, zum Bonapartismus überzugehen. Abgesehen davon, daß es 1807—13 seine nähere Bekanntschaft gemacht habe, lägen auch in der Geschichte seiner Politik mehrere Präcedenzfälle vor. Als ein solcher „Bonapartist" lange vor Bonaparte wird Albrecht von Brandenburg geschildert, der die Reformation einführte, um gegen Papst und Kaiser aufzutreten, den Deutschen Ritterorden, dessen Großmeister er war, aufhob und die Städte, Schlösser und Länder Preußens, die dem Orden überlassen worden waren, als sein Erbe sich aneignete. Was damals die officielle Reformation gewesen, sei jetzt die officielle oder bonapartistische Demokratie. In diesen Auseinandersetzungen liegt nichts Neues. Der Verfasser führt sie in einem spätern Kapitel: „Logik der Thatsachen aus der preußischen Geschichte", mit Anlehnung an den Pierson'schen geschichtlichen Leitfaden weiter aus, indem er die äußern Thatsachen, welche das Wachsthum der Hohenzollern'schen Macht begründeten, beleuchtet von den Streiflichtern einer moralisirenden Politik, zusammenstellt, ohne der tiefern geschichtlichen Nothwendigkeit gerecht zu werden, welche selbst engherzigen persönlichen Absichten eine ungeahnte Bedeutung für die nationale Entwickelung gibt. Interessanter als die eigenen Beobachtungen Becker's über Preußens Wachsthum und Vergrößerungspolitik, über die leitenden Maximen der preußischen Politik, deren katechismusartige Formulirung an bedenklicher Einseitigkeit leidet, ist die im achten Kapitel enthaltene Mittheilung aus einer wenig bekannten Broschüre von Lassalle: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens — eine Stimme aus der Demokratie" (Berlin 1859). Während Schulze-Delitzsch der preußischen Politik den „Großmachtskitzel austreiben" wollte, empfiehlt Lassalle ganz dieselbe Großmachtspolitik, die Bismarck später befolgte. Die betreffenden Stellen sind ein Zeichen merkwürdiger Prophetie; wir theilen sie in dem Becker'schen Auszug mit:

In dieser Schrift suchte Lassalle dreierlei zu erhärten: erstens, daß der italienische Krieg vollständig gerecht und heilig sei; zweitens, daß ein Angriffskrieg gegen Ludwig Napoleon erst dann unternommen werden dürfe, wenn Frankreich die Lombardie oder den Rhein für sich nehme, und drittens, daß Preußen nun den Einheitskrieg in Deutschland zu beginnen habe. Lassalle erblickte im italienischen Kriege die unerlaßliche Vorarbeit für die Einigung Deutschlands. Er drückte sich so aus: „Indem er (Ludwig Napoleon) die Italiener zu ihrem Kriege ermuntert und sich in seiner Proclamation verpflichtet hat, denselben nicht zu beenden, ohne die Halbinsel von Oesterreich befreit zu haben, indem er hierdurch den Ungarn die Möglichkeit gewährt, sich ihrerseits in Waffen zu erheben, was sie wol zweifelsohne spätestens während des zweiten italienischen Feldzugs vollbringen werden, vollzieht Napoleon eine wesentlich deutsche Aufgabe, beseitigt er durch die Zerstückelung Oesterreichs die reale Schwierigkeit der deutschen Einheit. Der italienische Krieg ist also nicht nur geheiligt durch alle Principien der Demokratie, er ist auch im höchsten Grade im Vortheil der deutschen Nation gelegen. Er ist das Lebensinteresse der deutschen Politik." Zufolge dieser Auffassung nun muß „Oesterreich zerschlagen, zerfetzt, zerstückt, vernichtet, zermalmt, seine Asche muß in alle vier Winde gestreut werden", weil die selbständige Weltstellung desselben die durch kein Palliativmittel zu beseitigende Ursache des deutschen Dualismus und der Unmöglichkeit der deutschen Einheit ist. Mit der Zerstückelung von Oesterreich fällt das besondere Preußen von selbst, wie der Satz mit seinem Gegensatz verschwindet. Auf vorstehende Gründe gestützt, fordert dann Lassalle Preußen zum Handeln auf. Er gebraucht die Worte: „Die einzige würdige und große, ebenso sehr in den Interessen der deutschen Nation als in denen Preußens gelegene Haltung wäre folgende Sprache Preußens: «Revidirt Napoleon die europäische Karte nach dem Princip der Nationalitäten im Süden, gut, so thun wir dasselbe im Norden. Befreit Napoleon Italien, gut, so nehmen wir Schleswig-Holstein!» Und mit dieser Proclamation unsere Heere gegen Dänemark gesendet!... Möge die preußische Regierung diesen Nationalkrieg beginnen, schnell, ohne Zaudern, allein und aus sich selbst, ohne Bundesintriguen — möge sie erst mit dem fait accompli des erklärten Kriegs vor den Bund treten.... Und wagten intriguante Cabinete eine undeutsche Gesinnung an den Tag zu legen, so wäre der Augenblick da, daran zu erinnern, daß schon einmal ein König von Preußen die feierliche Erklärung

unterschrieben hat: „Jeder deutsche Fürst, der dem Aufruf zur Befreiung des Vaterlandes nicht Folge geben wird in einem strikten Zeitraum, wird mit dem Verlust seiner Staaten bedroht werden!"

Selten hat wol ein Publicist ein Programm entworfen, welches die Folgezeit mit solcher Exactheit ausgeführt. In der That, die Bismarck'sche Politik hat dies Programm Lassalle's gleichsam vom Blatt gespielt. Wie viele müßige Constructionen haben unsere Conjecturalpolitiker in die Lüfte hinausgebaut! Auf welcher tiefen Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse beruhte die Lassalle'sche Weissagung, gegen welche die Prophezeiungen des Klosters Lehnin tief in Schatten treten. Seltsamerweise sind es aber die Schüler und Anhänger Lassalle's, welche gegen dies Programm und gegen die ihr nachhandelnde preußische Politik den eifrigsten Protest erheben; wir möchten wol den Commentar lesen, welchen Professor Wuttke, einer der begeistertsten Lassalleaner, zu diesen der Zukunft vorgreifenden Ergüssen des socialistischen Maëstro schreiben würde! Und umgekehrt sind es wieder die Anhänger von Schulze-Delitzsch, der den „preußischen Großmachtskitzel" so entschieden verurtheilte, welche in ihrer großen Mehrheit mit der neuen preußischen Politik ganz einverstanden sind. Diese wunderbaren Misch- und Spielarten der politischen Meinungen zeugen von den großartigen Umwälzungen in Deutschland, welche den alten Haushalt der Parteien verrückten. Hoffentlich gilt auch in der Politik der Darwinismus und es bildet sich aus den Kreuzungen die bessere Species heraus.

Einen selbständigen Abschnitt widmet Bernhard Becker der „preußischen Nationalität". Obgleich auch Pierson von einer solchen spricht, so muß man doch gegen diesen Begriff protestiren. Freilich Becker, der sich überhaupt gegen den Nationalitätsbegriff sträubt, mag immerhin diese sprachliche Wendung gebrauchen; nennt er doch alle diejenigen schlechte Politiker, welche mit Nationalitäten wie mit bestimmten und bekannten Größen rechnen, und den Glauben an die Nationalität des Volks Gefühlsseligkeit und Aberglauben, indem es gar keine sichern äußern, stets zutreffenden Merkmale der Nationalitäten gebe. Er protestirt sowol gegen die Sprache, welche Richard Boeckh als das Kennzeichen der Nationalität betrachtet, wie gegen die Religion, den Volksnamen, den geschichtlich nachgewiesenen Ursprung, gegen Sitte, Gebräuche und Recht, gegen Körperbeschaffenheit, kurz, gegen alles, was man bisher als die Nationalität bestimmende Merkmale aufgestellt hat. Selbst die Naturwissenschaft soll nicht im Stande gewesen sein, die Menschheit in festgegliederte Ordnungen zu zerreißen und zwischen den einzelnen Stämmen und Nationen unübersteigliche Hindernisse zu errichten.

Wenn dem Verfasser sich bei dieser chemischen Analyse in der zweiten Hälfte des Werks der Nationalitätenbegriff in blauen Dunst verflüchtigt, so bleibt es doch auffallend, wie er in der ganzen ersten Hälfte mit demselben wie mit einer festen Ziffer rechnet, z. B. nachweist, wie England im Widerspruch mit dem Nationalitätsprincip Helgoland, Jersey, Guernsey, Gibraltar und bis auf die neueste Zeit die Ionischen Inseln besessen habe; es wird der Nationalitätenknäuel im Kaiserthum Oesterreich, Rußlands Verhältniß zum Nationalitätsprincip u. s. f. ausführlich besprochen und hinterdrein die Nationalität selbst, die zunächst für eine feststehende Grundlage der Untersuchungen galt, für ein Luftgebild erklärt!

Wollte der Verfasser methodisch zu Werke gehen, so würde er sein Werk, das bei vielem Paradoxen doch auch manche treffende Wahrheit enthält, mit einer Analyse des Nationalitätsprincips begonnen und, wieviel er auch von der bisherigen Geltung desselben verflüchtigen mochte, doch das Residuum des Begriffs festgestellt haben, welches ihm als Anhalt für die weitern Auseinandersetzungen über die Bedeutung und Anwendung desselben in der gegenwärtigen europäischen Politik dienen mußte. So hat er einfach die Pferde hinter dem Wagen angespannt.

Von jeder vorausgehenden Erklärung im Stich gelassen, wissen wir daher auch nicht, was wir mit der „preußischen Nationalität" anfangen sollen. Der Verfasser protestirt dagegen, daß die Preußen zu den „reinen Deutschen" gehören. Was die sprachlichen Marken Preußens betrifft, so verweisen wir auf den Artikel Edward Kattner's in „Unsere Zeit", dem Becker manche ergänzende Notiz hätte entnehmen können. Offenbar setzt er an mehrern Stellen „Nationalität" und „Staat" vollkommen gleich:

> Auf slawischem Boden ist Preußen erst herangewachsen. Noch Friedrich II., der eigentliche Begründer Großpreußens, baute theilweise den neuen Großstaat aus slawischen Stücken. Ueber den Trümmern zweier alternder Nationalitäten und auf Unkosten derselben erstand die neue preußische „Nationalität". Diese erstarkte vorzüglich durch zwei Mittel: durch Unterhaltung und sorgliche Pflege einer bedeutenden Militärmacht und durch die Förderung der materiellen Interessen, mit Einem Worte, durch Soldaten und Geld. Letzteres war nöthig wegen der erstern.

Weiterhin heißt es:

> Für Preußen existirt blos eine preußische Nationalität. Dieselbe besteht in der eigenthümlichen Triebkraft, welche den preußischen Staat gegründet, erhalten, umgemodelt und erweitert hat. Sie ist das Resultat der Zusammenschmiedung slawischer und deutscher Elemente zu einem Staatsganzen. Wenn nun das deutsche Element, als das überwiegende, das slawische zu assimiliren sucht, so besitzt letzteres doch, wie wir oben hauptsächlich an der posenschen Bevölkerung zeigten, genug Zähigkeit und Widerstandskraft, um auf das deutsche und den ganzen Staat nicht ohne Einfluß zu bleiben. Es liegt auf der Hand, daß der preußische Staat bei vorherrschend deutschem Elemente gegen das slawische in diesem Verarbeitungsprocesse gewissermaßen eine rauhe, preußisch-deutsche Seite hervorkehren muß; allein hierdurch wird die Rückwirkung des Slawischen auf den preußischen Staat nicht aufgehoben. Ferner war aber auch, wie wir gleichfalls theilweise zeigten und wie die Geschichte lehrt, dieser Staat schon vor der Theilung Polens aus einer Mischung deutscher und litauisch-slawischer Elemente hervorgegangen. Somit repräsentirt Preußen nicht das ganze reine Deutschthum, sondern eine besondere und zwar mit fremden Elementen getrübte Erscheinung desselben.

Preußen vertritt allerdings nicht das reine Deutschthum; es umfaßt auch in den östlichen und nördlichen Provinzen eine slawische Bevölkerung, die theils sprachlich selbständig, theils mehr oder weniger germanisirt ist. Das deutsche Element ist indessen das siegreiche und übergreifende; die Differenz der Nationalitäten kommt nur in einer Provinz, in Posen, in Betracht. Eine preußische Nationalität gibt es ebenso wenig wie es eine preußische Sprache gibt, trotz der Citate aus den Eichenhainen Perkun's aus dem 16. Jahrhundert, durch welche Bern-

hard Becker den Altpreußen ihr Deutschthum streitig macht. Ein Staatsprincip und schwarzweiße Fahnen schaffen keine „Nationalität“, wie weit man immer diesen Begriff fassen möge. Deshalb ist auch die Frage müßig, ob Deutschland in Preußen oder Preußen in Deutschland aufgehen solle. Becker meint, Preußen und Deutschland decken sich nicht; der preußische Staat kann das Deutschthum blos in seiner vorhandenen Substanz absorbiren; höchstens würde also Deutschland preußisch, nicht aber Preußen deutsch. Das sind Consequenzen der freierfundenen „preußischen Nationalität“. Preußen ist allerdings kein molluskenartiger Staat, der in einer allgemeinen deutschen Gallerte aufgehen würde; es ist ein Staat von fester Gliederung und festem Staatsbewußtsein. Doch er ist und bleibt der einzige Staat, der Deutschland decken kann. Seine Nationalität ist wesentlich deutsch, deutsch seine Bildung, wie seine ganze geschichtliche Mission; er bringt kein fremdes Element in ein durch ihn geeinigtes Deutschland, dessen geistige Gegenwirkung von selbst manche Härten des preußischen Wesens abschleifen würde. Was er mitbringt, ist nur eine stahlfeste, im Feuer glorreicher Siege in zwei Jahrhunderten gehärtete Staatsform, die dem neuen Deutschland Macht und Ansehen in Europa und einen Eisenpanzer gegen die äußern Feinde sichert.

7. Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat. Von K. C. Planck. Stuttgart, Schaber. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift gehört zu den Reformatoren der Staatswissenschaft, die, wie wir aus dem Nachwort ersehen, noch nicht die gewünschte Beachtung gefunden haben. Er ist der Anwalt eines organischen Berufsstaats, den er der jetzigen bloßen Erwerbsgesellschaft und ihrem bureaukratischen Staate gegenüberstellt, und hat in mehrern Aufsätzen der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ über den bureaukratischen Staat, die moderne Gesellschaftsentwickelung u. s. f., auch in einem „Katechismus des Rechts oder Grundzüge einer Neubildung der Gesellschaft und des Staats“, für seine neue Staatslehre Propaganda gemacht. Soweit wir aus den Entwickelungen der vorliegenden Broschüre schließen können, ist die Staatstheorie Planck's nicht neu, sondern nur eine weitere Ausführung derjenigen Principien, welche bereits Hegel in seiner „Rechtsphilosophie“ aufgestellt hat. Hegel wie Planck protestiren gegen die Atomistik des politischen Liberalismus; sie verlangen ein auf ständischer Grundlage ruhendes Staatsrecht. Hegel sagt hierüber: „Der concrete Staat ist das in seine besondern Kreise gegliederte Ganze, das Mitglied des Staats ist ein Mitglied eines solchen Standes, nur in dieser seiner objectiven Bestimmung kann es im Staate in Betracht kommen.“ So verlangt auch Planck eine Gliederung der Volksvertretung nach den Berufsständen, in denen allein die volle Einsicht in ihre berufsmäßigen Aufgaben und deren Bedingungen vorhanden sei. Dennoch müsse sich auch ihre Berathung und Beschlußfassung gliedern und nicht in gleichmäßig allgemeiner Weise auf die verschiedensten Gebiete erstrecken. Ebenso protestirt Planck gegen den falschen Gegensatz der bloßen Gesetzgebung und der Verwaltung. „Dieselbe Gesammtheit, in welcher die gesetzgebende Macht liegt, ist zugleich auch die, in deren Hand die bestimmte Verwaltung der einzelnen Gebiete ruhte.“ Nach diesem Princip soll auch die Volkserziehung und das Volksschulwesen regulirt werden.

Ohne Kenntniß dieser politischen Grundsätze ist der Standpunkt nicht zu verstehen, welchen Planck in Bezug auf den „deutschen Nationalstaat“ einnimmt. Er erkennt die Thatsachen an und sucht als Consequenz der jetzigen Bewegung — den deutschen Einheitsstaat. Das Streben nach nationaler Macht und Einheit hat gesiegt. Solange indessen blos die nationale Einheit und Größe der beherrschende Zug des Ganzen bleibt, solange, meint Planck, müsse der deutsche Süden nothwendig das untergeordnete Element sein und sich als solches fühlen:

> Wir haben nun einmal unserer Natur und Geschichte zufolge nichts, was sich an nationaler Größe und Bedeutung mit dem deutschen Norden vergleichen könnte. Nur auf dem geistig universellen Gebiete deutscher Bildung und ihrer Hervorbringungen sind wir dem Norden ebenbürtig. Wie wir seit langer Zeit her nur Kleinstaaten sind, so haben wir auch der nationalen That, die Preußen schon in den Freiheitskämpfen vollbracht hat, und dem ersten bedeutungs- und ahnungsvollen Aufschwung, den es unter Friedrich dem Großen nahm, nichts Gleiches gegenüberzustellen. Außerdem sind wir auch noch Binnenländer und müssen auch hier wieder die großartigere Entwickelung, die sich an die See knüpft, zunächst Preußen und dem Norden überlassen. Andere Nationen, wie Frankreich, Italien, England sind in dieser Beziehung schon durch ihre natürliche Lage gleichmäßiger angelegt. Es ist also eine ganz nothwendige und natürliche Consequenz, daß in einer Zeit des rein nationalen Strebens Preußen und der Norden die Führung übernahm, und indem er dabei militärisch wie politisch obgesiegt hat, so hat er vollends den Süden von sich abhängig gemacht.

Doch in diesem ausschließlichen nationalen Streben sucht Planck etwas Gewaltsames, äußerlich Mechanisches und Unfreies:

> Eine große nationale Zukunft ist es, die nach jahrhundertelanger Zerrissenheit und Schwäche sich vor uns aufthut. Denn kein Einsichtiger kann ja daran zweifeln, daß die Einheit, die jetzt in dem Norddeutschen Bunde festgestellt ist, bald auch vollends über den Süden sich ausbreiten und dann ein großes und mächtiges, von neuem Bewußtsein getragenes Ganzes dem Ausland gegenüberstehen wird. Und dennoch so wenig von wirklicher Begeisterung, so vielfach nur tiefer Unmuth oder ein resignirtes Hinnehmen des unvermeidlich gewordenen Gangs der Dinge? Denn mag man uns noch so oft sagen, daß in dieser jetzigen Bewegung alles von dem weitern Fortgange zu erwarten sei, daß sie hierin das rechte Widerspiel zu der unreifen und unklaren Aufregung des Jahres 1848 sei, und einen ganz andern sicherern Grund gelegt habe als diese — das ist doch nimmer wegzubringen, daß diejenige Einheit, die so begonnen hat, die in ihrem Anfange noch mit Gefühlen des Abscheus gemischt ist, noch nicht die wahre und letzte sein kann und mit aller äußern Größe noch nicht die bleibende innere Befriedigung bringen wird. Ist doch in ihr auch von dem durchaus nichts enthalten, was wir in unserer ganzen frühern Geschichte als das Größte betrachten müssen, von einem neuen und schaffenden Principe, das die Geister ergreift, und das neue Bahnen der allgemeinen Bildung, sei es nun in Staat und Gesellschaft, oder in Religion, Wissenschaft und Kunst eröffnet! Und am tiefsten müssen der Natur der Sache nach wir Süddeutschen es empfinden, wie viel auch innerhalb dieser Einheit uns noch fehlen wird.

Das Fehlende soll eben der Süden ergänzen; er soll durch die „innerliche Weiterbildung des rechtlich-bürgerlichen Bewußtseins des Lebens auch der nationalen Einheit erst ihre freie und würdige Form, ihre wahre Weihe geben“. Die geistige Cultur des Südens soll, ähnlich wie

der besiegte Hellenismus das Römerthum, das siegreiche Borussenthum mit tieferm geistigen Inhalt erfüllen. Im Sinn des Verfassers aber hat der Süden die Mission, die Theorie desselben vom Berufsstaat zu verwirklichen und den einförmigen Bann des Militärstaats zu brechen. Er stellt dem Nationalstaat noch große geschichtliche Aufgaben; doch sein endliches Ziel — bleibt der Berufsstaat.

Das Urtheil über die Planck'sche Schrift, die im übrigen durchaus objectiv und gemäßigt gehalten ist, hängt davon ab, wie man sich zu seiner, hier doch nur in allgemeinen Umrissen angedeuteten Staatstheorie verhält. Uns erscheint dieselbe stark mittelalterlich und im Widerspruch mit dem ganzen Zug der Entwickelung, der die Zeit charakterisirt. Möglich, daß sich neue Formen der Gemeinschaft finden, welche sich wie kleinere concentrische Kreise in den großen Kreis des modernen Staats einschieben; eine Rückkehr zum corporativen Ständewesen des Mittelalters wird keine Panacee sein, welche die Zukunft in Anwendung bringt.

8. Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die würtembergische Freiheit. Von R. Römer. Dritter Abdruck. Tübingen, Laupp. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser vertheidigt gegen die süddeutschen Föderalisten und Ultramontanen die Herstellung des deutschen Staats durch den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund. Diese Vertheidigung ist eine durchaus sachliche. Römer analysirt die Verfassung des Norddeutschen Bundes und vergleicht damit die süddeutsche, namentlich die würtembergische Freiheit. Zunächst weist er darauf hin, daß die Verfassung des Norddeutschen Bundes diesem gar kein Gesetzgebungsrecht auf dem Gebiet des Verfassungslebens der Einzelstaaten einräumt, sondern dieses Gebiet ausschließlich der Gesetzgebung der Einzelstaaten überläßt, sodaß die würtembergische Freiheit nicht in Gefahr kommt. Dann fügt er hinzu, daß ein Gut nur derjenige verlieren kann, der es hat, die Würtemberger aber nur sehr geringe Freiheiten haben, deshalb auch nur sehr wenig Freiheit verlieren können. Das Wahlgesetz ist weit unfreier als das des Norddeutschen Bundes; die Stände haben das Budgetrecht nicht, das dem Reichstag ohne Beschränkung eingeräumt ist; der Schutz der Person ist in Würtemberg gleich null, die Gesetzgebung über die Presse mangelhaft, die Preßfreiheit wesentlich beschränkt, das politische Vereinsrecht verneint durch die Befugniß der Regierung, jede unter bestimmten Vereinsformen oder Satzungen eingegangene politische Verbindung „wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung" zu verbieten; die Administrativjustiz hat eine Ausdehnung wie nirgends, und durch den §. 89 der würtembergischen Verfassungsurkunde, wonach der König das Recht hat, „in dringenden Fällen zur Sicherheit des Staats das Nöthige vorzukehren", ist dem letztern eine ganz unumschränkte Dictatur aufgelegt. Die Freiheit sei also kein Gut der Würtemberger, sondern müsse von ihnen erst errungen werden, und zwar im Verein mit dem Norddeutschen Bunde. Ein deutscher Reichstag werde sicher die Freiheit erringen, die Deutschland braucht und will. Dann beweist der Verfasser noch, daß nach dem Artikel 4 des prager Friedensvertrags Oesterreich kein Recht der Einsprache gegen den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund habe. Dieser Artikel handle nur von dem Südbund, welcher nicht zu Stande gekommen sei: ein Verdienst, das dem Großherzog von Baden zugeschrieben wird. Frankreich hat gar kein Recht des Einspruchs, es ist nicht Mitcontrahent; es ist tiefe sittliche Gesunkenheit, wenn Deutsche sich bemühen, ein Recht der Einsprache in die deutschen Angelegenheiten für das Ausland aufzufinden. Die Beweisführung Römer's ist strict, präcis, im ganzen unwiderleglich. Es gibt nur einen Standpunkt, der sich dagegen aufrecht halten kann — das ist der politische Pessimismus, der geheimste Hintergedanke süddeutscher Freiheitsbegeisterung.

9. Nationalität und Freiheit. Eine Widerlegung des Buchs: „Deutschland nach dem Kriege 1866. Von Wilhelm Emanuel von Ketteler, Bischof von Mainz". Landsberg a. d. W., Schaeffer und Comp. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Ketteler's Schrift verurtheilt den Krieg des Jahres 1866 auf das entschiedenste. Der Bischof erkennt die Thaten Preußens nur an als „eine schmerzliche Zulassung Gottes"; das Verfahren Preußens als „eine Politik der Interessen und nicht eine Politik der Wahrheit und Gerechtigkeit". Ihm erscheint der Krieg von 1866 „verwerflich", „ein Sieg der schlechten Theorien" u. s. w. Der Verfasser der obenstehenden Schrift schickt seiner Polemik gegen Bischof Ketteler eine Art von Geschichtsphilosophie voraus, welche allerdings etwas zu weit ausholt, um den „Bewunderer des Mittelalters", den Gegner der absoluten Wissenschaften und des absoluten Staats zu widerlegen. Im ganzen kann man mit seiner Beweisführung einverstanden sein. Gegen Principien indeß, die der modernen Wissenschaft und Staatsidee so diametral entgegenstehen, anzukämpfen, ist ein undankbares Bemühen, da die Männer der Kirche sich gewiß nicht überzeugen lassen, die profane Welt aber derartiger Beweise nicht bedarf.

10. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutschen Staatsmann. Darmstadt, Zernin. 1867. 8. 10 Ngr.

Wie wir aus der Vorrede ersehen, ist der Verfasser dieser „Tagebuchblätter" bereits verstorben; der Herausgeber hielt es für eine Pflicht, vorhandene Materialien zur Geschichte einer so interessanten Zeit wie die des Sommers 1866 nicht zu unterdrücken. Die Aufzeichnungen sind aus Frankfurt datirt, wo der deutsche Staatsmann sich damals aufhielt, und enthalten theils Betrachtungen über die allgemeinen deutschen Ereignisse, theils Schilderungen der Begebenheiten in Frankfurt selbst. „La terreur prussienne" spielt hierbei eine große Rolle. Der Verfasser selbst steht eher auf dem preußenfeindlichen Standpunkte; doch befleißigt er sich wenigstens einer möglichst unbefangenen Kritik und bestrebt sich, die unabänderlichen Thatsachen zu acceptiren. In dem Austritt Preußens aus dem Bund nach dem Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866 erblickt der Verfasser einen „factischen Bundesbruch", während jener Beschluß selbst doch ganz aus der Competenz des Bundes herausfiel. Im einzelnen enthalten die Blätter manche pikante Mittheilung, wozu wir indeß die Spöttelei über des Grafen Bismarck „dickes Fell" bei Gelegenheit des Blind'schen Attentats nicht rechnen. In der Parole Bismarck's: „Blut und Eisen", sieht der

deutsche Staatsmann einen „sonderbaren Zweck der menschlichen Existenz". Doch sprach der preußische Minister nicht davon, sondern von einem politischen Gewaltmittel zum Zerhauen des unlösbar verstrickten Knotens der deutschen Verhältnisse. Die Annexionen, wie sie ausgeführt worden sind, hält unser Staatsmann für einen Fehler. „Entweder keine Scholle, oder ganz Norddeutschland" ist sein Princip; dabei wird der bekannte Witz von den „Preußen erster und zweiter Klasse" zu Tode gehetzt.

11. Der Geist der neuesten preußischen Regierung und ihrer Gegner, gemessen an dem Geiste des alten und des neuen Rom, von F. Koch, preußischer Wahlmann. Erster Theil: Pietät. Neuwied, Heuser. 1867. 8. 5 Ngr.

Der Titel dieser Schrift mag einiges Bedenken erregen durch die Ankündigung einer so gewagten Parallele; Bedenken, welche durch die Widmung jedenfalls nicht vermindert werden. Diese Widmung lautet: „Dem Andenken der Macht des erfindungsreichen und vielerduldenden Idomeneus, Königs von Kreta, und seines pfeilkundigen Dieners Meriones, gewidmet mit classischem Respect von dem Verfasser." Es folgt noch als Motto das bekannte Quos ego mit der Unterschrift: „Neptunus, Gott a. D." Tendenz des Werks und zugleich eine Stilprobe geben die folgenden Sätze:

Wenn wir von dem Geist der neuesten preußischen Regierungspolitik und ihrer Gegner reden wollen, gemessen an dem Geist des alten und des neuen Rom: so stellen wir uns damit die Aufgabe, die geistigsten Potenzen auf letzterer Seite: Pietät, Rechtssinn, Religiosität in eingehende Erwägung zu ziehen. Die Festhaltung dieses Grundgedankens soll die Regel dieser Arbeit sein. Da Regeln aber vestalischen Jungfrauen zu vergleichen sind, durch die Rom vermittels Ausnahmen bevölkert werden mußte, soll hiermit die Andeutung gegeben werden, daß dies zunächst von uns ergriffene Maß nicht das höchste ist, das seine Anwendung hier finden könnte. Im Gegentheil, auch Rom selbst, das lange genug gestanden hat, seit die Vestalin Rhea Sylvia ihr Keuschheitsgelübde verletzt hat, hat, wie jedes andere Reich, noch ein höheres Maß, das ihm in dem echten jesajanischen Jungfrauensohne gegeben ist, welcher zum Fels wird dem, der auf ihn fällt, und zum Mühlstein dem, der gegen seinen drohenden Heransturz keine Vorkehrungen trifft, damit er nicht durch denselben zermalmt werde.

Unser gelehrter Wahlmann hat das Lassalle'sche Erbrecht studirt, dessen genialer Grundanschauung er die gebührende Anerkennung zollt. Ihm zufolge ist interesselose Willensidentität des Erben mit dem Erblasser der Mittelpunkt des alten römischen Erbthums. Hier thut sich für den Verfasser eine ausgiebige Parallele auf zwischen dieser römischen Grundidee und der Geschichte der Hohenzollern, die er mit unerschrockenem Behagen ausführt und mit den folgenden Worten einleitet:

Die spartanische Kriegernatur, die das preußische Volk mit dem römischen gemein hat, gibt uns den Anstoß, auch nach der Seite des alten römischen Erbrechts und der damit auf das engste verbundenen Pietät, nach einer Parallele im Genius dieses Volks und seiner Fürsten zu suchen. Wir können und müssen den preiswürdigen Stamm der Hohenzollern, nach den Grundanschauungen des römischen Erbrechts, als Erben im strengsten Sinne des altrömischen Civilerbrechts, d. h. als geistige Willensperpetuirer der Willensintentionen ihrer Vorfahren, mit deren Sacris Verbindlichkeiten und Schulden sie sich belasten, indem die testamentifactio derselben, um mit Papinian zu reden, nicht privati juris ihres Familienrechts, sondern vielmehr publici, und zwar nicht blos Borussorum, sed etiam Germanorum ist, betrachten.

Am Schluß erhalten wir Mittheilungen aus einer kleinen Dichtung des Verfassers: „Vom Fels zum Meer" oder „Borussia Tritonis", welches in gereimten, aber auf mannichfach wechselnden Füßen einherlaufenden Odenstrophen abgefaßt ist und in welchem der folgende Vers vorkommt:

Bau deine Festen und vermehr' die Bataillone,
Ganz recht, ganz recht,
Das ist gewiß nicht schlecht,
Doch fehlen Schiffe, bleibst du immer — Ohne.

Bei der Oberflächlichkeit, mit der die Tagespolitik in der Regel behandelt wird, muß hier die Fülle von Gelehrsamkeit Staunen erregen, die den Idomeneus, Neptun, Papinian und die Vestalischen Jungfrauen mobil macht, um die gute Sache Preußens zu vertreten. Wir fürchten, daß die Welt undankbar genug sein wird, diesen Aufwand gelehrter Kenntnisse für überflüssig und verwirrend zu halten.

Alfred Tennyson's „Enoch Arden" in zwei deutschen Uebertragungen.

1. Enoch Arden. Aus dem Englischen von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Robert Waldmüller (E. Duboc). Hamburg, Grüning. 1868. 16. 12 Ngr.
2. Enoch Arden. Von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen von Robert Schellwien. Quedlinburg, Huch. 1867. 16. 15 Ngr.

„Enoch Arden", jene reizende und tief ergreifende poetische Erzählung von Alfred Tennyson, welche sich in England einer so allgemeinen Beliebtheit erfreut, daß sie beinahe das Eigenthum jeder Familie ausmacht, ist neuerdings von zwei Autoren kurz nacheinander ins Deutsche übersetzt worden, nämlich von Robert Waldmüller (Edouard Duboc) und Schellwien.

Daß das Gedicht eine so angelegentliche Bemühung der deutschen Literatur verdient, das dürfte außer allem Zweifel sein. „Enoch Arden" ist ein kleines Epos von so hinreißender psychologischer Wahrheit, von so dramatischer Lebendigkeit und Spannung, daß sich kein Leser der bessern Art seiner Wirkung zu entziehen im Stande sein wird. Es fesselt durch seine solide, gediegene Darstellung ebenso sehr, wie durch seinen Inhalt, der uns einen auf dem Ocean verschollenen Seemann vorführt, welcher, nach langen Jahren heimkehrend, sein zurückgelassenes Weib als Gattin eines Jugendfreundes wiederfindet und, um diesen und jene nicht unglücklich zu machen, sich entsagend in das qualvolle Dunkel seines Elends hüllt, bis ein mitleidiger Tod ihn erlöst.

Von den beiden genannten Uebersetzungen dürfte die von Robert Waldmüller entschieden den Vorzug verdienen, da sie nicht nur in der Form gewandter und glücklicher, sondern auch vollständiger und genauer übersetzt ist. Ein paar Beispiele mögen das belegen.

Robert Waldmüller's Jamben lauten in der Schilderung

des Zustandes von Enoch Arden, nachdem er sein ehemaliges Weib an der Seite ihres neuen Gatten gesehen, folgendermaßen:

So wandt' er sich denn leise wie ein Dieb,
Damit nicht unter ihm der Kiespfad knirsche,
Und dann, sich an der Mauer weiter tastend,
Daß er nicht stolpre und gefunden werde,
Kroch er ans Thor zurück, und klinkt' es auf
Und wieder zu, behutsam wie die Thür
In einem Krankenzimmer, und nun stand
Er draußen auf der Heide.
Auf die Knie
Dort wollt' er sinken, doch sie waren schwach,
Sodaß er auf das Antlitz fiel, die Finger
Der feuchten Erd' eindrückend im Gebet.

Schellwien gibt als Jamben auch folgende Sätze:

Und liebkoste es zärtlich —
Zu sprechen aber von seinem Plan zu Anna —
Bis in der letzten Senkung das Segel verschwand —
Sodann an einem goldnen Abend im Herbst —
Großen und kleinen, ins Haselholz nach Nüssen.

Während Waldmüller jedes Wort der englischen Dichtung übersetzt und ihm in seiner Uebersetzung zu seinem Recht verhilft, läßt Schellwien ganze Stellen aus, weil sie ihm wahrscheinlich unverständlich oder zu schwierig waren. So fehlt z. B. in der Schellwien'schen Uebersetzung das nachstehend gesperrt Gedruckte ganz:

Just where the prone edge of the word began
To feather toward the hollow...

From his tall mill, that whistled on the waste etc.

Daß Schellwien manches vollständig falsch verstanden und im Sinne verfehlt hat, mag sich aus nachfolgenden Proben und Zusammenstellungen mit dem Waldmüller'schen Text ergeben:

It chanced one evening —
Dies änderte sich eines Abends (statt: „es begab sich").
At last one night it chanced —
Endlich trat ein Wechsel
In einer Nacht ein (statt: „es begab sich").

Es ist also hier to chance mit to change verwechselt. The ghostly „wall", nämlich: die gespenstische „Küste", wird bei Schellwien zum „gespenst'gen (Schiffs-) Bord".

Keep a clean hearth and a clear fire to me —

lautet bei Schellwien:

Bewahr im reinen Herzen treue Liebe —

bei Waldmüller:

Hüte
Für mich auf reinem Herd ein freundlich Feuer.

Schellwien hat in diesem Falle hearth für heart genommen. Full-sailor lautet bei Schellwien: „ein ganzer Seemann", statt: „Vollmatrose". „Peacock-yewtree" gibt er kurzweg als „Taxusbaum", statt: „der Pfau aus (beschnittenem) Taxus". „Morrow", tags darauf, heißt bei Schellwien „der Morgen". A „limb" was broken (Glied) wird mit „gebrochenem Bein" übersetzt. „Danish barrow" (Hünengrab) wird zu „dänischem Vieh".

Let them come,
I am their father; but she must not come —

heißt bei Schellwien:

Laß
Sie kommen, doch sie kommen besser nicht —

bei Waldmüller:

Mögen sie mich sehen,
Ich bin ihr Vater. Aber sie soll nicht,
Sie soll nicht kommen.

Faint as a figure seen in early dawn
Down at the far end of an avenue,
Going we know not where —

lautet bei Schellwien:

Eine Gestalt, gesehn in früher Dämmrung
Am fernen Ende einer Lichtung, die
Schwindet in unbekannte Ferne —

bei Waldmüller:

Undeutlich, wie im frühen Morgengrauen
Ein Menschenbild, das fern, an eines Baumgangs
Entlegnem Ende, unserm Blick entschwindet,
Wohin? Wir wissen's nicht.

Diese Anführungen und Vergleiche werden sicherlich genügen, um der Lesewelt zu beweisen, daß Waldmüller's Verdeutschung von Tennyson's „Enoch Arden" vor der von Schellwien den Vorrang verdient, wenn wir letzterm guten Willen und eifrige Beflissenheit bei seiner Unternehmung auch keineswegs ableugnen wollen.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von Gustav Kühne's Roman „Die Freimaurer, eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert" liegt eine zweite verbesserte Auflage vor (3 Bde., Leipzig, Denicke). Wir weisen auf die eingehende Beurtheilung zurück, welche Adolf Zeising über diesen gediegenen und feinsinnigen Roman bald nach seinem Erscheinen in Nr. 6 d. Bl. f. 1855 veröffentlicht hat.

Karl Gutzkow's Roman „Hohenschwangau" (Leipzig, Brockhaus) ist jetzt im Manuscript vollendet. Sobald er im Druck vollständig vorliegt, werden wir auf dieses umfassende Culturgemälde der Reformationszeit eingehend zurückkommen.

Die Autobiographie des amerikanischen Sehers und Verkündigers der „Harmonischen Philosophie", Andrew Jackson Davis, ist unter dem Titel: „Der Zauberstab", in einer Uebersetzung von Gregor Konstantin Wittig erschienen (Leipzig, Wagner). Die Uebersetzung ist nach der echten amerikanisch-englischen Ausgabe ausgeführt, ein Beweis, welche große Anhängerschaft der „Spi itismus" in Nordamerika gefunden hat. Das Vorwort zu dem Werk hat diesmal der Verleger, J. S. Brown, geschrieben — wir wissen nicht, ob dies in Amerika allgemeine Sitte ist, in Deutschland schreiben die Verleger blos die Inserate und Prospecten. Es finden sich in dieser Vorrede die folgenden pikanten Stellen: „Wir legen dies Buch achtungsvoll dem Publikum vor als eine fast beispiellose Lebensbeschreibung, die dabei ganz authentisch und unwiderleglich ist. Viele wundervolle Ereignisse, welche mit der psychologischen Entwickelung des Herrn Davis verknüpft sind, werden in diesem Buche das erste mal veröffentlicht, und das Geheimniß seiner außerordentlichen Gabe wird auf eine neue und höchst befriedigende Weise erklärt und begründet. Wir übergeben es auch in dem Glauben, daß seine Seiten mit reinen Empfindungen erfüllt sind, welche mit Vortheil von Aeltern und Kindern, Lehrern und Schülern, Reformatoren und Philosophen gelesen werden können. In der That, bei aller schuldigen Achtung vor den Ansichten fähiger Kritiker und Gelehrten (deren Urtheile über dieses Werk noch ausgesprochen werden sollen) nehmen wir uns die Freiheit, unsere Meinung dahin

auszudrücken, daß jede Klasse von Lesern bei seiner Durchlesung nicht blos von dem einfachen Pathos und der dramatischen Romantik, welche jede Seite durchziehen, ergötzt, sondern auch mit klarern Ansichten und edlern Zwecken erfüllt werden wird.“ Das Bild des Autobiographen zeigt einen noch jungen Mann mit wohlgepflegtem langem Haupthaar und Vollbart, einer Brille und einem gewissen ätherischen Ausdruck in den feinen Gesichtszügen.

Die literarische Statistik macht Fortschritte; sie begnügt sich nicht mehr mit der Zahlenangabe der im Druck erschienenen Verlagswerke und der Klassification derselben nach verschiedenen Fächern; sie will jetzt gleichsam das Gras der Production wachsen hören und zieht auch die den Verlegern angebotenen Manuscripte, mögen sie nun im Druck erschienen sein oder nicht, in den Kreis ihrer Berechnungen. Johann Bloch in Berlin fordert in seinem „Centralblatt für den gesammten Preßverkehr Deutschlands“ die Verleger von Büchern und Zeitungen, sowie die Zeitungsredactionen zur Uebersendung der betreffenden Materialien auf, durch welche eine vergleichende Statistik der buchhändlerischen Production und Consumtion ermöglicht würde. Folgende Punkte sollen in den Angaben, zunächst für das Jahr 1867, berücksichtigt werden: 1) Angabe der Titel der in Deutschland während eines Kalenderjahrs angebotenen Manuscripte; 2) Beruf oder Stand des Verfassers; 3) Staat oder Provinz, denen der letztere angehört; 4) Zahl der angenommenen und abgelehnten Manuscripte. Bei der unermüdlichen Beflissenheit der Autoren, ihre Werke an den Mann zu bringen, wird es häufig vorkommen, daß dasselbe Manuscript von elf Buchhändlern abgelehnt und erst von dem zwölften angenommen worden ist. Das würde jedenfalls etwas Verwirrung in das statistische Conto bringen. Auch zweifeln wir, daß alle Verleger die abgelehnten Manuscripte mit Sorgfalt notirt haben. Ueberhaupt glauben wir, daß diese Statistik zu tief in die Cabinetsgeheimnisse der Literatur eingreift. Ein Autor, der sein Manuscript einem Verleger einreicht, gibt allerdings die unzweideutige Absicht kund, vor die Oeffentlichkeit zu treten, er macht sich gleichsam eines conatus schuldig. Dennoch hat er das ganze crimen nicht begangen und dürfte wol dagegen protestiren, mit seinen Privatarbeiten an die große Glocke der Statistik gehängt zu werden. Ebenso würde mancher Dichter ein Recht haben, gegen die Bekanntmachung der zahlreichen Körbe, mit denen die deutschen Verleger der Reihe nach seine Lyrik heimgesendet, Protest einzulegen.

Bibliographie.

Bischof II., C., Geschichte der Schöpfung und andere naturhistorische Gegenstände. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 15 Ngr.

Blankenburg, H., Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. 2te Hälfte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bölte, Amely, Prinzessin Wilhelmine von Preußen. Historischer Roman. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der deutsche Michael. Historischer Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Buff, H., Ueber den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften. Ein Vortrag. Gießen, Ricker. Gr. 8. 6 Ngr.

Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866 (von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen). Berlin, Voß. Gr. 16. 7½ Ngr.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. Wittenberg, Koelling. Gr. 8. 15 Ngr.

Gaedechens, C. F., Geschichte des Hamburger Rathhauses. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des J. M. Lappenberg bearbeitet. Herausgegeben von dem Verein für hamburgische Geschichte. Hamburg, Mauke Söhne. 1867. Gr. 4. 2 Thlr.

Geschichte des Königreichs Hannover von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Dem Volke wahrheitsgetreu erzählt. 1ste Lief. Leipzig, Minde. 8. 3 Ngr.

Giesebrecht, L., Schillers Bild in Stuttgart. Ein Vortrag, im Frauenverein der Gustav-Adolf-Stiftung gehalten. Stettin, v. der Nahmer. 8. 5 Ngr.

Giefers, W. E., Römerspuren an der Lippe, aufgedeckt von den Herren F. W. Schmidt, Freih. v. Zuydtwyck, L. Hölzermann und F. Hülsenbeck. Paderborn, Junfermann. 8. 2½ Ngr.

Grothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. 4ter Bd.: Onkel Dickchen. Theater-Roman. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.

Ginal, J. N., Der Opfertod Jesu, nach dem Berichte der vier Evangelisten erklärt und betrachtet. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Hahn, L., Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik 1866—1867. Sammlung amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen, von der Schleswig-Holsteinschen Krisis bis zur Gründung des Zoll-Parlaments. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, C., Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. 3ter Bd. Die Versuche zum Aufbau einer neuen Weltordnung auf dem Boden des Abfalls von 1800 bis 1866. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hoffmann, F., Ansprache an die Verehrer und Freunde der Baader'schen Philosophie in den Staaten Europas und vereinigten Staaten Amerikas. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jacoby, J., Das Ziel der deutschen Volkspartei. Rede, vor seinen Berliner Wählern am 30. Januar 1868. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Jaensch, B., Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung von Jos. Lukas, beurtheilt und gewürdigt. Regensburg, Manz. 8. 6 Ngr.

Köster, H., König Wilhelm und sein Heer, in Gedichten. Berlin, Hertz. 8. 8 Ngr.

Ilowaisky, D., Kurzgefaßte Geschichte des russischen Reichs, mit vorzugsweiser Berücksichtigung der innern Zustände. Nach der 7ten Aufl. der „Краткіе очерки Русской Исторіи“, mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von A. v. Fabricius. Reval, Kluge. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jocham, M., Jos. Ant. Gehr, Domkapitular in Augsburg. Ein Lebensbild. Augsburg, Kollmann. 1867. 12. 10 Ngr.

Kleinsteuber, H., Das Geheimniß der Schatulle. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr.

Lambert, C. M., Die ältere Geschichte und Verfassung der Stadt Erfurt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Städtewesens im Mittelalter. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 26 Ngr.

Langenberg, E., Adolph Diesterweg. Sein Leben und seine Schriften. Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben. 2ter Thl. Diesterweg in Berlin. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 18 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Die conservative Sociallehre. Mittelst Erörterungen von Tagesfragen erläutert. 1stes Heft. Die Concurrenz und die Gliederung der Staaten. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 15 Ngr.

Leixner-Grünberg, Gedichte. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 16 Ngr.

Lippe-Weissenfeld, E. Graf, Fridericus Rex und sein Heer. Ein Stück preussischer Armeegeschichte. Berlin, Voss. Gr. 8. 20 Ngr.

Dr. Friedrich Locher. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 9 Ngr.

Lubojatzky, F., Die Tochter des Eierkönigs. Historischer Roman. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lundeburg, A., Bilder aus meiner Praxis. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines schwedischen Arztes. Deutsch von A. Kretzschmar. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Deutsche Männer. Bilder aus der Geschichte des deutschen Volkes. In 20 Lief. 1ste und 2te Lief. Teschen, Prochaska. Lex.-8. à 3 Ngr.

Marlitt, E., Das Geheimniß der alten Mamsell. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 2 Thlr.

Monatschrift für Forschung und Kritik im Bereich der drei weltlichen Facultäten. Organ der Cogitanten-Akademie. Herausgegeben und redigirt von E. Loewenthal. Jahrgang 1868. 12 Hefte. Dresden. Gr. 8. Vierteljährlich 1 Thlr.

Mühlbach, Louise, Geschichtsbilder. Historische Novellen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, O., Die zwei Krüglein. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mund, C. D., Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. Fortsetzung der Erlebnisse eines Arztes. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Naschér, S., Die Sentenz bei Juden und Arabern. Eine vergleichende Studie. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oser, F., Theodor Meyer-Merian. Literarische Skizze. Basel, Schweighauser. 16. 5 Ngr.

Otto, F., Ernst Wilh. Arnoldi, der „Vater des deutschen Versicherungswesens“. Lebensbild eines deutschen Kaufmanns und Patrioten aus der 1sten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 10 Ngr.

Pentameron, Bilder aus Rußland und dem Kaukasus von Lermontoff, Druschinin, Gologoff, Michaileff und Gogol. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ransonnet, Baron E. v., Ceylon. Skizzen seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens in den Ebenen und Hochgebirgen und Untersuchungen des Meeresgrundes mit der Taucherglocke nahe der Küste. Vollständig in 20 Lieferungen. 1ste Lief. Braunschweig, Westermann. Fol. 15 Ngr.

Scherr, J., Das Trauerspiel in Mexiko. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwalb, M., Der alte und der neue Glaube an Christus. Ein Vortrag. Bremen, Gesenius. 16. 5 Ngr.

Senff, C., Wider das moderne Parteiwesen im Lehrerstande. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Staats-Archiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. In fortlaufenden monatlichen Heften herausgegeben von L. K. Aegidi und A. Klauhold. Jahrgang 1868. 12 Hefte. Hamburg, O. Meissner. Lex.-8. 5 Thlr.

Strom, M., Ist der Mensch ein Thier? Aachen, Jacobi u. Comp. 1867. Lex.-8. 5 Ngr.

Süddeutschland, zunächst Bayern, und der norddeutsche Bund. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 4 Ngr.

Töppen, M., Antiquarische Aufsätze zur Geschichte Preußens. Danzig, Bertling. Gr. 8. 15 Ngr.

Trollope, Frances Eleanor, Mabel's Laufbahn. Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 2 Bde. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von der Volsenz. I. Same und Frucht. Ein Mahnwort an's Christenvolk. II. Reißt doch die Schule von der Kirche los! Linz, Danner. 8. 10 Ngr.

Weilen, J., Dramatische Dichtungen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Hartleben. Gr. 16. à 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1868.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue Gedichte.

1. Auf der Scholle. Elegien von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 1867. 8. 15 Ngr.

Diese Elegien sind Gedankendichtungen in der Form von Distichen und entsprechen daher dem Begriff der Elegie in jener weitern Fassung, wie sie von der Poetik der Gegenwart festgehalten werden sollte. Man könnte sie indeß ebenso gut Idyllen nennen; denn sie sind aus dem Vollgefühl des Familienglücks herausgedichtet und von diesem Mittelpunkt aus werden die Radien des Gedankens weit hinausgezogen nach allen Seiten.

Uns ist Stephan Milow bereits aus seinen „Gedichten" als sinniger Poet bekannt. Sein Denken und Empfinden ist klar und gesund, und er weiß ihm einen bestimmten, meist von rhythmischem Taktgefühl getragenen Ausdruck zu geben. Nicht immer zwar erreicht er die gleiche Prägnanz, oft schleichen sich mattere Wiederholungen ein; auch unter diesen 50 Elegien finden sich einzelne, die uns nur die abgeschwächte Spiegelung eines früher mit mehr Schärfe ausgeprägten Gedankens zeigen. Doch in den gelungenen Gedichten zeigt sich männlicher Sinn, dichterische Wärme und ein edler, die Form beherrschender Schwung, sodaß wir durch dieselben reichlich für diese oder jene Elegie entschädigt werden, welche des harmonischen Zusammenklangs von Form und Inhalt entbehrt. Gern folgen wir den Gedankengängen des Dichters, welche zunächst Weib und Kind in anmuthiger Naturumgebung besingen, dann aber über das Verhältniß des einzelnen zur Welt und zu Gott, über Krieg und Frieden, Völkerfreiheit, das Los der Menschheit sich in weitergreifenden Reflexionen ergehen:

> Wie nur kommt es? Ich dachte, dem lärmenden Leben entflohen,
> Heimlich zu singen das Glück, welches die Liebe gewährt;
> Weib und Kind nur wollt' ich im Lied still jubelnd umfangen,
> Doch der umfriedete Kreis wuchs ins Unendliche mir.

Milow beginnt mit der Darstellung idyllischen Vollglücks:

> Komm, hier quillt die Natur! Durch schützend verschlungene Zweige
> Dringet so viel nur des Lichts, daß es dich lieblich verklärt.
> Hier laß fröhlich uns sitzen, den lieblichen schlafenden Knaben
> Lulle du sanft im Schos, bis er zum Schlummer erwacht.
> Blüten des Windlings schwanken erglühend ob unseren Häuptern,
> Süßen, berauschenden Duft fächelt ein Lüftchen uns zu;
> Fliegen umschwärmen uns glitzernd, es zwitschert ein Vogel im Buschwerk,
> Sieh, die ganze Natur dränget zu uns sich heran!
> Innig erbebt uns die Seele, es suchen sich unsere Lippen,
> Ueber dem schlafenden Kind wölben zum Kusse wir uns.
> Glückliches Los, in der traulichen Enge des eignen Besitzes,
> Mit den Geliebten vereint, Dauerndes stille zu baun!

Doch in dies Glück hinein dringt ferner Kriegslärm:

> Halte mich fest, noch hab' ich das Recht, dir selig gehörend,
> Hier auf dem blühenden Fleck Hüter des Friedens zu sein.

Ueber die Berechtigung des Kriegs sinnt er nach:

> Schön ist's, flammenden Muthes im bunten Gewühle zu kämpfen,
> Als ein Streiter des Herrn für des Gerechten Triumph.

Und so wendet er sich in der vierten Elegie gegen den verblendeten Eifer, den Ehrgeiz einzelner Mächtiger, welche den Mann in den Kampf fortspornen:

> Bringet Erlösung der Welt, bringt Heilung den fressenden Uebeln,
> Dann mag rasseln das Schwert, Blumen zertreten der Fuß,
> Dann sei jeglicher Bau des Friedens zertrümmert, und prächtig
> Blühe das Leben verjüngt aus der Zerstörung empor.

Wir gehen von der Ansicht aus, daß auch ein solcher lyrischer Cyklus einer gewissen Architektonik nicht entbehren darf, und daß, wenn auch nicht nach den strengen Gesetzen dramatischer Steigerung, doch in Bezug auf die Elemente, die er in sich hereinnimmt, ein stufenweiser

Aufbau den künstlerischen Eindruck erhöht. Milow kommt auf die Gedankengänge seiner vierten Elegie in der fünfundvierzigsten wieder zurück: er vernimmt wieder den brausenden Kriegslärm, wendet sich gegen den anstachelnden Ruf der Großen u. s. w. So frei auch die Elegie ihre Gedankenfäden herüber- und hinüberspinnen kann, so dürfte ein zweimal sich wiederholendes Motiv, welches dieselbe Vorstellungsreihe über die Schwelle des dichterischen Bewußtseins hinaufführt, doch vom Uebel sein. Wir glauben, die Composition des Cyklus hätte wesentlich gewonnen, wenn diese Kriegsdrohung nicht an der ersten, sondern an der letzten Stelle und zwar als bestimmendes Schlußmotiv aufgenommen wäre, durch welches der Frieden und das Glück der Idylle zerstört würde. Dann wäre Handlung und Bewegung in das Ganze gekommen und die Betrachtungen des Dichters hätten nicht blos den Werth sinniger Reflexionen, sie wendeten sich dann unmittelbar an die theilnehmende Empfindung. Ebenso wiederholen sich in der sechsundvierzigsten Elegie die Betrachtungen über die Freiheit, denen wir schon in der einundzwanzigsten begegnen. Eine knappere Oekonomie und sorglichere Gruppirung würde die künstlerische Bedeutung des Gedichtcyklus erhöht haben.

In den einzelnen Elegien findet sich indeß des Trefflichen viel, z. B. der Preis der Vergänglichkeit:

Lasse der Zeit nur ihr Recht, wie viel des Geschaffnen sie tödte,
Wünsche dem Einzelnen nicht dauernden gleichen Bestand.
All die Gestalten und Formen, du laß sie im ewigen Wechsel
Unter dem ruhenden Aug' schwinden und wieder erstehn.
Zeigt dir das zarte Geäder der leicht aufsprossenden Blüte
Nicht, so hold es erfreut, daß es zum Welken gemacht?
Und der summenden Fliege wie kann ihr Besseres werden,
Als mit dem Strahle vergehn, welcher sie morgens erschuf?
Nichts schmückt schöner den Tag als seine verlöschenden Gluten,
Welche, getaucht durch die Nacht, mild sich am Morgen erneun.
Und die herrliche Pracht des treibenden, schwellenden Frühlings
Rührt im Anhauch nur ihres Entschwindens so tief.
Alles bekrönet der Tod und all das blühende Leben,
Das dich entzückt, es ist eben des Sterbens nur werth.

Die Verherrlichung des „Weltschmerzes" in würdiger Auffassung (Nr. XXV), das Winterbild (Nr. XXXV), die Neujahrsgnomen (Nr. XXXVIII):

Werden wir niemals klug! Wie oft uns die Menschen betrügen,
Weisen die Lehre wir ab, List zu vergelten mit List.
Welcher Verrath uns trifft, nie zeug' er im Innern uns Mistraun,
Stechen uns zehn ins Herz, glauben dem elften wir noch.
Eigenem Vortheil blind, hochachten wir jenen des Nächsten,
Wo wir verwundbar sind, wisse der Feind wie der Freund.
Bleiben wir Menschen, bewußt des besseren höheren Fühlens,
Das der erschaffende Gott hold uns gelegt in das Herz.
Einfalt wahren wir uns, mag Tücke und Falsch uns umlauern,
Hangen wir am Ideal, ernten dafür wir auch Spott.
Und so stehn wir lächelnd, Bestohlne, im Weltengewirre,
Schaun nach den Sternen, derweil andre versorgen ihr Haus.

Der Geist, der diese Elegien durchklingt, ist ein Pantheismus, der sich eins fühlt mit dem All, ohne schwächlich in das All zu zerfließen, der sich die volle Bedeutung des eigenen Selbst und die Energie der That wahrt. Der dichterische Ausdruck gewinnt an vielen Stellen den Metallklang echten Lapidarstils, sodaß einzelne dieser Distichen an die Goethe'schen erinnern. In den Hexametern sind die Trochäen nicht ängstlich vermieden, doch werden sie nur hin und wieder störend, z. B.:

Dieser versteht es jedoch nicht so! Sobald er nur herrschet.

Hier ist das doppelte „so", von dem unschönen Klang abgesehen, ein sehr schwächlicher Trochäus. Die Pentameter klingen bisweilen schwächlich aus, indem Nebenwörter oft durch Inversionen in den Schluß gesetzt sind, die dem Anprall der Daktylen keinen entsprechenden Halt entgegensetzen:

Schaffen und streben vereint, ohne zu drängen sich je —
Jeden im sel'gen Bemühn, immer zu heben sich noch.

Ein falscher Pentameter ist:

Und — o Zwiespalt! — stumm gilt es tragen das Joch.

Hier fehlt der Daktylus, wo er unerlaßlich ist, doch scheint das mehr ein lapsus calami zu sein, der durch „ertragen" statt „tragen" leicht beseitigt wäre. In der Sprache finden sich einzelne Neubildungen, die nicht immer glücklich sind: das Wort „füllig" kommt öfters vor; „verschänden", „zerstirbt" und ähnliches.

2. Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern von Robert Hamerling. Zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Dichter des „Ahasverus in Rom" und mehrerer Gedankensymphonien hat mit Recht in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er ist ein Lyriker, der sich nicht blos des anmuthigen Minnesangs befleißigt, sondern des großen Stils in der Lyrik, der fast auf den Aussterbeetat gesetzt ist, und auch diese neu herausgegebenen und wesentlich vermehrten Jugendgedichte zeigen, daß Hamerling zu den wenigen neuern Dichtern gehört, die sich unsern Odensängern in Bezug auf geistigen Aufschwung und gehobene Dichtweise anschließen.

Das vorliegende Bändchen enthält eine große Zahl von Gedichten, die man zu den Oden rechnen muß. Nur wenige dieser Oden sind in den antiken Strophen gedichtet; die Mehrzahl derselben ist in jenen rhythmisch-freien und dabei reimlosen Ergüssen gehalten, wie sie etwa Heine in seinen „Nordseebildern" anwandte. Es sind im Grunde Jean Paul'sche Streckverse, nur nach einem rhythmischen Taktgefühl gemodelt, das aber doch hin und wieder den Dichter und den Leser im Stich läßt. Wir ziehen diese Formlosigkeit zwar noch der verzwickten Metrik vieler Klopstock'schen und Platen'schen Oden vor, die mit ihren zermalmenden Molossen und unmöglichen Pyrrhichien die Zunge zerbrechen, möchten sie aber keineswegs als Muster empfehlen. Der Wechsel gereimter Rhythmen ist für größere getragene Dichtungen und schwunghaften Stil bei weitem vorzuziehen; ein stimmungsvolles Anschmiegen läßt sich nicht nur durch den Wechsel der Metren selbst, sondern schon durch den Wechsel der Füße bei Durchführung desselben Metrums erreichen, wie Schiller's Gedicht: „An die Künstler", beweist.

Doch wie wir auch über die äußere Form mit dem Dichter rechten mögen, der Inhalt seiner Oden entspricht ganz den Anforderungen, die man an diese Dichtgattung stellen darf. Kühne Bilder, mit einzelnen, aber gewaltigen und prägnanten Zügen hingezaubert, kühne Gedankenverbindungen, welche über ausgelassene Mittelglieder hinweg die Phantasie im Vollgefühl ihrer Freiheit von einer Höhe zur andern führen, sind allen diesen Oden eigen. Was sie aber besonders als eine Eigenthümlichkeit

des Dichters kennzeichnet, ist ein symphonischer Schmelz, eine gewisse Weichheit und Ueppigkeit der Farbengebung, welche indeß das Bedeutende und Grandiose nirgends herabstimmt. Wenn auch die Phantasie bisweilen auf einer Alpenmatte ausruht, um so mächtiger erhebt sie sich dann wieder zum Flug nach den hochragenden Gletschern.

Auch zeigt sich ein Unterschied dieser jüngsten Odendichtung von dem Brauch der frühern. Man verlangte für die Ode den „großen Gegenstand", wie für die Tragödie, den Gegenstand, „der den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen vermag". Es ist dies ein gutes Recht der Ode, aber keineswegs eine ausschließende Pflicht derselben. Man kann auch das kleinste Object sub specie aeterni ansehen und ihm Schwingen borgen, die es in die Sphären höchster Gedankendichtung tragen. Bei dem Anblick einer „Genziane", die wie ein träumendes Kind am Mantelsaum des Höchsten ruht, gedenkt Robert Hamerling der Kämpfe, mit denen er sich emporgekämpft zum Herzen des Höchsten, und schildert schwunghaft, wie er an seinen Schleiern gezerrt hat und ihn beim Namen gerufen:

O Blume, heilig bist du,
Selig und rein;
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
Der zündende Schicksalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du stille Träumerin:
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

Ein „geblendeter Vogel" begeistert den Dichter zu einer dithyrambischen Form des Gesangs:

Besser ist's, blind sein und schmetternd sich
Ausleben in Gesang, als sehend und stumm
Hingehn durch eine blühende Welt
Voll Schönheit. Arm ist ein blicklos Aug',
Aermer ein tonlos Herz, in dessen Saiten nicht widerhallet
Ein Himmlisches. Mitten in den Zerstörungen
Dahingewelkter Pracht steht aufrecht des Gesangs
Blumenkrone, schönerer Tage Denkmal und zugleich
Ein Irisbogen der Zukunft,
Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinziehn ein Erkorener,
Dem hold die Lippe tönt, ihm ist das Höchste
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einsam, steht
In Finsternissen der Stern des Lieds und übergießt
Mit mildesten Blüten des Lichts
Der Welt Oede. Laß still
Fortleben, o Herz, die schönere Zeit
In Klängen, ob auch öde die Mitwelt ist,
Denn alles Schöne muß untergehn,
In Klängen rettet es aber
Süßer Gesang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

Und selbst „sein Eichhörnchen", sein im Meer begrabenes Eichhörnchen gibt ihm den Stoff zu einer Ode, die allerdings nicht im reinen, sondern im Barockstil gehalten ist, indem nur hin und wieder erhabene Klänge klar angeschlagen sind, sonst aber die hochtönende Feier des kleinen genrebildlichen Begebnisses einen parodistischen Eindruck macht.

Es sind meistens Naturbilder, die der Dichter, indem er sie mit großer Seele und tiefsinniger Deutung erfaßt, in das Bereich der Ode erhebt. Ein Hauch heißer, dumpfer Ueppigkeit athmet durch die „Lenznacht im Süden". Diese Ueppigkeit prägt sich in den Vergleichungen aus, in denen das tertium comparationis nicht immer verstandesklar ist, sondern nur durch eine von dem Dichter bereits mächtig angeregte Stimmung hindurchempfunden werden kann:

Wenn aber nun
Der sprühende Sonnenhymnus
Verklungen ist und purpurn die See glänzt,
Da schlägt die Schlummernde
Die sonnemüden Augen wieder auf,
Mit Wollust trinkt ihr schwellender Busen
Meerfrischer Abendlüfte labenden Strom,
In weichen Bewegungen
Aufbebt ihr üppiger Leib, wie einer Schönen,
Die, von der Nachtigall aus erstem Schlummer geweckt,
Mit pochender Brust
Und lodernden Augen den Freund erwartet,
Bei Sternenschein,
Im blütenberauschten Garten.

Eine gleiche Ueppigkeit durchweht die Ode, welche den „gliederlösenden Sirocco" feiert, hier wird sie zugleich als der Mutterschos des Schönen verherrlicht:

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen
Und lähme, weich-einschmeichelnd, schaffende Thatkraft;
Ich aber lieb' ihn:
Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel des Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenroth —
Du, müder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollon's!

Diese Ode berührt indeß eine Achillesferse unsers Dichters, wir finden auch in seinen Liedern oft etwas weichlich Erschlaffendes, selten erscheint seine Muse gepanzert vom Wirbel bis zur Zehe, auch die farbenprächtigen Wollustscenen des „Ahasver in Rom" deuten auf die Vorliebe für sybaritische Stimmungen. In dem „Bergstrom" windet sich aus einer weit ausgeführten Allegorie im Odenstil der Schlußgedanke heraus:

Hell und lange leuchten den Glücklichen
Des Schicksals Sterne: doch schön ist auch
Kurzer Lebenspfad, die Welt nur im Traume genossen, früher Erguß ins Unendliche.

Daß der Odenstil bei einer geschlossenen und durch den Reim klangvoller ausgeprägten Form nicht verliert, beweist das folgende Gedicht, welches vielleicht die schönste und tiefste Ode der Sammlung ist:

In sternloser Nacht.

O Todesreigen im Lebensglanz, ich seh' deine Kränze flattern:
Ein Glockenschlag, ein Windeshauch, rasch werden sie dir zu Bestattern!
Mich täuschet es nicht, das große Gespenst, die Welt, in unendlicher Oede:
Ich nah' ihr, ein Hamlet, ich rufe sie an: Nachtwandelnde, steh mir Rede!
Fragwürd'ge Gestalt, wer bist du wol? Von wannen kommst du? O sag' es!
Wie stiegst du herauf aus den Grüften des Nichts in die Dämmrung des irdischen Tages?
Was willst du mir im Reiche des Tods, hellgleißende Lebenslüge?
Was wollt ihr, Himmel und Erde, mir, Lenzblüten und Sternenzüge?

Es spielt das Licht um die Weltengruft, wie der Mond um Kreuzgangfenster:
Von welchem vermoderten Gottesreich sind wir die bleichen Gespenster?

Auch das Gedicht: „Nachtfeier", in gereimten achtfüßigen Trochäen, hat echten Odenstil.

Als Liederdichter verleugnet Robert Hamerling nicht den Gedankenreichthum seiner Oden, wenn er denselben auch in leichtere melodische Formen kleidet. Er ist kein Dichter der Naturlaute, seine Lieder sind nicht nach den Mustern aus „des Knaben Wunderhorn" componirt; sie haben keine volksthümlichen Refrains, keine Sangbarkeit, nichts Schlichtes und Inniges, das sich an das Empfinden der großen Menge wendet. Es ist immer eine bedeutende dichterische Persönlichkeit, die sich auch in den Liebesempfindungen und im Liebesrausch nicht verleugnet. Ebenso wenig ist Hamerling ein Dichter der „keuschen, blonden Minne", von der nur Gott im Himmel weiß; er besingt den gärenden Trank olympischer Wonne, den jauchzenden und bangenden Entzückungstaumel, und wenn der Dichter die Geliebte bittet, seine Sehnsucht nicht mit lauem Gruße, nicht mit flüchtiger Erwarmung zu stillen:

Stille sie mit heißem Kusse,
Fesselloser Glutumarmung —

so charakterisirt er damit seine Liebespoesie im Gegensatz zu Emanuel Geibel und den andern Lyrikern, die in die Fußstapfen dieses Dichters treten und die Liebe nur als seelische Empfindung ohne die Glut sinnlicher Leidenschaft darstellen. Welche Melodie und Musik die Hamerling'schen Lieder beseelt, mag das folgende beweisen:

Laß die Rose schlummern,
  Und die Wellen auch,
Alle laß sie schlummern,
  Nächt'ger Windeshauch!
Alle ruhn sie gerne
  Unterm Himmelsdom:
Herzen, nah' und ferne,
  Blume, Wald und Strom!

Störe nicht des holden
  Traumes Wanderzug,
Der die Schwinge golden
  Regt zum Niederflug,
Dessen Schlummerweise
  Durch die Welten zieht,
Wundersam und leise,
  Wie ein Sternenlied.

Ineinanderbeben
  Läßt sein Flügelschlag
Alles Einzelleben,
  Das getrennt der Tag.
Drum zu früh nicht störe,
  Die so bald entfliehn,
Dieser Schlummerchöre
  Traumesmelodien!

Die beiden ersten Strophen dieses Gedichts sind von seltener, klarer Schönheit, auch ganz dem Charakter des Liedes entsprechend. In der dritten durchbricht gleichsam der philosophische Odendichter den Zauberbann des Liedes; das „Ineinanderbeben" ist für das Lied eine zu kühne Wortbildung und mit dem „Einzelleben" gerathen wir gar auf die Sandbank der philosophischen Prosa.

Von hoher Formvollendung und einer selbsttönenden Musik, welche die musikalische Begleitung und Composition ausschließt, sind auch die Liebesdithyramben mit den gleitenden Reimen, namentlich die zweite:

Ihr Auge.

Ach, jene mächtig lodernden,
  In aller Näh' und Ferne
Den Zoll der Liebe fodernden,
  Tiefdunklen Augensterne,
Sie schleudern, wie der prächtige
  Demantne Sternenkranz,
Ins ird'sche Graun, ins nächtige,
  Der Schönheit Wunderglanz.

Sie glühn, als geistdurchleuchtete
  Krystallne Zauberbronnen,
Von ird'schem Thau befeuchtete,
  Gedämpfte Himmelssonnen!
Mir ist, als ob sich spiegelte
  Im Wunder ihres Scheins
Das nie so rein entsiegelte
  Geheimniß höchsten Seins:

Die Welten, sie durchdringen sich,
  Und seit dem ersten Werde
In Liebesdrang umschlingen sich
  Der Himmel und die Erde;
Doch schöner nie entzündete
  Sich dieser hohe Bund,
Als er sich mir verkündete
  In deines Auges Grund!

Ein so eigengearteter Poet, dessen Muse theils auf das Große und Schwunghafte hingewiesen ist, theils sich im Ueppigen und Verführerischen gefällt und bei dem die Glut der Phantasie die Innigkeit der Empfindung überwiegt, ist natürlich auch nicht von eigenthümlichen Schwächen frei. Hin und wieder, wo unser Homeros schläft, zeigt sich eine gewisse Ueberschwenglichkeit, welche der sichern Plastik entbehrt und die Bilder in ein traumhaft visionäres Licht rückt, oder eine Manierirtheit des Stils, ein Uebergehen der Sprachkunst in Sprachkünstelei, deren aufgebauschte Formen nicht immer den Gedanken decken. Gleichwol ragt Hamerling als ein geistreicher, wahrhaft inspirirter Poet von seltener und origineller Beherrschung des künstlerischen Ausdrucks um Kopfeslänge über die Alltagslyriker hervor, und daß er die höhern Gattungen der Lyrik pflegt, muß ihm um so mehr zum Ruhme angerechnet werden, als dieselben fast verwaist sind in der Gegenwart.

3. Vom Herzen zum Herzen. Gedichte von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1867. 16. 25 Ngr.

Feodor Wehl, als Kritiker, Feuilletonist, Novellen- und Lustspieldichter bewährt, tritt hier zum ersten male mit einer größern Sammlung lyrischer Gedichte vor uns hin; sie enthält Balladen, Lieder, Zeitgedichte, politische Sonette, kleine Sprüche und Uebertragungen. Ueberall verräth der Dichter sinniges Gemüth und eine Vorliebe für den volksthümlichen Ton, dessen Frische, Derbheit und Eigenthümlichkeit er bisweilen auf Unkosten der künstlerischen Harmonie und idealen Haltung durchschlagen läßt.

Am einheitlichsten und stimmungsvollsten erscheinen uns die Lieder; es athmet darin der Geist einer edeln Resignation, der durchaus wohlthuend berührt, z. B. in den Gedichten „Der Verschwiegene":

O frage nicht nach meinem Leid,
Ich kann es dir nicht sagen,
Ich muß es schweigsam alle Zeit
In meinem Herzen tragen.

Ich kann es nicht, wie andre viel,
Aus seiner Tiefe heben,
Damit sein buntes Farbenspiel
Darauf verstreu' das Leben.

Ich kann es lassen nicht wie Haß,
Nicht wie ein Liebesweh,
Daß dran Erinnerung wie Gras
Auf einem Grabe stehe.

Ich muß es tragen für und für
Im tiefgeheimsten Grunde,
So stolz, als wär' es eine Zier,
So frisch als eine Wunde.

Welch Glück mir widerfahren mag
Und welche Noth und Plagen:
Ich muß es bis zum jüngsten Tag
Zu Gottes Throne tragen.

Da wird sich einst mein armes Herz
Eröffnen und erschließen
Und seinen unentweihten Schmerz
An seine Stufen gießen.

Dieselbe Stimmung spricht sich im „Trost des Entsagenden" aus:

Glück läßt sich nicht von Gott erbitten
Und nicht vom Himmel sich erflehn:
Es wird erkämpft nicht, nicht erstritten,
Und nie errungen kann man's sehn.

Es kommt wie Licht, wie Sonnenstrahlen,
Wie Windeswehn, wie Wolkenflug,
Hier einmal, dort zu tausendmalen,
Und nie im Leben doch genug!

Wer kann es haschen, wer es finden?
Und wer bewahrt es, wenn er's hat?
Es schwebt: ein Athem in den Winden,
Und schwimmt: im Strom ein grünes Blatt.

Ein Zufall ist's, es zu erreichen,
Es zu verlieren, ein Geschick:
Erfaßt nur kaum, ist's im Entweichen,
Sein Leben ist ein Augenblick.

Und darum sehnen, sorgen, bangen?...
Es lohnt der eitlen Mühe nicht!
Es ist kein Ruhm, es zu erlangen,
Und keine Schmach, wenn es gebricht.

Schön einzig ist: es zu verdienen,
Und seiner würdig sein: ist groß.
Nur wem entbehrlich es geschienen,
Dem ziemt es als erhabnes Los!

Andere Lieder sind weniger spruch- und reflexionenreich und empfehlen sich, wie die „Abendruhe", „Es rauscht eine Welle", zur Composition. Sehr sinnig sind die Sprüche, z. B.:

Bewahrtes Eigenthum.

Alles hat man mir entrissen:
Hoffen, Glauben, Wünschen, Wähnen,
Doch hat man mir lassen müssen
Meinen Schmerz und meine Thränen.

Wer hätte nicht einmal von Glück geträumt.

Wer hätte nicht einmal von Glück geträumt?
Wer nicht gehofft, es einmal zu erringen?
Hör' ich die Welle, die ans Ufer schäumt,
So meine ich: sie müßte mir es bringen.

Gedenkspruch.

Sonnenschein und Wolkenschatten,
Glück und Unglück rauscht dahin:
Wenn wir haben, was wir hatten,
Ach, so ist das schon Gewinn.

In den „Balladen" sind verschiedene Klänge angeschlagen. Die erste: „Columbus' Sterbenswunsch" erinnert in Form und Behandlungsweise an Platen's „Pilgrim von St.-Just". Die nach Heine gedichtete „Lorelei" gemahnt doch zu sehr an eine Ilias post Homerum. Im volksthümlichen Legendenton ist das Gedicht: „Ein Wunder", gehalten. Ein paar historische Balladen sind nach Berichten von Gibbon und Macaulay gedichtet. Einige davon erscheinen nicht bedeutend genug und nicht genug dramatisch zugespitzt. Die beste ist „Margarethe Wilson", deren Schlußverse die Gewissensangst des Henkers Claverhouse mit lebendigen Farben malen:

Margrethe Wilson muß er sehn
An einen Pfahl gebunden
Vor seines Geistes Augen stehn
Zu allen Lebensstunden.
Er hört die Woge ab und zu,
Ihr Schwellen und ihr Schäumen,
Sie gibt ihm nimmer wieder Ruh'
Im Wachen noch im Träumen.

Mag König Stuart ihn mit Ehr'
Und Gnaden überhäufen
Und mag in Wein er noch so sehr
Sein böses Herz ersäufen:
In aller Lust, in aller Pracht
Muß er die Schuld bewahren,
Und plötzlich sterbend über Nacht
Hinab zur Hölle fahren.

Eine gewisse Vorliebe für das alterthümlich Legendenhafte, das Holzschnittartige, das sich vom Goldgrund abhebt, prägt sich in diesen Balladen mehr aus, als uns mit dem Geist unserer Zeit und den Aufgaben der modernen Poesie vereinbar scheint.

Gänzlich dem Neuesten zugewendet zeigen sich die „politischen Sonette", „Sturm- und Drangsonette, während des Kriegs von 1866 gedichtet", die in mehrere Gruppen zerfallen: „An unsere Zeit", „An Oesterreich", „An Preußen", „An Deutschland und die Deutschen", „An deutsche Helden und Don Quixote", „An Napoleon den Dritten". Das Muster, das dem Dichter hierbei vorschwebte, ist unverkennbar; es sind Friedrich Rückert's „Geharnischte Sonette". Schon die Wahl des auf seinen vielfach wiederkehrenden Reimen sich üppig wiegenden Sonetts für energische politische Gedichte, eine Wahl, die wir principiell nicht zu billigen vermögen, wenn sie auch durch den Gegenschlag von Form und Inhalt einen gewissen pikanten Reiz ausübt, kann nur auf das Rückert'sche Vorbild hinweisen. Auf dasselbe müssen wir auch die Herbheit und Rauheit der Behandlung zurückführen, die besonders dadurch hervorgehoben wird, daß derb volksthümliche Worte in den Reim gestellt werden, sodaß die wiederkehrenden Reime nicht wie Mandolinen üppig weich zusammenklingen, sondern wie Panzerringe zusammenrasseln. Doch liegt auch hier die nicht immer vermiedene Gefahr nahe, dadurch, daß das Sonett zu einer Kraftstudie gezüchtet wird, überhaupt den Reiz und Schmelz dichterischen Ausdrucks zu opfern und in baare Prosa zu verfallen. Wenn der Dichter von Napoleon sagt, daß „die halbe Welt ihm vor den Beinen liegt", wenn er mit einem etwas scharfen Bilde sagt:

Ich sah der Hölle ganzes Schandgezücht
Am Wanst des Bürgerkriegs das Mark sich stählen —

und an einer andern Stelle:

Erst Blut jetzt muß euch aneinanderkleben,
Der Kleister that's nicht eurer Demagogen —

so fällt diese Kraftsprache, wenn sich auch bei Shakspeare zahlreiche ähnliche Stellen finden, wol aus der Sprache moderner Poesie heraus. Doch von solchen Auswüchsen abgesehen, enthalten die Sonette auch wahrhaft Kräftiges, den energischen Ausdruck eines patriotischen Sinns, der das Schwächliche und Verwerfliche geiselt, sich des Sieges freut ohne ein mit allem zufriedenes Schweifwedeln, und an die Zukunft des deutschen Vaterlandes glaubt. Er ist ein poetischer Mitkämpfer Preußens, doch verlangt er auch die innere Freiheit in diesem Staate:

Du hast es wieder, Preußen, in der Hand:
Mit Ruhm hast neue Schlachten du geschlagen,
Und wie zu Friederich's, des Großen, Tagen
Hat sich die Welt dir staunend zugewandt.

O halte, Preußen, deinem Genius Stand,
Stand halte des Jahrhunderts großen Fragen,
Und soll dein Haupt bis an die Sterne ragen,
Vollführ' die Sendung, die dir zuerkannt.

Jetzt, da Bewundrung dir den Lorber wand,
Den dir kein Neid bekrittelnd darf benagen,
O jetzt erfüll' das Hoffen und das Sagen,

Das trostreich umgeht durch das Vaterland.
Die Freiheit spann' vor deinen Siegeswagen,
Und Deutschland hat ein heil'ges Unterpfand.

Den Deutschen ruft er zu:

Der Purpur bleicht, es stäubt der Kronen Gold
Und blanke Hoheit geht in morsche Scherben.
So manchem, der gehofft der Ahnen Thron zu erben,
Wird jetzt des Mitleids Lächeln nur gezollt.

Der Sturm ist los, der Zeiten Donner grollt,
Fahl sieht man rings die helle Welt sich färben:
Krieg zieht voranf, und hinter ihm Verderben
Mit grausem Schweife sich gespenstisch rollt.

Verblichen ist, was vordem lieb und hold —
Vermessnen Muth sieht man ums Höchste werben,
Des Kecken Kühnheit stehet hoch im Sold

Und manchem scheint das Säculum im Sterben.
Was klaget ihr ob dem Geschick, dem herben,
Ihr, die es trifft, ihr habt es ja gewollt!

Die Kleinstaaterei wird in geharnischten Sonetten gegeiselt. Die Sonette an Napoleon haben hin und wieder einen Anflug von Größe, doch an einzelnen Stellen auch eine etwas prosaische Herbheit. Eins der besten, außerhalb des Sonettencyklus stehenden politischen Gedichte ist das Gedicht „Germania“:

Germania! Germania!
Wie hoch und herrlich stehst du da
Im Glanze deiner Siege!
Was du ersinnst, was du beginnst,
Die Gottheit will, daß du gewinnst,
Daß dir die Welt erliege!

Im Kriege glänzet hehr dein Schwert
Zum Schutz für Freiheit, Land und Herd,
Für deines Namens Ehre!
Kein Feind ist dir zu stolz und stark,
Du schlägst ihn bis ins tiefste Mark,
Wie kühn er auch sich wehre!

Im Frieden strahlet hell dein Geist,
Der hoch bis in die Himmel weist,
Tief in der Erde Schlünde.
Er bannt das Dunkel, trägt das Licht,
In Glorie leuchtet sein Gesicht
Und scheucht in Nacht die Sünde.

Allein nur deine hehre Kraft
Der Weltgeschichte Wunder schafft
Und läßt die Zeit nicht siechen.
Dir ward der Römer Tapferkeit,
Fürs Vaterland zum Tod bereit,
Die Kunst der edlen Griechen.

Germania! Germania!
Steh' hoch und herrlich immer da
Ein Vorbild der Nationen!
Denn sinkst du hin, der Welten Hort,
Der Menschheit schönste Blüte dorrt,
Graus wird auf Erden wohnen.

4. Gedichte von Ernst Ziel. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 8. 20 Ngr.

Ein echtes Dichtertalent, beweglich, in allen Formen sich versuchend, seine Tragweite prüfend, tritt uns in diesen Gedichten entgegen, welche Balladen und Romanzen, Lieder, Sonette, Elegien, Oden, Epigramme enthalten. Ueberall zeigt sich der junge Dichter formgewandt; doch nicht überall gelingt es ihm gleichmäßig, Eigenstes zu gestalten. Hier oder dort verräth sich allzu deutlich die Anlehnung an bestimmte Muster, ein Nachtönen von Melodien, welche der Nation bereits vertraut sind; doch immer ist der Dichter mit seinem ganzen Sinn und Herzen bei allem, was er singt, und es ist der Guß und Fluß echter Inspiration, der sich, kaum durch die schwierigern Dichtformen gehemmt, in freier, melodischer Strömung ergießt.

In den „Balladen“ zeigt der Dichter eine Vorliebe für die nordische Poesie. Vielfach gelingt es ihm, uns in die Stimmung zu versetzen, in welcher alle Skaldenpoesie heimisch ist; doch die nebelhaften, gespenstigen Gestalten, diese Meerjungfrauen, diese dunkeln Runensprüche, diese brennenden Kriegsschiffe, diese Bautasteine und eddenhaften Scenerien sind doch nicht die echte Heimat, wo moderne Poesie ihr Heimwesen begründen kann. Auch sind die poetischen Motive, die sich daraus für eine etwas schattenhafte Balladendichtung verwerthen lassen, bereits hinlänglich verbraucht. Läßt doch unser Dichter selbst in der Phantasie: „Die Götterdämmerung“, einen Skalden mit Schiller'schem Schwung singen:

„Doch die Zeiten sind zerronnen,
Die der Götter Schar regiert;
Ohnmächtig am Zeitenbronnen
Stehn die Nornen sinnverwirrt;
Bleich, mit aufgelösten Haaren,
Sehen sie ihr Ende nahn,
Und die sonst das Schicksal waren,
Sind dem Schicksal unterthan.“

Also aus des Skalden Munde
Strömt prophetisches Gefühl;
Wirft hinab zu Nordens Sunde
Sein zerbrochnes Harfenspiel,
Und wie's unten wild aufschallte
Durch die Saiten, tausendfach,
Ach! da stürzt der letzte Skalde
Der geliebten Harfe nach.

Und es bebt das Weltgebäude:
Alle Formen fallen ein,
Und auf schneebedeckter Heide
Zuckt der Lohe blut'ger Schein,
Und der Stürme wildes Schnauben
Tönt an das entsetzte Ohr,
Und mit einem neuen Glauben
Steigt die neue Welt empor.

Durchaus an die rhythmischen Formen Schiller's, an die schwunghafte Weise seiner Gedankenverbindung erinnert eine Reihe von „Vermischten Gedichten“: „Die Geschichte“, „Die Harmonie der Seele“, „Das Lied von der Duldung“, namentlich die „Apotheose des Herakles“; doch es sind keine matten Nachdichtungen, es ist ein ursprünglischer geistesverwandter Schwung in diesen Versen:

Singet Lob dem Sohn Alkmenens,
Singt ihm, daß er sangberauscht,
Ach! die lange Nacht des Sehnens
Nun mit dem Olymp vertauscht!
Der die Erde überwunden,
Herakles soll göttlich sein.
Mit dem Lorberzweig umwunden,
Nehmt ihn auf in eure Reihn!

Von des Oeta wald'gen Höhen
Steigt der letzte Rauch nun auf;
Mit der Wolke sanftem Wehen
Schwebt der Held zu uns herauf.
Greif, Apollo, in die Leier,
Daß bei ihrem hohen Klang
Töne zu des Tages Feier
Jubelhymnen der Gesang!

Lasset den Olymp erschallen
Von der Freude Hochgesang!
Windet Kränze durch die Hallen,
Durch den hohen Säulengang!
Lorber möge ihn begrüßen,
Lorber, auf den Pfad gestreut:
Hebe! reiche ihm den süßen
Becher der Unsterblichkeit!

Auch dem Grafen Platen sind vollaustönende ottave rime geweiht. Die Platen'sche Schule ist überhaupt gegenwärtig weit verbreitet und mit Recht, denn Platen ist ein Dichter, von dem sich eben lernen läßt, allerdings auch manches Ueberflüssige, wie die „Ghaselen“ beweisen, die hinter dem Lobgedicht auf Platen an die Schnur gereiht sind. Originell sind die Mädchenbilder: „Mädchens Erwachen“, „Die alte Jungfer“, namentlich „Marinka“, ein keck umrissenes Magdalenenbild mit dem Refrain:

Und draußen vor der Thüre blinkt
Die bunte Lampe.

Daß dem Dichter der stimmungsvolle und musikalische Ausdruck des Liedes gelingt, mögen die beiden folgenden Proben schlagender als jede Kritik beweisen:

Schlummerlied.

Nacht auf der Heide!
Erle und Weide
Gaukeln mit matten,
Schwebenden Schatten
Leise, leise im Mondenschein.

Nacht auf der Heide!
Erle und Weide
Stiller Weise,
Leise, leise
Schlummern nun ein.
Wach' ich allein?

Mir auch, süße Ruh',
Nahest du:
Leise, leise in Frieden
Fallen die müden
Augen mir zu.

Melancholie am Meere.

Still wandl' ich zu Abend am Meere, am Meer;
Grau kommen die Nebel gezogen:
Wie scheinet die Welt mir so eng und so leer,
So weit und so hehr
Am Meere, am Meer:
Es rauschen die brandenden Wogen.

Vergangener Zeiten am Meere, am Meer
Gedenkt meine Seele tiefinnen;
Sie waren so schön, doch nun sind sie nicht mehr;
Mein Herz ist so schwer:
Am Meere, am Meer
Versink' ich in endloses Sinnen.

Ich habe zur Harfe am Meere, am Meer
Manch stürmischen Sang einst gesungen,
Ich habe gerungen nach Liebe und Ehr';
Nun ring' ich nicht mehr:
Am Meere, am Meer,
Da ist meine Harfe zersprungen. —

Mild glänzt über Felsen am Meere, am Meer
Der Mond, und wie heilige Kerzen
Entlodert der Sterne unendliches Heer:
Herz, klage nicht mehr!
Am Meere, am Meer
Wie klein sind die menschlichen Schmerzen!

Auch von den Sonetten, deren Werth ein ungleicher ist, wollen wir ein trefflich gelungenes als Probe mittheilen:

Sei wie das Meer!

Sei wie das Meer mit seinem Wogengange,
Das, ewig sonnenklar, zu keiner Stunde
Das Fremde duldet an dem reinen Grunde!
Sei wie das Meer, bewegt vom keuschen Drange!

Es wälzet unter stürmischem Gesange,
Mit starken Winden in dem kühnen Bunde,
Die Trümmer und die Leichen durch die Sunde
Bis zu des Strandes schroffem Felsenhange.

Sei wie das Meer und spül' im Selbstgenügen
Hinweg die todten Satzungen des Lebens,
In die nur Schwächlinge sich weichlich fügen!

Dann mühen deine Neider sich vergebens,
Des Herzens Freudigkeit dir wegzulügen:
Sei wahr! Und geh die Bahnen großen Strebens!

Von den „Elegien“, die in Distichen abgefaßt sind, erinnert die erste rühmenswerthe: „Eine Morgenwanderung“, an Schiller's „Spaziergang“; die zweite: „Die goldene Hochzeit“ an den „Siebzigjährigen Geburtstag“ von Voß. Auch in den „Oden“ bestrebt sich der Dichter, den alcäischen, sapphischen und asklepiadeischen Mustern unserer Sprache in Bezug auf kühne Wortbildungen, fortwährende gegen den Vers streitende Enjambements u. s. w. nachzubichten. Wir sind gegen diese antike Mustereiterei eingenommen; in der Regel kommt ein hohler und aufgebauschter Stil zu Tage, der sich auch bei Klopstock und Platen nicht verleugnet. So hören wir auch die „Kassandra“ unsers Dichters „reichsturzkündenden Wehgesang“ singen, welcher von dem Spott der „selbstsuchtschwelgenden Thoren“ verhöhnt wird; wir stoßen in demselben Gedicht auf einen „thorheittönenden Markt“, einen „götterbildbegrabenden Altarschutt“ u. s. w. Es ist dies „stilvolle“ Dichtung und untadelig, wenn wir sie an unsern classischen Mustern messen. Wir freuen uns indeß, wenn aus diesem rhetorischen Wogenschlag ein bestimmtes dichterisches Bild auftaucht, wie in „Abendstimmung“, oder wenn wirklich Prägnanz des Ausdrucks und schlagender Lapidarstil erreicht wird, wie in der Strophe:

Doch ein vollerer Kranz höheren Ruhms gebührt
Dem großsinn'gen Gemüth, welches, die größte That

Thatlos übend, des Leids lastende Wucht ertrug,
Dir, eichmark'ge Geduld, getreu.

Unter den Epigrammen, Gnomen und Sprüchen findet sich manches Treffende, obgleich hier vielleicht einige Spreu hätte ausgesiebt werden können. Die Ziel'schen Gedichte sind die Studien eines Talents, das bei selbständiger Entfaltung noch viel Erfreuliches verspricht, wie denn auch schon diese Sammlung einzelne durchaus gelungene Gedichte enthält.

5. Die Geschichte Walter's und seiner Else. Reimweise erzählt von Hermann Zech. Breslau, Grüson. 1867. Gr. 8. 7⅓ Ngr.

Hermann Zech ist ein neuer Minnesänger, der eine Liebesgeschichte aus dem Reformationszeitalter in einer, an die altdeutschen Vorgänger anklingenden Sangesweise erzählt. Wie in unsern meisten poetischen Erzählungen, ist der Stoff etwas arm und ohne Schwung. Die Liebe des Spielmanns zur reichen Bauerntochter, welche des Vaters Widerspruch kreuzt und der Tod der Tochter elegisch abschließt, hat wenig Fesselndes; auch treten die Wanderungen Walter's, welche uns Culturbilder aus dem geistigen Leben jener bewegten Zeit geben, mehr in den Vordergrund: die Begegnung mit Hutten, die Abenteuer in Köln u. s. w. Die Muse des Dichters hat etwas Treuherziges und sieht uns gleichsam mit blauen Augen freundlich an. Ein sinniger Zug geht durch die ganze Dichtung, der in der letzten Vision Walter's, jener Lieblingsvision der Dichter von einem goldenen Zeitalter, sich am schärfsten ausprägt. Die Gestalt seiner Else erscheint ihm und zeigt ihm das deutsche Land:

Und sieh, da lag im Sonnenschein die Erde herrlich da.
In wunderbarem Glanze der Sänger alles sah.
Der Freiheit Sonne füllt mit Licht die Berge und das Thal.
Der Freiheit Sonne wärmet ganz Deutschland allzumal.
Kein Ritter herrschte in dem Land; alldort kein Kaiser war.
Es führt das Scepter muttermild ein edles Schwesterpaar:
Die Arbeit, die Gerechtigkeit hat jedes Herz besiegt.
Der freisten Ordnung Heiligkeit sich jeder Wille fügt.
Es trotzet keine Eisenstirn auf blutgetaufte Macht.
Nicht schwelget nackter Müßiggang in der verschwiegnen Nacht.
Es wirket freudig Hand in Hand. Es schaffet Geist durch Geist.
Der Arbeit dienet brüderlich, wer Mensch, wer Bürger heißt.
Und herrlich die Gerechtigkeit der Arbeit Söhne lohnt.
Nicht einer mehr vergessen in Schmuz und Jammer wohnt.
Sie häuft nicht Gaben auf ein Haupt, stößt nicht den andern aus.
Schafft der Geringsten jedem ein festbegründet Haus.

So geht das visionäre Minnelied noch weiter fort. Gönne man den Dichtern ihre Träume; sie sind ja die einzigen in einer pessimistischen Zeit, die noch an die schönere Zukunft glauben! Rudolf Gottschall.

Zur Dante-Literatur.

Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Erster Band. Mit einer lithographischen Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Nachdem die Deutsche Dante-Gesellschaft vor zwei Jahren in Dresden sich constituirt hatte, erkannte sie es als eine ihrer Hauptaufgaben, die von ihren Mitgliedern ausgehenden Einzelforschungen, anregende Aufsätze und Mittheilungen über Dante's Zeitalter, Leben und Dichten, sowie fortlaufende Auskunft über alle sonst wichtigen Erscheinungen auf diesem Gebiete von Zeit zu Zeit in einem Bande zu vereinigen. Sie erstrebt damit dasselbe bezüglich Dante's, was bereits in zwei Jahrgängen die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft bezüglich des großen britischen Dramatikers; gelingt es beiden, die Pflege und das Studium dieser zwei Geistesheroen auf deutschem Boden und durch deutsche Kräfte unausgesetzt zu fördern, so erwirbt sich unser Vaterland wol einigen Anspruch auf den Dank der britischen und der italienischen Nation; wir Deutsche haben uns wenigstens bisjetzt einer gleich hingebenden Berücksichtigung unserer größten Dichter von seiten des Auslandes noch nicht zu erfreuen. Zwischen beiden Unternehmungen ist indeß, das dürfen wir nicht verkennen, in ihrem Verhältnisse zum großen Publikum der bleibende Unterschied, daß Shakspeare's Werke vom ersten bis zum letzten Blatte seit einem halben Jahrhundert Gemeingut des deutschen Volks sind, während Dante's „Göttliche Komödie", von seinen übrigen Schriften gar nicht zu sprechen, in ihrer Vollständigkeit immer nur bei wenigen Gebildeten Eingang finden wird. Die Gründe dafür liegen offen zu Tage. Bei Shakspeare ist alles unmittelbar ansprechendes dramatisches Leben, alles aus dem geschichtlichen Ideenkreise der Neuzeit geschöpft; es braucht da jeder nur zu sehen und zu hören und bedarf keiner Belehrung aus Commentaren, um sich ohne Ermüdung fortgerissen zu fühlen. Von Dante's „Göttlicher Komödie" dagegen werden immer nur gewisse einzelne Abschnitte bei der Mehrzahl der Gebildeten begeisterten Anklang finden; die Hauptbestandtheile, besonders der geistige Zusammenhang des Ganzen, werden wol auch in Zukunft einem kleinern Häuflein zur Aneignung vorbehalten bleiben: Hindernisse einer allgemeinen Verbreitung des ganzen Werks sind die schwierige Form desselben, die vielen Räthsel in Thatsachen und allegorischen Bildern, der allenthalben breit hervortretende Scholasticismus; Hindernisse, deren Ueberwindung für das volle Verständniß unerlaßlich und natürlich nur wenigen zuzumuthen ist. Die Aufgabe des „Jahrbuchs" ist es nun, einerseits die Zahl dieser wenigen durch ansprechende Belehrung zu erweitern, andererseits der Forschung selbst unausgesetzt fernere Bahn zu brechen, im ganzen also durch Mischung des Leichten und des Schwierigen den allgemeiner Gebildeten zugleich mit dem Gelehrten in seinen Kreis zu ziehen. Sehen wir, wie der vorliegende erste Jahrgang diese doppelte Aufgabe zu lösen gesucht hat.

Den Anfang machen die damals in Dresden, bei der Gründung des Vereins, in Anwesenheit des Königs Johann von Sachsen von K. Witte, dem Italiener Giambattista Giuliani und F. Wegele gehaltenen drei Vorträge, deren erste beiden sich über die Tendenz und die Aufgabe des Vereins auslassen, der dritte die Ansprüche des Wettin'schen Fürstenhauses, insbesondere

Friedrich's mit der gebissenen Wange, an das hohenstaufische Erbe in Italien und die schwachen Versuche, diese Ansprüche geltend zu machen, behandelt. Der Präsident der Gesellschaft, Karl Witte in Halle, erkennt in seiner Eröffnungsrede dem Vereine der deutschen Forscher den Beruf zu, unparteiischer als die Italiener gewisse Fragen zu erörtern, vorzugsweise aber die Kritik und Textesfeststellung der lateinischen, in zweiter Linie auch der italienischen Schriften Dante's in die Hand zu nehmen, wobei er die Entscheidung über gewisse Feinheiten der Sprache im italienischen Texte gern den Italienern selbst überlassen will. Der florentinische Professor Giuliani, Ehrenmitglied der Gesellschaft, dessen italienisch gehaltene Rede unserer Erinnerung nach länger ausfiel, als sie hier abgedruckt erscheint, stimmt im wesentlichen mit der Auffassung Witte's überein: auch er sieht es als die vorzügliche Aufgabe des Vereins an, die Schriften Dante's kritisch zu sichten, aus dem Geiste und der Form des unzweifelhaft Echten das Unechte zu bestimmen; von dem Interpreten der „Commedia" fordert er vor allem den „Spirito di umiltà", der willig besiegt von dem ihm entgegenströmenden Glanze nur die Wahrheit des Dichters zu finden, nichts Eigenes an die Stelle zu setzen sucht: eine Forderung, die unbedingt zu unterschreiben ist, insofern nichts anderes damit gesagt sein soll, als daß der Interpret hier vorsichtiger als irgendsonst sich der ungetrübtesten Objectivität zu befleißigen habe. Wenn der Redner schließlich auf die Hoffnung anspielt, daß aus der gemeinsamen Verehrung Dante's für beide Nationen ein dauerndes Band der Liebe und Einigkeit erwachsen werde, so haben wir Deutsche allen Grund, uns dieser Hoffnung zu freuen; gesellen sich dazu in der Gegenwart doch noch andere tiefgreifende Beziehungen, die Italien und Deutschland in gemeinsamem Ringen nach den höchsten Zielen des Völkerlebens erkennen lassen — der Geist Dante's ist solchem Streben der würdigste Begleiter.

Der Aufsatz von F. Wegele in Würzburg, hier weiter ausgeführt als bei dem Vortrage in Dresden, bildet nach des Verfassers Vorausbemerken nur den integrirenden Theil einer demnächst erscheinenden Monographie über die Geschichte des Land- und Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange. Dieser ererbte nämlich als Enkel Kaiser Friedrich's II. von mütterlicher Seite, zuerst durch den Tod Konradin's auf dem Schaffot, dann durch das Testament des Königs Enzio, die hohenstaufischen Ansprüche auf die Herrschaft von Neapel und Sicilien. Zu zwei verschiedenen malen tauchen die Versuche der thüringischen Familie auf, ihr Erbe anzutreten: einmal in den Jahren bald nach Konradin's Hinrichtung, für welchen Zeitraum aus einigen überlieferten Briefen eine Correspondenz zwischen dem jungen Friedrich und seinen Aeltern mit den ghibellinischen Herren und Städten Oberitaliens, besonders Pavia, zu dem erwähnten Zwecke, zugleich aber, daß der berufene Erbe wiederholt vergeblich auf sich warten ließ, nachgewiesen werden kann; die weitern Andeutungen von einer lombardischen Gesandtschaft nach Thüringen, welche in dem „Carmen historicum" bei Höfler ausgesprochen sein sollen, erscheinen nach dem verdorbenen Wortlaute der betreffenden drei Verse ziemlich unsicher und bieten nur schwachen Anhalt. Von einem spätern wirklichen Erscheinen Friedrich's in der Lombardei berichtet einzig und allein eine kurze Notiz der „Colmarischen Annalen" zum Jahre 1296 mit den Worten: „Der Sohn des Markgrafen von Thüringen kam in die Lombardei und einige Städte empfingen ihn als Herrn." Inwieweit diese spärliche Angabe mit den sonst bekannten Nachrichten von den damaligen Streitigkeiten der Familie in Deutschland, die besonders den jungen Friedrich persönlich in Anspruch nahmen, zu vereinigen sei, wird die versprochene vollständige Darstellung wol ersichtlich machen. Die Beziehung der erwähnten Thatsachen auf Dante ist nur eine indirecte, indem von einer Berührung des Dichters mit den Unternehmungen der Wettiner nicht die mindeste Spur zum Vorschein kommt; aber für die Charakteristik der ghibellinischen Bestrebungen in der Knaben- und Jünglingsepoche Dante's, wo dieser ihnen noch vollständig fremd, ja mit vererbter Abneigung gegenüberstand, sind jene gewiß von Belang und so mittelbar allerdings auch für die historische Feststellung der Zeitgrundlage, aus welcher seine religiös-politische Entwickelung erwuchs.

Vor allen sind dann eine Reihe werthvoller Beiträge K. Witte's hervorzuheben: eine treffende Skizze von Dante's Weltgebäude, eine Untersuchung über Dante's Geburtstag, deren nur zu künstlich erzieltes Resultat auf den 30. Mai hinauskommt, freilich mit ebenso geringer Zuverlässigkeit, als die in der darauffolgenden nach dem Votum einiger Germanisten vermuthete deutsche Abstammung des Familiennamens Allighieri; weiterhin eine eingehende Besprechung der neuern Arbeiten zur Kritik des Textes der „Divina Commedia", d. h. aller seit dem Erscheinen der großen kritischen Ausgabe Witte's bekannt gewordenen, wobei der Verfasser Gelegenheit nimmt, ungerechtfertigte Angriffe einiger Italiener gegen diese Ausgabe, mit jener Mäßigung, die der Ueberlegenheit geziemt, zurückzuweisen; am Schlusse des Bandes eine vielversprechende Probe seiner unter der Presse befindlichen neuen Ausgabe der „Opere minori" von Dante, für welche dem Herausgeber ein kritisches Material, wie keinem zweiten, zu Gebote steht, von dem wir hier einen ebenso ausgiebigen als rückhaltenden Gebrauch gemacht sehen. Den Zwecken der Texteskritik, mit Einschluß der „Commedia", dienen ebenfalls die unmittelbar vorausgehenden „Emendationen und Conjecturen zu Dante's Schriften" von Ed. Boehmer in Halle, dem Schriftführer des Vereins, und als ein vervollständigender Excurs zu Witte's Abhandlung über die neuern Arbeiten zur Texteskritik kann theilweise der Aufsatz des Unterzeichneten „Ueber die von Fr. Selmi herausgegebenen Chiose anonime" gelten; das Ergebniß der angestellten Untersuchung geht dahin, daß der Werth dieses neuentdeckten Commentars zum „Inferno" aus frühester Zeit geringfügig und zweifelhaft sei und derselbe im ganzen nur die Bedeutung einer literargeschichtlichen Curiosität in Anspruch zu nehmen habe. Eine andere kurze Arbeit Witte's unter der in Klammern eingeschlossenen Ueberschrift „Dante und der Orient" gibt der Verfasser selbst nur als Lückenbüßer für eine unerfüllt gelassene Zusage von gewisser Seite, den angekündigten Gegenstand in umfassendem Sinne betreffend, aus: wir sind ihm für diesen Lückenbüßer sehr dankbar, es ist die mit guten Gründen unterstützte Annahme, daß die corrum-

pirte Form des hebräischen Wortes Malacoth (i. e. regnorum) in „Paradiso", VII, 3 aus einer von Dante gebrauchten Hieronymus-Handschrift stamme. Auch der Romanist A. F. Mahn hat sich leider vorläufig mit wenigen Andeutungen über das Verhältniß Dante's zur provenzalischen Poesie und die von demselben erwähnten provenzalischen Dichter begnügt und stellt die versprochene ausführliche Behandlung dieses wichtigen Themas für einen der künftigen Jahrgänge in Aussicht. Von den mitgetheilten drei fremdsprachlichen Uebersetzungsstücken aus dem „Inferno" haben das neugriechische, in der Versform des neugriechischen Volksliedes mit Terzinen-Reimung, und das ungarische, beide von ungenannten Uebersetzern aus neuester Zeit, jedenfalls ein geringeres Interesse, als die altcatalonische Uebersetzung des dritten Gesanges von Andreas Fabrer, dem Beamten eines Königs Alfonso von Aragonien, also aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, nach einer Handschrift des Escurial, wie die Unterschrift des Bonaventura Carlos Aribau, d. d. Madrid 30. December 1857 bezeugt: die Vergleichung mit dem italienischen Original ergibt einen so genauen Anschluß an dasselbe im Ausdruck, in Vers- und Strophenform, ja bis zum Gebrauche derselben Reimwörter den größern Theil des Gesanges hindurch, daß daraus schlagend die nahe Verwandtschaft beider Idiome zu jener Zeit hervortritt; nur die Durchführung der weiblichen Reimendungen war nach der veränderten Flexion des Catalonischen unmöglich. Der Aufsatz des Ungarn Kertbeny: „Dante in der ungarischen Literatur", täuscht leider die Erwartung, welche Titel und Umfang erregen, auf grausame Art; denn es kommt bei allem Bemühen, die literarischen Beziehungen Ungarns mit Italien in Namen und Büchertiteln ans Licht zu ziehen, bezüglich Dante's schlechterdings nur das überraschend winzige Resultat zum Vorschein, daß man in der berühmten Bibliothek des Matthias Corvinus „die Spur" von dem ehemaligen Vorhandensein kostbarer und seltener Abschriften der „Commedia" gefunden und daß erst in jüngster Zeit der Anfang eines Uebersetzungsversuchs Dante'scher Schriften gemacht worden sei, nämlich durch Franz von Csaszar mit der „Vita nuova", woraus schließlich jedermann sehen kann, wie die Ungarn bisjetzt sich eigentlich soviel als gar nicht um Dante gekümmert haben.

Auch drei in den letzten Jahren dahingeschiedene Dante-Verehrer sind durch hinterlassene Arbeiten vertreten. Zuerst ist hier mit dankbarer Verehrung für sein lebenslang fortgeführtes, unbefangenes und gründliches Forschen auf diesem Gebiete L. Blanc in Halle anzuführen, dessen Vortrag „Ueber die Entstehung der menschlichen Seele und deren Schatten" bei Dante es uns aufs neue schwer bedauern läßt, daß er seine letzte bedeutende Schrift zur philologischen Erklärung der „Commedia" halb unvollendet lassen mußte. Der Verfasser des folgenden Aufsatzes, C. F. Göschel, pflegte Dante'sche Fragen anders als Blanc zu behandeln: an Stelle der dem letztern eigenthümlichen Nüchternheit und kritischen Vorsicht, die gerade bei diesem so leicht zu Täuschungen verführenden Gegenstand noththue, trat bei Göschel ein religiöser Enthusiasmus, der die „Divina Commedia" wie eine zweite Offenbarung auffaßte und so die wissenschaftliche Betrachtung in eine Art von Cultus umwandelte. Doch haben wir von ihm auch einige Aufsätze von objectiverer Haltung; zu diesen gehört der vorliegende, dessen Ergebniß indeß wenig sicher erscheint. Es ist, bezüglich der Stelle im 3. Gesange des „Inferno", wo der Dichter im Vorhofe unter den Feiglingen eine Seele erkennt und schlagend bezeichnet, ohne sie zu nennen, die Beantwortung der Frage: „Wer that aus Furcht den großen Rücktritt?" Während von alters her die gewöhnliche Deutung auf Papst Cölestin V. geht, welcher, unentschlossen und weltscheu, nach kurzer Zeit den päpstlichen Stuhl wieder verließ, will Göschel diese Annahme nicht gelten lassen, weil geschichtlich feststehe, daß Cölestin nicht aus Schwäche, sondern aus frommer Demuth und nach reiflichster Erwägung der Umstände und seiner Kräfte den Schritt gethan, und weil ebendeshalb Dante in seiner untrüglichen Gerechtigkeit ein solches Handeln, das nicht lange darauf von der Kirche selbst durch Heiligsprechung gewürdigt worden sei, unmöglich als einen Ausfluß von Feigheit habe charakterisiren wollen. Gerade ein so hartes Urtheil jedoch über jenen Verzicht, welcher einem Nachfolger, wie Bonifacius VIII., den Platz räumte, lag vielmehr ganz im Sinn und in der Stimmung Dante's, und wenn der eine und der andere der ältesten Commentatoren ebenfalls den frommen Papst nicht zu verletzen wagen und statt dessen nach Esau greifen, so lassen sie doch vernehmlich durchblicken, wie wenig ihnen die allein passende Deutung fremd war. In dieser Art entschuldigen Francesco da Buti und Benvenuto da Imola den Dichter, für den Fall, daß er Cölestin gemeint haben könnte, damit, daß er zur Zeit der Abfassung des 3. Gesanges von der Heiligsprechung, die erst im Jahre 1313 geschah, noch nichts gewußt habe. Auch Boccaccio führt diesen Umstand zur Rechtfertigung Dante's an, nachdem er zuvor die fabelhaft ausgeschmückte Geschichte der Entsagung im Sinne der Verurtheilung Cölestin's umständlich vorgeführt; dahinter erwähnt er dann den Verzicht Esau's, mit dem Bemerken, daß er keine von beiden Deutungen mit Sicherheit bejahen oder verneinen könne. Der vermeintliche Sohn Dante's, Petrus Allighieri, bekennt dagegen ohne Umschweife, er glaube, der Dichter habe Papst Cölestin bezeichnen wollen, welcher, obwol er ebenso heilig und geistlich auf dem päpstlichen Stuhle wie in seiner Einsiedelei leben konnte, kleinmüthig jenem entsagte. Diese in kurzen Worten unbefangen ausgesprochene Ansicht erscheint mit der strengen Auffassung Dante's von den kirchlich-politischen Verhältnissen der Zeit vollkommen übereinstimmend; auch pflegt er ja in der Dichtung einen Charakter nicht leicht nach seiner Gesammterscheinung zu beurtheilen, sondern gewissermaßen abgelöst von diesem die einzelne Handlung in ihrem Werth oder Unwerth; endlich wäre in der That der Umstand kaum erklärlich, wie gerade die frühesten Commentatoren, zum Theil noch Zeitgenossen Dante's, sich den Fingerzeig auf Papst Cölestin unabhängig von der wirklichen Meinung des Dichters sollten erfunden haben.

Ein aus viel früherer Zeit als alle übrigen herrührender Artikel ist Ludwig Uhland's „Nachtrag zu den Commentarien über die Commedia divina von Dante", mitgetheilt von W. L. Holland aus einer verschollenen Zeitschrift des Jahres 1811, also schon abgedruckt, jedoch

der erneuerten Publication aus mehr als Einem Grunde werth. Uhland war damals mit Entwürfen zu einem Drama, „Francesca da Rimini", beschäftigt und nahm bei seinen romanischen Studien in Paris die Gelegenheit wahr, die von Dante im 5. Gesange des „Inferno" angezogene verführerische Stelle aus dem altfranzösischen Romane „Lancelot du Lac", nach einer pariser Handschrift, in wörtlich treuer Uebersetzung zu veröffentlichen. Galeotto ist hier Galahos genannt. Dem Dante'schen: „Als wir lasen, wie das ersehnte Lächeln von solchem Liebenden geküßt wurde", entspricht übrigens nicht genau der Text des Ritterbuchs, in welchem vielmehr erzählt wird, wie, da Lanzelot zu schüchtern zum Küssen war, die Königin selbst ihn am Kinn faßte und, vor Galahos, eine gute Weile küßte. Es ist vielleicht erwähnenswerth, daß auch zwei der ältesten Commentatoren, der sogenannte Ottimo Commento und Benvenuto da Imola, in ihren hierhergehörigen Glossen, ohne auf die Differenz hinzuweisen, den Worten des Romans folgend bemerken, daß Lanzelot von der Königin geküßt worden sei. Es mag also Dante wol ebenfalls nichts anderes in seiner Handschrift des Rittergedichts vorgefunden haben, und der Grund, weshalb er die Aenderung traf, scheint kein anderer als seine zartere Empfindung für das Natürliche und Schickliche; wiederum ein Beispiel, wie frei, nach eigenem Ermessen und Bedürfniß, der Dichter sich der ihm zu Gebote stehenden Ueberlieferungen bediente.

Die umfangreiche, geistvolle und tiefangelegte Untersuchung H. Abegg's in Breslau über „Die Idee der Gerechtigkeit und die strafrechtlichen Grundsätze in Dante's Göttlicher Komödie" ist nur ein für den vorliegenden Zweck abgesonderter Theil einer größern Arbeit, welche die Grundsätze der Strafgerechtigkeit bei den classischen Dichtern überhaupt, sowol des Alterthums als der spätern Zeit, behandeln soll. Deshalb finden wir in der ersten Hälfte des Aufsatzes manche Ausführungen, die, streng genommen, nicht zur Sache gehören würden, wenn der Verfasser von vornherein sein Augenmerk allein auf Dante gerichtet hätte. Nicht das Sündensystem in der „Göttlichen Komödie" an sich und wie es im „Inferno" und im „Purgatorio" verschieden gestaltet zur Erscheinung kommt, ist hier Gegenstand der Betrachtung, sondern der Gedanke der Gerechtigkeit, vom Standpunkt des Strafrechtslehrers, in Beziehung auf die Würdigung der menschlichen Handlungen, ihre Natur, nach Form und Inhalt, sowie nach den aus der Willensfreiheit entspringenden Beweggründen. Die Entwickelung ist zum Theil schwierig, der leitende Faden nicht durchweg leicht zu verfolgen, aber das Ganze ist reich an bedeutenden Anschauungen der in das Thema fallenden Gegenstände. Am Schlusse der Abhandlung findet der Verfasser Anlaß, den Biographen des Dichters, F. Wegele, bezüglich der von ihm dargethanen Beeinflussung Dante's durch die Principien des germanischen Rechts gegen die einseitige Ableugnung des Franzosen St.-René Taillandier in Schutz zu nehmen: es geschieht dies allerdings nur bedingt, indem der Verfasser selbst nicht jene Annahme ganz theilen kann; doch sieht er Grund genug, die den Kernpunkt der Frage wenig treffenden Einwendungen des genannten Kritikers zurückzuweisen.

Der kurze Beitrag von A. von Reumont: „Dante's Exil", enthält darüber selbst nichts Neues, außerdem aber einige, bisher wenig gekannte Auskunft über die zu Dante's Leben in Beziehung stehenden Familien der Raffaeli und der Gabrielli, beide aus Gubbio, und die von Mitgliedern derselben zu Florenz verwalteten Aemter. Das Hauptinteresse hat ohne Zweifel der Abdruck des Verurtheilungsdecrets vom 10. März 1302 und die beigegebene photographische Nachbildung dieses Actenstücks aus dem sogenannten libro del chiodo oder Copirbuche des florentinischen Staatsarchivs. Bisher war der vollständige Wortlaut des Decrets, mit mehrern abweichenden Lesarten, aus dem Abdruck in Fraticelli's „Vita di Dante" nach einem andern Originale des florentinischen Archivs bekannt. Die bedeutendste Abweichung posuisse statt poni se bei Fraticelli zeigt der photographische Abdruck der Handschrift als unwiderleglich; im Nachtrage bemerkt der Verfasser noch, daß auch in dem von Fraticelli gebrauchten Manuscript ursprünglich posuisse gestanden und erst von späterer Hand ungeschickt in poni se umgewandelt worden sei. Doch ergibt die von Reumont gefundene Lesart keinen verständlichern Text als die frühere, wobei ferner zu berücksichtigen, daß auch in dem vorangegangenen Verurtheilungsdecrete vom 27. Januar, welches Fraticelli vollständig aus demselben Actenfascikel wie das spätere mittheilt, in gleicher Anwendung die Redeweise poni se gebraucht ist, und zwar in umgekehrter Wortfolge mit Dazwischenstellung von in bapno — also se in bapno poni —, wonach die Lesart poni se in dem Decret vom 10. März eine gewisse Authenticität erhält und nicht so ganz verwerflich erscheint. Noch immer ist die Auskunft über das gegenseitige Verhältniß der zwei Decrete, und wie das spätere vom 10. März das frühere vom 27. Januar zur Voraussetzung hat, in den Darstellungen dieses Abschnitts der Lebensgeschichte Dante's sehr unbestimmt und bedarf der Ergänzung. Es sei hier eine solche in Kürze gestattet. In beiden ist zu Anfang als Oberrichter der Podestà von Florenz, Cante de' Gabrielli, als Untersuchungsrichter Paolo von Agubbio genannt. In jenem ersten sind dann die Namen der vier Verurtheilten, worunter Dante, aufgeführt, hierauf folgen in langer Reihe die Beschuldigungen gegen sie, nicht als Ergebniß angestellter Untersuchungen und Verhöre, sondern, wie dreist genug eingestanden wird, vom bloßen Rufe, der zu den Ohren des Richtercollegiums gedrungen (fama publica referente). Die Beschuldigungen beziehen sich auf die Verwaltung des Priorenamts und auf die Zeit außer demselben; sie bestehen aus fünf Kategorien: 1) Ausübung von Betrug, Erpressung und Veruntreuung an Staatseigenthum; 2) Annahme von Geld und Geldeswerth für amts- und staatswidrige Handlungen oder Unterlassungen; 3) Bestechung anderer, um sie zu Gesetzwidrigkeiten im Interesse der vier Angeklagten zu verleiten; 4) Unterstützung der Feindseligkeit gegen den Papst und Hrn. Karl von Valois, um dessen Ankunft abzuwehren, und überhaupt gegen die guelfische Partei; endlich 5) der Versuch, in dem verbrüderten Pistoja die Partei der Schwarzen zu unterdrücken und die Stadt von der Verbindung mit Florenz und von dem Gehorsam gegen die römische Kirche und den Friedensstifter Karl loszureißen. Weil nun die genannten Vier auf die früher an sie erlassene Citation an

dem bestimmten Termine zur Verantwortung nicht erschienen seien und infolge davon sich den Richterspruch in contumaciam, von dem öffentlichen Banditoren Duccio Francisci über sie verhängt und auf Geldstrafe von 5000 kleine Floren lautend, zugezogen haben, deshalb werden sie jetzt der gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen für vollkommen geständig erachtet und ausdrücklich nochmals zur Zahlung der angegebenen Summe, außerdem zur Rückerstattung alles Erpreßten verurtheilt; wenn sie nicht binnen drei Tagen Zahlung leisteten, sollten ihre Güter verwüstet und eingezogen, sie selbst aber jedenfalls auf zwei Jahre aus Toscana verbannt, ihre Namen zur Schande in das öffentliche Buch eingetragen und ihnen, als Fälschern und Gaunern, zu keiner Zeit mehr vom Staate Aemter und Beneficien ertheilt werden. Der Urtheilsspruch vom 27. Januar ist also noch nicht der erste, welcher überhaupt gefällt worden, sondern es geht ihm der des genannten Banditoren voran, der nur die Geldstrafe enthielt; die Personen der Angeklagten und die Gegenstände der Anklage blieben dieselben, die Strafe aber wurde um vieles verschärft. Das Decret vom 10. März nun, welches Reumont photographisch mittheilt, ist weit kürzer gefaßt als das vorige: es fügt zu den vier Verurtheilten vom 27. Januar noch elf andere Namen, bezieht sich wiederum, in ziemlich unbestimmten Worten, auf eine vorangegangene Citation, der nicht Folge geleistet worden, und die deshalb eingetretene Verurtheilung, und verfügt schließlich gegen die Ungehorsamen Bedrohung mit dem Feuertode, wenn einer derselben sich jemals im florentinischen Gebiet betreten lassen sollte. Die ursprüngliche Strafe ist nicht angegeben, auch von jenen so überaus zahlreichen Anklagepunkten nichts weiter als Betrug, Erpressung und unerlaubter Vortheil flüchtig hervorgehoben. Erscheint das als eine auffallende Incorrectheit nach unsern Begriffen, so nicht weniger die Zufügung der elf Neuangeklagten in einer Form, als wenn alle funfzehn zusammen schon einmal abgeurtheilt worden wären. Liegt vielleicht zwischen beiden Decreten ein anderes mitteninne, das wir nicht kennen? Der Wortlaut des Actenstücks läßt keinen sichern Schluß darauf zu; wirft man indeß zugleich einen Blick auf zwei spätere von Fraticelli mitgetheilte Documente, nämlich auf das Amnestiedecret vom Jahre 1311 und die erneuerte, nicht mehr einzelne Personen, sondern ganze Familien umfassende Sentenz vom Jahre 1315, so gewinnt man den Einblick in ein dergestalt ungeregeltes und parteiisches Verfahren, daß die oben angedeutete Incorrectheit nicht mehr auffallen kann, und so stellen sich die Verurtheilungen vom 27. Januar und vom 10. März sammt ihrer corrupten Ausdrucksweise im wahren Lichte jener tumultuarischen Zustände dar.

Endlich ein Wort über die beiden im Zusammenhange aufzufassenden Aufsätze von H. Welcker und K. Witte zu Anfang des Bandes; sie behandeln das Verhältniß der bisher als solche bekannten Todtenmaske Dante's und das vor zwei Jahren in der Begräbnißstätte zu Ravenna sammt den übrigen Gebeinen aufgefundenen Schädels, welchen man als den des Dichters erkannt hat, diese merkwürdige Auffindungsgeschichte selbst, sowie die Gründe der Echtheit oder Unechtheit des im Jahre 1840 zu Florenz entdeckten Frescobildes des Dante'schen Profils von seinem Freunde, dem Maler Giotto. Professor Welcker in Halle, Fachgelehrter auf diesem Gebiete, welcher auf Ansuchen Witte's eine genaue Vergleichung anstellte, fand die Maße des Schädels, wie sie von der italienischen Commission protokollarisch vorliegen, so wenig übereinstimmend mit den von ihm an der Todtenmaske gemessenen Ausdehnungen, seltsamerweise größer als diese, außerdem an und für sich so ungewöhnlich groß, daß er die Identität oder doch Zusammengehörigkeit der Maske und des Schädels entschieden in Abrede stellen würde, wenn sich nicht bei beiden eine gleiche charakteristische Asymmetrie der Schädelbildung vorfände, die er von einer einseitigen, in früher Kindheit erfolgten Nahtverknöcherung herleitet, und andererseits nicht die Annahme eines Druckversehens bezüglich der einen Zahl in dem italienischen Berichte gerechtfertigt wäre. Das letztere ist offenbar ein schwacher Stützpunkt, auch das andere unsicher genug. Für die Echtheit des Schädels spricht indeß dem Anatomen außerdem der Umstand, daß zur Vollständigkeit des Gerippes, wie es in der Holzkiste geborgen lag, gerade die drei Phalangen (Zehenknochen) fehlten, welche sich dann bei Eröffnung des Sarkophags, worin der Leichnam ursprünglich beigesetzt worden, in diesem noch vorfanden. Die Darstellung ist hier etwas unbestimmt; sollte gemeint sein, wie es fast den Anschein hat, daß gerade nur die drei Phalangen und nichts weiter daran fehlten, so dürfte der Unterzeichnete einen Mangel an Uebereinstimmung nicht unerwähnt lassen: in dem amtlichen Protokolle der Auffindung und Eröffnung der Holzkiste nämlich vom 27. Mai 1865, welches ihm gedruckt vorliegt, sind weit mehr als drei fehlende Knochenstücke verzeichnet. Woher dann aber dieser Widerspruch gegen den spätern Befund bei Eröffnung des steinernen Sarkophags am 7. Juni, worüber Heinrich Brockhaus aus Leipzig als Mitanwesender berichtet? Man sieht, es bleibt an diesen Dingen noch manches unklar und man kann für jetzt kaum die Ueberzeugung von der Echtheit der vorgefundenen Knochenüberreste gewinnen. Viel Ueberzeugendes dagegen haben die von K. Witte beigebrachten, urkundlich belegten Vermuthungen über den Anlaß und die Gründe der Entnahme aus dem Sarkophag und der Verwahrung in der Holzkiste durch Frate Santi, Kanzler des Klosters, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit nämlich, wo infolge von Streitigkeiten mit der weltlichen Behörde, die Immunitätsgerechtsame des Klosters anlangend, dem Vorstande desselben das Interesse naheliegen konnte, die Gebeine des excommunicirten Dichters in sichern Gewahrsam zu bringen. Was das Dante-Porträt von Giotto betrifft, so stimmt der Referent in allem den von Witte für die Authenticität desselben geltend gemachten Argumenten bei. Es ist nicht ein Einzelporträt, welches der Künstler auf Kalk entworfen, sondern, wenn Melchior Missirini in seiner „Vita di Dante" richtig beschreibt, füllten die Wand der Kapelle eine Anzahl lebensgroßer Figuren in drei Gruppen: mitten die Heilige Jungfrau thronend mit dem Kinde, zu beiden Seiten in Procession herannahende Gestalten, der linken angehörend Dante mit einem Granatapfelzweige in der einen Hand, ihm zur Seite vielleicht sein Lehrer Brunetto Latini. Welche Bewandtniß es auch mit dem in der Holzkiste des Frate Santi vorgefundenen Schädel

haben mag, die Harmonie zwischen der sogenannten Todtenmaske und diesem Giotto-Bilde, wie es uns in der wenig gekannten chromolithographischen Originalcopie von Seymour Kirkup — nicht in spätern mislungenen Nachbildungen — vorliegt, muß sich sofort dem Betrachtenden bei der Vergleichung aufdrängen; sie bestätigen einander gegenseitig auf das erfreulichste, sobald man nur den Altersunterschied von 30 Jahren in Anrechnung bringt. Eine soeben aus Italien herübergekommene Photographie von demjenigen Theile des Gemäldes, dessen Mittelpunkt Dante ist, gibt deutlich zu erkennen, wie viel leider an dessen Figur bei der Restauration nachgearbeitet worden sein muß; denn während von den ihn zunächst umgebenden Gestalten nur wenig zu erkennen ist, tritt Dante in verdächtiger Weise scharf ausgeführt hervor, dabei in den Zügen merklich abweichend von der Kirkup'schen Copie, und scheint in Beziehung auf seine schemenhaften Begleiter sagen zu wollen: „Eigentlich sah ich Anno 1840 so blaß und unsicher aus wie diese, aber man hat seitdem freilich das Möglichste für mich gethan!" Beide Aufsätze von Welcker und Witte enthalten eine Fülle interessanten Materials, das den wenigsten auf anderm Wege zugänglich sein möchte.

Vorstehende Bemerkungen über den mannichfaltigen Inhalt des Bandes liefern hoffentlich den Beweis, daß die Zusammenstellung des Anregenden, Aufklärenden und zugleich die Dante-Forschung Fördernden in diesem ersten Jahrgange eine reichhaltige genannt werden kann. Was von anderer Seite als noch fehlend gerügt worden, eine fortlaufende bibliographische Uebersicht der neuerscheinenden Dante-Arbeiten, werden die folgenden Jahrgänge, einem Beschlusse der letzten Generalversammlung gemäß, auf möglichst zufriedenstellende Weise nachbringen.

Theodor Paur.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Geächteter. Lebensbild von Hermann Breusing. Dritte Abtheilung. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

> Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
> Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

An dieses Wort Goethe's sind wir oft erinnert worden, als wir das obengenannte Buch lasen. Es geht ein derber, realistischer Hauch durch dasselbe, wie der Athem, der der frischgepflügten Furche entsteigt. Der Verfasser bewegt sich in seinen Schilderungen nicht auf den Höhen des Lebens, die dem Fernstehenden auch ohne das Zuthun des Dichters mit einem poetischen Schimmer umkleidet erscheinen, er führt uns in die Kreise des gewöhnlichen Alltags- und Kleinlebens hinein, zeigt uns seinen Helden in dem Kampfe mit des Lebens trivialen Plackereien; aber überall, wo er es schildert, da ist er interessant. Er knüpft den Inhalt seines Buchs an die nächst hinter uns liegende Vergangenheit Deutschlands an und weiß den Dingen dieser Welt nüchtern und scharf in die Augen zu sehen, und darauf kommt es an. Neben der ebenerwähnten realistischen Seite des Buchs geht eine ideale, repräsentirt durch den Helden des Romans, der, Bürger eines nunmehr annectirten deutschen Mittelstaats, wegen seiner nationalen Bestrebungen von den Organen der Regierung arg gemaßregelt wird, bis er in den Armen der Freundschaft einen vorläufigen Abschluß seines äußern Lebens, sowie einen Ruhepunkt zur Ausgestaltung seines innern Lebens findet. So haben wir hier Idealismus und Realismus in schöner, harmonischer Wechselwirkung — nur daß das ideale Streben, das dem Helden des Romans vindicirt wird, ihn nicht immer vor Selbstbespiegelung sichert, während des Verfassers Realismus ihn dann und wann in die Versuchung führen will, jene feine Grenzlinie des Aesthetischen zu überschreiten, jenseit welcher des Lebens nackte Wirklichkeit aufhört interessant zu sein. „Auf die Hohenstaufen folgen die Hohenzollern" — das ist der politische Tendenzgedanke des Buchs.

2. Leben und Lieben. Kleine Skizzen und bunte Bilder von C. F. Liebetreu. Berlin, A. Jonas. 1867. 8. 15 Ngr.

Keinen passendern Titel hätte der Verfasser seinem Buche geben können als den obengenannten. Aus dem Born des Lebens geschöpft ist alles, was er uns gibt; mit frischer Liebe behandelt er die Menschen und Dinge, die er uns vorführt, und was er daraus mittheilt, das behandelt er in der Form von kleinen Skizzen und bunten Bildern. Die erste Hälfte enthält ein buntes Allerlei aus dem Bereich des Erlebten, Geträumten und geistig Angeschauten, die andere Hälfte enthält „Bilder aus Rom". Der Verfasser hat eine bemerkenswerthe humoristische Ader, während ihm auf der andern Seite nicht jenes feinere und tiefere Gefühl abgeht, das mit dem Auge des Dichters in den Ereignissen des Lebens und dem Lebensgange der Menschen das echt Tragische und Rührende herauszufinden weiß. Wer mit seinem Buche uns ein herzliches Lachen und andererseits eine Thräne entlocken kann, der hat nicht umsonst geschrieben. Somit enthält das kleine Buch des echt Poetischen mehr als mancher seiner dickleibigen Collegen.

3. Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Was an diesen Novellen und Erzählungen zumeist interessirt, das ist die Scenerie. Denn in den meisten derselben führt uns der Verfasser unter den tropischen Himmel Chiles: sei es, daß er uns die prachtvolle Natur dieses Landes zeigt, uns Streifzüge machen läßt in das wundervolle, zum Theil noch undurchforschte Gebiet der araucanischen Indianer oder in die schauerliche Wüste im Norden Chiles; sei es, daß er uns die Menschen jenes Himmelsstrichs vor Augen führt mit ihrem nicht republikanischen, sondern zügellosen Geist, der dem republikanischen schnurstracks entgegengesetzt ist und in zahllosen Revolutionen sich Luft macht. Alles, was er hiervon schildert, trägt die frische Farbe des Selbstgesehenen und Selbsterlebten. Was, abgesehen von dieser Scenerie, die Behandlung der Stoffe betrifft, so ist ihre dramatische

Entwickelung und psychologische Charakteristik von Interesse, besonders aber ist es die kecke Schilderung und der frische Humor, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und bis zu Ende festhalten — nur daß der Verfasser an andern Stellen, wie er selbst einmal zugesteht, etwas stark in das Plaudern hineinkommt. Was endlich die Wahl der Stoffe betrifft, so können dieselben nicht immer den Reiz der Neuheit und Originalität beanspruchen, wir meinen ähnlichen Stoffen schon öfter begegnet zu sein, nur daß der Schauplatz und die Lebensstellung der handelnden Personen eine veränderte ist, sodaß wir unter dem Lesen öfter den Eindruck hatten, als fänden wir hier alte Bilder in neuen Rahmen. Doch wollen wir das nicht als einen Vorwurf erheben; denn was ist in dieser Welt ursprünglich neu? Das Neue erweist sich dadurch, daß es in neuer Gestalt und Form uns entgegentritt, denn sonst wiederholt sich alles nur im Leben, und es wird auch hier das Wort Goethe's maßgebend sein: „Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an."

4. Novellen von Adolf Mützelburg. Zwei Bände. Berlin, Eichhoff. 1867. 8. 3 Thlr.

Unter den sieben Novellen der beiden Bände ist es besonders eine und zwar die zweite in dem ersten Bande: „Sophie Mansfeld", eine Schilderung des ersten Schwurgerichts oder vielmehr einer Anticipation desselben unter Friedrich dem Großen enthaltend, die uns einen achtungsvollen Respect vor dem Talent des Verfassers abgenöthigt hat. Hier ist eine vollständige Beherrschung des Stoffs in künstlerischer Abrundung, mit klarer Gestaltung der handelnden Personen. Nicht dasselbe können wir von jeder der andern Novellen sagen. Die geschichtlichen Stoffe, die der Verfasser gern zum Vorwurf seiner Darstellungen nimmt, sind so obenauf und leicht behandelt, daß sie weder als Geschichte noch als Roman gelten können — es fehlt ihnen eben die künstlerische Durchdringung. So trägt das Ganze ein wenig das Gepräge der Fabrikarbeit.

5. In freien Stunden. Von Amelie Götzenberger. Manheim, Wittwer. 1867. 8. 1 Thlr.

Wenn es bei allen künstlerischen Darstellungen als ein Gesetz der Schönheit gilt, daß die Form dem Stoffe sich möglichst anbequeme, so ist nach dieser Seite hin dem Buch ein Vorzug einzuräumen. Die Verfasserin führt uns in den meisten ihrer acht Novellen in die Kreise der ausgewählten Gesellschaft, des high life ein, und ihr Stil und ihre Darstellung sind dem Leben und Treiben jener Kreise entsprechend. Aber diesem Vorzug folgt sofort ein Mangel auf dem Fuße nach. Wie nämlich in den genannten Kreisen die leichte, schimmernde, pikante Form oft alles ist und den Mangel eines solidern Gehalts und einer solidern Behandlung der Dinge, eines frischquellenden Lebens und eines ernstern Thuns nicht zu verdecken vermag, so ist es mit diesen Novellen auch. Nicht als ob die Stoffe an und für sich bedeutungslos wären — sie sind zum Theil von darstellenswerther Bedeutung —, aber ihre Behandlung ist eine so flüchtige, salonmäßige, daß sie dem Leser „in freien Stunden" wol einen leichten Genuß der Unterhaltung gewähren mögen, aber darauf werden verzichten müssen, in ihm ein tieferes Interesse zu erwecken. Jener leichte Esprit, der weder aus Menschen, noch aus Völkern lebens- und thatfähige Individuen macht, will uns den Mangel alles andern nicht vergessen lassen. Wenn die Verfasserin indeß auch männliche Charaktere sprechen lassen kann und die einschlägigen Situationen psychologisch nicht unrichtig zeichnet, so wollen wir gern zugestehen, daß das immerhin eine gewisse Kraft der Objectivität verräth.

Feuilleton.

Englische Urtheile über Heinrich von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95".

Das „Athenaeum" vom 11. Januar d. J. bringt eine kritische Besprechung einer englischen Uebersetzung von H. von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95". Der vollständige Titel dieser Uebersetzung lautet: „History of the French Revolution. By *Heinrich von Sybel*. Translated from the Third Edition of the original German work by *Walter C. Perry*" (2 Bde.). Mit Recht tadelt der Kritiker im „Athenaeum", daß Herr Walter C. Perry den Titel von Sybel's Werk nicht wörtlich übersetzt hat, denn Sybel habe doch in seinem Werke in der That viel mehr geliefert als eine einfache Geschichte der Französischen Revolution, er habe wirklich gethan, was Sir Archibald Alison nur zu thun versprochen, d. h. er habe die Geschichte Europas geschrieben, wie dieselbe zur Zeit und während der Französischen Revolution von 1789—95 verlaufen sei. Wenn die Französische Revolution selbstverständlich auch den Kernpunkt seines Werks bilde, so habe der deutsche Historiker doch niemals die Wirkungen über die Ursache vergessen. Die Wirkungen der Französischen Revolution aber seien weit über die Grenzen Frankreichs hinaus auf viele andere Länder übergegangen, und gerade dies Moment sei von Heinrich von Sybel mehr berücksichtigt und gründlicher und ausführlicher behandelt als von irgendeinem andern Geschichtschreiber der Französischen Revolution. Der englische Kritiker hebt dies lobend hervor und bemerkt dabei, daß Sybel sich niemals zu sehr in Detailmalereien ergehe, daß er vielmehr mit rühmenswerther Umsicht und Präcision die vielen neuen Einzelheiten (a multitude of new facts), die er zuerst zur öffentlichen Kenntniß gebracht, mit Meisterhand an der richtigen Stelle und in dem richtigen Zusammenhange dem Ganzen eingefügt habe. Aus den meisten Geschichtswerken über die Französische Revolution lerne man, daß der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich zu Pillnitz unter allen Umständen den Krieg gegen Frankreich gewollt hätten; Sybel weise dagegen bis zur Evidenz nach, daß diese Fürsten im Grunde in Pillnitz den Frieden gewollt, während die herrschende Partei in Frankreich den Krieg wünschte und in der That auch herbeiführte. Diese herrschende Partei in Frankreich habe aber den Krieg wesentlich aus Parteirücksichten gewollt, während Oesterreich und Preußen sich mit der Hoffnung trugen, durch den Krieg — die erstere Macht in Baiern, die andere in Polen — neue Landstriche zu erwerben. Aehnliche Irrthümer früherer Geschichtschreiber würden von Herrn von Sybel in Menge berichtigt.

Außerdem lobt der englische Kritiker die unparteiliche Gerechtigkeit, mit der Heinrich von Sybel die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten jener Zeit dargestellt, indem er selten oder nie gewisse Thatsachen oder Persönlichkeiten auf Unkosten anderer in einer ungebührlichen Weise hervorgehoben und so die geschichtliche Wahrheit zu fälschen gesucht habe. Mit Nachdruck weist der Artikel im „Athenaeum" darauf hin, wie falsch Burke die Thatsachen der Französischen Revolution beurtheilt und dargestellt, und wie richtig Sybel dieselben geschildert habe. Während Burke z. B. behaupte, das republikanische Frankreich habe seine Armuth durch seine Verbrechen verdient und sein

materielles Wohlergehen zugleich mit seiner Ehre preisgegeben, bemerke Sybel, es sei ungerecht, die öffentliche Schuldenlast Frankreichs der Revolution zur Last zu legen. Das ganze Gewicht eines solchen Vorwurfs falle vielmehr auf das alte Régime zurück, welches auf Kosten des französischen Volks durch den bekannten Aemterverkauf und ähnliche Maßregeln das Land ausgesogen und das Aufblühen künftigen Glücks stets schon im Keime erstickt habe. Nach Sybel sei die erste französische Revolution gescheitert, nicht weil der Umsturz der alten Ordnung ein Fehler war, sondern weil die Nation, als sie ihr Reformwerk unternahm, durch die schwere Last einer überkommenen Sittenlosigkeit zu Boden gedrückt wurde; nicht die Revolution, sondern der alte Feudalismus hätten die Selbstsucht und den Geiz, die Barbarei und die Grausamkeiten erzeugt, welche die Franzosen von den Freudescenen jener denkwürdigen Augustnacht weg sich in die Schrecken des Septembermordes stürzen ließen.

Während der englische Kritiker das Urtheil billigt, welches Sybel über Katharina von Rußland fällt, stimmt er mit ihm nicht ganz in seiner Beurtheilung Mirabeau's überein. Ueberhaupt meint er, daß Sybel die Schilderung großer Ereignisse in ihrer Massenhaftigkeit und welthistorischen Bedeutung besser verstehe als die Darstellung einzelner Charaktere. „He operates by masses", sagt er, „individual character scarcely meets with justice at his hands."

Im allgemeinen wird die Uebersetzung Perry's gelobt; sie sei meistens leicht und natürlich, nur im ersten Buche etwas steif, weil der Uebersetzer sich oft zu ängstlich an den deutschen Text angeklammert habe; auch seien dort Druckfehler nicht selten. Später, meint der Kritiker, verschwänden diese Mängel immer mehr und mehr, nur in der Wiedergabe der Namen sei Perry consequent unglücklich gewesen, weil er hier keine bestimmte Regel befolgt habe. „Alles in allem genommen", schließt die Kritik, „können wir Herrn Professor von Sybel zu seiner Einführung bei dem englischen Publikum gratuliren, und noch mehr dem englischen Publikum zu seinem Bekanntwerden mit Professor von Sybel."

Einem Artikel in der „Saturday Review" über Heinrich von Sybel's eben besprochenes Werk entnehmen wir dagegen folgende Stelle:

„Deutsche Geschichtschreiber haben jede Befähigung für ihren großen Beruf, ausgenommen die, schreiben zu können. So weit Wissen, Scharfsinn, Arbeit und Ehrlichkeit sie zu ihrer Aufgabe befähigen, können sie die Wahrheit einer Geschichte fast besser als jeder andere ermitteln; was sie nicht können, ist, sie erzählen. Nie fühlen wir so sehr die wesentliche Wirksamkeit und den Werth der Kunst des Stils, als wenn wir uns durch ein Buch hindurcharbeiten, dessen Verfasser seinen Gegenstand zwar kennt und mit größter Gewissenhaftigkeit behandelt, welches aber in seinem Baue halb Abhandlung, halb Leitartikel, mit Episoden von Thatsachen vermengt, ist. Aus irgendwelchem Grunde, sei es aus einem Mangel im Verfasser oder in den Bedingungen der Nationalliteratur, ist dies der Eindruck, den eine deutsche Geschichte gewöhnlich bei uns zurückläßt, und wir müssen gestehen, daß wir uns mit solchen Gefühlen durch die Blätter des ausgezeichneten bonner Professors hindurchgearbeitet haben. Die Erzählung bewegt sich nicht. Die Grenzscheiden und die Eintheilungen sind undeutlich und verwickelt, die Masse der Begebenheiten scheint der Beherrschungsgabe des Verfassers zu entgehen und zu spotten; das Lesen des Buchs ist beschwerlich, nicht in der Weise wie alles sorgfältige und genaue Lesen wegen der Nothwendigkeit der Erwägung und Prüfung beschwerlich ist, sondern wegen der ungleichen Schreibart und des stockenden Plans. Es ist sehr schade, daß der Verfasser eines Buchs, dessen Inhalt von Werth ist, das die Prüfung verträgt und benutzt werden kann, nicht glauben will, daß die Form, in welcher seine Gedanken vor den Leser kommen, wol von Bedeutung sei. Was er uns gibt, ist gutes, gesundes und wohlgesiebtes Mehl, allein es ist blos zu Teig, nicht zu Brot verarbeitet."

Bibliographie.

Die Aufgabe Bayerns. Aus der Mappe eines bayerischen Publicisten veröffentlicht gelegentlich der Wahlen zum deutschen Zollparlamente. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 4 Ngr.

Die ersten Aufnahmen der englischen Armee in Abessinien, November 1867—Januar 1868. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 10 Ngr.

Feydeau, E., Der Roman einer jungen Frau. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Zoller. 2 Thle. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr.

Gaboriau, E., Fascikel 113. (Le dossier No. 113.) Roman. 2 Bde. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Hackländer, F. W., Das Geheimniß der Stadt. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 6 Ngr.

Preußisches Heerwesen und preußische Politik. Berlin, Hempel. Gr. 8. 3 Ngr.

Hentl, F. Ritter v., Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herbert, L., Cäsar und Napoleon III. Eine Parallele. Essay. (Epilog des Romans „Bis zum Rubicon".) Leipzig, Günther. 8. 7½ Ngr.

Herchenbach, W., Das Diamant-Kreuz der Erdrosselten. Criminalgeschichte. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

— — Ein geheimnißvoller Mord. Criminal-Geschichte. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

— — Der Teufel in Köln. Dem Volke erzählt. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

Jacobi's, F. H., Briefe an Frdr. Bouterwek aus den Jahren 1800 bis 1819. Mit Erläuterungen herausgegeben von W. Mejer. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 28 Ngr.

In Bremen brennt es. Etwas zur Aufklärung der Sache von Einem, der auf Bremen viel, aber auf den „neuen Glauben" nicht viel hält. Bremen, Valett u. Comp. 8. 5 Ngr.

Keber, A., Zur Philosophie der Kindersprache. — Gereimtes und — Ungereimtes. Halle, Schwabe. 16. 12½ Ngr.

Kellner, G., Die königliche Burg zu Nürnberg. Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung derselben. Nürnberg. 1867. 16. 4 Ngr.

Kirchmann, J. H. v., Aesthetik auf realistischer Grundlage. 2 Bde. Berlin, Springer. Lex.-8. 4 Thlr.

La Marmora, A., An die Wähler von Biella. Brief. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von E. Poppe. Berlin, Scheller. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamartine, A. de, Die Unsterblichkeit, Gedanken über den Menschengeist und das räthselvolle Jenseits in gebundener Rede. Deutsche Bearbeitung von G. Strümpell. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 2 Ngr.

Merzdorf, Die Mutter Kilwinning, Schottlands Stammloge. Nach Murray Lyon frei bearbeitet. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Osterroth, G., Friedhofgedanken. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 15 Ngr.

Pfeiffer, F., Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. II. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Polko, Elise, Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Künstler- und Menschenleben. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rattazzi, U., Die römische Frage. Rede. Florenz, Löscher. 8. 8 Ngr.

Rothenflue, F., Branztoneli, ein Lebensbild mit ungeschlachten Randverzierungen für Leser waserlei Geschlechts. Luzern, Gebr. Räber. 8. 12 Ngr.

Rütimeyer, L., Die Grenzen der Thierwelt. Eine Betrachtung zu Darwin's Lehre. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 15 Ngr.

Sauppe, G., Bilder des Alterthums. Vorträge. Halle, Schwabe. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Wanderungen auf dem Gebiete der Sprache und Literatur. Halle, Schwabe. Gr. 8. 24 Ngr.

Schacht, W., Kritisch-philosophische Aufsätze. 1stes Heft. Herbart und Trendelenburg. Aarau, Christen. Gr. 8. 10 Ngr.

Schirmer, A., Verschollen. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Schlieben, E., Johanna. Ein ostpreußisches Idyll. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 15 Ngr.

Schultze, F., Die Thierseele. Eine Psychologie der Thiere. Leipzig, Wilfferodt. 10 Ngr.

Schwartzkoppen, Clotilde, v., Frau Holl's Brautschleier. Potsdam, Döring. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sixt, H., Hermann Heinrich Frey, Superintendent in Schweinfurt. Ein Beitrag zur Kirchen- und Städtegeschichte des 16. Jahrhunderts. Nürnberg, Sebald. Gr. 8. 18 Ngr.

Souvestre, E., Am warmen Ofen. Drei Erzählungen aus dem Volksleben. In das Deutsche übertragen und mit einer Biographie des Verfassers versehen von R. Müldener. Langensalza, Verlags-Comptoir. 6 Ngr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 3ter und 4ter Bd. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. à 1 Thlr. 7½ Ngr.

Teuffel, W. S., Geschichte der römischen Literatur. 1ste Lief. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Trautwein v. Belle, E., Der Cardinal-Richelieu. Vortrag. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Urkunden-Buch der Stadt Liegnitz und ihres Weichbildes bis zum Jahre 1455. Herausgegeben von F. W. Schirrmacher. Liegnitz, Krumbhaar. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Waldmüller, Robert (E. Duboc), Baronisirt. — Passiflora. Zwei Novellen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wessely, J. E., Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Herr von Filz. Humoristischer Roman. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wittmer, G., Die naive Poesie in unserer Zeit. Cassel, Fischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur
des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,
von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben
mit Einleitungen und Anmerkungen.
Unter Mitwirkung von
Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (8—11) ausgegeben:
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, zwei Theile, von Hettner.

Die früher erschienenen Bände (1—7) enthalten:
Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann.

Unter der Presse befinden sich:
Körner's Gedichte und Dramen, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Bürger's Gedichte, von Tittmann;
Goethe's Faust, von Carriere.
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian Schmidt;
Wilhelm Müller's Gedichte, von Max Müller.

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.
Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.
Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Soeben wurde die **erste** Lieferung ausgegeben von:

Schillers sämmtliche Werke.
Kritische Ausgabe
von
Heinrich Kurz.
Complet in 9 Bänden oder einigen 30 Lieferungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Charakterisirende Eigenschaften dieser Ausgabe:
Größere Vollständigkeit als bei irgendeiner andern fertigen Ausgabe; denn sie enthält nicht nur eine bedeutende Anzahl von Gedichten aus Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w., die sich bisjetzt in keiner Ausgabe finden, sondern auch „Die Räuber" in zwei, „Fiesco" in zwei, „Don Carlos" sogar in drei Originalbearbeitungen und außerdem zahlreiche prosaische Schriften (Aufsätze, Vorreden, Recensionen u. s. w.), die man ebenfalls in den bisherigen Ausgaben vergeblich suchte.

Größtmögliche Correctheit, bewirkt durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes.

Anführung aller abweichenden Lesarten, aus der Vergleichung des Wortlautes sämmtlicher Originalausgaben.

Größte Wohlfeilheit, denn diese Ausgabe im Umfang von 9 starken Octavbänden von einer tadellos schönen Ausstattung kostet sammt ihrem reichern Inhalt und gelehrten Apparat nicht einmal soviel (nur circa $5\frac{1}{2}$ Thaler) als die neueste, jene Vorzüge entbehrende Cotta'sche Ausgabe in 12 Bänden. Mit der großen „kritisch-historischen" Ausgabe, von der erst ein kleiner Bruchtheil erschienen ist, bleibt eine Vergleichung ausgeschlossen, da ihr Umfang und Preis außer allem Verhältniß zu der Kurz'schen Ausgabe stehen.

Es bleibt uns noch zu betonen, daß die Kurz'sche Revision bereits beendet war, als die revidirte Cotta'sche Ausgabe erschien (die in der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" enthaltene Schiller-Ausgabe ist bereits ein Ausfluß jener Revision), daß sie also nicht auf fremden Schultern steht, sondern eine durchaus selbständige, aus eigener Forschung und eigenem Urtheil hervorgegangene Arbeit des Herausgebers ist.

(Anordnung.) Den Anfang bilden die poetischen Werke in den Abtheilungen Gedichte (Band 1), Dramen (Band 2—6) und Romane nebst Erzählungen (Band 7); hierauf folgen die kleinern, dann die größern historischen Schriften (Band 8), sodann die philosophisch-ästhetischen Abhandlungen, denen sich die Recensionen und Vorreden anschließen. Den Schluß bilden vermischte Stücke und Kleinigkeiten (Band 9). Innerhalb dieser Abtheilungen sind die einzelnen Schriften streng chronologisch geordnet.

Subscriptionsbedingungen:
Die kritische Ausgabe von Schiller erscheint in 9 Octavbänden, jeder von 3—4 Lieferungen à 10—12 Bogen; sie umfaßt also einige 30 Lieferungen, und da deren eine bis zwei monatlich ausgegeben werden, wird das Werk längstens in $1\frac{1}{2}$ Jahren vollendet sein.

Für den Subscriptionspreis von **5 Sgr.** für die Lieferung (kaum $\frac{1}{2}$ Sgr. à Bogen) wird sofort nach Beendigung des Werks ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der letzte König der Magyaren.
Historischer Roman
von
Leopold von Sacher-Masoch.
3 Bände. 8. Brosch. 4 Thlr.

Urtheil der Kritik.

Sacher-Masoch hat in der Eigenthümlichkeit und in der Kraft seines Schilderungstalents bei dieser Arbeit sich abermals glänzend bewährt, und wenn namentlich die Kritik Norddeutschlands, welche sich in der Regel gegen die heißblütigen und farbensatten, Sinnlichkeit athmenden Producte süddeutscher Poeten — denen Sacher-Masoch trotz seiner specifisch-slawischen Abstammung sich anreiht — ablehnend oder gar verurtheilend verhalten, diesen Roman als einen ganz neue Richtungen bezeichnenden, vom gewöhnlichen Fahrwasser abweichenden historischen Roman hervorhebt, wie es bereits mehrfach geschehen ist: so haben wir eine Thatsache registrirt, die dem Verfasser zum äußersten Lobe gereicht und die dem Buche gewiß einen ansehnlichen Lesekreis sichert.
„Charivari für Theater und Musik."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 9. April 1868.

Neue Schriften von Johannes Scherr.

1. Das Trauerspiel in Mexico. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte. In drei Bänden. Von Johannes Scherr. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Aus der Sündflutzeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Mischmasch von Johannes Scherr. Berlin, Lesser. 1868. 8. 10 Ngr.

Wie dieses Register neuer und neuester Schriften beweist, gehört Johannes Scherr zu unsern fleißigsten Autoren. Er ist eine Specialität auf dem Gebiete deutscher Geschichtschreibung, obgleich unsere vornehmen Historiker ihm die zünftige Gleichberechtigung absprechen werden; er gilt ihnen für einen Schwarmgeist, der die Geschichte nur zu Feuerwerkereien des Esprit und zur Schaustellung einer radicalen und revolutionären Gesinnung benutzt. Wo findet sich bei ihm jener Pragmatismus, der die Fäden der Ereignisse bis in ihre feinsten Zusammenhänge verfolgt und mit großer Vorsicht die Gewichte bald in die eine, bald in die andere Wagschale legt, damit das Gleichgewicht nirgends gestört werde? Wo findet sich bei ihm jene erhabene Objectivität der Darstellung, die sich niemals aus ihrer Gemüthsruhe bringen läßt, wie das Auge der Vorsehung über den Thaten und Begebenheiten schwebt, sich vor jedem Affect, vor jeder moralischen Entrüstung hütet, als könne dadurch die Diätetik der Wissenschaft gestört werden? Wo jener würdevolle Stil, der nach Tacitus und Johannes von Müller schielt, in Inversionen, Participialconstructionen und künstlichen Netzen von Perioden, die zu entwirren dem Leser nicht leicht wird, seine Vornehmheit behauptet und mit Glück bestrebt ist, sich von dem leichten Geschwätz der publicistischen Proletarier zu unterscheiden?

Nichts von alledem findet sich bei Johannes Scherr, ja von alledem sogar das Gegentheil. Gleichwol halten wir ihn für einen Historiker, der eine berechtigte Richtung der Geschichtschreibung, wenn auch in extremer Weise vertritt. Seitdem die Ranke'sche Schule mit solchem Eifer den archivarischen Motiven nachforscht und die feinsten diplomatischen Einfädelungen durch das Oehr ihrer Historiographie zieht, ist es Mode geworden, die Geschichte nicht in der Darstellung des Geschehenen zu suchen, das nur als eine untergeordnete Lebensäußerung des geschichtlichen Geistes betrachtet wird, sondern in der Darlegung des vielfach verketteten Causalnexus, aus dem die Ereignisse hervorgegangen sind. Man ist dann in dieser Trockenlegung des geschichtlichen Bodens so weit gegangen, daß man auch die Charakteristiken interessanter Persönlichkeiten, soweit diese eine selbständige Bedeutung in Anspruch nehmen, als üppige nebenherwuchernde Sumpfpflanzen betrachtet und ausgerodet hat. Die Geschichte erscheint als eine Schachpartie, bei der nur die Combinationen des Spiels selbst Bedeutung und Berechtigung haben. Oder man könnte diese Historiker auch mit Dramatikern vergleichen, welche jede Situation auf das feinste und sorgfältigste zu motiviren verstehen, aber ihre lebendige Bewegung auf der Bühne selbst als etwas Gleichgültiges betrachten. Der Weltgeist hat sich für sie gleichsam in das Heiligthum der Cabinete zurückgezogen; der tumultuarische Lärm auf den Straßen und Schlachtfeldern ist nur das Rollen und Weiterrollen der Würfel, die dort geworfen werden, und man hat dabei nichts zu thun, als die Augen derselben zu zählen.

Diese Einseitigkeit der Geschichtschreibung, die sich in manchen gepriesenen Werken derselben scharf ausprägt, entspricht durchaus nicht ihrem Ideal. Wir wollen in der Geschichte ein Abbild des menschlichen Lebens sehen, in seiner ganzen vollen Bewegtheit. Die Züge der hervorragenden Charaktere, die Scenen auf dem Forum und Schlachtfeld, die großen packenden Situationen sollen in farbenreicher Darstellung uns vorgeführt werden; sie haben dasselbe Recht auf unsere Theilnahme wie die Enthüllungen

der Archive, die doch nur in dem tintenklecksenden Säculum der Cabinetspolitik maßgebend waren. Die pragmatische Motivirung ist nur die eine Seite der Historik; durch das vorwiegende Herauskehren derselben wird sie trocken, archivarisch, unkünstlerisch bei aller Künstlichkeit. Wir wollen nicht nur die Berechnungen, sondern auch die Leidenschaften der Menschen in Thätigkeit sehen; nur eine Geschichtschreibung, welche dies dramatische Element in sich aufnimmt, steht auf der Höhe der Kunst.

Wenn wir zwei Extreme geschichtlicher Darstellung ins Auge fassen wollen, so brauchen wir blos die Geschichte der Französischen Revolution von Sybel mit der von Carlyle zu vergleichen. Dort eine feine, aber leb- und farblose Darstellung der leitenden Motive in dem Parteileben und dem ganzen Entwickelungsgang, hier eine musivisch schimmernde, anekdotisch bunte, aber lebendige und spannende Darstellung der Ereignisse und Persönlichkeiten, deren Zusammenwirken das Gesammtbild der Revolution vor unsere Seele hinstellt.

An Carlyle erinnert nun Johannes Scherr in seiner ganzen Darstellungsweise. Eine außerordentliche Fülle anekdotischen Details gibt auch ihm die Mittel zu einer fast fieberhaft lebendigen Inscenirung der geschichtlichen Haupt- und Staatsactionen; alles tritt sichtbar, greifbar vor uns hin. Freilich sind die aufgesetzten Lichter oft mehr hüpfend und blendend als die sichern Umrisse markirend; aber die genialen Streiflichter erhellen oft mit einem Blitz die Charaktere und Situationen. Der Stil steht in trotzigem Widerspruch zum Stil der vornehmen Geschichtschreibung; er ist ebenso salop wie glänzend; er hat gleichsam die Hände in den Hosentaschen, und wenn er sie herausnimmt, befleißigt er sich nicht zierlich andeutender Fingerzeige, sondern er schlägt mit den Fäusten drein; er ist meist Fracturschrift, liebt aber die barocken Arabesken und geberdet sich wie ein Sonderling, der dem deutschen Sprachschatz ungewohnte, aber dabei immer schlaghafte Wendungen entlehnt.

Scherr gehört der Schlosser'schen Schule an und nicht blos in Bezug auf seine vorwiegende culturhistorische Richtung. Wie sein Lehrer und Meister liebt er es, moralische Maßstäbe anzulegen, und befleißigt sich dabei einer göttlichen Grobheit, die er seinem Helden ins Gesicht sagt. Diese moralischen Maßstäbe sind freilich oft Parteimaßstäbe, denn Scherr ist ein ausgesprochener Republikaner, und von diesem radicalen Standpunkte aus kann er nur wenige der Helden begnadigen, die sich neuerdings auf der Weltbühne hervorgethan haben. Dennoch ist er auch billig genug, die Charaktere oft an ihrer eigenen Consequenz zu messen.

Wie sich indeß mit diesem festen politischen Parteistandpunkte ein anderer eingestandener Charakterzug des Autors und seiner Darstellung, der Pessimismus, verträgt, und mit diesem wiederum die humoristische Auffassung der Weltgeschichte als einer divina commedia: das müssen wir freilich aus dem an Victor Hugo'sche Geistreichigkeiten und Ungeheuerlichkeiten erinnernden Prolog zu begreifen suchen, mit welchem Scherr sein „Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig, eine Komödie der Weltgeschichte" (Nr. 2) einleitet. Hier wird die Menschheit einem armen alten Kinde verglichen, dem man sein Thonpfeifenrohr, sein bischen Wasser, sein Stückchen Seife lassen muß, denn es treibt damit mit rührender Beharrlichkeit jene buntschillernden Seifenblasen in die Luft, die man Ideale nennt:

> Die höchsten Aufschwünge des Menschengeistes, die edelsten Instincte und die süßesten Affecte der Menschenseele, die Fanatismen der Religion und der Politik, die verzückte Glut der Andacht und die keuschen Wonneschauer der ersten Liebe, die blendenden Illusionen der Begeisterung und die stolzen Triumphe der Wissenschaft, in den Himmel hinauffliegende Lust und in die Erde sich hinabwühlendes Leid, der stachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durst der Ehrsucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauschende Hochmuth der Herrschaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unsterblichkeit: — Seifenblasen! Die Welt selbst ist nur eine solche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichtsreligion. Es gibt nur das eine: Nirwana, das Urnichts. Alles andere ist ein Strom von Nichtigkeiten, welcher sich dem Ocean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menschen, Geist und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laster, Glück und Unglück — alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume ist die Welt aus dem Urnichts aufgestiegen, wie eine welke sinkt sie wieder in dasselbe zurück. Die Schaumblase des Erdendaseins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, alles verlischt in absoluter Leere. Wenn der hebräische Koheleth klagt:
>
> O, was wird dem Menschen für all' seine Mühsal,
> Womit er sich abquält unter der Sonne?
> Alle seine Tage sind ja voll Schmerzen,
> Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht —
>
> so stellt der Buddhist mit schwindelhoher Abstractionslust der Welt sich gegenüber und sagt zu ihr: Du solltest nicht sein, wie du bist; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, so sollst du gar nicht sein. Und du bist nicht! Du bist nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblasse, schwinde, zerstiebe! Hinunter mit dir ins ewige Nichts!

Doch diesem Bannspruch weltschmerzlicher Verzweiflung zum Trotz ist die Welt, wie Scherr meint, doch wirklich, und zwar ein Kampfsplatz, auf dem die Menschen streiten müssen.

Und weiterhin sieht er in der Geschichte nur ein Lustspiel und betrachtet den Weltgeist als einen nach gigantischem Maßstab dichtenden Aristophanes, der die Welt zu einem kolossalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat:

> Nun ja, daß der Tropf von Peisthetäros die herrliche Braut Basileia heimführt, die Komik — falls es eine ist — wiederholt sich allerdings milliardenmal in allen denkbaren und mitunter auch wol in undenkbaren Formen auf dieser Weltbühne. Siehst du? Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienst von der Unverschämtheit, die Tugend vom Laster, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falschheit, die Begeisterung vom Nutzen hintangedrängt, besiegt, vernichtet wird — das eben ist der aristophanische Spaß der Weltgeschichte. Ein Spaß, fürwahr, von dem gesungen ist:
>
> Wer vermag es, ohne Grauen
> Diesen Greuel anzuschauen?
>
> Bah, je nachdem man ihn anschaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeschichtlichen Drama nur die unablässig schwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weisere und Glücklichere von beiden, kann gar nicht fraglich sein. Was kommt bei der pathetisch-tragischen Weltanschauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandiosen Humor zu verstehen, welcher aus dem ewigen Antithesenspiel des geschichtlichen Processes sich entwickelt wie eine köstliche

Weinblume aus der Gärung der Mostelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeschichte als Komödie!

Man mag nun mit dieser Auffassung einverstanden sein oder nicht; jedenfalls bestimmt sie die Darstellungsweise Scherr's, der mit aristophanischer Derbheit die Charaktere und Gruppen der Geschichte in die phosphorescirende Beleuchtung einer divina commedia rückt. Dennoch ist auch unser Autor genöthigt, hier und dort von seiner Lustspielauffassung abzusehen; denn gleichzeitig neben seiner „Komödie der Weltgeschichte" schreibt er ein „Trauerspiel in Mexico" (Nr. 1).

Dieser Titel ist treffend gewählt: denn von allen Ereignissen der jüngsten Zeit spitzt sich keins in gleicher Weise zur Tragödie zu wie das mexicanische Kaiserthum; hat es doch diesseit und jenseit des Oceans nicht an Dramatikern gefehlt, welche bereits jetzt die Frucht vom Baume schüttelten. Der Romantiker auf dem Throne des Montezuma, mit den edelsten Intentionen doch in die Schuld des Despotismus verstrickt, lange Zeit abhängig von seinen Beschützern, doch, von diesen aufgegeben, sich aufraffend zu heldenmüthigem Todeskampf, ist ein dramatischer Held, der allen Anforderungen der Dramaturgie entspricht und ohne Frage die Sympathien des Publikums zu fesseln weiß. Scherr hat seine Darstellung dramatisch zusammengefaßt, die Hauptzüge des Entwickelungsgangs scharf herauspointirt und dabei sowenig bengalische Beleuchtung wie möglich angewendet und desto häufiger das anatomische Messer zu einschneidenden psychologischen Sectionen. Die Auffassung des Kaisers in den Grundzügen seines Wesens ist ungefähr dieselbe, welche sich uns bei der Analyse seiner biographischen und Reiseschriften herausstellte. Die kirchliche Zwangsjacke, in welcher die Erziehung des Prinzen eingezwängt war, lag in fortwährendem Widerspruch mit den modernen Instincten, wie sie einem lebendigen Kopf aus der Luft des Jahrhunderts anfliegen mußten. Die Persönlichkeit Maximilian's schildert Scherr mit folgenden Worten:

Seine Persönlichkeit, von einem vortretenden Zug von Weichheit und Schwärmerei durchzogen, hat überall und bis zuletzt große Anziehungskraft auf die Menschen geübt. Niemals freilich hat dieser Persönlichkeit der Zauber beherrschender Kraft innegewohnt, sondern nur die Sympathieerregung, welche der reingesinnten, traulich sich erschließenden und der Anlehnung bedürftigen Weichheit eigen zu sein pflegt. Statt Weichheit könnte man fast Weiblichkeit sagen; denn in Wahrheit, es geschieht mit gutem Grund, wenn man den Prinzen zuweilen scherzend eine „verkleidete englische Miß mit angeleimten blonden Backenbärten" hieß. Das weibliche Element im besten Sinne des Wortes hat in seiner psychischen Organisation das männliche weit überwogen. Daher die äußerst rege Empfänglichkeit und Anempfindungsfähigkeit des Erzherzogs, daher sein lebhaftes Schönheitsgefühl, sein feiner Formsinn, seine dichterische Stimmung und Anschauungsweise, sowie die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks in gebundener und ungebundener Rede; daher aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, daher die Abwendung von der Strenge logischen Denkens und die Hingabe an Gefühlsschwelgerei und Phantastik.

Er nennt ihn später eine „weit mehr passive als active Natur", ganz dazu angethan, von dem Triebwerk der „hohen Politik" mitleidslos zermalmt zu werden. Noch größere Schuld schreibt er der Erzherzogin zu, „in welcher das männliche Element ebenso vorwog, wie in ihrem Gemahl das weibliche". Sie habe an dem „Kaiserschwindelspiel" einen stark hervortretenden Antheil genommen, sodaß die Mexicaner sie ihrem Gemahle durchaus gleichstellten, und daß die Anhänger des Kaiserthums nicht vom Kaiser und von der Kaiserin sprachen, sondern beide in der Gesammtbezeichnung los Emperadores untrennbar zusammenfaßten. Namentlich macht es ihr Scherr zum Vorwurf, daß sie als Enkelin Ludwig Philipp's mit Ludwig Bonaparte in freundliche Beziehungen treten mochte, „daß die Nichte des Prinzen Orleans aus den Händen Napoleon's III. eine Schaumgoldkaiserinnenkrone" als Almosen zu empfangen sich nicht geschämt hat.

Während das Kaiserpaar in die interessante, aber zweifelhafte Beleuchtung gerückt ist, die einem kühnen Streben auf falscher Grundlage gebührt, steht dagegen in vollem, hellem Licht wie auf marmornem Sockel das Bild des Republikaners Benito Juarez, dem folgender Hymnus gesungen wird:

Nach Commonfort's Fall erst provisorischer, dann (seit 1862) definitiver Präsident der Republik, hat der zapotekische Indianer mit dieser höchsten Würde die, wie es scheinen mußte, geradezu unerträgliche Bürde eines Kriegs überkommen und übernommen, welcher über das Sein oder Nichtsein des Landes entscheiden sollte, den Krieg gegen die Armeen und Flotten Frankreichs; den Krieg auch zugleich gegen die mit den fremden Eindringlingen landesverrätherisch verbündete Pfaffen- und Rückwärtserpartei. Eine ungeheuere Aufgabe! Der Zapoteke hat sie gelöst; nicht allein, aber doch als erster Vormann. Als solcher und als echter und rechter Principmann auf dem Felsgrund seiner unerschütterlichen Ueberzeugung stehend, hat er sich von dem Lug- und Trugspiel des Kaiserschwindels keinen Augenblick blenden oder täuschen lassen, hat auch im äußersten Misgeschick die Hoffnung, daß das gute Recht Mexicos, dessen gesetzmäßiger Stabhalter er war, schließlich doch zu Ehren kommen und die republikanische Losung „Libertad y Independencia" triumphiren werde. Dieser Triumph der guten Sache über ein ruchloses Attentat ist zu einem guten Theile der Triumph des schlichten Indianers aus der Sierra de Oaxaca, welcher mit der richtigen Einsicht in die Lage und die Bedürfnisse seines Landes, mit der unwankbaren Entschlossenheit und zähen Ausdauer, welche ihn als Staatsoberhaupt kennzeichneten, in seinem persönlichen Auftreten und Gebaren ruhige Würde, lebhaftes und feines Gefühl und eine außerordentliche Sanftmuth und Milde zu paaren wußte. Alles in allem: Benito Juarez ist die bedeutendste geschichtliche Gestalt, welche innerhalb des Kreises europäischer Civilisation bislang aus der indianischen Rasse hervorgegangen.

Ueber die Motive der französischen Intervention in Mexico erhalten wir von Scherr ebenfalls eine klare Auseinandersetzung. Bekanntlich hatte die „civilisatorische Mission" der französischen Soldaten noch kleine Nebenzwecke, indem sie bestimmt war, für hochgestellte Gläubiger in Frankreich die Schulden einzukassiren, welche einer der Präsidenten der Republik gemacht hatte. Dies Geldgeschäft, auf dessen solider Basis das neue transatlantische Kaiserthum aufgerichtet wurde, schildert uns Scherr in dem Abschnitt: „Jecker und Compagnie", in folgender Weise:

Während seiner Gegenpräsidentschaft hatte der General Miramon mit einem gewissen Jecker, Schweizer von Geburt und später als Franzose naturalisirt, ein Geldgeschäft gemacht. Der Jecker streckte dem General die Summe von 7,452140 Frs. vor; davon aber nur 3,094640 Frs. in baarem Geld, die größere Hälfte in Werth-, beziehungsweise Unwerthpapieren. Hierfür erhielt Herr Jecker von dem Afterpräsidenten auf die Staatskasse der Republik Mexico lautende Schuldbriefe im Betrag von

15 Millionen Pesos (75 Millionen Frs. in runder Summe). Diese gesammten Schuldverschreibungen — so setzte am 15. Juli 1862 Lord Montagu im englischen Unterhause auseinander — verkaufte Jecker an den damaligen französischen Gesandten in Mexico, und dieser an andere Leute, bis sie zuletzt in den Händen des Herrn de Morny, des Halbbruders Napoleon's III. von mütterlicher Seite, sich befunden hätten. Lord Montagu deutete sogar sehr merkbar an, daß noch höher stehende Personen als Morny an dieser Jeckerei mitbetheiligt gewesen seien. Wie dem gewesen sein mag, genug, die französische Regierung verlangte von Mexico die Rückzahlung des Jecker'schen Anleihens und zwar im Betrage von 15 Millionen Pesos. Der Präsident Juarez erklärte, daß, obgleich der ganze Handel ungesetzlich gewesen, die Republik um des Friedens willen bereit sei, die von Jecker dem Miramon wirklich geliehene Summe anzuerkennen und zu erstatten, nicht aber die 15, d. h. 75 Schwindelmillionen. Damit wäre aber den Leuten, welche dieses allerliebste Geschäft unternommen hatten, natürlich nicht gedient gewesen. Sie verlangten den Betrag ihrer „Bons", und Frankreich mußte schließlich auch diese „Gloire" bezahlen. Denn die Inhaber der Miramon'schen Schuldbriefe sind infolge der mexicanischen Expedition befriedigt worden, und haben sich also in diesem Falle Schwindelmillionen in wirkliche verwandelt, was bekanntlich nicht so häufig zu geschehen pflegt wie das Umgekehrte.

Den Gang der Ereignisse in seinen Hauptzügen lernt man in dem Werke von Scherr klar und deutlich erkennen, ohne alle diplomatische Verschleierungen. Die Nemesis, die den edeln, aber verblendeten Prinzen in Queretaro ereilte, wird man nicht länger als einen blinden Act des Zufalls und brutaler Gewalt verurtheilen, wenn man von Scherr erfährt, daß der Erzherzog das berüchtigte Decret vom 3. October 1865, in welchem die Vertheidiger des Vaterlandes zu „Banditen, Straßenräubern und Verbrechern" gemacht und für vogelfrei und außerhalb des Gesetzes stehend erklärt und jedes ergriffene Mitglied einer solchen Bande zum Tode durch Erschießen verurtheilt wurde, vom Erzherzog mit eigener Hand vom ersten bis zum letzten Buchstaben geschrieben worden ist, und daß Marschall Bazaine, den man als den Urheber des Blutedicts anzuklagen pflegt, nur zögernd und widerwillig seine Zustimmung gegeben hat. Einleuchtend ist auch dargelegt, wie nach dem Sieg der Union über die Südstaaten das haltlose Kartenhaus des mexicanischen Kaiserthums zusammenbrechen mußte und der Politik der Tuilerien nur ein schimpflicher Rückzug übrigblieb, dessen Schmach die Staatsmänner aus dem Weißen Haus in Washington keineswegs zu mildern bestrebt waren. Die Peripetie des Trauerspiels von Mexico fand in den blutigen Kämpfen vor Richmond statt; hier trat der Rechnungsfehler der cäsarischen Politik zu Tage. Die Doppelkatastrophe desselben schildert Scherr in den beiden Abschnitten: „Die Fahrt in den Wahnsinn" und „Der 19. Juni". Die neuen Quellen über diese fesselnde Episode der mexicanischen Geschichte sind von Scherr, soweit sie ihm noch vor dem Abdruck zur Hand kamen, fleißig benutzt worden. So des Grafen Emil Keratry „L'empereur Maximilian" und die „Reise nach Mexico" der Gräfin Paula Kollonitz, die ein reiches anekdotisches Material enthält. Dagegen kamen ihm die „Denkschrift über den Proceß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich", von Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre, sowie Wilhelm von Montlong's „Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico" zu spät zu, sodaß er beides nur noch für die Vorrede benutzen konnte. Montlong war Cabinetsoffizier des Kaisers und ist ein wahrheitsliebender Mann, dessen Buch gerade deshalb zu einer schweren Anklage des mexicanischen Kaiserschwindels geworden ist. Wie die Volksabstimmung in Mexico zu Wege gebracht wurde, das erfahren wir aus dem folgenden, von Montlong mitgetheilten Vorgang:

Der französische General Jeanningros ließ die Angesehensten von Monterey zu sich rufen und redete sie folgendermaßen an: „Der Kaiser der Franzosen, stets um die Wohlfahrt aller unglücklichen Völker besorgt, hat im Interesse euers Glücks beschlossen, die mexicanische Republik in ein reiches und blühendes Kaiserreich umzugestalten, und hat euch den liberalsten und aufgeklärtesten Fürsten Europas, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, zum Kaiser bestimmt. Napoleon aber will, daß Maximilian durch allgemeine Abstimmung der Nation erwählt werde. Ich habe euch somit hierher berufen, um euere Abstimmung zu empfangen." Als General Jeanningros diese Rede, welche in allen Städten dieselbe war, beendigt hatte, schritt er mit drohender Miene auf die Anwesenden zu und fragte: „Nicht wahr, meine Herren, ihr nehmt den Fürsten an, welchen euch Kaiser Napoleon sendet?" Die Befragten, eingeschüchtert durch die hinter dem General postirten Soldaten, stimmten mit Ja, worauf Jeanningros an den Generalstabsoffizier, der die Abstimmungsprotokolle sammelte, die Worte richtete: „Schreiben Sie, mein Herr, daß diese Stadt einstimmig für das Kaiserreich votirte, und lassen Sie sodann diese Herren unterzeichnen." Als aber in San Luis Potosi die ersten Bürger eine derartige Abstimmung verweigerten, ließ besagter General sie unverzüglich ins Gefängniß werfen und behielt sie daselbst durch 36 Stunden ohne jegliche Nahrung, bis die Widerspenstigen, durch Hunger mürbe gemacht, nach Befehl votirten.

Die Grausamkeit und Brutalität einzelner französischer Offiziere wurde nur noch von den maximilianischen Generalen übertroffen. So wird von Miramon und Marquez eine greuliche „Henkerscene in Takubaya" erzählt:

„Im Jahre 1859, als Miramon Präsident — d. h. Afterpräsident — war, begab er sich nach der Einnahme von Takubaya (durch die Klerikalen) mit General Marquez ins dortige Spital, wo alle tags zuvor Verwundete, ohne Unterschied ob Freund oder Feind, gepflegt wurden. Hier trafen sie sieben Aerzte, Männer von Herz und Talent, welche durch ihre Pflichten an die Betten der Verwundeten und Sterbenden gefesselt waren. Noch denselben Abend ließ Marquez diese Aerzte und alle verwundeten feindlichen Offiziere erschießen." Folgt dann die Ordre Miramon's, kraft welcher Marquez handelte und welche — die Miramon, Marquez und Mitschurken waren ja alle sehr „fromm" — mit der Devise der Klerikalen schloß: „Dios y orden!"

Sollte irgendein empfindsamer Deutscher um den ritterlichen Miramon, der mit seinem Kaiser in Queretaro erschossen wurde, mitleidige Thränen geweint haben, so wird diese Henkerscene wol genügen, um ihm für immer die Augen zu öffnen. In der That haben deutsche „Humanität" und französische „Civilisation" in Mexico gleichmäßig bankrott gemacht.

Ein anderes Werk von Scherr: „Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig" (Nr. 2), ist in bei weitem größern Dimensionen angelegt und soll die dreijährige Revolutionsepoche schildern, deren Krater durch den Staatsstreich vom 2. December 1851 geschlossen wurde. Der vorliegende erste Band stellt die Februarrevolution in Paris und ihre nächsten Folgen, die Märzrevolutionen in Wien und Berlin, mit jener lebhaften Farbengebung dar, die wir von dem Verfasser gewohnt sind, welche im Interesse der Wahrheit alle künstlerischen Abtönungen vermeidet und der es selbst

auf einen oder den andern Klecks nicht ankommt, wenn dadurch ein Punktum der Weltgeschichte schärfer hervorgehoben wird. Von der vibrirenden Unruhe dieser Zeit ist der Stil Scherr's angesteckt; doch werden wir dafür auch in die Stimmung der Epoche versetzt, ein Ziel, das zu erreichen dem Dichter unerlaßlich, aber auch dem Historiker wünschenswerth ist. Scherr beginnt mit einer Schilderung des Vorspiels der Revolution, der Papstwahl 1846: „Evviva il santo padre!" dem Sonderbundskrieg: „Im Hochland fiel der erste Schuß" und dem Satyrdrama „Lola". Der liberale Papst, auf den man damals so große Hoffnungen setzte, findet vor Scherr's Augen keine Gnade; er nennt den liberalen Papst „ein Messer ohne Heft, dem die Klinge fehle", einen geist- und culturlosen Priester, dem die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathisch waren, dessen Geistesarmuth schließlich in der Encyklika vom 8. December 1864 in die Welt ausgebrochen ist. Nicht in dem Papst, sondern in einem andern Dioskurenpaar, Mazzini und Carlo Alberto, sah Scherr die Vorboten der Zukunft Italiens. Die Parallele zwischen diesen beiden ist treffend und anziehend:

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Person ihres Propheten Mazzini gleichsam verkörpert war, so stellten die Führer der patriotisch-monarchischen, der constitutionellen oder „neuguelfischen" Partei, stellten die Gioberti, Balbo und d'Azeglio, welche lange des gewiß ebenfalls sehr optimistischen Glaubens lebten, die italischen Fürsten, der Klerus und sogar das Papstthum würden sich für die Idee einer bessern Zukunft Italiens gewinnen lassen, der Gestalt des republikanischen Agitators die des Königs Carlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung ihrer Zukunftshoffnungen. Wunderlicherweise waren die beiden Gestalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußern Erscheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antik-edelm Schnitt, mit Blässe bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumerischen Feuers. Beider Auftreten und Geberdenspiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltsinnige Engländer selbst und berechnende Schotten haben enthusiastisch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und sogar solche, welche der Sardenkönig — erst der Mitverschworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Carbonari — verrathen und verfolgt hatte, gestanden, daß Carlo Alberto unwiderstehlich liebenswürdig sein konnte, so er wollte.

Das Satyrdrama „Lola" wird von Scherr mit recht lebendigen und pikanten Farben ausgemalt. Jedenfalls ist es jetzt eine sehr lesenswerthe Lectüre, wo nach dem Tode des Königs Ludwig die beliebte deutsche Schönfärberei wieder in voller Arbeit ist und alle die Publicisten und Biographen von dieser Lola-Episode gar nichts mehr wissen, sondern als echte Prinzen von Arkadien dem ganzen Publikum einen Becher Lethe credenzen.

Nach dem Vorspiel beginnt der erste Act der künstlerisch gegliederten Komödie, die Entwickelung. Ihm soll im zweiten Bande die Verwickelung (Peripetie), im dritten die Abwickelung (Katastrophe) folgen. Für die Schilderung der pariser Februarrevolution, welche im Vordergrunde des vor uns entrollten Bildes steht, findet sich ein zu Vergleichen herausfordernder Pendant in einem neuen Geschichtswerke — die Schilderung der Julirevolution im achten Bande von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts". Man darf dieser Darstellung Lebendigkeit und Anschaulichkeit nachrühmen, ja sie verschmäht selbst nicht die Anekdote, um Charaktere und Situationen durch sie zu beleuchten. Dennoch bewahrt sie stets eine stilvolle Haltung und muß im Vergleich mit der Scherr'schen Darstellung der Februarrevolution als nüchtern erscheinen. Letztere ist von einer tumultuarischen Bewegtheit, mit romanhaften Ausmalungen und dramatischen Dialogen durchsetzt; ja sie schwebt bisweilen an der Grenze der Retcliffe'schen und Mühlbach'schen Geschichtsromantik, die sie aber nie überschreitet, weil sie das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit durchweg respectirt und ihre schreiendsten Farben von der Palette der historischen Ueberlieferung nimmt. Die Illusion des dramatischen Eindrucks wird besonders dadurch hervorgerufen, daß der Autor es liebt, uns in eine bestimmte Scene zu versetzen, sogar ohne von raschem Scenenwechsel den beliebten Shakspeare'schen Gebrauch zu machen. Von diesem Aussichtspunkte aus sehen wir die Ereignisse herandringen. So haben die Hauptsituationen zum scenischen Hintergrund die Tuilerien. Hier befinden wir uns im Cabinet Ludwig Philipp's oder im Frühstückssalon der königlichen Familie; hier sehen wir anfangs die Geister hochgestimmt und kampfesmuthig, namentlich den Polterer Bugeaud, der hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hat; wir hören die sich kreuzenden Rathschläge der Parteien; der kleine Nothhelfer und Nothminister Thiers zappelt sich ab, um mittels Findung von Ministern das Verhängniß abzuwenden. Von dem Wachsthum des Aufstandes werden wir unterrichtet wie durch die Boten der antiken Tragödie; damit wächst die Verwirrung im Schloß. Ludwig Philipp wird von der leidenschaftlich bewegten Königin aufgefordert, zu Pferde zu steigen und durch seine Gegenwart die Truppen zu elektrisiren:

Der arme alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ sich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig aufgezäumtes Pferd setzen, um die auf dem Carrousselplatz aufgestellten Streitkräfte zu „elektrisiren". Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geschütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgrenzt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarschirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. standen, die Fronte gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengesetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marschall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verschiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remusat zu Fuß dem König. Aus den geöffneten Fenstern des Erdgeschosses der Tuilerien sah die Königin mit ihrer Tochter Clementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpensier, und mit ihren Enkelkindern der Musterung zu und wartete auf die „Elektrisirung" der Truppen. Aber, ach, die schlaffen und bekümmerten Züge des langsam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzusprechen als irgendwie und irgendwen zu elektrisiren. Er traf zuerst auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!" sondern mit einem „Vive la réforme!" Ludwig Philipp ritt zu dem Commandanten heran und sagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Versicherung geben, daß sie die Reform haben werden. Ich würde dieselbe schon früher bewilligt haben, so ich gewußt hätte, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird." Das Bataillon von der 10. Legion erhob

denselben Reformruf und erhielt dieselbe Antwort. Als sich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: „Hoch die Reform und nieder die Minister!“ Ludwig Philipp wollte sprechen, aber Geschrei erstickte seine Stimme. Die Offiziere des Bataillons schwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre, und beide vereinigten sich zu dem tumultuarischen und entschieden feindseligen Ruf: „Nieder mit dem System!“ Das Schwergewicht dieser Demonstration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, seine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Ludwig Philipp zu einem seiner Vertrautesten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariser Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit gesagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, also über die Nationalgarde gesprochen zu haben. Die ist unter allen Umständen für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Bankets den Thron nicht verstümmeln.“ Und jetzt? Was der König soeben hatte sehen und hören müssen, erschien ihm als ein gegen die Existenz des Julikönigthums gefälltes Verdict. Des alten Mannes Haupt sank auf seine Brust herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen, lenkte er sein Pferd um, ritt zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora absteigend sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich sehe es wohl, es gilt mir! Alles ist zu Ende!“

Ebenso anschaulich wird die Flucht aus dem Schlosse geschildert und die Abfahrt in dem schmuzigen Miethwagen des Concordeplatzes. Helene von Orleans begleitete bekanntlich den König nicht, sie begab sich mit ihrem Sohn, dem Grafen von Paris, in das Palais Bourbon; und hier spielt der zweite, von Scherr als ein großes Ensemblestück inscenirte Act des französischen Revolutionsdramas. Diese Schilderung ist uns schon von früher her bekannt; sie ist eine Laterna-magica, in der ein grellbeleuchtetes Bild nach dem andern an uns vorüberschwebt.

Scherr hat nach den Berichten der Augenzeugen diese bewegten Gemälde componirt; man sieht ohne gelehrte Noten und Citate den Sammlerfleiß, der erst eine solche Composition ermöglichte. Daß er sich den Quellen gegenüber kritisch verhält, beweist seine Beurtheilung Lamartine's, dessen „Geschichte der Februarrevolution“ er einen Selbstverherrlichungsroman nennt und dem er namentlich die Ehre streitig macht, Vater der „Republik“ zu sein, die nach der Ansicht desselben wie eine mit Zuckerlyrik großgesäugte Pallas Athene seinem Dichterschädel entsprungen sei:

Vanitas vanitatum. Warum aber ist der glückliche Concurrent des Verfassers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden, er, welcher, so er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimist und eigentlichst ein chamäleontisch schillernder Phantast gewesen — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Declamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenspritze. Als solche that er vortreffliche Dienste. Er rednerte so schön, daß er selber an sein Gerede glaubte. Als er dann sich ausgerednert, als er die letzte seiner unzähligen Rauschgoldphrasen verausgabt hatte, da warf ihn das dankbare Vaterland beiseite, wie ein Kind eine Knallblase wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vaterland ließ ihn sogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proclamator der Republik in seinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almosen annehmen mußte.

Diese Stelle ist zugleich ein Beweis dafür, daß Scherr die politischen Größen nicht gerade mit Glacéhandschuhen anfaßt.

Die wiener Märzrevolution wird uns unter der Ueberschrift „Ich laß nit schießen“ geschildert; das Gemälde derselben bietet mancherlei humoristische Züge dar. Aus dem Tumult hebt sich das Bild Metternich's hervor, von dem Scherr behauptet, daß er nicht ohne Würde gefallen sei, wenn es auch nur die Würde der Blasirtheit gewesen, nicht so kläglich und jämmerlich, wie Ludwig Philipp und Monsieur Guizot fielen.

Das Kapitel: „Ein Misverständniß“, stellt uns die berliner „Märzrevolution“ vor, in dem Scherr behauptet:

Soweit die Acten bisjetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit stehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereignisse auf dem berliner Schloßplatz von keiner Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, sondern die Folge einer Verkettung von Zufällen gewesen sind.

Aus einer Reihe von Vordersätzen zieht Scherr den Schluß:

daß die berliner Revolution in der That das gewesen ist, als was ein weltgeschichtlich gewordenes Wort, das wir sogleich in Fracturschrift auf weißer Leinwand erscheinen sehen werden, sie bezeichnet: — ein Misverständniß! Ein Misverständniß von oben wie von unten, ein Misverständniß von seiten des Königs wie des Volks, ein großes Misverständniß von A bis Z!

Erfreulich ist es, daß der Republikaner Scherr an dieser Stelle wie an vielen andern den König Friedrich Wilhelm IV. gegen allerlei böswillige und blödsinnige Anschuldigungen vertheidigt, wenngleich er seine schwankende Romantik, die bis zu einem Fieberanflug von Heroismus sich hinaufphantasirte, ohne durchgreifende und folgereiche Entschlüsse zu fassen, durch ein reiches thatsächliches Material von historischen und anekdotischen Details illustrirt. Die Schilderung der Revolutionsscenen selbst ist eine lebendige, wie immer bei Scherr, doch ist sie gerade hier besonders springend und irrlichtelirend, was sich mit dem improvisirten Charakter der berliner Märzrevolution entschuldigen läßt. Die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schlosses nennt Scherr, vom royalistischen Standpunkt aus betrachtet, einen unsühnbaren Frevel; mit republikanischen Augen angesehen, eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grausamkeit, bei völlig parteiloser und kaltverständiger Betrachtung eine „Dummheit der Dummheiten“. Man dürfe einen König nicht so demüthigen, wenn man nicht die Absicht habe, das Königthum zu vernichten.

Auf die Geschichte der Entwickelung wird nun im nächsten Band die der Verwickelung folgen, die Geschichte der standrechtlichen Reaction, sehr abstechend gegen den Vertrauensrausch jener Märztage, in denen die Begeisterung des Volks auch die Fürsten, mindestens die begabten, wie Friedrich Wilhelm IV., ergriff.

Die Scherr'sche Schrift: „Aus der Sündflutzeit“ (Nr. 3), enthält Skizzen aus der Revolution: „Mirabeau und Marie Antoinette“, „Die Göttin der Vernunft“, „Für Thron und Altar“, und die Darstellung des „Junkercomplots“, welchem der schwedische König Gustav III. zum Opfer fiel. Diese Farbenskizzen sind lebhaft, mit geschichtlicher Treue und sorgfältig nach ältern und neuern Quellen ausgeführt. Den Kernpunkt der ersten Abhandlung bildet der „Handkuß in Saint-Cloud“, jener Handkuß, durch welchen Mirabeau die Revolution an die schöne Oesterreicherin verrieth und dessen geschichtliche Thatsächlichkeit Scherr aus den Quellen nachweist. Das Gesammturtheil unsers Autors über Mirabeau lautet:

Mirabeau ist ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majestät Natur gewesen. Wie von den erlauchtesten Geistern seines Jahrhunderts, so durfte und mußte auch von ihm gesagt werden, daß die große Mutter:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Aber wenn so einem Ritter vom Geiste viel gegeben ist, so wird auch viel von ihm gefordert. Vor allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Bestechlichkeit beschmutzten eine heilige Fahne zu tragen sich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe seiner geistigen Aristokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten sich herniederneige. Gerade hiervon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe gedacht, und die Mission eines Befreiers war ihm nur das Piedestal der zügellosen Wünsche seiner Selbstsucht. Ferner, wenn man auch so gerecht ist und sein muß, zu berücksichtigen, was die Verhältnisse, die ungünstigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn ansieht und nimmt, wie er war, diesen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit strotzenden, von Leidenschaften lodernden, von einem närrischen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergestellten, dann wieder in allen Lüften sich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauschten Menschen, so würde man dennoch, falls man mit juvenalischer Härte und Herbigkeit urtheilen und verurtheilen wollte, sich versucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines Shakspeare'schen Wortes das Facit zu ziehen —

Sagt alles nur in allem:
Er war ein Lump!

Jedenfalls aber verwehrt, mildestens gesprochen, der Schmuzschimmer von Gemeinheit, welcher der Gestalt Mirabeau's unverwischbar anhaftet, derselben den Zutritt in die allerdings nicht sehr geräumige Walhalla der Weltgeschichte, wo die hehrsten Helden und höchsten Heiligen der Menschheit ihrer Unsterblichkeit genießen.

Der Abschnitt über „Die Göttin der Vernunft" enthält im ganzen wenig Neues, wenn auch einzelne sauber gezeichnete Porträts, namentlich von Chaumette und Anacharsis Clootz. Interessanter ist der letzte Abschnitt: „Für Thron und Altar", welcher die von den Thermidoriern und von dem „weißen Schrecken" ausgeübten Greuel in ihrer ganzen Scheußlichkeit darstellt und damit eine Ergänzung der Revolutionsgeschichtschreibung zu geben sucht:

Es ist merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „correcten" Historiker und Publicisten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rothrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegschlüpfen, welche der weißroyalistische Schrecken von 1794—95 in Scene gesetzt hat.

Die Schreckensscenen der Gegenrevolution spielten namentlich in Südfrankreich; die Gefängnißmorde in Marseille können sich dreist mit den Septembermorden in Paris messen, und wenn man die Beschreibung liest, wie die Mörder mit Sammtwesten und weißen Strümpfen und der weißen Hutschnur die gefangenen Republikaner von den Zinnen des Thurms von Tarascon auf die Felsen am Stromufer herabstürzten, während für die Zuschauer auf der Straße von Tarascon nach Beaucaire Stühle und Bänke hingestellt waren: so weiß man in der That nicht, ob dadurch nicht den „Noyaden, Baignaden und verticalen Deportationen" des Scheusals Carrier der Preis streitig gemacht wird. Scherr ist überhaupt der Ansicht, daß die rothen Schreckensmänner sittlicher handelten als die weißen, da jene im Bann und Zwang einer großen Idee standen, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Die historische Skizze: „Gefängnißleben zur Schreckenszeit" im „Mischmasch" (Nr. 4), schließt sich den Skizzen der Sündflutzeit an, und benutzt für ihr Thema namentlich die Memoiren des napoleonischen Grafen und bourbonischen Ministers Beugnot, der 1793 verhaftet und in die Conciergerie, „cette vaste antichambre de la mort", gebracht worden war. Außerdem enthält der „Mischmasch" zwei Novellen: „Brunhild", eine moderne Siegfriediade, deren Held für die Ehre des Vaterlandes fällt, und „Herr Gottlieb Rapser", eine legendarische Humoreske, sowie eine warm geschriebene „Charakteristik Julius Mosen's", dessen Schöpfungen, nach Scherr's Ansicht, neben denen Nikolaus Lenau's und Heine's zu den bedeutendsten Hervorbringungen der neuesten Periode der deutschen Literatur gehören.

Rudolf Gottschall.

Paul Flemming.

1. Paul Fleming's lateinische Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg.
2. Paul Fleming's deutsche Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg.

(73., 82. und 83. Publication des Literarischen Vereins in Stuttgart.)

Eine vollständige Ausgabe aller poetischen Erzeugnisse Paul Flemming's ist die letzte größere Arbeit des nunmehr verstorbenen Lappenberg geworden. Sein Name bürgt für die Solidität und Gewissenhaftigkeit der Ausführung. Er hat für Flemming das Nämliche geleistet, was er einige Jahre früher für Lauremberg bei noch minder geschwächten Kräften leichter aber nicht besser leistete. Flemming und Lauremberg sind durch das Verdienst dieses einen Mannes von unübertroffener Gründlichkeit, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und scharfsinnigem Forschergeiste allein unter allen deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts einer Auferstehung aus der Verborgenheit der Bibliotheken und aus dem Scheinleben in literarischen Compendien theilhaft geworden, deren manche andere ihrer Zeit- und Kunstgenossen voraussichtlich noch auf lange entbehren müssen. Denn die Neigung der Gegenwart wendet sich noch immer nicht mit Vorliebe dem Gebiete zu, welchem jene beiden Koryphäen der deutschen Literatur angehören. Eine etwas erhöhte Thätigkeit wenigstens von seiten der literarhistorischen Forschung darf man für die letzten Jahre mit Genugthuung constatiren, aber noch immer ist es nur ein Anfang, der erste Versuch, in einem verworrenen Urwald wenigstens einige gangbare Pfade zu bahnen. Von da aus ist es immer noch sehr weit zu einer völlig deutlichen Uebersicht und Kenntniß des Terrains, etwa in der relativen Sicherheit, mit der wir auf dem Terrain der mittelalterlich deutschen Literatur Bescheid wissen. Noch weiter aber ist es zu wahrhaft genügenden Neuausgaben der poetischen Erzeugnisse selbst, denen nicht blos der Mangel

an irgend tauglichen Vorarbeiten, sondern auch eine Anzahl der größten materiellen Hindernisse entgegensteht.

Wägt man den poetischen Werth der beiden in der erwähnten Art begünstigten Dichter, Lauremberg's und Flemming's, gegen den ihrer Genossen im ganzen und großen ab, so ist es kein Zweifel, daß sie den Vorzug vor ihnen allen verdienen. Es hat also auch hier nicht der Zufall, sondern ein richtiger Instinct die wissenschaftliche Thätigkeit der Gegenwart gerade auf diese beiden zuerst gelenkt. Denn wie unter den niederdeutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts, zu denen Lauremberg nicht blos wegen seiner Herkunft und Sprache, sondern noch mehr wegen seiner geistigen Substanz gehört, die noch etwas anderes ist als Geburtsort und Dialekt, keiner an Fülle und Kraft des innern Gehalts, oder an Energie und Gewandtheit des Ausdrucks mit ihm verglichen werden kann, so übertrifft unter den Hochdeutschen, zu denen Flemming aus denselben Ursachen gerechnet werden muß, keiner diesen an den fundamentalen Eigenschaften eines großen Dichters. Beide beurkunden auch durch einen gemeinsamen Zug ihre entschiedene künstlerische Potenz, durch ihre instinctive Beschränkung auf eine genau umschriebene Sphäre des Schaffens. Der eine ist nur Humorist und Satiriker, der andere nur Lyriker; aber innerhalb dieser Sphäre ist auch das volle Maß der Vertiefung und der Einzeldurchbildung und somit das Höchste an Reichthum innerhalb der Beschränkung ihnen zutheil geworden, was ihnen nach der Anlage ihrer Individualität und nach dem Geisteskapital der Zeit, von dem sie zehren mußten, überhaupt zu erlangen möglich war. Den andern schien es damals zu dem Begriffe eines Dichters nothwendig, daß ein solcher sich in allen möglichen Gattungen der Poesie versucht habe. Was die damaligen Poetiker theoretisch verlangten, das suchte die Praxis des Tags zu verwirklichen. Oden, Schäfergedichte, Sinnsprüche, wenigstens ein Heldengedicht, ein oder zwei Lehrgedichte, womöglich ein paar Tragödien sollte jeder aufweisen können, der sich Poet nannte. Da zu keiner Zeit der Literatur der Glaube an das „so commandirt die Poesie“ so naiv oder, wenn es nicht so naiv gewesen wäre, möchte man auch sagen, so roh und graß in den Köpfen spukte wie damals, so traute sich auch jeder alles zu, weil, wenn er sich nicht alles zutraute, er gar nichts zu sein schien. Hatte ja doch Vater Opitz mit dem besten Beispiel vorgeleuchtet: auch er hatte alles verstanden und alles gemacht, und wirklich muß auch die Nachwelt zugestehen, es war eine gewisse Virtuosität oder routinirte Gewandtheit, die nach den Voraussetzungen der Zeit immerhin unbegreiflich und beinahe genial bleibt, in allem, was er angegriffen hatte.

Wie in andern Dingen genügte auch hier einer durch und durch orthodoxen Nachkommenschaft eines beinahe revolutionär gesinnten Reformators das Beispiel des Sektenheiligen oder Propheten. Wie in andern Dingen berief sich auch hierin jeder auf ihn, und wer sich nicht auf ihn berief, fühlte um so mehr die Verpflichtung, es ihm gleichzuthun als eine noch unerfüllte, und unterließ es aus Scham, und nicht aus Opposition den Meister zu citiren. Ein jeder glaubte sich, sobald er nur ein beifällig aufgenommenes Hochzeit- oder Leichengedicht hatte drucken lassen und sich damit einen wohlfeilen Platz unter den deutschen Charinnen oder Pierinnen erobert, moralisch verbunden, alles andere, was gleichsam zur Amtspflicht gehörte, zu seiner Zeit zu prästiren.

Diese Allseitigkeit war offenbar einer der bedenklichsten Schäden unserer damaligen Poesie, für den wie für vieles andere immerhin Opitz selbst verantwortlich gemacht werden kann. Denn alles in allem gerechnet ist es schwer zu sagen, ob der offenbar richtige Weg, den er seinen Nachtretern gezeigt, nicht durch die Marotten und Vorurtheile, mit denen er ihn wie mit Fallgruben und Fußangeln verstellt hatte, gefährlicher war, als wenn ein jeder, auf seine eigene Kraft verwiesen, sich durch Dornen und Gestrüpp einen Pfad für sich selbst hätte bahnen müssen. Aber gerade dadurch wurde die Literatur ebenso sehr im einzelnen wie im ganzen verhindert, wirkliche Fortschritte zu machen. Denn wenn auch eine eminente poetische Begabung es gleichsam von selbst mit sich zu bringen scheint, daß sie sich innerhalb eines einzigen Ausschnittes des ganzen Kunstfeldes nicht befriedigt fühlt, so gehört doch, um mit Erfolg über die nächste und natürlichste Basis der künstlerischen Individualität, über diejenige hinauszugehen, von der sie instinctiv bei ihren ersten Productionen begonnen hat, ein hochentwickelter Stand der Gesammtkunst dazu. Die poetische Technik muß schon lange und allseitig geübt, durchgebildet und befestigt sein. Steht sie noch in den ersten Anfängen mehr des Wollens als des Könnens, wie es in der Periode nach Opitz doch unleugbar von ihr gilt, so wird nur ein stümperhaftes Irrlichteliren und Dilettiren daraus hervorgehen, in welchem selbst die begabtesten Kräfte, geschweige denn das zahlreiche Mittelgut, das auf einfacher Bahn und in beschränktem Kreise Treffliches hätte leisten können, alle ihre Anstrengungen umsonst vergeuden. Dazu kommt noch, daß die damalige Zeit überhaupt nicht dazu angethan war, eminente Talente zu erzeugen oder zu pflegen.

Wenn Flemming vor allen seinen poetischen Zeitgenossen, ja sogar vor allen Dichtern der Periode vor Klopstock, populär geblieben ist und allein das Schicksal aller der andern nur in Literaturgeschichten fortlebenden Größen nicht theilt, sozusagen nur mit höflicher Verachtung genannt zu werden, wenn er dem Bewußtsein unserer allgemeinen Bildung wirklich als ein ganzer und voller Poet gilt, so ist es doch mehr der Mensch in dem Dichter, als der Dichter selbst, der sich dieses schöne Gedächtniß, dieses wahrhaft lebensfrische Andenken erworben hat.

In der That ist er auch hierin durch die Gunst des Geschicks merkwürdig bevorzugt. Es ist das einzige deutsche Dichterleben der Zeit, das dem idealen Durchschnittsbilde eines solchen nicht blos entspricht, sondern durch eine Fülle interessanter Zufälligkeiten einen an sich schon ausreichenden Gehalt erlangt hat, um seinem Träger, auch wenn er nichts weiter als ein Mensch ohne alle Embleme gewesen wäre, ein bleibendes Gedächtniß zu stiften.

Eine im gewöhnlichen Wortsinn wohlangelegte Individualität bildete auch bei ihm die nothwendige Grundlage, auf der sich ein schönes und reiches Leben entfaltete. Alle Eigenschaften, denen das Prädicat „liebenswürdig“ zukommt, treten aus seinem Bilde in wohlabgewogener Harmonie hervor. Das, was man specifisch „Gemüth“ zu

nennen pflegt, ist in jener Zeit sparsam vertreten, aber am sparsamsten bei den Männern der Feder. Es ist als wenn die krankhafte Sucht zu glänzen und sich über die eigene Kraft, gleichviel durch welche Mittel, emporzuschrauben, jenen stillen und reinen Quell innerlichster Uebereinstimmung des Kerns der Individualität mit dem Wollen und Können, was die Natur ihm mitgegeben hat, bedenklich vertrocknet hätte. Ausgestattet mit einer solchen völligen Befriedung im tiefsten Grunde der Seele, gleichviel welche Stürme den Geist erschütterten, gelang es Flemming auch nach den härtesten Schicksalsschlägen, sich zu seiner Vollkraft als Mensch und Dichter rasch wieder emporzuarbeiten. In die Mitte einer Zeit gestellt, die fast nur grausige und verwirrende Eindrücke bot, flüchtete er sich doch nicht aus ihr, sondern verstand es, frei von allem sentimentalen Weltschmerz, der doch damals berechtigter als je war, sich selbst, seinen Freunden und Angehörigen, seiner Wissenschaft und Kunst ein ganzer voller Mann zu bleiben. Er war Unzähligen ein lebendiger Trost und noch mehr als das, ein Rettungsanker in dem allgemeinen Schiffbruch der Freude, des Vertrauens und aller höchsten Lebensgüter. Darum fand er auch eine wahrhaft unübersehbare Masse von Freunden und eine Fülle von Liebe, wie sie selten einem Menschen entgegengebracht wurde. Da sich Mensch und Dichter in ihm als identisch darstellten, so wäre es auch unmöglich zu entscheiden, ob er die Herzen mehr durch seine bloße Persönlichkeit oder durch sein Talent gewonnen habe. Jedenfalls war aber das eine die natürliche Folie des andern, und das lebendige Gedächtniß an die einzige Erscheinung des Menschen verband sich unwillkürlich mit dem Glauben an den Werth des Dichters.

Jene pikanten oder romantischen Züge in dem Bilde Flemming's haben selbstverständlich allein die unmittelbare Nachwirkung seiner Gesammtpersönlichkeit überdauert. Sein Freundeskreis faßte diese als das eigentlich Wesentliche auf; das andere erschien ihm als eine schöne, aber nicht nothwendige Zugabe. Der Nachwelt entschwand das lebenswarme Gesammtbild, sie bewahrte nur die Tradition davon, sozusagen das Dogma von dem Menschen Flemming. Was sie unmittelbar berührte, war einestheils seine Poesie, anderntheils das Pikante in seinem Schicksal. Seinen Freunden war es ein unauslöschlicher Schmerz, daß ein so guter und edler Mann in so blühenden Jahren, auf der Höhe seiner Kraft und Hoffnung durch den Tod weggerafft werden mußte, gerade als sich alles vereinte, was sein Leben erst recht werthvoll machen zu wollen schien, als ihn der Ruhm einer unendlich weiten Reise bis in die damals fernsten Tiefen des Orients mit einer wohlverdienten Glorie umgab, als er durch die Liebe eines seltenen weiblichen Wesens beglückt und zugleich getröstet für das bitterste Leid seines ganzen Lebens, den Treubruch seiner ersten Auserkorenen, die ganze Süßigkeit des abgerundeten Familiendaseins sich eigen zu machen anschickte, nachdem er jahrelang nur immer als ein irrender, wenn auch von vielen geliebter und in sich selbst stillbeglückter Wanderer vom Belt bis zu dem Euphrat und Imaus, und von der Saale bis zur Newa umhergeworfen worden war; als er endlich auch noch einen äußern Abschluß seines Berufslebens gefunden hatte, den er in dem Drange tausendfältiger Abenteuer eines Reiselebens und unendlicher Verflechtungen mit Menschen und Verhältnissen aller Art immer nicht hatte finden können, da er sich nach ehrenvoll vollbrachter Promotion zum Doctor der Medicin eben mit den Vorbereitungen zu seiner dauernden Niederlassung als Arzt in Hamburg beschäftigte. Alles dies, was seine Freunde und Zeitgenossen als eine schwere und unbegreifliche Fügung des Geschicks gebeugt hinnahmen, wirkt auf die innerlich unbetheiligte Nachwelt mit jener romantischen Anziehungskraft, die ihn auch bei denen, welche seine Verse nicht kennen, zu einer lebensfrischen und farbigen Gestalt gemacht haben, während seine Zeit- und Kunstgenossen ihr bloße Namen und Schälle ohne Fleisch und Blut geworden sind.

In diesem Sinne hat die bekannte Lebensskizze Flemming's durch Varnhagen (in Band 4 seiner „Biographischen Denkmale") den Dichter auch in der Gegenwart am meisten populär gemacht. Die Romantik seines kurzen und glänzenden Daseins hat der Hand eines Virtuosen der Darstellung einen der dankbarsten Stoffe geliefert. Doch, wer Flemming genau kennt, möchte ihn in diesem Bilde nicht ganz wiedererkennen. Natürlich sehen wir ab von einer Anzahl Ungenauigkeiten in den Angaben, die sich auf die äußern Lebensumstände des Helden beziehen oder auf literargeschichtliche und kritische Specialitäten. Hierin hat erst die neueste Ausgabe Lappenberg's gründlich aufgeräumt und wenn auch nicht alle oder auch nur die meisten der controversen Punkte befriedigend gelöst, so doch die Controversen und Zweifel in wissenschaftlich genügender Methode und Form der Forschung zu späterer Lösung hingestellt. Varnhagen hat auch hier wie gewöhnlich, und namentlich wo es sich um literargeschichtliche Objecte handelte, aus dem zur Hand befindlichen Material zu machen gesucht, was er nach seinen auf die Kunstform der Biographie gerichteten Intentionen daraus machen konnte. Er war überhaupt, wie wol allgemein zugegeben wird, kein Forscher im strengsten Sinne des Wortes, sondern nur ein fleißiger und geschickter Sammler. Was an Flemming's Bild in dieser Hinsicht bei ihm fehlt und fehlen mußte, das fehlt z. B. auch bei dem des Angelus Silesius, obwol das eine wie das andere den Anspruch hat, für eine in ihrer Art mit vollendeter Virtuosität durchgeführte Leistung zu gelten. Was aber selbst von dem einmal zugegebenen Standpunkte des Virtuosen der Darstellung vermißt wird, ist etwas ganz anderes, nämlich die liebevolle Versenkung in die ganze Persönlichkeit des Menschen und Dichters. Varnhagen verweilt eigentlich nur bei den Effectstellen, bei dem, was man pikant oder romantisch nennen könnte, und so erscheint Flemming mehr oder minder doch nur als ein abenteuernder Landstreicher. Da er bei jener famosen Gottorp'schen Gesandtschaft nach Moskau und Ispahan aber nur eine untergeordnete Stellung einnahm, so erhält sein Charakterbild, indem nur diese Züge durch alle möglichen Lichteffecte herausgehoben werden, eine Einseitigkeit, die durch alle gelegentlichen Hinweise auf die andern Züge seines Wesens als Mensch und Dichter für den unmittelbaren Eindruck des Lesers nicht aufgehoben wird.

In bescheidenerm Rahmen ist Flemming's Bild doch viel treuer, sowol von Gustav Schwab in seiner „Aus-

wahl aus Flemming's Gedichten" (Stuttgart 1820), als auch von Wilhelm Müller in seiner „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 3, Leipzig 1822), gezeichnet worden. So wenig die Auswahl selbst, bei Schwab wie bei Müller, was ihre kritische Begründung betrifft, den heutigen höhern Anforderungen entspricht, so gewährt die eine wie die andere doch einen guten Einblick in die Totalität des Dichters und erfüllt damit ihren Zweck. Denn auf eine ganze und völlige Wiedererweckung des Dichters konnte es damals nicht abgesehen sein, wo sich überhaupt die ersten Spuren einer wiedererwachenden Theilnahme für unsere ältere Literatur zeigten. Die kürzere biographische und literargeschichtliche oder kritisch-ästhetische Skizze Schwab's, die etwas ausführlichere Müller's haben beide wenigstens den Kernpunkt mit richtigem Verständniß getroffen, die ganze, warme, volle Menschennatur in dem Dichter und den ganzen, warmen, vollen Dichter in einer Zeit, deren Poesie im wesentlichen doch nur eine rhetorische Uebung des Witzes oder der Combinationskraft war.

Neuerlich hat K. W. Schmitt den Dichter zum Gegenstand einer besondern Monographie gemacht: „Paul Flemming, nach seiner culturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt" (Marburg 1851). Diese fleißige und liebevolle Arbeit versucht mehr die allgemein literar- oder culturgeschichtlichen Beziehungen in den Producten des Dichters darzulegen, als ein Lebensbild desselben zu geben. Insofern darf sie als lehrreich und umsichtig gelten, obwol auch ihr der Mangel von speciellen Vorarbeiten über das Aeußerliche der damaligen literarischen Verhältnisse, Zustände und Persönlichkeiten manche Beschränkungen auferlegt und manche nicht stichhaltige Combinationen aufgedrängt hat. Flemming's Verhältniß z. B. zu den Schlesiern ist hier noch ziemlich unklar gefaßt, wenngleich von der negativen Seite her die frühere traditionelle Annahme, die in ihm eben auch nur einen verdienstvollen Schüler des unübertrefflichen Meisters Opitz sah, berichtigt ist. Doch fehlt die positive genaue Grenzbestimmung. Diese ist erst neuerlich durch Palm in einem Aufsatze der „Schlesischen Provinzialblätter" (November 1866) gegeben worden. Wie hier nach einer Seite hin die Charakteristik Flemming's als nahezu abgeschlossen gelten darf, so wäre es wünschenswerth, wenn es auch nach andern Seiten hin geschähe. Eine Menge der wichtigsten Probleme liegen hier noch ungelöst oder kaum noch berührt. Beispielsweise heben wir nur einige hervor. Flemming gehört zu den tiefsten und gebildetsten religiösen Dichtern seiner Zeit und Confession, wie allgemein anerkannt wird. Aber das Specifische seiner religiösen Poesie wird in den bisherigen Charakteristiken des Dichters nur mit allgemeinen Phrasen abgethan, während er doch sowol durch Inhalt und Stimmung, worin das subjective Element der religiösen Lyrik entschiedener wie bei irgendeinem seiner Zeitgenossen hervorbricht, als auch durch die freie Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Form ganz originell ist. Da die Form erwähnt worden ist, so mögen noch einige hierhergehörige Punkte der Specialuntersuchung empfohlen werden, sein gleichfalls ganz origineller Reimgebrauch, der auf der einen Seite viel strenger und zugleich innerlich correcter, d. h. mehr aus dem Geiste der Sprache geboren ist als der seiner schlesischen Vorgänger und Mitstrebenden, geschweige denn der andern deutschen Verseкünstler der Zeit, aber auf der andern Seite auch wieder durch so eigenthümliche und sonderbare Licenzen ausgezeichnet, daß sich dafür weder aus vorliegenden Mustern, noch aus dem Einflusse des heimatlichen voigtländischen Dialektes eine ausreichende Erklärung gewinnen läßt. Oder die Behandlung der verschiedenen von ihm gebrauchten Maße und Rhythmen; ja selbst seine Sprache, die im ganzen den Eindruck einer auch uns noch lebendigen macht, aber nur, weil sie an unzähligen Stellen den Bann der herkömmlichen Diction der Zeit durchbrochen hatte. Im einzelnen bleiben dann eine Menge ihm allein, so viel man bis jetzt sehen kann, zuständiger Worte und Wendungen, von denen es ohne die speciellste Untersuchung schwer zu ermitteln ist, ob er sie selbstschöpferisch geprägt, oder aus welcher Quelle sie ihm zugeflossen sind.

Die vorliegende neue Ausgabe behält ihre großen Verdienste, obgleich sie auf alle diese Fragen keine Antwort oder nur eine gelegentliche und unzureichende Andeutung einer solchen, richtiger nur der Frage selbst gibt. Lappenberg hat mit seinem gewohnten Fleiß dreizehn Jahre sein Bestes für den Dichter gethan, der ihm, wie nicht blos sein eigenes öfter wiederholtes Bekenntniß, sondern noch mehr die Resultate seiner Mühen bezeugen, immer fester ans Herz wuchs. Aber einestheils nahm die Arbeit einer kritischen Wiederherstellung des Textes, die doch zuerst gethan sein mußte, seine Kräfte zu sehr in Anspruch; anderntheils fühlte er selbst, wie er ausdrücklich bekennt, daß ihm äußere Hindernisse, der Zustand seiner Gesundheit, die Erreichung des Ziels, das er sich eigentlich gesteckt hatte, unmöglich machten. So ist alles das, was zur Charakteristik Flemming's dienen sollte, die literargeschichtlichen und biographischen Excurse und monographischen Untersuchungen, zwar vorhanden und als Zusammenfassung dessen, was mühsame Forschungen bisher ermitteln konnten, von dem größten Werthe für die Forschung selbst; aber es ist doch lückenhafter und, wenn man so sagen darf, kahler ausgefallen, als es unter günstigern Einflüssen hätte geschehen sollen.

So wird Lappenberg's Ausgabe den endlich gesicherten Ausgangspunkt für Forschung und Darstellung bilden, ohne der einen wie der andern vorzugreifen. Denn bisher war nicht einmal das gesammte Material zugänglich, und was zugänglich, d. h. gedruckt war, gehörte entweder zu den größten Seltenheiten, wie so manche andere Stücke der gleichzeitigen Literatur, die zwar gedruckt, aber fast unerreichbar sind, oder es lag von Seite der Textesgestaltung in heilloser Verwirrung. Flemming selbst hat bekanntlich nur sehr wenige seiner Erzeugnisse bei Lebzeiten in Druck ausgehen lassen, als Broschüren, fliegende Blätter und Einzeldrucke zu besondern Festgelegenheiten. Eine weitaus überwiegende Anzahl ist von ihm zwar gesammelt uns für den Druck vorbereitet, aber nach seinem Tode ungenügend herausgegeben worden. Die erste angeblich vollständige Ausgabe der „teutschen Poemata" erschien wahrscheinlich 1646. Sie war von dem bekannten Adam Olearius besorgt, Flemming's Begleiter auf der weltberühmten Gesandtschaftsreise nach Moskau und Ispahan, als deren Beschreiber er sich unsterblich gemacht hat.

Diese Ausgabe, auf welcher alle folgenden beruhen, zeichnet sich durch die gröbsten Druckfehler aller Art aus, die von den spätern entweder wiederholt, oder, was beinahe noch schlimmer ist, nach eigenem Gutdünken verbessert wurden. Da die Originalhandschriften verloren zu sein scheinen, so gewährten nur jene authentischen Drucke, die der Dichter selbst besorgt hatte, eine sichere Basis, von der aus das übrige mit Hülfe der Conjecturalkritik herzustellen versucht werden mußte. Doch hat sich Lappenberg mit gewohnter Gewissenhaftigkeit der möglichsten Enthaltsamkeit und Selbstbeschränkung beflissen. Alle abweichenden Lesarten der Ausgaben sind in die Anmerkungen sorgfältig aufgenommen: der gedruckte Text enthält die wiederhergestellte Gestalt, mit der man sich in den meisten Fällen wird begnügen können, wenngleich die mangelhafte äußere Beglaubigung jedem, der dazu Lust hat oder sich berufen glaubt, Gelegenheit zu neuen Conjecturen und Verbesserungsvorschlägen bietet. Es wäre leicht, hier eine ganze Menge solcher aufzuführen, doch würde damit den Lesern dieser Blätter und dem Gegenstand selbst wenig gedient sein. Es sei nur noch bemerkt, daß die relativ sehr gleichförmige und verständige Orthographie, welche bei einem Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überrascht, auf Rechnung des Herausgebers kommt. Er hat sich aus einigen der Originaldrucke ein ideales Schema derselben zu bilden gesucht, das er noch in einigen Punkten, z. B. in der Beschränkung der luxurirenden Doppelconsonanten auf eigene Hand ergänzte. Danach sind die gesammten deutschen Gedichte, auch diejenigen, für welche Originaldrucke mit anderer Orthographie vorlagen, umgegossen. Denn Flemming selbst ist ganz inconsequent in diesen Dingen, wie er ja auch seinen eigenen Namen bald Fleming, bald Flemming zu schreiben pflegte.

Das größte Verdienst Lappenberg's um Flemming besteht aber unzweifelhaft in der Wiederentdeckung seiner lateinischen Gedichte. Allerdings waren dieselben nicht so ganz verloren, daß niemand eine Kenntniß davon gehabt hätte. Der Dichter selbst hatte bei seinen Lebzeiten eine Anzahl davon herausgegeben und in den Schriften seiner Zeitgenossen und Späterer ist öfters von ihnen die Rede. Auch wurde nach seinem Tode wenigstens Anstalt zu ihrer vollständigen Publication gemacht, und zwar durch denselben Adam Olearius, der die Herausgabe des gesammten literarischen Nachlasses des von ihm wahrhaft geschätzten und geliebten jungen Mannes als seine Ehrenpflicht betrachtete. Aber Olearius brachte es nicht weiter als bis zu einem Drucke der „Nova Epigrammata", 1649, die wenig Anklang gefunden zu haben scheinen, wie sie denn auch in der That unter allem, was Flemming in lateinischer Sprache gedichtet hat, im Durchschnitt am wenigsten sich durch Gehalt auszeichnen. Seitdem blieb die lateinische Poesie des Mannes, der als deutscher Dichter eine immer steigende Anerkennung fand, dem größern Publikum verschollen, und nur wenige specifische Literatoren kannten ihn auch von dieser Seite. Einer und der andere ging wol auch mit dem Plane einer vollständigen Ausgabe der noch vorhandenen Originalhandschrift um; aber wer die Stellung des gebildeten Publikums zu der neulateinischen Poesie während des ganzen vorigen Jahrhunderts kennt, begreift leicht, daß aus solchen Vorsätzen nichts werden konnte.

So war die Ausgabe des Olearius und jene wenigen Originaldrucke für beinahe vergessen zu erachten, und selbst die Originalhandschrift entzog sich eine Zeit lang dem Blicke der Forschung, bis es dem neuesten Herausgeber gelang, sie in Wolfenbüttel wieder aufzufinden, wohin sie aus dem Nachlaß des berühmten Polyhistor Marquard Gude gelangt war. Auf sie ließ sich eine correcte Ausgabe bauen, wie sie hier geliefert ist. Doch muß noch bemerkt werden, daß es bei näherer Untersuchung doch nicht eine von dem Dichter selbst geschriebene Handschrift ist, sondern, was freilich ziemlich dasselbe ist, eine für den Druck bestimmte Reinschrift von einer andern Hand, aber unter den Augen des Verfassers gefertigt und von ihm selbst an sehr vielen Stellen durch eigenhändige Correcturen verbessert. Hier war also eine ganz andere kritische Textesbasis als bei den deutschen Gedichten gegeben.

Es ist schwer, zu einer gerechten Würdigung dieser lateinischen Producte zu gelangen. Wie die Zeitgenossen sie überschätzten, weil sie das ganze Genre noch in traditioneller Weise für an sich bevorzugt hielten, so hat die Nachwelt dieses Vorurtheil durch ein anderes der unbedingten Verwerfung zu paralysiren gesucht. Die Gegenwart steht auch bei dem aufrichtigsten Bestreben, sich objectiv zu verhalten, noch immer unter dem Einfluß dieses Rückschlags gegen die alte Ueberschätzung. Schält man die Sprache und die dadurch bedingte stilistische und formale Technik von Flemming's lateinischen Gedichten ab, so bleibt dieselbe poetische Individualität, die dem deutschen Dichter ein warmes Andenken in dem Herzen, nicht blos in dem Gedächtniß seiner Nation bis zu diesem Tage erworben hat. Es ist derselbe Kreis von Gegenständen, die hier wie dort, bei dem echten wie bei dem römisch maskirten Flemming zur Darstellung kommt. Das fremdartige Idiom mit seiner bekannten Sprödigkeit, die engbeschlossene und abgezirkelte Gesetzmäßigkeit der römischen Metrik und Rhythmik haben ihn nicht verhindert, alles das lateinisch zu sagen, was er deutsch empfunden hatte und was er ein anderes mal auch in deutschen Versen sagte. So wäre von seiten des Inhalts die Bedeutung der lateinischen Musenspiele Flemming's gegen alle Anfechtungen sichergestellt. Solange man nun seine Epigramme kannte, durfte man den Gehalt seiner lateinischen Dichtung immerhin viel geringer als den seiner naturwüchsigen deutschen veranschlagen. Aber seitdem man die neun Bücher der „Sylvae" kennt, besonders das zweite „Elegiae", das dritte „Odae" und das neunte „Miscellanea", hat sich das Urtheil völlig umgestalten müssen.

Nicht so aber steht es mit allem dem, was sich auf die Formgebung bezieht, also mit dem, was eigentlich das Urtheil über den Dichter als Dichter angeht und bedingt. Denn so gut wir an andere Namen der Kunstgeschichte den Maßstab des Machens und Gestaltens als den zunächst berechtigten anlegen und den Gehalt ihres Stoffes als selbstverständliche Voraussetzung ansehen, muß auch der neulateinische Poet Paulus Flaminius es sich gefallen lassen, als Künstler beurtheilt zu werden.

Das erste, was auffällig auch auf den flüchtigen Leser wirkt, ist die von der herkömmlichen Diction und Stilistik abweichende Sprache. Es gehört eine ziemlich ausgebreitete specifische Kenntniß des Lateinischen dazu, um sich nur einigermaßen lexikalisch und syntaktisch zurechtzufinden. Wer in diesen Dingen zu Hause ist, bemerkt bald, daß die Dunkelheit und Seltsamkeit des Ausdrucks von einer absichtlichen Heranziehung und Häufung sprachlicher Archaismen herrührt, welche das uns schulmäßig geläufige Latein mit gutem Bedachte beseitigt hatte.

Einem Philologen mag der antiquarische Hautgout dieser lateinischen Diction, die sich in dem Sprachschatze des Ennius, Pacuvius, Plautus, Lucilius so geläufig bewegt, wie die anderer neulateinischer Poeten im Horaz, Virgil, Tibull, Properz, etwas Anziehendes haben; geschmackvoll kann das nicht genannt werden, was geflissentlich den Fortschritt der Bildung verleugnet. Es ist geradeso, als wenn ein deutscher Dichter unserer Tage die Sprache Goethe's und Schiller's verleugnen und Fischart oder allenfalls auch Opitz copiren wollte. Alles was unsere Romantiker gelegentlich an solchen Geschmacksverirrungen geleistet haben, sind doch im Vergleich damit, was dieser lateinische Romantiker sich herausnimmt, gemäßigte und erträgliche Wagnisse.

Wie Flemming zu solcher Abenteuerlichkeit gelangt ist, läßt sich vermuthungsweise begreifen. Er selbst hat sich niemals darüber ausgesprochen. Vielerlei scheint zusammengewirkt zu haben. Einmal das an sich berechtigte Streben, den ausgetretenen Pfad der Phrase zu verlassen. Denn begreiflicherweise mußte sich gerade eine originelle Dichternatur wie die seine am meisten durch die stehende Formel belästigt fühlen, von der geringere Talente ihre beste Hülfe erhielten und die schwächern ganz allein lebten. Keine Phase der gesammten Poesie aller Zeiten und Völker ist aber so ganz in die Formel gebannt wie die der classischen Literatur Roms. Die Kraft Energie und gerundete Schönheit derselben ist ihr unantastbarer Vorzug, den ihr nur der Unverstand streitig machen kann; aber das Leblose, was jeder Formel oder Manier anklebt, darf ebenso wenig in Abrede gestellt werden. Wirkt es schon bedenklich bei den Originalen, um wie viel mehr bei jeder Nachahmung, der die natürliche Basis und Atmosphäre jener eigenthümlichen und dadurch an sich berechtigten Kunstgestaltung durchweg abgeht. Flemming ist dieser Gefahr glücklich entronnen, aber weil es doch nur ein reflectirtgelehrtes Schaffen, keine ihm naturnothwendige Form war, an die er sich hielt, so vermochte er für die eine vermiedene Geschmacklosigkeit nur eine andere, schlimmere zu setzen. Denn da er sich nicht ganz in jene beinahe paläontologische Sprach- und Formenwelt zurückversetzen konnte, mußte er doch auch immer nach den Typen des classischen Lateins greifen, und dadurch erhält sein poetischer Stil einen unerträglich buntscheckigen Charakter, der, je nachdem er ist, entweder abstoßend oder auch komisch wirkt, das letztere besonders da, wo der Ausdruck des höchsten Pathos beabsichtigt ist.

Daneben aber läßt sich eine gute Dosis gelehrter Eitelkeit bei diesem Verfahren nicht verkennen. Ist ja doch die ganze neulateinische Poesie dieser Zeit zum großen Theil das Resultat einer Selbstüberhebung der Gebildeten, die damit ihre Exclusivität beurkunden wollten. Die Mode, die sich des Gegenstandes im weitesten Umfang bemächtigte, hat dann ihrerseits dazu beigetragen, das, was anfänglich freie That des einzelnen war, zu einem Herkommen zu stempeln, von dem sich der einzelne, wenn er nicht seines Anspruchs auf die Mitgliedschaft der gelehrten oder gebildeten Welt verlustig gehen wollte, nicht dispensiren durfte. Gewisse Gönner und Freunde, gewisse Ereignisse durfte man, zumal in Leipzig, wo sehr viele der lateinischen Poesien Flemming's entstanden sind, nicht anders als in den Maßen und der Sprache des Maro und Flaccus besingen. Diesem Zwang der Sitte fügte sich der Dichter um so lieber, als er zugleich eine ganz absonderliche und exquisite Gelehrsamkeit entfalten konnte. Denn es läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß die meisten der von ihm lateinisch Angesungenen mehr als einmal über dies und jenes Wort, diese und jene Wendung stutzig geworden sind, weil sie ihnen in ihrem geläufigen Latein noch nicht vorgekommen war. Welcher Triumph für den gelehrten Dichter, wenn die gelehrten Freunde das Lexikon brauchten, um ihn zu verstehen! Zugleich aber auch welche Genugthuung für die also Gefeierten!

Bewunderungswürdig bleibt immerhin die umfassende Sprach- und Sachgelehrsamkeit, die Flemming als lateinischer Dichter entwickelt. Man erwäge nur, wie schwierig es damals war, zu jenen Resten der vorclassischen Periode der römischen Literatur zu gelangen. Der einzige Plautus hatte sich in dem Cyklus der damaligen lateinischen Lektüre eingebürgert, aber ohne daß sich von einer über die Oberfläche und einige wenige besonders renommirte Werke hinausgehenden Beschäftigung mit ihm deutliche Spuren nachweisen ließen. Seine Vorgänger und Zeitgenossen, die ohnehin nur in dürftigen Fragmenten erhalten sind, waren vergessen. Flemming gehörte durch seine Berufsstudien einem ganz andern Gebiete an, er war bekanntlich Mediciner; und wenn dies auch nicht, wie gegenwärtig, so viel hieß als ein Feind und Verächter der classischen Gelehrsamkeit, so konnte er sich doch nur dilettantisch ihr widmen. Noch dazu sind die meisten seiner lateinischen Gedichte echte Gelegenheitserzeugnisse, nachweislich rasch hingeworfen und unter Verhältnissen entstanden, die ihm die Benutzung gelehrter Hülfsmittel erschwerten oder unmöglich machten.

Uebrigens scheint in der stilistischen Eigenthümlichkeit dieser lateinischen Producte auch die Erklärung für ihren geringen Erfolg bei der Nachwelt und ihr rasches Verkommen gegeben zu sein. Sie wurden bewundert und angestaunt wegen ihrer Gelehrsamkeit, wegen der Haken und Dornen, von denen sie starrten, aber sie wurden ebendeshalb weniger gelesen als andere, flüssigere und bequemere Machwerke. Ob die letztern an poetischem Gehalte ihnen irgend gleich kamen, wurde nicht gefragt. Das Publikum, das überhaupt auf diese Literaturgattung Rücksicht nahm, hatte dafür gar keinen Sinn, oder wenn es ihn hatte, ließ es ihn doch nicht als Maßstab für sein eigenes Urtheil gelten. Es erklärt sich ferner daraus, was uns sonst unbegreiflich erscheint, daß der treugesinnte Adam Olearius gerade die schwächsten Bestandtheile der ganzen Sammlung, die Epigramme, zuerst publicirte, um damit dem übrigen den Weg zu bahnen. Diese

Epigramme sind formell am meisten frei von jenen archaistischen Absonderlichkeiten, eben weil sie sich auch in ihren Stoffen und ihrer Conception meistentheils auf der glatten Heerstraße der gewöhnlichen neulateinischen Epigrammatik bewegen. Nicht als wenn auch hier der eminente Genius des Dichters sich ganz verleugnete: eine große Anzahl davon hätte kein anderer damaliger deutscher Dichter schaffen können. Aber von der Majorität wird niemand behaupten, außer wer eine schon fixirte Vorliebe für den Dichter mitbringt, daß sie sich über die Kategorie von Mittelgut erhebe. Doch selbst dieser Versuch misglückte, und um so mehr stand die folgende Zeit von einer Wiederbelebung der übrigen lateinischen Producte Flemming's ab. Nur ein specifisch wissenschaftliches Interesse konnte noch zu der Beschäftigung mit ihnen führen, während die Freunde des Dichters und er selbst sie keineswegs unter diesem Gesichtspunkt betrachtet wissen wollten. Ihnen galten sie für ebenso unmittelbar lebendig und lebensfähig wie das, was er in deutscher Sprache geschaffen hatte.

Der neueste Herausgeber hat die bei ihm als Herausgeber begreifliche Vorliebe für diese Dinge wenigstens durch schwere Arbeit bezahlen müssen. Trotz aller seiner Gelehrsamkeit und gewissenhaftesten Mühewaltung, die sich bei ihm von selbst verstand, auch wenn er es unterlassen hätte darauf hinzuweisen, sind doch noch eine Menge barocker Spracheigenthümlichkeiten, verschnörkelter gelehrter Anspielungen und seltsamer Floskeln der Diction unerklärt geblieben, fordern den Scharfsinn und die gelehrte Spürkraft anderer heraus. Obwol das Ergebniß in keinem rechten Verhältniß zu der nothwendigen Anstrengung stehen dürfte, wäre es doch zu wünschen, daß hier geholfen würde.

Es ist zu vermuthen, daß das eben Gesagte noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, obgleich es eine rechte Ehrenaufgabe einer jüngern philologischen Kraft wäre, vorausgesetzt, daß sie sich der vollen Bedeutung des Dichters für unsere nationale Literatur bewußt wäre.

Nicht minder ist zu vermuthen, daß man im allgemeinen auch fortan von den lateinischen Gedichten Flemming's wenig Notiz nehmen wird, obgleich sie nicht wegen ihrer Seltsamkeiten, sondern wegen ihres gesunden Kerns den deutschen ganz gleich an Werth gesetzt werden dürfen. Haben ja doch die meisten von jenen ihre Doppelgänger in diesen, deren Entstehung nur so zu erklären ist, daß der naturwüchsigen Wärme des Dichtergemüths die fremdartige Maske nicht völlig zusagte, obwol er nicht aufhörte, sie selbstgefällig zu bewundern und immer von neuem zu gebrauchen. Denn es sind nicht etwa nur Musenspiele seiner Lehrjahre, entstanden unter den Pedanten und Magistern der sächsischen Schulen und Universitäten: sie datiren aus allen Epochen der Wanderjahre und aus allen ihren unendlich wechselnden Situationen. Es sind fast ebenso viel in Moskau und Ispahan, wie in Leipzig oder im älterlichen Hause zu Hartenstein concipirt und niedergeschrieben, und ihr Inhalt ist so mannichfaltig, daß sie so ziemlich alles berühren, was nur überhaupt zu einem Verse sich schicken wollte. Gewöhnlich ist die lateinische Fassung die ältere, die deutsche die jüngere, häufig sogar eine bloße Uebersetzung der erstern. In solchem Falle ist immer eine gewisse Schwerfälligkeit und Steifheit des Ausdrucks nicht zu verkennen, wovon die freien Reproductionen oder die wirklichen deutschen Originalproductionen keine Spur zeigen. Denn wenn auch diese dem unvermittelten Geschmack der Gegenwart vielfältig barock und fremdartig erscheinen mögen, so entbehren sie doch nie eines strömenden Flusses und einer warmen Beweglichkeit, die das Gegentheil von schwerfällig und steif sind. Aber bei den Uebersetzungen legte die im Original allenfalls erträgliche, weil hier typisch hergebrachte Manier dem Dichter einen Zwang auf, dessen er bei den damaligen Mitteln der Sprache und dem damaligen Stand der Uebersetzungskunst nicht Herr werden konnte. So sind diese Versuche zwar um nichts schlechter als etwa die analogen eines Opitz und anderer Koryphäen der neuen Kunstübung, aber sie sind auch um nichts besser. Es ist weder eine völlige Wiedergabe der Substanz und Form des Originals, eine lebendige Nacherzeugung des fremden Typus in deutscher Sprache, noch eine freie Aneignung des fremden Stoffs mit Beseitigung alles dessen, was fremdartig in und an ihm ist, sondern jene Mittelgattung zwischen dem einen und dem andern, die einem geläuterten Geschmack am wenigsten Genüge thut, aber damals durch nichts Besseres überboten wurde.

Als Probe, bis zu welchen Geschmacksverirrungen der lateinische Dichter Flemming durch das Genre selbst und durch den reflectirt originellen Weg, den er sich erwählte, nicht selten verleitet wurde, heben wir hier einige Beispiele heraus, weil, wie schon bemerkt, wahrscheinlich wenige etwas mehr als einen flüchtigen Blick auf seine „Sylvae“ werfen werden. So aus dem neunten Buche, „Miscellanea“, das sonst durch Vielseitigkeit und Bedeutung des Inhalts vor manchen andern Theilen der Sammlung ausgezeichnet ist, den Cyklus der „Arae schoenburgicae“, d. h. eine Anzahl von Trauergedichten auf das Ableben der Marie Juliane von Schönburg-Waldenburg, 1630 gedichtet, also im einundzwanzigsten Lebensjahre Flemming's. Die sapphische Ode, welche den Cyklus eröffnet, wirkt durch die Contraste der Situation und des ganzen modernen Lebensapparates mit dem Kothurn der Form wahrhaft komisch. So wenn es in der zweiten Strophe heißt:

> Nympha non turpi generata volgo,
> nympha, baronis Jove rapti Hugonis
> nata Schoenburgi, viduata vivae
> protinus aurae est.

Oder das hyperbolische Pathos der dritten:

> Ibis ad primos properans Eoos,
> ibis ad seros (lubet hoc?) Britannos,
> huic parem doteis superas puellam
> non reperibis.

Oder die zornige Apostrophe an die grausame Parze:

> Dementis anne Morta? Morta dementis?
> Vel caecutis turpata visum amaurose?
> Turpeis vetellas, fas erat, podagrosas,
> cachecticas, pleuriticas, veternosas,
> edentulas, bronchasque gramiosasque
> attasque rugosasque lusciosasque
> et luridas tabo vel inicta turpeis,
> queis invocare millies diu, noctu,
> ad quas tamen nec advocatus adcedis,
> te persequi bidente, fas erat, dico etc. etc.

Denn es mag mit diesem wenigen leicht zu viel sein,

obgleich dies wenige, wie sich begreifen läßt, keineswegs allein steht. Es gibt nur die Grundfarbe dieser ganzen sonderbaren Gewandung in einem etwas grellen Ton an. Ebenso begreiflich ist es, daß die Wucht des Inhalts im umgekehrten Verhältniß zu der Verschnörkelung der Form steht. Je mächtiger, in sich würdiger der Stoff, desto einfacher und ansprechender die Ausführung, wobei natürlich immer die auch bei größter Bescheidenheit uns anspruchsvoll und bauschig erscheinende, einmal typisch feststehende Art der lateinischen poetischen Diction in Abzug gebracht werden muß.

Als die, wie wir glauben, vollendetsten unter allen diesen erotischen Blüten und gelehrten Stubenpflanzen verweisen wir zuerst auf die „Laudes Gustavi Adolphi Magni, Sueorum Regis“ vom September 1631, unmittelbar nach der breitenfelder Schlacht (Lappenberg, I, 52; Sylvae, III, 4). Wir begnügen uns mit dem Anfang:

Et o caduci gloria saeculi,
Gustave, regum maxime, maxime
Gustave, victorum, o frementis
tremificus domitator aevi
et grandis honor, te gelidus Tyras
et hirta Colchi littora Pharidis,
te cana Vistulae nivori
ora tremunt Hypanisque trames.

In diese Rubrik gehört auch die Elegie: „Germaniae Exulis ad suos filios sive Proceres regni epistola“ vom Jahre 1631 (Lappenberg, 186), leicht das Schwungvollste, was Flemming jemals in lateinischer Sprache gedichtet. Hier ist die Fremdartigkeit der Form durch das Mark und die Fülle des Inhalts zwar nicht überwunden, aber für die Empfindung, auch für die des heutigen Lesers, so zurückgedrängt, daß die Wirkung nichts von ihrer wahrhaft imposanten Macht verliert. Der prachtvolle Fluß des elegischen Maßes reißt das Gefühl und die Stimmung doch ganz anders fort, als es die leidigen Alexandriner vermögen, von denen sich Flemming so wenig wie irgendein anderer seiner Mitgenossen bei solchen Motiven zu emancipiren wußte. Wie so oft steht auch hier eine deutsche Umdichtung neben dem Lateinischen, das als originale Conception zu fassen ist. Flemming selbst bezeichnet das „Schreiben vertriebener Frau Germanien an ihre Söhne oder die Churfürsten, Fürsten und Stände in Deutschland“ als „fast“, d. h. möglichst treu nach dem Lateinischen. Eine Vergleichung beider Gestalten wird jedem das vorhin ausgesprochene Urtheil bestätigen. Zur Verständigung sei nur noch bemerkt, daß mit der möglichst treuen Nachbildung doch noch keine eigentliche Uebersetzung beabsichtigt war, wovon sich unter den andern Gedichten zahlreiche Beispiele finden. Es ist nur eine Nachdichtung, welche den materiellen Theil des Originals genau reproducirt, aber die ganze Formgebung umgeschmolzen hat, wie schon daraus zu ersehen, daß die lateinische Elegie 206 Zeilen zählt, die deutsche 300.

Diese patriotischen Klänge sind, wie bekannt, keineswegs eine besondere Eigenthümlichkeit der Muse Flemming's. Es gereicht der damaligen deutschen Poesie zu dauernder Ehre und zur Entschuldigung vieler anderer Schwächen, daß sie voll des wärmsten Interesses für das Vaterland, voll Trauer um seine entsetzlichen Geschicke, voll Glauben an die nur durch unglückliches Verhängniß verhüllte Tüchtigkeit ihres Volks war und blieb. Wenn auch mit schwerfälliger Zunge und in schwülstigen Floskeln vorgetragen, wirkt dieser treffliche Kern der Gesinnung doch auf jedes gesunde und ehrenhafte Herz in der Nachwelt erhebend und kräftigend. Denn es gehörte damals viel Glaube, Hoffnung und Liebe zum Vaterland dazu, um nicht an ihm zu verzweifeln, unendlich mehr als in der Periode der schalen Kosmopoliterei oder des schäbigen Weltschmerzes. Flemming aber hat das Verdienst, diesen männlichsten und besten Gesinnungen der Zeit den kräftigsten und frischesten Ausdruck gegeben zu haben, sowol in der erborgten wie in der natürlich angeborenen Sprache. Rechnet man dazu, daß er von allen seinen Genossen der einzige ist, der sich von dem häßlichsten Schandfleck unserer damaligen Poesie, der gemeinen Schlüpfrigkeit und der rohen Zote, ganz frei zu erhalten wußte, auch da, wo andere sonst achtbare Talente ihr rettungslos verfielen, z. B. in den Hunderten von Hochzeitsgelegenheitsgedichten, so hat man unsers Erachtens seinen wesentlichsten positiven und negativen Vorzug vor allen andern Trägern der damaligen deutschen Literatur in eine kurze Formel gebracht, mit der freilich die Individualität dieses echten Dichters nicht erschöpft ist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ein französischer Shakspearomane.

In dem Heft der „Revue des deux mondes“ vom 15. März schreibt Blaze de Bury einen Artikel über „Hamlet et ses commentateurs depuis Goethe“ und benutzt diese Gelegenheit, um vom hohen Pferde der Shakspeare-Weisheit herab Gustav Rümelin und den Herausgeber d. Bl., die beide vom Standpunkte der orthodoxen Shakspeare-Gemeinde für arge Ketzer gelten, auf das heftigste anzugreifen.

Wir freuen uns, daß die Franzosen sich für Shakspeare so warm zu interessiren beginnen, doch eine breite Basis hat dieser Shakspeare-Cultus in Frankreich noch nicht. In Paris ist man gewohnt, Shakspeare in der Großen Oper zu sehen, und die Darstellung Hamlet's durch eine Dame bedarf keines „Commentars“. Der jüngste französische Commentator Hamlet's ist Ambroise Thomas, und er hat seinen Commentar sogleich in Musik gesetzt, sodaß er im Orchester der Großen Oper vom Blatt gespielt werden kann und durch die „Gänsefüßchen“ der halbnackten Ballettänzerinnen dem Verständniß des Publikums näher gebracht wird. Derselbe Componist hat eine unleugbare Vorliebe für Shakspeare; denn in einer frühern Oper, die an der Opéra comique zur Aufführung kam: „Der Sommernachtstraum“, führt er den großen britischen Dichter sogar betrunken dem Publikum vor, gewiß um die Voltaire'sche Tradition, die bei den Uneingeweihten in Frankreich noch ein großes Publikum hat, daß Shakspeare ein betrunkener Wilder sei, wirksam zu insceniren.

Wenn nun die französischen Shakspeare-Heroen über einen Dichter, den ihre Nation als solche nicht goutiren, am wenigsten mit Haut und Haar verdauen kann, mit der deutschen Kritik Lanzen zu brechen anfangen, so hätten sie, unserer Ansicht nach, etwas weit Nöthigeres zu thun, nämlich die Franzosen en masse zu Verehrern Shakspeare's zu machen. Dies wird aber nie der Fall sein, solange man einer modernen Nation, welcher die Initiative der politischen Bewegung zukommt, zumuthet, den alten Dichter mit allen Lesarten und Varianten, mit seinen Geschmacklosigkeiten und moderfleckigen Witzen für

unfehlbar zu halten, statt die Bedeutung seines Genius aus allen antiquarischen Hüllen herauszuschälen.

Für die Franzosen ist, bei dem Mangel einer breiten nationalen Basis, wie sie das deutsche Theater mit seinem Shakspeare-Repertoire bietet, der Shakspeare-Cultus eine Specialität, eine wissenschaftliche Specialität, die von einzelnen mit großem Eifer betrieben wird, etwa wie das Studium des chinesischen Dramas von den Sinologen. Oder sollte in Bezug auf volksthümliche Wirkung ein so großer Unterschied herrschen, ob Stanislaus Julien im „Journal Asiatique“ seine Aufsätze über das Yuen-Repertoire und „Pi-pa-ki“ veröffentlicht, oder Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes“ über Shakspeare und seine Ausleger schreibt? Solange das Théâtre français ebenso wenig einen „Hamlet“ in der Uebersetzung des jüngern Victor Hugo gibt, wie den „Pi-pa-ki“ in der Bazin'schen Uebersetzung, gehört ein Drama wie das andere der Leseliteratur für den kleinen Kreis der Auserwählten an.

Wenn Shakspeare in Frankreich eine „Specialität“ ist, so droht er in Deutschland eine zu werden. Diesseit und jenseit des Rheins ertönt die gleiche Losung, die auch Blaze de Bury zu der seinigen macht: wie kann man ohne genaue philologische Kenntnisse sich an Shakspeare wagen? „Dilettantismus bezeichnet hier ganz einfach Nichtigkeit, Unfähigkeit.“ Zunächst verlangte doch die Billigkeit, daß man einen Areopag aus erbgesessenen Shakspeare-Gelehrten einsetzte, vor welchem jeder, der über Shakspeare schreiben will, sein Staatsexamen in Bezug auf Kenntniß des Shakspeare-Textes ablegt; wir glauben, es würden manche Shakspeare-Ketzer in diesem Examen besser bestehen als eine große Zahl der Shakspeare-Gläubigen. Dann aber beruht diese Forderung überhaupt auf einer komischen Verwechselung. Wer über Shakspeare's Entwickelungsgang, den Shakspeare-Text und seine Varianten, über die Stoffe, die Shakspeare benutzt hat, über die volksthümlichen Lieder, Sprichwörter, Gestalten, die in seinen Werken vorkommen, zu schreiben gedenkt, den mag man nach seiner philologischen Legitimation fragen; wer aber über Shakspeare's Dramen vom ästhetischen Standpunkte aus urtheilen, ja wer ihre Bedeutung für die Gegenwart feststellen, oder nur aussprechen will, was Shakspeare ihm und mit ihm einer großen Zahl der Gebildeten bedeutet, der braucht diesen zu einer neuen Fachwissenschaft aufgebauschten Kram nicht im entferntesten; ja er würde im Gegentheil die Unabhängigkeit seines Urtheils nur beirren; denn jede Lieblingsbeschäftigung macht blind und einseitig; wer zeitlebens Holz hackt, sieht zuletzt einen Steinklopfer über die Achsel an, und wenn sich einige dieser Herren ganz mit Shakspeare identificiren und in ihrem Fanatismus jeden Tadel des britischen Dichters für eine persönliche Beleidigung halten, so haben sie ganz recht insofern, als von ihnen selbst, wenn Shakspeare nicht existirte, auch verzweifelt wenig übrigbliebe.

Die zweite Verwechselung geht in der Regel aus einer Erschleichung und Unterschiebung der angegriffenen Shakspearomanen hervor: sie erklären jeden Angriff auf ihre Weisheit für einen Angriff auf den Dichter und decken sich mit dem Schilde seiner Unsterblichkeit. Wir erklären wiederholt, nicht Shakspeare greifen wir an, sondern die Shakspearomanie, die eine neue Art der gelehrten deutschen Don-Quixoterie ist, ein alexandrinischer Anachronismus in einer Zeit, die Gott sei Dank sonst wenig mit dem alexandrinischen Zeitalter gemein hat.

Herr Blaze de Bury ist übrigens wesentlich inconsequent; er verlangt bei Shakspeare das genaueste Quellenstudium, nimmt es aber sehr leicht bei Autoren der neuen Zeit, die er mit Grobheiten überhäuft; wir zweifeln, daß er sie selbst gelesen hat. Gustav Rümelin's Werk wird zwar mit Angabe des Verlegers citirt; doch die Kritik erscheint uns stark wie ein Ragout aus Elze und Bodenstedt, zusammengestellt aus dem zweiten Jahrgang des deutschen „Shakspeare-Jahrbuch“. Er sagt von Rümelin: „Als vor zwei Jahren die Studien Rümelin's über Shakspeare erschienen, da ging eine Bewegung durch das ganze gebildete und literarische Deutschland. Der Autor, der von Haus aus auf den Lärm gerechnet hatte, erreichte, was er wollte. Der Skandal machte das Glück seines Buchs. Man las es, man amusirte sich darüber, einige gaben sich sogar die Mühe, darauf zu antworten. Andere entgegneten auf diese Erwiderungen und die schon so umfangreiche Literatur über Shakspeare wuchs in kurzer Zeit um einige neue Bände. Es ist selbstverständlich, daß Rümelin ein Reformator der neuen Aesthetik ist, ein Lessing vom neuesten Datum, der kommt, um Spreu und Weizen zu sondern und uns den großen britischen Dichter in seiner wahren Gestalt zu zeigen, entkleidet von dem phantasmagorischen Schimmer, mit welchem die Spiegelung der Zeiten ihn umgibt. Dieser säculäre, allgemeine Cultus, dem Genie dargebracht, misfällt diesem Realisten, wie sich Rümelin wohlweislich nennt; es ärgert ihn, diesen Chor von Lobsprüchen mit anzuhören. Der Flut von Schriften, diese ewigen Jubiläen, diese propagandistischen Gesellschaften regen unserm Dilettanten die Galle auf. Ein für allemal will er damit ein Ende machen. Soviele Excesse drücken ihm die Feder in die Hand, obgleich er in der Literatur nur ein Profaner ist, ein einfacher wohlwollender Leser, wie er selbst uns sagt. Dies war allerdings ganz überflüssig; denn man merkt es gänzlich seinem Werke an. Auf der einen Seite weder Aesthetik noch Kritik, auf der andern nicht der geringste jener philologischen Begriffe, ohne welche niemand heutzutage sich an einen Shakspeare, Dante und Petrarca wagen darf.“

Dies alles klingt wie gesagt ganz an die Einleitung zu dem Aufsatz Karl Elze's: „Shakspeare's Geltung für die Gegenwart“ im „Shakspeare-Jahrbuch“ an. Was er aber weiter über den Herausgeber d. Bl. sagt, das ist eine fast wörtliche Uebersetzung der betreffenden Stellen aus dem Elze'schen Artikel. Wenn Elze diesem die Ehre anthut, von ihm auszusagen, daß er im Gegensatz zum Realisten der ästhetischen Kritik nicht nur theoretisch kundig, sondern auch in ihrer Handhabung seit langer Zeit geübt sei, daß es ihm keineswegs an der richtigen Methode fehle und daß auch seine Kenntniß Shakspeare's die des Realisten übertreffe, so finden sich ähnliche Wendungen bei Blaze de Bury, nur daß er eine Grobheit mit in den Kauf gibt und ihn einen Eisenfresser (pourfendeur) wie Rümelin nennt. Elze behauptet weiter, daß für ihn Shakspeare ein Concurrent und nur deshalb ihm im Wege sei. Das ist Wasser auf die Mühle des französischen Essayisten; auf dieser Note tremulirt er lange Zeit umher und kann sich nicht satt trillern über die „finanzielle Kritik“, über den Tantièmenhunger der deutschen Dichter und meint dann zum Schluß mit einem frommen Stoßseufzer: „Nun, Gott sei Dank, so weit ist es doch in Frankreich nicht gekommen.“ Es gehört wirklich eine überrheinische Naivetät dazu, den deutschen Dramatikern „finanzielle Motive“ unterzuschieben, wenn auch die deutsche Kritik so liebenswürdig ist, durch persönliche Verdächtigungen derartige Tiraden bei unsern Nachbarn zu provociren. Herr Blaze de Bury denkt sich wahrscheinlich die deutschen Autorrechte ähnlich geschützt wie die französischen und von gleicher Organisation des Schriftstellerstandes getragen! Wir machen ihm aus diesem Misverständniß keinen Vorwurf, wohl aber daraus, daß er sein Quellenstudium nicht auf die Autoren ausdehnt, die er angreift, sondern diese wie seine französischen Leser mit übersetzten Grobheiten, mit Grobheiten aus zweiter Hand tractirt, denen deshalb das Prädicat der Göttlichkeit nicht zuertheilt werden kann. Wenn er die Angegriffenen und ihre Leistungen nicht kennt, so hätte er wenigstens den Angreifer, den er abschreibt, citiren sollen!

Doch wir wollen nicht mit gleicher Münze zahlen, sondern in aller Höflichkeit, die uns Deutschen um so besser zu Gesicht steht, je mehr die deshalb gerühmten Franzosen sie verleugnen, Herrn Blaze de Bury ersuchen, sich erst selbst mit den kritischen Studien zu beschäftigen, die er auf fremde Autorität hin verdammt. Vielleicht wird dann sein Urtheil wesentlich anders lauten; wo nicht, kommt es auch auf einen Shakspearomanen mehr oder weniger nicht an.

Bibliographie.

Aquarellen aus den beiden Reichsstuben. Von J. J. K. Wien, v. Waldheim. 8. 12 Ngr.

Bermann, M., Coulissen-Geheimnisse aus der Künstlerwelt. 1ste und 2te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Blome, Graf, Zeitgemäße Betrachtungen. Vortrag. Wien, Sartori. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 16. | 16. April 1868.

Inhalt: Eine Geschichte der Aesthetik. Von Rudolf Gottschall. — Das deutsche Naturleben in den vier Jahreszeiten. Von Heinrich Birnbaum. — Eine Neudichtung der Nibelungen. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Hamlet in Paris; Englisches Urtheil über Mommsen's „Römische Geschichte".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Geschichte der Aesthetik.

Geschichte der Aesthetik in Deutschland. Von Hermann Lotze. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die Lotze'sche „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" bildet den siebenten Band der „Geschichte der Wissenschaften", welche durch die Historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird. Lotze, einer unserer geistreichsten Philosophen, der einem gewissen Eklekticismus huldigt mit starker Hinneigung zum Herbart'schen System, und der bisher seine Lorbern auf dem Gebiete der Anthropologie und Physiologie gepflückt und nur einige Streifzüge auf das der Aesthetik unternommen hat („Ueber den Begriff der Schönheit", 1845; und „Ueber Bedingungen der Kunstschönheit", 1847), bringt für die Geschichtschreibung der Aesthetik zwei wesentliche Eigenschaften mit: ein unbefangenes, von aller systematischen Einseitigkeit freies Urtheil und eine große Grazie und Vorzüglichkeit der stilistischen Darstellung, wie er dieselbe bereits in seinen frühern Schriften, namentlich aber in seinem „Mikrokosmos" bewährt hat.

Freilich, die Objectivität einer Darstellung, welche jedem philosophischen Standpunkt seine bestimmte Berechtigung im Entwickelungsgang der Philosophie und eine selbständige, durch keine kritische Einmischung beeinträchtigte Entfaltung gewährt, eine Objectivität, wie sie der besonders zur Geschichtschreibung der Philosophie berufenen Hegel'schen Schule schon infolge ihrer dialektischen Grundprincipien eigen ist, darf man in dem Lotze'schen Werke nicht suchen, indem dieser geistreiche Philosoph nicht umhin kann, sich den ästhetischen Theorien gegenüber kritisch zu verhalten und jede derselben an den Resultaten zu messen, die er selbst bei seinen eigenen ästhetischen Studien gewonnen hat. Da diese Resultate indeß wichtig und interessant sind und in der kritischen Beurtheilung oft sich großer Scharfsinn geltend macht, so gewinnt das Werk, wenn auch sein historischer Charakter unter diesen fortwährenden kritischen Interpellationen des Autors leidet, doch auf der andern Seite wiederum jenen anziehenden Reiz, der in der Belebung des überlieferten Gedankenstoffs durch die geistigen Ausströmungen eines originellen Kopfes liegt.

Mit dieser freiern Auffassung der Aufgabe, welche dem Geschichtschreiber der Philosophie oder einer einzelnen philosophischen Disciplin gestellt ist, hängt auch die eigenthümliche Anordnung des Werks zusammen, welche von dem gewöhnlich in derartigen Schriften befolgten Plan wesentlich abweicht.

In dem ersten Buch gibt Lotze eine „Geschichte der allgemeinen Standpunkte", wie sie noch am meisten der bräuchlichen Darstellung philosophischer Systeme in ihrer geschichtlichen Folge entspricht. Hier behandelt er nur die allgemeinen philosophischen Grundlehren des Schönen und sucht die Anknüpfungspunkte auf, durch welche die Aesthetik mit der Metaphysik der einzelnen Systeme zusammenhängt. In einem zweiten Buch folgt dann die „Geschichte der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe", und das dritte Buch behandelt die „Geschichte der Kunsttheorien", namentlich in Bezug auf die einzelnen Künste. Wir nehmen also einen dreifachen Anlauf, um der geschichtlichen Entwickelung der Aesthetik in Deutschland zu folgen, indem die allgemeinen Umrisse des ersten Buchs sich im zweiten und dritten mit bestimmterm Inhalt erfüllen. Diese beiden Bücher gemahnen hin und wieder mehr an ein System der Aesthetik, als an eine Geschichte derselben, indem ja auch in jeder Aesthetik die Anschauungen der Vorgänger berücksichtigt, kritisch gewürdigt und zum Theil in den neuen Bau mit hereingearbeitet werden. Doch auch hier bietet die eigenthümliche Darstellungsweise vielfach ein erhöhtes Interesse dar, das sich mit besonderer Lebhaftigkeit dem um bestimmte einzelne ästhetische Probleme entbrannten Kampf der Meinungen zuwendet. Die allgemeiner gehaltenen Geschichten der Aesthetik

beschäftigen sich meistens nur mit den Grundproblemen des Schönen und seiner Darlegung in den verschiedenen Systemen, und doch ist oft von größerer Wichtigkeit die Bewährung der Principien auf dem abgegrenzten Gebiet der einzelnen Künste. Von hier aus fällt auf jene auch wieder ein helleres Licht zurück. Indem in der Darstellung Lotze's sich bei jeder einzelnen Kunsttheorie noch einmal die ganze ästhetische Entwickelung an uns vorüberbewegt, vertieft sich die letztere, und auch die erstere gewinnt durch die vielen auf sie fallenden Reflexe an geistiger Bedeutung.

Lotze beginnt mit den Anfängen der Aesthetik durch Baumgarten, Winckelmann und Lessing. Baumgarten begnügte sich mit einer nicht sehr lebhaft nachwirkenden systematischen Begründung des ganzen Unterrichtsgebiets; die Verdienste der beiden andern liegen in der Erweckung des Kunstsinns und der Kritik. Die Anregungen, welche Winckelmann in unvergänglichen Leistungen der Kunst gab, indem er die reiche Welt der bildenden Kunst des Alterthums den Zeitgenossen vor Augen stellte, werden von Lotze mit vieler Wärme hervorgehoben. Von Lessing sagt er sehr treffend:

Sein großer Name wird uns bei jedem Fortschritt wieder begegnen, der in den einzelnen Kunstlehren gemacht worden ist, und nicht minder bedeutend ist seine mächtige Einwirkung auf die Ueberzeugungen, die sich über die allgemeinen Aufgaben aller Kunst zu bilden anfingen. Dennoch gleicht seine Stellung zu den allgemeinsten ästhetischen Fragen der Winckelmann's. Ob seine männliche Seele in hohem Maß die natürliche Reizbarkeit besaß, ohne Reflexion von Formenschönheit tief erregt zu werden, macht die Geringfügigkeit des lyrischen Elements in seinen eigenen Arbeiten zweifelhaft; aber überall, wo Schönheit und soweit sie auf nachweisbarer Verknüpfung mannichfacher Mittel zu einem Ganzen besteht, da wußte sein eindringender Scharfsinn die Gründe des Eindrucks zu zergliedern, den andere nur erleiden. An Gewandtheit des Denkens und Strenge des Untersuchungsgeistes Winckelmann weit überlegen, hat doch auch er den letzten Schritt von der Mannichfaltigkeit seiner Einzelergebnisse zur Aufsuchung der höchsten Gründe der Aesthetik nicht gethan. Er äußert mehrmals den Vorsatz dazu; aber die Nichtausführung entspricht dem Verhalten, das er auch auf andern Gebieten seiner weitverzweigten Thätigkeit beobachtete. Kein Gegenstand, den er angriff, ist ohne bedeutende Aufklärung geblieben, aber auf keinem Felde der Untersuchung ging der große geistige Agitator, dem die Bildung seines Volks Unermeßliches verdankt, bis zur systematischen Verknüpfung der von ihm erfolgreich angesponnenen Gedankenfäden. Man gedenkt dabei seines Wortes: das ewige Forschen nach Wahrheit, selbst wenn es vergeblich wäre, ihrem mühelosen Besitze vorzuziehen; man begreift, daß diese ernste Freude an der Untersuchung und die tiefe Verehrung der Wahrheit ihn ungeneigt zu einem Abschlusse machte, der weniger leicht als ein einzelner Irrthum zurückgenommen zu werden pflegt.

Der Grund der wissenschaftlichen Aesthetik wurde von Kant gelegt, weniger aus unmittelbarer Theilnahme für die Schönheit, als aus systematischem Interesse der Speculation. Die Darlegung der ästhetischen Principien Kant's, wie sie namentlich in der „Kritik der Urtheilskraft" enthalten sind, ist von großer Klarheit und gibt Lotze Veranlassung zu einigen Excursen. Kant hatte erklärt: schön sei, was ohne Interesse gefalle und was ohne Begriff allgemein gefalle. Dennoch schien ihm ein objectives Princip des Geschmacks gänzlich unmöglich, unmöglich ein Grundsatz, unter dessen Bedingung man den Begriff eines Gegenstandes unterordnen und alsdann durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er schön sei. Ebenso erklärte er die schöne Kunst für Sache des Genies, d. h. des Talents, dasjenige hervorzubringen, wozu sich keine bestimmte Regel geben lasse. Dagegen suchte Kant die deutsche Moralphilosophie auf unerschütterlicher Grundlage aufzubauen und die menschlichen Pflichten, deren Abschätzung so oft einem schwankenden Gefühl und subjectiven Meinungen überlassen worden war, bis ins Kleinste hinab aus allgemein gültigen Grundsätzen abzuleiten.

Obgleich Lotze zugibt, daß unsere Pflicht aus der Unterordnung des gegebenen Falls unter allgemeine Gesichtspunkte mit ungleich größerer Strenge bewiesen werden kann, als die Schönheit eines zusammengesetzten Ganzen aus allgemeinen Gesetzen schöner Zusammensetzung, so findet er doch die von Kant vorgeschlagene Unterscheidung des ästhetischen und sittlichen Urtheils nicht durchgreifend. Er hebt unter den Gründen nur den folgenden hervor:

Der ästhetische Geschmack, eben weil er nur ein Wohlgefallen verlangt, dessen Empfundenwerden für das Ganze unsers Lebens nicht unerlaßlich ist, will durchaus und vollkommen befriedigt sein und findet nichts schön, was auch nur durch leisen Mangel die Allseitigkeit dieser Befriedigung verkümmert. Das sittliche Urtheil dagegen, sich auf Handlungen beziehend, denen wir nicht ausweichen können, sondern welche so oder so auszuführen die dringendste unserer Pflichten ist, kommt in den Fall, auf die völlige Uebereinstimmung der gefundenen Entscheidung mit dem ganzen Gefühl unsers Innern zu verzichten. Um die unentbehrliche Entscheidung überhaupt nur zu erlangen, müssen wir uns oft begnügen, allgemeinen Grundsätzen zu folgen, den Mangel an Befriedigung aber, den die Folgerungen aus ihnen im Falle eines Conflicts von Pflichten, aber auch sonst so oft übriglassen, als ein Opfer anzusehen, das wir dem höchsten Gebote, überhaupt zur Verwirklichung des Guten mitzuwirken, zu bringen genöthigt sind. So scheint es, als seien die Regeln unsers Handelns strenger aus Principien ableitbar, als unser ästhetisches Urtheil, während wir uns im Grunde auf sittlichem Gebiete nur häufig mit der unvollkommenen Ableitung zufrieden stellen müssen, die wir auf ästhetischem durchaus verschmähen würden.

In dieser Entwickelung zeigt sich Lotze als Herbartianer, denn bei Herbart fallen im wesentlichen Ethik und Aesthetik, die sittliche Beurtheilung und die ästhetische, zusammen.

Zu einem andern Excurs wird Lotze durch Kant's Bestimmung der reinen und anhängenden Schönheit veranlaßt, und dieser Excurs führt auf ein Gebiet, welches auch für die ausübenden Künste von höchster Wichtigkeit ist. Die „vollkommen reine Schönheit" Kant's ist das Ideal der akademischen Formalisten in Malerei und Poesie. Nun ist aber nicht zu vergessen, daß für Kant jene Reinheit der Schönheit keineswegs ihren schließlichen Werth bestimmt, ja daß er gegen diese reine Schönheit, das inhaltleere Formenspiel der Eindrücke in Raum und Zeit, eine sehr merkliche Geringschätzung zeigt, was er dagegen höher achtet, die Schönheit des Bedeutungsvollen, am liebsten gar nicht mehr zur Schönheit rechnen möchte.

Herder, der Gegner Kant's, hob die Bedeutsamkeit des Schönen hervor; doch waren seine Angriffe auf Kant aus einem Misverständniß seiner ästhetischen Theorien hervorgegangen, indem er in jenem nur einen Vertreter des leeren Formalismus sah und ihm die Vertretung der „leeren Scherbe" unbedingt gefälliger Formver-

hältnisse des Mannichfachen zum Vorwurf machte. Herder opponirte gegen die Kritik des Schönen ohne Begriff und Vorstellung und verlangte dagegen ein Urtheil aus Gründen. Alle Schönheit sei ausdrückend, und das Mitbewußtsein dieser Gründe, auf denen ihr Eindruck beruhe, unterscheide allein unser Gefallen an ihr von dem stumpfen Genuß niedrigerer Organisationen. Der Gedanke, daß alles Schöne symbolisch sei, daß die ästhetische Wirkung der Gegenstände nicht nur von dem abhänge, was sie sind, sondern auch von dem, woran sie uns erinnern, wird nun von Lotze in einem geistvollen Excurs ausführlicher begründet. Dennoch langt auch Herder zuletzt bei der subjectiven Auffassung des Schönen an, gegen die er anfangs Fronte machte, ja indem er behauptet, daß verschiedene Gattungen von Wesen die Schönheit in verschiedenen Formen der Erscheinung finden werden, kommt er fast auf den „elenden“ Satz hinaus, der, wie Lotze behauptet, alle Aesthetik unmöglich macht: nämlich, daß eben der Geschmack verschieden sei.

Daß Friedrich Schiller zu unsern geistvollsten Aesthetikern gehört, ist wol fraglos; Lotze bringt seine ästhetische Gesammtthätigkeit unter die Formel der „Vermittelung zwischen Schönheit und Sittlichkeit“, rühmt ihm strenge und stetige Gedankenentwickelung nach und nennt die glänzende Reihe seiner ästhetischen Abhandlungen für alle Zeiten eine der schönsten Zierden der vaterländischen Literatur. Als den fruchtbaren Ausgangspunkt seiner eigenthümlichen Gedankenreihe bezeichnet Lotze die besondere Frage nach den ästhetischen Erscheinungen, in denen die Freiheit des Geistes sich mit der Nothwendigkeit der Natur begegnet. Wenn man Schiller ebenfalls zu einem Anhänger des ästhetischen Formalismus gemacht hat, für welchen der darzustellende Inhalt gleichgültig sei, so darf man nicht vergessen, daß er wol die eigentliche reine oder, wie er sie nennt, sinnliche Schönheit wie Kant definirt, daß er aber in der weitern Ausführung nur dem angeblich nebenhergehenden Vernunftinteresse Theilnahme und Achtung schenkt, während er jene rein sinnliche Schönheit weder zum Gegenstand seiner Erörterungen macht, noch ihr besondere Verehrung erweist. Lotze hebt hervor, daß im Gegentheil ein Zug von Geringschätzung gegen sie durch seine Betrachtungen gehe, „wie schön auch diese reine Schönheit sein mag, unser menschliches Interesse an ihr wird doch erst gerechtfertigt, soweit wir in sie Ideen hineinzulegen vermögen“. Jedenfalls haben die akademischen Formpoeten unrecht, wenn sie in Schiller einen Anwalt für ihre verwerfliche Kunstübung suchen. Ein Blick in Schiller's Dichtungen genügt, um die oft vorwiegende Bedeutsamkeit des Inhalts auch dem Blindesten klar zu machen.

Die folgenden Kapitel des Lotze'schen Werks: „Die Weltstellung der Schönheit im Idealismus Schelling's“, „Die Phantasie als Schöpferin des Schönen bei Solger und Schleiermacher“, „Hegel's Einordnung der Schönheit in den dialektischen Weltplan“, führen uns in die lebendige Entwickelung ein, welche die Aesthetik unsern Idealsystemen verdankte; daß wir dabei zum Theil eine Kritik der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie mit in den Kauf nehmen müssen, namentlich einen längern Excurs über Ursprung, Sein und Berechtigung der dialektischen Methode, ist unerwartet, aber nicht uninteressant bei dem Scharfsinn der Lotze'schen Deductionen. Indeß tritt hier die Eintheilung des Werks, die von den allgemeinen Standpunkten, den ästhetischen Grundbegriffen und den einzelnen Kunsttheorien in verschiedenen Hauptabschnitten handelt, bisweilen doch in ungünstiger Weise hervor. Gerade inwieweit sich der allgemeine Standpunkt fruchtbringend für die einzelnen Grundbegriffe und Kunsttheorien erwiesen hat, das möchte man gern im Zusammenhang ersehen; denn gerade dadurch tritt er auch selbst wieder in ein schärferes Licht. So hat sich Schelling's Philosophie gerade in Bestimmung der subjectiven Existenz des Schönen, in der schaffenden Phantasie oder, wie Lotze es nennt, der künstlerischen Thätigkeiten bedeutsam erwiesen, und namentlich das Genie in mustergültiger Weise bestimmt, was sogar Lotze später in dem betreffenden Kapitel hervorzuheben versäumt, die Hegel'sche Dialektik aber für die Bestimmung der historischen Ideale des Schönen, für die Gliederung der Künste und Unterscheidung der einzelnen Dichtarten die scharfsinnigsten Entwickelungen gegeben und Resultate hervorgerufen, die bereits in den Allgemeinbesitz übergegangen sind.

Es liegt in dem Charakter der einzelnen Systeme, daß in der Darlegung der Aesthetik der Schwerpunkt bald auf diesen oder jenen Grundbegriff, auf diese oder jene Theorie fällt, was aus einer sich nur nach den Systemen gliedernden Darstellung mit größerer Bestimmtheit hervorgehen würde, als aus einer durch weite Zwischenräume geschiedenen Behandlung des Allgemeinen und Besondern der Aesthetik, wie es in jedem System zum Ausdruck kommt. Mit Recht rühmt Lotze der Hegel'schen Aesthetik nach, daß der Gehalt anregender und feinsinniger Gedanken, welche sie in Bezug auf Künste und Kunstwerke darbiete, unerschöpflich sei. Nach dieser Seite hin ist sie nur erreicht, nicht übertroffen worden durch die Aesthetiken von Weiße und Vischer, deren innere dialektische Gliederung Lotze in dem folgenden Abschnitt untersucht. Mit der theologischen Schlußwendung der Weiße'schen Aesthetik erklärt sich Lotze nicht einverstanden, dagegen rühmt er den Eindruck der großartigen Aussicht, die Weiße uns über das Ganze der ästhetischen Untersuchungen eröffnet:

> Ich halte Weiße's Aesthetik nicht nur geschichtlich für den vollkommensten Abschluß der Bestrebungen, die auf diesem Gebiete der philosophische Idealismus unserer Zeit entfaltet hat, sondern die Zweifel, die ich gegen einzelne Theile ihres Inhalts einwenden möchte, verschwinden gegen den Reichthum an bleibender Wahrheit, die auch für andere Ausgangspunkte verwerthbar von ihr erarbeitet worden ist. Ungünstig für ihre Wirksamkeit, die mehr im stillen als anerkannterweise dennoch bedeutend gewesen ist, war die geflissentlich hervorgehobene Strenge dialektischer Methodik, durch welche sie ihren reichen Inhalt dem Verständniß mehr entzog, als der fragliche Nutzen dieser Anstrengung vergüten konnte.

Arnold Ruge's gedenkt Lotze mit Dank; theils um seiner Vorschule der Aesthetik, noch mehr um der lebendigen Thätigkeit willen, mit welcher er als Kritiker, häufig mit „dem vollsten Recht der Sache, immer frisch und anregend, der Anschauungsweise der neuern Aesthetik Bahn gebrochen hat“. Ueber Vischer's großes Hauptwerk geht Lotze wol zu flüchtig hinweg. Dem ersten Theil entlehnt er nur eine grundlegende, in der That treffliche Definition des Schönen. Von dem zweiten sagt er:

Der zweite, der objectiven Existenz des Schönen als Naturschönheit und der subjectiven als Phantasie gewidmet, zieht mit großer Fülle geistreicher Blicke, in den Schilderungen die Bedürfnisse eines Systems zur Freude der Leser weit überschreitend, dort die Schönheit der unorganischen und der organischen Welt, der Rassencharaktere der Menschheit und die geschichtlichen Physiognomien der Völker, hier jegliche Thätigkeit der individuellen und der idealbildenden geschichtlichen Phantasie in Betracht.

Obgleich in dem Lotze'schen Eklekticismus das Element der Herbart'schen Philosophie vorschlägt, so erklärt sich der Geschichtschreiber der Aesthetik doch mit Herbart am wenigsten einverstanden, wenn er den unfruchtbaren Weg der speculativen Aesthetik ganz verläßt, um vorerst erfahrungsmäßig die thatsächlichen Einzelobjecte des ästhetischen Urtheils, nämlich jene einfachsten Formen und Verhältnisse des Mannichfachen aufzusuchen, welche überall, wo sie vorkommen, unmittelbares Wohlgefallen erregen:

Künstler und Kenner, denen in der Beurtheilung ihrer speciellen Gebiete ein maßgebendes Urtheil gern zugestanden werden mag, verhalten sich daher etwas dilettantisch, wenn sie zur Begründung einer allgemeinen Aesthetik übergehen. Einen scharfen und systematischen Ausdruck hat ihrem allgemeinen Bestreben Herbart's Philosophie gegeben, freilich nicht, ohne ihnen selbst manche Irrthümer ihres Verfahrens vorzuwerfen. Viel strenger richtete sich aber seine Speculation gegen die gesammte vorangegangene Aesthetik des Idealismus, die, da sie die wesentlichen Aufgaben verkannt und durch Vermischung mit fremdartigen ihre Beantwortung sich unmöglich gemacht habe, gänzlich dem Neubau weichen müsse, dessen Grundlagen er selbst verzeichnet. Mit aller Achtung vor dem großen und wahrheitsliebenden Geiste des Philosophen und dem heilsamen Anstoß, den er dem in sich versunkenen Idealismus zur Ueberlegung begangener Fehler gegeben hat, kann ich nicht verhehlen, was die ganze bisherige Darstellung ohnehin verräth, daß ich weder jener Verurtheilung des früher Geleisteten beitrete, noch von dem allseitigen Vorzug der neuen Vorschläge überzeugt bin. Gar manches haben wir von den Ergebnissen, noch mehr von der Untersuchungsmethode des Idealismus preisgeben müssen, und die allgemeine Tendenz, abgesehen von der speculativen Deutung der Idee der Schönheit die einzelnen Urverhältnisse aufzusuchen, auf denen thatsächlich der ästhetische Beifall ruht, erkennen wir rückhaltlos für eine nothwendige Ergänzung der alten Aesthetik an. Mit der Aufstellung dieser Forderung hat jedoch Herbart nur eine stets vorhandene Ueberzeugung ausgesprochen; ausgeführt hat er selbst leider nicht, was er verlangte; die speculative Zuschärfung aber, die er jenem allgemeinen Verlangen gab, möchte ich nicht für die bessere Bahn zum Ziele halten.

Mit dem geistvollen Herbartianer Zimmermann, der als Verfasser einer „Geschichte der Aesthetik" Lotze's unmittelbarer Vorgänger auf diesem Gebiete ist, bricht dieser auch hier, wo es sich um die Vorzüge der Herbart'schen Aesthetik handelt und der Weiterbildung derselben im Widerspruch mit dem Idealismus, eine Lanze. Ansätze zu einer minder einseitigen Auffassung findet Lotze in andern Abhandlungen einzelner Schüler Herbart's:

Von einer Reform der Aesthetik durch Herbart zu sprechen, dürfte verfrüht sein; Reformen bestehen nicht in der Aufstellung, sondern in der Durchführung eines neuen Princips und in seiner Beglaubigung durch neue Entdeckungen. Die formale Aesthetik aber arbeitet überwiegend noch mit dem Stoffe, den ihr die großen und lebendigen, oft misleiteten, aber hier mit Unbilligkeit geringgeschätzten Anstrengungen der idealistischen Aesthetik überliefert haben.

Das zweite, die „Geschichte der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe" enthaltende Buch behandelt zunächst die verschiedenen Arten des ästhetisch Wirksamen: diese Arten, das Angenehme der Sinnlichkeit, das Wohlgefällige der Anschauung, das Schöne der Reflexion werden dann in selbständigen Kapiteln näher ausgeführt. Unter dem „Wohlgefälligen der Anschauung" finden wir die zeitlichen Formen des Rhythmus, die wol mehr der Vorstellung als der Anschauung angehören, und die räumlichen der Symmetrie und Gestaltung besprochen. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet Lotze hier dem von A. Zeising in die Aesthetik eingeführten Gesetz des **goldenen Schnittes** zu, nach welchem sich ein Ganzes zu seinem größern Theile verhält wie dieser zum kleinern, und den Untersuchungen Fechner's über dies Gesetz, namentlich in Bezug auf einfachste Raumgebilde. Die „Schönheiten der Reflexion" stellen uns die Geschichte der Begriffe des Erhabenen, Häßlichen, Komischen dar, die in jüngster Zeit eine sehr reichhaltige ist, indem die Aesthetiker, wie Vischer, Weiße, Rosenkranz, Zeising, Carriere, sich gerade mit diesen Fragen eingehend beschäftigt haben. Carriere's „Aesthetik" durfte hierbei nicht übergangen werden, da dieser Philosoph auf das entschiedenste gegen die dialektische Bewegung protestirt hat, die bei Vischer und Weiße das Erhabene in das Lächerliche umschlagen läßt, indem er diese Darstellung als Begriffsspielereien verurtheilt. Ihm scheint, im Gegentheil („Aesthetik", I, 104), bei dem Erhabenen das festzuhalten, daß wir mit ihm innerhalb der Sphäre des Schönen bleiben, daß das Große, welches ästhetisch wirken soll, immer ein formal Erfreuliches sein muß, immer dem Geiste einen geistigen Gehalt offenbart, indem es die Sinne ergötzt und überwältigt. Das Erhabene tritt nicht als ein Neues zum Schönen, sondern es ist ein Schönes, in welchem eins der Elemente, die in allem Schönen vorhanden sind, mit besonderer Macht zur Geltung kommt, sodaß es als die Hauptsache hervortritt und die andern Bestimmungen, das Formale und Stoffliche, die auch ihm nicht fehlen, mehr nur wie an der Größe gesetzt und als ihre Begleiter erscheinen. Lotze versucht am Schlusse des Abschnitts eine selbständige Anordnung der dialektischen Trias des Erhabenen, Häßlichen und Komischen, welche zum mindesten zeigt, wie der Geschichtschreiber der Aesthetik die Grenzen seiner speciellen Aufgabe zu überspringen liebt, um selbst als schöpferischer Denker den Reigen der von ihm dargestellten geistigen Gestalten zum Abschluß zu bringen.

In dem Abschnitt „Die ästhetischen Ideale" übernimmt wieder die Hegel'sche Philosophie die leitende Stimme. Das symbolische, classische und romantische Ideal, welches sie aufgestellt hat, ist von Weiße nicht in solcher Weise acceptirt worden, indem er die orientalischen Weltansichten als unvollkommene Vorstufen aus dieser Gliederung herausfallen läßt. Er hält aber an dem Gegensatz des antiken und romantischen Ideals fest und fügt ein modernes Ideal hinzu, eine nothwendige und erfreuliche Ergänzung, obgleich wir mit der Bestimmung desselben nicht durchweg einverstanden sind. Bei dem antiken und romantischen Ideal hatte die Gestaltung eines mythologischen Weltbildes einen überwiegenden Werth. Lotze sagt:

Beim Uebergang zu dem modernen Ideal entsteht daher für Weiße die Bedenklichkeit, wie ein Zeitalter, in welchem die mythologische Thätigkeit der Phantasie erloschen sei, überhaupt

noch eines eigenthümlichen Ideals der Schönheit theilhaftig genannt werden könne. Es scheine nur die Wahl zu bleiben, daß entweder (wie Schelling angedeutet hatte) eine neue Mythologie, sei sie Fortsetzung der romantischen oder Original, entstehe, oder daß (wie Hegel gemeint) das Zeitalter der Schönheit überhaupt vorüber sei, und diese der reinen Wissenschaft und Wahrheit den Platz zu überlassen habe. Aber gegen beide Annahmen macht Weiße dennoch die Erfahrung der Gegenwart gelten, welche bei allem Mangel an mythenbildender Phantasie weder den Sinn und die Begeisterung für die Schönheit aller Art, noch die künstlerische Schöpferkraft verloren habe, vielmehr beide noch kräftiger und universeller als in irgendeinem andern Zeitalter fortlebend zeige. Diese geschichtliche Thatsache könne nur so auf wissenschaftlich genügende Art erklärt werden, daß jener Begriff der mythischen Dichtung durch Aufzeigung eines andern entbehrlich gemacht werde, der nicht weniger wie jener ein Dasein und eine Wirklichkeit der Schönheit und Phantasie im Leben und den Formbildungen der Geschichte und der Bildung enthalte. Diesen Begriff gelte es jetzt zu finden.

Dieser Begriff, in welchem Weiße die Lösung seiner Schwierigkeit findet, ist kein anderer als der seiner selbst bewußte Begriff der Schönheit selbst; d. h. das Wissen um und die Einsicht in die Idee der Schönheit in ihrem vollen Umfange. Der eine charakteristische Zug des modernen Ideals ist seine Reinheit, indem das ästhetische Bewußtsein sich gänzlich von dem religiösen abgelöst hat, der zweite die Universalität, die Thatsache, daß alles Schöne, welches wirklich schön ist und alle natürlichen und geschichtlichen Formen, innerhalb deren Schönheit bestehen kann, als solche erkannt und anerkannt werden. Unter den Schönheiten, welche diese Universalität des modernen Ideals anerkennt, befinden sich vor allen die Gebilde der beiden frühern Ideale selbst. Lotze schließt sich diesen Betrachtungen Weiße's ergänzend an, indem er unsere Zeit, nach seiner auch im „Mikrokosmos" ausgeführten Lieblingstheorie, die Zeit des Mechanismus nennt und schließlich meint, wie der Gedanke des allgemeinen Mechanismus der modernen Wissenschaft, so gehöre der eines allgemeinen ästhetischen Formalismus dem modernen ästhetischen Ideale als eine Eigenthümlichkeit an, welche nicht nur den Beurtheilungsgrund gegebener, sondern auch die Quelle neu zu gestaltender Schönheit in sich fasse.

Uns erscheinen diese Entwickelungen in hohem Maße bedenklich, wenn wir ihre Anwendungen auf die Kunstübung der Gegenwart machen. Lotze nennt dies Weiße'sche „moderne Ideal" ein positives; uns erscheint es als ein negatives, dessen Reinheit nur in der Entleerung von jenem bestimmten Inhalt des antiken und romantischen Ideals, dessen Universalität in der Aufnahme alles erdenklichen Inhalts, des Geistes aller Völker und Zeiten und aller Kunstformen und so wiederum in der Gleichgültigkeit gegen jeden Inhalt besteht. Dies mag das moderne Ideal des Kunstphilosophen, kann aber nicht das moderne Ideal des Künstlers sein, wenn er nicht in die leerste akademische Formspielerei, in die Vermischung aller Stile und damit in Stillosigkeit und in Dilettantismus verfallen will. Die Ueberlegenheit der Bildung mag das Schöne in den Idealen der frühern Epochen erfassen; aber der schaffende Geist darf nicht aus dieser vielfach vermittelnden Erkenntniß heraus und mit der Anlehnung an frühere Muster produciren, sondern nur aus frischer Ursprünglichkeit und aus dem Geiste seiner Zeit heraus.

Das moderne Ideal läßt sich wie das antike und romantische nicht ohne verhängnißvolle Einseitigkeit, ohne die Sanction einer in der Luft schwebenden Kunstgestaltung, welcher der feste Boden der Nation und des Zeitalters fehlen, von dem religiösen trennen. Freilich ist die Zeit der mythenbildenden Religion und Kunst vorüber, doch jede Zeit hat ihre Religion in der Gesinnung, mit der sie an ihren Idealen hängt; die unsere mehr als jede frühere, denn seit dem vorigen Jahrhundert hat die Menschheit in dem Goethe'schen Humanus ihren neuen Schutzheiligen gefunden, in der Begeisterung für die Freiheit auf dem Gebiete des Gedankens und des Staates ihre neue Muse. Mit diesem Inhalt muß sich das moderne Ideal, muß sich die Begeisterung der Künstler erfüllen, dann erst wird jenes gleich berechtigt, gleich positiv wie das antike und romantische dastehen und diese Dauerndes schaffen, was einem leeren Formalismus, mag er auch die Frucht der universellsten Bildung sein, nie gelingen wird.

In dem Kapitel über die „Künstlerischen Thätigkeiten" vermissen wir sehr viele anregende Bestimmungen, die aus dem Kreise der Dichter und nichtsystematischen Denker hervorgegangen, namentlich verdienten hier Goethe und Jean Paul nähere Beachtung.

Das letzte Buch behandelt die „Geschichte der Kunsttheorien" am Faden der einzelnen Künste, und zwar in folgender Reihenfolge: Musik, Baukunst, Plastik, Malerei, Dichtkunst, und enthält im einzelnen viele sehr treffende Bemerkungen, obgleich doch auch manches Bedeutsame, was für die Erkenntniß der einzelnen Künste oft vom praktischen Boden der Kunstübung geschehen, übersehen ist. Ueber die Einflüsse der Musik, die Lotze sonst mit der einem Herbartianer geziemenden Vorliebe behandelt, spricht er sich in folgender Weise aus:

Wie weit verbreitet die Theilnahme für Musik in Deutschland ist, bedarf der Erinnerung nicht; ihre Einwirkung auf die Nation halte ich nicht für günstig. Es ist ein zweideutiges Glück, daß die Musik uns unmittelbar in jene noch gestaltlose Welt der wirkenden Kräfte einführt, auf denen wir ahnungsvoll alle Wirklichkeit beruhen fühlen, ohne sie doch schon aus ihnen hervorgehen zu sehen. Die Einkehr in diese vorweltliche Natur kann eine erhebende und erquickende Reinigung für denjenigen sein, der in den harten Zusammenhängen der Wirklichkeit eingewohnt ist und den Ernst der Dinge, der bestimmten Aufgaben und Ziele des Lebens kennt, den ihm die Musik zu heiterm und versöhntem Spiele auflöst. Aber das Versenken in diese Welt des noch Gestaltlosen ist noch öfter eine schädliche Erschlaffung aller Kräfte, die das thätige Leben auf angebbare Zwecke und stetige Arbeit richten soll; die verhängnißvolle Leichtigkeit, mit welcher gerade diese Kunst eine leidliche Ausübung gestattet, hat längst ihre zu alltäglich gewordenen Productionen jener Heiligkeit entkleidet, die sie als selten dargebotene Wiederholungen ernster und großer Meisterwerke gehabt haben würden. Zwar ist die Zeit hoffentlich vorüber, da die deutsche Nation in jeder drohenden Lage nichts Nothwendigeres zu thun wußte, als den vierstimmigen Männergesang zu erfinden, welcher der Situation entsprach; dennoch nimmt die Versenkung in musikalische Gefühle noch eine unverhältnißmäßige Zeit unsers Lebens in Anspruch, während die zeichnenden und bildenden Künste, die den Sinn für die Wirklichkeit schärfen, der Theilnahme nur wenig finden.

Für die Poetik gibt Lotze ebenfalls sinnvolle Fingerzeige, namentlich was den Unterschied zwischen didaktischer und wahrhaft poetischer Gedankenpoesie betrifft:

Wir schließen allerdings jede lehrhafte Darstellung aus, die sich zur Hervorbringung ihrer Erlebnisse nur der Mittel des

Denkens bedient, die allen Geistern gemeinsam, und derjenigen Unterordnung verschiedener Wahrheiten, die einem zwingenden theoretischen Beweise zugänglich ist. Denn Gegenstand der Kunst ist nichts, was auf zureichende Weise sich ohne die Mittel der Kunst leisten läßt. Aus diesem Kreise des unkünstlerisch lehrhaften Inhalts tritt die lyrische Poesie heraus, indem sie die lebendige Eigenthümlichkeit des dichterischen Gemüths zum verknüpfenden Bande der Gedanken macht. Sie thut dies zum Theil in derselben Weise wie die musikalische Melodie; wie diese nicht in der Wiederholung der Töne eines Accords, die an sich festliegen, sondern in der freien und unberechenbaren Bewegung zwischen ihnen, aber doch zwischen ihnen als festliegenden besteht, so führt die lyrische Phantasie die miteinander verbundenen Gedanken nicht in der logischen Ordnung auf, die der Verstand von ihnen fordert, sondern in der andern Reihenfolge, die ihnen mit eigenartiger Vertheilung neuer Werthe die Stimmung des Gemüths und die Richtung seiner Bewegung gibt. Manches kaum andeutend, auf anderm verweilend, hier entfernte Glieder sprungweis verknüpfend, dort in erneuerten Wiederholungen um ein unscheinbares Glied der Gedankenkette kreisend, stellt uns das lyrische Gedicht nicht die Wahrheit selbst dar, sondern die Bewegung des Gemüths, das sie sucht oder sich gegen sie sträubt, sie gegen Zweifel mühsam schützt oder von ihrer aufleuchtenden Klarheit überrascht wird. Und dies alles so, daß mit jedem Schritt ihres Ganges die Phantasie zugleich das Glück oder das Weh erscheinen läßt, das aus dem gefundenen Zusammenhange je nach der Weise quillt, wie das Gemüth ihm gegenüber sich fassen will. Denn jeder Inhalt freilich, der uns nur Aufgaben der Erkenntniß stellt, aber keinen Entschluß der Entsagung oder der Thätigkeit zumuthet, nur uns durch sich bestimmt, aber nicht in seinem Werthe sich durch uns bestimmen läßt, entzieht sich der lyrischen Poesie. Mit dem allen endlich ist natürlich nur das farblose Schema der Gedankenbewegung bezeichnet, die wir hier voraussetzen; den Zauber der Anmuth, dessen diese Bewegung bedarf, um schön, um überhaupt Gedicht zu werden, können wir hier um so weniger begrifflich fassen, als wir ihn ja eben unablöslich von dem Ausdruck einer unberechenbaren Individualität finden, die der Auffassung durch Allgemeines widerstrebt.

Das Lotze'sche Werk verdient um so allgemeinere Beachtung, als der Stil das Prädicat „classisch“ verdient, namentlich in Bezug auf musterhafte Periodenbildung und auf eine aus der Fülle des deutschen Sprachschatzes schöpfende Beherrschung des Ausdrucks.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Naturleben in den vier Jahreszeiten.

Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben von Karl Ruß. Mit Illustrationen von Robert Kretzschmer. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Es gewährt uns eine ganz besondere Freude, unsere Leser auf dieses vortreffliche Buch mit Nachdruck aufmerksam machen zu können. Der Verfasser ist schon längst als ein tüchtiger Fachmann seiner Wissenschaft gekannt, und auf dem weiten Gebiete der populären Naturschilderung hat er sich einen geachteten Namen errungen. Mit sinniger Gemüthstiefe erfaßt derselbe das gesammte Leben und Sein der Natur. Der Erfolg hat nun auch gezeigt, daß seinem Streben die verdiente Anerkennung zutheil geworden ist.

In dem vorliegenden Werke beschränkt sich der Verfasser auf die Natur unserer deutschen Heimat. Er führt seine Leser durch die heimatlichen Felder und Wälder. Jedes Wort deutet auf ein umfangreiches gründliches Erfahrungswissen, auf Liebe und Hochachtung für die Natur seines geliebten Vaterlandes. Alles hat für ihn Interesse, und er weiß auch sehr geschickt bei andern das Interesse zu erwecken und zu beleben. Dabei verläßt er aber nie den rein wissenschaftlichen Standpunkt, daher ist auch nirgends eine politische oder dogmatisch religiöse Anspielung gemacht, womit sich so manche seiner frühern gleichstrebenden Genossen geschadet haben. Er will nur seiner Wissenschaft dienen und sucht für sich und seine Leser in der deutschen Natur seinen ausschließlichen Wohnsitz, seine Lust und Freude. Seine Schilderungen sind gemüthlich, zart und sinnig, wie es der Deutsche liebt; sie halten sich aber auch ebenso fern von weichlicher Sentimentalität, von zu breiter Ausführlichkeit, sie erheben sich oft zu einer poetischen, schwunghaften Ausmalung, verlassen aber doch nie das Gebiet der Wahrheit und Wirklichkeit. Ueberhaupt besitzt das Werk die von jedem Gebildeten gern gesehenen Eigenschaften, durch die dasselbe sich bald zu einem hervorragenden Liebling des großen Publikums machen wird. Von dieser allgemeinen Zuneigung wird sich selbst der Gelehrte von Fach nicht ausschließen, da ungeachtet des populären Zuschnitts doch nie verfehlt wird, der allerneuesten wissenschaftlichen Forschung gebührend Rechnung zu tragen. Wir haben das Buch mit großem Vergnügen gelesen und die Ueberzeugung gewonnen, daß dasselbe den richtigen Standpunkt einnehmen wird, wenn man es zu einem naturwissenschaftlichen Hausschatz der deutschen Familie stempelt. Damit ist seine künftige Bestimmung und seine eigentliche Heimat genau bezeichnet.

Der Inhalt des Werks ist eigentlich eine Sammlung von Jahreszeitengemälden unserer vaterländischen Natur. Es steht also in seinem Streben nicht allein, kann sich aber den besten Leistungen auf diesem Gebiete ebenbürtig zur Seite stellen. Der Wechsel der Jahreszeiten findet seine charakteristische Ausprägung hauptsächlich in den mittlern Regionen der gemäßigten nördlichen Zone, wobei aber unser Deutschland der bevorzugteste Platz von allen zu sein scheint. Schon Roßmäßler machte 1853 darauf aufmerksam, als er im Vollgenusse der paradiesischen Gefilde von Südspanien lebte, er behauptete, daß ihn dies alles doch nicht so gemüthlich anziehe als die einfache Natur seines geliebten Vaterlandes, daß er dabei nie ein sehnsuchtsvolles Verlangen nach dem Winter, Frühjahr, Sommer und Herbst seines herrlichen Deutschland habe unterdrücken können. Es ist auch bekannt, wie dieser vortreffliche Gelehrte und Volksfreund im Andenken an dieses Heimweh seine berühmten „Vier Jahreszeiten“ schrieb, welche ungeachtet seiner hineingewobenen politischen Verstimmung noch jetzt einen großen Kreis von Verehrern finden, zu denen unverkennbar auch Karl Ruß gehört.

Die meisten Naturschilderungen, welche das Buch seinen Lesern bietet, stammen aus den eigenen Anschauungen

und Beobachtungen des Verfassers; daneben sind aber auch einige andere von anerkannt tüchtigen Fachmännern eingeschaltet, welche zur gefälligen Abrundung des Ganzen gedient haben. Auf diese Weise treffen wir hin und wieder auf interessante Bilder von den beiden Brehm, von Berthold Sigismund, von Roßmäßler, Kabsch, Perty, Taschenberg, Tschudi u. a., welche gewiß allgemein als willkommene Zugaben entgegengenommen werden. Auch fehlen einige poetische Ergießungen unserer gefeierten Dichter nicht, durch welche die idyllische Auffassung der vorgeführten Naturschönheiten einen wohlthuenden harmonischen Schmuck erhält.

Dann wollen wir aber auch nicht unterlassen, auf die lieblichen Illustrationen aufmerksam zu machen, womit die gemüthlichen Wortgemälde des Verfassers geschmückt sind; diese rühren von der Meisterhand Robert Kretschmer's her, und es bedarf nur der Nennung dieses Namens, um ihren künstlerischen Werth zu charakterisiren.

Nach dieser allgemeinen Besprechung wenden wir uns nun zu dem Besondern, wobei wir uns aber ganz kurz fassen können, weil schon wenige Mittheilungen genügen werden, die Neigung zum Selbstlesen zu erwecken.

Die vier Abtheilungen der Schrift beziehen sich auf Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Die Bilder des ersten Theils sind: „Stimmen und Boten", „Die Herolde des Frühlings", „Junges Leben", „Die Kerzen des Frühlings", „Veilchens Geburtstag", „Der Kampf ums Dasein", „Frühlingseinzug", „Ein Morgen im Walde", „Liebeleben in der Natur", „Sang und Klang". Die Sommerbilder führen die Titel: „Noch immer reiches Leben", „Der Blumen Königin", „In der Sommernacht", „Ehe- und Aelternglück in der Natur", „Die Herrschaft der Räuber", „Aus der Blüte zur Frucht", „Der Sommerregen", „Anderer Schmuck", „Ernte in der Natur". Die Bilder des Herbstes heißen: „Aussaat in der Natur", „Der Altweibersommer", „Zum Aufbruch", „Verfärben und Ersterben", „Ein Herbstnachmittag", „Abschied und Reise", „Herbstblumenpracht", „Zur Ruhe". Die Winterbilder sind: „Staubregens Herrschaft", „Waldbetrachtungen", „Sturm und Graus", „Der erste Schnee", „Das Leben an der Quelle", „Gäste in den Gärten, auf den Höfen und Straßen", „Fremde Wanderer", „Leben im Tode", „Stille Hoffnungen".

„Rings erstarrt noch alles in Schnee und Eis!" Im Vorgefühl des herannahenden Frühlings ruft der Verfasser:

Sobald die Sonne jedoch nur ein kleines schwarzes Pünktchen erfaßt, räumt sie weithin die über Nacht aufs neue gefallene weiße Decke fort. Ja, sendet sie uns, gegen Mittag hin, recht voll und warm ihre Strahlen ins Zimmer, so erscheint uns dies mit einmal so eng, so dumpf — wir müssen hinaus ins Freie! Aber ach, draußen ist's noch gar rauh und eisig. Wie oft im Leben, so haben wir uns auch diesmal durch den Schein täuschen lassen — und zwar durch den Sonnenschein. Und ebenso wie uns ist es einem andern Wesen ergangen, das aber seinen Vorwitz mit dem Leben bezahlen muß. Aus einer warm beschienenen Rindenspalte, am alten Apfelbaum, flattert plötzlich ein Schmetterling hervor; doch das arme Geschöpf ist verloren, es findet noch keine honigreichen Blüten und perlenden Thautröpfchen, es muß sterben, vom kalten Luftzug berührt. Ihm gleichen leider nur zu oft die Ideale und ersten süßen Hoffnungen des jugendlichen Menschenherzens, die der starren eisigen Wirklichkeit auch nimmer zu widerstehen vermögen.

So deutet der Verfasser mit ebenso schönen als wahren Worten auf die ersten leisen Regungen des herannahenden neuen Jahres, es ist gerade, als wenn man mit ihm auf die ersten Pulsschläge des wiedererwachenden Lebens lauschte. Dann geht er ganz allmählich zu neuen und neuen Anzeichen. Alles hat Bedeutung und dient demselben großen Zwecke. Im Walde, wo noch alles öde und kahl ist, zeigt sich in dem Anschwellen der Knospen eine beginnende Lebensspur, und unten am Boden unter blattlosem Gesträuche erspäht man ein geheimnißvolles wunderschönes Frühlingszeichen. Es ist der Seidelbast oder Kellerhals, „ein kleiner Strauch, dessen nackte Zweige voll herrlicher purpurrother Traubenblüten hängen und einen wahrhaft wundersamen Eindruck machen, sie, die holden Vorboten eines fröhlichen Lebens, hier mitten in der mindestens scheinbar völlig leblosen Oede und Leere. Auch die späterhin aus diesen Blüten sich bildenden rothen Beeren, an den dann schön belaubten Zweigen, erscheinen sehr lieblich, nur schade, daß das ganze Gewächs von einer stark giftigen Schärfe durchdrungen ist, welche seine Rinde zwar als Heilmittel anwendbar, seine Beeren und Blüten aber auch für Kinder und Unwissende gefährlich macht". Reicher ist die Fülle des wieder zum Vorschein dringenden Pflanzenlebens an den Ufern lebendiger Quellen. Einige Gräser haben hier die Strenge des Winters überdauert, durch ihr kräftiges Grün drängen sich jetzt regsame junge Sprossen und Pflänzchen hervor, man sieht schon Kresse, verschiedene Wasser-Doldengewächse, Dotterblumenkraut und andere Gewächse sich vorbereiten zum Blütentreiben. Da zeigt sich denn auch die erste Spur des erneuten Thierlebens:

Ein alter Frosch hat bereits seinen Schlupfwinkel unten an dem Grunde des Wassers verlassen und sitzt wie nachdenklich an dem Quellenrande. Ihm sind einige Wassersalamander gefolgt, welche, aus dem Schlamm hervorkommend, sich an die Oberfläche schlängeln und, um Luft zu schöpfen, die Köpfe aus der Flut emporstrecken. Auch Angehörige des kleinen vielgestaltigen Lebens der Kerbthier- und Würmerwelt kommen an sonnigen und gegen den rauhen Luftzug geschützten Orten bereits hervor. Hier und da läuft ein Käfer oder flattert ein Schmetterling, welche im vollkommenen Zustande überwintert und jetzt ihre durchwärmten Schlupfwinkel bereits verlassen haben, anfangs matt und schwerfällig, dann aber bald munter umher; auf den recht durchwärmten, in den Sonnenstrahlen erdampfenden Stellen der schwarzen Ackerkrume ringelt sich schon ein Regenwurm hervor, und im Schutz und Schatten welken Laubes wird sogar schon eine Nacktschnecke lebendig; über dem Nußkätzchen aber summen bereits gar zahlreiche Bienen emsig hin und her. Sonst ist noch alles lautlos, ruhig und fast todtenstill hier im Vorholze, und noch mehr im weiten weiten Hochwalde.

Dieser ersten Frühjahrsstimme gebietet der noch einmal wiederkehrende mürrische Winter Schweigen; aber seine Herrschaft ist gebrochen, er sinkt sehr bald wieder ohnmächtig zusammen, er ist der alles belebenden Kraft der warmen Thauluft nicht mehr gewachsen. Die Feldlerche sucht auf den noch mit Schnee überdeckten Saatfeldern die grünen Spitzen abzupicken, die Holz- und Ringeltauben durchstreifen den Wald, durch die Hecken huschen Rothkehlchen, auf den offenen Plätzen der Wiese laufen Kibitze, in den Vorhölzern sitzen die ihren Weibchen vorausgeeilten Männchen der Buchfinken. Alle sehen noch sehr trübselig aus, es fehlt ihnen noch Futter und Wärme. Die Sehnsucht nach dem lieblichen Frühling des Nordens

hatte sie von den reichen Gefilden des Südens hinweggetrieben, sie suchten die liebliche wiedererwachende Milde, welche ihnen vom vorigen Jahre so anlockend ins Gedächtniß gekommen war. Doch bald macht sich der heilbringende Südwest, der eigentliche Frühlingswind, auf und gibt alles, was fehlt, im reichen Ueberflusse. Das ist eine Zeit voll Leben und Lust, da erkennt man erst die wahren Stimmen und Boten des ersehnten Frühjahrs.

Wie wir nun die anfängliche Einkehr des Frühjahrs besprochen haben, so wollen wir jetzt mehr den Ausgang des Sommers nach dem vorliegenden Werke zu schildern suchen. Der Erntesegen zeigt sich überall in Feld und Wald, und es sind auch schon viele Hände thätig zum Einsammeln der reifen Früchte, Wurzeln und Getreidearten. Selbst die Thiere sind dabei nicht müßig:

Auf einem der letzten, noch nicht vollends abgeernteten Ackerstreifen wiegen noch volle segensreiche Weizenähren sich so malerisch im Hauche der Luft. Da regt sich's mit einmal in den goldgelben Halmen, und da wir ganz regungslos uns verhalten und aufmerksam Acht geben, so bemerken wir bald einen Hamster, der gar emsig in den Aehren wirthschaftet, um mit ihrem Erntesegen seine geräumigen, bereits fast überfüllten Kornkammern noch so auszustatten, daß sie in Hinsicht des Reichthums der Aufbewahrung und Anordnung wahrlich die Schätze und Vorräthe zahlloser Menschen weit hinter sich zurücklassen. Er ist aber unter den Säugethieren keineswegs allein, der sich solche Vorrathskammern anlegt. Im Walde sammelt das Eichkätzchen an verschiedenen Orten Eicheln, Nüsse, Bucheln u. dgl.; auch einige Mäusearten tragen sich Samen und Getreide für die Zeit des Mangels ein, und ein merkwürdiger Naturtrieb lehrt die erstern sogar, den aufgehäuften Sämereien die Keime abzunagen, damit sie während des Liegens nicht auswachsen und dadurch verderben können. Bienen, Hummeln und andere Kerbthiere tragen die ganze warme Jahreszeit hindurch gar emsig Blumenstaub und Honigsaft aus den Blüten ein, um mit dem daraus bereiteten Bienenbrote ihre Brut zu nähren, aus dem daraus bereiteten Wachs ihre Bauten auszuführen und mit Vorräthen des ebenfalls daraus gewonnenen köstlichen Nektars die Zellen zu füllen. Noch andere Kerbthiere, z. B. die Mordwespen, tragen blos Vorräthe, vornehmlich andere getödtete kleine Thiere ein, in welche sie ihre Brut absetzen, damit diese sogleich die für ihre Entwickelung nöthige Nahrung finde. So vergraben bekanntlich auch die Todtengräber, jene schwarzen, gelbgeränderten Käfer, die todten Körper verhältnißmäßig großer Thiere, Maulwürfe, Mäuse, Vögel u. dgl., tief in die Erde, um dann ihre Eier daraufzulegen, und wissen dabei oft bedeutende Hindernisse zu überwinden. Noch andere Kerbthiere machen es sich nicht so sauer, sondern heimsen in der Weise den Vorrath für ihre Brut ein, daß sie ihre Eier an nahrungsreichen Stellen, in gewissen Fällen sogar auf oder in die Körper anderer noch lebender Thiere absetzen, wie z. B. die Schlupfwespen in Raupen, Maden oder Larven zahlloser sehr schädlicher Insektenarten, wodurch sie diese zu Grunde richten und damit für den Naturhaushalt sehr nützlich und wichtig werden.

So malt der Verfasser sein reizendes Bild vom Ende des Sommers immer weiter und weiter aus und nimmt zuletzt Abschied von dem Ganzen mit Tieck's schönem Dichterworte:

Und als ich Blätter fallen sah,
Da dacht' ich, ach der Herbst ist da!
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht:
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! — Weit! —
Rasch mit der Zeit.

Damit wollen nun auch wir jetzt Abschied von dem Werke nehmen, das uns mehrere Stunden auf das angenehmste unterhalten hat, wofür wir dem talentvollen Verfasser mit aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Es ist alle Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden, daß diese erste Ausgabe des Buchs sehr rasch vergriffen sein wird, und in dieser Hinsicht möchte dem Verfasser der mehrfach ausgesprochene Wunsch nicht unwillkommen sein, daß künftig auch etwas von den Jahreszeitenspielen der Jugend mit aufgenommen werde, wodurch die naturwissenschaftliche Seite der Gemälde gewiß nicht leiden, sondern sogar noch gewinnen würde. Doch ist dies nur ein Wink, und darf für nichts anderes genommen werden als ein Zeichen des Interesses, das wir an dem Wohlergehen des Buchs nehmen.

Heinrich Birnbaum.

Eine Neudichtung der Nibelungen.

Siegfried und Chrimhilde. Eine poetische Neugestaltung der Nibelungensage von Wilhelm Wegener. Brandenburg, Müller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Buche begrüßen wir mit Freude ein neues Zeichen des warmen Interesses, welches in unsern Tagen das deutsche Volk und seine Dichter jenem alten Sagenkreise wieder zugewandt haben, der über ein Jahrtausend lang Deutschland und verwandte Länder lebendig im Munde der Sänger durchzog. Soweit nun aber auch dieses nationale Interesse in das Volk eingedrungen ist, so hat dasselbe doch nicht ausgereicht, dem uns erhaltenen Nibelungenliede einen entsprechend weiten Leserkreis zu eröffnen. Gern sind von allen prosaische Auszüge Koberstein's, Vilmar's, Scherr's gelesen worden, aber eine große Anzahl derer, welche von hier aus mit Lust und Liebe an das Nibelungenlied selbst herantraten, sind in der Lektüre desselben, ja auch seiner Uebersetzungen stecken geblieben. Wie viele anderweitige Gründe für diese Erscheinung sich finden lassen, der Hauptgrund bleibt doch wol immer der, daß die künstlerische Composition des uns erhaltenen Gedichts, besonders in dem wichtigern ersten Theile, selbst den mäßigsten Ansprüchen nicht Genüge leistet. Es liegt uns eben die nicht sehr geschickte Zusammenfassung und schriftliche Fixirung eines hin- und herschwankenden Complexes von wirklichen Liedern vor, welche alle wichtigen Sagentheilen weggelassen hat, ohne die Beziehungen auf dieselben ganz aufzugeben, und dafür neue Motive eingefügt hat, ohne diese wieder ganz durchgreifen zu lassen. Es hat sich also hier, da das Interesse am Stoff schon allgemein verbreitet ist, ein dankbares weites Feld für unsere Dichter eröffnet, nur daß freilich zum glücklichen Bebauen desselben neben dem Studium des uns erhaltenen Nibelungenliedes das Studium der ältern Sagenfassungen, welche uns theils nur im Auszug, theils nur bruchstückweise überliefert sind, unerläßliche Bedingung ist.

Dieser Bedingung unterzog sich E. Geibel, der erste unserer heutigen Dichter, welche auf jenem Gebiete selbstständig producirten. Es ist also von dieser Seite aus als glücklich der Wurf zu bezeichnen, den er 1857 mit seiner

Tragödie „Brunhild“ wagte — gerade 100 Jahre, nachdem das Nibelungenlied durch Bodmer aus dem Schutte der Vergessenheit gezogen und zum ersten male dem Druck übergeben wurde. Gleich ernstes Studium und fast höhere Begeisterung zeigte R. Wagner in seinem „Ring der Nibelungen“ (von den ältesten Traditionen aus der Edda an bis zum Tode Siegfried's); nur hatte er seiner kecken Phantasie zu oft die Zügel schießen lassen. Ohne genügende Vorkenntnisse übertrug F. Hebbel 1862 unser episches Nibelungenlied mit geringen sachlichen Veränderungen in dramatische Form, wobei freilich die Hervorhebung des Christenthums über das Heidenthum dem Original nicht entspricht.

Proben einer epischen Neudichtung lieferten 1864 K. und H. Mosler, allein mit der Lachmann nachgeahmten, von ihrer Seite aus naiven Behauptung, daß die einzelnen alten Lieder ungefähr so, wie sie dieselben hergestellt hätten, einst gesungen worden wären. Da sie also ihre poetische Ader durch philologische Rücksichten unterbunden haben, anstatt ihr freien Lauf zu lassen, können sie hier nicht in Frage kommen. Dagegen zieht seit einigen Jahren als fahrender Nibelungensänger Wilhelm Jordan, 1848 Reichsmarinerath, in Deutschland umher und trägt einzelne alliterirende Gesänge aus einem nach dem Nibelungenlied und ältern Quellen, aber mit glücklicher eigener Production gedichteten großen Epos vor. Ueber die Composition des Ganzen läßt sich so noch nicht urtheilen; vorzüglich tüchtig erschien er in epischer anschaulicher Beschreibung und sehr glücklich in Anwendung der Alliteration, welcher man selten Zwang anmerkte. Der Reiz der letztern und ein durchweg vorzüglicher Vortrag fesseln den Hörer so, daß ein nüchternes Urtheil schwer wird.*)

So hat denn den Ruhm, der erste literarische Neudichter des Nibelungenepos zu sein, W. Wegener davongetragen, und er verdient deshalb jetzt unser Lob mehr, als dies ihm meiner Meinung nach in Zukunft zutheil werden wird. Wir haben jetzt ein abgerundetes einheitliches Epos, welches gewiß seine Leser mehr befriedigen wird als das Nibelungenlied selber. Das nächste Verdienst Wegener's besteht nun in dem tüchtigen Ausfegen des Unnöthigen und Geschmacklosen, wie es in unserm Nibelungenlied besonders bei Beschreibung von Festen und Heerfahrten so vielfach vorliegt. Nicht minder löblich wie jenes Ausscheiden ist das Einfügen von Siegfried's und Brunhild's Jugendgeschichte und ihrer ersten Begegnung, auf welche im Nibelungenlied nur unverständliche Beziehungen vorkommen, sowie auch von Brunhild's Selbstmord an Siegfried's Leiche.**)

In diesen Neudichtungen hat Wegener sich wesentlich an die alte nordische Ueberlieferung gehalten. Dagegen hat er sich in Bezug auf den Knoten des Ganzen, d. h. die Ursache zu Siegfried's Tod, der Ueberlieferung unsers Nibelungenliedes angeschlossen. Es ist dies aber zunächst Brunhild's Rache an Kriemhild für deren beschimpfende Lüge (Siegfried schwört ja in ihrem Beisein ab), der Streit der Königinnen, das gegenseitige Ueberheben derselben, das gegenseitige Preisen ihrer Männer, also — Fraueneitelkeit. Dies Motiv kann aber kein genügendes Interesse erwecken. Will man jedoch weiter zurückgehen darauf, daß Siegfried gegen seine Frau geplaudert hat, was bei Hebbel als Fehl gegen das Versprechen der Geheimhaltung Siegfried's Schuld bildet, darauf, daß Siegfried den Ring und Gürtel nahm, was Wegener hervorhebt, S. 115, 5: „O nur daß Ring und Gürtel der rasche Siegfried nahm zu seines Ruhms Gedenken, da fiel der Same wildem Gram“; darauf endlich, daß Brunhild durch Siegfried getäuscht worden ist, so frage ich: wie ist es denkbar, daß Brunhild, nachdem sie von Kriemhild an ihrer Ehre empfindlichst gekränkt ist, sich gegenüber den sichtbaren Zeugen, Gürtel und Ring, durch Siegfried's Schwur vollständig beruhigen läßt und gar nicht weiter nachfragt oder nachdenkt, wie jene beiden Gegenstände, die ihr nur bei nächster Berührung genommen werden konnten, in Kriemhild's oder Siegfried's Besitz kamen? Das Natürlichste war, daß solchen Beweisen gegenüber der ahnungslos herzukommende Gunther verstummte — so die ältere Sage —, oder daß, wenn er ja noch rasch gefaßt Siegfried zum Schwur herbeirufen ließ, Brunhild hinterher doch noch von Gunther den Zusammenhang erfuhr — so bei Hebbel. Hat Brunhild den Betrug Siegfried's erfahren, so ist ihr Beschluß, Siegfried's Ermordung, ganz natürlich gegeben: es ist Rache an Siegfried und Kriemhild zugleich (Gunther ist für das Heldenweib einer Rache gar nicht würdig). Aber auch dies ist nach der Eddasage noch immer nicht Brunhild's innerstes Motiv, sondern heiße Liebe zu Siegfried, welche den Geliebten keinem andern Weibe gönnt und welche für das Verschmähen und für die Täuschung blutige Rache fordert. Diesen Kern hat treffend Geibel herausgeschält aus der Einkleidung der nordischen Sage. Nach dieser hat nämlich Siegfried früher einmal die schöne Walkyre Brunhild vom Zauberschlaf befreit (vgl. unser Märchen von Dornröschen) und sich mit ihr verlobt, hat sie aber dann am Hofe der Burgunden vergessen vermöge eines Zaubertrankes, den ihm Kriemhild's Mutter, um ihn für ihre Tochter zu gewinnen, mischte, dessen Kraft jedoch nach der Doppelhochzeit verschwindet. Beides, die verschmähte Liebe und den Zaubertrank, webt nun auch Wegener ein, nur mit der Veränderung, daß er letztern von Brunhild dem Siegfried geben und ihn auch von dieser selbst trinken läßt. Weshalb aber bleibt beides unverwerthet? Bei Siegfried scheint die Wirkung des Trankes nie ganz geschwunden zu sein, bei Brunhild erst in ihrer Todesstunde (S. 169, 1): „So vor Gewalt der Schmerzen zu schwinden, da begann des Zaubertrankes Bann. In ihrer Todesstunde das Aug' ihr wurde klar.“ Und dabei sieht sich Wegener genöthigt, die Wirkung des Zaubertranks inzwischen einmal bei Siegfried schwach werden zu lassen, damit er Gunther zu Brunhild führen kann, ja auch bei der Ankunft der Burgunden auf dem Isenstein läßt er Siegfried und Brunhild sich gegenseitig erkennen und scheint später Brunhild in einer Art von Ahnung handeln zu lassen; kurz man wird nicht klug, was eigentlich

*) Die ersten Lieferungen des Jordan'schen „Nibelungenliedes“ sind inzwischen im Druck erschienen; wir werden nächstens auf die in vieler Hinsicht bedeutsame Dichtung zurückkommen. D. Red.

**) Wenn Wegener in der Vorrede sagt: ihr Ende sei im Nibelungenlied ungerecht behandelt, so ist dies auf die „Klage“, jene späte langweilige Zudichtung zu unserm Nibelungenlied, zu beziehen; in dem Epos selbst verschwindet Brunhild spurlos von der Bühne. Der ihrem Ende gewidmete Gesang war unserm Zusammensteller unbekannt geblieben oder aus Unachtsamkeit von ihm weggelassen worden.

der Lethetrank wirkt. Wie dieses Motiv des ersten Theils von Wegener aus der Edda aufgenommen ist, ohne ausgebeutet zu sein, so auch das des zweiten Theils, nämlich das Motiv für den Tod der Burgunden. Brunhild hat nach der Edda Etzel zum Bruder; dieser will seine getäuschte und zum Selbstmord getriebene Schwester an den Burgunden rächen und wird nur durch die Heirath mit Kriemhild zum Frieden bewogen, indem er auf diese Weise den Nibelungenhort des Siegfried zu erhalten hofft; da diese Aussicht aber nicht in Erfüllung geht, so läßt er die heimtückisch eingeladenen Burgunden erschlagen, während Kriemhild die Partei ihrer Brüder nimmt. Was soll nun aber bei Wegener die Verwandtschaft Brunhild's mit Etzel? Sie wird benutzt, um zu erklären, wie Brunhild in den Norden sich zurückgezogen habe; ganz überflüssigerweise, denn weshalb soll Brunhild nicht von Anfang an da oben gewesen sein? Noch dazu wird im zweiten Theile bei Etzel und von Etzel die Verwandtschaft ganz ignorirt. Auch in Bezug auf die Gegenüberstellung von Christenthum und Heidenthum kann ich mich mit Wegener nicht einverstanden erklären. Heidenthum allein läßt er als poetisch gerechtfertigt gelten; Heidenthum und Christenthum zusammen aber nur so, daß letzteres „eine bedeutsamere Rolle spiele, weil die Völkerwanderung im zweiten Theile als geschichtlicher Hintergrund auftrete". Aber gerade das Geschichtliche wird ja von der Sage überhaupt und speciell hier ganz außer Acht gelassen. Wenn Wegener nun in der Vorrede sagt: „Nur als elementare, die Gemüther beeinflussende Macht muß das Christenthum poetisch verwerthet werden", so gilt dies für die christlichen Helden am Hofe Etzel's gegenüber den heidnischen Russen und Hunnen, für Etzel selbst, der durch seine christliche Frau Helke milde und edel geworden ist, für Siegfried bei der ersten Begegnung mit Brunhild, während Hagen's und Gunther's Anschlag auf Siegfried und schließlich Kriemhild's Benehmen gegen diese beiden im Gefängniß nichts Christliches zeigt. Wenn aber am Schluß, nachdem der Tod fast alles zerstört hat, Dietrich von Bern als Gründer eines neuen großen christlichen Reichs proclamirt wird, so widerspricht dies doch dem Grundsatze Wegener's: „Keiner der Helden kann als besonderer Träger des Christenthums dargestellt werden." Allein davon abgesehen, was geschieht auf diese Weise im ganzen mit unserm Epos? Der urälteste Sagenkern war gemäß dem unserm indogermanischen Stamme eigenthümlichen pessimistischen Zuge: der Untergang eines Lichtgottes durch unterirdische Mächte. Der neuesten Umgestaltung Kern ist geworden: der Sieg des lichten Christenthums über das finstere Heidenthum. Dann darf aber auch die neueste Ueberschrift nicht lauten: „Siegfried und Kriemhilde." Uebrigens hat Wegener mit seinem christlichen Schlusse F. Hebbel zum Vorgänger, dessen Tragödie endet:

Etzel.
Herr Dietrich, nehmt mir meine Krone ab
Und schleppt die Welt auf Euern Schultern weiter.

Dietrich.
Im Namen dessen, der am Kreuz verblich.

Bei Wegener dagegen heißt es am Ende:

Dietrich.
Ich bau' zu Schutz und Trutze den Amelungenthron,
Daran die wilde Brandung der Völker bricht ihr Drohn;
Was stark und edel, reife in Burg und Städten schön,
Ob denen Dietrich's Hände das sieghafte Kreuz erhöhn.

Nebenbei bemerkt: wie ist die Christenhasserin Brunhild auf einmal in Worms zur messebesuchenden Christin geworden? Und, wenn ihr blindhassendes Heidenthum für Siegfried der Grund ist, seine Liebe zu ihr aus seinem Herzen zu bannen, wie kann sie denn ohne weiteres in die christliche Burgundenfamilie aufgenommen werden?

Es bleiben nun noch Abweichungen Wegener's von dem Nibelungenlied oder der Edda übrig, welche nur Einzelheiten betreffen und welche theils viel Geschick zeigen, wie in der Fahrt Siegfried's und Regin's nach dem Norden, in dem Kampf Siegfried's mit Fafner, in den Kämpfen an Etzel's Hofe, theils derart sind, daß sich über sie streiten läßt, wie Brunhild's Freundschaft mit dem scheußlichen Drachen Fafner, die Prophezeiung der Donauweibchen und die Identificirung der Nibelungen mit den Normannen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das Lied des alten Normannen (S. 32) mir zu den besten Stücken aus Wegener's Dichtung zu gehören scheint, ebenso wie das Swemmel's. In beiden hat Wegener auch die ersten Halbzeilen reimen lassen und einen besondern Reiz durch die nun wieder verknüpfende Alliteration hinzugefügt. Dies führt mich zu einem Wort über das Versmaß. Ich kann es nur als einen sehr glücklichen Griff bezeichnen, daß Wegener die Nibelungenstrophe mit ihren rhythmischen Gesetzen beibehalten hat. Sie bietet Einheit und Abwechselung genug, und das Aufeinanderfolgen zweier Hebungen verleiht ihr etwas Markiges, was unserm alten Epos immer bewahrt bleiben muß. Bei der Erklärung der Strophe hat Wegener vergessen zu bemerken, daß die erste Halbzeile immer mit einer Senkung schließt und daß die erste Senkung jeder Halbzeile wegfallen darf. Auch vermisse ich zur Anleitung für die dem Laien ungewohnte Betonung neben den leichtern Beispielen „Hélmzìerde", „schláftrùnken", andere wie „der héidnìsche Mánn" und „mánchèr wéiblìche Mánn". Dagegen trifft Wegener derselbe Tadel, wie Simrock's Uebersetzung, nämlich daß er eine Reihe Worte in mittelhochdeutscher Bedeutung braucht. Allzu oft knüpft Wegener wie im Nibelungenlied durch die Partikeln „da" und „nun" an; so findet sich in den ersten 44 Strophen (S. 1—10) „da" funfzehnmal, „nun" vierzehnmal angewandt. Schließlich, um den Tadel zu beenden, hat die gedankliche Abgeschlossenheit der einzelnen Strophen und zumeist auch der einzelnen Zeilen Wegener hier und da zu erkennbarer Einflickung von ein oder mehrern Worten veranlaßt, ja auch der Reim ihm bisweilen Zwang auferlegt.

Durchweg ist der zweite Theil, welcher mit Swemmel's Lied vor Etzel beginnt, in der Sprache viel flüssiger und gewandter als der erste. Die Erzählung aber, passend in 45 kleine Gesänge vertheilt, schreitet von Anfang an rasch vorwärts, ohne doch angenehme Ruhepunkte vermissen zu lassen. Der Verfasser hat sich seiner ganzen Aufgabe mit Lust und Liebe gewidmet. Zu wünschen ist nur, daß noch mehr poetisch angelegte Naturen sich derselben Aufgabe unterziehen. Dann wird die Nibelungensage in Wahrheit zum zweiten mal Eigenthum des deutschen Volks werden.

Vom Büchertisch.

1. **Das Chequesystem und das Clearinghouse in London. Ein Beitrag zur Kenntniß des englischen Bankwesens. Von Richard Hildebrand. Jena, F. Mauke. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.**

Es ist dies eine Schrift voll feiner Unterscheidungen, klarer Darlegung des Sachverhalts und praktischer Beherrschung eines volkswirthschaftlichen Stoffs, den eine englische Besonderheit im Geldverkehr, der Gebrauch von „Cheques" statt der Noten, darbot. Den wissenschaftlichen Stil des Verfassers kennzeichne folgende Stelle über den Unterschied zwischen „Bank" und „Börse":

Es besteht zwischen Bank und Börse ein durchgreifender principieller Gegensatz, welchen man nicht übersehen darf. Der Banker escomptirt Wechsel, um sie am Verfalltage einzulösen. Er sucht in dem Discont seinen Gewinn. Der Börsenspeculant dagegen kauft Wechsel, um sie wieder zu verkaufen. Er sucht durch den Curs zu profitiren. Die Bank discontirt nur Wechsel auf den Platz oder wenigstens auf das Inland. Die Börse kauft vorzugsweise Wechsel auf das Ausland oder wenigstens auf andere Plätze. Der Bank handelt es sich um die Güte oder Sicherheit des Wechsels, der Börse dagegen um den vortheilhaften Verkauf desselben. Die Bank kauft Effecten, um sie nur im Nothfall wieder zu verkaufen, wenn sie Kasse braucht. Sie rechnet auf die Festigkeit des Papiers. Die Börse bezweckt ausdrücklich den Umsatz von Effecten, sie calculirt auf die Werthschwankungen derselben. Die Bank betrachtet die Effecten sowie die Kasse als einen Theil ihrer Reverse. Sie nimmt daher nur Papiere, welche jederzeit convertibel sind. Die Börse sieht dagegen in den Effecten eine Hauptkapitalanlage und sie faßt nur den schließlichen Profit ins Auge. Die Bank handelt mit Kasse (cash). Die Börse handelt mit angelegtem Kapital (stock). Die Bank creirt Verbindlichkeiten zur Zahlung von Geld auf Verlangen: Noten oder Guthaben in Contocorrent. Die Börse creirt nur Verbindlichkeiten zur Zahlung von Geld zu einer bestimmten Zeit. Die Bank sieht in Gold und Silber nur eine Form der Kasse, die Börse sieht darin eine Waare.

Ueber das englische Chequewesen belehre folgende Zusammenstellung:

Fast auf keinem Comptoir der City von London werden Sovereigns oder Banknoten in irgend erheblichem Betrage vorräthig gehalten. Jeder respectable Geschäftsmann und überhaupt jeder Mann in England, dessen Einkommen mehr als ein paar hundert Pfund beträgt, hat statt dessen seinen „Banker" und hält bei diesem ein Contocorrent. Die Depositen in Contocorrent bieten dem Publikum eine künstliche Methode dar, Kasse zu halten. Die Notenausgabe setzt Papiergeld an die Stelle des Metallgeldes, die Brieftasche an Stelle der Kassette. Die Depositen in Contocorrent verwandeln dagegen die Kassenhaltung des Publikums in eine Sache der Buchhaltung für die Bank, ändern also die Technik der Kassenhaltung und machen die Bank zum Kassirer des Publikums. Müßte der Inhaber eines Guthabens in Contocorrent jedesmal, wenn er eine Zahlung zu machen hat, erst auf seine Bank gehen und Geld holen, so würde der Vortheil, welchen die laufende Rechnung als Methode der Kassenhaltung vor der Note besitzt, zu theuer erkauft sein. Die Bank händigt daher ihrem Kunden bei der Contoeröffnung ein Buch ein mit Blankets zur Ausstellung von Anweisungen auf sie, zahlbar an den Inhaber auf Sicht, wie Noten. Diese Zahlungsanweisungen heißen Cheques. Die Blätter der Chequebooks, welche bereits von der Bank mit dem für Cheques obligatorischen Stempel von 1 Penny versehen sind, werden von dem Kunden nach Bedürfniß herausgeschnitten und ausgefüllt. Die Bank ist verbunden, den Cheque ihres Kunden bis zum Belauf seines jeweiligen Guthabens auf Verlangen sofort zu honoriren. Das System der Depositen in Contocorrent und der Cheques eignet sich auf diese Weise nicht nur für runde, sondern beliebig zusammengesetzte oder gebrochene Summen und erleichtert und vereinfacht die Kassenhaltung und Zahlung in weit höherm Maße, als es die Note thut. Für die verschiedenen Banken dient das Clearinghouse in London als Hauptort für die Auswechselung und Tilgung von Cheques. Außerdem befolgen die meisten Jointstockbanken die Praxis, die monatlichen Minimumbilanzen mit 2 Procent zu verzinsen. Das Publikum nimmt auf diese Weise Antheil an dem Gewinn der Banken. Es wird das Problem gelöst, Kapital disponibel zu halten und doch nicht ganz brach liegen zu haben: ein wichtiger Schritt in der Ausbildung der Creditwirthschaft.

Diese auch durch sonstige neue Blicke in die Gesetze der Wirthschaft bezeichnenswerthe Schrift füllt hauptsächlich die Lücke in der ökonomischen Wissenschaft aus, „das Contocorrent- und Chequesystem, wie es in England besteht, nach seiner technischen Construction und eigenthümlichen wirthschaftlichen Bedeutung, im Vergleich zur Notenausgabe, genauer zu analysiren und zu charakterisiren". Ihr wissenschaftlicher Werth steigt dadurch, daß sie hervorgegangen ist aus unmittelbaren concreten Anschauungen und praktischen Kenntnissen, die sich der Verfasser während eines längern Aufenthalts in London, namentlich durch das freundliche Entgegenkommen des Inspectors des Clearinghouse, Hrn. Derbyshire, mit welchem er durch die Herren Dr. William Farr und William Newmarch bekannt wurde, von dem englischen Bankgetriebe, den Cheques und dem Clearinghouse zu verschaffen Gelegenheit hatte.

2. Die Odyssee im erziehenden Unterrichte von O. Willmann. Bevorwortet von Ziller. Mit Titelbild und einer Karte mit Randzeichnungen. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht. 1868. Gr. 8. 26 Ngr.

Es ist dies eine sorgfältige Arbeit, welche auf den von Herbart und in neuerer Zeit von Ziller („Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht", Leipzig, Pernitzsch, 1865) dargelegten Grundsätzen der Pädagogik weiter baut, indem sie diese Grundsätze zum ersten mal in ihrer ganzen Ausdehnung auf einen bestimmten Lehrstoff anwendet. In der Einleitung formulirt der Verfasser sein pädagogisches Bekenntniß in klarer Weise, und zieht sich seine eigene Linie durch die Materie, ohne die einmal angenommene Richtung zu verlassen. So gibt er der Herbart'schen Neuerung, den gelehrten Unterricht mit dem Griechischen und zwar sofort mit der Lesung der Odyssee zu beginnen, die begründete Wendung: „im Interesse des Sprachunterrichts eine Uebersetzung an Stelle des Textes, im Interesse der geschichtlichen und ethischen Bearbeitung ein Bruchstück an Stelle des Ganzen zu verlangen". Demgemäß gibt der folgende Abschnitt des Buchs eine in edler Prosa gehaltene Uebersetzung der „Heimkehr des Odysseus" (nach der Kirchhoff'schen Recension) und von „Odysseus' Todtenfahrt". Diese Lesestücke bilden nun den Stoff, der dem Schüler nach allen Richtungen verständlich und eindringlich gemacht werden soll. Hier fängt die Kunst des Unterrichts an, welche von Herbart auf die psychologischen Gesetze gebaut, auf ethische Ziele angelegt ist. Hierzu dienen zweierlei Behandlungsweisen, die auch Staatsmännern, Rednern und Dichtern mit den nöthigen Veränderungen zu empfehlen sind. Das eine Verfahren — die Analyse — besteht darin, daß jedes Neue des Unterrichts durch Hervorrufen des schon vorhandenen Verwandten

im Schüler vorbereitet wird. Das andere — die Synthese — „hat das Bewußtsein von dem Zuwachs der Kenntniß zu geben, sie hat die neuen Momente der Erzählung festzuhalten und gleichsam zu Kapital zu schlagen".

Der nun folgende Abschnitt enthält danach eine Musterbearbeitung des vorangeschickten Lesestoffs nach Analyse und Synthese, und gibt schließlich eine zusammenhängende Darstellung des ganzen homerischen Culturlebens, wie sie sich der Schüler allmählich aus seinem Lesestoff zu gewinnen hat. Die Gewinnung eines Culturbildes aus der Lektüre macht schließlich die Eigenthümlichkeit des Herbart'schen Unterrichts aus, wodurch er sich im Wesen von dem sonstigen Verfahren unterscheidet. Es ist nicht blos die logisch-formale Bildung des Schülers, die Herbart im Auge hat, er setzt alle Kräfte des Menschen, Anschauung, Wille, Gemüth und Berechnung in Bewegung, um ihn dem Urbild der Humanität so nahe wie möglich zu bringen.

Einen letzten Abschnitt von Willmann's Buch bildet die nach den oben angegebenen Grundsätzen durchgeführte Behandlung des griechischen Sprachstoffs, die von einzelnen Eigennamen ausgehend allmählich aus dem gelesenen Stück der „Odyssee" das ganze Gerippe einer Grammatik aufbaut.

3. Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Eine Untersuchung von Moritz Wilhelm Drobisch. Leipzig, Voß. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.
4. Ueber die Bedeutung des Causalprincips in der Naturwissenschaft. Von C. S. Cornelius. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Nr. 3 geht einer falschen Erklärung gewisser Thatsachen der Statistik mit scharfer Herbart'scher Analyse zu Leibe. Reiche Benutzung des statistischen Materials und dessen umsichtige Handhabung geben dem Philosophen Berechtigung, darüber mitzusprechen. Die Thatsache, gegen deren vorcilige Auslegung Drobisch sich wendet, ist mit seinen Worten:

> Unter einer hinlänglich großen Anzahl von Personen, die zu einer gewissen Gattung von willkürlichen Handlungen befähigt sind, steht die Zahl derjenigen, welche diese Handlungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums (z. B. eines Jahres) vollziehen, zu der Gesammtzahl der dazu Befähigten in einem constanten Verhältniß, sodaß sich diese Verhältnißzahl in den nächstfolgenden gleichen Zeiträumen (mit geringen Abweichungen) gleichbleibt. Es folgt hieraus von selbst, daß auch die Zahl derer, welche solche Handlungen vollziehen, zu der Zahl derer, welche sie unterlassen, in einem constanten Verhältniß steht. Die moralische Statistik hat diese Gesetzmäßigkeit namentlich nachgewiesen an den Heirathen, den Verbrechen und Selbstmorden.

Ganz im Sinne des Meisters, der das bunte Gewebe des moralischen Lebens in seine Kreuz- und Querfäden aufzulösen wußte, erhärtet Drobisch gegenüber denjenigen, welche ein dunkles Fatum hinter dieser gesetzmäßigen Wiederkehr scheinbar freier Handlungen wittern, daß

> die constante Regelmäßigkeit in gewissen willkürlichen Handlungen nicht auf einem Gesetz beruhe, das den Handlungen vorausgeht und gebieterisch Vollzug verlangt, sondern daß umgekehrt alle Gesetzlichkeit, welche die moralische Statistik nachweist, das Product von relativ constanten, daher auch nicht schlechthin unveränderlichen Verhältnissen und zusammenwirkenden Ursachen ist, neben welchen aber noch unzählig andere variable Ursachen bestehen, die sich jeder Subsumtion unter eine Regel entziehen.

Zu diesen Factoren gehören Klima, Erziehung, Bildung, Naturell, politische, sociale, Stammeseinflüsse und individuelle Schicksale, die nun zur Erklärung der einzelnen Sätze der moralischen Statistik herbeigezogen werden. Der Anhang zu dieser verdienstvollen Schrift, der von der menschlichen Willensfreiheit handelt, wiederholt eigentlich nur den Herbart eigenthümlichen psychologischen Determinismus.

Nr. 4 führt ebenfalls Herbart'sches Gedankengeschütz gegen eine Verdunkelung des Causalbegriffs zu Feld, welche von seiten der inductiven Logik droht. Nach Mill nämlich soll der allgemeine Satz: „Alles, was geschieht, muß seine Ursache haben", durch Generalisation aus vielen Gesetzen von einer geringern Allgemeinheit gewonnen sein, aus Gesetzen, die alle darin übereinstimmen, daß der Eintritt einer Erscheinung geknüpft ist an das Vorausgehen einer oder mehrerer anderer Erscheinungen. Diese Ansicht, die im wesentlichen mit der von Hume aufgestellten zusammenfällt, kennt zwischen Ursache und Wirkung keinen nothwendigen Zusammenhang, sodaß nach ihr in einer der Regionen, in welche die Astronomie jetzt das Universum eintheilt, Ereignisse aufs gerathewohl und ohne ein bestimmtes Gesetz aufeinanderfolgen können. Cornelius weist dem gegenüber auf die Widersprüche in dem Begriff der Veränderung hin, welche nothwendig auf den qualitativen Zusammenhang der Ereignisse führen.

5. Die theoretische Philosophie Herbart's und seiner Schule, und die darauf bezügliche Kritik. Untersuchungen von Hermann Langenbeck. Berlin, Hertz. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Kritisch-philosophische Aufsätze. Erstes Heft: Herbart und Trendelenburg. Von Wilhelm Schacht. Aarau, Christen. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Langenbeck (Nr. 5) versucht Herbart mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Man kann sich keinen gründlichern, unermüdlichern Kritiker denken als Langenbeck. Sein Werk untersucht die Grund- und Folgesätze der Herbart'schen Metaphysik, Psychologie und Naturphilosophie bei Meister und Schülern Schritt vor Schritt, und prüft auch die bisherigen Kritiken dieses Systems. Eine so „exacte" Kritik ist selbst schon ein Stück exacte Philosophie. Die Polemik zwischen Schülern und Gegnern von Herbart ist schon ältern Datums. Im ganzen haben die erstern sich nachgiebiger gezeigt, ohne darum von dem Ausbau des Systems in praxi im geringsten nachzulassen. Ihr Organ ist die schon im siebenten Jahrgang stehende „Zeitschrift für exacte Philosophie" von Ziller und Allihn, die es nun ihrerseits an Attaken gegen die idealistische Philosophie — die Herbart'sche ist die „realistische, exacte" — nicht fehlen läßt. Diesem Fachjournal ist die genauere Beleuchtung von Langenbeck's Buch zu überlassen. Wir wollen hier nur beiläufig so viel bemerken, daß Langenbeck an manchen Stellen mit Unrecht den common sense als alleinigen Schiedsrichter in philosophischen Fragen annimmt, und daß die Sätze eines Philosophen trotz mannichfacher Widersprüche und Falsa in der Begründung doch wahr sein können. Dem Philosophen schweben, wie allen productiven, mit gestaltender und rechnender Phantasie begabten Köpfen, die fruchtbaren Resultate lange vor; lange vorher hat er dieselben an den Widerständen der Wirklichkeit erprobt, bis er darangeht, das von Combination und Erfahrung gemeinsam Gezeugte in das logische

Gefüge zu bringen. Freilich gibt erst diese letztere That dem Denken das unumgängliche philosophische Gepräge. Aber die mathematische Evidenz in allen Stücken ist auch das letzte Ideal der menschlichen Wissenschaft.

In Schacht (Nr. 6) hat Herbart einen neuen, sehr eifrigen Anhänger gefunden. Schacht verhehlt sich nicht einige auffallende Mängel seines Systems, im ganzen aber überwiegt der günstige Eindruck, den Herbart's ästhetische Moral und mathematische Psychologie hervorbringen. Um so schärfer springt Schacht mit Trendelenburg, dem eifrigsten Gegner Herbart's, um, indem er Trendelenburg den Vorwurf der Haltlosigkeit und Zusammenhangslosigkeit doppelt und dreifach in Bezug auf dessen „Logische Untersuchungen“ zurückgibt.

7. Die Philosophie gegenüber dem Leben und den Einzelwissenschaften. Von C. Hebler. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Philosophische Paradoxa. Von Heinrich Ritter. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Hebler (Nr. 7) geht in populärer Weise auf die Schwierigkeiten und Bedenken ein, welche sich heute dem Studium und der Wirksamkeit der Philosophie entgegensetzen. Diese Schrift berührt auch den in jüngster Zeit erregten Streit über die Berechtigung und die Grenzen der Arbeitstheilung auf wissenschaftlichem Gebiet. Im letzten Grunde wird wol die fortschrittfreundliche, universalistische Lösung dieser Frage von Psychologie und Pädagogik abhängen.

In den „Philosophischen Paradoxa“ (Nr. 8) begegnen wir einem sehr belesenen, weltmännischen und zu einer gewissen Harmonie der Weltanschauung geneigten Forscher. Die Schärfen philosophischer Deduction, das Herumbasteln an den Begriffen treten daher zurück gegen einen gewissen Fluß der Betrachtungen und freundliches Aufhorchen gegenüber verschiedenen Meinungen. Im ganzen darf man Ritter zu den Deisten zählen, nicht ohne eine starke aristotelische Färbung in Bezug auf die Kategorien der Potenz und Wirklichkeit, der Grund- und Zweckursachen zu bemerken. Seine Paradoxen oder Abweichungen von der gewöhnlichen Meinung bewegen sich schon selbst an den Grenzen des Erkennbaren. „Die schlechthin gute Welt“, „Das Uebernatürliche und das Uebersinnliche in der Welt“, „Die Erkenntniß des Uebersinnlichen in intellectueller Anschauung“, „Zweifel und Gewißheit, Autorität und Vernunft“, „Die allgemeine Vernunft und der anthropologische Standpunkt in der Wissenschaft“ heißen die Gegenstände dieser Paradoxen. Von der Fülle wahrer Betrachtungen und pointirter Gedanken wollen wir nur einiges hervorheben. In Bezug auf die pessimistische Weltbetrachtung gelangt Ritter zu der Antwort:

> Sollte jemand meinen, es sei gleichbedeutend, eine unvollkommene und eine unfertige Welt setzen, so würden wir zu entgegnen haben, daß von der besten, aber in ihrem Wesen mangelhaften Welt die unfertige Welt, welche wir im Beginn der Schöpfung annehmen, darin sich sehr merklich unterscheide, daß sie die Aussicht auf ihre Vollendung in sich schließe. Die Schöpfung Gottes ist nicht von heute oder gestern, sie ist ewig, d. h. sie umfaßt alle, die ganze Zeit von Anfang bis zu Ende; ebendeswegen müssen die Geschöpfe Gottes durch das zeitliche Werden hindurchgehen und anfangs unvollkommen sein, um zuletzt vollkommen zu werden.

Als höchst gelungen muß die Wiedereinsetzung der beiden Begriffe „Uebersinnlich“ und „Uebernatürlich“ in ihre Rechte bezeichnet werden, wobei von Mysticismus und Aberglauben nicht die Rede zu sein braucht. Jeder Gedanke, der die Erscheinung auf ihre Gründe zurückführt, weilt im Gebiet des Uebersinnlichen; jeder Entschluß, der dem Lauf der Natur die Richtung zum Ideal vorschreibt, weilt im Gebiet des Uebernatürlichen.

9. Die großen Culturepochen der Menschheit. Von Otto Fleischmann. Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Lösung der brennenden Zeitfragen. Kaiserslautern, Tascher. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.
10. Die Entwickelung des Maschinenwesens und die großen Ingenieure. Vortrag von Hermann Grothe. Berlin, Springer. 1867. 8. 7½ Ngr.

Fleischmann's Werk (Nr. 9) ist ein mehr dilettantischer Geschichtsextract unter einem religiösen Gesichtspunkt, nicht ohne im wesentlichen das Richtige zu treffen.

Grothe's Vortrag (Nr. 10) errichtet eine technologische Walhalla von Gutenberg bis Daguerre, mit socialer Nutzanwendung:

> Es wäre eine Feigheit, wollte man daran verzagen, das Maschinenwesen mit der Lage der Arbeiter in Einklang zu stellen, ebenso wie es etwas Ungereimtes ist, das Maschinenwesen von vornherein, weil es ein sociales Dilemma heraufbeschworen hat, zu verdammen. Wir müssen vielmehr die Einführung des Maschinenwesens als eine Naturerscheinung, gleichsam wie eine Erdrevolution uns zu betrachten gewöhnen und daran gedenken, daß auch nach einer solchen gewaltsamen Umwälzung in der Natur der Friede wieder einzieht, daß über die zertrümmerten Felsen allmählich die Vegetation ihr grünes Kleid zieht und Blumen und Früchte ersprießen läßt u. s. w.

11. Rede auf Ferdinand Freiligrath, gehalten am 7. Sept. 1867 zu Darmstadt von Berthold Auerbach. Darmstadt, Zernin. 1867. 8. 7⅓ Ngr.
12. Festrede gesprochen bei der Freiligrathfeier am 1. Juli 1867 zu Heidelberg von Karl Grün. Manheim, Schneider. 1867. Gr. 8. 2 Ngr.

Wieder zwei Muster für die individuelle Gestaltung der Beredsamkeit. Während auf Anlaß einer früher besprochenen Rede Kinkel als Situations- und Stimmungsmaler geschildert wurde, tritt bei Auerbach (Nr. 11) neben demselben poetischen Zug noch das analytische Eindringen in die Geheimnisse des dichterischen Schaffens hinzu:

> In den Niederlanden am Hafen, am Meeresufer wandelt der kraftvolle westfälische Jüngling, aus der Haft des Comtors entlassen. In der Seele erwacht ein Heimweh, nicht nach dem beschränkten Heimatorte, nein, ein Heimweh nach der großen Heimat Erde, die man ganz erschauen, erfassen und durchdringen möchte. Er dichtet, was die wiederkehrende Schwalbe gesehen; er singt das Lied von der Tanne auf dem Berge und wie sie als Mast sich auf weitem Meere wiegt. Er hascht die Luftströmung, er hascht die Bilder, daran diese Schiffe, diese Masten, diese Taue, diese Matrosen vorüberzogen, an weit entfernten Ufern und über Seen und Meere — seine Pulse klopfen, er heißt diese Bilder sich beleben vor ihm, sie stellen sich vor ihm auf mit brennenden, blendenden Farben, und er fesselt sie in gewaltigen Worten, die er zur deckenden Gegenständlichkeit bringt. Im ringenden Ungestüm meistert und steigert und vermehrt er die Sprachgewalt, sodaß wir mit ihm in die heiße Zone und in Sturmesgebrause und auf den Meeresgrund uns versetzt fühlen. In dem stürmischen Jüngling ist eine eherne Willenskraft, eine Waghalsigkeit, daß der Blick seines innern Auges nicht zuckt vor dem Ungeheuerlichsten, wie es in der dürren Wüste rast und wie es auf dem Meeresgrunde die Gebeine der Versunkenen auflöst. Ja, weiter hinaus wagt er sich; er wagt es, die Vernichtung dieses Erdballs zu denken, zu denken nicht nur, sondern zu gestalten, zu schauen und uns schauen zu machen u. s. w.

Auerbach vertritt in dieser Rede auch die jungdeutsche Ansicht vom Fortschritt der deutschen Literatur, den einige griesgrämige Kritiker immer nicht sehen wollen.

Karl Grün (Nr. 12) weiß den Stier bei den Hörnern zu packen. Er faßt die Kunst nach ihrer socialen Mission auf, schildert Freiligrath durch den politisch-socialen Inhalt seiner Dichtung und schließt seine Rede vor Arbeitern mit dem Motto: „Die Arbeiter Heidelbergs dem Arbeiter Freiligrath."

Feuilleton.

Hamlet in Paris.

Im Anschluß an unsere neuliche Entgegnung gegen Blaze de Bury wollen wir heute einiges darüber mittheilen, wie „Hamlet" den Parisern jetzt erscheint. Zu den Parisern rechnen wir aber nicht die Gelehrten der „Revue des deux mondes", die nur eine homöopathisch verschwindende Hochpotenz des pariser Publikums bilden, ebenso wenig die ecclesia pressa der echten Shakspeare-Freunde und der überspannten Shakspearomanen; wir meinen das Paris, das keinen andern Hamlet kennt als den von Thomas, und keine andere Ophelia als die blonde Schwedin Nielsen, die neue Jenny Lind, die aus dem Théâtre lyrique in die Große Oper übergesiedelt ist. Und zu diesem Paris gehören alle Notabilitäten der Gesellschaft, die Senatoren und Senatorinnen, die Bankiersfrauen aus der Rue Lafitte „ces dames" in allen Schattirungen und ganz Paris wie es weint und lacht, ißt und trinkt, mit den obenerwähnten wenigen Ausnahmen.

Die „Illustration" beginnt ihre Kritik der Thomas'schen Oper mit folgenden Worten: „Die Herren Michel Carré und Jules Barbier haben eine Specialität: die Einführung Shakspeare's auf unsere Opernbühne. An und für sich läßt sich gegen diese Ausbeutung nichts einwenden. Weil es sich von selbst versteht, daß ein Opernlibretto nicht aus der Phantasie des Verfassers hervorgeht, sondern dem Werke eines großen Meisters entnommen wird, so ist es das Recht dieser Herren, von dem freien literarischen Austausch Nutzen zu ziehen. Doch was man von ihnen verlangen kann, das ist, nicht ihr Vorbild in solcher Weise zu verunstalten, daß es niemand erkennen kann. Wie haben sie das prächtige Drama «Hamlet» umgewandelt, welche spaßhafte Wendung haben sie ihm gegeben! Welchen misgestalteten Zwang haben sie aus dem Riesen gemacht, den sie dahingeopfert! Was ist aus der erhabenen Conception Shakspeare's geworden!... Die Trivialität eines Boulevarddramas. Macbeth hatte den Schlaf getödtet; die Herren Michel Carré und Jules Barbier haben Shakspeare getödtet."

Die Hamlet-Oper beginnt mit großem Festjubel in Helsingör. Der König Polonius, umgeben von seinem ganzen Hofe, krönt die Königin Gertrud. Polonius, wahrscheinlich als zu unmusikalisch, ist bis auf seinen Namen beseitigt, welcher dem König von Dänemark übertragen ist. Erstes Duett zwischen Hamlet und Ophelia, keineswegs eine Ausführung jener Scene, in welcher Hamlet mit herunterhängenden Strümpfen bei dem Fräulein erscheint, sondern ein volltönendes Liebesduett:

> Doute du soleil et du jour,
> Doute des cieux et de la terre,
> Mais ne doute jamais, jamais de mon amour.

Es ist ferner ein feiner Zug, daß Laertes, ehe er nach Paris reist, seine Schwester dem Prinzen Hamlet anvertraut. Die Gespensterscene, die freilich ganz opernhaft ist, wird mit einer decorativen Ausstattung gegeben, an welcher sich unsere Hoftheater ein Muster nehmen können. Im zweiten Act kommt eine Scene zwischen Hamlet und den Schauspielern vor, welche die letztern mit einem Chor beginnen: „Princes sans apanages." Hamlet trinkt ihnen zu mit einem walzerartigen Lied: „O vin, dissipe la tristesse!" Der melancholische Dänenprinz wird also bisweilen so fidel wie der Dichter Shakspeare selbst in dem Thomas'schen „Sommernachtstraum". „Sein oder Nichtsein" ist ein famoses Adagio geworden mit vielen Crescendos und Poco Ritenutos. Die Reden Hamlet's an Ophelia: „Geh in ein Kloster", sind in ein Trio zwischen diesen beiden und der Königin verlegt. Die wahnsinnige Ophelia begleitet mit ihren Gesängen ein ländliches Fest; ihr poetischer Tod im Fluß wird wirksam auf der Bühne selbst inscenirt. In der That ist Ophelia, welche in der Großen Oper den Preis davontrug, auch bei Shakspeare eine lyrische Gestalt, ohne echt dramatischen Halt, da ihr ganzes Verhältniß zu Hamlet im unklaren bleibt. Bei der Leichenfeier Ophelia's erscheint der Geist Hamlet noch einmal und befiehlt ihm, den mörderischen König zu tödten. Am Schluß wird Hamlet, nach der Ermordung des Polonius, gekrönt — und warum sollte der Prinz umgebracht werden, da er sich nur etwas zu lange besinnt, sonst aber verspricht, ein ganz guter König zu werden? Daß er Ophelia nicht heirathet, ist offenbar die schwächste Seite dieses Operntextes.

So erscheint Shakspeare's „Hamlet" den heutigen Parisern. Sollte Herr Cheri am Odeon auf den Einfall kommen, ihnen den wahrhaften „Hamlet" in möglichst getreuer Einrichtung vorzuführen — sie würden die Abweichungen des Originals von der Thomas'schen Oper gewiß sehr sonderbar finden. Die französischen Shakspearomanen sind also zunächst noch den Beweis schuldig, daß ihre Wirksamkeit auf den Geschmack der Nation einen umgestaltenden Einfluß ausgeübt hat, ehe sie mit ihrer blinden Apotheose die deutsche Kritik zu entwaffnen suchen, welche nicht entfernt in jene Ketzereien verfällt, deren sich die französische Theaterpraxis und überhaupt der romanische Geschmack an dem großen Dichter schuldig machen.

Englisches Urtheil über Mommsen's „Römische Geschichte".

Das Erscheinen des letzten Bandes der Dickson'schen Uebersetzung der „Römischen Geschichte" von Mommsen gibt der „Saturday Review" Anlaß zu einer längern Besprechung dieses Werks, das jetzt als Textbuch an der Orford-Universität benutzt wird. Sie rühmt Mommsen's umfassende Gelehrsamkeit, die nirgends auf einem Versehen zu ertappen sei und ihn zu einer Autorität in allen in seinem Werke zur Sprache kommenden Fragen erhebe, und lobt die Klarheit und Kraft seiner Erzählung, die ihn so vortheilhaft vor seinem Vorgänger Niebuhr auszeichne, tadelt aber seinen Dogmatismus, mit welchem er die auffallendsten Behauptungen aufstelle, ohne, wie Niebuhr, die Quellen anzugeben, auf die sie gestützt sind. Die Art und Weise ferner, wie er von einem Pompejus, Cato und besonders Cicero spricht, scheint ihr ein Verstoß gegen den guten Geschmack, sowie eine geschichtliche Unbilligkeit zu sein. Was den Stil betrifft, so sei er zwar von seltener Klarheit und Gedrungenheit, in der Wahl der Wörter aber erklärt der englische Recensent den Verfasser für einen der ärgsten Sprachverderber „unserer gemeinschaftlichen teutonischen Sprache". Ein Engländer, meint er, könne mit dem besten Willen kein völlig reines Teutonisch sprechen, wol aber könne es ein Hochdeutscher. Dieser könne sogar seine Wörter nach Belieben selbst bilden; trotzdem drängten sich allerlei lächerliche französische Erfindungen in die deutsche Sprache ein. Man spreche von orientiren, bornirt u. dgl., und bald werde man mangiren und diren für essen und sagen zu hören bekommen. „Niemand sündigt hierin mehr als Mommsen; er scheint seine besondere Freude daran zu haben, die Sprache seiner Väter aufs äußerste zu verderben. Weshalb redet er von «Insurgenten» und «Concurrenten» und «Proclamationen» und «Patrouillen», und gibt uns solche scheußliche Zusammensetzungen, wie «Coteriewesen» und «Rabulistenart?»" Wir brauchen wol kaum zu bemerken, daß, wenn auch dieser Tadel in Bezug auf Mommsen vielfach gerechtfertigt sein mag, er doch keinesfalls die heutigen deutschen Schriftsteller im allgemeinen trifft, da diese sich in neuerer Zeit fast durchgängig der größten Reinheit der Sprache befleißigen und die Fremdwörter immer mehr beseitigt werden, ja, daß manche, wie z. B. der Historiker oder — um nicht wie Mommsen zu

sündigen — Geschichtschreiber Wuttke in seiner „Geschichte der Schlacht bei Leipzig“, vielleicht um bei der Darstellung des Kampfes gegen die Franzosen zugleich gegen alles Französische anzukämpfen, hierin sogar zu weit gehen und selbst solchen völlig eingebürgerten Wörtern wie General, Offizier u. s. w. den Krieg erklären und sie aus ihrer Schreibart „entfernen“. Wie dem auch sei, so wird man zugeben, daß der Recensent hier über das Ziel hinausgeschossen hat. Einen viel schwerern Tadel aber als alle die frühern verdient das Werk in seinen Augen wegen Mommsen's sittlicher Blindheit. „Es heißt nicht zu viel sagen“, meint er, „daß Mommsen keinen Begriff von Recht oder Unrecht hat.“ Daher sei fast jede Seite durch des Verfassers schamlose Vergötterung der bloßen Macht entstellt. „Er kann nicht verstehen, daß ein kleiner Staat irgendein Recht gegenüber einem größern haben oder ein Patriot in einem solchen Staate etwas anderes als ein Thor sein könne.“ „Wir bewundern“, sagt er zum Schluß, „Mommsen's Genie, Forschung und Genauigkeit so warm, wie es nur irgendeiner seiner Anhänger kann. Wir sind der Ansicht, daß sein Buch höchst werthvoll für vorgerückte Studirende sei, damit diese es mit andern Büchern vergleichen, seine einzelnen Angaben erwägen und dann selbst daraus Schlüsse ziehen. Ein Buch aber, das keine Quellenangaben enthält, das neue Theorien mit einer Zuversicht aufstellt, als ob es Thatsachen wären, die man nie bezweifelt hat — vor allem aber ein Buch, welches gegen alle Rücksichten auf Recht und Unrecht vollkommen gleichgültig ist, scheint uns, wenn es allein in die Hände derer gelegt wird, die noch zu lernen haben, durch und durch gefährlich und irreleitend zu sein.“

Bibliographie.

Bernays, M., Goethe's Briefe an Frdr. Aug. Wolf. Berlin, G. Reimer. Lex.-3. 20 Ngr.

Behrend, J. F., Ein Stendaler Urtheilsbuch aus dem 14. Jahrhundert als Beitrag zur Kenntniss des Magdeburger Rechts herausgegeben. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 28 Ngr.

Betrachtungen über die französische Armee mit besonderer Berücksichtigung des moralischen Elementes. Von M. v. K. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Bolanden, C. v., Die Schwarzen und die Rothen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bremer, Frederike, Lebensschilderung, Briefe und Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von ihrer Schwester Charlotte Quiding, geb. Bremer. Deutsche Originalausgabe. In drei Theilen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Brugsch, H., Die ägyptische Gräberwelt. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Döllinger, J. v., Zum Gedächtniß Sr. Maj. des Königs Ludwig I. und seiner Regierung. Rede. München, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Dragomirow, M., Skizzen des oesterreichisch-preußischen Krieges im Jahre 1866. Berlin, Heinicke. Lex.-8. $22^1/_2$ Ngr.

Edelsteine. Gedanken zur Anleitung und Ermunterung im Kampfe um den Schmuck des innern Menschen von M. W. Mit einem Vorwort von C. Stähelin. Bern, Mann. 16. 6 Ngr.

Erlburg, L. v., Aus Herz und Welt. Novellen für den Familientisch. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Dr. H. Ewald über seine zweite Amtsentsetzung an der Universität Göttingen. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 15 Ngr.

Falke, J., Die Kunstindustrie der Gegenwart. Studien auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 1 Thlr.

Fernan, R., Das Christenthum und das praktische Leben. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Freybe, A., Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie, cultur- und literar-geschichtlich beleuchtet, sowie mit einer Darlegung der Theorie Uhlands über das Nibelungenlied. Halle, Buchh. d. Waisenh. 8. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Hüben und drüben. Neue gesammelte Erzählungen. 3 Bde. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 Thlr.

Geschichte des Königreichs Sachsen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Dem Volke wahrheitsgetreu erzählt. 1ste Lief. Leipzig, Minde. Gr. 8. 3 Ngr.

Grünhagen, C., Karl IV. in seinem Verhältnisse zur Breslauer Domgeistlichkeit. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. $3^1/_2$ Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Arnstein. Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Thlr.

Gyra, A. v., Der neueste materialistische Monismus im Widerstreit mit dem neueren philosophischen Realismus. Ein offenes, antikritisches Sendschreiben an die Herren Dr. F. H. Th. Allihn und Dr. T. Ziller. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Hofmann, C., Altfranzösische lyrische Gedichte aus dem Berner Codex 389 herausgegeben. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Honegger, J. J., Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. 1ster Bd. Die Zeit des ersten Kaiserreichs. Leipzig, Weber. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kanitz, F., Reise in Süd-Serbien und Nord-Bulgarien, ausgeführt im Jahre 1864. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 2 Thlr.

Kayser, J., Aus der Schatzkammer des Domes zu Minden. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst. 1stes Heft. Paderborn, Junfermann. 1867. Gr. 4. 10 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Eine Antwort auf die vom Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens erhobene Anschuldigung wegen „Verunglimpfung des evangelischen Glaubens“. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Kradolfer, J. J., Ueber Glauben und Unglauben. Ein Vortrag gehalten im Protestanten-Verein den 11. Februar 1868. Bremen, Gesenius. 16. 5 Ngr.

Krestowski, W., Petersburger Enthüllungen. Ein Buch von den Hungrigen und Satten. Roman. Nach dem Russischen. 4 Bde. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 Thlr.

Kürschner, F., Jobst von Einsiedel und seine Correspondenz mit der Stadt Eger. Aus dem Archive der Stadt Eger mitgetheilt. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Lex.-8. 6 Ngr.

Dr. M. Gotthilf Löschin. Ein Lebensbild des Heimgegangenen. Danzig, Bertling. Gr. 8. 5 Ngr.

Magnus, P., Das Bündniß Gustav Adolfs mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, sowie die heimliche Verlobung König Gustav Adolf's von Schweden mit der Prinzessin Maria Eleonora von Brandenburg. Zwei Vorträge. Berlin, Quaas. Gr. 8. 20 Ngr.

Mähl, J., Tater-Mariken. Ein Bild aus dem Volksleben. Altona, Mentzel. Gr. 16. 12 Ngr.

Helene Meredith, Gabrielle Mentonini, Johann Nissolle und andere christliche Geschichten. Bremen, Verl. d. Tractath. 8. $12^1/_2$ Ngr.

Meynert, H., Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa seit dem frühen Mittelalter bis auf die Gegenwart. Nach Original-Documenten und anderen Quellen bearbeitet. 1ste und 2te Lief. Wien, Beck. Gr. 8. à 10 Ngr.

Müller, F., Die Meistersinger von Nürnberg. Ein Versuch zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Rich. Wagners. 1ste Lief. München, Kaiser. Lex.-8. 15 Ngr.

Niedergesäß, R., Lehrer Manhart von Großdorf. Ein Lebensbild zum Beschauen für Lehrer und für Freunde der Schule. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Petri, M., Zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie. Eine Gabe zunächst für Frauen und Jungfrauen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 25 Ngr.

Post, A. H., Kirchenglaube und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Klärung der religiösen Streitfragen der Gegenwart für gebildete Leser. Bremen, Gesenius. Gr. 8. 5 Ngr.

Rauscher, J. O., Die Ehe und das zweite Hauptstück des bürgerlichen Gesetzbuches. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Recht, Das Entwicklungsgesetz der Natur. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Rhein ist der Friede. Eine französische Flugschrift mit deutschem Vorwort und Randbemerkungen. Erlangen, Besold. Gr. 8. 4 Ngr.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 1ster Thl. Die Aristokratie. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Rößler, C., Die Gesichtspunkte der Steuerpolitik. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Roßmann, W., Orest. Tragödie von Aeschylos. Für die Bühne bearbeitet. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Rüben, L., Junius Brutus. Drama. Berlin, Janke. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Frdr. Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Zur Erinnerung an den 21. November 1768 für das deutsche Volk bearbeitet. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Thlr.

Schillers sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe in 9 Bdn. von H. Kurz. 1ste Lief. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. 8. 5 Ngr.

Scholten, J. H., Geschichte der Religion und Philosophie. Ein Leitfaden. Aus dem Holländischen nach der 3ten Auflage mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von E. R. Redepenning. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwetschke, G., Bismarckias. Didactisches Epos. 3te Auflage. Halle, Schwetschke. 16. 5 Ngr.

Segur, M. de, Die Freimaurer, was sie sind, was sie thun und was sie wollen. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 5 Ngr.

Sonnenblumen. Von M. W. Bern, Mann. 16. $7^1/_2$ Ngr.

Stolz, A., Kleinigkeiten gesammelt von Anfang bis jetzt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 22 Ngr.

Strackerjan, L., Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg, Stalling. Br. 8. 2 Thlr.

Strahlen des Geistes im Spiegel der Wahrheit. Zum Druck befördert von T. Falk. Coeln, Roemke u. Comp. Qu. 4. 1 Thlr.

Ueber die Pädagogenzunft. Ansichten eines nichtzünftigen Schulmeisters. Chemnitz. Hoch 4. 3 Ngr.

Das Unvergängliche in den Beziehungen zwischen Religion und Philosophie. Aus der Gemeinde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 Ngr.

Venedig. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Wartensleben, A. Gr., Jerusalem. Gegenwärtiges und Vergangenes. Berlin, Barthol u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waßler, J., Die Farbe als decorativer Schmuck. Zwei Vorträge. Gratz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 10 Ngr.

Weyhe, A. v., Wider den Strom. Gedichte eines Hannoveraners. Wien, Hilberg. 8. 15 Ngr.

Wild, H., Ueber Föhn und Eiszeit. Rektoratsrede. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 8 Ngr.

Wörter, F., Zurückweisung der jüngsten Angriffe auf die dermalige Vertretung der katholischen Dogmatik an der Universität zu Freiburg. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Ziegenbalg, B., Genealogie der malabarischen Götter. Aus eigenen Schriften und Briefen der Heiden zusammengetragen und verfasst. 1ster, ungeänderter, nothdürftig erweiterter Abdruck besorgt durch W. Germann. Erlangen, Deichert. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 23. April 1868.

Der ägyptische Ostsudan.

Reisen und Jagden in Nordostafrika 1864—65. Von Karl Graf Krockow von Wickerode. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Uferländer des Rothen Meers seit einer Reihe von Jahren beanspruchen, und das sich durch den englischen Krieg mit Abyssinien noch gesteigert hat, erscheint die Veröffentlichung dieses Reisewerks überaus zeitgemäß. Dasselbe ist jedoch von nicht blos vorübergehendem, sondern von bleibendem wissenschaftlichen Werthe. Man könnte beim ersten Anblick zwar geneigt sein, die hier beschriebene Reise für einen bloßen Jagdausflug zu halten, unternommen, um die dem deutschen Edelmann eigenthümliche Schützenfertigkeit auch an afrikanischem Hochwild, wenn nicht an Elefant und Rhinoceros, doch an Antilope und Gazelle, Büffel und Giraffe, zu üben; allein das wissenschaftliche Resultat, die topographische, orographische, ethnographische Ausbeute, die uns hier geliefert wird, ist in der That sehr reichhaltig. Krockow's Route in Ostsudan, von Sauakin durch das obere Gebiet des Atbara, des nördlichen Nebenflusses des Nil, ist bisher noch äußerst wenig bereist und sogar noch weniger beschrieben worden; seine Reise hat daher gar manche wesentliche Lücke in der Erdkundeausgefüllt, manche bedeutende Strecken wurden durch ihn ganz neu erforscht, unter welchen wir namentlich die weite Strecke zwischen dem Chor el Gasch und dem Setit, den beiden Hauptnebenflüssen des Atbara, hervorheben wollen.

Der obere Atbara ist in neuerer Zeit zuerst von Baker, dem Nachfolger Speke's in der Nilquellenforschung und dem Entdecker des Albert-Njansa, besucht worden; vgl. Samuel White Baker, „On the tributaries of the Nile in Abyssinia. Proceedings of the Royal Geographical Society“ (Bd. 10, London 1866). Baker, welcher damals die relativen Einwirkungen der abyssinischen Nebenflüsse des Nil und des Weißen Nil auf die jährliche Nilflut in Aegypten studiren wollte, kam im Juni 1861, am Ende der trockenen Jahreszeit, am Atbara an und war am 23. desselben Monats Zeuge von dem Eintreffen des Hochwassers in dem vorher trockenen Atbara, welches plötzlich, mit weithin hörbarem donnernden Getöse herangerollt kam und das Flußbett bis zur Tiefe von 20 Fuß erfüllte. Baker ging von Tomat, an der Mündung des Setit in den Atbara, nach Matama, dem Hauptort von Galabat, und von dort westlich an den Blauen Nil. Später ist die Route des Grafen Krockow noch von Dr. Schweinfurth gemacht worden, welcher darüber jedoch nur kurze Briefe und Berichte in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ zu Berlin (Jahrgänge 1865 und 1866), veröffentlicht hat. Nach mehrern Forschungsreisen am Nil und Rothen Meer, die er seit dem Jahre 1863 anstellte, begab er sich im Jahre 1865 von Sauakin aus ins Innere, nach Kassala, Quedaref und Matama, worauf er sich über Abu Harras am Blauen Nil nach Chartum und von dort nach Sauakin zurückbegab.

Krockow reiste am 14. September des Jahres 1864 von seiner Wohnung in Dresden nach Afrika ab. Er kam am 9. October in Suez am Rothen Meer an, welche Stadt an 4000 Einwohner enthält und schon viele europäische Ansiedler zählt, die in mancherlei Geschäften und allerlei Waarenhandel einen reichen Gewinn finden. Die Stadt besteht meist aus steinernen Häusern und hat seit Eröffnung der Eisenbahn und der Beendigung des Süßwasserkanals um mehr als die Hälfte an Einwohnern zugenommen. Krockow traf hier gleich zwei eben angekommene Passagiere, zwei arabische Kaufleute und Sklavenhändler, die in Geschäften für Hrn. Sakakini in Kairo, Director der im Rothen Meere bestehenden türkischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft Assidgi, reisten und mehrere Sklaven und Sklavinnen in ihrem Gefolge führten. Ob letztere das Eigenthum der Araber waren oder ob sie als

Waare auch in den Geschäftskreis des Hrn. Sakakini gehörten, konnte Krockow nicht erfahren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß mehrere Europäer sich an dem verbotenen Handel des großen Gewinns wegen betheiligen. Die Entfernung von Suez bis Djidda beträgt 640, bis Sauakin 830 Seemeilen.

Man fuhr am 12. October von Suez ab und kam am 18. October in Djidda an der arabischen Küste an. Das Schiff mußte die verschiedenen Korallenriffe, die sich hier theils dicht unter der Meeresoberfläche hinziehen, theils über dieselbe hinausragen, in einem weiten Bogen umfahren und sich im Zickzack durch die gefährlichen Untiefen hindurchwinden, bevor es in den natürlichen offenen Meereskanal einbog und dahin gelangte, wo die Dampfer ihre Anker werfen. Der Name Djidda soll im Arabischen „der Grund der großen Urmutter" bedeuten und bezieht sich auf das nahe bei den Stadtmauern gelegene Grab der Eva. Die Stadt treibt lebhaften Handel und befindet sich im Wohlstand.

Am 25. October legte der Dampfer in dem Meereskanale bei der Insel von Sauakin an. Diese Insel, auf welcher der größte Theil der Stadt Sauakin erbaut ist, besteht aus porösen, dunkelfarbigen Korallen, ist 600 Schritte lang und 400 Schritte breit. Der größte Theil derselben ist mit steinernen (Korallenfelsen) ein- oder zweistöckigen Häusern und einigen aus Stangen erbauten, mit Strohmatten überdeckten Hütten besetzt. Fast zu jedem der Gebäude gehört ein kleiner, mit Mauern oder Zaunwerk eingeschlossener Hof. Zwei Moscheen mit ihren Thürmen und Minarets überragen die flachen Dächer der Wohnhäuser. Das Gouvernementsgebäude hat eine hübsche Lage mit weiter Aussicht nach dem Meere und über einen Theil der Gebirge hin. Das Zollhaus sieht unbedeutend aus, bringt aber der Regierung viel Geld ein. Das großartigste Gebäude der Insel liegt nahe dem Gouvernement und wurde vor einigen Jahren von der Telegraphencompagnie nach europäischem Muster, mit Fensterscheiben und guten Thüren versehen, erbaut. Da die Compagnie diese Linie aufgab, so ist das Haus verwahrlost; viele Fensterscheiben sind zerbrochen, und im Innern mag es auch nicht sehr einladend aussehen. Außerdem zeichnen sich zwei schmuzige Cafés und drei Häuser von höhern ägyptisch-türkischen Beamten durch ihre Größe vor den gewöhnlichen Wohnungen aus. Die Straßen sind meist eng, uneben und winkelig, natürlich auch ungepflastert, so auch der schmale, zum Theil gegen die Sonnenstrahlen überdeckte Bazar. Hunde sah der Reisende wenige auf der Insel, aber viele Katzen, und er beobachtete einige derselben, wie sie, dicht am Ufer des Meeres sitzend, kleine Fische aus dem Wasser holten und verzehrten. Ueber Sauakin wird seit Ausbruch der Viehseuche in Unterägypten ein beträchtlicher Transport von Sudanvieh durch die Regierung betrieben. Die Regierung berechnet das Stück im Sudan mit 7½ Thaler nach unserm Gelde und nimmt die Thiere als Tribut den Eingeborenen oft mit Gewalt weg, läßt sie nach Tokar bei Sauakin treiben, wo einige Weideplätze und Wasser zu finden sind, und von dort wird dann in zwei Tagen die bestimmte Anzahl Hornvieh nach Sauakin durch den Dampfer transportirt. Der Transport von Sauakin nach Suez kostet die hohe Summe von 30—40 Pfd. St. per Kopf. Danach wird das Vieh in Kairo für 60—80 Pfd. St. verkauft. Die Gesellschaft Assidgi macht guten Profit, die Regierung ist auch in großem Vortheil, und der Vicekönig, bei beiden betheiligt, macht die besten Geschäfte.

Nachdem der Reisende mit einem Reisegefährten in Sauakin eine Karavane gebildet hatte, ging am 31. October der Zug von dort ab, südsüdöstlich nach Kassala am Chor el Gasch. Die Großartigkeit der Wüste, die von der Einsamkeit des Meers kaum übertroffen wird, trat sofort in aller ihrer Macht an den Reisenden heran; unabsehbar dehnte sich die Einöde aus und nur die hohen Uribagebirge rechter Hand wie der schmale Streif des Rothen Meers am östlichen Horizont waren schöne Ruhepunkte für das umherschweifende Auge, während die Umgebung der Karavane nur wenige Grasbüschel darbot, oder einzelne, niedrige Tamarisken, die sich aus dem sandigen Boden erhoben. Man durchzog darauf ein breites felsiges Thal zwischen dem Sekenigebirge rechts und dem Sabagebirge links. Das Sabagebirge hat ein sehr rauhes und wildes Aussehen, ist von schwärzlicher Farbe und auf der Oberfläche mit Massen großer und kleiner Steine bedeckt. Das Sekenigebirge, an 2000 Fuß ansteigend, schloß im Osten den Gesichtskreis in schöner Weise ab. Der Weg zwischen den Gebirgen führte durch enge, wildromantische Felsenthäler, über steinigen, zerrissenen Boden, durch eine nur aus Steingerölle bestehende vegetationslose Gegend von drei Meilen im Umkreise und endlich in eine steinige, dünn mit Mimosen bewachsene Steppe. Die Fächerpalme trat in großen, geschlossenen Gruppen auf. Am 13. November kam die Karavane am Westfuß des Mamangebirgs an, wo sich die Denkmale alter Christengräber befinden, welche Dr. Schweinfurth im Frühjahr 1865 besuchte. Jene Gebirge, steil und zerrissen, erheben sich an 1400 Fuß über der Ebene und tragen an einzelnen Stellen größere Plateaux auf ihren höchsten Erhebungen. Die Ebene war meist mit blätterlosen, stacheligen Mimosengesträuchen bedeckt. Als die Reisenden am 14. November am Mokrangebirge, welches, steil von der Ebene ansteigend, sich 1250 Fuß über dieselbe erhebt, ankamen, blickten die dunkeln Erdmauern von Kassala schon hin und wieder durch die Gebüsche.

Ueber die Bewohner des durchwanderten Landes, die Bischary und die Hadendoa, macht der Verfasser die folgenden Bemerkungen:

Die Gebirgsgegenden nördlich und südlich von Sauakin werden von den Byscharin- oder Bischary-Arabern bewohnt, die, in halbwildem Zustande lebend, sich einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen. Die vielen unzugänglichen Gebirge gestatten diesen Bergbewohnern eine ungebundene Freiheit, und nur durch List oder Gewalt kann die ägyptische Regierung bei diesem Volke den Tribut eintreiben. Da jene Leute ein Nomadenleben führen, so wechseln sie ihre Wohnungen je nach dem Bedürfniß der Weiden für ihre Viehheerden. Sehr kriegerisch, gewandt und auf sich selbst angewiesen, haben sie vor den andern afrikanischen Volksstämmen den großen Vorzug, daß sie in viel besserm Einvernehmen untereinander stehen und eindringende Feinde oder Räuber gemeinsam vertreiben. Nach der Regenzeit benutzen die Bischary die Hochthäler oder Berge zu ihren Weideplätzen, ziehen später in die niedriger gelegenen Gebirgsthäler und dann an diejenigen Chorbetten des Flachlandes oder der Bergabfälle, wo Trinkwasser zu finden und das Gras von

andern Heerden oder dem zahlreichen Wild noch nicht zertreten oder abgefressen ist. Der vorzüglichste Reichthum dieser Leute besteht in ihren Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden, sowie einigen Eseln und Kamelen. Diese weißen, meist leichtgebauten Thiere sind in den Wüstengegenden des östlichen Sudan gesucht und heißen Bischary. Unter ihnen findet man die meisten Dromedare (arabisch Hedjin), die schnellfüßiger sind, als die andern in Afrika vorkommenden Kamelrassen. Die um Sauakin wohnenden Hirten versorgen diese Stadt mit Milch, Butter und Käse gegen ziemlich hohe Preise. Das Aussehen dieser Nomaden ist, wie meinem europäischen Auge schien, wenig von den angrenzenden Hadendoa-Arabern verschieden.

Das Land, das im Nordwesten von der Nubischen Wüste, im Südosten von den Barkagebirgen und den angrenzenden Niederungen, im Süden vom Chor el Gasch, den Sabderatgebirgen und den Höhen, wo die Bischary wohnen, eingeschlossen wird, ist die Wohnstätte der nomadisirenden Hadendoa-Araber. Dieser einige hunderttausend Köpfe starke Stamm besitzt besonders großen Reichthum an allerlei Viehheerden und hauptsächlich an vielen, weißen Kamelen. Der Hauptort und Wohnsitz ihres obersten Schechs ist Mitkinab, außerdem liegen Filik und Maman, zwei bedeutende Marktdörfer, in ihrem Gebiete. Die Hadendoa sind kriegerisch gewandte, leicht erregbare, jähzornige, streitsüchtige Leute und, was Muth und Tapferkeit anbetrifft, nicht zu verachtende Feinde. Sie waren im Sudan mit unter den letzten, die der ägyptischen Herrschaft widerstanden, sie mußten sich aber der Uebermacht beugen, doch zählen noch jetzt verübte Mordthaten an den den Tribut eintreibenden Soldaten nicht zu den Seltenheiten. Die türkisch-ägyptische Regierung hat sich überhaupt in letzter Zeit sämmtliche Bewohner des Sudan zu Feinden gemacht. Die Männer sind im allgemeinen 5—5½ Fuß groß und sehr schlank gewachsen. Der Kopf ist mit langen, dunkeln, sehr krausen, wolligen Haaren bedeckt. Diese werden mit Hülfe eines langen Holzes und durch Bestreichung mit gekautem, rohem Schafnierenfett so frisirt, daß die Haare des obern Schädels nach oben streben und in einer elliptischen Scheitelungslinie von dem Ende der Stirn sich nach dem obern Ende des Hinterkopfs herumlegen, während die darunter befindlichen Locken, weit über die Ohren und den Nacken hängend, nach den Seiten abstehen und dem Kopfe ein Ansehen von großem Umfange geben. Die Stirn ist gerade und schmal, die Nase öfter gebogen, die Augenbrauen selten dicht und das Kinn mit wenig Bart bedeckt. Die Oberlippe ist stets rasirt, oder es werden die Haare dort ausgerupft. Der Hals ist lang, die Brust kräftig gewölbt, und die weißen Zähne treten aus dem langgeschlitzten Munde mit etwas stark aufgeworfenen Lippen hervor. Die Arme und Beine sind besonders sehr lang, die Hüften schmal, die Waden dünn. Die feinen Knöchel, stark zurückgebogenen Fersen und gut proportionirten, schmalen, hübsch geformten Füße und Hände bilden den Abschluß und vollenden das Bild.

Die innere Stadt von Kassala, der Hauptstadt des Landes Takka, wird von einer 16 Fuß hohen Lehmmauer eingeschlossen, die durch viele Schießscharten und Bastionen befestigt ist. Die Ufer des Chor el Gasch liegen an der westlichen Seite der Stadt, etwa 150 Schritte von den Mauern entfernt; der zwischen Flußbett und Stadtmauern befindliche Raum ist von vielen Nomadenwohnungen, Strohhütten und Gärten bedeckt. Desgleichen schließen sich im Norden die Zelte mehrerer Nomadenstämme an die Stadt an, und auf der Ostseite befindet sich eine befestigte Kaserne, rechter Hand von dem dortigen Stadtthore ein Hospital, außerdem Ruinen ehemaliger Wohnungen. Auf der Südseite dehnen sich wiederum einige Hütten, Zelte, mehrere Gärten und bebaute Ländereien aus. Der majestätische, über 3000 Fuß von der Ebene in gewaltigen Massen aufsteigende Djebel Kassala ist etwa eine Stunde entfernt, immergrüner Palmenwald umgürtet den steilen, mächtigen Gipfel gleich einem frischen Kranze auf dem Haupte eines Greises. Sandige Strecken, von wenigen niedrigen Gesträuchen unterbrochen, ziehen sich darunter bis an die Mokranberge hin. In weiterer Ferne sind Theile der Gebirge von Sabderat, Algeden und einzelne rauhe Felsspitzen, wie der Abu Gaml im Süden, zu sehen. Die innere Stadt liegt auf einer langgedehnten Ebene, in deren Mitte sich ein freier Platz ausbreitet, von Häusern und Erdmauern umschlossen, während den größern übrigen Theil enge Gäßchen, schmuzige Wohnungen, Harems, Magazine und besonders die Regierungsgebäude einnehmen. Der täglich in den Früh- und Abendstunden stattfindende Markt liefert außer Lebensmitteln, Gewürzen, Taback in den Verkaufshallen auch europäische Fabrikate, Zeuge, Porzellan, Geschirre, türkische (hier gearbeitete) Schuhe, Kaffee, Zucker, Seife, Tarbusch, Messer, kleine Spiegel, Scheren, Taschenuhren zu sehr hohen Preisen. Von Landesproducten gab es wenig Gemüse, Früchte, Eier, Geflügel, Milch, Durra, Gummi, Häute, etwas Honig, Elfenbein und Wachs. Außerdem werden unter der Hand auch Sklaven gekauft oder weiter über Sauakin nach Djidda befördert, und hiermit befassen sich besonders die Djialin-Araber im ganzen östlichen Sudan. Der Chor el Gasch, dessen Lauf einen großen Bogen beschreibt, wendet sich bei Kassala von seiner westlichen Richtung nach Norden. Sein Bett ist hier mehrere hundert Schritte breit, führt jedoch, wie der Name Chor besagt, nur während der Regenzeit fließendes Wasser.

Der Reisende traf in Kassala die Herren Munzinger und Pater Stella. Der erstere, der bekannte Forscher, vertrat den französischen Consul in der Klage des katholischen Missionars Pater Stella gegen die räuberischen Araber, und beide Herren waren deshalb gekommen, um Hülfe bei dem ohnmächtigen Gouverneur gegen seine diebischen, tributpflichtigen Unterthanen zu suchen. Jene berüchtigten Barea (oder Bary) hatten aus den Bogosländern außer vielem Vieh auch 104 Weiber und Kinder entführt. Der Gouverneur versprach echt muselmanisch viel, gewährte aber keine Hülfe zur Rückerstattung der geraubten Menschen, da er aus Furcht oder Eigennutz keinen Soldaten gegen das räuberische Nomadenvolk aussandte.

Auf einem nach dem Djebel Kassala unternommenen Ausflug stieß der Reisende auf eine Anzahl Affen und stellte eine Jagd auf sie an:

Etwa 80—100 Schritte von mir sehe ich 3, 7, 12 und zuletzt 18 Affen verschiedener Größe; ich bleibe stehen, um dieselben in ihren possirlichen Spielen und ihren menschenähnlichen Bewegungen zu beobachten. Die alten, großen Männchen treten selbstbewußt auf und blicken höchst komisch mit einer gewissen Grandezza auf ihre sie umgebenden Gefährten herab. Eine Mutter nimmt ihr Junges auf den Rücken und theilt einige Hiebe an neckende Kameraden aus, während ein anderes halbwüchsiges Thier, an einen Baum gelehnt, sehr eifrige Jagd auf seinem behaarten Körper anstellt. Einige possirliche Sprünge mehrerer junger Affen erregen mein Interesse, ich gehe einige Schritte näher, aber plötzlich ertönt eine Art Gebell; sämmtliche größere Thiere stutzen und sehen sich um, die jüngern stürzen in eiliger Flucht den nahen Felsen zu. Die Affen stellen, wie alle wilden Thiere, die in Familien leben, stets einen ältern Kameraden als Wächter aus, um vor Annäherung eines Feindes sicher zu sein, während die jüngern zum Wasser gehen, Nahrung suchen oder sich mit allerlei Spielen und Neckereien belustigen. Nachdem mich ein solcher Wachtposten erblickt,

entflohen sie alle unter fortgesetztem, lautem Gebell in weiten Sprüngen auf die Felsen und waren schnell meinen Blicken entschwunden. Den Flüchtigen eilte ich nun bis an das erste große Felsenstück nach und konnte hier und da noch einen emporkletternden Affen gewahren; da aber meinerseits an eine Verfolgung über die rauhen Felsblöcke nicht zu denken war, so blieb ich stehen und beobachtete weiter. Ein altes Männchen saß ziemlich weit von mir auf einem Felsenstücke und bellte mich aus seiner sichern Höhe an, dicht an ihm vorbei eilte eine Mutter mit ihrem Jungen auf dem Rücken dem höhern Gebirge zu. Ein großer Affe setzte sich indessen mir näher auf einen Felsenrand und blickte erschreckt oder erstaunt in die Tiefe herab. Ich legte mein Gewehr an, der Schuß kracht, und während ein großartiges Echo an den Bergen widerhallt, stürzt der Affe mit einem gellenden Todesschrei von dem Felsen herunter. Nachdem der Schuß gefallen, war es mir leid um die grausame That, und ich habe nie wieder ein Thier dieser Art tödten mögen, obgleich mir später an andern Orten noch oft Affen in Schußnähe kamen. Vielleicht war das menschenähnliche Aussehen, die nutzlose Tödtung oder der gellende Todesschrei die Ursache, daß ich seitdem eine gewisse Scheu empfand, einen Affen zu erlegen. Mein Doppelgewehr war bald wieder geladen, ich kletterte mit vieler Mühe über die Klippen und Felsenriffe herab und brachte das erlegte, weibliche Thier an den Teich zu meinen Jagdbegleitern. Zu dem Geschlecht der Paviane gehörend, hatte dasselbe sehr starke Zähne, der graubraune Pelz war dicht und die Hände von besonders starkem, muskulösem Bau. Die Kugel hatte die Brust durchbohrt, auf der Seite war das Blei wieder hinausgegangen, sodaß ein augenblicklicher Tod erfolgt sein muß.

Am 2. December trat der Reisende einen Ausflug nach dem von Beni Amer bewohnten Dorfe Algeden, 12 Meilen östlich von Kassala, an. Nachdem man durch den Thaleinschnitt zwischen dem Djebel Kassala zur rechten und den Mokranbergen zur linken Hand gekommen war, behielt man die ausgedehnten, zackigen Gebirge von Sabderat vor Augen; der Boden zu Füßen der Reisenden war mit niedrigem Mimosengesträuch bedeckt, zwischen denen in der Ferne einzelne Antilopen und Gazellen sichtbar wurden. An der Berglehne reihten sich die Strohhütten des Dorfes Sabderat aneinander hin, dicht übereinander zwischen den wild umherliegenden Felsenstücken erbaut. Am folgenden Tage kamen die zackigen Spitzen des Berges Dirba in Sicht, und man sah mehrere sehr starke Adansonien (Baobab). Die Eingeborenen treiben Handel mit den grünschaligen Früchten dieses Baums, da die säuerlichen Kerne, auf die man nach Entfernung ihrer genießbaren, mehligen Umhüllung trifft, den Durst für einige Zeit stillen. Die Früchte, an Gestalt einer großen Birne ähnlich, haben eine 1/4 Zoll dicke, harte, faserige Schale, in welcher die Samenkörner, durch Zellen getrennt, beieinandersitzen. Auf diesen gewaltigen Bäumen sammelt sich öfter das Regenwasser in Menge und hält sich zwischen den breiten Aesten oft noch lange nach der Regenzeit. Unter einem dieser mit röthlicher, glatter Rinde bedeckten Bäume hielten die Reisenden Mittagsrast. Der 40 Fuß hohe Stamm hatte 4 Fuß über dem Erdboden 60 Fuß im Umfang. Eine Menge Wild belebte die Gegend. Am 4. December hatte man fortwährend eine herrliche Aussicht nach dem breiten, mächtigen Berge Dagorba und die Gebirge von Algeden vor sich. In südsüdöstlicher Richtung reckten sich die mehrere tausend Fuß hohen Bazengebirge in die Luft. Man hatte viele Hügel zu übersteigen, ehe man nach einigen Stunden endlich den höchsten Punkt erreichte. Von dort hatte man den schönen Anblick der terrassenartig bis an die mehrere Stunden entfernten Berge von Algeden sich verflachenden Landschaft. Auf dieser Strecke gewahrte man eine große Anzahl der Adansonia digitalis, die in Senkungen über den ganzen breiten Gürtel der Landschaft zerstreut wuchsen. Die Aussicht war überraschend, und dies von mannichfach geformten Gebirgen abgeschlossene, von vielen Fruchtfeldern durchzogene und von Viehheerden und Wild belebte Thal zählte zu den schönsten und eigenthümlichsten, die der Reisende bisher in Ostafrika gesehen hatte. Das Dorf Algeden, aus mehrern hundert Tuckel (Strohhütten) und Zelten bestehend, ist in einer engen Schlucht, sowie an den steilen Wänden des darüber befindlichen Bergs Dablot erbaut. Die nahen, von Südwest nach Nordost sich ausdehnenden nackten Höhenzüge werden die Gebirge von Algeden genannt und geben dem Dorfe von zwei Seiten gegen feindliche Angriffe einen natürlichen Schutz.

Am 11. December 1864 zog der Reisende von Kassala ab nach el Quedaref jenseit des obern Atbara. Nachdem das hier 215 Schritte breite Bett des Chor el Gasch passirt worden war, zogen die Reisenden in westsüdwestlicher Richtung durch die zwischen dem obern Atbara und dem Gasch gelegene, abwechselnd mit Mimosengebüsch und hohem, dürrem Gras bewachsene Steppe und erreichten bereits am 12. December den Atbara, dessen Bett hier 300 Schritte breit, aber nur zur kleinern Hälfte mit Wasser gefüllt war. Eine Menge von Geflügel, wie Gänse, Enten, Reiher, Marabuts, Kraniche, Schnepfen und eine Unzahl von Tauben belebten den Fluß. Man kam jenseits in ein Wanderdorf der Homran-Araber, von welchen eine Abtheilung während der Regenzeit in dieser Gegend lebt, während der größere Theil ihrer Stammgenossen jenseit des Atbara am Setit wohnt. Dieselben sind reich an Viehheerden, Kamelen, auch besitzen sie Pferde abyssinischer Abkunft. Von hier ging der Weg in geringer Entfernung vom Atbara südwärts. Man kam in eine weite Steppe, die mit dürrem Grase bewachsen war und selten einen niedrigen Mimosenstrauch zeigte. Auf der unabsehbaren, ermüdenden Ebene ließ sich kein Thier blicken, Himmel und Steppe boten keinen Ruhepunkt dem umherirrenden Blicke. Man kam sodann auf wellenförmigen Boden mit hohem, binsenartigem, dürrem Gras und endlich in hügeliges Land, wo niedriges Oshar- (Asclepia-) Gesträuch, an 7 Fuß hohes Binsengras und Mimosensträuche abwechselten. Nachdem man nun noch durch Felder mit dichtem, im Winde wogendem Gras gekommen war, gelangte man in Durrafelder und darauf nach el Quedaref.

El Quedaref besteht aus mehrern hundert Strohhütten und Palmenmattenzelten der Eingeborenen. Die Lage des Orts ist wenig anziehend; denn kein größerer Baum, kein Garten, selbst nicht einmal Gebüsche sind in dem weiten, nur mit dürrem Grase bewachsenen Hügellande zu sehen. Der Ort hat aber einen großen Vorzug durch seine gesunde Lage, und er hat deshalb als Handelsplatz zwischen Abyssinien und Sudan, der mit Matama, Chartum, Sauakin, Kassala, Berber und Massaua starken Verkehr treibt, eine große Bedeutung für den östlichen Sudan. Des Handels wegen haben sich daher hier seit einigen Jahren griechische Händler niedergelassen und

betreiben die wenn auch kleinen Geschäfte mit sehr hohem Gewinn, sodaß sie nach einer Reihe von Jahren sich meist große Kapitalien bei der einfachen, oft elenden Lebensweise erspart haben. Allen bessern Einflüssen fern, erlauben sich dieselben mancherlei Uebervortheilungen und stehen selbst bei den betrügerischen Eingeborenen nicht im besten Rufe, sind auch persönlich wenig geachtet. Als Europäer genießen sie mancherlei Vortheile, sind in ihren Geschäften sehr fleißig und haben die Beamten der Regierung, sowie einzelne große Schechs und Heerdenbesitzer durch sichergestellte Geldvorschüsse ganz in ihrer Gewalt. Die Lebensbedürfnisse sind in el Quedaref billiger als in Kassala, und die Umgegend, meist von Schukriearabern bewohnt, ist die große Getreidekammer (besonders von Durra), aus der die Regierung ihre Magazine füllt. Auch hat die Umgegend einen großen Reichthum an braunen Schukriekamelen, weniger an Eseln, dagegen nährt sie zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerden, auch trifft man einzelne Pferde an. Die Rindviehheerden bestehen hier wie in dem ganzen östlichen Sudan aus Buckelvieh; die Thiere haben kurze aufrecht gewundene Hörner, sind schlank gebaut und flüchtig in ihrem Laufe. Die Einwohnerzahl el Quedarefs beträgt an 3000. Die Bewohner bestehen aus Schukrie-, Rakubin- und Djialinarabern, einigen Griechen, Kopten und einigen hundert Tagruri-Negern. Auf dem Marktplatze werden in einer doppelten Reihe niedriger Strohhütten, die Schutz gegen die Sonne bieten, allerlei Zeuge, Messer, Scheren, Kurzwaaren, ordinärer Zucker, Bänder, Gewürze, Glasperlen, Seife, Taback und mancherlei ähnliche Dinge auf der Erde zum Verkaufe ausgeboten. Die Verkäufer hocken dabei unter leichtem Strohdach auf einer Matte oder einem schmuzigen Teppich; fast ganz nackte Gestalten lagern dahinter, mit denen insgeheim Sklavenhandel getrieben wird. Das von dem Sultan in Konstantinopel unterzeichnete Sklavenhandelverbot befindet sich wol auf dem Papiere, aber in Wirklichkeit besteht der Verkauf der Schwarzen nach wie vor, nur wird er etwas geheimer betrieben. Auf der andern Seite des Marktplatzes lagern die Karavanenladungen, bestehend in Gummi-arabicum, Baumwolle, Kaffee, Häuten und Durra. Daneben stehen die zu verkaufenden Kamele, Esel, Ziegen und hin und wieder einige Pferde, denen zum Zeichen der Verkäuflichkeit ein Band von Bast um den Hals gebunden ist. An der südwestlichen Seite des Marktplatzes befinden sich die Wasser-, Milch- und Holzverkäufer. Auch getrocknete Datteln und andere Früchte, wie Wassermelonen, Bamiamgemüse, Zwiebeln und Salz werden dort verkauft. Nicht weit davon befinden sich die Brot- und Merissaverkäuferinnen, die auch zu andern Diensten bereit sind und gegen guten Bakschiß manche Intrigue befördern. Baumwolle, Gummiarabicum, Häute, Kaffee, Salz, Honig und Wachs, sowie Straußfedern sind die vorzüglichsten Umsatzartikel, mit denen Geschäfte en gros gemacht werden. Die jährlichen Einkünfte der Marktgelder betragen an 15—20000 Maria-Theresienthaler (zu 1½ preuß. Thaler).

Von el Quedaref zog der Reisende am 21. December aus nach Nordosten, um den Setit, den Hauptnebenfluß des Atbara, zu bereisen. Durch die dürren Grassteppen, die sich zum Atbara erstrecken, wo Rindvieh- und Ziegenheerden die einförmige Gegend belebten, die sich in der Nähe des Flusses allmählich in Hügel und Schluchten verwandelte, gelangte man nach Tomat an der Mündung des Setit in den Atbara, einem Dorfe der Dabainaaraber, welche von ziemlich heller Farbe sind und ihr dunkles Haar in dünnen, dicht aneinanderliegenden Flechten tragen. Man zog (am 25. December) den Setit eine kurze Strecke hinauf, dessen Bett 220 Schritt breit war, während das fließende Wasser nur eine Ausdehnung von 100 Schritt hatte. Das helle und durchsichtige Wasser machte in der wilden, buschigen Landschaft einen wohlthuenden Eindruck. Eine Menge von Fischen tummelte sich in der kühlen Flut, dagegen sah man nur wenig Wassergeflügel. Die erdigen, steilen, an 30 Fuß hohen Ufer waren reichlich mit Gebüschen bewachsen. Vom Setit aus zog man eine kurze Strecke den Atbara hinunter durch eine öde und sandige Landschaft, wo jedoch große Viehheerden weideten, bis Hager abiad, einem Dorfe der Homranaraber. Am 26. December vor Sonnenaufgang zeigte das Thermometer nur 7 Grad Wärme. Der Boden bei diesem Dorfe war schwarz und sehr fruchtbar, doch wurde er der vielen Gebüsche wegen nicht mit Getreide bebaut. Von hier ging es ostwärts durch die mit binsenartigem, an 8 Fuß hohem Gras bedeckte, nur selten einzelne Gesträuche oder einen Baum aufweisende Steppe nach dem Djebel Essehr, einem hohen abgerundeten Berge, dem westlichen Ausläufer der am Nordufer des Setit aufsteigenden Randgebirge. Die Reisenden bogen hier nach Südosten um, kamen bei abgeernteten Durrafeldern vorbei, dann empfing sie ein Wald von Kakuhl, der rothstämmigen Mimose (Acacia gummifera), von welcher das beste Gummi-arabicum gesammelt wird. Nachdem sie einige Stunden auf schwarzem, sehr fruchtbar aussehendem Boden weiter gezogen waren, senkte sich das Land abwärts bis an das Flußbett des Setit und gestattete von seiner obersten Terrasse eine Aussicht auf flaches Land, das sich nach Süden bis an den Horizont dehnte, wo es von zwei vereinzelten zackigen Felsenbergen begrenzt wurde, während im Südosten ein Theil der abyssinischen Gebirge von Wolkait hervortraten. Von dem tiefliegenden Wasserspiegel des Setit war nur wenig zu sehen, aber einzelne dicke Baobab erhoben sich am jenseitigen Ufer auf einigen niedrigen Hügeln.

Um die Ufer des Setit dreht sich das ganze Leben, das in der Steppe herrscht; alle Thiere, von den größten bis zu den kleinsten, Raubthiere, Gazellen, Eichhörnchen und zahlloses Geflügel kommen täglich wenigstens ein- oder zweimal zu dem Wasserspiegel herab, um ihren Durst zu stillen. Krockow sah hier auf mehrere hundert Schritt Entfernung die ersten Hippopotamus. Die Uferbänke waren steil und mit dichtem Strauchwerk bedeckt. Sie setzten hier nach dem Südufer über, wo sich mancherlei Wildspuren durchkreuzten, und an einigen Stellen sah man breite Durchbrüche in den Gebüschen, sowie umgestürzte, 5—6 Zoll starke Bäume am Boden liegen. Alle diese Anzeichen wiesen auf die Nähe einer zahlreichen Elefantenheerde hin. Man war nun in dem Jägerparadiese angekommen; überall konnte man große Antilopen-, Löwen- und Leopardenspuren beobachten. Der weitere Weg nach dem Dorfe Therat führte erst an 13—14 Fuß hohem,

dichtem Grasgestrüpp vorüber, dann durch wogende Durrafelder, 8—10 Fuß hoch. In Therat beabsichtigte Krockow seinen Landsmann, den Elefantenjäger F. Muche, zu treffen; da derselbe jedoch nicht anwesend war, so beschloß Krockow die Rückreise nach Kassala anzutreten.

Nachdem man am Setit eine kurze Strecke bis el Hagira am Nordknie des Setit hinuntergegangen war, ging der Weg nordwärts durch die bisher unbereiste Landstufe zwischen Setit und Chor el Gasch. Man kam zuvörderst wieder in den Wald hoher, rothstämmiger Mimosen. In ihren gelben, büschelartigen Blüten sitzt, der Größe und Form nach einer Zuckererbse ähnlich, der dichte, dunkelgelbe Blumenstaub an feinen, bürstenartigen Staubfäden, einen lieblichen Duft, einem Mischgeruche von Heliotrop und Lilien vergleichbar, weithin verbreitend. Eine Menge von Bienen, Käfern und andern Insekten tummelten sich um die blühenden Bäume und durchkreuzten schwirrend und brummend die Luft, während kleine, buntgefiederte Vögel, besonders Bienenfresser, dazwischen umherflatterten und auf sie Jagd machten. In diesen Waldungen, sowie in der Nähe der kleinern Mimosengesträuche halten sich zahlreiche Bienenschwärme auf, welche in Erdrissen, Felsenspalten oder hohlen Bäumen ihre Zellen errichtet haben. Manche Eingeborene machen ein Geschäft daraus, diese wilden Bienenstöcke aufzusuchen. Der Djebel Esehr blieb zur Linken nach Westen hin liegen. Der Berg hat eine Ausdehnung von einer Sechstelmeile und läuft der Länge nach in zwei Bogen von Osten nach Norden. Die höchste Spitze liegt im Osten, 300 Fuß über der Ebene. Leider vermissen wir hier, wie überall sonst in ähnlichen Fällen, die Angabe über die absolute Höhe der Ebene. Die Oberfläche der Steppe bis zum Abu Gaml an ihrer Nordseite war wellenförmig, aber Höhe und Thal gehen so sanft ineinander über, daß der geschlängelte Weg kaum merklich auf- und absteigt und die einzelnen muldenartigen Senkungen wol eine Länge von einer Viertelmeile haben. Die Vertiefungen haben den besten, fruchtbarsten Boden, desgleichen sind die Höhen meist mit schwarzer Erde und nur selten mit kleinen Steinlagen bedeckt. Krockow betrachtete jedoch den ganzen von ihm durchzogenen District vom Esehr bis zum Abu Gaml wegen Wassermangel als unbewohnbar. Von wilden Thieren können hier nur Strauße, Giraffen und Geier vorkommen; drei Meilen von den Flußufern aus kommen dagegen alle Wildarten, wie Elefanten, Büffel, Antilopen, Gazellen, Affen, Perlhühner u. s. w. vor. Der Abu Gaml bildet den Ausläufer der die Landstufe längs des Chor el Gasch beendenden Gebirgsreihe, wie der mit ihm parallel liegende Esehr der Ausläufer der Gebirgsreihen am Setit. Es ist ein mächtiger, kühn und spitz emporragender Felsenberg, der sich an 1200 Fuß über die Ebene erhebt.

Krockow kam am 31. December 1864 in Kassala an, blieb hier bis zum 11. Januar 1865 und kehrte dann auf demselben Wege nach Therat am Setit zurück, wo er am 14. eintraf und seinen Freund, den Elefantenjäger Muche vorfand. Er blieb daselbst bis Mitte Februar, der dort so ergiebigen Jagd obliegend, und machte dann einen weitern Jagdausflug nach Debebi (der Jungferninsel), am Zusammenfluß des Rojan und des Takasseh oder obern Setit, wo er vom 15. Februar bis zum 4. März Lager hielt. Ueber die unausgesetzt unternommenen Jagdzüge und die vielfachen Rencontres mit Elefanten, Büffeln, Antilopen, Gazellen, Hyänen, Schakalen und kleinerm Wild erhalten wir ausführliche und anschauliche Mittheilungen. Löwen, Leoparden, Nashorn, Giraffen und Strauße kommen hier ebenfalls vor, aber sie halten sich oft tief versteckt, darum sind jene Thiere nicht so häufig anzutreffen, nur in bestimmten Gegenden finden sie sich zahlreicher. Giraffen und Strauße bewohnen die Grassteppen und lichtern Gebüsche, während die Nashorne in Sumpfgegenden und Dickichten in der Nähe von Flüssen zu treffen sind. Die Raubthiere streifen besonders in der Nähe von Wasser herum.

Der Reisende zog darauf den Setit wieder hinunter bis zum Dorfe Sahani unterhalb Therat, wo er sich noch bis zum 18. März aufhielt, worauf er seinen Zug nach Matama antrat. Man folgte erst dem Setit, der hier eine große Abbiegung nach Süden macht, bis zum südlichen Endpunkt dieser Abbiegung, den Felsen von Djirra, die, aus röthlichem Porphyr und Kalkstein bestehend, sich steil 400 Fuß über den Fluß erheben, und zog dann südwestlich über die dürre einförmige Grasebene zum Atbara, die man am 20. erreichte. Nachdem man die steilen Uferbänke dieses Flusses überstiegen hatte, betrat man wieder eine grasreiche, leicht hügelige, mit Oshar- und einzelnen Heglikbäumen bewachsene einförmige, unabsehbare Ebene, wo man vielen Kamelheerden begegnete; die glatten, gesund aussehenden Thiere waren meist von dunkelbrauner Farbe und starkem Körperbau. Diese höher gelegene, für die Gesundheit mehr zuträgliche und für den Landbau besser geeignete Gegend wird, wie auch die Ebene östlich vom Atbara bis zum Setit, von den Dabaina-Arabern bewohnt. Der schwarze Boden schien sehr fruchtbar zu sein. Am 21. März erreichte man, immer südöstlich ziehend, das große Dorf Delamahs, das, etwas hoch liegend, eine schöne Aussicht auf die nächste Landschaft und die im Hintergrund gelegenen Felsen und Gebirge gewährt. Hier bog der Weg nach Südosten um und hielt sich in dieser Richtung, dem Atbara parallel, bis Matama. Eine Reihe von Gebirgszügen kam in Sicht; im Süden ragte der Lahamer aus dem Kreise der andern Bergspitzen hervor. Vereinzelt stehende Subak- und Tarterbäume, Naback- und Mimosengebüsche folgten in steter, schöner Abwechselung aufeinander. Endlich gewahrte man von einer Höhe eine freundliche Landschaft: auf den niedrigen Ausläufern der Höhenzüge wuchsen starke kurzstämmige Baobab, im Thale lagen abgeerntete Durrafelder und ein Dorf. Es war Wogin, als kleiner Handelsplatz mit wöchentlichem Markte und als Zwischenstation auf dem Wege von Habesch und Matama nach el Quedaref und dem östlichen Sudan ein Ort von einiger Bedeutung. Man traf unterwegs mehrere kleine Dorfschaften, begegnete zahlreichen Viehheerden und kam bald darauf wieder zu einem großen Dorfe, dem des Schech Meriot. Hier war Ueberfluß an Rindvieh und Ziegen, doch mangelte es an Kamelen. Die Einwohner sind von rothbrauner Farbe, die Weiber noch hellfarbiger als die Männer. Außerhalb des Dorfes kam man gleich in eine dichte Gras- und Buschwildniß mit vereinzelten Subak-, Sielak-, Dera- und Tarterbäumen. Die Bäume

gruppirten sich dann immer mehr zusammen und bildeten schließlich wirkliche Waldungen. Darauf ging es wieder unter einzelnen Bäumen, durch 7—9 Fuß hohes, dürres Gras und über leichte Hügelzüge weiter. Der Hauptstock des langen, geraden Bergrückens Ras el Fil (Elefantenkopfs) blieb westlich liegen, an 1800 Fuß über dem Hügellande emporragend. Man überschritt mehrere Reihen steiler Hügel, die große Thäler in sich schlossen. Die Flora wurde mannichfaltiger, Tamarinden, Ebenholz, Sielak überdeckten den steinigen Boden. Nachdem schließlich die Höhe eines Hügelzugs erreicht war, lag das Ziel der Reise, der Hauptort des Landes Galabat, zu Füßen der Wanderer. Sie kamen dort am 25. März an.

Das Dorf Matama liegt an dem linken Ufer des kleinen Flüßchens Abumchera und besteht hauptsächlich aus ungefähr 600 Tuckelhütten; nur einige Mattenzelte reisender arabischer Kaufleute bringen einige Abwechselung in die Einförmigkeit der Bauart. In den Tuckeln wohnen die Tagruri (Neger), aus denen die Mehrzahl der Einwohner besteht. Nach binnenafrikanischer Weise sind die Wohnungen der einzelnen Familien, die meist aus mehrern aneinandergebauten Tuckeln bestehen, von außen durch einen gebrechlichen, unordentlich aussehenden Zaun umgeben, sodaß ein kleiner Hofraum übrigbleibt. An jenen Stellen, wo die Frauen und Kinder wohnen, ist eine Palmenmatte an dem hölzernen Zaune befestigt, um fremden Männern die Einsicht zu versperren und dem bösen Blicke zu begegnen. Regellos reiht sich Hof an Hof, Wohnung an Wohnung; die enge, staubige Straße durchkreuzt sie in zickzackförmigen Windungen. Auf dem geräumigen, aber staubigen Marktplatz sind in einer Reihe offener Rakuben (Sonnendächer) ausgebreitet: Baumwollzeuge, seidene Tücher, buntfarbige Bänder, Glasperlen, Ringe von Metall und Elfenbein, Scheren, Kurzwaaren, Salz, Pfeffer, Tamarinden, Früchte, Zwiebeln. Die Preise sind ziemlich hoch. Besonders gesucht und preiswürdig sind rohe Baumwollballen, Kaffee, Wachs und Honig aus Habesch, Gummi-arabicum, Elfenbein, Gold und Henna, zum Färben der Nägel und Handflächen benutzt. Auch werden hier Pferde in Menge verkauft; kleine, aber feurige Thiere mit hohem, sehr festem, wohlgeformtem Huf. Den einträglichsten und bedeutendsten Handelsartikel aber bildet hier der Neger; denn seit dem Unwesen des Menschenhandels auf dem Bahr el abiad durch die ägyptische Regierung, die europäischen Consulate und Missionen entgegengearbeitet wird, hat sich der Handel hierher gewendet. Es sollen hier an 1000 Sklaven wöchentlich verhandelt, ein- und ausgeführt werden. Der Schuma (Fürst) von Galabat erhebt einen Maria-Theresienthaler Eingangszoll per Kopf. Der Sklavenhandel wird besonders von den Djalin, den Bewohnern der Diberka, den Berberinern betrieben; auch sind einzelne Europäer dabei betheiligt.

Das Land Galabat ist von den Tagruri oder Takrir, d. i. Pilgern, bewohnt, Negern aus Innerafrika, namentlich aus Darfur, Bornu und Kordofan, welche, von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt, von Zeit zu Zeit hier sich angesiedelt und in dem unbewohnten Lande zwischen Habesch und Oberägypten einen eigenen Staat begründet haben. Das Land hat die Gestalt eines Triangels. Die Ostseite grenzt an den Atbara; die Nordgrenze, welche es von Oberägypten, und die Südgrenze, welche es von Abyssinien scheidet, liegen beide eine Tagereise von Matama, dem Hauptort. Der Schuma ist der vom Volk gewählte, fast unumschränkte Herrscher. Derselbe zahlt sowol an Abyssinien wie an Aegypten Tribut. Er hat eine unbestimmte Anzahl von bewaffneten Sklaven zur Verfügung, welche theils zur Leibwache, theils zu polizeilichen Zwecken verwendet werden. Das Hauptdorf Matama zählt 6000 Einwohner, das ganze Land an 140000.

Matama war Krockow's fernster Punkt. Er begann am 1. April 1865 die Heimreise von Matama, erreichte am 5. Delamahs, am 7. el Quedaref, am 13. Hasaballa am Atbara, am 16. Kassala. Von hier nach Sauakin nahm der Reisende eine etwas westlichere Route als vorher, sodaß wir über die Gebirge, welche die Landstufe zwischen dem Chor el Gasch und dem Barkafluß westlich beranden, noch viele sehr lehrreiche Mittheilungen erhalten. Er kam am 3. Juni 1865 wieder in Sauakin an.

Wilhelm Bentheim.

Ein neues Revolutionsdrama.

Maximilian Robespierre. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stud. lips. Leipzig, F. Fleischer. 1868. 8. 20 Ngr.

Die Französische Revolution bietet für den Dramatiker der Gegenwart durchweg günstige Stoffe, da das treibende Pathos ihrer Helden für uns vollkommen verständlich ist und da die Ideen, welche diese großartige Epoche bewegten und so grelle Ereignisse hervorriefen, noch die bewegenden Ideen unserer Zeit sind. Wenn sich gleichwol keins dieser Revolutionsdramen auf deutschen Bühnen eingebürgert hat, so liegt dies wol daran, daß die großen Hoftheater, welche vorzugsweise die Darsteller für diese schwierigen Aufgaben besitzen, wie sie die Revolutionsmänner bieten, sich noch immer derartigen Stoffen verschließen, so objectiv die Behandlung derselben auch sein mag und sowenig ein Abbild der Revolution, wie es sich auf der Bühne gestaltet, eine besondere Aufforderung zur Herbeiführung ähnlicher Zustände enthalten kann. Dann aber steht den Revolutionsdramen die Unlust unsers Publikums gegenüber, sich durch tragische Erschütterungen, besonders wenn sie in eine gewisse historische Nähe gerückt sind, aus dem Behagen bequem geordneter Verhältnisse und Stimmungen aufrütteln zu lassen. Diese Unlust dem Tragischen gegenüber verdoppelt sich, wo ihm die Monstretragödie der Französischen Revolution vorgeführt wird, denn hier hat Klio's Griffel selbst einen großartigen tragischen Stil geschrieben, dessen Fracturschrift der mittlern Temperatur des Denkens und Empfindens wenig genehm sein kann.

Der neue „Maximilian Robespierre", der vor uns liegt, ist, wie wir aus der verschämten Angabe des Titelblattes ersehen, die Schöpfung eines leipziger Studenten, eine Jugenddichtung, die aber in der That Züge eines entschiedenen Talents trägt, sodaß wir dem jungen Autor nur ein günstiges Prognostikon stellen können.

Zwar die Composition zeigt noch die Maßlosigkeit, in der sich die Jugend gefällt, jenen weiten Rahmen, in den hinein ein ganzes Stück Weltgeschichte gespannt werden soll: eine Methode, welche allerdings auch für die Griepenkerl'schen Revolutionsdramen bereits maßgebend war und mit jener Theorie zusammenhing, nach welcher die Breter unter dem Kothurn der Wirklichkeit donnern sollen. Unser Autor geht noch weiter zurück als Griepenkerl, er verwebt in sein Stück noch den Fall der Gironde, dann wie dieser den Sturz Danton's, und der Kampf der Thermidorier gegen den werdenden Dictator füllt nur die beiden letzten Acte des Stücks. Es ist also die ganze Summe von Robespierre's geschichtlichem Wirken, die in dem Drama gezogen wird. Bei der Ueberfülle der Handlung und der mitwirkenden Personen muß indeß das Interesse für den Helden nothwendig verkürzt werden. Das eigentliche dramatische Element, welches doch immer nur in der Entwickelung des Helden selbst liegt, in der Motivirung seiner entscheidenden Thaten durch äußere und innere Vorgänge, tritt hier zurück gegen die großen Bewegungen der Massen. Die Verlockung hierzu liegt nahe genug in derartigen Revolutionsdramen, indem leicht das Volk selbst als der Held der Revolution erscheint und seine Führer nur als Mandatare, deren selbständige dramatische Bedeutung nicht hoch angeschlagen wird.

Indeß hat sich der junge Dichter nicht mit der Gestaltung des historisch Gegebenen begnügt, sondern in sein Stück auch einen frei erfundenen Conflict eingefügt. Diese Erfindung ist sogar eine glückliche zu nennen, nur ist sie nicht zu ihren wahrhaft tragischen Consequenzen entwickelt. Robespierre's Liebe zu Leonore Duplay gibt die Grundlage dieser Erfindung her; sie ist hier nicht zu idyllischen Scenen ausgebeutet, welche in einem poetischen Contrast zu den Schreckbildern der Revolution stünden; sie ist selbst zu einer dramatischen Collision gesteigert, die leider mehr angedeutet als ausgeführt ist. Leonore Duplay ist eine fanatische Republikanerin, welche schon vor dem Schatten einer Dictatur zurückbebt und daher Robespierre freudig zustimmt, als er den herrschsüchtigen Dictator Danton zu stürzen bestrebt ist. Da tritt das Unerhörte ein, Robespierre strebt selbst nach der Dictatur und die Geliebte verwandelt sich in seine erbitterte Feindin, welche an ihm die Freiheit rächen will:

> Und wenn der Herrschsucht teuflisches Gespenst
> Die Züge alles Theuern an sich trüge,
> Ich würde für die Freiheit meines Volkes
> Ihm die verrätherische Brust durchbohren! —
> Ha, Robespierre, nach Rache schreit mein Herz!
> Du lohntest mir mit Lüge und Betrug
> Die Thränen, die ich ringend um dich weinte!
> Ich gab dir alles — und mit kaltem Hohn
> Hast du an meiner Thorheit dich ergötzt,
> Du hast mit meinen heiligsten Gefühlen
> Gespielt, und wenn ich schwelgte in der Hoffnung
> Auf eine Zeit der Freiheit und des Glückes,
> Da fröhntest du der schändlichen Begierde,
> Dem Volk zu rauben, was es schwer erkämpfte,
> An Sklavenketten langsam es zu schmieden,
> Daß es vor dir, Tyrann, sich zitternd beuge! —
> (Mit fanatischer Größe.)
> Gebt mir die Kraft, ihr heiligen Rachegötter,
> Daß ich mein Volk, daß ich die Freiheit räche!

Doch dieser Conflict wird dramatisch dadurch abgestumpft, daß er sich in Monologen ausgibt und daß er nicht zu einer entscheidenden Scene zwischen Robespierre und seiner Geliebten führt. Es ist eine frische dramatische Strömung, die versumpft und in todte Arme ausläuft. Auch für den Helden wäre eine solche Scene von hoher Bedeutung gewesen; denn auch sein Streben nach der Dictatur kommt über einen monologisirenden Ausdruck nicht heraus und hätte in solcher Begegnung sich scharf und in leidenschaftlicher Bewegtheit ausprägen lassen.

In dem Gefühl, daß die tumultuarisch bewegte Handlung eines Gegengewichtes der Sammlung und Besinnung bedarf, hat der Dichter in Georg Forster eine Art von Chorus eingeführt, welcher den Gang der Revolution mit seinen Reflexionen begleitet. Da indeß die Form dieses Chors der Monolog und die Vertheilung desselben eine willkürliche, nicht regelmäßig wiederkehrende und consequente ist, so bleibt die Gestalt Forster's eine undramatische und seine Monologe haben nur den Werth dramatischer Einschiebsel, so anerkennenswerth ihr Gedankeninhalt ist. Der Monolog in dem ersten Act ergeht sich in Betrachtungen über die Berechtigung der Revolution; der zweite auf dem Marsfelde geht am Schluß über zu einer Dithyrambe auf Deutschland; wir entlehnen diesem die folgende Stelle:

> Der Menschheit große Schulen sind das Handeln
> Und die Erfahrung. Lernt es hier, ihr Völker:
> Die Freiheit und die Tugend und Vernunft
> Sind unzertrennlich! Keines dieser Güter
> Könnt ihr besitzen, wenn euch eins gebricht.
> Ja, lernt von dieser Zeit! Sie ist geweiht
> Durch die Idee, die sie mit Blut verfochten.
> Sie weist die Bahn dem kommenden Jahrtausend;
> Sie ruft zu dem erneuten, schönen Streite
> Die ganze Menschheit mächtig in die Schranken,
> Und um der Freiheit blutgetränktes Banner
> Wird sie die Edeln aller Zeiten scharen!
> Sie will des Menschen Rechte neu verkünden,
> Will ihm die Freiheit des Verkehrs, der Arbeit,
> Des Glaubens und Gedankens neu erringen!
> Das ist der letzte Wille des Jahrhunderts;
> Der Nachwelt Preis, wenn sie ihn heilig hält!
> Und wenn ich nun die finstre Kluft durchmesse,
> Die den Erfolg von jenem Willen trennt,
> Wenn ich die Schatten Tausender beweine,
> Die dort wie Rachegeister drohend schweben,
> Da möcht' ich wieder hadern mit dem Schicksal,
> Der Schmerz erstickt die Stimme der Vernunft. —
> (Aufstehend, mit Größe.)
> Sei stark, mein Herz! Du darfst den eignen Werth
> Nur messen an der einen großen Frage:
> Hast du die Kraft, hast du das Gottvertrauen,
> Um über allem Schönen, Edeln, Theuern,
> Das dieser Zeiten wilder Strom hinwegschwemmt,
> Nie zu vergessen jenen höhern Zweck,
> Den wir so oft im Glauben — nicht im Schauen
> Verehren müssen? Ja, nur Glaubenskraft
> Vermag die Räthsel dieser Welt zu lösen!
> Ideen wachsen durch das Blut der Opfer.
> Für Seelenfreiheit fielen Deutschlands Männer,
> Für Staatenfreiheit blutet Frankreichs Volk!

O führet beide euern Kampf zum Ende! —
Mein deutsches Volk, mit deinen geistigen Waffen
Wirst du der Erde Völker überwinden;
Im ewigen Reich des Wahren und des Schönen,
Dort blüht Germanias heimatliche Flur.
Jedoch Gefühl, Verstand, so hehr sie walten
Und so Erhabnes sie erzeugen mögen,
Sind nur die halbe Größe der Nationen.
Der Wille ist's, der mannhaft starke Wille,
Der sich erzieht am Vorbild der Geschichte,
Von tiefer Glut des Thatendrangs durchlodert,
Der ernst gestaltend in das Leben greift,
Das Werdende zum Dauernden zu formen;
Der Wille ist's, der Staaten schafft und schirmt!
Mein Vaterland, auch du wirst einig, stark
Und eine neue stolze Weltmacht werden!
Heil dem Geschlecht, das an dem hohen Werke
Berufen wird mit seiner Kraft zu wirken!
Es wird die Größe seiner Zeit begreifen,
Auch wenn sie manches Theure ihm entreißt!
Der deutsche Jüngling wird sich stolzer fühlen,
Den deutschen Namen wird die Welt bewundern,
Und hoch begeistert wird der Dichter singen,
Nicht von der Liebe, nicht von Blumendüften,
Nein, von des Mannes heilig ernster That
Und von des Vaterlandes Neugeburt
Und von des deutschen Volkes Weltberuf! —
Das große Wort der Zukunft ist die That,
Und Mannesthat wird einst die Freiheit lohnen! —
(Es erschallt Trommelwirbel aus der Ferne.)
Jetzt blicke noch hierher, mein Volk — und lerne!
Es kommt die Zeit, wo Frankreich von dir lernt,
Von deines Geistes, deines Schwertes Macht!
Wenn Deutschland will, ist Deutschland über alles!

Wenn wir die Breite und Ueberfülltheit einer an Tintoretto'sche Gemälde erinnernden Composition, die Abstumpfung eines echt tragischen Conflictes wie der zwischen Leonore und Robespierre, die lyrisch-rhetorische Herzerweiterung der dramatischen Dichtung, die in der chorusartigen Gestalt eines Forster liegt, ins Auge fassen, so könnten wir an der eigentlich dramatischen Begabung des Autors irre werden. Gleichwol tritt dieselbe entschieden vor, namentlich in einzelnen Zügen von jener charakteristischen Prägnanz, auf welcher die berechtigten Effecte dramatischer Kunst beruhen. Wir sehen z. B. Danton bei den Girondisten; diese, Frau Roland an der Spitze, sind bereit, sich mit Danton zu versöhnen. Da tritt Lanjuinais herein und ruft ihnen Halt zu; in einer fulminanten Rede tritt er gegen Danton auf:

So soll die Nachwelt richten über uns:
Die Männer der Gironde fielen, weil sie
Zu groß von sich und von der Freiheit dachten,
Als durch den Bund mit Mördern sie zu retten!
Weh' euch, wenn von den Tafeln der Geschichte
Die Worte ewig leuchten: die Gironde
Fiel nicht, weil sie aus feiger Todesfurcht
Von dem die Rettung nahm, den sie verfluchte!
(Zu Danton.)
So viele Tropfen Bluts, als du vergossen,
So viele male flucht die Menschheit dir! —
Muß ich euch mahnen an Septembermorde?
Ihr schaudert vor dem Ungeheuer nicht,
Das den Entwurf zu jenem Schlachten gab?

Er schließt seine Rede mit den Worten:

Nun, Danton, fühlst du Reue, so verzeih' ich,
Und fasse zur Versöhnung deine Hand;
Doch weil du mir die Rettung bieten willst,
So stoß' ich diese Hand mit Stolz zurück!

Danton
(ist während der ganzen Rede in stolzer, fester, gebieterischer Haltung, wie unberührt, geblieben. Jetzt tritt er noch stolzer zu Lanjuinais, faßt dessen Hand mit Gewalt und ruft mit schmetternder Stimme:)
Ich halte diese Hand und halte sie,
Bis dir das Blut in deinen Adern stockt!
(Indem er sich, wie fragend, zu den Girondisten umwendet, ruft er drohend, doch nicht ohne einen gewissen Ausdruck des Schmerzes:)
Ihr wollt den Tod — ihr sollt ihn haben! —
(Er geht voll Stolz schnell ab.)

Man wird zugeben, daß in diesen Worten Danton's Macht und Größe liegt und daß sie der weitschweifigen Beredsamkeit eines Lanjuinais gegenüber, einer jener rhetorischen Leistungen, in denen die Gironde groß war, die lakonische Thatkraft vertreten, durch welche die Männer des Bergs den Sieg über die talentvollen Redner davontrugen.

Nicht minder bedeutend erscheint Danton in der Hauptscene mit Robespierre, in welcher die beiden Männer sich wie Löwe und Fuchs gegenüberstehen, und zwar nicht ganz ohne Schädigung des Interesses, das wir für den eigentlichen Helden des Dramas empfinden sollten; denn der Löwe erringt größere Sympathien als der Fuchs.

Danton (heftig).
O ich verstehe! Freiheit will man gar nicht!
Nur immer neuen Schrecken, neues Blut,
Um dadurch seine eigne Macht zu sichern!

Robespierre (heftiger).
Ei das sind freilich die vortrefflichsten
Republikaner, die mit tiefer Ruhe
Gleich Tausende in ganzen Massen schlachten,
Dann nach Beseitigung gewisser Gegner
Wie zur Erholung ihren Lüsten leben,
Mag, was da will, dem Vaterland begegnen!

Danton
(der immer mehr und mehr mit seinem Zorn kämpft).
Von wem sprichst du?

Robespierre.
Doch wie sie es gewahren,
Daß es noch Männer gibt, die Frankreichs Wohl
Und seiner Feinde Sturz im Herzen tragen,
Da kommen sie hervor, aus Angst, es könnte
An ihrer Freiheitsliebe jemand zweifeln,
Und predigen Barmherzigkeit und Milde
Und sprechen nur von Ruhe und von Ordnung.
Und um dies alles bestens herzustellen,
Wird heimlich mit Verräthern unterhandelt.
Und schließlich nähme man's auch nicht so übel,
Wenn einer sich die Krone wieder aufsetzt,
Falls er nur recht viel Gold und Ruhe mitbringt.

Danton (wild aufbrausend).
Von wem sprichst du?

Robespierre (kalt und ruhig).
Von dir.

Danton (mit schmetternder Stimme).
Ha! Robespierre!
Wenn sich ein andrer das erdreistet hätte,
So riss' ich ihm die Zunge aus der Gurgel!
Oho, es gibt noch Mittel, mich zu rächen!
Habt ihr verlernt, vor Danton zu erzittern?
Zu meinen Füßen sollt ihr bald euch winden!
Ihr wußtet nicht, wenn sich der Löwe legt,
Daß er zum Sprunge immer fertig ist.
Ihr sollt es büßen, ihn gereizt zu haben! —
Herbei, herbei, ihr Rotten vom September!

Der alte Danton ruft euch! O, ihr kennt ihn!
Jetzt gilt's, für euern Führer einzustehn!
In eure Hand den Dolch, den Fackelbrand!
Stoßt nieder, was nicht dantonistisch ist!
Hei! Sengt und brennt, und geht Paris in Flammen!

(Robespierre ist bei Danton's aufbrausendem Zorn erbebt und immer mehr in Schrecken gerathen. Dann hat er sich gefaßt und in der heftigsten Erregung wie mit einem Entschluß gerungen. Wie Danton in der unbegrenztesten Leidenschaft hinausstürzen will, rafft er sich mit Entschiedenheit auf und wirft sich wie umgewandelt in Danton's Arme.)

Robespierre.

O Danton, schrecklich, schrecklich war mein Amt!
Verzeihe mir, daß ich noch wagen konnte
An deiner Größe, deiner Kraft zu zweifeln!
Du hast die Probe glanzvoll überstanden.
Ja, du bist noch der frühre, stolze Danton,
Der starke Hort der Freiheit und des Volkes,
Und die Verleumdung muß beschämt verstummen.
Laß uns vereint ein neues Ziel erstreben,
Als Freunde, nicht als Nebenbuhler wirken!
Der Schrecken flieht und nur die Liebe herrscht!

Danton.

Wie? — Trügen mich die Sinne? — Robespierre,
Ich hätte doch mich nicht in dir getäuscht?
Du glaubtest nicht, was du so kalt, so boshaft
Von deinem Freund, von einem Danton sprachst?
Noch einmal soll ich für die Freiheit kämpfen,
Mit bessern Waffen — und mit Robespierre?

Robespierre (gepreßt).

Er bietet dir die Hand. Willst du verzeihen?

Danton.

Von ganzem Herzen! — O ihr schwachen Thoren!
Für diesmal, Freunde, habt ihr euch verrechnet!

Robespierre (ebenso).

Nun, Danton, geh'. Der Jakobinerclub
Kommt gleich zur Sitzung; laß mich ihm verkünden,
Was hier geschah! Leb' wohl!

Danton.

Leb' wohl, mein Freund!

(Ab.)

Auch in dieser Scene ist dramatische Energie unverkennbar, und die überraschende Wendung, zu welcher Robespierre's Hinterlist gegenüber dem gewaltsamen Ausbruch des Danton'schen revolutionären Feuers seine Zuflucht nimmt, wirkt als ein dramatischer Gegenschlag. Die Dialektik der Scene wird hierdurch zu einer wirksamen Pointe zugespitzt.

Auch Robespierre's Auftreten auf dem Stadthause, wohin ihn das Volk aus den Schranken der entscheidenden Conventssitzung befreit hat, ist nicht ohne tragischen Anflug. Er wendet sich dem Volke zu und sagt mit finsterer Bitterkeit:

Hoch der Dictator? — Ha! Ihr wart es doch,
Die erst vor wenigen Stunden den Dictator
Zur Guillotine jubelnd schleifen wollten,
Die an dem seltnen Anblick sich geweidet,
Den Unbezwinglichen zermalmt — zertreten —
In seinem Innersten zerknirscht zu sehn?
Erbärmlich, wer sich euern Launen preisgibt!
Erbärmlich — wen es reizt, euch zu beherrschen!

(Er wendet sich zu Saint-Just und Couthon und blickt sie finster an; dann mit einem dumpfen, dämonischen Ausdruck:)

Ich hatte mit dem Leben abgerechnet;
Was ruft ihr mich zurück in seine Qual?
Sein kindisches Begehren, seine Thorheit
Stand vor mir in dem Ekel ihrer Blöße;
Die Ohnmacht in dem Trotze ihres Dünkels
Lag wie ein nackter Wurm zu meinen Füßen.
Ein jammervolles Bild des eignen Seins,
Vor dem ich lachend — in Entsetzen bebte.
In einer einzigen, schicksalsschweren Stunde
Hab' ich gelernt, das Leben zu verachten;
Erbärmlich scheint mir seiner Kämpfe Preis,
Gemein das Ziel, nach dem ich rastlos jagte,
Ein dürres Reis des Lorbers eitler Kranz.

(In fieberhafter Zerknirschtheit.)

Mich selbst allein, mich konnt' ich nicht verachten;
Wie ein Gespenst, den Tod im hohlen Auge,
Steht grausig vor mir selbst mein eignes Ich,
Es grinst mich starr und unbeweglich an,
Es spricht zu mir von längstvergangnen Zeiten,
Es raunt mir Namen leise in das Ohr,
Und immer muß ich seinen Worten lauschen
Und immer muß ich schaudernd es betrachten,
Kein Blick, kein Flehn, kein Fluch kann es verbannen!

Obgleich aus den zahlreichen Volksscenen keine Gestalt weder dämonisch noch humoristisch fesselnd hervortaucht, so ist doch die theatralische Behandlung derselben nicht ungeschickt und das öffentliche Gewissen findet hier und dort einen echt schlagenden Ausdruck.

Die mitgetheilten Proben werden hinlänglich bewiesen haben, daß es der Diction nicht an Kraft und Schwung fehlt. Doch ist sie etwas ungleich; hier und dort thut der Verfasser etwas Wasser in die Tinte, indem er der phrasenhaften Rhetorik allzu große Zugeständnisse macht; hier und dort passen die Reden nicht zum Charakter, wie z. B. die folgenden staatsrechtlichen Deductionen im Munde eines schlichten Bürgermädchens wie Leonore, mochte dasselbe noch so sehr für die Republik begeistert sein, doch einen zu centnerschweren professorlichen Eindruck machen:

Doch hat der große Lenker eines Staates
Sein Vaterland geführt zum hohen Ziel,
Nach welchem es Jahrhunderte gerungen,
Dann ehrt es tief die feste Kraft des Willens,
Die unaufhaltsam kühne, die im Bunde
Mit fein erwägender, bedächtiger Klugheit,
Das Große schuf in die erstaunte Welt!
Dann paaren sich der Zweifel und der Kleinmuth,
Gelehrtes Träumen und schöngeistiges Schwärmen,
Der enge Formensinn, die starre Rechtssucht,
Und was sich sonst zum größern Staat nicht schickt,
Und winden endlich alle für den Genius
Am Ruhmeskranze der Unsterblichkeit!

Was man indeß auch im einzelnen aussetzen und auch gegen die Ausdehnung des Stücks einwenden möge, die das Maß eines Bühnenabends um das doppelte überschreitet — die vorliegende Jugenddichtung hat einen gewissen großen Wurf, in Situationen und Charakteren, der für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Rudolf Gottschall.

Moderne Dichterporträts.

1. Ferdinand Freiligrath. Zum Verständiß des Dichters und als Begleitgabe zu seinen Werken von August Kippenberg. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 18 Ngr.
2. Friedrich Rückert's Weisheit des Brahmanen dargestellt und beurtheilt von Franz Kern. Oldenburg, Schmidt. 1868. 8. 24 Ngr.

Es ist immer erfreulich, wenn die Kritik und die Analyse sich auch neuen Dichtern und Dichtwerken zuwendet und den lebendigen Verkehr der schaffenden Talente mit dem Publikum vermittelt. In einer Zeit der Variantenausgaben, in welcher unsere deutschen Classiker wie die römischen und griechischen und wie auch Shakspeare in jüngster Zeit als gelehrte Specialitäten behandelt und als Futter für die Philologie und vergleichende Textkunde verwandt werden, gleich als ob sie schon durch eine mit Folianten angefüllte Kluft von der Gegenwart geschieden wären, ist es doppelt wünschenswerth, auch den lebenden oder jüngstverstorbenen Dichtern eine kritische Würdigung zutheil werden zu lassen, ohne welche das große Publikum nicht an ihre Bedeutung zu glauben pflegt. Das deutsche Volk ist so gewöhnt, die Poeten aus zweiter Hand durch kritische Vermittelung zu genießen, daß es neuen Erscheinungen fast urtheilslos oder mindestens mistrauisch gegenübersteht, bis die Reflexe der Kritik voll und breit und von verschiedenen Seiten auf dieselben gefallen sind. Wolfgang Menzel hat unser Volk zwar bereits gegen die Verdächtigung in Schutz genommen, daß es ein Volk von Denkern und Dichtern sei, was ihm als einem der besten Deutschen natürlich sehr störend war, da er sich selbst weder zu den einen noch zu den andern zählen konnte; in der That, das deutsche Volk ist jetzt mehr ein Volk von Soldaten und Literarhistorikern. Der Spiritus ist fort, das Phlegma ist geblieben — oder vielmehr jener Spiritus ist geblieben, in dem man die großen Geister für die Nachwelt conservirt.

Ferdinand Freiligrath und Friedrich Rückert sind die modernen Poeten, die neuerdings in Fest- und Gedenkreden, auch in selbständigen Schriften, die wärmste und eingehendste kritische Beachtung gefunden haben. Was den erstern betrifft, so erinnern wir nur an die Festreden von Gottfried Kinkel, Berthold Auerbach und von dem Herausgeber d. Bl., sowie an die biographisch-charakteristische Einleitung, welche Ignaz Hub dem zu Freiligrath's Ehren herausgegebenen Dichteralbum vorausgeschickt hat. Gleichwol ist der Umfang jener Reden und dieser Einleitung ein zu geringer, als daß sie ein auch im einzelnen erschöpfendes Charakterbild hätten geben können, und der Zweck derselben, eine Verherrlichung des Dichters bei feierlichen Gelegenheiten, schloß von selbst die strengere kritische Beleuchtung aus.

Nach beiden Seiten hin tritt die Schrift von August Kippenberg (Nr. 1) ergänzend ein; wir erhalten von dem Entwickelungsgang des Dichters ein klares Bild: die Analyse geht in das Detail der einzelnen Gedichte, der Freiligrath'schen Vers- und Sprachbildung ein und die Kritik verschweigt nicht die Mängel, welche seiner ganzen Dichtweise eigenthümlich sind. Kippenberg unterscheidet acht Gruppen, die sich vielleicht auf eine geringere Zahl reduciren lassen. Als die vorzüglichsten Gedichte aus den eigentlichen Zonengemälden hebt er mit Recht heraus: den „Löwenritt", „Das Gesicht des Reisenden", „Der Scheik am Sinai", „Der Mohrenfürst" und „Das Lied Memnons".

In diesen Gedichten zeigt sich Freiligrath's beschreibendes Talent wol am glänzendsten. Das ist keine Beschreibung, wie wir sie in unserer Poesie oft genug gesehen haben, und wie sie uns u. a. noch Kleist, Haller oder gar Brockes gaben, in der Stück für Stück matt und nüchtern aneinander gesetzt wird — hier ist alles Leben und Guß! Ein Gemälde, glühfarbig, strichfest, keck — tritt, wie vom Blitz aus dem Dunkel gezogen, vor unser Auge. Wir wandeln in der fremden, wunderbaren Welt, wir athmen ihren Lufthauch; wir fühlen entzückt ihre erhabene Schönheit und erzittern vor ihren Schrecknissen. Welche Kraft in der Bewegung neben der vollen plastischen Gestaltung und der schimmernden Farbenpracht! Dazu Inhalt und Form in vollendetster Harmonie.

In dem warmen und glänzenden Lob, welches den Freiligrath'schen Dichtungen ertheilt wird, stimmt Kippenberg mit den Festrednern des Dichters überein; den Tadel begründet er schärfer und eingehender, als dies bisher in den Charaktergemälden des Dichters der Fall war:

Freiligrath ist nur zu sehr ein Dichter der Anschauung und Meister der Farbe. Leicht erfüllen die Scenen der Außenwelt, die er selbst erfahren hat, oder welche ihm sonst zugeführt sind, seine Phantasie, leicht wirft sie sein gewandter Stift auf das Papier. So zeigt er sich denn allzu freigebig, was schon Chamisso bemerkte, und wir empfangen nach einem Bilde, das die Meisterhand verräth, ein ähnliches, das besser im Pulte geblieben wäre. Dazu kommt, daß des Dichters Phantasie, so beweglich sie auch an sich ist, doch nur in verhältnißmäßig wenigen Erdräumen spielt, und so begegnen wir den Palmen und Korallen, den Negern und Dromedaren, den Scheiks und den Wüsten gar zu oft. Auch breitet sich in vielen Gedichten die Schilderung so behäbig aus, daß sie Gedanken, Empfindung und Handlung erdrückt oder zur Seite drängt. In den Freiligrath'schen Zonengemälden herrscht, wie wir gesehen haben, der Stil großer, moderner Gedanken; in vielen derselben läßt sich dieser aber nur erkennen, wenn man den Blick auf die ganze Gruppe richtet und nun die Aehnlichkeit findet; es tritt selbst die allgemeine belebende Idee zurück, geschweige, daß wir sie in freier, individueller Entfaltung sollten wirken sehen. Mit dem Gedanken verschwindet denn auch oft das Gefühl, und wir erhalten mehr oder weniger bloße Beschreibungen, die, so farbenreich und glühend sie auch sein mögen, doch kein Gegenstand der Poesie sind. So leichtfertig und ungerecht es ist, wenn man Freiligrath schlechthin einen bloßen Panoramenmaler und in besonderm Hinblicke auf seine Thierbilder, in einem andern Sinne, als er in der „Rheinsage" das Wort wird gelten lassen, den „van Aken der Poesie" genannt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Dichtungen wie „Afrikanische Huldigung", „Am Kongo" u. s. w. und große Theile anderer, gehaltvollerer Poesien in der That nur phantasievolle geographische Zeichnungen sind, die von der Poesie wenig mehr als die Form entlehnt haben. . . . .

Zunächst fehlt es dem Dichter recht oft an Einheit und strenger Gliederung der Composition. Auch in dieser Beziehung paßt auf ihn das bekannte Wort der Xenien an Jean Paul, daß viele seiner Schöpfungen besser geworden wären, hätte er seinen Reichthum so, wie andere ihre Armuth, zu Rathe gehalten. Manches seiner Gedichte würde vortrefflicher sein, wenn es um ein gutes Stück gekürzt wäre. Der Dichter erliegt der Fülle der Anschauungen, die sich ihm aufdrängen, er weiß nicht genug mit dem Stabe des ordnenden Verstandes die Geister zurück, welche auf ihn einstürmen, um an dem Born seiner Poesie blühendes Dasein zu gewinnen. So erhalten wir nicht selten viel Nebensächliches und geradezu Ungehöriges, was es

zu einer geschlossenen Anschauung und Empfindung nicht kommen läßt. Es sind nicht viele Gedichte von Freiligrath, die sich von dem Fehler der Ueberfülle des descriptiven Elements vollkommen frei erhalten. Wo dem Dichter eine kühne, naturfrische Bildvorstellung vor die Seele tritt, enträth er ihrer nicht gern, sollte auch die künstlerische Einheit und der energische Eindruck des Gedichts leiden. Nicht blos Gedichte wie „An das Meer", sondern auch Erzeugnisse der eigentlichen Empfindungs- und Gedankenlyrik beweisen das. Der Umstand, daß der Dichter zu sehr Meister der Schilderung ist, beeinträchtigt, wie Gedanke und Empfindung, so auch oft die Handlung. Wo er uns eine solche darstellen will, hält ihn die Zeichnung der Situation wol gleich am Eingange fest. Der Hintergrund ist in blendenden Farben mit reichen Gestalten gemalt; aber das Spiel, das vor den Coulissen sich entwickeln soll, läßt zu lange auf sich warten, oder bleibt zu dürftig, und die Aufmerksamkeit wird von demselben durch Veränderungen in der Decoration mitten in der Scene abgezogen.

Mit Recht wird Freiligrath ein Meister und Bereicherer der Sprache genannt und die sprachgestaltende Kraft des Dichters in Wort und Wendung, namentlich in den selbsterfundenen oder seltenen Zusammensetzungen, die theils metaphorisch sind, theils ein einfaches Begriffsverhältniß ausdrücken, hervorgehoben. Treffend ist auch die Bemerkung, daß Freiligrath's Sprache den Gedanken nicht umschifft, sondern ihn auf die anschaulichste, bezeichnendste Weise ausdrückt; in der That hat er vielfach das technische Detail poetisch geadelt. Was Versformen betrifft, so wird außer der neuen Behandlung des Alexandriners, besonders Freiligrath's Vorliebe für trochäische und iambische Doppel-Vierfüßler erwähnt. Auch Freiligrath's spätere politischen Gedichte, die im ganzen weniger bekannt geworden sind, werden von Kippenberg eingehend zergliedert und zum Theil ganz oder im Auszug mitgetheilt. Wir können das Schriftchen allen Verehrern Freiligrath's und allen Freunden der neuen Literatur bestens empfehlen, denn sie werden manches darin finden, was ihrer Theilnahme bisher entgangen ist.

Friedrich Rückert's dichterische Persönlichkeit ist mehrfach, neuerdings z. B. von Fortlage, in ihrer Gesammtbedeutung gewürdigt worden. Franz Kern (Nr. 2) hat sich einen Ausschnitt aus dem Kreise seines dichterischen Schaffens, seine umfangreichste Dichtung: „Die Weisheit des Brahmanen", ausgesucht, um an ihr die Eigenthümlichkeit des Dichters zu beleuchten. Wir lieben auf ästhetischem Gebiet, namentlich auf dem der Poetik die Specialanalyse; wie überall, gibt auch hier erst die Detailforschung dem Urtheil exacte und sichere Begründung. „Die Weisheit des Brahmanen" ist gewiß das für Rückert am meisten charakteristische Werk. Kern sagt am Schluß seines Werkes:

> Mir will es scheinen, als ob der Gefühlslyriker, der so rein und innig gesungen, nicht niedriger und nicht höher zu stellen ist, als der Dichter späterer Jahre, der den tiefsten Gedanken des Menschengeistes durchsichtige, oft unnachahmliche Formen gegeben hat.

Wir möchten Rückert als Gedankendichter höher stellen wie als Gefühlslyriker; denn mit wenigen Ausnahmen ist seine Gefühlslyrik auch von Gedankengängen durchzogen und tritt selten in voller Reinheit hervor.

„Die Weisheit des Brahmanen" erinnert an einen zusammengetragenen und zusammengewühlten Ameisenhaufen von Gnomen und Gedankensprüchen; so massenhaft ist das aphoristische Element noch nie in irgendeiner Literatur vertreten gewesen. Um so schwieriger aber ist es auch für den Leser, sich durch diese Fülle atomistischer Gedanken hindurchzuarbeiten, schwieriger noch als durch ein langgedehntes Epos, in welchem wenigstens der in die Zukunft hinausweisende Zusammenhang noch das Interesse wach hält. Hier aber beginnt mit jedem Sinnspruch, mit jedem Zweizeiler oder mindestens mit jedem kleinern Conglomerat von Zweizeilern ein neues Ganzes, man fängt immer von vorn an und ist dann gleich wieder am Ende angekommen. Es ist gleichsam ein fortwährendes Staccato und Pizzicato des Gedankens.

Indeß ist die Dichtung keineswegs ohne systematischen Zusammenhang, nur daß derselbe mehr die Anordnung der einzelnen Gruppen unter allgemeinern Gesichtspunkten angeht, als die einzelnen Epigramme selbst, die doch entweder ganz losgelöst oder willkürlich zusammengeballt erscheinen. Um so werthvoller ist ein Führer, der uns die durch das Ganze leitenden Fäden nachweist. Es ist dies ein Verdienst der Kern'schen Schrift, aus der man den Gedankeninhalt der „Weisheit des Brahmanen" nach seinen Hauptrichtungen hin, klar erkennt, sodaß auch derjenige, dem es an Zeit und Lust gebricht, die Dichtung von Anfang bis zu Ende durchzulesen und der in sie hereintritt, wie in einen Staubwirbel von Gedankenatomen, jetzt hinlänglich orientirt ist, um aus der Masse das herauszusortiren, was seinen Stimmungen und Neigungen entspricht. Die Grundanschauungen des Dichters auf allen Gebieten, der Religion, der Philosophie, dem Staat, der Kunst, namentlich der Dichtkunst, sind in der „Weisheit des Brahmanen" enthalten und beleuchten deshalb sein ganzes poetisches Schaffen.

Ein anderes Verdienst der Kern'schen Schrift ist es, daß er den Aufbau der Dichtung, der Vers- und Sprachgestaltung und der Art und Weise der Gedankenverbindung sorgfältig nachspürt und dabei ebenso wenig wie Kippenberg einen durchweg panegyrischen Ton anschlägt. Wol behauptet er, daß es innerhalb der Gedankenlyrik kein Werk gebe, das sich in Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit mit diesem Lehrgedicht messen könne; daß es nicht blos lauteres, meist schöngeprägtes Gold der Reflexion enthalte, sondern sich auch in manchem Gedichte die Blüte des unmittelbaren innigsten Gefühls in anspruchsloser, herzgewinnender Schönheit aufschließe; doch fügt er hinzu:

> Unter dem Weizen des Dichters ist auch werthlose Spreu. Von den mehr als anderthalbtausend größern und kleinern Gedichten mögen immer hundert und noch mehr als völlig werthlos bezeichnet werden, ja geradezu den Eindruck stören, den die übrigen hervorbringen. In andern macht einzelnes, was unklar gedacht oder trivial oder überflüssig ist, einen reinen Genuß an dem ganzen Gedicht unmöglich. „Ein Gedicht soll entweder vortrefflich sein oder gar nicht existiren", läßt Goethe Wilhelm Meister sagen. Danach hätten manche Gedichte in der „Weisheit des Brahmanen" kein Recht auf Existenz; welcher aber noch so sorgsam sichtende Dichter hat uns lauter vortreffliche Gedichte gegeben? Wie sollten wir das also erwarten können von dem Dichter, dem alles, was er gedacht und gefühlt, zum Gedicht geworden ist, auch der unbedeutende Einfall, auch der mislungene Scherz, auch der noch nicht zur Klarheit gebrachte Gedanke? Der so überaus regen dichterischen Productivität Rückert's verdanken wir einige ohne Minerva's Huld geschriebene Poesien, aber auch die frische Unmittelbarkeit, die seine meisten Gedichte auszeichnet. Aber das ist freilich einzu-

räumen, daß seine Poesien leichtern Eingang gefunden hätten, wenn er manches von dem, was ihm in die Feder gekommen nicht hätte drucken lassen.

Er tadelt als verfehlt Gedichte, deren Inhalt eine poetische Bearbeitung gar nicht zuläßt, andere, in denen uns ein gereimtes Stück Naturgeschichte geboten wird, andere, in denen die Erfindung sehr sonderbar, aber nicht sonderlich, der Gedanke trivial oder der Einfall ohne Werth ist. Die Beispiele, welche Kern als Beleg anführt, sind wol unwidersprechlich. Auch in Bezug auf die Form sind die Ausstellungen Kern's bedeutend: „Hier formvollendete Gedichte von unnachahmlicher Schönheit, dort Verse, die wir nicht anstehen dürften, als Stümpereien eines Schülers zu bezeichnen, wenn wir nicht zu gut wüßten, daß sie Nachlässigkeiten des Meisters sind, der unter den nach-Goethe'schen Lyrikern der größte bleibt." Kern rügt in Bezug auf die Verse die hin und wieder vorkommenden Tristichen als Abschwächung, tadelt ferner in einzelnen sonst makellosen Gedichten irgendeinen häßlichen Zug, eine unpassende Spielerei, hier und dort eine ganz undeutsche Zusammenstellung der Wörter, die seltenen oder veralteten, zu vielen erfundenen Wörter, unglückliche Zusammensetzungen, anstößige Dehnungen, einzelne schielende oder geschmacklose Metaphern, die Liebe zum Wortspiel, die Ungleichmäßigkeit des poetischen Stils u. s. w. Freilich steht diesem Tadel der Satz voraus: „Mögen einige hundert von den Gedichten nichts werth sein, der Dichter ist so königlich reich, daß er trotzdem ein großer Dichter bleibt." Möge man das Nähere in der fleißigen Schrift selbst nachlesen!

Ein Buch für deutsche Hausfrauen.

Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausgegeben von Karl von Holtei. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 8. 1 Thr.

Wie vielen Vorurtheilen über schriftstellernde Frauen man auch immer noch begegnen mag, ihre Zahl hat in neuester Zeit sehr zugenommen und zwar in so trefflichen Leistungen, daß jedes Aburtheil glänzend widerlegt ist. Aber noch mehr. Das vorliegende Büchlein ist ein so hervorragendes, daß wir erklären: nie würde ein Mann, und wäre er der begabteste, und hätte er als Menschenkenner sich reichlich bewährt, ein solches zu schreiben vermögen. So ist uns auch nie aus der Feder einer Frau eine Druckschrift zu Gesicht gekommen, welche mit diesen köstlichen „Briefen und Blättern von Frau Therese" zu vergleichen wäre. Ein schüchterner, wenn auch sehr Erfreuliches verkündender Vorbote dieser herrlichen Erscheinung in der Gegenwart war einst Maria Mnioch, deren „Zerstreute Blätter" bekanntlich Herder herausgab. Aber wie ist bei Theresen alles und jedes zur schönsten Entwickelung gediehen, was dort erst im Keimen sich darstellt, wie reiht sich Blüte an Blüte, Frucht an Frucht! Wie beherrscht sie von ihrer stillen, von vielfachen Leiden so getrübten Häuslichkeit aus einen so weiten Gesichtskreis, wie ist auch sie musterhafte Hausfrau, sorgsame Gattin, zarte Mutter, umsichtige Erzieherin, edle Freundin, mit wie echter Lebenskunst weiß sie die höchste Idealität in die tagtägliche Praxis der Wirklichkeit hinüberzuleiten!

Schon manches Buch ist erschienen, welches sein Verfasser dem Leser, der Leserin als bleibenden Gefährten mit auf den Lebensweg gab. In allem, was Frau Therese schreibt, von dem ersten bis zum letzten ihrer Worte, ist keine Spur von solchem Anerbieten zu finden. Sie hat mit all ihren Gedankenäußerungen eine Scheu vor der Oeffentlichkeit. Als es sich fügt, daß manches von ihr auch öffentlich bekannt wird, sogar des lebhaftesten Beifalls sich erfreut, weiß sie selbst das gar nicht zu begreifen. So ist es ihr nie in den Sinn gekommen, daß ihre brieflichen und sonstigen Aufzeichnungen sich zu einem Buche erweitern würden, welches wir hiermit der Lesewelt aufs wärmste empfehlen und für dessen Herausgabe und Vorwort wir Hrn. von Holtei, dem allgeliebten Dichter und Schriftsteller, unsern aufrichtigsten Dank sagen! Der Reichthum des Dargebotenen in den „Briefen" an den Herausgeber ist bedeutend. Wir lernen hier eben eine Frau kennen, welche die oben angedeuteten Eigenschaften und viele andere noch: Tiefe des Gemüths, Naturfrische, Mutterwitz, gesunden Menschenverstand, scharfe Beobachtung, selbständiges Urtheil mit unermüdeter Krankenpflege, Gattin-, Mutterumsicht und Tüchtigkeit in jeder wirthschaftlichen Beziehung verbindet. Das ist eine weibliche Seele, die stets in andern und für andere lebt, und doch schon für sich eine unendliche Welt ist, an der Weiblichkeit festhält, und gleichwol über alles blos Geschlechtliche sich hinausschwingt.

Die „Briefe an ihren Sohn" sind unübertrefflich. Die zarteste, weiseste, aber auch kräftigste Mutterliebe umwaltet ihn, den jungen Studenten, in der Ferne. Sie wird ihm Mentor, Arzt, sie wird Dichterin, und in wie ureigener, holder Weise; wird ihm Freundin, weiseste Rathgeberin, ja, sie wird ihm zu Liebe im zehnten Briefe sogar Student, d. h. sie spricht zu ihm in sehr resoluter Burschensprache eines Commilitonen, indem sie ihn etwas rüttelt, und doch in Mutterliebe, mit kräftigen Worten rüffelt, wie er zu sich selbst sprechen solle, um sich abzustrafen, daß er so saumselig im Briefschreiben, so leichtfertig im Halten gegebener Versprechungen sei. Kurz, sie ist in dieser Metamorphose wie in allem durchweg liebenswürdig, geistvoll, weise, allem Trivialen, Eiteln abgestorben und doch erfüllt von Lebenshumor, jeden Augenblick bedacht, würdig zu leben.

Was man da nun vollends zu erwarten hat, wo sie der Aufforderung einer Freundin, ob auch mit höchster Selbstbescheidung, folgt, ihr Rath zu ertheilen für eine kritische Zukunft, der diese fürs Nächste entgegensieht, das wird man nach dem Bisherigen vermuthen. Der Abschnitt: „Für junge Mütter", ist einzig. Wie sie Vorbereitungen angibt, den Erdensohn zu empfangen, bis ins Kleinste, Zarteste sich darüber ausläßt, wie man ihn zu pflegen, später zu erziehen habe; man muß es lesen und wieder lesen, und Frauen und Männer, Matronen und

Greise werden sich daran erheben. Wir wünschen schon dieser Abtheilung wegen das Büchlein im Besitz jeder gebildeten, verheiratheten Frau.

Es folgen „Einzelne Blätter aus dem Tagebuche". Eine Mannichfaltigkeit reizender Art, von den beiden Genrebildern „Dorfscene" und „Bienenschwarm" bis zu Ende. Sinn fürs Volk, für Heldenmuth, eigener Heroismus, Humanität, Hochherzigkeit, Blick für den Genius, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe ohne jede Einschränkung, offenes, freies Bekenntniß, das sind die im reinsten Lichte strahlenden Vorzüge dieses Abschnitts. Möchten heutige Naturforscher sich wol merken, was Frau Therese vom Physiker und Mathematiker fordert.

Wir können der vortrefflichen Schriftstellerin nicht in allen ihren Ansichten beistimmen. Wenn sie z. B. einmal meint, Jean Paul hätte in der „Levana" sich mehr bemühen sollen, auch „Müttern" verständlich zu werden, und seinen Humor „in engere Grenzen zu verweisen", so glauben wir, nach allem, was die Verfasserin über jenes ausgezeichnete Buch sagt, daß sie selbst unsern größten Humoristen sehr wohl verstanden habe, halten jedoch auch dafür, daß der Genius stets das heilige Recht hat, sich in seiner Ganzheit zu geben, und daß er eben dadurch eine unendliche Wirkung ausübt, daß er stets seine ganze Eigenthümlichkeit offenbart.

Wenn wir jedoch in einzelnen Behauptungen von Theresens Ansichten abweichen, so stehen wir in andern Beziehungen nicht an, ihre „Briefe und Blätter" ihrem Werthe nach als unverwelklich schön und erquicklich zu rühmen, und den lebhaftesten Wunsch auszusprechen, es möchte das Büchlein zur Lieblingslektüre heutiger und künftiger Lesewelt gehören.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Brockhaus) liegt jetzt der achte, neunte, zehnte und elfte Band vor. Der achte Band enthält Lessing's Dramen: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", „Nathan der Weise", herausgegeben von Hermann Hettner, welcher diesen Dramen eine vortreffliche Einleitung: „Lessing als Dramatiker", voranschickt. Der Hauptvorzug dieser Einleitung besteht darin, daß sie sich von der blinden Vergötterung freihält, mit welcher manche Herausgeber, schon um sich für ihre Mühe zu belohnen, die edirten Dichtungen anzupreisen pflegen. Hettner gönnt allen kritischen Bedenken den breitesten Raum und schließt seine Untersuchung mit den folgenden Resultaten ab: „Der Mangel der Lessing'schen Tragik ist, daß ihr jene tiefe Erfassung der tragischen Schuld als des Urgrundes aller tragischen Verwickelung und Versöhnung fehlt, welche die unverbrüchliche Grundlage der Shakspeare'schen Tragik ist und deren volle Bedeutung erst von Goethe und Schiller wiedergefunden wurde. Ein Classiker des deutschen Dramas ist Lessing trotz alledem. Man sollte sich hüten, jenes bescheidene Wort Lessing's, daß er kein Dichter sei, gedankenlos nachzusprechen. Sein Verdienst ist nicht ein blos geschichtliches, es ist ein künstlerisch bleibendes. Eben jetzt sind es hundert Jahre, daß «Minna von Barnhelm» zum ersten male mit ungetheiltem Beifall über die deutsche Bühne ging, noch heute ist es unbestreitbar das beste deutsche Lustspiel. Nach wie vor bewährt die Tragödie «Emilia Galotti» in ihrer feinen Charakterzeichnung ihre unverwüstliche Anziehungskraft. Nach wie vor verbreitet das weihevolle Humanitätsevangelium Nathan's nach allen Seiten seinen befruchtenden Segen. Welche andere deutsche Dramen außer den Dramen Goethe's und Schiller's, dürfen auf gleiche Unvergänglichkeit hoffen?"

Der neunte Band der „Bibliothek" enthält Wieland's „Oberon", herausgegeben von Reinhold Köhler, mit einer Einleitung, welche sich über die mittelalterlichen Quellen des „Oberon", über die verschiedenen Ausgaben der Wieland'schen Dichtung ausführlich verbreitet. Der zehnte und elfte Band enthalten die Dichtungen des Malers Müller, herausgegeben von Hermann Hettner. Einer der Hauptvertreter der deutschen Sturm- und Drangperiode wird uns durch diese Ausgabe wieder nahe gerückt; wir werden nächstens das Bild des Stürmers und Drängers, mit Anlehnung an die Hettner'sche Ausgabe und Einleitung, unsern Lesern vorführen.

Die von dem Bibliographischen Institut in Hildburghausen veranstaltete Ausgabe von „Shakspeare's dramatischen Werken und Sonetten" ist der Vollendung nahe; es sind bereits neun Bände erschienen, sodaß nur noch der zehnte fehlt. Die großen Tragödien sind meistens von Wilhelm Jordan übersetzt: „Romeo und Julie", „Othello", „König Lear", „Richard III." Uebersetzer des „Hamlet" ist Seeger, der auch „König Johann" und „Timon von Athen" übersetzt hat. Die Historien, mit Ausnahme von „Richard III.", die Römerdramen „Julius Cäsar" und „Coriolan" sind von Viehoff, die Lustspiele und phantastischen Dramen von Dingelstedt und Simrock übersetzt; ebenso von den letztern „Antonius und Kleopatra".

Der neunte Band von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften" (Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei) enthält Originaldichtungen des Autors und zwar den ersten Theil der „Alten und neuen Gedichte".

Die „Poetik, Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst" von Ernst Kleinpaul (Barmen, Langewiesche) ist in sechster sorgfältig vermehrter und verbesserter Auflage erschienen. Da diese „Poetik" mit Aneignung aller neuen Resultate auf dem Gebiete der Dichtlehre eine gedrängte compendiarische Form vereinigt, so ist sie allen denen zu empfehlen, welche sich zum bessern Verständniß der Dichter mit den Grundlehren der Dichtkunst bekannt machen wollen.

Der „Neue Pitaval", jetzt herausgegeben von A. Vollert (Leipzig, Brockhaus), bringt in dem dritten Heft des zweiten Bandes, neue Serie, folgende Processe: „Die Meuterei auf der Insel du Levant" (1866 und 1867), „Der Giftmörder Dr. Eduard Wilhelm Pritchard" (Glasgow, 1864—65), „Jakob Friedrich Hadopp. Raubmord" (Philadelphia, 1865—67) und die vierte „Criminalistische Miscelle aus Nürnbergs Vergangenheit".

Zu dem „Index Pseudonymorum", dem Wörterbuch der Pseudonymen, erschien ein drittes Supplementheft, auch als neue Nachträge zu den „Falschen und fingirten Druckorten" von Emil Weller (Glauchau, Moritz). Mit diesem dritten Nachtrag soll für jetzt das Wörterbuch der Pseudonymen abgeschlossen sein. Es ist eine fleißige bibliographische Arbeit. Sehr interessant ist es zu sehen, welch eine große Zahl von Schriftstellern zu allen Zeiten mit heruntergeschlagenem Visir gefochten hat. In erster Linie marschiren hier die enthüllten Pseudonymen auf, deren Incognito gelüftet ist; es bleibt aber noch eine sehr beträchtliche Zahl übrig, welche für die bibliographischen Forschungen undurchsichtig sind. Diese werden mit ihren Werken genau angeführt. Es befinden sich unter den ungelösten pseudonymen Räthseln einige moderne Romanschriftsteller; wir wären im Stande, hier manche ergänzende Enthüllung zu geben, wenn wir es nicht für indiscret hielten, einige Damen, die auf dem Carneval der Literatur in Männerkleidern erscheinen, zu demaskiren.

Von Heinrich Koenig's „Hoher Braut" (Leipzig, Brockhaus) ist eine dritte, wesentlich verbesserte Auflage erschienen. Es war dies das erste Werk dieses Romanschriftstellers, das einen durchgreifenden Erfolg hatte, und die neue Auflage beweist dem hochbejahrten Dichter, dessen neunundsiebzigster

Geburtstag vor kurzem gefeiert und von Gustav Kühne durch ein Gedicht verherrlicht wurde, daß seine gediegenen Werke, mitten in der maßlosen Concurrenz der nachdrängenden Romanproduction, eine die Theilnahme des Publikums fesselnde Stellung zu behaupten wissen.

Die „Revue bibliographique universelle" (Polybiblion), die in Paris aux bureaux de la Revue erscheint und gegenwärtig die zweite Lieferung versendet, ist ein Unternehmen, das auch in Deutschland Beachtung verdient. Sie enthält Kritiken über neue Werke, eine literarische Chronik, eine Correspondenz, in welcher die Quellen über einzelne Themata zusammengestellt sind, eine methodische Bibliographie der bessern französischen und ausländischen Werke und eine Angabe der Artikel in den Hauptzeitschriften des In- und Auslandes. Nach den vorliegenden Proben ist die Revue in Bezug auf Deutschland allerdings sehr lückenhaft, sowol was die Mittheilung neuerschienener Werke, deren Titel zum bessern Verständniß immer ins Französische übersetzt sind, als auch was die Zeitschriften betrifft, von denen die Inhaltsangabe mitgetheilt ist. Doch verdient schon das Streben, auch der deutschen Literatur gerecht zu werden, Anerkennung und würde, wenn es von Deutschland aus entsprechende Unterstützung fände, gewiß zu befriedigendern Resultaten führen.

Von Karl Pistor's Werk: „Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen" (Leipzig, Günther), erscheint eine Volksausgabe, welche zur Verbreitung des praktischen, in d. Bl. bereits anerkannten Werks in weitern Kreisen beitragen wird.

Die französische Akademie hat den von Herrn Thiers gestifteten Preis von 3000 Francs einstimmig Herrn Marnes Topin für sein Buch: „Europa und die Bourbonen unter Ludwig XIV." zuerkannt. Auch Graf Kératry bewarb sich um den Preis mit seinem Buche über Mexico.

Zeising über das Pentagramm.

Unsere Leser kennen die Stelle des Goethe'schen „Faust", wo der Drudenfuß auf der Schwelle, das Pentagramma den Mephistopheles am Weggehen hindert. Zeising hat ihm nun eine Abhandlung gewidmet, die in der „Deutschen Vierteljahrschrift", Nr. 121, erschienen ist, und ebenso vom Talent und Blick des Mathematikers wie des Aesthetikers zeugt, zugleich aber für die Geschichte der Philosophie und der Naturforschung interessant ist, indem es klar wird, warum die Pythagoräer dem Sternfünfeck die große Bedeutung beilegten, und wie es noch einem Kepler für die Entdeckung seiner Weltgesetze von Wichtigkeit sein konnte. Die Fünfzahl erschien als ein Band harmonischer Vereinigung, und war dadurch das Symbol der Gesundheit; die Figur aber zeigt auf überraschende Weise das Verhältniß des goldenen Schnitts, welches bekanntlich darauf beruht, daß der kleinere Theil sich zum größern wie der größere sich zum Ganzen verhält. Soll ein Ganzes in ungleiche Theile getheilt werden, die doch zugleich die Einheit im Unterschiede bewahren, so ist dies Verhältniß das logisch richtige, wie es das ästhetisch wohlgefällige ist; darum herrscht es in der Natur wie in der Kunst. Dies hat Zeising's Proportionslehre nachgewiesen, und wir heißen die neue Erweiterung und Bestätigung seiner gediegenen Arbeit willkommen; denn gerade in dieser mathematisch-ästhetischen Formlehre liegt die Stärke des Autors, die ihn vor allen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Schönen auszeichnet.

Der Neuplatoniker Jamblichos erzählt im Leben des Pythagoras: Ein Pythagoräer sei nach langer Fußwanderung durch öde Gegend in einem Wirthshause eingekehrt, sei dort krank geworden und habe dem Wirth die lange Pflege nicht mehr zahlen können. Da habe er vor seinem Ende ein Zeichen auf eine Tafel geschrieben. Die sollte der Wirth an der Straße aufhängen und darauf achten, ob ein Vorübergehender das Zeichen erkenne; der werde dann die Auslagen zahlen und sich dankbar erweisen für das, was an dem Verstorbenen geschehen sei. Nach langer Zeit sei wirklich ein Pythagoräer vorübergekommen, habe sich nach dem Zeichen erkundigt, und als er den Hergang erfahren, den Wirth reichlich bezahlt. Wegen dieses guten Dienstes, den das Gruß- und Erkennungszeichen der Pythagoräer dem Wirthe geleistet, soll das Pentagramm bei den Gastwirthen überhaupt zu Ansehen gekommen sein und daher die Sitte stammen, es in seiner ursprünglichen oder etwas modificirten Form (☆ oder ✡) als Wirthshausschild oder Bierzeichen zu benutzen.

Bibliographie.

Aristoteles Thierkunde. Kritisch berichtigter Text mit deutscher Uebersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärung und vollständigem Index von H. Aubert und F. Wimmer. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Baltzer, E., Pythagoras, der Weise von Samos. Ein Lebensbild nach den neuesten Forschungen bearbeitet. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 25 Ngr.

Becher, E., Die Arbeiterfrage in ihrer gegenwärtigen Gestaltung und die Versuche zu ihrer Lösung. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergmann, W., Die Schlacht bei Drakenburg. Historisch-romantische Erzählung. Nienburg. Gr. 8. 25 Ngr.

Brandrupp, A. H., Wilhelm I., König von Preußen in Wort und Bild. 1ster Thl. 1ster Halbbd. Berlin, Allgem. deutsche Verl.-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Broglie, Fürst, Die weltliche Herrschaft des Papstes und das Concordat. Nach dem Französischen. Münster, Krick. Gr. 8. 5 Ngr.

Calinich, R., Zwei sächsische Kanzler. Ein öffentlicher Vortrag. Chemnitz, Focke. 4. 4 Ngr.

Collin, B., Kapital und Arbeit, die sociale Frage vom Standpunkt der Religion und Moral. Basel, Amberger. 8. 4 Ngr.

Cröger, C., Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. 2 Thle. St. Petersburg, Röttger. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Disselhoff, A., Ueber die Geschichte des Teufels. Ein Vortrag. Berlin, Beck. 16. 5 Ngr.

Dove, H. W., Der Schweizer Föhn. Nachtrag zu Eiszeit, Föhn und Scirocco. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Dreßler, O., Grundriß der physischen Anthropologie als Grundlage der Erziehungslehre. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Düntzer, H., Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Frenzel, K., Deutsche Fahrten. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Geißler, R., Plaudereien über Paris und die Weltausstellung. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Haneberg, D. B. v., Ein Kranz auf den Sarkophag Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Bayern. Trauerrede. München, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Harms, T., Lebensbeschreibung des Pastor Louis Harms. Hermannsburg. 8. 10 Ngr.

Helfferich, A., Turan und Iran. Ueber die Entstehung der Schriftsprache. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hermanni, K., Die Schlacht von Schönbunnd historisch-episch geschildert nebst anderen Gedichten. Soest, Nasse. 8. 20 Ngr.

Heusinger, E., Zwei Kriege. 1809 und 1866. Braunschweig, Graff u. Müller. 8. 25 Ngr.

Hill, R., Lütte Schnurren. Plattdeutsche Gedichte. Prenzlau, Vincent. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Hopfen, H., Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte. Stuttgart, Kröner. 16. 15 Ngr.

Hübner, J., Ueber das Wesen der Farbe und ihre Hauptrepräsentanten in den verschiedenen Malerschulen. Ein Vortrag. Dresden, E. Arnold. 8. 9 Ngr.

Kinkel, G., Vorspiel zur Theater-Aufführung der Zürcher Polytechniker und Studenten zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen gedichtet. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 3 Ngr.

Kreuz- und Querzüge in Sachen der deutschen Classiker. Von W. v. W. Freiburg im Br., Literar. Anstalt. Gr. 8. $3\frac{1}{3}$ Ngr.

Marryat, Florence, Gerald Estcourt's Bekenntnisse. Roman. Aus dem Englischen von Helene Hardt. 3 Bde. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Merx, E., Asyl Lea-Hof. Eine Erzählung. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. 3te Abth. Deutschland gegen Frankreich. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Mussafia, A., Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Oesterreich im Frühjahre 1868. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Pfaff, E. R., Das Traumleben und seine Deutung nach den Principien der Araber, Perser, Griechen, Inder und Aegyptier. Für Gebildete aller Stände. Leipzig, Denicke. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Philippi, F., Das Buch Henoch, sein Zeitalter und sein Verhältniß zum Judasbriefe. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Isagogik. Nebst einem Anhang über Judä B. 8 und die Mosesprophetie. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 28 Ngr.

Raynal, R. A., Hannoversche Spiegelbilder. 3tes Heft. Braunschweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Reyscher, A. L., Das Zoll-Parlament und die deutsche Einheit. Eine Wahlrede. Cannstadt, Bosheuer. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Rodenberg, J., Aus aller Herren Länder. Plaudereien. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Zuydtwyck, Freih. H., Der Zug des Varus mit Rücksicht auf die Schrift des Herrn Prof. Middendorf „über die Gegend der Varusschlacht" Münster 1868 besprochen. Paderborn, Junfermann. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lebensschilderung, Briefe und Nachgelassene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schwester **Charlotte Quiding**, geb. Bremer.

Deutsche Originalausgabe.

In drei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses aus dem Nachlaß der Romanschriftstellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erscheinende Werk wird sicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft interessiren.

Der vorliegende erste Theil enthält die Lebensbeschreibung Frederika Bremer's aus der Feder ihrer Schwester nebst Blättern aus ihrem Tagebuch, während der zweite ihren sehr interessanten Briefwechsel und der dritte Theil bisher ungedruckte Erzählungen, Novellen und Gedichte zum ersten male veröffentlicht.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Reisen in Siam und Kambodja

im Jahre 1863.

Die Völker des östlichen Asiens.

Dritter und vierter Band.

Von Dr. **Adolf Bastian.**

Dritter Band: Reisen in Siam mit einer Karte von Hinterindien vom Professor Dr. H. Kiepert. Lex.-8. Elegant brosch. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Vierter Band: Reisen in Kambodja. Lex.-8. Elegant brosch. 3 Thlr.

Dieses Werk enthält im dritten Bande die interessantesten Reiseerlebnisse des Herrn Verfassers in Siam, im vierten Bande die in Kambodja, unter Festhaltung des ethnographischen Gesichtspunktes, der denselben bei seinen Untersuchungen leitete. In Bildern und Schilderungen, die dem wirklichen Leben nach eigener Anschauung entnommen sind, lernen wir durch Herrn Dr. A. Bastian die ostasiatischen Völker und deren Geistesleben kennen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese neueste Gabe des beliebten rheinischen Dichters ist die Frucht zweier Reisen desselben durch Italien. Was Natur und Kunst ihm dort Herrliches darboten, gestaltete er zu einer Galerie poetischer Bilder, deren lebendige Anschaulichkeit den Leser zum Mitgenuß seiner Erlebnisse und Stimmungen einladet.

Preisausschreiben

des

New-Yorker Belletristischen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderseitigen Interesse mehr entsprechendes Verhältniß zwischen der deutschen Intelligenz in Deutschland selbst und in Amerika anzubahnen und so weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen überflüssig zu machen, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, ein Preisausschreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichende Romane zu erlassen.

Der Preis besteht in

Ein Tausend Thaler Preußisch Courant für den ersten,
Fünf Hundert Thaler Preußisch Courant für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollsten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen sind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im Belletristischen Journal frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen.

Unterzeichneter ist bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: Dr. Karl Andree in Dresden, Prof. Dr. Gosche in Halle und Prof. Dr. Herrig in Berlin haben sich gütigst bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Concurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum

ersten October 1868

an den Herrn Professor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsstraße, in Berlin, eingesandt sind.

Die Einsendungen müssen, mit einem Motto versehen, an Herrn Prof. L. Herrig in Berlin adressirt sein. Die versiegelte Adresse des Verfassers mit dem entsprechenden Motto ist in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten

40 John-Street, New-York, zu senden.

Das New-Yorker Belletristische Journal ist das größte und verbreitetste deutsche Blatt Amerikas. Diejenigen Schriftsteller, welche mit demselben nicht bekannt sind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunsche beseelt, den deutschen Schriftstellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt sich von seiten derselben eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,
Redacteur und Herausgeber des New-Yorker Belletristischen Journals.

Neue Subscription

auf die elfte Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

In 150 Heften zu 5 Sgr.

Zu jeder Zeit kann in diese neue Subscription eingetreten werden. Das Werk wird von allen Buchhandlungen nach und nach, in Heften und Bänden, oder, so weit bisjetzt erschienen, gleich vollständig, geheftet oder gebunden, in solchen Terminen geliefert, wie sie dem Besteller am bequemsten sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1868.

Memoiren eines modernen Minnesängers.

Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben. Erster bis vierter Band. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 7 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben darf wol mit Recht ein moderner Minnesänger genannt werden. Nicht nur erinnert seine Sangesweise ganz und gar an die mittelalterliche Liederpoesie und zwar sowol seine Natur- und Liebeslyrik, wie auch seine politisch-epigrammatische Dichtweise, für welche sich bei den deutschen Minnesängern wie bei den französischen Troubadours und Jongleurs tüchtige Vorbilder finden; noch mehr aber gemahnt uns an die Fahrenden Sänger der Vorzeit jene Epoche aus seinem Leben, in welcher er von Ort zu Ort umherwanderte und, überall gastlich begrüßt, seine Lieder selbst zum Vortrag brachte, zwar nicht in prangenden Schloßhallen, sondern meistens in öffentlichen Localen oder schlichten Bürgerwohnungen. Man hat dies poetische Wanderleben vielfach als Bänkelsängerei angegriffen; man hat die Auszeichnungen, die dem Dichter überall zutheil wurden, diese Hochs und Ständchen auf Conto der vormärzlichen Demonstrationswuth gesetzt; man hat sogar in dieser Wirthshauspropaganda eine Entweihung der Poesie finden wollen — mit Unrecht!

Jene vormärzliche Zeit mochte vielfach an Unklarheit der Tendenzen kranken; es ging doch ein Hauch der Begeisterung durch dieselbe, welcher unserer Dichtung vor allem zugute kam. Die ersten Jahre des fünften Jahrzehnts werden in unserer Literaturgeschichte immer eine denkwürdige Epoche bezeichnen: das Interesse des Männerpublikums für die Lyrik war so lebhaft wie in keiner andern Zeit. Und da die Blüte der Lyrik mit solcher Theilnahme eng zusammenhängt, so werden wir, trotz ablehnender Weisheit der ästhetischen Hochmeister und literarhistorischen Granden dabei beharren müssen, jene Zeit für eine Glanzzeit deutscher Lyrik zu halten. Denn wo die Liederpoesie sich in die Boudoirs der Frauen flüchtet, da fehlt der Literatur der echte Aufschwung. Hand in Hand mit der Pflege einer empfindsamen Dichtweise geht die Indifferenz gegen gedankenvolle und schwunghafte Dichtung von ernst-männlichem Gepräge; die Reactionsepoche mit ihrer Lovely-Poesie, deren Nachwirkungen noch immer nicht verwunden sind und in der Theilnahmlosigkeit weiterer Kreise an ernstern Gedichten zu Tage treten, liefert den schlagendsten Beweis hierfür.

Hoffmann von Fallersleben vertritt nun in der Instrumentation der vormärzlichen politischen Lyrik eine Stimme von ganz besonderer Klangfärbung: die volksthümliche Liederpoesie, das sangbare Element. Eigentlich zwar kann man Epigramme nicht singen, das Schwirren dieser leichtgefiederten „gedichteten Pfeile" ist an und für sich eine Art von Musik, welche dem Schützen anmuthig, dem Gegner mistönend klingt. Doch indem sich diese, mit dem Stachel versehenen Lieder an volksthümliche Melodien anlehnten, verloren sie einen Theil ihrer Schärfe und wurden mehr der Ausdruck einer behaglichen Stimmung, die wie in Goethe's Trinklied übermüthig auf den Tisch schlägt und in den Refrains den Gegnern die Faust ballt. Es waren Sirventes en miniature, Marseillaisen in lyrischer Elfenbeinschnitzerei, in welchen nicht der Staat umgestürzt, sondern nur die Uebergriffe der Bureaukratie, der Polizei, der Censur gegeiselt wurden. Dazwischen tönte manches ernstere Vaterlandslied mit schlichten, aber vollen Klängen. Kurz, das Volk konnte seinen Unmuth und Mismuth über die politischen Zustände singen und sich frei davon singen — darin lag die Heilkraft der Hoffmann'schen „Tropfen". Daß die Polizei auch hiergegen einschritt, wie gegen die Herwegh'schen Lieder in tyrannos, war ein offenbarer Misgriff; sie hätte, eingedenk des Spruchs:

> Wo man singt, da laßt euch fröhlich nieder,
> Böse Menschen haben keine Lieder —

diese musikalische Verdunstung des politischen Pathos als eine willkommene Erscheinung begrüßen sollen.

Jede Sangesweise hat indeß ihre Gefahren, wenn Homeros schläft. Für das Herwegh'sche Pathos lag die

Gefahr in dem Nebelhaften; für das Hoffmann'sche Volkslied in dem Trivialen. Das epigrammatische Lied steht dicht an der Grenze der Prosa, und wenn sein Wurf mislungen ist, so artet es leicht in Bänkelsängerei aus. In seiner directen Wendung gegen vorübergehende Zustände des politischen Lebens liegt zugleich seine rasche Vergänglichkeit. Je concreter diese Zustände erfaßt sind, desto vergänglicher sind die Lieder, die ihnen gelten. Was von ihnen übrigbleibt, ist nur ein culturgeschichtliches Interesse.

Es wird dem gegenwärtigen Geschlechte schwer, sich in die Polizeiidylle vormärzlicher Zeit zurückzuversetzen, in jene Scherereien der Censur, in jenen Mannestrotz vor Polizeipräsidenten und Regierungsbevollmächtigten, in jene Zeit der Suspensionen, Amtsentsetzungen und Ausweisungen, der Fackelzüge, Ständchen und Adressen. Die Dimensionen unsers politischen Lebens sind so ausnehmend gewachsen, daß die vormärzlichen Conflicte einen harmlosen und unbedeutenden Eindruck machen. Gleichwol darf man geschichtliche Epochen nicht blos nach vollbrachten Thaten messen, sondern auch nach den Gesinnungen, von denen sie beseelt sind und deren Triebkraft oft weit in die Zukunft hinausreicht. In der Begeisterung jener Epoche aber, mag man sie als unreif verurtheilen und von dem Boden einer erfolgreichen Realpolitik auf dieselbe als auf eine leere Träumerei herabsehen, lag doch der Keim der ganzen folgenden Entwickelung.

Eine Darstellung der vormärzlichen Zustände, wie sie Hoffmann von Fallersleben, anknüpfend an persönliche Begegnisse, in dem dritten und vierten Band seiner Selbstbiographie gibt, wird daher mit Recht unser Interesse in Anspruch nehmen, um so mehr, als gerade aus jener Zeit noch wenig Memoiren vorliegen. Was aber die Form dieser Memoiren betrifft, so muß man in mehrfacher Hinsicht mit dem Autor rechten. Im Grunde haben wir es nur mit aufgespeichertem Material zu thun, dem die künstlerische Verarbeitung fehlt; es sind Tagebücher, Actenstücke, Briefschnitzel, Kritiken, Improvisationen. Die Folge einer chronikartigen Behandlung ist aber zunächst die kritiklose Gleichgültigkeit gegen das Bedeutende und Unbedeutende und deshalb eine ermüdende Weitschweifigkeit. Denn wer sein Leben schreibt, hat wohl zu sondern, was nur für ihn selbst und was auch für das Publikum von Interesse ist, und sich hierin sorgfältig von jeder Selbsttäuschung freizuhalten. Selbst zugegeben, daß bei einer interessanten Persönlichkeit auch minder hervortretende Züge, in denen sich Marksteine innerer Entwickelung zeigen, von Bedeutung sind: so dürfen doch die Illusionen poetischer Naturen, die ihr eigenes Leben in einer gewissen magischen Beleuchtung sehen, sodaß ihr Empfinden auch dem Unscheinbarsten Glanz verleiht, hierfür keineswegs maßgebend sein. Der Autor darf dem Publikum nicht zumuthen, das pretium affectionis für seine Waare zu zahlen, das er selbst ihr als Etikette anheftet.

Auch die flüchtigsten Tagebuchblätter, die ein Selbsterlebtes festhalten, gewinnen für die eigene Rückschau eine Beseelung, die ihnen an und für sich fern liegt. Die Fee Phantasie verwandelt hier dem Träumer die dürrsten Blätter in Gold; für andere aber bleiben sie dürre Blätter, wenn ihre Phantasie nicht selbst angeregt wird zu nachschaffender Thätigkeit. Dies geschieht aber nie durch die chronikartige Aufhäufung des Materials; nur die sichtende Kunst, welche ordnet, gruppirt, beleuchtet und durch die Grazie wohlgepflegter Form anzieht, kann bei andern gleiche Wärme der Theilnahme erregen.

Hoffmann hat an einzelnen Stellen gezeigt, daß er lebendig zu schildern, auch mit scharfen Umrissen zu zeichnen weiß. Im ganzen aber hat er sich auf das Interesse des Stoffs, des Materials allzu sehr verlassen, in Bezug auf die Mittheilungen nicht hinlänglich scharfe Kritik geübt und dadurch dem Eindruck seines Werks wesentlich geschadet; denn es ist jetzt mehr eine Fundgrube für den Cultur- und Literaturhistoriker geworden, als eine allgemein fesselnde Selbstbiographie. Hierzu kommt, daß die zahlreichen Mittheilungen über das Bibliothekwesen und die alten Handschriften, über die Funde und Entdeckungen des Autors in Bezug auf altdeutsche Sprache und Literatur doch nur von Interesse für die Fachgenossen sind, obschon gerade diese Mittheilungen einen sehr breiten Raum einnehmen. Hoffmann ist bei seinem beständigen Wanderleben mit einer großen Zahl von Koryphäen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur zusammengekommen, er erwähnt stets die persönlichen Beziehungen, die äußerlichen Berührungspunkte, liebt es auch, diesem oder jenem, der sich ihm misliebig gemacht hat, eine levis notae macula mit auf den Weg zu geben. Dennoch erhalten wir fast nie ein lebendiges Bild der Persönlichkeiten, eine Charakteristik ihres Wirkens und ihrer Bedeutung, welche in harmonischer Abrundung wesentlich dazu beigetragen hätte, der Selbstbiographie des Dichters eine über das Tagebuch hinausreichende Bedeutung zu geben. Nur von einzelnen Männern, wie von Sallet, Jakob Grimm, Itzstein, Wackernagel, Moritz Haupt geben die Notizen ein einigermaßen zusammenhängendes Bild; andere, wie Arnold Ruge, Robert Blum, Bettina, Glaßbrenner, dessen „Reineke Fuchs" eine der wenigen neuen Dichtungen ist, welche Hoffmann mit Wärme anerkennt, erscheinen nur wie vorüberwandelnde Bilder einer Camera-obscura. Rückert und sein Dichtersitz, wo Hoffmann 1842 einkehrte, wird mit folgenden trockenen Farben geschildert:

> Wir kehren in Neuses bei Rückert vor. Wir hatten ein hübsches Landgut mit einem parkartigen Garten in einer lieblichen Gegend erwartet, und finden eine ganz gewöhnliche Gegend, ein unansehnliches Haus und einen eben angelegten Garten mit jungen Bäumchen und Sträuchen. Es gehört wirklich eine große Phantasie dazu und noch größere Genügsamkeit, um das alles auf die Dauer schön zu finden.
>
> Rückert sitzt im Garten. Als er uns nahen sieht, erhebt er sich. Ein langer, ziemlich hagerer Mann; sein Gesicht mit starken Zügen hat etwas Finsteres und fast Abgelebtes; sein langer Rock ist so verschossen, daß es schwer hält nach irgendeiner Farbenscala seine jetzige Farbe zu bezeichnen. Er bewillkommnet uns sehr ernst, beinahe kalt. Wir gehen in eine Laube ohne Laub und setzen uns.

Die darauffolgende Unterhaltung ist ebenso uninteressant; statt derselben hätten wir wol ein Bild von Rückert erwarten dürfen, wie er unserm Dichter in seiner literarhistorischen Bedeutung erscheint.

Die Begegnung Hoffmann's mit Freiligrath ist durch das Gedicht des letztern, in welcher er „jener Nacht im Riesen" gedenkt, „wo sie den Champagnerschaum von den Gläsern bliesen", allgemein bekannt geworden. Ohne Frage ist Hoffmann nicht ohne Einfluß auf die Wendung Freilig-

rath's zur politischen und revolutionären Lyrik geblieben, obgleich dieser freilich alsbald seinen Meister als einen „überwundenen" Liberalen von der gemäßigten Observanz in Schatten stellte. Damals aber genoß Freiligrath die königliche Pension von 300 Thalern, während Hoffmann als gemaßregelter Professor vor kurzem seinen Gehalt verloren hatte. Der Buchhändler Bädeker machte Hoffmann mit Freiligrath bekannt, indem er hinzufügte: „Sei gut!" Er fürchtete mit Recht die Entrüstung des Entsetzten gegen den Pensionär. Beide Poeten verkehren anfangs gemüthlich zusammen; sie kehren in ein Kaffeehaus ein. Freiligrath ist zutraulich geworden, und Hoffmann liest ihm zur Belohnung sein Lied vom „Schweigethaler" vor:

Wollt' ein König mir doch geben
    Pension!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
    Pension!

Sagt, was kann von euch erwerben
    Unser eins?
Soll ich denn vor Hunger sterben?
Soll und muß denn ganz verderben
    Unser eins?

Drum juchhe! juchhe! Ich bin ein
    Hofpoet!
Denn das bringet noch Gewinn ein:
Deutsches Volk, verzeih — ich bin ein
    Hofpoet!

Ei, wie klingt es so erquicklich:
    Pension!
Ja, ich find' es gut und schicklich,
Und ich nehm' auch augenblicklich
    Pension!

In einer großen Abendgesellschaft bei Bädeker, in welcher Freiligrath wiederum zugegen ist, liest Hoffmann, um die Gesellschaft in eine heitere Stimmung zu versetzen, abermals das Lied vor. In gewöhnlichen Epochen würde man dergleichen für eine große gesellschaftliche Taktlosigkeit halten; doch der politische Eifer kümmerte sich damals nicht um Knigge's „Umgang mit Menschen". Freiligrath war gutmüthig genug, über dies Pasquill hinwegzusehen. Er empfand schon damals seine schiefe Stellung; er begleitete Hoffmann in den Riesen, wo der „derbe und nagelschuhige" Minnesänger bei einigen Gläsern Champagner ihm ganz sein politisches Concept verrückte. Dies begab sich im August 1843. Doch noch im Mai 1844 sang Hoffmann wiederum ein „Lied eines pensionirten Poeten" mit heftigen Angriffen auf Freiligrath:

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch' ich 's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Thaler
Gutes preußisch Courant.

Erst kurz vorher, ehe Freiligrath sein „Glaubensbekenntniß" erscheinen ließ, widmete ihm Hoffmann in Soden ein Lied: „Willkommen im Freien", das eine Verherrlichung der neuen freiheitlichen Richtung des Sängers sein sollte, aber mit einem Verse begann, der sehr wenig schmeichelhaft klang:

Sie hatten den Käfig versilbert,
Sie lockten dich hinein,
Du trautest dem trüglichen Scheine,
Und mußtest gefangen sein.

Die Schattenseiten der Hoffmann'schen Biographie zeigen sich am auffälligsten an allen den Stellen, wo er von Karl Gutzkow spricht. Gutzkow hatte die „Unpolitischen Lieder" des Nagelschuhigen im „Telegraphen" scharf kritisirt, und in der That durfte man Gutzkow nach seiner ganzen Richtung keine großen Sympathien mit dem Volksliederton zutrauen. Hoffmann beschwert sich über die „gemeinsten" und „niederträchtigsten" Angriffe Gutzkow's im „Telegraphen" und erklärt sie mit den folgenden Worten: „Campe, schlau wie immer, wollte, daß ich mich selber für unbedeutend halten sollte, um keine bedeutenden Honoraransprüche zu machen, und Gutzkow mußte ihn dabei durch seine Schandartikel im «Telegraphen» unterstützen." Hoffmann will dies später von Gutzkow selbst gehört haben. Gegen diese Insinuation als eine Unwahrheit hat Gutzkow bereits in den öffentlichen Blättern protestirt; wir begreifen nicht, wie Hoffmann eine solche „Vermuthung" mit dem Ausdruck thatsächlicher Gewißheit in alle Welt posaunen konnte. Die Schiefheit derselben erkennt man auf den ersten Blick; denn welcher Verleger wird Auftrag geben, seinen Verlag schlecht zu machen? Höchstens schwieg Campe aus diesem Motiv zu Gutzkow's Tadel; dieser sprach jedenfalls seine eigene Ansicht aus. Hoffmann's Bedenken macht den Eindruck, als habe der Poet, umnebelt von dem allgemeinen Lobqualm, der damals auf allen journalistischen Altären dampfte, gar nicht begreifen können, wie jemand seine Gedichte schlecht finden konnte, ohne andere, nicht ästhetische Motive dafür zu haben. Die Rache, die der Biograph an Gutzkow nimmt, weist wieder auf die Achillesferse des ganzen Werks hin; denn statt Gutzkow's Wirksamkeit, sei es auch von feindlichem Standpunkt aus, selbst zu kritisiren, theilt er in aller Ausführlichkeit einen offenbar von persönlicher Gehässigkeit dictirten Artikel mit, den die „Rheinischen Blätter" im Jahre 1844 gegen Gutzkow brachten. Durch dergleichen Journalfetzen wird dem Werke allzu sehr der Charakter eines musivischen Flickwerks aufgedrückt. Noch schlimmer ergeht es Dingelstedt, dessen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" der Verleger Campe noch den Hoffmann'schen Liedern vorzog. Als Dingelstedt später in Stuttgart Hofrath geworden war, widmet ihm Hoffmann zwei Lieder voll nagelschuhiger Grobheit und theilt auch Auszüge eines gegen ihn gerichteten Zeitungsartikels mit.

Gegen einen Vorwurf müssen wir indeß das Werk Hoffmann's in Schutz nehmen, gegen den Vorwurf maßloser Eitelkeit. Es ist wahr, Hoffmann hat keine der Huldigungen vergessen, die ihm dargebracht worden sind, kein Ständchen, kein Lobgedicht; eine große Zahl günstiger Urtheile aus den damaligen Blättern, besonders von namhaften Männern, wie Blum und Ruge, wird uns mitgetheilt; es fehlt darin nicht an kräftiger Tünche, welche mit dicken Lobsprüchen anstreicht. Der „herrliche Mann", der „innige, gemüthliche, herzliche Dichter", der „kerngesunde, deutsche Mann", der „glühende Freiheitsfreund" und ähnliche ehrenvolle Prädicate finden sich namentlich im vierten Bande fast auf jeder Seite, und alle diese Lichter zusammen sind wol im Stande, eine bengalische Beleuchtung hervorzurufen. Auch an Personalbeschreibungen wie die folgende fehlt es nicht:

Persönlich ist Hoffmann die liebenswürdigste und anziehendste Erscheinung: eine hohe, kräftige, männlich schöne Gestalt,

die nicht dazu geschaffen ist, Verbeugungen und Katzenbuckel zu machen, ein freundliches, lachendes, frisches, gesundes Gesicht mit geistreichem Ausdrucke und einem satirischen Zuge um den Mund, ein klares, treues, deutsches Auge voll Feuer und Leben, blondes, etwas langes Haar und Bart. Seine Sprache hat einen niederdeutschen Anklang und das scharfe hannoversche S (?), sein ganzes Wesen ist einfach, ungezwungen und treuherzig. — Im schlichten Rocke, einfacher, wenig zierlicher Weste, das Halstuch leicht um den Hals geschlungen und den Kragen des Hemdes breit darüber herabhängend, eine prunklose runde Mütze als Kopfbedeckung und einen gewichtigen Stock — den Wanderer andeutend — in der Hand, so pilgert er durch Deutschland und man kann mit Recht von ihm sagen („Unpolitische Lieder", II, 1):

Er ist noch nicht verlocket worden
Durch Titel, Mod' und andern Tand;
Ihm kann noch sein der schönste Orden
Die Liebe für das Vaterland.

Niemand ahnt in dieser Erscheinung den deutschen Gelehrten und Professor, aber der gemüthliche, frohe, volksthümliche Dichter zeigt sich bald, wenn er mit geistig belebter, ungeschminkter, offener Rede sein geistiges Wesen entfaltet. Im trauten Freundeskreise ist seine Unterhaltung äußerst lebendig, geistvoll, fesselnd und herzgewinnend; wo es ihm nicht behagt, da sieht er oft sehr mürrisch drein und offenbart nur zuweilen durch ein schlagendes und treffendes Witzwort sein Inneres.

Dennoch geschehen alle diese Mittheilungen in der Form einer naiven Chronik. Der sicherste Beweis dafür ist, daß auch den entgegengesetzten Ansichten das gleiche Recht vergönnt wird und daß die Darstellung des Thatsächlichen meist objectiv genug ist, um jedem ein selbständiges Urtheil, sei es nun zu Gunsten oder zu Ungunsten des Verfassers, möglich zu machen. Dies gilt namentlich von den breslauer Bibliothek- und Facultätshändeln, die trotz ihrer Unerquicklichkeit in vollster Breite mitgetheilt werden. Das Licht, das sie auf die Collegialitätsverhältnisse an deutschen Universitäten, auf den dort herrschenden Brotneid, das gegenseitige Chicaniren u. s. w. werfen, ist ein höchst unerfreuliches; der todte Formenkram, die Ueberhebung der einzelnen treten mit widerwärtiger Schärfe hervor; doch auch der Autor selbst erscheint nach seiner eigenen Schilderung als ein etwas eigensinniger Gelehrter, der sich gegenüber der Facultät mit dem Ansehen des ihm gewogenen Ministers Altenstein zu decken liebte und durch diese Begünstigung, mochte sie immerhin durch die wissenschaftlichen Leistungen auf altdeutschem Gebiete noch so wohl verdient sein, die Gemüther seiner gelehrten Widersacher immer mehr gegen sich aufbrachte. Hoffmann wurde am 4. März 1823 als Custos vorläufig und zur Probe an der breslauer Universitätsbibliothek angestellt, eine Stellung, die am 8. August 1824 sich in eine definitive verwandelte und 300 Thaler festen Gehalt eintrug. Dies bescheidene Gehalt wollte sich, trotz aller Eingaben, lange Zeit hindurch nicht vermehren. Zuerst fanden Kämpfe mit dem Oberbibliothekar Wachler wegen der Amtsstundenfrage statt. Als Professor Büsching gestorben und dadurch ein bedeutender Gehalt verfügbar geworden war, wollte der Minister Altenstein Hoffmann zum Professor machen und so auf den Universitätsetat bringen. Er forderte deshalb eine Begutachtung von der philosophischen Facultät und erhielt den folgenden Bescheid:

Den hiesigen Bibliotheks-Custos Dr. Hoffmann hält die hiesige philosophische Facultät zu dieser Lehrstelle gar nicht geeignet und zwar notorisch mit vollem Recht, denn er hat weder den hierzu nöthigen tief eindringenden philosophischen Geist, noch die ernste Studien-Assiduität, noch Vorlesungs-Gabe.

Die Mittheilung dieses Actenstücks zeugt jedenfalls von Hoffmann's Gewissenhaftigkeit. Trotz des Protestes der Facultät machte ihn der Minister von Altenstein, dem er seine „Fundgruben" gewidmet hatte, am 18. März 1830 zum außerordentlichen Professor mit einem jährlichen Gehalt von 200 Thaler. Hoffmann schreibt:

Ich war sehr bewegt — ich schlug die Bibel auf und las mit großer Andacht die Worte des Psalmisten (109 u. 103):

Stehe mir bei, Herr mein Gott! hilf mir nach deiner Gnade!
Daß sie inne werden, daß dies sei deine Hand, daß du, Herr, solches thust.
Fluchen sie, so segne du! Setzen sie sich wider mich, so müssen sie zu Schanden werden, aber dein Knecht müsse sich freuen.
Meine Widersacher müssen mit Schmach angezogen werden, und mit ihrer Schande bekleidet werden, wie mit einem Rock.

Professor Stenzel erfreute den „Außerordentlichen" mit folgendem Handbillet:

Auf Ihre freundliche Nachricht, die bereits seit dem 11. April der Facultät angezeigt und mir daher bekannt war, kann ich Ihnen nur danken und mit der Offenheit, welche mir natürlich ist, bekennen, daß das Verfahren, welches das Ministerium in dieser Angelegenheit geglaubt hat einschlagen zu müssen, von der Art ist, daß wol kein vernünftiger, besonnener Mann es vorhersehen konnte. Ich kann nur, abgesehen von Ihrer Person, bedauern, daß dergleichen geschehen kann, während mir als Untergebenen nicht gestattet ist, ein weiteres Urtheil zu fällen, und als ehrlicher Mann beklage ich Sie, anstatt Ihnen Glück zu wünschen, indem sich meine Grundsätze und Gesinnungen nicht verändern, bleibe ich wie bisher Ihr ergebener

B. 14/4 xxx. Stenzel.

Nun ging Hoffmann's Streben darauf, den ordentlichen Professor zu erobern. Ueber die Ansicht der Facultät konnte er nicht im Dunkeln bleiben; denn Professor Rochowsky, damalige Magnificenz, theilte sie ihm in einer Weinlaune mit, indem er ihm mit unendlich liebevoller Miene die Hand schüttelte: „Lieber Herr College, wir haben Sr. Excellenz dem Herrn Minister geschrieben, daß wir nicht wünschen, daß Sie der unsrige werden." Gleichwol wurde Hoffmann im December 1835 zum ordentlichen Professor ernannt, jedoch ohne daß ihm aus seiner Ernennung Ansprüche auf Gehaltszulage erwachsen sollten.

Seine regelmäßige Bibliotheksthätigkeit unterbrach er durch Reisen, die er meistens im Interesse der Forschung nach altdeutschen Schriftstücken unternahm. Sie führten ihn auch in die österreichischen Klöster, wo er stets gastliche Aufnahme fand. Dies gibt ihm Stoff zu gelehrten Klosteridyllen, die er mit recht ansprechenden Farben ausmalt.

Infolge seiner „Unpolitischen Lieder" wurde Hoffmann im December 1842 seines Amtes ohne Pension entsetzt. Untersuchung und Urtheil werden uns mit peinlicher Ausführlichkeit und zugleich mit zahlreichen Proben der amtlich verketzerten Lieder mitgetheilt. Es beginnt jetzt die Epoche der Wanderschaft und der Ovationen, die dem gemaßregelten Sänger zutheil werden; sie bildeten den Pendant zu dem Herwegh'schen Triumphzug durch deutsche Lande. Die Chronik Hoffmann's mag gerade hier durch Wiederholung des Aehnlichen ermüden; jedenfalls ist sie ein nicht unwichtiger Beitrag zur damaligen Zeitgeschichte. Aus der Reihe der wiederkehrenden Ständchen, Fest- und Tischreden treten zwei Vorfälle besonders kenntlich hervor: das Grimm'sche Abenteuer in Berlin, bei welchem Hoffmann von seinen Freunden schmählich verleugnet wurde, und die Ertheilung des Heimatsrechts an Hoffmann von

seiten eines mecklenburgischen Gutsbesitzers. Diese komische staatsrechtliche Episode wird uns in folgender Weise erzählt:

Ein eigentliches mecklenburgisches Staatsbürgerrecht gab es nicht, aber jede Stadt und jedes Domanium oder jeder Ritter hatte das Recht, jemand das Heimatsrecht zu ertheilen. Nachdem dies meinen Freunden klar geworden, war die Angelegenheit schnell erledigt. Dr. Samuel Schnelle, der mir erst einen Wohnungsschein ertheilt hatte, nahm mich bald darauf als Insassen seines Gutes auf:

Dem Herrn Dr. Hoffmann von Fallersleben, hiebevor Professor in Breslau, wird hiedurch das Einwohnerrecht in Buchholz und durch dasselbe Heimatsrecht in diesem Gute zugesichert und ertheilt.

Zur Urkunde Dessen ist diesem Heimatsschein das hiesige Gerichtssiegel beigedruckt.

Buchholz in Mekl.-Schwerin am 10. Juli 1845. S. Schnelle Dr. als Guts- und Gerichtsherr.

Ich schickte eine durch einen Notar beglaubigte Abschrift an die Regierung in Breslau, dieselbige entließ mich darauf hin aus dem preußischen Unterthanenverbande.

Weit und breit war große Freude, daß durch ein so einfaches Mittel den polizeilichen Verfolgungen vorgebeugt war. Die Nachricht ging in viele deutsche Zeitungen über und wurde als ein erfreuliches Ereigniß begrüßt. Auch die „Ludwigsluster Blätter" sprachen sich beifällig aus: „So sind die Hoheitsrechte, welche unsern Rittern über ihre Hufen zustehen, denn doch zu etwas gut. Hoffmann ist jetzt ritterschaftlicher Hintersasse und als solcher naturalisirter Mecklenburger und vor allen Anfechtungen, die er wol von mecklenburgischer Seite überall nicht zu befahren hatte, so sicher, als säße er in Abraham's Schos."

Nur einige Standesgenossen des Dr. Schnelle konnten nicht begreifen, wie derselbe dazu gekommen, einen Menschen in sein Gut aufzunehmen, den er doch zu nichts gebrauchen könnte, ja sogar noch unterhalten müßte, wenn er in seinem Nichtsthun alt und hinfällig würde ꝛc. Auf solche Bedenken erwiderte ein Witzkopf: „Der ꝛc. Hoffmann ist Kuhhirt, hat aber im Sommer einen Stellvertreter."

Eine andere Episode der Hoffmann'schen Wanderfahrten bildet seine Reise nach Italien, die er als Gesellschafter eines quecksilbernen Freundes antrat. Wer in den Schilderungen derselben italienischen Duft und Himmel suchen würde, müßte sich sehr getäuscht finden. Die Proteste gegen die Ueberschätzung Italiens und die Uebertreibungen einzelner Reisenden sind gewiß sehr gerechtfertigt, doch Hoffmann's Notizen sind von einer archivarischen Trockenheit, ohne alles dichterische Colorit und gemahnen in der That wie Aufzeichnungen eines mecklenburgischen Hintersassen, den der Zufall nach Italien verschlagen hat.

Die Schilderungen aus der Knaben- und Jünglingszeit im ersten Bande gehören ebenfalls zu den weitschweifigern Partien; es wird uns einiges erzählt, was mehr oder weniger alle Kinder zu thun pflegen. Eine andere viel zu breit ausgeführte Partie des Werks ist die Schilderung von Hoffmann's Betheiligung am gesellschaftlichen Leben in Breslau, wo er als Begründer der Gesellschaft der „Zwecklosen", des Künstlervereins, als Vorstand des Schiller-Vereins, Mitglied der Lätitia eine gewisse Rolle spielt. Namentlich mußte er bei allen diesen Gelegenheiten seinen Pegasus satteln, und liebte es, dichterische Improvisationen aus dem Aermel zu schütteln. Solche Gelegenheitspoesie hat für den Augenblick der Anregung ihren Werth, verdient aber durchaus nicht, für die Nachwelt einbalsamirt zu werden. In dieser Selbstbiographie wird uns nun kaum eins dieser Gelegenheitsgedichte geschenkt, in denen oft das leerste Reimgeklingel vorherrscht. In heiterer Weinlaune hört man derartige Verse wol mit Sympathie an, wenn sie im Einklang mit der Stimmung und augenblicklichen Tendenz sind; doch einem nüchternen Geschlecht darf man nach Jahrzehnten derartige Speise nicht mehr vorsetzen. Wenig davon ist jetzt noch genießbar; die einzelnen persönlichen Pointen üben keine Wirkung auf den fremd Hinzutretenden. Ausnehmen möchten wir von diesem Verdammungsurtheil die Auswahl von Sentenzen und Epigrammen aus den „Zwecklosen Leistungen", die im zweiten Bande gegen 40 Seiten füllen und viel Treffendes enthalten; wir theilen als Probe die folgenden mit:

Die Thaten der Vorzeit sind ein Strom, der sich ins Meer der Vergessenheit ergoß, sein Bette ist längst versandet; aber die Sprache der Völker und ihre Lieder darin mit den dunklen Erinnerungen an die Vergangenheit, das ist der Goldsand, den jener Strom in seinem Bette zurückließ.

Wie der Schmetterling nur immer seine schönere Seite der Sonne zuwendet, so soll auch der Mensch sein besseres Ich an den Lichtglanz jeder schönen Idee gewöhnen.

Die Thai ist die wahre Tochter des Thuns, hingegen das Gethue eine natürliche Tochter, die aber gewöhnlich eher unter die Haube kommt als jene.

Frömmler pflegen mehr fromm als Frommes zu thun.

Der Verstand hat wie der Sperling seine Heimat überall und seine Lebenslust die längste Zeit des Jahres, aber das Herz macht es wie die Nachtigall, die baut singend ihr Nest nur im Frühlinge der Liebe und fliegt vor dem Winter noch wieder von hinnen.

Sowie die Sonne über die Berge gekommen, so erwacht auch der Verstand, und so lange sie am Himmel bleibt, bleibt auch der klare Verstand oben. Dem Gefühle gehört Dämmerung, Abend und Nacht, und Morgenröthe.

Der Schlag der Uhr zeigt mir nur die gegenwärtige Zeit an, aber der Schlag meines Herzens auch die vergangene und zukünftige.

Die dankbare Erinnerung an die Vergangenheit ist das schönste Dankgebet für die Freuden der Gegenwart.

Wir sehen den Regenbogen nie über unserm Haupte, immer nur vor uns; ach! und so will oft nur erst die Zukunft die Finsterniß unserer Gegenwart mit den bunten Farben des Glücks erheitern.

Der blaue Himmel auf dem Wasser verrinnt nicht mit dem Wasser, und die schönen und großen Thaten der Menschen vergehen nicht mit dem Menschen.

Wenn das Land der Gegenwart nur ein abgeernteter Herbst noch ist, wenn unsere Zukunft wie ein Winter herb und rauh an den fernen Bergen wartet, dann sollten wir muthig hinüberwandern und dahinter den Frühling der Vergangenheit wiedersuchen! Aber Wehmuth und Sehnsucht ist dann oft nur unser ganzer Muth, und unsere Thaten sind nur Thränen.

Einige dieser Sentenzen haben in der That Jean Paulisch schimmernde Facetten. Ebenso ansprechen werden die einzelnen Liebeslieder in der Sammlung; der Reiz und Werth dieser wirklich „unpolitischen Lieder" Hoffmann's ist kaum nach Gebühr gewürdigt.

Für die Fachgenossen enthält die Biographie ebenfalls manches Interessante namentlich in Bezug auf die „Fundgruben". Hoffmann war jedenfalls ein fleißiger Sammler und hat manchen glücklichen Griff gethan.

Im Interesse des großen Publikums aber wünschen wir den folgenden Bänden größere Beschränkung und eine mehr künstlerische Verarbeitung des thatsächlichen Rohstoffs, da bei so massenhafter Anhäufung desselben zuletzt auch die wohlwollendste Theilnahme erlahmen muß.

Rudolf Gottschall.

Zur Kunstgeschichte des 19. und des 16. Jahrhunderts.

Nicht wie sonst zerstäubte in dem verflossenen Jahre der Schwarm der Touristen nach allen Richtungen der Windrose in Bäder und Sommerfrischen, sondern Woge auf Woge flutete unablässig der Strom derselben westwärts zu dem neuen, von den Odeurs de Paris umdufteten Weltwunder auf dem Marsfelde. Und die Mehrzahl derer, die über den Rhein zogen, kehrte heim erfüllt mit einer ungemessenen Bewunderung für Frankreichs Kunst und Industrie; wer am Seinestrande gewesen, ist nur zu geneigt, als Apostel aufzutreten für das Dogma des second empire, daß Frankreich an der Spitze der Civilisation marschire. Allerdings birgt ja auch der Umstand, daß bei einer Ausstellung in Paris schon quantitativ Frankreich fast ebenso viel liefert, wie die ganze übrige Welt zusammen, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil; die Masse imponirt der Masse, und „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen". Außerdem aber sind die Franzosen völlig frei von dem Fehler, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen; nach dem Grundsatz, daß nur Lumpe bescheiden sind, versteht sich jeder auf den richtigen Chic, auf den Vortrag, der des Redners Glück macht.

So kommt es denn, daß über die Leistungen der Franzosen nicht blos in der Industrie, sondern auch in der Kunst die fast wie ein Gewitterschauer auf uns niederstürzenden Referate über die exposition universelle ein ähnliches Urtheil fällen wie die große Preisvertheilungs-Jury, und daß das von dem funkelnden Schein geblendete Auge des Berichterstatters oft nicht mehr zu erkennen vermag, daß nicht alles Gold ist, was glänzt.

Dies gilt hinsichtlich der Beurtheilung der französischen Kunst allerdings nicht von den Berichten, welche bekannte deutsche Kunsthistoriker und Kritiker, wie F. Pecht und Lübke, kürzlich veröffentlicht haben; in desto stärkerm Grade aber von jener zahlreichen und auf die öffentliche Meinung nur zu einflußreichen Feuilletonwaare, „welche weder die Kunst fördert, noch das Publikum aufklärt, sondern nur zwischen beiden den geschwätzigen und charakterlosen Zwischenträger macht".

Um so erwünschter ist ein Werk, welches schon vor Beginn der Ausstellung vollendet, und ohne Rücksicht auf dieselbe geschrieben, doch den zuverlässigsten und besten Führer abzugeben im Stande war, da es eine vorzüglich gelungene, durch ihre elegante Form anziehende, geistreiche Darstellung des historischen Entwickelungsgangs und der künstlerischen Bedeutung der gesammten französischen Malerei seit 1789 enthält; ein Werk, welches aber nicht blos einem augenblicklichen Bedürfniß Abhülfe schaffte, sondern stets zur rechten Zeit gekommen sein würde, weil es in echt wissenschaftlichem Geist die schwierige Aufgabe löst, die der Verfasser sich gestellt. Es ist dies folgendes Werk:

1. Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789, zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur von Julius Meyer. Mit 31 in Holzschnitt ausgeführten Abbildungen. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Allerdings geht der Verfasser, welcher einmal ausruft: „Wenn wir doch in unserm Urtheil über andere Völker milder und bescheidener werden und nicht die ganze Nation über den Leisten des alten Ammengeredes von dem oberflächlichen und leichtfertigen Wesen der Franzosen schlagen wollten", von einer andern als der obenerwähnten Auffassung des allgemeinen Urtheils über die französische Kunst aus, allein sein Werk ist der glänzendste Beweis dafür, daß, selbst wenn diese Klage begründet sein sollte, doch auch die unparteiische und von nationalen Vorurtheilen nicht befangene Würdigung der Vorzüge, und die selbstlose Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten und selbst Eigenheiten einer fremden Nationalität, welche in gleichem Grade wol in keinem andern Lande möglich sein dürfte, gerade die deutsche Forschung auszeichnet. Wenn man auch neuerdings jenseit des Rhein beginnt, den Schätzen der deutschen Kunst und Literatur etwas größere Beachtung zu schenken, so würde doch schwerlich ein Franzose ein ähnliches Werk über deutsche Kunst zu schreiben im Stande sein. Eine wirkliche und dauernde Bereicherung unserer Kunstliteratur bildet dieses Meisterwerk, dem die pikante espritvolle Darstellung, welche zuweilen an französische Vorbilder erinnern könnte, nur als leichter Schmuck dient, ohne die tiefgehende, echt historische Auffassung, den universellen Ueberblick und die philosophische Begründung der Kunsturtheile zu beeinträchtigen.

Wenn das Vorwort als leitenden Gesichtspunkt des ganzen Werks das Bestreben angibt: „in dem goldenen Rahmen der Kunst die dem Jahrhundert eigenthümlichen Züge wiederzufinden, ihre lebendige Wechselwirkung mit dessen durchgreifenden Kräften und Bestrebungen zu verfolgen, mit einem Wort in ihr einen Spiegel des ganzen Culturlebens zu sehen, in dem als in einem zwar kleinern aber klaren Bilde seine Strahlen sich sammeln", so ist allerdings diese Auffassung der Kunst, des Verhältnisses der Kunstgeschichte zur gesammten Culturgeschichte, welche ja schon den epochemachenden Werken von Kugler und Schnaase zu Grunde lag, an sich nicht gerade neu und eigenthümlich. Auch ist es wol etwas zu viel gesagt, wenn der Verfasser sein Buch als den Versuch bezeichnet, die Geschichte der Kunst mit derjenigen der Literatur, der Gesittung und des öffentlichen Lebens tiefer als bisher geschehen zu verknüpfen und doch dem Leben und der Thätigkeit der einzelnen Künstler ihr volles selbständiges Recht zu geben. Denn in einzelnen Monographien, z. B. in Woltmann's Biographie Holbein's, welche mit Recht als „Holbein und seine Zeit" bezeichnet wird, ist dies in

trefflicher Weise geschehen, ja in Hermann Grimm's „Michelangelo Buonarotti" überwuchert sogar die Schilderung der politischen und socialen Verhältnisse die Darstellung der Entwickelung der künstlerischen Individualität so sehr, daß die Uebersichtlichkeit der letztern darunter leidet. Allein gerade für das reiche und vielseitige Wesen der neuern Kunst ist ein solches Werk, welches dieselbe als den idealen Widerschein des gesammten Culturlebens faßt, bisher noch nicht vorhanden, und wir könnten nur wünschen, daß in gleich vollendeter Weise auch die moderne deutsche Kunst, die wir allerdings höher stellen, als dies der Historiograph der französischen Malerei thut, eine Bearbeitung fände. Denn das Werk von Anton Springer enthält einen zu kurzen Abriß der gesammten neuern Kunstgeschichte, als daß eine nähere Beziehung auf die politischen Ereignisse und die Culturentwickelung des 19. Jahrhunderts möglich wäre; die „Geschichte der deutschen Kunst" von Ernst Förster übergeht in ihrem vierten und fünften Bande diese Beziehungen fast geflissentlich, und erwähnt nur da, wo es sich geradezu nicht vermeiden läßt, den äußerlichen Zusammenhang einer Künstlerschule mit Richtungen des öffentlichen Lebens und der Literatur, ohne auf die tiefere Begründung und innige Wechselwirkung derselben Gewicht zu legen, und in den „Vorlesungen über die neuere deutsche Kunst" von Hagen ist überhaupt nur ein verwirrtes Conglomerat kunsthistorischer Notizen aufgehäuft, in denen ein System und irgendeine principielle Auffassung nicht zu entdecken ist. Dagegen ist in der vorliegenden „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789" von Julius Meyer das Verhältniß der letztern zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur vorzugsweise betont und in eingehendster Weise zur Anschauung gebracht, sodaß man in derselben in kurzen aber prägnanten Zügen eine Darstellung des gesammten Culturlebens des modernen Frankreich, einen Abriß seiner Literatur und selbst seiner politischen Geschichte findet. An die Epochen der letztern schließt sich die Systematik des Werks ziemlich genau an; nachdem im ersten Buch „Die französische Malerei des 18. Jahrhunderts und die Stellung der Kunst im 19." kurz recapitulirt worden, führen das zweite, dritte, fünfte und sechste Buch die Ueberschriften: „Die Malerei der Revolution und des Kaiserreichs; die classische Kunstweise", „Die Malerei der Restauration und die romantische Schule"; „Die Vermittelung der Gegensätze, die historische Richtung und die Malerei des Julikönigthums"; „Die Malerei des zweiten Kaiserreichs"; die Zersplitterung der Schulen und der Gattungen unter dem Einfluß der Sitten und der realistischen Anschauung".

Allein es ist dies nicht etwa ein äußerlicher Schematismus, welcher die einzelnen Kunstrichtungen als Folgen des Wechsels der Dynastien hinstellen und die Künstler nach dem Jahre ihres ersten Auftretens oder dem Zeitpunkt ihrer bedeutendsten Werke dem Cortège der Napoleons, Bourbons oder Orleans zugesellen möchte. Schon äußerlich bekundet dies das mitteninne liegende vierte Buch, welches unter dem Titel: „Die Erneuerung der idealen Kunstweise; die religiöse Malerei und die Kunst der schönen Form", die der Restauration und dem Julikönigthum angehörende Richtung von Ingres und seiner Schule als selbständige Phase in dem Entwickelungsgange der französischen Malerei schildert; es geht aber auch aus der gesammten Darstellung hervor, daß das Hauptgewicht auf die geistige Bewegung des Jahrhunderts und ihre Wechselwirkung auf das öffentliche Leben und die Gesittung gelegt, und jedem Künstler je nach der Stellung, die er zu dieser geistigen Bewegung einnimmt, sein Platz angewiesen wird. Bezeichnend hierfür ist z. B. die Motivirung der Vernachlässigung von Genre und Landschaft während der Revolution und des Kaiserreichs und die Wiederaufnahme der Darstellung des Kleinlebens unter dem alles erhaltenden Regiment der Bourbonen, und ebenso spricht es sich deutlich in der Einleitung des fünften Buchs aus:

Die classische Kunstweise der David'schen Schule hatte unter der Revolution und dem Kaiserreich mit der allgemeinen Stimmung und, indem sie den verschiedenen Staatsformen der Zeit sich anpaßte, auch mit dem staatsbürgerlichen Leben in tiefer Wechselbeziehung gestanden. Während der Restauration hatte darauf die romantische Schule der geistigen Strömung, welche diese Epoche charakterisirt, den bezeichnenden Ausdruck gegeben, aber eher in stillem Widerspruch als in Einstimmung mit der Regierung, der ja auch jene innere Bewegung entgegenstrebte. Aus diesem nähern Verhältniß zu bestimmten Zeiträumen folgt natürlich nicht, daß beide Kunstweisen innerhalb derselben abgeschlossen waren. Schickte die classische Malerei ihre Ausläufer bis tief in die Restauration, ja selbst über sie hinaus, so erstreckte die romantische mit vollerer Lebenskraft, indem sie zugleich ein in der Kunst selbst berechtigtes Princip der Anschauung vertrat, bis in das zweite Kaiserreich ihre Wirksamkeit. Allein aus dem Schose jener Zeiten hervorgegangen, hatten beide Kunstweisen von ihnen ihren Charakter empfangen und ihnen umgekehrt ihr eigenes Gepräge aufgedrückt. So trugen sie in ihrem Ursprung wie in ihrer Entwickelung die Merkzeichen derselben an sich. Nicht ebenso war der in der Ingres'schen Schule verjüngte Idealismus die Kunst einer bestimmten Epoche. Es lag im Wesen desselben, von der Realität sich abzuwenden und in eine den eigentlichen Lebenstrieben der Zeit entfremdete Gestaltenwelt zu flüchten. Daher gehen seine Fäden, wenn auch die geordneten und ruhigen Zustände des Julikönigthums ihrem Laufe besonders günstig waren, doch gleichmäßig durch das ganze Gewebe der modernen Materie, ohne mit einem einzelnen Zeitabschnitt sich fester zu verschlingen. Dem geistigen wie dem öffentlichen Leben unter dem Julikönigthum gab vielmehr eine eigene Richtung Ausdruck. Dieselbe hat sich unter dem Namen einer bestimmten Kunstweise nicht zusammengefaßt; was sie kennzeichnet, ist die Vermittelung der Gegensätze, welche sie auf verschiedene Weise vollzieht, und ein tieferes Verhältniß zur Stoffwelt, als der classischen wie der romantischen Schule eigen war; vorab tritt sie zur Geschichte sowol der Gegenwart wie der Vergangenheit in nähere Beziehung.

Daß es bei einzelnen Talenten zweiten Rangs zuweilen zweifelhaft sein mag, welcher der vorstehend bezeichneten Hauptrichtungen sie zuzuweisen sein möchten, beeinträchtigt natürlich nicht die Richtigkeit des Systems selbst; bekanntlich hält es überaus schwer, die französischen Maler in größern Gruppen zu einigen, da sich jeder einzelne sein eigenes Ideal wählt, sich rasch von allen Schulbanden lossagt und eine besondere „position artistique" beansprucht (Springer); und Meyer erklärt selbst, daß der freie Spielraum, der innerhalb der modernen Kunst der Individualität gegeben ist, es oft unmöglich mache, die Klassen scharf voneinander abzugrenzen, da bei manchen Künstlern die Weisen, welche für einzelne Gruppen charakteristisch seien, ineinander überflössen, sodaß die Zeit, in welche ihre Hauptwerke fallen, den Ausschlag geben müsse.

Es ist dies aber nur selten der Fall, und die straffe Gliederung und scharfe Charakteristik der classischen und romantischen Schule, der Reaction des Idealismus und der Vermittelung der Gegensätze in der historischen Richtung (für die Malerei des zweiten Kaiserreichs, welche uns auch zu nahe steht, um eine übersichtliche Darstellung zuzulassen, ist die Zersplitterung der Schulen, die Zerfahrenheit der Richtungen als charakterisirendes Merkmal festgehalten) weist jeder bedeutendern Erscheinung ihren bestimmten Platz an. Wir möchten sogar wünschen, daß der Verfasser noch einen Schritt weiter gegangen wäre und die Landschaftsmalerei nicht abgesondert in einem siebenten Buche behandelt, sondern die Landschafter in gleicher Weise, wie dies bei den Genremalern geschehen, in den Abtheilungen, denen sie angehören, mit erwähnt hätte. Denn da die Landschaft, wie wiederholt betont wird, alle die Phasen, in denen sich die moderne Malerei Frankreichs überhaupt ausgebildet, ebenfalls durchgemacht und an allen Gängen derselben theilgenommen hat, also genau die gleiche Gliederung zeigt, so fehlt es an einem genügenden Grunde für eine abgesonderte Darstellung derselben, und hätte nicht nur die Uebersichtlichkeit des Systems gewonnen, sondern es wäre auch die doppelte Erwähnung der Künstler, welche wie Bonington, E. Isabey, Roqueplan, Decamps, Diaz, Fromentin, Courbet u. a. sich ebenso in der Landschaft, wie im Historien- und Sittenbilde ausgezeichnet haben, nicht nöthig geworden.

Wenn übrigens in dem vorliegenden Werke Horace Vernet, Leopold Robert und Delaroche, von welchen Springer den erstern als Vertreter des „Naturalismus", die letztern dagegen als Vertreter des „vollendeten Realismus" in der französischen Malerei aufführt, als die Meister genannt werden, welche die Vermittelung der Gegensätze sich — bewußt oder unbewußt — zur Aufgabe gestellt hätten, dagegen Géricault's Richtung als die naturalistische, die von Courbet als die realistische quand même bezeichnet wird, so liegt dem nur zum kleinern Theil eine verschiedenartige Beurtheilung der Künstler selbst zu Grunde. Zum größern Theil beruht diese Verschiedenheit darauf, daß Meyer bei dem Gebrauch der Bezeichnungen „Realismus und Naturalismus" sich mehr an die Begriffsbestimmungen anschließt, welche diese Kategorien in französischen Künstlerkreisen gefunden haben, während Springer dagegen den Realismus als die höhere Einheit der idealen und naturalistischen Anschauungsweise auffaßt. Denn letzterer betont ausdrücklich, daß auch in dem Realismus die Phantasie, die echte künstlerische Kraft die Quelle der Thätigkeit bilde, und so sieht er z. B. sogar in dem „Hémicycle" von Delaroche ungeachtet des Aufwandes an allegorischen Figuren nur die Auffassung eines unbefangenen Realisten. Wird man in dieser Beziehung der Ansicht Meyer's, welcher gerade in diesem Bilde eine merkwürdige Mischung idealer und realistischer Motive und Gestalten erblickt, beitreten müssen, so neigt sich derselbe doch etwas zu sehr dahin, den extremen Realismus von Courbet und Genossen, welcher wegen seiner Analogie mit der materialistischen Richtung in den Naturwissenschaften vielleicht passender als „Materialismus" zu bezeichnen sein dürfte, als den Gipfelpunkt statt als eine Verirrung der realistischen Anschauungsweise anzusehen, obwol er doch auch ausdrücklich hervorhebt, daß eine gemäßigte Richtung des Realismus von diesen Ultras sich wesentlich unterscheide.

Daß es dem Verfasser gelungen, nicht nur den Beweis für die Richtigkeit seiner Systematik zu führen, sondern auch die Wechselwirkung des politischen Lebens, der Gesittung, Literatur und der Kunst in übersichtlicher und erschöpfender Weise darzustellen, möchten wir unbedingt bejahen; das Aufspüren und Analysiren dieser feinen Beziehungen bildet gerade einen der Hauptvorzüge dieses Werks. So verbreitet z. B. die von Springer vertretene Ansicht ist, daß die Französische Revolution die Kunst nur wenig oder gar nicht berührt habe, daß insbesondere David, wenn er auch persönlich als Conventsmitglied zu ihren Grundsätzen sich bekannt, doch nicht als ihr Vertreter auf künstlerischem Gebiet angesehen werden könne und daß die aristokratischen Formen des der Antike nachgebildeten Stils durch das Liebäugeln der Revolutionsmänner mit den alten Republiken nicht erklärt und gerechtfertigt würden, zumal auch die häufig nur affectirte Neigung zum Alterthum und die Annahme eines idealisirenden Stils viel älter seien als die Französische Revolution, so trifft doch Meyer's entgegengesetzte Ausführung unzweifelhaft das Richtigere. Mit Recht hebt letzterer hervor, daß, wenn auch David in seinem Lehrer Vien einen Vorläufer gehabt, der classische Stoffe in einfacher und naturwahrer Auffassung darzustellen versucht habe, doch jede geistige Bewegung solche blos plänkelnde Vorfechter voraussende, ehe sie selbst mit ihren Kerntruppen der alten Zeit den entscheidenden Kampf liefere, und daß die innere Verwandtschaft des Aufschwungs der Malerei durch David und die Classiker mit der politischen Revolution, die innige Wechselwirkung zwischen der Kunst und Sitte der damaligen Zeit nicht zu verkennen sei:

> David und die Schule, die sich um ihn bildete, räumten die ganze echt malerische Kunstentwickelung, welche zwischen der antiken Formenwelt und dem 18. Jahrhundert liegt, entschieden und mit einem male zur Seite, ganz ähnlich, wie die Revolution mit rücksichtsloser Schneide jeden Zusammenhang mit der geschichtlichen Vergangenheit rundweg löste, um sich auf den Boden der abstracten „Menschenrechte" zu stellen. Beide, indem sie von der Weise und dem System ihres Jahrhunderts sich lossagten, brachen zugleich mit den weiter zurückliegenden Zeiten. Wie ferner den Männern des Convents und der Ausschüsse, denen wenigstens, die es ehrlich meinten, die römische Bürgertugend als das höchste Ideal erschien, zu dem die Menschheit um jeden Preis und auf dem geradesten Wege zurückkehren müsse, so erhielten die ersten epochemachenden Bilder David's ebenso wohl von diesem politischen Pathos als von der römischen Anschauung der Form ihren Charakter und ihre Bedeutung. Beide endlich erklärten sich gleich entschieden gegen die Welt des Mittelalters und das Reich der christlichen Mythe; für beide gab es keinen christlichen Gott und keine Heiligen mehr u. s. w.

Noch eingehender als das Verhältniß zwischen der Kunst und dem politischen Leben wird die Wechselwirkung derselben mit der Gesittung und den literarischen Zuständen des modernen Frankreich dargestellt. Besonders anziehend sind die vergleichenden Hinweisungen auf die den Kunstwerken der Maler analogen Erscheinungen in der Literatur; die Parallelen zwischen Diderot und Greuze, zwischen Lebrun, Chénier und David, zwischen Châteaubriand, Prosper Mérimée und Géricault, zwischen Scribe und Horace Vernet, zwischen Béranger und Charlet,

zwischen Delavigne, A. de Vigny und Delaroche, zwischen Brizeux und A. Leleux, die Zusammenstellung von Delacroix und Auguste Barbier in der Schilderung der Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830, der Genrebilder Bréton's und der Dorfgeschichten von George Sand, der Bestrebungen der „Neugriechen“ Gerôme, Picou und Boulanger und der antikisirenden Dichtungen von Ponsard, Augier und Lecaussade: sie alle zeugen von einem feinen Verständiß der charakteristischen Züge der Werke der Maler und Dichter, und sind gleich werthvoll für das Studium der modernen Literaturgeschichte wie der Kunstgeschichte. Die Bedeutung des Orients für die romantische Dichtung und Malerei, und deren verschiedene Stellung zu den Stoffen des „thatlos in seine farbenglühende Erscheinung versenkten Morgenlandes“, die Beziehungen zwischen Malerei und Theater (z. B. Guérin und die Duchesnois; die Schauerstücke eines Lesorre und Vigneron und die Schauerdramen der pariser Volkstheater; die Reaction des Idealismus und die Rachel u. a. m.) werden in scharfen Strichen mit sicherer Hand gezeichnet. Dies gibt in Verbindung mit den rein culturhistorischen Schilderungen, von welchen die Erörterung der Bedeutung das troupier für die französische Gesittung und Denkweise und die Beleuchtung der sittlichen Zustände unter dem second empire als besonders gelungen hervorzuheben sind, dem Buche ein erhöhtes Interesse und dürfte demselben auch aus Kreisen, welche sich sonst mit einem so eingehenden Studium der französischen Malerei kaum befaßt haben würden, Leser zuführen. Ueberall ist jedoch der Standpunkt des Kunsthistorikers streng festgehalten; nur auf das, was für diesen von Bedeutung ist, wird Gewicht gelegt, sodaß jene Schilderungen niemals die eigentliche Darstellung der Entwickelung der Malerei überwuchern, sondern ihr harmonisch unter- und eingeordnet sind.

Die letztern beschränkt Meyer keineswegs, wie das Springer'sche Werk, auf das 19. Jahrhundert, sondern er geht aus den obenerwähnten Gründen bis zur Französischen Revolution zurück; bis zur jüngsten Zeit werden mit möglichster Vollständigkeit fast alle französischen Maler, welche nur einigermaßen auf Beachtung Anspruch machen können, aufgeführt und kurz charakterisirt. Sogar die Erscheinungen des Salons von 1866 und der im Januar dieses Jahres erfolgte Tod von Ingres sind mit erwähnt. Daß bei dem scharenweisen Auftreten von homines novi in jeder neuen Ausstellung eine absolute Vollständigkeit nicht möglich ist, versteht sich von selbst; aber auch von den Sternen sechster und siebenter Größe sind nur wenige, z. B. der Historienmaler J. B. Wicar aus Lille, Schüler von David; die Genremalerin Marguerite Gérard u. a., gänzlich übersehen. Degegen hätten wir eine Vermehrung der biographischen Details über die Künstler gewünscht. Meyer gibt dieselben nur bei den Hauptvertretern der einzelnen Richtungen, und auch da nicht immer vollständig, während sich bei den übrigen Malern höchstens die Angabe des Geburts- und Todesjahres findet, und diese überdies wol nicht immer ganz zuverlässig ist. Wenigstens weichen seine Data mehrfach von andern Angaben, z. B. hinsichtlich der Geburtsjahre von Launay (1755 statt 1759), Granet (1775 statt 1774), Forbin (1777 statt 1779) ab; von letzterm hätten die in der Galerie Leuchtenberg befindlichen Werke: „Das Innere der Klosterkirche von Coimbra“, und „Ossian, die Thaten verstorbener Helden besingend“, wol Beachtung verdient, auch nicht unerwähnt bleiben sollen, daß J. J. Grandville ein Pseudonym für Jean Gérard ist. Allein abgesehen von solchen kleinen und unbedeutenden Ausstellungen dürfte die Umgrenzung, Eintheilung und übersichtliche Darstellung des überreichen Stoffs nichts zu wünschen übriglassen. Insbesondere wird man unbedingt damit einverstanden sein müssen, daß Meyer nicht den zufälligen Ort der Geburt allein dafür maßgebend sein läßt, ob ein Künstler den Kreisen der französischen Malerei beizurechnen sei, und daß er die Italiener Palizzi und Pasini, die Schweizer Bodmer, Zuber-Buhler, Karl und Eduard Girodet und van Muyden, die Niederländer Hamman, Stevens, Dejonghe und Louis Meyer, die Deutschen Bohn, Steuben, Henri und Rudolf Lehmann, Schlesinger, Laemlein und Müller, sowie die Engländer Bonington und Constable der französischen Malerschule beigesellt, welcher sie ihrer ganzen Entwickelung nach angehören, wie ja auch der Schweizer Leopold Robert und der Holländer Ary Scheffer unbestritten als Koryphäen der französischen Malerei gelten.

Doch geht Meyer keineswegs so weit, unsere deutschen Genremaler Knaes, Vautier, Salentin u. s. w., wie dies neuerdings jenseit des Rhein zuweilen versucht worden ist, den Franzosen beizuzählen, weil sie theilweise noch in Frankreich ihre Studien gemacht und auf den pariser Ausstellungen die Preise davongetragen haben.

In der kunstgeschichtlichen Darstellung ist die feine und scharfe Charakteristik der verschiedenen Richtungen, die Würdigung der eigenthümlichen Vorzüge und Schwächen der einzelnen Künstler mit einer Meisterschaft durchgeführt, welche dem Buche einen fesselnden Reiz verleiht. Wie bezeichnend ist der Charakter der französischen Kunst im ganzen und großen im Verhältniß zu der Kunst der eigentlichen Romanen und der Germanen mit folgenden Worten präcisirt:

> Es ist fast der ganzen französischen Kunst eigenthümlich, daß sie bei aller Begabung und allem Geschick für die Form doch einen solchen Inhalt in diese zu legen sucht, der noch über die künstlerische Erscheinung hinaus den Geist oder die Sinne beschäftigt. Sie ist selten ganz frei von stofflichem Interesse. Sei es nun, daß sie sich an die Sinnlichkeit des Beschauers wendet oder Empfindungen in ihm nachklingen läßt, die jenseit des Bildes liegen, oder endlich — was öfter der Fall ist, als man gemeinhin annimmt — durch den Ausdruck einer folgenschweren Situation, eines bedeutungsvollen Momentes, der zu allerlei Gedanken anregt, auf ihn wirken will. Denn der Franzose will die Aufmerksamkeit und die Phantasie des Zuhörers oder Beschauers gefangen nehmen, an sich fesseln; daher sucht er die Form zu packender Bestimmtheit zu vollenden, um die Wirkung schlagend zu machen, sucht aber auch gern, um seines Erfolgs doppelt sicher zu sein, noch einen besondern Reiz des Inhalts. Er nimmt in dieser Eigenheit die schwankende Mitte ein zwischen dem eigentlichen Romanen, den allein die gesättigte, den Stoff ganz in sich versenkende Form befriedigt, und dem Germanen, dessen rastlos in sich selber zurückkehrender Geist eine Vorliebe für den gedankenschweren Inhalt hat, der über die Form hinausquillt.

Wie treffend sind die Eigenthümlichkeiten und die zarten Unterschiede von Ingres und Flandrin, die Berührungspunkte und Gegensätze zwischen Courbet und Hamon

bezeichnet, wie fein ist die Vergleichung der kunsthistorischen Stellung von Delaroche, Horace Vernet und Leopold Robert, dessen Bildercyklus aus dem italienischen Volksleben „das Große und Heldenmüthige, das Unendliche einer harmonisch in sich ruhenden und zu charaktervoller Form ausgeprägten Volksindividualität enthüllt" und in dieser Hinsicht mit Goethe's „Hermann und Dorothea" in Parallele gesetzt wird.

Auch bei der Beschreibung der einzelnen Bilder, welche klar und anschaulich ist, wird man fast überall der Auffassung und Beurtheilung Meyer's mit geringen Abweichungen beitreten müssen. Bei Hébert's bekanntem Bilde der „Malaria" dürfte die unthätige Regungslosigkeit des Bootsführers und des rückwärts gelehnten Mädchens doch auch darauf hindeuten, daß selbst diese Prachtgestalten von dem Fieberhauch schon leise berührt sind, und in Baudry's „Ermordung Marat's" ist unsers Erachtens in der Figur der Charlotte Corday nicht blos die Seelenangst und die Bangigkeit des erschütterten Gemüths, sondern in der Haltung und dem Blick auch die Macht der sittlichen Leidenschaft, in dem Augenblick, wo sie nach der That zur Reflexion gelangt, zu erkennen. Ebenso können wir die Ansicht nicht theilen, daß in Delaroche's „Marie Antoinette" der Contrast der doppelten Beleuchtung ein gesuchter und raffinirter Effect sei, welcher der Größe des im Stoffe selbst liegenden einfachen Gegensatzes Abbruch thue; diese durch Zeit und Ort des wirklichen Vorgangs motivirte Doppelwirkung des Lampenlichts und des Schimmers des anbrechenden Morgens ist vielmehr den sittlichen Contrast nur noch deutlicher und prägnanter hervorzuheben geeignet.

Bei der Beurtheilung des künstlerischen Werths der einzelnen Maler wird fast überall Wind und Sonne unparteiisch vertheilt, und wenn auch die Kritik, welche der Verfasser übt, eine scharfe ist, die Urtheile oft etwas herb erscheinen, so sind sie doch mit wenig Ausnahmen sine ira et studio, rein objectiv gehalten, auf richtige ästhetische Principien gestützt, und von einer gründlichen theoretischen Bildung getragen, welche sich namentlich in den Kapiteln über die Stellung der Kunst im 19. Jahrhundert und über den Charakter der modernen Malerei, sowie mehrfach in Excursen, z. B. in dem in eine Anmerkung gedrängten Auszug aus einem schon früher in den „Grenzboten" veröffentlichten Essay über die Zukunft der Geschichtsmalerei bekundet. Von der gesammten modernen Malerei wird im allgemeinen gesagt, daß dieselbe nirgends zu einem vollkommenen Ergebniß gelangen könne, weil sich ihr überall die Schwere der im Bewußtsein der Gegensätze befangenen Zeit anhänge und es zur vollen Harmonie zwischen Gedanke und Erscheinung nicht kommen lasse, sodaß ihren Werken zur letzten Vollendung und zum unvergänglichen Ausdruck eines erhöhten Lebens eben jener naive ungebrochene Einklang des künstlerischen Geistes mangele:

> Alle Erscheinungen der modernen Kunst zeigen jenes janusartige Doppelgesicht, das durch das zwiefache Verhältniß des Zeitalters zur Kunst bedingt ist. Hat doch schon der Ausdruck „modern" neben seinem rein geschichtlichen Sinn noch eine eigenthümliche Schwäche der Anschauung und Darstellung bezeichnet. Seine Merkmale fassen sich in der subjectiven Willkür zusammen, welche, losgelöst vom allgemeinen Lebensgrunde, alle Naivetät eingebüßt hat, und daher den einfachen vollen Einklang der Erscheinung mit ihrem Inhalt nicht zu treffen vermag; welche andererseits zu schwach, um in die Tiefe der aufgeschlossenen Welt zu greifen, mit äußerlichem Spiel an der Oberfläche haften bleibt, das Große mit dem Gräßlichen, das Ergreifende mit dem Sentimentalen, das Schöne mit dem Süßlichen und Geleckten verwechselt; welche endlich zu aufgeblasen, um eine gründliche Schule durchzumachen, durch den Schein einer lügnerischen Geschicklichkeit das Auge zu täuschen sucht. Was mit einem Wort dem in diesem Sinne modernen Kunstwerk fehlt — auch dann, wenn es sich über die Masse des Mittelmäßigen erhebt, das ist „jene unergründliche Realität, durch die es einem Naturwerk ähnlich erscheint" (Schelling). Ganz frei von jenen Eigenschaften ist die neue Kunst fast nie und nirgends. Daher kann, wie ihren Erzeugnissen gegenüber der Genuß der Anschauung fast nie ganz unverfälscht und unverkümmert ist, auch der geschichtlichen Betrachtung, sobald sie vorurtheilslos und unbefangen den Maßstab echter Kunst anlegt, ein scharfer Zusatz von Kritik nicht fehlen.

Dieser allerdings sehr beträchtliche Zusatz scharfer Kritik trifft jedoch nicht sowol die französische Malerei im ganzen, als einzelne Richtungen und deren Vertreter, namentlich den neuern Idealismus und die classische Schule, deren religiöse Bilder als „pomphaft ohne Größe, aufgeregt ohne Stimmung, pathetisch ohne Empfindung" bezeichnet werden und von welcher gesagt wird, sie sei in den grisailles auf ihren richtigen Ausdruck herabgebracht: „Diese Malerei, von vornherein auf sculpturartige Erscheinung angelegt und für das seelenvolle Leben der Farbe verschlossen, entledigte sich endlich derselben, da sie ihr unbequem war, und suchte durch trügerischen Schein die Wirkung des farblosen Bildwerks zu erreichen."

Auch bei den von der Mode und dem Beifall der Menge getragenen Größen des Tags motivirt Meyer sein abweichendes Urtheil zuweilen mit etwas zu großer Schroffheit, wenn er scharfblickend die Schminke einer falschen Berühmtheit abzuwaschen sich bemüht. So geben doch Winterhalter's bessere Bilder etwas mehr als die „leere Anmuth einer hübschen Larve mit dem Ausdruck jener süßen und frivolen Grazie, welche bis fast in die neueste Zeit das Ideal des salonfähigen Publikums gewesen"; und ebenso ist es unzweifelhaft zu hart, wenn von Rosa Bonheur gesagt wird, sie erfasse nicht mehr als die Oberfläche der Erscheinung, die Prosa des Thierlebens; ihre Bilder seien ohne Energie des Lebens und gebreche es ihnen an künstlerischem Reiz.

Vorzugsweise aber ist diese Schärfe in den vergleichenden Rückblicken auf die deutsche Kunst zu finden, bei deren gelegentlicher Erwähnung sich eine Herbigkeit des Urtheils zeigt, welche von einer fast persönlichen Gereiztheit sich nicht immer frei zu halten weiß. Wenngleich das Vorwort den Rangstreit über die künstlerische Tüchtigkeit ganzer Epochen und Nationen als unfruchtbar bezeichnet, und ausdrücklich betont, daß die französische Malerei keineswegs an die Spitze der modernen Kunst gestellt werden solle, so wird doch nicht nur von derselben gerühmt, daß in ihr das Moderne im argen Sinne weit weniger anzutreffen sei als in der deutschen Kunst, in welcher „ganze Richtungen der eine Zug des Modernen, das Unvermögen der Gestaltung", kennzeichne, sondern es wird geradezu ausgesprochen, die französische Malerei biete ein verhältnißmäßig reines Bild künstlerischer Entwickelung, wie sie auch, als Ganzes betrachtet, in der

gesammten modernen Kunst die erste Stelle einnehme. Namentlich in der Entwickelung des formalen Elements zeichne sich die französische Malerei weit aus vor der deutschen, die „aus unreiner und stofflicher Empfindung eine ganze Zeit lang in einer vorrafaelischen Periode stecken geblieben, um dann, des Studiums überdrüßig, die alte Kunst so gut wie ganz an den Nagel zu hängen". Und wenn die neuere Kunst da als „unerträglich" bezeichnet wird, wo sie, ohne die gehörige Lehrzeit durchgemacht zu haben, für die mangelhafte Arbeit mit den meist eiteln Empfindungen der modernen Phantasie entschädigen wolle, wird hinzugesetzt: „Schlimm genug, daß diesen Weg einer nichtssagenden Selbständigkeit freilich weit öfter die deutsche als die französische Malerei eingeschlagen hat."

Die Vorliebe für den Gegenstand seines Werks macht zwar den Autor nicht blind gegen einzelne im Vergleich mit den Vorzügen der deutschen Kunst hervortretende Mängel — dem neuesten französischen Idealismus gegenüber werden mit Anerkennung die Schöpfungen Rahl's und Genelli's, die Werke von Feuerbach und Böklin hervorgehoben, die Landschaften von A. Achenbach werden über die gefeiertsten Bilder von Th. Rousseau gestellt, und von Rottmann wird gesagt, daß er alle französischen Landschafter mit einer im 19. Jahrhundert fast einzig dastehenden Genialität überrage. Allein die Anerkennung der Leistungen deutscher Künstler ist doch nur selten und spärlich bemessen; wie herb ist schon das Urtheil über Piloty, der ohne tiefere Eigenthümlichkeit in den Spuren der Belgier und Franzosen gehe, die Geschichte nur äußerlich fasse und den launischen Ausdruck des Moments suche, während seine Kunst zur Darstellung der von Kraft und Leidenschaft getriebenen, voll und scharf heraustretenden Persönlichkeit nicht ausreiche. Die vollen Schalen des Zorns werden aber über die deutschen Nazarener und über Kaulbach ausgegossen; jede Gelegenheit zur Erwähnung derselben wird mit Eifer ergriffen, um über sie mit einer Bitterkeit zu urtheilen, welche eine objective Haltung auch nur äußerlich zu bewahren kaum vermag. Wenn von den deutschen Nazarenern gesagt wird, sie bekundeten mit der neuen Ausgabe einer abgestandenen Empfindung und ihrer halben charakterlosen Darstellung nur ihre offenbare Schwäche, ihre Figuren seien puppenhafte Typen u. dgl., so wird dies Urtheil wol nicht nur von der ästhetischen, sondern wesentlich auch von der radicalen pantheistischen Richtung des Autors beeinflußt. Denn nicht blos wird als ein Axiom die Behauptung hingestellt, daß sich im modernen Bewußtsein nach dem Vorgang der Wissenschaft die Auflösung des positiven Christenthums still und allmählich, aber so gründlich vollzogen habe, daß weder von ihrem Inhalt das Gemüth erwärmt noch von ihren Gestalten die Phantasie mehr bevölkert werde, nicht blos wird die Beziehung des Alten Testaments auf das neue als ein willkürliches und völlig grundloses Erzeugniß der kirchlichen Tradition bezeichnet, welche für unser heutiges Bewußtsein ganz und gar dahingefallen sei, während dagegen die in dem Bildercyklus von Chenavard sich offenbarende pantheistische Weltanschauung auf der Höhe der heutigen Forschung stehe, sondern diese für die Würdigung der künstlerischen Bedeutung der einzelnen Maler meist unerhebliche Darlegung eines radicalen religiösen Standpunktes erfolgt zuweilen in einer fast cynischen Weise, welche der Würde des Gegenstandes nicht entspricht und mit der sonstigen vornehm wissenschaftlichen Haltung des Buchs unangenehm contrastirt. So wird von Overbeck, den die romantische Rückströmung im Conflict mit dem kalten scharfen Luftzug des deutschen Geistes in den warmen Schos der katholischen Kirche getrieben, gesagt: „Die Frömmigkeit des Bekehrten ist immer aufgeregt und fieberhaft, und will mehr thun, als vielleicht dem christlichen Gotte selber bequem ist." Und ferner heißt es, schon vor den Julitagen habe die gebildeten Klassen der frische Luftzug einer neuen geistigen Bewegung durchzogen, sodaß sich „die kirchlichen Dünste" in der Atmosphäre nicht hätten festsetzen können; in Frankreich habe die Februarrevolution die eine gute Folge gehabt, wenigstens den mittlern Ständen auch den Rest noch von kirchlicher Gesinnung ausgetrieben zu haben, während in Deutschland durch das „Leben Jesu" von Strauß „die Breterwand des positiven Christenthums zertrümmert worden sei".

Ebenso maßlos und anscheinend von persönlicher Gereiztheit zeugend sind die überaus heftigen Angriffe auf Kaulbach, der durch seine mit äußerlicher Gewandtheit Mythe, Geschichte und frivole Sinnlichkeit mischende Darstellung „welthistorischer Wendepunkte" eine mehr literarische als künstlerische Neigung der Zeit befriedigt und mit der Ironie seiner subjectiven Auffassung die historische Wirklichkeit in ein halb reales, halb mythisch-allegorisches Wesen verflüchtigt habe, das nicht Fisch noch Fleisch sei. Bei der Vergleichung der Kaulbach'schen und Ary Scheffer'schen Faustbilder wird von Meyer, der sich dabei als Verfasser der beißenden und in ihrer Bitterkeit größtentheils ungerechten Kritik der Kaulbach'schen Goethe-Bilder in den „Grenzboten" des Jahres 1861 bekennt, nicht blos die Auffassung des deutschen Künstlers, der auf der pariser Weltausstellung kürzlich mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden ist, als absichtsvoll und übertrieben getadelt, sondern auch seine Formengebung, welche den Mangel an tieferm Verständniß bis zu einem gewissen Grade zu verbergen wisse, zwar als gewandt, in ihrer typischen Maskenhaftigkeit aber als nicht minder hohl und charakterlos bezeichnet. Ja, als ob dies noch nicht genug wäre, heißt es:

> Hätte die deutsche Kunst einen David und seine Kunstschule gehabt, auf die wir nun so vornehm herabblicken, so wären wol jetzt nicht — von den namenlosen Producten aller Art zu schweigen — im Treppenhause des berliner Museums Gestalten zu sehen, die meinetwegen von einer geistreichen Auffassung der Geschichte zeugen mögen, die aber ohne jede Festigkeit des innern Baues brei- und molluskenartig die menschliche Form in einer misverstandenen, widerlich süßen Schönheitslinie nicht darstellen, sondern lügen!

Ja, es wird sogar dem deutschen Künstler fast zum Vorwurf gerechnet, daß ihm seine Bilder gut bezahlt werden, wenn gesagt wird, daß zwar in deutschen Landen ein Künstler zu so hohen Ehren, wie Ingres, es kaum gebracht, freilich aber ein Kaulbach, was Ingres nicht vermocht, mit praktischerm Lebenssinne es verstanden, sich Schätze zu erwerben; was um so eigenthümlicher klingt, als die Erwähnung der bedeutenden Summen, welche französische Künstler für ihre Werke erhalten, ziemlich

häufig ist, und die 100000 Frs., die an Horace Vernet für das Gefecht von Wola, die 40000 Frs., die an Gérôme für ein Genrebild gezahlt worden, ebenso aufgeführt werden wie die exorbitanten Preise der feinen Cabinetstücke von Meissonnier.

Wir glauben diese Heftigkeit einer fast persönlichen Polemik nicht unerwähnt lassen zu können, weil dieselbe der sonstigen rein objectiven Haltung des Buchs Abbruch thut, und demselben die Weglassung dieser für die Würdigung der französischen Malerei gleichgültigen Stellen zum Vortheil gereicht haben würde. Bei einem Werke, welches nicht verfehlen wird, sich im In- und Auslande volle Anerkennung zu erwerben, wünscht man eben desto mehr, daß jeder Grund zu Ausstellungen wegfallen möge, wie denn auch die Beseitigung kleiner stilistischer Nachlässigkeiten ebenso zweckmäßig gewesen sein würde, wie die Berichtigung der mehrfach vorkommenden Druckfehler. Im allgemeinen ist die Darstellung bilderreich und doch klar, harmonisch in sich abgerundet, sodaß man fast versucht sein möchte, von dem Stil an einzelnen Partien zu rühmen, was an einer Stelle des Buchs in anderm Zusammenhang gesagt ist:

> Der Stil ist das innige Verschmelzen der subjectiven Anschauung mit der gegenständlichen Welt, woraus die formbildende Kraft ihres Wesens, neugeboren und durchgebildet von der Phantasie des Künstlers, wie Aphrodite aus dem Meere, als unverhüllte Schönheit heraufsteigt.

Daneben finden sich freilich auch hin und wieder etwas vulgäre und kaum schriftsässige Ausdrücke (z. B. S. 591: der Mangel des Zusammenhangs der Figuren klappt mit dem Gegenstande), sowie hinkende Vergleiche und unklare Bilder (z. B. S. 491: ein Inhalt, der „im Bette der Phantasie nur zum Theil flüssig wird".)

Dieses Buch, welches wie fast alle in demselben Verlag erschienene kunsthistorische Werke in elegantem Gewande vor das Publikum tritt, ist mit 31 Holzschnitten ausgestattet, damit, wie das Vorwort sagt, der Leser durch eigene Anschauung die Darstellung zu ergänzen vermöge. Die Abbildungen sind von sehr ungleichem Werthe: zum Theil, wie z. B. die „Ermordung des Herzogs von Guise" und die „Grablegung Christi" von Delaroche und die „Rast" von Meissonier vorzüglich gelungen, andere dagegen z. B. Fleury's „Religionsgespräch zu Poissy", Breton's „Ende des Tags", Gérôme's „Alcibiades bei der Aspasia" nur schwach und mangelhaft; in dem letztgenannten Bilde ist der rechte Arm und die Schulter der an Sokrates sich anlehnenden nackten Sklavin bis zur Unverständlichkeit verzeichnet. Mißlungene Abbildungen aber sind geeignet, eher Verwirrung als Anschaulichmachung herbeizuführen, weshalb denn auch neuerdings bei der dritten Auflage von Kugler's „Geschichte der Malerei" der Schmuck der Illustration von der Verlagshandlung gänzlich verschmäht worden ist, weil dieselben der Würde des Buchs, dessen Schilderungen so lebenswahr und geistvoll seien, gerade zu schaden glaubt, wenn sie diesen seinen Vorzug durch äußerliche Veranschaulichung in den Hintergrund stellen wolle. Doch wird eine solche etwas rigoristische Auffassung bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, nicht blos für den engen Kreis der Fachgenossen, sondern für das größere Publikum bestimmt ist, nicht platzgreifen können, und vielmehr die Vermehrung der Illustrationen durch correcte Skizzen zu wünschen sein, wobei namentlich auf die Reproduction der in Deutschland weniger bekannten Bilder Rücksicht zu nehmen sein möchte. Denn wenn auch der Zweck, „daß die Führer und hervorragenden Talente der verschiedenen Richtungen in ihren bezeichnenden Werken vertreten sein sollen", für die Auswahl bestimmend bleiben muß, so dürften doch Gemälde, welche wie Gérard's „Belisar" und Leopold Robert's „Schnitter" durch gute Kupferstiche und als zahlreiche Kunstvereinsblätter auch bei uns weiteste Verbreitung gefunden haben, besser durch andere vielbesprochene und doch oft wenig gekannte Bilder zu ersetzen sein.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

2. Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur von Benvenuto Cellini. Uebersetzt und verglichen mit den Parallelstellen aus Theophilus diversarum artium schedula von Justus Brinckmann. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Werk, die erste deutsche Uebersetzung der „Trattati dell' Oreficeria e della Scultura di Benvenuto Cellini", von welchem bisher in Deutschland nur kurze Auszüge durch Goethe bekannt geworden, enthält zugleich als Einleitung einen Essay über die künstlerische und kunstgeschichtliche Bedeutung Cellini's nebst einer gedrängten Lebensbeschreibung desselben unter Aufzählung der sämmtlichen Werke seiner Hand, und als Anhang die mit dem Inhalt der „Trattati" in auffallender Weise übereinstimmenden Parallelstellen aus dem Handbuche der kirchlichen Technologie des deutschen Mönchs Theophilus aus dem 11. Jahrhundert, mit interessanten Erläuterungen und einigen Notizen über die in den „Trattati" erwähnten Künstler. Wenn in dem Vorwort dem Buche ein vorwiegend praktischer Zweck beigelegt und von demselben ein reelles Ergebniß für Wiedererweckung verloren gegangener Verfahrungsweisen des Kunsthandwerks gehofft wird, so ist es wol sehr fraglich, ob bei der sich überall geltend machenden Tendenz der Verdrängung der Freihandarbeit durch fabrikmäßige Darstellung diese Hoffnung sich verwirklichen wird. Obgleich vom Herausgeber wiederholt der Wunsch ausgesprochen wird, daß unsere Goldschmiede sich in der Filigranarbeit und Emaillirkunst wieder mehr vervollkommnen und die Kunst des Niello wieder aufnehmen möchten, so dürfte doch die überwiegende Mehrzahl der Recepte des Cellini mit ihren eigenthümlichen Vorschriften und den absonderlichen, theilweise sehr unappetitlichen Ingredienzien durch die Fortschritte der Chemie und Technologie als beseitigt anzusehen sein und nur noch den Reiz von Curiositäten haben. Wie aber in der Einleitung ausgeführt wird, daß die kunstgeschichtliche Bedeutung Benvenuto Cellini's seine künstlerische Bedeutung überrage, so möchte auch der praktisch technologische Werth der „Trattati" von dem kunsthistorischen weit überwogen werden. In letzterer Hinsicht sind diese Abhandlungen unleugbar von großem Interesse; sie geben zunächst eine Uebersicht der Meister der verschiedenen Zweige der Goldschmiedekunst im 16. Jahrhundert und einen Einblick in die damals vorhandene innige Verbindung von Kunst und Handwerk, welcher wir so viele werthvolle und vollendete Werke verdanken.

Sodann aber sind dieselben geeignet, das Bild der abenteuerlichen, trotz aller Prahlerei, Aufschneiderei und der sehr zweifelhaften Moral doch liebenswürdigen urwüchsigen Künstlernatur zu vervollständigen, die uns durch die Goethe'sche Uebersetzung der Autobiographie so bekannt und anziehend geworden ist. Denn die „Trattati“ sind so weit davon entfernt, ein objectiv gehaltenes Lehrbuch zu sein, daß sie sich kaum einmal einen solchen Anschein geben; es kommt dem Autor immer nur darauf an, die in den verschiedenen Zweigen der Goldschmiedekunst, des Erzgusses und der Sculptur von ihm selbst gefertigten Werke aufzuzählen, sein Verfahren genau zu beschreiben, und zu zeigen, wie viel besser und geschickter er es gemacht als alle andern, kurz, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten. In ähnlicher Weise wie die „Vita“ sind auch die „Trattati“ mit Anekdoten und kleinen nicht immer ganz saubern Geschichtchen gewürzt, und von einem Selbstgefühl getragen, welches doch wieder mit einer so köstlichen Naivetät zum Vorschein kommt, daß es nur erheiternd wirkt. Mit welch zuversichtlicher Selbstgewißheit vergleicht Cellini in der Erzählung von der glücklichen Bewältigung der Schwierigkeiten bei Fassung eines großen Diamanten sich selbst mit Phaëton, der aber freilich den Hals gebrochen, während er sich in allen Ehren und mit reichem Lohn seiner Aufgabe entledigt habe. Die umständliche Beschreibung seines wichtigen Geheimnisses: „wie große Kolosse zu machen“, welche nichts als eine Anwendung des von alters her bekannten Verfahrens des „in Punkte Setzen“ bei der Ausführung kleiner Modelle in riesigem Maßstabe ist, leitet er mit den folgenden Worten ein: „Kraft meiner großen Studien erfand ich ganz aus mir selber ein anderes, völlig neues Verfahren. Dieses will ich jetzt, freigebig wie ich bin, zum besten derer mittheilen, die Großes zu leisten wünschen.“ Und bescheiden schließt er: „Möglicherweise kann, wie ich jene Erfindung gemacht habe, nach mir einem größern Geiste eine noch vollkommenere gelingen; freilich ist es aber immer leicht, schon Vorhandenes weiter auszubilden.“

Voll prächtiger Naivetät ist auch die Vergleichung der vier Edelsteinarten mit den vier Elementen, und die Motivirung der Erfindung falscher Rubinen „zu Abhülfe der Noth und zu gutem Zweck“ für die armen Frauen, denen ihre Männer zur Hochzeit keine echten Juwelen kaufen könnten, sowie die Warnung, daß kein großer Meister das Vergolden selbst treiben solle, weil es der Gesundheit schädlich sei, und daher andern Leuten überlassen bleiben müsse, und die folgende Stelle:

> Der Gott der Natur hat dem Menschen mit dem Geschenk der Sprache vier unterschiedliche Gaben verliehen, und zwar zuerst die des „Raisonnirens“, was so viel heißt, als die Gründe der Dinge vernunftgemäß untersuchen. Die zweite Gabe heißt: „Sprechen“, was sagen will: „Worte machen“, d. h. gehaltvolle, schöne Worte, die, wenngleich sie nicht die Gründe der Dinge selbst aufsuchen, doch auf den Weg dahin führen. Die dritte ist das „Plaudern“, d. h. Dinge von wenig Gehalt, oft auf gefällige, wie auf beleidigende Weise vorbringen. Die vierte endlich nennen wir: „Schwatzen“, ihrer bedienen sich Leute, die nichts wissen und doch mit ihrem Wissen prahlen möchten.

So kann dieses Buch (welches mit einigen recht guten Holzschnitten des Perseus, der Nymphe von Fontainebleau, der Saliera Franz I. und mehrerer Medaillen von Cellini's Hand und mit einer allerdings nicht ganz gelungenen Photographotypie nach dem Morghen'schen Stich des Vasari'schen Porträts von Cellini geschmückt ist) ein besonderes Interesse in mehrfacher Hinsicht in Anspruch nehmen, zumal dasselbe jedenfalls für die Geschichte der Technik von erheblichem Werthe ist, und z. B. die bekannte Controverse über das Verfahren des Michel Angelo bei der Bearbeitung des Marmorblocks durch caput IV der Abhandlung über die Sculptur definitiv entschieden werden kann.

E. Hersfurth.

Unterhaltungsliteratur.

1. **Schach dem König.** Historischer Roman von Hermann Kleinstenber. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Der Roman behandelt eine Episode aus dem sechsten Jahre des Siebenjährigen Kriegs, wo Friedrich der Große nach dem Verlust der Festung Schweidnitz sich in Schlesien bei der Stadt Strehlen vor den übermächtigen Oesterreichern und Russen verschanzt hatte, hier in der trübsten Lage seines Lebens selbst an einem guten Ausgang des Kriegs verzweifelnd, und wo ein Baron Warkotsch, dessen Güter in jener Gegend lagen, sich den Ruhm erwerben wollte, den König in die Hände der Feinde zu liefern: ein Versuch, der, wenn er gelungen wäre, nicht blos für den Ausgang des Kriegs, sondern auch für die Existenz des preußischen Staats leicht von unheilvoller Bedeutsamkeit hätte werden können. Wir haben also hier einen Roman, nicht blos mit historischem Hintergrunde, sondern sich verflechtend in die historischen Begebenheiten jener Zeit und dieselben zum Ausgangspunkt und zum Object der Darstellung nehmend. Erkennen wir zuerst im allgemeinen an, daß die historische Episode ein dankbarer Stoff für die Romandichtung ist. Der Geschichtschreiber zeichnet uns oft nur die Spitzen der Höhen, aber nicht den Grund, aus dem sie sich erheben. Der Romandichter mag von den historischen Thatsachen niedersteigen und sich über die Motive verbreiten, wie sie in der Seele der historischen Personen oder in den Verhältnissen der Zeit liegen. Ausgerüstet mit dem Seherblick poetischer Divination und sich stützend auf beglaubigte Geschichtsquellen, wird er dann nicht blos den Roman auf historischem Grunde liefern, sondern mit ihm zugleich ein helleres und deutlicheres Geschichtsbild. Was den vorliegenden Roman im besondern betrifft, so können wir mit deutlichem Blick unterscheiden, was der Geschichte und was dem Roman angehört. Nicht als ob beides mechanisch auseinanderläge, aber wir bemerken die Absicht des Verfassers, nach der er ebenso sehr der Geschichte als dem Roman hat dienen wollen, und eine Folge davon ist, daß unser dichterisches Interesse gleicherweise befriedigt wird wie das historische. Ohne uns bei der Beurtheilung auf Einzelheiten einzu-

lassen, möchten wir, was die Darstellung im ganzen und den Ton betrifft, in dem dieselbe gehalten ist, sie vergleichen mit einem Strom, der keine unergründliche Tiefe hat, bei dem wir auf einen hohen Wellengang nicht Anspruch machen dürfen, der aber in gleichmäßig ruhiger Sicherheit seinen Lauf hält, dem eine gleichmäßig milde und klare Sonne den Weg beleuchtet, in dessen Nähe wir einen Hauch gesunder Lebensfülle spüren, sodaß wir, wenn wir uns diesem Strome hingaben und auf seinem Rücken uns tragen ließen, nach vollbrachter Fahrt es nicht bereuen, sie gemacht zu haben.

2. Schallauer Geschichten. Roman in neun Büchern von H. Otto. Drei Bände. Glogau, Flemming. 1867. 8. 4 Thlr.

In den neun Büchern der drei Bände werden wir in das Jahr 1848 zurückgeführt und erleben die politischen Stürme dieses Jahres in dem Städtchen eines deutschen Kleinstaates. Von dem ersten Hoffnungsgrün der Märztage bis dahin, wo der Sieg der Reaction entschieden war, sehen wir die Bewegung des Jahres sich hier widerspiegeln, finden in dem politischen Leben und Treiben der schallauer Bürger ein Stück reales Leben und machen für uns im stillen die Nutzanwendung des ex ungue leonem. Der Verfasser erklärt von vornherein, er wolle ein Buch schreiben, das nur heitere und ergötzliche Dinge enthalten solle, und wahrlich, er hat Wort gehalten. Mit Objectivität weiß er Person und Sache zu trennen, den Vertretern aller politischen Standpunkte gerecht zu werden und in liebenswürdiger Schalkhaftigkeit jedem etwas anzuhängen. Jedoch von der Ueberfülle von Bildern und Scenen, die er vor unsern Augen entrollt, wenden wir uns zu der Tendenz des Ganzen und fragen uns: Was hat der Verfasser beabsichtigt, als er sein Buch schrieb? Hat er blos den humoristischen Roman in dem Gewande jener Zeit geben wollen? Wir müßten ihm für ein so heiteres Geschenk immerhin dankbar sein, aber wir würden uns fragen: warum hat er es nicht früher gebracht, warum nicht in den ersten Jahren nach 1848, wo der Abspannung der Gemüther eine so lebenswahre und lebensfrische Darstellung wohlgethan hätte; warum erst jetzt nach zwanzig Jahren, wo doch unser Volk bereits ein anderes geworden ist? Vielleicht eben, weil es ein anderes geworden ist, und um uns zu zeigen, daß es ein anderes geworden ist, hat er es geschrieben. Gerade seine trotz der humoristischen Färbung so objectiv gehaltene Darstellung zeigt uns im Vergleich, daß wir das nicht mehr sind, was wir damals waren. In der That, wir haben seit zwanzig Jahren unleugbare Fortschritte im politischen Leben gemacht, an die Stelle der subjectiven Zerfahrenheit, an der jene Bewegung zu Grunde ging, ist ein klares Erkennen und bewußtes Wollen getreten, Deutschland zeigt ein anderes Gesicht als damals, und in diesem Vergleich und in dieser Erwägung, die der Verfasser uns scheint an die Hand geben zu wollen, läge dann das eigentlich erbauliche Element seines Buchs.

Feuilleton.

Die Generalversammlung der Schiller-Stiftung in Wien.

Am 6. und 7. April tagte in Wien die Generalversammlung der Deutschen Schiller-Stiftung, deren Aufgabe es war, über die Revision der neuen, von dem Vorort Wien entworfenen Statuten zu berathen. Die letzte Generalversammlung in Weimar von 1865 hatte zwar eine solche Revision beschlossen, doch waren die Kämpfe und Zerwürfnisse, unter denen sie zu Stande kam, von ungünstiger Vorbedeutung und der Protest des königlich sächsischen Ministeriums gegen die wichtigsten Aenderungen war von entscheidender Wirkung, da das durch die Serre'sche Lotterie erworbene Hauptvermögen der Stiftung in Dresden verwaltet wird.

In Wien waren 21 Stiftungen vertreten, nämlich Berlin, Königsberg, Danzig, Nürnberg, Brünn, Stuttgart, Darmstadt, Hamburg, Gratz, Weimar, Dresden, Leipzig, Nienburg, Frankfurt, Breslau, Mainz, München, Karlsruhe, Wien, Köln, Lübeck.

Der Vorsitzende des Verwaltungsraths, Baron Münch von Bellinghausen (Friedrich Halm), eröffnete die Versammlung, indem er auf die großen Ereignisse der jüngsten Zeit hinwies und betonte, daß, wenn auch das politische Band zerrissen sei, welches Oesterreich an Deutschland knüpfe, doch das unlösbare geistige Band fortbestehe, welches unter anderm auch durch die Schiller-Stiftung repräsentirt sei. Die Rede wurde mehrfach von lebhaftem Beifall unterbrochen. Den Vorsitz in der Versammlung lehnte Baron Münch ab, an seine Stelle wurde Staatsanwalt Genast aus Weimar zum ersten Vorsitzenden und zu dessen Stellvertreter Professor Biedermann aus Leipzig gewählt.

Die Debatten nahmen, trotz aller Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, einen ruhigen Fortgang, mit Anlehnung an die von Dr. Weissel meistens mit Prägnanz und Sachkenntniß entworfenen Statuten. Als die Hauptresultate der Berathung sind zu erwähnen: zunächst die Anerkennung des Princips der Oeffentlichkeit, über welches an und für sich diesmal keine Meinungsverschiedenheit stattfand. Leider ging die Beschränkung durch, daß wol die Namen der betheiligten Schriftsteller, nicht aber die ihnen zugewendeten Beträge öffentlich bekannt gemacht werden sollen. Man fürchtete offenbar theils das Ansehen der Stiftung durch Mittheilung der oft kleinen Beträge, die sie hier und dort austheilen muß, zu gefährden und auf sie den bedenklichen Schein einer Almosenanstalt zu werfen, theils die Autoren selbst zu verletzen, wenn die kleinen Zuwendungen zu ihren Gunsten an die große Glocke gehängt würden. Indem man diese Scylla glücklich vermied, verfiel man indeß in die entgegengesetzte Charybdis, hervorragende Autoren, denen beträchtliche Gaben zutheil wurden (mehr als Ehrengaben, wie sie durch den Zusatz zu §. 2 nicht ausgeschlossen sind), in eine Linie zu setzen mit den schiffbrüchigen Literaten, denen die Stiftung die rettende Hand reicht, und letztere wieder ihren etwaigen Gläubigern gegenüber in den Verdacht zu bringen, durch die Zuwendungen der Schiller-Stiftung in die Lage gesetzt zu sein, allen Forderungen gerecht zu werden.

Ebenso wenig können wir uns im Princip mit dem obligatorischen Wechsel des Vororts einverstanden erklären, wie er durch den Beschluß der Generalversammlung festgehalten worden ist. In solcher Vorschrift der Statuten liegt eine Beschränkung der Freiheit und ein Mistrauensvotum gegen die Generalversammlungen der Zukunft, welche darüber doch ungehindert, nach freier Erwägung der Verhältnisse, entscheiden sollten. Es ist nicht abzusehen, warum die Schiller-Stiftung an einem Orte, an dem sie gut aufgehoben ist, nicht ein zweites Lustrum bleiben sollte, wenn die von allen Zweigstiftungen beschickte Generalversammlung sich damit einverstanden erklärt. Derartige für die Zukunft vorgeschobene Riegel entsprechen nicht dem freien Geist, der ein Institut wie die Schiller-Stiftung beseelen soll.

Eine wichtige Neuerung ist der Beschluß, daß künftig Gaben über 500 Thaler, desgleichen alle auf länger als fünf Jahre zu bewilligende Pensionen nicht mehr von dem Verwaltungsrathe, sondern nur von der Generalversammlung sollen beschlossen werden können. Gegen diese Neuerung erhebt sich das gewichtige Bedenken, daß die Verhandlung von Personalangelegenheiten in großen Verhandlungen stets mislich ist und daß schon derartige Debatten, bei denen die Gegenpartei ihre Ansicht mit Gründen unterstützen muß, für den betreffenden Autor höchst verletzend sein können. Deshalb ist auch in allen Verfassungsstaaten die Bestimmung über Personalia der Executive und nicht den Parlamenten anheimgegeben. Die erforderliche Garantie dafür, daß der Verwaltungsrath seine Rechte nicht misbraucht, war in der Oeffentlichkeit gegeben.

Von den andern Beschlüssen erwähnen wir noch, daß der im Entwurf der Satzungen mitaufgeführte Reservefonds nur in der Beschränkung auf etwaige Ueberschüsse, besondere Verleihungen und Vermächtnisse zugestanden wurde und daß Satzungsänderungen künftig nicht blos einer Zweidrittelmehrheit des Vermögens, sondern auch einer Mehrheit nach der Kopfzahl der vertretenen Stiftungen bedürfen. Diese Bestimmung kommt zwar als ein erschwerendes Gewicht bei Satzungsänderungen der conservativen Richtung innerhalb der Stiftung zugute und kann wünschenswerthen Reformen im Wege stehen, doch ist sie gleichzeitig ein Zugeständniß an die kleinen Stiftungen, welche sonst nur zu leicht von den „reichen" majorisirt werden könnten. Noch erscheint es als ein Fortschritt, daß man nicht alle Jahre eine Conferenz des Verwaltungsraths für geboten hält, und so bestrebt sein wird, den beträchtlichen Aufwand der Verwaltungskosten zu ermäßigen.

Immerhin wird ein segensreicher Einfluß der Schiller-Stiftung von einer wahrhaft liberalen Auslegung des §. 2 der Satzungen und von einer muthigen Benutzung der in dem Zusatz zu diesem Paragraphen ausgesprochenen Befugnisse abhängen. Nur durch würdige Unterstützung der Talente und durch Förderung ihrer Muße kann die Schiller-Stiftung auf die Nationalliteratur selbst heilsam einwirken, während der Einfluß ein sehr zweifelhafter bleibt, welchen die humane Wirksamkeit der Stiftung, der Schutz mittelmäßiger Schriftsteller gegen Nahrungssorgen, auf die Gestaltung der Literatur ausübt. Hauptsächlich ist indeß zu wünschen, daß von allen Seiten Anstrengungen gemacht werden, das Vermögen der Zweigstiftungen selbst durch Vorlesungen, Theatervorstellungen, Feste u. s. w. zu vermehren, und daß einige namhafte Städte Deutschlands, die sich noch nicht auf der Liste der Schiller-Stiftungen befinden, durch Bildung von Zweigstiftungen ihrem literarischen Renommée dies bisher versäumte Zugeständniß machten. Auch das größere Publikum muß daran gewöhnt werden, die Stiftung nicht als ein abgeschlossenes Ganzes zu betrachten, sondern als noch im organischen Wachsthum begriffen, und seine Verpflichtungen gegen dieselbe und gegen die nationale Dichtkunst als noch nicht erledigt durch das Serre'sche Lotterielos und den gewonnenen Regenschirm.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „A Memoir of Baron Bunsen" (2 Bde., London, Longmans, Greene u. Comp., 1868) veröffentlicht die Witwe des berühmten Staatsmannes eine auf Correspondenz und Actenstücke gestützte Biographie desselben, deren äußere Ausstattung schon unsere Aufmerksamkeit erregt; denn diese höchst eleganten Velinbände sind überdies mit Illustrationen ausgestattet, unter denen besonders die zahlreichen landschaftlichen Bilder anfangs Befremden erregen, während in England dergleichen artistische Skizzen selbst in die Memoiren eines Staatsmannes aufzunehmen eine allgemein verbreitete Sitte ist. Die pietätvolle Witwe hat von den verschiedenen diplomatischen und nichtdiplomatischen Residenzen und Wohnungen des Gatten, vom Palazzo Caffarelli bis zu seinem Wohnhause in Bonn, die entsprechenden Zeichnungen als Erinnerungs- und Albumblätter dem Werke einverleibt. Gleichzeitig mit der englischen Ausgabe wird eine deutsche im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen, welche mit der englischen keineswegs identisch ist, sondern ein bei weitem reicheres Material enthalten wird, dessen Bearbeitung Professor Nippold in Heidelberg übernommen hat, dem zu diesem Zwecke der reiche handschriftliche Nachlaß Bunsen's zur Verfügung gestellt wurde. Dieselbe Verlagshandlung hat bekanntlich Bunsen's Hauptwerke: „Die Zeichen der Zeit", „Gott in der Geschichte" und vor allem sein „Bibelwerk" verlegt. Die Denkwürdigkeiten des gefeierten Diplomaten und Gelehrten, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit verkehrte, versprechen interessante Aufschlüsse über verschiedene Epochen neuer Geschichte, namentlich über die Zeit Friedrich Wilhelm's IV. Wir kommen eingehender auf das Werk nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe zurück.

Die neuen Hefte der „Revue Moderne", das zweite Februar- und Märzheft, enthalten eine geistvolle Studie über Graf Bismarck von Louis Bamberger, die, an und für sich interessant, es doppelt wird durch den Umstand, daß ein deutscher Schriftsteller sich der französischen Sprache vollkommen mächtig zeigt und dieselbe mit ebenso viel Eleganz wie Prägnanz beherrscht. Louis Bamberger gehört zu denen, die wie die Redacteure des „Temps", Nefftzer und Dollfuß, wesentlich dazu beitragen, die Franzosen über die deutschen politischen Verhältnisse zu orientiren.

Bibliographie.

Altenburg, C., Ueber den Ursprung der Vorstellungen von Engeln und Teufeln. Vortrag. Erfurt, Villaret. 16. 5 Ngr.

Offener Brief an den Herrn Bischof von Mainz Wilhelm Emanuel, Freih. v. Ketteler. Kassel, Krieger. Gr. 8. 3 Ngr.

Brühl's erste unentgeltliche Sonntagsvorlesung im Jahre 1868, gehalten in Wien am 19. Jänner. Wien, Czermak. Gr. 8. 6 Ngr.

Buchholz, E., Niobe. Eine Tragödie. Nach den muthmasslichen Grundlinien der gleichnamigen äschyleischen Trilogie und mit Benutzung ihrer erhaltenen Fragmente. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 7½ Ngr.

Constanze. Eine Geschichte in 4 Abschnitten. Halle, Fricke. 8. 18 Ngr.

Dechamps, V., Die Freimaurerei, aus dem Französischen mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Berrisch. 1stes Bdchn. Münster, Theissing. 8. 5 Ngr.

Füllborn, G., Die schwarze Brüderschaft. Roman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Galen, P., Walram Forst, der Demagoge. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Gerok, K., Pfingstrosen. 3te vermehrte Aufl. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gontscharow, J. A., Oblomow. Russisches Lebensbild. Deutsch von B. Horsky. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Held, J. von, Grundzüge des Allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts. Leipzig, Brokhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Heyn, H., Beweis eines europaeischen Doppelkrieges im Laufe der Jahre 1868—1870. Schleiz, Hübscher. Lex.-8. 5 Ngr.

Hinterlader, taktische Form oder Handlung? Von einem Verstorbenen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hüffer, H., Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution. 1ster Bd. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Herausgegeben von A. v. Zahn. 1ster Jahrg. 1868. 4 Hefte. Leipzig, Seemann. Gr. 8. à Heft 24 Ngr.

Ideen aus Buckle, Geschichte der Civilisation. Leipzig, C. F. Winter. 8. 5 Ngr.

Kneschke, E., Das Conservatorium der Musik in Leipzig. Seine Geschichte, seine Lehrer und Zöglinge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Köhler, K., Die Grundlagen des wahren religiösen Friedens. Protestantische Randglossen zu der Schrift des Herrn Bischof von Mainz: „die wahren Grundlagen des religiösen Friedens". Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurz, H., Streifzüge in Literatur und Geschichte. 1stes Bändchen. München, Merhoff. 8. 20 Ngr.

Kuttler, G., König Ludwig I. von Bayern. In Skizzen geschildert. 1ste Lief. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalie von Gallitzin nebst Fragmenten und einem Anhang. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippson, L., Weltbewegende Fragen in Politik und Religion. Aus den letzten 30 Jahren. 1ster Thl. Politik. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rinne, H. A., Materialismus und ethisches Bedürfniss in ihrem Verhältnisse zur Psychologie. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Rittinghausen, M., Social-demokratische Abhandlungen. 1stes Heft. Die Philosophie der Geschichte. Köln. 8. 5 Ngr.

Rost's, A., dramatische Dichtungen. 5te und 6te Lief. Weimar, Panse. Gr. 8. 12½ Ngr.

Stadelmann, H., Die Bedeutung der Person Jesu vom Standpunkte der historisch-kritischen Theologie. Ein Vortrag. Wiesbaden, Kreidel. 8. 10 Ngr.

Zastrow, C., Zwei Seelen. Eine Künstler-Novelle. Malchin, Wendt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 7. Mai 1868.

Neuere dramatische Literatur.

Erster Artikel.

1. Sophonisbe. Ein Trauerspiel aus dem Alterthum. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. 16. 24 Ngr.

Nachdem der ungenannte Verfasser dieses Stücks in einer längern Einleitung die Geschichte der Sophonisbe und ihre dramatische Behandlung besprochen, nachdem er die Art geschildert, in welcher man seine Heldin in alter und neuer Zeit beurtheilt und die Dramen erörtert hat, in denen sie die Hauptfigur abgegeben — eine Erörterung, in der die Dramen von dem italienischen Dichter Trissino, von Mairet, Corneille, von Thomson, Hermann Hersch und Eduard Rüffer eine Stelle gefunden, aber seltsamerweise die bisjetzt bedeutsamste Bearbeitung des Stoffs in deutscher Sprache, die von Friedrich Roeber, unerwähnt geblieben; inzwischen hat bekanntlich auch Emanuel Geibel eine „Sophonisbe" geschaffen —, nachdem der ungenannte Verfasser solchergestalt das Publikum über die Geschichte und Literatur seiner Heldin ins Klare gesetzt, auch den Standpunkt angegeben hat, von dem aus er seine eigene Arbeit betrachtet wissen will, kommt er dazu, diese selbst zu veröffentlichen.

Leider ist auch sie wieder nur ein sogenanntes Buchdrama. Der Dichter hat sich bemüßigt gefunden, nach seinen eigenen Worten, „der Behandlung eines seinem innersten Gedanken nach dem Alterthum angehörigen Stoffs auch im Aeußern Züge der antiken Form zu geben", d. h. ihm Einheit des Orts, der Zeit und Handlung, sowie den Chor zu verleihen, welcher letztere „zwar auf unserer Bühne keinen Platz mehr hat", wie der Verfasser eingesteht, „aber immerhin zur Beleuchtung der fortlaufenden Handlung mitwirken mag".

Unter solchen Umständen ist diese „Sophonisbe" ein etwas sonderbares Stück geworden, ein Stück, das sich mit ziemlichem Geschick bemüht, in dem Costüm der griechischen Tragödie einherzuschreiten, aber damit zugleich auch alle ursprüngliche Natur und Frische verliert. Es liegt über dem Ganzen etwas Gezwungenes und Gemachtes, etwas von der „angekränkelten Blässe des Gedankens". Diese „Sophonisbe" ist kein lebendig gedichtetes Trauerspiel, sie ist ein künstlich construirtes poetisches Product, das seine Verdienste, aber keine rechte Wahrheit hat. Es spricht, es gesticulirt und handelt, aber wie aus einer fremden, uns unverständlichen Welt heraus, die wir im Aeschylus, Euripides und Sophokles anstaunen und bewundern, aber bei einem Epigonen der Neuzeit nur als Seltsamkeit betrachten können.

Wir leugnen nicht, daß die Diction eine edle und geläuterte ist, nur zuweilen durch kleine Provinzialismen, wie: „doch denke an", für „doch stelle dir vor", oder: „gesetzt den Fall" und: „In dumpfem Still den Augenblick erwartend", beeinträchtigt, daß manches weise und tiefbedeutsame Wort gesprochen wird, das einem griechischen Classiker Ehre machen könnte; aber eine irgendwie zündende und durchschlagende Handlung ergibt sich doch nirgends. Man wird für die Personen und Schicksale nicht warm, weil sie nicht unmittelbar vor uns treten, sondern durch eine Kunst, die nicht die unsere ist. Dazu kommt, daß infolge dessen die Exposition langsam und breit, die Katastrophe ohne Ueberraschung und der Ausgang ohne epigrammatische Schärfe ist. Was Sophonisbe und Massinissa, was Scipio und Lälius sagen, ist immerhin charakteristisch und von Werth, verliert aber durch schwerfälligen Gang der Entwickelung. Es kommt kein rechter Zug in die Sache, alles erstickt in monologischen oder dialogischen Verhandlungen. Der Tod der Sophonisbe z. B. setzt sich mit einem so plumpen Apparat von Action in Scene, daß darüber nothwendig aller Eindruck verloren gehen muß.

Urtheile man selbst. Nachdem Scipio befohlen hat, daß man sich der Königin bemächtigen soll, und Krieger abgegangen sind, diesen Befehl auszuführen, nachdem

hierauf Massinissa und der Chor lange Monologe gehalten haben, in denen sie diesen Befehl und das Los von Sophonisbe in Betracht gezogen, kommt diese selbst endlich auf die Scene geeilt, um jenen Kriegern auszuweichen, die von beiden Seiten in das Innere des Palastes eingedrungen.

Wenn die alte Bühne zu solchen Umständlichkeiten gezwungen war, weil sie bessere Einrichtungen nicht kannte, so dünkt es uns doch einigermaßen übel angebracht, nach Gewinnung solcher besserer Einrichtungen jene Umständlichkeiten künstlich nachzuahmen.

Wie dieselben überall wiederkehren, bekundet am besten wol eine Angabe des Inhalts, die hier folgen mag.

Das Stück beginnt damit, daß Bocchar und Gala, zwei Hauptleute des Syphax, kommen, um Sophonisbe zu melden, daß ihr König besiegt und gefangen sei. Sophonisbe und der Chor sprechen ihren Schmerz über das traurige Los des Besiegten aus. Die erstere ruft:

Noch bin ich frei und Königin: so gebt mir
Ein Schwert, daß ich's in diesen Busen stoße
Und nicht das Schrecklichste erleben muß,
Dem Todfeind eine Sklavin zu gehören.
Heraus die träge Waffe aus der Scheide!
Stoßt selber zu, ihr Männer! — Wie? — Ihr schaudert?
Gelassen geht der Knechtschaft ihr entgegen,
Und fürchtet euch, ein Weib — ein Weib zu tödten?

Statt sie indessen zu tödten, erinnert man sie an Massinissa, der einst Bundesgenosse ihres Vaters und Gegner Roms gewesen. Von ihm, heißt es, sei noch etwas für Land und Herrscherin zu hoffen.

Massinissa kommt, und Sophonisbe spricht ihn an. Sie stellt ihm ihre Lage vor, ruft alte Erinnerungen in sein Gedächtniß zurück und verlangt endlich von ihm, daß er ihr die Freiheit auswirken oder sie tödten soll. Massinissa geht darauf ein. Er glaubt nicht daran, daß Rom das Weltall unterjochen und alles zerstören will, was ihm bei dieser Absicht hemmend in den Weg tritt. Sophonisbe dagegen prophezeit ihm Karthagos und seinen eigenen Untergang. Nachdem, wie überall, so auch hier der Chor seine Zwischenreden gehalten, kommt Massinissa, um zu bekennen, daß die Königin doch wol nicht ohne gerechte Ursache ihre Befürchtungen ausgesprochen. Er will den Planen der Römer zuvorkommen, zunächst dadurch, daß er der Königin seine Hand anbietet. Die herbeigerufene Sophonisbe sträubt sich anfangs, weil sie ihren unglücklichen Gemahl, dem sie freilich nicht aus freiem Antriebe ihr Herz gegeben, im Unglück nicht verlassen will; allein Massinissa weiß alle Bedenken zu besiegen, und sie willigt endlich in den Bund.

Nun kommt Scipio mit seinen Römern und verlangt Sophonisbe, um sie Rom auszuliefern. Massinissa verkündet, daß sie seine Gemahlin geworden, und heischt infolge dessen Abstand von diesem Vorsatz. Scipio aber besteht auf seinem Willen und gibt jenen bereits besprochenen Befehl. Massinissa weiß sich nun nicht anders zu helfen, als daß er Sophonisbe den Giftbecher schickt, den sie denn auch leert. Im Sterben ruft sie den Römern zu:

Geht! Stürzt Karthagos Zinnen in die See,
Und löscht ein Volk, ein Dasein von der Erde,
Denn euer Werk ist blut'ge Henkersarbeit!
Die Welt ist weit: sie hat für manchen Stamm
Auf festem Sitz ein eigen Heimatland.
In Eintracht könnten alle, brüderlich
Die Länder theilend, beieinanderwohnen
Und friedlich ihre Ueberflüsse tauschen.
Ihr wollt es nicht: euch soll der Erdkreis dienen,
Und alle Völker sollen Rom gehorchen.
So geht und siegt und unterjocht die andern:
Zum Lande häuft das Land, den Raub zum Raube,
Bis einst Vergeltung ihre Ernte hält,
Die Völker sich aus ihren Ketten sprengen,
Und unter ihrem Stoß der falsche Bau
An seinem eignen Uebermaße berstet!

An ihrer Leiche versöhnen sich Massinissa und Scipio, und damit schließt das Stück, das, wie man uns zugeben wird, an Unbeweglichkeit und Kälte auch im größten Affecte leidet und darum warmes Interesse und lebhafte Theilnahme nicht aufkommen läßt. Es ist, was man ein Kunstdrama nennt, d. h. ein Drama, das an künstlicher Mache in sich selbst zu Grunde geht.

2. Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Acten von Burghardt. Bonn, Henry. 1866. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, der uns hier zum ersten mal entgegentritt, gibt uns in seinem Stück eine Arbeit, die keineswegs ohne Verdienste, aber trotz dieser Verdienste doch noch so unvollkommen in der Ausführung erscheint, daß kaum angenommen werden darf, dieselbe werde auf den Bretern Leben gewinnen. Ist die Anlage breit und trotz aller Breite doch keineswegs ein Vorbild von Klarheit und Deutlichkeit, so fehlt auch die eigentlich schlagende Katastrophe und jeder prägnante Schluß. Der tragische Ausgang wird ungebührlich verzettelt, gleichsam eßlöffelweise und in Absätzen gegeben. Das Fatum entladet sich nicht auf einmal und die Häupter des Dramas mit Einem furchtbaren Donnerschlage zerschmetternd, sondern es sucht sich dieselben einzeln und nach und nach auf, was nicht allein abspannend und ermüdend, sondern auch wirkungslos wird. Ein kurzgefaßter Bericht des Hergangs wird dies darthun.

Die Tragödie spielt in der Mitte des 16. Jahrhunderts, nach dem Tode Heinrich's VIII., dem sein Sohn, Eduard VI., auf dem Thron von England gefolgt ist: ein kranker, schwächlicher Mensch, dessen Hinscheiden stündlich erwartet wird. Da auch sein eigener Vater noch bei seinen Lebzeiten erkannt hat, daß sein einziger männlicher directer Nachkomme wol kaum ein hohes Alter erreichen werde, so hinterließ er ein Testament, demzufolge nach Eduard's Tode dessen Halbschwester Maria oder, wenn auch diese frühzeitig hinscheiden sollte, Elisabeth in der Regierung zu folgen berechtigt sei. Johann Dudley aber, Herzog von Northumberland, bewegt den sterbenden Eduard VI. das Staatsgesetz zu Gunsten der Johanna Gray, Tochter einer Nichte von Heinrich VIII., umzuändern, welche Lord Guilford Dudley, den jüngsten Sohn des alten Northumberland, geheirathet hat. Der alte Northumberland ist ein ehrgeiziger, herrschsüchtiger, viel unternehmender Mann, der, weil er den leidenden Eduard VI. gängelte, des Regierens so gewohnt geworden ist, daß er nicht mehr davon lassen kann. Zu diesem Ende läßt er seine Schwiegertochter zur Königin erklären, denn daß er in deren Namen weiter regieren werde, ist eine ausgemachte Sache bei ihm.

Und in der That, Johanna Gray und ihr junger Gatte Guilford sind zu jung und glücklich in ihrer Liebe,

als daß sie auf dem Throne Albions etwas anderes als die Werkzeuge Northumberland's sein könnten. Beide haben sich auch nur ungern und wider Willen für die Plane des ehrsüchtigen Vaters und Schwiegervaters gewinnen lassen; besonders Johanna erklärte sich dagegen und ahnte unter dem Purpur und der Krone den Untergang ihres Glücks. Erst als der Gatte ihr zuredet und wünscht, daß ein Bote des Himmels kommen möge, sie zum Besteigen des Throns aufzufordern, ruft sie traurig entschlossen:

Ein Himmelsbote! Bist du nicht mein Gatte?
Der Freund, den mir der Himmel selbst gesandt?
Vergib, mein Guilford! O, vergib! Ich hatte
Die erste Pflicht der Gattin fast verkannt,
Die Pflicht, die Gott mit ew'ger fester Hand
Auch mir als heilig hat ins Herz geschrieben,
Die mich erst werth macht, Guilford, dich zu lieben.
Nicht länger will ich sie dem Gatten schulden,
Die Pflicht, die mich Gehorsam lehrt und Dulden.
Ich folge dir! — Der Himmel hat mein Leben
Und meinen Tod in deine Hand gegeben!

Dies ist der erste Act. Im zweiten will Northumberland, nachdem Eduard gestorben, um sicher zu gehen, Maria verhaften lassen; allein sie entschlüpft ihren Verfolgern, rettet sich und sammelt Anhänger um sich. Dazu kommt, daß Simon von Renard, Kaiser Karl's V. Botschafter am englischen Hofe, gegen Northumberland zu intriguiren beginnt: ein Beginnen, das man in seinen Ursachen zu Anfang nicht recht begreift und welches sich erst später einigermaßen erklärt, wenn man erfährt, daß Kaiser Karl die Hand Maria's für seinen Sohn Philipp begehrt und die Sache der Katholiken in England heben und halten will. Nichtsdestoweniger wird Johanna feierlich gekrönt, nachdem sie bei der Nachricht von Eduard's Tode und ihrer Thronerhebung in Ohnmacht gefallen.

Kaum aber hat sie, schweren Herzens, ihre neue Würde empfangen, so fängt auch sofort der Aufruhr an sein Schlangenhaupt zu erheben. Northumberland und sein Anhang ziehen zum Kampf, denselben zu dämpfen. Ersterer hält zuvor folgendes Selbstgespräch:

Das Schicksal ruft, die Stunde schlägt, es drängen
Schon die Minuten den Entschluß zur That,
So hastig, daß das Glück, die Hand mir bietend,
An seiner Treue auch den Zweifel weckt.
So irrt in uns der eigne Widerspruch
Den Rechenmeister, der so klug gezählt,
Daß wir mit unsrer List uns leicht betrügen!
Jetzt ist nicht Zeit zu rechnen, ungeduldig
Reißt ein Ereigniß schon das andre fort
Und macht mich zu des blinden Zufalls Spiel,
Wenn ich die Aehren nicht vom Halme sichle,
Der schwankend meine goldne Ernte trägt.
Wer auf der Staffel ird'scher Größe steht,
So hoch als ich, und scheut die Frucht zu brechen,
Nach der er Sproff' um Sprosse hat erklommen,
Verdient des Feiglings Namen und ist werth,
Die Leiter einem kühnern Mann zu halten,
Der, aufwärts steigend, nicht im Schwindel fällt.
Kann ich gleich kein gesalbter König sein,
Will ich doch herrschen über dieses Reich
Mit unbeschränkter Macht, und ob Geburt
Kein Recht zum Thron mir gab, zur Herrschaft hat
Natur mir Kraft und Vollmacht mitgegeben,
Und jetzt, da die Gelegenheit sich beut
Und in die Hand den Herrscherstab mir drückt,
Will ich, ihn fassend, Land und Meer beherrschen
Wie ein geborner König!

Das Geschick ist ihm aber nicht günstig; seine Truppen fallen von ihm ab, er wird in verschiedenen Gefechten besiegt und muß endlich erleben, daß sich auch London für Maria und gegen ihn und Johanna erklärt. Am Schluß des dritten Acts sieht er sich gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade seinen Gegnern zu ergeben.

Im vierten Act ist nun Maria Königin, welche Northumberland und seinem Anhang den Proceß machen läßt. Ersterer wird von seinen Richtern zum Tode verurtheilt; Johanna und Guilford aber zu bloßer Gefangenschaft verurtheilt, um so gleichsam als Geiseln zu dienen und neue Aufstände niederzuhalten. Nichtsdestoweniger verschwören sich nun aber die Grays gleich noch einmal zu Gunsten der beiden Gefangenen und helfen, da ihre Verschwörung entdeckt wird, das traurige Schicksal der Königin von neun Tagen und ihres Gemahls zu erfüllen. Northumberland geht am Ende des vierten Actes männlich und gefaßt, obschon von bitterer Reue verfolgt, den Weg zum Schaffot. Im fünften gehen denselben Weg die Grays, Johanna und Guilford. Alle sterben mit Fassung und mit Würde. Maria, die blutige Königin, bleibt zurück, um bald darauf an der Wassersucht zu sterben und Elisabeth Platz zu machen.

Obschon das Stück nicht ohne Interesse ist, eine gewandte Sprache und in dieser Züge von Größe zeigt, obschon zu zeiten sich Shakspeare'sche Kühnheit und Schiller'scher Schwung bekunden, zerfällt das Ganze doch, weil es nicht weise geschürzt und zu wenig zusammengefaßt und knapp in der Entwickelung gehalten ist, wie wir bereits früher angegeben. Northumberland erhebt sich nicht ganz und imponirend genug zum Mittelpunkt, sammelt nicht genug alles um sich herum und erdrückt in seinem Fall nicht alles, was zu ihm stand. Auch das böse Element, Simon von Renard, und seine Cabalen treten zu wenig hervor, dringen nicht stark genug auf Northumberland ein. Das Stück hätte mehr Sturm und Drang, mehr Alfresco-Ausführung vertragen; es ist im allgemeinen zu blaß in der Farbe und zu verschwommen in der Zeichnung.

3. Gysbrecht van Aemstel. Trauerspiel von Joost van den Vondel aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Tragödie vorstehenden Namens ist eine dramatische Rarität, welche kritisch zu beurtheilen uns nicht in den Sinn kommen kann. Der Uebersetzer übertrug sie ins Deutsche, weil von Vondel's sämmtlichen Werken in Amsterdam gerade jetzt eine neue prachtvolle Ausgabe im Erscheinen begriffen ist, und weil er der Meinung ist, daß es immerhin der Mühe werth sei, in dem „Gysbrecht" eins dieser Werke kennen zu lernen, wäre es auch nur, um die Stufe festzustellen, auf der wir damals im Vergleich zu unsern Stammesgenossen standen, und den Raum zu messen, den wir seitdem beiderseitig durchlaufen.

Das ist in der That der einzige Standpunkt, der geeignet ist, dem Stücke, das, wie G. H. de Wilde meldet, seit 229 Jahren alljährlich kurz nach Weihnachten und Neujahr in einer Reihe von Vorstellungen auf der

Bühne in Amsterdam gegeben wird, Interesse für uns verleihen kann. Sicher ist, daß das deutsche Drama das holländische im Laufe der Zeit weit, unerreichbar weit überflügelt hat, und daß, wenn wir das letztere mit dem unsern im 17. Jahrhundert vergleichen, der Vergleich eben auch nicht zu unserm Nachtheil auszufallen braucht. Trotz des unseligen Dreißigjährigen Kriegs haben wir, abgesehen von Hans Sachs, doch immer einen Andreas Gryphius aufzuweisen, der wohl angethan ist, mit Vondel sieghaft in die Schranken zu treten. Breit und schwerfällig, unbeholfen in der Nachahmung des classischen Dramas der Alten ist Vondel nicht minder als Gryphius; aber Gryphius hat mehr Kühnheit und Gewalt der Sprache, mehr volles dramatisches Leben, mehr vom Geiste Shakspeare's als Vondel. Nun schrieb Vondel allerdings etwas früher als Gryphius, aber man muß hierbei bedenken, daß Holland durch die Religionskriege jener Epoche weniger zurückgehalten wurde als Deutschland, in dem unter dem Sturm und Drang der Reformation alle Kunst lange daniederlag. Zieht man diesen Umstand in Betracht, so wird man uns willig einräumen, daß sich unsere damalige dramatische Literatur vor Vondel nicht zu verkriechen hat, so verdienstlich dessen Arbeiten auch immerhin sein mögen. Er hat einzig den Vorzug, daß der geistige Aufschwung, der um die damalige Periode durch das Aufleben der classischen Literatur in Spanien, Frankreich und England erwacht war, auf seiner großen Welttour etwas früher nach Holland kam als nach Deutschland, und daß Deutschland und namentlich auch das deutsche Drama ihn vielleicht von hier, möglicherweise sogar durch Gryphius bezog, der ja, wie bekannt, längere Zeit in Holland verweilt hat.

Wie dem nun aber auch sei, Vondel's „Gysbrecht van Aemstel" ist eine dramatische Curiosität, die ins Auge zu fassen jedenfalls einigen Reiz hat, und deshalb mag das Wilde'sche Buch Freunden der dramatischen Dichtung immerhin bestens empfohlen sein. Der deutsche Uebersetzer hat seiner Uebersetzung einen kurzen Lebensabriß des holländischen Poeten und außerdem, um das Verständniß für das Stück zu erleichtern, eine kurze Uebersicht seines Inhalts vorausgeschickt. Das Stück selbst hat er nicht in Alexandrinern, in denen es abgefaßt ist, „aber trotz ihrer größern Schwerfälligkeit in sechsfüßigen Jamben verdeutscht, um ihm durch die heute gebräuchlichen fünffüßigen Jamben nicht ein allzu fremdartiges Gepräge aufzudrücken". Bei den Reihen oder Chören, in denen, nach des Uebersetzers wohlbegründeter Ansicht, „ein eigenthümlicher Reiz liegt", schien es ihm geboten, „das ursprüngliche Versmaß unverändert beizubehalten".

Der Inhalt ist kurz folgender: Gysbrecht van Aemstel, Herr von Amsterdam und Aemsterland, der sich gegen den Grafen Floris empörte und denselben gefangen nahm, weil er den Adel bedrückte und überdies Machtelt van Velzen, seiner Schwester Tochter, schändlich entehrte, ist nach längerer Verbannung heimgekehrt, wird aber von den Anhängern des Grafen in seiner Stadt belagert und muß sie endlich räumen, da man so unvorsichtig gewesen ist, ein mit Reisig beladenes Schiff, das Seepferd genannt, und darin versteckt eine Anzahl tapferer und verwegener Feinde in die Ringmauern Amsterdams hineinzuschaffen. Gysbrecht und die Seinen müssen, so überlistet und bewältigt, den Gegnern das Feld räumen. Ehe sie aber abziehen, erscheint der Engel Rafael, um ihnen zu verkünden, daß sie zur See sich nach Preußen begeben und dort eine neue Stadt gründen sollen, die Stadt, die noch heute Holland heißt.

Als Probe der Sprache genüge Folgendes:

Bundesgenossen (zu Gysbrecht).

Herr, hilft hier Fechten noch, so ist's jetzt Zeit zu fechten.
Wir sind bereit, mit Euch zu leben und zu sterben.

Gysbrecht.

Ihr werdet ew'gen Lohn von Gottes Hand erwerben
Für diesen treuen Dienst in meiner letzten Noth;
Denn nur der Tod ist's, den ihr hier vor Augen seht.
Doch seid ihr fest gesinnt, die Feinde zu bekämpfen,
So lang' es möglich ist, das Leben dranzusetzen
Für Stadt und Bürgerschaft, wohlan, so folgt mir nach!

Bundesgenossen.

Wir alle folgen Euch und gehn auf Eurer Spur.

Badeloch (Gattin Gysbrecht's).

Ich bitt' euch, fromme Herrn, schützt meinen lieben Mann.

Arend.

Frau Schwester, ohne ihn werd' ich nicht wiederkehren.

Reihe von Klarissen.

O Christnacht, schön vor allen Tagen,
Wie hat Herodes es ertragen
Das Licht, das durch dein Dunkel drang,
Das alle feiern und verehren?
Hochmüthig wollte er nicht hören,
Wie hell auch die Vernunft erklang.

Er strebt, die Unschuld zu verderben,
Unschuld'ge Seelen müssen sterben,
Und Weh' und Jammer rings erschallt
In Bethlehem und seinen Landen,
So laut, daß Rachel's Geist erstanden;
Der geht und irrt durch Feld und Wald u. s. w.

4. Dankmar. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Fercher von Steinwand. Wien, Beck. 1867. 8. 20 Ngr.

Der uns hier zum ersten mal entgegentretende Dramatiker scheint einen wahrhaft dichterischen Beruf für die Bühne zu besitzen. Seine Tragödie, obschon sie keineswegs weise im Bau und in der Handlung die richtige, den Regeln entsprechende Durchführung erhalten, ist doch an einzelnen Stellen von einem gewaltigen Leben durchpulst und fesselt durch Kühnheit der Conception ebenso sehr wie durch die Macht des Ausdrucks, der, obgleich derb realistisch, doch des Schwungs und des poetischen Adels nicht entbehrt.

Fercher von Steinwand erinnert einigermaßen an Heinrich von Kleist, mit dem er sowol eine gewisse Plastik der Diction wie auch eine gärende Fülle von Leidenschaft gemeinsam hat. Selbst darin stimmt unser Autor mit jenem berühmten Dichter überein, daß er die menschliche Empfindung gern in einer Art von crasser Uebertreibung zeigt und den eigentlichen Vorwurf bis zu einer wahrhaft schwindelnden Höhe treibt.

Das Stück hat den Halbbruder des Königs Otto des Großen von Deutschland zum Helden, d. h. also den ersten Sohn Heinrich des Finklers, den dieser mit Hedwig, einem Edelfräulein, gezeugt, welche von ihren Aeltern dem Kloster geweiht war. Infolge dieser Weihe hat die

Kirche später die Ehe für nichtig erklärt und jener deutsche König sich mit Mathilde, Gräfin von Ringelheim, zum zweiten mal vermählt, aus welcher Vermählung zwei Söhne stammen, Otto, der nach des Finklers Tode König geworden, und Prinz Heinrich, der Lieblingssohn der Mutter.

Das Stück eröffnet mit Otto's Krönung in Aachen und damit, daß Dankmar mit dem nachfolgenden Selbstgespräch auftritt:

Wenn ich nicht berste heute wie der Aetna,
So fließt mir so viel Sanftmuth in den Adern
Als Milch und Honig im Gelobten Land;
Was? Dieser trockne königliche Junker,
Vertheilt er nicht die breiten Lehn und Aemter,
Als wären's Birnen oder Kieselsteine?
Und Namen und Gestalten schiebt er vor,
Um die noch schwer des Chaos Nebel hangen!
Mich, seinen Bruder, läßt er abseit glotzen,
Wie Vater Finkler weiland meine Mutter!
Ich mag mich räuspern, wie es mir beliebt,
Mag in die Luft verstohlne Quinten zeichnen
Und grüßend mit dem Kopfe Räder schlagen:
Umsonst, der junge Pfau bemerkt mich nicht,
Und sieh, der ganze huldigende Schweif
Hört gleichfalls auf, den Bastard zu bemerken.
Viel Glück, o Dankmar, zu der süßen Zukunft;
Wie wird ihr sanfter Finger dich verzärteln!
Du kannst daheim am Söller bärenhäutern,
In den besonnten Räumen deines Burghofs
Mit Pfeil und Bogen nach den Mücken zielen
Und zur Belustigung mit Pflaumenkernen
Den Schornstein deines Schloßgesinds bewerfen —
So wirst du groß gedeihen wie der Schierling,
Den Freunden unerträglich und dir selbst!
(Musik hinter der Scene. Es wird ein feierlicher Marsch gespielt.)
Es geht zur Krönung — Otto wird gekrönt.
Ihr Thoren! Ob ihr pfeifet, ob ihr knarrt,
Der Mann ist todt, der diesen Münster schuf!
Was wollt denn ihr? vermögt denn ihr zu schaffen?
Die Riesenglieder der Vergangenheit,
Um die die Fäulniß tausendfüßig kriecht,
Mit euern Wohlgerüchen auszustatten —
Das ist's, was eure Pfiffigkeit vermag.
Und euer rosenblonder Prinz — o welch
Ein Affenspiel! Und horch, vernehm' ich recht?
Er trällert selbst sein frommes Liedchen mit!
Du braves, krönungslustiges Ottonchen,
Es mangelt nichts, als daß du auch noch tanzest,
Wie König David vor der Bundeslade.

Dieser Eingang, der an den Eröffnungsmonolog in Shakspeare's „Richard dem Dritten" erinnert, kennzeichnet sogleich den Dramatiker, mit dem wir es hier zu thun haben. Die Sprache ist derb, von Bildern strotzend, markig, zu zeiten ausschweifend und dunkel; aber sie packt und macht Eindruck; überdies gibt sie den Mann, der sie führt. Dankmar hat etwas von der Natur der Shakspeare'schen Bastarde: bei tiefem, fulminant ausbrechendem Gefühl eine starke, humoristische Ader. Jedenfalls frappirt sein Wesen gleich vom ersten Augenblick an und macht gespannt auf die weitere Entwickelung, die denn freilich hinter den Erwartungen zurückbleibt.

Dankmar tritt dem gekrönten Otto kühl und sarkastisch entgegen, obschon er von diesem, der eine imponirend angelegte, aber nicht ebenso ausgetragene Figur ist, mit Auszeichnung behandelt wird. Dagegen flammt er auf in Liebe zu seiner Mutter, welche erscheint, um ihm zu sagen, daß er eigentlich zum deutschen König hätte gewählt werden müssen. Sie ruft ihm zu:

Du, Dankmar, bist des Finklers Ebenbild,
Du seiner Glieder heldenschöner Abguß,
Du trägst die Fülle seiner ersten Kraft.
Ich seh' in jedem Adel deiner Haltung
Das Schwungbestreben seiner Seele wirken,
Und der verlornste Zug in deinem Antlitz
Ruft mir den neunzigfachen Sieger wach!
Hinweg mit jener unterschobnen Brut
Der gleisnerischen Ringelheimerin!
Nicht ich, die herzoglich gesalbte Hedwig,
Nur sie, die eingeschlichne Grafentochter,
Sie hat Bastarde in die Welt gezüchtet.
Zu deinen Füßen ist der Sitz der Welt,
Zu deinen Füßen muß der goldne Apfel
Des großen karolingischen Erobrers
Auf seines Zaubers Neubeseelung harren,
Zu deinen Füßen müssen König Finklers
Besiegte Stämme, unterworfne Länder
Der Ehrfurcht volles Tiefgefühl entfalten,
Um deine Sohlen die erschrocknen Kniee
Der überwältigten Vasallen rollen!
Dein Haupt gehört in dieses Münsters Hallen —
Bei Gott, es schreit das Diadem nach dir!

Infolge solcher Auslassungen beschließt Dankmar, den Kampf um die Krone aufzunehmen:

Wie schlimm es steh', das Recht erwirbt sich Freunde
Und dem entschlossnen Mann gehört die Welt.

Im zweiten Acte gewinnt es das Ansehen, als wollte sich dieser Ausspruch erfüllen. Während Otto vor Aachen seine Krönungsfeste feiert und dabei seine Mutter Mathilde wegen ihrer Vorliebe für den weichlichen Prinzen Heinrich hänselt, tritt plötzlich Eberhard, Herzog von Franken, auf, der sich mit Bruning, seinem Lehnsmann, überworfen, weil dieser ihn hochmüthig und, auf Otto's Gunst fußend, wegwerfend behandelt hat. Otto nimmt Partei für Bruning, weil ihm Eberhard zu mächtig geworden. Mitten in diesen Hader dringt die Nachricht von Dankmar's Aufstand. Endlich kommt er selbst mit seinen Anhängern und macht den ganzen Krönungspomp auseinanderstäuben; Eberhard tritt ihm feindlich entgegen, wird aber schließlich durch Hedwig's Ueberredungskunst für Dankmar gewonnen, nicht weniger aber auch dadurch, daß Mathilde seine beiden Söhne gebunden auf den Stadtwall führen läßt, um dem Vater zu zeigen, daß sie Geiseln seiner Treue in Händen hat. Diese grausame Handlung gibt bei seiner Entschließung den Ausschlag. Er einigt sich rasch mit Dankmar, um durch augenblickliche Einnahme Aachens das Leben der Kinder zu retten.

Im dritten Acte ist Aachen genommen und es folgt nun eine höchst eigenthümliche und glänzende Scene zwischen Dankmar und Prinz Heinrich, den Mathilde auf das Gerücht hin, daß Otto im Kampf gefallen, rasch hat krönen lassen, der bei der Krönung aber in die Hände Dankmar's gefallen und nun von diesem der Reichsinsignien, mit denen er selbst sich geschmückt hat, unter beißendem Spott einzeln entkleidet wird. Hierbei wird indeß Dankmar von der Nachricht überrascht, daß seine Mutter in Gefangenschaft gerathen.

Bis hierher ist der Gang der Tragödie leidlich correct, jetzt geräth er jedoch sehr mislich in die Brüche, weil der Poet versäumt, die eben gemeldete Thatsache in einer

irgendwie gehörigen Weise auszubeuten. Ist es an sich schon befremdlich, daß man den gefangenen Prinzen Heinrich nicht gegen Hedwig in die Wagschale legt, so ist nun vollends erstaunlich, daß die in Rede stehende Katastrophe nicht benutzt wird, um Dankmar unter einen großen tragischen Conflict zu stellen. Die Wahl zwischen Erlangung einer Königskrone und der Rettung der Mutter mußte jetzt der Angel- und Knotenpunkt des Ganzen werden. Welche Auftritte konnten sich damit ergeben, wenn man den Helden hierher und mitten im Siege auf die Alternative gestellt: entweder diesen auszubeuten, oder auf ihn verzichtend die Mutter zu befreien! Mutterliebe, oder Drang zu Glanz und Ruhm der Geschichte — das war die Alternative, die hier zur Evidenz zu bringen gewesen wäre.

Daß der Verfasser dieselbe nur linkisch berührt und nicht straff durchführt, bringt das Trauerspiel um seine eigentliche Bedeutung und Größe. Es zersplittert und verflacht sich, wenn auch noch immer mit Zügen von nicht wegzuleugnender Großartigkeit.

Nachdem am Schluß des dritten Actes Eberhard von der Hand des wieder erscheinenden Otto gefallen und Dankmar, nach einem Moment der Schwäche, zur Rettung der Mutter fortgestürzt ist, finden wir im vierten Acte Hedwig in Ketten und von Mathilde verhöhnt und geschmäht. Davon aufs äußerste gereizt, zerreißt sie ihre Fesseln, reißt Mathilde das Diadem vom Haupt und besteigt den Thron, in dem Augenblick, da Dankmar hereineilt sie zu retten. Er hat sich durch die Feinde hindurchgeschlagen und will nun, die Mutter in den Armen tragend, auf demselben Wege zurück.

Wie man im fünften Acte sieht, gelingt ihm dies aber nicht; er wird vielmehr umzingelt und sucht nun Rettung im Dome, dessen Thür er aber verschlossen findet. Nachdem er den schwächlichen Prinzen Heinrich mit dessen Gefährten vertrieben, zugleich jedoch nun erkennt, daß ein Durchbrechen der Feinde unmöglich, bereitet er seine Mutter und sich selbst auf den Untergang vor. Sie beschließen, sich selbst zu tödten. Diese Scene ist von außerordentlicher Schönheit und reich an psychologischen Feinheiten. Der Dichter offenbart sich hier nicht selten in gloriosester Weise, indem er seinen Gestalten gewissermaßen dramatische Naturlaute abzugewinnen weiß, von denen das Herz der Leser im tiefsten Innern erfaßt und hingerissen werden muß, so z. B. wo beide gewillt sind, einen Thurm zu ersteigen und sich herabzustürzen, und Dankmar, plötzlich zögernd, zu der Mutter sagt:

Doch wie?
Gesetzt, es hätt' ein schadenfroher Teufel
Sich eben lauernd in der Luft versteckt
Und dächt' ein Spiel, ein teuflisches, zu treiben.
Wir hätten schon den Todessprung gewagt,
Wir eilten schwingenlos durchs Element,
Wir langten stürzend auf dem Estrich an,
Ich — ganz zerstückt, des Geistes ganz entledigt,
Du — ganz gebrochen, doch nur halb entseelt!
Bedenk', bedenk' und sieh dich dort am Boden
Beim Eckstein liegen, übertüncht mit Blut,
Zerrüttet ganz und ganz gekrümmt und elend!
Dir wär' im Herzen nicht die Macht geblieben,
Dir in den Armen nicht die Kraft geblieben,
Dem Tode nachzuhelfen, deine Wunden
Bis zum Versteck der Seele zu vertiefen.
Du müßtest winseln, ächzen, Hülfe rufen,
Und eilends kämen alle, die dich hassen,
Und die dich fürchten, stünden furchtlos da.
Sie jubelten, sie höhnten dich, sie streckten
Die Hände dreist, gefühllos aus nach dir! —
Fort, scheußlicher Gedanke, fort für immer!

Nun will Hedwig sich selbst mit dem Schwert durchbohren, aber Dankmar entwindet es ihr mit Zärtlichkeit, weil er fürchtet, daß sie die Stelle nicht finden werde, „wo die Seele wohnt". Sie liebevoll und innig küssend, ersticht er sie nun selbst, was er schon früher thun wollte, aber nicht übers Herz brachte.

Zum Schluß kommt Otto und will Dankmar retten; Dankmar aber lechzt nach dem Tode und reizt Otto zum Zweikampf. Während dieses Zweikampfes, der in seinem Ausgange sehr zweifelhaft ist, erscheinen Bruning und Heinrich, und letzterer tödtet Dankmar durch einen Bogenschuß in dem Augenblick, als dieser Otto eben den Helm vom Haupte geschlagen.

„So siegt die Welt!" sind die letzten Worte Dankmar's. Otto, empört über diesen Mord, zückt das Schwert auf Bruning, der gesehen haben will, wie der Pfeil aus dem Volksgedränge kam. Otto, den Thäter errathend, beschließt die Tragödie mit dem fürchterlichen Zuruf an Heinrich:

Mein Bruder Heinrich, Ihr seid merklich bleich!

Nachdem wir die Fehler und Vorzüge dieser dramatischen Arbeit mit gleicher Unparteilichkeit ins Auge gefaßt, kommen wir darauf zurück, dem Verfasser derselben auf das entschiedenste eine hervorragende Begabung zuzusprechen: eine Begabung, die uns das Recht gibt, bei sorgsamen Studien und gewissenhafter Weiterbildung etwas Großes und Epochemachendes von ihm zu erwarten. Fercher von Steinwand ist jedenfalls keins von unsern Dutzendtalenten, sondern eine eigengeartete und wuchtige Befähigung auf dramatischem Felde.

Feodor Wehl.

Zur Geschichte der neuern Philosophie.

1. **Schleiermacher's Bildungsgang.** Ein biographischer Versuch von Richard von Kittlitz. Leipzig, Engelmann. 1867. 8. 7½ Ngr.
2. **Studien.** Philosophische Schriften von Johannes Huber. München, Lentner. 1867. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.
3. **Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände.** Von Alexander Jung. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
4. **Jakob Friedrich Fries.** Aus seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von E. L. Th. Henke. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schon regt hier und da sich ein Gefühl von der Gefahr, welche die Zersplitterung des wissenschaftlichen Lebens in vereinzelte Fächer und Fächlein mit sich bringt, von der Nothwendigkeit, die Ergebnisse der Forschung auf verwandten und verschiedenen Gebieten unter großen

Gesichtspunkten zusammenzufassen, die besondern Kenntnisse als Mittel der Erkenntniß vom Grund und Zweck des Daseins zu verwerthen. Allerdings je mehr man eindringt in die Natur wie in die Geschichte, desto weiter wird das Feld, und der Zoolog kann nicht auch zugleich Chemiker, der Physiker nicht auch zugleich Anatom sein wollen; aber wie die Physiologie nur möglich ist, wenn die Chemie des Stoffwechsels, wenn die Physik der Blutbewegung und der Nerven mit der Formenlehre der organischen Gebilde zusammenwirkt, so kann auch der Historiker, der sich in die Geschichte einer Stadt oder eines Regentenhauses vergräbt, nur dann etwas mehr als Notizenkram zu Tage fördern, wenn ihm der Culturgang der Menschheit nicht fremd ist und er die wirkenden Kräfte wie die Ziele desselben im Auge hat. Die großen Führer der ältern Generation, wie Böckh und Ritter, dann J. Müller und Liebig sind groß geworden durch die organisatorische Kraft und durch die Ideen, welche die Leuchte ihrer Forschungen waren; ein philosophischer Gedanke ward der Ariadnefaden für Darwin, und jüngern Historikern wie Sybel, wie Giesebrecht, wie Mommsen fühlt man es immer noch deutlich an, daß sie innerhalb einer philosophischen Atmosphäre aufgewachsen sind. Dann aber hat die kirchlich-politische Reaction vor der Frage nach der Wahrheit um der Wahrheit willen gewarnt; nicht was recht sei, soll der Jurist wissen wollen, sondern welche Gesetze die Römer oder der Feudalstaat gegeben haben, und der Theolog solle sich an das Dogma halten und bekenntnißtreu sein. Auf der Grundlage der realen Wissenschaften ihrer Zeit hatten Schelling und Hegel großartige kühne Constructionen der Natur und Geschichte entworfen; daß da dem einzelnen mitunter Zwang angethan war, daß neue Thatsachen, neue Gesetze der Erfahrung sich nicht fügen wollten, benutzte man dazu, das ganze Streben nach der Darstellung des Weltzusammenhangs zu verwerfen und zu thun, als ob alles in jenen Systemen eitel und werthlos sei, statt das Ewige vom Vergänglichen zu scheiden und von neuem zu fragen, wie denn das Princip alles Lebens beschaffen sein müsse, um die nun besser erkannte Wirklichkeit begründen und erklären zu können. Die Folgen kommen zu Tage. Trotz aller Detailentdeckungen sind die Verächter der Philosophie hier in den Materialismus, dort in den kirchlichen Dogmatismus zurückgefallen, als ob nie ein Kant gelebt und seine „Kritik der Vernunft" geschrieben hätte. Und diejenigen, welche kein einziges philosophisches Buch der Gegenwart gelesen, versichern am dreistesten, daß es nichts damit sei. Wir unsererseits arbeiten weiter, wie es die Pflicht im Dienste des Geistes und wie es der Drang des Gemüths fordert; und wenn die Welle wieder aufwärts geht, dann werden die Gebildeten des Volks finden, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben, daß in der Philosophie der Kunst, des Rechts, der Religion, daß in der Psychologie und Ethik, daß in der Naturbetrachtung doch die Erkenntniß gefördert und Fruchtbares geschaffen worden ist.

Einigermaßen blieb noch die Geschichte der Philosophie in Ansehen; das lag im historischen Zuge der Zeit, und so sandten nicht blos Fichte und Zimmermann ihren Schriften über Ethik und Aesthetik einen Band Geschichte dieser Wissenschaften voraus, sondern es waren vornehmlich die vortrefflichen Arbeiten über die Philosophie der Griechen von Zeller, über Cartesius und Spinoza, Leibniz und Kant von Kuno Fischer, die sich reichen Beifalls erfreuten; Erdmann behandelte die neueste Periode und führte sein gediegenes Buch bis auf unsere Tage, und da werden die Leser überrascht durch die Anzahl selbständiger Denker und tüchtiger Werke. In den Kreis dieser historischen Studien gehören auch die obengenannten Bücher.

Schleiermacher wird in der Geschichte der Religionswissenschaft als ein epochemachender Held des Geistes dastehen, wenn die, welche ihn rückschrittlich überwunden zu haben wähnen, längst ihren Lohn dahin haben. Er brachte es zum Bewußtsein, daß die Religion Sache des Herzens, das Gefühl der Abhängigkeit und des Getragenseins vom Unendlichen ist, daß sie darum von den Vorstellungen und Lehrsätzen über göttliche Dinge unterschieden werden muß; wenn denn der Glaube selig mache, so forderte er mit Recht, daß nur dasjenige Glaubenssatz sei, dessen beseligende Kraft ein jeglicher auch selbst erfahren könne; und das wird das Kriterium für eine die Reformation vollendende religiöse That sein, daß sie alles der Gelehrsamkeit überläßt, was nicht auch in der Gegenwart erlebt werden kann, und nur das als ewige religiöse Wahrheit behauptet, was wirklich mit unserm Seelenheil zusammenhängt, uns Trost und Frieden gewährt. In Schleiermacher war vom Aelternhause und von herrnhuterischer Erziehung her eine innige Frömmigkeit verwebt mit freiem kritischen Sinn; er, der Theolog, übersetzte nicht blos den Plato, er stand auch im Freundschaftsverkehr mit der literarischen Jugend, die damals unter Friedrich Schlegel's Führung sich mit dem Namen der Romantiker keck und geistreich hervorthat; seine „Reden über die Religion", seine „Monologe", seine „Weihnachtsfeier" gehören der Nationalliteratur an. Bis zu dem Erscheinen dieser Werke und damit als einer Einleitung zu ihnen hat Kittlitz „Schleiermacher's Bildungsgang" (Nr. 1) geschildert, vornehmlich nach dessen Briefen selbst; es wäre nur zu wünschen, daß er in gleich ansprechender Weise auch das fernere Leben und Wirken, die Meisterjahre Schleiermacher's darstellen möchte. Denn bringt auch sein Büchlein dem Kenner nichts Neues, so ist es Tausenden von Geistlichen und Laien eine belehrende und fördernde Gabe und wird es noch mehr sein, wenn das Gesammtbild des Gefeierten sich abrundet, wenn seine Theilnahme am Befreiungskrieg, wenn seine Stellung in der theologischen Wissenschaft dargelegt wird.

Huber's „Studien" (Nr. 2) bringen neben einigen Bemerkungen zur Christologie und einer Abhandlung über die Statistik der Verbrechen und die Freiheit des Willens eine ausführliche historische Charakteristik der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Huber beginnt mit einem Blick auf Leibniz und Newton. Er legt mit Recht Gewicht auf den philosophischen Anhang zu den „Mathematischen Principien der Naturphilosophie", dem epochemachenden Meisterwerke, das die Gesetze der Anziehung und Bewegung im Universum ergründete. Da sagt nun Newton ausdrücklich, daß diese Bewegung einen ersten Beweger, daß das schöne Band, welches Sonne und Planeten verknüpft, die Weisheit und der Wille eines selbstbewußten und mächtigen Wesens voraussetzt, daß ein Herr des Weltalls alles regiere.

Aber das Princip der Immanenz, die Erkenntniß, daß alles Leben ein einiges ist und das ewige Wesen sich in allen entfaltet, diese Einsicht, die wir uns seit Spinoza und Hegel nicht mehr rauben lassen, stand auch bereits vor Newton's Geiste und hob ihn über den gewöhnlichen Deismus hinaus, der Gott und Welt voneinander scheidet; denn wir lesen weiter:

Gottes Dauer ist immer, sein Dasein ist überall; und so, indem er immer und überall ist, stellt er selbst Dauer und Raum dar. Er ist nicht blos durch sein Wirken, sondern auch durch sein Wesen allgegenwärtig, denn Wirken kann ohne Wesen nicht bestehen; alles ist und bewegt sich daher in ihm.

Das ist ein Lichtstrahl der Ueberwindung von Pantheismus und Deismus, wie diese sich auch in der phantasievollen Seele Giordano Bruno's, in dem religiösen Tiefsinne Jakob Böhme's vollzogen, wie sie bei Lessing und Herder, bei Goethe und Schiller in dichterischer Gestalt aufgegangen, wie sie das Problem und die treibende, erleuchtende Kraft einer philosophischen Richtung in der Gegenwart geworden ist. Huber selbst gehört dieser an und vermag dadurch auch ihren Keimen in den Kämpfen des 18. Jahrhunderts nachzugehen. Er führt uns von England, von Locke, Bolingbroke, Hume, nach Frankreich, zu Bayle und Condillac, zu Voltaire und Diderot, zu dem Atheismus des „Systems der Natur", zum Materialismus und zu dem Rückschlag dagegen in Rousseau's Gemüth; er führt uns durch den Hof Friedrich's des Großen nach Deutschland, und hier treten Mendelssohn, Lessing, Kant, Herder in den Vordergrund. Die Würdigung aller dieser bekundet unbefangenen Wahrheitssinn, eigenes Studium und Freimuth. Doch erscheint der Verfasser empfänglicher für systematische Darlegung als für die Lichtblitze, die einer solchen bald voraus, bald über sie hinausgehen; das Geniale in Voltaire, in Lessing ist nach meiner Auffassung nicht recht erkannt und betont. Dafür aber entschädigt die vorzügliche Charakteristik von Kant und die Würdigung Herder's, dessen allseitig angeregter und anregender Geist mit liebevoller Einsicht geschildert wird.

Huber's Buch ward 1866 während des Kriegs gedruckt; er schloß die Vorrede am Starnbergersee bei München mit folgenden Worten:

Der tiefer Blickende, der in dem mächtigen Gang der Geschichte nicht blos die Leidenschaft der Machthaber, sondern auch eine höhere Idee, wofür jene nur Werkzeuge sind, als das im Hintergrunde wirkende Agens erkennt, wird von dem endlichen Siege des Rechts — des Rechts, was mit dem Menschen geboren ist und nicht blos der Gewalt und früherm Unrecht sein vorübergehendes Dasein verdankt — unerschütterlich überzeugt sein. Trauriger als die Wehen, in denen eine neue Zeit geboren wird, sind jene Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Bessern geschwunden erscheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will, der muß die Stürme nicht scheuen, welche die Ketten des Winters zersprengen.

Von den Männern der Aufklärung kommen wir durch Alexander Jung (Nr. 3) zu einem Mystiker, zu Franz von Baader, dem Hamann des Südens und des 19. Jahrhunderts. „Der Blitz ist der Vater des Lichts", dies Schlagwort, das er liebte, bezeichnet seine eigene mehr wetterleuchtende als klare und ruhig entwickelnde Anschauungs- und Darstellungsweise. Wie Hamann will auch Baader stets das Ganze, Glauben und Wissen, Geist und Natur, Physik und Ethik in lebendiger Durchdringung der Gegensätze. Jung selber ist beiden wahlverwandt, aber wenn sie nur in kleinern Blättern und Gelegenheitsschriften sich stoßweise äußern, so schreibt Jung ganze Bände, wo wir eine Abhandlung erwarten, z. B. über seinen Besuch bei Schelling, über „Wilhelm Meister's Wanderjahre", über Hölderlin. Seine „Lebenskunst", sein Roman „Rosmarin" sind Bücher voll Tiefe und Geist, aber nicht ohne das üppige Rankenwerk, ohne das man seit Jean Paul sich den Humor kaum vorstellt, so wenig die Kreuz- und Querzüge der Einbildungskraft in dieser Uebertreibung zu seinem Wesen gehören. Auch das vorliegende Heft umspinnt mehr die Lehre Baader's mit allerhand Einfällen, Urtheilen und poetischen Ergüssen, als daß es sie objectiv darlegte; vielleicht das Schönste und Bedeutendste ist eine ausführliche Charakteristik Byron's — aber wer sucht sie hier? Jung empört sich gegen die Ansicht, daß „der Mensch nicht zum Ebenbild Gottes erschaffen sei, sondern von einem Affenpaar abstamme". Aber ist es denn denkbar, daß ein fertiger Organismus, ein ausgewachsener Mensch geschaffen werde? Widerspricht das nicht dem Begriff des Organismus, der sich aus einem Keime, aus einer Zelle entwickelt und durch eigene Kraft erwächst? Naturgemäß wird deshalb immer die Zelle das erste sein. Wie soll aber die Zelle, welche Mensch werden soll, sich besser entwickeln als im Leibe eines der höchsten Thiere, und wo soll das Menschenkind seine Nahrung besser finden als an der thierischen Mutterbrust? Wie mag man es doch für edler und würdiger halten, daß der Mensch aus einem Erdenkloß, als vielmehr aus der bereits höher organisirten Materie, aus der animalischen Keimzelle gebildet werde? Das Anstößige ist, wenn man meint, daß der Affe den Menschen mache; aber daß der Affe das Mittel ist, dessen sich die der Welt einwohnende göttliche Schöpferkraft bedient, um das Höhere, den Menschen, hervorzubringen, das scheint mir so vernünftig als natürlich, und ich weiß es Darwin Dank, daß er die Möglichkeit von naturwissenschaftlicher Seite dargethan. Der bloße Kampf ums Dasein freilich würde nicht das Vollkommene aus dem Unvollkommenen hervortreiben, wenn das Vollkommene nicht der Idee nach ursprünglich vorhanden, nicht der gottgewollte Zweck der Entwickelung wäre. Wie Baader selbst gern seine Aufsätze betitelte: „Fermenta cognitionis", Gärungsmittel des Erkennens, so können wir auch Jung's Schrift über ihn bezeichnen.

Ein Geist ganz anderer Art wie Baader war Fries, zu dem uns die Schrift Henke's hinführt (Nr. 4); kritisch sondernd, wo jener vereinte, aufklärend, wo jener sich mit Jakob Böhme in die Mystik vertiefte und dabei gar manche Dogmen annahm, als ob sie Vernunftwahrheiten oder Thatsachen innerer religiöser Erfahrung wären, da sie doch häufig nichts sind als formulirte Compromisse von Kirchenversammlungen. Fries warnt ausdrücklich vor allem sich accomodiren: „Man fängt an in Bildern zu sprechen und wird nur allzu bald selbst das Bild für die Sache nehmen, wenn man sich nicht mit der Wahrheit ohne Bild beschäftigt." Fries suchte die Kant'sche Philosophie zu erhalten und fortzubilden, während Schelling und Hegel

poesiereicher und minder nüchtern ihre kühnen Gedankensysteme schufen und die Wirklichkeit durch ihre Constructionen bald bemeisterten, bald vergeistigten. Kant hatte die Gottesidee für das nothwendige Ideal der Vernunft erklärt, die reale Existenz Gottes aber galt ihm nicht für beweisbar durch die reine Vernunft, das Dasein könne nicht aus dem Begriff herausgeklaubt werden; aber die praktische Vernunft, das Gewissen, die innere Thatsache unserer Freiheit fordere die Wirklichkeit Gottes und seine Wirksamkeit in der sittlichen Weltordnung. Fries schied hiernach streng zwischen Glauben und Wissen. Alles Uebersinnliche, das Sittlich-Religiöse wies er dem Glauben und der Ahnung zu.

Im Wissen des Menschen bildet sich ein Ganzes seiner Naturerkenntniß, worin alles einzelne fatalistisch allgemeinen Gesetzen unterworfen ist. Dieser zur Wissenschaft ausbildbaren Erkenntniß steht in unsern Ueberzeugungen eine ganz andere Erkenntnißweise entgegen, welche jene Naturerkenntniß nur eine Erscheinung der Dinge nennt; ihre Gedanken berufen sich nicht auf die Anschauung, sondern setzen sich dieser scharf entgegen; wir denken die Gottheit, das Weltganze, Freiheit und Unsterblichkeit, ohne auch nur beispielsweise den Gedanken in der Anschauung nachweisen zu können. Der Glaube findet das wahre Wesen frei von den Beschränkungen der Naturgesetze.

So wollte er jede höhere Idee vom Wesen der Dinge dem Glauben überlassen: hier das klare Licht der Wissenschaft und eine mechanisch-materialistische Naturansicht; dort Gefühl und Glaube, eine sittliche Welt, Kunst und Religion. Allein wenn nicht in der Natur selbst nachgewiesen werden kann, daß sie ein höheres zweckthätiges Princip voraussetzt, wenn nicht das Sittengesetz wissenschaftlich begründet werden kann, dann wird jener Riß doch damit enden, daß die Menschheit das Ideale als eine Dichtung ansieht und sich an die Materie hält. Indeß, daß wir denken, daß wir uns wählend vor dem Handeln entscheiden, daß wir das Bewußtsein der Freiheit und Pflicht haben und darum unsere Thaten uns zurechnen, das sind mindestens ebenso gewisse Thatsachen der Erfahrung als die Dinge der Außenwelt und ihr Verhalten zueinander, und was die denknothwendige Voraussetzung oder Folge jener Thatsachen ist, das wird für ebenso wissenschaftlich gelten als das Gravitationsgesetz oder die Undulationstheorie des Lichts. Wir gehen allerdings über das Gegebene hinaus und ergänzen unser Erfahrungswissen durch Schlüsse, aber wenn die so gewonnenen Gedanken dem realen Wissen nicht widersprechen, sondern es in sich aufnehmen und erklären, so sind sie mehr als Ahnung und Hypothese — sie sind Philosophie. Indeß war Fries wie Herbart eine heilsame und unumgängliche Kraft neben Schelling und Hegel, und Alexander von Humboldt nannte mit Recht seine mathematisch-philosophische Richtung eine Wohlthat, die nicht genug anerkannt werden kann. Er selbst schrieb an Schleiden: „Ohnmacht scheint mir die Krankheit unserer ganzen historischen Schule in den Wissenschaften, die sich nicht getraut selbst zu leben, sondern nur erzählen will, wie andere gelebt haben."

Fries gehörte zu den Männern, welche nach den Befreiungskriegen auch eine freie Bundesverfassung für Deutschland wollten, die Einheit des Vaterlandes und die sittlich patriotischen Ideale der Jugend fortwährend im Herzen trugen und für ihre Verwirklichung wirkten und litten. Durch seine Theilnahme am Wartburgfest ward er in die politische Geschichte Deutschlands verflochten, und da stets nach dem Urtheil seiner Freunde der Mensch in ihm, der reine Kern des Wesens das Größte war, so verdiente er die ausführliche Lebensbeschreibung, die auf Grundlage seiner eigenen Aufzeichnungen, seiner Denkschriften und seines reichen Briefwechsels sein Schwiegersohn Henke mit Pietät, aber ohne Schmeichelei und Ruhmredigkeit abgefaßt hat. Das Buch ist ein willkommener Beitrag zur Zeitgeschichte, und gern sieht man die Entwickelung der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens im Zusammenhang mit der Persönlichkeit eines edeln Mannes.

Moritz Carriere.

Brehm's „Leben der Vögel".

Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie von A. E. Brehm. Zweite Auflage. Glogau, Flemming. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Als ich dies Buch kennen lernte, fiel mir unwillkürlich die Bemerkung eines Literarhistorikers über die moderne Naturdarstellung ein. „Sie hat", sagt der Herausgeber d. Bl. in seiner Literaturgeschichte, „der Poesie ein freilich schon halbbestrittenes Terrain fortgenommen, und es bedarf eines aus den Tiefen schöpfenden Dichtergenius, um eine großartige Naturpoesie zu schaffen, welche diese Concurrenten aus dem Felde schlägt!" Noch schwieriger aber als ein großer Theil der bisher erschienenen naturhistorischen Werke solcher Art dürfte Brehm's „Leben der Vögel" der Poesie die Concurrenz gemacht haben. Denn einerseits kann es kaum irgendeinen wissenschaftlichen Stoff geben, welcher der poetischen Auffassung und Darstellung so durchaus harmonisch zugänglich ist als die Lebensschilderungen der leichtbeschwingten, klangreich jubelvollen, in lichten Farben prangenden Vogelwelt, und andererseits zeigten die Anlage und Darstellung, selbst der Stil dieses Werks von vornherein die Begeisterung eines an jugendlich-idealem Aufschwung noch reichen, daneben aber die Reife eines durch reiche eigene Erfahrungen wie durch gründliches Wissen erstarkten Charakters.

In welcher Weise das „Leben der Vögel" diesen ersten Eindruck gerechtfertigt hat, darauf brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Auch d. Bl. haben, gleich allen übrigen kritischen Journalen, sich eingehend darüber ausgelassen (Nr. 51 f. 1861).

Die Aufnahme im Publikum war eine sehr freundliche. Das Buch war so ganz im Geiste der Zeit geschaffen, es entsprach durchaus „jenem durchgehenden Zuge der beiden letzten Jahrzehnte, der das Bestreben, das Nützliche mit dem Angenehmen, Belehrung mit Unterhaltung zu vereinigen, hoch emporhebt, dem staatswirthschaftlichen Grundsatze «Zeit ist Geld» auf allen Gebieten

des Lebens huldigt und keine flores und amoenitates der Nebenstunden mehr duldet, welche sich nicht zugleich nutzbar verwerthen lassen". Neben den „Waldesträumen", dem „Schwarzwald im Festkleide" und dem „Sonntagsmorgen vor den Thoren" brachte es das ernste „Schutz den Vögeln!" in seiner Begründung durch die Darlegung der furchtbaren Gefahren, welche der Menschheit durch die drohende Ausrottung der nützlichen Vogelarten entstehen müssen. Es bot neben der Beschreibung des Körperbaues, der Entwickelung, der Bewegungen die anmuthigste Malerei der Lebensweise („Liebe und Ehe", „Brutgeschäft", „Wanderleben" u. s. w.), die schärfste Charakterzeichnung, Erfahrungen über Natur-Kunsttrieb, Verstand und Gemüth, sodann eine Vogelgeographie nach allen Beziehungen, nebst dem „Beruf" und „täglichen Leben" (also auch Darlegung ihres Nutzens und Schadens für den Naturhaushalt), dann eine poetisch-sinnige Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Vogel: „Der Vogelgesang und das Menschenherz", „Gastfreundschaft gegen Vögel", „Die Stubenvögel", „Die Jäger und die Jagd" u. s. w., und schließlich funfzig Lebensbilder der beliebtesten, nützlichen oder schädlichen, wichtigsten und interessantesten unserer einheimischen Vögel.

Da war es wol kein Wunder, daß dieses Buch als eine Vogelbibel im vollsten Sinne des Worts betrachtet und seine erste Auflage verhältnißmäßig rasch vergriffen wurde. In der uns jetzt vorliegenden zweiten, „vermehrten und verbesserten" Auflage sagt das Vorwort des Verfassers, das Buch habe nicht allein seinen Schützlingen und Lieblingen, sondern auch ihm selbst viele Freunde erworben. Hiernach dürfte es aber — insbesondere mit Hinblick auf die Wichtigkeit, welche die bedeutendsten Stimmen der populären und zugleich poetisch aufgefaßten Naturdarstellung doch zweifellos zugestehen — wol der Mühe werth erscheinen, die Verbesserungen zu überblicken, welche der Verfasser diesem „Lieblingskinde seiner schriftstellerischen Thätigkeit" angedeihen ließ.

Zunächst ist die sachliche Eintheilung eine kürzer und klarer gefaßte. Gewichtige Darstellungen sind entweder neu hinzugekommen oder in zweckmäßiger Weise von andern getrennt und für sich behandelt; nebensächlichere sind dagegen zum Theil fortgelassen oder mit andern verschmolzen. Reifere Erfahrungen, geläuterte Anschauungen haben Brehm namentlich zu andern Ansichten über die sogenannten Triebe, „Naturtrieb", „Kunsttrieb", „Instinct" u. s. w. geführt. Ich glaube, es ist recht bezeichnend, daß er in den jetzt zusammengeschmolzenen Abschnitten „Naturtrieb" und „Verstand" jenes schwärmerisch-dunkle Motto von Fritsch:

> Wie nenn' ich jene innre dunkle Stimme,
> Die in dem Herzen klar zu sprechen weiß? u. s. w.

fortläßt und statt dessen sogleich das markig-naturgemäße:

> Das Thier hat auch Vernunft:
> Das wissen wir....

aus Schiller's „Tell" voransetzt. In der That, wer wissenschaftlich scharf beobachtet, ja wer nur klar und unbefangen urtheilt, wird — und sei er auch erst aufmerksam gemacht durch die Thatsachen, welche dies Buch aus den reichen und meistens vieljährigen Erfahrungen der anerkanntesten Forscher auf diesem Felde mittheilt — doch längst zu der Einsicht gekommen sein, daß alle jene düstern Aufstellungen vom Instinct der Thiere durchaus unberechtigt seien, daß man ihnen rückhaltlos Verstand, Urtheil, das Vermögen Erfahrungen zu machen u. s. w. als ihre unbestreitbaren Güter zuerkennen müsse. Die scharfen Zeichnungen, Schlaglichter, Feststellungen und Zurückweisungen, welche in Bezug hierauf diese neue Auflage des „Leben der Vögel" aufzuweisen hat, verdienen Beifall und Anerkennung.

Ueber eine andere durchgreifende Veränderung in der Auffassung und Darstellung möchten wir nicht so unbedingt günstig urtheilen. Selbst der ernste Kritiker, den wir eingangs angeführt, billigt eine schwungvoll-poetische Naturauffassung und spricht ihr volle Berechtigung zu. Bei der ersten Auflage konnte es nur in Erwägung kommen: ob darin die allerdings nothwendige Grenze überschritten und durch den Schwung der Phantasie die Würde und der Ernst der Wissenschaft geschädigt seien? Dies hat, unsers Wissens, aber in Betreff des Vogellebens keine Kritik gefunden oder ausgesprochen, im Gegentheil, vielfach hat sie den schönen Einklang zwischen der wissenschaftlichen Darstellung und der schwungvoll-poetischen Schilderung rühmend hervorgehoben. Seitdem hat Brehm bekanntlich ein anderes, bedeutend umfangreicheres Werk („Illustrirtes Thierleben", Hildburghausen, Bibliographisches Institut) geschaffen, in welchem die poetische Darstellung unbedingt in den Hintergrund tritt und einer achtungswerth ernsten, klaren und in jeder Hinsicht durchaus populären Platz gemacht hat. Hier kann der gebildete Leser, namentlich angesichts der sehr lebensvollen Malerei des Lebens der Thiere, den poetischen Schwung immerhin entbehren; allein weshalb der Verfasser in der zweiten Auflage des doch naturgemäß poetisch-sinnigen „Leben der Vögel" nun ebenfalls die poetische Malerei möglichst abzublassen, bezüglich auszumerzen sich bestrebt hat, das vermögen wir nicht zu ermessen. Am auffallendsten tritt dies in dem (sonst auch mit werthvollen Zusätzen reich ausgestatteten) Abschnitt „Wanderschaft" uns entgegen. Immerhin hält vielleicht mancher Leser auch diese Veränderungen der zweiten Auflage für entschiedene Verbesserungen.

Noch wenige Worte seien uns schließlich über die Ausstattung vergönnt. Druck, Papier und die geschmackvolle Deckelpressung sind dieselben geblieben; allein während die Abbildungen der ersten Auflage in bunten Farbendrucken bestanden, sind dieselben Bilder jetzt in einfach schwarzen Druck übergegangen — eine Aenderung, die dem Werke entschieden zum Vortheil gereicht.

Karl Ruß.

Neue Romane.

1. Zweimal vermählt. Roman von Golo Raimund. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 4 Thlr.
2. Das Irrlicht von Argentières. Roman von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 5 Thlr.
3. Der Schatzgräber. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr.
4. Ein Ahnherr Victor Emanuel's. Historischer Roman von L. Schubar. Detmold, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn jeder neue Roman ein irgend bedeutendes wirkliches, aber ideal gehobenes Leben vor unsern Augen entrollte, wir würden seine Erscheinung mit Freude begrüßen, denn keine Dichtung ist durch ihre freiere, höchst mannichfaltige Form geeigneter, dem Volke fast auf jeder Bildungsstufe Herz und Welt in allen ihren Gestaltungen und Conflicten zu schildern und dem Individuum, wie einer ganzen Zeit, den Spiegel vorzuhalten. Unsere bedeutenden Dichter haben, mit geringen Ausnahmen, den Roman wenig cultivirt, und er ist meistens in die Hände solcher gefallen, deren Talent für eine strengere Form nicht ausreichte. So war es, so ist's noch, heutigentags vielleicht mehr als je. Und wie leicht wird es von diesen Autoren mit der Production genommen! Ist nur so viel combinirende Phantasie vorhanden, um aus hundert Reminiscenzen eine neue Fabel zusammenzusetzen, so geht man rasch ans Werk; es wird nach recht absonderlichen Ereignissen, wie sie in der Wirklichkeit selten zu treffen sind, gesucht; sie vor allem bedingen das Wesen des Romans; Charaktere liegen in Schablonen schon in Menge vor, sie brauchen nur hier und da ein wenig anders geschnitten zu werden; Composition und Ausführung ergeben sich von selbst. Wird es auch zuerst etwas sauer, man bekommt bald Routine, und nun geht's Schlag auf Schlag, in kurzer Zeit folgt ein Roman dem andern. Das ergibt denn freilich eine Lektüre, welche den Gebildeten anwidert, dem Ungebildeten Kopf und Herz verwirrt, im glücklichsten Falle sie ihm leer läßt. Wir wollen sehen, wie sich die obengenannten Bücher zu diesem Urtheil verhalten.

Der erste und der zweite Roman sind von Autoren, welche bei den Romanlesern schon sehr bekannt und beliebt sind. Die Fabel des ersten („Zweimal vermählt", von Golo Raimund) ist in möglichster Kürze folgende: Ein reicher Bankier, Richard Roßdall, ein junger Mann von festem, unbestechlichem Charakter, verständig, redlich und offen, auch nicht ohne tiefes Gemüth, daher hülfreich und wohlthätig, aber zum sittlichen Rigorismus neigend, hat einen unauslöschlichen Haß auf einen gewissen Geltorp geworfen, den ehemaligen Buchhalter des Hauses, welcher nach Veruntreuung großer Summen vor vielen Jahren nach Amerika entwichen ist. Die Handlung beginnt damit, daß Richard ein Mädchen von dem idealsten Charakter, Veronika Astenberg, kennen lernt, nach langem Sträuben sich in sie verliebt und sie heirathet. Etwa fünf Jahre später, während welcher Zeit die beiden in der glücklichsten Ehe, die gedacht werden kann, gelebt haben, kommt der in Armuth versunkene Geltorp ins Roßdall'sche Haus, um Geld zu erpressen; denn er ist, ohne daß Veronika die geringste Ahnung davon gehabt hat, deren Vater. Sowie Richard die Abkunft seiner Frau erfährt, kündigt er ihr seine Liebe auf, indem er ihr Betrug vorwirft, weil sie in ihrem ersten grenzenlosen Schrecken die Anwesenheit des Vaters im Hause geleugnet hat. Veronika bittet ihren Mann, nachdem sie lange die schneidendste Kälte in Demuth ertragen, um Scheidung, um es dem mit gleicher Innigkeit geliebten Gatten möglich zu machen, wieder glücklich zu werden; aber vergebens: die äußere Ehre des Hauses soll nicht leiden, der Sohn auch der Mutter nicht entbehren.

Nach einiger Zeit erkrankt die fern als Witwe einsam lebende Schwester Veronika's, Eva; Veronika bekommt Erlaubniß, zu dieser zu reisen, um sie zu pflegen. Während ihrer Abwesenheit brennt das Roßdall'sche Haus ab; der vierjährige Sohn wird mehrere Tage vermißt; man glaubt, er sei verbrannt, und sein Tod wird der Mutter gemeldet. Es kommt die Nachricht zurück, Frau Roßdall sei kurz nach Empfang der Trauerbotschaft gestorben. Jetzt tritt die Schwester Eva in den Vordergrund; sie erlebt allerlei traurige Schicksale: der Vater hat sich schon früher erschossen; sie verliert ihr Vermögen, steht, jede Begegnung mit Roßdall ängstlich meidend, einsam, ohne Schutz und Hülfe da, und nimmt endlich die Stelle einer Gesellschafterin bei einer Dame in England an. Hier kommt sie aufs neue in die ärgsten Bedrängnisse, wird endlich gerettet und trifft mit Roßdall zusammen, welcher in ihr seine todtgeglaubte Gattin erkennt und sich aufs neue mit ihr trauen läßt. Veronika hat, um den Gatten frei zu machen, als Eva gestorben war, sich für todt erklären lassen und unter dem Namen ihrer Schwester, auf ihre Aehnlichkeit bauend, ihre Existenz, selbst unter den Augen von genauen Bekannten, fortgeführt.(!)

In Beziehung zu den bisher genannten Personen steht noch eine andere, Konstanze. In ihrer frühern Jugend ist Richard ihr Wohlthäter gewesen, sie hat für ihn geschwärmt und sich nach ihm gebildet. Sie ist daher eine Art Copie von ihm, in welcher jedoch die sittliche Strenge noch stärker hervortritt und sogar bis zur Verachtung unschuldiger Lebensgenüsse fortgeht. Sie hat einen alten Lord geheirathet, ist bald Witwe geworden und liebt nun dessen Neffen, einen braven, aber lebensfrohen jungen Mann. Er liebt sie wieder, kann sich aber mit ihren rigoristischen Lebensanschauungen nicht befreunden. Sie erfährt das, ändert ihren Sinn, und nun heirathet er sie.

„Güte ist schöner als das starre Recht", ist die Idee, welche der Roman zur Erscheinung bringen soll. Aber dieser Grundgedanke ist nicht scharf, nicht einmal richtig aufgefaßt und wird daher durch die betreffenden Personen keineswegs vertreten. Das „Recht" namentlich wurzelt in seinem Hauptträger Roßdall in Stolz und Hochmuth und äußert sich in Härte, Grausamkeit und offenbarer Ungerechtigkeit. „Güte und Barmherzigkeit, Lieben und Vergeben gehört dem Gefühl an, Verstandesgründe können von ihrer Nothwendigkeit nicht überzeugen".

Die künstlerische Composition ist schwach: die Erzählung fängt mit einer unbedeutenden Begebenheit an und geht dann rückwärts, geht wieder vorwärts, wieder rückwärts (80 Seiten), wieder vorwärts, wieder rückwärts (60 Seiten) und so noch ferner, daß der Leser sich

besinnen muß, in welchem Zeitabschnitte er sich jedesmal befindet.

In den Charakteren des Romans wird die menschliche Natur wahrhaft mishandelt; sie erscheinen wie Hampelmänner, welche jedem willkürlichen Zuge am Faden sich fügen müssen. Davon nur einige Beispiele. Richard Roßdall ist ein an Geist und Gemüth vortrefflicher Mann; daß er ernst und in sittlicher Hinsicht streng ist, wird kein Tadel sein. Er wird von einem in jeder Beziehung achtungs- und liebenswerthen Mädchen angezogen; aber er hat sie, ehe er sie genauer kannte, beleidigt, daher zögert er jetzt, nachdem schon ein sehr freundliches Verhältniß zwischen beiden eingeleitet ist, sich zu erklären; „das Eingeständniß wollte nicht über seine Lippen, daß er das stolze Wort bereue, was er trennend zwischen sie und sich gestellt hatte". Er heirathet sie indessen und wird sehr glücklich. Nach Jahren kommt jener Geltorp, den Richard so wüthend haßt, daß er einmal sagt: „Wenn er mir in den Weg tritt, will ich ihn zertreten wie giftiges Gewürm, ihn und seine Brut." Ein solcher Haß wird weder motivirt durch die Unredlichkeit jenes Mannes, dessen er sich kaum aus seiner frühesten Kindheit erinnern kann, noch durch ihm mitgetheilte, nicht einmal völlig wahre Gerüchte, daß derselbe auch sonst störend in das Glück seiner Aeltern eingegriffen habe. Als nun jene oben angedeutete Katastrophe eintritt, da kündigt er seiner Frau förmlich seine Liebe auf und behandelt sie, selbst in der Angst um das Leben seines todkranken Kindes und später in der Freude über dessen Genesung, mit der schneidendsten Kälte, mit der grenzenlosesten Verachtung; und später, als die völlige Unschuld seiner Gattin ihm nach und nach klar wird, da schämt sich der Mann, der das „Recht" repräsentirt, sein Unrecht einzugestehen.

In die spätere Geschichte der als Eva sich in England aufhaltenden Veronika ist ein Arzt verflochten, „ein Mann hoch in den Funfzigen". Dieser verliebt sich in sie, und da sie seine Bewerbung zurückweist, läßt sich der bis dahin redliche und unbescholtene Mann von seiner Leidenschaft so weit fortreißen, daß er mit den Feinden der Veronika ein Complot macht und sie als eine Irrsinnige einsperrt, hoffend, auf solche Weise nach und nach ihren Widerstand zu überwinden. Die meisten Charaktere sind im Guten wie im Bösen über die Grenzen hinausgeführt und entbehren der Individualität. Manchmal streift die Schilderung nahe an die Caricatur, z. B. wenn von Konstanze, die doch auch als eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit erscheinen soll, gesagt wird: „Fest und abgehärtet gegen Schmerz und Täuschung, schrak sie nicht davor zurück, auch andern Schmerzen zu bereiten, wo irgendwie die Wahrheit, gleichviel ob zu Nutz und Frommen der Menschen oder umgekehrt, auch nur den Schein einer Beeinträchtigung erlitt."

Dem Zufall kann freilich im Roman das Eingreifen in die Handlung nicht völlig verwehrt werden; aber es dürfen denn doch die willkürlichsten, absonderlichsten Dinge sich nicht häufen wie hier: gefährliche Anschläge eines Wahnsinnigen, Einschlagen des Blitzes, der ein wichtiges Testament vernichtet, ein zufällig losgehender Schuß, durch den ein Kind gefährlich verwundet wird, Explosion eines Petroleumfasses, wodurch eine Feuersbrunst entsteht, ein Haus abbrennt, ein Kind umkommt und zwei andere tagelang vermißt werden.

Wunderlich nehmen sich in der gewiß auf keine Tiefe Anspruch machenden Darstellung die Reflexionen aus, welche zuweilen die Abschnitte eröffnen. Im vierzehnten Kapitel soll erzählt werden, daß das Roßdall'sche Haus neu aufgebaut sei; da heißt es zu Anfang: „Wenn die Zeit in ihrem gewaltigen Strom das Bestehende hinabreißt und Neues heraufbringt, Schöneres, Vollkommeneres, Veredeltes, wenn wir unser Auge an den ewigen Wechsel in der Natur, an das Vergehen und Entstehen so sehr gewöhnt haben, daß wir es ohne Erstaunen wahrnehmen, so schenken wir leicht voll Selbstbefriedigung den Verschönerungen und Verbesserungen unsere Aufmerksamkeit, die Menschengeist und Menschenfleiß hervorgebracht haben."

Ueber schwierige sociale Fragen kommt der Roman mit Leichtigkeit hinweg: Roßdall's Mutter, welche der Vater blos des Reichthums wegen geheirathet hat, will sich, als er bedeutender Verluste wegen sich einschränken muß, von ihm scheiden lassen, wird geschieden und heirathet einen andern. Veronika will, als ihr Mann ihr seine Liebe entzieht, sich scheiden lassen; es geschieht nur nicht, weil er sich weigert.

Der Stil ist, wie sich das nach einer solchen Zerfahrenheit des Inhalts nicht anders erwarten läßt, ohne Gehalt; auch Incorrectheiten sind nicht selten, ja es kommen kleine und große Sünden gegen die Grammatik vor; III, 105 heißt es: „Wenn Sie auch mit mir oder dem Schicksal grollen, Sie werden es doch **dem** blauen Himmel über Ihnen und **den** Blumen umher nicht entgelten lassen."

Anschauungs- und Schreibweise des Romans machen es unzweifelhaft, daß er von einer Dame verfaßt worden ist; diese thäte aber viel besser, sich unter einem weiblichen Namen aufzuführen, es würden ihr dann eher manche Schwächen zugute gehalten werden.

Der Verleger kann indessen getrosten Muthes sein: sein Roman wird viel gelesen werden. Die gehörigen Romaningredienzien fehlen nicht; es kommen auch Stellen vor, bei welchen wenigstens empfindsame Leserinnen hinreichendes Herzklopfen haben, andere, bei welchen sie einige Thränen vergießen werden, und das ist genug.

Der Verfasser von Nr. 2: „Das Irrlicht von Argentières", **Philipp Galen**, scheint es besonders darauf abgesehen zu haben, den Genfersee und das Chamounythal mit seinen Bergen und Gletschern zu schildern, daher führt er seinen Helden nach Argentières und läßt hier den ganzen Roman abspielen. Dieser enthält wenig Handlung und stellt, in gerader Linie auf das Ziel losgehend, also ohne alle Verwickelung, eine Liebesgeschichte dar. Ein thüringischer Freiherr, Hermann Weber von Saaleck, liegt schwer verwundet in einem Krankenhause. Als Exposition dient die Erzählung der Oberin der Anstalt, seiner Tante, in welcher diese einer den Kranken besuchenden Fürstin dessen frühere Lebensschicksale mittheilt. Hermann von Saaleck, künftiger Majoratsherr, hat sich dem Gesange ergeben, in dem er das denkbar Höchste leistet, und wird Kammersänger und Kammerherr eines Großherzogs. Er verlobt sich mit einer italienischen Sängerin und tritt seinem Bruder das Majorat ab. Aber

die Italienerin verläßt ihn treulos. Bald darauf bricht der letzte dänische Krieg aus; die Ehre gebietet Hermann mitzuziehen; auf Alsen wird er durch die Brust geschossen, und obgleich er nach langer Gefahr der Genesung entgegengeht, so weiß doch niemand, ob er seine frühere Stimme wiederbekommen wird. Das stimmt ihn unendlich trübe, bis endlich eine Vision ihn aufheitert, ohne daß er dieselbe sich ins Gedächtniß zurückrufen kann. Aber eine heftige Sehnsucht nach der Schweiz hat sie in ihm zurückgelassen, und im nächsten Sommer reist er unter dem Namen Hermann Weber dahin ab. Eines Abends in einer Gondel auf dem Leman fahrend, bemerkt er auf einem andern Schiffe in der Nähe ein junges Mädchen, welches einen entzückenden Gesang anstimmt, und in diesem Augenblicke glaubt Hermann seine Vision verkörpert vor sich zu sehen. Die Sängerin, Tochter eines wohlhabenden schweizer Professors, tritt nun als zweite Hauptperson auf. Reich an Geist und Gemüth, dabei voll übersprudelnder Laune interessirt sie Hermann außerordentlich, das Interesse geht bald in Liebe über, welche er ihr gesteht, nachdem er durch die Ueberzeugung, daß seine Stimme ihm geblieben, das Gleichgewicht wiedergefunden hat. Als sie aber auf seine wunderlich genug vorgebrachte Liebeserklärung nicht augenblicklich eingeht und Zweifel, ob er es ernstlich meine, ausspricht, fühlt er sich dermaßen verletzt, daß er sie augenblicklich verläßt und am andern Tage nach Chamouny abreist. Da sie ihn hoch verehrt und innig liebt, bereut sie jetzt bitter ihre Unbedachtsamkeit, sucht ihn auf, findet ihn nach einigen Tagen wieder, die Liebenden verständigen sich, und in seiner Bewerbung beim Vater entpuppt sich jetzt Hermann Weber, da mittlerweile der Bruder gestorben ist, zum Freiherrn Weber von Saaleck, Majoratsherrn auf Saaleck in Thüringen und ehemaligen Kammerherrn, Hof- und Kammersänger Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von X.

Wer Romane liest, um die Langeweile zu tödten, wer gern der durch drei Bände ausgesponnenen Entwickelung einer Liebesgeschichte folgt und dabei sich an der Schilderung großartiger Naturscenen, welche einen Augenzeugen erkennen läßt, erfreuen mag, greife immerhin nach dem Buche; aber man suche keine tiefergehende Tendenz, denn die in der Geschichte liegende Idee: auch das Herz des stolzesten Mädchens ist der Liebe zugänglich, oder: die wirkliche Liebe überwindet den Stolz, wird man doch nicht so nennen wollen; man suche auch keine tiefern Blicke in das menschliche Herz und keine ihrem innern Sein nach durchsichtigen Charaktere, man suche auch nicht einmal eine concinne, gehobene Darstellung.

Zwei Hauptcharaktere kommen nur vor, der Freiherr und Wanda de Saulier, die Tochter des Professors. Jener wird bezeichnet als ein Mann, der so schön ist und so viel edeln Anstand in seinem ganzen Wesen hat, daß die Kellner im Gasthause erstaunt sind, als er einen bürgerlichen Namen ins Fremdenregister einträgt(!); auch Wanda will ihn nicht für einen bloßen Hermann Weber gelten lassen. Von seinem reichbegabten Geiste und seinem edeln Charakter wird oft gesprochen, aber wir gelangen weder aus seinen Handlungen noch aus seinen Worten zu einer klaren Einsicht davon. Bezeichnend ist hier eine Stelle im Romane selbst, wo Wanda ihm sagt: „Pah! als ob Sie nicht stolz wären! Ich weiß zwar nicht, worauf", setzte sie lachend hinzu, „wer kann das bei einem so zugeknöpften Mann, wie Sie einer sind, so bald ergründen; aber daß Sie es sind, das lehrt jede Ihrer Mienen, das lehren Ihre Worte; und selbst die Worte, die Sie schweigend sprechen — das letztere verstehen Sie meisterhaft — klingen oder hören sich wenigstens stolz an." Der Verfasser gibt damit, freilich absichtslos, eine wirkliche Kritik des Charakters des Freiherrn. Er ist allerdings ein höchst rechtschaffener, herzensguter, auch muthiger, standhafter Mann, er hat tiefes Gefühl für Natur und Kunst; aber das sind allgemeine Züge, die noch keinen außerordentlichen Charakter, worauf es doch abgesehen ist, bilden, und ebenso wenig tragen die individuellen Striche dazu bei: der größte Wunsch, der seine ganze Seele erfüllt, ist, wieder so schön singen zu können wie ehemals, der vollendetste Sänger zu sein, seine Lebensaufgabe; er hat ein starkes Selbstbewußtsein und fordert, trotz des Incognito, unter dem er auftritt und das er ängstlich zu bewahren sucht, das unbedingteste Vertrauen, obgleich er selbst es mit der Wahrheit nicht ganz genau nimmt, und ist aufs tiefste verletzt, als ihm dasselbe nicht gleich voll entgegenkommt; sich von dem Fräulein verschmäht glaubend, will er sich rächen, indem er hinter ihrem Fenster einen wundervollen Gesang eigener Composition anstimmt, um sie zu dem Bewußtsein zu bringen, was sie in ihm verloren.

Etwas lebendiger ist die Persönlichkeit Wanda's hervorgehoben, aber auch hier ist keine Harmonie. Es heißt:

Wanda ist ein ganz wundersames Gemisch von menschlichen Stärken und Schwächen. Eitelkeit, auch ein bischen Gefallsucht kann man ihr gewiß nicht absprechen, doch werden sie bei weitem von ihrem Uebermuth übertroffen, der in den seltsamsten Gestaltungen bei ihr zu Tage tritt, und so ist sie eine wahrhafte Nixe, eine Fee, ein Puck, der überall mit jedem sein Wesen treibt, jedem seine schwache Seite abzugewinnen weiß und somit jeden beherrscht, der in ihre Nähe kommt, ohne daß er es selbst im geringsten gewahr wird. Sie hat eine ganz eigene Manier, die Leute zu kirren. Unbefangen, immer heiter und lustig, steht sie aus wie ewiger Sonnenschein, und doch schläft ein Orkan in ihr, mit dem wahrhaftig nicht zu spaßen ist. Sie hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen und einen Grad allgemeiner Bildung erreicht, der beim weiblichen Geschlecht selten gefunden wird. Sie redet eine Menge Sprachen und ist in der Literatur und Geschichte wie ein Professor bewandert und könnte den ersten besten Katheder besteigen und eine Vorlesung halten.

Später, als sie durch ein unbedachtes Wort den Freiherrn von sich gescheucht hat, macht sie sich Vorwürfe, daß sie „eitel und hochmüthig, recht stolz und eingebildet gewesen", daß sie „mit den Menschen, die ihr so winzig klein erschienen seien, getändelt, gescherzt, gelacht und an ihrer Unbedeutendheit eine kindische Freude gehabt habe". Als Beleg für alle diese Eigenschaften soll die umständliche Schilderung dienen, wie sie Körbe austheilt; den einen bekommt ein unheimlicher, hochfahrender Russe, der sie durch den Hinweis auf seinen Reichthum zu gewinnen sucht; den andern ein bis zur Caricatur blasirt gezeichneter Engländer. Einem kränklichen Maler, der sich um ihre Gunst bemüht, den sie nicht liebt, aber schätzt und bemitleidet, begegnet sie mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und Redlichkeit, und stets verräth sie bei großem Selbstbewußtsein, bei übersprudelnder Laune, auch

gelegentlichem Eigensinn eine ungemeine Tiefe des Gemüths, aber nichts, was die obige Schilderung rechtfertigt; sie ist wohlwollend, hülfreich, offen und natürlich, sodaß jene Krisis — ihre Argwohn aussprechende, schroffe Antwort auf die Liebeserklärung des Barons — höchst gewaltsam erscheint.

Die Darstellung leidet, besonders im ersten Theile, an einer übergroßen Wortfülle; es wird etwas nicht nur mit reichlichen Worten gesagt, es wird noch einmal gesagt; die unbedeutendsten Dinge werden breit ausgemalt; wir lesen z. B. wie und in welcher Kleidung die Kellner in einem Gastzimmer für eine Familie zum Thee zurüsten, wir erfahren alles, was sie auf den Tisch setzen an Geräth und Speisen, selbst die zehn Stühle, die sie herbeiholen und um den Tisch reihen, werden uns nicht erlassen; die Beschreibung sämmtlicher sich auf die zehn Stühle setzenden zehn Personen nach Gestalt, Haar, Bart, Gesichtsausdruck, Kleidung versteht sich von selbst. Nichtssagende Fragen, Exclamationen, Apostrophen, unzeitige, mitunter unpassende Gleichnisse müssen die schon geprüfte Geduld des Lesers ermüden.

Aber damit wir derselben nicht ebenfalls zu viel zumuthen, brechen wir ab, nur noch einige Stilproben, Metaphern, Vergleichungen u. s. w. mittheilend:

Denn das Auge gewöhnt sich schnell auch an das Unermeßliche und Gigantische, und das Herz folgt ja so gern dem Auge, welches die Vorsehung gleichsam als Vorfühler und Taster — eine ganz eigene Art geistiger Pionniere — dem Menschen unter das denkende Organ des Kopfs gelegt hat.... Heute hatte die strahlende Sonne und die Natur mit ihren majestätischen Schrecken dies Herz ganz erhellt und ihm im goldensten Schein das muthige, erhabene, denkende und tieffühlende Weib (Wanda) gezeigt.

Sie hatte nämlich in einer Anwandlung von Eigensinn einen Platz, der eine großartige Aussicht bot, aber durch Austreten eines Flusses gefährlich geworden war, nicht rechtzeitig verlassen wollen, worüber beide beinahe ertrunken wären. — Das Auge eines russischen Grafen „erinnerte nicht an die ruhig züngelnde Flamme des Vesta-Altars". Die Mienen der Wanda zeigten „eine windschnelle Beweglichkeit". Bei der herben Antwort, die Wanda dem Hermann gibt,

nahmen ihre Augen gewiß wider ihren Willen einen so wunderbar bittern Blick an, daß derselbe an Hohn streifte, wie sie sich auch in ihrer Farbe veränderten, sodaß das schöne reine Blau darin verschwand und einer trüben grauen Wolkenfarbe glich....

Unsterblicher Leman! Welcher Sterbliche hat schon die Tiefe und die unergründlichen Geheimnisse deines ungeheuern, zwischen himmelhohen Bergen liegenden Bettes gemessen und erforscht? Nein wie tief du bist und was du in deinem schimmernden Schose birgst, das wissen wir nicht, aber wie schön, wie wunderbar schön du bist, das weiß jeder empfindungsvolle Mensch, der dich mit Augen gesehen. Und was ist es denn, was uns alle an dir so unwiderstehlich, so unvergleichlich entzückt? Ist es die unbeschreibliche Farbe deines krystallklaren blauen Gewässers, deren Ursache noch kein Naturforscher ergründet hat u. s. w.

In Nr. 3: „Die Schatzgräber" von Ernst Freiherrn von Bibra, bildet eine höchst einfache, gewöhnliche Geschichte den Inhalt des Romans. Ein Schatz ist verloren gegangen; der Eigenthümer hat ihn während eines Kriegs einem Freunde zum Verstecken übergeben; dieser stirbt plötzlich, der Schatz ist nicht zu finden und niemand hat Kunde davon. Daraus entstehen Verdächtigungen, Zerwürfnisse, Nachforschungen und Irrthümer auf der einen Seite, auf der andern Versuche, mit Hülfe übernatürlicher Kräfte den Schatz zu heben, wobei die gewöhnlichen Betrügereien ihre Rolle spielen. Durch einen Zufall wird der Schatz gefunden und dadurch alles ausgeglichen. Der Dichter hat nicht ungeschickt eine Menge meist höchst origineller Personen, welche zum Theil mit fester Hand gezeichnet und lebendig geschildert sind, zu dieser Geschichte in Beziehung zu setzen gewußt und dadurch eine solche Mannichfaltigkeit der Situationen zu Wege gebracht, daß der Roman wol unterhaltend und spannend genannt werden kann. Wenn hier und da einmal die Grenzen des Natürlichen übersprungen werden, so weiß der Verfasser das eben durch die Wunderlichkeit seiner Figuren zu verdecken und nimmt selbst, wenn es nicht anders gehen will, zu etwas Verrücktheit seine Zuflucht. Daß aber der Mannichfaltigkeit wegen auch einige, wenn auch nur angedeutete widerliche Züge (Stelz und seine Wirthin) hineingebracht wurden, ist weniger zu entschuldigen.

Aber ein Roman von drei Bänden ist lang, und damit die Geschichte so weit reiche, sah sich der Verfasser genöthigt, Beschreibungen, auch wenn sie nicht gerade hineingehörten, anzubringen und weit auszudehnen. Sowie ein Gebäude erwähnt wird, wird es beschrieben; sowie eine der Personen sich im Freien bewegt, wird die Natur geschildert; ja der Verfasser macht es möglich, den brasilianischen Urwald hereinzuziehen. Im letzten Theile finden sich selbst einige langweilige Partien, indem recht triviale Dinge auf das weitläufigste besprochen werden, welche auch trotz des launigen Tons, in welchem sie vorgetragen sind, ungenießbar bleiben. Warum in der Erzählung Kriegsunruhen erwähnt werden, von welchen sich allerdings auch Erweiterungen des Umfangs hernehmen ließen, begreift man nicht, da sie mit der Geschichte in keinem Zusammenhange stehen.

Die Neigung des Verfassers zum Seltsamen spricht sich besonders stark zu Anfang des Romans aus, wo es derart hervortritt, daß es den Leser völlig verwirrt. Freilich kommt eine Lösung des scheinbar völlig Verworrenen hinterher, welche jedoch wenig befriedigt. Eigenthümlich ist auch die Färbung des Ganzen: die Darstellung ist durchgehend launig, ohne sich jedoch zum wirklichen Humor zu erheben. In scherzhafter, komischer, satirisirender, mitunter witziger Weise wird alles und jedes behandelt, und dieser Ton herrscht selbst in der Naturschilderung, die dessenungeachtet eine wahrhaft poetische Anschauung durchscheinen läßt. Die nicht herbe, nur spottende Satire schlägt überall um sich und berührt die verschiedenartigsten, mitunter recht trivialen Gebrechen der Welt, z. B. Grobheiten der Postbeamten, schlechtes Einheizen, Holzstehlen, Versetzen auf dem Leihhause u. s. w.

In Handhabung der Sprache ist der Verfasser ziemlich gleichgültig und nachlässig. Die grammatische Beziehung in manchem Satze kann nur verstanden werden, wenn man auf den vorigen zurückblickt, und Wörter und Redeweisen kommen vor, die jenen Vorwurf gewiß rechtfertigen, z. B. „die Ungänzen", „Armuthei", „Unmuß", „bleibe gehen", „Lidschäftigkeit", „freigeisterisch", „es hilft Sie nichts", „die Strahlen schmolzen den Schnee", „wenn ich ihm Geld sehen lasse".

Trotz aller dieser Schwächen verräth der Roman den-

noch, daß der Verfasser wol Besseres leisten könnte, wollte er mehr Ernst aufwenden.

Mit einigem Mistrauen nimmt man Nr. 4: „Ein Ahnherr Victor Emanuel's", von L. Schubar, zur Hand, ein Buch, welches auf 200 weitläufig gedruckten Seiten einen historischen Roman enthalten soll. Und in der That findet man nichts als die völlig kunstlose Erzählung einer Begebenheit aus dem Leben Emanuel Philibert's, Herzogs von Savoyen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, welche nicht einmal durchgehends den Charakter der Wahrscheinlichkeit trägt. Den Mittelpunkt bildet die unbestechliche Gerechtigkeit eines Landmanns, Jean Pardy, der dem Herzoge, ohne ihn zu kennen, die bittersten Wahrheiten gesagt hat und deshalb von diesem zum Oberrichter ernannt worden ist. J. Pardy verurtheilt nicht lange darauf den Herzog, welcher den Grafen Montreal, das Haupt einer ruchlosen Verschwörung, erstochen hat, und den eigenen Sohn, welcher in Verdacht gerathen ist, zur Ermordung des Herzogs die Hand geboten zu haben. Das Urtheil gegen den Herzog wird auf Grund eines Gesetzes vernichtet; den Sohn spricht der Herzog frei, da er von dessen Unschuld überzeugt worden ist. Pardy wird in seinem Amte als Großrichter von Savoyen bestätigt, und der Sohn zum Grafen ernannt.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

„Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke" (Frankfurt a. M., Sauerländer) nehmen unter einer umsichtigen Redaction raschen Fortgang. Uns liegen die zehn ersten elegant ausgestatteten Lieferungen vor. Die Gesammtausgabe ist nach den Dichtgattungen geordnet; die erste, acht Bände umfassende Abtheilung enthält die „Lyrischen Gedichte", die zweite und dritte in je zwei Bänden die „Dramatischen und epischen Gedichte". Auch die lyrischen Gedichte sind in sinniger Weise aneinandergereiht. Den Reigen eröffnet in dem Buche „Vaterland" die politische Lyrik. Außer den „Geharnischten Sonetten" und den ältern Zeitgedichten finden sich auch die neuesten: „Schleswig-Holstein", mit denen der greise Sänger noch einmal in die politische Arena trat. An die politische Lyrik schließt sich der „Liebesfrühling", dem die bekannte Idylle „Amaryllis" als Vorfrühling vorausgeschickt wird, gewiß sehr passend in Bezug auf die biographische Folge, doch machen gerade diese Sonette, die eine rusticale Liebe feiern, durchaus nicht einen duftigen Eindruck und stehen gegen den „Liebesfrühling" hierin zurück; sie haben etwas Behagliches, Gereiftes; ihre Röthe ist nicht die einer aufbrechenden Rose, sondern die eines borsdorfer Apfels. Das dritte Buch bringt die Gedichte: „Haus und Jahr", Rückert's poetischen Hauskalender, der hier unter folgende Ueberschriften geordnet ist: 1) „Eigener Herd", 2) „Fest- und Trauerklänge", 3) „Des Dorfamtmannssohnes Kinderjahre", 4) „Lenz", 5) „Sommer", 6) „Herbst", 7) „Winter". Man kennt diese idyllischen Tageblätter, die oft anmuthig spielend, sogar spielerisch, oft markig und saftig aus einer einfachen Existenz eine Fülle von Lebensweisheit herausschälen. Ob die poetischen Erzählungen, die zunächst in Aussicht stehen, nicht besser unter die epischen Dichtungen eingefügt wären, erscheint uns fraglich; denn der eigentliche lyrische Ton ist namentlich in den „Brahmanischen Erzählungen" und „Morgenländischen Sagen und Geschichten" durchaus nicht überwiegend.

Als eine erfreuliche Thatsache erwähnen wir, daß der Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung dem berliner Schriftsteller J. L. Klein eine dreijährige Pension im Jahresbetrage von 300 Thalern angeboten hat in Anerkennung seiner dramatischen Arbeiten und namentlich seiner im größten Stil und mit einem bewundernswürdigen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit aufgebauten „Geschichte des Dramas". Es ist dies eine jener Ehrengaben, wie sie offenbar dem Geiste der Stiftung am meisten entspricht, wenn dieselbe in Wahrheit zur Förderung unserer Nationalliteratur beitragen soll. Tüchtigen Autoren die nöthige Muße zu gewähren, damit sie größere poetische oder literarhistorische Schöpfungen mit voller Hingebung zur Vollendung führen können — das ist die Aufgabe der Stiftung, wenn sich dieselbe nicht in eine Bettelsuppenanstalt verwandeln soll. In diesem Sinne nannte Klein es den einzig entsprechenden Dankesausdruck: „daß der so ehrenvoll berücksichtigte Schriftsteller durch Aufgebot aller von seinen Dankgefühlen gesteigerten und erhöhten Kräfte, wie durch gewissenhafte Fortführung und eine ihm erreichbare Vollendung seiner schwierigen und mühevollen Arbeit sich der hülfreich bethätigten Anerkennung würdig erweise". Von Klein's „Geschichte des Dramas" liegt jetzt der vierte und fünfte Band vor, welche beide das italienische Drama behandeln, ohne ihren Stoff zu erschöpfen und bis zur Gegenwart fortzuführen.

Von dem interessanten Buche W. Hepworth Dixon's, das den Titel „Spiritual wives" führt (London, Hurst u. Blacket), veranstaltet der Verlag von Franz Duncker in Berlin eine deutsche Uebersetzung. In dem rüstig fortschreitenden „Salon" finden sich in einem Artikel: „Frauen im Geist", interessante Mittheilungen aus diesem Werk, das namentlich auch die jetzt halbvergessene Muckerepisode in Königsberg noch einmal gründlich nach den Quellen behandelt und über den Aufenthalt der Liebe (Agapemone) in Somersetshire, über die Anhänger der freien Liebe auf den „Höhen von Berlin" in Ohio und den „Modernen Zeiten", zwei Ansiedelungen freiliebender Spiritualisten, merkwürdige Aufschlüsse ertheilt. Dixon selbst, geboren 1821, wurde 1853 zum Redacteur des „Athenaeum" berufen. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte Englands während der Republik", seine interessanteste Studie, die auf eigener Anschauung beruht: „New-America", ein Werk, welches die Mormonen für Europa erst entdeckte.

J. J. Honegger, der sich durch seine „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" wegen der Eigenartigkeit der Auffassung und Prägnanz des Stils mit Recht einen Namen gemacht hat, gibt ein neues umfassenderes Werk heraus: „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" (Leipzig, Weber), dessen erster vorliegender Band die Zeit des ersten Kaiserreichs enthält. Außerdem werden noch vier Bände angekündigt. Der zweite Band soll in zwei Abtheilungen die Restauration in ihrem politischen Schwanken und auf ihrer reactionären Höhe schildern; der dritte und vierte Band das Julikönigthum und die Bourgeoisie; der fünfte Band einen dialektischen Abriß über den gesammten Culturgang unsers Jahrhunderts und seine Endresultate geben. Wir kommen auf das interessante Werk näher zurück.

Bibliographie.

Bartsch, K., Das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung. Rectoratsrede. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bluntschli, J. C., Allgemeines Statsrecht. 4te Aufl. 1ster Bd. München, Liter.-artist. Anst. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Offener Brief eines Wiener Arbeiters an Herrn Schulze-Delitzsch. Schleiz, Hübscher. 8. 3 Ngr.

Lübecke, M., Calbenser Genre-Bilder. Poetisch-satyrisches Adreßbuch für Einheimische und Fremde. Staßfurt, Hartte. 16. 3 Ngr.

Meyer, B., Das Aesthetische als Erziehungsmittel und Unterrichtsgegenstand. Vortrag. Berlin, F. Duncker. Br. 8. 5 Ngr.

Niendorf, M. A., Ein ausgerissenes Blatt. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 3 Thlr.

Paulus, E., Die Photographie. Humoreske in 10 Gesängen. Stuttgart, Koetzle. 16. 10 Ngr.

Schneider, L., Eine königliche Dienstschnalle. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Gr. 8. 5 Ngr.

Stett, W., Jedem das Seine. Tendenz-Roman. 2 Bde. Minden, Köhler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Springer, R., Berlin wird Weltstadt. Ernste und heitere Culturbilder. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1868.

Classische Reliquien.

1. Schiller's dramatische Entwürfe zum ersten mal veröffentlicht durch Schiller's Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta. 1867. Lex.-8. 18 Ngr.
2. Dido. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Charlotte Albertine Ernestine von Stein-Kochberg geb. von Schard (1794). Im Auftrage des Freien Deutschen Hochstifts für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause herausgegeben von Heinrich Düntzer. Frankfurt a. M., Verlag des Freien Deutschen Hochstifts. 1867. 8. 22½ Ngr.

Immer neue Veröffentlichungen aus unserer classischen Zeit suchen einzelne Lücken auszufüllen, die noch im Entwickelungsgang unserer großen Dichter für uns vorhanden sind und auf ihre Beziehungen zu Welt und Leben ein neues Licht werfen. Unermüdlich ist in diesem Bestreben namentlich Schiller's Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm; sie spendet der Flamme des nationalen Cultus, welche auf den Altären ihres Vaters brennt, stets neuen Stoff. Es ist freilich nur Einzelnes, nur Fragmentarisches, was aus Schiller's Nachlaß noch unveröffentlicht ist; wir dürfen nicht auf jene neuen Nationalbibliotheken rechnen, wie sie aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense gleich den geharnischten Männern der Kadmeischen Drachensaat erstehen; aber bei Schiller hat auch die kleinste Reliquie doppelten Werth, da dieser Dichter am wenigsten sein Genie verzettelt und außer seinen ganzen Schöpfungen nur wenig halbverarbeitetes Material hinterlassen hat. Alles Aphoristische lag ihm fern; er war eine gediegene, streng auf organische Schöpfungen gerichtete Natur. Mit dem geistigen Hammerschlag Goethe's, der in Reflexionen, Maximen, Sprüchen in Vers und Prosa umherstäubt, kann man einen ganzen Kasten füllen; in dem geistigen Hammerwerk Schiller's zielte alles auf Formung und Gestaltung, und unvollendet blieb nur, was der allzu frühe Stillstand des Werks nicht zur Vollendung kommen ließ. Hierzu gehören die „Dramatischen Entwürfe", welche Frau von Gleichen-Rußwurm aus dem Nachlaß des Vaters jetzt veröffentlicht hat. Doch auch die Veröffentlichung des Trauerspiels „Dido" verdanken wir der rüstigen Tochter des energischen Vaters. Zu Schiller hat dasselbe freilich keine andere Beziehung, als daß es diesem Dichter von der Verfasserin anvertraut war und von ihm die wärmsten Lobsprüche erhielt. Die Tragödie ist ein Pasquill auf Goethe, oder vielmehr: das Pasquill auf Goethe, das sie enthält, ist dasjenige, was uns Epigonen allein an ihr interessiren kann.

Schiller's „Dramatische Entwürfe" (Nr. 1) umfassen fünf Dramen- und einen Balladenstoff. Keiner dieser dramatischen Stoffe würde ausgeführt dasselbe Interesse geboten haben, welches uns die vollendeten Tragödien Schiller's bieten; keiner hat diese Größe und nationale Bedeutung. Wol aber zeigen uns die Entwürfe die glänzende Vielseitigkeit des Schiller'schen Genius, der sich zu den sprödesten und verschiedenartigsten Stoffen hingezogen fühlte und sich die Kraft zutraute, sie zu bezwingen.

Im Vergleich mit den „Fragmenten", welche in Schiller's „Gesammelte Werke" aufgenommen sind, erscheinen diese Entwürfe weit unausgeführter und mehr als Orientirungsversuche. Darin liegt aber ihr eigenthümlicher Reiz; wir treten in das Atelier des Dichters; wir belauschen ihn bei den ersten Versuchen, den rohen Stein künstlerisch auszumeißeln, und können aus der Art, wie das geschieht, Rückschlüsse machen auf die Eigenthümlichkeit seiner Begabung. Das naive Concept, das von Wiederholungen wimmelt, enthält die Plaudereien des Dichters mit sich selbst, eine Art von Frag- und Antwortspiel und manche Fragen, auf welche die Antwort zunächst ausbleibt.

Das erste, was hier in die Augen fällt, namentlich in den größern Skizzirungen, wie „Gräfin von Flandern" und „Die Herzogin von Zelle", ist die Fülle des aufgenommenen oder erfundenen Materials, durch welche sich der Dichter erst zur Beschränkung hindurcharbeiten mußte.

Dasselbe Gefühl haben wir bei dem Fragment des „Demetrius". In der Ausführung wäre jedenfalls viel von diesen stofflichen Elementen beiseitegeschoben worden oder in der Retorte des dramatischen Processes verdunstet. Ungern gab die Phantasie des Dichters den Reichthum der Gestalten auf, mit denen sie sich bereits befreundet hatte; erst das harte Gesetz der dramatischen Oekonomie nöthigte sie zu strengerer Auswahl. Befremdender schon ist es, daß auch in Bezug auf die Motive der Handlung der Dichter eine bisweilen sogar mit Zahlen numerirte Auswahl sich freiläßt. Es ist nicht minder charakteristisch für Schiller, daß der Gang der Handlung von ihm nirgends mit festen, bestimmten Zügen vorgezeichnet wird, ja daß dieser Gang selbst dem Dichter am wenigsten festzustehen schien. Einer naiven Compositionsweise, wie wir sie z. B. bei Shakspeare voraussetzen dürfen, ist die Fabel des Dramas das erste, das ἓν καὶ πᾶν; Shakspeare und seine Zeitgenossen fanden sie in Novellen oder Chroniken vor; sie stand fest in ihren Grundzügen und bedurfte nur der Modelung für dramatische Zwecke. Ohne einen solchen bereits fertigen Vorgang wäre keiner dieser Dichter überhaupt an die Arbeit gegangen. Anders ist es bei Schiller; ihm steht nur der Grundconflict, der leitende Gedanke fest; die Fabel selbst ist gleichsam nur das Gefäß für die Menschwerdung desselben; er experimentirt hin und her, welche Form für dies Gefäß die geeignetste sei. Schiller geht vom allgemeinen aus und gestaltet danach den concreten Fall. Daß er demselben dennoch ein spannendes Leben einzuhauchen versteht, zeugt von der Energie seiner dramatischen Begabung. Auf beiden Wegen kann man ein künstlerisches Drama schaffen, doch ist derjenige, den Schiller verfolgt, der unbequemere; es ist der Weg eines philosophisch gebildeten Kopfs.

So hat das Fragment „Die Herzogin von Zelle" bereits die bezeichnende Ueberschrift: „Ideen zu einem Trauerspiel." Die „Ideen" sind dem Dichter das erste; er geht zunächst auf die tragische Bedeutung des Stoffs aus und notirt sich das folgende Axiom: „Aus diesem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen r e i n erhalten wird und k e i n Liebesverständniß zwischen ihr und Königsmarck stattfindet." Es ist die Möglichkeit, dem Stoff t r a g i s c h e B e d e u t u n g zu geben, welche Schiller zunächst beschäftigt. Dies ist eine Vorfrage des Aesthetikers, über welche der dramatische Dichter, dem die Lust an der Production selbst das Höchste ist, leicht hinweggehen dürfte. Der historische Sachverhalt selbst blieb zweifelhaft, bis Palmblad 1847 die 200 zum Theil in Chiffren geschriebenen Briefe zwischen der Prinzessin und Königsmarck aus der Universitätsbibliothek von Upsala auszugsweise in d. Bl. mittheilte. Nach dem Inhalt derselben ist an einem Liebesverständniß zwischen der Prinzessin und dem schönen Grafen nicht zu zweifeln. Die Voraussetzung, welche Schiller für die tragische Gestaltung des Stoffs unerlaßlich schien, war also in Wahrheit eine unhistorische. Auch ist sie keineswegs eine allgemein gültige für jeden Dichter; es läßt sich auch mit der Annahme eines solchen Liebesverständnisses dem Stoff eine tragische Seite abgewinnen, nur lag es in dem Charakter Schiller's, daß er sich blos für eine edle Heldin zu begeistern vermochte. Leidenschaftliche Frauencharaktere, um welche der Hauch heißer Sinnlichkeit zittert, gelangen ihm nicht; sein sittliches Pathos drückte ihnen alsbald den Stempel der Verwerfung auf, oder verzeichnete sie mit grellen Zügen; wir brauchen blos an die Prinzessin Eboli oder an die Gräfin Julia Imperiali zu erinnern. Während Goethe seinen Klärchen und Gretchen einen unerreichbaren Zauber lieh, fielen für Schiller Frauengestalten ohne die Macht der Selbstbeherrschung augenblicklich aus dem Ideal heraus.

Seine Herzogin von Zelle sollte eine ideale Gestalt werden — wo blieb dann aber ihre tragische Schuld, ohne welche das Verhängniß, das sie trifft, doch als herb, unberechtigt, ja eben untragisch empfunden werden müßte? Das ist das Problem, an welchem sich diese „Ideen" abmühen, ohne indeß nach unserer Empfindung zu befriedigender Klarheit zu kommen. Immer wieder kommt der Dichter auf dies Problem zurück. Dies tragische Interesse soll sich auf die peinliche Lage der Prinzessin im Hause ihres Gemahls und am Hofe ihrer Schwiegerältern gründen:

Mit einem Herzen, welches Liebe fordert, und im Hause ihrer Aeltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt ist sie an den Hof zu Hannover unter Menschen gekommen, welche für nichts Sinn haben als für ihre Fürstlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauses. Als die Tochter einer bloßen adelichen (denn ihre Mutter war nicht fürstlichen Geblüts) wird sie an dem stolzen Hof zu Hannover mit Verachtung angesehen. Ihr Gemahl hat sie nicht selbst, viel weniger aus Liebe gewählt; bloß um die Erbschaft des Herzogthums Zelle sich nicht entgehen zu lassen hat die Churfürstin ihre Abneigung gegen ein solches Mißbündniß überwunden und die Prinzessin ihrem Sohn zur Gemahlin gegeben. Für ihre Person ist sie also unwillkommen in diesem Fürstenhaus, ihrem Gemahle der sie nicht gewählt hat und der schon in der Gewalt einer Mätresse ist, ist sie gleichgültig und wird ihm bald durch ihre Empfindlichkeit lästig.

Die Prinzessin ist in einer Lage, worinn viele ihres Standes sich befinden. Es blieb ihr also eins von diesen beiden zu thun:

Entweder sich mit Klugheit der Verhältnisse Meister zu machen, in denen sie einmal ist, und folglich jene Menschen nach ihrer Weise zu beherrschen

Oder wenn sie dazu nicht den Charakter hatte, sich mit der gewöhnlichen Passivität und Ergebung in diesen Zustand zu resigniren. Eins von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber für das erste denkt sie zu stolz und zu edel, und für das zweite ist sie zu lebhaft. Sie hat im väterlichen Haus die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, sie ist sich ihrer Vorzüge bewusst und die Vernachlässigung, die sie erfährt, kränkt sie aufs tiefste. Und eben, weil sie eine edle Natur ist, so verschmäht sie es, sich zu der Armseligkeit der Menschen, mit denen sie zu thun hat, herabzulassen, sie pocht auf ihr Recht, sie hüllt sich bloß in ihre Unschuld und natürliche Würde, wofür jene keinen Sinn haben. Ihr lebhafter Verstand lässt ihr die Gemeinheit um sich herum lebhaft fühlen und sie schont sie nicht, dadurch aber bringt sie nur Haß und Erbitterung hervor.

Die Prinzessin besaß also weder Weltklugheit noch Resignation — und darin sollte ihre tragische Schuld liegen. Sind dies sittliche Mächte, deren Verletzung sich so an der Heldin rächen muß, daß über ihrem Untergang jene Glorie der Versöhnung schwebt, wie sie der echten Tragödie nicht fehlen darf? Schiller sagt an einer andern Stelle des Fragments:

Vorzüglich ist auf eine dramatischere Catastrophe und einen ächt tragischen Ausgang zu denken, wo Unglück und Größe vereinigt sind. Die schlechten Menschen triumphieren, aber Unschuld und Seelenadel bleiben doch ein absolutes Gut. Das Edle siegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte.

Die höchste Verlassenheit und Einsamkeit der Prinzessin, die nun nichts mehr hat als das Bewußtseyn ihrer Unschuld und die Würde der Tugend.

Hier erscheint also die Heldin wieder als vollkommen unschuldig. Das Fatum, das den Unschuldigen trifft, wird immer nur als ein Unglück empfunden werden, dem die tragische Bedeutung fehlt.

Von dem festgehaltenen Ausgangspunkte ergibt sich für den Dichter nun die Consequenz, statt des Liebesverhältnisses ein freundschaftliches zwischen der Prinzessin und Königsmarck anzunehmen. Auf Seite des letztern ist freilich eine leidenschaftliche Neigung. Die Freundschaft zeigt sich in dem ritterlichen Schutz, den ihr Königsmarck nach einer ihr zutheil gewordenen Beleidigung gewährt. Das wichtigste Motiv ist diese Beleidigung; doch welcher Art sie war, darüber ist der Dichter im Unklaren. In gewohnter Weise wirft er zur Auswahl einige Möglichkeiten aufs Papier, welche nur beweisen, daß er umhersuchte, ohne zu finden:

Worinn besteht die Beleidigung, die der Prinzeßin von ihrem Gemahl und von den Maitressen widerfährt?

Es wird ihr einmal verboten an einem gewissen Ort zu erscheinen, jemandes Besuch anzunehmen, einen gewissen Schmuck zu tragen.

Eine Person, welche sie beschützt, wird beleidigt.

Ein unschuldiges Vergnügen wird ihr verkümmert.

Sie sieht sich deferiert — — —

Er hat selbst das Gefühl des Ungenügenden und ruft sich gleich darauf zur Ordnung mit folgenden sehr treffenden Bemerkungen, welche die ästhetischen Postulate hinstellen, nicht den Weg zu ihrer Verwirklichung angeben:

Da es dieser Geschichte an einem prægnanten dramatischen Momente und überhaupt an sogenannten äusern Handlungen fehlt, so sind diese zu suchen und aus dem Stoffe heraus zu wickeln.

Vor allen Dingen muss die Handlung prægnant und so beschaffen seyn, daß die Erwartung in hohem Grade gespannt und bis ans Ende immer in Athem gehalten wird. Es muss eine ausbrechende Knospe seyn, und alles was geschieht muss sich aus dem Gegebenen nothwendig und ungezwungen entwickeln.

Daher müssen alle Parthien in höchster Einheit verschlungen seyn und alle bewegenden Kräfte auf einen einzigen Punkt hin drücken.

Daß Schiller diese prägnanten Momente auch zu finden wußte, das beweisen seine Dramen zur Genüge, und selbst in dem Wust dieser skizzirenden Federproben, in diesen durcheinandergärenden Schöpfungsmöglichkeiten, deren Chaos die „Ideen" zu diesem Drama bilden, finden sich glückliche Treffer, die von dem dramatischen Instinct des Dichters Zeugniß ablegen. Die Prinzessin, gekränkt von dem Gatten, empfindet ihr häusliches Unglück am tiefsten und wendet sich an ihre Aeltern mit der Bitte, sie wieder aufzunehmen, gerade wo ihr die schönsten Hoffnungen zu blühen scheinen, wo das Haus Hannover dem höchsten Glanz entgegengeht. „Dieser Widerspruch ihres Zustandes mit dem öffentlichen gibt eine tragische Situation", sagt Schiller mit Recht. Ebenso hat er die Peripetie, die der Stoff nach seiner Anlage haben muß, richtig herausgefunden; man sieht zwar nicht, ob er sie auch an die rechte Stelle in dem Drama gesetzt haben würde. „Königsmarck will die Prinzessin bewegen, noch in der nämlichen Nacht sich zu flüchten. Seine heftige Leidenschaft schreckt sie und die Binde fällt ihr von den Augen." Gelang es dem Dichter, durch diese Peripetie die Katastrophe herbeizuführen, durch das Zögern der Prinzessin das mit ihrer Reinheit zusammenhängt, den Untergang Königsmarck's und ihren eigenen Sturz hervorzurufen: so trat der Grundgedanke Schiller's mit voller Prägnanz hervor und der technische Aufbau war wirkungsvoll und gesichert.

Die einzelnen, in dies Fragment eingestreuten Federproben werfen hier und dort eine Scenenfolge hin, deuten geschichtlich verwendbare Motive an, ja notiren auch schon eine ungefähre Besetzung des Stücks für die weimarische Bühne, ein sicherer Beweis dafür, daß auch Schiller nicht so abgeneigt war, seine Rollen den Darstellern der Musterbühne auf den Leib zu schreiben.

„Die Herzogin von Zelle" wäre ein Hofintriguenstück geworden, ein Genre, das Schiller mit solcher Ausschließlichkeit bisher nicht gepflegt hatte, obschon sowol im „Don Carlos" wie in der „Maria Stuart" die Hofintriguen eine sehr wichtige Rolle spielen und nicht blos der glatte, geschmeidige Leicester, sondern auch der Freiheitsschwärmer Posa zu der vielartigen Gattung der Hofintriganten gehören.

Wir sind gespannt, wie Bauernfeld in seinem neuesten Drama: „Elise von Ahlden", das an der Burg zur Aufführung angenommen worden ist, den Schiller'schen Stoff wird behandelt haben.

Einen gänzlich verschiedenen Charakter von der „Herzogin von Zelle", ja von allen frühern Dramen Schiller's hätte, nach dem Fragment zu schließen, das ausgeführter und in sich fertiger ist als alle übrigen, die „Gräfin von Flandern" gehabt, einen Charakter, den wir am besten als einen shakspearisirenden bezeichnen können. Ein Zug phantasievoller Freiheit und äußerlich bunter Romantik geht hier durch eine Handlung, welche in Shakspeare'scher Weise sich über einen Reichthum von Gestalten ausbreitet und mehrere Parallelkreise beherrscht. Die historische Bedeutung tritt hier ganz zurück; es ist ein *Liebesdrama mit günstigem Abschluß*, ein Schauspiel, wie wir es unter den frühern Dramen nicht finden, ohne nationale Größe und tragische Bedeutsamkeit. Der Einfluß der Romantiker auf Schiller ist in diesem Stücke und in ihm ganz allein unverkennbar.

Das Grundthema des Stücks kündigt Schiller mit voller Klarheit und Bestimmtheit an:

Eine regierende Gräfin von Flandern wird von ihrem Volk und ihren Großen genöthigt, binnen einer kurzen Frist die Wahl eines Gatten zu treffen, der sie lang auszuweichen gewußt hat.

Vier mächtige Freier machen Ansprüche auf sie, unter diesen sind zwey fremde Prinzen und zwey ihrer vornehmsten Vasallen. Sie liebt keinen und fürchtet jeden.

Die fremden Prinzen machen ihre Geburt, ihre Macht, ihre Reichthümer geltend; die einheimischen Freier prevalieren sich ihrer persönlichen Vorzüge und des Staatsvortheils; die ersten suchen ihren Zweck durch Trotz, die andern durch Ränke zu erreichen.

Die Gräfin ist ganz ohne Stütze, ihre Freunde sind ohnmächtig, ihr Volk verlangt ihre Heirath und wird von den Großen aufgereizt, sie hat keine andre Waffen als Klugheit und List, sich der verhaßten Wahl zu entledigen.

Ihre Abneigung dagegen gründet sich nicht bloß auf ihre Gleichgültigkeit und ihren Widerwillen gegen die Freier. Ihr Herz ist schon für einen andern interessiert, einen jungen

Damoiseau an ihrem Hof, der nicht im Stand ist sie zu schützen, der keine Ansprüche an sie machen und den sie nicht wählen kann, ohne sich selbst und ihn zu Grunde zu richten.

Florisel ist der jüngere Sohn eines sehr edeln aber herabgekommenen Geschlechts; er hat nichts als seine Ahnen, und muß am Hof seiner Fürstin von seinen treuen Diensten sein Glück erwarten; aber er ist liebenswürdig, tapfer, verständig und hochgesinnt und seiner Gebieterin mit einer Neigung, die an Anbetung grenzt, ergeben. Von dem Vorzug, den ihm die Gräfin giebt, weiß er nichts, und ob er gleich für keine andere Dame Augen hat als für sie, so ist ihm doch der Gedanke nie gekommen sie zu besitzen. Selbst die bevorstehende Heirath der Gräfin beunruhigt ihn nur insofern, als er ihre Abneigung dagegen bemerkt und keinen der Bewerber für würdig genug hält, sie davon zu tragen.

Die Aufgabe des Stücks ist also eine doppelte: erstlich die zudringlichen Freier zu entfernen; zweitens dem Geliebten einen unwidersprechlichen Anspruch an ihre Hand zu erwerben. Diese zweifache Aufgabe wird dadurch in Eine verwandelt, daß Florisel indem er durch seine Wachsamkeit, Treue und Tapferkeit die Unternehmungen der Freier vereitelt, sich zugleich das höchste Verdienst um das Land und die Fürstin erwirbt, und sich als den würdigsten Gegenstand ihrer Liebe darstellt. Aber erst nach den bänglichsten Proben und Verwicklungen trägt die List, der Muth und die Liebe diesen Sieg davon.

Diese Ankündigung läßt kaum ahnen, mit welchem Reichthum von Varianten und dramatischen Gruppen Schiller die architektonischen Linien des Entwurfs auszuschmücken gedachte, ein Reichthum der Erfindung, den man bei diesem Dichter weniger zu schätzen gewohnt ist, weil die von ihm meistens beliebte Anlehnung an geschichtliche Stoffe denselben weniger hervortreten läßt. Abgesehen davon, daß die Composition allzu reich ist, entspricht sie vollkommen den dramatischen Regeln, und hat, trotz des Reichthums, der nur eine zu große äußere Ausdehnung oder hier und dort eine allzu fragmentarische Ausführung bedingt hätte, innern Zusammenhalt.

Sehen wir uns zunächst die äußern Freier an. Die Prinzen von Marokko und Aragonien, die Bewerber um die Hand der schönen Portia, mögen dem Dichter bei dieser Gruppe vorgeschwebt haben. In der That finden wir hier einen Prinzen von Spanien, der indeß mit edelm Anstand zurücktritt; Graf Artois ist der gewaltsame Freier, der sich verabschiedet mit der Absicht, die Gräfin später mit dem Schwert in der Hand als eine Beute zu erobern, und Prinz Erich von Gothland ist der lächerliche, der zum Narren gehalten wird.

Bei den innern Freiern wiederholen sich die Contraste dieser Gruppe, doch nicht mit nüchterner Symmetrie, sondern in farbenreicher Abstufung. Dem edeln spanischen Prinzen entspricht der Graf von Aremberg, dem gewaltthätigen Artois der nicht minder despotische Montfort, und dem lächerlichen Schwedenprinzen ein lächerliches Paar, der Kanzler und sein Sohn, indem der hohe Staatsbeamte aus der Beförderung des letztern an Florisel's Stelle Aussichten auf eine Verbindung mit der Gräfin schöpft.

In dramatischen Fluß wird diese Gruppe durch zwei außerhalb derselben stehende Charaktere gebracht: Florisel und Fräulein von Megen. Florisel ist eine Art von Fridolin, den die Gräfin liebt, der selbst seine Gebieterin anbetet, aber sich die Natur seiner Gefühle nicht gestanden hat, sie blos für Ehrfurcht und Diensteifer hält, noch keinen Gedanken an den Besitz der Gräfin hat und selbst durch ihre Heirath nur um ihretwillen beunruhigt wird. Auch Fräulein von Megen hat eine Neigung für Florisel, tritt aber zurück, als sie die Gefühle ihrer Gebieterin entdeckt. Graf Aremberg liebt Fräulein von Megen und ist nur aus Eifersucht gegen Montfort und angestachelt von seiner Partei als Mitbewerber um die Hand der Gräfin aufgetreten. Diese weiß ihn auf ihre Seite herüberzuziehen, indem sie ihm erklärt, sich nie an Montfort hingeben zu wollen und ihm ihre guten Dienste bei dem Fräulein verspricht. Florisel wird an einen berühmten Hof gebracht, um sich auszuzeichnen und so der Hand der Gräfin würdig zu machen. Inzwischen überzieht Artois das Land mit Krieg, Montfort zieht ihm entgegen, nachdem er sich der Gräfin versichert, die er wie eine Gefangene hält. Doch aus dem Kampf der beiden gewaltthätigen Freier erblüht das Glück dem jungen Florisel, der als Sieger die Entscheidung herbeiführt und nach einigen geschickten Hemmungen, welche die Katastrophe aufhalten, der Flucht der Gräfin und einem Gelübde Florisel's, die Hand der vielumworbenen Dame erhält.

Die dramatische Bewegung und Gegenbewegung, sowie der Abschluß sind vortrefflich in dieser Composition; einige Lücken in der Motivirung hat der Dichter selbst durch das folgende Register angezeigt:

Zu erfinden ist:

1.) Wie die Gräfin mit Aremberg verschwindet.

2.) Wo sie beide in der Zwischenzeit hinkommen, daß ihre Spur sich nicht findet (Aremberg muß anstatt dadurch zu verlieren, sehr gewinnen).

3.) Was Florisel, sie suchend, unternimmt.

4.) Montfort's Catastrophe.

5.) Florisel's frommes Gelübde.

6.) Erich's Ungeschicklichkeit am Anfang und Florisel's Verdienst um die Gräfinn.

Der letztere Punkt wird indeß in der weitern Ausführung des ersten Actes, welche bereits nach den einzelnen Scenen gegliedert ist, erledigt.

Das romantische Colorit, welches allein für dies Drama paßt, hat der Dichter durch einzelne Bemerkungen genugsam angedeutet. Das Gelübde Florisel's, eine höhere Hand, die im Spiele und deren Organ ein Mönch ist, Träume und Visionen — das sind die Notizen, deren Belebung hier und dort an „Die Braut von Messina" erinnert haben würde. Auf der andern Seite sind auch historische Volksscenen mit aufgenommen, welche Spiegelbilder der Französischen Revolution uns vor Augen geführt hätten: komisch-fürchterliche Scenen der Volksherrschaft, lächerliches Betragen des Pöbels, die Bürgerwache in den vornehmen Zimmern u. s. w. In diesen Andeutungen visionärer Romantik und volksthümlicher Genremalerei lag indeß die Gefahr eines Zuviel, wodurch namentlich die psychologische Entwickelung der Hauptgestalten beeinträchtigt werden konnte.

Eigenthümlich ist in diesem Fragment und in dem der „Herzogin von Zelle" die Anwendung eines Elements der Intrigue, der Verkleidungen und Verwechselungen, welches in die modernen Intriguenlustspiele aus den spanischen Degen- und Mantelstücken übergegangen ist und welches in Schiller's historischen Dramen nicht zur Anwendung kommt, man müßte denn an jene verfehlte Verkleidungs-

scene der Leonore im „Fiesco" denken. In dem Fragment der „Herzogin von Zelle" heißt es:

Ein Maskenball ist einzuführen, auf welchem Irrungen möglich werden. Die Prinzessin verkleidet sich auf demselben zweimal und hat mit ihrem Gemahl, ohne daß er sie kennt, eine Scene.

In dem Fragment der „Gräfin von Flandern" findet sich die folgende Scene angegeben:

Gräfin übt eine unschuldige List aus, um hinter das Geheimniß Florisel's und ihrer Nebenbulerin zu kommen. Es ist kein prämeditirter Betrug, aber sie benutzt die Gelegenheit, die der Zufall ihr darbietet. Rosmarin kann sie mit der Gräfin verwechseln, und dieß bringt sie nun natürlich auf den Gedanken sich für jene auszugeben.

Florisel glaubt mit dem Fräulein zu sprechen und schlägt ihre Hand aus. Die Aehnlichkeit des Anzugs und der herabgezogene Schleier täuscht ihn; auch ist er nicht frei und unbefangen genug, um scharfsichtig zu seyn. Die Stimme der verschleierten Dame entdeckt ihm zuletzt die Gräfin, er erschrickt, und da sich das Fräulein nun zugleich nähert, so entfernt er sich schnell.

Das Fragment der „Gräfin von Flandern" ist noch ausgeführter, als das des „Demetrius" (abgesehen von den bereits gedichteten Scenen), indem es den Stoff schon in die einzelnen Acte eintheilt; das Stück könnte nach der Schiller'schen Anlage ebenso gut wie der „Demetrius" von neuern Dichtern vollendet werden, ja da Schiller hier keine Scenen und Acte fertig gemacht hat, so würde selbst der misliche Vergleich zwischen ihm und den jüngern Nachfolgern und die störende Ungleichartigkeit des Stils fortfallen. Doch kennen wir von den neuern Dichtern nur einen einzigen, welcher den richtigen Ton für diesen Stoff treffen würde; es ist dies Friedrich Halm, der auch berufen wäre zu ergänzen, was in Schiller's Fragment allzu flüchtig angedeutet ist: das Erwachen der Neigung in Florisel bis zum vollen Bewußtsein der Liebe und zur Glut der Leidenschaft. Denn gerade für die Darstellung derartiger psychologischer Entwickelung hat Friedrich Halm wie wenige die Farben auf seiner Palette.

Wie die „Gräfin von Flandern" ein Stoff für Friedrich Halm, so wäre die „Agrippina" ein Stoff für Friedrich Hebbel gewesen. Wiederum sehen wir hier eine Abweichung des Schiller'schen Genius aus den Gleisen, in denen sein dramatischer Siegeswagen einherfährt, und zwar zu den *bedenklichen* Stoffen, den Stoffen, die ein gewagtes Problem darstellen. Der Dichter selbst sagt:

Agrippina ist ein Charakter, der nicht stoffartig interessirt, bei dem vielmehr die Kunst das stoffartig widrige erst überwinden muß. Rührt Agrippina, versteht sich ohne ihren Charakter abzulegen, so geschieht es lediglich durch die Macht der Poesie und die tragische Kunst.

Agrippina erleidet bloß ein verdientes Schicksal, und ihr Untergang durch die Hand ihres Sohns ist ein Triumph der Nemesis. Aber die Gerechtigkeit ihres Falls verbessert nichts an der That des Nero: sie verdient durch ihren Sohn zu fallen, aber es ist abscheulich daß Nero sie ermordet. Unser Schrecken wird also hier durch kein weiches Gefühl geschwächt. Wir erschrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer. Eine leidende Antigone, Iphigenia, Cassandra, Andromacha &c. geben keine so reine Tragödie ab.

Der Tod der Agrippina macht Epoche in dem Charakter des Nero; hier fühlt er die lezte Schaam, und die lezten Schauer der Natur, er überwindet sie und hat nun alle moralische Gefühle überwunden.

Auch an bedenklichen Einzelheiten fehlt es nicht. So soll Agrippina einen Versuch machen, die Begierden des Nero zu erregen, soweit dies nämlich ohne Verletzung der tragischen Würde sich darstellen läßt; es soll dies mehr errathen als ausgesprochen werden. Interessant ist es nur, daß ein so auf der Spitze stehender Stoff, der die tiefsten und gewaltigsten Probleme des Seelenlebens aufregt, für Schiller eine solche Anziehungskraft hatte. Die Anregungen Racine's mögen dabei mitgewirkt haben. Die gedichteten Scenen zeigen eine unsicher experimentirende, hin- und hertastende Diction, welcher der sichere Fluß und das Dictat der Begeisterung fehlt.

Unbedeutender ist das Fragment: „Themistokles", dessen Bausteine nur locker aufeinandergeschichtet sind. Diesen Stoff hat später Auffenberg behandelt.

Das Thema zu „Elfride" liegt ausgesprochen in den folgenden Zeilen:

Zwei höchst leidenschaftliche Männer, davon der eine mit dem Recht des Gatten, der andre mit der absoluten Gewalt ausgerüstet ist, collidieren in der Liebe zu einer schönen aber eiteln und liebelosen Frau. Sie folgt natürlich dem Glanz und der Macht des Leztern und verräth — aus bloßer Lieblosigkeit und Eitelkeit — die Pflicht und die Treue der Gattinn.

Die Ausführung ist noch ganz unausgegoren und besteht mehr in Fragen, die der Dichter sich selbst vorlegt, als in Antworten.

„Rosamunde" schließlich ist ein Balladenstoff, der etwas an die Kunigunde vom Kynast erinnert; doch würde hier eine Ballade nur durch knappe Auswahl aus einer Fülle von Motiven möglich geworden sein, die den Dichter alle als lockende Möglichkeiten umgaukelten.

Die dramatischen Entwürfe Schiller's gewähren nicht nur einen interessanten Einblick in die Dichtweise des großen Dramatikers, die, von Gedanken ausgehend, sich ein reiches äußeres Material zu wohlerwogener Auswahl zurechtlegte; sie zeigen auch, daß der Dichter, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, eine die Weisheit der Schablonenkritik beschämende Vielseitigkeit an den Tag gelegt hätte. Und darf diese Vielseitigkeit verwundern bei einem Dichter, der nach einer „Maria Stuart" eine „Braut von Messina" und nach dieser wiederum einen „Wilhelm Tell" gedichtet hat?

Das Trauerspiel: „Dido" von Frau von Stein-Kochberg (Nr. 2) ergänzt das Bild unserer classischen Epoche nach einer andern Seite hin, nach der Seite des persönlichen Skandals, dessen pietätvolle Pflege unsern Literaturhistorikern sehr am Herzen liegt. Wenn wir das Stück abgesehen von diesen Motiven und Zwecken betrachten, so können wir kaum in das galante Lob Schiller's einstimmen, welcher den schönen, stillen, sanften Geist rühmt, der überhaupt darin athmet, und die Lebendigkeit, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur darin gezeichnet hat. Auch hebt der Dichter die productive Kraft hervor, welche sich in dem Stück beweise, die er aber diplomatisch als die Macht erklärt, „sein eigenes Empfinden zum Gegenstand eines heitern und ruhigen Spiels zu machen und ihm einen äußern Körper zu geben". Auch darin erweist sich unser Dichter als galanter Diplomat, daß er nur beiläufig bemerkt, man könnte das Stück unter die Bekenntnisse rechnen, ohne der heftigen Ausfälle auf seinen Freund Goethe, die es enthält, Erwähnung zu thun.

Das Drama ist übrigens nicht blos wegen seiner Beziehungen auf das classische Weimar eine Curiosität, auch als Versuch, ein Pasquill auf eine ernste Tragödie zu impfen, gewiß einer der seltensten Versuche in der poetischen Kunstgärtnerei aller Zeiten. Die Haupthandlung, in welcher wir Dido von einem gewaltthätigen Freier, dem König Jarbas, der sogar verkleidet an ihren Hof dringt und mit dem ihre eigenen Hofgelehrten im Bunde sind, umworben sehen, bis sie sich dieser Werbung durch den freiwilligen Tod entzieht, ist ohne feinere psychologische Motivirung, ganz im brüsken Stil der Stürmer und Dränger gehalten, indem der bunteste Decorationswechsel Hand in Hand geht mit den Lakonismen der Diction, die es hin und wieder zu genialer Skizzirung, nirgends aber zum vollen Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft bringt. Dagegen treten die Nebenpersonen fesselnder hervor, Charaktere, in denen der geistige Hofstaat Weimars mit meist pasquillartiger Färbung geschildert wird. Auch in den ernstern Gestalten kann man Weimar wiedererkennen: Jarbas ist Karl August, Dido die Herzogin Luise, Elissa Frau von Stein selbst; nur zeigt sich hier nichts vom ästhetischen Duft des Hofs von Ferrara, wie in Goethe's poetischer Spiegelung des weimarischen Hoflebens. Der edle Priester Albicerio ist Herder; doch macht dieser karthaginiensische Generalsuperintendent einen etwas verschwommenen Eindruck. Besser gelungen ist der Hofphilosoph Dodus, eine scharf ausgeschnittene Silhouette Knebel's; Aratus, ein Geschichtschreiber, ist ein Abbild des Legationsraths Bertuch. Ogon, ein Poet, ist niemand anders als Wolfgang Goethe, auf welchen die Dichterin die volle Schale ihres Zorns ausgoß und ihn in jener Beleuchtung zeigte, wie sie etwa Menzel und Börne um sein olympisches Haupt auszugießen pflegten. Das Pasquill war ein Product des Zorns und der Eifersucht, daß Goethe sich mit Christiane Vulpius in freier Ehe verband und die Dichterin einem Mädchen opferte, das so tief unter ihr stand. Von Düntzer erfahren wir zwar in der Einleitung, daß Goethe sich, trotz seiner glühenden Leidenschaft für Frau von Stein, zur Entsagung entschlossen und mit der innigsten schwesterlichen Liebe begnügt habe. Düntzer ist jedenfalls ein glaubwürdiger Mann, dem kein fliegendes Blättchen, kein Tritt und Fehltritt unserer Classiker entgeht; doch da er nicht die Allwissenheit eines Beichtigers besitzt, so sollte er sich vor derartigen apodiktischen Behauptungen hüten. Auch unsere Geistesfürsten vertrauen nicht dem geschriebenen Blatt alle ihre Cabinetsgeheimnisse an. Der eifersüchtige Haß der Dichterin, der bis zu einer an Cynismus streifenden Darstellung Ogon-Goethe's sich versteigt, und die wenig platonische Beleuchtung, in welche sie den Hofpoeten rückt, sind durchaus keine Beweise für Düntzer's Ansicht. Zunächst erscheint Ogon als ein eitler „Unsterblicher", ein „Liebling der Götter", der ausruft:

> Die Natur hat es zu wenigen einzelnen Wesen ihres Ideals bringen können; diese waren ihr Zweck, und in diese Gattung gehören wir Poeten und Philosophen, von denen sie sich's eigentlich noch recht vorsagen läßt, was sie gemacht hat; das übrige ist das Gewürme, das unbemerkt zertreten wird.

Er gesteht, daß er sich gern loben hört, es mag von Güte, Schmeichelei oder Albernheit herrühren, er sehe nicht gern hinter den Vorhang; außerdem ist Ogon ein Epikuräer, der Mädchen und Wein besingt und sich von den erstern den süßen Trank credenzen läßt, dessen Lebensweisheit in folgendem Geständniß gipfelt:

> Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert, ich glaubte, oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht; ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren! Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also, was ich dir vorher sagte, paßt nicht auf mich; ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihnen, und bin ein rechter gutmüthiger Narr.

Die letzten entscheidenden Striche im Charaktergemälde Ogon's finden sich in der Scene mit Elissa, welche gänzlich die Beziehungen Goethe's zu Frau von Stein bis auf einzelne Briefstellen parodirt.

Ogon (der sich im Zimmer überall umsieht).

Du bist ein gleichförmiges Wesen. Jahrelang sah ich dies Zimmer nicht, und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen.

Elissa.

Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter zum Ersatz dessen, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten.

Ogon.

Und das machst du wol zur Tugend?

Elissa.

Nicht so wie du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist.

Ogon.

Du betrügst dich.

Elissa.

Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig.

Ogon.

Diese falschen Vorstellungen kommen von einem dir ungesunden Trank her, den ich dir immer verwies. Gönne dir nur von dem rechten geistigen Erdensaft, und du wirst dich bald mit dem schönen Bild, das du dir von mir machst, vertragen lernen.

Elissa (lachend).

Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von deiner Küche abhängt.

Ogon.

Dies gehört nicht zur Sache, die ich mit dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen; aber echte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter. Laß uns jetzt in ein politisches Verhältniß zusammen treten! Arbeite mit mir zum Besten der Königin!

Elissa.

Es ist vergeblich, daß du mich um deiner Nichtliebe willen zu etwas bringen willst, das ich nicht einmal um deiner Liebe willen gethan hätte. Nach der Ehre, in deinem politischen Verhältnisse zu stehen, strebe ich nicht, und ich verehre die Grundsätze der Königin. Lebe wohl!

Ogon (allein).

Zu schnell entzieht sie mir ihre sonst so gern gegönnte Gegenwart, als daß ich ihr nur Gründe hätte beibringen können: aber was Gründe! die schlagen bei dem Geschlecht nicht an. Die Schauspielergeberden, in denen ich mich sonst bei ihnen übte, thaten immer die beste Wirkung. Wenn ich ihnen in einer malerischen Stellung zu Füßen fiel, ihre Aufmerksamkeit

mit dem Ausdruck stummer Leidenschaft auf mich zog, da verfehlte ich meines Endzwecks nie; nur mit der Königin wollte mir's nicht gelingen. Und jetzt, da mein innerer Geistesreichthum mir auch von außen anlegt, ist mein sonst schlanker Körper zu unbiegsam worden. Große Lust hätte ich alleweile meiner Ruhe zu pflegen; denn es ist spät. Mich brachte nie in der stürmischsten Leidenschaft das Andenken einer Geliebten um eine Stunde Schlaf; so soll mich auch gewiß das politische Getreibe nicht darum bringen.

In dieser Verspottung selbst liegt eine scharfe Betonung des Sinnlichen, welche den Menschenkenner zu andern Schlüssen führen könnte, als den Goethe-Kenner. Düntzer nimmt sich übrigens die Mühe, Goethe gegen alle Anschuldigungen der Freundin in Noten zu vertheidigen. Das Werk läßt als Classikerausgabe nichts zu wünschen übrig, denn es hat drei Einleitungen und gibt, neben dankenswerthen Erläuterungen, in dem Text auch die Varianten an. Der Obmann des Freien Deutschen Hochstifts, Otto Volger, leitet das Werk mit einer Denkrede: „Goethe unter den Einflüssen des Hoflebens“, ein, „einer freien Huldigung aus seiner nicht mehr freien Vaterstadt“. In dieser Rede wird Goethe mehr gefeiert als Bismarck, gleichwol aber behauptet, daß das stille Höfchen des Goethe-Hauses, wo Goethe einst als Knabe am Baume spielte, eine bessere Stätte für sein dichterisches Gedeihen gewesen wäre, als jener Fürstenhof es war. Möglich daß der Redner recht hat! Doch ist Goethe auch am Fürstenhof recht stattlich gediehen, und wenn er wirklich von Natur die Anlage zu steifer Grandezza besessen hätte, so würde er dieselbe als frankfurter Rathsherr ebenso gut haben ausbilden können wie als weimarischer Minister. Die Moral der Tragödie „Dido“ ist jedenfalls, daß, wer sich selbst als ein Tasso mit schwärmerischem Augenaufschlag erscheint, andern als ein Ogon mit wohlgerundetem Bauch und dicken Waden erscheinen kann.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane und Novellen.

Es liegen uns folgende Werke zur Beurtheilung vor:

1. Ein unerfülltes Wort. Roman von Luise Ernesti (Malwine von Humbracht). Drei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Editha. Von Katharina Diez. Zwei Bände. Berlin, v. Decker. 1867. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Erzählungen von Melchior Meyr. Schicksale eines Idealisten. Zwei Freier. Unverhofft. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Eine Künstlerleidenschaft. Novelle von Levin Schücking. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 1 Thlr.
5. Weiter und Weiter. Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr.
6. Die Welfenbraut. Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Goethe und sein Liebeleben. Historischer Novellenkreis von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, C. F. Schmidt. 1866. 8. 3 Thlr.

Ueber Luise Ernesti's Roman „Ein unerfülltes Wort“ (Nr. 1) haben wir neulich in Hoefer's und Hackländer's „Hausblättern“ eine kurzgefaßte lobende Anzeige gelesen. Die Verfasserin mag sich auf diese Kritik berufen; aber was gehen uns die „Hausblätter“ an? Mir ist die gedachte Kritik nur ein Beweis davon, wie oberflächlich manche Zeitschriften sich mit der Kritik befassen, denn ein Lob gegenüber diesem Roman ist nicht gerechtfertigt. Beachten wir zuerst Grammatik und Stil. Daß Luise Ernesti mit der deutschen Grammatik auf einem gespannten Fuße steht, wußte ich schon längst; in vorliegendem Roman hat sich dieses gespannte Verhältniß zur entschiedensten Feindschaft entwickelt, und doch ist nach dem alten Spruch die Grammatik ein stolzes Wesen, das jede Verachtung bitter rächt. Man lese und staune: der Erdenrund (I, 145); ohne vermittelnd (ein vermittelndes) Wort; sich einen Auftrag entledigen (I, 197); ich werde (mich) rächen (I, 216); Unterschied mit der jungen Schwester (II, 42); einen Traum erträumen (II, 44); die Reisen (statt die Reise — zum Spielen); sich seiner als vermittelnd Werkzeug zu bedienen (II, 81); sie hing gleichsam an seinem Antlitz (II, 73); von jeher und immer (II, 82); Frau von Orkaden war so zu sagen außer sich (II, 96); wie tief, gleichsam zerbrochen und vernichtet sank sie zusammen (II, 127); er, sowie auch sein Sohn, wichen gleichsam nicht von der Unglücklichen (II, 136); die Wirkungen und Folgen, welche die Ereignisse gleichsam auf ihr Thun und Handeln gehabt (II, 38). Wer auf die kühne Metapher: „sie hing an seinem Antlitz“ durch ein „gleichsam“ einen Dämpfer setzen zu müssen glaubt, hat von Stilistik und Poesie keine Ahnung. Man denke sich: „Still war's und jedes Ohr hing gleichsam an Aeneens Munde.“ Und doch haben wir nur wenige Beispiele angeführt; für die zweite Auflage von Keller's „Deutschem Antibarbarus“ sei das Werk freundlich empfohlen; die Ausbente ist überreichlich.

Schon diese Fehler machen das Lesen des Romans zu einer wahren Arbeit. Er wirkt auf das innere Gehör wie das Kratzen auf einer Fiedel. Von Erfüllung der übrigen Forderungen, die man an einen Roman stellen muß, ist selbstverständlich keine Rede. Der Roman zeigt sich hier in dem traurigsten Abfall von seiner Mutter, der epischen Poesie, und die christlich-fromme Salbung, mit der immer und wieder, wie sich die Verfasserin auszudrücken beliebt, hervorgehoben wird, daß Clemens von Ratingen, der durch Betrug in seiner Jugend in die Welt hinausgestoßene Hauptheld des Romans, sein Wort: ich werde später rächen („mich“ läßt die Verfasserin weg), nicht erfüllt habe, diese christlich-fromme Salbung kann uns für den Mangel an aller Grammatik, aller Stilistik, aller Poesie nicht entschädigen. Das Pathos, das in dem Roman waltet, hat etwas vom Stil des Bänkelsängers, der einförmig declamirend unter fortwährenden Wiederholungen das „gleichsam an seinem Munde hängende“ und „gleichsam zum Stein erstarrte“ Publikum zur Tugend und Sittsamkeit ermahnt. Von ihren allzu kühnen Phantasien ermüdet ruht die Verfasserin in längern Pausen aus; so finden wir einmal 21, und im dritten Bande S. 168 nach einer Kraftpartie gar 30, sage 30 Gedankenstriche nacheinander. Der Stoff

hat einige Aehnlichkeit mit der Odyssee, wenigstens sofern in diesem Epos der Held nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrt und längere Zeit unerkannt in seinem Palaste weilt, bis er sich endlich zu erkennen gibt. Fragen wir aber, wie sich die Durchführung dieses Themas zur Odyssee verhält, so können wir nur, wie die Franzosen sich ausdrücken, antworten: sie reimen sich wie hallebarde und misericorde.

Gehen wir von Luise Ernesti zu „Editha" von Katharina Diez (Nr. 2) über, so ist es uns zu Muth, als träten wir an einem wunderschönen Frühlingsmorgen aus der dumpfen, qualmigen Luft eines Gefängnisses in Gottes freie Natur. Das Buch handelt vielfach von der Musik, ohne jedoch in die Klasse der mit Recht verrufenen tendenziösen Kunstromane zu gehören; auch die Sprache des Buchs selbst ist Musik und erinnert vielfach an Hölderlin's Roman „Hyperion". Eine gesündere und zugleich schmackhaftere Kost ist dem Publikum, und namentlich dem weiblichen Publikum, seit langer Zeit nicht vorgesetzt worden. Hier und da ist die Erzählung vielleicht etwas zu breit gesponnen oder zu sentimental; aber ein solches Urtheil ist doch immer subjectiv. Was die Sprache betrifft, so finde ich nur zu tadeln: Trosteswort (Trostwort), Tagesblatt (Tagblatt), der Goldammer (II, 196; die Goldammer, vgl. Grimm's Wörterbuch). Die Verfasserin nennt II, 364 die Heldin, ein in Folge eines unglücklichen Falles in ihrer Kindheit verwachsenes und von vielen verkanntes Mädchen, das in der Religion, Poesie, Freundschaft und besonders in der Musik Trost für ihr Ungemach findet, „einen frommen Dichtertraum", und sie hat ein Recht zu diesem großen Wort, das sie gelassen ausspricht. Das Buch ist kerngesund und namentlich der heranwachsenden weiblichen Jugend dringend zu empfehlen; aber auch gereifte Männer werden es hoffentlich mit demselben Vergnügen lesen, das es mir bereitet hat. Es ist nicht auf den Effect berechnet; es reizt nicht durch spannende Verwickelung, und doch bleibt es immer originell und wird nie langweilig. Die ganze Weltanschauung ist die des Idealismus, der in schönem Bunde sich mit dem Realismus eint. So erzählt Editha ihrem Freunde:

> Mochte mein körperliches Leid noch so groß sein, ich fühlte es nicht, wenn nur ein Ton, eine Melodie an mein Ohr klang, und es kam wie von selbst, daß ich auf der Stelle auf dem Flügel oder mit meiner eigenen Stimme wiedergeben konnte, was ich gehört. In der Heilanstalt, in der ich mehrere Jahre verlebte, hörte ich nur ganz einfache Kinderlieder und Melodien; aber sie reichten hin, meiner lauschenden Seele das Reich der Töne zu erschließen, in dem sie sich selig und frei fühlte. Ich durfte selbst nicht spielen und singen, ich lag oft wochen-, mondelang, tagaus tagein in einem Hängebettchen ausgestreckt, nur mit leichten Arbeiten und Spielen beschäftigt. Aber ich fang in meinem Innern; all meine kindlichen Gedanken waren Musik und wiegten mich in liebliche Träume ein, sodaß mir diese Prüfungszeit nicht allzu schwer wurde und leichter wie andern meiner kleinen Leidensgenossen dahinschwand. Dennoch war es gewiß ein Glück, als man endlich mein Gebrechen für unheilbar erklärte und ich der Martercur enthoben wurde. Ich kam in das Aelternhaus und lernte nun gründlich und regelmäßig Musik von dem alten Wehrmann, der damals noch rüstig und für mich der beste Lehrer war, den ich mir hätte wünschen können. Da ging mir eine neue Welt, ein ungeahntes Glück auf, und ich hätte gern nichts anderes mehr getrieben als Musik, den ganzen Tag nur spielen und singen mögen. Doch hielt meine gute Mutter streng darauf, daß ich es nur in einzelnen Stunden that und besonders wenn der Vater nicht zu Hause war. So mußte ich denn auch wol noch andere Dinge treiben. Aber es ist mir, als hätte ich doch alles nur in Beziehung zur Musik gelernt, als ob ich in allem nur ihren Geist gesucht und den meinigen nur gebildet hätte, um sie besser begreifen zu können. Die Thaten und Begebenheiten der Weltgeschichte wurden mir zu Heldengesängen, zu Sieges- oder Trauermärschen; in dem Studium der Natur, das ich nach dem Wunsch meines Vaters früh und gründlich betreiben mußte, fühlte ich mit Geibel:
>
> Es steckt Musik in Flut und Stein,
> In Feuer und Luft und allen Dingen.
>
> Auch mein religiöses Leben wurde am wärmsten durch die Musik erregt und genährt. Ich bin von Natur zum Zweifeln und Grübeln geneigt, in meinem Religionsunterricht trat mir manches entgegen, mit dem mein kleiner, kindlich suchender Verstand nicht fertig werden konnte; aber in der Musik war und bin ich die gläubigste Seele von der Welt, da frage und grüble ich nicht, ich gebe mit kindlicher Demuth mich dem Wunder hin, das zu mir in Engelszungen redet. Es gibt dann für mich kaum ein Wunder mehr, denn ich lebe und athme in einer höhern übersinnlichen Welt. Musik ist eben die Sprache, in welcher Gott zu mir redet und die er mir verliehen hat, ihn zu verkündigen.... Gluck und Beethoven scheinen mir wie Priester einer höhern Weltordnung einherzuschreiten, durch die ausgelassensten Klänge in der Musik Mozart's geht ein tiefer Ernst wie das Strafgericht Gottes und weht eine Unschuld und Reinheit, die uns an die Freude im Paradiese mahnt, ehe noch die Erkenntniß der Schuld die Seele der Sterblichen getrübt. Ich theile mit meinem edeln Lehrer den Zorn und Grimm über die Entweihung einer Kunst, welche die größte Macht über die Menschenseele hat, weil sie das Feinste und Tiefinnerlichste in ihr, das Gefühl, so unmittelbar berührt, weil man sich ihres Zaubers am wenigsten erwehren kann, indem sie gleichsam den Boden der Wirklichkeit unter unsern Füßen verschwinden läßt und uns im Flug in unbekannte Regionen entführt. Wehe uns, wenn sie nicht als Engel, sondern als böser Dämon uns berührt! Lieber Freund, wir wollen nicht zu den Baalspriestern gehören, wir wollen reine Jünger in ihrem geheiligten Dienste bleiben!

Editha ist (II, 187) eine Idealistin und zugleich eine Optimistin; sie glaubt an das Edle in der Menschennatur und an den Sieg des Guten über das Böse. Sie hat ja selbst innere Kämpfe durchgemacht und in williger Entsagung ihren hohen Standpunkt, ihre liebevolle, versöhnende Betrachtung der menschlichen Dinge gewonnen. Kein Wunder daher, daß Goethe ihr Lieblingsdichter ist, der bei verschiedenen Anlässen in ihrer tiefsten Traurigkeit sich ihr als freundlicher Tröster nähert und ihre Weltanschauung läutert, ein Beweis, daß Goethe nicht blos, wie man nach der Darstellung Rümelin's in seinen Shakspeare-Studien leicht glauben könnte, ein Dichter für die Glücklichen ist; haben doch, wie Goethe selbst bemerkt, die Worte des Harfners in „Wilhelm Meister": „Wer nie sein Brot mit Thränen aß", einer edeln Fürstin (der Königin Luise von Preußen) im tiefsten Elend zum Troste gereicht. Mit höchster Kunst und reinster Grazie sind die Erörterungen über Musik und namentlich die Aufführung von Haydn's „Schöpfung" in die Erzählung verwoben und dadurch in lebendigen Fluß und innigen Zusammenhang mit dem Ganzen gebracht.

Wie dem Roman von Katharina Diez, so ist auch den drei „Erzählungen" Melchior Meyr's (Nr. 3) das Gepräge des Idealismus, der sich mit einem vernünftigen Realismus durchdringen will, aufgedrückt. Gleich die erste und bedeutendste Novelle ist betitelt: „Schicksale eines Idealisten." Sie behandelt, wie sich die Vorrede äußert, einen Conflict und

Geschicke, welche recht eigentlich der Gegenwart angehören, und mancher wird dadurch an ähnliche Erfahrungen erinnert werden. „Nicht immer erfolgt eine Lösung wie die hier geschilderte; aber die Kunst hat sie herbeigeführt mit natürlichen Mitteln und mit einer Gesinnung der Hauptpersonen, die jede bessere Natur in sich ausbilden und beweisen kann", d. h. also, der Conflict löst sich ohne Anwendung allzu strenger Mittel auf milde, versöhnende Weise. Hier, wie in den beiden kleinern Novellen, die in rascher Entwickelung verlaufen, prüfen diejenigen, die sich am Altare ewig binden wollen, noch zu rechter Zeit, ob sich das Herz zum Herzen finde; die beabsichtigte Verbindung löst sich auf, die wahlverwandten Gemüther schließen den Bund für die Ewigkeit, und diesen Grundgedanken dürfen wir, wenn edle Gemüther und schöne Seelen sich zusammenfinden und wenn, wie in den zwei letzten Novellen, die egoistische Lüge auf der männlichen oder weiblichen Seite zur rechten Zeit noch entlarvt wird, doch mit Recht idealistisch nennen. Am meisten tritt nun dieser Idealismus, wie schon bemerkt, in der ersten Novelle hervor.

> Gute Gesellschaft! Ich hab' sie gesehn, man nennt sie die gute,
> Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt —

sagt Goethe in den „Venetianischen Epigrammen", und dies ist denn auch die Klage des Idealisten. Studirte Langweile, Gespräche über unbedeutende Dinge, die weder den Geist erheben noch das Herz erwärmen, Ziererei und gemachte Sprödigkeit: das ist nach seiner Schilderung der Charakter unserer heutigen Geselligkeit. Er sucht nur Wahrheit und Natur bei der Tochter eines Wirths auf dem Lande, erneuert die alte Bekanntschaft mit ihr, will sie durch Bekanntmachung mit den Schätzen unserer Literatur auf seinen idealen Standpunkt erheben, sieht aber seine wohlgemeinten Bemühungen scheitern; das Verhältniß lockert sich, namentlich nachdem unser Idealist ein ihm geistig ebenbürtiges weibliches Wesen, das den höhern Ständen angehört und in der Einsamkeit sich fast ganz allein gebildet hatte, kennen gelernt hat. Hier sieht er sein und unserer Classiker Ideal, die schöne Vermählung von Natur und Cultur, verwirklicht. Das Verhältniß zu der Wirthstochter, die indessen einen ihrem Beruf und Bildungsstand entsprechenden Freier gefunden hat, löst sich von selbst, ohne einen herben Nachklang zu hinterlassen; wird doch die Verbindung des Idealisten mit der feingebildeten und liebreizenden Emma Franke eben durch die gutmüthige Wirthstochter nicht wenig befördert.

Hier, wie in den zwei andern Erzählungen, zeugt alles von der genauesten Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens, namentlich des Lebens in Süddeutschland, wo die Erzählung offenbar spielt. Gehört doch nach Vischer zum Wesen des Schwaben eine gewisse Scheu, sich öffentlich frei auszusprechen, als ob dadurch das Heiligthum des Gemüthslebens der ungeweihten Welt bloßgestellt würde, sodaß man es vorzieht, in Gesellschaft sein Licht unter den Scheffel zu stellen und sich in ein geheimnißvolles Schweigen zu hüllen oder doch über die wichtigsten Gegenstände, die idealsten Interessen der Menschheit nicht frei mit der Sprache herauszugehen. Nach dem Werk: „Das Königreich Würtemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau" (Stuttgart 1863), ist ein wichtiger Grundzug der schwäbischen Geselligkeit, der zwar im allgemeinen als süddeutsch bezeichnet werden kann, aber doch wol nirgends so ausgebildet und festgewurzelt sein mag, die Trennung der Geschlechter.

> Der Mann sucht seine Erholung außer dem Hause, an öffentlichen Orten in der Gesellschaft von Männern; die Frau bleibt mehr auf den häuslichen Kreis und den weiblichen Umgang beschränkt. Damit hängen die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Hausfrau zusammen, zugleich aber auch, daß höhere Geistesbildung der Frauen seltener als in Norddeutschland ist, weil sie von den Männern weniger gesucht und gewürdigt wird.

Mit diesen Worten, welche Rümelin angehören, vergleiche man das Gespräch in unserer Novelle S. 71 fg. So hat denn der Verfasser allerdings, was er in der Vorrede als seine Absicht bezeichnet, in diesen Novellen ein Spiegelbild seiner Zeit, ihrer Denkart und ihrer socialen Möglichkeiten gegeben; sein Buch ist ein „poetisches Kunstwerk, damit aber ein Buch für die Gebildeten und Bildungsfähigen, für die deutsche Familie, entworfen und geschrieben zu einer tiefer eingehenden, nicht blos unterhaltenden, sondern zugleich belehrenden und sittlich anregenden Betrachtung". Durch frischen Humor zeichnet sich besonders die dritte Novelle aus, welche früher in der „Gartenlaube" erschienen ist.

Auch Levin Schücking's Novelle: „Eine Künstlerleidenschaft" (Nr. 4), können wir unter den Gesichtspunkt des Idealismus und Realismus, welche beide in der Heldin der Novelle ausgeglichen sind, stellen. Der Künstler freilich, der deutsche Maler Friedrich in Italien, der sich in die genannte Heldin, die Erzieherin in einem gräflichen Hause, verliebt hat, ist in seinem unpraktischen, leidenschaftlich aufgeregten Wesen eher ein Ideolog als ein Idealist. Durch ein seltsames Spiel des Schicksals ist er in zartester Kindheit seinen Aeltern mit deren Vorwissen weggenommen und als angeblicher Bruder der spätern Gräfin Brechtal erzogen worden; in Italien treffen sie zusammen; die Gräfin erzählt dem Maler seine seltsame Kindheits- und Jugendgeschichte; durch Unterstützung ihres Vaters war der Pächterssohn eben in den Stand gesetzt worden, sich der Malerei zu widmen und Italien zu bereisen; Charlotte, die genannte Erzieherin, hatte in einem Gespräch mit dem Maler die Identität seiner Person festgestellt; die Gräfin als einzige Erbin ihres Vaters und Herrin ihres Vermögens sucht ihn zu entschädigen und erbietet sich, ein Kapital von 50000 Fl. für ihn bei ihrem Bankier niederzulegen. Der Maler fühlt sich durch dieses Anerbieten beleidigt, er zürnt der Erzieherin, die ihn schlau ausgeholt habe, wird beinahe in ein Duell mit dem Grafen verwickelt; ein Brief, in welchem die Erzieherin den Maler als seine Freundin ersucht, vernünftig zu sein und auf alles einzugehen, was die Gräfin voraussetze und für ihn zu thun beabsichtige, wird von dem Grafen unterschlagen; der Maler zieht im Aerger in eine andere Gegend und trifft hier eines Tags mit der Erzieherin, welche die in ihrer Abwesenheit von Räubern entführten Kinder im Gebirge aufsucht, zusammen; ein Liebesgeständniß wird gewechselt, die Kinder werden gefunden, um eine Summe Geldes den Räubern abgekauft, und zuletzt wird natürlich der Bund der Herzen

durch die Verlobung bekräftigt. Die Erzieherin entdeckt dem Maler den Inhalt jenes vom Grafen unterschlagenen Briefs und dieser findet eine Fügung des Himmels in der Unterschlagung, weil er sonst diesen Brief aufs thörichtste misdeutet, die Erzieherin gehaßt, verabscheut haben würde; nun aber sei seine Liebe „von aller Laune befreit, unendlich, ewig tief wie das Meer, ohne Grenzen wie der dunkelblaue Himmel, mit einem Wort eine Künstlerleidenschaft". So schließt die Novelle.

Also dadurch unterscheidet sich die Liebe eines Künstlers, eines Malers von der Liebe eines andern Menschenkindes? Wird aber nicht das alte launische Wesen wiederkehren? Die Gräfin sodann hatte dem Maler eine feste Stellung und 50000 Fl. angeboten, und daß der Maler dieses Angebot nicht blos im ersten Augenblick der Erregung, sondern auch nachher noch beharrlich verschmähte, kann man als Ideologie, ja sogar als Mangel an Philosophie auslegen, wenn man sich erinnert, daß Immanuel Kant auf die ökonomische Seite bei Eingehung einer Ehe ein großes Gewicht legte, ökonomisch gesicherte, zugleich auf gegenseitiges Wohlwollen gegründete Ehen als die wahrhaft glücklichen betrachtete, dergleichen Vernunftheirathen seinen jüngern Freunden dringend empfahl und es sehr ungern sah, wenn leidenschaftliche Neigungen seiner wohlwollenden Absicht im Wege standen (Kuno Fischer, „Kant's Leben und die Grundlage seiner Lehre"). Ob es aber wohlgethan ist, daß eine solche Auffassung der Ehe in einer Novelle gerade einem liebenden Weib in Sinn, Mund und Feder gelegt wird, und ob mit der Erinnerung an jenen Brief das Werk harmonisch geschlossen wird, dies ist eine andere Frage, die ich nicht bejahen möchte.

Amely Bölte's „Weiter und Weiter" (Nr. 5) ist nicht, wie der Titel angibt, ein Roman, sondern eine Sammlung von Novellen, moralischen Erzählungen und culturgeschichtlichen Skizzen; nur die erste Erzählung führt den Titel „Weiter und Weiter" und erinnert an die bekannten Worte:

> Erzittre vor dem ersten Schritte;
> Mit ihm ist schon der zweite Schritt
> Zu deinem nahen Fall gethan.

Die lehrhaft moralische Richtung überwiegt die dichterische bedeutend, wiewol gegen Stil und Sprache nur wenig vorzubringen ist. Criminalgeschichten, wie die erste und dritte Erzählung, sind in der Regel undichterisch. In der Culturskizze „Englands berühmte Namen" erfahren wir, daß mehrere der berühmtesten in unglücklicher Ehe leben, so bekanntlich Bulwer; Carlyle's Gattin ist gedankenreich, sodaß selbst Carlyle, dem doch sonst niemand widersprechen darf, ihr Urtheil scheut; Anna Jameson lebt von ihrem Gatten getrennt; Thackeray's Frau ist wahnsinnig und lebt in einer Heilanstalt. Bei Charles Dickens (Boz) wird über das Aphoristische, das abgerissene Erscheinen seiner neuern Werke geklagt.

„Die Welfenbraut" von derselben Verfasserin (Nr. 6) ist ein Intriguenroman, lebhaft und spannend erzählt, aber durch das Ueberwiegen der Intrigue über den Zufall, das Abenteuer, von geringerm poetischen Werth. Die Welfenbraut ist Charlotte, Tochter des Prinz-Regenten Georg IV. von England, welche mit echt welfischer Zähigkeit, wie dies mehrmals hervorgehoben wird, allen Versuchen, sie zu einer Ehe mit dem Prinzen von Oranien zu zwingen, widersteht, um schließlich dem Prinzen Leopold von Koburg, dem nachmaligen König von Belgien, ihre Hand zu reichen. Sie weiß ihrem Vater die Einwilligung zu dieser Ehe abzunöthigen, zieht aber durch den Trotz, mit dem sie verlangt, daß ihre von dem Prinz-Regenten getrennt lebende Mutter sie zum Altare geleite, ihres Vaters Fluch auf sich, und mit der bangen Ahnung, daß ihr eheliches Glück nicht lange dauern werde, entläßt uns das Schlußkapitel. Indessen scheint es mir sehr gewagt, Charlottens frühen Tod auf den doch wol unverdienten Vaterfluch zurückzuführen. Einzelne sprachliche Nachlässigkeiten finden sich, z. B. „Kampf unter beiden" (S. 38); „Ihren Arm in den der Freundin schiebend, verschwand das schöne Paar im Schatten einer hohen Lindenallee" (S. 69).

Belani's Werk: „Goethe und sein Liebeleben" (Nr. 7), tritt mit großen Ansprüchen auf, ohne dieselben zu befriedigen. Der Verfasser ist laut des Vorworts von der Nothwendigkeit überzeugt, Goethe's so reiches Liebeleben novellistisch zu gestalten. Wenn er ebendaselbst sagt, in seinem Werk seien Goethe's Liebesgeschichten zum ersten male popularisirt worden, so kann ich ihm nicht unrecht geben; eine andere Frage ist die, ob er dem Publikum wirklich eine „geistvolle Unterhaltung" gegeben habe, wie sie dem größern gebildeten Leserkreise nur die Novellenform gewähren könne. Welche Ueberschätzung der Novelle! Muß denn alles und jedes, Goethe's Liebeleben und Friedrich's des Großen Kriege, Shakspeare's Lebensgeschichte und Joseph's II. Reformbemühungen, durch die novellistische Brühe à la Heribert Rau und Frau Mühlbach „popularisirt", dem größern Leserkreis mundgerecht gemacht werden, und ist dieser größere Leserkreis wirklich auch der gebildetere? Gewiß ist das in der Vorrede angeführte Werk: „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" (Berlin 1852) mit seiner „ästhetisch- und kritisch-historischen Tendenz" vom rechten Gesichtspunkt ausgegangen. Goethe's Liebesverhältnisse sind so sehr von Poesie durchdrungen, daß die novellistische Zuthat als völlig überflüssig erscheint.

Wenn der Verfasser eine „geistvolle Unterhaltung" für sein Werk anspricht, so frage ich, wer denn den Geist dazu beigesteuert hat, wenn nicht Goethe? Die Einleitung mit einer Uebersicht über die psychologische Entwickelung von Goethe's Liebeleben ist nach Lehmann's Werk gearbeitet. Das Werk selbst bringt sechzehn meistens novellistisch bearbeitete Liebesgeschichten, wiewol nicht einzusehen ist, warum „Charlotte von Stein" eine Erzählung und „Friederike Oeser aus Leipzig" eine Novelle sein soll. Diese Begriffe sind nicht streng geschieden. Wenn sodann Friederike Oeser, mit der doch Goethe blos in einem Freundschaftsverhältniß stand, unter Goethe's Geliebten figurirt, so ist nicht einzusehen, warum andere, wie Branconi, Corona Schröter, A. S. Münch, Karoline von Ziegler, Auguste von Stolberg, übergangen werden. Die letztgenannte hat Goethe freilich nie gesehen, aber doch spielt sie in seinem Leben eine eigenthümliche Rolle und Belani selbst sagt (II, 252), sie sei eine Zeit lang das Ideal gewesen, woran Goethe glaubte und wofür er

schwärmte. War es da nicht möglich, das beiderseitige Verhältniß zu einer „Novellette" auszuspinnen, so gut als das zu Charitas Meixner zu einer solchen auseinandergezogen worden ist? Als Material für seine Novellen benutzte der Verfasser außer Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und Werken wie „Die Laune des Verliebten" und „Werther's Leiden" eine Masse von Briefen Goethe's an Freunde und Freundinnen, die in einer überreichen Goethe-Literatur zerstreut sind.

Was nun den künstlerischen Werth dieser Novellen betrifft, so erinnere ich an das Epigramm:

Gutes aus Gutem — das kann jedweder Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.

Leider hat der Verfasser seinen Stoff nicht genug vertieft: Scenen, die jeder mit ein bischen Phantasie selbst sich vorstellen kann, weitläufig ausgemalt, dann aber wieder wesentliche Züge übergangen. Besonders dürftig ist die Charakteristik Lilli's ausgefallen; so sind ihre eigenthümliche Anziehungsgabe, der dramatische Scherz Goethe's an ihrem Geburtstage weggeblieben. Bei Friederike Brion wird Goethe's Aeußerung über den idyllischen Charakter des Landpfarrerlebens in das Gespräch zwischen Goethe und Weyland vor der ersten Reise nach Sesenheim eingeschoben. Ueber Christiane Vulpius wird manches mitgetheilt, was vielleicht nur aus der Klatschchronik von Weimar geschöpft war. Falsch ist die Bemerkung II, 159: „Viele, viele Seiten reden in Goethe's Werken von Friederike; seiner Frau gedenkt er in sämmtlichen 55 Bänden mit keinem Wort." Der Verfasser widerlegt sich selbst III, 222, abgesehen von anderm, was anzuführen wäre. Widerlich weitläufig ist in diesem „Lebensbild" Goethe's erstes Zusammentreffen mit der „Vulpia" geschildert. Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein ist wenigstens in seinem letzten Stadium nicht genügend gewürdigt; bei Belani erscheint Goethe hier wie sonst gar zu sehr als Egoist, der die ausgepreßte Citrone fortwirft. Um so mehr war hier eine eingehende Erörterung geboten, da noch in der neuesten Zeit der Uebersetzer von Lewes' „Leben Goethe's" in einer langen Anmerkung gegen Goethe Partei nimmt.

Was die von Frese gerügte Stelle in einem Briefe an Frau von Stein betrifft, worin Goethe die Freundin tadelt, daß sie seinen Rath in Betreff des Kaffees verachtet habe, der ihre Neigung zur Hypochondrie verstärke, so ist diese Bemerkung nicht so kleinlich, wie sie auf den ersten Anblick scheint. Ich führe nur zwei Parallelen an. Von seinen Studienjahren in Leipzig erinnerte sich Goethe nach „Dichtung und Wahrheit", daß ihm damals der Kaffee eine ganz eigene triste Stimmung gab. Aehnlich sagt Franziska in Lessing's „Minna von Barnhelm" (IV, 1): „Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe melancholische Kaffee!" Ebenso ist die für die Charakteristik der Frau von Stein sehr wichtige Bemerkung vergessen, daß dieselbe 1794 eine Tragödie „Dido" gedichtet hat, in welcher sie über den von ihr abgefallenen Goethe sehr unfeine Spöttereien ausgießt, aus denen man schließen könnte, daß sie ihn nie wahrhaft geliebt habe (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1863 und oben die Besprechung der Tragödie).

Der zweite Band von „Charlotte Schiller und ihre Freunde" ist für Frau von Stein nicht gehörig ausgebeutet worden. Hier erzählt die Frau von Stein selbst, die Herzogin Luise habe zu ihr gesagt, sie könne es sich recht wohl vorstellen, daß Goethe sie nicht habe liebbehalten können; sie klagt hier, sie könne der Herzogin nichts recht machen und sie leben in ewigem Streite.

Der Raum gebietet uns zu schließen. So viel wird sich aus dem Gesagten ergeben haben, daß wir in Belani's Werk, dem wir für gewisse weitere Kreise sein Verdienstliches nicht absprechen wollen, keine wahre und wesentliche Bereicherung der Goethe-Literatur finden können.

Gustav Hauff.

Militärischer Büchertisch.

1. Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Infanterie von Holleben. Mit 2 Plänen und 2 Beilagen. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir in Nr. 43 d. Bl. f. 1864 das letzte Werk des achtzigjährigen Veteranen anzeigten, hatte derselbe eben sein langes ehrenvolles Leben beschlossen. Die hinterlassenen Aufzeichnungen des Verstorbenen als ein Wahrzeichen der Erinnerung für Freunde und Verehrer desselben und für solche Leser, welche ein persönliches Interesse mit ihm verband, zu bearbeiten übernahm ein Großneffe des Verewigten und wählte dazu die Form der Selbstbiographie, wozu ihn jedenfalls die Art und Fassung der vorgefundenen Papiere veranlaßt hat. Wer den General näher gekannt, wird anerkennen, daß der Herausgeber ganz in seinem Geist und Charakter die Aufgabe gelöst hat, welche sonst nicht ohne Schwierigkeiten ist. Die Arbeit wurde durch den Feldzug von 1866 unterbrochen.

Als nach der Rückkehr die Wiederaufnahme derselben möglich wurde, da erschien die große Zeit der Befreiungskriege, in welche die vorliegende Lebensskizze zurückführt, in ganz verändertem Licht. Angesichts der vielleicht zu berauschenden Erfolge des letzten Kampfes hat jene Zeit, in welcher unsere Väter erst nach jahrelanger harter Arbeit und mit äußerster Kraftanstrengung den Sieg errangen, aber einen Sieg, welcher dem preußischen Volk auf Jahrhunderte hinaus seinen Charakter aufgeprägt hat, eine weit erhöhte Bedeutung.

Aus diesem Grunde hofft der Herausgeber, daß das Lebensbild eines Mannes, der zwar keinen leitenden Einfluß auf jene große Zeit gehabt, sie aber mit jugendlicher frischer Manneskraft durchgekämpft hat, auch für einen größern Kreis von Kameraden Interesse haben werde. Wir können ihm darin nur beipflichten.

In Rudolstadt am 9. Mai 1784 geboren, Sohn des damaligen Landjägermeisters, der mit 13 Kindern gesegnet war, trat der junge Holleben schon im vierzehnten Jahre in ein preußisches, zu Ansbach garnisonirendes Regiment und gehörte seinem angeborenen lebhaften Temperamente nach, das ihn bis in sein hohes Alter nicht verlassen, zu

den muntersten Offizieren. Von seinen ausgelassenen übermüthigen Streichen erzählt er jedoch nur ein Beispiel, wie er auch in Bezug auf sein „empfängliches Lieutenantsherz" sehr discret ist. Mit mehrern Kameraden am Ufer der Rezat spazierend bemerkte er im Wasser einen fetten Menschenrücken; schnell warf er die Kleider ab, sprang in den Fluß und schwang sich ohne Umstände auf den Rücken des Schwimmers, der anfangs unwillig war, bald aber selbst lachen mußte und sich eine Weile als Wasserroß tummeln ließ. Beim Heraussteigen erkannte Holleben mit Schrecken, daß er den Hofmarschall Voit von Salzburg Excellenz geritten hatte. Dieser beruhigte ihn jedoch gutmüthig und lud ihn zu Tisch, wo er ihn seiner Frau als einen zwar etwas kühnen, aber trefflichen Reiter vorstellte.

Bald umtobte der französisch-österreichische Krieg das glückliche Ansbach, wohin sich Tausende von französischen Emigranten geflüchtet, wo die Höfe von Baiern, Würtemberg und Baden ein Asyl gesucht und gefunden hatten. „Aber unsere friedliche Oase", schreibt Holleben, „wurde das Opfer einer schwachen, schwankenden Politik, nur zu bald unsere Neutralität nicht mehr respectirt und durch den Marschall Bernadotte in bekannter Weise verletzt." Darauf erfolgte die Abtretung von Ansbach.

Mit seiner Wiege verlor Preußen wahrlich nicht die schlechtesten seiner Söhne. Später, als der unglückliche Krieg ausgebrochen, unser Unglück schon begonnen, als schon um die letzten festen Plätze von Schlesien gekämpft wurde, eilten Hunderte von ihnen zu ihren alten Fahnen zurück und kämpften dort mit ausgezeichnetem Muthe für die letzten Hoffnungen und die Ehre Preußens. Das hier Gesagte ist factisch wahr. Um die Treue und Anhänglichkeit der braven Ansbacher und Baireuther in das rechte Licht zu stellen, schreibe ich dies ohne Scheu hier nieder. Für uns selbst muß es eine recht laute Warnung sein, künftig solche Gesinnungen besser zu würdigen und zu belohnen. Hannover für Franken!

Der Verfasser meint Napoleon's Geschenk — die Katastrophe von 1866 hat er nicht mehr erlebt. Das Regiment, in welchem er diente, sollte nach Göttingen und Einbeck in Garnison kommen, wurde aber unterwegs nach Magdeburg dirigirt und dort bei der schmählichen Uebergabe der Festung gefangen. Holleben, wie die übrigen Offiziere, auf Ehrenwort entlassen, kehrte in seine Heimat zurück; als aber die nach Baireuth gegangenen Kameraden dort aufgehoben und nach Frankreich transportirt wurden, glaubte er mit mehrern andern sich nicht mehr gebunden und machte sich im Februar 1807 auf den Weg nach Ostpreußen, den er auf dem Umwege durch Böhmen, Schlesien und Polen zu Fuß in nicht ganz sieben Wochen mit seinen Gefährten zurücklegte. Einen Vorschuß, den ihm Fürst Pleß als Gouverneur in Schlesien gegeben, hat Holleben nach 20 Jahren zurückzahlen müssen. Er wurde bei der Armee wieder angestellt, nahm an der Vertheidigung von Kolberg theil und brachte von einer Sendung nach Memel in das königliche Hauptquartier die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand nach der hartbedrängten Festung zurück. Bei der Reduction der Armee blieb die Garnison von Kolberg verschont, sie wurde der neuen Organisation eingefügt und Holleben kam in das errichtete Leibregiment, in welchem er den Feldzug in Rußland und die Befreiungskriege seit der Schlacht von Leipzig als Bataillonscommandeur tapfer bestanden hat. Ihm wurden mehrmals wichtige und ehrenvolle Aufträge zutheil, auch fand er öfter Gelegenheit, sich auszuzeichnen, was hier schlicht und ohne viel Rühmens erzählt wird. Bei Château-Thierry von französischer Cavalerie angegriffen, ging er ihr seinerseits mit einer Bajonnetattake entgegen und jene wich. Allerdings lähmte der erweichte Boden ihre Bewegung. Holleben wurde bald darauf schwer verwundet und kam erst im April wieder zum Regiment. Sein Bataillon mit zwei Escadrons Husaren, nebst zwei Escadrons französischer Lanciers empfingen, in Parade aufgestellt, den in Boulogne landenden König Ludwig XVIII. Dabei gefiel es den französischen Reitern, den Preußen die grünen Zweige, ihr Wahrzeichen, von den Tschakos zu schlagen; beide Theile wurden natürlich darüber handgemein und konnten nur schwer zur Ruhe gebracht werden. Im Feldzuge von 1815 ist es Holleben's Verdienst, daß er, als Excelmans bei Versailles den General Sohr überfallen und dessen Husarenregimenter fast zersprengt hatte, ohne Befehl aus dem Bivuak mit seinem Bataillon rasch vorging und den weitern Fortschritten eines feindlichen Corps aus allen Waffen Einhalt that; er erhielt dafür den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, wie er 1814 schon für sein Verhalten bei Château-Thierry das eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten hatte.

Der Schluß des Werks enthält die Laufbahn des Verfassers nach 1815 und ist kurz gehalten, da viel Interessantes aus dieser Zeit schon in den Schriften: „Altes und Neues" veröffentlicht worden. Nur ein kurzes Gespräch mit dem Herzog von Orleans, welches Holleben bei seiner Sendung nach Paris 1841 gehabt, wollen wir hier noch mittheilen. Der Herzog, der sich gern mit ihm unterhielt, fragte ihn eines Tags, was er heute gesehen habe:

„Den schönsten Platz der Welt, den von La Concorde, aber auf ihm eine Statue, die mich zürnend angeblickt." — „Welche? Und warum?" fragte der Herzog schnell; und ich antwortete: „Die Statue von Strasburg, sie zürnt, daß wir sie dem Vaterlande nicht wiedergegeben haben, als wir es konnten." Der Herzog schwieg einen Augenblick, wie es schien überrascht, und antwortete sodann: „Nun aber, was sagen Sie zu der Sappe von Luxemburg gegen Paris?" — „Wenn Ew. königliche Hoheit einen Tausch mit jener trauernden Dame eingehen wollen, so bin ich dazu erbötig: der Bund hätte lange kein so gutes Geschäft gemacht." Lächelnd erwiderte der Herzog: „Ob die Dame ferner Ihnen zürnt und Luxemburg ferner Paris und uns bedroht, wir bleiben doch Freunde", bei den letzten Worten mir die Hand reichend.

Aus den Jahren, welche 1848 kurz vorangingen, besaß der General von Holleben mehrere vertrauliche Briefe des Königs über politische und kirchliche Verhältnisse, welche natürlich nicht veröffentlicht worden sind.

2. Ein Lorberhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskriegs. Von einem Veteranen und Mitkämpfer, Louis Baron von Falkenstein (Freimund Ohnesorgen). Erste Reihe. Zwei Bände. Potsdam, Döring. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pseudonym hat der Verfasser schon in frühern Jahren, vor zwanzig und mehr, aus der Zeit der großen Kriege, in welche seine Jugend gefallen, Bilder und

Erzählungen veröffentlicht, welche lebendig und frisch geschrieben waren und gern gelesen wurden. Bei lustigem Soldatenhumor zeigten sie eine Vorliebe für Ausmalung von Schreckensscenen, welche freilich auch ihre Liebhaber finden. Das vorliegende Werk hat einen andern Zweck: es soll „in der Polterkammer der mit dem Jubiläum abgethanen Invaliden eine Aehren- und Ehrenlese halten, und in die Lesewelt schicken, was Klio's ehernem Griffel hier und dort entging". Es sind also Charakterzüge von den alten Helden jener großen Zeit, welche wir lesen, manche darunter mehr oder minder bekannt — denjenigen wenigstens, die bald nach den Kriegen von 1813—15 mit den Kämpfern derselben in Beziehungen gekommen sind —, aber auch viele, welche uns noch unbekannt waren; dem heutigen Geschlecht werden sie oft gar befremdlich vorkommen. Der Verfasser sagt:

Es war ein anderes Geschlecht, es waren eiserne Naturen, die nur in ihre Zeit, in die einfachern, beschränktern Verhältnisse paßten, wo es in den Freilagern und auf den Schlachtfeldern noch keine Mäntel mit Kapuzen, keine Kaffeetöpfchen, keine Gratiscigarren und keine herbeifliegenden Transporte von Speck und Wurst, Zwieback und Kuchen gab — wo keine Krankenträgercompagnien die gefallenen Tapfern aus ihrem Blute aufhoben; wo in keinen Johanniterlazarethen liebreiche Barmherzige Schwestern die Verwundeten pflegten und die alten Feldscherer noch nicht zu Doctoren vermenschlicht waren.

Seinen alten Humor hat der Veteran noch nicht verloren; er erzählt darum, obgleich er in dem Vorwort versprochen, „seine Erinnerungen mit der Feder in modernen Glacéhandschuhen, aus dem Altdeutschen übersetzt, niederzuschreiben", manches drastische, ja cynische Geschichtchen, das nicht in einen „Lorberhain" paßt. Auch muß man es bei einem alten erzählenden Soldaten mit der urkundlichen Wahrheit des Vorgetragenen im einzelnen ebenso wenig genau nehmen, wie mit dem kriegsgeschichtlichen Zusammenhange. Eins nur möchten wir uns zu bemerken erlauben. Daß die Helden jener großen Zeit bei aller Ehrfurcht und Treue auch gegen ihren König zuweilen freimüthige Worte gesprochen haben, wissen wir sehr wohl und die Geschichte hat deren manche aufbewahrt: hier sind diese Gespräche aber so verschärft, daß der König geradezu von allen höchst unpassende Reden zu hören bekommt und selten das letzte Wort behält. Wenn York auf die unwillige Aeußerung: „Wieder alles besser wissen?" dem Könige nur ein kurzes „Ja!" geantwortet haben soll, so ist das stark!

Von den hervorragendsten Führern Blücher, York und Bülow, deren Biographien schon ausgezeichnete Bearbeitungen gefunden haben, sind die in dem Werke gegebenen Mittheilungen am umfangreichsten; unter Bülow hat der Verfasser die Feldzüge selbst mitgemacht und erzählt daher manches aus noch immer frischer Erinnerung. Die weniger in der Gegenwart bekannten Persönlichkeiten hätte er wol durch mehr Charakterzüge illustriren können: wir erinnern uns wenigstens von Hünerbein und Platen mancher, welche hier ausgelassen sind. Der glänzende Witz Hünerbein's hat so viel Funken ausgesprüht, daß man bedauern kann, sie verloren gegangen zu sehen. Nach dem Kriege wurde ihm ein „Reglement der freien Reichsstadt Rieblingen" zugeschrieben, in welchem er den wieder auflebenden Zopf- und Gamaschendienst auf das schärfste geiselt. Wir haben es selbst in Händen gehabt und entsinnen uns des Titelholzschnitts: wie der Stadtsoldat vorschriftsmäßig vor dem regierenden Bürgermeister mit ehrfurchtsvoll erschrockener, vor der Frau Bürgermeisterin mit süßlächelnder Miene das Gewehr präsentirt. Der „Lorberhain" schließt seine erste Reihe mit zwei Bänden ab: eine zweite steht also in Aussicht. Wir lasen die Erinnerungen, welche hier von der mündlichen Tradition in bleibende schriftliche verwandelt und so der Vergessenheit entzogen werden, mit Vergnügen, und empfehlen sie dem heutigen Geschlecht schon des Contrastes wegen.

3. Das moderne Kriegswesen. Ein Vortrag mit einem ergänzenden Vorwort für den Leser. Von Karl Knies. Berlin, Eichhoff. 1867. 8. 10 Ngr.

Dieser Vortrag ist innerhalb eines Cyklus von Vorlesungen für die heidelberger Museumsgesellschaft, Männer und Frauen, gehalten worden, eine geistreiche und, weil für Zuhörer beiderlei Geschlechts bestimmt, auch allgemein verständliche Arbeit, wohl geeignet, über ihren wichtigen Gegenstand die Ansichten, welche widersprechend, zum Theil confus, zum Theil parteigefärbt sind, zu klären und zu berichtigen. Der Verfasser geht von dem richtigen Satze aus, daß „das Kriegswesen jeweils die Merkmale und Wirkungen des eigenthümlichen Gesammtgeistes einer Nation und einer Zeit erkennen lasse". Er belegt diesen Satz durch eine kurze Skizze der frühern Formen des Kriegswesens und kommt dann auf sein Thema. Zwei Dinge beleuchtet er scharf und gesondert: die Forderung einer besondern technischen Ausbildung des Soldaten für den Krieg und die Forderung eines stehenden Heers auch für die Friedenszeit. Beides verneinen die nordamerikanischen Freistaaten in Bezug auf das Landheer. Der Verfasser erklärt sich gegen die vielverbreitete Meinung, die Union habe den Mangel europäischer Einrichtungen durch die kolossalsten Ausgaben und Menschenopfer nach Ausbruch des Aufstandes übertheuer bezahlen müssen. „Hätte die Union", sagt er, „ein stehendes Heer von Bürgern gehabt, so wären diese uniformirten Bürger gerade so gut auseinandergelaufen und gegeneinandergestanden, wie die nicht uniformirten."

Wir begreifen das nicht. Freilich, wenn es nur „uniformirte Bürger" gewesen wären! Ein taktisch wohlgeübtes Heer guter Soldaten aber, mit Befehlshabern, welche die Truppenführung verstanden, hätte den Aufstand der Südstaaten bei der kolossalen Uebermacht des Nordens in kurzer Zeit niedergeworfen und dadurch doch wol der Union viel Blut und Gut und traurige politische Folgen erspart. Jene beiden Fragen betreffend, fährt unsere Schrift fort, kann eine besondere technische Vorbildung des Soldaten für den Krieg als erforderlich erachtet werden, nicht aber ein stehendes Heer in Friedenszeit. So in der Schweiz. Der Verfasser gibt zu, daß die eigenthümlichen Verhältnisse der Schweiz ihr ein Milizsystem erlauben, für die großen Mächte hält er aber unbedingt die stehenden Heere für nothwendig. Nur will er ihnen im Frieden eine möglichst geringe Stärke geben und darum die allgemeine Vorbildung für den Krieg nicht blos im stehenden Heere, sondern auch durch Landwehrrekruten erreicht sehen. Wir haben dies Experiment in Preußen

gemacht, es aber nicht für zweckentsprechend erkannt. Der Referent hat damals selbst eine ziemlich starke Abtheilung Rekruten für die Landwehrcavalerie in der gegebenen kurzen Zeit ausgebildet; sie wurden, wie auch die von andern Offizieren vorgestellten, sehr belobt, wir sagten uns aber doch, daß es nur plattirte Arbeit sei, und keiner von uns hegte den Wunsch, mit einer Schwadron solcher Leute einen Feldzug zu machen. Für die Landwehrinfanterie stellte sich die Sache etwas besser, aber doch auch bei weitem nicht ausreichend. Um wie viel weniger jetzt, wo die Gefechtsführung Ansprüche an die Selbstthätigkeit des einzelnen Mannes macht, welche nur durch die vielseitigsten Felddienstübungen einer längern Dienstzeit erfüllt werden können, von dem Einleben der Disciplin, die doch ein Haupterforderniß im Kriege ist, gar nicht zu reden. Im Princip könnte man mit der Idee, welche auch der Verfasser vertritt, einverstanden sein, in der Praxis hat sie sich bisjetzt nicht bewährt. Das von andern oft angeführte Beispiel unserer Freiwilligen und Landwehr von 1813 paßt nicht, weil Napoleon auch größtentheils junge unausgebildete Truppen hatte; die Partie stand also gleich.

Die Betrachtungen am Schlusse der kleinen Schrift über die neue Schußwaffe, „die eine Maschine ist, während alle andern Waffen Instrumente sind", über die zunehmende Humanität im Kriege u. s. w. sind interessant; wir empfehlen den Vortrag unsern Lesern.

4. Erinnerungen aus den Feldzügen der Würtemberger. 1806 und 1807 in Schlesien. Episoden. Gefechtsberichte. Denkwürdige Thaten Einzelner. Nach archivalischen Quellen gesammelt und herausgegeben von F. Schneider. Erstes Heft. Stuttgart, Aue. 1866. 8. 15 Ngr.

Dieses uns zugegangene Heft trägt das Motto: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an." Wir haben gewiß nichts dawider, daß damit das engere Vaterland, nicht das große deutsche gemeint ist, noch weniger, daß auch die Thaten von Kriegsleuten in untergeordneter Stellung in einem Lesebuche für Soldaten aufbewahrt werden, nur ist die Zeit, aus welcher die vorliegenden „Erinnerungen" gewählt sind, für deutsche Truppen eine sehr traurige. Die nächsten Hefte werden uns wol auf alle Kriegsschauplätze bringen, wo die Würtemberger für den Unterdrücker Deutschlands gekämpft haben, und wahrscheinlich auch den Ueberfall bei Kitzen, der auf die Lützower mitten im Waffenstillstande geschehen ist, als eine ruhmwürdige Erinnerung erzählen. In Schlesien lebt übrigens noch heute nach 60 Jahren bei den Einwohnern das Andenken an die Würtemberger, denen im Kriege alle schwäbische Gemüthlichkeit verloren gegangen war, in schlimmster Erinnerung: die Franzosen benahmen sich gegen das wehrlose Volk weit besser als die deutschen Brüder. Wir begnügen uns, unsern Lesern gegenüber, mit der kurzen Notiz eines Buchs, das ihnen fern liegt.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Hebbel und sein Eichkätzchen.

Die trefflich redigirte „Oesterreichische Gartenlaube" enthält einen warm geschriebenen Aufsatz von Ludwig Foglar über Friedrich Hebbel, in welchem sich die folgende Mittheilung über die seltsame Vorliebe des Dichters für einen Stubengenossen aus dem Thierreich findet:

„Hebbel wußte hundert von kürzern und längern Gedichten auswendig, darunter vieles von Goethe, Schiller, Uhland, Tieck, und konnte sich jeden Augenblick bestimmen, irgendeines davon oder viele nacheinander ohne Stocken zu recitiren. Ja auf einer Reise im Wagen unterhielt er seine Gefährten einst fast einen ganzen Tag hindurch mit solch einer poetischen Blumenlese aus dem Gedächtnisse. Wenn Hebbel auf seinem Zimmer derlei mnemotechnische Kunststücke zum besten gab, so war es höchst belustigend zu sehen, wie ihn während des Vortrags höchst pathetischer Stellen sein zahmes Eichkätzchen in possierlichen Sprüngen umgaukelte. Das überaus anmuthige Thierchen, ein verwöhntes Schoskind seines Herrn, durfte sich alles erlauben. Es sprang vom Estrich plötzlich an ihn hinan, kletterte an Beinen und Armen empor, thronte schalkhaft auf dem kahlen Scheitel des Gebieters, und kroch, wenn es ruhen wollte, durch das Oberkleid in die Achselhöhlung, worin es, wie Hebbel oft erzählte, wie in einem Neste seine Kindheit zugebracht hatte und großgewachsen war. Hebbel nannte das reizende Thierchen nie anders als „sein süßes Kind" und trachtete — darin echt absolut monarchisch — durch das Gewähren aller möglichen Freiheiten ihm das Entbehren der Freiheit erträglich zu machen. Eichkätzchen wohnte eigentlich in Hebbel's Wäscheschrank unter einem weichen Foulard. Es durfte dort Zucker naschen, durfte aus- und einschlüpfen nach Belieben, am Schreibtische Bücher, Federn, Briefe u. s. w. zernagen, desgleichen Kleider, Stiefel und Möbelüberzüge, und seinen Herrn jederzeit im eigentlichen Wortsinne «überlaufen», was sonst niemand wagen mochte. Mitten im Feuer des Gesprächs und der ernstesten Debatte, ja unter den leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner Vulkannatur kam oft urplötzlich, wie ein lebendig gewordener Humor, der kleine braune, rastlos bewegliche, seidenhaarige Kobold herbeigesprungen, kletterte an dem hitzigen Redner empor und krabbelte und zappelte so lange, bis ihm die gebührende Aufmerksamkeit und Aufnahme ward, die auch nie ausblieb. Weggeblasen waren mit eins alle finstern Dämone: Zorn, Unmuth, Entrüstung. Der Aufruhr der Elemente war beschworen, und wie die beruhigte See nach dem Sturme lag das Wesen des Dichters heiter und verklärt, beschwichtigt und bezähmt in der milden Sonne inniger Naturfreude. Allein Eichkätzchen hatte allmählich doch zu arg gewirthschaftet. Als Gott den Schaden besah, mußte das Zimmer mit neuen Gardinen und Möbelstoffen versehen werden, und Springinsfeld erhielt einen großen Käfig. Bald darauf starb das Thierchen zum allerbittersten Schmerze seines Herrn, der die Leiche ausbälgen ließ und damit seinen Bücherschrank zierte. Das Thierchen erhielt einen Nachfolger, der aber bissig war und nun bewies, daß durch Ersatz nicht alles ersetzt wird."

Englisches Urtheil über Erscheinungen der deutschen Literatur.

In einem längern Artikel der „Saturday Review" über das erfolgreiche londoner Debut des kürzlich dort als Narciß aufgetretenen deutschen Schauspielers Bandmann, begegnen wir folgenden Bemerkungen über Brachvogel's „Narciß":

„Das Stück, in welchem allein Herr Bandmann bisjetzt bei uns aufgetreten, ist an und für sich ein gar armseliges (poor) Werk, gleichviel ob man es mit oder ohne Rücksicht auf die Geschichte, welche ihm zu Grunde liegt, betrachtet. Ein deutscher Schriftsteller, Namens Brachvogel, der, gleich Heinrich Laube und sogar mit einem noch geringern Sinn für Genauigkeit, die Wirklichkeiten der Vergangenheit auf die Bühne zu bringen liebt, warf seinen Blick vor einigen Jahren auf jenen Taugenichts, welchen Diderot als Rameau's Neffen zum Hauptredner in einem Gespräch macht, das ebenso merkwürdig durch seine Kraft und Consequenz, als es durch die Klarheit und das Behagen anstößig

ist, mit welcher ein System von cynischer Abscheulichkeit aus nicht allgemein verabscheuten Grundsätzen hergeleitet wird.... Brachvogel, der auch Sebastian Bach für ein passendes Thema zu einem Drama gehalten hat*), glaubte im Neffen Rameau's, dem er den Namen Narciß gegeben, eine Person gefunden zu haben, die bei einem deutschen Publikum ein gewisses Gewicht haben würde, und der Erfolg bewies, daß er wenigstens richtig gerechnet hatte. Der Schauspieler, der ursprünglich den Narciß spielte, erreichte sofort einen ungewöhnlichen Succeß und das Stück wird immer noch als eins der beliebtesten des deutschen Repertoires angesehen."

Nachdem nun die Unähnlichkeit des Brachvogel'schen Narciß mit dem cynischen Neffen Rameau's und die Entstellung der geschichtlichen Thatsachen hervorgehoben worden, fährt die „Saturday Review" also fort: „Dennoch nennen wir nicht gerade aus diesem Grunde «Narciß» ein armseliges Stück. Ein dramatisches Werk kann immerhin sehr gut sein, wie unrichtig auch die Handlung sein mag, wenn man sie mit dem Maßstab der Geschichte mißt; dies ist aber bei dem fraglichen Stück nicht der Fall. Es besteht nämlich meistens aus vielem langweiligen Geschwätz, welches uninteressanten Personen mit höfischem Aeußern und steifen Manieren in den Mund gelegt wird, die in Paris stets bis zu einem gewissen Grade beliebt gewesen, in London aber immer nur mit spärlichem Lobe belohnt worden sind. Ohne Herrn Bandmann's Debut oder sonstigen äußern Umstand von Interesse würde sich «Narciß» blos als eins jener gut aufgeführten, anständig aussehenden Stücke erwiesen haben, welche den ersten Abend glatt verlaufen, den zweiten schon ein wenig schleppen und nach ein oder zwei Wochen gänzlich vergessen sind."

Die kürzern Besprechungen der „Saturday Review" bieten wieder nur eine geringe Ausbeute, da sie zum größten Theil wissenschaftliche Werke, darunter z. B. auch die „Cagataischen Sprachstudien" von Hermann Vámbéry, betreffen.

Die belletristischen Schriften, die zur Sprache kommen, sind zunächst die „Gedichte" von A. F. von Schack, von denen es heißt: „Kann auch dieser Band Originalgedichte den hohen Ruf des Verfassers nicht sehr vermehren, so kann er ihn doch wenigstens nicht vermindern. Schack's Geist hat augenscheinlich nichts sehr Eigenartiges. Vom Anfang bis zu Ende des Bandes findet man vielleicht keinen einzigen wirklich neuen Gedanken; allein seine Gemeinplätze sind nicht die der gewöhnlichen Dichter. Er hat die südlichen und östlichen Himmelsgegenden bereist und über sie nachgesonnen, und seine Dichtung ist mit ihrem prächtigen Colorit stark gefärbt. Wo der Gegenstand nicht fremdländisch ist, regt doch die Behandlungsweise ausländische Gedankenverbindungen an; alles ist reich und geschmückt von vollendeter Form und geschliffenen Ausdrücken, obschon der Leser des Eindrucks eines Misverhältnisses zwischen Form und Inhalt sich nicht erwehren kann."

Gustav Kühne's Roman „Der Freimaurer" hält die „Saturday Review" für eine sehr gute Veranschaulichung der nationalen Eigenthümlichkeiten deutscher Novellisten: „Er ist schrecklich wortreich und ermüdend in der Entwickelung der Geschichte, und nebenbei voll von Abschweifungen und tiefgehenden Erörterungen über alle Arten von Gegenständen. Indessen so unhandlich und unwirksam er auch als Kunstwerk sein mag, so bekundet er doch solche Kenntnisse und Denkkraft, wie man sie nicht leicht bei andern als deutschen Unterhaltungsschriftstellern antreffen dürfte."

Schließlich betrachtet die „Saturday Review" Riehl's „Neues Novellenbuch" als „ein Beispiel davon, wie viel besser der Genius deutscher Dichtung zu kurzen Geschichten als zu größern Erzählungen geeignet sei".

Ueber Carriere's „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit" spricht die „Saturday Review" folgendes Urtheil aus, das indeß aus einem Misverständniß der Tendenz des Werks hervorgegangen ist: „Moritz Carriere's ausgedehntes kunstgeschichtliches Werk ist ein gutes Beispiel davon, was eine feine Bildung für einen Geist, der mehr receptiv als selbständig schöpferisch ist, zu thun vermag. Wäre das Werk von einem Schüler Carriere's geschrieben, so würde es für Lehrer und Jünger gleich ehrenvoll sein. Es würde dargethan haben, daß der Schüler viele Kenntnisse erlangt habe nebst der Kunst, sie in anziehender Weise von sich zu geben. Von einem Professor in Carriere's Stellung jedoch erwartet man, daß er nicht blos das vorbringe, was er von andern gelernt, sondern etwas Eigenes schaffe. Das Buch scheint aber keinen Anspruch auf Neuheit zu machen; alles Objective darin ist aus fremden Quellen geschöpft, während der subjective Theil lediglich die Ansichten der hochgebildeten Gesellschaft, mit welcher der Verfasser umgeht, abspiegelt.... Die Schreibart ist übrigens höchst gefällig, und die Ansichten sind die eines unparteiischen, liebenswürdigen und geistreichen Gelehrten, der besser geeignet ist, die Cultur seiner Zeit zu vertreten, als sie zu fördern."

Ueber Strodtmann's „Heine's Leben und Wirken" lautet das Urtheil: „Die Fortsetzung von Strodtmann's Leben Heine's führt die Erzählung bis zu dessen Annahme des Christenthums herab, den gewissenlosesten Act eines Lebens, welches nur wenig Bewunderung mit Hinsicht auf seine Würde oder Consequenz beanspruchen kann. Indessen hatte Heine doch so viel Anstand, sich seiner selbst herzlich zu schämen, und sein heuchlerischer Uebertritt war nur die natürliche Wirkung der rohen Gesetze, welche es einem Juden unmöglich machten, ein bürgerliches Amt zu bekleiden; doch bleibt der Gedanke immerhin demüthigend, daß der erste deutsche Schriftsteller seines Zeitalters sich so erniedrigte in der Hoffnung, einen kleinen Posten von der Regierung zu erlangen, was ihm schließlich doch nicht gelang. Sein Abfall war um so weniger zu entschuldigen, als er einen etwas thätigen Antheil an dem Vorgange einer merkwürdigen Gruppe von Juden in Berlin genommen, welche eine Reform des Judenthums und die Veredlung seiner Bekenner erstrebten, und sein eigener Glaube an die Mission seiner Glaubensgenossen vielleicht die einzige ernstliche Ueberzeugung war, die er überhaupt hegte. Strodtmann's Bericht über diese patriotischen, uneigennützigen, aber hegelianisch gesinnten und sehr ketzerische Israeliten ist das anziehendste Kapitel in diesem Theile seines Werks. Er ist nur ein mittelmäßiger Schriftsteller; sein Fleiß aber ist musterhaft, und es wird seiner Erzählung nicht leicht etwas hinzugefügt werden, bis nicht Heine's langerwartete Memoiren erscheinen."

*) Nicht Sebastian Bach, sondern Friedemann Bach ist von Brachvogel zum Helden erwählt worden, und zwar zum Helden eines Romans, nicht eines Dramas. D. Red.

Bibliographie.

Anthony, W., Die feindlichen Brüder. Erzählung von der rothen Erde. Aachen, Cremer. 1867. 8. 15 Ngr.

Barth, C. G., Der Pfarrer von Irongray. Dienst und Gegendienst. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Bittner, A., O du verfluchtes Gesindel! Kleine Erinnerungen aus dem Leben eines kleinen Komödianten, wirklich Erlebtes und Gesammeltes. Wien. 8. 20 Ngr.

Curtius, G., Sprache, Sprachen und Völker. Vortrag. Leipzig, Daheim-Expedition. Gr. 8. 5 Ngr.

Dalatkewicz, W., Piepmatz und Staarmatz. Zwei höchst komische Parodieen der beiden bekannten gleichnamigen Couplets aus D. Kalisch's Posse: Die Mottenburger. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Elsner, D., Stille Wasser. Briefe. Mit einer Vorrede von W. Ziethe. Berlin. 8. 10 Ngr.

Vier amerikanische Gedichte. — Four american poems. — Metrisch ins Deutsche übersetzt von C. T. Eben. Philadelphia. 1864. 8. 10 Ngr.

Alle Hessen sind gleich vor dem Gesetz. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kętrzyński, W., Die Lygier. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Westslawen und Vindilen. Posen, Leitgeber. Gr. 8. 1 Thlr.

Kieser, W., Ueber Goethe's Tasso. Sondershausen, Eupel. Gr. 4. 6 Ngr.

Kuhn, E., Der Freiheitsbegriff. Ein philosophischer Versuch. Berlin, Weber u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Goethe's Frauengestalten. 2ter Thl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stark, F., Die Kosenamen der Germanen. Eine Studie. Mit drei Excursen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Tegnér, E., Die Nachtmahlskinder. Uebertragen von L. Freytag. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Pariser Photographien. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 20 Ngr.

Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. Supplement, enthaltend Verzeichniß der Werke Holbein's, nebst Namen- und Sachregister. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1868.

Drei Volksromane.

Einige Zeit hindurch schien es, als sollte mit dem einseitigen Genre der Dorfgeschichten der „Volksroman“ erschöpft sein und neben dieser überwuchernden Species keine andere sich entfalten. Ein Blick auf die Entwickelung der Romanliteratur zeigt indeß zur Genüge, daß früher in Deutschland wie bei den andern Nationen der Volksroman keineswegs in der Dorfgeschichte aufging, ja daß diese idyllische Verherrlichung des Bauernstandes überhaupt nicht beliebt wurde, wahrscheinlich weil man in den alltäglichen Erlebnissen in Bauernstuben, Pferdeställen, hinter Düngerhaufen u. s. w. den abenteuerlichen Reiz vermißte. Dagegen stand der Spitzbubenroman in Spanien, der Abenteurerroman in Deutschland in voller Blüte; wir brauchen nur an Mendoza's Schelmenromane und an Grimmelshausen's „Simplicissimus“ zu erinnern. Männer aus den niedern Ständen waren die Helden dieser Romane, deren Abenteuer nicht an einen Ort gebunden, sondern mit mannichfachen bunten Fahrten verknüpft waren. In Deutschland ist dies Genre in neuerer Zeit meistens durch Holtei vertreten worden, dessen „Vagabunden“, „Eselsfresser“, „Der letzte Komödiant“ vollkommen die alten Muster decken. Dies gilt auch von dem neuesten Roman des Veteranen:

1. Erlebnisse eines Livreedieners. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Schon in seiner Form ist dieser Roman von volksthümlichster Haltung; kein größerer Contrast als zwischen ihm und den akademischen Romanen der Hochmeister des Stils, eines Hermann Grimm, Paul Heyse, die jede Wortstellung wohl erwägen und keine Periode in die Welt schicken, die sich nicht vor den sprachkundigen Vätern und ihren Grammatiken legitimiren könnte. Die Perioden Holtei's wuchern durcheinander wie stilistisches Unkraut; einzelne lassen sich als Maccaroni verspeisen, doch mit genauer Noth herunternudeln; andere laufen umher, als ob ihnen Kopf und Schwanz abgehackt wäre. Einschachtelungen, Abkürzungen, alles, was die schlotterige Syntax des alltäglichen Gesprächs mit sich bringt, findet sich hier und zwar noch mehr als in den frühern Holtei'schen Romanen, etwa „Die Eselsfresser“ ausgenommen. Die sprachlichen Ausdrücke und Wendungen selbst sind theils kernhafte Kraftausdrücke, wie sie für die französische Sprache von den betreffenden Wörterbüchern mit dem vielsagenden Zeichen: pop. bezeichnet werden, theils Wendungen des schlesischen Dialekts, dessen Frische und Gemüthlichkeit hier die Schriftsprache durchhaucht wie der Duft frischgemähten Grummets einen Blumengarten. Ja der Autor, dessen Stil gleichsam mit aufgestreiften Hemdärmeln vor uns hintritt, verschmäht es nicht, sogar unorthographische Originalbriefe in den Text des Romans mit aufzunehmen, um demselben die saftigste Ursprünglichkeit und Realität zu verleihen.

Das erste Kapitel rechtfertigt indeß dies volksthümliche Gebaren des Autors; wir erfahren, daß Hr. Albert Schmidtmayer, der Livreebediente selbst, diese Memoiren verfaßt und Holtei dieselben blos überarbeitet hat, ohne ihren Sinn und Charakter zu ändern. Die Memoiren erscheinen hier zwar nicht in ihrer ganzen unverletzten Eigenthümlichkeit, in ihrer naiven Frische, mit allen „Schreib-, Sprach- und Hinterpunktionssünden“; doch hat der Autor sich selbstverständlich bemüht, Schmidtmayer's geistigen Standpunkt, den Standpunkt eines wenn auch „gebildeten“ Livreebedienten, festzuhalten, und wer würde in den Denkwürdigkeiten dieses Mannes den Stil eines Grimm oder Heyse suchen? Wir wissen recht gut, daß wir in der Livree des seligen Schmidtmayer nur die Maske für unsern in Schubladenrollen ausgezeichneten Poeten sehen, der bald als Vagabund Anton Hahn, bald als armer Schauspieler Wolf dreibändige Soloschauspiele zur Darstellung bringt. Und die Costümtreue, die er dabei beobachtet, darf man wahrlich nicht an ihm bemäkeln.

Gegen die modernen Sensations- und Tendenzromane hat Holtei eine ganz entschiedene Abneigung, die er gleich am Eingang seines neuen Werks mit folgenden Worten ausspricht:

Otto Jahn wirft in einem seiner vortrefflichen, ebenso geistreichen wie gründlichen Werke die Aeußerung hin: „Es wäre ein wahres Glück, wenn jetzt ein Musiker (d. h. Componist) käme, der nicht instrumentiren könnte, aber Musik machte!" Daß dieser tiefe Ausspruch zunächst auf gewisse Compositionen gerichtet ist, welche hinter künstlicher, erkünstelter, erquälter, meist unschöner Instrumentation die allzu fühlbare Leere an innerer Zeugungskraft, hinter gelehrt-sein-sollenden, das Ohr verletzenden Aus- und Abweichungen, hinter abstracten, zum Theil vertrackten Theorien den Mangel an melodischer Lebensfülle verbergend, den Hörer verblüffen wollen... das ist leicht begreiflich. Mit zweckmäßiger Umänderung weniger Wörter läßt sich obige Behauptung aber auch auf Romanschreiber anwenden: „Es wäre ein wahres Glück, wenn jetzt ein Erzähler käme, der nicht blos spannen, foltern, zerren und martern, der einfach-natürlich das Leben schildern wollte, ohne pretiöse Ansprüche auf Autorruhm!" Die beliebten, allgelesenen, ins Deutsche schändlich übersetzten oder, noch schändlicher, nachgeahmten französischen (leider in neuerer Zeit auch viele englischen) Schriftsteller instrumentiren in ihren Büchern mit wahren Folterinstrumenten herum an den Seelen und Herzen ihrer Leser. Aus Gefahr in neue Gefahren, aus einer Qual und Marter in die andere müssen wir ihre Schlachtopfer von Helden begleiten und dabei selbst zu Schlachtopfern werden, müssen uns mit jenen zwicken, zwacken, durchspießen, zerschießen, schinden lassen ohne Ruh noch Rast. So will's das „Geschäft": der Vertrieb, der Wunsch des Verlegers, der nach Spannung schreit. Da werden schlau angelegte Plane ersonnen, Greuel aus Greueln zu entwickeln von Kapitel zu Kapitel; und haben zuletzt die Mishandlungen, denen redliche Menschen (Leser mit eingerechnet) unterlagen, ihre Endschaft erreicht; gelangen die unglücklichen Dulder zu etwelcher Ruhe; dann sind sie dermaßen abgehetzt und windelweich gedroschen, daß wir uns auch bald nach einer hübschen friedlichen Begräbnißstätte für sie umthun mögen. Ebenso fehlt es nicht an berühmten, für „höhere geistige Ansprüche" geschriebenen deutschen Romanen, welche zu Folterkammern anderer Gattung gemacht worden sind. In diesen werden edle Naturen, die kaum einen Fehltritt begehen wollten, den sie nicht schon bereueten, an sorgsam geschürter, kunstvoll unterhaltener Kohlenglut bei lebendigem Leibe auf dem Roste geschmort, wird ihnen mit sinnreich erfundenen Widerhaken das Fleisch von den Knochen, das Herz aus dem Leibe gerissen... und uns auch. Andere wieder kennen Leben, Menschen, Welt nicht aus eigener Erfahrung; sie weben feine Gespinste („Kunstwerke" genannt) nach vorgezeichneten Mustern um ihre philosophischen, philanthropischen, socialistischen oder politischen Chimären, damit man solche Geschöpfe doctrinärer Tendenzpoesie für lebendige Leute halte. — Außerordentliche Instrumentirung!... Aber Musik machen sie nicht.

Wir sollen also in diesem Roman Musik hören ohne glänzende Instrumentation — und in der That finden sich Klänge in demselben, die wie Volksliederton das Gemüth ergreifen, Klänge der Pietät, des Heimatsgefühls, der treuen, anhänglichen, aufopfernden Gesinnung, eine Art von innigen Naturlauten, denen man in den mit Kunst und Virtuosität componirten Romandichtungen kaum begegnet. Es finden sich auch die echten Elemente des Volksdramas, allerlei drastische Abenteuer, Schlägereien, Schilderungen des Lebens below stairs, Liebesgeschichten diesseit und jenseit des Rhein, die zum Theil an die pariser Abenteuer des Simplicissimus erinnern, alles in derbkräftiger Holzschnittmanier geschildert, vieles wie aus dem Klotz herausgehauen.

Darf man ein solches Schriftwerk nach seiner Legitimation fragen? Darf man den Maßstab künstlerischer Composition und Fassung an dasselbe anlegen? Seine Berechtigung liegt darin, daß es der ungetrübte Ausdruck einer dichterischen Individualität ist. Es ist der alte Holtei mit seiner Gemüthsinnigkeit, mit seinem kernhaften Volkshumor, mit seinen drolligen Einfällen und ungenirten Schilderungen, aber, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch mit seinen politischen Marotten, mit seinen tendenziösen Widerhaken und seiner naturwüchsigen Vorliebe für ein gewisses Raffinement unsittlicher Verhältnisse. Nicht als ob er dieselben zur Nachahmung empföhle, nicht als ob er sie mit frivolem Behagen schilderte, er ist von beidem weit entfernt! Doch kann er's nicht unterlassen, den Lebensweg seiner Helden durch ganz besondere sittliche Untiefen zu führen. Wir erfahren zwar durch die telegraphische Depesche des Herausgebers, welche als Vorrede dient, und durch manche Noten unter dem Text, daß derselbe einiges umhüllt hat, was zu nackt gewesen ist, und eine Menge verfänglicher Stellen fortgestrichen hat; dennoch beruft er sich oft auf das Recht der Lebenswahrheit und des biographischen Zusammenhangs, um zu rechtfertigen, was denn doch noch Anstößiges stehen geblieben ist. So in jenem längern sechzehnten Kapitel, welches sich schon durch den Titel als ein Einschiebsel im Stil der Jean Paul'schen Extrablätter ankündigt und in welchem die Manie des Nägelkauens und Abbeißens, gegen welche nur hirschlederne Handschuhe helfen, mit dem unwiderstehlichen Bedürfnisse des Erzählers, den Gang der Geschichte bisweilen zu hemmen und sich als Privatperson mit dem Leser zu unterhalten, verglichen wird. Hier heißt es in einem solchen Zwiegespräch mit dem Leser:

Ich will sagen, daß ich den ersten Theil für langweilig halte. (O, wir desgleichen! rufen verschiedene Herren und Damen.) Nicht allein langweilig; mitunter auch anstößig. Und zum größten Unglück wird das im zweiten Theile noch schlimmer; ja gleich die nächstfolgenden Kapitel... (Herr, da hätten Sie streichen müssen!) Gemach, Verehrte. Erstens ist Ihnen unbekannt, wie viel ich bereits gestrichen, wie manche recht pikante Ausmalung in den Ofen geschoben wurde... — (Einige, aber sehr leise: Das ist nun wieder schade!) — wie sorgsam ich alles auslasse, was nur den geringsten Anhauch von Lüsternheit verräth. Zweitens muß ich darauf hinweisen, daß eine Selbstbiographie kein zufällig aus spannenden Scenen zusammengewürfelter Roman sein will und darf; daß sie eines Menschen Anfang und Ende folgerecht darzulegen hat, und daß sich da nicht so kurzweg nach Belieben „streichen" läßt, was den wichtigsten Einfluß auf Sein und Werden ausübte. Sie werden jetzt bald die Bekanntschaft zweier Personen machen, über deren Auftritt sich wahrscheinlich ein Zetergeschrei erhebt. Ich bin gefaßt darauf. Abel und Victorine gehören in Albert's Leben wie Sturm und Blitz in die Natur. Wen der Donner entsetzt, der stopfe sich die Ohren zu; wen die Blitze blenden, der halte die Hand vor seine Augen. Es wird in diesem Buche noch öfter stürmen und toben; Hagel und Melthau werden zerschmetternd und vergiftend herabfallen; Regengüsse werden Schmuz hinterlassen. Aber dann wird's auch wieder heiter werden und gegen Abend die Sonne am reinen blauen Himmel untergehen.

Doch müssen wir denn durch den Schmuz waten? Die Ausflucht mit der Selbstbiographie lassen wir dem Hrn. Schmidtmayer gelten, aber nicht dem Hrn. von Holtei, der fortlassen und hinzufügen kann, was er will; er ist der verantwortliche Redacteur, der vor der Kritik Rede stehen muß. Eine humoristische Darstellung kann auch

das wirklich Widerwärtige in einen künstlerischen Bereich erheben; doch uns scheint es, als ob den Autor gerade hier sein Humor bisweilen im Stich lasse! Wir misbilligen keineswegs die zahlreichen Liebeshändel des Romans, so wenig platonisch und so kurz angebunden sie sein mögen. Der Volksroman darf schon einen gewissen Cynismus zur Schau tragen, ohne daß man ihm gleich auf die Finger klopft. Es sind namentlich zwei Situationen, die uns über das erlaubte Maß des Mittheilbaren hinauszugehen scheinen, weil sie schon ein gewisses Raffinement der Unsittlichkeit enthalten. Die eine ist die Geschichte von Abel und Victorine. Wie hier Schmidtmayer gemisbraucht wird, um einen Incest zweier Geschwister zu verdecken: das ist eine Erfindung, um welche die keckſten französischen Romanfeuilletonisten den moralisirenden deutschen Autor beneiden könnten. Diese ganze Novelle ist eine schalkhafte Persiflage auf den französischen Rechtsgrundsatz: La recherche de la paternité est interdite; doch wozu die Leser mit diesen Thatsachen behelligen? Denn irgendeinen poetischen Reiz, irgendeine aus der Darstellung derselben resultirende Moral vermögen wir nicht herauszufinden, und selbst die komische Pointe, die in der Prellerei des ehrlichen Deutschen durch französisches Raffinement liegen könnte, wird dadurch abgestumpft, daß Schmidtmayer ja auch erreicht hat, was er wünschte, und nur nicht wußte, daß er die Erlaubniß zu diesen Genüssen nur erhielt, weil sie den Zwecken eines andern dienten. Die zweite Situation ist die Stubengemeinschaft mit den beiden eleganten Berlinern, die sich im Verkehr mit vornehmen berliner Damen einen Nahrungszweig eigener Art eröffneten. Die Darstellung dieser männlichen Prostitution hat etwas Anwiderndes; doch greift sie mehr in den Fortgang der Handlung ein als das französische Incestmotiv, denn der Held des Romans schöpft aus den Mittheilungen der Stubengenossen eine phantasievolle Anregung zum Liebesverkehr zwischen einer schönen Herrin und dem Livreebedienten, eine Anregung, die er alsbald zu insceniren weiß, indem er bei der schönen Gräfin Bertha Roumald in Dienste tritt.

Die Abenteuer des Livreedieners sind in der That sehr mannichfaltig und erschöpfen fast die Scala der Situationen, die man vorconstruirend mit einem solchen Leben verbinden könnte. Fast holzschnittartig sind die Jugenderinnerungen geschildert. Der betrunkene Vater und der betrunkene Baron, die Prügelei mit dem Livreepagen, die Katastrophe des Barons im Keller — das würde sich zu Illustrationen eignen im Stil der Kortum'schen „Jobsiade". Pikanter sind die Erlebnisse in Berlin und Paris. Der Held wird eine Zeit lang Advocatenschreiber, gibt indeß dies Handwerk wieder auf, da er über einzelnes, wobei er hülfreiche Hand leisten muß, Gewissensbisse empfindet und einer frühern Herrschaft Mittheilung macht von dem, was gegen sie geplant wird; er wird Bedienter eines russischen Diplomaten, den er nach Paris begleitet, wo er in die bereits erwähnten Gefahren und allerlei Abenteuer mit der geheimen Polizei verwickelt wird; er wird Diener bei einem pietistischen Geheimen Hofrath, bei einem Grafen, der ein Spieler von Profession ist, bei einem Bankier, der bankrott wird, bei der schönen Gräfin Bertha, welche nur mit einem Grafen verheirathet wurde, um als anständige Gesellschaftsdame einem profanen Hause etwas aristokratischen Schimmer zu leihen; der heirathende Graf wurde dafür bezahlt und übernahm die Verpflichtung, nach der Hochzeit das Weite zu suchen. Die militärischen Abenteuer Schmidtmayer's, sowie einige andere uncorrecte Liebeshändel wollen wir mit Stillschweigen übergehen und nur noch jene originelle Stellung erwähnen, die er als Diener einer Pensionsanstalt einnahm. Mit dem Programm derselben und dem Sohn des dirigirenden Doctors begibt er sich als Musterreisender in die Provinz, indem er überall das lebendige Probestück vorreitet. Diese pädagogische Reclame ist in der That originell erfunden. Hier befindet sich unser Abenteurer schon auf dem Wege der Besserung. Eine frühere gute Stellung in der Provinz hatte ihm Gelegenheit geboten, sich zu verheirathen; doch verlor er Frau und Kinder bald am Typhus. Zuletzt wendet er sich pietätvoll seiner Heimat zu, und auf dem Schlosse, wo er seine ersten Pagendienste geleistet, bringt er als Krankenpfleger, zuerst mit dem brustkranken Sohne reisend, dann den gichtischen Vater bewachend, lange Jahre zu und sichert sich dann seine Existenz für das Alter.

Die Tendenz des Romans ist, trotz einzelner ausschweifender Erfindungen, eine moralische; doch ist diese Moralität, was Holtei einmal nicht unterlassen kann, mit Pointen gespickt, welche gegen die freie Richtung der Zeit sich wenden. Es ist zwar in diesem Roman keine directe Verherrlichung serviler Knechtsgesinnung, aber doch des Verhältnisses patriarchalischer Dienstbarkeit gegenüber der Losgebundenheit, welche in dem Geist des Jahrhunderts liegt. Holtei's Held schwärmt für seine Livree, und der Autor entschuldigt diese Schwärmerei mit den folgenden Worten, welche zugleich die Tendenz des Romans aussprechen:

Unter meinen Lesern wird es, denk' ich, manche geben, die sehr ungütig vermerken und mich eine geborene Knechtseele schelten wollen, daß ich unumwunden solch eitle Vorliebe eines angehenden siebzehnjährigen Dieners für die verächtlichen Abzeichen gemeiner Dienstbarkeit eingestehe. Ich gehe noch weiter. Ich erkläre, unbekümmert um all das Geschrei von der durch schnöde Unterwerfung beleidigten Menschenwürde, daß heute noch meine Ansichten über diese Dinge ganz dieselben sind; daß ich als älterer Mann, vom Leben geprüft, an Erfahrungen reich, im Tragen eines Livreerocks auch nicht die geringste Beeinträchtigung wahrer Ehrenhaftigkeit erblicke; daß ich im Gegentheil aufrichtige Achtung den Greisen zolle, die ihrer Herrschaft ebenso treu als ihrer Menschenwürde, vorwurfsfrei, redlich, aufopfernd, anhänglich, mit weißen Haaren noch die Enkel desjenigen bedienen, bei deren Großältern sie vor einem halben Jahrhundert zuerst in Dienst getreten sind; daß ich sie beneide (mir leider ist's, zum Theil durch meine Schuld, nicht so gut geworden), einem Hause, einer Familie ohne Wanken angehört zu haben bis ins Grab. Sie stehen mir ungleich höher und flößen mir mehr Respect ein, als viele Schreiber und Redner, die unverständliche und unverstandene Lehren von allgemeiner Gleichheit verbreiten und mit zweifelhaften Mitteln zweifelhafte Existenzen führen, weil sie sich zu groß dünken, um zu dienen; die zu herrschen begehren über leichtgläubige Thoren, während sie die Knechte selbstsüchtigster Triebe und Bedürfnisse verbleiben, hauptsächlich die Knechte unbändigen, durch nichts gerechtfertigten Ehrgeizes, der ungleich schädlicher wirkt wie meine kindische Eitelkeit auf eine hübsch zuschnittene, gut kleidende Livree. Zu einem pflichtgetreuen, anständigen Diener sind wahrlich edlere Eigenschaften erforderlich als zu einem parteisüchtigen, aufhetzenden, wühlenden Wühler. Der erstere will

Zufriedenheit geben und erwerben; der andere trachtet danach, Unzufriedenheit zu erregen. Welcher von beiden ist der wahre Freie? Ich denke immer noch: der Diener. Der Diener, der sich froh und willig bescheidet dies zu sein, weil er einsieht, daß auf Erden nun einmal nicht alle Herren sein können. Und, wie ein gewisser Goethe (freilich, nach dem Urtheile jener Vorschreier der sogenannten Freiheit, auch ein Unfreier!) seinen Tasso ganz hübsch sagen läßt: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edeln gibt's kein schöner Glück, als einem Herren, den er ehrt, zu dienen!" Ob man einen solchen findet ... das bleibt allerdings dem guten Glücke überlassen. Aber welche menschliche Unternehmung überhaupt wäre davon nicht abhängig? Der Dienerstand hat wenigstens den Vorzug, daß der dazu gehörige Mensch, der sich in seinem Herzen für edel hält, die kostbarste, glänzendste Livree seines nicht edeln, nicht achtbaren Herrn allmonatlich nach freiem Willen abstreifen und sie mit einer, wenngleich einfachern, dennoch noblern vertauschen darf. Dieses zu thun, wie es mir eben zweckmäßig schien, darin hab' ich meine Freiheit gesehen und bewahrt. Habe mich auch niemals versucht gefühlt, sie gegen die von lärmenden, müßigen, hungrigen, stets durstigen Gleichheitshelden angepriesene hinzugeben.

Ein tüchtiger redlicher Diener ist gewiß ein schätzbares Individuum; doch braucht die gebührende Schätzung desselben nicht mit Ausfällen auf die freie Richtung der Gegenwart verknüpft zu sein, wie denn überhaupt die berliner politische Bewegung ohne Verständniß ihrer Motive nur nach der Seite des äußerlichen Skandals dargestellt ist. Die Frömmler und engherzigen Reactionäre werden zwar in diesem Roman ebenfalls gegeiselt; doch würde der Eindruck des Ganzen wohlthuender sein, wenn der Autor die Schranken seiner Gemüthswelt, innerhalb deren er sich so heimisch fühlt und auch die Leser heimisch zu machen weiß, nicht fortwährend durchbräche, um politische Perspectiven zu gewinnen, die für diesen Standpunkt immer unklar bleiben. Denn das Fernrohr des Gemüths ist nicht genugsam hinausgeschraubt für den freien Weltblick und zeigt daher allerlei verschwimmende Farben und bunte Flecken statt eines klaren Horizonts und scharf sich abhebender Formen.

2. Die Landstreicher. Roman von Roderich Benedix. Drei Bände. Leipzig, Payne. 1867. Gr. 16. 3 Thlr.

Dieser Roman erinnert schon im Titel an die Holtei'schen „Vagabunden", dennoch ist er eine wesentlich verschiedene Variante zu demselben Motiv. Die „Vagabunden" Holtei's führen uns ausschließlich in den Bereich der freiesten Künste, wie sie nicht blos auf der Bühne, sondern in den Meß- und Gauklerbuden, Menagerien, Puppentheatern vertreten sind, und schildern uns die Abenteuer, die sich an diese herumziehende Existenz knüpfen. Die Landstreicher von Benedix sind theils echte Gauner, Spitzbuben und Räuber, theils jene gelehrten Proletarier, die nach Vollendung ihrer Studien und in Erwartung eines Amtes, mit zweifelhaften Aussichten für die Zukunft, aber oft dem sichern Mangel in der Gegenwart preisgegeben, hin- und herschwanken zwischen den verschiedensten Versuchen, sich eine Existenz zu gründen und dabei oft mit gesetzlicher Vorschrift und bürgerlicher Convenienz in Conflict gerathen. Offenbar lag es in der ironischen Absicht des Autors, diese gelehrten und ungelehrten Landstreicher zu parallelisiren; auch bringt er seinen Helden, den theologischen Candidaten Ehrenfried, in sehr nahe Beziehungen zu den Verbrechern und Sträflingen.

Die Elemente des alten Gaunerromans sind in den „Landstreichern" von Benedix mehr vertreten als in einem der uns bekannten neuern Romane, und zwar ohne abenteuerliche Romantik, mit der ganzen Breite der criminalistischen Prosa. Wir werden in die Geheimnisse der Diebshehlerei eingeweiht, die in einem Winkelgasthof geschäftsmäßig betrieben wird; wir sind Zeugen eines Einbruchs, bei welchem der Held des Romans mit den Dieben verwechselt wird; Mordanfälle und Mordthaten werden abgelöst von falschem Spiel und Wechselfälschungen; wir machen mit den Directoren und Inspectoren der Gefängnisse und Zuchthäuser nähere Bekanntschaft; kurz eine Fülle von Illustrationen und Arabesken zum Criminalgesetzbuch tritt uns in diesem Roman entgegen, und nur jene Paragraphen, welche Holtei zu illustriren liebt, gehen bei Benedix leer aus. Einen Incest und dergleichen Verbrechen würde man vergebens in dem Roman eines Dramatikers suchen, dessen allbeliebte Lustspielmuse sich durch eine alles pikante französische Gewürz verschmähende Reinheit auszeichnet.

Der Held des Romans selbst, Ehrenfried und seine Genossen, wie Oswald und Reibedanz, sind ebenfalls fahrende Ritter und Landstreicher, natürlich von edlerer Art. Ehrenfried's Jugendgeschichte und Schulleben sind recht ansprechend erzählt. Daß der Autor die lernende Jugend weiblichen Geschlechts treffend zu schildern weiß, hat sein Lustspiel „Aschenbrödel" auf seinem Rundgang über die deutschen Bühnen zur Genüge bewiesen. Einen Pendant hierzu bildet das Gymnasialleben Ehrenfried's; die Schulerlebnisse und Schulstreiche der männlichen Jugend werden uns hier mit satten Farben vorgeführt. Zugleich sucht sich hier der Autor bereits auf den Schulbänken seine Helden, die später im Roman immer wieder auftauchen, und beweist uns, daß sich bei zeiten krümmt, was ein Dörnchen werden will. Da ist der übermüthige Sohn reicher Aeltern, der später zum falschen Spieler wird und ins Gefängniß wandert; da ist der Anzeiger und Denunciant, der aus diesem unedeln Geschäft schon in der Schule Profession macht und später als Opfer dieser unglücklichen Neigung fällt. Das Studentenleben ist flüchtiger skizzirt; reizend aber das Idyll des Zusammenlebens im Häuschen des alten Musikers und die so lange unausgesprochene Neigung Ehrenfried's zu Konradine dargestellt. Mit dem Candidatenexamen beginnt das Wanderleben des Helden; er verscherzt eine Stelle durch eine gesetzwidrige Grabrede, mit welcher er die Schmähungen gutzumachen suchte, die der officielle Amtsredner auf das Gedächtniß eines gestorbenen Mädchens gehäuft; eine andere durch eine rationalistische Predigt über die Wunder der Schöpfung, indem der orthodoxe Patronatsherr sich durch diese wenig dogmatische Anschauung abgestoßen fühlt. Inzwischen wird der Held aus Noth Musikdirector einer wandernden Schauspieltruppe, deren Leben zu hübschen Genrebildern Veranlassung gibt; ein andermal spielt er unterwegs auf einem Schloß zum Tanze auf. Seine Antecedentien, die Beziehungen zu der Schauspielertruppe, vernichten ihm die Aussicht auf eine städtische Pfarrstelle, die der aufgeklärte Bürgermeister ihm zuwenden wollte; als Lehrer in einer Mädchenpension kann er sich nicht behaupten, weil die Directorin derselben eine Leidenschaft zu ihm gefaßt hat,

die er nicht erwidern kann. Als Gefängnißprediger rettet er in unerlaubter Weise einen Jugendfreund, der als Opfer eines falschen Verdachts in der Zelle sitzt. Seine theologische Carrière wird durch alle diese edlen Thaten so verdorben, daß er sich zuletzt ganz der Musik widmet und als Musikdirector eine auskömmliche Stellung findet.

Auch seine geliebte Konradine wird eine Landstreicherin im Fach der Gouvernanten und Gesellschaftsfräulein, und auch ihre Abenteuer bei geizigen und hochfahrenden, wie bei edeln Damen und in den verschiedensten Häusern bilden einen Kranz von Lebensbildern und Novellen, welcher allerlei seltsame und anmuthige Blumen enthält.

Die gütige Lustspielmuse von Benedix ist es gewohnt, ehe der Vorhang zum letzten male fällt, mehrere Paare einzusegnen. So geschieht es auch hier: Ehrenfried und Konradine, Luitgard und Oswald, Werner und Adelgunde verbeugen sich am Schluß vor dem Publikum, nachdem der dramatische Dichter Reibedanz schon früher seine Clotilde unter die Haube und sich als Hotelbesitzer in Sicherheit gebracht hat.

Die Darstellungsweise von Benedix ist schlicht, aber correct und unterscheidet sich dadurch von der springenden Manier Holtei's. Dieser ist durchaus ein Epigone der romantischen Schule; Benedix dagegen der Mann der bürgerlichen Lebensprosa. Holtei ist der Zeitrichtung abgeneigt, Benedix ein Vorkämpfer ihrer humanen Tendenzen, der Aufklärung auf religiösem Gebiet, der Milde auf criminalistischem; er wendet sich namentlich gegen das Vorurtheil, welches dem Verbrecher nach abgelaufener Strafzeit ins Leben folgt, er plaidirt durch die angeführten Beispiele für die innere und äußere Fürsorge, die ihnen dann zutheil werden soll. Gegenüber dem todten Formenwesen dringt er überall auf den innern humanen Geist; nach dieser Seite hin hat der Roman große Vorzüge, und es liegt eine niederschmetternde Ironie darin, daß der Held durch Handlungen, die ihm als Menschen zur höchsten Ehre gereichen, sich als Theolog unmöglich macht.

Die Handlung der Erzählung ist im Ganzen sehr reich und hat raschen Fortgang. Benedix ist Dramatiker; das epische Ausmalen und Verweilen, die epischen Hemmungen sind nicht seine Sache. Dennoch findet er Gelegenheit zu zahlreichen Excursen, die den Standpunkt eines gesunden, oft derben Rationalismus zur Schau tragen. Selbstverständlich sind Theater, deutsche Sprache, Literatur und Musik Lieblingsthemen des Autors. Sehr energisch erklärt er sich gegen die Shakspearomanie, wie das folgende Gespräch beweist:

„Sie lehnen sich wol an Shakspeare an", sagte Oswald. — „Anlehnen", rief Reibedanz, „wie kommen Sie mir vor? Ich stehe allein, auf eigenen Füßen. Und wenn ich mir ein Vorbild suchen wollte, ich würde doch nicht Shakspeare nehmen. Es ist eine eigene Sache mit diesem Shakspeare. Er ist ein großer, ein gewaltiger Dichter, aber jetzt geben sie sich alle Mühe, ihn nicht nur zu dem ersten, sondern sogar zu dem einzigen aller Dichter zu erheben. Das macht mich oft fuchsteufelswild. Da sind viele Leute, die selber nichts machen können. Gut, Selbstschaffen ist nicht jedem gegeben. Aber die Leute wollen mitreden, wollen berühmt werden. Nun werden sie Kritiker, Literarhistoriker, Erklärer. Shakspeare ist Mode, gut, sie werfen sich auf ihn, sie lesen sich in ihn hinein, sie studiren ihn — und neben ihm keinen andern. Darum stellen sie ihn auch über jeden andern, ebenso wie einem Verliebten sein Mädchen als das schönste der Welt erscheint, deren Fehler er alle für Schönheiten erklärt. Allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß das Verliebtsein ein Zustand mehr oder minder gelinden Wahnsinns ist. Das möchte alles gut sein, wenn die Leute ihren Shakspeare nur nicht dadurch zu heben meinten, daß sie die andern gegen ihn herabsetzen. Lessing, Goethe, Schiller sind nichts gegen Shakspeare. Daß Lessing überhaupt kein Dichter ist, steht bei ihnen fest, und bei Schiller zucken sie mitleidig die Achseln. Wenn Gottsched vor hundert und mehr Jahren die deutsche Literatur verdammte und auf die Muster der Franzosen hinwies, so wurde er dafür gelästert. Thun denn jetzt die Herren Shakspearomanen etwas anderes? Sie weisen auf ihren Meister hin. Nun ja, an Unfähigkeit des Schaffens, an Unfähigkeit des Urtheils, an aufgeblasener Pedanterie gleichen sie Gottsched auf ein Haar." — „Vergessen Sie nicht", sagte Ehrenfried, „daß Lessing, Goethe und Schiller Shakspeare höchlichst verehrten." — „Ganz recht", sagte Reibedanz, „verehrt haben sie ihn, von ihm gelernt haben sie; aber sie haben ihn nicht nachgeahmt. Und das entscheidet. Neulich saß ich im Weinhause, als ein junger Mensch sagte: «Shakspeare ist größer als Schiller und Goethe.» Ich fragte ihn ganz laut: «Welcher Esel hat Ihnen das weisgemacht?» Darauf erwiderte er, das habe er in der Schule gelernt. Nun frage ich Sie: wo soll unsere Jugend Vaterlandsgefühl hernehmen, wenn ihr schon in der Schule die großen deutschen Dichter herabgesetzt werden?"

3. Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit. Von Franz Michael Felder. Zwei Bände. Leipzig, Hirzel. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser dieses Volksromans oder dieser Dorfgeschichten unterscheidet sich von Berthold Auerbach, Josef Rank und den andern Vertretern derselben literarischen Gattung durch eine sehr ins Gewicht fallende Eigenschaft: er ist selbst ein Bauer und schreibt daher aus dem eigenen Leben und der eigenen Erfahrung heraus. Während unsere Literaten indeß die Dorfidylle möglichst von allen Bewegungen der Zeit abzusperren suchen, um sich einen ungetrübten arkadischen Genuß zurechtzumachen, strebt der Mann aus dem Dorfe umgekehrt aus dieser Beschränkung heraus und sucht die religiösen und politischen Bewegungen der Zeit und den Strom der allgemeinen Bildung auf und das Echo, das sie in diesen stillen Thälern weckt. Der Gegensatz zwischen den beiden Hauptcharakteren ist wesentlich durch diese Tendenzen gefärbt; er spiegelt den Gegensatz des Alten und Neuen, und zwar in der einseitigen Fassung, daß das Alte als zähe Anhänglichkeit an bornirtes Vorurtheil, das Neue als grillenhafte Freigeisterei erscheint.

Wer indeß das Volksthümliche im Gedankenlosen sucht und von einem schriftstellernden Bauern eine rohe Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit erwartet, dem wird die Lectüre dieser bregenzer Lebensbilder eine schmerzliche Enttäuschung bereiten. Das Werk trägt durchweg das Gepräge eines gebildeten Kopfes und einer schriftstellerischen Cultur, wie sie die Hauptvertreter des tintenklecksenden Säculums nicht zweifelloser zur Schau tragen. Der volksthümliche Kern in Sitte, Naturanschauung und manchen eigenartigen Wendungen zeigt sich allerdings ursprünglicher als in jenen Dorfgeschichten, die mehr durch ein Hineindenken und Hineinempfinden, als durch ein Herausgestalten aus dem eigensten Leben entstehen. Doch auch die schriftstellerische Einkleidung darf sich durchaus mit den Erzeugnissen unserer Modeschriftsteller messen, welche das Dorfleben zu ihrer besondern Domäne gemacht haben.

des Menschen nicht blos im Wort, sondern auch in der That Zeit seines Lebens die höchste Achtung gezollt hat. An der Hand dieses charaktervollen Mannes der philosophirenden Jugend die Kenntnißnahme von der großen geistigen Revolutionsperiode, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts in unserm gemeinsamen Vaterlande alle Geister und alle gesellschaftlichen Schichten ergriffen hatte, anzubahnen; an der Hand eines Systems, von dem Exner sagt, daß es „eine merkwürdige Kraft besitzt, auf jugendliche Gemüther reinigend, erhebend und veredelnd einzuwirken", den nach Selbstkraft ringenden jugendlichen Geist in das Gebiet der Philosophie überhaupt einzuführen: wie sehr wünsche ich, dies hier und dort zu erreichen.

Diesen Vorbemerkungen entspricht die ganze Anlage und Durchführung des Buchs. Es ist nicht blos eine Reproduction oder Kritik der Jacobi'schen Philosophie, sondern stellt sich vielmehr in erster Linie zur Aufgabe, uns vor allem mit dem Manne selbst, mit den Grundzügen seiner lebendigen Persönlichkeit, seinem gesammten Leben, Schaffen und Wirken bekannt zu machen, und behandelt daher in der ersten und bedeutendsten seiner drei Hauptabtheilungen mit besonders liebevoll eingehender Sorgfalt und Ausführlichkeit des Mannes Lebensgang und die Entwickelungsgeschichte seiner philosophischen Anschauungen. Erst hiernach läßt es in der zweiten Abtheilung die „Philosophie Friedrich Heinrich Jacobi's" in zusammenhängender, soviel als möglich systematischer Darstellung und in der dritten Abtheilung unter der Ueberschrift „Geschichtlicher Werth der Philosophie Friedrich Heinrich Jacobi's" eine allgemeine Beurtheilung und Kritik seiner Leistungen folgen.

Bei dem engen, innigen Zusammenhange, in welchem das äußere Leben und der innere Entwickelungsgang dieses Mannes miteinander gestanden, hat es der Autor für zweckmäßig gehalten, auch in seiner Darstellung beides nicht voneinander zu trennen, und für dieses organische Verfahren spricht in diesem besondern Falle allerdings auch noch der Umstand, daß das äußere Leben Jacobi's an sich höchst wenige durch sich selbst interessante Momente und fast gar keine bietet, welche abgetrennt von seiner geistigen Entwickelungsgeschichte verständlich sind. Trotzdem wäre es vielleicht nicht unangemessen gewesen, wenn der Autor eben diese wenigen Züge mit nur ganz kurzen Hindeutungen auf ihre Bedeutung für den innern Proceß zu einem besondern Bilde in engem Rahmen zusammengefaßt und der innern Entwickelungsgeschichte vorangestellt hätte: denn so, wie sie jetzt in diese verwebt sind, gehen sie fast gänzlich in derselben verloren und lassen das Bild des Mannes, dem gerade das unmittelbare, reale Leben so viel galt, als gar zu spirituell und literarhistorisch erscheinen. Wir sollten meinen, durch die Voraussendung einer solchen mit sparsamen, aber bedeutsamen Linien angelegten Lebensskizze würde auch die Entwickelungsgeschichte selbst eine weit festere Unterlage, sowie auch mehr Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit erhalten haben, und möglicherweise hätte sich dieselbe nach Ausscheidung jener biographischen Elemente so gestalten lassen, daß sich die systematische Zusammenfassung der Jacobi'schen Ideen sowie deren kritische Würdigung schließlich von selbst aus jener genetischen Darstellung ergeben oder wenigstens keiner so detaillirten Darlegung, wie sie die beiden letzten Abtheilungen des Buchs bieten, bedurft hätte. Jedenfalls würde auf diese Weise der reiche Inhalt des Werks eine ihm förderliche Vereinfachung und Concentration erfahren haben und manche der von seiner jetzigen Anlage unzertrennlichen Wiederholungen würden zu vermeiden gewesen sein.

Abgesehen hiervon ist die Zusammenstellung und Verarbeitung des Stoffs eine von gründlichsten Studien und hingebender Vertiefung in den Gegenstand zeugende. Der Autor bekundet sich darin als ein tüchtiger Kenner nicht nur der Jacobi'schen Philosophie selbst, sondern auch aller derjenigen philosophischen Systeme, zu denen jene in irgendeiner freundlichen oder feindlichen Wechselbeziehung stand; und indem er in der ersten Abtheilung mit besonderer Ausführlichkeit gerade die mannichfachen literarischen Conflicte Jacobi's mit ältern und zeitgenössischen Systemen, namentlich mit Spinoza, Leibniz, Moses Mendelssohn, Lessing, Herder, Kant, Fichte und Schelling behandelt, hat sich ihm Gelegenheit geboten, auch diese Systeme in ihren wesentlichsten Grundzügen darzulegen und mit den Anschauungen Jacobi's zu vergleichen; dies aber hat er in so eingehender Weise gethan, daß dem Leser in seinem Buche außer dem Leben und Denken Jacobi's in gewissem Maße zugleich ein Ueberblick über die gesammte Entwickelung der neuzeitlichen Philosophie in ihren Grund- und Cardinalfragen geboten wird.

Die Darlegung dieser keineswegs blos wissenschaftlichen, sondern mehrfach auch in die persönlichen Verhältnisse eingreifenden Conflicte gehört ohne Frage zu den interessantesten und bestausgeführten Partien. Außer den schon genannten Vorzügen muß an derselben insbesondere auch das gesunde und unbefangene, nach allen Seiten sich möglichst gerecht erweisende Urtheil des Verfassers rühmend hervorgehoben werden. Mit wie viel Liebe derselbe auch das Bild des von ihm zum Mittelpunkt seiner Darstellung erkorenen Mannes ausgeführt hat: er hat dennoch auch ein offenes Auge für seine Mängel und Schattenseiten behalten und neben der warmen Anerkennung auch der kühlen Kritik ihr Recht widerfahren lassen. Hierdurch unterscheidet er sich am wesentlichsten von Köppen. Nicht gleich diesem in überschwenglicher Begeisterung, wie er selbst sagt, hat er die Jacobi'sche Philosophie aufgefaßt und dargestellt; im Gegentheil ist er allen Schlüssen Jacobi's mit schneidender Kritik entgegengetreten, sobald er sie von Vorurtheilen beeinflußt sah. Andererseits kann er nicht umhin, in Betreff vieler Punkte die Schärfe Jacobi'scher Anschauung und unmittelbaren Urtheils anzuerkennen. Insbesondere fühlt er sich berufen, die Berechtigung des Jacobi'schen Standpunktes den Kant'schen Gesichtspunkten gegenüber ins Licht zu setzen. Er sagt in dieser Beziehung:

> Es ist nicht zu leugnen, daß Jacobi einen klaren durchdringenden Blick besaß; und dieser Blick war es auch, den seine Gegner fühlten, und mit dem er die Werke des Vaters der kritischen Philosophie beurtheilte. Wenn es einem gelungen ist, die Schwächen zu entdecken, welche Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und mit ihr die gesammte darauf gebaute kritische Philosophie in sich birgt, so geschah das durch Friedrich Heinrich Jacobi. Dieser Ausspruch darf jedoch nicht misdeutet werden. Es fällt mir nicht ein, Kant's hohe Verdienste um die Philosophie zu beanstanden; aber auf Kant weist nicht blos unsere gesammte jetzige Philosophie zurück, in Kant culminirt zu gleicher Zeit die vorangegangene Philosophie des „Cogito ergo sum",

die im großen und ganzen sehr einseitig verlaufen war. Die Aufklärung, sagt Hegel in seiner Kritik Jacobi's, hatte die Traditionen ehrwürdiger Lehre und Sitte, den empfangenen und unmittelbar gegebenen Inhalt einer göttlichen Welt nach allen Seiten aufgelöst, und dieses sogenannte Positive, weil und insofern das Selbstbewußtsein sich in ihm nicht, oder, was dasselbe ist, weil es sich nicht im Selbstbewußtsein fand, aufgegeben und verworfen. Was übrigblieb, war der Todtenkopf eines abstracten leeren Wesens. Diese Aufklärung bekämpfte Jacobi und was hiervon in Kant culminirte und in der kritischen Philosophie sich erhielt, und es mußten sich diese Lehrsätze .... an dem großen Standpunkte Jacobi's gemessen, daß das Absolute als Geist zu erfassen ist, für denselben sehr ungenügend zeigen. Diese Gründe Jacobi's sind noch keineswegs veraltet und dürften im Kampf unserer Tage für das Recht der Individualitäten neuerdings die Schärfe der Waffe beweisen.

Mehr auf die Sache eingehend wird das Verhältniß zwischen Kant und Jacobi in einer Vergleichung ihrer beiderseitigen Standpunkte erörtert, und auch hier bewährt der Autor seine Unbefangenheit dem einen wie dem andern gegenüber, indem er darauf hinweist, daß weder die Kant'sche Voraussetzung der Erscheinung als Wirkung einer Ursache ohne Anerkennung dieser Ursache, noch Jacobi's Voraussetzung einer absoluten Ursache ohne Anerkennung der Wirkungen, aus der wir diese Ursache allein zu erschließen vermögen, dem wissenschaftlichen Bedürfnisse vollständig genüge; daß vielmehr der Gegensatz beider Anschauungen einen Ausgleich erlange, die Trennung von Theorie und Praxis schon in ihrem tiefsten Grunde aufhören müsse, was weder durch die Schließung eines blos äußerlichen Pacts, wie sie Kant versuche, noch durch Tyrannisirung des Verstandes von seiten der Vernunft, wie Jacobi sie annehme, erreicht werde.

Gleich vorurtheilsfrei und unparteiisch steht der Verfasser dem heftigern Streit Jacobi's und Schelling's gegenüber, obschon gerade hier die Gefahr, sich unbedingt dem einen oder dem andern anzuschließen, ganz besonders nahe lag, da er wahrscheinlich seine eigene philosophische Bildung großentheils unter dem Einfluß von nicht blos wissenschaftlichen, sondern auch persönlichen Nachwirkungen der beiden an einer und derselben Hochschule wirkenden Denker empfangen hat. Zwar steht er sachlich dem Standpunkte Schelling's, welchen derselbe im zweiten, positiven Stadium seiner Entwickelung einnahm, entschieden näher als dem Jacobi's und räumt ein, daß Jacobi's Lehre von dem Verhältniß des Wissens zum Glauben durch Schelling's System des transscendentalen Idealismus den Todesstoß empfangen habe; aber gleichwol findet er Schelling Jacobi gegenüber nicht vollständig im Rechte, sondern anerkennt, daß seine Ableitung dieses Systems aus der Identitätslehre eine unberechtigte ist, wenn durch dasselbe wirklich Freiheit und Persönlichkeit zum höchsten Princip erhoben werden sollen:

Das Unrecht beider besteht darin, daß einerseits Jacobi seine ganze Philosophie von einem Vorurtheil abhängig macht, wodurch im Princip schon ein unversöhnlicher Dualismus erscheint und sogar der Mensch ein Zwitterding in sich wird, das jede innere Versöhnung von sich ausschließt, wodurch Verstand gegen Vernunft, Wissenschaft gegen Freiheit, Erde gegen Himmel steht und der Uebergang vom einen zum andern mit einem halsbrecherischen Sprunge verbunden ist; daß andererseits Schelling von seinem Gegner nicht hätte fordern sollen, daß derselbe im Identitätssysteme trotz des darin abgeschlossenen Pantheismus und ohne weiteres nur die negative Seite des vollen Systems erkenne und die Ueberwindung des Pantheismus begreife. Zwar ist es das Wesen der Potenzenlehre Schelling's, daß die folgende Stufe immer sich zur vorausgegangenen anschauend verhalte, daß im Fortgang der Geist immer gewaltiger werde; aber es liegt in ihrem Wesen nur der Fortgang, nicht der Abschluß der Reihe begründet. Dieser bestimmt allein die Erhebungskraft, d. i. die lebendige Menschennatur selbst. Der Mensch denkt und in seinen Gedanken steigt er bis zur absoluten Identität von Geist und Natur empor, darüber hinaus keine Gedankenfolge führt, darin die Identitätslehre ihren vollen Ruhepunkt findet; aber der Mensch hat auch einen Willen: er will sein, was er ist, er will leben und lebend seine Gedanken beherrschen. Ist darum der Mensch am Ende der Gedankenreihe angelangt, so treibt ihn der Wille unwiderstehlich vorwärts, bis er das Positive an sich, das ens realissimum ergreift. Mit diesem Positiven, das aller Denkbewegung Halt gebietet und Halt gibt, beginnt erst die wahre, d. h. die schaffende Philosophie. Mit dem nothwendig zu Denkenden oder eigentlich Nichtzudenkenden hört jede Denkbewegung auf, fängt die Philosophie an. Auf diese Weise errang Schelling zu seiner Naturphilosophie die Idealphilosophie κατ᾽ ἐξοχήν und mit dieser, weil der Uebergang nicht durch eine Negirung des Bisherigen gewonnen war, einen Pantheismus und Theismus überwindenden, die Trinitätslehre einschließenden Monotheismus; aber in dieser Weise tritt auch klar zu Tage, daß diese Potenz nicht mehr im Identitätssystem als solchem lag, sondern daß sie einzig in der Seele des Philosophen selbst zu suchen ist, der ja allein zur Erkenntniß von der Halbheit einer einseitig logischen oder einseitig realen Entwickelung gelangt, der allein zur Erhebung getrieben wird bis zu der Höhe, darüber der Geist nicht hinauskann, bis zu dem Sein, das durch seine Natur alles weitere Denken aufhebt, weil es das alles Denken Uebertreffende ist; der allein getrieben wird, für sich die Ruhe, d. i. die Wahrheit, über sich hinaus zu suchen in jener höchsten und letzten Potenz, die das „Unter sich" mit höchster Subjectivität umfängt, die als Subject über dem göttlichen Processe, durch den die Welt entsteht, die absolute Ursache oder die causa causarum bleibt.

Es ist uns hier nicht Raum geboten, die in dieser gegenseitigen Abwägung der Jacobi'schen und Schelling'schen Philosophie sich ausdrückende Weltanschauung unsererseits wieder einer Kritik zu unterwerfen und namentlich unsere Bedenken gegen die Annahme, daß das Höchste und Absolute, welches wir Gott nennen, nur als Subject gedacht werden könne, darzulegen; nur so viel sei angedeutet, daß ja Subject oder Object schon darum nicht als das Absolute zu fassen sind, weil beide nur in Beziehung aufeinander gedacht werden können, mithin immer nur die Bedeutung von relativen Begriffen haben und sich daher nur als die beiden Factoren in dem großen, lediglich in sich selbst den Grund und Endzweck seines Daseins und Lebens habenden Ganzen, nicht aber als dieses Ganze und Höchste selbst fassen lassen. Können wir aber auch dem Verfasser in diesem Betracht nicht zustimmen, so sind wir doch entschieden in dem mit ihm eins, was er wahrscheinlich hat sagen wollen, nämlich in dem Gedanken, daß das Absolute als der gesammte Inbegriff der im Wesen identischen und nur beziehungsweise sich unterscheidenden Subjectivität und Objectivität nothwendig als Persönlichkeit gedacht werden müsse, und wir können daher in dem, was uns an seiner Anschauung unhaltbar erscheint, nur eine Verwechselung der allerdings confundirten, aber trotzdem wesentlich verschiedenen Begriffe „Subjectivität" und „Persönlichkeit" erblicken. So aufgefaßt erweist sich in der That seine Anschauung als eine vom höhern Standpunkt gewonnene Vermittelung der Jacobi'schen und Schelling'schen Philosophie und damit zugleich als eine

Ueberwindung des Theismus und Pantheismus, des Idealismus und Realismus, des Subjectivismus und Objectivismus, wie ihn weder Jacobi mit seinem Saltomortale, noch Schelling mit seiner Potenzenlehre zu erreichen vermocht hat. Gleichzeitig bekundet er sich damit als ein Denker, welcher der einseitig theoretischen Richtung der hinter uns liegenden Speculation und der einseitig praktischen Richtung der heutigen Empirie gleich unbefangen gegenübersteht und eben dadurch sich berufen zeigt, einen Denker der Vergangenheit in vorurtheilsfreier Weise der Gegenwart vorzuführen und zur Anbahnung einer die Wahrheit noch reiner und freier erfassenden Philosophie der Zukunft ersprießlich mitzuwirken. Möge daher sein Buch allen rückwärts und vorwärts schauenden Freunden des wissenschaftlichen Fortschritts bestens empfohlen sein.

Adolf Zeising.

Literarhistorische Werke.

1. Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur von L. Cholevius. Leipzig, Teubner. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Handbuch zur Geschichte der Litteratur. Von Friedrich von Raumer. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.*)

Es ist höchst verdienstlich, daß der auch durch frühere Schriften rühmlich bekannte Verfasser des ersten Buches: „Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts", L. Cholevius, es übernommen hat, die vorzüglichsten Romane des 17. Jahrhunderts einer nähern Betrachtung zu unterwerfen. Denn wenn selbst ausgezeichnete Literarhistoriker es zweifelhaft lassen, ob sie die Hauptromane jener Zeit auch nur ganz gelesen, geschweige denn gründlich studirt haben, wie wird es erst dem ergehen, der den Quellen und Originalen noch entfernter steht, dem keine öffentlichen Bibliotheken sich öffnen, sodaß er auf dürftige, noch dazu unzuverlässige Berichte gewiesen ist? Es bleibt erstaunenswerth, mit welcher Gründlichkeit unser Autor seine Sache durchführt, mit welcher Ausdauer und Liebe er sich solcher Arbeit unterzieht, und wie er, mit gleicher Aufmerksamkeit für den historischen Hintergrund, das Ganze und die kleinsten Einzelheiten der Dichtungen, auch da, wo er comparativ verfährt, wo er auf die Alten, auf die Franzosen zu sprechen kommt, nie uns seine Gelehrsamkeit als rohe Waare vorlegt, sondern stets diese lebendig verarbeitet, über die Leistungen der Deutschen nie trocken referirt, sondern sie wahrhaft reproducirt, charakterisirt und das Mislungene, aber auch die Schönheiten nachweist. Man meint während der Lektüre dieses Buchs jene Romane selbst zu lesen und findet außer dem reichen literarischen Gewinn auch die mannichfaltigste Unterhaltung. Möchte doch jeder die wichtigen Momente beachten, die der Verfasser schon in der Einleitung gibt! Die Dichter, deren Romane uns in der angedeuteten Weise nahe gerückt werden, sind: Philipp von Zesen („Die afrikanische Sophonisbe", „Ibrahim's und Isabellens Wundergeschichte", „Die adriatische Rosemund", „Assenat", „Simson"); Andreas Heinrich Buchholtz („Des Großfürsten Hercules und der Fräulein Valisca Wundergeschichte", „Herculiscus' und Herculadisla's anmuthige Wundergeschichte"); Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen („Die asiatische Banise"); Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel („Die durchlauchtige Syrerin Aramena", „Octavia, römische Geschichte"); Daniel Kaspar von Lohenstein („Arminius und Thußnelda").

Es wird dabei sehr zweckmäßig der Gang beobachtet, daß wir zuerst Biographisches und allgemein Charakteristisches über die Autoren erhalten, daß dann näher auf die einzelnen Dichtungen inhaltlich eingegangen wird, anderweitige Bemerkungen sich daran knüpfen mit Bezug auf die Sprache, zuletzt mit glücklicher Auswahl Proben aus den Werken uns vorgelegt werden. Man sage von den Romanen der Franzosen und der Engländer bis auf den heutigen Tag, was man wolle, und in der That muß ihnen Außerordentliches zugestanden werden; wenn man sich aber aller blinden Vorliebe für das Ausländische entkleidet, wenn einem deutsches Wesen und deutsche Art nicht völlig abhanden gekommen sind, so muß man es dem deutschen Romane vorzugsweise zugestehen, daß er das Leben in seiner Ganzheit abspiegelt, daß er sich in und mit seiner Nation nie abschließt, sondern auf weltweite Beziehungen eingeht, sie sogar gestaltet, weil der Deutsche eben mehr oder weniger stets die Menschheit vor Augen hat, und demnach auch gern das Leben als solches universell nimmt, wo die ihm bekannte Welt nicht ausreicht, durch die Mythe sie ergänzt, um sich einigermaßen genug zu thun. Es kommt hier freilich sehr auf die Stärke und Beweglichkeit der Phantasie an, die dem einzelnen Dichter zu Gebote steht, inwieweit er als Mensch das Maß aller Dinge ist und nun als Poet auch noch das künstlerische Maßhalten anzuwenden weiß.

Wir haben alle Ursache, zu bewundern, welche Fülle von Phantasie, welche Gabe zu erfinden oder einen schon vorhandenen Stoff zu gestalten, Lebhaftigkeit der Schilderung, Anmuth der Erzählung die obenerwähnten Romandichter besitzen. Es ist wahr, sie überschreiten oft jede Grenze, und werden phantastisch, sie können sich im Pomp, im Farbensatten und Blumenreichen nicht genug thun und verfallen in Schwulst, in Ueppigkeit und Ziererei; dann aber auch wieder wie duftig und naiv sind sie, wie kühn im Entwurf, wie großartig in der Ausführung, in der Gruppirung, und wie beruhen sie meist auf einem ein für allemal festen sittlich-religiösen Tiefgrunde! Sie wollen und sollen eben, auch nach dem Wunsche ihres Publikums, nicht ängstlich und knapp sein, und sie sind es auch wahrlich nicht, denn sie wissen, daß die Leser ihrer Zeit weite Spaziergänge und Irrfahrten lieben, weshalb es jenen auf sechs bis acht Abenteuer mehr oder weniger auch gar nicht ankommt, während wir Heutigen uns oft viel zu sehr geniren und menagiren, ob der liebe Leser bei uns auch aushalten, so verschlungene Wege, voll halsbrechender Gefahren noch dazu, auch mitmachen werde.

*) Ueber den ersten und zweiten Theil des Raumer'schen Werks vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1864. D. Red.

Auch im Einlegen, im vielfachen Unterbrechen der Hauptgeschichte durch Episoden, in bunt hingeworfenen Maximen, in der Mischung mit oratorischen, epistolarischen, monologischen, dialogischen, descriptiven Einschiebseln sind die Verfasser gar nicht blöde, sodaß wir Modernen durch die bisweilige Rückkehr zur Lektüre jener Romane uns sehr wohl auffrischen, unserer Weichlichkeit abhelfen, uns für mannhaftere Nahrung empfänglich machen könnten. Das, was so viele jener frühern Romanschreiber vor allem auszeichnet, ist, daß sie kosmopolitischen Blick mit echtem Patriotismus für Deutschland vereinigen. Ob sie uns nach Konstantinopel oder nach Amsterdam und Paris geleiten, nach Rom oder Athen uns versetzen, in Palästina oder in Aegypten verweilen, uns Prachtscenen oder auch entsetzenvolle Auftritte im Abend- oder Morgenlande vorführen, oder gar ins grenzenlose Zauberreich der Romantik mit uns hinüberfliegen, sodaß wir durchaus nicht wissen, wo oder wann das Unerhörte vorgeht: sie gebieten in all dem über einen unendlichen Aufwand der Kraft und der Mittel, wir zweifeln gar nicht an den Vorgängen, solange wir unter der Magie des Dichters uns befinden, und wir haben alles abgelegt, was an heutige Ueberreiztheit und Blasirtheit gemahnen könnte.

Am stärksten haben wir diese Eindrücke da empfangen, wo der Verfasser des vortrefflichen Buchs, gegen das Ende desselben, uns in die umfangreiche Welt des Lohenstein'schen Romans: „Arminius und Thußnelda", einweiht, uns gründlich, mit steter Abwechselung, von allem unterrichtet, Europa und Asien in ganz besondere Verbindung bringt, sodaß wir ganze Länder des letztern Welttheils in gloriosen Zügen wie auf einer Bühne an uns vorüberziehen sehen, und nun die wenn auch stark überlastete, doch nie sterile Schöpfung jenes Gesammtromans überschauen. Auch hier ist der Patriotismus nicht vergessen, obwol sozusagen die Weltgeschichte vor uns abrollt. Wenn auch Kämpfe einzelner Helden, mörderische Kriege vor uns wüthen, Frauen selbst zum Streit anfachen, für das Schwert entbrennen, so fehlt es nicht an Liebesglück und zarterm Umgang; selbst Tiberius schmückt sich und andere mit Blumen, die ganze damalige Civilisation geht lebendig in Scene, der Staat, die Wissenschaften, mit Einschluß der Philosophie, die Künste, sie werden nicht vergessen, Curiositäten, spitzfindige Fragen werden artig wie sinnreich beantwortet, ganze Untersuchungen drängen sich durch, denen Zopf und steife Bügelröcke nicht fehlen, die aber dennoch sehr ergötzlich sind; sogar ein Einsiedler findet Gehör, indem er uns, Lucrez und Leibniz in Einer Person, das „harmonische Zusammenstimmen aller geschaffenen Dinge" dichterisch und weltweise zu überlegen mahnt. Wie in solcher Weise uns der Verfasser mit den Romanen jener Zeit, was Inhalt, Form, Geschichte betrifft, aufs genaueste bekannt macht, so hat er auch sonst seine eigene Ausführung bis zu allmählichem Ansteigen sinnvoll geordnet.

Der letzte Abschnitt über Lohenstein ist die Baukrone des Ganzen; aber auch alle frühern sind würdig und durchweg gediegen und tragen mächtig das Ihre bei, aufdaß der höchste Bau und Aufsatz auch die höchste Wirkung erreiche. Es trifft hier wieder zu: wer andere mit Geist zu lesen versteht, ist auch meist im Besitze der Kunst, selbst mit Geist zu schreiben. Nur in Einem Punkte hat der Verfasser uns unbefriedigt gelassen. Der so bedeutende „Simplicissimus" hätte jedenfalls eine Hauptwürdigung verdient. Der Grund dagegen reicht keineswegs aus. Eine neue Auflage wird das Fehlende vielleicht bringen. Möchte das 19. Jahrhundert bald einen Autor finden, der so mit Gerechtigkeit, Sorgfalt, Feinheit, Umsicht, Empfänglichkeit für das Schöne, Erhabene, aber auch für den Stil, dessen Romane in Betracht zöge! Ein solcher geriethe hier freilich auf ein Meer, auf dem es mit manchen Unholden zu kämpfen gäbe, bis er die wonnigen Inseln entdeckte, die sich allerdings auf demselben Ocean schaukeln!

Wir gehen zu dem zweiten der oben angeführten Werke über, zu dem „Handbuch zur Geschichte der Litteratur" des Hrn. von Raumer. Der berühmte Historiker, der zu den ehrenwerthesten, rüstigsten Veteranen unter den deutschen Schriftstellern gehört, macht auch in den beiden vorliegenden Theilen seines „Handbuchs", wie in den frühern, einen Spaziergang durch die weiten Felder der Literatur, welcher nicht ausschließt, daß er auch das Nützliche mit dem Schönen, Unterhaltenden verbindet. Hier bleibt er stehen, erlabt sich und seine Begleiter an der Aussicht; dort geht er schneller vorüber, um sich in einem Thale, auf einem Hügel, einem Berge zu ersättigen, die ihn schon von fern locken. Diese Lustgänge hindern ihn nicht, daß er nicht auch botanisirt. Sogar zerlegt er einzelne Pflanzen mit sauberer Hand, sammelt Mineralien, beobachtet Thiere und Menschen und was sonst auf solchem Wege sich bietet; in jedem Betracht ist eine reiche Ausbeute sein baarer Gewinn. Um aber nun unbildlicher über das Ganze und Einzelnes zu sprechen, das Werk ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Verfasser Damen gehalten hat. Es hat in diesem Kreise gewiß viel Unterhaltung gewährt, Nutzen gestiftet, und verdient auch umfangreichere Kreise zu finden und fleißig gelesen zu werden. Es kann zu bedeutsamer Anregung dienen, um das, was der Verfasser nicht vollständig erörtert, weiter zu verfolgen, aber auch das, was er näher charakterisirt, zu längerer Vertiefung in den Quellen nachzulesen. Es lagert sich in dem Werke eine unübersehliche Fülle reifer Lesefrüchte vor uns ab, es kommt nun darauf an, wie man sie in sich ordnet, ökonomisch verwaltet, wie man aus allem die Kunst sich aneignet, selbst neue Früchte zu prüfen, zu brechen.

Der Verfasser hat ganz recht daran gethan, sich nicht lange umzusehen nach einer künstlichen Eintheilung. Ihm als Historiker lag es nahe, nach den Völkern vorwärts zu gehen, den Dichtern sich die Philosophen, diesen die Redner und Geschichtschreiber anschließen zu lassen. Was der ganzen Darstellung des Verfassers schon von vornherein und durchweg zum Lobe gereicht, ist einmal die Unabhängigkeit, Klarheit, Entschiedenheit des Urtheils, ohne daß er je durch dasjenige bestimmt wird, was hergebracht, Mode ist, was zum guten Ton in der Gesellschaft gehört, was dann freilich immer einer dem andern nachplappert. Nichts ist seltener unter den Menschen,

selbst unter vielen Gebildeten, als eigenes Urtheil. Sodann ist an dem Werke des Hrn. von Raumer höchlich anzuerkennen, daß es einen solchen Reichthum von Ehrenrettungen bietet, die demjenigen selbst zur Ehre gereichen, welcher der Verkannten, Misverstandenen, wol gar Geschmähten im Namen der Gerechtigkeit der Geschichte sich annimmt und ihr humaner Sachwalter wird.

Richten wir nun unsern Blick auf einzelnes in beiden Theilen, so können wir auch einzelnes nur wieder hervorheben. Nicht überall stimmten wir mit dem stets wohlüberlegten, interessanten Urtheil unsers Autors überein; manchen fanden wir zu kurz behandelt, manchen zu gering angeschlagen, manchen zu wichtig genommen: überall aber ist das Urtheil des Verfassers mannhaft, freimüthig, geistvoll, und uns erfreute in all dem viel Neues, Feines, überraschend Bezeichnendes.

Erwähnen wir noch einiger von ihm in Betracht gezogenen Schriftsteller. Indem er uns zuerst die Franzosen vorführt, verweilten wir besonders bei dem, was er über und aus d'Alembert, Buffon, Barthélemy, Chamfort, Frau von Staël, Damiron beibringt. Aus dem letztern ersehen wir so recht, wie die Zeiten, die Völker, mit ihnen die Schriftsteller sich ändern, und zwar zu ihren Gunsten. Wer hätte es je den Franzosen zugetraut, so über Philosophie sich auszulassen? Auch Stellen aus Victor Cousin berichtigen das Aburtheil seiner Gegner, die ihn mit der Bezeichnung Eklektiker oft so leichtfertig beiseiteschieben. Bis jetzt weniger Bekanntes wird aus Renan mitgetheilt. Seine Aussprüche geben viel zu denken, seine große religiöse Duldsamkeit muß man respectiren; das über Calvin Gesagte ist sehr zu beachten. Unter den Historikern machen wir auf Stellen aufmerksam, die aus Mignet gewählt sind, ebenso aus Thiers. Bei dieser Gelegenheit bringt Hr. von Raumer, wie es allerdings noththut, in Erinnerung: „Der Anwalt, der Advocat, steht mit Recht innerhalb einer Partei; der Geschichtschreiber muß sich (ohne Vorurtheil und Haß) über alle Parteien erheben und zugleich alle richtig und umfassend würdigen." (Man vergleiche die glänzende Charakteristik Talleyrand's von Thiers, der sich alsbald die nicht minder treffende desselben Mannes von Guizot anschließt; I, 178, 195 fg.) Der ganze Abschnitt über und aus Guizot ist vortrefflich. Guizot sagt einmal: „Wenn die rechtlichen Leute nicht wissen, wie sie die Plane der Vorsehung verstehen und ausführen sollen, so übernehmen die unrechtlichen Leute dies Geschäft. Denn unter dem Drange der Nothwendigkeit, inmitten der allgemeinen Ohnmacht, finden sich immer scharfblickende, kühne, verdorbene Geister, welche abmerken, was wol geschehen wird und was man wagen darf" (S. 198). Endlich ist von höchster Wichtigkeit das aus den Schriften Napoleon's III. mit großer Umsicht Zusammengestellte.

Es folgen Portugiesen, Spanier, Italiener, bei denen wir aus Mangel an Raum nicht verweilen dürfen. Unter den Engländern ist ebenfalls eine mannichfaltige Auswahl getroffen. Es ist nicht zu leugnen, Lady Montague hat sich zu conserviren gewußt; sie hat trotz der Zeit und ihres Alters an Liebreiz nichts verloren. Sie beobachtet gut, zeichnet sauber, malt frisch und läßt es sogar an kleiner Malice nicht fehlen, die denn auch mit Toilettengeschmack zu übertreiben weiß, wo es darauf ankommt, den Wienern alten Stils etwas aufzuheften. Wem aber die Zeit großen Abbruch gethan hat, ungeachtet der Vorliebe der Engländer für ihn, ist Graf Chesterfield. Wer hätte in seiner Jugend die Briefe des gefeierten Staatsmannes an seinen Sohn nicht mit Entzücken oder doch mit stiller Genugthuung gelesen! Man sonnte sich recht mit Behagen an diesen Klugheitslehren, Welt- wie Umgangsregeln, welche der hochgestellte Herr seinem noch sehr des Schliffs bedürftigen Herrn Sohne gab, man schmeichelte sich keck, selbst dessen gar nicht mehr zu bedürfen. Dennoch überkommt uns jetzt, bei den angeführten Stellen, ein unwillkürliches Lächeln. Wie viel Menschenkenntniß der besorgte Vater sich auch erworben, wie gewandt er sich auch in den ersten Cirkeln bewegt hat und an seinem Sohne deshalb zurechtzupft, der Alte ist uns steif und ein Pedant geworden: er outrirt, er verfällt in jene bekannte Manier früherer Schüler, die ihre Umgebung in Physiognomien und ganzen Figuren auf Schultische eingruben, dem einen eine ellenlange Nase, dem andern einen ebenso langen Zopf andichteten und die ausgelassensten Lacher auf ihrer Seite hatten. Auch die Frauen, in deren einzelnen Zügen der Graf nur die Abart, keineswegs das ganze Geschlecht trifft, dürften mit Recht gegen eine so unwahre Abschattung Protest einlegen, den Männern ganz andere Gebrechen nachweisen und so das geschlechtliche Gleichgewicht und die Ebenbürtigkeit wiederherstellen. Immerhin sind wir auch jetzt noch erbaut von vielem Köstlichen, was jene Briefe darbieten, aber auch überzeugt, daß, wenn es Hr. von Raumer, wie er sich jugend- und geistesfrisch aufs erfreulichste erhalten hat, unternähme, Briefe an seinen Sohn in die Welt zu senden, diesen die Zeit nichts anhaben würde. Uebrigens frugen wir uns: warum werden Lady Montague und Graf Chesterfield unter den Dichtern aufgeführt? Wenn wir unter vielen andern wie Blair, Johnson, Tytler auch Thomas Moore hier mit Wohlgefallen begegnen, warum fehlt der letztgenannte unter den Dichtern?

Unter den folgenden Historikern fällt dann besonders Georg Grote mit seiner „Geschichte Griechenlands" schwer ins Gewicht. An dem herrlichen Bilde, welches der Engländer von Demosthenes gibt, können wir Heutigen uns wahrhaft kräftigen, uns solchen Patriotismus, mit dem Hinblick auf die Einheit und Einigkeit der Deutschen, zum Muster nehmen. Endlich üben Canning, Macaulay und Peel eine besondere Anziehungskraft aus. Auf welch einem hohen Standpunkt steht dieser Macaulay! Wie geistvoll ist er, aber auch wie freisinnig; wie weiß er sich sogar als Engländer selbst zu entäußern. Man lese, wie er über Indien, über die Rechte und die Vernachlässigung der Juden spricht, ohne daß man dabei vergessen darf, wie derselbe Mann so ungerecht über Friedrich den Großen urtheilen konnte. Von Indien und den Engländern sagt er:

Es ist die erstaunlichste aller politischen Erscheinungen, daß eine Hand voll Abenteurer, von einer Insel des Atlantischen Meers herkommend, ein großes Land unterjochen, welches um die Hälfte des Erdkreises von ihrem Geburtsorte abliegt, bis dahin in Europa fast nur ein Gegenstand von Fabeln war, nie von abendländischen Eroberern, nicht von Alexander, nicht von Trajan betreten ward, größer und bevölkerter als Frankreich,

Spanien, Italien und Deutschland zusammengenommen, bewohnt von Völkern verschiedener Abstammung, Farbe, Sprache, Sittlichkeit, Gebräuchen, Religion. Dies sind Wunder; niemals sah die Welt etwas Aehnliches!

Gehen wir zu den Nordamerikanern über, so befremdet, daß Longfellow den Reigen eröffnet. Wir erneuern die angenehme Bekanntschaft mit Cooper, Irving, und sehen allerdings, da mit Washington Irving die eigentlichen Mittheilungen erst beginnen, die frühere Aufeinanderfolge fortgesetzt. Ticknor bringt in seiner „Geschichte der spanischen Literatur“ überraschende, ungewöhnliche, auch keineswegs verfälschende Lichter an, nur daß der Amerikaner doch der Phantasie und musikalischen Poesie eines Dichters wie Calderon nicht gewachsen ist. Franklin ist ein Virtuose des gesunden Menschenverstandes mit tiefster Innerlichkeit des Gemüths. Er lehrt Lebensweisheit mit Geist und Sinnigkeit, und bietet mit seinem goldenen Lebenshumor, mit seiner Spruchreife nach echter Volksart manchen Vergleich mit unserm Humoristen Hippel dar.

Zuletzt gelangen wir zu uns Deutschen. Diese Abtheilung macht mehr als die frühern den Eindruck eines Tagebuchs der Lektüre, aber eines sehr gehaltvollen, originellen, wie denn der Verfasser eine unermeßliche Belesenheit besitzt. Hr. von Raumer versteht sich auch hier auf Ueberraschungen. Lavater erzählt anderswo einmal, ihm habe geträumt, er sei im Himmel angekommen gewesen. Er habe sich umgesehen und habe zu seinem nicht geringen Erstaunen viele im Himmelssaale gefunden, auf die er daselbst nie im Erdenleben gerechnet hatte; aber er hätte auch viele vermißt, die er sicher dort anwesend geglaubt. Aehnlich ist es uns ergangen, als wir in den Literatursaal traten, in welchem bei Hrn. von Raumer die Deutschen versammelt sind, und als uns kein anderer so beglückt, ja ruhmselig entgegenkam als wer, lieber Leser? — Frau Karschin. Ich fühlte es der Guten mit ganzer Seele nach, da sie in einstigen Tagen manches Kummerbrot gegessen, mit einem Dachstübchen sich eine Zeit lang hatte begnügen müssen, wie denn der Verfasser die Stelle ausdrücklich anführt, womit die Dichterin eine ihrer Poesien überschreibt: „An den Apoll, daß er die Leier zurücknehmen möchte; als ich zu Berlin, wegen Mangels an Quartieren, einige Zeit in einer Dachstube wohnen mußte.“ Und mit ihr, der in den meisten Literaturwerken so kärglich Bedachten freuen sich hier denn auch dicht neben und bei ihr Ramler, Gleim, Gotter nicht wenig. Es sei ihnen von Herzen gegönnt! Doch, Scherz jetzt beiseite; allerdings hat Hr. von Raumer bereits im zweiten Theile seines „Handbuchs“ viele Sterne erster Größe unsers Literaturhimmels zur Anschauung gebracht. Auch im letzten Abschnitt des Raumer'schen Werks sind wieder die edelsten Ehrenrettungen. Bei Gelegenheit der Frau von Laroche findet das bloße Sich-amusiren-wollen beim Roman seinen vortrefflichen Bescheid. Neben Matthisson vermissen wir Salis. Für Jean Paul weiß Hr. von Raumer kaum zwei Worte der Anerkennung zu sagen, für denselben Jean Paul, der unter allen Genien nicht seinesgleichen hat!

Es treten die Philosophen auf: Spinoza, Leibniz, Wolff, Abbt, Eberhard, Mendelssohn, Garve, Kant, Jacobi, Hamann. Kein Billigdenkender kann hier von unserm Autor etwas Erschöpfendes erwarten. Dennoch hätten wir gern auch Fichte, Schelling, Schleiermacher, Herbart, Schopenhauer aufgenommen gesehen. Lavater büßt und läutert sich für einige auf Erden denn doch zu weit getriebene Schwärmereien bei Hrn. von Raumer offenbar noch im Fegfeuer. Auch ersehen wir aus einem Belege, daß einige Frauen zu seiner Zeit ebenso exaltirt und erhitzt für den kühnen Physiognomen waren, wie manche Emancipirte unserer Tage für diesen und jenen dreisten Reformer. Johannes von Müller wird durch den Verfasser hergestellt von manchen Verunglimpfungen, die er erlitten. Vieles von dem, was Müller äußert, ist wie mit dem Grabstichel geschrieben. Er sagt einmal: „Das höchste Gut ist die Unabhängigkeit, und sie besteht nicht in dem, daß jemand von seinen Renten lebe, sondern in dem, daß jeder von den Irrthümern der Menschen unabhängig sei und auch sich, wenn es nöthig ist, besiegen könne.“ Und wir wenden die ganze Stelle auf Hrn. von Raumer an, der sich, wir wiederholen es absichtlich, auch in diesem ganzen Werke unabhängig im Urtheil, brav an Gesinnung mit Geist kundgibt. Ferner heißt es bei Müller: „Ich halte sehr viel auf Individualität; die kosmopolitische Phraseologie ist Wind, jeder fülle vollkommen seinen Platz.“ Auch Gentz' Schriften werden uns wieder ins Andenken gerufen. So heißt es bei demselben:

> Sucht Frieden und Eintracht, und wechselseitiges Vertrauen, Harmonie der Ansichten und Wünsche, Interesse am Schicksal eines jeden, Eifer für gemeinschaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, jeden abgesonderten Vortheil einer großen Nationalsache zu opfern, unter allen deutschen Völkerschaften zu stiften.... Auf dieser Laufbahn ist das Anhalten tödlich. Sobald ihr stillsteht, verläßt euch die Kraft, übermannt euch der Hoffnungslosigkeit Schlaf, senkt die Nacht, die euch von allen Seiten umringt, auch auf euch ihre Schrecknisse nieder. Je beharrlicher, je entschlossener ihr fortschreitet, desto sicherer entgeht ihr der Ermattung, desto frischer weht die Hoffnung euch an, desto schneller kommt die Morgenröthe euch entgegen!

Diese bessere Zeit, setzen wir hinzu, die er uns verkündigt, ist erschienen; bleiben wir ihr treu, unter allen Umständen treu!

Das über Schiller, Goethe, über die romantische Schule Gesagte muß man im Buche selbst nachlesen.

Friedrich II. mit seinen Schriften bildet den imposanten Schluß des Werks. Der große, unvergeßliche König glänzt uns aus der grünen Umhegung dieses literarischen Lustgartens wie eine herrliche weiße Statue entgegen, oder strahlt von seiner Erhöhung wie jenes Sternbild: Friedrich's Ehre, welches die Astronomen ihm zum Ruhme an den Himmel gesetzt. Die Leier erklingt in seinen Gedichten, das glorreiche Schwert blitzt hervor aus seinen historischen Schriften, die Feder des Fürsten gab dem allen auch in seinem sonstigen literarischen Nachlaß einen bleibenden Werth, und wir fühlen, indem wir diese Stellen in gebundener und ungebundener Rede wieder lesen, aufs neue uns gespornt, dem Auslande gegenüber, im Staate, in jeder Gemeinschaft, auch in der Muttersprache eines solchen Königs, Weltweisen und Gesetzgebers stets würdiger zu werden, wie er denn, was die deutsche Sprache und ihre Verwaltung betrifft, jetzt sicher den Lorber uns überreichen, ihn mit uns theilen würde. Wie reich sind

seine von ihm selbst verfaßten geschichtlichen Annalen, wie reich ist sein Briefwechsel — er ersetzt uns den espritvollsten französischen Salon — und welch ein richtig sehender Prophet ist er gewesen, wenn er schreibt: „Die schönen Tage unserer deutschen Literatur sind noch nicht eingetreten, aber sie nahen. Ich verkündige sie, sie werden erscheinen! Ich werde sie nicht sehen, mein Alter nimmt mir diese Hoffnung. Ich sehe, wie Moses, das Gelobte Land von weitem, werde es aber nicht betreten!" (IV, 327).

Um nun noch einmal auf unser Vermissen zurückzukommen, so sind es außer den früher bereits Genannten unter den Franzosen unter andern besonders George Sand, unter den Engländern Shelley, Carlyle, unter den Nordamerikanern Parker, Emerson, unter den Deutschen Hölderlin, Sealsfield, die beiden Humboldt, Varnhagen von Ense, manche Geschichtschreiber. Dennoch enthält das ganze Werk in seinen vier Theilen einen unübersehlichen Reichthum; jeder tüchtige Leser ist darauf gewiesen, ihn nach eigenen Kräften bei sich und in seiner Umgebung zu vermehren.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Karl Siebel.

In der Industrie- und Dichterstadt Barmen ist am 9. Mai der Dichter **Karl Siebel** in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre gestorben. Schon seit längerer Zeit brustleidend hatte er sich nach Madeira begeben, um dort im südlichen Klima Milderung seines Leidens oder Genesung zu erreichen. Doch täuschte ihn und seine Freunde diese Hoffnung, welcher **Emil Rittershaus** noch kurz vor dem Tode des Dichters in einem warmempfundenen, jetzt durch die „Elberfelder Zeitung" veröffentlichten Gedichte so innigen Ausdruck gab:

Dank dir, o Frühling! Altes machst du neu!
Du hast den Bruder mir zurückgegeben!
Zwei Herzen eins in Liebe und in Treu',
Zwei Geister eins im Denken und im Streben!
Dank dir, o Frühling; doch, o Himmelssohn,
Du, mit dem Sonnenbecher in den Händen,
Laß eine Bitte mich zu deinem Thron,
Ach, eine nur aus tiefster Seele senden!

Du streust so viel der Rosen ins Gefild —
O, pflanze zwei auf meines Freundes Wangen!
An deinem Kelch, daraus der Segen quillt,
Laß, Labung schlürfend, seine Lippen hangen.
Zwei Rosen auf die Wangen hohl und bleich!
Erhör' mich, Lenz! Von deinen tausend Gaben,
Von deinem Blumenschatz, so überreich,
Will ich nur diese beiden Rosen haben!

Du, dessen Hauch die Stirne mir umkreist,
Der blühen läßt, was winterstarr gewesen,
Du Gott des Lenzes, hoher Sonnengeist,
O, spende du der kranken Brust Genesen! —
Ich schaue sinnend in die Nacht hinaus;
Die Winde flüstern, Abendglocken läuten.
Ein heller Stern steht ob des Freundes Haus —
Ich will ihn als den Stern der Hoffnung deuten!

Karl Siebel hat lyrische und lyrisch-epische Dichtungen, von denen die letztern, wie „Jesus von Nazareth", „Tannhäuser" u. a. meist einen gedanklichen Inhalt haben, herausgegeben. Den Hauptnachdruck hat die Kritik stets mit Recht auf seine „Gedichte" gelegt, welche 1856 in erster und 1859 in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Es weht durch diese Lieder ein milder Hauch des Gefühlslebens; einzelne enthalten glücklich beleuchtete sociale Genrebilder aus dem Leben gegriffen und mit festen und bestimmten Umrissen gezeichnet: ein Genre, in welchem sich auch Emil Rittershaus, ein Geistesverwandter Siebel's, hervorthut. Die frisch zugreifende Thätigkeit und Rührigkeit im praktischen Leben, verbunden mit poetischem Sinn, findet in solchen Lebensbildern eine ebenso naheliegende wie willkommene Aufgabe dichterischer Gestaltung.

Die Freunde des Dichters und seiner Dichtungen werden sich nach dem frühen Tode desselben wol jener Verse erinnern, die jetzt wie eine Mahnung aus dem Grabe erklingen:

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dein Leben
Lebendige Todte sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In andrer Herz hinein,
So wirst du, und bist du ein Todter,
Ein ewig Lebender sein.

Eine deutsche Akademie.

Wolfgang Müller von Königswinter bricht im Feuilleton der „National-Zeitung" eine Lanze für eine neue „deutsche Akademie", nachdem er dem preußischen Staat seine Unterlassungssünden mit Bezug auf die Pflege der Nationalliteratur und der dichterischen Talente nachdrücklich vorgerückt und einleuchtend bewiesen hat, daß Preußen sogar gegen Oesterreich hierin im Schatten steht: einen Staat, in welchem die namhaften ältern Dichter, zu Mitgliedern des Herrenhauses und zwar nur auf Grund ihrer poetischen Leistungen ernannt, zu den politischen Pairs des Reichs gehören, während die jüngern, wie Beck und Hamerling, Staatspensionen genießen, die ihnen eine ungetrübte Muße zu dichterischem Schaffen gewähren.

Ohne Frage steht das neue mächtige Preußen hierin auch gegen das Preußen des Königs Friedrich Wilhelm IV. zurück, der zwar eine einseitige Richtung der Literatur förderte, aber diese mit echtem Enthusiasmus, und Dichter auszeichnete, welche sich doch eines allgemein anerkannten Namens erfreuten: wir erinnern nur an Ludwig Tieck und Friedrich Rückert. Doch welcher deutsche Dichter ist in den letzten zehn Jahren nach Berlin berufen, welchem ist die Auszeichnung des Ordens pour le mérite zutheil geworden? Man kann sagen, daß die Literatur in neuer Zeit sich selbst vom Staate losgesagt und wenigstens einzelnen Regierungen und Ministerien gegenüber eine oppositionelle Stellung eingenommen hat. Doch abgesehen davon, daß dies nicht von allen Dichtern gilt, hat gerade eine die nationalen Interessen in erster Linie vertretende Regierung die Pflicht, sich um die Parteistellung der Poeten nicht zu kümmern, sondern das Talent auszuzeichnen, das sich eine nationale Geltung erobert hat.

Die Existenz solcher Talente in der Gegenwart leugnen zu wollen, könnte nur falscher Vornehmheit und unbegründetem Mismuth einfallen. Derartige einseitige Standpunkte einer verkehrten Literaturgeschichtschreibung und afterweisen Kritik zu theilen, kommt aber nicht einem Staate zu, der durch die Allianz mit den frischen Kräften und Talenten der gleichzeitigen Literatur nicht einen täuschenden Nimbus, sondern den echten Vollgehalt geistiger Energie gewinnt.

Wir sind im Princip mit Wolfgang Müller vollkommen einverstanden, wir haben bereits in einem frühern Aufsatz in d. Bl. ganz dasselbe Thema mit derselben Beleuchtung unserer politischen und literarischen Zustände behandelt. Nur in Bezug auf die praktische Ausführung weichen wir von Müller ab, indem wir nicht die Gründung einer neuen Akademie, sondern die Ergänzung der bereits bestehenden berliner Akademie durch eine literarische Section, nach dem Muster der Académie française, der ersten Abtheilung des Institut, befürworteten. In Bezug auf die Wissenschaften lassen die Einrichtungen der berliner Akademie nichts zu wünschen übrig; der Fehler derselben ist der Ausschluß jener geistigen Notabilitäten, welche das Gebiet der Nationalliteratur pflegen. Die Aufnahme dieser in den bevorzugten Kreis der wissenschaftlichen Aristokratie,

innerhalb deren sie in Frankreich den ersten Rang einnehmen, dient auch wesentlich dazu, derartige Institute populär zu machen und mit dem lebendigen Volksgeist der Gegenwart zu vermitteln.

Notizen zur Literatur und Kunst.

Die rühmlich bekannte Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie", welche König Johann von Sachsen unter dem Namen Philalethes herausgegeben hat, soll in einer ganz wohlfeilen Volksausgabe erscheinen, zu welcher der hohe Uebersetzer seine Genehmigung ertheilt hat. Sie wird als unveränderter Abdruck der Prachtausgabe von 1865 und 1866 in dem B. G. Teubner'schen Verlag in drei Octavbänden erscheinen.

Ein Aufruf, unterzeichnet von einigen der hervorragendsten Männer Oesterreichs, wie Anastasius Grün, Friedrich Halm, Grillparzer, Frankl, Bürgermeister Zelinka, Dr. Karl von Scherzer u. a., außerdem von Dingelstedt und Laube, zeigt an, daß diese Männer sich als Comité zur Errichtung eines Schiller-Denkmals in Wien constituirt haben. Anknüpfend an eins der herrlichsten und erhebendsten wiener Feste, die Säcularfeier des Geburtstags Friedrich Schiller's, hinweisend auf die Widmung eines Schiller-Platzes, durch welches der Monarch dem schon damals sich äußernden Volkswunsche nach einem solchen Dichterdenkmal Sanction ertheilt hat, schließt der Aufruf mit den folgenden Worten, welche der deutschnationalen Gesinnung der Oesterreicher ein rühmliches Zeugniß ausstellen: „Wenngleich der deutsche Stamm zunächst berufen sein mag, zu den Ehren seines nationalen Dichters mitzuwirken, so lebt doch in den Grenzen dieses weiten Reichs kein Volksstamm, dessen Geistesleben sich dem bewältigenden Einflusse jener Ideenwelt zu entziehen vermöchte, als deren würdigster Träger der große Dichter nicht einem Culturvolke allein, sondern der ganzen gesitteten Menschheit gelten darf. Die nicht übersehene Ungunst der Zeitverhältnisse durfte das Comité nicht abhalten, sich in diesen Tagen mit einem Aufrufe an die öffentliche Theilnahme zu wenden, denn die Ungunst des drückenden Augenblicks ist vorübergehend, aber zugleich eine ernste Mahnung, das geistige Auge an dem Erhabenen und Unvergänglichen emporzurichten. Und so bleibe denn die begründete Hoffnung nicht unausgesprochen, daß es durch vereintes Zusammenwirken in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, den gemeinsamen Sympathien für Wahrheit und Schönheit, für Recht und Gesittung, für Bildung und Freiheit einen dauernden und sichtbaren Ausdruck zu geben, und diesen im Herzen der Monarchie durch ein erhebendes Symbol zu verkörpern, durch ein auch künstlerisch würdiges Standbild Friedrich Schiller's." Vielleicht wird das Schiller-Denkmal noch eher die Residenz an der Donau schmücken, als es in der norddeutschen Hauptstadt auf dem umgitterten Erbbegräbniß des Gensdarmenmarktes sich in plastischer Glorie erhebt.

Bibliographie.

Altum, B., Der Vogel und sein Leben. Münster, Niemann. Gr. 8. 18 Ngr.

Die oesterreichische Armee der Zukunft. (Von H. v. Hess.) Wien. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, A., Verfehmt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Braun, E. v., Geschichte der Burggrafen von Altenburg. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 25 Ngr.

Brieglieb, H. K., Vermischte Abhandlungen. 1stes Bdchn. Erlangen, Enke. Gr. 8. 26 Ngr.

Brinckman, J., „Kasper-Ohm un ick." Schiemannsgoarn. De 2te Uplahg un dreeduwwelt Maat mit een feines Bild uht Paul Tischbeinen sien Warkstähr. Rostock, Leopold. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Droese, A., Einführung in die deutsche Literatur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Biographieen und Proben. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 1 Thlr.

Dwyer, J., Militärische Federzeichnungen aus Großbritannien, oder das Leben der englischen Offiziere und Soldaten und der innere Dienst der englischen Infanterie. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 16 Ngr.

Eggor, A., Bismarck und Napoleon oder die Staaten des blutigen Schlachtfeldes von Königgrätz. Illustrirter historisch-politischer Roman aus den Jahren 1866—1867. 1ste bis 12te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Engel, G., Die Idee des Raumes und der Raum. Eine philosophische Abhandlung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Ficker, J., Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens. 1ster Bd. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Frenzel, K., Neue Studien. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fritze, H. E., Christian Klebauer und Compagnie. Roman. Mit Vorwort von A. Mützelburg. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Gaiger, J., Ungarns letzter Palatin oder die Möven der Revolution. Historischer Original-Roman. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an Chrn. Glob. v. Voigt. Herausgegeben von O. Jahn. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Groser, R., Die Amnestie des Jahres 403 v. Chr. Minden, Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Hegel, J., Die evangelische Kirchenverfassung. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heine, M., Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, Die Justizmörder. Ein politischer Roman. 3 Thle. Berlin. 1867. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Social-Reform-Theorie zur Beseitigung des allgemeinen materiellen Nothstandes und Begründung des allgemeinen socialen Wohlstandes. Berlin. Br. 8. 6 Ngr.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 5tes Bdchn.: Colberg. Historisches Schauspiel. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Katholicismus und Protestantismus. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung, veranlaßt durch neuere Vorgänge von einem evangelischen Geistlichen im Großherzogthum Hessen. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 4 Ngr.

Kauffmann, Hulda, In der Welt und in Bethanien. Eine Erzählung. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klein, H. J., Wie viele Jahre besteht unser Erdball? Eine Lösung des Problems das Alter der Erde zu bestimmen. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 7½ Ngr.

Kolping, A., Erzählungen. 3ter Bd. Soest, Nasse. Gr. 16. 24 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. 2 Bde. Berlin, Grote. 16. 10 Ngr.

Der Krieg, die Congreßidee und die allgemeine Wehrpflicht im Lichte der Aufklärung und Humanität unserer Zeit von einem Freunde der Wahrheit. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 12 Ngr.

Kriegk, G. L., Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forschungen und mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Kunze, J. E., Ueber die Todesstrafe. Beibehaltung oder Abschaffung derselben? Ein Beitrag zur Beleuchtung dieser Frage. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Liebbach, H. (James Wood), Drei Jahre auf dem Kaiserthron oder Maximilian und Juarez. Illustrirter historischer Roman aus der neuesten Geschichte Mexico's. 1ste bis 12te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Leonhart, R., Abenteuer eines deutschen Soldaten in Virginien. Novellette. Pittsburg. 8. 10 Ngr.

Martin, K., Die Hauptpflicht des katholischen Deutschland. Paderborn, Schöningh. 8. 4½ Ngr.

Maurus, H., Die Grundsätze der Volkswirthschaftslehre vom Standpunkte der socialen Reform gemeinverständlich entwickelt. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Mettenleiter, Karl Proske, weil. Med. Dr., Canonicus-Senior am k. Collegiatstifte U. L. F. zur alten Kapelle in Regensburg ꝛc. Ein Lebensbild. Regensburg, Bößenecker. 8. 12 Ngr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. I. Das Jahr 1867. Berlin, Springer. Gr. 8. 18 Ngr.

Müller, M., Eine protestantische Stimme. Offener Brief an Decan Zittel in Heidelberg. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Oelbermann, H., Liebe und Brod. Familien-Roman aus dem 19. Jahrhundert. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oesterreich unter dem Concordat. Erinnerungen eines Sachsen aus dem Feldzuge von 1866. Leipzig, Engelmann. 8. 5 Ngr.

Reiss, W., und A. Stübel, Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Nach vorhandenen Quellen und eigenen Beobachtungen dargestellt. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 2 Thlr.

Sartori, A., Die Stellung Jesu zu den Parteien seiner Zeit. Lübeck. Gr. 4. 10 Ngr.

Schmid, A., Wissenschaft und Auctorität. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift von Constantin v. Schäzler: „Neue Untersuchungen über das Dogma von der Gnade und das Wesen des christlichen Glaubens." München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Schmidt, G., Ueber das Wesen der Sittlichkeit im antiken und im christlichen Sinne. Sondershausen, Eupel. Gr. 4. 6 Ngr.

Schulz, C., Die Union. Eine geschichtliche und dogmatische Untersuchung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sepp, Denkschrift in Sachen meiner Quiescirung. Ein Bild aus den Sitten- und Rechtszuständen der Gegenwart. München, Lentner. Gr. 8. 6 Ngr.

Strauß, V. v., Die Communisten. Mammon. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Theodicee. Ein aus dem Aethiopolitanischen übersetztes Gedicht. Breslau, Grüson. Gr. 8. 15 Ngr.

Ullrich, F. W., Die hellenischen Kriege. Mit einem Anhang über den Wiederaufbau Athens nach der Schlacht bei Plataeae. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 4. 20 Ngr.

Wangemann, Ein Reise-Jahr in Süd-Afrika. Ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 ausgeführte Inspectionsreise durch die Missions-Stationen der Berliner Missions-Gesellschaft. 1ste Lief. Berlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Zur Frauenfrage. Von der Verfasserin des Album einer Frau. Ein neues Capitel für die dritte Auflage des Album einer Frau. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Orientirung im neuen Deutschland. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 22. 28. Mai 1868.

Inhalt: Paris und die Pariser. Von Rudolf Gottschall. — Populäre Gesundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. — Zur deutschen Städtegeschichte. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Ein Verein dramatischer Schriftsteller; Die Kritik und Lotze's „Geschichte der Aesthetik".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Paris und die Pariser.

1. Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs. Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe des „Paris Guide". Fünf Bände. (Internationale Bibliothek.) Erster Band: Geschichte von Paris. Zweiter Band: Das Museum des Louvre. Dritter Band: Die Paläste und Denkmäler von Paris. Vierter Band: Physiologie von Paris. Fünfter Band: Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris. Berlin, Lesser. 1867. 8. Jeder Band 15 Ngr.
2. Auf dem Vulkan. Pariser Schilderungen von Sigmund Kolisch. Stuttgart, Rieger. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Erste Folge, erster und zweiter Band. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
4. Paris 1867. Weltausstellungs-Bilder von Hans Wachenhusen. Zwei Theile. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1867. 8. 20 Ngr.
5. Pariser Leben. Federzeichnungen und Plaudereien von F. C. Petersen. Erstes und zweites Bändchen. München, Merhoff. 1867. 8. 1 Thlr.

Paris war von jeher für unsere Journalisten, Publicisten und Feuilletonisten, was Rom für die Künstler und Kunstschriftsteller: die reichste Fundgrube für die Studienmappe. Indeß wieviel auch schon früher über Paris geschrieben sein mochte, erst nach der Julirevolution begannen die Wallfahrten und Weltfahrten der deutschen Journalisten, nachdem die moderne deutsche Literatur, vertreten durch das damals herrschende Dioskurenpaar Börne und Heine, selbst in der Weltstadt eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Theodor Mundt, Karl Gutzkow und viele andere schrieben damals ihre „Pariser Briefe", wichtige Beiträge zur Physiologie der Julidynastie, Charakteristiken des damaligen Lebens, scharfgeschnittene Silhouetten der pariser Staatsmänner und der andern geistigen Notabilitäten. Alle diese Studien hatten damals einen frischern Hauch als die heutigen; denn wie früh auch der Julirevolution die Enttäuschung auf dem Fuße folgte — es war doch eine jugendfrische, zukunftsfreudige Inspiration in der Stadt der weltgeschichtlichen Initiative, während das Paris des second empire einen etwas greisenhaften Zug hat. In jenen Studien lebte eine Begeisterung, welche die Ideale der Menschheit nicht aus den Augen verlor; unsere neuesten Studien beschränken sich auf die Physiologie, und jener Altar hat sich in einen Sectionstisch verwandelt.

Die Zeiten sind verschwunden, als Victor Hugo in „Les Voix intérieures" singen konnte:

> Oh! Paris est la cité mère!
> Paris est le lieu solennel,
> Où le tourbillon éphémère
> Tourne sur un centre éternel!
> Paris, feu sombre ou pure étoile!
> Morne Isis, couverte d'un voile!
> Araignée à l'immense toile,
> Où se prennent les nations!
> Fontaine d'urne obsédée!
> Mamelle sans cesse inondée,
> Où pour se nourrir de l'idée
> Viennent les générations!

Jetzt kommen die „Geschlechter" nicht mehr nach Paris, um sich von der Idee zu nähren, und wenn sie an den Brüsten der Weltstadt mit Freuden hangen, so hat dies jetzt andere Gründe!

In den Feuilletons, deren Bedeutung erst in den letzten zwei Jahrzehnten eine maßgebende geworden ist, gehört die „Pariser Studie" zu den unerlaßlichen Artikeln, die stets Curs haben. Die regelmäßigen Berichterstatter in den Feuilletons sammeln dann die zerstreuten Skizzen und geben sie in Bänden heraus; in dieser Art ist die Mehrzahl der obigen Schriften entstanden. Ausgenommen ist die Uebersetzung des „Paris Guide", dieses großen Weltausstellungsführers, den die gemeinsame Arbeit der hervorragendsten französischen Schriftsteller ins Leben rief, ähnlich wie in kleinerm Maßstabe das von Julius Rodenberg herausgegebene Skizzenbuch zur Weltausstellung: „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht", das sofort

in einer zweiten Auflage erschienen, aus Beiträgen mehrerer deutschen Autoren zusammengestellt wurde.

Der Charakter dieser Feuilletonstudien kann natürlich nicht erschöpfende Gründlichkeit sein; ist doch ihr Zweck nur eine pikante Unterhaltung. Doch da die Autoren meist Selbstgeschautes und Selbsterlebtes berichten, da sie bald in diesem, bald in jenem Kreise heimisch sind, da sie meist gut zu beobachten und lebendig zu schildern verstehen, so bildet die Summe ihrer Mittheilungen immerhin einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Stadt Paris und des pariser Lebens. Wir wollen uns daher hier an die Gesammtinstrumentation halten und das einzelne Instrument an der Stelle berichten, wo es am wirksamsten hervortritt und sich geltend macht.

Von allen obengenannten Schriften ist die erste die gründlichste, die ihren Stoff, wie es schon in dem Wesen eines „Guide" liegt, nach den verschiedensten Seiten hin zu behandeln und nach Kräften zu erschöpfen sucht. Allerdings ist der Gesammtbau von musivischer Haltung; vor den Pforten desselben lagert wie eine Sphinx der Dichtergenius Victor Hugo's mit seinen alterthümlichen Vergangenheitsreminiscenzen und seinen ungeheuerlichen Zukunftsvisionen; doch hier erscheint wenigstens Paris noch in einer idealen Beleuchtung, als die Hauptstadt jener großen freien Nation des 20. Jahrhunderts, „welche mit Mühe den Unterschied zwischen einem erobernden Feldherrn und einem blutbespritzten Schlächtergehülfen erkennt, die Hauptstadt des geläuterten Frankreich". Gegen den Krieg, dessen Ursache die Unwissenheit, dessen Resultat das Elend ist, wendet der Dichter seine begeisterte Schlußparabase: „Nieder mit den Angriffswaffen! Verbrüderung, Verschmelzung, Einheit!"

Diese Friedensmahnung erklingt befremdlich in einer Zeit, in welcher ganz Europa von Waffen klirrt, in welcher die Leitartikel der Zeitungen in der zukünftigen Hauptstadt der großen Friedensnation fortwährend in die Tuba stoßen und die Fühlfäden der europäischen Börsen sich alle Augenblicke erschreckt in ihre Schneckenhäuser zurückziehen. Marschall Niel gibt in Paris den Ton an und verlangt hier die Erhöhung des Kriegsbudgets, während der Prophet des Friedens auf der Normanneninsel wie auf einem modernen Patmos lebt! Wann werden sich seine Visionen erfüllen? Vielleicht am Ende aller Tage.

Doch Victor Hugo ist nicht blos Prophet der Zukunft, auch Forscher der Vergangenheit, ein genauer Kenner des alten Paris, wie er bereits in seinem Roman „Notre-Dame de Paris" bewiesen hat. Er gebietet über eine seltene Fülle antiquarischer Detailnotizen und weiß das geschichtliche Begebniß stets durch die genaueste Angabe der Localität zu stützen. Man lese als Probe die folgenden Mittheilungen:

Unter dem jetzigen Paris ist das alte Paris so deutlich zu erkennen, wie der Urtext zwischen den Zeilen des neuen. Wenn wir das Standbild Heinrich's IV. aus der Cité entfernen, erblicken wir den Scheiterhaufen Jakob's von Molay. Auf dem Platze des Schlosses des Porcherons, unter der vom Grafen de Vexin aufgepflanzten Oriflamme, erhielt Johann I., laut Proclamation der sechs Bischöfe, Pairs von Frankreich, den Beinamen des Guten. Es war kurz nach seiner Salbung, die am 24. September, und unmittelbar nach der Hinrichtung des Grafen von Guines, die am 24. November stattgefunden hatte. Im Hôtel Saint-Pol pflegte Isabelle von Baiern Zwiebeln aus Corbeil (die unter dem Namen Aigrun bekannt waren), Schalotten aus Etempes und Knoblauch aus Grondelez zu essen, während sie sich mit irgendeinem englischen Prinzen über die Vaterschaft ihres Gatten, Karl's VI., in Bezug auf ihren Sohn, Karl VII., lustig machte. Auf dem Pont au Change wurde am 23. August 1553 das Parlamentsedict verlesen, welches zu wetten verbot, ob eine schwangere Frau eines Knabens oder eines Mädchens genesen würde. In der Salle basse du Châtelet spannte man zur Zeit Franz' I., des Vaters der Wissenschaften, die rückfälligen Buchdrucker auf die Folter; 1560 ritt der erste Präsident des pariser Parlaments, Gilles le Moêtre, beinahe jeden Abend auf einem Maulthiere durch die Straße Pas-de-la-Mule, begleitet von seiner Frau in einem Wägelchen und seiner Magd auf einer Eselin, um die Leute hängen zu sehen, die er morgens verurtheilt hatte. Im Thurme von Montgommery, in dessen Nähe der Thürsteher des Palastes wohnte, dem täglich zwei Hühner und die Feuerbrände aus dem Kamin des Königs zukamen, war unter dem Niveau der Seine das Gefängniß La Souricière ausgegraben. Es führte diesen Namen, weil die Gefangenen darin bei lebendigem Leibe von den Mäusen angenagt wurden. Es gab eine Straßenverzweigung, die früher le Trahoir hieß, weil daselbst die achtzigjährige Königin Brunhild an den Schwanz eines Pferdes gebunden und geschleift worden sein soll; später hieß die Gegend l'Arbre-Sec wegen eines dürren Baums, d. h. Galgens, der sich hier dauernd befand. Am Fuße dieses Galgens, unweit eines Baders, bei welchem die lustigsten und vornehmsten Orgien des 16. Jahrhunderts gefeiert wurden, standen Blumenmädchen, die den Vorübergehenden Blumen und Früchte anboten und dazu sangen:

Fleur d'aiglantier,
Verjux à faire aillie.

An der Porte Saint-Honoré gingen der Herzog von Bourbon, der ein schwächliches Urbild Karl's X. war, und der Herzog von Guise zum ersten mal in Begleitung von Garden spazieren — eine Neuerung, die den Schnurrbart des Königs von Navarra plötzlich weiß werden ließ. Nachdem Heinrich III. eines Tags in Saint-Marie-l'Egyptienne seine Andacht verrichtet hatte, zog er unter den kleinen Hunden, die er in einem runden Korbe am Halse trug, jenes Edict hervor, durch welches er den Bürgern von Paris den Adel wieder nahm, den ihnen Karl V. verliehen hatte. Am Brunnen von Saint-Paul in der Rue Saint-Antoine kam es bei dem Begräbniß des Cardinals Birague zwischen den Mitgliedern der Cour des aides und der Chambre des comptes, des Vortritts wegen, zu Faustschlägen. Hier befand sich ehemals die Grand' Chambre, wo die Magistrature française — im 16. Jahrhundert würdige Langbärte und im 17. große Perrüken — ihre Sitzungen hielt. Dort ist das Pförtchen des Louvre, aus dem in früher Morgenstunde jene schwarzen oder grauen Musketiere hervormarschirten, die den Langbärten und Perrüken von Zeit zu Zeit Vernunft beibringen mußten.

Die Beschäftigung mit dem alten Paris, mit dem Urtext der Stadt hat in heutiger Zeit um so größeres Interesse, als unter der fürsorglichen Verwaltung des Seinepräfecten diese alten Stadttheile sich lichten und auch die historischen Denkmäler und Denkstätten nicht geschont werden, wenn sie der geraden Linie eines neuen Boulevard im Wege stehen. „Gnade für das alte Paris", ruft auch ein Mann aus, dem man antiquarische Passionen gewiß nicht zum Vorwurf machen kann und dem gewiß die Volkswohlfahrt in erster Linie steht, Louis Blanc; „Gnade für die sichtbaren Ueberbleibsel dieser Vergangenheit, welche die Gegenwart nicht zerstören kann, ohne sich eines Raubes an sich selbst schuldig zu machen." Die pariser Wohlfahrtspolizei soll sich nur da unerbittlich zeigen, wo es der Fortschritt, die Sorge für den Gesundheitszustand und die unvermeidliche Entwickelung der

Civilisation gebietet. Eine Skizze der „Geschichte von Paris" gibt Eugène Pelletan, der Verfasser des „Modernen Babylon", in flüchtigen, aber frappanten Umrissen, während Eduard Fournier „Die historischen Häuser" von Paris schildert. Dieser Abschnitt ist einer der interessantesten des Werks; denn er behandelt ein im ganzen wenig gekanntes Gebiet, auf welches unsere Touristen sich aus Mangel an Zeit und an Kenntnissen nicht zu begeben pflegen. Ein großer Theil dieser „historischen Häuser" liegt versteckt in jenen Straßenlabyrinthen, die außerhalb der großen pariser Spaziertouren liegen. Wer berührt z. B. die Nebenstraßen der Rue Saint-Antoine oder der Vieille Rue du Temple? Und doch liegen gerade einige Perlen aus dem Schatzkästlein des alten Paris hier versteckt; es sind alte Palais, von Meistern der Architektur ausgeführt, wie das Hôtel de Beauvais in der Rue du Petit Musc, das, von Lepautre erbaut, noch jetzt seine Treppe mit korinthischen Säulen, Basreliefs, Schildereien und Zierathen von durchbrochener Arbeit aufweist, ebenso ein mit dorischen Säulen und Trophäen geschmücktes Vorhaus, einen länglich-runden Hof mit spitzen Pfeilern und Säulen; das Hôtel de Hollande, gegenüber dem Marché des Blancs-Manteaux, einst das holländische Gesandtschaftshotel; das Hôtel Tallard in der Rue des Enfants-Rouges; das Hôtel de Chalons-Luxembourg und viele andere. Von dem Hôtel der Ninon heißt es:

Ein Haus, dessen Erhaltung für die Geschichte der feinen Gesellschaft und den Ruhm des Geistes von Wichtigkeit ist, das der Ninon, in der Rue des Tournelles Nr. 28, hat viel weniger gelitten. Es beinahe allein hat, wie man damals sagte, „gardé sa grille sur le rempart", und noch jetzt kann man es unter den Nrn. 21 und 23 des Boulevard Beaumarchais in Augenschein nehmen. Das Innere des Hotels ist mit einer der dort bewahrten Erinnerungen würdigen Galanterie respectirt worden. Die spitzen Pfeiler in Karyatiden aus der Zeit des Mansard bilden noch immer den Schmuck des Vorhauses, die Plafondmalereien im Boudoir haben sich erhalten, und die Treppe hat nur ihre steinerne Auffahrt mit einer hölzernen vertauscht. „Das Medaillon Ludwig's XIV.", sagt Karl Giraud, „hat seinen Platz behalten, und die Stufen, die Molière, Saint-Evremont, Larochefoucauld, Madame de Lafayette, Madame Scarron und alle die Berühmtheiten des Jahrhunderts so oft überschritten haben, sind noch wie sie waren und mit lobenswerther Achtung geschont worden. Der Salon im ersten Stock zeigt noch eine glänzende, aus der Zeit der Ninon stammende Deckenmalerei, die nicht, wie schriftlich behauptet wurde, eine Götterversammlung darstellt, sondern Apoll von den Musen umgeben, und von einem Schüler Lebrun's, dessen Stil sich darin kundgibt, gemalt ist."

Eins der interessantesten Hotels ist das Hôtel Lambert, auf der Seineinsel Saint-Louis, an der Spitze der Insel gelegen, wo sich die schöne, selbst mit dem Eingang in den Bosporus verglichene Aussicht auf den Zusammenfluß der Seine und Marne entfaltet. Die Erinnerung an Voltaire, die durch sein Haus an dem gleichnamigen Quai allerdings für Paris den festesten Anhalt gefunden hat, knüpft sich auch an dies Hotel:

Voltaire bewohnte es, wie man weiß, mit Madame du Châtelet, seiner Emilie: zu seinem Cabinet benutzte er den allerliebsten Salon, in den Le Sueur das bewunderte Gemälde Apollo's und der Musen gemalt hatte, das, von der Wand auf Leinwand übertragen, sich heute im Louvre befindet. Er bewunderte, wie jedermann, die geistreiche Pracht, welche der Präsident Lambert de Thorigny, durch den Architekten Le Vau so trefflich unterstützt, bei dem Bau dieser kleinen Wohnung entfaltet hatte; er schenkte dem Talent Lebrun's seinen Beifall, er bewunderte den Genius von Le Sueur. Glücklich über den Genuß dieser Wunder, verstand er besser als irgendein anderer, darüber zu sprechen. „Dieses ist", sagt er in einem Briefe an Friedrich, „ein durch die größten Baumeister Frankreichs erbautes Hotel, gemalt von Lebrun und von Le Sueur." Es ist das ein Haus, gemacht für einen Souverain, welcher Philosoph sein würde. Es liegt glücklicherweise in einem Viertel von Paris, wo man nicht daran denkt, für 200000 Francs das zu veräußern, was zu bauen und zu schmücken eine Million gekostet hat.

Le Sueur, Le Brun, ces illustres Apelles,
Ces rivaux de l'antiquité,
Ont en ce lieu charmant étalé la beauté
De leurs peintures immortelles.

Erinnert man sich neben diesen Worten noch, daß zwei Finanzgrößen, Dupin und Delahaye, nach Madame du Châtelet das Hotel bewohnten, daß Herr von Montalivet es während des Kaiserreichs inne hatte, daß es ferner bei der Restauration Magazin für die Verwaltung der Militärbetten wurde, bis die Fürstin Czartoryiska, in deren Besitz es heute noch ist, es dieser unwürdigen Bestimmung durch Ankauf entriß, so hat man in kurzen Umrissen ziemlich die vollständige Geschichte des Hôtel Lambert.

Interessant ist auch die Geschichte des Hôtel de Sens, wo eine Zeit lang die Reine Margot wohnte, und der durch das Zeichen des Salamanders von Stein kenntlichen Häuser von Franz I. Auch über die Wohnungen Rousseau's, Molière's und anderer Berühmtheiten erhalten wir von Eduard Fournier genaue Auskunft. Glücklicherweise liegt die Mehrzahl dieser alten Schlösser und Hotels außerhalb der Schußlinie jener architektonischen Stadthausbatterien, mit denen Präfect Haußmann das alte Paris zusammenschießt, sodaß der Terrorismus der kerzengeraden Boulevards weder die Verstecke des Marais, noch die Idylle der Insel Saint-Louis stören wird.

In den andern touristischen Schriften finden wir keine Beiträge zur „Geschichte von Paris". Auch Betrachtungen über die neueste Geschichte, wie sie den Mittelpunkt der jungdeutschen pariser Skizzen bildeten, suchen wir vergeblich in den Veröffentlichungen der jüngsten Weltfahrer. Diese Geschichte hat einen unheimlich dumpfen Zug, und die Freiheitsbegeisterung, die sich in die Studentenskandale des Quartier Latin flüchtet, vermag kein freudiges Echo zu wecken. Wol aber haben sich einige dieser Schriftsteller Mühe gegeben, die Größen des second empire zu skizziren und einzelne Charakterköpfe der Epoche zu zeichnen.

Hier steht in erster Linie Sigmund Kolisch, dessen Werk: „Auf dem Vulkan" (Nr. 2), als eine Walhalla des second empire betrachtet werden kann, freilich als eine provisorische Walhalla, über die nur ein schützendes Nothdach ausgespannt ist; denn es sind nicht die echten Unsterblichen, die er schildert, sondern nur die meist ephemeren Berühmtheiten, welche das Tagesgespräch schafft. Auch fehlt Kaiser Napoleon selbst in dieser Walhalla. Sigmund Kolisch, der Feuilletonist der „Neuen Freien Presse", weiß mit scharfen und pikanten Umrissen zu zeichnen; auch hat er offenbar Beziehungen und Verbindungen aufgesucht, welche ihm die Selbstschau der Napoleonischen Größen ermöglichten. Kolisch, ein wiener Flüchtling aus der Zeit der Revolution von 1848, hat natürlich nicht den Schminktopf in der Hand, um die

Persönlichkeiten des second empire für eine günstige Fernwirkung aufzuschminken; er gehört nicht zu den begeisterten Anhängern der gloire des dritten Napoleon, aber er wahrt sich doch Unbefangenheit genug, um den einzelnen Charakteren gerecht zu werden.

Zunächst führt er uns an den Hof und schildert uns die drei weiblichen Grazien desselben: die Kaiserin Eugenie, die Prinzessin Mathilde und die Prinzessin Clotilde. Von der Persönlichkeit der Kaiserin entwirft er das folgende Bild:

Das reiche, blonde, ins Röthliche spielende Haar, die engern Augenkreise, der helle durchsichtige Teint und das in die Länge gezogene Oval des Gesichts verrathen die Schottländerin, Gang und Haltung dagegen, die Lebhaftigkeit der Geberden, das Feuer im Blick, der zierliche Fuß, die sinnliche Gewalt im ganzen Wesen lassen die Südländerin erkennen, und aus diesem Gemisch hat sich an der Kaiserin ein eigenthümlicher Typus herausgebildet, der auffällt und anzieht, der Aufmerksamkeit erregt und einnimmt.

Die Kaiserin Eugenie, heißt es weiter, ist Spanierin in dem ganzen Umfang der Bedeutung; sie ist fromm bis zum Aberglauben, heftig, aufbrausend, eifersüchtig, von ungezwungener Art, herablassend, ohne Absicht, d. h. leicht über die Schranken, welche die Stände trennen, sich hinwegsetzend; sie geht mit Schranzen und Dienern wie mit ihresgleichen um, sie scherzt und lacht mit ihren Arbeiterinnen, mit ihrer Nähterin und Putzmacherin, wie mit Damen ihres Umgangs:

Die Glückliche, welche der Kaiserin die Anzüge oder wenigstens die meisten Anzüge fertigt, ist eine Frau Moga. Sie gewinnt 200000 Francs jährlich, da die ganze höhere officielle Damengesellschaft und selbst die Bankiersfrauen, welche auf große Eleganz halten, gegen den guten Ton zu verstoßen glaubten, wenn sie ein Kleid anzögen, das in einer andern Werkstatt als der der Frau Moga die Weihe erhalten. Eines Tags kam Frau Moga nach St.-Cloud, um mit der Kaiserin über die „Staatsangelegenheit", welche derselben als die wichtigste gilt, zu sprechen. Die Fürstin erging sich im Park, und einer der Aufwärter des Palastes zeigte aus Versehen dem Kaiser an, daß ihn Frau Moga zu sprechen wünschte. Der Kaiser, galant wie er ist, ging ohne weitere Umstände, die Angekommene zu empfangen, und er knüpfte eben mit der Kleidermacherin ein Gespräch an, als die Fürstin von dem Spaziergang zurückkehrte. „Wie, Madame Moga", rief diese unter Lachen, „Sie benutzen meine Abwesenheit, um den Kaiser zu verführen!" Der Kaiser lächelte und die Nähterin, weit entfernt in Verlegenheit zu kommen, fühlte sich durch den Scherz geschmeichelt und rühmte sich desselben nachher zu Freunden und Bekannten wie einer hohen Auszeichnung. — Madame Ode, die Putzmacherin, Rue de la Paix, welche wegen ihres Geschmacks und zum Theil auch wegen ihrer guten Art zu sprechen und sich zu benehmen der Kaiserin angenehm ist, war noch glücklicher als Madame Moga. Sie kam eines Tags ebenfalls nach St.-Cloud, als der Kaiser und die Kaiserin sich auf der Terrasse befanden; sie näherte sich, und die Kaiserin in einer Anwandlung heiterer Laune rief: „Louis, küssen Sie doch Madame Ode." — „Mit Vergnügen", erwiderte der Beherrscher der Franzosen, nahm den Hut ab, ging auf die Putzmacherin zu und pflanzte einen Kuß auf ihre Wange. Es ist zu bemerken, daß Frau Ode äußerlich von der Natur sehr vernachlässigt ist und daß dem Scherze der Kaiserin ein wenig Bosheit zu Grunde lag.

Eine sehr wichtige Person für die Kaiserin ist auch Herr Leroi, ein Friseur, der die Rolle des Barbiers Olivier am Hofe Ludwig's XI. in den Tuilerien fortzusetzen scheint:

Gegen Mittag, nach ihrer Rückkehr von dem Spaziergang, empfängt sie Herrn Leroi. Wer aber ist Herr Leroi? Ist er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Heerführer, ein Seemann? Herr Leroi ist eine wichtige Person, aber doch nichts von alledem. Herr Leroi ist — kaum wage ich es auszusprechen — ein Haarkräusler oder, wie er in seiner bilderreichen Sprache von sich rühmt, ein Mann, der die Köpfe zurechtbringt; ja, Herr Leroi ist nichts weiter als ein Friseur, Place de la Madeleine — und der Kaiserin unentbehrlich. Ohne Monsieur Leroi kein Fest und kein Vergnügen, kein persönlicher Erfolg, kein Reiz des Daseins. Leroi muß die Kaiserin auf ihren Reisen begleiten, er muß zu Schiffe, wenn sie zu Schiffe geht; begibt sich die Kaiserin nach Biarritz, muß er in die kleine Seestadt, geht sie nach Compiègne, muß er auf das Jagdschloß. Die Paläste von St.-Cloud und der Tuilerien wären verödet, wenn Leroi nicht bei der Hand wäre. Eine Frisur, an die Leroi nicht Hand gelegt, ist ungültig, wie in einem constitutionellen Staat ein Decret ohne die Gegenzeichnung eines Ministers. Monsieur Leroi hat zwei große, zwei glänzende Talente, was sage ich zwei! er hat mehrere. Von den zweien aber würde eins genügen, das Glück eines Menschen in Paris zu sichern: er weiß die Haare und die Menschen zu behandeln, weich und geschmeidig zu machen; er weiß zu erzählen Stadtneuigkeiten wie keiner, die den Skandal gerade genug streifen, um pikant zu sein, und die aber doch nicht anstößig erscheinen. Und wie er diese Geschichten vorträgt, als hätte er von Voltaire oder Boccaccio die Kunst zu erzählen gelernt! Noch ausgezeichneter aber als in der Kunst zu erzählen, ist er in der Kunst zu erfahren. In keinem Boudoir geht etwas Seltsames vor, ohne daß es noch ganz frisch zu seiner Kenntniß gelangt. Niemand wußte früher als Herr Leroi von den häuslichen Unfällen des bekannten Bankiers Herrn Erlanger, von der fürchterlichen Rache der Schauspielerin Judith, aber nicht an Holofernes u. s. w. Monsieur Leroi versteht es außerdem, sich elegant zu kleiden; er trägt immer einen schwarzen Frack, eine weiße Halsbinde, lackirte Stiefeln und gelbe Handschuhe, die frisch aus dem Laden kommen, ohne Makel, jungfräulich, wie die Pariser sagen. Und was man bewundern muß und bewundert, was die Frauenherzen rührt und gewinnt, ist, daß diese tadellosen Handschuhe Herrn Leroi nie verlassen, auch nicht, wenn er, wie er sich ausdrückt, seine „hohe Sendung" erfüllt, wenn er sich mit dem schönsten Schmuck der Frau befaßt, ohne den eine Venus lächerlich würde und der manche körperliche Unvollkommenheit vergessen macht. Ja, Monsieur Leroi hat es erfunden, in Handschuhen zu frisiren, ohne deshalb minder mächtig seines Stoffs zu sein, und diese „Feinheit", diese „Zartheit" haben ihm noch mehr als seine Fähigkeiten den Weg zum Glück gebahnt. Der Friseur hat mehr Einkommen als ein Minister. Fast zwei Stunden bleibt er täglich bei der Kaiserin. Ehemals hat er ihr die Stadtneuigkeiten ergötzlicher oder interessanter Art erzählt; seitdem aber die Fürstin sich mit Politik befaßt, berichtet er ihr auch über die Stimmung in Ansehung der Gewalt, über die Aufnahme, welche die eine oder die andere Regierungsmaßregel findet, über die Haltung der Parteien. Monsieur Leroi kann und weiß ja alles.

Die Frömmigkeit der Kaiserin, die politische Stellung, welche dieselbe in jüngster Zeit eingenommen, und die damit zusammenhängenden Differenzen mit dem Kaiser geben die andern Farben des Gemäldes her.

Prinzessin Mathilde, die wohlgemuthe lebenslustige Tochter des Hieronymus, hat das Aeußere einer wohlgenährten Bürgersfrau:

Sie war stets von üppigen Formen gewesen, die besser mit heimlicher Lüsternheit als mit ästhetischem Geschmack sich vertragen, die mehr reizen als gefallen. Die Prinzessin galt indessen vor Jahren als ein schönes Weib, und auch jetzt noch, in einem Alter von 46 Jahren, obgleich die Beleibtheit sich fast übermäßig entwickelt hat und die ins Blonde spielenden Haare unangenehme Lichtungen blicken lassen, ist noch nicht alles Gefällige und Anziehende von ihrer Erscheinung gewichen; das graublaue Auge umfängt gutmüthig gewinnend mit einem leuchtenden Wohlwollen die Personen, welche ihrer Sympathie und Gunst sich erfreuen, die ihr die eigene Wahl nahe gebracht.

Nacken, Schultern und Arme zeigen sich trotz der Fülle fein gemeißelt, ihr Anzug ist reich und sehr passend, ohne allzu ängstlich dem Neuen und Modischen sich zu fügen. Die Persönlichkeit ist im ganzen eine einnehmende, die durch ein offenes zwangloses Auftreten, durch eine seltene Unbefangenheit angenehm berührt und sogar anzieht. Wer ohne Voreingenommenheit dieser Erscheinung begegnet, sagt sich: diese Prinzessin ist nichts weiter als ein Weib, und will auch nichts weiter sein, und sagt damit der höchstgestellten Frau etwas sehr Schmeichelhaftes. Im Faubourg Saint-Germain, wo man den Kaiserhof nicht ohne Bitterkeit beurtheilt und als eine Art Halbwelt verachtet, findet man die Prinzessin, wie ihren Bruder, wie ihren Vetter, wie ihre Muhme, unfürstlich, plebejisch, ohne alle Anzeichen der höhern Abkunft, ohne angeborene Würde. Und wenn sie die Prinzessin Mathilde neben ihrer Schwägerin Clotilde bemerken, rufen die Zurückgebliebenen: Man sehe den Unterschied. Diese ist ein echtes Fürstenkind!

In ihren Salons in der Rue de Courcelles empfängt die Prinzessin Mathilde eine zahlreiche Gesellschaft, bei weitem der größte Theil aus Schriftstellern und Künstlern bestehend, mit denen sie auf dem Fuße vollkommener Gleichheit wie ein guter Kamerad mit Kameraden verkehrt. Zu den nächsten Freunden der Prinzessin gehört der Graf Nieuwekerke, ein blonder Graf von holländischer Abkunft, ein schöner Mann von nicht weniger als sechs Fuß und von kräftigem Körperbau, gegenwärtig Director der Museen durch die Gunst und den Einfluß der Prinzessin; außerdem Abbé Coquerau, ein unternehmender Geistlicher mit geläufiger Zunge, glänzenden Blicken, mit dem Ausdruck weltlicher Wünsche und Begierden; der Maler Giraud, eine Art von Factotum; der deutsche Maler Heilbuth; vor allem Saint-Beuve, der literarische Charaktermaler, welcher der Prinzessin den Sitz im Senate verdankt. Von Schriftstellern ist der jüngere Alexandre Dumas in dem Salon der Prinzessin heimisch, ebenso Emile Girardin, Emile Augier, Octave Feuillet u. a. Der herrschende Ton ist ein sehr freier, die Zote ist ausdrücklich erlaubt. Auch die Prinzessin legt ihre Worte und Ausdrücke nicht auf die Wage und manchmal tönt bei gefülltem Salon ein wohlgemeintes animal aus ihrem Munde, mit dem sie einen ihrer Gäste freundlich beehrt.

Eine gänzlich verschiedene Persönlichkeit ist Prinzessin Clotilde:

> Die Prinzessin ist fast immer wortkarg, zurückhaltend, in sich gekehrt. Auf den ersten Anblick erscheint sie hart, unfreundlich; es sind besonders die stark gewölbte Stirn, der hervortretende Untertheil des Gesichts, welche dem Kopf einen strengen Ausdruck geben; ihr Auge scheint sich vor jedem Blick zu fürchten und zu verschließen. Je aufmerksamer man sie aber betrachtet, desto einschmeichelnder und gewinnender scheinen ihre Züge zu werden. Tiefblaue Augen verkünden warmes Empfinden, Schwärmerei und Kraft der Hingebung, und das blonde Haar, in reicher Fülle um Stirn und Hals gelegt, verbreitet einen reizenden Schimmer über den weißen Teint des Gesichts. Schultern und Nacken sind von plastischer Schönheit und erregen den Neid der galanten Frauen, nach deren Ansicht es schade ist, daß solche Schätze nicht wie sie sollen verwendet werden. Trotzdem erzeugt die Prinzessin, wie es ihr die Hofdamen nachsagen, keine Leidenschaften.

So eifrig auch Cavour an der Ehe des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Clotilde gearbeitet hat, so war doch seinen diplomatischen Einflüssen allein das Zustandekommen derselben nicht zu verdanken; denn der roi gentilhomme war ein viel zu guter Familienvater, als daß er sein Töchterchen zu einer Ehe gegen ihre Neigung hätte zwingen sollen. Der Prinz sollte das Herz der Tochter gewinnen, und in der That gelang ihm dies nach einer Unterredung ohne Zeugen, ob durch die Anmuth seines Geistes, ob durch seine außerordentliche Beredsamkeit oder den überwältigenden, unterjochenden Blick des Onkels, ist eine offene Frage. Offenbar ist indeß diese Ehe eine sehr ungleichartige; der Prinz, den die Ehe nicht in seinen frivolen pariser Genüssen stört, scheint sich an der Seite der düstern und frommen Gemahlin zu langweilen, während diese sich auch unter den abenteuerlichen Existenzen des französischen Kaiserhofs nicht heimisch fühlt. Von Prinz Napoleon erzählt Kolisch, daß er den Vetter, der heute auf dem Throne von Frankreich sitzt, als derselbe nach der Februarrevolution verstohlen nach Paris gekommen war und sich im Hôtel du Rhin, Place Vendôme, verborgen hielt, am lebhaftesten zum Handeln angestachelt habe:

> Denn dem Helden von Boulogne und Strasburg versagte der Muth, aus dem wilden Getümmel aufgewühlter Freiheitsleidenschaften die Krone herauszuholen, welche das Schicksal ihm hineinwarf. Selbst der Mann mit dem kleinen Hute auf der Vendômesäule, den er täglich vor Augen hatte, vermochte es nicht, den Zaudernden für das Wagestück zu begeistern. Prinz Napoleon, von seinem Vater unterstützt, ging in seinen Aufmunterungen so weit, daß er mit einem Auftreten für eigene Rechnung drohte, wenn der eigentliche Kroncandidat „in seiner schlaffen Unthätigkeit beharrte".

Im Widerspruch mit diesem moralischen Muth, den der Prinz auch durch seine rücksichtslose Kühnheit auf der Rednerbühne beweist, steht seine Zaghaftigkeit in der Schlacht. Sein Benehmen während des Krimkriegs gab den Franzosen zu vielfachen Spöttereien Veranlassung. Charakteristisch für den Prinzen ist die Misachtung der diplomatischen Formen und Regeln, die er, wie auf dem Gesandtschaftsposten in Spanien, in allen Lebensbeziehungen, in allem Verkehr, dem Kaiser und andern gegenüber, im Prunksaal und auf der Rednerbühne an den Tag legt:

> In den Discussionen mit dem Beherrscher Frankreichs wird er manchmal so heftig, daß man seine laute Stimme in den angrenzenden Gemächern hört. Der Kaiser wartet ruhig ab, bis sich das Gewitter verzogen; denn eigentlich hat er eine entschiedene Vorliebe für den aufbrausenden Vetter, der mehr über ihn vermag, als man gewöhnlich annimmt. Sehr zum Vorwurf wird es dem Prinzen gemacht, daß er auch Untergeordneten gegenüber sich seinen Aufwallungen überläßt, und daß er gutzumachen gezwungen, was er in so einem Zornesanfall verdorben, worunter seine Würde sehr zu leiden hat. Ueberhaupt ist Mangel an Würde und Ziemlichkeit sein bemerkbarster Fehler. Einmal erhielt er den Besuch des Bischofs M..; er empfing ihn eine Cigarre rauchend, auf dem Rand des Tisches sitzend, ohne ihm einen Stuhl anzubieten. In Frankreich, dem Lande der Höflichkeit und der feinen Sitte, kann eine solche Rücksichtslosigkeit nicht anders als im höchsten Grade misfallen. Selbst die entschiedensten Gegner klerikaler Uebergriffe tadeln dieses beleidigende Betragen einem Prälaten gegenüber.

Von den Großwürdenträgern des Kaiserreichs schildert uns Kolisch zunächst den 1866 verstorbenen Herzog von Morny, jenen chevaleresken Börsenspeculanten, edelmännischen Industriellen, den kaltblütigen Mann des Staatsstreichs, witzsprühend in jeder Lebenslage, grundsatzlos. Kolisch meint, Morny erinnere an die hochadelichen Wüstlinge einer

dahingeschwundenen Zeit in Frankreich, die aus dem Boudoir auf das Schlachtfeld, von den entnervendsten Ausschweifungen zur Heldenthat mit der größten Leichtigkeit übergingen, oder auch an die Offiziere des ersten Kaiserreichs, die, nachdem die Napoleons-Epopöe zu Ende gespielt war, Schwert und Lorber an den Nagel hingen, um sich mit Handels- und Industrieunternehmungen zu befassen. Wir glauben noch eher das Urbild der Morny in der Zeit der Regentschaft, unter jener vom Herzog von Saint-Simon so treffend geschilderten Aristokratie, die in der Rue Quincampoix in Mississippi-Actien speculirte, zu finden. Uebrigens gehört Herzog Morny zu den bekanntesten Persönlichkeiten des Kaiserreichs, über welche Kolisch kaum etwas Neues mittheilt. Sein Verhalten in den Decembertagen und die betreffenden Anekdoten sind aus Verre's Memoiren bekannt; ebenso ist es fraglos, daß er durch Mitbegründung des credit mobilier ein Haupturheber des finanziellen Schwindels in Frankreich war und durch seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn Jäcker für die Sündenschuld der mexicanischen Expedition in erster Linie haftbar bleibt. Weniger bekannt ist Graf Walewski, der Sohn des ersten Napoleon und der Gräfin Walewska, der unmittelbare Nachfolger des Herrn von Morny auf dem Präsidentenstuhl des Gesetzgebenden Körpers, und wie dieser der Halbbruder, so der Halbvetter des Kaisers.

Er ist hochgewachsen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten ist gezwungen, und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorglosigkeit um die eigene Haltung entspringt. Die Züge seines Gesichts erinnern lebhaft an den Kaiser, seinen Vater, ob ihnen gleich die plastische Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiserlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geist noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieterisches an sich. Leute von weit geringerer Männlichkeit als die unsers Jupiter von Weimar können diesen Blick ruhig ertragen. Trotzdem ist es aber leicht erkennbar, daß der Graf ein schöner Mann gewesen, bevor die Zeit ihm die Haare gebleicht und die jugendliche Frische abgestreift hat. Aeußerlich gewinnend, von feinem, rücksichtsvollem, wenn auch ein wenig zu geziertem Benehmen, und obendrein abstammend von dem Manne, dessen Thaten die Welt erfüllten und die gewiß dazu gemacht sind, auf die Einbildung wunderartig zu wirken, konnten dem Grafen ganz natürlich große Erfolge bei dem schönern erregbarern Geschlechte nicht ausbleiben, und die ganze Anlage seines Charakters muß es begreiflich erscheinen lassen, daß er diesen Vortheil verwerthet und durch eine Heirath seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen emporgeholfen hat.

Walewski war übrigens polnischer Freiheitskämpfer, schlug sich unter Skrinezki bei Grochau, später Journalist und Zeitungsredacteur, Verfasser von Broschüren, z. B: „Die englische Allianz" (1838), Lustspieldichter, Verfasser einer „Schule der Welt", die am Théâtre français nur geringen Erfolg hatte, später unter der Julidynastie mit untergeordneten diplomatischen Missionen betraut. Nach dem Staatsstreich wurde er freilich Gesandter in London und 1855 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine legitimistischen und ultramontanen Neigungen hingen wol mit seiner „geistigen Unzulänglichkeit" zusammen, von der er, wie Kolisch sagt, als Präsident des Gesetzgebenden Körpers glänzende Proben abgelegt hat. Aus den Mittheilungen über die Bekehrungen des Herzogs von Persigny erfahren wir, daß der Staatsstreichgenosse von Boulogne jetzt auf seinem Schlosse Chamarande den lebhaften Verkehr mit Kutten aller Art unterhält und für den religiösen und politischen Despotismus eifert.

Von den Geistesarbeitern des neuen Frankreich schildert uns Kolisch Michelet, Renan, Victor Cousin, außerdem Mirès, Veuillot, Ollivier, die Gräfin d'Agoult, den General Lamoricière. Michelet, der eine anmuthige, gewinnende Frau besitzt, ist unter mittlerer Größe. Trotz der grauen Haare ist etwas jugendlich Belebtes in seinem Wesen. Die Züge seines Gesichts sind beweglich und einnehmend, sie folgen den Gesprächen, sie geben rasch die verschiedenen Eindrücke wieder, wie sie der poetische Gelehrte empfängt. Aus seinem grauen Auge spricht ein tiefer Ernst, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Schwärmerei. Er ist sehr angemessen, weder nachlässig noch allzu sorgsam gekleidet. Sein Ausdruck ist kräftig, seine Stimme hell und wohltönend. Aus dem Gespräch mit ihm erfahren wir, daß seine Frau ihn zum Studium der Naturwissenschaft geführt hat und daß er mit ihr zusammen „Die Insekten", „Das Meer" und „Die Vögel" geschrieben hat. Von Ernest Renan erhalten wir die folgende Photographie:

Der Mann, welcher seit einiger Zeit die civilisirte Welt beschäftigt, ist von stämmiger, gedrungener Gestalt, sein kräftiger Körper verspricht lange den Mühen und Anstrengungen des Geistes standzuhalten. Die Züge des Gesichts sind scharf ausgeprägt, aber durch den Ausdruck von Gutmüthigkeit und durch ein sanftes gewinnendes Lächeln gemildert, das ab und zu um die hübschen Lippen spielt. Die Haare, von blonder Schattirung, haben bereits eine gewaltige Lichtung erlitten; es scheint, daß die Gedanken an dem Umfang der Stirn, ob er gleich beträchtlich ist, nicht genug haben und sich nach oben hin auszubreiten suchen. Auf den ersten Anblick macht Herr Renan den Eindruck eines behäbigen Bürgers, der sich redlich nährt. Spricht er aber, dann beleben sich die Züge, das dunkle Auge erglänzt und der vornehme Geist gibt sich zu erkennen, den Natur und Gewohnheit dem Niedrigen und Gemeinen fern hält, der, den höchsten Interessen des Lebens zugewendet, die alltäglichen Jämmerlichkeiten verachtet oder im besten Falle bemitleidet. Dann gewahrt man, daß man es nicht nur mit einem Gelehrten, sondern mit einem würdigen unabhängigen Denker zu thun habe.

Der treffliche Charakter, die hülfreiche Liebenswürdigkeit des Abbé Liszt wird von Kolisch mit warmer Anerkennung hervorgehoben, der Salon der Gräfin d'Agoult in seiner neuesten Wendung zum Imperialismus beleuchtet, die Hauptfigur desselben, neben dem Prinzen Napoleon und Emile de Girardin, der Schwiegersohn der Gräfin, Emile Ollivier, als Portefeuillejäger und Vertreter einer traurigen Lebensklugheit ziemlich scharf gegeiselt, obgleich das Charakterbild dieses Mannes seit jener Darstellung (April 1867) wiederum einiger wesentlichen retouchirenden Züge bedarf.

Noch größere Abneigung hegt Kolisch gegen Louis Veuillot, den ungestümen, fanatischen Vertreter des ultramontanen Princips, den Exredacteur des „Univers", dessen „Odeurs de Paris" indeß wol eine genauere Würdigung verdient hätten. Es ist ein Fehler dieser Skizzen, daß sie aus dem Feuilleton in das Buch ohne tiefergehende Ueberarbeitung, nur mit skizzirten Randglossen übertragen wurden. Die Antecedentien Veuillot's sind bekanntlich etwas profaner Art; er war als Journalist ein eifriger Duellant mit Collegen und Schauspielern, liebte Wein, Weib und Gesang und versuchte sich selbst auf dem

Gebiete des schlüpfrigen Romans. Früher ein fanatischer Orleanist wurde er nach seiner ersten Römerfahrt ein ebenso fanatischer Katholik, der für jeden Beschluß, für jede That und gegen jeden Widersacher des Vaticans eintritt, und zwar mit einer Wuth und Verbitterung, daß die gemäßigtern Vertheidiger der katholischen Interessen, wie Monseigneur Dupanloup, zu den entschiedensten Gegnern Veuillot's gehören:

Die verbitterte Bosheit Veuillot's rührt zum Theil, wie bei Richard III., von seinem unvortheilhaften, zurückstoßenden Aeußern her. Schon in der Weinschenke seiner Aeltern zu Bercy machten sich die Gäste über die von Blatternarben arg entstellten Gesichtszüge des Knaben lustig, und nicht selten kränkten ihn die unziemlichen Späße so sehr, daß er sich in eine Stube zurückzog, um da ungesehen und ungestört zu weinen. Er ist nicht schöner geworden, nur machen ihn seine Erfolge und sein Ruf anziehend, und die Gesellschaft, in welcher er sich bewegt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, ihn angenehm, selbst äußerlich angenehm zu finden. Die Damen, welche ihm nahe zu kommen das Vergnügen haben, versichern, daß sein Geist die Blatternarben verdeckt.

Kolisch ist empört darüber, daß einige Kritiker gewagt haben, Veuillot mit Proudhon zu vergleichen, und findet es noch unglaublicher, daß Veuillot gegen diesen Vergleich protestirt habe. Ganz anders freilich ist das Bild, welches die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" (Nr. 3) von Louis Veuillot entwerfen. Diese Bilder, deren erste zwei Bände bereits in zweiter Auflage erschienen sind und denen man eine große Lebendigkeit der Darstellung und Reichhaltigkeit des darin verarbeiteten Materials nicht absprechen kann, sind ursprünglich ebenfalls Feuilletonartikel, Originalcorrespondenzen der „Kölnischen Blätter", woraus sich von selbst ergibt, daß ihre politische Parteifärbung nicht nur von derjenigen der Bilder von Kolisch, sondern fast aller neuen pariser Skizzen abweicht. So wenig aufdringlich sie im ganzen erscheint, wo es sich um eine objective Schilderung handelt, so tritt sie doch an den geeigneten Stellen unverkennbar hervor. Man athmet den Duft der legitimistischen Lilien, wenn man mit dem Verfasser ein Glas Eis in einem vornehmen Café des Quartier Saint-Germain trinkt; man fühlt den Hauch ultramontaner Begeisterung, wenn man mit ihm zu einem „guten gesunden Menschen" wandert, der hoch an Wissen und Verstand die niedere Menge überragt, wenn man dem in der Rue du Bac im dritten Stock wohnenden Louis Veuillot ins Auge schaut.

Im stillen Cabinet saß ich dem Manne gegenüber, der seit langem der französischen Regierung so viel zu schaffen machte, und dessen unfreiwilliges Schweigen jetzt beinahe noch gefährlicher scheint als sein früheres lautes Wort, das sich nach allen Richtungen hin Bahn brach und bis an den Thron gelangte. Denn so wie ich ihm, so saß dieser Mann auch einst dem Kaiser gegenüber, und der Kaiser fragte ihn: „Sind Sie denn wirklich so böse auf uns, daß Sie uns ewigen Krieg geschworen haben?" — Und der Mann antwortete freimüthig: „Sire, ich möchte mich Ihren besten Freund nennen, und ich sagte nicht zu viel; ich wünsche nur Eines: nicht verleumdet und nicht verkannt zu werden." — Napoleon bot ihm darauf einen Platz im Staatsrathe an, die zweite Rangklasse in der großen kaiserlichen Hierarchie, aber der Mann schlug es dankend aus und die Decoration der Ehrenlegion nicht minder. Nicht um den modernen Marquis Posa zu spielen — „ich kann nicht Fürstendiener sein!" — gewiß nicht; wol aber um frei und arm zu bleiben, unabhängig und seiner Fahne getreu: der Kirche, der Religion und Rom. Und ebenso saß er auch im Vatican dem Papste gegenüber, dem er seit mehr als anderthalb Decennien gedient — jeder Tag, jede Stunde ein Kampf! als einer seiner besten Söhne. Der Heilige Vater bot ihm ebenfalls Titel und Würden, das Großkreuz seines höchsten Ordens, den Ehrenplatz eines Kämmerlings, ja im Consistorium soll man sogar den Vorschlag gemacht haben, den bedeutenden Gast aus Paris als Minister in Rom zu behalten. Aber auch hier nahm er nichts an, zufrieden mit dem Beifall und dem Segen des Vaters der Christenheit. Er kehrte bescheiden zurück in die Rue du Bac zu seinem schlichten Schreibtisch und schrieb und wirkte fort, bis man ihm auch das Schreiben verbot, ihm sein Tintenfaß versiegelte und die Feder fortnahm. Mit diesem Verbot verlor er zugleich die Mittel seiner materiellen Existenz, für einen Familienvater stets ein doppelt schwerer Schlag. Aber das alles trübte seine Seelenheiterkeit nicht und machte ihn nicht wankend in seiner Gesinnung, und seine Ehre blieb spiegelblank und rein wie zuvor.

So verschieden spiegelt sich dieselbe Persönlichkeit in den von rechts und links aufgestellten Trumeaux der Presse, die meistens nur Hohlspiegel der Parteien sind. Indeß macht sich auch der Verfasser der „Lebenden Bilder" derselben Unterlassungssünde schuldig wie Kolisch: es fehlt auch in der zweiten Auflage die zeitgemäße Ueberarbeitung der Feuilletonskizzen. Sonst würden wir wol auch hier von Veuillot's neuester Sensationsschrift: „Les odeurs de Paris" hören, und nicht von der längst vergessenen Broschüre: „Le Pape et la diplomatie."

In den Bildersaal des second empire von Kolisch fügten indeß die „Lebenden Bilder" ein neues, mit kräftigen Zügen ausgeführtes Porträt, das des alten Haudegens Marschall Castellane, von welchem uns mehrere sehr pikante Anekdoten mitgetheilt werden. Derartige Gamaschensoldaten sind in Deutschland häufiger als in Frankreich; auch der volksthümliche Humor hat einen deutsch bärbeißigen Zug. Einen Soldaten, der aus Rache mit einer Kugel auf den Marschall schießt, doch nur den Hut trifft, fährt er entrüstet an, mit zwei Sätzen vor die Fronte springend: „Welch ein Lump, der seinen Mann auf zwanzig Schritt verfehlt!" Er vertuschte später die Sache, ließ den Soldaten kommen, redete ihm ins Gewissen, und der Bursche wurde bald dem Marschall auf Tod und Leben ergeben. Schrecklich war es dem letztern, wenn seine Offiziere sich parfumirten oder gar Pommade gebrauchten. Man wußte dies und nahm sich daher sehr in Acht. Manchmal aber roch der Marschall mit seiner feinen Nase dennoch irgendeinen Parfum und sagte alsdann ungenirt: „Wer von den Herren hat sich denn schon wieder schlecht aufgeführt." Auch die folgende Anekdote ist charakteristisch für den alten Haudegen:

Ein Barbier von Lyon soll einst ausgerufen haben: „Wenn ich ihn nur einmal zu rasiren bekäme, «ce brigand de Castellane», ich schnitte ihm gewiß den Hals ab!" Tags darauf erscheint der Marschall, dem man dieses freche Wort hinterbracht hatte, in der Boutique des Friseurs, noch dazu in voller Uniform, und setzt sich ruhig auf den Stuhl, um sich rasiren zu lassen. Der Barbier, der gar nicht weiß, was das zu bedeuten hat und wie er die Ehre eines so hohen Besuchs erklären soll, bekommt schon halbwegs Angst, seift aber doch den schrecklichen Kunden ein, wetzt sein Messer und fängt an zu schaben. Mitten in der Arbeit fährt ihn auf einmal der Marschall an: „So schneid' doch zu, Halunke! Schneid' mir doch den Hals ab, wie du gestern gelobt hast!" — Der Barbier ist mehr todt als lebendig. — „Siehst du wol?" sagt der Marschall. „Ihr seid feiges Gesindel; großprahlen könnt ihr, aber Muth habt ihr nicht." Der arme Kerl, der sich schon vor den Assisen, wo nicht gar auf dem Schaffot sah, fiel ihm fast zu Füßen und

dahingeschwundenen Zeit in Frankreich, die aus dem Boudoir auf das Schlachtfeld, von den entnervendsten Ausschweifungen zur Heldenthat mit der größten Leichtigkeit übergingen, oder auch an die Offiziere des ersten Kaiserreichs, die, nachdem die Napoleons-Epopöe zu Ende gespielt war, Schwert und Lorber an den Nagel hingen, um sich mit Handels- und Industrieunternehmungen zu befassen. Wir glauben noch eher das Urbild der Morny in der Zeit der Regentschaft, unter jener vom Herzog von Saint-Simon so treffend geschilderten Aristokratie, die in der Rue Quincampoix in Mississippi-Actien speculirte, zu finden. Uebrigens gehört Herzog Morny zu den bekanntesten Persönlichkeiten des Kaiserreichs, über welche Kolisch kaum etwas Neues mittheilt. Sein Verhalten in den Decembertagen und die betreffenden Anekdoten sind aus Verre's Memoiren bekannt; ebenso ist es fraglos, daß er durch Mitbegründung des credit mobilier ein Haupturheber des finanziellen Schwindels in Frankreich war und durch seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn Jäcker für die Sündenschuld der mexicanischen Expedition in erster Linie haftbar bleibt. Weniger bekannt ist Graf Walewski, der Sohn des ersten Napoleon und der Gräfin Walewska, der unmittelbare Nachfolger des Herrn von Morny auf dem Präsidentenstuhl des Gesetzgebenden Körpers, und wie dieser der Halbbruder, so der Halbvetter des Kaisers.

Er ist hochgewachsen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten ist gezwungen, und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorglosigkeit um die eigene Haltung entspringt. Die Züge seines Gesichts erinnern lebhaft an den Kaiser, seinen Vater, ob ihnen gleich die plastische Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiserlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geist noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieterisches an sich. Leute von weit geringerer Männlichkeit als die unsers Jupiter von Weimar können diesen Blick ruhig ertragen. Trotzdem ist es aber leicht erkennbar, daß der Graf ein schöner Mann gewesen, bevor die Zeit ihm die Haare gebleicht und die jugendliche Frische abgestreift hat. Aeußerlich gewinnend, von feinem, rücksichtsvollem, wenn auch ein wenig zu geziertem Benehmen, und obendrein abstammend von dem Manne, dessen Thaten die Welt erfüllten und die gewiß dazu gemacht sind, auf die Einbildung wunderartig zu wirken, konnten dem Grafen ganz natürlich große Erfolge bei dem schönern erregbarern Geschlechte nicht ausbleiben, und die ganze Anlage seines Charakters muß es begreiflich erscheinen lassen, daß er diesen Vortheil verwerthet und durch eine Heirath seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen emporgeholfen hat.

Walewski war übrigens polnischer Freiheitskämpfer, schlug sich unter Skrinezki bei Grochau, später Journalist und Zeitungsredacteur, Verfasser von Broschüren, z. B: „Die englische Allianz“ (1838), Lustspieldichter, Verfasser einer „Schule der Welt“, die am Théâtre français nur geringen Erfolg hatte, später unter der Julidynastie mit untergeordneten diplomatischen Missionen betraut. Nach dem Staatsstreich wurde er freilich Gesandter in London und 1855 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine legitimistischen und ultramontanen Neigungen hingen wol mit seiner „geistigen Unzulänglichkeit“ zusammen, von der er, wie Kolisch sagt, als Präsident des Gesetzgebenden Körpers glänzende Proben abgelegt hat. Aus den Mittheilungen über die Bekehrungen des Herzogs von Persigny erfahren wir, daß der Staatsstreichgenosse von Boulogne jetzt auf seinem Schlosse Chamarande den lebhaften Verkehr mit Kutten aller Art unterhält und für den religiösen und politischen Despotismus eifert.

Von den Geistesarbeitern des neuen Frankreich schildert uns Kolisch Michelet, Renan, Victor Cousin, außerdem Mirès, Veuillot, Ollivier, die Gräfin d'Agoult, den General Lamoricière. Michelet, der eine anmuthige, gewinnende Frau besitzt, ist unter mittlerer Größe. Trotz der grauen Haare ist etwas jugendlich Belebtes in seinem Wesen. Die Züge seines Gesichts sind beweglich und einnehmend, sie folgen den Gesprächen, sie geben rasch die verschiedenen Eindrücke wieder, wie sie der poetische Gelehrte empfängt. Aus seinem grauen Auge spricht ein tiefer Ernst, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Schwärmerei. Er ist sehr angemessen, weder nachlässig noch allzu sorgsam gekleidet. Sein Ausdruck ist kräftig, seine Stimme hell und wohltönend. Aus dem Gespräch mit ihm erfahren wir, daß seine Frau ihn zum Studium der Naturwissenschaft geführt hat und daß er mit ihr zusammen „Die Insekten“, „Das Meer“ und „Die Vögel“ geschrieben hat. Von Ernest Renan erhalten wir die folgende Photographie:

Der Mann, welcher seit einiger Zeit die civilisirte Welt beschäftigt, ist von stämmiger, gedrungener Gestalt, sein kräftiger Körper verspricht lange den Mühen und Anstrengungen des Geistes standzuhalten. Die Züge des Gesichts sind scharf ausgeprägt, aber durch den Ausdruck von Gutmüthigkeit und durch ein sanftes gewinnendes Lächeln gemildert, das ab und zu um die hübschen Lippen spielt. Die Haare, von blonder Schattirung, haben bereits eine gewaltige Lichtung erlitten; es scheint, daß die Gedanken an dem Umfang der Stirn, ob er gleich beträchtlich ist, nicht genug haben und sich nach oben hin auszubreiten suchen. Auf den ersten Anblick macht Herr Renan den Eindruck eines behäbigen Bürgers, der sich redlich nährt. Spricht er aber, dann beleben sich die Züge, das dunkle Auge erglänzt und der vornehme Geist gibt sich zu erkennen, den Natur und Gewohnheit dem Niedrigen und Gemeinen fern hält, der, den höchsten Interessen des Lebens zugewendet, die alltäglichen Jämmerlichkeiten verachtet oder im besten Falle bemitleidet. Dann gewahrt man, daß man es nicht nur mit einem Gelehrten, sondern mit einem würdigen unabhängigen Denker zu thun habe.

Der treffliche Charakter, die hülfreiche Liebenswürdigkeit des Abbé Liszt wird von Kolisch mit warmer Anerkennung hervorgehoben, der Salon der Gräfin d'Agoult in seiner neuesten Wendung zum Imperialismus beleuchtet, die Hauptfigur desselben, neben dem Prinzen Napoleon und Emile de Girardin, der Schwiegersohn der Gräfin, Emile Ollivier, als Portefeuillejäger und Vertreter einer traurigen Lebensklugheit ziemlich scharf gegeißelt, obgleich das Charakterbild dieses Mannes seit jener Darstellung (April 1867) wiederum einiger wesentlichen retouchirenden Züge bedarf.

Noch größere Abneigung hegt Kolisch gegen Louis Veuillot, den ungestümen, fanatischen Vertreter des ultramontanen Princips, den Exredacteur des „Univers“, dessen „Odeurs de Paris“ indeß wol eine genauere Würdigung verdient hätten. Es ist ein Fehler dieser Skizzen, daß sie aus dem Feuilleton in das Buch ohne tiefergehende Ueberarbeitung, nur mit skizzirten Randglossen übertragen wurden. Die Antecedentien Veuillot's sind bekanntlich etwas profaner Art; er war als Journalist ein eifriger Duellant mit Collegen und Schauspielern, liebte Wein, Weib und Gesang und versuchte sich selbst auf dem

Gebiete des schlüpfrigen Romans. Früher ein fanatischer Orleanist wurde er nach seiner ersten Römerfahrt ein ebenso fanatischer Katholik, der für jeden Beschluß, für jede That und gegen jeden Widersacher des Vaticans eintritt, und zwar mit einer Wuth und Verbitterung, daß die gemäßigtern Vertheidiger der katholischen Interessen, wie Monseigneur Dupanloup, zu den entschiedensten Gegnern Veuillot's gehören:

Die verbitterte Bosheit Veuillot's rührt zum Theil, wie bei Richard III., von seinem unvortheilhaften, zurückstoßenden Aeußern her. Schon in der Weinschenke seiner Aeltern zu Bercy machten sich die Gäste über die von Blatternarben arg entstellten Gesichtszüge des Knaben lustig, und nicht selten kränkten ihn die unziemlichen Späße so sehr, daß er sich in eine Stube zurückzog, um da ungesehen und ungestört zu weinen. Er ist nicht schöner geworden, nur machen ihn seine Erfolge und sein Ruf anziehend, und die Gesellschaft, in welcher er sich bewegt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, ihn angenehm, selbst äußerlich angenehm zu finden. Die Damen, welche ihm nahe zu kommen das Vergnügen haben, versichern, daß sein Geist die Blatternarben verdeckt.

Kolisch ist empört darüber, daß einige Kritiker gewagt haben, Veuillot mit Proudhon zu vergleichen, und findet es noch unglaublicher, daß Veuillot gegen diesen Vergleich protestirt habe. Ganz anders freilich ist das Bild, welches die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" (Nr. 3) von Louis Veuillot entwerfen. Diese Bilder, deren erste zwei Bände bereits in zweiter Auflage erschienen sind und denen man eine große Lebendigkeit der Darstellung und Reichhaltigkeit des darin verarbeiteten Materials nicht absprechen kann, sind ursprünglich ebenfalls Feuilletonartikel, Originalcorrespondenzen der „Kölnischen Blätter", woraus sich von selbst ergibt, daß ihre politische Parteifärbung nicht nur von derjenigen der Bilder von Kolisch, sondern fast aller neuen pariser Skizzen abweicht. So wenig aufdringlich sie im ganzen erscheint, wo es sich um eine objective Schilderung handelt, so tritt sie doch an den geeigneten Stellen unverkennbar hervor. Man athmet den Duft der legitimistischen Lilien, wenn man mit dem Verfasser ein Glas Eis in einem vornehmen Café des Quartier Saint-Germain trinkt; man fühlt den Hauch ultramontaner Begeisterung, wenn man mit ihm zu einem „guten gesunden Menschen" wandert, der hoch an Wissen und Verstand die niedere Menge überragt, wenn man dem in der Rue du Bac im dritten Stock wohnenden Louis Veuillot ins Auge schaut.

Im stillen Cabinet saß ich dem Manne gegenüber, der seit langem der französischen Regierung so viel zu schaffen machte, und dessen unfreiwilliges Schweigen jetzt beinahe noch gefährlicher scheint als sein früheres lautes Wort, das sich nach allen Richtungen hin Bahn brach und bis an den Thron gelangte. Denn so wie ich ihm, so saß dieser Mann auch einst dem Kaiser gegenüber, und der Kaiser fragte ihn: „Sind Sie denn wirklich so böse auf uns, daß Sie uns ewigen Krieg geschworen haben?" — Und der Mann antwortete freimüthig: „Sire, ich möchte mich Ihren besten Freund nennen, und ich sagte nicht zu viel; ich wünsche nur Eines: nicht verleumdet und nicht verkannt zu werden." — Napoleon bot ihm darauf einen Platz im Staatsrathe an, die zweite Rangklasse in der großen kaiserlichen Hierarchie, aber der Mann schlug es dankend aus und die Decoration der Ehrenlegion nicht minder. Nicht um den modernen Marquis Posa zu spielen — „ich kann nicht Fürstendiener sein!" — gewiß nicht; wol aber um frei und arm zu bleiben, unabhängig und seiner Fahne getreu: der Kirche, der Religion und Rom. Und ebenso saß er auch im Vatican dem Papste gegenüber, dem er seit mehr als anderthalb Decennien gedient — jeder Tag, jede Stunde ein Kampf! als einer seiner besten Söhne. Der Heilige Vater bot ihm ebenfalls Titel und Würden, das Großkreuz seines höchsten Ordens, den Ehrenplatz eines Kämmerlings, ja im Consistorium soll man sogar den Vorschlag gemacht haben, den bedeutenden Gast aus Paris als Minister in Rom zu behalten. Aber auch hier nahm er nichts an, zufrieden mit dem Beifall und dem Segen des Vaters der Christenheit. Er kehrte bescheiden zurück in die Rue du Bac zu seinem schlichten Schreibtisch und schrieb und wirkte fort, bis man ihm auch das Schreiben verbot, ihm sein Tintenfaß versiegelte und die Feder fortnahm. Mit diesem Verbot verlor er zugleich die Mittel seiner materiellen Existenz, für einen Familienvater stets ein doppelt schwerer Schlag. Aber das alles trübte seine Seelenheiterkeit nicht und machte ihn nicht wankend in seiner Gesinnung, und seine Ehre blieb spiegelblank und rein wie zuvor.

So verschieden spiegelt sich dieselbe Persönlichkeit in den von rechts und links aufgestellten Trumeaux der Presse, die meistens nur Hohlspiegel der Parteien sind. Indeß macht sich auch der Verfasser der „Lebenden Bilder" derselben Unterlassungssünde schuldig wie Kolisch: es fehlt auch in der zweiten Auflage die zeitgemäße Ueberarbeitung der Feuilletonskizzen. Sonst würden wir wol auch hier von Veuillot's neuester Sensationsschrift: „Les odeurs de Paris" hören, und nicht von der längst vergessenen Broschüre: „Le Pape et la diplomatie."

In den Bildersaal des second empire von Kolisch fügten indeß die „Lebenden Bilder" ein neues, mit kräftigen Zügen ausgeführtes Porträt, das des alten Haudegens Marschall Castellane, von welchem uns mehrere sehr pikante Anekdoten mitgetheilt werden. Derartige Gamaschensoldaten sind in Deutschland häufiger als in Frankreich; auch der volksthümliche Humor hat einen deutsch bärbeißigen Zug. Einen Soldaten, der aus Rache mit einer Kugel auf den Marschall schießt, doch nur den Hut trifft, fährt er entrüstet an, mit zwei Sätzen vor die Fronte springend: „Welch ein Lump, der seinen Mann auf zwanzig Schritt verfehlt!" Er vertuschte später die Sache, ließ den Soldaten kommen, redete ihm ins Gewissen, und der Bursche wurde bald dem Marschall auf Tod und Leben ergeben. Schrecklich war es dem letztern, wenn seine Offiziere sich parfumirten oder gar Pommade gebrauchten. Man wußte dies und nahm sich daher sehr in Acht. Manchmal aber roch der Marschall mit seiner feinen Nase dennoch irgendeinen Parfum und sagte alsdann ungenirt: „Wer von den Herren hat sich denn schon wieder schlecht aufgeführt." Auch die folgende Anekdote ist charakteristisch für den alten Haudegen:

Ein Barbier von Lyon soll einst ausgerufen haben: „Wenn ich ihn nur einmal zu rasiren bekäme, «ce brigand de Castellane», ich schnitte ihm gewiß den Hals ab!" Tags darauf erscheint der Marschall, dem man dieses freche Wort hinterbracht hatte, in der Boutique des Friseurs, noch dazu in voller Uniform, und setzt sich ruhig auf den Stuhl, um sich rasiren zu lassen. Der Barbier, der gar nicht weiß, was das zu bedeuten hat und wie er die Ehre eines so hohen Besuchs erklären soll, bekommt schon halbwegs Angst, seift aber doch den schrecklichen Kunden ein, wetzt sein Messer und fängt an zu schaben. Mitten in der Arbeit fährt ihn auf einmal der Marschall an: „So schneid' doch zu, Halunke! Schneid' mir doch den Hals ab, wie du gestern gelobt hast!" — Der Barbier ist mehr todt als lebendig. — „Siehst du wol?" sagt der Marschall. „Ihr seid feiges Gesindel; großprahlen könnt ihr, aber Muth habt ihr nicht." Der arme Kerl, der sich schon vor den Assisen, wo nicht gar auf dem Schaffot sah, fiel ihm fast zu Füßen und

fing dann bitterlich zu weinen an. Der Marschall lachte, beschwichtigte ihn und setzte freundlich hinzu: „Schon gut, schon gut; ich bin gar nicht mehr böse. Jetzt rasir' mich fertig und nimm dich in Acht, daß du mich nicht schneidest.“ Er gab ihm alsdann einen Louisdor und ging davon.

Auf seinen Befehl mußten einmal zwanzig Gamins in Lyon, denen er Sous und kleine Silberstücke zuwarf, den Laden eines Pastetenbäckers stürmen und die Kuchen und Torten vernichten. Der Marschall hielt sich vor Lachen die Seiten und sagte dem verzweifelten Pastetenbäcker: „Je payerai toutes vos saletés.“

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Populäre Gesundheitslehre.

Auf dem schon seit einem Jahrhundert mit stets wachsender Rührigkeit bebauten Felde der populären Naturkunde aller Art, sind manche herrliche Früchte zur schönsten Reife gediehen. Das Interesse des denkenden großen Publikums ist hier fortwährend wach erhalten und allmählich immer höher gesteigert worden. Man sorgte auch dafür, daß hier die Erwartungen nicht getäuscht wurden und daß eine geistige Ueberfütterung nie vorkommen konnte. Die segensreichen Folgen eines so andauernden guten Einvernehmens sind aber auch überall wahrnehmbar. In allen Schichten der Stände, bei allen Künsten und Gewerben bildet eine naturwissenschaftliche Gesammtbildung die Hauptgrundlage der Aufklärung, die Haupthülfe zu jedem Fortschritte. Das muß aber auch erhalten und wo nur immer möglich noch mehr belebt und verallgemeinert werden. Darum sind wir auch stets gern bereit gewesen, auf gute Werke in diesem Gebiete der Literatur mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Wir haben heute aufs neue Gelegenheit dazu und lenken unsere Unterhaltung auf folgende, der Beachtung sehr zu empfehlende, jetzt auch in einer Volksausgabe erscheinende Schrift:

Die Gesundheitslehre. Für gebildete Leser bearbeitet von Ludwig Leo. Mit einer colorirten Tafel und mehrern Holzschnitten. Berlin, A. Hirschwald. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Der geistreiche unvergessene Christoph Wilhelm Hufeland hat in seiner von 1796—1842 sechsmal erschienenen Schrift „Makrobiotik, oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ sich ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Das Werk hat eine Fülle von ähnlichen Schriften ins Leben gerufen, welche zum Theil mit seiner Vortrefflichkeit siegreich gewetteifert haben, zum Theil aber auch so schwache Nachbildungen waren, daß sie in ihrem eigenen Leben der Makrobiotik nicht gerade zum Muster dienen konnten. Es gewährt uns nun eine ganz besondere Freude, die vorliegende „Gesundheitslehre“ der ersten Klasse zuzählen zu können. Das Buch ist vortrefflich geschrieben, es trägt in jeder Beziehung der neuesten Wissenschaftlichkeit gründlich Rechnung, ist nirgends weitschweifig und bringt überhaupt nur das, wofür sich jeder Denkende am lebhaftesten interessirt. Mit diesen Eigenschaften wird es sich gewiß bald zum Liebling des großen Publikums gemacht haben. Dies wünschen wir ihm ganz von Herzen und das hauptsächlich auch mit aus dem Grunde, damit das Beifallsgeschrei über einige gleichzeitig erschienene oberflächliche Machwerke, welche nur in Hinsicht der Wohlfeilheit sich Beachtung erworben haben, endlich verstummen möge.

Das Werk stellt sich auf den Standpunkt der Erfahrungsnaturlehre, gerade wie Hufeland, und wie das jetzt jeder tüchtige Arzt thut. Seit dem Wiedererwachen aller Wissenschaften und Künste haben die berufenen Männer von Fach auf das verständige Erforschen und Zur-Geltung-Bringen der wahren Natur ihr Hauptaugenmerk gerichtet; sie haben sich immer entschiedener, immer kühner gerüstet, alle Unnatur aus dem Felde zu schlagen; sie haben Siege erkämpft, wofür ihnen ohne Ausnahme alle folgenden Jahrhunderte zu Dank verpflichtet sein werden. Der Kampf ist aber noch nicht zu Ende gefochten, und es liegt in der Natur der Sache, daß hier nie Ruhe und Frieden kommen darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, in die traurige Zeit des finstern Mittelalters zurückversetzt zu sein. Die Zahl der unnatürlichen Naturphantasien ist allerdings schon sehr verkleinert worden, aber noch lange nicht gänzlich ausgerottet, und am allerwenigsten kann dies von der Gesundheitslehre für den Menschen gerühmt werden, wo die Wucherpflanze des Aberglaubens immer wieder aufs neue zum Vorschein kommt und sich die gemeinsten Künste der Marktschreierei einen gläubigen Anhang zu verschaffen wissen. Unser Verfasser ist gar kein Freund von dem jetzt vielfach gerühmten Grundsatze des Todtschweigens. Er redet ernst, ausführlich und gründlich auch selbst über die sogenannte Lappalien, über die viele andere nur lachen und vornehm schweigen.

Das Werk besteht aus zwei, aber nicht besonders getrennten Theilen, die dann in fünf Kapitel zerfallen. Das erste Kapitel handelt von der Ernährung, das zweite von der Luft, das dritte von der Arbeit, das vierte von der Fortpflanzung, das fünfte von der Krankheit. Die weitere Zerlegung in Abschnitte und Unterabtheilungen wollen wir hier nicht verfolgen, dafür aber nicht unerwähnt lassen, daß das Buch am Schlusse noch ein recht ausführliches Register besitzt, wodurch sich das Ganze vortrefflich zum Nachschlagen eignet und vollkommen ersetzt, was ihm an Uebersichtlichkeit vielleicht fehlen sollte.

Nachdem die Stoffe einzeln besprochen worden sind, welche dem Menschen zur Ernährung dienen können, geht das Buch zu dem Stoffwechsel über, wobei das Blut und das System seiner Gefäße und Organe zur Besprechung kommen. Die doppelte Thätigkeit des Blutumlaufs zur Einführung der Nährstoffe und zur Ausführung der Abfälle wickelt sich in den Haargefäßen ab, alle übrigen Theile des Gefäßsystems dienen nur zur Fortleitung des Blutes selbst. Im Blute müssen sich daher alle Stoffe vorfinden, aus welchen unser Körper zusammengesetzt ist, und es können auch nur solche Stoffe zur Ernährung dienen, welche im Stande sind, Blut oder einzelne Bestandtheile desselben zu bilden. Es ist dann

von den Blutkügelchen und überhaupt von den Bestandtheilen des Bluts die Rede. Darauf wird der ganze Act der Verdauung ausführlich besprochen und auf den Werth der verschiedenen Nahrungsmittel speciell hingewiesen, wobei besonders die Fleischarten nach englischem Maßstabe beurtheilt werden. In Hinsicht der Bereitung der Fleischspeisen wollen wir dem Buche einmal selbst das Wort geben:

Frisches Fleisch wird gebraten, gedämpft oder gekocht. Beim Braten wird das Fleisch, nachdem es mit Kochsalz eingerieben ist, der trocknen Hitze einer starken Kohlenglut oder eines offenen Feuers ausgesetzt; Kalbfleisch wird dabei mit Fett übergossen. In Deutschland geschieht dies gewöhnlich in einer Pfanne, in England am Spieße. Die erste Einwirkung der Hitze besteht darin, daß sie die oberflächliche Schicht des im Fleischsaft gelösten Eiweißes gerinnen macht, wodurch es fest wird und dem Fleischsaft im Innern des Bratenstücks den Austritt verwehrt; allmählich wird die Oberfläche braun und krustig geröstet, wodurch jener Zweck in noch höherm Grade erreicht wird. Es entwickeln sich in der Kruste brenzliche Stoffe und etwas Essigsäure, wodurch die Verdaulichkeit der Fleischfaser erhöht wird. Im Innern des Fleisches wirkt die Hitze in abgeschwächter Kraft, sodaß daselbst der Saft flüssig bleibt (saftig); bei großen Stücken behält das Blut im Innern häufig sogar seine rothe Farbe, indem dasselbe sich erst bei 70° R. braun färbt. Um einen saftigen zarten Braten zu erhalten, ist die Regel zu beobachten, daß man die Hitze nicht länger als auf das Pfund eine Viertelstunde einwirken lasse, sonst wird der Braten durch zu große Verdünstung trocken, hart und kleiner. Im Braten sind sämmtliche nährende Stoffe des Fleisches in möglichst verdaulicher, wohlschmeckender und innig gemischter Weise enthalten, die Muskelfaser ist durch die angemessene Höhe der Wärme gelockert, mit Fett und Fleischsaft durchtränkt und der Lösung durch den Magensaft zugänglich geworden. Um letztern Zweck namentlich bei zäherm Fleische sicher zu erreichen, legt man den Braten noch auf ein paar Tage in Essig und saure Milch, wodurch die Muskelfaser gelockert wird, und setzt ihn erst dann der Hitze aus (Sauerbraten). Kleinere Stücke Fleisch werden kurze Zeit in kochendem Fette gar gemacht wie Beefsteak, Cotelette, oder Klöschen von gehacktem Fleisch (Klops).

In ähnlicher Weise wird dann auch beschrieben, wie man ein gutes Kochfleisch erhalten kann. Ganz vorzugsweise faßt das Buch die Bereitung der Fleischbrühe ins Auge. Das zerkleinte Fleisch wird hierbei unter Zusatz von etwas Kochsalz in kaltes Wasser gelegt und allmählich erwärmt. Der Papinianische Topf mit Sicherheitsventil wird besonders empfohlen. Der Eiweißgehalt bleibt in der Suppe, trübt dieselbe wol etwas, aber sie bleibt um so kräftiger. Der Fleischsaft vermischt sich mit dem Wasser vollständig. In der so bereiteten Fleischbrühe ist vom Fleische das Fett, Eiweiß, der Leim, die Milchsäure, die Salze, das Kreatin und Kreatinin u. s. w. enthalten, welche ihr Würze und Geschmack und ihre belebende Eigenschaft verleihen. Der Verfasser geht hierbei ganz von den Grundsätzen Liebig's aus und läßt natürlich auch den von diesem empfohlenen Fleischextract nicht unbeachtet.

In neuester Zeit ist es Liebig gelungen, die Bereitung des Fleischextracts in Ländern zu veranlassen, welche einen großen Ueberfluß an Viehheerden besitzen, wie Südamerika, Australien u. s. w., wo bisher die Thiere nur zur Gewinnung der Häute und des Fettes geschlachtet und das Fleisch förmlich vergeudet wurde. Es ist die gegründete Hoffnung vorhanden, daß wir auf diesem Wege bald in den Besitz reichlicher Mengen eines billigen Fleischextracts kommen werden. Derselbe ist aber durchaus nicht mit den schon lange bekannten Bouillontafeln zu verwechseln, welche infolge ihres vorwiegenden Leimgehalts einen sehr geringen Nährwerth haben.

Von allen übrigen Arten der Speisen von Fleisch ist dann auch bald kurz, bald mehr mit Ausführlichkeit die Rede; wir theilen hiervon nur noch das vom Verfasser mit Nachdruck Gesagte über das Blut als Nahrungsmittel mit. Es sei allerdings nicht zu erwarten, daß man in Deutschland das Blut der Thiere trinke, wie dies die asiatischen Steppenvölker thun; auch würde man sich wol schwerlich dazu verstehen, das frische Blut in Brot zu backen, wie dies in Schweden Sitte ist, oder die schwarze Blutsuppe der Spartaner zu verzehren. Indeß gäbe es zwei Arten der Anwendung des Bluts zu Speisen in Deutschland, von denen man wünschen könne, daß sie ganz allgemein würden: dies seien die Blutwürste, und das Schwarzsauer der Norddeutschen. Abgesehen von dem Eiweißgehalt, 17—18 Procent, gibt es kein thierisches Nahrungsmittel, welches so reich an Kochsalz und Eisen ist als das Blut. Man muß es daher wie eine unverantwortliche Verschwendung ansehen, wenn das Blut wie nutzlos weggegossen wird. Jedes Pfund Blut richtig benutzt hat den Nährwerth von einem halben Pfunde des besten Fleisches. Darin liegt der Grund, daß man schon von recht vielen Seiten Vorschläge gemacht hat, diesen Stoff noch mehr, als es bisher geschehen ist, zum Volksnahrungsmittel zu verwenden; der tief eingewurzelte Widerwille stand indessen der Einführung stets entgegen, auch selbst in Zeiten der Hungersnoth und großer Theuerung blieb das Streben ohne glücklichen Erfolg.

Ueber pflanzliche Nahrungsmittel verbreitet sich das Werk ebenso ausführlich und belehrend, wie über die thierischen, und geht dann über zu den verschiedenen Getränken, wobei denn besonders dem Weine eine Lobrede gehalten wird. Der Alkoholgehalt desselben verlangsamt den Verbrauch der eingenommenen Nahrungsmittel, dient also indirect zur Erhöhung ihres Nährwerthes; die Summe der übrigen Bestandtheile des Weins fördert die Verdauung der Speisen, und wenn sie selbst auch wenig zur Ernährung des Körpers beitragen, so bilden sie mit dem Wasser ein so liebliches, wohlthätiges, erregendes Getränk, daß unter allen Genüssen, die dem Menschen von Natur zur Erhaltung seines Körpers geboten werden, unbestritten der Wein die erste Stelle einnimmt:

Dem Safte der goldenen und blutrothen Traube ist an Kraft und Milde kein anderes Naturproduct an die Seite zu setzen. Erheitert er den Jüngling, stählt er den Mann, so ist er für den Greis das beste und fast unentbehrliche Kräftigungs- und Erhaltungsmittel. In Ländern, die mit reichlichem Weinwuchs gesegnet sind, ist es auch dem armen Arbeiter wol von Zeit zu Zeit vergönnt, sich durch ein Glas Wein zu erfrischen; in guten ergiebigen Jahren gehört es zum täglichen Genusse des besser gestellten Landmanns, und nur selten findet man den Arbeiter dem unmäßigen Branntweintrinken ergeben. Im Norden wird der Wein für die arbeitende Klasse wol fürs erste nur Luxusartikel bleiben, und wäre es nur zu wünschen, daß er öfter zur Kräftigung alter, kranker Menschen benutzt würde; namentlich würde er letztern in vielen Fällen ein wohlthätiger Ersatz für manche dickleibige Arzneiflasche und Pulverschachtel bilden.

Natürlich werden auch die nachtheiligen Folgen des übermäßigen Weingenusses erwähnt, aber zugleich bemerkt, daß dieselben nie so schlimmer Art sind als die des leidenschaftlichen Branntweingenusses.

Für die weinarmen nördlichern Gegenden ist ein gut-

bereitetes Lagerbier ein vortrefflicher Ersatz, und der Verfasser thut wohl, wenn er den Staatsmännern, Volkswirthen und Industriellen ans Herz legt, zur Förderung und Begünstigung der Bierbrauereien in Stadt und Land mit allen ihren Kräften beizutragen. Allerdings warnt er auch nachdrücklich vor Unmäßigkeit im Genuß des Biers und deutet auf die nachtheiligen Folgen.

Thee und Kaffee, Cacao und Chocolade bieten besonders bei dem weiblichen Geschlecht Ersatzmittel für die wohlthätige Wirkung gegorener Getränke, obgleich nicht gerade erwiesen ist, daß sie wie diese eigentliche Spornmittel für die übrigen genossenen Nahrungsmittel sind. Was den Genuß des Tabacks in allen Formen betrifft, so stellt sich der Verfasser auf den verständigen Standpunkt eines duldsamen Beurtheilers; er spricht nicht gerade mit großer Begeisterung für diese Gewohnheit, kann es aber auch nicht billigen, wenn man von ärztlicher Seite furchtbare Strafpredigten dagegen gerichtet hat, verschweigt übrigens auch nicht, daß man in neuester Zeit Grund habe, dem unmäßigen Rauchen die Entstehung hartnäckiger, mit Schwächung der Sehkraft verbundener Augenübel zuzuschreiben, welche mit einem Gehirnleiden in Verbindung stehen sollen.

Zum Schluß des ersten Kapitels betrachtet der Verfasser die Nahrungsbedürfnisse im allgemeinen nach dem Alter, nach dem Klima, den Jahreszeiten und der Lebensweise und gibt dann die dafür passenden Regeln. Die Sache ist so interessant, daß es uns ordentlich schwer fällt, nicht auch hiervon Mittheilungen machen zu können.

Das zweite Kapitel beginnt mit der Aufzählung der Eigenschaften unserer atmosphärischen Luft, redet dann von der beim Athmungsprocesse nothwendigen frischen reinen Luft, von der Ventilirung der Schlafzimmer, Küchen und Wohnzimmer, deutet auf die Quellen der Verunreinigung der Luft, auf die Schädlichkeit feuchter Wohnungen, auf Verweichlichung durch übertriebenes Warmhalten in den Zimmern und Kleidern, und gibt zuletzt noch besonders Regeln für die Kleidung, für das Bett und die Wäsche.

Das dritte Kapitel, welches die Ueberschrift „Arbeit“ besitzt, bezieht sich auf die Bewegung und Thätigkeit des menschlichen Körpers, auf die Uebung und Pflege der Sinne, der Muskeln und des Geistes, auf die Schädlichkeit, welche dem Gewerbtreibenden aus der Beschaffenheit der zu verarbeitenden Stoffe entsteht, auf diejenige, welche Ueberanstrengung und Zwang bei der Arbeit erzeugen und welche übergroße Hitze, Kälte und Nässe herbeiführen.

Das vierte Kapitel bildet den Anfang des zweiten Theils, es widmet zunächst der natürlichen Entwickelung des Kindes, des Jünglings und der Jungfrau seine volle Aufmerksamkeit, geht dann über zu Mann und Weib, zur Ehe und Familie und zum ehelosen Stande; wobei dann ganz besonders die Aufmerksamkeit auf die richtige Behandlung des Säuglings gerichtet wird.

Das fünfte und letzte Kapitel ist nun ganz vorzugsweise ein inhaltreiches, es bezieht sich auf den kranken Menschen, auf dessen Verpflegung und Behandlung, auf ärztlichen und jeden andern Beistand. Bei der Darstellung des Verhältnisses des Kranken zum Arzt sagt der Verfasser, daß es eine heilige Pflicht sei, dem leidenden Menschen zu Hülfe zu kommen, daß man dies vor allem von dem Arzte erwarte. Der Verfasser ruft aus:

> Und doch, wie oft ist die Arbeit des verständigsten und gewissenhaftesten Arztes eine vergebliche! Wie oft geht trotz aller Mühe der Kranke zu Grunde, wie oft bleibt dieser ungeheilt! Das Publikum ist nun mit seinem Urtheil sehr bald fertig. Es schreibt dem Arzte die Schuld zu an dem unglücklichen Ausgange, indem es die ihm wohlbekannte Thatsache, daß viele Krankheiten nicht zu heilen sind, daß der Mensch ein der Gebrechlichkeit und dem Tode verfallenes Wesen ist, auf den einzelnen Fall anzuwenden versäumt. Auf der andern Seite sind freilich die Menschen auch sehr bereit, des Arztes glücklichen Erfolge anzuerkennen, wiewol derselbe im besten Falle wenig mehr gethan hat, als die übelsten Erscheinungen bekämpft und die wichtigsten Schädlichkeiten weggeräumt zu haben, wodurch er der Thätigkeit des Organismus freie Bahn gemacht hat — wiewol es in den seltensten Fällen feststeht, daß nicht auch die Genesung ohne alle ärztliche Wirksamkeit eingetreten wäre. Die Menschen haben eben den kindlichen Glauben, daß alles, was nach einer thätigen Einwirkung geschehen, auch infolge derselben eingetreten sein müsse. Es ist nicht zu leugnen, daß bis vor gar nicht langer Zeit auch die größte Zahl der Aerzte diesen Glauben getheilt hat. Neuerdings jedoch ist man etwas tiefer in das Wesen der organischen Arbeit eingedrungen und hat gefunden, daß viele Krankheiten nach regelmäßig vorher zu bestimmendem Verlauf in Genesung übergehen, wenn nur die äußern Verhältnisse so geregelt sind, daß sie nicht störend in den Gang der Natur eingreifen.

Das ist ein sehr beherzigenswerthes Wort. Es sollte nie vergessen werden, daß jede Krankheit als Naturereigniß ein Recht zu einem natürlichen Verlaufe hat, daß ein bloßes Eingreifen und Hemmen noch keine Heilung ist, sondern sehr leicht noch üblere Folgen nach sich ziehen kann. Das Vertrauen zu den Aerzten richtet sich aber gewöhnlich nur nach dem Erfolge glücklicher Curen, als sei dies das Werk ihrer Kunst, obgleich jeder Vernünftige einsehen sollte, daß die Natur dabei das Beste gethan habe, und daß das Hauptverdienst des Arztes gerade darin bestanden, alles wegzuräumen und zu verhüten, was den natürlichen Verlauf der Krankheit und Wiedergenesung stören könnte. Daher ist die so oft gehörte Klage über das Nichtsthun des Arztes beim Krankenbette viel eher ein Lob als ein Tadel über seine Pflichterfüllung. Will er kein Charlatan sein, so ist ja sein Nichtsthun eine gerechte Nothwendigkeit, welche er der Natur der Krankheit und dem Wohle der ganzen Menschheit schuldig ist.

> Unter den wissenschaftlichen Aerzten steht dies als unumstößlicher Grundsatz fest, und haben die Fortschritte der neuern Zeit namentlich der Homöopathie trotz ihrer unzweifelhaft häufigen Erfolge, bei den auf einer gesunden Naturforschung fußenden Aerzten auch den letzten Funken von Glauben geraubt. Der Hauptgrundsatz der homöopathischen Lehre ist neben andern dem gesunden Menschenverstande widersprechenden Aufstellungen der, daß die Arzneimittel um so kräftiger wirken, in je kleinerer, feinerer, verriebener und verschütteter Gabe sie gereicht werden, und die Homöopathen theilen wirklich, auf diese Voraussetzung fußend, angeblich einen Tropfen oder ein Grangewicht (von der Größe eines Pfefferkorns) ihrer Mittel in Billion-, Trillion- bis Decilliontheile, geben letztere ihren Kranken und behaupten damit Wunderbares zu leisten. Und wirklich wunderbar ist ihre Leistung, nämlich, daß sie es dahin gebracht haben, daß ihnen von vielen Leuten geglaubt wird.

Wir dürfen übrigens dieser Heilart das Verdienst nicht absprechen, daß sie ganz vorzugsweise der früher übergroßen Neigung der Aerzte zu Medicamenten Einhalt gethan hat. Für vernünftige Menschen ist überhaupt

dieser ärztliche Glaubensstreit ein längst überwundener. Das Hauptmittel zur Beseitigung einer Krankheit liegt nie mehr in den Mitteln des Arztes, sondern in dem Vertrauen zu seiner Person, in der Ueberzeugung, daß er eine sachverständige Einsicht in die Natur der Krankheit habe. Dem guten Arzte kann daher kein besseres Compliment gemacht werden, als daß sein persönliches Erscheinen die allerbeste Medicin für den Kranken gewesen sei. Daß wir aber noch lange nicht auf dem Standpunkte der vernünftigen Beurtheilung des guten Arztes angekommen sind, lehren noch täglich die widerwärtigen Lobhudeleien für allerlei Heilmittel in den öffentlichen Blättern, denen man die freche Lüge und die noch frechere Absicht, sich durch die Leichtgläubigkeit des Publikums zu bereichern, sogleich ansieht. Aber noch viel schlimmer steht die Erfahrung, daß die Menschen wie versessen darauf sind, sich durch Geheimmittel betrügen zu lassen. Statt einem zuverlässigen Manne von Fach ihr Vertrauen zu schenken, laufen viele zu betrügerischen alten Weibern und Männern, zu Schäfern, Scharfrichtern, Schustern und Schneidern, um durch Besprechen und Bestreichen, durch Pillen, Pflaster und Tränke ihre Gesundheit wiederzubekommen:

Verfasser hat es mit angesehen, wie einst ein berühmter Schäfer von weither in ein Dorf gerufen wurde, um einen Gutsbesitzer durch Bestreichen seiner Magengegend mit den Händen von irgendeinem hartnäckigen Uebel zu befreien. Das Gerücht seiner Anwesenheit verbreitet sich, aus der ganzen Umgegend strömten die Preßhaften und Heilbedürftigen ihm zu; er bestrich die Leute am Magen, ließ sie schwer bedeckt ins Bette legen und weissagte ihnen einen tüchtigen heilsamen Schweiß. Da es mitten im heißen Juli war, so schwitzten alle tüchtig, und die ganze Gegend war seines Ruhmes voll. Der Mann hat binnen drei Wochen aus einem nicht gar großen Kreise 6000 Thaler, sage sechstausend Thaler, mitgenommen, und die genaueste Nachforschung hat ergeben, daß er keinen einzigen an einem erheblichen alten Uebel Leidenden geheilt hat. Man sagt wol: die Welt will getäuscht sein, und also werde sie es! Sie soll aber Kenntniß erwerben von den natürlichen Dingen, die Augen offen halten und verständig denken; dann werden auch in den niedern Klassen die Täuschungen aufhören.

In dieser Hinsicht steckt noch gar viel Aberglauben im Volke, wovon ich selbst die vornehmern und höchsten Stände nicht ausschließe. Daß durch diese Spiegelfechterei wirklich zuweilen Heilungen erreicht worden sind, wollen wir gar nicht bestreiten, denn wir wissen recht gut, wie starke Gemüthserregung und Glaubenszuversicht einen wunderbaren Einfluß auf den kranken und gesunden Körper ausüben können. Hatte doch das bloße Zurechtlegen eines Purgirmittels zum Einnehmen für den andern Morgen den Traum eines frommen Vaters so lebendig erregt, daß die Wirkung des Pulvers noch vor dem Einnehmen desselben gekommen war. Wie oft sind die Menschen durch bloße Einbildung übel und wehe geworden. Darin aber liegen Fingerzeige, daß man noch lange nicht zu Ende gekommen ist in der Dämpfung des Aberglaubens, daß die Helmuthe wahrlich noch nicht schweigen dürfen.

Von der Beschreibung der hauptsächlichsten Krankheiten und den dabei nöthigen diätetischen Regeln möchte es schwer halten, Mittheilung zu machen, ohne Gefahr zu laufen, die Grenzen des uns zugemessenen Raums über die Gebühr zu überschreiten. Wir beschränken uns daher darauf, sie recht warm zum Nachlesen zu empfehlen. Dagegen wollen wir nicht unterlassen, noch eine Mittheilung über Krankenpflege aus dem Buche zu machen. Der Verfasser möchte dieselbe fast ohne Ausnahme am liebsten den dazu geeigneten Frauenhänden anvertraut wissen. In Hinsicht der Milde, der Duldsamkeit und der Selbstaufopferung thäten die Frauen es den Männern doch immer zuvor. Eine solche Pflegerin soll Nachsicht haben mit dem durch das Leiden angefachten Unmuth, sie soll Mitgefühl für die Schmerzen und unbehaglichen Empfindungen des Kranken haben, ihm beistehen durch herzlichen liebevollen Trost, und alles für ihn thun, was zu seiner Herstellung beitragen kann.

Auf der andern Seite hat auch der Pfleger die Pflicht, nicht nur für sich, sondern auch zum Wohle des Kranken seine eigene Kraft zu schonen und aufrecht zu erhalten. Wie oft verfehlen Gattinnen oder Mütter oder Kinder es, wenn sie ihrer Pflicht für die schwerkranken Angehörigen nur dadurch genügen zu können glauben, daß sie wie gefesselt Tag und Nacht an ihrem Bette verweilen, das Essen versäumen und in keiner Weise an die Erhaltung ihrer eigenen Kräfte denken. Zu dem Seelenschmerze, den sie zu erdulden haben, gesellt sich dann sehr bald auch die körperliche Ermattung, sie können das nicht mehr leisten, was von ihnen beansprucht wird, und wenn der Kranke genesen oder gestorben ist, so fallen sie selbst zusammen, und sehr häufig ist es, daß sie dann selbst schwer erkranken und ihre übermäßige Anstrengung gleichfalls mit dem Leben bezahlen. Namentlich tritt dieser Fall oft in schweren Nervenfiebern ein, wo nur gerade der unermüdliche Pfleger des Kranken später von demselben Uebel und dann mit seinen geschwächten Kräften in verderblichster Weise betroffen wird. Man kann deshalb solchen, die schwere Kranke zu pflegen haben, nicht genug ans Herz legen, daß sie die regelmäßigen Mahlzeiten in ausreichendem Maße einhalten, täglich 6—7 Stunden schlafen, sich etwas Bewegung in freier Luft machen und, was sehr wohlthätig einwirkt, von Zeit zu Zeit ein Bad nehmen; dann können sie ihr schweres Amt lange Zeit in erfolgreicher Wirksamkeit versehen.

Die Abschnitte über die Pflege der Geisteskranken und über die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes sind vortrefflich abgefaßt. Hoffentlich wird diese Besprechung in den meisten Lesern den Wunsch erweckt haben, das Buch selbst zur Hand zu nehmen und eifrig darin zu studiren. Damit wäre denn auch ihr Hauptzweck erfüllt.

Heinrich Birnbaum.

Zur deutschen Städtegeschichte.

Geschichte der Stadt Hamburg. Von J. G. Gallois. Mit vielen Illustrationen und Karten. Hamburg, W. Oncken. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Von der regen Thätigkeit, welche seit einigen Jahrzehnten in allen Richtungen von der deutschen Geschichtsforschung entfaltet wird, hat nicht blos die Darstellung der allgemeinen Geschichte glänzenden Gewinn gezogen, sondern auch die Specialgeschichte einzelner Landschaften und Städte ist dadurch zum Theil in höchst dankenswerther Weise bereichert worden. Freilich hat gerade diese

letztere Erscheinung unleugbar zwei Seiten: abgesehen nämlich davon, daß eine so fortgesetzte Theilung und Specialisirung allmählich auch zu einer Verkleinerung und Verengerung des Gesichtskreises und damit nothwendig zu einer Verflachung der Anschauung und des Urtheils führen muß, liegt dabei noch die Gefahr nahe, daß Dilettanten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber zu sein meinen, sobald sie im nothdürftigen Besitze der zur handwerksmäßigen Routine zusammengeschrumpften wissenschaftlichen Methode sind und nach einigen ihnen geläufigen Formen mit einer vorliegenden Aufgabe einigermaßen umzuspringen vermögen. Die alljährlich erscheinende Flut der Stadt-, Kreis- und Gutsgeschichten, auf deren Werth selbst der Vergleich mit dem Haufen Spreu und dem darin zu findenden einen Weizenkorn noch ein zu günstiges Licht fallen lassen würde, liefert für diese Bemerkung einen mehr als genügenden Beweis; sonst aber werfe man noch einen Blick auf die Zeitschriften, welche als Organe der zahlreichen landschaftlichen Geschichts- und Alterthumsvereine erscheinen und die gewöhnlich ganz ernstlich mit wissenschaftlichen, wenn nicht gar wirklich gelehrten Prätensionen auftreten, und zähle nach, wie viel von der großen Menge der darin veröffentlichten Abhandlungen einem andern Zwecke zu dienen vermag als dem, daß ihre Verfasser den unwiderstehlichen Drang, sich gedruckt zu sehen, wirklich befriedigen können. Oft gehen die bessern und auch in wissenschaftlicher Rücksicht wirklich werthvollen Arbeiten, welche in derartigen Zeitschriften enthalten sind, beinahe verloren unter dem Wust und Ballast der großen Menge werthloser Schreibereien. Aber noch eine zweite Gefahr scheint der modernen Geschichtschreibung durch den einmal herrschenden und an sich auch durchaus zu billigenden Drang zur Popularisirung zu drohen, die nämlich, daß manche wissenschaftlich geschulte Forscher um dieser Richtung willen in die leidigen Fehler der Dilettanten verfallen und Arbeiten, die auf strenger Forschung und wissenschaftlicher Methode beruhen, durch die populäre Form und den populären Ton, den sie einzuschlagen für nöthig halten, um ihren wahren Werth bringen und mit den oben gekennzeichneten Producten auf eine Stufe herabsetzen. Gerade bei Specialgeschichten, deren Leserkreis nur durch möglichste Popularisirung einigermaßen erweitert werden kann, finden wir dies sehr häufig: was in streng wissenschaftlicher Form behandelt bei einigen wenigen Fachgenossen Theilnahme und Würdigung finden würde, wird gereckt und gedehnt, um verbreitert und verwaschen und mit landläufigen allgemeinen Wendungen verbrämt als populäres Werk vor ein größeres Publikum zu treten, das durch seine Beziehung zu dem behandelten Gegenstande verpflichtet ist, das so entstandene Buch, wenn auch nicht zu lesen, so doch anstandshalber zu kaufen. Das klingt vielleicht übertrieben oder zum wenigsten sehr boshaft, trifft aber, wie jeder Unparteiische, der die einschlagende Literatur einigermaßen verfolgt hat, zugeben muß, durchaus das Richtige, dem thatsächlichen Zustande Entsprechende.

Den nächsten Anstoß, diese schon mehrfach gemachte Wahrnehmung von neuem auszusprechen, bot uns die uns zur Besprechung vorliegende „Geschichte der Stadt Hamburg“ von J. G. Gallois, ein dickleibiges Buch, das mit dem entschiedenen Anspruch, populär zu sein, auftritt und den Einwohnern der alten Hansastadt gleichsam ein Handbuch zur Erkenntniß der Vergangenheit ihrer Vaterstadt sein will. Daß ein derartiges Werk an sich durchaus berechtigt ist, wird niemand in Abrede stellen; ja wir geben selbst zu, daß bei der großen Bedeutung, welche Hamburg in frühern Jahrhunderten für die Geschichte des ganzen Norddeutschland gehabt hat und die ihm für den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt bis auf den heutigen Tag ungeschmälert geblieben ist, eine populäre Geschichte gerade dieser Stadt auch für weitere Kreise von Interesse sein und bei richtiger Behandlung auch reiche Theilnahme finden würde. In diesen beiden Hinsichten aber hat das Buch von Gallois keineswegs das erreicht, was leicht erreicht werden konnte, wenn die Lösung der gestellten Aufgabe in anderer Weise versucht worden wäre. Zumeist sehen wir den Grund davon in dem Bemühen, populär zu sein und einen keineswegs in allen Theilen gleichmäßig bedeutenden und fesselnden Gegenstand dem großen Publikum möglichst mundgerecht zu machen. Der Verfasser dieser Geschichte Hamburgs hat sich durch eine Anzahl auf denselben Stoff bezüglicher Arbeiten schon vortheilhaft bekannt gemacht, auch seine „Geschichte der Hansa“ ist ihrerzeit nicht ohne Verdienst gewesen und noch heute immer eins der lesbarsten Bücher über diesen Gegenstand; mit diesem neuesten Werke dagegen können wir uns eigentlich in keiner Hinsicht wirklich einverstanden erklären.

In dem kurzen Vorwort „An den Leser“ gibt der Verfasser den von ihm verfolgten Zweck selbst dahin an, mit Vermeidung jeglichen Raisonnements ein getreues und doch in den Hauptsachen möglichst vollständiges Bild von der äußern und innern Entwickelung des hamburger Gemeinwesens zu geben, „für den Kundigen zur Uebersicht und zur Orientirung; auch für den Unkundigen und die lernende Jugend dürfte das Buch immerhin einigen Nutzen gewähren, für letztere obendrein die Zugabe von instructiven Illustrationen und Karten zur Veranschaulichung der Vergangenheit und ihrer Träger das Ihrige beitragen“. Die Art und Weise jedoch, in welcher die so gestellte Aufgabe zu lösen versucht ist, können wir im wesentlichen nur als verfehlt bezeichnen. Um mit dem zuletzt Erwähnten anzufangen, so sind Karten und Bilder gewiß sehr instructiv und für die lesende Jugend besonders nützlich; aber wenn irgendwo, so gilt bei den der Jugend vorzulegenden Illustrationen jener Ausspruch, daß für Kinder das Beste gerade gut genug sei, jedenfalls aber sollte man Bücher, die auch für die Jugend bestimmt sind, nicht mit solchen Machwerken von Illustrationen verunzieren, wie sie dem Gallois'schen Buche beigegeben sind: dieselben stehen noch unter den bekannten neuruppiner Bilderbogen und sind ohne allen Werth.

Die Darstellung der hamburger Geschichte selbst leidet auch an beträchtlichen Mängeln: fast nirgends erhebt sie sich über den trockenen Ton der Chronik, die Facta auf Facta aneinanderreiht, unbekümmert um ihren innern geistigen Zusammenhang, allein nach der chronologischen Folge; namentlich in der Behandlung der neuern Geschichte tritt dieser Uebelstand in oft komisch wirkender Weise hervor. Von den zwölf sehr umfangreichen Kapiteln, in welche der Stoff vertheilt ist, behandeln die ersten

zwei die Anfänge der Stadt Hamburg und ihre Entwickelung bis zu dem ersten Receß 1410. In diesem Theile stößt der Kundige sehr häufig auf Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten im einzelnen, aus denen hervorgeht, daß die neuern Forschungen, welche die den Hintergrund für Hamburgs Geschichte bildende deutsche Geschichte dieser Perioden betreffen, dem Verfasser nicht bekannt geworden sind. Der Friede z. B., den Karl der Große mit den Sachsen zu Selz geschlossen haben soll, ist längst als unhistorisch gestrichen (S. 5), S. 10 ist von dem „Sachsenkaiser Heinrich dem Finkler" die Rede — eine in einem wissenschaftlichen Werke gewiß unerhörte Bezeichnung. S. 23 wird der Vormund, den Heinrich der Löwe dem jungen Grafen Adolf III. von Schauenburg gab, falsch Heinrich von Buzeburg genannt. S. 31 wird sogar Friedrich II. mit seinem Großvater Friedrich I. Barbarossa verwechselt, denn es heißt da: Friedrich I., der erste Hohenstaufenkaiser, habe dem mit ihm gegen den Welfen Otto IV. verbündeten König Waldemar von Dänemark das ganze Reichsgebiet jenseit der Elbe übertragen! Das sind so grobe Verstöße, daß sie in keiner Weise entschuldigt werden können, sie finden ihre Erklärung allein in der eilfertigen Flüchtigkeit, die man dem Buche auch sonst nur allzu sehr anmerkt; namentlich legen von ihr die zahlreichen stilistischen, ja grammatikalischen Schnitzer Zeugniß ab, auf die man immer wieder stößt und welche, bei eiligem Schreiben untergelaufen, doch bei der Revision des Drucks hätten bemerkt und beseitigt werden müssen. Gleich auf der ersten Seite steht: „Die Alster, noch nicht durch zwei Mühlendämme aufgestaut und weit wasserreicher als jetzt, aus den vielen seine Ufer umkränzenden Waldungen genährt ..."; S. 18: „Ueber die Geschichte unserer Stadt schwebt in dieser Zeit eine nicht zu bannende Dunkelheit — worauf es nach einer Parenthese weiter geht —, das sich erst einigermaßen lichtet ..."; ebenso wenig dürften in einem derartigen Buche solche Sätze vorkommen wie S. 52: „In der Regel waren es einzelne hervorragende Mitglieder des Raths, welche den Vorschuß leisteten und sich dafür Pfandbesitz und Einkünfte zusichern ließen, welche dann später — der gemeine Seckel an sich brachte, oder aber von vornherein das Geld, aber nicht den Namen dazu hergab" (!); von den nicht eben seltenen Monstreconstructionen stehe hier schließlich noch ein Beispiel von S. 129: „Wir haben oben der von den Holländern infolge des Kriegs mit Burgund in den wendischen Städten vollführten Getreideaufkäufereien gedacht, weil ihnen die gewohnten Zufuhren vom Süden ausgeblieben waren."

Neben diesen starken Mängeln, an denen die Darstellung der hamburger Geschichte in der Form krankt, müssen wir an derselben auch die ermüdende Weitschweifigkeit rügen, welche namentlich in den letzten, die neuere Geschichte behandelnden Abschnitten eine wirkliche Lektüre des Buchs beinahe unmöglich macht, wie uns überhaupt der sehr bedeutende Umfang des beinahe 800 enggedruckte Seiten zählenden Buchs mit dem von dem Verfasser verfolgten Zweck in offenem Widerspruch zu stehen und ganz unvereinbar zu sein scheint. Mehr Kürze und Knappheit in der Erzählung und etwas mehr Bezugnahme auf den allgemeinen historischen Hintergrund würde dem Buche sehr dienlich gewesen sein und ihm ein allgemeineres Interesse gegeben haben. Der Ertrag für die Erweiterung unserer culturgeschichtlichen Kenntnisse, den derartige monographische Darstellungen zu haben pflegen und in dem oft ihr hauptsächlicher Werth liegt, ist, wenn nicht gerade bedeutend, doch immerhin dasjenige, was am meisten Aufmerksamkeit verdient, obgleich auch in den hierauf bezüglichen Kapiteln das Excerptenhafte und Compilationsartige des ganzen Buchs störend wirken muß.

Beinahe die Hälfte des Werks ist der neuern Geschichte Hamburgs gewidmet. Je mehr sich der Verfasser der Gegenwart nähert, um so eingehender wird seine Darstellung, um so mehr aber verliert sie sich auch in den trockenen Ton der Chronik, die gedankenlos und ohne jeden höhern Gesichtspunkt, ja ohne eine so naheliegende Zusammenfassung des Gleichartigen unter allgemeinen Rubriken die allerverschiedenartigsten Facta aneinandergereiht und Dinge miteinander in unmittelbaren Zusammenhang bringt, die man so leicht nicht nebeneinander vermuthen würde. Wo aber einmal zu allgemeinern Ideen ein Anlauf genommen wird oder höhere Gesichtspunkte für die Beurtheilung der im einzelnen zu erzählenden aufgestellt werden sollen, da wird durch schiefe und unrichtige Urtheile oft nur geschadet. So steht an der Spitze des achten Kapitels, in dem die neuere Geschichte Hamburgs beginnt, der Satz: „In dem charakterlosen und gesinnungsschwachen 18. Jahrhundert, dem ein theils rohes, theils entartetes Geschlecht angehörte" u. s. w., ein Urtheil, dessen Begründung der Verfasser freilich schuldig geblieben ist. Freilich würde sie ihm auch, wenigstens in dieser allgemeinen Fassung, wol schwer werden. Die Schilderung der Leiden Hamburgs zur Zeit Napoleon's wird man auch in dieser wenig fließenden und wirklich nur durch den Stoff selbst ansprechenden Darstellung nicht ohne die lebhafteste Theilnahme lesen können, wie aus den letzten Abschnitten die Geschichte des großen hamburger Brandes von allgemeinerm Interesse ist. Doch sind das Episoden, welche freilich inmitten des ermüdenden Chronikenstils doppelt erfreulich wirken; denn sonst ist dieser letzte Theil der Geschichte der Stadt Hamburg nichts als ein nur äußerlich aneinandergereihtes städtisches Tagebuch, in dem namentlich die langjährigen Verfassungskämpfe mit geradezu ermüdender Breite bis ins Detail der einzelnen Senats- und Bürgerschaftssitzungen und Zeitungsartikel behandelt werden. Dieser Bericht gewährt uns einen Einblick in das Zopfthum, das in Hamburg bisher geherrscht und in wichtigen Dingen auch noch bis auf den heutigen Tag herrschend geblieben ist; zugleich aber wird der Geschichtschreiber, der in den Verfassungskämpfen selbst eine Rolle spielt, in seiner Erzählung durchaus zum Parteimanne, und die Lebhaftigkeit seiner Polemik gegen die Senatspartei contrastirt auffallend mit dem monotonen Chronikenstil, in den er dann wieder verfällt und der oft den Eindruck macht, als ob die Auszüge aus den über die Conventssitzungen geführten Protokollen ohne weiteres in die geschichtliche Darstellung hinübergenommen wären.

Nach alledem wird die vorliegende „Geschichte der Stadt Hamburg" ihre Leser wol ausschließlich im Kreise derjenigen Hamburger zu suchen haben, welche sich über

irgendein vereinzeltes Factum aus der Geschichte ihrer Vaterstadt schnell Auskunft holen wollen, wobei ihnen freilich das Fehlen eines bei derartigen Büchern immer unentbehrlichen Namensverzeichnisses sehr empfindlich bemerkbar werden wird. Aber selbst wer von diesen in kurzem Ueberblick und mit Hervorhebung der wirklich wichtigen Momente die Entwickelung Hamburgs übersehen will, wird von Gallois' Buche vergeblich Befriedigung seines Wunsches erwarten. Die Geschichte einer Stadt, in der ein Lappenberg so lange erfolgreich gewirkt und für den künftigen Historiker vorgearbeitet hat, verdient auch von der populären Geschichtschreibung eine andere und würdigere Behandlung.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Ein Verein dramatischer Schriftsteller.

Endlich ist in Deutschland ein Verein dramatischer Schriftsteller in Bildung begriffen, der sich an das nachahmenswerthe Muster der französischen Société des auteurs dramatiques anlehnt und zu dessen Begründern Autoren wie Laube und Mosenthal gehören. Der Verein soll in Wien seinen Sitz haben; doch gewährt er auch außerösterreichischen Autoren freien Zutritt. Am 22. Mai fand in Wien die constituirende Sitzung statt. Dem Statutenentwurf entnehmen wir die folgenden Punkte:

„Der Zweck des Vereins ist, die Autorrechte seiner Mitglieder gegenüber den Bühnenvorständen rücksichtlich der Aufführung ihrer Werke zu vertreten, zu schützen und zu verwalten. Jeder Autor, welcher dem Vereine beitritt, überträgt durch seine Beitrittserklärung dem Vereine für die Dauer seiner Mitgliedschaft unwiderruflich das Recht, alle seine Bühnenwerke, über welche er das Eigenthumsrecht noch besitzt, nur durch den Verein und unter den statutenmäßigen Bedingungen den Bühnen zur Aufführung zu überlassen; er ist vom Tage seines Eintritts an verpflichtet, jedes neue von ihm verfaßte Bühnenwerk dem Vereine namhaft zu machen. Uebrigens soll jedem Vereinsmitgliede das Recht gewahrt bleiben, für seine Werke höhere Honorarbedingungen zu fordern als diejenigen, welche statutenmäßig vom Vereine gestellt worden sind; auch hat er das Recht, die Bühne anzugeben, an welcher sein Werk zuerst aufgeführt werden soll, und diejenigen, welche er von dem Aufführungsrechte gänzlich ausschließen will. Der Verein setzt als Grundsatz fest, daß das Aufführungsrecht der Bühnenwerke der Vereinsmitglieder an die Bühnen nicht gegen Zahlung eines einmaligen Honorars, sondern nur gegen Zahlung einer zehnprocentigen Quote der Bruttoeinnahme von jeder Aufführung übertragen werden darf. Die Autorrechte haben durch zehn Jahre nach dem Tode des Autors für dessen Erben volle Geltung; erst dann ist das Werk als Gemeingut zu betrachten. Jede Bühne ist verpflichtet, ein angenommenes Stück binnen sechs Monaten zur Aufführung zu bringen und, wenn sich dasselbe zugkräftig bewährt hat, binnen einem Jahre, von der jeweiligen frühern Aufführung gerechnet, auf dem Repertoire zu wiederholen. Eine Bühne, welche dieser Verpflichtung nicht nachkommt, verliert das Aufführungsrecht. Ueber die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Verein entscheidet die absolute Majorität der Mitglieder in geheimer Abstimmung. Der Austritt aus demselben ist gegen einjährige Kündigung zulässig. Die Vereinsversammlung wählt aus ihrer Mitte auf dreijährige Dauer zur Führung der Administrationsgeschäfte einen aus drei Personen bestehenden Vorstand. Die Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag. Ueber Streitigkeiten der Mitglieder in Vereinssachen entscheidet ein Schiedsgericht.“

Soll dieser Verein Wurzeln fassen und Bedeutung gewinnen, so ist vor allem der Beitritt derjenigen dramatischen Dichter erforderlich, welche im Stande sind den Bühnen das Gesetz zu dictiren. Die Theater sträuben sich bekanntlich gegen die Tantième, die hier, und zwar mit vollem Recht, als ausschließliche Bedingung festgestellt wird. Doch wird den jüngern Kräften, die sich schon freuen, wenn ihre Werke überhaupt zur Darstellung angenommen werden, der Aussichtskreis verengt durch das erschwerende Gewicht einer so unantastbaren Bedingung, wenn nicht die Autorität der gesammten namhaften Bühnenschriftsteller diese jüngern Talente deckt. In Frankreich ist übrigens nicht ein bestimmter Tantièmensatz als maßgebend angenommen, sondern vieles auch noch freier Verhandlung überlassen. Nur darf kein Autor sein Werk verschenken, während höhere Bedingungen zu stellen verstattet ist. Es ist auch noch fraglich, ob nicht für Hof- und Stadttheater ein etwas verschiedener Tantièmensatz angenommen werden sollte; auch müßte der Unterschied zwischen Uebersetzungen und Originalen fixirt werden. Die Bestimmung über die Wiederholungen erfolgreicher Aufführungen ist sehr wichtig, da manche Bühnen oft die besten Werke leichtfertig wieder fallen lassen; doch ist sie zu allgemein gehalten und bedarf einer schärfern Formulirung. Wir wünschen dem Verein besten Fortgang; er wird das richtige Verhältniß zwischen den Bühnen und der dramatischen Production, dem eigentlichen Triebwerk derselben, herstellen. Die Abhängigkeit der Dramatiker von den Directionen war die bisherige Regel; die Abhängigkeit der Directionen von den Dramatikern, welche die geistige Lebensmacht der Bühne vertreten, wird dann das wohlbegründete Gesetz der Zukunft sein.

Die Kritik und Lotze's „Geschichte der Aesthetik“.

Ein so bedeutendes Werk wie das von Lotze wird natürlich nach den verschiedensten Seiten hin eingehend besprochen. In den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur“ findet sich eine Kritik von Otto Caspari, einem jüngern Philosophen, der sich bereits in seinen Vorträgen: „Die Irrthümer der altclassischen Philosophen in ihrer Bedeutung für das philosophische Princip“ (Heidelberg, Bangel und Schmitt, 1868) eine Aufgabe gestellt hatte, welche sich an die kritischen Erörterungen Lotze's im „Mikrokosmos“ anschloß. Rühmt Caspari doch überhaupt diesem Werke nach, daß es sich zu endgültigen und philosophisch abschließenden Gedanken emporgeschwungen habe. In der „Geschichte der Aesthetik“ findet Caspari es besonders hervorhebenswerth, daß Lotze, der bisher nichts im geschichtlichen Zusammenhang vorgetragen habe, hier einige Seitenblicke auf den Verlauf der neuesten Speculation werfen, gleichsam einen Beitrag zur Geschichte der neuesten Philosophie geben konnte. Die Kritik Hegel's und Herbart's wird für die hervorragendsten und glanzvollsten Abschnitte des Werks erklärt. „Es ist bekannt“, heißt es, „wie scharf der Verfasser in das Geheimniß der Hegel'schen Dialektik einzudringen verstand und wie fein er die psychologischen Thatsachen zu erörtern gewußt, welche das Getriebe der dialektischen Maschine in Bewegung setzen.“ Der Verfasser geht bei dieser Gelegenheit auf die von ihm mehrfach geschilderten Irrthümer der altclassischen Philosophen ein. Als Hauptresultat führt Caspari die tiefere ästhetische Auffassung an:

„Mit dem tiefern ästhetischen Gefühl gefällt freilich die schöne Form nicht mehr durch die kühle Einsicht in die Harmonie unserer Vorstellungen und Formen, sondern nur erst durch das unmittelbare und nur in der Seele lebendige Interesse, das mit ihm Gefühl und Sinn für die Nothwendigkeit einer Verträglichkeit der Dinge hinsichtlich ihrer Aeußerungen und Bewegungen innerhalb einer sittlichen Weltordnung verbindet. Und in der That kann die Schönheitslehre, wie auch der Verfasser trefflich ausspricht, nur künstlich von dieser Anschauung getrennt werden; denn nicht damit können wir uns begnügen, daß wir gewisse harmonische, wohlverknüpfte, äußere Formen, consonirende Nervenerregungen und Vorstellungsharmonien vorfinden, die uns beiläufig im Gefühl und im

Gemüth bewegen, sondern eben dieses unmittelbar angeregte Gemüth liefert erst den Beweggrund jenes echt ästhetischen Interesses, das sich in sittlicher Beziehung so wunderbar an die ästhetischen Formen für uns knüpft, und ihnen damit nur erst unmittelbaren Werth verleiht. Nur zu einem hohlen, todten Anschauen, zu einem bloßen Sinnenkitzel würden allerdings Künste und Kunstformen herabsinken, besäßen wir nicht jenes instinctive Gefühl als Verständniß für die Bedeutung dessen, was diese Formen für uns und die Welt überhaupt sollen und wollen. Daß aber derjenige, der sich dieser Bedeutung in seinem Gemüth bewußt ist, einen doppelten Kunstgenuß empfindet, ist gewiß der sicherste Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruchs. So sehen wir zum Schluß der allgemeinen Uebersicht und Kritik ästhetischer Gesichtspunkte den Verfasser festhalten an der berechtigten Gleichbetheiligung der Ideen vom Guten und Schönen, von Gefühl und Aeußerung bei der Betrachtung der Dinge; der menschliche und nur dem Menschen zukommende, kritische Wissenstrieb, scheint ihm offenbar dazu geschaffen, die im Leben so oft streitenden Kräfte und Parteien zu versöhnen in der kritischen Aufweisung einer schönen und verträglichen Weltordnung in Natur und Kunst, als Forderung für das ganze Leben und Dasein überhaupt. Dieses war auch im Grunde die allgemeine Anschauung Kant's."

Weniger günstig urtheilt Moritz Carriere in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" über das Lotze'sche Werk, dem er namentlich mehrfache Unterlassungssünden nachweist, in Bezug auf neue Aesthetiker im allgemeinen, wie auf einzelne neue Theorien. Carriere sagt:

„Lotze's Schrift ist geistreich und fein wie alles aus seiner Feder. Wie er in seiner allgemeinen Physiologie und medicinischen Psychologie eine Revision der Kenntnisse und Theorien hält, gegen das vermeintlich Feste und Klare doch seine Bedenken hat, neue Schwierigkeiten, neue Zweifel aufwirst und dadurch nicht sowol durch Entdeckungen oder schöpferische Gedanken, sondern durch seine scharfsinnige Kritik, sein Hinweisen auf die Stellen, wo die Untersuchung neu ansetzen oder wo sie Lücken ausfüllen muß, auf die Fortbildung der Wissenschaft seinen Einfluß übt, ähnlich auch in dem vorliegenden Werke. Eine Geschichte der Aesthetik in Deutschland ist es eigentlich nicht. Dazu würde gehören, daß jeder der hervorragenden Meister ordentlich zu Worte käme und seine Sache führte, daß das ins Licht gesetzt würde, was er nun Bleibendes gewonnen. Das ist zwar nicht die einzige Weise der Geschichtschreibung der Philosophie, die Kuno Fischer so vorzüglich übt, daß der Darsteller sich mit seinem Gegenstande identificirt, selber aus dem Princip und der Seele eines Cartesius oder Spinoza, Leibniz oder Kant herausredet, den innern Zusammenhang und Wahrheitsgehalt der Systeme entfaltet, und erst ganz zuletzt auf Probleme und Thatsachen hinweist, die von diesem Standpunkt aus doch nicht gelöst oder erklärt werden können. Der Geschichtschreiber kann von Anfang an neben der Größe auch die Grenze jeder Lehre aufweisen, aber Lotze fällt auch einem Kant oder Schiller fortwährend in das Wort, um zu zerfasern, was sie sagen, und über der Bemängelung hier eines nicht glücklichen Ausdrucks, dort eines nicht völlig durchgeführten Gedankens wird der, welcher das Bleibende und Maßgebende in den besprochenen Arbeiten nicht kennt, dasselbe schwerlich recht erfahren. Nur Weiße darf sich ordentlich aussprechen, und das Denkmal, das Lotze diesem edelkräftigen tiefen Denker gesetzt, ist mir, der ich oft und gern dessen Geist und Verdienste öffentlich anerkannt, das Erfreulichste in seinem ganzen Werk."

In vielen Einzelheiten stimmt die Kritik von Carrierre mit derjenigen überein, welche d. Bl. jüngst (Nr. 16 f. 1868) gebracht haben.

Bibliographie.

Ball, T., Affen-Vogtei oder drei Gehirnkrankheiten. Beleuchtet durch ein Stück Predigt von Augustin. Berlin, Jansen. 8. 6 Ngr.

Brunold, F., Welt und Gemüth. Novellen. 3ter Bd. Malchin, Wendt. 8. 1 Thlr.

Cappeller, E., Die Heimkehr aus dem Kriege. Gedicht. Königsberg, Nürmberger. 8. 10 Ngr.

Delius, N., Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Gauvain, H. v., Der Kompetenz-Konflikt Obertribunal-Twesten. Ein rechts-philosophischer Beitrag. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 10 Ngr.

Geiger, L., Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Giesebrecht, L., Das Wunder in der deutschen Geschichtschreibung unserer Zeit. Ein Vortrag. Stettin, v. der Nahmer. 8. 5 Ngr.

Harder, H. W., Beiträge zur Schaffhauser Geschichte. 2tes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Hassel, P., Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jähns, M., Krieg und Frieden. Theorien und Praxis. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jülg, B., Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblick über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. Vortrag. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 Ngr.

Koppmann, K., Die mittelalterlichen Geschichtsquellen in Bezug auf Hamburg. Drei öffentliche Vorträge. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meyer, K., Die ehemalige Reichsburg Kyffhausen. Ein Beitrag zur Geschichte der goldenen Aue. Roßla. 8. 6 Ngr.

Müller, A., Die Trachten der Römer und Römerinnen nach Ovid und Martial. Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, W., Die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland nach ihrem gegenwärtigen Stande und ihrer Ausdehnung. Riga, Bacmeister. Gr. 8. 4 Ngr.

Oswald, E., Der Judenhaß. Ein Trauerspiel. Meiningen, Brückner u. Renner. Br. 8. 12 Ngr.

Prutz, H., Studien zur Geschichte Kaiser Friedrich I. I. (Abth.) Friedrich I. Anfänge. 1152—1158. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 12 Ngr.

Putz, G., König Laurin und sein Rosengarten. In neue Reime gebracht. Innsbruck, Wagner. 16. 10 Ngr.

Rachel, J., Die Realcreditfrage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 6ter Bd. Von 1639—1653. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Recht, Staat und Eid in den Strömungen unserer Tage und Deutschlands sittliche Entwickelung bis zur Gegenwart, betrachtet von einem rheinischen Juristen. Mit einem Anhang über Parcival. Coblenz, Hergt. Gr. 8. 25 Ngr.

Die englische Rede- und Preßfreiheit und die Fenierprocesse. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Scherer, W., Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schnake, F., Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein dramatisches Gedicht. St. Louis. 16. 2 Thlr.

Schönchen, L., König Ludwig I. von Bayern. Eine biographische Skizze. Augsburg, Kranzfelder. Lex.-8. 10 Ngr.

Schönherr, D., Der Einfall des Churfürsten Moritz von Sachsen in Tirol 1552. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Schoemann, G. F., Die Hesiodische Theogonie ausgelegt und beurtheilt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Schwartzkopff, A., Göthe's Faust, Shakspeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelii. Drei Vorträge. Schönebeck, Berger. Gr. 8. 24 Ngr.

Schwarz, F. W. S., Die religionslose Schule der Niederlande und ihre Früchte. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.

Schwerdt, F. J., Ueber die innere Form der Horazischen Oden. Ein Beitrag zur richtigen Auffassung des Dichters. Münster, Niemann. Gr. 8. 12 Ngr.

Selein, F. A., Scene aus „Doctor Faust." Wien, Teufen. 16. 10 Ngr.

Silbernagel, Johannes Trithemius. Eine Monographie. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Spiller, P., Die Einheit der Naturkräfte. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Spiritismus der Gegenwart, seine hohe Bedeutung und psychografische Begründung. 9 Episteln an einen forschenden Freund. Wien, Markgraf u. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Storch, A., Der Arbeiterkönig. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Straumer, Beiträge zur Geschichte der Schulcomödie in Deutschland. 1ster Thl. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nebst Proben aus einer deutschen Einkleidung zum Eunuchus des Terenz nach einer Zwickauer Handschrift aus dem 16. Jahrhundert. Freiberg. Gr. 4. 6 Ngr.

Ueber die Diäten. Zwei Schreiben an die Spenersche Zeitung im Februar und Mai 1867. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Vacano, E. M., Frivolitäten. Berlin, Lassar. Br. 8. 20 Ngr.

Vom Stillestehen des Verstandes. Bremen, Tannen. Gr. 16. 3 Ngr.

Kirchengeschichtliche Vorträge aus dem evangelischen Verein in Hannover. 1stes Heft. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldenburg, Mathilde v., Briefe aus Frankreich an Herrn Director W. v. Schabow. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichura, M., Aus vier Welttheilen. Ein Reise-Tagebuch in Briefen. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Windel, C., Die Grenzen des christlich Erlaubten. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. 8. 10 Ngr.

Wir stammen alle von den Affen. Prosaische Epistel an Herrn Carl Vogt. Von einem deutschen Handwerker im Auslande. Leipzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Würzburger, J., Abraham Lincoln. Sein Leben und seine öffentlichen Dienste. Nach dem Englischen von P. A. Hanaford frei bearbeitet. New-York. Gr. 8. 1 Thlr.

Zarncke, F., Zur Vorgeschichte des Narrenschiffes. Leipzig, T, O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, Simon, Schmitt, Erwiderung auf die Schrift des Herrn Bischofs in Mainz: „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens." Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable
de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien soeben:

Neue Studien von Karl Frenzel.

Velinpapier. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Das „Moderne" in der Kunst. — Victor Hugo's sociale Romane. — Edgar Allan Poe. — Der historische Roman. — Die Wandgemälde Kaulbach's im Neuen Museum. — Der politische Roman. — Die Briefe des Junius. — Tacitus und die Cäsaren. — Ernst Renan's Apostel. — Die Vorläufer Garibaldi's. — Epochen der deutschen Geschichte. — Aufgaben der Geschichtschreibung.

Frenzel's „Neue Studien" werden sich sowol durch den Reichthum ihres Inhalts, wie durch die geistreiche und klare Schreibweise, die mannichfachen Kenntnisse, die der bekannte Feuilletonist der berliner „National-Zeitung" bewährt, in den weitesten Kreisen Freunde erwerben und Interesse für die von Frenzel behandelten Stoffe erwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von
Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.
(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk ist soeben beendet worden und liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Preisausschreiben
des
New-Yorker Belletristischen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderseitigen Interesse mehr entsprechendes Verhältniß zwischen der deutschen Intelligenz in Deutschland selbst und in Amerika anzubahnen und so weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen überflüssig zu machen, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, ein Preisausschreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichende Romane zu erlassen.

Der Preis besteht in

Ein Tausend Thaler Preußisch Courant für den ersten,
Fünf Hundert Thaler Preußisch Courant für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollsten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen sind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im Belletristischen Journal frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen.

Unterzeichneter ist bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: Dr. Karl Andree in Dresden, Prof. Dr. Gosche in Halle und Prof. Dr. Herrig in Berlin haben sich gütigst bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Concurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum

ersten October 1868

an den Herrn Professor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsstraße, in Berlin, eingesandt sind.

Die Einsendungen müssen, mit einem Motto versehen, an Herrn Prof. L. Herrig in Berlin adressirt sein. Die versiegelte Adresse des Verfassers mit dem entsprechenden Motto ist in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten

40 John-Street, New-York, zu senden.

Das New-Yorker Belletristische Journal ist das größte und verbreitetste deutsche Blatt Amerikas. Diejenigen Schriftsteller, welche mit demselben nicht bekannt sind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunsche beseelt, den deutschen Schriftstellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt sich von seiten derselben eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,
Redacteur und Herausgeber des New-Yorker Belletristischen Jounals.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geistliche Dichtungen.

Nach dem Lateinischen und Italienischen von
Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelsammlung geistlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateinischen und dem Italienischen — mit Beibehaltung der ursprünglichen Versmaße neu ins Deutsche übertragen; sie empfiehlt sich sowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 4. Juni 1868.

Das deutsche „Leben Jesu".

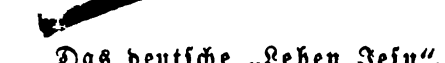
Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volks frei untersucht und ausführlich erzählt von Theodor Keim. Erster Band: Der Rüsttag. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Oft haben wir nach den großen Erfolgen des bekannten Renan'schen „Leben Jesu", die dasselbe vor allem unter romanischen, vom Katholicismus in ihrer Entwickelung niedergehaltenen Völkern errang, die Aufgabe deutscher, den gleichen Gegenstand behandelnder Schriftsteller einfach und wie selbstverständlich so bezeichnen hören: einer unserer freisinnigen Bibelforscher müsse sich bestreben, der „deutsche Renan" zu werden. So hat der bekannte deutsche Huldigungseifer, der das Wort vom „Propheten im Vaterlande" bis zum Exceß überreichlich zu erfüllen strebt, auch wol nach dem Erscheinen des Lewes'schen „Leben Goethe's" darin den Typus für alle künftige Biographie unserer Großen gesehen, und es wird wol auch hier nicht an der Sehnsucht nach einem „deutschen Lewes" gefehlt haben. Doch dieses deutsche Verhalten zum Auslande, längst zum Ueberdruß bemerkt und gerügt, ist unschuldiger, will uns scheinen, in dem Maße, als der Anlaß ernster und directer das tiefste Lebensmark des deutschen Gemüths und Geistes, überhaupt des deutschen Wesens berührt. Denn in demselben Maße steigt, im Hintergrunde jenes bescheidenen, entgegenkommenden Lobpreisens des Fremden, das stille, aber sichere Bewußtsein, daß dem Fremden, bei allen formellen Vorzügen, doch das eigentliche tiefste Wesen des fraglichen Gegenstandes nur von dem Deutschen erschlossen werden kann, der gerade darin seinen gottverliehenen Beruf hat, kostbares Erz aus den verborgensten Schachten aufzuwerfen, das andere vielleicht wieder besser ausmünzen und formen als er. Dieser Beruf ist dem Deutschen unentreißbar namentlich in zwei Dingen: im Verständniß der schöpferischen idealistischen Genialität, überhaupt im Verständniß des Individuellen, und im Nacherleben religiöser Erregungen und innerer Offenbarungen. Ist vielleicht beides doch nur eins?

Jedenfalls gehen diese beiden Gaben zur Einheit zusammen, wenn es sich darum handelt, religiöse Individualität zu verstehen, nachzuerleben, zu reproduciren. Mehr als bei irgendeinem Gegenstande wird daher unser Volk bei der Aufgabe der historisch-treuen Jesus-Biographie sich bewußt sein können, daß die endlich abschließende Lösung derselben nur ihm und keinem andern Volke zufallen kann. Gäbe es einmal ein Buch, das deutsche Courtoisie und welscher Stolz einen „deutschen Renan" zu nennen in ihrer Weise ein Recht hätten, so können wir sicher sein, daß in ihm in den Eigenthümlichkeiten des Deutschen alle Eigenthümlichkeiten des Renan verloschen sein würden; seine Eigenthümlichkeiten, seine Verdienste, seine Wahrheiten haben wir längst aus erster Hand.*)

Aber in Deutschland, bei der Freiheit mannichfaltigster individueller Auswirkung, die der Protestantismus begünstigt, bei unserer Neigung, jede einzelne Nuance individueller Eigenheit, auch jeden Irrthum erst gründlich zu durchleben und auszuschöpfen und nach allen Seiten auszubauen, ehe wir ihn, dann aber auch mit voller Ueberzeugung, verlassen: in Deutschland, sagen wir, wird aus diesen Gründen, und wahrhaftig nicht zum Nachtheil der Sache, der Weg zum Ziele immer eine Art Calvarienweg sein, jede Station tief bedeutsam und, sofern wir von jeder unter Schmerzen scheiden, auch eine Leidensstation. Dem vom Höhepunkte zurückschauenden Blicke ist dann der erhebende Eindruck gewährt, den eine lange Reihe der edelsten und begabtesten Geisteskämpfer und die vollständigste Ausprägung aller in dem Gebiete nur denk-

*) Weit höher denn als Jesus-Biograph ist Renan als Orientalist und Mytholog zu schätzen, wie sich jeder leicht durch die Lektüre seines überaus anziehend geschriebenen Buchs „Études d'histoire religieuse" (7. Aufl., Paris 1864) überzeugen kann.



baren Schattirungen der Auffassung in bedeutenden originalen Schöpfungen auf jeden empfänglichen Sinn üben muß.

Man fürchte nicht, daß der Referent durch diese einleitenden Bemerkungen die Absicht vorbereiten wolle, den Autor des obengenannten Buchs als den Vollender der Jesus-Biographie für alle Zeiten zu proclamiren und von dem Höhepunkte seines Werks aus über die nun überwundenen Stadien des Wegs eine kritische, abschließende Umschau zu halten. Wer würde einer solchen unbedingten Anpreisung vertrauen, selbst wenn der Umstand, daß es noch an dem zweiten, die eigentliche Darstellung des Lebens Jesu enthaltenden Bande fehlt, sie nicht geradezu zur kindischen Uebereilung stempelte? Allerdings wollen wir nicht verhehlen, daß es uns nach der Lektüre des vorliegenden ersten Bandes nicht mehr überraschen würde, wenn Keim's Leistung in jeder Beziehung die Werke seiner Vorgänger auch im zweiten Bande überholen würde, und ein nicht geringer Theil des ersten Bandes, den wir sogleich näher bezeichnen wollen, dürfte in der That kaum einer vollendetern Form der Darstellung, geschweige inhaltlicher Verbesserungen, Kleinigkeiten ausgenommen, fähig sein, sodaß nach einer Seite hin Keim's Buch schon jetzt nach unserer entschiedensten Ueberzeugung nicht nur als der Höhepunkt der bisherigen Entwickelung der Jesus-Biographie angesehen werden muß, sondern sogar als der Abschluß der dieselbe betreffenden Arbeit. Nach andern Seiten hin bleibt dagegen der Forschung zwar genug noch übrig, und ist zu schließen, daß der zweite Band zu dem gleichen Urtheil nöthigen wird; aber auch da sind doch alle Ströme der bisherigen Arbeit dergestalt in dieses Buch wie in Ein Bett zusammengeflossen, daß nur von Meinungsverschiedenheiten in Punkten, die eines stricten Beweises zeither noch nicht fähig waren, die Rede sein kann, keineswegs aber von irgendwelchem Zurückbleiben hinter bereits weitergeförderten Resultaten. Wir erblicken in diesem Buche also jedenfalls, soweit es vorliegt, den Ausdruck eines neuen Hauptstadiums der Jesus-Biographie und zugleich die Krone der bisherigen Bemühungen um dieselbe: ebendeshalb erinnerten wir daran, daß auf frühern Stadien die gleiche Würdigung andern Werken und Männern gebührte, welche also durch unsere Würdigung Keim's nicht herabgesetzt, sondern als seine ebenbürtigen Vorgänger gefeiert sein sollen. Für unsere Gegenwart aber — dies hoffen wir vertreten zu können — ist Keim's Buch nicht eins unter mehrern, sondern das deutsche „Leben Jesu“ zu werden nach allen Seiten angethan.*)

Dies schon rücksichtlich der persönlichen, wissenschaftlichen und schriftstellerischen Individualität des Verfassers. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, des religiösen Gegenstandes, daß er am angemessensten und mit der größten sympathischen Anempfindung dargestellt werden kann, wenn in dem Darsteller sich die sonst so häufig isolirten Gaben des Verstandes, der Phantasie, des tiefen und zarten Gefühls, des sittlichen Ernstes, zu einer schön geschlossenen Einheit durchdringen. Denn die Religion selbst ist ihrem Wesen nach eine solche Einheit und wird demgemäß überall irgendwie leiden, wenn sie nicht mit allen den genannten Organen gleichmäßig ergriffen wird. Dabei wird der sittliche Ernst Regulator des Ganzen sein müssen. Wir dürfen behaupten, daß jeder, auch der in seinen Ueberzeugungen noch so fern Stehende, unserm Autor zugestehen wird, daß er aus heiligem Ernst und in pietätvoller Wärme schreibt, und daß von diesen Gesinnungen sowol eine lebendige Vorstellkraft und Fülle concreter, geistleiblicher Anschauung als ein unerbittlicher kritischer Verstand getragen und durchdrungen ist. So entgeht ihm nie der tiefe Wahrheitskern, der sich in religiösen Anschauungen verbirgt, die seine Kritik ihrer mythischen oder sagenhaften Hülle entkleiden muß; und überall kennt er aus eigenster Erlebniß die echt menschliche, innige Gefühlswelt, der in der Wahrheit Ersatz geboten sein will, wenn sie Dichtung und Symbol für Wahrheit zu nehmen ablassen soll. Aber nur Warnungen zur Vorsicht und Anregung zu einer überall religiösen, edeln, zarten Darstellungsweise entnimmt er diesen Rücksichten: niemals ist er von ihnen sachlich beeinflußt, wo es wissenschaftliche Untersuchung gilt. So ist seine wissenschaftliche Art vor allem geeignet, der historischen Seite des Gegenstandes gerecht zu werden. Hierin liegt offenbar das größte Verdienst, die epochemachende Bedeutung des Buchs: auf dieser Seite liegen die Partien, von welchen wir sagen konnten, daß sie uns als abschließend gelten. Keim's wissenschaftliche Individualität ist durchaus — Theolog wie er ist — dennoch die des Historikers, des Historikers im großen Stil, von dem wir ja auch ernste religiös-sittliche Gesinnung und Congenialität zu seinem Stoffe verlangen. Und bedenken wir, daß die Frage nach der geschichtlichen Wahrheit der Ueberlieferungen über Jesu Leben, nach dem geschichtlichen Thatbestande dieses Lebens, doch in erster Reihe eben eine historische ist, so erhellt die Wichtigkeit des Umstandes, daß nun endlich einmal ein Theolog von wesentlich historisch-wissenschaftlicher Eigenart sich dieses Gegenstandes annehmen wollte. Nur eine echte historische Natur konnte hier ergänzen, dort wieder gut machen, was frühere vorwiegend theologische oder philosophische Behandlungen dieses Gebiets hier Verdienstliches geleistet, dort verschuldet hatten. So ist es gekommen, daß wir das abschließende Verdienst des Buchs in einem Punkte finden können, dessen genaue und vollständige Erledigung uns und gewiß vielen immer als die wichtigste Vorbedingung jedes glaubhaften „Lebens Jesu“ erschienen ist, als eine Vorbedingung, die selbst noch vor der Quellensichtung erfüllt sein muß, weil vielfach die Quellensichtung selbst und das Quellenverständniß von ihrer Erfüllung abhängt.

Wir meinen unter diesem ersten Erforderniß, das eben nur der Historiker zu erfüllen hinreichenden Antrieb fühlt, die allseitige Kenntniß des Bodens, auf welchem Jesus aufgetreten, des Natur- und Culturbodens, des zeitgenössischen nationalen und localen Lebens nach allen Richtungen, nach denen es irgend, wenn auch noch so von fern, für die Lösung der Aufgabe in Betracht kommen kann. In dieser Beziehung ist von unserm Autor nichts zu wünschen übriggelassen. Wir sehen zu jedem Schritte, zu jedem Worte, zu jedem Erlebniß Jesu aus der Zeitgeschichte und Vorgeschichte die Brücken geschlagen,

*) Unser Vorausschließen auf den zweiten Band rechtfertigt sich auch dadurch, daß die voraussichtlichen Resultate desselben bereits in kurzer Zusammenfassung vorliegen in Th. Keim, „Der geschichtliche Christus“ (3. Aufl., Zürich 1866).

die überhaupt gebaut werden konnten, und nicht minder sind wir überall in Stand gesetzt, das Entstehen der verherrlichenden, häufig tiefreligiösen und hochpoetischen Symbolik und Sage, wenn wir nur wollen, mit Händen zu greifen, soweit die jüdisch-geschichtliche Vermittelung dazu ausreicht. Und die Darstellung ist k[illegible] in hohem Grade planvoll, plastisch, von einer bedeutsamen Originalität: von sinnlicher Kraft und Fülle, welche, gänzlich durchdrungen von lebendigster Frömmigkeit und begeistertem religiösen Ernste, nicht selten an das Prophetenthum des Alten Testaments gemahnen, und doch von einer durchgreifenden, hier und da selbst an die Grenzen des Humors anrührenden Einzigkeit, in der sich ein körniges, ungebrochenes Ich verräth, wie es der Deutsche liebt und wie es auch Verständniß und Anerkennung fremder Individualitäten, sowie drastische geschichtliche Wiedergabe ihres Seins und Lebens ermöglicht. Durch diese Eigenschaften tritt das Buch aus der gelehrten Fachliteratur in die allgemeine Nationalliteratur hinüber, welcher anzugehören, und zwar als ein allen Gebildetern leicht lesbares Buch anzugehören, es zugleich durch möglichste Reinhaltung des Textes vom gelehrten Apparate gesorgt hat. Auch in dieser Beziehung und rücksichtlich seines Stils ähnelt es am meisten den Werken hervorragender Historiker, in deren Reihe der Verfasser übrigens schon durch frühere Schriften, namentlich durch eine Schrift über die Bekehrung Kaiser Konstantin's, eingetreten ist.

Flößen so die allgemeinen und besondern Eigenschaften des Autors zu seinen Resultaten Vertrauen ein, so sprechen doch nicht minder die Resultate für sich selbst, oder richtiger die Stärke der Begründung und die hohe Wahrscheinlichkeit, die gar oft Gewißheit genannt werden kann, für die Resultate. Wir dürfen nicht unterlassen, von diesen Resultaten und ihrer Gewinnung in der Kürze ein Bild zu entwerfen.

Eine „Quellenschau“ eröffnet das Werk und kommt nach einer sorgfältigen Durchmusterung der heidnischen und außerbiblischen Quellen überhaupt auf das Gebiet des Neuen Testaments, aus welchem die Zeugnisse des Paulus als die unmittelbar-sichern und frühern den vier Evangelien vorangestellt werden. Die letztern liefern ihren Quellengehalt für das wahre Leben Jesu nur dem kritisch prüfenden und sichtenden Forscherfleiße. Keim's Untersuchungen, selbständig und neu, wiewol ursprünglich beeinflußt von der Tübinger Schule und gestützt und genährt durch die gründlichste und allseitigste Benutzung der bisherigen Fachliteratur, bestätigen einerseits das den meisten Kritikern der evangelischen Geschichte unserer Zeit und wol für alle Zeiten feststehende Resultat, daß nur aus den drei sogenannten Synoptikern, d. h. den drei ersten Evangelien, eine geschichtliche Jesus-Biographie gewonnen werden kann; andererseits stellt sich Keim der jetzt verbreitetsten Ansicht von dem Vorrange des Marcus*) zu Gunsten des Matthäus und nach diesem auch des Lucas entgegen, in diesen beiden aber doch auch seinerseits das ältern und bessern Quellen Entnommene von spät[illegible] Schichtung ablösend. Unser erstes Evangelium läßt [illegible] zusammengearbeitet sein um das Jahr 66, das [illegible]e um das Jahr 90; Marcus setzt er um 100 an. [illegible]ar an Lucas' Verfasserschaft will er nicht zweifeln, Matthäus und Marcus dagegen werden als falsche Verfassernamen nachgewiesen und die Augenzeugenschaft auch rücksichtlich der Quellenverfasser des ersten Evangeliums abgelehnt. Am wichtigsten und jedenfalls für den Fortgang der Enträthselung dieser Verhältnisse am einflußreichsten ist Keim's Behandlung der Johannes-Frage. Er findet in sehr überzeugender Beweisführung, daß die Annahme eines Aufenthalts des Apostels Johannes in Ephesus, durch welche seine Verfasserschaft bedingt ist, auf Verwechselung mit einem Presbyter Johannes beruht, und zeigt deutlich Anlaß, Beginn und Festwerden dieser Verwechselung. Das Evangelium setzt er in die Zeiten Trajan's zwischen 100 und 117, und betrachtet es seinem Inhalte und seiner Form gemäß als ein religiös im höchsten Grade, aber nicht historisch verwerthbares Erzeugniß eines heidenfreundlichen, hellenistisch gebildeten Judenchristen Kleinasiens.

Nach diesem literarhistorischen Eingange entrollt der erste Theil unter dem Gesammttitel „Der heilige Boden“ zunächst in der von uns oben gerühmten strengen Geschichtlichkeit, Vollständigkeit und Plastik der Darstellung die politischen Zustände des jüdischen Landes, zurückgreifend und vordeutend angemessen dem Zwecke des Buchs: um hierauf, dem Gegenstande näher rückend, in ebenso umfassender und doch knapper, gesättigter Erzählung den „religiösen Boden“ zu schildern, auf welchem Jesus nicht nur — wobei sich die ungeschichtlich-übernatürliche Auffassung begnügen würde — auftrat, sondern aus welchem er organisch emporwuchs, allerdings unter dem intensivsten Sonnenstrahl göttlicher Mitwirkung, der je einen Sterblichen begnadet. Denn dies ist das Endurtheil Keim's über die Frage nach der Göttlichkeit Jesu: daß seine Erscheinung physisch sowie geistig auf menschliche und geschichtliche Weise bis ins einzelste vermittelt ist, wie jedes Menschen Geschichte und Entwickelungsgang, doch aber in seiner Persönlichkeit von Geburt an die Einwirkung der göttlichen Schöpferkraft, unter deren Wirkung alle Menschengeschichte steht, in einziger Stärke und Fürsorge sich ein so mächtiges, so ungetrübtes, so vollkommenes Organ geschaffen, wie nur eben an diesem Einen Punkte der Weltgeschichte es erstehen sollte und konnte.

Bei dieser Anschauung kann nur altgläubige Befangenheit, die einen geschichtslosen, schematischen Deus ex machina dem lebensvoll aufwachsenden, alles Menschliche in menschlicher Empfindung durchkämpfenden, das Göttliche in menschlichem Ringen an sich reißenden erdgeborenen Genius vorzieht, nur solche Befangenheit kann es bedenklich finden, mit Keim sorgsam in aller zeitgenössischen jüdischen Cultur die Vorstufen der Christus-Religion aufzusuchen, ja auch aus den Sittensprüchen pharisäischer Rabbinen das in überraschender Wörtlichkeit an Reden Jesu Erinnernde herauszuheben und durch die deutlichste, scharf contourirte Zeichnung, z. B. des Essäismus, dem unbefangen Lernenden zu zeigen, wie sich in Jesu in

*) Der auch Referent bis auf weiteres durch Keim noch nicht abtrünnig gemacht ist: in dieser, wie in der Johannes-Frage, scheinen ihm die Forschungen und Gesichtspunkte Ch. H. Weiße's (s. u.) noch nicht überwunden. Aber mit Recht erklärt Keim den Streit, ob Matthäus, ob Marcus, für wenig folgenreich für die Jesus-Biographie, wenn nur der ausschließliche Quellenwerth der Synoptiker feststeht.

höchster Potenz doch nur eben vollendet und einheitlich zusammenfaßt, was seine Zeit stückweise suchte. Der hellenistische Philo mit seiner Vergeistigung des jüdischen Gottesbegriffs und seiner Vertiefung und Verklärung des Gesetzes und Cultus; die Edlern der Pharisäer mit dem ernsten Streben nach Reinheit, Heiligkeit, und der auf den jüngern Prophetismus gestützten Erwartung des nahenden Gottesreichs in einem keineswegs nur politischen Sinne; unter ihnen der große Hillel, geistig und in der Zeit ein Vorläufer Jesu, wenn auch weit zurückstehend an religiöser Kraft und Klarheit göttlichen Sinns selbst noch hinter dem Täufer Johannes; dann der Essäismus, durchaus auf ein frommes, lauteres Leben in Gott gerichtet, auf Buße und Tugendübung in brüderlicher Sondergemeinschaft, abgelöst von der Welt und ihren Fragen, wie von aller dem Verstande nachhelfenden theologischen Lehrentwickelung, dem überlieferten Cultus entgegen, aber gern in den Elementen der Natur, vor allem im Licht der Sonne, das versinnbildete Göttliche schauend und anbetend; endlich der Täufer Johannes, über dessen viel zu wenig bisher hervorgehobene Größe und weitgreifende Erfolge unser Autor ein vollkommen neues Licht verbreitet: dies ist die Kette von stetig aneinanderhängenden Entwickelungen und Früchten des späten Judenthums, hier und da ihre Glieder nur durch die feinsten Schattirungen des Fortschritts auseinanderhaltend und verknüpfend, an welche sich in gleicher Stetigkeit Jesus von Nazareth anreiht, nicht ohne in stetem Lernen, Beobachten, Aneignen, Sichten, Ueberbieten durch alle diese Glieder in seinem wachsenden Bewußtsein hindurchgeschritten zu sein. Ja der letzte der Reihe, Johannes, entzündete in ihm wie ein plötzlich hell aufblitzendes Licht das Bewußtsein seiner Sendung, woran sich ihm nach längerer ernstester Vertiefung in sich selbst der Entschuß knüpfte, seinem Volke und der Menschheit das zu sein, was der allgemeine enthusiastische Glaube unter dem Namen des Messias gerade in diesen Zeiten der demüthigendsten Fremdherrschaft am unerschütterlichsten erwartete, aber dies zu sein in einem Sinne, der selbst die kühnsten Vergeistigungen und Verallgemeinerungen dieses Glaubens seitens der Propheten hinter sich ließ.

Wir haben hiermit schon vorgegriffen in den zweiten und dritten Theil dieses Bandes. Der zweite Theil („Die heilige Jugend“) schildert uns mit einer Anschaulichkeit und einem Farbenreichthum, die nur auf Reiseberichten ruhen und doch den Eindruck der Augenzeugenschaft machen — sodaß selbst diese, wie es schien, Renan unentreißbare Palme nun auf den deutschen Autor wenigstens zugleich mit übergeht —, zunächst die Heimat Jesu oder, wie wir nach Analogie früherer Ueberschriften sagen könnten: den Naturboden seines Lebens, zugleich die socialen Zustände und Cultureigenthümlichkeiten des damaligen Galiläa und das Aelternhaus. Die davidische Abstammung Jesu wird zugestanden, um so mehr natürlich die wunderbare Jungfraugeburt der mythischen Ausdichtung und symbolischen Deutung überlassen, ebenso wie die vorzeitliche Existenz bei Gott nur eine Brücke für die Zeitphilosophie war, um die vollendete religiöse Göttlichkeit Jesu an die Vorstellungen des jüdischen Hellenismus zu knüpfen, die einem Paulus wie dem vierten Evangelisten den Hintergrund ihres Bewußtseins bildeten. Aber es muß auf das höchste anerkannt werden, mit welcher Zartheit und heiligen Weihe unser Autor in diesen wie in allen Stücken die Waffen der Kritik handhabt, wie eifrig er darauf bedacht ist, jeden unsere Liebe und Phantasie dadurch treffenden Verlust, noch ehe er empfunden werden kann, aufzuwägen durch den beseligenden und erhebenden Gewinn einer edlern, tiefern und lebenswärmern Jesus-Gestalt. So ertragen wir auch leicht das Dahinfallen Bethlehems und der Kindheitsgeschichten, auf die als einen unerschöpflichen Quell holdselig-heiliger Poesie und Andacht recht eigentlich das Wort unsers Dichters Anwendung findet, daß „was sich nie und nirgend hat begeben“, nur dieses nimmer veralten könne. Gänzlich neue exacte Untersuchungen verrücken auch das bisherige Datum der Geburt und stellen mit großer Wahrscheinlichkeit das Jahr 746 nach Roms Erbauung, 8 v. Chr., als Geburtsjahr fest. Die Benennung des Geburtsorts „Nazara“ für Nazareth beruht auf der Neigung des Verfassers, überall möglichst die hebräische Urform der Namen wieder einzusetzen. Auf „die Wiege“ folgen „die Lernjahre“. Es wird gezeigt, wie Jesus, ohne eine eigentliche höhere Schule zu durchlaufen, alle religiösen und überhaupt alle Bildungselemente seiner Zeit an sich zog, vollkommen frei darüberstehend, nie nach Einer Seite gerissen, immer nur Gottes, der heiligen Schriften des Judenthums, vor allem der Propheten, der Natur und einsamer Versenkung in sich selbst unmittelbarer Schüler. Unter den förderlichen Elementen der Zeit wird dem Synagogenleben, das auch selbständige Productivität der Laien und Disputationen einschloß, mit Recht eine bedeutende Stelle eingeräumt. Der Theil schließt mit einer geistvollen Gesammtschilderung der „Persönlichkeit“, der Individualität des geschichtlichen Jesus und seiner Lebensstellung, und führt uns dadurch an die Pforten der eigentlichen Biographie, der Darstellung des positiv Geschichtlichen im Zeitverlauf, während die bis hierher vorherrschend beseitigende Kritik nur wenige positive Notizen und Züge direct für das Leben Jesu gewann. Aber auch jene Darstellung beginnt im dritten Theile („Selbsterkenntniß und Entschluß“) noch mit der Biographie eines andern, des Täufers, auf dessen ihm von Keim verliehene geschichtliche Bedeutung wir bereits hingewiesen. Auch hier tritt aus der umrankenden Sage ein kräftig gezeichnetes, realistisches Bild heraus, bei dem der Verfasser mit einem so beredten und hochgehenden Enthusiasmus verweilt, daß man bangen könnte um die rechte Abhebung der Jesus-Gestalt von diesem leuchtenden Hintergrunde, daß man aber auch um so mehr die große Gabe historischer Anempfindung und Neuerschaffung des Vergangenen bewundern muß, die in der Erwartung der höchsten Aufgabe doch unterwegs sich nicht scheut, bei einer geringern sich scheinbar auszuschöpfen und aller Mittel der Steigerung zu berauben. Endlich tritt Jesus ein, durch den ihm wesensverwandten Eifer des Johannes für das wahre Gottesreich zur Taufe an den Jordan gezogen, durch den weihevollen symbolischen Act vor sich selbst zu dem Gelübde gedrungen, diesem Gottesreiche alles hinzugeben, was Gott in ihn gelegt und ferner legen würde. Hier, in der feierlich-ernsten Einöde, bei dem Anblick der büßenden Sünderscharen, die zu neuem Leben erweckt

davongingen, in der Berührung mit dem Manne, den er später den Größten unter den vom Weibe Geborenen genannt hat, fiel der erste Same des großen Gedankens seiner Messianität in seine Seele.

Ohne ein äußeres Wunderzeichen stehen wir hier unter der Vollziehung und unter den Eindrücken des höchsten geistigen Wunders, das eben als geistiges das ganze Wirken des Johannes und das ganze Wachsen Jesu würdig krönt. Sowie Johannes sichtlich seine Mission nicht aus äußern Zeichen holte, sondern entschlossen aus der Tiefe seiner Seele schöpfte, so hat auch Jesus sein Messiasthum nicht durch ein gesiegeltes Diplom, er hat es aus heißem Seelenkampf und aus dem Zwiegespräch seines Geistes mit allen Zeichen der Zeit gewonnen und erobert: allerdings aus einem um so viel höhern Geistesringen, je mehr es bedeuten wollte, nicht nur der Bahnbrecher des Messias, sondern er selbst zu sein. Nur in einem Punkt haben wir von vornherein das höhere Diplom nicht geleugnet: die Fäden des geistigen Processes im Täufer wie in Jesu wickelten sich nicht nur im Kreislauf menschlichen Bewußtseins ab, sie liefen zum Himmel. Was sie glaubten, konnten sie nicht wagen zu glauben, ohne des göttlichen Willens gewiß zu sein. Auf diesen mitrathenden, thatenden, entscheidenden Gott, der sie sendet, laufen alle ihre Reden, zumal die Reden Jesu zurück; unser historisches Gewissen zwingt uns zuzugestehen, daß sie aus diesem Bewußtsein gehandelt, und unser Denken sträubt sich nicht, anzuerkennen, daß sie nicht aus irrendem Bewußtsein handelten, daß göttliche Veranstaltungen und Erleuchtungen am Jordan lagerten und daß ein göttliches Wirken und Regieren die größte That und die größte Wendung der Menschheitsgeschichte begleiten mußte. Aber dieses Bewußtsein: Gott will es! schloß dennoch weder voranlaufende noch auch nachfolgende Seelenkämpfe aus; aus innerm Kampfe war es erblüht, innere Kämpfe rief es für die Zukunft herbei, weil es eben als zeichenlose, unsinnliche, rein im Geist ergriffene Thatsache selbst wieder den Schwankungen des streitenden, zweifelnden, menschlichen Geistes unterstellt werden konnte und in jeder großen Krisis des Lebens Jesu, wo mit seiner Person sein Messiasthum als ein gottverlassenes zu fallen schien, wirklich unterstellt wurde.

Es folgt eine kritische Behandlung der Versuchungsgeschichte, als deren historischen Kern unser Autor einen längern Rückzug Jesu in die Wüste zur Selbstbesinnung über seinen göttlichen Beruf und die von ihm selbst in eindringlicher Bildersprache gegebene Schilderung seiner Seelenkämpfe übrigläßt. Diese Kämpfe will Keim auf die Frage nach dem Gebrauch wunderthätiger Hülfsmittel im Dienste seines Amts einschränken, gegen die als Teufelswerk zuletzt sein lauteres, gotterfülltes Wollen mit dem Entschlusse siegte, nur durch sittlich-geistige Mächte zu wirken. Es ist dies der einzige Punkt, gegen den sich im Referenten entschiedener Widerspruch regt. Ist damit nicht höchstens nur die eine Versuchung auf der Tempelzinne getroffen, gar nicht aber die der Teufelsanbetung auf dem Berge? Und gibt es nicht ein gar zu traurig verdüstertes Bild des Innern Jesu gegenüber der sonst gerühmten „Gesundheit, Klarheit, Reinheit seines geistigen und sittlichen Wesens" (S. 562), wenn hier seine Seele von Gedanken an — Unmöglichkeiten so tief erschüttert werden soll? Nirgends zeigt sich übrigens Keim's große historische und echt religiöse Wahrheitsliebe mehr als hier, wo er sogar, Befangenheit Jesu in satanologischen und dämonologischen Volksvorstellungen zugestehend, dennoch die ganze und volle Größe des religiösen Genius der Menschheit hindurchrettet.

Darauf schließt der in gleichmäßiger lehrreichster Fülle und schönstem Kraftmaß dahinfließende Strom der Erzählung für diesmal mit der Gefangenschaft des Täufers und mit Abhandlungen über Ort und Zeit des Auftretens Jesu; seine Uebersiedelung nach dem auch durch Natur und Lage zur Wiege des neuen Gottesreichs prädestinirte Kapharnaum wird eingehend motivirt, im Gegensatze des paradiesischen Genezarethlandes zur Wüste des Täufers eine wunderbar zutreffende Verleiblichung des Gegensatzes der Jesus-Religion zur johanneischen Weltflucht gesehen; durch eine genaue, vielseitige Combination wird als die wahrscheinlichste Zeit des Auftretens das Jahr 34—35 festgestellt. Beigegeben ist eine werthvolle Parallelübersicht der synoptischen Evangelien.

Sollen wir zum Schluß noch ein kurzes Wort sprechen über das Verhältniß Keim's zu den im Eingange berührten Stadien der Geschichte seiner Wissenschaft, so möchten wir ihn jedenfalls mit zweien seiner Vorarbeiter in die gleiche oberste Reihe stellen, die uns die Fortentwickelung dieser echt christlichen und echt deutschen Arbeit in einem Wechsel ideegemäß einander folgender Höhepunkte repräsentirt. Wir meinen zuerst Strauß, dem die Nachwelt nie das Verdienst schmälern wird, als unerbittlicher theologischer Polemiker mit dem unbeugsamsten Wahrheitssinn die Unvereinbarkeit der evangelischen Berichte, die Unglaubwürdigkeit der Ueberlieferung in ihrer Unmittelbarkeit, nachgewiesen und die unverlierbare Parole des mythologischen Gesichtspunktes ausgegeben zu haben. Ihm folgt Ch. H. Weiße*) mit dem positiven, wesentlich philosophischen Herausarbeiten eines Bildes von der Persönlichkeit und dem übermächtigen Geiste des Gottesmenschen, mit der tief eindringenden Erforschung des verborgenen Sinns seiner weltbezwingenden Worte, deren Räthsel- und Gleichnißform nach Weiße's unschätzbarer Entdeckung häufig zur Entstehung von Wundererzählungen führte, wie z. B. ein Gleichniß vom Himmelsbrote, welches durch Vertheilung immer nur wachsen kann, durch misverständliche Weiterverbreitung zur Geschichte von einer wunderbaren Speisung und zaubernden Einsammlung von Resten wurde. Keim schließt sich an vor allem als Historiker, mit der Einreihung des Erneuerers der Menschheit in alle Beziehungen vergangener und zeitgenössischer Volksgeschichte. Wenn wir recht sehen, so bleibt, außer der Abschließung der literarhistorischen Evangelienfragen, der Zukunft wesentlich nur noch eins: die Parallelbehandlung der mythologischen Bestandtheile der urchristlichen Ueberlieferung mit den entsprechenden Mythologien und symbolischen Dichtungen in den Religionen aller Völker. Und um den Sieg dieser Wissenschaft über veraltete Glaubensformen dürfen wir nicht bangen: er ist entschieden, seitdem aus dieser kritischen Arbeit jede Spur von Frivolität verschwunden, seitdem sie klar, innig und kraftvoll nur der Verherrlichung des Christenthums, der Vertiefung der Religion dienen will.

Rudolf Seydel.

*) „Evangelische Geschichte" (2 Bde., 1838); „Die Evangelienfrage" (1856).

Paris und die Pariser.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der pariser Skizzen in den verschiedenen erwähnten Werken ist der Topographie von Paris gewidmet, der Schilderung der Straßen und Plätze, der Boulevards und Bois, der Paläste und Denkmäler. Das Geschichtliche ist hier nicht ausgeschlossen, denn es haftet ja fast an jeder Stätte der Weltstadt. Stumpf, blasirt oder im höchsten Grade kenntnißlos muß der sein, der nicht, durch diese Straßen wandernd, das Wehen des geschichtlichen Geistes spürt.

Selbstverständlich sind es in erster Linie die Königsschlösser, wo die großen geschichtlichen Katastrophen spielten. Das zweite Heft von „Paris": „Paläste und Denkmäler", führt uns an der Hand kundiger Führer durch den Louvre und die Tuilerien, Luxembourg, Palais-Royal und Elysée. Die Tuilerien sind das eigentliche Herrscherschloß, in welches die Kronenträger übersiedelten, sobald sie sicher waren ihrer Macht und Herrlichkeit. Die andern Schlösser, mit Ausnahme des alten Königsschlosses der Valois, sind mehr oder weniger Schlösser von Kronprätendenten. Im Luxembourg, dem Schloß der staatlichen Aristokratie, der Senate und Pairskammern, die so viele verschiedene Uniformen und Ueberzeugungen auf ihren Bänken sahen, hatte der Prätendent des ersten Kaiserthrons seinen Sitz aufgeschlagen, im Elysée der des zweiten, während das Palais-Royal die Wohnung eines Philipp Egalité und Ludwig Philipp war, von denen der eine durch die Revolution auf das Schaffot, der andere auf den Thron getragen wurde. Und wenn man dunkeln Gerüchten trauen darf, so sind auch jetzt die Prätendentengelüste nicht ganz aus dem Palais-Royal verschwunden, wenn auch der bescheidene Ehrgeiz des „rothen" Prinzen nur ein „eventueller" und nicht auf den Thron gerichtet ist, sondern nur auf den Präsidentenstuhl der Republik, falls der Wogenschlag einer neuen Revolution die Dynastie, Weib und Kind des dritten Napoleon, hinwegspülen sollte.

Durch die Paläste des Louvre führt uns Ferdinand von Lasteyrie, der uns eingehend das Entstehen und allmähliche Wachsthum des Königsschlosses schildert, aus welchem seit langer Zeit das Königthum und die dort thronende Akademie ausgewandert sind. Wenig bekannt dürfte es sein, daß eins der ersten Decrete der Provisorischen Regierung von 1848 die Vollendung des Louvre befahl, daß General Cavaignac ein Gesetz zur Abstimmung brachte, welches die Wiederherstellung der beiden großen Säle, derjenigen Säle, welche derzeit der französischen Malerei gewidmet waren, und des Apollosaals bestimmte und daß die Constituirende Versammlung einem Plan von Visconti ihre Zustimmung gab, der mit geringen Abänderungen auch später befolgt worden ist. Napoleon III. trat also nur die Erbschaft der von ihm zertrümmerten Republik an, als er den Visconti'schen Plan ausführte. Lasteyrie tadelt auch die Ueberladung des Neubaues mit überflüssigen Ornamenten und daß Visconti unglücklicherweise die Größe nur in der Masse suchte, daß die vier ungeheuern Pavillons, welche die unermeßlichen Hauptgebäude einrahmen, das alte Louvre erdrücken, die Galerien belasten und das Schloß der Tuilerien verdunkeln. Dennoch sagt er:

> Der neue Louvre ist das größte Bauwerk der jetzigen Regierung, eins von denen, welche die Nachwelt ohne Zweifel am meisten bewundern wird. Welche Fehler man ihm auch vorwerfen könnte, diese prachtvolle Gesammtheit von Gebäuden, vom Platze des Caroussel aus gesehen, mit der grünen Oase, welche so glücklich deren Mitte einnimmt, imponirt schon durch ihre Masse sowie durch die Entwickelung ihrer Linien und empfiehlt sich auch dem Anspruchsvollsten durch eine Menge geschickt behandelter Einzelheiten. Man hätte zweifelsohne Besseres leisten können, aber wie groß auch die Unvollkommenheiten des Bauwerks sein mögen, etwas so Mächtiges läßt denjenigen nie gleichgültig, der es zum ersten mal betrachtet.

Lasteyrie urtheilt also weit günstiger über den neuen Louvre, als Victor Fournel in seinem Werke „Paris nouveau", welcher den Ausspruch Montalembert's citirt und unterschreibt, daß das Schloß in den Augen der Nachwelt der kolossale Typus des schlechten Geschmacks bleiben werde, und hinzufügt: „Der Baumeister hat seinem Werk den überladenen Schmuck einer Parvenue gegeben. Man mochte auf dasselbe das Wort des alten Malers anwenden, das er seinem Collegen zurief: «Da du sie nicht schön machen kannst, hast du sie reich gemacht.» Es findet sich keine Spur einer erhabenen Idee, überhaupt einer Idee, in diesem prahlerischen Getümmel von Details, welche, an und für sich betrachtet, nicht ohne Verdienst sind, aber nur zusammengestellt scheinen, um sich gegenseitig zu schaden, und die ich mit jenen großen Orchesterconcerten vergleichen möchte, wo keine melodische Phrase sich aus der Sündflut der Noten und dem Lärm der Instrumente loszuringen vermag, wo der Vollklang der Musik die Sinne berauscht, aber nicht zum Geist und der Seele spricht. Die Kunst hat dort eine jener großartigen Gelegenheiten verloren, deren sich in einem Jahrhundert nicht zwei finden, selbst bei solchen Präfecten wie Herr Haußmann. Der neue Louvre ist groß in seiner Ausdehnung, aber nicht groß durch seinen Gedanken und seinen Stil."

Was das Palais Elysée betrifft, dessen Berühmtheit erst seit der Präsidentschaft des jetzigen Kaisers datirt, dessen Garten unser Autor den schönsten und malerischsten von allen Gärten in Paris nennt, so erfahren wir, daß dies reizende Schloß lange Jahre hindurch der Frau von Pompadour gehörte, die auf seine Verschönerung bedeutende Summen verwandte. Welche wechselnden Geschicke in seinen Räumen abspielten, beweist wol die folgende idyllische Anekdote, wenn man sie mit den Geheimnissen jener Decembernacht vergleicht, die dem Staatsstreich vorausging, als Eugenie Montijo das telegraphische Klavier spielte und hier nicht ein Spiegel, sondern die Republik in Scherben gestoßen wurde:

> Unter Frau von Pompadour sah das Elysée glänzende Feste. Alle Welt kennt den burlesken Vorfall, welcher eines derselben störte. Man lebte damals in der schönen Zeit der Schäferstücke Watteau's. Der Anordner des Festes hatte nichts Scharfsinnigeres erfinden können, als diese in Scene zu setzen. In eine entlegene, ganz von Spiegeln und Lichtern strahlende Galerie hatte man eine kleine Heerde wirklicher, wohlgebadeter, wohlge-

kämmter, rosa oder grasgrün bebänderter Schafe gebracht, von hübschen, in Atlas von denselben Farben gekleideten Schäfern geführt. Es war eine Ueberraschung, ein Theaterstreich, den man vorbereitet. Auf ein gegebenes Zeichen öffnen sich die Thüren, die Gesellschaft ist außer sich vor Entzücken über dieses reizende Bild; aber die Schafe, nicht weniger überrascht, werden wild und fliehen in Unordnung ans Ende der Galerie. Verwirrt vor Schrecken stürzt sich ein schöner Widder mit vergoldeten Hörnern, als er sein Bild im Spiegel des Hintergrundes sieht und sich einem Feinde, einem Nebenbuhler gegenüber glaubt, auf diesen los, gefolgt von seiner ganzen Heerde, zertrümmert den Spiegel in tausend Stücke, zerreißt die Meubles in Fetzen, während am andern Ende der Galerie die Damen in Ohnmacht fallen und die Herren sich todtlachen wollen.

Die Tuilerien schildert uns Arsène Houssaye in jenem funkelnden Feuilletonstil, den der Exdirector des Théâtre français vollkommen in seiner Gewalt hat. Und in der That braucht es hier keiner allzu glänzenden Phantasie, um verschwenderisch eine Fülle von Beziehungen und Analogien mit vollen Händen auszustreuen. Hier herrschten die Könige und Kaiser, die sich ablösten im Lauf der letzten hundert Jahre und aufeinanderfolgten, ein visionärer Zug wie der von Banquo's Sprößlingen, nur nicht mit dem gleichen Recht der Legitimität; dreimal stürmte der millionenköpfige Souverän, das Volk von Paris, dies Schloß; hier tagte der Nationalconvent der großen Revolution, hier der Wohlfahrtsausschuß, der Rath der Zehn:

Einige Männer, ohne andern Titel als den der Repräsentanten des Volks, in einem kleinen Zimmer um einen mit grünem Teppich behangenen Tisch versammelt — das war nichts, was den Geist des Publikums sehr beschäftigen konnte. Und gleichwol sind von diesem Ausschuß, dem wahren schwarzen Cabinet der Revolution, die großen Maßregeln oder, besser gesagt, die großen Blitzstrahlen ausgegangen, welche die Aufstände im Innern und die feindlichen Heere draußen überraschen, erdrücken, vernichten sollten. „Zuweilen hörte ich nichts", sagte Carnot, „nicht ein Wort, nicht einen Athemzug, nichts als das Geräusch der Federn, welche über das Papier liefen." Aber dieses unbedeutende Geräusch setzte ungeheuere Kräfte in Bewegung.

Vom 1. Februar 1800—14 herrschte hier der Kaiser, der sich das Gekrönte Volk nannte.

Im Jahre 1848 verfügte eine provisorische Regierung, daß die Tuilerien ein Hospiz für Civilinvaliden werden sollten; 1849 war die Kunstausstellung in dem Königsschlosse; 1852 wurden sie der Palast Napoleon's III.

Arsène Houssaye schildert die innere Einrichtung des Schlosses, die verschiedenen Säle, Galerien und Gemächer. Drei Säle sind neu geschaffen, ein blauer, ein grüner und ein rosafarbener. Der rosafarbene Saal ist der Saal der Blumen:

Der Dichter Saadi würde es besser verstehen als ich, dem Leser den Saal der Blumen zu schildern, er, dessen Muse die Hände voll Rosen hat. Er würde alle Wohlgerüche duften lassen, welche seinen strahlenden Himmel durchwallten, und alle jene Thautropfen sammeln, die er zu echten Perlen gestaltete. Man hat vielfach die Wunder des Tempels Salomonis gepriesen, aber damals war die Kunst von der Pracht des Materials erdrückt; man hatte nichts Schöneres zu erdenken gewußt, als die Wände mit Goldplatten zu belegen. In Spanien, dem Lande der Sonne und der Zaubereien, hatte man im Palaste von Buen Retiro nichts Besseres gefunden, als die Wände eines der Säle mit tausend Spiegeln zu bekleiden, welche ins Unendliche die Granden und Donnas widerstrahlten. Beim Eintritt in den Saal der Blumen wird der Blick alsbald von dem Plafond angezogen, wie wir in einer Landschaft zuerst nach dem Himmel aufblicken. Die drei Grazien, jene drei theologischen Tugenden der Heiden, umkränzen das Medaillonbild der Kaiserin mit Blumen. Rings umher sind die Künste mit ihren Attributen dargestellt. Ein den Alten bekannter Genius, welcher in den wiederaufgefundenen Frescogemälden bald den Zirkel, den Pinsel, die Lyra und den Meißel in Händen hält, formt in parischem Marmor die Gestalt einer jugendlichen Mutter. Andere Genien tragen in einem Blumenkorbe den kaiserlichen Prinzen, wecken die noch schlafende Aurora und verjagen die Wolken, um einen heitern Himmel zu schaffen. Dieser schöne Himmel ist noch auf dem Karniese sichtbar, aber er verliert sich da hinter einem vergoldeten Gitter unter Gewinden von Blumen, welche dort in so großer Anzahl aufblühen, daß man glauben könnte, alle verlorenen Paradiese zu durchwandeln. In diesem Saale befinden sich sechs Thüraufsätze, auf denen der Maler Blumen symbolisirt hat. Das Bild über der Eingangsthür — eine träumerische mit Sternen gekrönte Gestalt unter der Mondessichel — ist die Pensée. Möge uns das Symbol nicht trübe stimmen; im Blumensaale hat auch der ernste Gedanke rosige Reflexe, und nur die Poesie hat hier Bürgerrecht. Der Maler, mehr noch mit der Palette als mit der Idee beschäftigt, hat auf einem zweiten Thürstücke Feldmohn und Kornblumen symbolisiren wollen. Eine wundervolle Aufgabe für den Farbenkünstler! Seinen Gedanken hat er folgendermaßen ausgedrückt: eine Chloë bekränzt sich mit Mohn vor einem Spiegel, den ihr Amor vorhält; an ihrer Seite schlummert eine Phyllis, mit einem Kranze von Kornblumen, und ein anderer Amor versucht sie mit einer Kornähre aufzuwecken. Die Aehre, welche den abgestumpften Pfeil der Alten ersetzt, deutet an, daß es nicht allein Kornblumen und Feldmohn bei der Ernte gibt. Das Sinnbild des Veilchens bildet das dritte Thürstück: das Veilchen wächst im Schatten des Lorbers. Das vierte Thürstück ist die Geschichte der Wasserblumen. Welche schönen Wechselgesänge lassen diese Najaden ertönen, bekränzt von Seerosen und Schilf! Ferner ist das Maßliebchen da und die Rose. Das Maßliebchen erzählt immer dieselbe Geschichte: „ich liebe dich — ein wenig — von Herzen — über alle Maßen!" Es ist das Feldorakel — ein Orakel, das die Zerstörung seiner Tempel nicht zu fürchten hat. Wie aber symbolisirt der Maler die Rose? Sehr einfach! Er zeigt uns Aurora, die Tochter Homer's mit ihren Rosenfingern. Diese Gemälde sind von Charles Chaplain, einem ganz französischen Maler, der in seiner Weise die Tradition der Lemoyne, Boucher und Fragonard fortsetzt. Aber obwol er so sehr Franzose ist, möchte ich doch einen leisen Anflug englischer Manier in ihm finden. Lawrence würde sich in diesen Thürstücken zu erkennen glauben. Freilich war Lawrence Franzose, ohne daß er es ahnte. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dieser Malerei, die so jugendlich frisch auf uns niederlächelt und uns durch Rosenwangen und blonde Locken entzückt. Ein milder Sonnenstrahl, der leuchtet ohne zu brennen, hat diese Schöpfungen verklärt. Wir sind vom Realismus weit entfernt; aber diese holden Gestalten loben das schöne Leben der Kunst. Es ist ein keuscher Decameron, wo sicherlich reizende Dinge erzählt werden.

„Das Rathhaus" schildert uns P. Lanfrey, einen der Mittelpunkte der pariser Geschichte. Hier, wo Marcel und seine Bürger den Kampf mit den Königen aufnahmen; wo die Commune, die Seele der französischen Revolution, ihren Sitz hatte und wo Chaumette mit seinen Atheisten die Göttin der Vernunft erfand, herrscht gegenwärtig der Präfect Haußmann, der sich eine Göttin der Vernunft nicht anders denken kann als einen Zirkel und das Winkelmaß in der Hand, auf demolirten pariser Stadttheilen stehend und mit dem Finger hinausdeutend auf eine neue unermeßliche Boulevardslinie, die sich in blauer Ferne verliert.

Dem von den Fremden vielbesuchten Aussichtsthurm Saint-Jacques, von dessen Zinne man über das Häusermeer von Paris einen großartigen Ueberblick hat, widmet Eduard Plouvier eine interessante Skizze, welche bis

auf die älteste Geschichte der Kirche und des sie umgebenden Stadtviertels der Fleischer und Wechsler zurückgeht. Schlächtereien und Gerbereien umgaben früher das Heiligthum, dessen ausgedehntes Asylrecht es zu einer Zufluchtsstätte für vornehme Verbrecher, aber auch für Strolche, Trunkenbolde, Zigeunerpack und Landstreicher aller Art machte. Hier versammelten sich auch unter Ludwig IX. die Wundärzte und hielten Vorlesungen über ihre damals noch in der Wiege schlummernde Kunst. Mit der Geschichte dieses Thurms sind die Namen Nikolaus Flamel und Pascal verknüpft, welcher letztere auf dem Thurm physikalische Experimente machte über das Gewicht der Luft. Flamel, der Schönschreiber in der Schreibbude am Portal der Kirche, war einer der größten Wohlthäter von Paris (geb. 1340), der 14 Hospitäler stiftete und der erste Begründer der „Arbeiterstädte" (cités ouvrières) war. Und so reich wurde der Schönschreiber durch die Schriftwerke, die er den reichen unwissenden Leuten seines Viertels anfertigte, nicht durch den Stein der Weisen und die Hülfe des Teufels — die Scribe und Sardou sind die jüngsten Nachfolger dieses ersten écrivain, der sich durch seine Feder bereicherte.

Eine Beschreibung der berühmten Säulen und Triumphbogen von Paris bietet im ganzen wenig Neues. Einen eigenthümlichen Geschmack bekunden die Reliefs der Porte Saint-Martin, auf dem bekanntlich der König Ludwig XIV. als Hercules völlig nackt dargestellt wird mit der Keule in der Hand, auf einem Haufen Leichen stehend. Vielleicht machen auch wir noch solche Fortschritte auf dem Gebiet der unbefangenen Antike, daß auch Graf Bismarck, der Eroberer von Hannover, in solch antiker Nacktheit unter den Linden hingemeißelt wird, wie der Eroberer der Franche-Comté vor der Vorstadt Saint-Martin.

„Das Pantheon" wird von Edgar Quinet mit einer für die Vorkämpfer des Geistes und der Menschheit begeisterten Wärme dargestellt. Baumeister Soufflot sollte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein steinernes Denkmal jener Legende errichten, deren Heldin die Schäferin von Nanterre ist. Als die Hunnen und Attila herannahten, verkündigte sie, daß der Barbar Paris keinen Schaden thun werde. Sie wurde als Heilige und Schutzpatronin verehrt, als ihre Wahrsagung sich erfüllte. Diese erste Johanna d'Arc, die dem Scheiterhaufen glücklich entging, hieß Genoveva. Doch was war der Zeit der Pompadour und des Generals Soubise die fromme Schäferin, was waren ihr Attila und seine Hunnen? „Soufflot, ein Freund Voltaire's und der Philosophen, hat dies ganze Gebäude gleichsam in das Licht des 18. Jahrhunderts getaucht, dasselbe umflutet die Colonnade, steigt empor und schimmert unter der Kuppel, selbst in die Grüfte begleitet uns dieser Lichtstrahl des Geistes. Wenn das Gebäude überhaupt einen Charakter hat, so ist es der, ans Licht gebaut zu sein. Wo aber ist, inmitten dieser Klarheit, der Altar des Mysteriums? Ich sehe keinen Platz dafür!"

Die Constituante gab dem Pantheon die Inschrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland!" In Wahrheit wußten die Franzosen mit dieser Denkhalle ihrer großen Männer nicht viel anzufangen. Mirabeau kam ins Pantheon, doch auch Marat und General Lannes, vor allem Voltaire und Rousseau, deren Gebeine die Restauration, tempelschänderisch aus lauter Frömmigkeit, aus den Särgen herausriß und in eine Kloake in der Nähe der Seine warf. Doch Rousseau und Voltaire überleben die Restauration. Das Pantheon steht leer, weil, wie Quinet sagt, den Franzosen ein geistiges Pantheon fehlt, ein idealer Tempel der Gewissenhaftigkeit, der Vaterlandsliebe und Freiheit im Herzen und im Hause jedes Mannes:

Dies Gebäude, das auf lebendigen Säulen beruht, würde keiner Pfeiler und keiner Eisenklammern bedürfen, um stolz zum Himmel aufzustreben. Solange dasselbe aber nicht im Innern jedes Franzosen zu finden ist, wollen wir auch nicht daran denken, die Pforten des sichtbaren Hauses der Bürgertugend und Unsterblichkeit zu eröffnen. Solange das Gewissen der Menschen von dem Dogma beherrscht wird, daß nur der Starke recht hat, ist ein Pantheon unmöglich, denn es bliebe leer und wenn es bis zum Giebel mit Marmorbildern angefüllt wäre. Welche Bedeutung hätten wol Menschen von Stein für steinerne Menschen? Die Todten sind geduldig. Sie mögen warten.

Die „Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris" schildert uns ein anderes Heft des übersetzten „Paris Guide". Alphonse Karr, dessen Neigungen bekanntlich der friedlichen Beschäftigung des Gärtners zugewendet sind und der seine Blumen gegenwärtig in Nizza pflegt, schildert uns „Die Blumen in Paris". Er rühmt jene neuangelegten Squares, die poetische Seite der Haußmann'schen Revolution, welche das alte Paris aus den Angeln hebt; er rühmt sie nicht nur wegen der frischen Luft, welche die Bewohner der umgebenden Stadtviertel hier in nächster Nähe schöpfen können, sondern auch wegen anderer Vortheile, die sie gewähren:

Oft habe ich an das Schicksal der armen Mädchen aus dem Volke gedacht, die gezwungen sind, ihr ganzes Leben im Mittelpunkte der Stadt, in diesen ungesunden und dunkeln Bezirken zuzubringen, denen nie die ersten Liebesgeständnisse ins Ohr oder Herz bringen als auf den Treppen, die nach fauligem Kohl riechen, oder unter den Thorwegen, wo ein gemischter Dunst sich erhebt von Schmuz und verfälschtem Wein. Dank sei es den mit Bäumen bepflanzten Plätzen, den öffentlichen Gärten, welche in jedem Stadtviertel angelegt sind; es ist jetzt nicht mehr so.

„Die Boulevards von der Porte St.-Martin bis zur Bastille", den volksthümlichern Theil der alten Boulevards, schildert Paul de Kock, die fashionable Seite der Boulevards von der Porte St.-Martin bis zur Madeleine E. de la Bedollière, der uns namentlich die Physiognomie der „Passagen", wie sie sich zu den verschiedenen Tageszeiten gestaltet, mit treffenden Umrissen zeichnet. Diese Passagen bieten Hinterhalte für eine Menge von Personen, denen hier der Vorübergehende nicht entgehen kann. Hier wird der Schuldner von seinem Gläubiger aufgesucht; der Beamte von solchen, die sich um eine Stelle bemühen; der Theaterdirector von jungen Leuten, die ein Manuscript beim Castellan der Variétés eingereicht; der Kapitalist von dem Schwindler, der ein glänzendes Unternehmen in Aussicht stellt. Auch die Verabschiedeten, die Spieler von Profession, die Parias, die Hungerleider, die Opfer des Müßiggangs und der Ausschweifung treiben sich hier umher, das bettelnde Elend im schwarzen Frack. Um 6 Uhr nahen die Insassen der Vorstadt:

Die Bewohner der Stadtviertel Bréda und Notre-Dame-de-Lorette kommen nunmehr, sich des Boulevard zu bemächtigen. Diese Region wird schon im voraus durch das Geklimper

des Steinkohlenschmucks, durch Moschusduft, das Rauschen der seidenen Kleider angekündigt. Einige von diesen Amazonen, kriegerisch bewaffnet, tragen statt der Achselbänder Epauletten von Posamentierarbeit, falsche Perlenschnüre, statt der Soldatenmützen Aufsätze mit Federbüschen von der Art, wie sie im Mittelalter getragen wurden. Andere haben alle Erfindungen des „Moniteur de la Coiffure" erschöpft; unter ihren Teller- oder Untertassenhüten quellen ungeheuere Chignons hervor, bereichert durch die Beschlagnahme des Haarwuchses der bretagner Mädchen.

Der Jockeyclub, das Café Helder mit seinen Offizieren und Seeoffizieren, und die andern Merkwürdigkeiten der fashionabeln Boulevards ziehen wie die Bilder einer Camera-obscura vor unsern Blicken vorüber.

Glänzend geschrieben sind die Skizzen von Amadée Achard: „Das Holz von Boulogne. Die Champs Elysées. Der Wald und das Schloß von Vincennes." Eine Fülle von historischem Detail ist hier ohne Aufdringlichkeit glücklich in pikanten Feuilletonstil gekleidet. Der Bois de Boulogne mit seinen Grenzstädtchen Passy, Auteil, Neuilly, Boulogne hat seine Geschichte. Es ist der alte Wald von Rouveray, wo Philipp August und später Ludwig XI. jagten und in welchem der Dichter Arnaud Catelan trotz des Geleitbriefs, womit er versehen war, als er vom Hofe der schönen Beatrix von Savoyen, Gräfin der Provence, sich nach der Hauptstadt von Frankreich begeben wollte, ermordet wurde. Seitdem ist genug Blut im Bois de Boulogne geflossen bei Duellen und Raufereien, welche dort ihre Lieblingsstätten haben. Dort auf den Lehnsgütern der durch die Revolution zerstörten Abtei Long-Champ ist jetzt auch der große Hippodrom der Société d'encouragement in Paris, welche der Rennbahn von Epsom vollkommen gleichkommt. Die Wettrennfeste sind auch hier Sache der Mode geworden und versammeln die feinste Aristokratie, die sich von den Biches und Cocottes hier und nur hier streng absperrt. Eins der glorreichsten Ereignisse des Hippodrom war das Erscheinen des Gladiateur, der über die stolzen englischen Rosse den Sieg davongetragen:

Eines Tags — es sind jetzt zwei Jahre her — erschien ein Pferd in diesem Bezirk, wo Isabelle, das Blumenmädchen, ihre Rosen und ihre Veilchen aus Parma feilbietet. Plötzlich wurde die Versammlung von einem anhaltenden Zittern und Beben ergriffen, der Gladiateur hielt seinen Einzug! Es war ein Rausch, gleich einem Anfall von plötzlichem Wahnsinn, der sich der Menge bemächtigte. Jeder stand auf, ein allgemeines Schreien und Händeklatschen. Es gab Menschen darunter, welche behaupteten, nun habe Frankreich sich für Waterloo gerächt. Einige Herren, so stolz und glänzend wie ehemals die Ritter, wenn sie aus Palästina zurückkehrten, erzählten, daß sie den Gladiateur gesehen, die glücklichsten hatten ihn berührt. Einer von ihnen zeigte ein Haar aus seiner Mähne; eine vornehme Dame bat ihn, es ihr zu schenken, um es in einem Medaillon am Halse zu tragen, und all die jungen Leute drängten sich wetteifernd um den Helden des Tags, folgten seinen Schritten in größerer Begeisterung, als ob sie einer Fahne gefolgt wären.

Amadée Achard erwähnt zwar, daß die hundertjährigen Eichen im Bois de Boulogne eine Seltenheit geworden sind; aber er betont nicht hinlänglich, daß dies Gehölz überhaupt nur ein Spazierpark ist von meistens jungen Anpflanzungen und sich jeden Vergleich mit dem berliner Thiergarten verbitten muß. Es ist ein bescheidenes Maß von Romantik, mit welchem der Pariser fürliebnimmt; die Natur wirkt nur mit als Decoration.

Etwas naturwüchsiger ist der Park von Vincennes, dessen See des Minimes es mit dem Teich des Biches aufnehmen kann und der manche schöne Schattenpartien und malerische Baumgruppen enthält. Hier spielt indeß die Mode keine Rolle, nur die Idylle, die sich mit weißen Hemdärmeln im Grünen lagert. Die Citadelle von Vincennes, die etwas düster auf den schönen Park herniederschaut, hat weniger idyllische Erinnerungen aufzuweisen. Der Thurm, der als Staatsgefängniß diente, greift mächtig in die Geschichte Frankreichs ein, und viele der bedeutendsten Männer dieses Landes haben ihn bewohnt, von den Helden der Fronde bis zu Mirabeau, dem Vater und dem Sohn, bis zu Polignac und den andern Ministern Karl's X. Für die Napoleonische Dynastie birgt das Fort von Vincennes eine unliebsame Erinnerung; hier war es, wo 1804 auf des Kaisers Befehl der Herzog von Enghien, der letzte jenes berühmten Stammes der Prinzen von Condé, in den Laufgräben erschossen wurde.

Etwas verworren und schwülstig geschrieben ist der Aufsatz über das „Marsfeld" von Félicien Mallefille, der namentlich an die geschichtlichen Erinnerungen des Föderationsfestes anknüpft. Dagegen folgen wir mit Interesse dem Photographen und Luftfahrer Nadar in die „Katakomben" von Paris und in jene Höhen von wo aus man die Weltstadt in der Vogelperspective erblickt. Wir fahren mit ihm auf einem kleinen offenen Wagen über die Schienen der Unterwelt mit einem donnerähnlichen Geräusch, welches indessen nicht hindert, das dumpfe Rollen der über den Köpfen dahinfahrenden Wagen zu vernehmen. Es geht so schnell vorwärts, daß es kaum möglich ist, auf den Bezirksschildern die weißen Buchstaben auf blauem Grunde zu unterscheiden und die Namen der Stadtgegenden zu erfahren, unter welchen wir dahinfahren. Die großen Kuppelgewölbe, zu denen sich an einigen Kreuzwegen die Bahn erweitert, bilden eine Art von heimlichen Coliseen, unterirdischen Truppenstationen für strategische Vorsichtsmaßregeln. Ein acherontisches Bild entrollt die folgende Schilderung:

Die Stiefel unserer Läufer klappern in der schrecklichen Nässe auf den überschwemmten Trottoirs. Der Weg senkt sich, die Ueberschwemmung nimmt zu. Sie sinken bis zu den Knien ein, laufen aber immerfort. Um uns her ist nichts als Geriesel, Pfuhle, Abflüsse, Traufen und hervorsickerndes Wasser. Die ganze Umgebung hat sich in tiefe Finsterniß gehüllt. Durch die schweren Dünste, welche den Raum erfüllen, verbreiten unsere Lampen nur ein mattes Licht. Einem unheimlichen Gefühl folgt ein Schauder und dem Schauder eine peinliche Beklemmung. Jetzt sind wir in den alten Kloaken, da, wo vor kaum 60 Jahren niemand gewagt hätte, einzudringen, und halten an einem der düstersten Kreuzwege der Katakombe. Wir sehen nichts als Luftlöcher, Rinnen, Pfähle, Heber und Speiröhren, durch welche das Wasser sich ergießt, ein ungestalter Knäul von Unrath und Schläuchen.

C'est le noir rendez-vous de l'immense néant.

Es gibt verschiedene Flächen oder Etagen in dieser Pfütze. Was noch an Raum zwischen dem Wasser und dem Stein übrigbleibt, ist mit unnennbaren Dingen vollgestopft, welche beunruhigend sind und dem Staubregen den Platz streitig machen. Ungeheuere Ketten, ganz verrostet, führen zu einem höhern Theil des Bogens und scheinen sich noch mehr Gewicht zu geben, um den Einsturz zu beschleunigen. Diese durch das Verkalken zusammengelötheten Blöcke, wurden sie nicht durch eine

geheime Macht hier so geschafft zu irgendeinem grauenhaften Werke? Zwischen den schiefstehenden Pfeilern der feuchten, bemoosten Mauer und diesem riesigen Eisenwerk kann unser beherzter Wagen nicht mehr vorwärts kommen. Wird er aber zurückkönnen?... Dies ist das entsetzliche Barathron!...

Unter, über, vor, hinter uns, überall Wasser, schlammiges, ekelerregendes Wasser, mit allen seinen verschiedenen Tönen; man vernimmt ein Gebrüll, ein Schluchzen, ein Spritzen und Sprudeln, ein Knurren und Gurgeln in allen Ecken. Endlich werden wir zurückgeschoben, der Schauder ist gewichen, und von diesen Schreckbildern befreit, rollen wir durch eine neue Serie von geraden oder krummen Wegen.

In den übrigen Werken finden sich wenig Beiträge zur Topographie von Paris. Die „Lebenden Bilder" (Nr. 3) schildern uns die Einweihung des Boulevard Prince Eugène und geben ein ungefähres Bild dieser durch den Faubourg Saint-Antoine, das Hauptarbeiterviertel von Paris, sich erstreckenden Straßenlinie. Die Feierlichkeiten auf der Place du Trône, bei denen das unheimliche Gespenst des Attentats nicht fehlte, werden mit vieler Lebendigkeit geschildert. Die Begeisterung des Verfassers für die Schönheit dieses Platzes können wir indeß nicht theilen; er hat etwas Oedes und Todtes, ihm fehlen die imposanten Häuserfronten, und der heilige Ludwig und Philipp der Schöne blicken von den hohen dorischen Säulen etwas fremdartig auf den Faubourg Saint-Antoine herab. Die Place du Trône ist nicht Mode, und was in Paris nicht Mode ist, das trägt den Stempel des Verlassenen und Verödeten.

Die „Straßenphysiognomien", welche F. C. Peterssen in seinem „Pariser Leben" (Nr. 5) abphotographirt, sind eigentlich geeignetere Vignetten für die Physiologie als für die Topographie von Paris; doch erhalten wir auch ein Bild von dem äußern Aussehen der Straßen. Peterssen hat einen scharfen Blick für das Klein- und Stilleben, für das Detail des Verkehrs; er weiß uns ein Ladenfenster mit großer Anschaulichkeit zu schildern, mit demselben Geschmack, mit dem es arrangirt ist. Selbstverständlich verfällt der Genremaler oft in das Triviale und Alltägliche: nicht alle Gestalten und Einzelheiten, die er uns vorführt, haben eine charakteristische Bedeutung; es läuft vieles mit unter, was uns auch in einer deutschen Provinzialstadt begegnen kann und was durchaus nicht den Farbenaufwand verträgt, der daran verschwendet ist. Nicht jeder Material- und Schnittwaarenladen der Rue Dauphine und der Rue Montmartre hat ein Recht auf photographische Verherrlichung; die Stammgäste eines jeden Restaurants wollen wir nicht silhouettirt sehen. Gleichwol bleibt noch immer genug übrig, was für jene Straßen und für das eigenthümliche pariser Leben charakteristisch ist.

In der Rue Dauphine schildert der Verfasser das ganze Quartier latin; er bevölkert uns jeden Laden, mögen nun Mimi Pinson's spiritusgesättigte Früchte und die luftdicht verschlossenen Geister Absynth und Wermuth, Magenbitter und Cognac am Fenster stehen oder die Unaussprechlichen und andere kokett ausgespannte Meisterwerke von Atlas und Leder, mit den Studenten und Grisetten des Viertels. Der Wurst- und Weinladen, der Eckensteher und der Antiquar erscheinen in saubern Vignetten. Die Darstellung ist ein mit der Feder hingemaltes Stilleben; die Poesie eines Wurstladens kann nicht mit mehr Grazie und Naturwahrheit ans Licht gestellt werden als in der folgenden Stelle:

Der Balkon eines ersten Stockwerks trägt statt des habituellen Eisengitters eine Reihe zierlichst gedrechselter Würste, deren Anblick aber, trotz ihrer Zierlichkeit, in Bezug auf Aesthetik nur einen befriedigenden Eindruck im Magen hinterläßt; den Laden, der unter diesem Aushängeschilde in die Oeffentlichkeit schaut, betreten die jungen Fräulein. Fürwahr, ein stattlicher Laden! Der absoluteste Materialismus in Hüllen, die den sentimentalsten Poeten zum Besteigen des Pegasus begeistern könnten. Leise ansteigend erhebt sich hinter dem Fenster ein weites Feld, bedeckt mit weichem Papiermoose blauweißer Farbe. Auf diesem Felde ruhen, verschämt in Gras vergraben, umringt von grünen Tannenreisern, und in der lieblichsten Verwirrung, die hervorragendsten und seltensten Erscheinungen im Gebiete der höhern und niedern Wurst- und Pastetenmacherei. Umsäumt von einem Bollwerk mattroth erglänzender Boudins, streckt sich dort, eingehüllt in flimmernden Stanniol, die classische lyoner Lieblingswurst Heine's neben den in Terrinen gelagerten Delicatessen von Tours und Strasburg. Prächtige yorker und mainzer Schinken wölben sich in lieblicher Bräune neben kleinen Hügeln delicater Bratwürstlein von matterer Farbe. Verlockend glänzt hier in zartem Rosa der Schnitt einer geräucherten Keule, während dort der auch von den Parisern geschätzte Preßkopf seine rothweißen Netze wirft. Aus schneeweißen Fettaugen glotzt ringsum, angeschnitten, das Seltenste und Delicateste der pariser Charcuterie. Kleine viereckige Blechbüchsen endlich enthalten das Vertriebs-Privilegium der französischen Wursthändler, eingemachte Sardellen. Mademoiselle Titi beschafft sich hier ihren Bedarf an „italienischem Käse" und Leberteig. Vielleicht wandert auch eine Schweinszunge, eine Schnitte von jenem mit einer Kruste von gerösteten Brotkrumen überzogenen Schinkenberge oder ein mageres Schweinspfötchen mit. Das sind einmal die Grundlagen studentischer Gelage und Essen.

Die „Rue Montmartre", das zweite Kapitel der „Straßenphysiognomien", gibt Stoff zu noch umfassenderer Darstellung, welche ein Bild des Straßenlebens durch den ganzen Stundenkreis des Tages und der Nacht entrollt; doch hier fehlt die eigenthümliche Belebung des Quartier latin, deshalb verflacht sich die Schilderung hin und wieder in Allgemeinheiten ohne specifische Färbung. Nur die Marktscenen, die sich im Schatten der Kirche Saint-Eustache abspielen, sind von frischestem, echt französischem Leben durchdrungen; auch das hier blühende Reclamewesen wird in kecken pariser Farben geschildert:

Den König der Schuhflicker findet ihr hier, und einen Eckensteher, wie er origineller kaum im Lateinerland. Getreu der alten Ueberlieferung, würde sich der erstere wol hüten, des Morgens seine enge, zwischen einen Brot- und einen Kohlenladen eingeklemmte Werkstatt ohne den herkömmlichen gefiederten Gefährten zu beziehen, der bei ihm ein prächtiger grüner Papagei. Dem Commissionär würde es nie einfallen, sich auf seinen Posten zu begeben, ohne im Interesse der eckensteherbedürftigen Menschheit einen okergelb gefärbten Pudel mitzubringen. Auch eine probate Hülfsquelle gegen Vollblütigkeit gibt es hier in Gestalt eines geräumigen Blutegelmagazins, vor dessen Fenstern den ganzen lieben Tag ein Haufen neugierigen Volks versammelt steht: ein rentables Geschäft in Paris noch immer, trotz der bekannt gewordenen Unthaten des Dr. Sangrado, und seinen Mann wohl nährend, wie der und jener von den pariser Blutegelhändlern mit einem aus Erspartem erworbenen Landgütchen wohl belegen und darthun kann. Einzelne goldene Buchstabengruppen, mit dem Prädicat zusammengesetzt: Dentiste, erinnern uns schon mit Bezug auf manches vornehme Rosenmündchen an das Sprichwort: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Hebammenwohnungen mit grellcolorirten Aushängeschildern, liebliche Frauen nebst krabbelnden Kindlein unter riesigen Kohlköpfen darstellend, tauchen auf. Auch Somnambulen wohnen an der Rue Montmartre, wie uns jenes Bild

lehrt; mit der schwarzen Binde über Stirn und Augen eine interessante Erscheinung, fürwahr! Es mehren sich die Privatstellenbureaux; an großen roth angestrichenen Metalltafeln die Worte: Bureau de placement, mit darübergeklebten beschriebenen Papierstreifen, Stellengesuchen und Offerten jeder Art. In vervielfältigter Anzahl produciren sich ferner große viereckige gedruckte Reclamen hinter Glas und Rahmen von Deutsch-, Englisch-, Italienisch- und Spanischlehrern; Empfehlungen von Meistern in der französischen Rechtschreibekunst mit Versprechen wenn nicht goldener Berge, so doch eines möglichst geringen Verlustes an goldener Zeit beim Erlernen der Wissenschaft; schauerlich bunte Federzeichnungen mit dem Räuberleben entlehnten Sujets, von Leuten, die dem schlechtschreibenden Publikum den heilsamen Trost spenden: mit ihrer Hülfe könne es die schülerhafteste Hand in Zeit von wenigen Wochen zu der schönsten Currentschrift umbilden, und so sich selber und dem Handel auf eine oder die andere Weise ganz erhebliche Dienste leisten; noch andere Schriftbilder, die auf den Nutzen der doppelten Buchführung hinweisen und sich mit dem Versprechen tragen, diese Wissenschaft gegen billiges Honorar in einigen wenigen Lectionen auch der schwächsten Intelligenz beibringen zu wollen; wieder andere, durch die den lernenden Schülern gleich einträgliche Stellen in großen Handlungshäusern versprochen werden; et cetera.

Diese „Straßenphysiognomien" bilden für uns die Brücke von der Topographie der Weltstadt zu ihrer Physiologie, jedenfalls der reichhaltigsten Fundgrube für den Touristen, der Neues und Pikantes für seine Leser aufsucht.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Unterhaltungslektüre.

1. Napoleon's letzte Liebe. Historischer Roman in sechs Bänden von Julius Bacher. Sechs Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 9 Thlr.
2. Verschollen. Ein Roman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 4 Thlr.

In diesen beiden Romanen sind zwei Romangattungen vertreten, welche von dem Lesepublikum mit Vorliebe aufgenommen und deshalb von den Romanschriftstellern mit der entsprechenden Bereitwilligkeit dargeboten werden: die romanhafte Verwässerung der modernen Geschichte à la Mühlbach, und die stark retouchirte Photographie aus unserm Gesellschaftsleben mit einem Nabob als Helden, der verkleidet abends wie Harun oder wie der Prinz von Gerolstein die Straßen durchschweift und dann als lohnende, resp. strafende Vorsehung in die Schicksale der einzelnen eingreift. Poesie pflegt in beiden Romangattungen nicht sonderlich viel vorzukommen, statt dessen viel Breite, nicht epische, sondern die Breite des ausgestreckten Kautschuks, und dieser hat sich besonders Bacher in „Napoleon's letzte Liebe" (Nr. 1) beflissen. Der Autor hätte recht gut und zu seinem, wenn auch nicht finanziellen, doch literarischen Vortheil den Inhalt der sechs Bände in einem einzigen Bande erzählen können. Ist die flüchtige letzte Liebe eines nicht mehr jugendlichen Wollüstlings — und der war Napoleon nebenher — doch mehr Stoff einer Novelle als eines Romans. Als wir uns zuerst erlaubten — denn die Kritik hat auch Humor —, in dem nicht aufgeschnittenen Exemplar von jedem Bogen die erste Seite zu lesen, also ein Sechzehntel der sechs Bände, haben wir, wenn auch nicht die Quintessenz des Werks genossen, das wäre immer eine Unterhaltung, ein Genuß gewesen, aber wir haben den ganzen Roman in seinem Zusammenhange und seinen Abschweifungen durch diese vereinfachte Lesemethode zur Genüge kennen gelernt: zur Genüge, denn als wir dann mit kritischer Gewissenhaftigkeit die aufgeschnittenen sechs Bände durchlasen, haben wir nur ein größeres Stück Arbeit und mehr Zeitverlust gehabt, sind aber nicht einmal durch eingeflochtene Detailmalereien entschädigt worden. Bacher bedient sich des historischen Personals und Materials, soweit es ihm dienlich und bekannt ist; was ihm zu fehlen scheint, erfindet er kurz und gut hinzu und eifert so getreulich der Mühlbach nach. Um es in jedem Bande auf 15 Bogen zu bringen, werden entweder Naturschilderungen eingeflochten oder zwei Figuren zusammen auf die Bühne gebracht, die sich da meist über ziemlich gleichgültige oder doch einfache Dinge so lange unterhalten müssen, bis wieder ein Kapitel gefüllt ist.

Daß der Roman in zehn Jahren vergessen ist und höchstens noch einmal von stupiden Leihbibliotheksabonnentinnen gelesen wird, wissen Autor und Verleger. Dafür übernimmt schon der Titel die Bürgschaft: „Napoleon's letzte Liebe!" Als ob diese letzte Liaison des großartigsten Abenteurers der Weltgeschichte Liebe gewesen wäre, als ob der von Völkern und Fürsten gestürzte Attila auf Elba Lust und Zeit zur Liebe gehabt hätte! Er sieht im Theater zu Porto-Ferrajo eine junge hübsche Italienerin und fordert seine edle Schwester Pauline Borghese auf, ihm das Spielzeug zu verschaffen. Die Edle hat schon denselben Gedanken gehabt, stößt aber auf Schwierigkeiten, sodaß das Geschwisterpaar sich schon damit tröstet: „Ein junges Mädchen mehr oder weniger, was thut's!" Endlich bringt Pauline die Signora Julia Vantini doch in ihre Nähe, sie macht sie zu einer Art Palastdame, und nun soll der große Löwe sie fressen, nicht wenig erstaunt, daß Julia sich für diese Ehre bedankt. Aber sie ist Patriotin, sie wünscht, Napoleon möge als Kaiser von Italien ihr Vaterland einig und frei und groß machen, und weiß des Kaisers Brunstgefühle in süßen Platonismus zu verwandeln. Einigemal, wenn die Gelegenheitsmacherin Pauline alles aufs beste vorbereitet hatte, geräth Julia in große Gefahr; sie kommt aber nicht vollständig zu Falle und glaubt Napoleon zu leiten, während dieser doch thut, was er will, und die Komödie im Grunde nur fortsetzt, damit man auf dem in Wien tagenden Congresse sich über seine Fluchtabsichten täusche, und um sich zugleich an seiner kaiserlichen Gemahlin, wegen ihres leichtsinnigen Lebens mit dem Grafen Neipperg, zu rächen. Die Conspiration mit italienischen, französischen und polnischen Anhängern hat inzwischen ihren Fortgang; Spionage auf allen Seiten; die Ungeduld bei den Truppen und Freunden und das stete Zaudern des entthronten Kaisers, zum Entschluß zu kommen, füllen die Bände und erfüllen auch das Gemüth des Lesers mit Ungeduld; endlich wird durch Mordversuche und die aus Wien eintreffende Nachricht, Napoleon solle von Elba größerer Sicherheit wegen nach St.-Helena

versetzt werden, bei diesem der Entschluß gereift. „Sobald der Kaiser die Brigg bestiegen hatte, musterte er die auf dem Deck aufgestellten Truppen. «Grenadiere!» rief er ihnen zu, «wir gehen nach Frankreich, nach Paris!» Ein jubelndes «Vive l'Empereur!» antwortete ihm. Kurze Zeit darauf stach die Flotille in See."

Das Interesse des Lesers ist sechs Bände hindurch gefesselt, gewissermaßen gefoltert; er wünscht, nachdem er lange genug durch die Thatlosigkeit des Kaisers mitgelitten, durch eine drastische Darstellung seiner letzten Kraftanstrengung belohnt zu werden; aber „es bleibt uns nur noch wenig zu sagen übrig", bemerkt der Verfasser, „die Schicksale und Thaten Napoleon's nach seiner Flucht von Elba sind so allgemein bekannt, daß wir dieselben hier nicht wiederholen dürfen".

Wir erfahren nur noch weniges. Auf S. 189 fg. heißt es:

Ludwig Napoleon wollte Kaiser von Frankreich werden und wurde es. — Bordone (ein italienischer Patriot und Verlobter der schönen Julia) begleitete Napoleon nicht nur auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Paris, sondern wohnte auch den meisten in raschem Fluge stattfindenden Gefechten und Schlachten bei. Er empfing bei Waterloo eine Wunde, die ihn für längere Zeit unthätig machte. — Als Napoleon am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes auf den Thron von Frankreich Verzicht geleistet, begab er sich nach Elba, woselbst er sich bald darauf mit Julia vermählte. Später siedelte er mit der Familie Bantini nach Livorno über, woselbst er fortan lebte.

Wir haben wörtlich abgeschrieben. Für diejenigen Leser, welche Geschichte aus geschichtlichen Romanen studiren, bemerken wir nur noch, daß Napoleon nach seiner Abdankung nicht nach Elba ging und sich dort mit seiner letzten Liebe, Julia Bantini, auch nicht vermählt hat, ebenso wenig später nach Livorno übergesiedelt ist. „Er war", schreibt Bacher weiter, „bis in die neueste Zeit hinein für die Wiederherstellung seines zerstückelten Vaterlandes unausgesetzt thätig und eines der geachtetsten Mitglieder der italienischen Patrioten."

Auch diese Mittheilung ist historisch nicht zu begründen. Napoleon ist wirklich, was wir den Leserinnen des Buchs zu sagen uns für schuldig erachten, nach St.-Helena transportirt und dort schon im Jahre 1821 elend gestorben.

Dem Verfasser bemerken wir schließlich, daß die Kritik ihm ebenso wenig seine Breite, als durch Flüchtigkeit entstandene lapsus calami verzeihen darf.

Adolf Schirmer läßt in seinem Roman „Verschollen" (Nr. 2) einen 1848 compromittirten Grafensohn nach Amerika auswandern, wo er unter dem Namen Morris unendliche Schätze sammelt, um als eine Art Graf von Monte Christo zurückzukehren, durch den Einfluß der Jahre und einen inzwischen gewachsenen Vollbart unkenntlich geworden, selbst seinem Vater und dessen Frau. Diese lassen sich ein Verschollenheitsattest ausfertigen, um die halbe Million Thaler zu erben, die dem Nabob mütterlicherseits auch noch zugefallen sind. Aber Monte Christo weiß oder erfährt alles und peinigt seinen alten, in Sünden ergrauten Vater durch einen Mummenschanz zu Tode. Diesen Mummenschanz macht er ziemlich getreu dem Dänenprinzen nach. Alles übrige kann sich der gefühlvolle Leser denken, nur wird es jungen Mädchen, die sich von Handarbeit ernähren, noch besonders erfreulich sein, zu erfahren, daß der reiche General Morris schließlich eine ihrer Zunft heirathet und mit ihr in seine neue Heimat zurückkehrt. Die glücklichen Lösungen der für gut befundenen Verschlingungen erfolgen übrigens am Schluß ganz erstaunlich schnell. Die edle Arbeiterin hat sich von ihrem Geliebten losgesagt, als sie von dessen Reichthum und der gespielten Komödie Nachricht erhält; ohne ihr Wissen in dessen mit feenhafter Pracht geschmückten Palast geführt, läßt sie sich aber doch bestimmen, ihn zu heirathen, und wird auch in derselben Viertelstunde mit ihm getraut. „Die heilige Handlung ward vollzogen, Jawort und Ringe wurden ausgetauscht. Morris umschlang sein junges, reizendes, erglühendes Weib, das von neuem Wonnethränen an seiner Brust weinte. Der Geistliche entfernte sich u. s. w."

So ein Romanschriftsteller springt mit den Civilstandsgesetzen der modernen Culturstaaten um, als könne er mit Morris' Reichthümern geistliche und weltliche Behörden von ihrer Pflicht abwendig machen.

Uebrigens zweifeln wir nicht, daß der Verleger mit diesem Artikel ein Geschäft machen wird. Er ist getreu nach dem Recept für diese Sorte Unterhaltungsfutter zubereitet und wird den Gaumen der Leser befriedigen.

3. Der Araucanier von G. Aimard. Deutsch von A. Wiesner. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk ist glücklicherweise kein deutsches Product, überhaupt nicht werth in unsere Sprache übertragen zu werden, und aus der deutschen Literatur mit Protest zurückzuweisen. Daß die Franzosen nicht viel von Geographie und Völkergeschichte verstehen, ist weltbekannt; aber Aimard sündigt gegen die Wahrheit, als sei es ihm erlaubt, ihr zum Hohn die zweifelhafte Herrlichkeit der alten chilenischen Dynasten, wenn auch nur wie ein Strohfeuer, in unserer Gegenwart aufflammen zu lassen. Und wie ungeschickt verfährt er dabei! Wir Deutsche kennen Patagonien, Araucanien, Chile u. s. w. besser, als er glaubt, und leihen, was das elende Treiben dieser verkommenen Eingeborenen Südamerikas betrifft, lieber Gerstäcker unser Ohr, der doch der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit die Ehre läßt und dabei weit besser erfindet, combinirt und darstellt als Aimard.

4. Nanna. Ein Lebensbild von A. Brook. Zwei Bände. Berlin, Kortkampf. 1868. 8. 2 Thlr.

Ein deutscher Originalroman, und wenn auch allem Anschein nach noch aus der ersten schriftstellerischen Periode der Verfasserin, doch — allen Respect! Es wird das Leben eines deutschen Mädchens geschildert, das nach vielen Drangsalen durch die ihr innewohnende Tüchtigkeit sich aufrecht erhält und glücklich wird: ein einfaches Sujet, aber mit so viel Gefühlswärme, Anschaulichkeit und folgerechter Entwickelung behandelt, daß wir das Werk um so dringender allen jungen Leserinnen empfehlen, als es zugleich auch von der ungewöhnlichen technischen Fähigkeit der Verfasserin Zeugniß liefert.

5. Schutzlos, aber nicht hülflos. Novelle von A. Brook. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Kortkampf. 1868.

Was von „Nanna" gesagt ist, gilt in gleichem Maße von diesem Werke der Verfasserin und ist durch den ge-

fundenen Beifall und die bald erforderlich gewordene zweite Auflage bereits anerkannt. Das Sujet ist ziemlich dasselbe, der dornenvolle und endlich glückliche Lebensgang einer jungen Dame von Stande, die, früh verwaist und dadurch verarmt, der eigenen Kraft vertraut, aber sich bei der abhängigen Stellung „schutzloser" junger Mädchen vor vielerlei schwerem Leid nur durch stete, auf ihren sogar starren weiblichen Stolz sich stützende Resignation und die „Hülfe", welche jeder edle Mensch in sich selbst findet, zu schützen vermag. Alle Charaktere sind scharf und einzelne Scenen sogar meisterlich geschildert, z. B. die Idylle auf Braunrode, der Ball auf Rehdorf. Dürfen wir unserm Lobe eine Warnung beifügen, so ist es die, sich in ernsten Dialogen vor dem Unheil zu hüten, das am kürzesten mit dem Worte „Kanzelphrase" bezeichnet ist. Auch diese Notiz, die keine directe Rüge sein soll, würden wir unterdrückt haben, wenn wir nicht hofften, bei der Verfasserin noch auf manches werthvolle Product ihrer schriftstellerischen Thätigkeit rechnen zu dürfen, und nicht gern dazu beitrügen, ihr einen möglichst ausgedehnten Leserkreis zu sichern.

6. Gattin und Tochter. Roman von Graf Ulrich von Baudissin. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das neue Werk des vielgenannten Verfassers, wieder mit unleugbarer Virtuosität geschrieben und von prononcirt satirischem, fast boshaftem Charakter, hat viel Fesselndes, nicht blos durch manche glücklich erfundene Verschlingungen, sondern wegen der Sicherheit, mit der überall, in den vornehmen wie in den geringen und Verbrecherkreisen, in die wir geführt werden, die erste Skizze entworfen und das Gemälde vollendet wird. Baudissin macht seine Studien mit größerer Routine im Leben als die Mehrzahl seiner Collegen, und wenn er sich an den Schreibtisch setzt, ist Ueberfluß an geistigem Material vorhanden, sodaß es nur der gestaltenden Thätigkeit bedarf. Das fühlt sich leicht heraus, wie man es ebenso leicht wahrnimmt, daß es manchem Autor dieses Genre schwer wird, den Faden der Fabel in sicherer Hand weiterzuspinnen. Einigemal hat es uns freilich auch bei Baudissin's neuestem Werke scheinen wollen, als begegneten Tragik und Komik einander so nahe, daß auch bei den blos genießenden Lesern die Wirkung eine tragikomische werden müßte. Wir wenigstens hatten ernstlich gefürchtet, in dem Hünengrabe sei mit dem alten Merkmann seine Tochter, die edle Gräfin, verborgen und auch ihre Leiche würde dort sich finden. Aber vielleicht war die Schuld auf unserer Seite. Der Verfasser zürne der Kritik nicht, wenn sie auf die Klippe aufmerksam macht, die er an andern Stellen so glücklich vermieden hat. Wir verweisen übrigens auf das geistreiche Buch selbst, das kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

7. Ein Stiefkind des Glücks. Humoristischer Roman aus dem Leben. Von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr.

Wieder eine anerkennenswerthe Leistung Willkomm's und wieder ein schätzenswerthes Blatt in dem Günther'schen „Album deutscher Originalromane". Etwas breit in der ersten rein descriptiven Exposition, in der Walter Scott'schen Schilderung des alten Amthofs und seiner Insassen, nimmt die Erzählung bald einen derart anschaulichen Fortgang, daß wir uns gern mit den scharfgezeichneten Charakteren befreunden und ihren an sich einfachen Erlebnissen mit Theilnahme folgen. Die Angst der Geschwister im fünften Kapitel um den ausbleibenden und, wie sie fürchten, verunglückten Bruder ist eine meisterliche Episode und wahrscheinlich treu dem Leben nachgedichtet. Ueberhaupt zerfällt der ganze Roman in einzelne Episoden, wie das bei einem humoristischen Romane auch wol nicht anders thunlich ist. Auch die Reise des originellen Amtmanns Wunderlich mit seinen Kindern in die Sächsische Schweiz ist mit Meisterhand behandelt und eingeflochten. Die tragischen Erlebnisse des alten Gutsherrn Bieberloh, ein Roman voll blutiger Scenen in Ungarn, wird nur beiher mitgetheilt, damit wir bald wieder auf den Amthof und in die zwei Stunden entfernte Musterwirthschaft Bieberloh's, bei dem der Hauptheld Franz sich zum Landwirthe ausbildet, zurückkehren können. Franz wird „das Stiefkind des Glücks" genannt, aber durch seine tüchtige Natur, ähnlich wie Nanna, erringt er sich später ein beneidenswerthes, wohlverdientes Glückslos, während seinem etwas boshaften Bruder Theophil eine Niete in Aussicht steht. Wir wollen nicht von dem Buche scheiden, ohne noch des vortrefflich gezeichneten fleißigen und kreuzbraven „Müssiggängers" Spahegel gedacht zu haben, der wo er auftritt — und er ist eine Art Factotum — immer einen rein humoristischen Eindruck hervorruft und den Verfasser wol bestimmt hat, sein Werk ein humoristisches zu nennen.

8. Die Epigonen Friedrich's und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. Erste Abtheilung: Nordlandsfahrten. Bilder aus dem letzten Dänenkriege von Oldwig von Uechtritz. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser datirt seine Bilder von Arolsen und zwar aus dem Januar 1866 zur Erinnerung an „eine drang- und sturmbewegte Zeit". Er ahnte nicht, als er diese Worte schrieb, daß eine Zeit voll erhabenern Dranges, reicherer Glorie so nahe bevorstand, daß der Bundesgenosse aus dem Dänenkampfe so bald unser erbitterter Gegner sein und gegen uns um den Besitz und die Zukunft Deutschlands ringen sollte. Was er und seine Freunde in diesem großen Kampfe erlebte, wird er uns in spätern Heften erzählen. Wir wollen ihn bitten, bei diesen Mittheilungen das Gesetz der Oekonomie und Harmonie im Aufbau der prosaischen Periode genauer zu beachten, er wird seinem Werke dadurch mehr Freunde verschaffen. Denn wir leben einmal in einer Zeit, wo der Leser nicht blos durch den Charakter und die Intention des Verfassers, nicht blos durch den Inhalt, sondern auch durch die Schreibart des Schriftwerks gefesselt werden will.

9. Eine heimliche Ehe. Roman von Karl von Kessel. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 3 Thlr.

Der Verleger muß unser aufrichtiges Bedauern entschuldigen, daß wir an diesem Romane nichts zu loben wissen als Druck und Papier. Darstellung und Ideenkreis des Verfassers verlassen nie die alleralltäglichste Trivialität, und die heimliche Ehe war gänzlich unnöthig und



wol nur des pikantern Titels wegen beliebt. Die Heldin, eine Dorfschöne, wird in der Stadt sehr bald routinirte, aber — tugendhafte Grisette. Einem alten berliner Rentner, der ihr die Offerte macht, sie so decent wie möglich als seine Haushälterin vor den Augen der Welt hinzustellen, antwortet sie: „Wissen Sie, mein Herr, was Ihnen gebührt? Daß Sie zur Thür hinausgeworfen würden! Ich bin keine Heilige, und einem Manne, dem ich meine volle Liebe geschenkt hätte und den ich meiner Achtung werth hielt, wäre ich wol im Stande, meine Person, meine Ehre und meine Zukunft anzuvertrauen, aber wenn ein alter Geck, wie Sie sind, auf sein Geld pocht u. s. w." Nachher tritt sie mit einem Junker, der sie im Odeum fatalen Angriffen entzieht, in heimliche Ehe — warum heimliche? wird nicht genügend motivirt —, ihr Schwager läßt sie verfolgen, läßt sie entführen, wie es in Romanen üblich ist, ihren Mann auf der Jagd erschießen, nachdem der Trauschein verloren ist, das betreffende Blatt aus dem Kirchenbuche stehlen, sodaß die Gültigkeit der Ehe angefochten werden kann, was alles schon dagewesen ist; endlich findet sich der Trauschein wieder und die junge Witwe jubelt, nicht weil ihre Weltehre, sondern weil ein Rittergut gerettet ist. Alle Charaktere sind trivial.

10. Marlene oder Magd und Gräfin. Ein Tendenzroman in zwei Bänden von Ludwig Würkert (Ludwig Rein). Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser bezeichnet sich unter der Vorrede als Pfarrer der freireligiösen Gemeinde zu Hanau und theilt uns mit, daß er zu den unglücklichen Maigefangenen von Waldheim gehört hat. Schon dort hat er diesen Roman geschrieben, später beschäftigten ihn seine im Hôtel-de-Saxe zu Leipzig fast sieben Jahre hindurch gehaltenen Vorträge und außerdem die mit einer Hotelpacht verbundenen wirthschaftlichen Arbeiten so sehr, daß das Manuscript tief begraben lag unter den Haushaltungsbüchern und Rechnungen. Diese Notizen sind für die richtige Beurtheilung des Romans nicht unwichtig. Der Verfasser hat ihn geschrieben, um die unfreiwillige Muße in Waldheim würdig auszufüllen, und er hätte die Tendenz noch schärfer hervortreten lassen, wäre seine Zelle nicht so sehr streng überwacht gewesen.

Das mag Ursache sein, daß mit fast zu viel Glimpflichkeit gegen Heuchler und Denuncianten verfahren und ihnen schließlich noch ein günstiges Geschick bereitet wird. Unserer Erfahrung gemäß bessern sich dreißigjährige Sünder nicht mehr, sie verstocken nur in der Heuchelei. Der Roman hat manches Eigenthümliche, wenn er auch nicht über die Alltagssphäre des Lebens hinausgeht. Die Geschichte von dem Hostien- oder Wunderschuß ist geschickt eingeflochten und die Anweisung zu diesem Schuß in ihrer charakteristischen Fassung sicher Ausbeute der Haft in Waldheim. Die Tendenz des Buchs geht dahin, daß die wahre Liebe alles überwinde, ob jemand schriftgläubig sei, oder mit seinen Anschauungen auf der Bildungsstufe des 19. Jahrhunderts fuße. Der alte Küster und seine Magd Marlene, Originale, wie man sie wol auf dem Lande findet, streng biblisch und doch selbst- und tiefdenkend, dabei burlesk und schroff bis zum Eigensinn, sind die hervorragenden Figuren, der Doctor, Freigeist, reich und liebenswürdig, und die alte Gräfin, seine Freundin, welche aber erst am Schluß auftritt, repräsentiren die Partei zeitgemäßer Bildung und Liebe zum Ausgleich und zur Versöhnung, die dann auch nicht ausbleibt.

Das Buch ist nicht bedeutend, aber originell und steht hoch über der gewöhnlichen Fabrikarbeit für Leihbibliotheken.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Richard Gosche, der 1865 ein „Jahrbuch für Literaturgeschichte" herausgab, wird dasselbe jetzt in ein regelmäßig erscheinendes „Archiv für Literaturgeschichte" (Leipzig, Teubner) verwandeln, das jährlich in einem Band von vier Heften erscheinen soll. Dem Programm dieses Archivs entnehmen wir die folgende Stelle: „Nicht allein soll durch eine ebenso sorgfältige als große Gesichtspunkte gewinnende «Uebersicht der literarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1865—67» ein zuverlässiges Bild der Literaturwissenschaft in ihren jüngsten Stadien gezeichnet werden; sondern es wird auch der gegenwärtige Bestand der Nationalliteraturen eine urkundliche, möglichst zusammenhängende und durch angemessene Gruppirung orientirende Darstellung finden, zu welchem Zweck der Herausgeber die nöthigen Verbindungen vorläufig in Paris und London angeknüpft hat. Demgemäß wird der erste Jahrgang des «Archivs» außer der genannten «Uebersicht» zunächst eingehende Charakteristiken der neuesten französischen Literaturbewegung von R. Chantlien und der gegenwärtigen erzählenden Dichtung in England von William Hamilton bringen, welche unter der redigirenden, meist vervollständigenden Hand des Herausgebers in materielle und principielle Uebereinstimmung mit dessen resumirender Darstellung gebracht werden. Die deutsche Literatur der letzten drei Jahre wird nach demselben Plane unter Mitwirkung des Herausgebers durch Dr. Anton Friedrichs geschildert. Neben diesen vier für den ersten Band bestimmten «Uebersichten», deren entsprechende Fortsetzungen eine Hauptaufgabe des «Archivs» bilden werden, tritt eine Reihe theils zusammenfassender, theils untersuchender Abhandlungen und Miscellen von M. Bernays, E. Boehmer, R. Hildebrand, A. Koberstein, R. Köhler, F. Liebrecht, K. Steinhart, dem Herausgeber u. a. über die verschiedenen Momente der Literaturgeschichte. So dürfte dem «Archiv», dessen Vorarbeiten ein baldiges und ununterbrochenes Erscheinen gestatten, vielleicht mit größerm Recht und in höherm Grade nachgerühmt werden, was die deutsche, französische und englische Kritik schon an dem ersten Versuche des «Jahrbuchs» anerkennen zu können glaubte, daß es eine Arbeit sei, «wodurch allen Freunden der allgemeinen Literaturwissenschaft, insbesondere jedem Bibliothekar und jedem akademischen Lesecirkel ein glänzender Dienst geleistet wird», und «en réalité indispensable à tous ceux qui s'occupent d'histoire littéraire»."

Von Alfred Hase's „Wormser Lutherbuch zum Feste des Reformations-Denkmals", welches wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1867 besprachen, ist eine zweite Festausgabe erschienen, indem die erste starke Auflage in kurzer Zeit vergriffen war.

Von dem „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) ist das erste Heft des dritten Bandes der Neuen Serie erschienen, welches einen der wichtigsten politischen Processe der Neuzeit bespricht, den Proceß des Admirals Grafen Persano vor dem Gericht des italienischen Senats in Florenz. Dieser Proceß ist hier auf Grund der zuverlässigsten und vollständigsten Actenstücke, welche zu Florenz im Druck erschienen sind, und werthvoller Nachrichten, welche die Redaction der Güte eines Advocaten in Florenz verdankt, bearbeitet worden.

Eine merkwürdige, für den englischen Nationalcharakter bezeichnende Zeitschrift ist: „Notes and Queries, a Medium

for Intercommunication for literary men, general readers.“ Diese Zeitschrift enthält eine erstaunliche Menge literarischen Kleinkrams, den nur der Fleiß und die Liebhabereien einer englischen Redaction zusammenzusuchen vermögen.' Die «Notes» bilden den positiven Theil: literarische, archäologische, archivarische, etymologische Notizen, kleine Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, z. B. über Myrten- und Orangenblütenkränze, Abdruck bisher ungedruckter älterer Gedichte u. s. w. Die „Queries“ sind in der Regel noch reichhaltiger. Es werden Fragen aufgeworfen, die zum Theil ohne Antwort gelassen werden, indem den Lesern des Blattes die Beschäftigung mit ihrer Lösung anheimgegeben wird, zum Theil aber auch beantwortet werden und zwar mit einer gründlichen Detailkenntniß in den verschiedensten Fächern, mag es sich nun um alte Münzen, oder um geflügelte Worte, oder um das Alter des Stuhles St.-Petri, oder um einzelne neue Wörter handeln. So wird z. B. dem Worte „collide“ das fragliche Bürgerrecht in der englischen Sprache vindicirt; über „ars longa, vita brevis“, einen Ausspruch, den wir von den Schulbänken her dem Cicero zuzuschreiben geneigt sind, erfahren wir, daß er vom Hippokrates stammt, und in der That hat die medicinische Facultät besondere Anrechte auf die in demselben enthaltene Wahrheit. Dann wieder erfahren wir Neues über die Zubereitung des mexicanischen Pulquetrankes. Eine Bibliographie der über die Kunst erschienenen Werke unterbricht das gelehrte Frag- und Antwortspiel. Diese polyhistorische Zeitschrift wird gleichsam vom Publikum mitredigirt; es ist ein gelehrtes Plauderstübchen, in welchem man manche interessante Notiz erfährt.

Von dem Schenkel'schen „Bibel-Lexikon“ (Leipzig, Brockhaus) liegt das dritte Heft vor, welches die Artikel: Apokalypse bis Aristarchus enthält. Für den Geist, in dem das Werk redigirt wird, mögen namentlich die Artikel „Apostelconvent“ und „Apostelgeschichte“ sprechen.

Die Versammlung österreichischer dramatischer Schriftsteller und Tonkünstler hat am 17. Mai den neulich von uns berichteten Statutenentwurf berathen in lebhafter Debatte, an welcher sich Laube, Bauernfeld, Henrion, Mosenthal u. a. betheiligten. Es ist ein Ausschuß mit der endgültigen Ausarbeitung der Statuten beauftragt worden. Die Seele einer solchen Association ist die unbedingte Disciplin und Unterordnung des Einzelnen unter die Interessen der Gesammtheit. Nur durch diese Disciplin ist die französische société des auteurs dramatiques eine Macht geworden. Wir sind daher mit den Anträgen, welche eine größere Freiheit der einzelnen Autoren zu selbständigem Gebaren, eigener Versendung der Werke u. s. w., und damit eine Lockerung der Disciplin verlangten, nicht einverstanden. Dagegen glauben wir, daß die Tantième im Princip festzuhalten ist, der Höhensatz derselben aber der Vereinbarung im einzelnen Fall überlassen bleiben muß, oder daß man mindestens die einzelnen Theater nöthige, dem Verein gegenüber einen festnormirten Tantièmensatz aufzustellen, unter welchen keinesfalls herabgegangen werden darf, den zu überschreiten aber oder durch Prämien zu ergänzen verstattet bleiben muß. Auch der dritte deutsche Schriftstellertag, der in den Pfingsttagen sich in Dresden versammelte, hatte als die erste Frage seines Programms: „Erzielung eines Tantièmengesetzes für die Bühnen und Regelung der Verhältnisse der Bühnendichter zu den Directoren“ aufgestellt. Es ist zu erwarten, daß keine nord- und süddeutsche Sonderbündelei, sondern die Vereinigung der Gleichstrebenden zu einer festgeschlossenen Macht das Resultat dieser verschiedenen Berathungen sein wird.

Bibliographie.

Ambach, E. v., Mutterliebe, oder eine verhängnißvolle Winternacht. Eine Erzählung aus dem französischen Jura zur Zeit der napoleonischen Kriege. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 1867. 8. 3 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Beaumarchais und Sonnenfels. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Auf, S., Kynopädie oder der wohlerzogene Hund. Ein Lehrgedicht. Stuttgart, Cohen u. Risch. Br. 8. 12½ Ngr.

Bendixen, J., Der alte Staat des Aristoteles. Eine Replik. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 4. 24 Ngr.

Beneke, A., Im kleinen Ort. Heitere Geschichten. 2 Bde. Hannover, Brandes. 8. 2 Thlr.

Dornfeld, J., Die Geschichte des Weinbaues in Schwaben. Eine geschichtliche Darstellung des Weinbaues und des damit in Verbindung stehenden Weinverkehrs in Schwaben von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Stuttgart, Cohen u. Risch. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Franzensbuld, E. v., Sonnenblumen. Novellen, Poesien und Reisebilder. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geiger, A., Unser Gottesdienst. Eine Frage, die dringend Lösung verlangt. Breslau, Schletter. Gr. 8. 5 Ngr.

Graetz, H., Frank und die Frankisten. Eine Sekten-Geschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Breslau, Schletter. Lex.-8. 25 Ngr.

Grey, C., Die Jugendjahre des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Prinzgemahls der Königin von England. Unter Anleitung Ihrer Maj. der Königin Victoria zusammengestellt. Autorisirte Uebersetzung von J. Frese. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Griesinger, W., Zur Kenntniss der heutigen Psychiatrie in Deutschland. Eine Streitschrift gegen die Broschüre des Sanitäts-Raths Dr. Laehr: „Fortschritt? — Rückschritt!“ Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Haebler, G., Ein offenes Wort über die Pflege des Drama's an der Hofbühne von Dresden, gerichtet an den General-Director derselben, den Herrn Reichsgrafen von Platen-Hallermund. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinrici, Die norddeutsche Kriegsmarine. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Verleger. (Von C. B. Lorck.) Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Horn, G., Das Halsband der Dauvets. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Horst, E., und W. v. Trützschler, Deutschlands Wiedergeburt. Chronik für das sächsische Volk. Getreue Darstellungen der Feldzüge des verhängnißvollen Jahres 1866. Dresden, Gebr. Münchmeyer. Gr. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 3ter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Zwei Jahre Hietzinger Politik. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kaiser Josef II. und die Mucker in Wien. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Kinkel, G., Gedichte. 2te Sammlung. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Kist, L., Das ist der Tag des Herrn. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 27 Ngr.

Knapp, A., Gedichte. Auswahl. 2te, von Neuem durchgesehene Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kneschke, E., Emil Devrient. Biographisch-kritische Studie zur deutschen Bühnengeschichte. Festgabe zum 1. Mai 1868 dem Tage des letzten öffentlichen Auftretens Devrients. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 15 Ngr.

Loher und Maller. Ritterroman erneuert von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Löwenstein, A., Humoristische Original-Vorträge. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 16. 10 Ngr.

Ludwig, J., Altes und Neues. 4 Erzählungen. 1ste Sammlung. Düsseldorf, Budich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martin, H., Aphorismen. Ein Buch der Weisheit und Wahrheit. Dresden, Jaenicke. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, E., Das Eimbeck'sche Haus in Hamburg. Eine Monographie. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Moufang, C., Der Kampf um Rom und seine Folgen für Italien und die Welt. Zwei Reden. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2½ Ngr.

Münchenberg, A., Kaleidoscop. 2ter Thl. Journalia. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Nedomansky, F., Italiens Reorganisirung. Kremsier, Gusek. Gr. 8. 4 Ngr.

Pinoff, Minna, Die socialen Reformbestrebungen unserer Frauen. Entwurf zu einem Programm für Frauen-Vereine. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 6 Ngr.

Plath, W., Aus den Papieren eines ältern Arztes. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutschen Prosaiker des 19. Jahrhunderts. Eine Hausbibliothek gesammelt aus den Werken unserer beliebtesten Schriftsteller in einer Auswahl ihrer Erzählungen, Novellen und Romane. 1ste Serie. 1ste Lief. Dresden, Helfer. Gr. 16. 3 Ngr.

Das Schicksal der im Jahre 1794 über den Rhein geflüchteten Werthgegenstände des Cölner Domes, insbesondere die Zurückführung der Manuscripten-Bibliothek. Aktenmässige Denkschrift. (Von Frenken.) Cöln u. Neuss, Schwann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmeding, F., Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge. Duisburg, Ewich. 8. 15 Ngr.

Schmidt, A., Joh. Nepom. Vogl als Mensch und Dichter gezeichnet. Wien, Fromme. 8. 8 Ngr.

Strehle, F., Vorträge bei christlichen Volksfesten. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 12 Ngr.

Swoboda, H., Nelly. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — In den schwarzen Bergen. Dramatisches Bild. Prag, Bellmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Taubert, O., Die Pflege der Musik in Torgau vom Ausgange des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Torgau, Jacob. Gr. 4. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. 2te ausgeführtere Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Trützschler, W. v., Darstellung der deutschen Verhältnisse 1866 nach glaubwürdigen Quellen. Dresden, Gebr. Münchmeyer. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Wachenhusen, H., Eva in Paris. Culturhistorische Skizzen. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 10 Ngr.

Westphalen, Graf v., Meine Stellung zur Politik „Bismarck“. Gelegentliche Kundgebungen während der Jahre 1865—1868 nebst einem Anhang erläuternder Anlagen für einen weitern Kreis aphoristisch reproducirt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Zingerle, I. v., Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 24. | 11. Juni 1868.

Molière in deutscher Uebersetzung.

Molière's Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Vier Bände. Leipzig, Hirzel. 1865—67. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Zu den bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten des deutschen Forschergeistes gehört es, daß er sich bereitwillig mehr oder weniger vergessener oder zeitweilig vernachlässigter Geschichtsgrößen annimmt. Wenn er das thut, so thut er es gewiß mit einer warmen Vorliebe für seinen Helden. Bei dem vorliegenden Werke handelt es sich freilich nicht um einen total vergessenen, nicht einmal um einen vernachlässigten Helden, immerhin aber doch um eine in deutschen Kreisen mehr ihrem Leben im allgemeinen als ihren Werken im besondern nach geschätzte Literaturgröße. Wie weit dieser gegenüber die oben bezeichnete warme Vorliebe gerechtfertigt oder geboten erscheint, das wollen wir des Nähern zunächst nicht erörtern; weiterhin wird sich die Gelegenheit zu kritischen Bemerkungen ohnedies bieten. Sicherlich aber konnte nur die innigste Hingabe des Verfassers an den Gegenstand seines Studiums ein solches Werk liefern, durch das dem Leser jene Literaturgröße in ihren Leistungen mehr und mehr lieb und werth wird.

Damit haben wir über Graf Baudissin's Uebersetzung der Molière'schen Lustspiele im allgemeinen schon das anerkennendste Urtheil gefällt. Durch sein Werk wird die Literatur der Uebersetzungen wirklich bereichert. Augenscheinlich hat der Erfolg dieses Urtheil bereits bestätigt. Denn der Uebersetzer, welcher mit dem ersten Bande wol nur den Versuch wagte, inwieweit das deutsche Publikum für Molière zu interessiren wäre, hat sein Werk in vier umfangreichen Bänden abschließen können. So ermuthigend war der Erfolg, daß er auf den dritten Band noch einen vierten Band folgen ließ und in diesen eine Anzahl von Lustspielen, welche er dem deutschen Geschmacke nicht glaubte mundgerecht machen zu dürfen, aufnahm. Der Uebersetzer fühlte sich durch die kriegerischen Ereignisse des vorvorigen Jahres sehr wenig zu einer Fortsetzung seines Werks aufgelegt und glaubte damals den Molière nur in einer bestimmten Beschränkung bieten zu dürfen. In dem Vorwort zum vierten Bande modificirt er nun seine frühere Ansicht, als habe er mit den 18 Stücken der drei ersten Bände alles erschöpft, was für deutsche Leser an dem französischen Lustspieldichter anziehend sein könnte. Er bietet in dem vierten Bande noch sieben Stücke und hält damit seine Aufgabe nun für vollständig gelöst. Zwar will er auch jetzt noch nicht den „Arzt wider Willen" und den „Herrn von Pourceaugnac" von dem Vorwurfe sehr unverblümter Derbheit, noch weniger den „Amphitryon" von einiger Leichtfertigkeit freisprechen; allein er meint, daß er sich namentlich des letztern wegen einer „unverzeihlichen Unterlassung" schuldig erklären müßte, wenn er dem „deutschen, des Französischen nicht kundigen Leser" die höchst interessante Vergleichung des Molière'schen „Amphitryon" mit dem Heinrich von Kleist'schen vorenthielte.

Im übrigen behalten des Uebersetzers frühere Urtheile über das Anstößige gewisser Derbheiten und Cynismen, selbst zugegeben, daß Molière für Töchterschulen des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht gedichtet habe, ihre volle Kraft. Ebenso wenig wird durch den vierten Band das Urtheil über den nur literarisch-antiquarischen Werth verschiedener Jugendarbeiten Molière's erschüttert. Graf Baudissin bemerkt in der Vorrede zum ersten Bande:

> Molière's Werke sind von sehr verschiedenem Werth; sie alle zu übersetzen, halte ich für eine nutzlose, ja unmögliche Aufgabe. Seine sogenannte Tragikomödie „Don Garcia von Navarra", ebenso hochtrabend und bei allem Pathos so frostig wie die Trauerspiele des Corneille, denen sie nachgebildet ist, die fünfactigen Comédie-Ballets „La princesse d'Élide" und „Les amants magnifiques", vollends das Tragédie-Ballet „Psyche" und ein paar Lustspiele aus seiner frühesten Zeit geben selbst die französischen Kritiker ohne weiteres preis. Und in einigen seiner Possenspiele ist das Salz so grobkörnig und derb, daß sie deutschen Lesern kaum geboten werden können.

Um deswillen schob der Uebersetzer nicht nur „Les Fourberies de Scapin" und „Monsieur de Pourceaugnac",

sondern auch den „Étourdi“ und den „Amphitryon“ beiseite, ja er glaubte sich auch nicht mit dem „Médecin malgré lui“ befreunden zu dürfen, da ihm Sganarelle's Ungezogenheiten in deutscher Sprache zu anstößig schienen. Wie er seine Anschauung in dieser Beziehung modificirte, das zeigt er, wie schon angedeutet ist, im vierten Bande durch die Aufnahme der ebengenannten fünf Stücke nebst noch zwei andern weniger bedeutenden. Konnte es scheinen, als wollte der Uebersetzer mit der Auswahl in den drei ersten Bänden dem deutschen Leser ein Urtheil über die Molière'schen Leistungen gleichsam aufnöthigen, so verwahrt er sich selbst mit dem vierten Bande gegen diesen leisen Vorwurf. Molière hat Gutes und weniger Gutes in buntem Gemisch geliefert. Es bleibt nun dem Geschmack des deutschen Lesers selbst überlassen, wie er sein Interesse für den berühmten Lustspieldichter auf dessen einzelne Leistungen vertheilen will.

Graf Baudissin bietet im ersten Bande auch eine kurze Lebensbeschreibung seines Helden. Wir dürfen von diesem Abrisse wol ganz absehen. Der Stein ist hinsichtlich Molière's durch diese vortreffliche Uebersetzung nun einmal ins Rollen gekommen, das möchte den einen oder den andern zu größern kritischen Werken veranlassen: Möglichkeit also in Fülle, daß in d. Bl. noch manches Wort über Molière selbst gesprochen werde. Wir gedenken unsere Auslassungen nach zwei Seiten hin zu beschränken; einmal wollen wir die Uebersetzung als solche zu würdigen suchen, und uns alsdann über Molière's Bedeutung im allgemeinen, mit Rücksicht auf unsere Zeit, aussprechen. Das letztere besonders deshalb, weil uns der Verfasser sein Werk nicht als kahle Uebersetzung hinstellt, sondern in den Einleitungen zu den vier Bänden manches treffende kritische Wort über die Werke seines Helden, wie auch über diejenigen verwandter Größen beifügt.

Der Verfasser, obschon von dem Werthe der Molière'schen Stücke vollständig überzeugt, findet es in der Vorrede zum ersten Bande doch gerathen diesen Werth in bestimmter Weise zu fixiren. Er schreibt:

> Alle seine Nachfolger überragt Molière, der Vater der französischen Komödie. Wenn man bedenkt, auf welcher niedrigen Stufe das Lustspiel stand, wie er es vorfand, wie roh noch seine ersten Jugendversuche sind, und wie groß der Abstand von diesen zu seinen spätern Werken, so kann man ihn nicht genug bewundern und es nur gerecht finden, daß Frankreich so stolz auf ihn ist, daß er in zahllosen Auflagen immer wieder von neuem gedruckt wird und so viele Leser und Verehrer zählt, als es gebildete Franzosen gibt. Selbstverständlich hat er auf Deutschland nicht in gleichem Verhältniß wirken können; von seinen Stücken ist höchstens der „Tartufe“ und zwar in sehr schlechten Uebersetzungen auf deutschen Bühnen gespielt worden; Lessing erwähnt ihn kaum in seinen hamburger „Briefen“ und Schlegel's „Dramatische Vorlesungen“ behandeln ihn geradezu feindselig. Auch Hettner in seiner Literaturgeschichte stimmt in diesen Ton ein; er geht so weit zu behaupten, Molière habe keine „sittliche Fährte, und der Maßstab seiner dichterischen Gerechtigkeit liege in der zeitweiligen Sitte, nicht in der unverrückbaren Sittlichkeit“.

Wir wollen dem Verfasser hier nicht weiter folgen, wenn er gegen diesen Hettner'schen Ausdruck „sittliche Fährte“ ankämpft, wir wollen ihm aber Molière's wegen noch darin beistimmen, daß für uns das ältere Lustspiel der Franzosen in mehr denn einer Hinsicht größern Werth als die so hochgehaltene französische Tragödie behält. Denn die classische französische Tragödie ist für uns mehr oder weniger Cadaver, Mumie; die ältere französische Komödie dagegen, wenn auch nicht immer ein harmonisch geformter, mit ästhetischem Maßstabe zu messender, doch wenigstens noch leidlich lebender Körper. Dazu hilft nicht allein der französischen Komödienschreiber anerkanntes Talent in der Beherrschung komischer Situationen, dazu helfen noch mehr die vielen culturhistorischen Bezüge, wie sie, freilich meist nur dem kundigen Auge erkenntlich, überall sich eingestreut finden. Nehmen wir aber lediglich auf den Lustspieldichter von heute Rücksicht, so kann auch dieser, was die Bühnenmäßigkeit eines dramatischen Products betrifft, von Molière noch manches lernen.

Die Stücke vertheilen sich auf die vier Bände folgendermaßen: Der erste enthält die fünf: „Die Schule der Ehemänner“, „Die Schule der Frauen“, „Der Misanthrop“, „Tartufe“, „Die gelehrten Frauen“; im zweiten finden sich: „Der Zwist der Verliebten“, „Die Kostbaren“ („Les précieuses ridicules“), „Die Lästigen“, „Die Kritik der Frauenschule“, „Das Impromptu von Versailles“, „Die erzwungene Heirath“, „Don Juan“, „Der Liebhaber als Arzt“; der dritte bietet: „Der Geizige“, „George Dandin“, „Der bürgerliche Edelmann“, „Die Gräfin von Escarbagnas“, „Der eingebildete Kranke“; der vierte endlich schließt die Reihe ab mit: „Der Unbesonnene, oder Es ist ihm nicht zu helfen“ („L'Étourdi ou les Contretemps“), „Sganarelle oder der Hahnrei in der Einbildung“, „Der Arzt wider Willen“, „Der Sicilianer oder der Liebhaber als Maler“, „Amphitryon“, „Herr von Pourceaugnac“, „Scapin's Schelmenstreiche“.

Mit berechtigtem Stolz darf der Verfasser auf ältere Uebersetzungsversuche hinabblicken. Er führt uns einige derselben an. Als älteste Verdeutschung des Molière bezeichnet er eine 1694 bei „Johann Daniel Taubern“ in Nürnberg erschienene Ausgabe, von deren hochtrabendem Titel man auf das Wesen dieser Verdeutschung hinlänglich wird schließen können. Er lautet: „Derer Comödien des Herrn von Molière, königlichen französischen Comödiantens ohne Hoffnung seines gleichen erster Theil. So hohen als niederen Standes-Personen zu erbaulicher Gemüths-Belustigung, der Jugend aber, welche der französischen Sprache begierig sein mag, zu desto geschwinder und leichter Begreifung derselben ins Teutsche übersetzet durch J. E. P. Mit schönen Kupfern gezieret und das erstemal also gedruckt.“ Also gedruckt — und zwar so, daß man aus dem Buntdruck und der symmetrischen Anordnung der Titelzeilen einen überwältigenden Vorgeschmack der „erbaulichen Gemüthsbelustigung“ erhält. Wett gemacht wird diese erste Verdeutschung durch eine ein Jahr später bei demselben Verleger erschienene, „mit sonderbarem Fleiße“ und dem „Molière'schen Genio gemäß“ abgefaßte Ausgabe. Achtung und Ehre Hrn. Johann Daniel Taubern, weiland Buchhändler in Nürnberg, wegen seiner großen Unparteilichkeit, mit welcher er in der Vorrede dieser zweiten Ausgabe die erste folgendermaßen kritisiren läßt:

> Hier liefere ich eine ganz neue und mit sonderbarem Fleiß verfertigte Uebersetzung ...., welche vor kurzem das erste mal, zwar in deutscher Sprache, an das Licht gekommen, aber in einer so ungerathenen Art und hundertfältig verkehrten Wortverstand des französischen Exemplars, daß es kein Wunder,

wenn alle verkehrte und übelständige Wörter von der schwarzen Presse auf dem Papier vor Scham ganz roth erschienen wären.

In den drei Bänden dieser ältern Verdeutschung sind so ziemlich die nämlichen Stücke wie in der uns vorliegenden Baudissin'schen enthalten; aber, darüber dürfen wir nicht Zweifel hegen, mit dem Originale wird ziemlich willkürlich umgesprungen sein. Schon die höchst pikanten Titel einzelner Stücke, so die „Gräfin von Karfunkelstein" und der „Junker von Schweinickel", statt: „La Comtesse d'Escarbagnas" und „Monsieur de Pourceaugnac" verrathen etwas von dem Geiste dieser mit „sonderbarem Fleiße" verfaßten Verdeutschung. Doch der uns zustehende Raum verbietet uns, Graf Baudissin in der Aufzählung der einzelnen Uebersetzungen Molière'scher Stücke zu folgen. Meistentheils suchten die Uebersetzer das Original da und dort zu verbessern und boten damit nur eine Verballhornung desselben, wie z. B. Zschokke in seiner 1805 in Zürich erschienenen Bearbeitung.

Die allergrößte Schwierigkeit boten dem Uebersetzer die französischen Verse. An diesen ist mehr denn ein Uebersetzer gestrauchelt. Der deutsche Alexandriner ist ein anderes Ding als der französische und hat etwas durchaus Ertödtendes an sich. Dieser Wahrnehmung hat sich Graf Baudissin nicht verschlossen. Was soll der Uebersetzer nun aber an Stelle des Alexandriners setzen? Nun, Graf Baudissin löste diese Frage einfach, indem er sich für den fünffüßigen iambischen Vers erklärte. Lassen wir ihn sich darüber selbst aussprechen:

> Wie Molière in der für Frankreich herkömmlichen Versart schrieb, so müssen wir ihn in der bei uns längst eingebürgerten Form, in fünffüßigen Jamben wiedergeben, die sich ebenso wol für das höhere Lustspiel wie für die Tragödie eignen und von den Engländern von jeher für beide Gattungen verwendet worden sind. Ich würde es als einen erfreulichen Fortschritt ansehen, wenn unser Theatervers auch im Lustspiel bei uns heimisch würde und das Beispiel, das Kleist im „Zerbrochenen Kruge" gegeben hat, Nachahmer fände.

Die Wahl der Jamben thut es freilich allein nicht, bestätigt Graf Baudissin selbst. Der fünffüßige iambische Vers kann so holperig wie der Alexandriner klingen. Wer indeß den iambischen Vers so in seiner Gewalt hat wie Graf Baudissin, der darf dreist behaupten, daß es dieser Vers allerdings thue. Kein geringes Lob für die Uebersetzung, daß sich sämmtliche (auch die in Prosa geschriebenen) Stücke wie Originale lesen. In dieser Ansicht scheinen alle Kritiken übereinzustimmen. Und für den Uebersetzer gewiß die größte Anerkennung, daß sich gewiegte Bühnenkünstler, ein Dawison, ein Lewinsky, für den fünffüßigen iambischen Vers gegenüber dem Alexandriner erklärt haben.

Nicht aber der auf die Verse verwendete Fleiß allein zeichnet diese Uebersetzung besonders aus. Graf Baudissin mußte zuvor den Molière'schen Geist ganz erfassen, ehe er ihn mit Treue wiedergeben konnte. Zu diesem Zweck hat er nun keine Mühe gespart, um den Bezügen, welche sich bei den vielen Anspielungen auf wirkliche Ereignisse ergeben, überall nachzuspüren. Die jedem Stücke angehängten Anmerkungen sind der beredteste Beweis von der Sorgfalt des Uebersetzers nicht nur, sondern ebenso von der umfassenden Freiheit, mit der er sein Thema beherrschte. Ein höchst interessantes Eingeständniß treffen wir da in der Vorrede zum zweiten Bande. Die Uebertragung der in Prosa gehaltenen Stücke sei ihm mitunter schwerer geworden als die der in Versen abgefaßten, bemerkt der Uebersetzer. Eine Uebersetzung solle sich wie ein Original lesen, dieses Erforderniß scheine ihm in der Prosa minder leicht zu erreichen als in der gebundenen Rede, die den Copirenden zwinge in seiner Sprache zu denken, während er in der anscheinend freiern Form Gefahr laufe fremde Wendungen beizubehalten. Molière's Frau habe daher mit ihrer Behauptung: „La prose est pis encore que les vers", nicht ganz unrecht.

Natürlich hat der Uebersetzer nicht umhin gekonnt hier und da kleine Aenderungen eintreten zu lassen. Diese thun aber der oben gerühmten Uebersetzertreue keinen Eintrag, sie verstärken nur das Gewicht dieser Uebersetzung. Wie wäre es auch möglich, Wortspiele und Anspielungen unverändert in den deutschen Text hinüberzunehmen? Wie wäre es ferner möglich, Derbheiten und Nuditäten mit leichter Grazie wiederzugeben, wenn der deutschen Sprache eben diese flüchtige Grazie mangelt? Daß aber der Uebersetzer vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, das Original nicht allein in seiner Totalität so treu wie möglich, sondern auch, wo im einzelnen Umformungen unerlaßlich waren, so zweckentsprechend und originell wie möglich wiederzugeben, davon könnten wir zahlreiche Belege bieten. Nur einige derselben. Graf Baudissin spricht sich bei Gelegenheit des „Herrn von Pourceaugnac" im vierten Theile über die Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, selbst beredt genug aus. Er bemerkt:

> Die Verdeutschung des „Pourceaugnac" bietet dem Uebersetzer solche Schwierigkeiten, ja eine so unmögliche Aufgabe, daß ich lange angestanden habe, mich an dieses Lustspiel zu wagen. Mein hamburger Vorgänger hat sich dadurch zu helfen gesucht, daß er das Stück nach Deutschland versetzt und sich dadurch das Recht vindicirt, die Limousinerin und die Picarde, jene obersächsisches Bauerndeutsch, diese hamburgisches Plattdeutsch reden zu lassen; aus dem Herrn von Pourceaugnac wird ein Junker von Schweinhof. Aber die ganze Anlage des Lustspiels ist so durchaus französisch gedacht, der Gegensatz des Kleinstädters zu den Parisern so bestimmt hervorgehoben, die Doctoren gehören so wesentlich zur pariser Facultät und Sbrigani nebst den Masken so wenig nach Deutschland, daß mir dieses Auskunftsmittel nicht annehmbar erschien, und ich mich daher lieber entschloß, auf die Dialekte zu verzichten, als das ganze Stück wegzulassen.

Wer merkt nun etwas von den Schwierigkeiten, wenn er Baudissin's „Herrn von Pourceaugnac" liest? Nicht minder gewissenhaft verfuhr er bei dem kleinen, übrigens nur mittelmäßigen Lustspiel: „Der Sicilianer oder der Liebhaber als Maler." Molière schrieb es zwar in Prosa, aber so eigenthümlich rhythmisch, daß es sich Zeile für Zeile in drei- oder mehrfüßige Jamben auflösen läßt. Baudissin wollte dieser Eigenthümlichkeit nachkommen, überzeugte sich aber bald, wie unerträglich im Deutschen eine derartige rhythmische Prosa wird. Da entschloß er sich, das ganze Lustspiel in fünffüßige Jamben zu bringen, und traf damit das Rechte. Wie er andererseits selbst der drastischsten Komik Molière's gerecht zu werden versteht, wollen wir nur mit einer Stelle aus dem „Eingebildeten Kranken" belegen. Graf Baudissin spricht da ein Doctorenkauderwelsch, wie es Molière drolliger nicht sprechen konnte. Hören wir nur:

— — — — — — — — — — — — —
Deswegen gebührt sich's nostrae sapientiae,
Verstando atque prudentiae,
Kräftibus unitis laborare,
Uns allzeit bene conservare
In tali credito Rufo et honore;
Uns in Acht zu nehmen non recipere
In nostro docto corpore
Quam personas capabiles
Et totas dignas verwaltare
Has Stellas honorabiles.
Derohalben auch nunc convocati estis
Et credo quod findebitis
Dignam materiam medici
In docto homine allhie,
Welchen in Sachis omnibus
Dono ad interrogandum
Et gründlich examinandum
Vestris capacitatibus.

Das Recht derartiger Bouffonnerie zugestanden, hat der Uebersetzer die Lacher sicherlich ebenso gut wie Molière auf seiner Seite.

Molière's Stücke sind, um auf den zweiten Theil unserer Besprechung überzulenken, von sehr verschiedenem Werth, das räumt Graf Baudissin selbst ein. Es stehen aber nicht blos seine Jugendwerke seinen spätern Erzeugnissen nach, sondern auch diese letztern sondern sich ihrem Werthe nach in verschiedene Gruppen. Molière arbeitete fortwährend für das eigene Geschäft, er war in seiner Wirksamkeit durch mancherlei Fesseln gebunden, er besaß seine großen Sympathien und Antipathien: kein Wunder, daß dies und jenes öfter, als es Göttin Thalia lieb sein mochte, das Zustandekommen eines echten Kunstwerks verhinderte. Molière bot als Lustspieldichter seiner Zeit etwas entschieden Neues. Er griff frisch ins Leben hinein und dichtete aus dem Leben heraus, darum hatte er seine Zeit für sich, wie sehr ihn auch einzelne Coterien, namentlich die Anhänger des classischen Zopfs, anfeindeten. Alsdann konnte er seine Stücke vor den Augen der Welt sofort verkörpern, er brauchte nicht erst jahrelang zu bitten und zu betteln, bis sich endlich ein Schauspieldirector seiner annahm: damit war er vielen Dramatikern von vornherein überlegen. Den Staub der Theaterarchive hatte er für seine Producte nicht zu fürchten, die gute Laune brauchte er unter dem Drucke von Makulatur nicht zu verscherzen. Er stand eben für seine Producte sofort nach ihrer Geburt sowol als Director wie auch als Darsteller ein.

Diesen letzten Umstand glauben wir besonders betonen zu dürfen. Er zeigt uns die Triebfeder der Molière'schen Schaffenskraft, und daß diese in einem unbezähmbaren poetischen Drange und der idealen Inspiration allein gewiß nicht lag. Nein, ganz bestimmte äußere Verhältnisse und Einflüsse haben den Dramatiker Molière zumeist zu dem gemacht, was er für uns bedeutet. Allein ihm deshalb nur eine dramatische Geltung für seine Zeit vindiciren, das hieße Molière's Werth unterschätzen. Bei der Mehrzahl seiner Stücke reizen uns freilich weniger die etwaigen poetischen Intentionen des Dichters als vielmehr gewisse culturhistorische Bezüge; allein doch auch nicht wenige seiner Stücke, wir meinen hier besonders den „Tartufe", wir meinen den „Misanthropen", den „Geizigen" u. s. w., können vorzugsweise nach ihrem poetischen und dramatischen Werth gewürdigt werden. Wenn wir diesen poetischen Werth ausschließlich betonen wollen, vergessen wir nur nicht, daß ein Lustspieldichter kein Tragiker, sondern ein Sittenmaler seiner Zeit ist, und daß die Aesthetik selbst vielfach hin- und herschwankt, inwieweit sie den komischen Dichter von der Verfolgung ganz reiner Kunstzwecke absolviren dürfe. Von dem eigenthümlichen kosmopolitischen Etwas, welches alle großen Dramatiker erfüllt und ihre Werke zu universellen Werken macht, finden wir bei Molière kaum eine Spur. Ganz verstanden sein will er eben nur aus seiner Zeit heraus. Nichtsdestoweniger müssen wir ihm auch von dem heutigen Stande der dramatischen Kunst aus eine Meisterschaft zusprechen, ja wir werden ihm sogar in beschränkterm Maße die Anwartschaft auf eine gewisse Classicität gern lassen, je weniger wir seine Komödien der heutigen deutschen Schaubühne im großen und ganzen dienstbar machen können. Form wie Inhalt seiner Komödien tragen fast das Gepräge der Meisterschaft, und doch dürfen wir dem deutschen Dramatiker weder den Inhalt noch die Form als volles Muster empfehlen, denn der Dramatiker von heute, welcher bei Molière stehen bleiben wollte, würde dem Publikum nur als mittelmäßiger Dramatiker erscheinen, er müßte von vornherein auf den Vorwurf, nicht individualisiren zu können, gefaßt sein.

Sehen wir auf die Form, so bekundet Molière ein erstaunliches Geschick in der Situationszeichnung; es lebt und webt in seinen Stücken, was um so mehr zu bewundern, als sich Molière mit den classischen Grundeinheiten bestimmte Fesseln anlegte. Er besitzt lebhafte Erfindungsgabe, er versteht zu spannen und in der knappsten Form die Wahrscheinlichkeit aufrecht zu erhalten. Auch auf Theatereffecte versteht er sich, allein Knalleffecte nach der Praxis der modernen Melodramatik kennt er nicht; seine Theatereffecte bestehen in der Kunst, die Spannung in fein angelegter, bühnenmäßiger Weise auszubeuten, von welcher Kunst namentlich die auch von Goethe so hochgehaltene Scene zwischen Vater und Tochter im „Eingebildeten Kranken" (Act 2, Sc. 11) einen glänzenden Beweis liefert. Dazu versteht Molière bei seinem lebhaften Temperamente außerordentlich scharf nach der Natur zu porträtiren; zwar liebt er die Caricatur, aber er versteht sich auch sehr wohl auf den gewähltern Witz; er verfällt nicht selten in das derb Possenhafte, aber er thut es dann gewiß mit bewußter Absicht, und diese Absicht kann seine natürliche Grazie sicher nicht beeinträchtigen. Selbst seine durchaus lustigen Personen, seine Sganarelle und Mascarille, sind mit einer solchen Tournure ausgestattet, daß der gleichzeitige deutsche Pickelhering dagegen nur als ungeschlachter Gesell erscheint.

Freilich dürfen wir auch die Kehrseite der Medaille nicht ganz außer Acht lassen. Da zeigt sich bei Molière's glänzender Bühnenroutine eine ganz bestimmte Beschränktheit. Die dramatische Dialektik unterliegt fast in allen Stücken eben jener Bühnenroutine. Während Molière in diesem Augenblick noch fröhlich seines Pfades sicher ist, verliert er ihn schon im nächsten ganz aus den Augen. Was dann? Samiel hilf! Dann muß dem Dichter irgendein Deus ex machina die Augen öffnen und das Ziel der dramatischen Reise feststellen. Dieser Deus ist

vielleicht Se. Majestät der allgewaltige Herr König, oder dieser Deus ist eine Göttin, die holde Vertraute liebender Seelen, das verschmitzte Kammerkätzchen, welches die Personen schiebt und dreht, auch wol mit einem recht artigen Puffe vorwärtsstößt. Hierzu gesellt sich das mit der „Einheit des Orts“ freilich zu entschuldigende, uns aber doch immer peinliche Sichbehorchen; in dem wahren Codex der dramatischen Dialektik sollte diese Unsitte schlechterdings werthlos sein. Außerdem zeigt sich Molière in dem Bau der Scenen und in der Motivirung des Stoffs bei allem Reichthum seines Talents keineswegs sehr mannichfaltig. Er läßt sich darin zuweilen sehr gehen. Hat er mit irgendeiner Scene, mit irgendeiner Art der dramatischen Entwickelung Glück gehabt, so versucht er sie in einem andern Stück wol ohne Bedenken zum zweiten mal. Entweder ist er nach dieser Seite hin nicht das Genie mit unerschöpflicher Hand, oder er will es nicht sein. Die Beispiele hierzu wollen wir aus den Liebesscenen der verschiedenen Stücke nicht zusammentragen, wollen uns daraufhin auch nicht die Sganarelle und Mascarille ansehen, auch nicht die sonstigen Diener ihrer Herren und wie sie in einer ganz bestimmten Weise immer nur der Abklatsch ihrer Herren sind; auch nicht der monotonen Art, mit welcher Molière die Aerzte unausgesetzt persiflirte, wollen wir gedenken; der Kampf gegen diese galt ihm ja als persönliche Frage: wir wollen aber als eins der frappantesten Beispiele nur die Entwickelung herbeiziehen, wie sie in ganz homogener Weise in der „Schule der Frauen“ und im „George Dandin“ bewirkt wird. Dort macht der begünstigte Liebhaber den geprellten Liebhaber zu seinem Vertrauten. Das wirkt so, das schlägt so ein, daß Molière dasselbe Spiel noch einmal, in dem freilich um sechs Jahre spätern „George Dandin“ versucht. Nur der kleine Unterschied: in der „Schule der Frauen“ ist der Geprellte nur der unglückliche Liebhaber, während im „George Dandin“ der Geprellte bereits der Ehemann ist; dort dreht sich das Spiel um ein junges, hypernaives Mädchen, hier um eine untreue, raffinirt kokette Ehefrau.

Dies führt uns von selbst auf die Charaktere der Molière'schen Stücke. Da ist es nun bekannt genug, daß Molière keine einzige Person von so individuellem Gepräge geschaffen hat, wie dies Shakspeare vermochte. Molière's Personen sind der Hauptsache nach gewisse Gattungsmenschen, sie repräsentiren sich nicht als ganz bestimmte Individuen, sondern als Vertreter gewisser Charaktertypen. Dies gilt nicht allein von Persönlichkeiten wie dem Tartufe, dem Harpagon, dem George Dandin, sondern ebenso gut von Persönlichkeiten wie der Celimene im „Misanthrop“ oder der Agnes in der „Schule der Frauen“. Was fragen wir bei dieser Agnes wohin oder woher, ob blond oder braun; daß sie der Inbegriff eines naiven Mädchens, wir möchten zur treffenden Kennzeichnung des Agnes-Charakters sagen, der Inbegriff eines „dummen Backfisches“ ist, das ist ihr Geleitbrief. Dahin hat auch die gesammte öffentliche Stimme Frankreichs sich erklärt. Denn diese hat ebenso gut wie den Tartufe auch die Agnes, d. h. den Namen Agnes, zum Ausdruck für eine ganz bestimmte Mädchenklasse gemacht. Und wo wir nun diesen Agnesen sonst begegnen, besonders auch bei den heutigen französischen Komödiendichtern, da können sie zwar sehr verschieden herausgeputzt sein, sie können in dem einen Stück dies, in dem andern jenes thun, dort so, hier so plappern, aber die Familienähnlichkeit können sie schlechterdings nicht verleugnen. Der Molière'schen Muse wollen wir damit keinen Vorwurf machen, wir betonen nur eins ihrer charakteristischen Merkmale. Möglich, daß der eine oder andere Aesthetiker in dieser Beschränktheit der Molière'schen Dramatik gerade ihre Größe erblickte, möglich, daß man in dieser Kunst der Charakterzeichnung sogar die ideale Seite der Molière'schen Richtung fände. Ohne praktischen Nutzen ist sie entschieden nicht. Sie gewährt dem Darsteller die Freiheit, innerhalb der gesteckten Grenzen seine Individualität zur Geltung zu bringen, während z. B. bei einem Shakspeare'schen Charakter das Vorwalten einer schauspielerischen Individualität gar leicht als Ankämpfen gegen die zu lösende Aufgabe erscheint. Aber bei allem etwaigen Nutzen bietet diese Richtung eine sehr schwache Seite. Sie gestattet dem Dramatiker nur eine gewisse Anzahl von Charaktertypen; sind diese verbraucht, so kann er nur seine eigenen Personen wieder und immer wieder copiren. Selbst Molière, welcher vor seinen Nachfolgern doch einen unendlichen Vorsprung hatte, streift, was die Charaktere seiner Stücke betrifft, hart an Monotonie. Freilich hat er keinen zweiten Tartufe, auch keinen zweiten Geizigen geschaffen; wie wollen wir nun gerade absolut behaupten, ein zweiter Molière'scher Heuchler und ein zweiter Molière'scher Geizhals hätte dem ersten Tartufe und dem ersten Harpagon täuschend ähnlich sehen müssen! Auch wollen wir von den überall über denselben Kamm geschorenen Kammerkätzchen, den gelehrten Schwätzern u. s. w. absehen, sie sind ja nur Nebenfiguren und als solche in ihrer feststehenden Charakterhaltung dem Publikum lieb und werth. Einen sehr wesentlichen Anhalt haben wir aber an den gehörnten oder zu hörnenden Männern, Charaktere, welche wieder und immer wieder vorzuführen Molière nicht müde wird. Wol heißt er hier George Dandin, da (in der „Schule der Frauen“) Arnolphe, dort (in der „Schule der Ehemänner“) Sganarelle, oder er heißt Alceste, wie im „Misanthrop“, oder er heißt gar Amphitryon; aber unter dieser verschiedenen Maske steckt immer nur ein und dieselbe Person, nämlich der gehörnte oder zu hörnende Mann, und nur dieser nichts weniger als angenehmen Eigenschaft wegen zählt er als solcher in der Gesellschaft mit. Wie Galerensträflinge tragen sie ein Zeichen an sich, alle diese Lieblingsgestalten der Molière'schen Muse, und dieses Zeichen beeinträchtigt alle ihre sonstigen Eigenschaften. Wol mag Graf Baudissin einen derselben, den Arnolphe in der „Schule der Frauen“, als einen der „individuellsten und fein gezeichnetsten“ Charaktere Molière's rühmen; wir finden darin nur ein Lob von sehr relativem Werthe. Was nützen dem Sträflinge alle sonstigen körperlichen und geistigen Eigenschaften, wenn er lediglich nach dem Brandmale im Nacken beurtheilt wird? So sind uns denn auch an dem Arnolphe alle Charakterzüge gleichgültig; stärker gesagt, sie sollen uns gleichgültig sein, so will es der Dichter. Wir sollen und dürfen auf der Stirn dieses Geächteten nur das bestimmte Zeichen sehen und die ganze Figur dieses Zeichens wegen komisch finden. Eine bittersüße

Komik; Molière selbst verzieht das grämliche Gesicht nur zu einem sehr gezwungenen Lachen!

Um dies näher zu begründen, sehen wir uns seine Stücke lediglich ihres Inhalts wegen an. Uns Moderne interessirt nicht unwesentlich die Frage nach des Dichters Originalität. Folgen wir dem Grafen Baudissin, so lehnte sich Molière besonders in folgenden Stücken an die Werke anderer an. In der „Schule der Ehemänner" standen ihm die „Brüder" des Terenz, dann die dritte Novelle der dritten Giornata des „Dekameron" zur Seite. Vergleichsweise ließe sich auch auf ein Stück Lope de Vega's hinweisen. Die „Schule der Frauen" lehnt sich jedenfalls an Cervantes' Novelle vom eifersüchtigen Estremadurer und an ein Scarron'sches Lustspiel „La Précaution inutile" an. Der „Zwist der Verliebten" („Le Dépit amoureux") ist in seinen phantastischen Theilen ziemlich übereinstimmend mit dem „L'Interesse", einem Lustspiele eines ältern italienischen Komödienschreibers, des Nicolo Sacchi. Beim „Unbesonnenen" („L'Étourdi ou les Contretemps") halfen verschiedene ältere italienische Komödiendichter, nebenher Cervantes, Terenz und Plautus aus. „Scapin's Schelmenstreiche" weisen nicht nur auf den „Phormio" des Terenz, welcher neuerdings auch das Motiv zum „Winkelschreiber" abgab, sondern bereichern sich auch aus einer Komödie des Cyrano de Bergerac, des eigenen Schulfreundes von Molière, nach dem von Molière selbst beliebten Grundsatze: „On reprend son bien où on le trouve." Der „Hahnrei in der Einbildung" möchte sich auf die italienische Posse „Il ritratto" zurückführen lassen, und bei dem „Arzt wider Willen" hatten nicht nur gleichfalls Italiener, sondern auch Rabelais vorgearbeitet. Der „Geizige" kann seine Verwandtschaft mit Plautus' „Aulularia" nicht verleugnen; und was endlich den „Don Juan" und den „Amphitryon" betrifft, so behandelte Molière in ersterm denselben Stoff, welchen zuerst Tirso de Molina aus dem Halbdunkel der Sage hervorzog, und in letzterm eine sowol im indischen, wie im griechischen und römischen Alterthume verbreitete und in der altclassischen Literatur durch Plautus' „Tragico Comoedia" verherrlichte Mythe. Wollten wir weiter suchen, so würden wir gewiß da und dort noch manche Anlehnungen an fremde Stoffe auffinden können. Aber all das kann unsere Ansicht von Molière's wirklicher Schöpferkraft nicht beeinträchtigen. Wo er von fremd hernahm, da nahm er Stoffe, welche sich in der verschiedensten Weise behandeln lassen. Das sehen wir namentlich an den beiden zuletztgenannten Stücken, dem „Don Juan" und dem „Amphitryon", nicht minder auch an dem „Zwist der Verliebten", bei welchem Molière's eigene Zuthaten wesentliche Hauptpunkte der Handlung berühren.

Uebrigens sind wir nicht gewillt, seine Stücke in dieser Weise zu klassificiren: ob und wie weit Original, und wie weit nicht. Uns scheint eine andere Theilung maßgebender. Einigen seiner Stücke liegen vornehmlich bestimmte ethische Motive zu Grunde, andern nicht; die Mehrzahl derselben lebt nur aus gewissen Sitten seiner Zeit heraus. Scheiden wir jene von diesen. Auf die eine Seite werfen wir da: die „Schule der Ehemänner", die „Schule der Frauen", den „Misanthropen", „Tartufe", „Don Juan", den „Geizigen", „George Dandin"; auf die andere alle übrigen, die wir nicht nochmals aufzählen wollen. Jene sieben dürfen wir wol zugleich als die Hauptfrüchte der Molière'schen Muse ansehen. Doch thun wir nur nicht dem „Zwiste der Verliebten" unrecht, indem wir ihn schlechtweg auf die andere Seite werfen. Er soll darum auch noch keineswegs zu kurz kommen. Wir räumen ihm sogar in gewisser Hinsicht vor jenen sieben die Priorität ein. Er ist insofern eine wahre und wirkliche Komödie, als sich das Spiel der Personen zuletzt in sich selbst auflöst. Hier findet sich wenig von dem Tendenziösen so vieler anderer Molière'schen Stücke; nur durchaus belustigende Gegensätze zwingen uns ein Lachen ab und erfüllen uns mit wahrer Freude am Spiele. Auch die etwas wunderliche Intrigue lassen wir uns gern gefallen, sie steigert die Contraste und erinnert uns nicht zum Nachtheile des Stücks an ähnliche Vorgänge in Shakspeare'schen Lustspielen. Nach Baudissin's Angabe erscheint das Stück auf der heutigen französischen Bühne sehr gekürzt, man hat die fremden Elemente hinausgeworfen und eigentlich nur die Molière speciell angehörenden Scenen zurückbehalten. In dieser Reduction auf zwei Acte soll der „Zwist der Verliebten" noch immer gern gesehen werden.

Ohne ein freundliches Wort werden wir auch wol nicht am „Amphitryon" vorbeigehen dürfen. Seine nahe Verwandtschaft mit dem Heinrich von Kleist'schen schon nöthigt uns ein solches ab. Wie sich gerade Molière zu der alten Mythe hingezogen fühlen konnte, begreift sich leicht aus der Natur des Stoffs. Der „Amphitryon" gibt nicht nur Molière's Lieblingsbetrachtungen über die Hörner eines Ehemanns neue Nahrung, er bietet auch seltsame Gegensätze, welche sich mit graziösestem Uebermuthe ausbeuten lassen. Von der religiös-ernsten Seite, wie der alte Römer, wollte und konnte Molière den Stoff natürlich nicht auffassen; weshalb unnöthigerweise eine Portion Ernst aufwenden, wenn uns eine gute Dosis Scherz die Sache angenehmer macht! Die Moral von der Geschichte ist, daß keine Moral darinliegen soll. Bei dieser Auffassung konnte der Dichter über die drastischen Situationen ein ganzes Füllhorn von Laune und Heiterkeit ausschütten. Wird dabei aus dem Lustspiele stellenweise eine Posse, auch gut. Die Komik der Verwechselungen culminirt daher bei Molière in der Parodie der ehelichen Leiden des Amphitryon durch die Leiden des Dieners Sosia. Das betonte auch schon Schlegel. „Die anstößige Derbheit der alten Göttergeschichte", sagte er, „ist, sofern es unbeschadet der Keckheit thunlich war, ins Feine gebracht und überhaupt die Ausführung sehr zierlich. Das Irrewerden der Personen an sich selbst über ihre Verdoppelung ist mit einer gewissen komischen Metaphysik ergründet, und die Betrachtungen des Sosia über seine verschiedenen Ich, die einander ausgeprügelt haben, können unsern heutigen Philosophen zu denken geben." So meint es auch der Diener Sosia selbst. Die heutigen Philosophen mögen sich über die Geschichte immerhin den Kopf zerbrechen, er kann mit höchst zweifelhaftem Achselzucken das ganze Spiel in nichts auflösen, wenn er schließlich bemerkt:

> . . . . Doch rath' ich sehr,
> Ihr geht ganz still nach Hause, werthe Gäste;
> Hier ziemen weder Jubel sich noch Klagen.
> In solchen Fällen mein' ich, sei das Beste,
> Auf eurer Hut zu sein — und nichts zu sagen.

Komödien wie „Die Kostbaren", „Die gelehrten Frauen", „Der bürgerliche Edelmann", „Herr von Pourceaugnac" können ihrerzeit von dem einschneidendsten Interesse gewesen sein, heutigentags liegt ihr Reiz nur noch in ihrem culturhistorischen Werthe. In noch höherm Maße gilt das von den Kleinigkeiten „Die Kritik der Frauenschule", „Das Impromptu von Versailles", „Die Gräfin von Escarbagnas". Wir können bei diesen und andern nicht länger verweilen. Einen Blick haben wir noch auf jene obengenannten sieben zu werfen. In ihnen behandelte Molière ohne Zweifel Stoffe von gewissem universellen Werthe, Vorlagen von ganz anderm ethischen Gehalte als etwa bei den „Kostbaren" oder den „Gelehrten Frauen". Heuchler, Geizige, Freigeister, betrogene Ehemänner behalten zu allen Zeiten ihr gewisses Recht, Kostbare und gelehrte Frauen dagegen schwinden mit ihrer Zeit. Warum hat nun Molière in jenen sieben Stücken doch nicht Werke von universellem Werthe geschaffen? Wol einfach weil er jene Charaktere mit pessimistischem Behagen nur aus seiner Zeit heraus erfaßte. So sind denn sein Tartufe wie sein Harpagon nur Personen, welche zur Zeit eines Ludwig XIV. Geltung haben konnten; nichtsdestoweniger sollen sie für Personificirungen bestimmter Charaktertypen gelten. Darin liegt ein gewisser Widerspruch. Im „Don Juan" gar, einem Schauspiele, welches zwar durch Mozart's Oper vollständig überholt ist, sich sonst aber durch viele Vorzüge auszeichnet, geht Molière bis an die äußerste Grenze seiner Methode. Sein Don Juan ist die personificirte Freigeisterei und Libertinage — ein Ausbund der Gottlosigkeit. Mit welchem menschlichen Interesse sollen wir den schließlich betrachten!

Weit größere Bedenken nöthigen uns aber die vier andern Stücke ab. In den Beziehungen des Weibes zum Manne kennt Molière nur die niederziehenden Elemente; er schwelgt förmlich in dem Behagen, die Untreue, den Betrug, die Berückung zu schildern. Am bedenklichsten in dieser Hinsicht steht es im „George Dandin", nicht viel besser in der „Schule der Frauen", in der „Schule der Ehemänner", im „Misanthropen". Eigenthümliches Los aller niedergehenden Culturepochen, daß sie in den Beziehungen der Geschlechter stets mehr des Schmuzes als der Reinheit bieten! Was weiß nicht selbst der weise Sirach von der Tücke des Weibes zu erzählen! Gewiß wird Molière um sich sehr viel des Sittenschmuzes gesehen haben. Das kann ihn aber nicht berechtigen, das Ideal der Reinheit mit spöttischem Achselzucken abzufertigen. Um die Tugend zu sehen, muß man freilich vor allen Dingen an die Tugend glauben, wenn nicht schließlich die Sittenschilderung als ein ödes Grau in Grau erscheinen soll. Ueber dieses Grau in Grau vermag sich Molière in den genannten vier Stücken gar nicht zu erheben; man sieht, es ist ihm eine verzweifelte Lust, ehelichen Lug und Trug nach allen Seiten grell zu beleuchten. Was auch Graf Baudissin gegen die obencitirte Hettner'sche Ansicht einzuwenden hat, wir müssen uns in Betreff der „sittlichen Fährte" auf Seite Hettner's stellen. Ueber den George Dandin sollen wir lachen, den Arnolphe in der „Schule der Frauen" sollen wir komisch finden! Verzweifeltes Lachen, das da um unsern Mund spielt, wenn sich Rührung und Mitleiden mit Widerwillen und Entrüstung paaren. Blicken wir prüfend in Molière's Gesicht, so gewahren wir da auch keineswegs eine edelheitere, die Thorheiten der Welt wegscherzende Lust, sondern ein wunderliches Gemisch von Schadenfreude und Entrüstung über die Leiden seiner Helden.

Was Molière in seinem Familienleben um und neben sich sah, das konnte seinem Pessimismus nur Vorschub leisten. Seine ehelichen Verhältnisse mußten wol den Glauben an Treue und Tugend untergraben. Im Grunde gibt es in den bezeichneten Stücken keinen größern betrogenen Ehemann und gehörnten Thoren, als Molière selbst war, da er die Armande Béjart zu seinem Weibe machte. Sollen wir nun den George Dandin, den Arnolphe und andere sehr komisch finden, so müssen wir zu allererst über Molière selbst mit seinem ehelichen Elend lachen dürfen. Ob uns das aber Molière nicht sehr verübeln würde? Und alle seine Anhänger nicht mit ihm? Und doch wie erzkomisch: dieser große gefeierte Dichter wußte selbst vielleicht nicht genau, wer denn eigentlich seine Frau war; sollte er da nicht eine Lustspielfigur reinsten Wassers abgeben dürfen! Der George Dandin, dieser bäuerliche Tropf, hatte doch nur ein adeliches Fräulein geheirathet; der Arnolphe, dieser gewiegte Klügler, sein Herz nur an ein blutjunges Ding weggeworfen; der Alceste, dieser reife Misanthrop, schmachtet doch nur in den Netzen einer glänzenden Kokette: welche weit größere, aus dem vagirenden Komödiantenthum sich ergebende Thorheit hatte denn aber Molière begangen?

Wir können den Schleier nicht lüften, vielleicht konnte es Molière selbst nicht. Wie George Dandin sehenden Auges und doch machtlos seiner untreuen Gattin gegenübersteht, so steht Molière machtlos vor der Gewissensfrage, ob nicht seine geliebte Gattin Armande seine — eigene Tochter war!

Wir wollen dem biedern deutschen Gelehrtensinne keinen Apfel des Streites bieten, nur betonen, wo in Molière's Leben die Flecken lagen und welche ganz bestimmten, keineswegs ethischen Verhältnisse möglicherweise auf die ganze Anschauungsweise und die dichterische Potenz des großen Komikers wesentlich eingewirkt haben. Molière's Größe bleibt gleichwol unbestritten, auch wenn man hier und da Flecken zugeben muß.

Molière findet, wie jeder hervorragende Geist, seine unbedingten und seine bedingten Lobredner. Wir, das brauchen wir nicht noch besonders zu betonen, zählen zu den letztern. Aber wir verwahren uns ausdrücklich gegen eine von uns etwa beabsichtigte Unterschätzung seines bedeutenden Talents. Oben bemerkten wir, ein Lustspieldichter von heute dürfe sich nicht unbedingt an Molière anlehnen. Wir schrieben das mit Hinsicht auf unsere heutige Bühnentechnik und die Praxis, welcher sich der Dichter von heute zu fügen hat. Ob wir der letztern damit das Wort reden, das ist eine keineswegs durchaus zu bejahende Frage. Wir thun es insofern wenigstens nicht, als sich die moderne Bühnenkunst immer mehr veräußerlicht und den dramatisch-poetischen Geist demgemäß verflacht. Molière's Kunst ward dem dramatischen Geiste noch nach den beiden Richtungen, nach der Form und nach dem Inhalte, gerecht; die heutige dramatische Kunst setzt aber die Form ungebührlich über den Inhalt. Molière verfolgte noch

ein geistiges Ziel; wir verfolgen fast nur das äußerliche, nämlich um jeden Preis bühnenmäßig zu schreiben. Nur das gilt der heutigen Bühne für dramatisch, was sich in stereotyp festgesetzter Weise als bühnenmäßig erweist. So sind wir denn theilweis zu einem Terrorismus der Technik gelangt, welchen der Vater der modernen Bühnentechnik, Lessing, wol am allerwenigsten wünschte, als er die deutsche Bühne von dem Zwange des classischen Zopfes befreite. Einer Komödie mit geistigem Auge zu folgen, haben wir verlernt; und die Mehrzahl der heutigen Lustspieldichter würde vom Publikum auch nichts weniger als ein Schauen mit geistigem Auge wünschen, wenn dabei die poetische Inhaltlosigkeit oder Flachheit ihrer Producte grell zu Tage träte. Immer mehr unserer hervorragenden dichterischen Geister werden daher namentlich der Lustspielbühne gegenüber ohnmächtig; nur sehr viel untergeordnete oder zweifelhafte Talente betrachten den Tummelplatz der Komödie als ihre ausschließliche Domäne, und die Bühne fêtirt gerade diese zweifelhaften Geister, mit dem schadenfrohen Bewußtsein, in den Ausdrücken „Bühnenmäßigkeit", „dramatische Mache" Zauberworte zu besitzen, welche alle dramatischen Versuche selbst der Geister ersten Ranges scheitern lassen können. Das ist beklagenswerth. Das Los heutiger dramatischer Dichter trägt häufig etwas peinlich Erniedrigendes in sich, denn bei sehr vielen hervorragenden Geistern bedeutet die Beherrschung der gangbaren Bühnenform und die Erwerbung der bühnenmäßigen Technik nicht eine Potenzirung, sondern eine Verflachung ihrer dramatischen Kraft. Unsern modernen Lustspieldichtern fehlt demgemäß auch der wahrhaft freie geistige Muth, wie ihn selbst noch ein Molière besaß; sie sehen in ihrer Beschränktheit nur verspottungswerthe kleine Allerweltsthorheiten, sie suchen die Komik nur in allerlei schnurrigen Verlegenheitssituationen und scurrilen Dialogwendungen und Pointen, oder sie gebrauchen die Geisel ihres Witzes nur gegen Persönlichkeiten, welche zu verspotten meistentheils sehr wohlfeil ist.

Emil Müller-Samswegen.

Paris und die Pariser.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Nach dem Ausspruch eines großen deutschen Dichters wird das Getriebe der Welt durch Hunger und Liebe erhalten. Das sind auch die geheimnißvollen Kräfte, welche das Getriebe der Weltstadt an der Seine in Gang halten. Die Physiologie, der wichtigste Zweig der Wissenschaft von Paris, wird zuletzt auf diese Kräfte als zwei bewegende Hauptmächte des gesellschaftlichen Organismus der Weltstadt stoßen. Das Geld aber ist das Schwungrad, das diese beiden wichtigen Triebräder in Bewegung setzt.

Paris ist die alte Heimat der europäischen Galanterie; kein Weltfahrer kehrt zurück, ohne diese Galanterie in einer neuen Form der „Mode", die sie gerade angenommen hat, zu schildern. Denn nach jedem Jahrzehnt, unter jeder Dynastie erhält auch die pariser Liebe eine etwas andere Façon; den Loretten der Julidynastie folgen die „Biches" und „Cocottes" des second empire. Ben Akiba würde freilich keinen großen Unterschied zwischen diesen Damen und jener Rahab von Jericho finden, welche die feindlichen Späher über die Mauer ließ; doch wir brauchen zarte Nuancen, mögen sie auch nur auf der Oberfläche spielen, um uns den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zu erhalten und um die Langeweile zu unterbrechen, welche in der aschgrauen Einförmigkeit einer solchen Weltanschauung liegt. O ihr Schatten einer Marion de Lorme, ihr Schatten jener Damen, die ihr maskirt mit dem ehrlichen deutschen Landsknecht Simplicissimus euch amusirtet, ihr würdet, wenn ihr jetzt über die Rue Lafayette und den Boulevard des Italiens spazieren gingt, mit Freuden sehen, daß das lustige und galante Paris nach wie vor in voller Blüte steht! Und ihr, unsterbliche Geliebte der Herrscher von Frankreich, Gabriele d'Estrées und Diana von Poitiers, La Vallière und Marquise von Parabères bis zur Pompadour herab, ihr seht zwar jetzt keine Unsterblichkeit eures Genre in den Tuilerien, wo die Biene im Kelch der alten Lilien sitzt, den Sinnbildern einer durch euch illustrirten Reinheit; doch dafür umflattert die Würdenträger des Reichs, die Herrlichkeiten der haute-finance, die jeunesse dorée des neuesten Frankreich ein ganzer Schwarm von Schönheiten, die bei euch in die Schule gegangen sind, um zu lernen, wie man Carrière macht, der Reiz eurer geheimen Feste erscheint jetzt verlockend auf der öffentlichen Bühne und auf den Volksmaskenbällen, und die Feste der Regentschaft werden in dem ganzen Paris des second empire gefeiert.

Von den neuesten Touristen hat Hans Wachenhusen in seinem „Paris 1867. Weltausstellungsbilder" (Nr. 4) gerade dieses Gebiet der freien Liebe in Paris mit besonderer Genauigkeit behandelt. Schon die Vignetten der beiden Hefte, Balldamen in einem Costüm, wie es die Predigerinnen der Saint-Simonisten liebten und wie es in den von elektrischem Licht beleuchteten Bühnengruppen der Porte-Saint-Martin und des Châtelettheaters jetzt Norm und Regel ist, Balldamen, nur mit einem fliegenden Schurz bekleidet und auf der Fingerspitze einer Riesenhand zur Schau gestellt, beweisen zur Genüge, daß der reisende Naturforscher sich gerade dieser naturgeschichtlichen Species mit besonderm Forschungseifer gewidmet hat.

Und die „Biche" oder die „Cocotte" hat in der That ihre eigene Naturgeschichte; es ist eine Frauenklasse mit ganz besondern Merkmalen und ganz bestimmten Instincten. Daß sie Gegenstand der Wissenschaft werden kann, hat Herr Duchâtelet in seinem grundgelehrten Werke über die pariser Prostitution zur Genüge bewiesen. Die Statistik rechnet hier mit bedeutenden Ziffern, wenn sie auch nicht ganz so enorm sind wie etwa bei einer Darstellung des Heringsfangs, und die national-ökonomische Wage zeigt nur unbedeutende Schwankungen, wo es die statistische Gruppirung der einzelnen Jahre gilt, sodaß wir uns hier einem Naturgesetz gegenüber befinden, welches die Schafe und Böcke mit der Genauigkeit des Jüngsten Gerichts

sondert. Doch, eine so wissenschaftliche Würde nehmen die Darstellungen unsers Feuilletonisten nicht in Anspruch, der mit dem kecken und muntern Ton des pariser Feuilletons nur Beiträge zur Naturbeschreibung der Biches und Cocottes gibt und uns dieselben mit gleicher Harmlosigkeit schildert, wie Raff in seiner Naturgeschichte für Kinder einen Waschbär oder eine Klapperschlange durch allerlei Anekdoten für das kindliche Verständniß zu illustriren weiß.

Wir wandern auf den Boulevards, da streichen sie an dir vorüber:

diese hoch und graziös chaussirten Möven der Boulevards, die zwischen Morgen und Abend, d. h. zwischen Dejeuner und Souper, fortwährend hin- und herziehen, obdachlos und ebenso ruhelos, den Kamm und das Häubchen, ihr einziges Mobiliar, in der Tasche, während ihre Wäsche bei allen Wäscherinnen der verschiedenen Stadtviertel vertheilt ist, um sie erreichen zu können, wohin sie auch der Wind des Tags oder der Sturm des Cancan verschlagen mag. Du kannst sie für Gräfinnen und Herzoginnen halten, so bewußt und doch so zierlich setzen sie das Füßchen auf das Pflaster, so anmuthig sitzt das Hütchen auf dem braunen Haar, das sie selber gern chataigne nennen; aber Fuß und Kopf haben keine Schnalle und kein Kissen, die sie ihr eigen nennen könnten, und ihre Toilette machen sie vor hundert Spiegeln, nur nicht vor dem eigenen. Ihr Hauptquartier ist das Café des Mousquetaires, und wie sie da über die Boulevards ziehen, gleichen sie der Schwalbe, die im Fluge ihre Nahrung hascht, denn das Unglück muß schon groß sein, wenn sie nicht diesem oder jenem ihrer Freunde aus dem Casino oder irgendeinem der vielen Ballsäle begegnen sollten, der ihnen ein paar Sous borgt oder ihnen einen Gloria spendirt. Sei auf der Hut, wenn sie, die Cocotte des Boulevards, an dir vorüberstreicht, oder wenn sie im Café dir gegenübersitzt und dir ein harmloses Lächeln zuwirft, das der Eitelkeit des Fremden so schmeichelnd ist; wirf Messer und Gabel hin und verlange eiligst die Addition, wenn sie sich dir im Restaurant gegenübersetzt und dich in ein Gespräch zu verwickeln sucht, das auf nichts Geringeres berechnet ist, als daß du ihre Zeche bezahlst, denn selbst nachdem sie mit ihrem Diner bis zur Apfeltorte gekommen ist, weiß sie noch nicht, wer dasselbe für sie bezahlen soll. Der Zufall ist ihre Vorsehung, und unter allen Umständen ist es klüger, erst zu speisen und dann über die Zeche nachzudenken, als umgekehrt zu handeln. Ergreife die Flucht, noch ehe der letzte Act des Theaters zu Ende ist, wenn der Kuppler, der Zufall, dir einen Fauteuil neben ihr angewiesen hat, wenn sie dich im Verlaufe der Vorstellung mit ihren schönsten Blicken angefunkelt und dir mit der Zunge eines Engels die Namen der Schauspieler oder Sänger auf der Bühne hergezählt oder sonst dir mit liebenswürdigen Fingerzeigen gedient hat, die alle, ohne daß du es merktest, auf dein Portemonnaie hindeuteten.

Zur Anatomie der „Biche“ erhalten wir weiterhin folgenden Beitrag:

Nichts ist reizender, graziöser als die Biche, wenn sie den ersten Fuß auf das Trottoir setzt, diesen so zierlich beschuhten Fuß mit den schmalen und hohen Absätzen, auf denen sie über die Trottoirs balancirt, während die kurze, kaum an den Rand des bunten Jupon reichende und enge Robe dem feingeformten Fußgelenk den vollen Spielraum gewährt und den vor dem Kaffeehause Sitzenden eins der schönsten Meisterwerke der Schöpfung, ein classisch-modellirtes Bein zeigt, an dessen zierlichem hoch hinaufreichenden Stiefelschaft gedankenlos ein kleiner Troddel seine beneidenswerthen Spielereien treibt. Die Pariserin, wenn sie gar nichts Schönes besitzt, wird immer einen schönen Fuß haben, und selbst wenn dieser fehlen sollte, wird sie einen zierlichen Stiefel tragen, denn wir leben hier in dem Lande, in welchem Champfort seine berühmte Abhandlung schrieb «sur la beauté d'une belle jambe et de la vertue qu'elle a.»

Doch, was die Schiller'sche Jeanne d'Arc so schön zu sagen weiß, als der Himmel ihr seine goldenen Thore öffnet: „Ewig ist die Freude“, das gilt nicht von den Freuden der pariser Biches; in der Regel nehmen sie ein Ende mit Schrecken. Marie Duplessis, von Alexander Dumas als Marguerite Gauthier verherrlicht, lebte wie die Königin von Saba und ruinirte alles was sie liebte, sich selbst sogar, die sie doch mehr als alles liebte. Als man ihre Verlassenschaft verkaufte, drängte ganz Paris sich herbei. Ein Handschuh von ihr ward mit schwerem Golde bezahlt, eine Herzogin kaufte den Kamm, mit welchem sie ihr schönes Haar gepflegt. Die Damen der Aristokratie kauften die Schuhe, in welchen Mariens reizende Füße gewohnt. Gleichwol hatten, als sie zu Grabe getragen wurde, von allen Männern, die sie geliebt, nur zwei den Muth, ihr durch die Straßen von Paris zum Kirchhof zu folgen.

Die schöne Königin Pomaré, die eines Abends in Mabille erschien und alle Königinnen dieses Balles, Louise la Blond, Carabine und Mousqueton, um Thron und Scepter brachte, die Souveränin des Cancans, deren Ruhm die Bojaren im tiefsten Rußland und die Nabobs von Indien kannten, die sich in Champagner badete und in Brillanten spiegelte, ja der sogar, was mehr sagen will, Heinrich Heine einige unsterbliche Verse gewidmet hat, starb schon im einundzwanzigsten Jahre, vergessen, schwindsüchtig, verloren im tiefsten Elend. Wie erging's der Rigolboche, der „Fanny Elßler canaille“? Man bejubelte sie, bis sie dick ward wie ein Fleischklumpen und niemand sie mehr sehen wollte.

Diese Rigolboche war übrigens eine künstlich in der Retorte der Presse erzeugte Berühmtheit. Hierüber gibt de Pène, der Feuilletonist der „Indépendance“, in seinem Artikel „Der Schlummer von Paris“, der in der „Physiologie von Paris“ („Paris“, fünftes Heft) enthalten ist, einige Aufschlüsse:

Wir arbeiteten damals unter einem Pseudonym am Feuilleton der „Indépendance belge“, und eines Tags kam uns, Gott mag wissen wie, der Gedanke, eine ironische Apotheose dieser Rigolboche abzufassen. Man nannte das aufgehende Gestirn damals noch Marguerite die Hugenottin. Wir hatten sie niemals gesehen, weder bei den Opernhausbällen noch an andern Orten. Irgendjemand hatte uns von ihr als von einem gewandten, muntern Mädchen erzählt, das sich besser als jede andere darauf verstände, die Beine zu schleudern und mit Fischweiberwitzen um sich zu werfen. Es belustigte uns, ihr ein Piedestal der Publicität zu bereiten, nicht um ihretwillen, sondern um einmal die Macht des Journals zu zeigen, an dem wir arbeiteten. Der Erfolg des Scherzes ging um vieles über unsere Erwartungen und Wünsche hinaus. Durch diesen Erfolg ermuthigt und — wie es in der Journalistik zu gehen pflegt — durch Widerspruch zur Aufrechthaltung des Paradoxon gereizt, wurde aus dem Artikel eine förmliche Campagne. Rigolboche war bald in der ganzen Welt genau so berühmt, wie es Theresa späterhin werden sollte. Allerdings fühlten wir einige Gewissensbisse, so viel daran gewendet zu haben, um diese Größe auf den Schild zu heben. Als die Memoiren dieser Göttin erschienen, befand sich auf der ersten Seite eine Photographie, welche sie auf einem Sockel reitend darstellte, wie sie ihre Zeitgenossen mit jenem Straßenjungen-Gestus begrüßt, den man „eine Nase drehen“ nennt. Es schien uns damals, als befänden wir uns diesem bizarren, unserer Feder entsprungenen Idol gegenüber, das sich selbst und die ganze Welt verspottete, ein wenig in der Lage des Doctor Faust, wie er vor dem ihn verhöhnenden Homunculus steht, den er geschaffen, oder in der Lage des Goethe'schen Zauberlehrlings, der sich den magischen Besen seines Meisters ebenfalls dienstbar

machen will. Er bringt ihn wol in Bewegung, aber er vermag ihn nicht wieder aufzuhalten. Er hat ihm befohlen, Wasser zu holen; der Besen gehorcht; er gehorcht nur zu gut: Ströme von Wasser fließen durch das Haus. Ebenso droht Rigolboche den Chronisten zu überfluten, der sie erfunden.

Ein Wesen von Fleisch und Blut — und doch eine Erfindung des Feuilletons! Ist dies nicht charakteristisch für das Jahrhundert des second empire, in welchem nicht nur die Ideen zu Hülfsmitteln der Politik degradirt werden, sondern auch Berühmtheiten improvisirt, am Schreibtisch des Journalisten geschaffen werden, Berühmtheiten, welche lange Zeit die öffentliche Meinung beherrschen. Wer hat nicht die „Memoiren der Rigolboche" in Paris mit Andacht gelesen und, wenn er die Heldin derselben, ihre Equipage in den Champs Elysées oder dem Bois de Boulogne kutschiren sah, diese geniale Repräsentantin der modernen Liederlichkeit mit Theilnahme betrachtet? Und was sah er? Nur einen Haubenstock für die journalistische Putzmacherei, eine ganz gewöhnliche Pflastertreterin, der man ein Renommée bereitet, um die öffentliche Meinung zu dupiren und sich dann mit Behagen die Hände zu reiben. Selbst die Liederlichkeit des second empire ist nicht genial, nur trivial — genial ist nur die Kunst, das Nichtige zu einer trügerischen Bedeutung aufzudonnern. Hans Wachenhusen schildert uns auch eine andere Berühmtheit, die nicht auf pariser Boden gewachsen, aber in Paris wie in London große Erfolge hatte: Miß Adah Menken, die als Mazeppa aufs Roß gebunden ihre plastischen Formen vom Publikum der amerikanischen und europäischen Hauptstädte bewundern ließ, bis sie in Wien mit ihrer statuarischen Reitkunst Fiasco machte. Diese Miß Adah ist jedenfalls ein Phänomen unter den emancipirten Frauen, und Lola Montez hat vor ihr nur die praktische Anwendung der Reitgerte und einen Platz in der Geschichte des 19. Jahrhunderts voraus. Miß Adah (1841 in Neuorleans geboren) ist eine vielseitig gebildete Dame, die schon früh Verse machte, die Classiker und den Homer studirte. Hierauf wurde sie Tänzerin in Neuorleans, dann in Cuba, wo sie die Reina de la Plaza hieß und allnächtlich von der Aristokratie die schönsten Serenaden erhielt. Gleiche Triumphe feierte sie in Mexico und Texas. Hier begegnete ihr das folgende Abenteuer:

Adah besaß eine große Leidenschaft für die Jagd; von ihren Piqueuren und Hunden begleitet, durchstreifte sie die Savanne und fiel bei dieser Gelegenheit in einen Hinterhalt der Indianer. Die schöne, an Huldigungen gewöhnte Künstlerin sah sich umgeben von Halbbarbaren, allen Entbehrungen preisgegeben, verlor aber trotzdem nicht den Muth und ertrug mit Fassung ihre Gefangenschaft, die etwa drei Wochen dauerte, und von deren originellen Momenten sie gern erzählt. Ihre Befreiung aus den Händen der Indianer verdankte sie einer Patrouille von Texasjägern, welche mit den letztern handgemein wurden und sie in die Flucht schlugen. Unsere Heldin ward von ihnen in das Hauptquartier des Generals der Conföderirten, Sir Harney, abgeliefert, der damals in Austin stand. Mit offenen Armen von ihren Landsleuten empfangen, bewohnte sie drei Monate hindurch ein Zimmer in der Kaserne, welches ihr der General angewiesen. Dieser empfing sie mit seiner Familie täglich an seiner Tafel; sie mußte ihm spanische Documente ins Englische übersetzen, ihm als Dolmetsch dienen; ja Miß Adah begleitete den General zu Pferde bei Revuen, ertheilte militärische Befehle und commandirte eine Compagnie wie der beste Hauptmann. Von Austin kehrte Adah nach der Havaña und von da nach Neuorleans zurück.

Hier widmete sie sich literarischen Studien, veröffentlichte unter dem Titel „Indigina" eine Sammlung von Poesien, die großen Anklang fanden, betheiligte sich an der Redaction des „New-Orleans Delta" und des „Sunday Crescent", gründete später ein eigenes Journal und wurde Lehrerin der lateinischen Sprache an einer Erziehungsanstalt für junge Damen. Dann trat sie in Neuorleans als Tragödin auf und erregte großen Enthusiasmus. Wieder ward sie dem Theater untreu, um in dem Atelier von Jones in Columbia die Bildhauerei zu studiren. Hier gewann sie die vollkommene Kenntniß der plastischen Attituden, durch welche sie, mit einem makellosen Körper begabt, auf der Bühne hinreißt. Später hatte sie in Californien glänzende Erfolge; alle Goldgräber lagen zu ihren Füßen. Man benannte neue Straßen nach ihr; ja sie wurde zum Ehrenkapitän der leichten Dayton-Garde ernannt. In London und Paris debutirte sie darauf in der mehr plastischen als tragischen Rolle des Mazeppa. Wachenhusen bewundert in ihr eine der schönsten Statuen von Fleisch und Blut, eins der schönsten Weiber, die je die Bühne betreten haben.

Jedenfalls ist Miß Menken nicht, wie die Cancantänzerin Rigolboche, eine Berühmtheit des Tintenfasses und Preßbengels, sondern sie hat sich ihren Ruf selbst erkämpft als ein lebendiges Kunstwerk der Zukunft und als eine Romanheldin ersten Ranges. Wo bleiben die Memoiren der Miß Menken? Doch mit 27 Jahren steht man immer noch in den ersten Kapiteln, mögen sie auch bereits ganze Bände füllen.

Die Biographie einer höchst interessanten Courtisane gibt uns der Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", in dem Aufsatz „Anne Delion". Diese Geliebte des Prinzen Napoleon, die Tochter eines schlichten Seidenwebers aus Lyon, erregte großes Aufsehen, als ihr Stern 1862 zugleich für Paris und für den Prinzen unterging und ihr Haus in der Avenue de l'Imperatrice zum Verkauf ausgeboten wurde. Anne Delion wurde von einem russischen Fürsten dem Sohne Jérôme's entführt. Sie ließ alles, alles zurück, aber auch einen Mandatar, den sie mit dem Verkauf ihrer sämmtlichen beweglichen Habe beauftragte. Das war zur Romantik noch ein gutes Geschäft; denn der Erlös der eine volle Woche dauernden Auction belief sich auf 432000 Francs; dabei ist das Haus natürlich nicht gerechnet, das jetzt post festum und zwar auf Rechnung des Prinzen Napoleon verkauft wird. Unter den ausgestellten Schmucksachen befanden sich über vierhundert Armbänder und gegen zwölfhundert Ringe. Als eine seltsame Anomalie citirte man mehrere Gebet- und Meßbücher in reicher Juwelierarbeit mit Edelsteinen besetzt, auch silberne Crucifixe und sonstige religiöse Gegenstände, „objets de piété", wie es naiv im Katalog heißt. Der bekannte Bijoutier Bourguignon in der Rue Vivienne bezahlte zwei Reihen Perlen mit 25000 Frs. und ist sofort damit nach London gereist zur Ausstellung. Bourguignon ist der eigentliche Erfinder der unechten Juwelen, der sogenannten „bijoux en imitation". Er hat die zwei Reihen Perlen in der Auction Delion nur deshalb gekauft, um sie mit

den seinigen zu vermischen und alsdann auszustellen. Man sagt sogar, er wolle sich verpflichten, jedem eine echte Perle zu geben, der dieselbe unter seinen unechten herausfinden könne. Solch ein Delion'sches Perlenband mit seinen echten und unechten Perlen ist ein Bild der Gesellschaft des second empire, wo man nach allen Seiten hin die einen von den andern nicht unterscheiden kann.

Anne Delion soll übrigens ihren russischen Fürsten verlassen haben und in ein Kloster „des pauvres pénitentes“ gegangen sein.

Diese glänzenden Illustrationen der Demi-Monde, zu denen auch die als nackter Amor verunglückte Cora, ein anderes Liebesdependenzstück des Palais-Royal, gehört, tauchen nur zu kurzem flackernden Glanzleben aus der Masse hervor, welche selbst phosphorescirend auf den Quais des Quartier Latin, wie auf dem MacAdam der Boulevards hin- und herzieht. Wachenhusen will zwar der Grisette keine culturgeschichtliche Existenz mehr einräumen; er entvölkert das Quartier Latin zu Gunsten des Quartier Breda:

Die Grisette, deren eigentliche Heimat das Quartier Latin war, existirt längst nicht mehr. Damals, als Paris von einer Völkerwanderung geldhabender Engländer, Russen und Amerikaner besucht wurde, ergriff die letzten noch vorhandenen Grisetten die Sehnsucht nach den Boulevards, nach den Champs-Elysées und dem Bois de Boulogne. Sie, die bis dahin glücklich gewesen, wenn sie als étudiante mit ihrem Freund ein anspruchsloses Zimmer theilen, jeden Morgen das kleine Milchtöpfchen vom Fenster des Concierge holen und ihrem Gatten den Kaffee kochen konnte; sie, die so glücklich war, wenn sie mit ihm abends im Prado oder in den Closeries des Lilas tanzen konnte; sie, die keine Ahnung von indischen Shawls, Colliers, Bracelets, eleganten Möbeln und Equipagen hatte, sie war mit einem mal von höhern Instincten erfaßt. Sie schnürte ihr Bündelchen, verließ heimlich ihre kalte Dachkammer, wanderte über den Pont neuf und wohnte alsbald in den schönsten Etagen des Faubourg Montmartre. Sie kleidete sich in Atlasgewänder, trug Brillanten und Perlen in den Ohren, auf der Brust und an den Armgelenken, fuhr in eigenen Equipagen und hatte ihren Freund vergessen. Ihr Herz hatte sie drüben im Quartier Latin begraben. Sie fuhr im Bois spazieren, lernte reiten und entwickelte große Talente im Verschwenden. Wenn sie zufällig ihrem einstigen Freunde auf der Promenade begegnete, war es ihr, als mußte sie ihm schon einmal irgendwo begegnet sein.

Dagegen übernimmt Champfleury in dem Artikel: „Bälle und Concerte“ („Paris. Physiologie von Paris“), eine Ehrenrettung der Grisettenbälle in der Closerie des Lilas:

Donnerstags ziehen die Tänzerinnen nach dem linken Seineufer. An diesem Tage ist es (verhältnißmäßig) Bonton, sich in der Closerie des Lilas, sonst Jardin Bullier genannt, zu zeigen. Die Tänzerinnen erfrischen sich hier an der Jugend der Universität und begnügen sich zum Souper mit einer Semmel und einer Tasse Milch, sie, die sonst die Krebssuppen der besten Restaurants mit Verachtung behandeln. In der Closerie des Lilas herrscht die Freude ohne alle Nebengedanken, denn selbst diese Damen gehen nicht in der Absicht dahin, „Geschäfte zu machen“. Hier gibt sich die ausgelassene Jugend des Quartier Latin mit solchem Feuer der Lust des Tanzes hin, die Freude ist so laut, die Liebeserklärungen sind so stürmisch, daß sich die Tänzerinnen durch ihr Vergnügen reichlich belohnt fühlen. Hier springt die Zukunft Frankreichs herum, die Zukunft der Armee, des Gerichtssaals, des Parkets, der Wissenschaft, der Kunst und Literatur. Alle Berühmtheiten der Poesie, der Malerei, der Arzneikunde, der Rechtswissenschaft haben diese Schwelle überschritten. Die Maler zeichnen hier die Bilder ihrer Musetten, und junge Leute, die Alfred de Musset's Nebenbuhler werden wollen, reimen Couplets, die etwa folgendermaßen lauten:

Irma, holdes Schiffermädchen,
Mancher Studio
Seufzet stumm an deiner Seite,
Und das macht ihn froh!

Die Closerie des Lilas ist in Wahrheit ein bezaubernder Aufenthalt für die Tänzerinnen, denen so süße Poesien geweiht sind. Werden nicht ihre Namen durch kleine Biographien, die man unter den Arkaden des Odeon verkauft, unsterblich gemacht? Lustige Memoiren, an denen mehr als ein berühmter Publicist mitgearbeitet hat. Freilich wird er sich später, inmitten einer politischen Laufbahn, kaum noch daran erinnern, daß er einst die Biographie von Mademoiselle Louise Voyageur unterzeichnete.

Die „Physiologie der Ehe“, welche Balzac mit so vieler Grazie darzulegen verstand, ist die andere ergänzende Seite zu dieser Physiologie der „freien Liebe“. Wer die Dramen eines Dumas fils, eines Augier, Sardou, Girardin und der andern tonangebenden Größen des pariser dramatischen Parnasses studirt bis zu den kleinen ehelichen Cabinetstücken eines Alfred de Musset, der findet so zahlreiche Beiträge zur Physiologie der Ehe, daß er der feuilletonistischen Schilderungen fast entbehren kann. Doch gibt Petersen in seinem „Pariser Leben“ einige recht ansprechende Genrebilder aus der Welt der „pariser Ehe“.

Nicht blos die Sitte, auch das Gesetz constatiren einen Unterschied zwischen der französischen und deutschen Ehe. Der Code Napoléon erlaubt das Concubinat des Ehemanns, wenn die Concubine nur nicht in der eigenen häuslichen Wohnung sich aufhält. Man darf diesen Paragraphen des Code durchaus nicht übersehen, wenn man die socialen Zustände des heutigen Paris in ihrer wahren Bedeutung würdigen will. Nach dem Grundsatz: „Hanc veniam damus petimusque vicissim“, schlüpfen denn die Frauen, welche von dem Code weniger günstig behandelt werden, soviel als möglich zwischen seinen Strafparagraphen hindurch.

Die folgende Thatsache aus dem Leben eines der berühmtesten Staatsmänner des second empire, welche die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ mittheilen, erscheint für unsere deutschen Begriffe fast unverständlich, wenn wir nicht auch jenen Unterschied der gesetzlichen Bestimmungen fest im Auge behalten:

Als die Rachel im Jahre 1859 starb, hinterließ sie zwei Kinder. Einer der beiden Knaben wurde von seinem Vater reclamirt und beim Justizministerium durch einen öffentlichen Ministerialerlaß legitimirt. Das Decret „au nom de l'Empereur“ stand am folgenden Tage im „Moniteur“ und nachher, schon der pikanten Details wegen, in allen pariser Blättern. Der Vater war genannt mit allen seinen Titeln und Würden. Es war Se. Excellenz der Graf Walewsky, damals noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sénateur de l'Empire, membre du conseil privé, grand croix de la légion d'honneur und Ritter der höchsten europäischen Orden, die er neben seinen übrigen „Verdiensten“ vorzüglich dem Präsidium des pariser Congresses verdankt. Die Rachel war bekanntlich sechs Monate lang die Maitresse des Grafen gewesen. „C'est long, six mois“, sagte man allerwärts. Man fand hier in Paris diesen lauten, lärmenden Legitimationsact, der ebenso gut in aller Stille hätte vollzogen werden können, ganz in der Ordnung und skandalisirte sich gewaltig über den guten Louis Veuillot, der in seinem damals noch nicht unterdrückten „Univers“ sich herausnahm, die Sache, noch dazu in ganz gemäßigtem Tone, zu rügen und auf das Unsittliche einer solchen

Handlungsweise aufmerksam zu machen. Louis Veuillot war eben ein „Dunkelmann und bigoter Schwätzer, der seine Zeit nicht verstand". Dabei war der Graf Walewsky bereits verheirathet, noch dazu mit einer Colonna, einer Fürstin aus einem der ältesten und stolzesten Geschlechter Italiens. Wie die Frau Gräfin über diese bunte Geschichte gedacht, wird uns nicht gesagt; aber man erzählt uns doch, daß der Kaiser Napoleon, als er später einmal seinen Minister auf dessen schöner Besitzung Chateau d'Etiolles besuchte, wo ihm denn auch das neue Familienmitglied vorgestellt wurde, den jungen Burschen, der freilich zu all dem nichts kann, als „Comte d'Etiolles" angeredet habe, was so gut wie ein neuer Adelsbrief für die Zukunft war.

Seine Studien über „die Frauen des Kaiserreichs" und das Paris der Weltausstellung hat Hans Wachenhusen neuerdings vervollständigt durch die soeben erschienene Schrift:

6. Eva in Paris. Culturhistorische Skizzen von Hans Wachenhusen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. 8. 10 Ngr.

Diese Studien behandeln ausschließlich das pariser Frauenleben und belegen ihre Reflexionen durch eine Fülle höchst pikanter Anekdoten. Namentlich bemüht sich der Autor nachzuweisen, daß die Schranke zwischen den femmes de monde und den femmes du demi-monde eine keineswegs feststehende sei. In ihren Costümen tragen Monde und Demi-Monde keine Unterscheidungszeichen, in ihrem öffentlichen Erscheinen, in ihrem Wesen auch nicht. Die femme honnête ahmt meist der Cocotte nach. Die Frivolität des Costüms, des Schritts hat so viel Verlockendes für die erstere; zudem gilt es ja, den Biches Concurrenz in der Gunst der Männer zu machen. Es wird von einer vornehmen Dame erzählt, die sich im Café Anglais (das allnächtlich von Biches und Viveurs besucht wird), auf dem Opernball und in dem Café chantant, dem Alcazar, in der Loge der Patti des Bierseidels, der berüchtigten Thérésa encanaillisire; die ferner in den lebenden Bildern, die in den höchsten Kreisen während der letzten Saison gestellt wurden, eine so gelungene Stellung, auf den Bällen der Prinzessin X und auf denen der Herzogin Y ein so schönes Bein gezeigt und sich endlich durch den Ausspruch unsterblich gemacht habe:

Quand je suis à Paris, je me crois au Cabaret.

Wachenhusen entwickelt einen mephistophelischen Humor in der Unermüdlichkeit, mit welcher er die Frauen der Monde und der Demi-Monde in denselben großen Sündenfall des second empire zu verstricken sucht. An seiner Sachkenntniß darf man nicht zweifeln; er läßt die Thatsachen sprechen. Auch verleugnet er den Deutschen so wenig, daß er die Kunstausdrücke dieser frivolen Welt etymologisch herzuleiten unternimmt und so nicht blos als Culturhistoriker, sondern auch als Sprachforscher sich um die Biches und Cocottes verdient macht. Der letztere Ausdruck, der jetzt die Bezeichnung „Lorette" ganz verdrängt hat, stammt her von den kleinen Hühnchen, die man sich in der Schule aus Papier verfertigt. Reich an Kunstausdrücken ist der wechselnde Katalog der pariser Mode. Nach Sardou's Lustspiel: „La famille Bénoiton", wurde das Wort Bénoiton ein Begriff, die Bénoitonnerie eine gesellschaftliche Kaste. Man bezeichnete mit dem Namen Bénoiton die Frivolität des Costüms, der Sitten, der Erziehung, des Familienlebens. Eine femme chic mußte Bénoiton sein; über eine femme chic theilten wir schon die gediegene Auskunft mit, die Hans Hopfen in seinem Roman: „Verdorben in Paris", von diesem Begriff und dieser Gattung gibt. Das System Bénoiton wurde indeß bald durch die Phantasie der haute Bicherie überwunden. In der Farbenlehre von Paris folgte auf die Nuance Bismarck, welche die frühere Farbe „Hanneton" (Maikäfer) vertrat, das Vert Metternich, das Metternich-Grün. Die neuen Helden der vornehmen dévergondage sind die petits crevés, die viveurs, die neuesten Lebemänner des second empire. Diesen Beherrschern der Boulevards entspricht der voyou, der rodeur des barrières, der in den Barrièrenbällen des Elysée-Montmartre u. s. w. die erste Rolle spielt, der Dandy des Arbeiterviertels. Mit rigolo bezeichnet man jetzt was recht comme il faut ist, was der Wiener mit „fesch" bezeichnet. Wo es rigolo hergeht, da muß die Cocotte chien entwickeln. Chien oder gar chienchien ist die höchste Potenz weiblicher capriciöser Tollheit; mit chienchien erreicht man den Meisterstuhl im genre canaille.

Man sieht, die Zigeunersprache des pariser Lebens hat es bereits zu einem Rothwelsch gebracht, das eingehendere Studien verlangt. Was der Vicekönig von Aegypten bei diesen Studien für Erfahrungen gemacht hat, theilt Wachenhusen mit. Diese Anekdoten sind pikant; denn der gläubige Herrscher fand in Paris eine nur etwas anders organisirte Polygamie, die seinen Wünschen entgegenkam.

Die Emailleuse Rachel wird uns in folgender Weise geschildert:

Mlle. Rachel emaillirt die Gesichtszüge, an denen alle Crême und Essenz vergeblich ihre Wirkung versucht. Mlle. Rachel überzieht das Antlitz mit einer Emaille, welche alle Runzeln und Falten glättet, alle Flecken bedeckt, ein Engelsgesicht an Frische und Anmuth verleiht, Schwanennacken zaubert, Brust und Arme mit dem Schmelz jener ersten Jugend bedeckt, da das Herz noch Illusionen hatte. Das thut Mlle. Rachel! Aber jede Medaille hat ihre Rückseite. Das Antlitz, einmal emaillirt, ist keines wechselnden Ausdrucks mehr fähig. Ein Weib, das sich ein lächelndes Antlitz hat emailliren lassen, muß immer lächeln, immerfort. Sie lächelt, wenn sie Migräne und wenn sie Zahnschmerzen hat, sie lächelt, wenn ihr Kind im Sterben, sie lächelt, wenn sie selbst auf dem Todtenbette liegt. Sie muß lächeln, immerfort lächeln! Und wiederum die andere, die sich ein schmachtendes, schwermuthsvolles Antlitz hat emailliren lassen, sie ist traurig, immer traurig. Sie ist schwermüthig und melancholisch, wenn sie das große Los gewonnen, sie ist traurig, wenn sie die höchste Wonne, die höchste Seligkeit empfindet, sie ist traurig, die Unglückliche, wenn ihr das Herz vor Freude springt, immer traurig. Verhängnißvolle Emailleuse!

Was wird die Zukunft sagen zu dem Cancan dieser „emaillirten" Gesellschaft des second empire!

„Die Liebe" ist jedenfalls das interessanteste Kapitel in der „Physiologie von Paris". Was das andere Rad im Weltgetriebe, den Hunger, betrifft, so gibt uns namentlich Wachenhusen über die verschiedenen Arten von Restaurants und die Vergiftungsmethoden, die in vielen derselben, namentlich in denen à prix fixe, herrschen, praktische Auskunft. Immer und überall stoßen wir auf die unechten Perlen der Bijoutiers der Rue Vivienne, die sich hier in den Kranz der am schönsten getauften Gerichte als Katzen-

und Pferdefleisch einreihen. Es ist eine menschenfreundliche Rücksichtnahme der Touristen, daß sie die Gäste der Weltstadt darin unterrichten, wo und wie sie am besten ihren Hunger stillen; die Pariser wissen hierin schon von selbst Bescheid. Doch der Hunger spielt in Paris noch eine andere Rolle, von der die blutigen Junitage zu erzählen wissen; er tritt auf als Apostel socialistischer Ideen. Ueber die neueste Phase der Arbeiterbewegung vermissen wir nähere Auskunft in allen vorliegenden Schriften, es scheint fast, als ob die Vorstädte Saint-Antoine und Marceau unter der Fürsorge der Seinepräfectur friedlich entschlummert sind. Eine dritte Rolle spielt der Hunger als der erfinderische und treibende Geist, der die Straßenindustrie belebt. In den „Lebenden Bildern" befindet sich eine kleine recht anziehende Novelle: „Die Tochter des Lumpensammlers", welche die glänzenden Resultate dieser unansehnlichen Industrie in pikanter Weise beleuchtet. Freilich herrscht die bitterste Armuth in jenen Stadtvierteln des Faubourg Saint-Marceau, in dem die Lumpensammler wohnen. Kleine Handwagen in den Straßen, von Kindern gezogen, mit schmuzigen Lumpen und Fetzen Papier, Knochen und unnennbarem Unrath angefüllt, in allen Höfen, auf Gängen und Treppen, in den kleinen niedrigen Zimmern alles vollgestopft mit Bündeln, Ballen und Packen, der Ausbeute der täglichen Excursionen; bettelhaft schmuzige Kinder an zerbrochenen Tischen streitend um die Reste des Frühstücks, das aus dem wenigen Fricot besteht, einem namenlosen Gerichte, das schon mehrere Gäste gesehen hat, bevor es in diese Gegend gekommen ist; dabei schreckliche und überwältigende Gerüche, gegen welche ein ganzes Flacon Violette de Parme nichts helfen würde. Gleichwol arbeiten sich einzelne dieser Lumpensammler zu bedeutenden Reichthümern empor. So der Père Marteau, dessen Töchterchen in dem Sohn eines großen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre einen Liebhaber mit ernsten Absichten fand. Die kleine Geschichte erzählt uns, wie der vornehme Kaufmann sich anfangs gegen die Verwandtschaft mit dem Chiffonnier sträubt, bis dieser seine Reichthümer aus der Brusttasche hervorzieht, den Kaufmann beschämt und ihm selbst aus der Verlegenheit hilft. „Reich ist vornehm" — das ist die Moral dieser Geschichte.

Die Lumpensammlerei muß in Paris viel einbringen; denn im Jahre 1861 wollte die Regierung ein Monopol aus derselben machen; man sprach von einer Einnahme von 16—18 Millionen; doch die 25000 Chiffonniers von Paris waren mit diesem Plane keineswegs einverstanden.

Reizend schildert Edmond Texier in der „Physiologie von Paris" die „Kleinen Industriezweige". Eine Menge dieser Industriellen ist jetzt von der Polizei verscheucht worden. Nur der Galilei des Vendômeplatzes ist geblieben. Sobald man das Gas anzündet, stellt der mit einem polnischen Rocke und einer griechischen Mütze bekleidete Mann sein Teleskop auf, nachdem er vorher mit Kreide auf den Asphalt den Mond mit seinen Bergen und Thälern aufgezeichnet. Gegen eine Vergütung von 25—50 Centimes zeigt er alle astronomischen Phänomene, ohne die zu rechnen, welche das Observatorium nicht vorausgesehen hat.

Fast alle die kleinen Industriezweige, welche im Wörterbuche des Handels nicht verzeichnet stehen, sind Erzeugnisse der durch den Hunger erhitzten Phantasie. Der erste, der anfänglich einen, dann zwei, dann drei Cigarrenstummel aufhob und, nachdem er sie kleingehackt, als Rauchtaback verkaufte, ergriff diesen noch unbekannten Beruf nicht aus freiem Entschluß, wie man z. B. Administrator oder Portier wird, sondern es war die Gelegenheit, die Nothwendigkeit zu essen, die ihn in diese Carrière warf. Er kam später zu folgendem auf die Statistik gegründeten Raisonnement. Man raucht in Paris täglich wenigstens 300000 Cigarren, es müssen sich also irgendwo, vorzüglich unter den äußern Tischen der Cafés des Boulevards 300000 Reste davon finden. Sein Gesichtskreis erweiterte sich; er beschloß eine Ausbeutung im großen, nahm Associés an — und es gab einen Fabrikanten mehr, einen Fabrikanten von verbotenem Nicotin. Es scheint, daß sich die Waare verkauft und in einer Pfeife ebenso angenehm schmeckt wie das privilegirte Product der kaiserlichen Manufacturen. Man versichert auch, daß diese das Gesetz umgehende Industrie eine große Anzahl von Contrebandiers wohl oder übel nährt und daß einige sogar ein Vermögen dabei erworben haben. Man zeigte mir eines Tags einen wohlbeleibten Mann, von dem man mir sagte, er habe diese Tabacksfabrikation aus zweiter Hand monopolisirt und sich jetzt im Besitz einer anständigen Wohlhabenheit aus dem Geschäft zurückgezogen.

Wir erwähnen von diesen kleinen Industriellen noch: den Tagesbankier; den Feuerverkäufer, der aus seinem innerlich und äußerlich mit Blech beschlagenen Karren die Händler mit Brennstoff versorgt; den Schutzengel, der die Betrunkenen nach Hause führt; Vater Tripoli, der Knöpfe und alles militärische und bürgerliche Lederzeug putzt; den Fußbodenmaler; den Mann, der Brotkrumen sammelt und dann den Sack mit Brotstücken an die Kaninchenzüchter verkauft; den Verfertiger von Schinkenknochen; den Fabrikanten von Hahnenkämmen; die Blutegelvermietherin; den Bäcker für Altbackenes u. s. w.

Gleich anziehend schildern uns Ch. Yriarte „Pariser Typen und Clubs", von denen die erstern zum großen Theil auf den Aussterbeetat gesetzt sind; Jules Janin die „Bibliophilen"; Bamberger, der geistvolle Abgeordnete des Zollparlaments und Bankherr der pariser Chaussée d'Antin, „Die deutsche Colonie". Aehnliche genrebildliche Beiträge enthalten Peterssen's „Pariser Leben" und die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", alle geschöpft aus dem unversieglichen Borne der Weltstadt, deren Sitten für die Cultur des 19. Jahrhunderts nach wie vor eine maßgebende Bedeutung haben und deshalb den Sittenmalern den reichsten und geeignetsten Stoff bieten.

Rudolf Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Neues Novellenbuch von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung enthält fünf Novellen: „Das Spielmannskind“, „Das Theaterkind“, „Reiner Wein“, „Das Quartett“, „Die Hochschule der Demuth“; dann: „Abendfrieden“, eine Novelle als Vorrede, und „Die Dichterprobe“ als Epilog. Des Verfassers in den weitesten Kreisen längst anerkannte Begabung als Novellendichter bewährt sich auch in diesen seinen neuesten poetischen Schöpfungen. Wir können sie mit voller Ueberzeugung und im wahren Sinne des Worts als solche bezeichnen, weit hervorragend über die große Masse der den Büchermarkt füllenden ähnlichen Erzeugnisse. Jede dieser kleinen Erzählungen versetzt uns beim Lesen in diejenige Stimmung, welche nur eine wirkliche Dichtung hervorzubringen befähigt ist, jede bekundet tief-poetisches Empfinden, eine meisterhafte und sich ihrer Mittel bewußte Ausführung. Den Preis möchten wir der ersten: „Abendfrieden“, eine Novelle als Vorrede, zuerkennen, worin der Verfasser, damals 10 Jahre alt, seine ersten Versuche als Novellist auf dem Schulwege von Bieberich nach Wiesbaden schildert. Er erzählt seinen ihm aufmerksam zuhörenden Genossen Geschichten, die er sich ausdenkt, und wobei er seiner knabenhaften Phantasie völlig die Zügel schießen läßt; da aber, als er das Roß eines Ritters über eine 50 Fuß breite Kluft setzen läßt und noch ein paar Ellen weiter, erheben sich bei den Zuhörern Zweifel über die Wahrheit und nöthigen ihn zu dem Bekenntniß: „Im Buche steht gar nichts, meine Geschichten stehen überhaupt in keinem Buche, sondern blos in meinem Kopfe und sind alle miteinander hier auf der Chaussee gewachsen.“ Unter den Zuhörern erhebt sich über diese monatelang geübte Täuschung eine große Entrüstung; sie hatten keine Ahnung von dem Schöpferrecht der Phantasie, und Dichten und Lügen war bei ihnen gleichbedeutend. Man schreitet zu einem energischen Strafgericht und der jugendliche Dichter rettet sich mit Mühe auf einen vorbeifahrenden herzoglichen Leiterwagen, dem Verbote seiner Aeltern zuwider, nie auf dem Schulwege einen Wagen zu erklettern. Er zerreißt sich dabei seinen Kittel und verwünscht seine schönen Geschichten, die allein all dieses Unheil hervorgerufen.

Mit Arrest bestraft, behorcht er ein Gespräch zwischen einem Frotteur und seinem Schatz und hört, wie dieser plötzlich mit erhobener Stimme sagt: „Da kommt ein Mann, den müssen wir grüßen! Aufstehen! Front machen!“ Durch das Portal des Gartens schreitet ein fremder alter Mann, eine stattliche, aber gebeugte Gestalt, gestützt auf den Arm einer schönen jungen Dame, beide schlicht und einfach, doch fein und vornehm in Tracht und Haltung. „Das ist Walter Scott“, sagt der Frotteur zu dem dicken Klärchen, „welcher all die schönen Geschichten gemacht hat, vom Ivanhoe, vom Quentin Durward, stehe auf, wir müssen grüßen!“

Und der Mann, dachte der Knabe, nachdem der Frotteur sich noch weiter über Walter Scott geäußert, hat auch Geschichten erzählt wie ich, und es ist ihm doch nicht so schlimm dabei ergangen. Er liest nun mit großem Verlangen und Entzücken diese Geschichten, und bietet dann seinen Kameraden, die ihn zum Klotztragen verdammt, die Erzählung einer gedruckten Geschichte an, sie stimmen zu und gestehen, als er nach Wochen geendet, diese sei viel schöner gewesen als alle seine frühern.

„Was ich auf der wiesbadener Chaussee begonnen“, fährt der Verfasser fort, „das habe ich seitdem in Büchern fortgesetzt, ich habe am Feierabend erzählt. Im ernsten Tagewerk scheue ich den Kampf nicht; in der Novelle suche ich den rein und heiter abgeschlossenen Stoff, das still anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens. Mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt, und in dieser Kindergeschichte liegt der Schlüssel zum Verständniß meiner Novellen.“

Kein von gleicher Auffassung und Empfindung beseelter Leser wird dies Buch ohne innere Befriedigung und angeweht von ihn durchströmendem poetischen Hauche aus der Hand legen; für die nach französischer unnatürlicher Effecthascherei Suchenden ist es dagegen nicht geschrieben.

2. Der Erbe. Roman von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Gerstäcker hat bessere Romane geschrieben als diesen „Erben“, womit wir über denselben jedoch keineswegs ein tadelndes Urtheil aussprechen wollen. Die Fabel ist einfach und wenig verhüllt, der Fortgang der Erzählung und das Ende lassen sich bald errathen; dagegen finden wir auch in diesem Buche sicher und treu nach dem Leben gezeichnete Figuren und Charaktere, und die Handlung des Romans erhält sich, wie dies in Gerstäcker's Dichtungen immer der Fall ist, in steter Spannung bis zum Ende. Der Verfasser liebt das Reale und weiß es besonders zur wahrheitgetreuesten Anschauung zu bringen auf Schauplätzen und unter Verhältnissen, wo es, wie in Amerika, von dem Idealen noch wenig behelligt wird. Der vorstehende Roman würde vielleicht ebenfalls lebenswahrer erscheinen, wenn der Schauplatz desselben nicht Deutschland wäre und die darin gezeichneten Personen wenigstens zum Theil der amerikanischen Rasse angehörten.

3. Waller und Sohn. Roman von Theodor König. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman, obgleich einen Fortschritt bekundend, zeigt mit denselben Vorzügen auch dieselben Mängel wie König's früherer Roman: „Eine catilinarische Existenz“. Das entschiedene Talent des Verfassers befindet sich offenbar noch im Gärungsproceß und bedarf der Abklärung. So wie es in „Waller und Sohn“ geschildert wird, ist das Leben in Wirklichkeit nicht, wol im einzelnen, aber nicht im ganzen. Aus der Zusammenstellung des Einzelnen hat der Dichter ein harmonisches Ganzes zu bilden; er darf nichts Ungehöriges, nichts sich in sich Widersprechendes zusammenfügen, überhaupt nicht aus pikanten Einzelheiten, die wenig Gemeinsames haben, ein Ganzes bilden wollen; es entsteht dann nur ein Aneinanderreihen verschiedener Ereignisse, ohne ein wirkliches und wahres Lebensbild, welches zu geben die Aufgabe des Romans bleibt.

4. Hereward der Wachsame, „der letzte Engländer". Historischer Roman von Charles Kingsley. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Giese. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 2 Thlr.

Die Geschichte des Romans spielt zur Zeit Wilhelm's des Eroberers und schildert die damaligen Zustände Englands. Wer sich für englische Specialgeschichte interessirt, wird diese aus Quellenstudien hervorgegangenen Schilderungen, welche zugleich in ansprechender Weise erzählt sind, mit Befriedigung lesen. Der Verfasser bemüht sich selbst in Stil und Darstellung die Zeit der Erzählung wiederzugeben, was ihm auch gelingt. Das Buch ist, wie gesagt, nicht uninteressant, es beansprucht jedoch Leser, welche im allgemeinen in der Geschichte bewandert sind, sie nicht erst aus Romanen lernen wollen und Gefallen daran finden, sich mit den Einzelheiten derselben zu beschäftigen.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Die letzte Wintersaison darf in Bezug auf Novitäten weder zu den fruchtbaren noch zu den bedeutsamen gerechnet werden. Das meiste, was von jüngern Kräften zur Aufführung kam, war mehr oder weniger Experiment, es fehlte an sicherer Technik und vor allem — an wahrhaft modernem Inhalt. Die Führung behauptete Heinrich Laube, dessen „Statthalter von Bengalen" nicht nur an den meisten Bühnen zur Aufführung kam, sondern der auch in seinen „Bösen Zungen" ein neues wirksames und vielfach zur Darstellung gebrachtes Schauspiel den Bühnen zusandte, das namentlich in Leipzig und Prag, am Wallnertheater in Berlin und im Theater an der Wien in Wien mit Erfolg zur Aufführung kam.

Laube hatte sein Drama, das eine tragische oder vielmehr traurige Epoche der neuen österreichischen Geschichte behandelt, zunächst dem wiener Burgtheater zugeschickt. Die Intendanz, die es anfangs, vorbehaltlich einiger durch die conventionellen Rücksichten des Hoftheaters gebotenen Aenderungen, zur Aufführung annahm, verweigerte später dieselbe wegen der heftigen Angriffe, welche Laube in der „Neuen Freien Presse" gegen die neue Leitung der Bühne richtete. Diese Ereignisse, von der wiener Zeitungspresse nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet, diese Schicksale des Stücks vor seinem Erscheinen auf den Bretern lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe und bahnten ihm rasch den Weg auf die andern Bühnen.

Das Stück ist ein resoluter kühner Griff ins moderne Leben, in sociale Zustände, wie sie die innere Fäulniß des Staatswesens hervorruft, und hierin besteht ein großer Vorzug desselben. Sagt doch schon der britische Dichter, daß die Bühne dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten solle, und gerade die Nutzanwendung der prägnanten, im Lapidarstil hingeschriebenen Worte ihres Meisters wird von den neuen Shakspearomanen verabsäumt. Je mehr es einem Dichter gelingt, irgendeinen Zug dieses modernen Lebens mit plastischer Energie herauszumeißeln, desto sicherer ist die Anwartschaft, die sein Werk auf eine in die Nachwelt hinausreichende Dauer erheben kann.

Jedenfalls hat Laube mit sicherer Bühnentechnik und geistreichem, oft energischem Dialog seine Aufgabe gelöst. Den Höhenpunkt des Stücks bildet die Schlußscene des zweiten Actes, in welcher Frau von der Straß der Entrüstung über die Verleumdungen, denen ihr Gatte noch nach dem Tode ausgesetzt ist, und über eine niedriggesinnte Bureaukratie beredte und durchschlagende Worte leiht. Spätere Varianten rufen nur ein abgeschwächtes Echo dieser Reden hervor. Die Motivirung der eigentlichen Handlung durch den Diebstahl der „rothen Mappe" ist äußerlich nicht recht niet- und nagelfest. Der Grundfehler des Stücks bleibt aber, daß seine Lösung mit seiner Tendenz im Widerspruche steht. Diese Tendenz ist gegen das bureaukratische Unwesen gerichtet, das in Jesuitismus und Liebedienerei emporwuchert als Auswüchse eines patriarchalischen Polizeistaates; die Lösung aber, die sich als eine gemüthlich zufriedenstellende ausweist, treibt das patriarchalische Staatsprincip auf die Spitze, indem der Wille des Monarchen, durch einen Cabinetsbefehl, zugleich zwei willkürliche Acte der Cabinetsjustiz ausübt und die Ehre seines Ministers in integrum restituirt. Solches höchste Verfahren ist ganz im Einklang mit dem Verfahren der schleichenden Polizeiräthe; es ist die Willkür, die an Stelle des Gesetzes tritt und selbst das Gute durch die Art, wie sie es thut, in ein Schlimmes verwandelt.

Ein neues Trauerspiel, das am berliner Hoftheater zur Aufführung kam: „Phädra", erregte dadurch Aufsehen, daß der Verfasser ein preußischer Prinz, der Prinz Georg von Preußen ist. Es umfaßt einen weitern biographischen Ausschnitt aus dem Leben der Heldin als die Racine'sche Tragödie, indem die Liebe zu Hippolyt blos das Schlußgemälde bildet, während die Vorgänge auf Kreta die größere Hälfte der Tragödie ausfüllen. Man rühmt dem Stücke schwunghafte Verse nach, welche zum Theil durch die Composition Taubert's gehoben worden.

Ein neues Stück von Gustav von Meyern: „Die Cavaliere", welches zu den Zeiten Cromwell's spielt, scheint die Runde über die namhaftern deutschen Bühnen nehmen zu wollen. Außerdem ist in München am Actientheater ein neues Stück von Melchior Meyr: „Wer soll Minister werden?" und am Hoftheater ein Stück von A. May: „Das Stammschloß", zur Aufführung gekommen, beides Dramen, welche aus dem modernen Staats- und socialen Leben schöpfen.

Von neuen Lustspielen erwähnen wir Rudolf Genée's „Vor den Kanonen", ein am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommenes Stück, dessen Inhalt die bekannte Begegnung des Königs Karl XII. und der Gräfin Aurora Königsmarck bildet, und Paul Frohberg's (Friedrich Adami's) Lustspiel: „Der Hollandgänger", das eine munter componirte Anekdote aus der Zeit Friedrich's des Großen behandelt, in welcher Voltaire eine wenig glänzende Rolle spielt. Auch dieses Stück ist am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen.

Bibliographie.

Böhmert, V., Vortrag über das Verhältniß von Arbeiter und Arbeitgeber. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 5 Ngr.

Kuh, E., Adalbert Stifter. Wien, Tendler u. Comp. 8. 20 Ngr.

Omniakadie. Theosophische Gedanken einiger Götter und Göttinnen, erfunden und allen Freimaurern und Nichtfreimaurern freundlich gewidmet von Isidor. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pacher, P., Die ostasiatische Expedition, im Auftrage des Vereins der österreichischen Industriellen kritisch beleuchtet. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Reclam, C., Der Leib des Menschen. Dessen Bau und Leben. Vorträge. 1ste Lief. Stuttgart, Thienemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schall, K. L., Erzbischof Adelbert I. von Mainz 1111—1137. Mainz, Faber. Gr. 4. 10 Ngr.

Schill, J., Gott und die Welt. Philosophische Abhandlung. M.-Gladbach, Hoster. 8. 18 Ngr.

Schroeder, R., Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland. 2ter Thl. 1ste Abth. Das eheliche Güterrecht in Süddeutschland und der Schweiz im Mittelalter. Stettin, Saunier. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sein und Werden im deutschen Buchhandel. Von Ernst Namenlos. Altenburg, Pierer. 8. 18 Ngr.

Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oesterreich. Neue Folge. I. Der Hallodri. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Skizzen aus dem Feldzuge von 1866. Potsdam, Döring. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wieser, J. E. v., Ein Meister des Lichtes. Trauerspiel. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Wohlmuth, A., Epigramme. 1stes Heft. Wismar, Hinstorff. 8. 6 Ngr.

Wolters, A., Reformationsgeschichte der Stadt Wesel, bis zur Befestigung ihres reformirten Bekenntnisses durch die Weseler Synode. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der vierte Band. Derselbe enthält den Besuch der Provinz Rio grande do Sul, die Reisen von Rio de Janeiro nach Sao Pedro do Rio grande, von Rio grande do Sul nach Rosario, und von Rosario nach Catamarca.

Mit dem unter der Presse befindlichen fünften Bande wird das ebenso werthvolle als interessante Werk vollständig vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von Dr. Julius Bahnsen.

Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Der vor einigen Monaten erschienene erste Band dieses interessanten und nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch wichtigen Werks hat bereits großen Anklang gefunden. Zum ersten male wird hier die Erforschung des menschlichen Charakters als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Verfasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt überall zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung. Mit dem soeben ausgegebenen zweiten Bande liegt das Werk nun vollständig vor; dasselbe wird die Theilnahme der Pädagogen, der Criminalisten und Seelenärzte, der Ethiker und Philosophen, sowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH für romanische und englische Literatur.

Begründet im Verein mit

Ferdinand Wolf von **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Ludwig Lemcke,

Professor an der Universität zu Giessen.

Preis des Bandes von 4 Heften 4 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren achter Band soeben vollständig geworden ist, zählt eine grosse Reihe der bekanntesten Gelehrten zu ihren Mitarbeitern und concentrirt in sich die wichtigsten und interessantesten Studien auf dem Gebiete der englischen und der verschiedenen romanischen Sprachen und Literaturen. In Erweiterung ihres ursprünglichen Programms berücksichtigt die Zeitschrift nicht blos den literar-historischen, sondern auch den rein philologischen Theil; die hierdurch herbeigeführte grössere Vielseitigkeit trägt dazu bei, den Kreis der Freunde dieses „Jahrbuch" immer mehr zu vergrössern.

Verlag von **E. Morgenstern** in **Breslau.**

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus vier Welttheilen.

Ein Reise-Tagebuch in Briefen

von

Max Wichura,

Königl. Regierungsrath und Botanisches Mitglied der Preussischen Expedition nach Ost-Asien.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.

Das vorliegende Werk — das erste von einem wissenschaftlichen Mitgliede der Preussischen Expedition nach Ost-Asien ausgehende Tagebuch — ist auf den Wunsch der zahlreichen Freunde des zu früh dahingeschiedenen Verfassers veröffentlicht. Dasselbe enthält einen getreuen Bericht über alle Erlebnisse desselben während jener grossen Expedition, und fesselt gleichmässig durch den Reichthum an Natur- und Sittenschilderungen, wie durch die anmuthige, oft durch geistvollen Humor gewürzte Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von

Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung unsers größten altdeutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der vor kurzem in der Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite Auflage.

8. Geh. Erster Band 1 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band 2 Thlr.

Melchior Meyr's Erzählungen aus dem „Ries" (einem Gau im Schwabenlande) wurden bei ihrem ersten Erscheinen sowol von der Kritik wie vom Publikum mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, sodaß sie jetzt in einer vom Verfasser genau durchgesehenen zweiten Auflage erscheinen konnten. Man darf sie wol in ihrer Art mustergültig nennen: realistisch treu, poetisch in der Form, spannend und ergreifend, durch ihre Ausgänge aber sittlich wohlthuend und befriedigend. Das Werk ist somit geeignet, ein echt deutsches Familienbuch zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 18. Juni 1868.

Kleine epische Dichtungen.

1. Heinrich von Schwaben. Von W. Hertz. Stuttgart, Kröner. 1867. 16. 20 Ngr.

Diese kleine poetische Erzählung behandelt eine mittelalterliche Anekdote mit vieler Grazie, ansprechender Schlichtheit und in einer durchsichtigen, krystallklaren Form. Kaiser Konrad der Salier, der mit Energie den Gottesfrieden im Deutschen Reich durchführt, verfolgt den gewaltigen Grafen Luitpold von Kalw mit Bann und Reichsacht, bricht seine Burg und jagt ihn friedlos von dannen. Sein Weib, das gesegneten Leibes war, entflieht mit ihm in die Wildniß; er trägt sie, trotz der Nähe der Verfolger, in die Klostermühle bei Hirschau, wo sie eines Knäbleins genas. Da reitet der Kaiser vorbei, neben ihm sein Sterndeuter Chrysostomos; sie hören den Klageruf aus der Mühle, und der Meister spricht: „Dort liegt ein Weib in Kindeswehn."

„Herr Kaiser", raunt er, „welch Gesicht!
Im Aether flammt's wie Kronenlicht.
Ist meine Kunst nicht ganz verloren,
Hier wird ein seltnes Kind geboren:
Dies Kind wird Eure Tochter frein,
Dies Kind wird nach Euch Kaiser sein,
Und an Gewalt im Erdenreich
Wird ihm kein zweiter Kaiser gleich."
Doch Konrad rief mit finstern Braun:
„Dich läßt ein Dämon Wunder schaun." —
„Nein", sprach der Meister, „theurer Held,
Der Trug ist nur von dieser Welt;
Doch wahrhaft und unwandelbar
Bleibt der Gestirne reine Schar,
Und nichts Unheiliges auf Erden
Kann ihren lichten Gang gefährden." —
„Traun", sprach der Kaiser, „siehst du recht,
Erwirbt mein Kind ein niedrer Knecht?" —
„Mein Aug' ist hell, und sichern Blicks
Schau' ich die Bahnen des Geschicks.
Nie habt Ihr Wahn von mir vernommen;
Wie ich gesagt, so wird es kommen!"

Und so kam es. Der Kaiser will das Kind morden lassen, der Vater fällt im Kampf mit den Reisigen; doch der treue Mann, dem der Kaiser das blutige Werk vertraut, bringt das Kind nicht im Walde um, sondern übergibt es den Mönchen des nahen Klosters. Später begibt es sich denn, daß der erwachsene Heinrich, mit dem Pergament des Abts ausgerüstet, an das Hoflager des Kaisers geritten kommt und von diesem erkannt wird; doch der Herrscher ist nicht mehr so abergläubisch wie früher:

Noch bin ich Herr, doch meine That
Und Schicksalsspruch und Sternenrath
Verkehr' ich zum Gelächter
Für kommende Geschlechter.

Er schickt den Jüngling mit einem Brief als Boten zu seinem Vogt nach Nürnberg:

Es war zu heißer Mittagszeit,
Im Blau kein Wölkchen weit und breit,
Die Felder öd und menschenleer,
Kein Wandrer kam des Wegs daher,
Nicht Vogel sang noch Grille,
Die Stadt lag schlummerstille.
Der Knabe sprach: „Wo halt ich Rast?
Jetzt bin ich kein willkommner Gast:
Das brütet all in schwülem Traum;
Dornröschens Schloß ist öder kaum.
Der Thürmer auf der Wache,
Die Tauben auf dem Dache,
Die Bürger sammt dem Grafen,
Sie liegen all' und schlafen.
Mich selbst beschwert die Sonnenglut,
Ich habe lange nicht geruht." —
Er lenkt abseits des Rosses Gang
Und ritt am Wall der Stadt entlang.
An Zinnen, Thurm und Scharten,
Da lag ein schöner Garten;
Er sah durchs angelehnte Thor
Manch zierlich Beet in buntem Flor,
Viel rankendes Gehege
Und grüne Schattenwege.
Er ritt hinein, welch süßer Duft!
Wie fächelt labend hier die Luft!
Da springt er ab, entschirrt sein Roß
Und legt sich, wo ein Bächlein floß.

Gar lieblich war die Stätte,
So weich sein moosig Bette.
Welch heimlich Wellenrauschen!
Er schlummert ein im Lauschen.

Es war zur selben Stunde,
So sagt die alte Kunde,
Da ward im engen Burggemach
Ein ungeduldig Köpfchen wach,
Ein keckes Fräulein klug und klein,
Agnes, des Kaisers Töchterlein.
Sie sprang vom heißen Pfühle,
Wie war die Kammer schwüle!
Welch Schweigen rings in Hof und Gang!
Dem Kinde ward die Weile lang.
Sie ließ die Spindel liegen
Und schlich sich an die Stiegen,
Wo der Gespielen holde Schar
Beim Rocken sanft entschlummert war.
Die mußten all' erwachen;
Dann unter Scherz und Lachen
Lief Hand in Hand der muntre Chor
Hinab zum Garten vor dem Thor,
Und flink zerstreuten sie sich dort
Den Bienen gleich am lust'gen Ort,
Um sich in Busch und Hecken
Zu haschen und zu necken.

Klein Agnes schlüpft im Laub geschwind
Unhörbar wie ein Elbenkind
Und kam zum Quell, wo fest und tief
Der wandermüde Knabe schlief.
Mit dämmerweichem Rosenlicht
Umfloß der Schlaf sein Angesicht;
Frisch lacht sein Mund; nie kam vom Weib
Solch heitres Haupt, solch schöner Leib.
Sie stand erschreckt im Wiesenklee,
Gleichwie am Waldsaum stockt ein Reh;
Dann schlich neugierig sie heran
Und hielt entzückt den Athem an.
Die Kniee bebten ihr, sie saß
In seinem Rücken leis ins Gras
Und bog sich vor in süßem Graun
Und ward nicht satt ihn anzuschaun.
Er schien so froh, er schien so gut;
Da ward erweicht ihr herber Muth;
Sie zog nach seinen Wangen
Ein zärtliches Verlangen.
Es rührt ihr Herz ein sehnend Leid
Mit Ahnung höchster Seligkeit. —
So zwang die allgewalt'ge Minne
Des Mägdleins unerfahrne Sinne.

Sie raubt dem Schlummernden ein Briefchen aus dem Täschlein, aus dem sie ersieht, daß sie dem Kaisersohn von Griechenland vermählt werden soll und der Graf sie in bräutlichem Schmuck zum Hoflager führen solle; sie ist darüber sehr unglücklich, doch weiß sie sich Rath. Der Kaiser hat ihr bei seiner letzten Anwesenheit ein leeres Blättchen Pergament mit seinem eigenhändigen Namenszug gegeben; darauf solle sie schreiben, „wonach ihr Herz Verlangen hat“. Jung Agnes ist nicht blöde und verordnet sich auf diesem Blatt den schlummernden Jüngling zum Gatten mit den trotz ihrer sanften Alliteration drohenden Schlußversen:

Deß achtet sonder Lug und List,
So lieb euch euer Leben ist! —

Das Fräulein ist so schalkhaft, sich zu verstellen und zur Vorsicht zu mahnen:

Wer bürgt uns, daß der feine Gast
Den Brief nicht selbst zum Scherz verfaßt?

Sie räth, man solle dies Blatt den weisen Vätern der Stadt zeigen. Dies geschieht.

Die würd'gen Männer kamen,
Sie sahn des Kaisers Namen,
Und mit besonnenem Verweilen
Erwogen sie die letzten Zeilen:
Deß achtet sonder Lug und List,
So lieb euch euer Leben ist! —
„Ei“, sprach der Schultheiß ernst und klug,
„Dies Schreiben dünkt uns klar genug.
Da ist kein gnädig Wort gespart,
Recht in des Herrn leutsel'ger Art.
Verhüte Gott, daß wir im Leben
Solch weisem Rathschluß widerstreben!
Drum stimm' ich unverhohlen:
Es sei, wie er befohlen.“

Die Hochzeit findet statt; der Kaiser, der später ankommt, hat das Nachsehen und macht gute Miene zum bösen Spiel; er macht Jung Heinrich zum Herzog in Schwabenland.

Und kommt mein Volk in Kriegsgefahr,
So führe du die Bannerschar!
Was wir gesä't in Sorg' und Mühn,
Des Reiches Heil wird dir erblühn.
Denn was man Schlimmes dir erdacht,
Vor dir und deiner Sterne Macht
Muß Haß und Neid erbleichen —
Dein Glück ist ohnegleichen!

Wenn wir die schlichte, schalkhafte, maßvolle Einkleidung dieser Anekdote erwägen, das Anklingen des Gedichts an mittelalterliche Vorbilder, ohne affectirte Minniglichkeit und erkünstelte Naivetät, die Leichtigkeit, mit welcher eine Menge von Thatsachen ungezwungen aneinandergereiht und gruppirt ist und die künstlerische Gemessenheit, welche jedes Zuviel um eines Haares Länge vermeidet, so muß man dieses Gedicht einen feingeschliffenen Edelstein nennen, der so recht in einem dichterischen Edelsteincabinet für Liebhaber zu prangen berufen ist.

Doch der Werth und Gehalt dieses Edelsteins an und für sich? Wir sind einmal pedantisch genug, dem selbstzufriedenen Lächeln der formellen Aesthetik gegenüber, welche auf das εὕρηκα solcher poetischen Cabinetsstücke deutet, auf den innern Gehalt zu dringen. Eine gereimte Anekdote bleibt eben eine gereimte Anekdote, wenn sie nicht einen geistigen Inhalt hat, der dem einzelnen Erlebniß eine allgemeine Bedeutung gibt. Soll diese etwa in dem Fatalismus liegen, durch welchen die Prophezeiungen des Sterndeuters sich erfüllen? Oder sollen wir besonderes Interesse an dem Glück einer Liebe nehmen, die doch nur als kecke Laune erscheint? Es ist ein drolliger Einfall dieses Kaisertöchterchens, sich ohne weiteres in einen schlafenden Jüngling zu verlieben, daß sie ihn augenblicklich zu heirathen beschließt. Daß der Jüngling die Kaisertochter ohne weiteres Bedenken in den Kauf nimmt, ist eher zu verstehen. Oder liegt in diesem ganzen Verlauf eine geschichtliche Sendung, welche aus dieser mehr sonderbaren als wunderbaren Verkettung der Zufälle wie der Blitz aus einer elektrischen Kette herausspringt? Herr Heinrich ist zu einer ganz unhistorischen Bedeutung aufgedonnert.

Das ganze Gedicht, mögen es die Akademiker als eine Perle der Nationalliteratur feiern, ist nur ein lyrisch-

episches Baiser, das man herunterschlürft mit Behagen, weil es geschmackvoll und lecker zubereitet ist.

2. Der Pinsel Ming's. Eine chinesische Geschichte von Hans Hopfen. Stuttgart, Kröner. 1868. 16. 15 Ngr.

Auch dies Gedicht ist ein kleiner Juwel, doch er funkelt auch von geistigem Schimmer. Der satirische Grundgedanke dieser Geschichte ist von weittragender Bedeutung, die Form von glücklicher Prägnanz und einem Schliff, der den satirischen Ecken und Kanten eine wohlthuende Rundung gibt.

„Der Pinsel Ming's“ ist schon einmal von Adolf Ellissen in einer humoristischen Ballade besungen worden. Scheu-Gung ist ein chinesischer Dichter.

> Scheu-Gung schreibt leise bei Tag und bei Nacht,
> Doch was er mit sorglicher Mühe erdacht,
> Die Kritiker wollen's nicht loben.
> Und wer seine Liederchen liest oder hört,
> Ihm wird wol im Leibe der Magen verkehrt,
> Das Unterste dreht sich nach oben.

So singt Ellissen von dem Dichter, der sich in einer Höhle Jün verbirgt und seine Gedichte sich selber vorliest. Da erscheint ihm ein Geist, den er errettet hat; denn dieser Geist war als geflügelter Schmetterling in den Rachen eines Drachens gerathen und wurde erst erlöst, als Scheu-Gung durch seine Gedichte das Unthier zum Gähnen gebracht hatte. Der Geist Ming gibt ihm dafür seinen „Pinsel“, dem unsterbliche Verse entströmen; er borgt ihm denselben auf zehn Jahre. Die Erfolge sind groß:

> Ihn ehrt die Kritik wie Posaunenschall,
> Ihn ehren die großen Pinsel all
> Vom Pinselwalde des Reiches.
> Wol nie seit den Tagen von Li-Tai-Pe
> Erlangt' ein Dichter des Reiches je
> An Glanz und Vergött'rung ein Gleiches.

Doch nach den zehn Jahren muß der Dichter den Pinsel wieder zurückgeben, er zagt vor der Zukunft; doch der Geist tröstet ihn. Jetzt möge er schreiben, was er wolle, fade, sinnlos; jetzt hätte er einen Namen und die Kritiker werden's verstehen und loben:

> Sie preisen der Welt den Humor und den Witz,
> Die Tiefe, des Scharfsinns leuchtenden Blitz,
> Er schwand — und so ist's geschehen.

So lautet die Ballade bei Ellissen; es ist derselbe Stoff, den Hopfen zu einer größern humoristisch-satirischen Erzählung ausgearbeitet hat, aus deren Arabesken alle die ironischen Geisterchen hervorkichern. Die humoristische Form, die an Byron's „Don Juan“ anklingt und in wohlgeformten ottave rime und kecken Reimen durchgeführt ist, hat eine höchst charakteristische Eigenheit; man könnte sagen, es sind bezopfte Stanzen, die uns in das Reich der Mitte versetzen. Ist doch schon der Theetrank die begeisternde Muse des Dichters, die ihn alsbald unter die blühenden Theestauden versetzt:

> Wie lieb' ich es, zu plaudern und zu träumen,
> Zu horchen, wenn der Sturm die Schindeln fegt,
> Wenn das Gestöber von verschneiten Bäumen
> Rastlos an die beeisten Scheiben schlägt.
> Da kann ich stundenlang im Lehnstuhl säumen
> Und mit dem Freunde, der die Musen pflegt,
> Ein Märlein zeitigen am Feuerschein,
> Mich glücklich wähnen und zufrieden sein.
>
> Zuweilen knurrt mein Hund und weist die Zähne
> Dem Kessel zu, der murmelnd überm Feuer
> Ins Beifallknistern halbverbrannter Späne
> Sein Liedchen singt, ein rührend Abenteuer,
> So rührend, daß ihm manche dicke Thräne
> Herniederrollt aufs glühende Gemäuer,
> Aus dem wie Träume dichtender Phantasten
> Die Flackerflammen durch den Schornstein hasten.
>
> O wie so oft in stillen Dämmerstunden
> Hab' ich die Plagen, die mein Herz gequält,
> Belächelt hier, vergessen und verwunden
> Und alles, was sich der Kamin erzählt,
> In bunten Träumereien mitempfunden!
> Da scheint mir jedes Stücklein Holz beseelt,
> Das Erz belebt, und aus den Ziegelspalten
> Zieht eine Fülle quirlender Gestalten.
>
> Insonders auf dem Theezeug, auf dem blanken,
> Treibt sich ein muntres Völkchen, hüpft und springt;
> Das Silbersieb am Kännlein scheint zu schwanken,
> Darinnen wiegt ein Elfchen sich und singt
> Des Feenlandes heimlichste Gedanken,
> Derweil der Dampf, der aus dem Schnabel dringt,
> Sich über seiner winz'gen Blumenhaube
> Zusammenballt in eine duft'ge Laube.
>
> Der Laube Wipfel wirbeln sich in Ringe,
> Und durch die Ringe seh' ich fernehin
> In Lenzeslandschaft: weiße Schmetterlinge
> Umflattern einen goldnen Baldachin;
> Ein Wächter steht davor mit blanker Klinge;
> Ich seh' am Himmel Reiherschwärme ziehn,
> Ich seh' den Thee, den just mein Kessel brühte,
> Zum andern mal in seiner ersten Blüte.
>
> Und durch die dicht erblüh'nden Stauden rauschet
> Ein schmachtend Pärlein einer Grotte zu;
> Die Nasenspitze rührt Er Ihr und tauschet
> Sein großes Herz an ihren kleinen Schuh,
> Sein Zöpfchen zittert tiefbewegt, es lauschet . . .
> — — Doch liebster Freund, was brummst, was polterst du
> Und mißt mit Donnerschritten von sechs Ellen
> Dies knappe Stübchen eines Junggesellen?

Diesem im Zimmer umherpolternden Freunde fehlt der Ruhm:

> Was ist denn Ruhm? — Ein käufliches Geschmeide,
> Ein Zeitungsschreiber, der vom Lügen lebt;
> Er ist ein Stern auf halbzerrissnem Kleide,
> Ein Irrlicht, das auf manchem Sumpfe schwebt;
> Er ist der Hornruf über Hain und Heide,
> Der, eh' der Wandrer horchen mag, zerbebt;
> Nach trübem Tag ein bischen Sonnenschein,
> Ein welker Kranz auf einem Leichenstein.

Zum Trost erzählt er dem Freunde das Märlein von dem Dichter Scheu-hu-gung, der jedes Jahr sieben Lustspiele, vier Trauerspiele fabricirte, dessen Verse „ohne Ruh' und Unterlaß wie der Sündflut Wasser schwollen“, doch

> Es rief, wer über seine Reime saß:
> „Sie hätten halt was andres werden sollen!“

Auch für sein letztes, siebenactiges „historisch-treues“ Stück erntet er nur Hohngelächter und Spottgekicher. Da weinte der Dichter und schlich ins nächste beste Theehaus, um sein Weh auszuschluchzen. Dies chinesische Theehaus ist vorzüglich in den ottave rime geschildert, deren Diminutivreime wie Pagodenglöckchen zusammenklingen:

> Ins Löffelklirren, ins Geräusch der Tassen,
> Ins Glockenspiel von zwanzig Pendelührchen
> Klang nur gedämpft der ferne Lärm der Gassen;
> Hier hüpften Papagein auf seidnen Schnürchen,

Hier nickten mit beruhigenden Grimassen
Von allen Wänden Porzellanfigürchen;
An Wasserkünsten unter Tabackswölkchen
Saß stillvergnügt ein buntgemischtes Völkchen.

Da hockten reichbeknöpfte Mandarinen
Mit ihm an einem und demselben Tische;
Er sah in ihre huldverklärten Mienen,
Dann in ein Becken voller goldner Fische,
Das vor ihm stand, vom Sonnenstrahl beschienen;
Gar traulich war's in dieser kühlen Nische,
Sein Groll entwich und ein behaglich Sehnen
Begann statt dessen ihm die Brust zu dehnen.

Er liest den werthen Gästen sein Trauerspiel vor:

Doch als er nun den ersten Act geschlossen
Und von dem Manuscript den Blick erhoben,
Staunt er, von bittrem Schrecken übergossen,
Wie auf ein Walfeld, das die Schlacht durchstoben;
Es liegen wie erschlagen und erschossen
Stumm da, die seine Verse sollen loben,
Derweil sich auf den Sophas oder Tischen
Die langen Zöpfe brüderlich vermischen.

Die Fische lagen reglos, es verschwanden
Die letzten Vögel just auf müden Schwingen,
Stumm war das Glockenspiel, die Pendel standen,
Ja selbst die Häupter der Pagoden hingen
Gleich welken Blumen auf den Brustgewanden,
Die Wasser hatten aufgehört zu springen,
Und nur des Schnarchens unisones Dröhnen
Verrieth noch Leben, Sche-hu-gung zu höhnen.

Da begibt sich Sche-hu-gung in die Wildniß, wo es ihm denn gelingt, nach Vorlesung von sechs Acten ein Krokodil zu einem ungeheuern Gähnen zu bringen. Aus dem Rachen des Krokodils erscheint der Geist, den ein Feind, ein Hexenmeister, in einen hohlen Zahn des Unthiers gebannt hatte. Zur Belohnung für die Erlösung gibt er dem „wirksamsten der Poeten" den Pinsel Ming's:

Drauf zog er einen Pinsel aus dem Schlitze,
Der sich in nichts zu unterscheiden strebte
Von andern Pinseln, nur daß auf der Spitze
Ein Flämmchen wie vom ersten Pfingsten schwebte;
Wie angehaucht von eines Dämons Witze
Das Haar am Außenrande leis erbebte;
Ein mystisch Klingen schlich durch seine Borsten,
Wie durch die Blätter in Dodona's Forsten.

Der Lorber blieb nicht aus:

Eh' ein Jahr vergangen,
Zählt' Gung zu den Beknöpften und Betreßten
Und schmückte seinen Zopf mit güldnen Spangen;
Man sang sein Lied in Scheunen und Palästen;
Man sah sein Bild vor jedem Laden hangen,
Die Damen trugen es in winzigen Kästen,
Die Stutzer auf den Hemd- und Westenknöpfen
Und die Studenten auf den Pfeifenköpfen.

Doch nach Ablauf der Frist will der Geist seinen Pinsel wiederhaben; der verzweifelte Poet will ihm auch sein Leben dazugeben, doch der Geist sagt ihm:

Der Pinsel Ming's — unsinniges Begehr!
Was soll er dir? Du brauchst ihn ja nicht mehr!

Schreib mit dem nächsten besten Besen frei
Nun deine Lieder, Märchen oder Dramen,
Schreib' sie, so dumm du willt, 's ist einerlei,
Denn, liebes Kind — jetzt hast du einen Namen!
Mag auch das Flügelroß der Poesei
Dir unterwegs zum Karrengaul erlahmen,
Nun bleibst im Bett, in Wirthshaus und Pagode
Du der du bist: der Classiker der Mode!

Und also begab es sich, man verherrlicht den Lebenden wie den Gestorbenen.

Wie sinnreich ist diese drollige Legende! Welche schneidende Satire auf die Poeten der Mode, die gefeiert werden, auch wenn sie das haltloseste Gewäsch zu Tage fördern! Der Name ist die Flagge, welche das Gut deckt. Und wie oft ist dieser Name selbst ohne den Pinsel Ming's erworben worden. Wie oft applaudirt man „mit verschämtem Gähnen" und ruft klatschend aus: „Wie schön sind diese Scenen", nur um einem Namen gerecht zu werden, den zu feiern die ästhetische Scheinheiligkeit verlangt. Ohne diese ästhetische Scheinheiligkeit, welche sich lieber langweilt, als ihre offene Meinung ausspricht aus Furcht, sich zu compromittiren, würde man nicht unserer Bühne viele oft ohne den Pinsel Ming's geschriebene Werke der sogenannten „Classiker" aufdrängen, wenn sie auch zu dem Geist der Gegenwart nicht mehr passen.

Zu so weitreichenden Gedankenassociationen regt die Hopfen'sche Dichtung an; sie bietet in der That eine Komik von künstlerisch geschliffenen Facetten; sie ist ein kleines komisches Epos, eine Gattung, für deren moderne Wiedergeburt wir uns schon in unserer „Poetik" mahnend bemühten und welche unsere Aesthetiker, wie Vischer, mit Unrecht außer Curs zu setzen und mit noch größerm Unrecht auf das parodistische Genre zu beschränken suchen. Auch finden wir in dem Humor des Feuilletons keinen Ersatz für die geschlossene Kunstform der Komik, die sich in Lied, Epistel und Epos bethätigen kann. Der Vers gibt der Komik und dem Humor einen lapidaren Charakter. Auch auf diesen Gebieten müssen wir zum Vers zurückkehren, nachdem die nur in der Prosa sich tummelnde Komik in diesem Durchgangsstadium sich mit dem ganzen Inhalt des modernen Lebens bereichert hat. Auch in dieser Hinsicht begrüßen wir Hopfen's kleines komisches Epos in seiner ebenso gedrungenen wie gefeilten Form mit Freuden.

3. Annunziata. Ein Gedicht von Alexander Heßler. Kassel, Krieger. 1867. 16. 20 Ngr.

Dies Gedicht steht in Bezug auf Formvollendung und künstlerische Reife bei weitem hinter den vorigen zurück; man sieht, es ist ein junger Dichter, der noch in lyrische Ueberschwenglichkeiten verstrickt ist und hier und dort in lyrische Gemeinplätze verfällt. Auch hebt der häufige Wechsel der metrischen Formen bei einem im ganzen kurzathmigen Gedicht die innere Einheit auf, und diese Formen selbst sind nicht immer durchsichtig behandelt; namentlich fehlt den Daktylen mit der Reinheit der Kürzen auch die eigentliche Beflügelung; sehr oft muß ein hemmender Palimbacchius oder Amphimacer den leichtfüßigen Daktylus vertreten.

Gleichwol hat das Gedicht auch seine Vorzüge, die nach der Seite der Erfindung hin liegen. Der Verfasser, ein darstellender Künstler, hat Sinn für den dramatischen und theatralischen Effect. In der Regel pflegt man in poetischen Erzählungen auf derartiges zu verzichten und strebt nur durch die poetische Ausschmückung eines glatten, oft trivialen Verlaufs eine Wirkung zu erzielen. Mit Unrecht! Die Erzählung darf gewisser spannender Momente, an welche die Novelle und der Roman die Leser

gewöhnt haben, nicht entbehren; sie schädigt damit keineswegs ihre künstlerische Haltung.

Der Inhalt der Erzählung ist die Liebe eines jungen Venetianers, Antonio, zu Annunziata, der jugendlichen Gattin des greisen Dogen Marino Falieri, dessen Staatsverrath und Hinrichtung den historischen Hintergrund der poetischen Novelle bilden. In dem Gewebe derselben hebt sich nun ein doppelter Einschlag der Erfindung effectvoll heraus: einmal die Luftfahrt, die Antonio an Stelle des Freundes übernimmt, um, auf einer Barke mitten im Feuerregen herniedergleitend von der Spitze des Marcusthurms bis zum Thore des Dogen, der Dogeressa einen Blumenstrauß zu reichen. Dies Rendezvous ist kühn und originell erfunden; doch könnte die Ausführung noch farbenprächtiger, schwindelerregender sein.

Dann aber ist auch die Katastrophe in spannender Weise eingeleitet. Der greise Doge will zu den Verschwörern nach San-Giorgio; über die sturmbewegte Lagune hinüber führt ihn Antonio; der Doge bestellt sich die Barke zur Rückfahrt, doch Antonio findet den Schlüsselbund des Dogen in der Barke und fährt zurück, um mit Hülfe der Schlüssel in die innersten Gemächer des Dogenpalais zu seiner Annunziata zu gelangen. Die Verschworenen werden auf San-Giorgio zu Gefangenen gemacht, der Doge verurtheilt und hingerichtet; das fliehende Liebespaar begraben die stürmischen Wogen; ihre Leichen werden noch dem greisen Falieri zur Schau gestellt, kurz ehe am Fuß der Riesentreppe des Henkers Beil sein Haupt trifft.

Das Historische, das den Schlußeffect bildet, ist nur flüchtig skizzirt, kaum hinreichend für das Verständniß, unzulänglich für Erregung lebhaftern Antheils. Dagegen ist das venetianische Colorit recht lebendig, wie die folgenden, nur oft durch unmögliche Daktylen entstellten Verse beweisen mögen:

> Ein wonniges Märchen in himmlischer Pracht
> Umgaukelt Venedig bei Tag und bei Nacht.
> Es wehen die Lüfte so lind und so lau,
> Es spiegelt sein sammtenes dunkeles Blau
> Der Himmel in grünen Lagunen.
> Leicht tanzend im goldig schimmernden Strahl
> Durchschneiden die Gondeln den glatten Kanal.
> Stolz grüßen die Geister der ruhmreichen Zeit,
> Verwittert, aus marmorner Herrlichkeit
> Gleich Räthseln von uralten Runen.
>
> Wie lieblich ladet der schwellende Pfühl
> Auf schwimmender Gondel so weich und kühl,
> Mit farbigem Teppich und Blumen bedeckt,
> Von spielenden Lichtern vergoldet, geneckt,
> Zur Fahrt auf den schaukelnden Wellen!
> Durchzittert so wohlig vom kosenden Wind
> Wird träumend die Seele zum lächelnden Kind;
> Sich wiegend im Aether, so sonnig und warm,
> Entschwindet der Sorgen tief nagender Schwarm,
> Und Freuden dem Herzen entquellen.
>
> Hoch ragt aus dem Wasser manch glänzender Bau
> Auf zierlichen Säulen, vor Alter so grau,
> Und leuchtet hinaus auf die wogende Flut,
> Die manches Jahrhundert am Busen ihm ruht,
> Die Braut weitherrschender Dogen.
> Die Rosse Lysippos', sie springen ins Blau
> Und tragen des Dandolo Siege zur Schau.
> „Wie bist du, Venezia, herrlich und schön!"
> Verkündet San-Marco's Glockengetön,
> Verhallend in steinernen Logen.
>
> Dort, prangend in Marmor, der herrliche Platz,
> San-Marco geweihet, Venezia's Schatz.
> Venedigs Geschichte preist jeglicher Stein;
> Stolz blicken die „Procuratien" drein
> Mit herrlich gewundenen Bogen.
> Wenn flammend im Meere die Sonne sich kühlt,
> Erfrischend die Welle die Riva bespült,
> Durchbebt wol San-Marco's geheiligten Raum
> Ein märchenhafter, entzückender Traum,
> Von Mondesstrahlen durchzogen.
>
> In schimmernden Farben, in üppiger Pracht
> Beginnt nun das lustige Treiben der Nacht.
> Keck schwanken die Federn auf leichtem Baret,
> An purpurnen Gürteln erglänzt das Stilet,
> Der Schwertgriff in Gold und Rubinen.
> Junonische Frauen schmückt faltig und reich
> Das Schleppkleid, das lange, geschmeidig und weich.
> Demanten und Perlen im lockigen Haar,
> Mit glühenden Augen, so tief und klar,
> Die Schönen Venedigs erschienen.

Das Gedicht ist dem Herzog von Koburg-Gotha, welcher dem Dichter „gütig fördernd die Hand gereicht", mit einer schwunghaften Dedication gewidmet.

Rudolf Gottschall.

Hermann Vámbéry's neue Reisebilder aus dem Orient.

1. Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien von Hermann Vámbéry. Nach der ungarischen Originalausgabe. Pest, Heckenast. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien. Von Hermann Vámbéry. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Goethe'sche Wort: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen", scheint in unsern Tagen seiner Verwirklichung entgegengehen zu wollen. Aegypten und Tunis besitzen Parlamente und Constitutionen; der Beherrscher der Osmanen besucht europäische Industrieausstellungen oder Bälle; die Armee des Schahs von Persien wird von französischen oder österreichischen Offizieren gedrillt, Teheran ist der Sitz abendländischer Gesandtschaften, der Telegraphendraht durchzieht ganz Iran, das mit jedem Waarenballen, der von Europa dorthin gelangt, in immer gesteigerter Weise in die Sphäre europäischer Civilisation hineingezogen wird. Freilich, im Norden von Persien dehnt sich ein Gebiet aus, wo der Name des Franken noch immer mit dem höchsten Abscheu genannt wird, wo noch keinerlei friedlicher Einfluß Europas sich bemerkbar macht. Wohl aber drängt dort mit kolossaler Macht Rußland alles zermalmend feindlich vorwärts; doch der Eingeborene rechnet den „Uruß" nicht zu den Franken, er macht einen instinctiven Unterschied zwischen beiden. Aber heraus aus seiner Abgeschiedenheit muß auch dieser

Herztheil Asiens, gewaltig pocht die neue Zeit an die Thore, und sie werden sich öffnen.

Iran und Turan, die Länder der Gegensätze, der schiitischen und sunnitischen Mohammedaner, der Indogermanen mit flectirender und der tschagataischen Tataren mit agglutinirender Sprache, sie stehen seit alten Zeiten als Feinde nebeneinander und reizen unwillkürlich zum Vergleiche. Wer könnte diese besser aufstellen, als der Mann, welche beide nacheinander bereist und so vielseitig ergründet hat, als Hermann Vámbéry, der durch seine epochemachende Reise in die turkomanischen Khanate mit einem male aus der Dunkelheit hervortrat und nun neben den berühmtesten Reisenden genannt wird? Kaum ein Gebiet, das sich dem Forschungsreisenden eröffnen kann, bleibt von ihm unberücksichtigt, und leer gehen eigentlich nur die Naturwissenschaften aus. Er hat als Ethnograph, als Linguist, als Politiker geforscht, und immer neue werthvolle Beiträge entquellen seiner Feder. Die Wanderungen durch Persien, nur die Vorbereitung zu der größern Reise, kritisirt der Verfasser selbst in seiner Vorrede am besten; allein er ist hier viel zu bescheiden, denn so werthvolle Werke wir auch über Persien besitzen, namentlich seit Polak und Khanikow: einen besondern Reiz behält Vámbéry's Reise doch schon um deswillen, weil er das ganze Land als türkischer Efendi durchwanderte und so Gelegenheit fand, den Sektenhaß zu beobachten, welcher in dem schiitischen Iran gegenüber der sunnitischen Türkei herrscht. Erst wenn man seinen persischen Vorbereitungscursus mit ihm durchgemacht, begreift man, wie der Autor überhaupt die Reise nach Chiwa und Bochara mit Erfolg zurücklegen konnte. Nimmt man so die persischen Wanderungen (Nr. 1) als Einführung, so sind die „Skizzen aus Mittelasien" (Nr. 2) der wichtige Schlußstein des Ganzen. Beide Werke weisen auf das früher erschienene hin, zu dem sie sich wesentlich als Commentare verhalten.

Durch fast fünfjährigen Aufenthalt in Konstantinopel war die Türkei Vámbéry zur zweiten Heimat geworden; er hatte sich ihre Sprache, Sitten und Gebräuche angeeignet, das Land war ihm lieb und er trennte sich nur ungern von ihm, als er die Grenze an der großen nach Tebris führenden Karavanenstraße überschritt und persischen Boden betrat. Durch das ganze Werk hindurch finden wir diese Anerkennung der Türkei gegenüber dem östlichen Nachbar, und gar mannichfaltig sind die Unterschiede, die zwischen den beiden mohammedanischen Staaten bestehen. In den bessern türkischen Wohnungen fand der Reisende überall die größte Reinlichkeit; Perser dagegen, die oft 100 Dukaten für ein Oberkleid ausgeben, besitzen kaum zwei bis drei Hemden zum Wechseln und wimmeln von Ungeziefer. Aehnlich verhält es sich mit der Zubereitung der Speisen, die in den ersten persischen Häusern mit den Fingern vorgelegt werden, wobei sich der Perser jedoch allen übrigen Völkern gegenüber für unübertrefflich in der Grazie und Feinheit der Sitten hält. Der Türke ist loyal, der Perser durchaus nicht, dagegen kriechend vor dem Regenten. Hat er diesem aber den Rücken gewendet, dann erzählt er über ihn die skandalösesten Geschichten. Je weiter man von der Hauptstadt Teheran sich entfernt, desto geringer wird die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, und in Schiras fand Vámbéry eine halb unabhängige Stadt, in welcher man sich blutwenig um Nasr-ed-din Schah, den heutigen König, bekümmerte. Jedenfalls steht die allgemeine Moral in Persien auch noch tief unter derjenigen der bei uns schon zur Genüge verschrienen Türkei; Zechgelage und Orgien der ausschweifendsten Art werden geschildert, und oft muß Vámbéry in der Beschreibung abbrechen, weil seine Feder sich sträubt, die Einzelheiten niederzuschreiben. Der Charakter des persischen Volks, das doch von Jugend auf an die Lektüre der Moralisten gewöhnt ist, findet in unserm Reisenden keinen Lobredner, und wie ein rother Faden zieht sich die Schilderung persischer Niederträchtigkeit durch sein Buch.

Jahrhunderte-, ja, ich möchte sagen, jahrtausendealte, tief eingewurzelte Sitten haben die Einwohner Persiens in Schlauheit und äußerlicher Feinheit so eingeübt, daß der achtlose Europäer oft von dem schlichtesten Bauer, ja von dem kleinsten Kinde hintergangen wird. Sprache, Geberden, Windungen und Schwingungen des Körpers wirken vereint darauf hin, um den Fremden, in die localen Verhältnisse Uneingeweihten zu hintergehen. Besonders ist es der Europäer, der, auf die Superiorität seiner Civilisation pochend, den Orientalen geringschätzt, ihn desavouirt und, wie sich leicht denken läßt, sehr häufig aufs Eis geführt, schmählich betrogen wird.

Bei Hofe sind die Verhältnisse nicht etwa besser, und zu dem, was wir in dieser Beziehung bereits reichlich von frühern Reisenden erfuhren, fügt Vámbéry neue Beispiele aus eigener Erfahrung. Nachdem er seine gefährliche Reise nach Bochara glücklich vollbracht und in Teheran wieder angelangt war, wird er dem Schah vorgestellt. Dieser lobt den kühnen Mann, schenkt ihm einen Orden und einen persischen Shawl im Werthe von 50 Dukaten: erstern erhält er, letztern stehlen — die Minister, was gar nichts Auffallendes an sich hat. Der König selbst belügt und betrügt die Minister, was diese andernorts mit gleicher Münze zurückzahlen. Die niedern Beamten hintergehen das Volk, das Volk wieder diese. Alles lügt, betrügt und schwindelt in diesem Lande, und dabei wird dieses als die natürliche Handlungsweise angesehen und jeder redlich Handelnde für einen Narren erklärt. Man lese das ergötzliche Historchen nach, wie die Minister Nasr-ed-din's lange Zeit die europäischen Gesandten in Teheran zum Wohle ihres Seckels auf schlaue Weise brandschatzten!

Die bedeutendsten Gegensätze zwischen der Türkei und Persien bestehen jedoch in religiöser Beziehung. Es ist nicht das geringste Verdienst Vámbéry's, den obwaltenden Haß zwischen Sunniten und Schiiten ausführlich erörtert zu haben. In seiner Lage, in der Rolle als türkischer Efendi hatte er am besten Gelegenheit hierüber seine Beobachtungen anzustellen, und wie oft wurde er, der vermeintliche Sunnit, angegriffen, wie viel hatte er deshalb auszustehen! Man hat die Schiiten die Protestanten des Islam genannt; Vámbéry nennt sie die Heuchler desselben. Der Fanatismus war in Persien weit ärger als in der Türkei; dabei war der Gehalt, die innere Religion abhanden gekommen, und leere Form trat an deren Stelle. Derselbe Schiit, welcher sich durch die Berührung des Kleides eines Europäers für beschmuzt hält, nimmt seine religiösen Waschungen in dem schlammigen Wasser vor, das zum Reinigen der Wäsche, zum Baden der Kinder dient.

Der persische Fanatismus übersteigt alle Grenzen, und bei dieser Eingefleischtheit der Leute kommt es uns mindestens seltsam vor, wenn wir amerikanische und europäische Missionare unter ihnen ihre erfolglose Rolle spielen sehen. Vámbéry traf auf Glaubensboten aus Philadelphia, die ihre schönen Yankeedollars in Proselyten umsetzen wollten. Einer der wackern Männer hatte es wirklich dahin gebracht, daß ein Perser für den Preis von 25 Dukaten Christ wurde und sich fränkisch trug. Nach drei Wochen hatte er das Ding satt und wurde wieder Muselman. Der Missionar klagt vor Gericht, um wenigstens die 25 Dukaten wiederzuerhalten, und der Perser ist auch bereit sie zurückzuerstatten, doch nur unter der Bedingung, daß jener drei Wochen lang Mohammedaner werde! Der merkwürdigste Diener vor dem Herrn jedoch, der Persien mit seiner Gegenwart beglückte, ist der „baireuther Papst", Dr. Joseph Wolf, der wegen seines unglaublichen Schmuzes als „europäischer Derwisch" bezeichnet wurde. Vámbéry widmet ihm drei Seiten, die zu den amusantesten seines Buchs gehören. Wolf wird von wilden Kurden ausgeraubt und predigt ihnen dafür das Evangelium in englischer Sprache; er wird dem Schah vorgestellt und fällt diesen, den Beherrscher aller Schiiten, sofort mit Bibelcitaten an, um ihn zu bekehren. Tüchtige Missionare haben in Persien keine Resultate erzielt, wie viel weniger solche ungeschickte Leute. Vámbéry sagt:

Westliches Gold und westliche Macht haben das apostolische Wirken der Missionare weit mehr erleichtert als im Anfange des Christenthums. Doch ist der jetzige Erfolg bei weitem nicht ein so großer als damals. England und Amerika spenden schwere Millionen zur Verbreitung der Bibel und des Christenthums, doch der Mohammedaner staunt und wundert sich, bleibt aber immer nur Mohammedaner.

Begleiten wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen Vámbéry auf einigen seiner Reisezüge. Er landete in Trapezunt, folgte der großen über Erzerum nach Tebris führenden Karavanenstraße, hielt sich in der letztgenannten Stadt einige Zeit auf und zog darauf nach Teheran, der Metropole des Schah, wo er im Hotel der türkischen Gesandtschaft die liebenswürdigste Gastfreundschaft fand. Dann bricht er nach Südpersien auf, besucht Isfahan, die gewaltigen Ruinen von Persepolis, die einen unauslöschbaren Eindruck in ihm hinterlassen, und findet sein Reiseziel in der Stadt des Hafis, in Schiras. Nach Teheran zurückgekehrt und gehörig vorbereitet, verläßt er als Derwisch diesen Ort, um nach Chiwa zu pilgern.

Die Mittel unsers Reisenden waren gering; er miethete einen bescheidenen Klepper, der ihn und sein leichtes Gepäck trug, und zog nun die Karavanenstraße entlang. Die Beschränktheit der Mittel, andern Reisenden ein Stein des Anstoßes, stimmte ihn vergnügt; er war sicherer gegen alle Gefahren, da an dem kleinen Ranzen sich niemand vergriff, und mehr geeignet zum Studium des Landes und seiner Bewohner. Ungescheut und ohne moralische Scrupel ging er auf die Verstellungskünste des Orients selber ein, schmiegte sich allem an und errang so seine Erfolge. So gelingt es ihm, im Hause des einflußreichsten Priesters in ganz Persien, bei dem „schiitischen Papste" zu Isfahan, Zutritt zu erhalten und mit ihm aus einer Schüssel zu essen, während doch schon sein Schatten, erkannte man in ihm den Europäer, für verunreinigend galt. Doch er wurde als Osmanli behandelt und wußte für die erzeigte Gastfreundschaft auch den verborgenen Stachel jenes Hohns zu ertragen, mit dem die Schiiten ihre sunnitischen Religionsgenossen zu bewirthen pflegen. Auf dieselbe Weise glückte dem Reisenden jedes Unternehmen in Persien, während man gleichzeitig für die Nachforschungen europäischer Ethnographen und Archäologen nur ironische Bemerkungen und Hohn hatte.

Von Tebris und Teheran wollen wir hier nicht berichten, wohl aber von dem Ausfluge Vámbéry's nach Südpersien, dem ehemaligen Hauptsitze altasiatischer Cultur, der Heimat des Hafis und Saadi. Im September 1862 zieht er als sunnitischer Derwisch aus dem Thore Schah Abdul Azim von Teheran hinaus, in fröhlicher Gesellschaft, die durch das schöne Wetter noch heiterer gestimmt wird. Prächtige Landschaftsbilder ziehen im Verlaufe der Reise an uns vorüber. Die klare Luft und die erquickende Stille der Nacht, die phantastischen Schatten der Berge, die Ruinen am Wege, der gestirnte Himmel, die lange Karavane werden geschildert, dann das Anbrechen der Morgenröthe und die frommen Waschungen der Pilger. Den Tag über rastet man. Eines Nachts, auf dem Wege nach Kerbela, hören die Reisenden in der Ferne den monotonen Glockenklang einer größern Karavane, und zugleich bringt, vom Winde getragen, ein abscheulicher Aasgeruch zu ihnen. Alles schreit: Eile! Eile! und sucht der Todtenkaravane zuvorzukommen.

Nach kräftigem Anspornen meines Eselchens gelang es mir, die aus ungefähr vierzig mit Särgen beladenen Pferden und Maulthieren bestehende Karavane, die von drei berittenen Arabern geleitet wurde, zu erreichen und so schnell als möglich zu passiren. Es war ein fürchterlicher Anblick, als ich einen der Reiter, der Nase und Mund verbunden trug, mit seinem falben, durch das Mondlicht noch mehr entstellten Gesicht zu Augen bekam, und trotz des unausstehlichen Geruchs konnte ich mich einiger Fragen nicht enthalten. Der Araber erzählte mir, daß er die Todten schon 10 Tage lang führe und noch mehr als 20 Tage zurückzulegen habe, bevor er Kerbela erreiche, den Ort, wo die hingeschiedenen Frommen aus Liebe zu Imam Hussein sich begraben lassen. Da man aus ökonomischen Rücksichten drei bis vier Särge auf ein Maulthier laden will, so werden die eifrigen Perser zwischen vier Breter so eng als möglich zusammengepfercht; alles wird plattgedrückt, und bei der Ankunft in Kerbela kann so mancher Dickwanst als schlanker Kerl in die Ewigkeit spazieren.

Aehnliche Auswüchse persischer Frömmigkeit lassen sich durch viele Beispiele aus Vámbéry's Buche belegen, doch dürfen wir darüber nicht allzu sehr die Nase rümpfen, so übeln Geruch jene Todtenkaravane auch verbreitet. Wenigstens steht uns dieses nicht an, solange wir noch Dinge wie z. B. die Springprocession in Echternach u. dgl. sich im deutschen Vaterlande alljährlich wiederholen sehen. Doch verhindert man bei uns Andersgläubigen wenigstens nicht den Zutritt zu den Wallfahrtsorten, wie im Orient. In Kum, das Vámbéry auf seiner Reise berührte, liegt die heilige Fatima nebst 444 andern Heiligen begraben, und unser Pseudo-Derwisch ist der erste Europäer, welcher die heilige Stätte betrat, denn andere Abendländer durften sie nur aus der Ferne sehen. Neben kinderlosen Weibern, verstoßenen Frauen, liebeschmachtenden Mädchen, die alle am Grabe der heiligen Fatima um Erlösung vom Uebel flehten, betete auch hier Vámbéry, wenngleich er als scheinbarer Sunnit manchen zornigen Blick der

fanatischen Schiiten zu ertragen hatte. Dank seiner Verkleidung wissen wir nun genau, wie es um das Grab der Heiligen beschaffen ist, so gut wie wir Richard Burton's Verstellungskünsten die beste Beschreibung der Kaaba verdanken.

Eine der nächsten Stationen war das Posthaus zu Kuhrud, wo der müde Pilger eben seine zerschlagenen Glieder ausstreckte, als er plötzlich durch einige Bleischriftkritzeleien an der Wand sich wieder nach Europa versetzt fühlte. Ein Sohn Albion's hatte sich folgendermaßen verewigt: „Weil ich zu müde bin, um etwas schreiben zu können, so schreibe ich gar nichts." Ein Franzose feierte in einigen Versen La belle France. Und wie war Deutschland vertreten? Hören wir Vámbéry:

> Nicht fern von diesen Versen entdeckte ich einige spitzige, langbeinige Charaktere, mit welcher sich ein braver Teutone hier verewigen wollte. Und was wird wol der liebe Leser glauben, schrieb er auf die Wand? Er schrieb eine Kritik zu den vier Versen des Franzosen, eine Kritik, sage ich, und noch dazu eine herbe. Der arme biedere Deutsche! Die Schindmähren der persischen Postpferde haben ihm alle Knochen durcheinandergerüttelt; er will sich ausruhen und hat doch noch so viel Zeit, um einen Beweis des berühmten Gründlichkeitsgelüstes seiner Nation im fernen Iran zurückzulassen!

Vierzehn Tage genügten, um das einst glänzende Isfahan, die berühmte Stadt der Sefiden, kennen zu lernen. Aber jetzt ist dort alles in Verfall. Freilich von außen präsentirt sich die große Stadt mit ihren Gärten und Hainen glänzend, doch im Innern zeigt sich nur Schmuz und Unrath in krummen, winkeligen Gassen. Ueber eine Brücke gelangt man von Isfahan nach dem von 1000 Armeniern bewohnten Dorfe Dschulfa, dessen Einwohner unter dem Schutze des russischen Gesandten in Teheran stehen, während der Bischof 1000 Rubel Subsidien von Petersburg bezieht! Er und alle Armenier in Persien sind die Pionniere des Zaren, und wenn die persische Frucht einst reif sein sollte, dann werden jene den Kosacken den Weg bahnen, schon um aus der gedrückten Stellung, in der sie jetzt sich befinden, erlöst zu werden.

Die Landschaft zwischen Isfahan und Schiras ist von einem Nomadenvolk, den Bachtiaris, durchschwärmt, die zuweilen die Karavanen ausplündern. Grund genug, daß die Perser, die feigste Nation Asiens, sich vor jedem Schatten auf die Flucht begeben und vor alten Frauen, die sie für ihre Feinde ansehen, in die Knie sanken. Vámbéry war der einzige herzhafte Mann in der großen Karavane und deshalb nicht wenig von seinen Gefährten angestaunt. Ohne Unfall passirte man jedoch die berüchtigte Gegend und langte in dem lebelustigen Schiras an, der Stadt des Hafis, die heute noch, wie vor 600 Jahren als jener Sänger lebte, sich durch ihre Trinker auszeichnet. Hier baut nicht, wie sonst in Persien, der Armenier den Wein, nein, die Kinder des Propheten ziehen das edle Naß selbst und allabendlich greift jedermann, der arme Taglöhner wie der fromme Priester, zum Becher und zecht im Freien unter der Pracht des herrlichen Sternenhimmels. Daß der Derwisch zum Grabe des Hafis wallfahrtete, erscheint uns natürlich, daß aber das Buch des Dichters, trotzdem es nur von Wein und Liebe singt, als das frömmste Religionsbuch angesehen wird, das will uns nicht recht scheinen; doch der heuchlerische Perser nimmt an, Wein und Liebe seien nur irdische Symbole der göttlichen Begeisterung, der Rausch nur eine Ekstase, in welche ihn die Bewunderung des Allerhöchsten versetzt. Da kann es uns denn nicht auffallen, daß Vámbéry eine Gesellschaft fröhlicher Zecher am Grabe des wunderlichen Heiligen fand.

Schiras war der fernste Punkt, den unser Derwisch besuchte. Er erlebte dort manches Abenteuer, wohnte bei einem biedern schwedischen Arzte und wäre fast am Tage seiner Abreise unter den Trümmern der infolge eines starken Erdbebens einstürzenden Häuser der Rosenstadt erschlagen worden. Allein er sollte zu großen Dingen aufbewahrt bleiben, kehrte nach Teheran zurück und begab sich auf die gefahrvolle Wanderschaft, die er in seiner „Reise in Mittelasien" uns geschildert hat. Wer diese gelesen — und ohne das tiefste Interesse empfunden zu haben, hat sie niemand aus der Hand gelegt —, der möge es nicht versäumen, auch die „Ergänzungen" (Nr. 2) durchzustudiren, deren Besprechung wir uns jetzt zuwenden wollen.

Vámbéry's Vorbereitung hatte lange genug gedauert; er fühlte sich sicher, das Wagstück unternehmen und in die turkomanischen Khanate eindringen zu können. Hinter ihm lag die schiitische Welt, vor ihm dehnten sich die mittelasiatischen Steppenländer aus, die von den Eingeborenen als ein in Sand gefaßter Edelstein bezeichnet werden. Gewiß werden die jetzt von Raub, Krieg und Mord durchwühlten Gestade des Oxus und Jaxartes einst eine bedeutende Rolle spielen und eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn die großartigen Errungenschaften unsers Jahrhunderts auf dem Felde der Industrie und Agricultur sich auch dort Bahn gebrochen haben. Heute aber liegt dort vieles noch im Argen, denn die Regierungen arbeiten im Verein mit den Mollahs dahin, alles im alten, verrotteten Zustande zu erhalten. Wol konnte Vámbéry als Pionnier nur mit Lebensgefahr in jene Territorien vordringen; doch eine allzu lange Zeit dürfte nicht vergehen, dann wird uns sein Reisebericht gleich den Erzählungen der amerikanischen Hinterwäldler klingen, die zuerst in den Urwald vordrangen, der heute verschwunden ist, um Feldern und Eisenbahnen Platz zu machen. Schon jetzt wirken der Dampf und die Schienen mittelbar auf jene wilden Gegenden ein. Rußlands Steamer befahren das Kaspische Meer, den Aralsee und den Jaxartes, die Locomotiven eilen im Süden bis nach Lahore im Pendschab, im Norden bis zu der berühmten Meßstadt Nishnij-Nowgorod, und zwischen beiden Endpunkten findet Karavanenverbindung statt. Ueber Petersburg und Astrachan liegen jene Länder, die gewiß einst einen reichen Baumwollensegen über unsere Industriestaaten ergießen werden, nur 14 Tage von Europa entfernt, und doch sind sie, soweit Rußland nicht die Thore sprengte, mit eisernen Riegeln versperrt.

Es ist bekannt, wie unser Reisender als Derwisch am 27. März 1863 seine gefahrvolle Reise antrat. Im vorliegenden Werke schildert er uns nun eingehender das Leben dieser frommen wandernden Kehrichthaufen, deren Sitten, Gebräuche und Institutionen um so prägnanter erscheinen, je weiter man nach Osten, nach dem jahrhundertelang isolirten Mittelasien vordringt, wo der

„Glanz" derselben noch frisch erscheint und ihr Einfluß auf die socialen Verhältnisse weit mächtiger ist als in Persien oder der Türkei, die weit mehr vom abendländischen Wesen durchdrungen sind. Der auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft stehende Derwisch oder Bettler erfreut sich dort in der Theorie desselben Ansehens wie der glänzende Fürst, und die Praxis gestattet sogar, daß er, von Ungeziefer bedeckt, in Lumpen gekleidet, auf demselben Teppich mit dem edelsteinbedeckten Khan sitzt. Außer dem nomadischen Turkomanen, dem Räuber par excellence, dem nichts heilig ist, wagt den edeln Derwisch niemand zu beleidigen, und sicheres Unglück würde die Folge einer so verwerflichen That sein. Gewiß bot die Rolle des Derwisch für Vámbéry große Vortheile, nicht minder aber auch Unannehmlichkeiten und Gefahren, die er jedoch mit großartiger Selbstverleugnung zu ertragen wußte, sodaß ein englischer Kritiker sich gemüßigt fand ihm das wenig schmeichelhafte Compliment zu machen, „daß er innern Hang zum Derwischthum gehabt habe". Wie viele würden nicht schon vor den Aeußerlichkeiten der Rolle zurückgeschreckt sein! In einem aus Flicken zusammengesetzten Lumpenkleide, die Füße mit Lappen umwickelt, zwischen übelriechenden, mit Ungeziefer besäeten Collegen einherzuwandeln, des Nachts mit ihnen zusammen zu schlafen, mit der Hand aus derselben Schüssel zu essen, schon dazu gehört eine ungeheuere Ueberwindung. War diese Aufgabe glücklich gelöst, so blieb noch eine weit schwierigere zur erfolgreichen Durchführung des Ganzen übrig, nämlich eine gewisse moralische Assimilirung, ohne die der Zweck verfehlt worden wäre. Alle Sitte des Abendlandes mußte gänzlich verbannt werden; Vámbéry mußte anders trinken, schlafen, sitzen, ja weinen und lachen, als wir es zu thun gewohnt sind; jedes europäische Gefühl war zu unterdrücken, und die laute Aeußerung der Freude, heftige Bewegungen und dergleichen dem Orientalen ganz fremde Dinge waren absolut verpönt. Daß trotz aller Vorbereitungen dieses dennoch Schwierigkeiten verursachte, liegt zu sehr auf der Hand. Wie leicht konnte der Reisende sich verrathen! Doch er wurde allmählich das Muster eines Derwisches, der selbst bei seinen Gefährten Bewunderung erregte. Langte er vom strömenden Regen durchnäßt abends am Haltepunkte an, dann trocknete er sich nicht am Feuer, sondern nach frommer Derwischsitte in gepulvertem Pferdedünger, der sein sanftes Ruhebett wurde. Die Pilger, die an solchem Orte sich zusammenfanden, verstanden sich natürlich gleich; die Unterschiede verwischten sich, und alles war Ein Herz und Eine Seele. Vámbéry sagt:

> Gesellschaft übt einen überaus mächtigen Einfluß aus: sie amalgamirt die meist heterogenen Elemente, und als ich einen Monat lang als Derwisch existirte, fand sich alles naturgemäß, alles erträglich, ja der Reiz der Neuheit des mich umgebenden Lebens hatte Teheran, Stambul und Europa vom Horizont der Erinnerung weit verbannt, und die stete Gespanntheit des Geistes hatte in mir einen Seelenzustand geschaffen, der zwar außerordentlich, aber nie unangenehm war.

Doch des Damokles Schwert schwebte über dem Pilger. Wurde er erkannt, so fiel er dem beleidigten Fanatismus zum Opfer. Daher wurde die Vorsicht, die er gebrauchte, um nicht entdeckt zu werden, immer scrupulöser; er aß nicht zu Abend, damit er wegen überfüllten Magens nicht träume und im Traume nicht etwa in europäischen Sprachen rede. Selbst in der Einsamkeit glaubte er sich belauert: Grund genug, um auch mutterseelenallein beim Beten, Trinken, Essen alle vom Islam vorgeschriebenen Formeln genau zu beobachten. Nachdem jedoch vier Monate verflossen, war Vámbéry ein abgehärteter Derwisch, ein Muster für seine Gefährten und der beste Bettler der ganzen Gesellschaft, der immer reichliche Almosen heimbrachte, dem selbst die wildesten Turkomanen nichts abzuschlagen vermochten. Er hatte sich in die Rolle gefunden, verstand ihr die Lichtseiten abzugewinnen und sah sich, natürlich vorübergehend, sogar von ihren Reizen gefesselt. „Wer weiß", ruft er am Schlusse des Aufsatzes über sein Incognito aus, „ob ich nicht in spätern Jahren jene Zeit mir noch zurückwünschen werde, in welcher ich in Fetzen gehüllt und obdachlos, aber kräftig und wohlgemuth die Steppen Mittelasiens durchzog!"

Erhaben sind die Bilder, welche der Pilger von der Wüste entwirft, die er in solcher Gestalt durchwanderte. Er preist gleich dem Araber das Kamel, er schildert den Halteplatz der Karavane, das wogende Flammenmeer der in Brand gesetzten Steppe, die Fata-Morgana jener heißen und doch klaren Atmosphäre, die im optischen Gaukelspiel Städte, Thürme und Schlösser, Reiter und Riesengestalten dem Reisenden vorzaubert. An jene Täuschungen knüpft der Nomade Sagen von untergegangenen Städten und Menschen, von einer vernichteten Civilisation, von Culturebenen, die in dürren Sandboden verwandelt wurden. Doch so weit Menschengedenken reicht, ist in jenen Gegenden Mittelasiens immer Wüste gewesen, und nur die Phantasie des Steppenbewohners vermochte aus den wasserlosen, weit ausgedehnten, ja endlos scheinenden, von Stürmen überbrausten Steppen blühende Gärten zu gestalten. Durch die sengende Hitze, den brennenden Sand, gequält von Hunger und Durst, müde und matt an Geist und Körper, sehen wir Vámbéry durch die Wüste ziehen. Und doch sind diese Qualen noch nicht die schlimmsten. Ueber allen Gefahren steht noch drohend der Mensch, der räuberische Turkomane, der dem Fremden auflauert, um ihn auszuplündern oder in die Sklaverei zu verkaufen.

Freilich bei dem armen Derwisch, dessen europäischen Ursprung man nicht ahnte, fanden die wilden Horden nichts, was ihre Habgier reizen konnte. Er kehrte ungefährdet in ihre Filzzelte ein, er machte sich vertraut mit den genauesten Einzelheiten ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode; Haus und Hof, Kost und Kleidung, alles findet in ihm einen treuen Schilderer, nicht minder aber die fluchwürdigen Raubzüge, die Vámbéry in all ihrer Grauenhaftigkeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Frembartige seiner Erscheinung, der Frömmigkeitsschimmer, der ihn umgab, nicht minder das Schreiben von Talismanen gewannen ihm die Protection einer alten Frau, unter deren Aegide er sich frei bei den Turkomanen bewegen konnte. Dort hört er auch zum ersten male das Rasseln der Ketten frischgefangener Perserstlaven, die zu betrachten alles aus dem Zelte hinausstürzt. Aber welcher Anblick bietet sich hier seinen Augen dar!

> Auch ich folgte dem Haufen, und schrecklich war das Bild, welches sich mir hier darbot. In der Mitte lagen zwei todtenbleich aussehende, mit getrocknetem Blut, Schmuz und Staub

bedeckte Perser, deren gebrochenen Gliedern man eben Eisen anlegte. In dem einen Winkel saßen zwei junge Kinder bleich und zitternd auf der Erde, mit wehmuthsvollen Augen auf den gepeinigten Perser hinblickend, denn der Unglückliche war ihr Vater; sie wollten weinen, doch sie wagten es nicht; ein Blick des Räubers, den sie zuweilen zähneklappernd ansahen, genügte, um ihre Thränen zu unterdrücken. In dem andern Winkel hockte ein Mädchen von 15—16 Jahren, mit wirr aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern und beinahe ganz mit Blut bedeckt. Dasselbe ächzte und schluchzte, das Gesicht in die Hände verbergend. Einige Turkomanen, durch Mitleid oder Neugierde bewegt, fragten es, was ihm fehle und ob es verwundet sei. „Ich bin nicht verwundet", rief das Mädchen mit tiefklagender Stimme. „Dieses Blut ist das Blut meiner Mutter, meiner einzigen, seelenguten Mutter."

Solchen Bildern voll Grauen begegnen wir nur allzu häufig in Vámbéry's Buche, und das ganze lange Kapitel über die Sklaverei in Mittelasien zeigt uns ähnliche Geschichten, wenn es auch andererseits hier wieder nicht an Lichtbildern mangelt. Die Sklaverei besteht heute noch in weit größerm Umfange, als man nach allen Anstrengungen gegen dieselbe zu glauben bereit ist. Mag auch durch englische Kreuzer nach außen hin der schmachvolle Handel mit Menschen abgeschnitten werden, im Innern Afrikas denselben auszurotten, dazu besitzt Europa die Macht nicht; Afrika, der Kirchhof der weißen Menschen, spottet unsers Einflusses. Anders freilich wird sich mit der Zeit die Sache in Mittelasien gestalten, wo die Oezbegen und Turkomanen noch heute den Menschenraub im großen Stile und fast ungefährdet treiben. Chorassan, Herat, Sistan, das Kaspische Meer und dessen südliche Grenze sind das Ziel der Raubzüge, schiitische Perser, meistens arme Leute, Hirten und Ackerbauer, oder Pilger, die nach Mesched ziehen, die Beute der wilden Räuber. Nur wenige Tage bleiben die Sklaven in den Händen derjenigen, die sie mitten aus ihrer friedlichen Beschäftigung herausrissen, dann werden sie an die Mäkler verkauft, unter denen die sunnitischen Grenzbewohner Persiens wegen der Zweideutigkeit ihrer Rolle die verächtlichsten sind. Denn während sie einerseits den Persern als Vermittler dienen, den Aufenthalt der Geraubten in der Wüste oder in Turkestan ausfindig zu machen, sind sie andererseits die Spione der Räuber. Immer auf ihren Vortheil bedacht, drehen sie den Mantel nach dem Winde und spielen bald als Sklavenhändler die eifrigsten Bocharioten, umgekehrt als Sklavenerlöser, gegen den dreifach höhern Preis als das Lösegeld wirklich beträgt, die weichherzigen Butterseelen, welche die armen Sklaven beklagen. In Chiwa und Bochara bilden die Sklavenhändler noch eine ganz geregelte Zunft, während östlich von Samarkand ihr Geschäft mehr und mehr abnimmt, sodaß es im Khanate Chokand keine großen Sklavenhändler mehr gibt. Weiter nordöstlich hört dann mit dem russischen Grenzcordon der Sklavenhandel überhaupt auf. So rauh nun auch die Behandlung der Sklaven ist, wenn sie sich noch in den Händen der Mäkler befinden, so gut haben sie es andererseits, wenn sie durch Fleiß und Fügsamkeit sich die Liebe ihres Herrn zu erringen wissen, der in ihnen sein Kapital achtet. Der Oezbege verabscheut als Aristokrat vom reinsten Wasser den Ackerbau; er zieht das Kriegshandwerk vor und läßt seine Felder von Sklaven bebauen, die ihm schon so unentbehrlich geworden sind, daß er ohne sie seinen Nahrungsbedarf der Erde schwerlich abgewinnen könnte, was am besten die Abhängigkeit des höhern oder niedern Preises der Cerealien von der größern oder geringern Sklavenzufuhr beweist. Meistens erhalten die Sklaven einen kleinen Antheil an der Ernte; sie bringen es zu einem Kapital, das sie zu ihrer Loskaufung benutzen, wozu sie nach siebenjähriger Dienstzeit das Recht haben.

Das wilde Nomadenvolk, das in der geschilderten rohen Weise seine Sklavenjagden betreibt, ist aber nicht bar aller edlern und bessern Gefühle. Trotzdem daß Rauben, Morden und Plündern sein hauptsächlichstes Geschäft ist, liebt es Musik und Dichtkunst. Vom Großvater bis zu den Enkeln herab versucht dort jeder seine Verse zu machen, ja die Liebe zur Dichtkunst ist unter den Zeltbewohnern so verbreitet, wie nicht einmal in der gebildeten Gesellschaft von London oder Paris. Vámbéry spricht dieses ganz gelassen aus und bringt auch sofort die Beweise bei. Er zeigt, wie die ganze Literatur des Ostens mit der Religion im engsten Zusammenhang steht und wie die Poesie der Türken, Araber, Perser, Mittelasiaten fast stets dieselbe ist. Ueberall dieselben Parabeln und Bilder: Rose und Nachtigall, Gazellenaugen u. s. w. Da uns seit Hafis und Mirza Schaffy diese Art von Poesie zur Genüge bekannt ist, wendet sich Vámbéry namentlich zur eigentlichen Volkspoesie, um mit den originellen Typen derselben uns etwas Neues zu bieten. Von den Raubzügen heimgekehrt pflegen die jungen turkomanischen Krieger die ganze Nacht mit Poesie und Musik sich zu unterhalten; sie führen Spiele auf oder lauschen dem Bachschi, dem Troubadour. Heldengeschichten, ähnlich unsern Romanzen, sind die eigentlichen Volkspoesien, die in glühender Sprache irgendeinen Raubzug gegen die schiitischen Perser schildern oder die Entführung eines Mädchens. Die Aehnlichkeit aller dieser Gedichte untereinander ist wieder groß; auch sind sie so lang, daß wir nicht einmal die Analyse eines einzigen mittheilen können.

Wol noch lange werden die Völker Mittelasiens in ihrer jetzigen Ursprünglichkeit verharren, wenn auch nicht mehr streng mohammedanische Khane über ihnen thronen, sondern der Zar an der Newa. Der Sklavenraub, die Beutezüge nach Persien werden dann aufhören, der eine oder andere Nomadenstamm sich zum seßhaften Leben bequemen; wie weit aber die innere Umwälzung bei den Mittelasiaten vor sich gehen, wie weit das ganze Volk sich der abendländischen Civilisation nähern wird, darüber läßt sich schwer etwas voraussagen. Daß letztere jedoch beim einzelnen Individuum unter günstigen Umständen Boden fassen kann, daß der Tatar sich in unserm Leben zu acclimatisiren vermag, wenn vorläufig auch noch als eine Art Treibhauspflanze, dafür finden wir den Beleg in dem Kapitel Vámbéry's, welches betitelt ist „Mein Tatar". Das Bild des jungen Mollah, der mit ihm in Chiwa zusammentrifft und sich ihm im heiligen Eifer anschließt, um nach Mekka zu pilgern, der allmählich den frommen Derwisch Vámbéry zum Franken sich entpuppen sieht, der unsere Civilisation liebgewinnt, mit nach Pesth reist, wo er Bibliothekdiener der ungarischen Akademie wird und nun in sich den Kampf zwischen den Lehren Christi und des Propheten durchkämpft, ist mit solcher psychologischen Feinheit gezeichnet, daß wir dieses Kapitel

für das Cabinetstück des ohnehin reichen Buchs erklären müssen. Die Gegensätze zwischen Occident und Orient und der Ausgleich derselben kommen hier prächtig zur Anschauung:

Und so geht es jedem Muselman, wenn er mit unserer abendländischen Civilisation bekannt wird, er sei Tatar, Araber, Perser oder Türke. Ein gänzlicher Uebertritt von der alten Bildung zur neuen findet nur selten statt. Die höchst wichtige Frage, ob östliche oder westliche Civilisation, ob die Lehre Christi oder Mohammed's die bessere sei, wird bei den Völkern Asiens noch lange unentschieden bleiben; ja so lange, könnte man sagen, als die Strahlen der Sonne bei uns eine gemäßigte, bei jenen eine brennende Hitze erzeugen; so lange, als die äußere Trennung zwischen Morgen- und Abendland bestehen wird. Könnte oder wollte man die Lehre Christi den Orientalen mundgerechter machen, könnte man die Satzungen von der Incarnation, der Dreifaltigkeit u. s. w. beseitigen und die auf diese Weise modificirte Lehre an die Stelle des Koran setzen, so wäre dadurch die Möglichkeit geboten, einen kleinen, wenn auch sehr kleinen Schritt vorwärts zu thun; einen kleinen, sage ich, denn das Christenthum, obwol ein Gewächs morgenländischen Bodens, hat sich doch längst als eine Pflanze erwiesen, die nur im Abendlande gedeihen kann.

Also das ganze Volk in seiner Gesammtheit kann nicht dem einzelnen Tataren Vámbéry's gleichgestellt werden, der in fremden Boden versetzt wurde. Steht dem Volke daher auch eine innere Umwandlung noch fern, so wird es dagegen nicht verschont bleiben von großen politischen Revolutionen; nichts hält mehr den Untergang seiner Selbständigkeit auf, Mittelasien ist Rußland verfallen, an dessen Politik am Oxus und Jaxartes sich Fragen von der größten Tragweite knüpfen.

Seit den Tagen Peter's des Großen, der dem Zarenreiche neues Leben einflößte, ist die asiatische Politik Rußlands mit eiserner Consequenz verfolgt worden. Abgesehen von den Reformen im Innern, lag jenem Herrscher auch die äußere Machtstellung seines Landes am Herzen, und die Interessen im fernen Osten vernachlässigte er keineswegs. Ambassade auf Ambassade ging nach Peking, und traten die Moskowiter dort auch in demüthiger Stellung anfangs auf, so liegt doch das Reich der Mandschukaiser heute zu Rußlands Füßen, an das es bereits wichtige Theile verloren hat. Was Peter begonnen, seine Nachfolger setzten es fort, und je mehr sich die militärische Organisation Rußlands emporschwang, desto mehr stieg sein Uebergewicht in Asien. Seine fortwährenden Kämpfe in Europa wiesen es auf die Ausbildung seiner Armee hin, und auch die Eroberungskriege in Asien verlangten Truppen in großer Zahl. Man hatte im Reiche des Zaren die von einem starken Willen gelenkten Tatarenhorden gesehen, welche Asien und halb Europa unterjocht hatten, es steckt selbst noch ein guter Theil mongolisches Blut in diesen Moskowitern: warum sollte man da von der Newa aus nicht einmal den umgekehrten Zug nach Asien unternehmen? Aber woher auch die Idee zur Eroberung Asiens gekommen sein mag, die Geschichte Rußlands in den letzten zwei Jahrhunderten zeigt, wie consequent sie stets verfolgt wurde und wie sehr sie die Politik der Zaren von Peter bis auf Alexander II. beherrschte.

Blicken wir auf eine Karte Asiens, so gewahren wir, daß das Vordringen Rußlands von Norden nach Süden nicht gleichmäßig ist. Im Osten gehorcht ihm das Amurgebiet und die mandschurische Küste bereits seit 1860, und gerade jetzt, nachdem die kohlenreiche Insel Sachalin schon in russischen Besitz übergegangen, drohen Zerwürfnisse mit dem weit über Rußland stehenden Culturstaat Japan wegen der Insel Jasso. So dringt der linke Flügel vor. Im Centrum, südlich von Irkutsk, ist augenblicklich Stillstand, ja in handelspolitischer Beziehung ein Rückschritt bemerkbar; denn die alte von Kalgan nach der russischen Grenzstation Kiachta führende Karavanenstraße hat ungemein viel von ihrer frühern Wichtigkeit verloren und droht zu verfallen, da der Theehandel in neue Bahnen gelenkt ist. Dort wird über kurz oder lang Abhülfe geschafft werden müssen, und man kann in officiellen russischen Blättern lesen, wie die Mongolei seit langem danach seufze, unter russische Herrschaft zu kommen.

Ist so im Centrum vorderhand noch ein Stillstand bemerkbar, so gährt es und drängt es auf dem rechten Flügel der asiatischen Stellung Rußlands um so mächtiger; dort hat der Zar die Eroberung der Khanate begonnen, dort winkt als letzter Siegespreis in weiter Ferne — Indien. Knüpfen wir hier an Vámbéry wieder an. Das Kapitel über die Rivalität Rußlands und Englands in Centralasien ist von ihm mit seinem Herzblut niedergeschrieben, es ist durchdrungen von der tiefsten Ueberzeugung, und gleich einem Wahrsager predigt er uns in mächtigen Worten von dem dereinstigen Kampfe zwischen beiden Reichen und dem Untergange der großen Handelsmacht — wenn diese nicht bei zeiten im eigenen Interesse der europäischen Civilisation dem halbbarbarischen Moskowiter ein Halt zudonnert!

Schon in seiner „Reise in Mittelasien" hatte Vámbéry warnend die Stimme erhoben; war sie auch gehört worden, so versuchte ein großer Theil der englischen Diplomaten, denen Vámbéry eine arge Unkenntniß der asiatischen Dinge vorwirft, seine Argumente zu entkräften, ja es geradezu als einen Segen darzustellen, wenn statt roher asiatischer Völker „civilisirte" Russen die Grenznachbarn Englands in Ostindien würden. Alle möglichen Gründe wurden hervorgesucht, um dieses als ein Glück zu preisen; die Wissenschaft, so hieß es, gewinne durch die Erforschung der so wenig bekannten Territorien; dem englischen Handel würde ein neues Gebiet sich eröffnen, und selbst einem Lieblingswunsche der orthodoxen Kirchenmänner wurde geschmeichelt durch den Hinweis auf eine mögliche Unterordnung der griechischen Kirche unter die anglikanische. Nichts von alledem ist wahr und wird sich verwirklichen; im Gegentheil: „Euer Gebahren bringt euch nicht allein um die Perle euerer Besitzungen, Indien, sondern um euere Suprematie. Darum aufgepaßt, England!" Das ist es, was Vámbéry mit trockenen Worten den Diplomaten in Downing Street zu sagen hat, und er beginnt nun den Beweis für seine Prophezeiung anzutreten, indem er zunächst hervorhebt, was wieder in den letzten drei Jahren, seit sein erstes Werk erschien, in Centralasien geschehen ist.

Jenseit des Syr Darja, dem alten Jaxartes, ist das Khanat Chokand schon fast ganz zur Beute der Russen geworden; das reiche und fruchtbare Taschkand ist dem Zarenreiche einverleibt, weil es als Basis für die weitere Operation unentbehrlich war, und Dischizzaz, an der Grenze Bocharas, ist der äußerste Vorposten der Kosacken

geworden. In den unterworfenen Gebieten fanden sich zerklüftete ethnographische Verhältnisse vor: die herrschenden Oezbegen traten dem Eroberer feindlich entgegen, aber die handeltreibenden Tadschiks und die persischen Sklaven wurden zur Stütze der neuen Macht, die von Forts umpanzert, auf die Kosacken gestützt, nun weiter strebt. Im Osten winkt die chinesische Tatarei mit Kaschgar, Jarkand, im Westen die Khanate Bochara und Chiwa. Aber auch diese werden fallen, und nichts wird das Vordringen bis zum Oxus hindern. Wohl wird der Kampf um Bochara ein harter sein, denn dort ist ein Centrum der mohammedanischen Welt, das an Heiligkeit fast Mekka gleichsteht. Auf den dortigen Emir, der sich Fürst aller Rechtgläubigen nennt, schaut der ganze Islam, der von fanatischen Mollahs gepredigte Glaubenskrieg wird das Volk zu heiliger Wuth begeistern, und der Kampf wird gewaltig entbrennen — aber nutzlos verlaufen. Vámbéry glaubt nicht, daß die einzelnen mohammedanischen Staaten sich gegenseitig unterstützen werden; einer nach dem andern wird in die Krallen des Doppeladlers fallen, zuletzt das özbegische Chiwa. Dann herrscht vom Issikul, wo das starke Fort Wernoje drohend nach Chinas Grenze hinüberweist, bis zu dem von russischen Dampfern gepeitschten Aralsee der weiße Zar, und die Lanzenspitzen der Kosacken sind nach Afghanistan gerichtet, das zunächst diplomatisch durchwühlt werden muß, so gut wie das schon lange mürbe Persien. Sie theilen dasselbe Verhängniß, sie sind nur Bissen, die der moskowitische Riesenmagen gleich Entremets verspeist, um sich zu dem indischen Hauptgerichte durchzuarbeiten.

Daß Rußland wirklich Absichten auf Indien habe, steht nun zu beweisen. Freilich, seine Diplomaten negiren dieses; sie erklären sich zufrieden mit dem bisher Errungenen, das sie als genügend zur Sicherstellung ihrer Grenzen betrachten. Doch, so hebt Vámbéry mit Recht hervor, der Geist der traditionellen Politik in Rußland, das zähe Festhalten an vorgezeichneten Planen, die große Menge Mittel, die zum Gelingen des Vorhabens zu Gebote stehen, stellen die Verfolgung des einmal ins Auge gefaßten Ziels in sichere Aussicht. Vor allem ist wichtig und auch oft schon von anderer Seite auseinandergesetzt, daß Konstantinopel leichter in Indien als am Bosporus erobert werden kann, und auf dem Wege der Wolga über das Kaspische Meer hat heute ein russisches Heer von der Newa bis zum Indus kaum einen weitern Weg, als ein englisches von der Themse bis dahin. Der eifersüchtige Yankee, jetzt der Busenfreund des Moskowiters, ist diesem der beste Bundesgenosse gegen England; die 30 Millionen Mohammedaner in Indien sind von Haß gegen die britische Herrschaft durchdrungen, die vielen Armenier in jenem Lande ebenso viele geheime Anhänger und Sendboten des Zaren. Das alles bringt Rußland in eine vortheilhafte Lage gegenüber England, wozu sich noch gesellt, daß die russische Politik aus verschiedenen Gründen die weitsichtigere ist und daß die Russen von ihrem Naturell mehr als die Briten unterstützt sind. Vámbéry nennt die Russen zufolge ihrer geographischen Lage und socialen Verhältnisse schlechtweg Asiaten:

Als Asiaten pflegen sie in Sitten, Gebräuchen und Denkungsweise ihren Nachbarn nie so schroff gegenüberzustehen wie die Engländer, denen bei dem höhern Grade ihres Culturzustandes derartige Entsagung ein Opfer und mit ihren Civilisationsbestrebungen unverträglich wäre. Sie beleidigen nur selten die Denkungsweise der Völker und bequemen sich derselben mit größter Leichtigkeit an, wie es ihre Interessen erheischen.

In dieser letzten, durch und durch richtigen Beobachtung finden wir einen wesentlichen Grund der russischen Ueberlegenheit im Verkehr mit asiatischen Völkern gegenüber England. Nimmt man noch dazu, daß man in England wenig oder schlecht über die Verhältnisse in Innerasien unterrichtet ist und sie in allzu rosigem Licht erblickt, während die Russen durch ihre Diplomaten und Spione von dem geringsten Vorfalle in Kenntniß gesetzt werden, so wird man die Vorzüge der russischen vor der englischen Politik leicht einsehen.

Wie aber der herannahenden Gefahr abhelfen? Vámbéry meint, daß man bis zum Oxus Rußland ruhig vordringen lassen müsse, daß die Eroberung aller drei Khanate für letztere nur ein Glück sei. Vom Oxus bis zum Indus jedoch müsse das Land neutrales Gebiet bleiben, und namentlich sei das von einer kriegerischen Bevölkerung bewohnte Afghanistan sehr dazu geeignet ein Zwischenland zu bilden, welches die beiden Rivalen auseinanderhalte. Nur dürfe England nicht versäumen, sich hier gewichtigen diplomatischen Einfluß zu verschaffen.

Vámbéry gibt uns auch Auskunft darüber, wie er dazu kommt, die wichtigen hier in Frage kommenden Verhältnisse mit so großem Eifer zu erörtern und gleichsam als Beschwörer Englands aufzutreten. Für ihn handelt es sich hier um Kampf zwischen der Barbarei und der Civilisation; Rußland, so setzt er auseinander, stehe tief unter den Völkern, mit welchen es in Asien in Berührung komme, und deren Russificirung bedeute den Rückschritt selbst für diese Asiaten, während sie unter britischem Scepter einer gedeihlichen Entwickelung entgegengingen. Endlich werde nicht allein England, sondern ganz Europa durch die fortdauernde Russificirung Asiens bedroht, da ein Wink des Zaren genüge, die dem Moskowiterreich assimilirten asiatischen Völker à la Dschingis-Khan auf unsern Erdtheil loszulassen und in diesem alle Civilisation zu ersticken.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, auf welcher Seite auch mit Vámbéry unsere Sympathien sind. Allein wir glauben, daß er Licht und Schatten nicht gleichmäßig in seinem Bilde vertheilt und daß er, um den moskowiter Popanz recht schwarz erscheinen zu lassen, England zu sehr den Sonnenstrahlen aussetzt. „Wenn Deutschland und Frankreich unentbehrliche Gehülfen zur Verbreitung des Lichts unserer erhabenen Civilisation sind, so ist doch der Hauptfactor nur England allein.“ Wir, von unserm deutschen Standpunkte, können natürlich mit solchem Ausspruche nicht einverstanden sein, der in sich selbst zerfällt. Denn wenn von drei Individuen zwei „unentbehrlich“ sind, kann das dritte unmöglich „nur allein Hauptfactor“ sein. Indessen es bedurfte dieser Folie gar nicht, um England hochzustellen; Rußland steht ihm gegenüber immer noch tief genug. Daß letzteres aber so pechschwarz bei Vámbéry erscheint, so asiatisch, wie es nur immer Mickiewicz von seinem polnischen Standpunkte aus

darstellt, mag in der ungarischen Anschauung des berühmten Reisenden zu suchen sein. Dieser ist ein ungarischer Patriot, dem seine edle, aber kleine Nationalität warm am Herzen liegt. Aber der Ungar sieht im Russen den natürlichen Feind, er weiß, daß er im Norden, Osten und Süden von Völkerschaften umschlossen ist, die offen das russische Banner schwingen und bei einer Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne dem Moskowiterreich zufallen. Was dann aus Ungarn werden dürfte, ist unschwer zu errathen. Je schwieriger daher Rußland „die Eroberung Konstantinopels in Indien“ gemacht werden dürfte, desto weniger steht für Ungarn zu besorgen. Doch wir würden dem Verfasser unrecht thun, wenn wir seine ganze Argumentation, die von einem weitgehenden staatsmännischen Blicke zeugt, auf diese engere Anschauung zurückführen wollten, die uns nur zur Färbung des Bildes beigetragen zu haben scheint. Auch wir wünschen mit Vámbéry, daß England auf der Hut sein und die wohlgemeinten Rathschläge beherzigen möge.

Richard Andree.

Philosophisches.

Die Idee des Raums und der Raum. Eine philosophische Abhandlung von Gustav Engel. Berlin, Hertz. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese kleine Abhandlung schließt sich an eine von demselben Verfasser früher veröffentlichte und von mir in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (1865, Nr. 312, Beilage) besprochenen Schrift, „Die dialektische Methode und die mathematische Naturanschauung“ betitelt, eng an. Ohne irgendwie näher auf deren Inhalt eingehen zu wollen, will ich mich lediglich darauf beschränken, auf dieses neue Schriftchen, welches eine weitere Ausführung der früher bereits angedeuteten und im Titel genugsam bezeichneten Frage enthält und abermals von der dialektischen Schärfe des Verfassers ein sehr günstiges Zeugniß ablegt, hinzuweisen. Daß es mich in gleichem Maße befriedigt hätte wie dessen Vorgänger, könnte ich trotzdem nicht sagen; vielleicht lag es daran, daß es mir im leeren Raum etwas schwindelig wurde, daß ich mich nicht so zurecht darin finden konnte, daß ich mich mit den a priori-Constructionen der Welt nicht mehr zu befreunden vermag; vielleicht aber auch lag es daran, daß der geehrte Verfasser mich durch eine Bemerkung in der Vorrede, über die ich mit ihm, wie er das von mir, dem bekannten Anhänger Schopenhauer's, nicht anders erwarten kann, ins Gericht gehen muß, gegen sich einnahm. Nicht etwa als ob ich deshalb seine Schrift mit Vorurtheil gelesen hätte, jedenfalls aber konnte ich mich einer gewissen Voreingenommenheit nicht entschlagen. Nachdem er nämlich Droßbach's Schrift: „Ueber die Objecte der sinnlichen Wahrnehmung“, als in gewissen Beziehungen mit der seinigen verwandt, besprochen, sagt Gustav Engel: „Im übrigen zeigt sich in Droßbach's Weltanschauung ein ideales Streben, das wohlthuend berührt in einer Zeit, wo Schopenhauer's Philosophie des absoluten Weltschmerzes so viele Freunde gewinnen konnte.“

Abgesehen nun davon, daß die von dem Autor hervorgehobene Bezeichnung der Schopenhauer'schen Philosophie eine unrichtige ist, da wol der „Wille“ bei ihm, nicht aber der diesen begleitende „Weltschmerz“, wenn man überhaupt die der Aeußerung des Willens entspringenden Uebel so bezeichnen darf, ein „Absolutes“ genannt werden kann, möchte ich fragen, ob denn nicht gerade die pessimistische Seite der Lehre Schopenhauer's allerdings am meisten dazu angethan sei, ihm Freunde zu gewinnen, ob nicht gerade in ihr die einleuchtendste Wahrheit liege? Wol habe auch ich es versucht, wie es denen, welche meine Schriften über Schopenhauer gelesen haben, bekannt sein muß, mich der pessimistischen Weltanschauung zu entwinden, wenigstens theoretisch über diesen Standpunkt mich zu erheben; allein, sei es einmal offen gestanden, gelungen ist es mir noch nie, denn praktisch behält Schopenhauer leider immer wieder recht. Da nun die Philosophie bekanntlich zwar leicht vergangene und künftige Uebel besiegt, von den gegenwärtigen aber nur zu oft besiegt wird, so möchte ich Hrn. Engel bitten, doch einmal sich zu fragen, ob nicht Schopenhauer's Philosophie wenigstens das vor andern Systemen voraushat, daß sie uns nicht täuscht, daß sie uns keine Vorspiegelungen vom Leben macht, welche die nächste Erfahrung Lügen straft, daß, wer sie beherzigt und in Fleisch und Blut verwandelt hat, wenigstens weiß, weß er sich im Gewühl der Welt zu versehen, wie viel er vom Leben überhaupt und von seinen Nebenmenschen zu erwarten habe, und so „vorher gewarnt“, wie ein englisches Sprichwort sagt, auch „vorher bewaffnet“ ist. Es war gewiß ein trefflicher Einfall, den man dem vielgetäuschten Swift nacherzählt, als er sagt, die Segenssprüche in der Bergpredigt seien ganz gut, nur fehle einer zur Vervollständigung, und der wäre: „Gesegnet seien die, welche nichts erwarten, denn sie werden nicht getäuscht werden.“ Wer mir es etwa als Blasphemie auslegen wollte, daß ich den Scherz hier anführe, der vergesse nicht, daß Swift selbst ein Würdenträger der Kirche war. Wer aber einwenden sollte, daß unser Dasein dann in der That ein trauriges und unerquickliches wäre, daß es dann am Eingange desselben heißen könnte: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate“, der kann sich damit beruhigen, daß die Natur schon dafür gesorgt hat, daß der Mensch nicht ganz verkümmere, indem sie ihm die „Hoffnung“ als Lebensprincip eingepflanzt hat. Was daher auch die Vernunft sage, das Herz wird ihr stets widersprechen. Derselbe Dichter aber, der die „Hoffnung“ so schön besungen, hat auch an einer andern Stelle gesagt:

> Etwas fürchten und hoffen und sorgen
> Muß der Mensch für den kommenden Morgen.

Ja, wären wir noch des kommenden Morgens gewiß, so dürfte sich „das ermüdende Gleichmaß der Tage“ noch mit einer gewissen Ruhe und dumpfer Ergebung ertragen lassen; allein, wir wissen ja, daß das Individuum sich das Dasein — nach Darwin im doppelten Sinne — immer von neuem zu erkämpfen hat — auch Engel erkennt das ja an, wie er (S. 14) sagt: „Denn wie alles räumliche

Dasein, so ist auch der thierische Körper vergänglich; unablässig arbeitet die äußere Welt daran, ihn, den kaum gebildeten, wieder zu zerstören —": kann es also unter so bewandten Umständen anders sein, als daß das „Fürchten und Sorgen" das „Hoffen" in diesem Leben überwiegen? Ist daher eine pessimistische Weltanschauung so ungerechtfertigt, oder widerspricht sie etwa der Wahrheit? Freilich kann man sich zuweilen, wenn man gerade einmal bei kannibalischem Wohlsein und äußerlich vom Glück begünstigt die sogenannte „Heiterkeit des Daseins" empfindet, eines andern überreden und der optimistischen Anschauung huldigen; allemal aber wird man dabei seinen Blick auf sich selbst beschränken und gegen andere, gegen alle ferner liegenden Kreise verschließen müssen. Und von wie langer Dauer dürfte wol ein solcher seliger, freilich auch sehr engherziger Zustand schon nach dem alten Sprichworte vom „Glück und Glas" sein? Also keine Täuschungen: seien wir ehrlich gegen uns selbst und gestehen wir es nur offen und unumwunden, daß die Wahrheit viel mehr in der pessimistischen als in der optimistischen Anschauung liege, und daß, sowie die Welt einmal beschaffen, der „Weltschmerz" allerdings leider nur zu gerechtfertigt sei, wenn man ihn auch nicht zum „absoluten" erheben darf; denn „absolut" kann das nicht sein, was erst von etwas anderm bedingt ist. Freilich geht Schopenhauer zu weit und befindet sich im Irrthum, wenn er „Entbehrung, Noth und Leiden" als „Zweck unsers Lebens" betrachtet; als „absolut" aber konnte er den Weltschmerz schon deshalb nicht gesetzt haben, weil er ihn durch „Verneinung des Willens" aufgehoben wissen will. Daß er aber den „Willen", das wahrhaft Absolute bei ihm, negiren zu können glaubt, das allerdings ist die Achillesferse in seinem System. Diesen Widerspruch habe ich bereits in meinem „Sendschreiben" an ihn zu bekämpfen gesucht, und ebenso habe ich in meinem „Faust-Commentar" darauf hingewiesen, daß wir den Pessimismus zu überwinden suchen müssen, da er wol eine Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit sei. Daß nun diese, wenn auch nur partielle Wahrheit in unserer Zeit so viele Freunde gewinnen konnte, das beklagt Engel. Eher hätte er es beklagen sollen, daß die Welt eben so beschaffen ist, daß, sobald ein Weltweiser ihre Schattenseite beleuchtet und ihre Mängel aufdeckt, er gewiß Zustimmung und Anhang findet. Hätte sich Schopenhauer früher Gehör verschaffen können, wäre er nicht von den bei seinem ersten Auftreten das Wort führenden Philosophen überschrien und nachher so lange ignorirt worden, so würde er sich schon seit den zwanziger Jahren Freunde erworben haben, und hätte es nicht erst eines englischen Artikels und der Bemühungen seiner nächsten Anhänger, eines Frauenstädt, Lindner und meiner Wenigkeit, bedurft, ihm solche endlich in den funfziger Jahren zu verschaffen. Ob nicht auch die Zeitumstände, die Betrachtung, daß mit dem Coup d'état eine Aera der Gewaltherrschaft über Europa hereingebrochen und die schönen Träume des Jahres 1848 alle zunichte geworden waren, mit dazu beigetragen, den Boden für das Empfängniß der Schopenhauer'schen Lehre urbar zu machen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war man der alles gutheißenden Systeme überdrüßig und konnte sich namentlich mit einer damals noch herrschenden Philosophie nicht mehr befreunden, welche für viele auf den Satz hinauslief: „Alles was ist, ist vernünftig." Bemerkenswerth ist es übrigens — dies sei nur beiläufig erwähnt —, daß man in der Neuen Welt, im fernen Westen, das praktisch verwirklicht hat, was Schopenhauer in der Alten Welt, und zwar dem fernen Osten entlehnt, theoretisch als Ziel seiner Lehre hingestellt hat. Wenn nämlich das, was Dixon in seinem höchst lehrreichen und anziehenden Werke: „New America"*) von den Zitterern (Shakers) erzählt, vollkommen der Wahrheit entspricht — woran wir keinen Grund haben zu zweifeln —, so hätten sie in aller Wirklichkeit das von Schopenhauer gewünschte Quietiv des Willens erreicht; sie wären von der Sansara der übrigen Welt zur Nirwana gelangt, es wäre ihnen gelungen, die fleischlichen Gelüste zu bezwingen und ein Himmelreich auf Erden zu gründen. Wie, wenn dieses Häuflein Heiliger inmitten der über die Erde ausgebreiteten Christenheit, gleich der Hand voll Christen im einstigen großen römischen Reiche, nach und nach anwachsen und sich vermehren und zur herrschenden Religionsgemeinde werden sollte? Hätte Schopenhauer also schließlich doch recht und stände die allgemeine „Verneinung des Willens" in wenn auch noch ferner Aussicht? — Darauf will ich mit Schiller erwidern:

> Doch weil, was ein Professor spricht,
> Nicht gleich zu allen dringet,
> So übt Natur die Mutterpflicht
> Und sorgt, daß nicht die Kette bricht
> Und daß der Reif nie springet.

Und hiermit will ich diese Betrachtungen schließen, die ich nur als flüchtige und nichts weniger als erschöpfende angesehen haben möchte.

David Asher.

*) Eine abermalige schöne Bereicherung der Tauchnitz-Ausgabe.

Feuilleton.

Der Schriftstellertag in Dresden.

In Dresden tagten am 31. Mai, am 1. und 2. Juni die deutschen Schriftsteller; es mochten ungefähr 50 anwesend sein; namentlich war Berlin zahlreich vertreten. Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete die Tantièmefrage, über welche Feodor Wehl aus Hamburg berichtete, indem er darauf hinwies, daß die Reform der Lage der Schriftsteller von diesen selbst ausgehen und daß sie den Regierungen das nöthige Material und die Unterlagen für eine gesetzliche Regelung an die Hand geben müßten. Das Resultat der Debatten war die Bildung eines Comités, bestehend aus F. Wehl, Alfred Meißner, H. Schmidt, welches mit dem wiener dramatischen Verein über ein gemeinsames Wirken unterhandeln sollte. Es ist dies offenbar der richtige Weg, eine Zersplitterung der Bestrebungen unmöglich zu machen. Das wiener Comité (Laube, Mosenthal, Mautner, Flotow, Suppé) hat fleißig gearbeitet und die von der Versammlung berathenen Statuten bereits so weit redigirt, daß sie der Regierung zum Zweck einer Autorisation des zu bildenden Vereins unterbreitet werden können. Hoffentlich knüpft der Schriftstellerverein seinen Anschluß nicht an irgendwelche Bedingungen. Damit im praktischen Leben etwas zu Stande kommt, bedarf es der Unterordnung unter das Fertige,

was Erfolg verspricht. Mit Recht sagt Laube in der „Neuen Freien Presse“, daß das Unternehmen nur gedeihen kann, wenn sich ihm alle bessern Kräfte Deutschlands anschließen; wenn irgendwo, so sei hier die Lehre vom Bündel Pfeile am Platze. Als weiterliegende Aufgaben des Vereins stellt er außerdem hin: ein Cartelverhältniß mit dem französischen Verein der dramatischen Autoren und Componisten, und das Bestreben, die Förderung der Regierung sowol für seine eigenen materiellen Interessen, als auch für die mit diesen Interessen Hand in Hand gehende geistige, künstlerische und sittliche Hebung des deutschen Theaters zu erlangen.

Eine zweite Hauptdebatte des dresdener Schriftstellertags galt der Frage des geistigen Eigenthums und ihrer Regelung; man einigte sich darin, die Beschlüsse der Versammlung von 1865 nochmals an die verschiedenen Gesetzgebungsgewalten zu bringen. Für den in Deutschland grassirenden Nachdruck wurden zahlreiche neue Belege beigebracht; man versicherte, daß fast 1000 Blätter in Deutschland nur vom Nachdruck leben. Das Streben nach einer festen gesetzlichen Regelung dieser Verhältnisse ist durchaus anerkennenswerth. Doch darf man dabei wol nicht vergessen, daß in Bezug auf kleinere Artikel, Gedichte u. s. w. eine liberale Benutzung der größern Presse durch die kleinere nicht ausgeschlossen sein darf. Es ist dies gewiß im Interesse der Schriftsteller, denen eine möglichste Verbreitung flüchtiger Tagesarbeit nur erwünscht sein kann. Der von Schweichel im Namen des Leipziger Schriftstellervereins gestellte Antrag, es möge den einzelnen Schriftstellervereinen das Recht verliehen werden, je ein von ihnen selbst zu ernennendes Mitglied in den Vorstand abzuordnen, hatte die Mehrheit der Stimmen gegen sich. Der Antrag Frenzel's dagegen, für die Hinterlassenen eines Mitglieds sofort nach dem Tode desselben eine Unterstützung auszuzahlen, zu welcher jedes Mitglied bei jedem eintretenden Sterbefalle einen halben Thaler beitragen soll, wurde angenommen.

Zum Vorort des Vereins wurde einstimmig Berlin, zum Versammlungsort für das nächste Jahr Weimar ernannt. Da der Antrag Riendorf's, es möge unter Aufsicht des Vorstandes ein „Vermittelungsbureau für Unterbringung von Novellen und Feuilletons auf dem geschäftlichen Wege von Angebot und Nachfrage“ begründet werden, angenommen wurde, so dürften die Novellisten wol von diesem dritten Schriftstellertag den meisten praktischen Nutzen haben. Sie waren auch außerdem die Begünstigten: die Anwesenheit mehrerer Schriftstellerinnen soll dies oder jenes pikante Abenteuer bei den geselligen Vergnügungen des Vereins, bei Diner und Dampfschiffahrt auf der Elbe, zur Folge gehabt haben, welches für die Novellen der Zukunft einen anregenden Stoff bietet.

Es ist immerhin ein Fortschritt gegen früher, die deutschen Schriftsteller regen sich jetzt. Daß dies stets in Freiheit geschehe, dafür plaidirt Frenzel in einem Aufsatz der „National-Zeitung“: „Die Literatur und der Staat“, in welchem er sich gegen die von Wolfgang Müller beantragte deutsche Akademie erklärt; er sieht in einer Akademie nur die Vernichtung der freien unabhängigen Literatur. Doch besteht denn eine Akademie nur in Uniformen, Talaren, Zöpfen? Wie die Wissenschaft und die Kunst, muß nach unserer Ansicht der Staat, und zwar um so mehr, je mehr er seinem Ideal entspricht, auch die Literatur aufnehmen in den Kreis jener geistigen Gewalten, die er deshalb anerkennt, weil seine eigene Würde und Bedeutung von ihnen getragen wird.

Literarische Notizen.

Zur Charakteristik Byron's ist soeben ein wichtiger Beitrag erschienen. Bekanntlich ist sein Aufenthalt in Italien, nachdem die Liebe zu dem naturwüchsigen Kind Venedigs, der wilden Margarita, vergessen war, aufs engste mit seiner Neigung für die Gräfin Teresa Guiccioli verknüpft. Diese Gräfin lebt noch als Witwe des Marquis de Boissy und hat soeben Denkwürdigkeiten veröffentlicht, welche ihren Helden, den ebenso gefeierten wie verfehmten Dichter, in ein durchaus glänzendes Licht stellen. Sie sind erschienen unter dem Titel: „Lord Byron, jugé par les témoins de sa vie“, bei Amyot in Paris und gleichzeitig englisch bei Dulau in London, zwar ohne den Namen der Verfasserin, der jedoch durch die authentischen Versicherungen der Verleger außer Zweifel gestellt ist.

Der Sohn des gefeierten Romandichters Bulwer nimmt ebenfalls eine hervorragende Stelle auf dem Parnaß der Gegenwart ein und mag wie die beiden Tasso, die Schlegel u. a. als eine Instanz gegen die namentlich von Schopenhauer vertretene Behauptung gelten, daß die Söhne den Intellect von der Mutter und den Charakter vom Vater erben. Das zweite Maiheft der „Revue des deux mondes“ widmet unter der Ueberschrift: „Littérature anglaise“ dem Dichter Robert Lytton eine eingehende Analyse, anknüpfend an seine letzte Veröffentlichung: „Chronicles and Characters“ (London 1868). Von seinem Vater hat Lytton die Universalität des Geistes und die vielseitige Bildung geerbt; seine Muse hat einen kosmopolitischen Zug; es fehlt ihr aber eine scharfe originelle Physiognomie. Seine frühern Schriften gab er unter dem Namen Owen Meridith heraus; er hat eine griechische Tragödie: „Klytämnestra“, eine Reihe von Weltfahrten in Versen: „The Wanderer“, einen Byron'schen Roman in Versen: „Lucile“, serbische Gedichte, eine deutsche Studie: „The King of Amasis“, veröffentlicht und vereinigt in den zwei dicken Bänden seines neuesten Werks in chronologischer Folge dramatische Scenen, Legenden, Balladen, lyrische Ergüsse, philosophische und religiöse Gedichte aus allen Jahrhunderten. So erscheint Lytton als ein talentvoller, aber nicht hinlänglich selbständiger Dichter. Der Kritiker der „Revue des deux mondes“ analysirt mit treffender Schärfe, ehe er an die Charakteristik Lytton's geht, die neue nervöse Schule der englischen Lyrik, die er die école spasmodique nennt. Es fehlt in Deutschland nicht an Analogien, nur finden die Krämpfe der Poeten kein Publikum mehr. Wir erfahren übrigens, daß Lytton die deutsche Literatur kennt und schätzt und daß sich in seiner Sammlung mehrere geistreiche und farbenreiche Skizzen des deutschen Mittelalters finden.

Von dem „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft“ (Berlin, G. Reimer) ist der dritte, von Karl Elze herausgegebene Jahrgang erschienen. Wir kommen auf die Aufsätze desselben noch näher zurück, und erwähnen hier nur, daß einer der inhaltreichsten: „Essay über Richard III.“ von Wilhelm Oechelhäuser, einem der tüchtigsten Kenner Shakspeare's, der außerhalb der eigentlich gelehrten Kreise steht, auch in einem Separatabdruck ausgegeben worden ist.

Bibliographie.

Bartsch, K., Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Benfey, R., Aus der Literaturgeschichte für's Volk. 1stes Heft. Lessing, die Grundsäule deutscher Literatur. Berlin, Albrecht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bertram, Dorpats Größen und Typen vor 40 Jahren. Dorpat, Gläser. 8. 12 Ngr.

Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem englischen Original bearbeitet. Parchim, Heussi. 8. 15 Ngr.

Böhmer's, J. F., Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch J. Janssen. 3 Bde. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bölte, Amely, Streben ist Leben. 3 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 3 Thlr.

Boué, A., Ueber die Rolle der Veränderungen der unorganischen Festen im grossen Masstabe in der Natur. Wien. Lex.-8. 7½ Ngr.

— — Werden der Menschheit immer, wie jetzt, Mineralschätze zu Gebote stehen? Wien. Lex.-8. 2 Ngr.

Brunold, F., Zwei Novellen. I. Keine Mutter. II. Der Bildschnitzer. Wismar, Hinstorff. 8. 1 Thlr.

Büsing, P., Wie Harm Ahlers upper Melkstraten seilde. En Vertellsel van Gerd Tenjers. Bremen, Tannen. 16. 10 Ngr.

Spir, A., Andeutungen zu einem widerspruchslosen Denken. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 4 Ngr.

Supan, A. G., Die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli mit besonderer Berücksichtigung der Stände-Revolution in Oesterreich in den Jahren 1451 und 1452. Nach den Quellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Swierszcz, B., Napoleon III. und die Territorial-Entschädigungen Frankreichs. (Aus dem Polnischen übersetzt.) Posen, Merzbach. Gr. 8. 25 Ngr.

Sybel, H. v., Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Tietz, F., Haidekraut und Riedgras. Märkisch-preußische Historietten aus alten Tagen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Veltheim, H. v., Die Kahlen. Erzählung aus der Zeit der irischen Insurrection von 1798. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weinhold, M., Naturvölker und Culturvölker. Vortrag. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 25. Juni 1868.

Adalbert Stifter's letzter Roman.

Witiko. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Drei Bände. Pesth, Heckenast. 1865—67. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Ist der naiv-epische Stil der Chronik für den historischen Roman geeignet, der in ältern Zeiten spielt? Ist Treue des Costüms das oberste Gesetz für den geschichtlichen Romanschriftsteller? Und hat der Epiker nur den äußerlichen Verlauf der Ereignisse darzustellen, ohne in das Gemüth und die innere Welt seiner Helden hinabzusteigen, aus Furcht, hier mit dem Dramatiker in Collision zu gerathen? Die Beantwortung dieser Fragen ergibt von selbst das Urtheil über den letzten Roman Stifter's, der zugleich der erste historische Roman dieses begabten und liebenswürdigen Autors war. Doch obgleich Stifter mit diesem Werke von der Nation Abschied nahm, so kann dasselbe keineswegs als die reife Frucht seiner literarischen Entwickelung betrachtet werden, sondern nur als ein Versuch, eine Studie auf einem neuen Gebiete, auf welchem der Autor bisher nicht heimisch war und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch durch dies Werk nicht heimisch geworden ist.

Denn wir müssen die oben aufgestellten Fragen durchaus ablehnend beantworten und damit unser Urtheil über Stifter's „Witiko" von Haus aus als ein ungünstiges feststellen.

Der alterthümelnde Stil fällt aus den formalen Bedingungen heraus, welche wir ein für allemal von der modernen Kunstproduction zu verlangen haben. Zunächst, ganz abgesehen vom Inhalt, muß jede künstlerische Schöpfung in ihrer Form die Errungenschaften der Zeitbildung widerspiegeln. Von mancher Seite mag es für einen Höhepunkt dieser Bildung gehalten werden, daß wir im Stande sind alle erdenklichen Formen nachzuahmen, für eine That künstlerischer Reife und Freiheit, jeden Stil, z. B. auch den schlichten Stil der mittelalterlichen Chronik, zum Verwechseln ähnlich nachzugestalten. Ist dies nicht ein Meisterstück künstlerischer Objectivität, welche auf liebgewordene Darstellungsformen zu verzichten weiß, um gleichsam einen vorzeitlichen fossilen Stil mit magischer Kunst zu beleben?

Wir aber halten dergleichen alles für akademische Künstelei, die in die Studienmappe gehört, nicht auf das Forum der Literatur. Was würden wir von einem Maler sagen, der uns ein mittelalterliches Geschichtstableau im eckigen altdeutschen Stil vorführen und etwa einen Lukas Cranach zu seinem Vorbild nehmen wollte? Die Technik der Kunst hat seit jenen Zeiten wesentliche Fortschritte gemacht, die sich nicht ignoriren lassen, ja deren Anerkennung für die bildende Kunst etwas ganz Selbstverständliches ist. Aehnlich ist es auch in der Poesie, oder sollte es wenigstens in derselben sein. Ein Verzicht auf die Technik, welche die Dichtkunst sich, wenn auch nicht im Schweiße ihres Angesichts, doch durch das glückliche Geschenk großer Genien errungen hat, ist gleichbedeutend mit einem Rückfall in die barbarischen Anfänge der Kunst. Ob uns der Dichter ein neuzeitliches oder ein vorzeitliches Gemälde entrollt, seine Darstellungsweise soll der Neuzeit angehören.

Gegen diese Grundsätze sündigt nun der Stifter'sche Roman mit einer Consequenz und Ausdauer, die einer bessern Sache würdig wären. Das ganze Werk ist im alterthümlichen Chronikstil geschrieben; es fehlen nur die mittelalterlichen Initialen, um uns ganz in die Stimmung der Mönchshandschriften zu versetzen. Der Satzbau und die Periode existiren für diesen Stil nicht, die Syntax ist von paradiesischer Ursprünglichkeit; es ist schon ein seltener Luxus, wenn sie sich mit einem kleinen Relativsatz schmückt. Satz folgt auf Satz, kurz angebunden, in einer Art von Gänsemarsch, welcher für den Chronikstil charakteristisch ist. Dabei treten Wiederholungen ein, welche, wie es scheint, eine Art von individueller Verlebendigung bezwecken, indem sie die zusammenfassende Darstellung in ihre Atome auflösen. Wenn mehrere

dasselbe sagen oder thun, so ruft Stifter gleichsam jeden einzelnen beim Namen und läßt ihn als einzelnen die Worte der andern wiederholen. So ist es bei den Berathungen, so ist es auch bei dem allergewöhnlichsten „Gute-Nacht- und Lebewohlsagen". Witiko ist zu Gast bei Lubomir; dieser führt ihn zuerst zu seiner Frau:

> Die Frau wendete ihr Angesicht mit freundlichen Mienen gegen Witiko, und sagte: „Unser Herr und Zupan Lubomir, mein Ehegatte, hat mir angezeigt, daß Ihr unser Gast seid, ich heiße Euch in Freuden willkommen, und bitte, seid mit dem zufrieden, was unser armes Haus gewähren kann, und was zwei alte Leute, die einsam sind, zu Euerm Vergnügen thun können." — „Ihr erweist mir eine hohe Gunst, erhabene Frau", entgegnete Witiko, „daß ihr mich gastlich in Euerm Hause aufnehmt, ich werde es dankbar erkennen."
>
> Hierauf wendete sich Lubomir gegen die Männer, die an der Thür standen, und indem er auf den ersten wies, sagte er: „Das ist Rastislaw, mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft."
>
> Dann wies er auf den zweiten und sagte: „Das ist Widimir, mein Sippe, der mir auch in meinen Obliegenheiten hilft."
>
> Dann wies er auf den dritten und sagte: „Das ist Wentislaw, mein Sippe, der mir gleichfalls in meinen Obliegenheiten hilft."
>
> Dann wies er nach der Reihe auf die Folgenden und sagte: „Das ist Kodim, das ist Momir, das ist Diš, das ist Derad, das ist Wazlaw, und das ist Hostiwil."
>
> Und bei jedem fügte er bei: „Es ist mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft."
>
> Dann fügte er noch hinzu: „Sie sind alle meines Dankes, und wir sind uns alle des gegenseitigen Schutzes versichert."
>
> Hierauf wendete er sich halb gegen Witiko und rief zu den Männern: „Dieser Jüngling ist Witiko, unser Nachbar im Walde und, solange es ihm genehm ist, unser Gast." — „Er ist willkommen", rief einer der Männer. — „Er ist willkommen", rief ein anderer. Und „Er ist willkommen", riefen alle.

Nachdem der Held gegessen, begibt er sich zur Nachtruhe; natürlich muß er sich bei Rastislaw und den Sippen wieder verabschieden:

> Hierauf sagte Lubomir zu Witiko: „Man wird dich in dein Gemach führen, schlafe wohl unter diesem Dache." — „Nehmt eine erste gute Nachtruhe in unserm Hause", sagte Boleslawa, „und erwacht fröhlich, wie es Euern Jahren eigen ist." — „Es wird wol so sein", antwortete Witiko, „und ich gebe den Wunsch guter Ruhe zurück." — „Amen", sagte Lubomir, „gehabt euch wohl, meine Sippen." — „Mit Gott", riefen die Männer.
>
> Nun öffnete der Mann mit dem weißen Gewande wieder die Thürflügel, eine der Frauen ging mit einem Wachslichte hinaus, Boleslawa folgte ihr, und ihr folgten die zweite Frau und die drei Mädchen. Dann ging Lubomir hinaus, dem Slawa leuchtete. Hierauf sagte Witiko zu den Männern, die da standen: „Gehabt euch wohl und seid mir gut gesinnt."
>
> Auf diese Worte traten sie gegen ihn heran und reichten ihm die Hände. „Ruhe unter der Gastlichkeit und unter unserm Schutze in diesem Hause", sagte der, welchen Lubomir Rastislaw geheißen hatte. — „Ruhe wohl", „Lebe wohl", „Gehab' dich gut", riefen andere. — „Ruhet wohl", sagte Witiko.
>
> Und wie sich die Männer wieder von Witiko theilten, kam der zum Vorschein, der am untern Ende des Tisches gesessen war. Er sagte: „Ruht in Gott, und du, junger Gast, ruhe in Gott." — „Ruht in Gott, ehrwürdiger Vater", sagte Witiko.

Eine derartige Darstellungsweise muß einen Menschen des 19. Jahrhunderts, für den die Zeit Geld ist, allmählich zur Verzweiflung bringen; es ist gerade so als ob man aus einem alten Hemde Charpie zupft und einen Faden neben den andern legt. Die Anschaulichkeit gewinnt bei dieser Darstellungsweise durchaus nicht; denn wir haben von Kodim, Momir, Diš, Derad, Wazlaw gar kein Bild, noch weniger irgendwelches Interesse für dieselben, es sind nur Automaten, die mit den Köpfen nicken. Doch auch wo uns die Helden dieser homerischen und biblischen Schiffsregister beschrieben werden, erfahren wir Aeußerlichkeiten, die uns keine Theilnahme erwecken; es sind nur die bunten Bilder eines bemalten Bilderbogens. Witiko begegnet einem Scharlachreiter mit andern schönen Reitern, dem Fürsten Wladislaw und seinem Gefolge. Dies wird uns in folgender Weise vorgestellt:

> „Jetzt sieh aber auf den, der hinter mir ist", fuhr der Scharlachreiter fort, „der ist Welislaw, er sagt immer, daß er treu sei; er weiß nicht, wem, und er ist so jung, daß er noch gar nicht angefangen hat, treu zu sein. So schau doch um auf ihn."
>
> Witiko blickte gegen ihn zurück. Er ritt auf einem Goldfuchs, war braun von Haar und Augen, hatte ein braunes Gewand, auf der schwarzen Haube eine Geierfeder, und trug Schwert und Hüfthorn. „Nun ich bin doch unverdächtig", sagte er zu Witiko. — „Ja", antwortete Witiko. — „Jetzt blicke gerade hinter dich, Lederreiter", rief der Scharlachmann, „da ist der Sohn des Načerat, er ist immer der Sohn des Načerat, und wird immer der Sohn des Načerat sein." — „So sieh doch um", rief der Mann hinter Witiko.
>
> Witiko wendete sich ein wenig auf seinem Pferde, und sah nach dem Manne, der gerufen hatte. Er ritt auf einem braunen Pferde, und war ein sehr schöner Jüngling mit blonden Haaren und blauen Augen und rosenrothem Angesicht. Er trug ein scharlachbraunes Gewand und auf der schwarzen Haube eine weiße Feder. Er hatte Schwert und Hüfthorn. „Ich bin niemand gefährlich", sagte er zu Witiko. — „Außer allen schönen Dirnen", rief der Scharlachreiter. — „Ich könnte auch mit einem Ritter edle Freundschaft halten, wie zum Beispiel mit dem Lederreiter", sagte der Mann. — „Es mag sein, oder auch nicht sein, ich kann es jetzt noch nicht errathen", sagte Witiko. — „Nun kommt die zweite Reihe hinter uns", sagte der Scharlachreiter, „da ist Ben, es heißt auch ein Feldherr so, aber der ist nicht der Feldherr." — „Nicht wahr, Ben, du bist nicht der Feldherr Böhmens", rief er auf den Mann zurück. — „Ich werde es bald sein", rief der andere hervor.
>
> Witiko blickte um. Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, grüne Kleider, eine schwarze Feder auf der schwarzen Haube, und trug Hüfthorn und Schwert. „Der rechts von Ben heißt Časta", sagte der Scharlachreiter. „Sieh ihn nur an, er will immer für seine Freunde in den Tod gehen. „Časta, du stirbst für uns alle", rief der Scharlachreiter. — „Und ihr alle für mich", rief Časta.
>
> Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, braune Kleider, eine graue Feder auf der schwarzen Haube und Hüfthorn und Schwert. „Die hinter den beiden sind die Söhne Smil's, des großen Feldherrn des Herzogs Soběslaw", fuhr der Scharlachreiter fort, „sie wollen immer das Nämliche thun, haben gleiche Pferde und Kleider, und müssen uns offenbaren, ob ihre Liebchen auch die gleichen Augen haben. Sieh sie nur an, mein Ledermann."
>
> Witiko blickte um, und konnte nur erkennen, daß die beiden grün gekleidet waren, rothe Federn auf den schwarzen Hauben hatten, und jeder auf einem Falben ritten.

Und so mit Grazie in infinitum! Möglich, daß einige stilistische Gourmands und Kunstmäcene solche Darstellungsweise wegen ihrer Absonderlichkeit sehr gewählt und schmackhaft finden; wir finden sie ungenießbar und hölzern.

Es fehlt dem Stil wie der ganzen Erzählung an einem künstlerischen Moment, welches die unreife Kunstbildung nicht kennt, die reife aber nicht entbehren kann — an der Perspective. Schon die Sätze sind in gerader, steifer Linie aufmarschirt, alles Hauptsätze, der hinterste ganz so aufdringlich wie der vorderste, gar keine Neben- und Unterordnung, gar keine Verkürzung, keine Einschiebung. Aehnlich geht es mit den Gestalten; es fehlt an

jeder künstlerischen Disciplin und Subordination. Die unbedeutendste macht sich so breit wie die bedeutendste; alles tritt patzig in den Vordergrund; es gibt überhaupt gar keinen Hintergrund, keine Abstufung, keine Fernsicht; die Gestalten bewegen sich wie auf einem ägyptischen Sarkophagendeckel und an einer chinesischen Wand.

Nun mögen die Vertheidiger der chronikartigen Darstellung zu Gunsten derselben anführen, daß durch sie die Treue des Costüms gewahrt werde und hierin ein wesentlicher künstlerischer Vorzug liege. Die Thatsache wollen wir bereitwillig zugeben: Stifter's „Witiko" verstößt mit keiner einzigen Zeile gegen die historische Wahrheit. So bewegten sich, so lebten, fühlten und dachten die Menschen des 12. Jahrhunderts; so trugen sie ihre Gewänder, so ihre Lederkappen auf dem Kopfe; so bauten sie ihre Häuser und Burgen; so waren ihre Kämpfe, ihre Berathungen. Nirgends ist der Gedankenkreis jener Zeit durch ein später geborenes Denken unterbrochen. Ja, der hölzerne Chronikenstil gewinnt durch diese Hingebung an den schlichten Genius des Zeitalters hin und wieder einen Zug von Treuherzigkeit und Innigkeit, der ebenso charakteristisch ist, wie mit ansprechender Wärme berührt. Weht uns doch oft eine gleiche Innigkeit aus alten Holzschnitten entgegen, in deren eckigen Umrissen oft ein eigenthümlicher seelischer Ausdruck liegt.

Doch diese Treue des Costüms bleibt immer ein untergeordneter Vorzug, und wo der alte Schnitt der Gewänder und Gedanken so gewissenhaft nachgebildet ist, da fühlen wir bald, daß diese ganze Welt eine uns fremde ist, in welcher alle Anstrengung des Autors uns nicht heimisch zu machen weiß. Der Roman soll ein umfassendes Culturgemälde der äußern Welt geben; doch diese Aeußerlichkeit muß eben vom Geist, und von einem verwandten Geist durchdrungen sein, wenn sie uns fesseln soll. Wo demnach die Treue des Costüms in einer uns fernliegenden Zeit als der letzte und höchste Zweck des Romans erscheint, als seine künstlerische Großthat: da wird dieser gerade als Kunstwerk nur einen subalternen Rang einnehmen und als Erzählung keinen spannenden Reiz ausüben.

Auch Walter Scott ist von antiquarischer und geschichtlicher Sorgfalt in Bezug auf die äußere Ausstattung seiner Helden, ihrer Comparserie und der Decorationen des Hintergrundes in seinen Gemälden; er macht sich hierin die Sache ebenso wenig leicht wie Stifter, und seine alterthümlichen Studien gehen ebenso tief in das Detail der Cultur. Doch der durchgreifende Unterschied zwischen Stifter und ihm besteht darin, daß er die so durchgearbeitete Fülle des culturgeschichtlichen Materials alsbald zu einem Moment in dem ganzen Aufbau des Kunstwerks wieder herabsetzte, dem letztern aber eine vorzügliche Architektonik gab, nie die steifleinene Chronikform als solche in seine Romane einführte, und vor allem für das Denken und Empfinden seiner Helden ein tieferes Interesse einzuflößen verstand.

Und das ist der dritte Punkt, wegen dessen wir mit Stifter rechten müssen: seinen Helden fehlt das innere Leben und ihren Thaten die eigentliche Motivirung. Wenn auch der Epiker nicht wie der Dramatiker uns von Haus aus über den letzten Zweck seines Helden zu orientiren braucht, sondern für ihn eine spätere Aufhellung des vergangenen Ereignisses genügt, so muß er uns doch vor allen Dingen das Bewußtsein eines zweckmäßigen Zusammenhangs geben, der in dem ganzen Werke waltet. Es müssen bestimmte Größen gesetzt sein, die leitenden Mächte und Gedanken der Zeit auf der einen, die Charaktere auf der andern Seite, deren Ineinandergreifen, auch wo es in einzelnen Verschlingungen geheimnißvoll erscheint, uns doch lösbare Räthsel aufgibt. Am innern Horizont des Helden muß Vergangenheit und Zukunft und ihr reicheres Leben stets sich ablösen mit der unmittelbaren Gegenwart.

Das alles ist bei Stifter nicht der Fall. Das ganze Handeln des Helden zerfällt in spröde Atome, deren Zusammenhang unerklärt bleibt; und doch verlangten die Schwankungen von einer Partei zur andern in jenen zerfahrenen Verhältnissen altböhmischer Anarchie eine ausgiebige Erklärung. Dadurch, daß diesem Handeln die Motive fehlen oder nur äußerlich und sporadisch angeheftet sind, zeigt es sich immer nur als ein äußerliches Geschehen, für dessen Hinundher nur eine geringe Theilnahme bleibt. Wir verlangen von dem Romandichter nicht, daß er wie der Dramatiker den Willen des Helden auf die Spitze einer entscheidenden That stelle; aber dieser muß doch immer handelnd auftreten, durch verständliche Motive bestimmt; wir müssen nicht gelegentlich erfahren, warum dies und das geschieht, was uns mit großer Ausführlichkeit vorgeführt wird, sondern unsere Theilnahme wird dem Gebaren des Helden erst zutheil, wenn wir in seine Zwecke eingeweiht sind. Die Ueberraschungen des Romans gehen aus allmählich sich entschleiernden Dunkelheiten der Vergangenheit empor, die in den weitern Verlauf der Handlung eingreifen, keineswegs aber daraus, daß für ein Thun, welches wir lange verständnißlos mit ansehen, uns später auf einmal ein Zweck angegeben wird. Das ist eine Verwechselung, deren sich Stifter öfter schuldig macht und die man auf eine Verkennung der Romantechnik zurückführen muß.

Wir folgen z. B. Witiko auf einer Fahrt zum Erzbischof von Passau, die er mit zwei Männern antritt; der Zweck der Fahrt ist uns, wie fast immer, wenn wir mit dem Helden ausrücken, unbekannt; sie geht für uns ins Blaue. Nun erleben wir manche Abenteuer, werden durch Gegenden geführt, die uns mit den trockenen Farben der Chronik geschildert werden; kehren mit den Wandernden aus und ein, essen und trinken, was uns mit homerischer Einfachheit dargestellt wird, kommen endlich in Passau im erzbischöflichen Schlosse an, und erst hier erfahren wir, daß der eine der Begleiter der mährische Bischof ist, der sich vor den Fürsten flüchtet und von dem treuen Witiko in den Schutz eines befreundeten Kirchenfürsten geleitet wird.

Ist durch diese nachträgliche Mittheilung nun eine romanhafte Ueberraschung erreicht? Keineswegs. Eine Ueberraschung setzt eine Spannung voraus, die in unerwarteter Weise befriedigt wird. Ohne Spannung gibt es keine Befriedigung. Stifter hat diese nicht bei uns zu erregen gewußt; wir merken es kaum, daß wir es mit einem geheimnißvollen Fremden, mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu thun haben; es fehlt uns daher der Sinn

für die drohenden Gefahren der Wanderschaft, und so verpuffen alle Wirkungen an der reizlos stumpfen Darstellungsweise.

Ohne die Einkehr in das Innere des Helden erscheint dieser leicht wie eine Marionette, die nur an den Drähten des Autors an uns vorübertanzt. Wir stoßen uns immer nur an den harten Ecken der Gegenwart; es fällt kein Licht auf sie aus den in die Vergangenheit reichenden Erinnerungen und auf die Zukunft gerichteten Zwecken. Derartige Durchsichten in die tiefste Seele des Helden sind namentlich da unentbehrlich, wo es sich um eine Collision der Pflichten handelt. Witiko läßt die Feinde der mährischen Fürsten einmal entkommen, als er sie in der Gewalt hat; er handelte hiermit gegen seine Dienstpflicht, wenn er auch einem Motiv echter Pietät gehorcht. Auch bleibt diese Handlung nicht ohne wichtige Folgen. Dennoch wird sie ganz beiläufig erzählt, nur in ihrem äußern Verlauf; der Kampf in der Seele des Helden wird wie etwas Gleichgültiges kaum erwähnt, wie überhaupt Bedeutendes und Unbedeutendes gleichmäßig durch den seichten Stil der Darstellung verwaschen wird.

Es ist nicht leicht, von der absonderlichen Romanform des „Witiko" denjenigen, die das Werk nicht kennen, ein klares Bild zu geben. Hoffentlich findet dieser Stil, der aus lauter Haut und Knochen besteht und dem alles Fleisch fehlt, keine Nachahmung; wir bedauern, daß ein so phantastereicher Dichter seine Phantasie so systematisch aushungern und seinen Pegasus in eine solche Rosinante verwandeln konnte, der man alle Knochen im Leibe zählen kann.

Es bleibt nur noch die Frage übrig, ob der Inhalt des Romans, wenn wir von seiner verfehlten Form absehen, an und für sich ein tieferes Interesse bietet und in anderer Behandlung hätte Glück machen können?

Doch auch diese Frage müssen wir verneinen. Weder haben die Schicksale des Helden einen spannenden Reiz, selbst wenn sie mit reicherer Erfindung ausgebeutet worden wären, noch hat der geschichtliche Hintergrund, auf dem sie aufgetragen sind, irgendeine maßgebende Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit.

Stifter selbst fand die Begeisterung zu diesem Werk in den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend, die sich an die Thäler und Höhen des Böhmerwaldes knüpften, in den Eingebungen einer localen Muse. Oberplan, der Geburtsort des Dichters, ist auch der Geburtsort seines Helden, und dieselbe Höhe, auf welcher Witiko sein neues Stammschloß baut, ist es, von der die Burgfräulein des „Hochwalds" aus heimatlichen Gemächern herabsahen, bis der Kriegssturm sie in die Einsamkeit am Fuß des Dreisesselbergs scheucht, wo auch Witiko wandernd sich am Reiz der noch ungelichteten Wildniß erfreut. Gewiß mag das Pietätsgefühl dichterisch anregend wirken, doch es ist nicht mittheilbar und wird auch nicht herausempfunden, wo es nicht seine Wärme abgegeben hat an die Dichtung. Das ist wol im „Hochwald" der Fall, aber nicht im „Witiko", wo der Dichter selbst hinter seinem Werk zu verschwinden suchte, wo aber mit dem Dichter auch meistens zugleich die Poesie verschwand.

Walter Scott befand sich in einer weit günstigern Lage, als er die romantische Scenerie seiner Heimat, an der er mit inniger Pietät hing, mit geschichtlichen Gestalten bevölkerte. Wir wollen zwischen den schottischen Felsenbergen, die oft jäh in die Bergseen und das Meer hinabstürzen, und den Waldhügeln der obern Moldau keine Parallele ziehen, doch die Rebellen des Hochlandes wie Fergus MacIvor, eine Marie Stuart, die englischen Kronprätendenten, die Clans des Hochlandes, die sie unterstützen, sind historische Gestalten, welche mehr oder weniger über den localen Boden hinaus und in die Bewegung des Jahrhunderts eingreifen, und wurzeln überdies tief im Gedächtniß der beiden unter einem Scepter vereinigten Völkerschaften.

Diese böhmischen Wladislaws und Wratislaws, die um die Oberherrschaft kämpfen — was kümmern sie uns, was kümmern sie die Geschichte? Welche nationale Theilnahme knüpft sich an diese czechischen Streitigkeiten, und welche Theilnahme sollen wir einem Helden schenken, dessen Hauptverdienst darin besteht, daß er mit unwandelbarer Treue die deutschen Colonisten aus den Wäldern der obern Moldau den Herrschaftsgelüsten des slawischen Adels und Herrscherthums opfert? Und wenn dieser Witiko selbst, zum Lohn für seine Treue, zu einem Lehnsherrn über die Genossen erhöht und der freie Wald ihm tributpflichtig gemacht wird — soll da den Söhnen des 19. Jahrhunderts, die ihren Stolz dareinsetzen, solchen localen Herrenbann zu brechen, das Herz über diese Erhöhung vor Freuden hüpfen?

Wohl sind auch einige weltgeschichtliche Züge deutscher Kaisergeschichte in die Handlung verflochten, der ersten Staufen Kriegszüge im Reich und nach Italien, die Bewegung der ersten Kreuzzüge; doch die Verknüpfung ist eine lose. Witiko's Betheiligung am Longobardenzuge des Barbarossa wird gegen den Schluß hin dargestellt; doch fehlt dieser Darstellung jedes andere Interesse außer dem historischen, das wol bessere Befriedigung finden kann als in einem Roman.

Die Belagerung von Prag, die Schlacht bei Znaim sind etwas reicher mit Zügen der Erfindung ausgestattet, welche wenigstens in die geschichtliche Chronik einige Blattseiten dichterisch erfundener einheftet. Die böhmischen Landtage und Ständeverhandlungen, denen der Autor als unsichtbarer Stenograph beigewohnt zu haben scheint, sind in ihrem tumultuarischen Verlauf den jüngsten Landtagen in den Ländern der Wenzelskrone zum Verwechseln ähnlich. Der sich um dynastische Interessen drehende Parteienkampf ist für uns interesselos, und wenn wir erfahren, daß die mährischen Herzoge es auf Unterdrückung der kleinen Leute abgesehen haben, so genügt dieser beiläufige Zug, der nirgends durch Thatsachen illustrirt wird, keineswegs, unsere humane Theilnahme der Gegenpartei zuzuwenden.

Aus den Verhandlungen der böhmischen Großen in Prag über die Thronfolge, die im ersten Band über funfzig Seiten füllen, wollen wir nur eine Stelle mittheilen als Probe, wie der Romanstil Stifter's sich bei diesen stenographischen Bestrebungen ausnimmt und für welche Dinge und Namen uns ein Interesse zugemuthet wird.

Es war eine kleine Zeit still, und es erhob sich niemand. Dann stand in der Mitte des Saales ein Mann auf, der zum Oberkleide ein schwarzes Bärenfell und auf der schwarzen Haube eine blaue Feder hatte. Er rief: „Ich bin Rowno aus dem Mittage Böhmens, und bin auf dem Reichstage in Sadska gewesen. Dort war der Wille nicht frei. Die groß sind, erhielten

Versprechungen, und wir die Kleinen fürchteten die Macht. Ich kann nicht für Wladislaw den Sohn des erlauchten Herzogs Soběslaw streiten."

Nach ihm stand ein Mann auf, der ein grobes schwarzes Oberkleid und eine Hahnenfeder auf der Bärenhaube hatte. Er rief: „Ich bin Diet von Wettern aus dem Mittage Böhmens und stimme mit meinem Landsmanne Rowno."

Nach diesen beiden Männern erhob sich Milhost und rief: „Jetzt ist wol die Reihe der Rede an mir, und ich sage: Es ist eine Schmach, daß Männer, welche Weiber und Kinder, Schwestern und Bräute haben, und welche die Waffen in der Hand tragen und auf ihren Höfen stehen haben, einem Herrn dienen, ihm ihr Gut geben, wenn er es verlangt, ihr Blut lassen, damit er ihnen wieder befehlen und ihren Sinn beugen kann. Die hohen und niedern Herren des Landes Böhmen und Mähren sollten herrschen; denn sie sind das Land. Ich trage an, daß die Versammlung, die in diesem Saale ist, Satzungen entwerfe, die der künftige Herzog beschwöre, und die ihn durch unsere Macht binden, daß er, wenn er auf dem Stuhle sitzt, nur unsern Willen zum Heile der Länder ausführen, unsere Kraft nicht brechen und uns nicht zerstören kann, wie Swatopluk mit den Wršen that. So sage ich und weiche nicht davon."

Nach diesen Worten erhob sich in dem Saale ein tönender vielstimmiger Beifallsruf. Als er geendet hatte, stand Bogdan auf und sagte: „Ich bin in Sadska gewesen. Dort haben alle das Nämliche gesagt, und ein einzelner konnte nicht anders sagen. Der Herzog hat unser Wort gebunden; aber wir sollten die voreiligen Bande zersprengen und frei wählen, wie unser Inneres gebietet." — „Es ist so, wir sollten frei wählen", riefen mehrere Stimmen.

Nun stand der rothhaarige Beneš auf und rief: „Ich spreche nur, daß der junge Wladislaw nie unser Herzog werden kann; denn Soběslaw hat uns immer unterdrückt, und endlich hat er uns nach Sadska gelockt, um uns dort unsern Willen zu rauben." — „Soběslaw hat uns unterdrückt, ja er hat uns unterdrückt", rief eifrig und drohend eine Anzahl von Stimmen.

Hierauf erhob sich Domaslaw und sagte: „Ich füge nur bei, daß Soběslaw sehr oft wider uns war. Ist nicht Konrad von Znaim, weil er sein Gegner war, sechs Jahre verhaftet gewesen? Mußte nicht auch Wratislaw von Brünn ein Jahr in Gefangenschaft zubringen? Ich rede nicht von dem unglücklichen Břetislaw, dem Sohne jenes Herzogs Břetislaw, der so traurig im Walde bei Bürgliz endete, und der ein Bruder Soběslaw's war. Und hat er nicht Herren, die diesem freundlich zuhielten, in feste Burgen geführt? Und sind sie nicht auch sonst in Haft gehalten worden, wenn sie gegen ihn waren? Hat er nicht gewollt, daß Bauern, Kaufherren, Münzer, Juden, Fiedelspieler schwelgen? Darum ist dieses Volk gegen uns so übermüthig geworden. Der Sprößling eines solchen Mannes kann nicht der Herzog der Herren von Böhmen und Mähren werden."

Es folgte wieder ein langer Beifallsruf auf diese Rede. Da es ruhiger geworden war, stand Kochan auf und sprach: „Nicht blos der Herzog Soběslaw hat den Herren des Landes entgegengehandelt, sondern alle Herzoge, darum stimme ich Milhost bei; aber nicht, daß Satzungen entworfen werden, die der Herzog beschwören muß, sondern daß gar kein Herzog sei, und wieder die Herren der Länder herrschen wie einstens."

Auch nach diesen Worten entstand Zuruf. Jetzt erhob sich auf der linken Seite des Saales ein Mann in mittlern Jahren und in einem dunkelblauen Sammtgewande mit braunem Bart und Haar und mit einer weißen Feder auf der schwarzen Haube. Er sprach: „Ich bin Bohuš und sage auch, daß alle Herzoge gegen uns gewesen sind. Das war schon in der ältesten Zeit so. Ist nicht Přemysl der erste Herr gewesen, dem die andern schweigen mußten? Hat nicht schon einer seiner Nachkommen Neklan den Luterherrn Wlastislaw in einer großen Schlacht tödten lassen? Sind nicht Spithiněw und Wratislaw, des ersten christlichen Herzogs Bořiwoy Söhne, nach Regensburg zum Reichstage gegangen und haben uns in die Abhängigkeit von den Deutschen gebracht? Hat nicht dieses ersten Wratislaw Gattin Drahomira ihre Schwiegermutter, die heilige Ludmila, erschlagen, und ihr Sohn Boleslaw seinen eigenen Bruder, den heiligen Wenzel? Hat nicht Boleslaw's Enkel, der rothaarige Boleslaw, den Wršen geholfen, die Söhne Slawnik's, die Brüder des heiligen Adalbert, auszurotten, und hat er nicht gegen die Wršen selber gewüthet? Hat nicht des Rothhaars Bruder, der heftige Ulrich, des Wladyken Kresina schöne Tochter Božena geraubt und zu seiner Gattin gemacht, und hat er nicht seinen und ihren Sohn, den ersten Břetislaw, der kühn und tapfer war wie der griechische Achilleus und der die schöne Judith von Schweinfurt geraubt hat, zur Flucht genöthigt? Hat nicht dieses Břetislaw's Sohn, Spithiněw, dreihundert Mährer zu einem Reichstage geladen und sie dann als Geiseln zurückbehalten? Ich rede nicht von der neuern Zeit, der Leche Bolemil hat sie uns schon geschildert. Ich erwähne nur eines Dinges, der Vertilgung der Wrše durch den unbändigen Swatopluk. Wäre solches möglich, wenn unsere Macht statt der Macht der Herzoge wäre?"

Ein großer Beifall brach bei diesen Worten aus und viele Stimmen riefen: „Ja, so haben sie gethan", „so ist es geschehen", „sie waren immer gegen uns".

Wem es bei diesen Kresinas und Boženas, Drahomiras und Ludmillas, diesen Boleslaws, Spithiněws, Bolemils und Swatopluks nicht so dumm wird, als ob ihm ein Mühlrad im Kopf herumginge, der muß selbst Lechenblut in seinen Adern haben.

Hin und wieder macht freilich dieser schlichte Stil einen treuherzigen Eindruck, und dies gilt in erster Linie von der Liebesepisode zwischen Witiko und Bertha. Gerade in Herzensangelegenheiten thut solche innigliche Einfalt und Wortkargheit wohl, da wir gewohnt sind, von den modernen Romanschriftstellern bei solcher Veranlassung mit duftlosen Blumen überschüttet zu werden. Witiko begegnet seiner spätern Gattin in einem Wald am Südabhang der Dreisesselberge; das Mädchen trägt wilde rothe Rosen nebeneinanderstehend um das Haupt:

Der Reiter ging zu demselben hin. Da er bei ihm angekommen war, sagte er: „Was stehst du mit deinen Rosen hier da?" — „Ich stehe hier in meiner Heimat da", antwortete das Mädchen; „stehst du auch in derselben, daß du fragst, oder kamst du wo anders her?" — „Ich komme anderswo her", sagte der Reiter. — „Wie kannst du dann fragen?" entgegnete das Mädchen. — „Weil ich es wissen möchte", antwortete der Reiter. — „Und wenn ich wissen möchte, was du willst", sagte das Mädchen. — „So würde ich es dir vielleicht sagen", antwortete der Reiter. — „Und ich würde dir vielleicht sagen, warum ich mit den Rosen hier stehe", entgegnete das Mädchen. — „Nun, warum stehst du da?" fragte der Reiter. — „Sage zuerst, was du willst", erwiderte das Mädchen. — „Ich weiß nicht, warum ich es nicht sagen sollte", erwiderte der Reiter, „ich suche mein Glück." — „Dein Glück, hast du das verloren?" fragte das Mädchen, „oder suchst du ein anderes Glück, als man zu Hause hat?" — „Ja", antwortete der Reiter, „ich gehe nach einem großen Schicksale, das dem rechten Manne ziemt." — „Kennst du dieses Schicksal schon, und weißt du, wo es liegt?" sagte das Mädchen. — „Nein", sagte der Reiter, „das wäre ja nichts Rechtes, wenn man schon wüßte, wo das Glück liegt, und nur hingehen dürfte, es aufzuheben. Ich werde mir mein Geschick erst machen." — „Und bist du der rechte Mann, wie du sagst?" fragte das Mädchen. — „Ob ich der rechte Mann bin", antwortete der Reiter, „siehe, das weiß ich noch nicht; aber ich will in der Welt das Ganze thun, was ich nur immer thun kann." — „Dann bist du vielleicht der Rechte", erwiderte das Mädchen, „bei uns, sagt der Vater, thun sie immer weniger, als sie können. Du mußt aber ausführen, was du sagst, nicht blos es sagen. Dann weiß ich aber doch noch nicht, ob du ein Schicksal machen kannst. Ich weiß auch nicht, ob du ein Schicksal machst, wenn du in unserm Walde auf der Wiese stehst."

Auch das weitere Gespräch hat naiven Reiz und zugleich sinnvolle Bedeutung; denn die Waldrosen, die Bertha trägt, sind das Wappen von Witiko's vergessenem Adel, das er später erneuert. Er fragt sie, ob sie die Rosen aus Eingebung trägt? Sie plaudern schlicht und herzlich weiter:

Sie wandelten nun in der Richtung an dem Saume des Waldes hin, in welcher der Reiter zu den Mädchen hergekommen war. Sie hatten bald jene Steine erreicht, an denen der Reiter versucht hatte, ob sie zu Sitzen tauglich wären. Er blieb stehen, und harrte, bis das Mädchen sich gesetzt hatte. Es setzte sich auf einen glatten Stein. Der Reiter setzte sich zu ihrer Linken auf einen, der etwas niederer war, sodaß nun sein Angesicht mit dem ihrigen fast in gleicher Höhe war. Das Schwert ragte zu seiner Linken in die niedern Steine hinab. Sie sprachen nun nichts.

Nach einer Weile sagte der Reiter: „So rede etwas." — „So rede du etwas", antwortete sie, „du hast gesagt, daß du mit mir noch sprechen willst." — „Ich weiß jetzt nicht mehr, was ich sagen wollte", entgegnete er. — „Nun ich auch nicht", sagte sie.

Nach einer Zeit sagte der Reiter: „Es ist wahr, was du gesprochen hast, daß an Vormittagen die Sonne sehr mild auf diese Steine scheint."

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile sagte sie: „Trägst du immer diese häßliche Haube auf deinem Haupt?" — „Nein, nur wenn ich sie brauche", sagte er, „sie ist sehr leicht herabzunehmen."

Bei diesen Worten nahm er die Lederhaube sammt ihrem Anhange von seinem Haupte, und eine Fülle schöner blonder Haare rollte auf seinen Nacken herab. Die Haube legte er in das Gras. „Ach, was Ihr für schöne Haare habt!" sagte das Mädchen. — „Und was du für rothe Wangen hast", erwiderte er. — „Und wie blau Eure Augen sind", sagte sie. — „Und wie braun und groß die deinen", antwortete er. — „Und wie Ihr freundlich sprecht", sagte sie. — „Und wie du lieblich bist", antwortete er. — „Sagt, wie könnt Ihr nur die Fülle dieser Haare in der ledernen Haube unterbringen?" fragte das Mädchen. — „Das mache ich so", antwortete der Reiter, „ich fasse die Haare, halte sie mit einer Hand, und setze den Helm mit der andern darauf."

Bei diesen Worten griff er nach dem Lederhelme, faßte mit seiner Linken die Haare, hielt sie auf dem Haupte, und setzte mit der Rechten den Helm darauf. — „Ach, das ist schön", sagte sie. — „Nun sind sie bedeckt", antwortete er. — „Ja, legt nur die Haube wieder weg", sagte sie.

Er nahm den Helm von dem Haupte und legte ihn wieder an seine vorige Stelle, und die Haare flossen wieder herab.

Doch derartige Stellen, die sich im letzten Bande wiederholen, sowie einzelne lebendigere Beschreibungen der Kämpfe und Belagerungen sind Oasen in der Wüste, durch welche eine freudlose Wanderung uns von Band zu Band führt.

Für die Gestaltung eines größern künstlerischen Organismus reichte Stifter's in der Detailmalerei unübertroffenes Talent nicht aus. Schon im „Nachsommer" verfiel er in eine schönselige Monotonie, deren einschläfernde Wirkung nicht durch das wärmste Naturgefühl, nicht durch die stilistische Meisterschaft der Darstellung aufgehalten werden konnte. In „Witiko" ist die Nachkünstelung des schlichten, trauten Chronikstils, der Mangel an Gruppirung in Bezug auf die Charaktere, an einem Mittelpunkt in Bezug auf die Handlung, an Perspectiven in Betreff des geistigen und geschichtlichen Inhalts für den Autor verhängnißvoll geworden, sodaß dieses Werk keineswegs wie einzelne seiner Erzählungen zu den Zierden unserer Literatur zu rechnen ist.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Philosophie.

1. Grundriß der Geschichte der Philosophie von J. E. Erdmann. Zweiter Band: Philosophie der Neuzeit. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

In diesem zweiten und letzten Bande seiner „Geschichte der Philosophie" *) betritt der Verfasser zum Theil Wege, die er sich bereits früher durch eingehende Forschungen gebahnt hat; denn bekanntlich war er es, der uns zuerst in Deutschland eine quellenmäßige Darstellung der Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel gab und darin den Abschnitt der Entwickelung der deutschen Speculation seit Kant in so gründlicher Weise, daß wir über denselben in unserer Literatur bisjetzt nichts Vorzüglicheres aufzuweisen haben. Doch reproducirt Erdmann keineswegs in dem vorliegenden Buche nur sein früheres großes Werk; hat er doch selbst schon während des Erscheinens Verbesserungen und Nachträge zu demselben geliefert, wie z. B. über den Spinozismus; sondern er bietet uns hier eine in mancher Hinsicht viel gereiftere Frucht seiner Studien. Manches, was dort noch gar keine Erwähnung gefunden, wird hier besprochen und in den geschichtlichen Zusammenhang eingereiht; namentlich aber ist in einem Anhange über die deutsche Philosophie seit Hegel's Tod eine ganz neue Arbeit geboten, die um so mehr unsern Dank verdient, als wir bisjetzt noch keine so vollständige und klare Uebersicht über die letzten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philosophie besitzen und doch die Kenntniß derselben, namentlich für das Verständniß und die Beurtheilung der großen religiösen Controversen der Gegenwart, so überaus wichtig ist.

Charakter und Aufgabe der Neuzeit und in ihr der Philosophie bestimmt Erdmann von vornherein in folgender Weise:

Durch den Bruch mit dem Mittelalter und ihrem Gegensatz zu demselben büßt die Neuzeit den christlichen Charakter nicht ein. Nur dies hört auf, daß das Christenthum in dem Geistlich- (d. h. Weltfriedlich-) Gesinntsein besteht; anstatt dessen fordert das neuzeitige (moderne) Christenthum, daß der Mensch ganz im Geiste und in sich lebe, indem er ganz in der Welt lebt.... So erweist sich die Neuzeit als Erbe der Aufgaben, die dem Alterthum und dem Mittelalter gestellt waren, wovon jenes an die Welt verfallen, dieses weltflüchtig war.... Genüge haben an einer aus dem Geiste geborenen Welt heißt diese Aufgabe lösen, die über die beiden frühern hinausgeht, weil sie dieselben in sich vereinigt. Entsprechend dem Charakter der verschiedenen Zeitalter hat die Philosophie der Neuzeit oder die moderne Philosophie sich über die Weltweisheit des Alterthums und die Gottesweisheit des Mittelalters zu erheben. Den Forderungen der Neuzeit entsprechen und also den Namen Philosophie verdienen werden daher nur solche Lehren, welche das Diesseits, oder das Reale des Alterthums, und das Jenseits, das Ideale des Mittelalters, anerkennen und zu vermitteln suchen.... Nicht von der Welt oder von Gott aus zu sich zu gelangen, sondern von sich aus zu einer Welt und zu Gott sich zurückzufinden, das ist jetzt der Gang, den die Philosophie nimmt.

*) Der erste Band wurde in Nr. 25 d. Bl. f. 1866 besprochen. D. Red.

Dieses noch sehr allgemein gehaltene Schema einer Construction des Entwickelungsganges der neuen Philosophie zielt, wie man auf den ersten Blick erkennt, dahin, Hegel als den Höhepunkt derselben zu gewinnen. Wir haben nichts dagegen, wenn man Hegel dabei in einer Weise interpretirt, wonach bei ihm auch für die Transscendenz noch Raum gewonnen wird. Erdmann steht wenigstens auf dem Standpunkte einer solchen Auffassung seines Meisters und gehört darum mehr der rechten Seite der Schule an. Würde aber unter dem Idealen und Jenseits nichts anderes verstanden, als daß Natur wie Geschichte auf dem metaphysischen Grunde der Vernunft ruhen und diese in ihnen als das wahrhaft Wesentliche und Wirkliche zur Erscheinung kommt, so wäre in diesem Sinne weder das Alterthum nicht idealistisch, noch das Mittelalter schlechthin idealistisch gewesen. Bekanntlich hat Plato die Transscendenz der Ideen, die das wahre Wesen der Dinge sind, gelehrt, und Aristoteles hat diese Lehre nur vollendet, indem er jene als die immanenten Potenzen der Welt und demnach diese als die Wirklichkeit der Vernunft behauptete. Was so der höchste Flug griechischen Denkens erkannte, das kam in anderer Form auch in der Kunst zur Verwirklichung, welche ein Ideales zur Darstellung und zum Genuß brachte. Und ebenso wenig würde für das Mittelalter die Bezeichnung des Idealismus passen, wenn man darunter nicht den Glauben an einen überweltlichen persönlichen Gott und an eine Fortdauer der Seele jenseit dieser Sinnlichkeit verstehen wollte; denn weder finden wir hier in gleicher Weise wie bei den Griechen die Anerkennung, Darstellung und Verehrung des der unmittelbaren Wirklichkeit einwohnenden Logos, noch darf auch übersehen werden, wie neben dem ascetischen Zuge dieses Zeitalters ein gar derber Realismus platzgreift. Die Weltflucht des Mittelalters ruht ganz allein auf jenen eben hervorgehobenen religiösen Grundüberzeugungen, während der Realismus oder besser die Verweltlichung des Alterthums mit der Naturvergötterung und der Ansicht, daß die Seele ohne Leib nur mehr ein Schemen sei, zusammenhängt. Hätte aber nun, wie Erdmann will, die Neuzeit und in ihr die neuere Philosophie die Aufgabe, Alterthum und Mittelalter in ihren Grundanschauungen zu vermitteln, so müßte diese dem Göttlichen diesseit und jenseit der Welt volle Rechnung tragen. Würde das neuzeitige Christenthum nichts von der Persönlichkeit Gottes und nichts von der persönlichen Unsterblichkeit wissen wollen, so wäre es selbst nur ein Zurücksinken auf den heidnischen Standpunkt, auf den objectiven Idealismus eines Aristoteles und auf den Humanismus des Griechenthums.

Wir skizziren den weitern Verlauf der Darstellung:

Nennt man das Princip des Protestirens: Protestantismus, und beschränkt also dieses Wort nicht auf das religiöse Gebiet, so wird der Geist der Neuzeit, indem er mit der Vergangenheit bricht, Protestantismus heißen können; da sich aber an diese Thätigkeit überall sogleich die positive des Neubaus anschließt, so wird die erste Periode der Neuzeit füglich die organisirende genannt.

Es ist die Herrschaft eines Allgemeinen über das Individuelle und Subjective, was in dieser Periode den Grundzug bildet. In der kirchlichen Gemeinde ist es der heilige Geist, in der Politik das Staats- oder allgemeine Wohl, in der Kirchenverfassung die Landeskirche gegenüber den Einzelgemeinden und Personen, worauf bis zur Vernachlässigung der Interessen und Rechte der einzelnen der Hauptaccent gelegt wird. Von dieser historischen Wirklichkeit ist die Philosophie nur das Spiegelbild. In dieser ihrer ersten Periode zeigt sie die Tendenz, die Substantialität auf Unkosten der Eigenheit durchzuführen, und erneuert damit das Alterthum, wird zu einer Wiederholung desselben in höherer Potenz, denn auch in ihm sehen wir das Besondere und Eigenartige hinter den allgemeinen Mächten des Lebens zurücktreten. Schon Descartes, der mit der Vergangenheit bricht und die Philosophie auf einen voraussetzungslosen Anfang stellt, hat als seinen höchsten metaphysischen Begriff den der Substanz und kann ihn consequenterweise nur für die Gottheit gelten lassen. Malebranche arbeitet in dieser pantheisirenden Richtung weiter, wie denn auch neben ihm der Occasionalismus Gott bereits zum Subject des menschlichen Lebens macht, bis sich schließlich bei Spinoza die Substantialitätsphilosophie in einer classischen Formel darstellt, die Welt als die Wirklichkeit Gottes und die Einzelwesen als vorübergehende und unselbständige Erscheinungen des einen allgemeinen Grundwesens erkannt werden.

Die zweite Periode der neuen Zeit steht zur ersten in der Antithese. In ihr überwiegt der Subjectivismus und Individualismus auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Die Achtung vor den kirchlichen Dogmen tritt zurück gegen das Betonen der individuellen Ueberzeugung und des ebenso individuellen Heilsbedürfnisses, worin Aufgeklärte und Pietisten im Interesse für Ketzer und auch sonst sich einander annähern; im Staat macht sich nach Elisabeth und Richelieu der Egoismus der Regenten und Staatsmänner über das Staatswohl geltend und geht hinunter bis in das Volk. Jeder sucht soviel als möglich an Lebensgenuß für sich herauszuschlagen, unbekümmert um die andern, uneingedenk der Zukunft. „Hinter uns die Sündflut" ist der Wahlspruch dieses egoistischen, nur in den particularsten Interessen lebenden Geschlechts. In der Kirchenverfassung zeigt sich der Umschwung, daß die Gemeinden der Landeskirche über den Kopf wachsen. Abermals zeigt sich auf solche Weise ein Desorganisationsproceß. Auch in der Philosophie wird der Individualismus das Schlagwort. Bis zum Extrem wird die Substantialität der Einzelwesen vertheidigt. Da diese Einzelwesen bei Descartes und Spinoza res und ideae sind, so entwickelt sich die Individualitätsphilosophie nach zwei Seiten hin, der realistischen und idealistischen. Alle Systeme, die von ihr aufgestellt werden, sind antipantheistisch. In der realistischen Richtung werden die Dinge, die realistischen Einzelwesen auf Kosten der geistigen erhoben. Zuerst wird die Schwäche menschlicher Erkenntnißkraft dem Realen gegenüber zum Bewußtsein gebracht, ohne daß diejenigen, die dies thun, auch bemerken, wie sie damit das Reale dem Geiste gegenüber in den Vordergrund rücken. Die Skeptiker de la Motte, le Vayer, Glanvil, Hirnhaim, Huet, Bayle und die Mystiker More, Cudworth, Poiret, bei welchen schon eine Bezugnahme auf den Supranaturalismus sehr fühlbar wird, arbeiten nur denen vor, welche behaupten, der Geist vermöge die Wahrheit nicht aus sich

selbst, sondern nur aus der Außenwelt zu schöpfen, d. i. dem Empirismus, Sensualismus und Materialismus. Der Empirismus lehrt, von der Außenwelt muß der Geist sich sagen lassen, was wahr und gut ist; er ist ein bloßer Empfänger, nicht ein Selbstgestalter und Selbstfinder der Wahrheit und des Guten. Neben der theoretischen Seite des Empirismus in Locke steht ergänzend die praktische in den Moralsystemen von Clarke, Wollaston, Shaftesbury, Hutcheson. Hume bildet den Empirismus Locke's zum sensualistischen Skepticismus fort, während durch Condillac, Bonnet, Mandeville, Helvetius allmählich der Sensualismus in den Materialismus übergeleitet wird. Es erhebt sich im Zusammenhange mit Locke, wie dies schon in England der Fall war, auch in Frankreich die religiöse Aufklärung, durch welche die christlichen Ueberzeugungen eines geistigen und persönlichen Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit unsicher gemacht und endlich in dem Ausläufer dieser ganzen Richtung, in dem „System der Natur", auf das bitterste angegriffen und an ihre Stelle die Lehren des Materialismus gesetzt werden. Die Namen Voltaire, d'Alembert, Diderot, de la Mettrie und Holbach bezeichnen den Fortgang dieser Bewegung.

Die idealistischen Systeme dieser Periode münden in gleicher Weise in eine populäre Aufklärungsphilosophie — in die rationalistische deutsche Aufklärung aus. Wir haben für diese Richtung in Deutschland Leibniz, Tschirnhausen, Pufendorf, Thomasius und endlich Wolf und seine Schule; in England aber wird ein empirischer Idealismus von Collier und Berkeley ausgebildet, welcher letztere den Idealismus als objectiven auf die Spitze treibt, indem er alles Körperliche für Vorstellungen erklärt und damit gegen Holbach, der in den Gedanken Gehirnschwingungen sieht, den entschiedensten Gegensatz repräsentirt. Bei Leibniz wie bei Berkeley stellte sich dieselbe Gefahr ein, an die Stelle einer für sich seienden Gottheit die Weltharmonie oder das Gesetz der Ideenassociation zu setzen; sie zogen indessen diese Consequenz nicht und verwickelten sich darüber in Widersprüche, neigen aber immer, wenn auch unbewußt, ebenso wie die Realisten zum Atheismus.

Es folgt die Philosophie der Selbstbeobachtung, die zu entdecken sucht, was im Menschen selbst liegt. Rousseau, die schottische Schule, welche die Philosophie in eine Beobachtung der Thatsachen des Bewußtseins verwandelt, weiter die empirischen Psychologen Creuz, Tetens u. a. gehören hierher. Die Philosophie tritt endlich in den Dienst der deutschen Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Die Aufklärung bezeichnet Erdmann als eine alle Lebensgebiete durchdringende welt- und culturgeschichtliche Krisis und Revolution, die im 18. Jahrhundert begann und insofern noch jetzt dauert, als heutzutage die Masse in dem Zustande sich befindet, in dem damals die Elite war. Sie wollte den Menschen, sofern er verständiges Einzelwesen ist, zur Herrschaft über alles bringen. Theoretisch sind ihr die Dinge Objecte der Erkenntniß und Unterhaltung, praktisch des Nutzens. Gegen alle Bewunderung in Kirche und Staat erhob sie sich; der Verstand sollte nicht beengt sein. Die Aufklärung ist religiöse, sociale und philosophische Aufklärung. Friedrich der Große, die Pädagogen und Illuminaten, die sogenannten Philosophen für die Welt: Maupertuis, Merian, Lambert, Garve, Mendelssohn, Engel und Lessing, treten hier auf. Besonders die Charakteristik Lessing's ist gelungen; ja, was Erdmann über ihn bemerkt, gehört zu dem Besten, was überhaupt über Lessing geschrieben worden ist. Indem Lessing in allen Gebieten das Individuum, den Menschen zur Geltung bringen will, ist er der volle Gegensatz zu Spinoza.

Die dritte Periode der neuen Philosophie versöhnt den Geist des Mittelalters mit dem des Alterthums und die beiden ihr unmittelbar vorausgehenden Perioden untereinander, wie auch die divergirenden Richtungen des Idealismus und Realismus in der zweiten Periode. Dies macht sie nur dadurch möglich, daß sie ihre Vergangenheit und Voraussetzung begreift, d. h. zum Object macht. Dem Idealismus und Realismus gegenüber verhält sie sich sowol anerkennend als negirend und bildet als ihre höhere Einheit den Ideal-Realismus aus. Kant forscht nach den Bedingungen des Anschauens und Begriffbildens und erklärt aus ihnen die Entstehung des Erkennens. Aus dieser Erklärung ergibt sich eine Versöhnung des Empirismus und Rationalismus, indem beide auf ihre Wahrheit zurückgeführt und in ihrer exclusiven Einseitigkeit überwunden werden. Die Philosophie erhebt sich in Kant zum Selbstverständniß des Geistes und wird Anthroposophie.

Der Charakter dieser neuen Epoche ist Reorganisation. Die großen Bewegungen im Staatsleben, wie in Frankreich und anderwärts, zielen dahin, die unverwüstlichen Rechte des Einzelnen (der Individuen, Corporationen, Stände) mit dem souveränen Rechte des Ganzen in Harmonie zu setzen. Die Französische Revolution ist bereits ein Reorganisations-, ein Heilungsproceß; die ihr unmittelbar vorangehende Zeit ist hingegen die Periode des Zerfalls, der Auflösung und Fäulniß. Im religiösen Leben zeigt sich nun ein Gegensatz zu der Kirchlichkeit, die fast dazu kam, die Frömmigkeit für entbehrlich zu erklären, und jenem antikirchlichen Betonen der persönlichen Frömmigkeit oder Ueberzeugung, ein bald gesundes, bald krankhaftes Verlangen nach religiöser Gemeinschaft ohne kirchliche Starrheit. Die Philosophie endlich will den Individualismus des 18. Jahrhunderts mit dem Universalismus des 17. versöhnen und strebt über Atheismus und Pantheismus dem Monotheismus zu. Diese Philosophie geht über das starre Nothwendigkeitssystem, zu dem die Leugnung aller Teleologie führt, und ebenso über die einseitige Teleologie, die, consequent verfolgt, auf eine Verherrlichung der Zufälligkeit und Willkür hinaussteuert, zu einer concreten Freiheitslehre fort, bei welcher der Staat weder der alles verschlingende Leviathan ist noch auch ein unvermeidliches Uebel, das sich selbst unnütz machen soll und bis dahin von den Gebildeten vergessen wird, bei welcher Politik und Moral, genügendes Recht und Unantastbarkeit der Gesinnung möglich ist.

Der erste Abschnitt dieser dritten Periode der neuern Philosophie wiederholt das Alterthum, der zweite das Mittelalter, aber innerhalb ihres allgemeinen Charakters, der gerade die Vereinigung dieser Gegensätze anstrebt; der dritte endlich schließt diese Richtungen als integrirende Momente in den Organismus eines höhern Systems ein. Die Philosophie erhebt sich schließlich über den Naturalismus und die Staatsvergötterung, ebenso wie über den

theosophischen Naturhaß und die Staatsverachtung auf einen Standpunkt, auf dem Physik und Politik, Moral und Theologie ergänzende Bestandtheile des Systems sind. Diese Aufgabe wird gelöst in einer Reihe von Systemen. Indem Kant diese Lösung beginnt, ist er epochemachend. Seine Hauptwerke bilden die Ausgangspunkte für die Bestrebungen seiner Nachfolger, diese Lösung immer vollständiger zu erzielen. Die Frage des 18. Jahrhunderts, wie Leibniz und Locke, Berkeley und Hume zu versöhnen, sucht Kant zu beantworten und nach ihm noch befriedigender Reinhold und seine kritischen Gegner, indem sie dem, was Kant gelehrt, ein begründendes Fundament geben. Die zweite Frage, die des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Substantialismus und Individualismus zu vermitteln, suchen Fichte und Schelling auf Kant'scher Basis zu lösen, die stets darin mit sich einig bleiben, daß die Philosophie Ideal-Realismus sein müsse, darum auch adoptiren, was Reinhold und seine Gegner gelehrt hatten, es aber auch wieder ergänzten, indem der erstere nach einem noch tiefern Fundament sucht, aus dem sich auch ableiten lasse, was Kant in seiner „Kritik der praktischen Vernunft", der zweite nach einem sucht, aus welchem sich außerdem ergebe, was derselbe in seiner „Kritik der Urtheilskraft" gelehrt hatte. Zugleich aber läßt der durch sie geltend gemachte Gegensatz der Wissenschaftslehre und des Identitätssystems sehen, wie auf der von Kant gelegten Basis sich der Kampf zwischen der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und dem Spinozismus erneuern kann, um zu einem nachhaltigern Frieden zu führen. Der Philosoph endlich, welcher Fichte und Schelling zu vermitteln sucht, Hegel, welcher zugleich den gleichzeitig auf kritischer Basis hervortretenden Gegensatz von heidnischem Naturalismus und mittelalterlicher Theosophie auszugleichen sucht, ist auch der gewesen, durch den und durch dessen Schule Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, die fast vergessen war, in ihrer Bedeutung gewürdigt worden ist.

Nach dieser einleitenden Charakteristik der dritten Periode ergibt sich für die Entwickelung derselben folgende Eintheilung: 1) der Kriticismus, bei dessen Darstellung Kant, seine Anhänger und seine zeitgenössischen Gegner — Hamann, Herder, Jacobi —, dann die Halbkantianer zur Sprache kommen; 2) die Elementarphilosophie von Reinhold und deren Gegner; 3) die Wissenschaftslehre und ihre Ausläufe, d. i. zunächst Fichte und Friedrich Schlegel mit dem Princip des ironischen Subjects, dann Fichte's und Schlegel's Wandlungen, bis endlich Schleiermacher überleitet in das Identitätssystem; 4) das Identitätssystem von Schelling, seine allmähliche Entwickelung, seine Aufnahme und die Versuche seiner Verbesserung durch Klein, Blasche, Eschenmayer, Schubert, Wagner, Troxler; 5) der Pantheismus und Individualismus und ihre Vermittelung auf kritischer Basis. Hier wird zuerst der Vertreter des realistischen Individualismus, Herbart, dann der idealistische Pantheismus Schopenhauer's, endlich die Vermittelung dieser Gegensätze in Berger, Solger, Steffens und Schelling's Freiheitslehre zur Darstellung gebracht; 6) Kosmosophie und Theosophie auf kritischer Basis und ihre Vermittelung. Die Gegensätze von Oken, dem alle Philosophie Naturphilosophie, und von Baader, dem die Philosophie in der Religionsphilosophie aufgeht, werden hier zuerst vorübergeführt, worauf die abschließenden, die sogenannten anthroposophischen Systeme, der Panentheismus Krause's, der Panlogismus Hegel's, die positive Philosophie Schelling's an die Reihe kommen. Schelling's positive Philosophie wird jedoch erst im Anhang besprochen. In Bezug auf Hegel bleibt Erdmann bei seiner schon im größern Werke geäußerten Ansicht stehen, daß alle Einwürfe, die man seinem System machen könne, bisjetzt nicht von der Art seien, um ein wirkliches Hinausgehen darüber zur Pflicht zu machen.

Der Anhang stellt die deutsche Philosophie seit Hegel's Tod dar. In Hegel's System spiegelt sich die Epoche der Restauration ab. Drei Punkte namentlich sind es, in welchen er restaurirt hat, was vor ihm wankend gemacht worden war: erstlich hatte er der Philosophie wieder eine Metaphysik geschafft, die ihr Kant geraubt; indem die Logik zeigen sollte, was das Absolute sei, und, da in dem System der Kategorien das Wesen derselben gefunden ist, zur Fundamentalwissenschaft sich gestaltet. Dann suchte Hegel wieder ein positives Verhältniß der Philosophie zur Religion herzustellen, und zwar nicht blos zu der in der Bibel erzählten Heilsgeschichte, sondern zu der mit und in der Kirche ausgebildeten Lehre; während Kant die Religion in Moral auflöste. Endlich hat er den antiken Begriff der sittlichen Organismen, das übergreifende Recht der Ganzheit, die von der Summe wesentlich verschieden ist, zum Mittelpunkt seiner Ethik gemacht; während Kant in der Rechtslehre die einzelne Person, in der Moral das besondere Gewissen in den Vordergrund stellte. Aber wie mit dem Jahre 1830 die politische Restauration in Erschütterung kam, so auch das Hegel'sche System. Wenn die Philosophie immer auch die Geschichte in ihren Systemen reflectirt, so folgt nun allerdings, daß, nachdem seit 1830 bis auf heute das Gebäude der politischen Restauration nicht blos erschüttert, sonst fast schon abgetragen ist, auch ein neues philosophisches System auf den Ruinen des Hegel'schen emporsteigen werde und müsse. Erdmann sagt uns dies zwar nicht, aber diese Consequenz liegt im Geiste seiner Construction.

In der deutschen Philosophie seit Hegel sehen wir neben dem Zersetzungsproceß in seiner eigenen Schule und der Kritik gegen sein System von seiten anderer auch die Bestrebungen nach der Bildung neuer Systeme auftreten. In dem Zersetzungsproceß werden die drei Punkte, in denen Hegel als Restaurator sich gezeigt hatte, in Frage gestellt — es erhebt sich demnach die logisch-metaphysische, die religionsphilosophische und die politisch-sociale Controverse. Die Schule Hegel's hielt es anfänglich nicht für nöthig, die Logik des Meisters noch einer Revision und weitern Ausbildung zu unterziehen, und so erhoben sich aus ihr allmählich selbst in Weiße, Stahl, Schelling, J. H. Fichte, C. Ph. Fischer, Braniß und andern mehr oder minder berufene Kritiker, denen vom Standpunkte der formalen Logik und des Dualismus Bachmann, Günther, Herbart und seine Schule, Beneke u. a. unterstützend beitraten.

Hegel hatte erklärt, daß sein System mit der christlichen Religion denselben Inhalt habe; als man aber nach dem Wie und Wodurch dieser Versöhnung fragte, erschien

dieselbe als nicht stichhaltig. Es war die Frage, ob in Hegel's System der Mensch als etwas Selbständiges und sich Behauptendes, oder nur als Accidens der Substanz gefaßt wird — ob ihm Freiheit und Unsterblichkeit zukommen, oder nicht. In dem Unsterblichkeitsproblem hatte Hegel sich unbestimmt gehalten, daher nun Feuerbach und Richter dasselbe von den Prämissen seines Systems aus negativ, Göschel bejahend lösen zu müssen glaubten. Fechner und Weiße sahen sich durch diese Debatte veranlaßt, eigene positive Antworten zu formuliren. In der christologischen Frage machte Strauß durch sein „Leben Jesu" und die daran sich knüpfende Bewegung in der Hegel'schen Schule dem scheinbaren Bunde zwischen Philosophie und kirchlichem Christenthum ein Ende. Endlich kam in der Theologie das Problem von der Persönlichkeit Gottes zur Sprache, das von Strauß, Michelet u. a. verneinend beantwortet wurde. Sie statuirten den Pantheismus der Immanenz, während Feuerbach und Bruno Bauer den Atheismus verkündigten. Auf dem ethisch-politischen Gebiet fand innerhalb der Hegel'schen Schule allmählich ein Fortgang vom Monarchismus und der Lobpreisung des preußischen Staats und seiner Regierung zum Radicalismus und Demokratismus statt. Dieser Proceß vollzog sich zunächst in den 1838 gegründeten „Hallischen Jahrbüchern" (seit 1841 „Deutschen Jahrbüchern"). Womit die „Jahrbücher" geendigt hatten, damit fing Edgar Bauer an. Er verwarf jede Staatsform, in der die Pietät, d. h. die Religion irgendwelche Bedeutung hat; da es aber nun keine gibt, in der dies der Fall wäre, so fordert er, daß der Staat aufhöre. Der Mensch soll nicht mehr ein politisches Thier, d. h. ein Spießbürger sein, sondern freier Gesellschaftsmensch, bloßes Individuum, ohne König, ohne Ehe, ohne Privatbesitz, ohne Nationalität und Volksthümlichkeit, kurz, aller sittlichen Bande ledig.

So erhob sich zuletzt das leere und selbstsüchtige Ich bei Edgar und Bruno Bauer, bei Feuerbach und Stirner zur alles negirenden kritischen Macht und wurde der Standpunkt wiederholt, den schon einmal Friedrich Schlegel mit dem Princip der Ironie eingenommen hatte. Indem diese Richtung die Vernunft in der Wirklichkeit leugnete, kam sie zur Negation der Philosophie selbst. Während auf solche Weise innerhalb der Schule Hegel's der Zerstörungsproceß seines Systems sich vollzog, wurde zugleich auch positiv und aufbauend gearbeitet. Die einen von denen, die in dieser Aussicht strebten, gingen einfach auf frühere Systeme zurück; andere suchten mit geringem Glück nach neuen Bahnen; die dritten endlich unternahmen es, an frühere Leistungen und Standpunkte anknüpfend, sie nach den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Zeit fortzubilden. Zu den bedeutendsten Vertretern dieser letzten Richtung gehören: J. H. Fichte, H. Ritter, Schelling mit seiner positiven Philosophie, Weiße, Rosenkranz, Carriere, Chalybäus, Ulrici, Trendelenburg und Lotze; mit deren Darstellung und Würdigung Erdmann seine treffliche Arbeit schließt.

2. Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung von Konrad Hermann. Leipzig, F. Fleischer. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Obwol der Verfasser seit fast 20 Jahren als philosophischer Schriftsteller thätig ist, hat er die Aufmerksamkeit der Kritik doch noch wenig auf sich gezogen. Mit Unrecht, scheint uns; denn sein neuestes Werk, obschon es eine Reihe von Aufstellungen enthält, die man bestreiten könnte, zeigt sich im ganzen als eine auf kräftigem und selbständigem Denken ruhende Leistung, die es wol verdient, daß das wissenschaftliche Publikum nähere Bekanntschaft mit ihr mache. Es ist bei der großen Zahl von Bearbeitungen der Geschichte der Philosophie schwierig, mit neuen Auffassungen hervorzutreten, gleichwol ist das vorliegende Buch gerade in dieser Hinsicht reich und bedeutend. Hermann nennt seine Behandlung des historischen Stoffs der Philosophie eine pragmatische und unterscheidet sie ebenso sehr von einer einfach empirischen wie von der dialektisch-speculativen Hegel's. Der letztern macht er zum Vorwurf, daß sie den geschichtlichen Verlauf in das Prokrustesbett einer von vornherein festgestellten logischen Construction presse und dabei immer dahin abziele, die eigene Weltanschauung als den nothwendigen höchsten Endpunkt der ganzen Evolution auszuführen. Der erstern spricht er überhaupt den wissenschaftlichen Geist ab, und mit Recht; denn eine bloße Stofftradition mag wol ein gelehrtes Verfahren sein, bringt aber, indem es den in der Sache liegenden Geist nicht zu fassen vermag, auch nicht den eigentlichen Inhalt desselben zum Ausdruck. Unter pragmatischer Behandlung versteht Hermann eine solche Darstellung der Geschichte der Philosophie, „welche sich den begrifflichen Inhalt ihrer Erscheinungen und die geistige Ordnung des Zusammenhangs derselben allein aus einer unbefangenen Betrachtung ihrer selbst und ihrer ganzen Verhältnisse zu abstrahiren versucht".

Anfang und Ende des Werks ergehen sich in der Erörterung allgemeiner Fragen. Die Geschichte der Philosophie bestimmt Hermann „als den wissenschaftlichen Inbegriff der philosophischen Systeme aller Völker und Zeiten. Ein philosophisches System aber ist eine von einer bestimmten richtigen Grundanschauung getragene denkende Beantwortung der allgemeinen Fragen der Welt und des menschlichen Lebens.... Die ersten Anregungen zum philosophischen Denken gehen meistens aus der Quelle der im Bewußtsein des Volks gegebenen religiösen Vorstellungen hervor. Aber für den religiösen Standpunkt ist der Wille der Gottheit, für den wissenschaftlichen ist die der Welt selbst einwohnende Gesetzmäßigkeit der oberste Grund aller Dinge." Demnach erklärt Hermann, daß die religiöse und wissenschaftliche Art der Weltbetrachtung im Widerspruch ständen, diesen Widerspruch habe nun die Philosophie zu lösen, welche keineswegs zusammenfalle mit der blos verstandesmäßigen oder empirisch-wissenschaftlichen Weltauffassung.

Die Philosophie ist theils, wie alle andern Wissenschaften, ein Gebiet des eigentlichen verstandesmäßigen Erkennens des Wirklichen, theils richtet sie sich wie die Religion auf die höchsten Fragen der Welt und des Lebens, theils hat sie wie die Poesie das Element oder die Kraft des reinen innern Denkens zur Basis. Die Philosophie ist insofern die höchste vereinigende Spitze der vornehmsten Reiche und Gebiete des ganzen geistigen Lebens des Menschen. Ihre Geschichte ist die Geschichte des allgemeinen Bewußtseins des menschlichen Geistes über sich selbst, in welcher die höchsten leitenden Principien für die Gestaltung seines ganzen übrigen Lebens niedergelegt sind.

Wie gegen den Schluß des Werks hervorgeht, nimmt Hermann zur Religion und zwar zum Christenthum, welches

er als die vollkommenste Form derselben bezeichnet, eine durchaus irenische Stellung ein, und er gewinnt sich dieselbe, indem er in Bezug auf die Welterkenntniß durch den Verstand unübersteigliche Schranken anerkennt.

Es ist ein Bedürfniß des Menschen, über das Ganze der ihn umgebenden Welt oder über das allgemeine System der letzten Fragen und Dinge irgendeine bestimmte Ansicht oder Meinung haben zu müssen. Hierfür findet er an sich einen Anhalt in dem Princip und geistigen Lebensgebiete der Religion. Das Gebiet der Religion ist eben wegen der Unmöglichkeit einer verstandesmäßigen Auflösung des ganzen Problems der Welt als eine andere selbständige Abtheilung des menschlichen Geisteslebens neben der Wissenschaft gefordert.... Die Religion ist älter und ursprünglicher als die Wissenschaft, und wir können sie uns überhaupt, ebenso wenig als die Sprache, jemals wirklich abgestreift vom Wesen des Menschen denken.... Die innere Quelle aller Religion überhaupt aber ist wesentlich das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von außen, sowie die Ahnung von etwas ihm selbst ähnlichen Geistigen in der wirklichen Welt.... Das Resultat aller wahren philosophischen Weltbetrachtung kann für uns nun dieses sein, daß die wirkliche uns bekannte Welt in ihren letzten allgemeinen, sich untereinander widersprechenden Beschaffenheiten ein für unsere Vernunft undurchdringliches Räthsel ist, als dessen einzige Lösung von uns nur der Begriff eines geistigen persönlichen Gottes postulirt werden kann.

Demnach läge nach Hermann in den religiösen Vorstellungen ein objectiver Kern, den die Philosophie hinter der poetischen Hülle zu entdecken hätte, und durch den sie die blos verstandesmäßige Weltansicht zu erweitern und dem menschlichen Bedürfniß gemäß abzuschließen vermag. Wir werden hier zugleich an Kant und Jacobi erinnert, statt aber, mit jenem, aus der praktischen Vernunft, sollen aus der psychologischen wie historischen Thatsache der Religion die Materialien für transscendente Erkenntnisse gewonnen werden.

Die ganze Geschichte der Philosophie theilt Hermann in zwei Haupt- oder Tages- und zwei Dämmerungsperioden. Die erstern sind die griechische wie die neuere Philosophie, die letztern die orientalische und mittelalterlich-christliche Philosophie. In der Charakterisirung der verschiedenen Systeme gelingt es dem Verfasser häufig, neue Gesichtspunkte aufzustellen; er faßt dieselben im allgemeinen Culturzusammenhange ihrer Zeit und zieht gelungene Parallelen zwischen diesem und ihnen. Es würde uns zu weit führen, ihm in das Einzelne seiner Ausführungen zu folgen; von dem Ganzen aber können wir nur bezeugen, daß es unter ähnlichen Arbeiten eine sehr hervorragende Stellung einnimmt und wohl geeignet ist, in den Geist der Geschichte der Philosophie einzuleiten.

Militärischer Büchertisch.

Unserm in Nr. 8 d. Bl. ausgesprochenen Zwecke gemäß, fahren wir fort über einige uns zugegangene neue militärische Schriften kurz zu berichten.

1. Eine englische Kritik über den Krieg in Böhmen. Skizze des Feldzugs in Oesterreich im Jahre 1866. Von A. C. Cooke. Uebersetzt von einem preußischen Offizier. Berlin, Bath. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Skizze, ursprünglich für ein Fachjournal geschrieben, ist infolge günstiger Aufnahme in England und des vortheilhaften Urtheils von seiten einer der höchsten militärischen Autoritäten des Continents besonders herausgegeben und dann ins Deutsche übersetzt worden. Der Verfasser will ein allgemeines Bild der Hauptzüge des Kriegs geben und glaubt die Zeit noch immer nicht gekommen, eine Entscheidung zu fällen, ob die Operationen, welche die großartigen Resultate herbeiführten, den Anforderungen der Kritik genügen. Indessen läßt er sich dadurch nicht von einer solchen nach dem ihm bekannten Material abhalten — die officiellen Darstellungen des preußischen und des österreichischen Generalstabes waren damals noch nicht erschienen, manches dem Verfasser daher nur mangelhaft bekannt, doch haben die Ungenauigkeiten in seiner Darstellung keinen wesentlichen Einfluß auf seine Kritik geübt, daher der Uebersetzer auch für überflüssig gehalten, sie durch Anmerkungen zu berichtigen. „Nicht uninteressant ist es", sagt der Verfasser, nachdem er zum Friedensschlusse gekommen, „sich die Fortsetzung des Krieges auszumalen, wenn er durch den Frieden nicht beendigt worden wäre." Natürlich kann er auch nichts weiter thun, als die Lage der beiden Gegner nach ihren Vortheilen und Nachtheilen schildern: welche Lösung das Problem gefunden haben würde, läßt sich eben nicht sagen. Als Ursachen der preußischen Erfolge stellt der Verfasser auf: bessere Führung und Organisation der Armee, bessere Vorbereitungen, und das Zündnadelgewehr. Wir meinen, daß noch andere Factoren dabei mitgewirkt haben. Eine Betrachtung über den Werth der Festungen in neuern Kriegen schließt die kleine Schrift; wir verweisen über diesen Punkt jedoch lieber auf die Ansichten des Generals von Willisen, die er schon in seiner „Theorie des großen Kriegs" und in seinem Werk: „Die Feldzüge von 1859 und 1866 wieder ausgesprochen hat.

2. Der schleswig-holsteinische Krieg 1864, seine Ursachen und Folgen von A. Hornstein. Manheim, Schneider. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer etwa verwundert fragt, was jetzt noch nach all den trefflichen und erschöpfenden, sowol militärisch-politischen als populären, Werken über den schleswig-holsteinischen Krieg eine neue Geschichte desselben bedeuten soll, dem wird ein Blick in das vorliegende Buch die Antwort geben: es erhebt sich nochmals für den „Angestammten". Daß dabei der Bundestag, die deutschen Großmächte wegen der Execution, vorzüglich aber Preußen hart angelassen werden, kann man sich denken. „Das preußische Junkervaterland", „das mit Loyalitätsfräcken bezopfte Bismarckenreich, strahlend im Glanze des Rothen Adlerordens 4. Klasse" — so geht es fort; noch gegen Ende des Buchs lesen wir vom „Bismarck'schen Säbelregiment und Niederhalten jeder freiheitlichen Entwickelung" — und nur zehn Seiten weiter heißt es:

Das deutsche Volk sollte schließlich erhöht werden durch die Thatkraft, die mit eiserner Energie gepaarte geistige Ueberlegenheit eines Mannes, dessen Namen in den jüngsten Jahren

zahllose Verwünschungen getroffen. Dieser Mann, der jahrelang die öffentliche Verachtung, Spott, Anfeindung, Verleumdung trug und der schließlich Deutschland einer großen und mächtigen Zukunft entgegenzuführen bestimmt war, der im heißen Kampfe mit der Nation, die nun seinen Namen segnet, seine klar erkannte Aufgabe vollführte und dadurch einen Umschwung zu Stande brachte, wie er großartiger kaum gedacht werden kann, es war der Mann der That, der Ministerpräsident Preußens, Graf Bismarck!

Gewiß hat sich dieser Umschwung auch in der öffentlichen Meinung vollzogen, aber obige Coda zu dem Musikstück, welches dem Leiter der preußischen Politik, überhaupt Preußen, in dem ganzen Buche aufgespielt worden ist, bildet doch in seiner Tonart mit der vorigen eine zu grelle Dissonanz und hätte wol einen Uebergang gefordert, besonders da der Augustenburger, von dessen Souveränetätsrechten noch kurz vorher die Rede, ganz fallen gelassen wird. Oder geht diese überraschende Wendung vom „Kreuzige" zum „Hosianna" aus der ebenso plötzlich aufgetauchten Hoffnung hervor, Graf Bismarck könne auch noch „die deutsche Republik, die erhabenste Staatseinheit: 40 Millionen in sich selbst geordnet, Ein Herz und Eine Seele unter der Leitung eines aus dem Volke erwählten würdigen Mannes und der daneben tagenden vollkommen freien Volksvertretung", verwirklichen? Zeige man uns erst 40 Millionen Republikaner, die mit ihrem Präsidenten Ein Herz und Eine Seele sind! Beispiele nah und fern sprechen dagegen.

3. Fridericus Rex und sein Heer. Ein Stück preußischer Armeegeschichte, bearbeitet von C. Graf Lippe-Weißenfeld. Berlin, Voß. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Die archivalischen Studien des Verfassers, welche schon eine kleine Schrift: „Militaria unter Friedrich dem Großen", veranlaßt haben (Nr. 21 d. Bl. f. 1867), sind ebenso eifrig als gründlich fortgesetzt worden und bringen uns jetzt ein zweites, noch reichhaltigeres Werk. Das Vorwort sagt mit Recht:

> Was Friedrich der Einzige vollbracht hat für und mit Preußens Heer, er, der 46 Jahre lang dessen Seele war, das ist im großen Ganzen wol allgemein bekannt. Nicht so verhält es sich mit der Specialgeschichte der Fridericianischen Kriegsvorbereitungs- und Kriegsthatenepoche. Sie aber bietet unendlich viel Denkwürdiges, Begeisterndes und Lehrreiches, denn sie zeigt uns nicht nur eine blütenreiche und fruchtbare, sondern auch eine harte, dornenvolle Zeit.

Diese Zeit steht im engen Zusammenhang mit Preußens Gegenwart und Zukunft, nie darf Preußen vergessen, was der große König 1779 am Schlusse einer militärischen Abhandlung sagt, die er aus Vaterlandsliebe niedergeschrieben zu haben erklärt: „Die Preußen sind genöthigt, immer an den Krieg zu denken", und was er noch in seinem letzten Lebensjahre wiederholte: „Ob wir schon jetzt in Friedenszeiten leben, müssen wir doch die Kriegsgedanken nicht einschläfern lassen." Toujours en vedette! hielt er für seine eigene Monarchen- und Soldatenpflicht. Das kleine Werk, das uns in jene Zeit des preußischen Heeres zurückführt und dessen inneres Wesen und Leben mit einer Fülle von charakteristischen, wenig bekannten Notizen schildert, kann uns daher nur willkommen sein. Es ist keine systematisch angeordnete Darstellung nach Kategorien der Heeresorganisation, was vielleicht etwas trocken gewesen wäre, sondern eine freie, unter bestimmte Gesichtspunkte gebrachte Sammlung von interessanten Nachrichten und Schilderungen, theils aus der Correspondenz des Königs, theils aus seinen Bestimmungen und Entscheidungen, oder aus Urkunden des Archivs geschöpft. Die sechs Abschnitte, in welche die Schrift getheilt ist, sind betitelt: „Friedrich als Oberst und Generalmajor"; „Friedrich Generalissimus (Rückblick auf Söldner und Helden des großen Königs; Erinnerung an einzelne erschwerende Umstände und denkwürdige Momente des großen Kriegs)"; „Gesinnung, Bildung und Streben der Fridericianischen Offiziere"; „Avancementsangelegenheiten"; „Die sociale Stellung des Offiziers"; „Der Geburts- und Schwertadel"; „Nachweis über das stufenweise Wachsthum der Streitkräfte Friedrich's des Großen und die Verluste einzelner Regimenter im Siebenjährigen Kriege". In dem ersten Abschnitte werden uns wahre Goldkörner aus den Briefen und Aufzeichnungen Friedrich's vor seiner Thronbesteigung mitgetheilt; sie sind meist aus seinem „stillen Kloster" datirt, wie er Rheinsberg nannte. Mit scharfer Satire geiselt er die kleinen deutschen Fürsten, welche „Diminutivarmeen halten, allenfalls groß genug, um im Theater von Verona eine Schlacht darzustellen"; er erkennt an, daß ein Nationalheer der beste Landesschutz und das Werbesystem ein fataler Nothbehelf sei; in schöner Weise stellt er das Verhalten des Staatsoberhauptes in Kriegszeiten dar: „In der Mitte der Truppen ist sein Platz, auch wenn er unbefähigt zum Feldherrn ist." So haben es Friedrich's Vorfahren und Nachfolger auch gehalten. Von den folgenden Abschnitten heben wir den dritten und fünften besonders hervor; in jenem, den der Verfasser auch die „Obern Zehntausend" betitelt, finden wir viel über die Heranbildung tüchtiger Generale, welche der König sich angelegen sein ließ und auch erreichte. Eine Menge von interessanten biographischen Nachrichten ist im ganzen Buche verstreut: wir glauben schon aus diesem Grunde die kleine Schrift den Offizieren empfehlen zu können, deren Familien von alters her ihre Söhne in die Armee geschickt haben, aber sie hat auch ein allgemeines Interesse für jeden, der sich genauer mit dem Heere und den Helden Friedrich's des Großen bekannt machen will. Solche Bücher muß man aber selbst besitzen, um Einzelheiten ihrer Mosaikarbeit öfter zu betrachten, und die Verlagshandlung hat durch einen äußerst geringen Preis die Anschaffung für die kleinste Privatbibliothek möglich gemacht.

In natürlicher Anknüpfung lassen wir folgen:

4. Die Kriege Preußens gegen Oesterreich von 1740 bis 1866, und zwar der erste und zweite Schlesische, der Siebenjährige und der Siebentägige Krieg. In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert von C. Goehring. Mit 20 naturgetreuen Porträts der Fürsten, Feldherren und Staatsmänner. Leipzig, Minde. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus dem Titel geht der Standpunkt des Verfassers hervor. Das Buch soll den Krieg von 1866 in dem Zusammenhange mit den bereits zur Historie übergegangenen großen Ereignissen schildern, mit denen er unverkennbar zu einem Ganzen gehört und aus denen er als eine natürliche und fast nothwendige Folge hervorgegangen ist. Den „Männern, denen die Leitung der Geschicke von 1866 anvertraut war", thut der Verfasser jedoch unrecht, wenn er sagt, „sie wußten nicht, daß die Ge-

schichte vor länger als hundert Jahren Gleiches gebracht, und diese Geschichtsunkenntniß hielt sie ab, Nutzen und Heil aus den schlimmen Erfahrungen ihrer Vorgänger zu schöpfen". Offenbar sind damit die Leiter der österreichischen Politik gemeint, es ist aber eine starke Behauptung. Ueberhaupt zieht das Buch gar scharf gegen Oesterreich zu Felde und verengt sich dadurch seinen Leserkreis: es soll „dem Krieger ein angenehmes und werthes Gedenk- und Lehrbuch, dem Volke ein liebes Lesebuch werden". Wir hätten ihm mehr Objectivität gewünscht — die Thatsachen sprechen laut genug durch sich selbst, auch ohne die scharfen Bemerkungen über die Gegenpartei.

Das Werk geht von dem Gedanken aus, daß eine consequente Politik das Leben der Staaten immer fast von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen durchzogen habe, wie ein Lebensnerv, wie eine Bedingung ihrer Existenz. „Das römische Reich war die Weltherrschaft, und durch die Weltherrschaft, nämlich die derselben natürlich inwohnende Immoralität mußte es zu Grunde gehen. Karl der Große übernahm das Erbe, ohne die Grundsätze desselben zu ändern, und drei Kaisergeschlechter konnten den Untergang dieser nun auf den deutschen Namen übertragenen römisch-kaiserlichen Weltherrschaft, der in dem schrecklichen Interim erfolgte, nicht hindern." Ist nicht vielmehr das Aussterben unsers größten Kaisergeschlechts die Ursache gewesen? „Rudolf von Habsburg, der Stammvater des österreichischen Herrscherhauses, richtete noch einmal das römisch-deutsche Kaiserreich auf, zeigte aber sogleich durch die Eroberung Böhmens, daß er den verderblichen Weltherrschaftsgrundsatz als wichtiges Erbobject mit übernommen habe." Hier fehlt der historische Boden. Böhmen gehörte ja längst zum deutschen Reiche und ist doch auch für Habsburg's Hausmacht von Rudolf nicht erobert worden, denn es verblieb den Nachkommen des gefallenen Königs Ottokar, kam nach deren Aussterben an das Haus Luxemburg, dann vorübergehend nur auf kurze Zeit an Habsburg und bleibend erst seit 1526. Preußens politisches Programm wird bezeichnet: „Größtmöglichste Machtentwickelung in seinem innern Wesen und innerhalb der Grenzen der Nationalität", Oesterreichs dagegen: „Festhalten des Vorhandenen, um sich von dem beherrschenden Ideale des längst entschwundenen römisch-deutschen Kaiserglanzes nicht zu weit zu entfernen."

Ein Blick auf Deutschlands geschichtliche Entwickelung nach dem Dreißigjährigen Krieg, als Brandenburg „die erste Empfindung einer deutschen Mission wahrnahm", leitet die Darstellung der Schlesischen Kriege ein. In treffender Weise werden dann die Zustände in Deutschland vor Friedrich's II. und Maria Theresia's Thronbesteigung, mit wenigen, aber charakteristischen Zügen diese beiden fürstlichen Persönlichkeiten geschildert, wobei der jungen Königin volle Gerechtigkeit widerfährt.

Die „Geschichte der Kriege in ihrem Wesen, wie der einzelnen Schlachten und Gefechte" ist anschaulich und populär geschrieben und wird von den Kreisen, für welche sie vorzugsweise bestimmt ist, gern gelesen werden. Von der Geschichte des Kriegs von 1866 hat uns noch keine Lieferung vorgelegen, wir würden das Werk, wenn wir es vollendet gelesen hätten, sonst in unserm dritten Artikel über die Literatur dieses Kriegs besprochen haben.

Rein militärischen Inhalts und daher in d. Bl. nur den Fachgenossen nach ihrem Werthe anzuzeigen, sind die folgenden zwei Schriften:

5. Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart. Ihr Entstehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei. Von Karl von Elgger. Mit 233 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir machen alle Militärs, welche über die wichtigste Tagesfrage der Kriegführung eine gründliche Belehrung suchen, auf dieses vortreffliche Werk aufmerksam. Der Verfasser, in der Militärliteratur schon bekannt, hat in mehrern neuern Feldzügen Kriegserfahrung gesammelt und basirt sein Urtheil über die Zukunftstaktik auf die praktischen Leistungen der neuen Waffen im Felde. Er betrachtet diese Waffen zuerst, erörtert die Grundsätze, auf welchen die Construction der Feuerwaffen beruht, verfolgt dann ihre successive Vervollkommnung bis auf die Gegenwart und bespricht die gezogenen Vorder-, Hinterladungs- und Repetirfeuerwaffen ausführlich. Hierauf folgen Bemerkungen über die Taktik der verschiedenen Truppengattungen unter dem Einfluß der neuen Elemente, und die Zukunftstaktik. Ob alle Leser mit den hier gezogenen Schlüssen einverstanden sein werden, hängt natürlich von ihren eigenen Anschauungen ab, namentlich werden Cavalerieoffiziere schwerlich die Zukunft der Reiterei als berittene Infanterie acceptiren; jedenfalls aber geben die geistreichen Betrachtungen des Verfassers Anregung zu weiterm Nachdenken über die wichtigsten Fragen. Die Abbildungen sind sehr gelungen ausgeführt und erleichtern das Verständniß der Technik.

6. Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zusammengestellt von H. L. W. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine zweite hochwichtige Frage bildet den Stoff dieses Werks, welches, wie der Verfasser mit Recht sagt, ein von der Militärliteratur noch wenig cultivirtes Gebiet betritt. Er hat das Verdienst, alles wissenswerthe und noch nicht im Zusammenhange veröffentlichte Material über den Gegenstand, soweit es zugänglich war, zusammengestellt zu haben. Die Thatsachen läßt er möglichst objectiv für sich sprechen, darum stellt er sie überall voran und hütet sich vor gewagten Hypothesen in dieser vorherrschend praktischen Frage, womit man nur einverstanden sein kann. So gibt er im ersten Abschnitt 18 Beispiele größerer Truppentransporte im Vergleich zu Fußmärschen und knüpft daran im zweiten Betrachtungen über die specielle Anwendung von Eisenbahnen im Kriege und über die Grenzen der Möglichkeit ihrer Anwendung. In der zweiten Abtheilung heben wir den ersten Abschnitt: „Ueber Zerstörung und Wiederherstellung von Eisenbahnen", hervor und als besonders beherzigenswerth darin, daß die Zerstörung von Eisenbahnen und ihres Betriebsmaterials möglichst zu beschränken sei. Wir können diese Schrift als durchaus praktisch gehalten den Offizieren aller Grade empfehlen. Die lithographische Tafel, aus Brockhaus' Geographisch-artistischer Anstalt hervorgegangen, gibt eine Zeichnung von Blockhäusern und Verschlußthoren einer

Eisenbahnbrücke, um eine nöthig werdende Zerstörung im Kriege möglichst lange zu verzögern.

7. Militärische Betrachtungen aus Frankreich im Sommer 1867, von einem norddeutschen Offizier. Berlin, Mittler und Sohn. 1868. 8. 10 Ngr.

Wir haben diese Berichte schon im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mit vielem Interesse gelesen und finden den besondern Abdruck derselben vollkommen gerechtfertigt, da sie Anspruch haben, in militärischen Kreisen gewürdigt zu werden. Im Vorworte verwahrt sich der Verfasser gegen die Auslegung, welche das „Journal des débats“ seinen Aeußerungen über das Chassepotgewehr gegeben hat, und jene andere Misdeutung, als wolle er der französischen Infanterie ein unbedingtes Uebergewicht zugestehen. In dieser Hinsicht hätten wir lieber im Texte, der keine Zusätze oder Aenderungen erfahren, eine deutlichere Meinungsäußerung als jene misverstandenen Stellen zu lesen gewünscht — wir sehen nicht ein, warum sie der Verfasser, da er doch ausdrücklich Verwahrung einlegt, nicht beim Wiederabdruck klarer gefaßt hat; denn wir müssen gestehen, daß wir einen ähnlichen Eindruck gehabt haben, und wissen, daß es vielen so gegangen ist. Daß der Verfasser sein gutes militärisches Auge nicht dort, wie manche andere, die sich einen „Militärschriftsteller“ unterzeichnen, hat verblenden lassen, sondern die Mängel erkennt und freimüthig bespricht, wird der Leser überall finden, z. B. in dem Urtheil über die französischen Manöver; immerhin hätte er also den so unbedingt seinem Urtheil über das Chassepotgewehr in gesperrter Schrift vorausgeschickten Satz beim Wiederabdruck etwas modificiren können: nicht blos die Versuche in Preußen, sondern auch in Oesterreich und neuerdings in Würtemberg würden dazu Anlaß geben. Vollkommen einverstanden sind wir jedoch damit, daß man seinen Feind nicht unterschätzen darf, und erkennen alle Vorzüge der französischen Infanterie, die er darstellt, an. Die Schilderung des Lagers von Châlons, seiner Einrichtungen und des Lagerlebens ist höchst gelungen und wird auch Nichtmilitärs interessant sein. Von gründlichen kriegswissenschaftlichen und technischen Kenntnissen, sowie von einer scharfen Beobachtungsgabe zeugt der zweite Abschnitt der Broschüre, welcher die militärische Abtheilung der internationalen Ausstellung in Paris betrachtet. Der Leser wird sich daraus einen Begriff von der großartigen Entwickelung der Waffentechnik machen können und empfehlen wir diesen Abschnitt besonders der Beachtung.

Das letzte Werkchen unserer diesmaligen Besprechung gehört nur insofern auf den militärischen Büchertisch, als uns sein belletristischer Inhalt doch an eine hervorragende militärische Persönlichkeit erinnert:

8. Aus dem Nachlasse des königlich preußischen Generallieutenants Karl von Könneritz. Leipzig, Hinrichs. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Freund des Verstorbenen hat dem schriftlich hinterlassenen Wunsche desselben entsprochen, daß nach seinem Tode eine Auswahl der von ihm verfaßten Gedichte veröffentlicht werden möge, um sein Andenken bei seinen zahlreichen in der Welt zerstreuten Freunden zu erhalten. Anspruch auf hohen poetischen Werth hat er für sie nicht erhoben. Wie der Herausgeber sagt, bestand der dichterische Nachlaß außer einem Drama: „Der Maler“, welches 1860 einigemal auf der dresdener Hofbühne gegeben worden, meist aus Gelegenheitsgedichten, von denen nur einige, um seine Manier zu kennzeichnen, in die Sammlung aufgenommen worden sind. Könneritz besaß eine classische Bildung, wie sie unter seinen Berufsgenossen nicht häufig anzutreffen ist, außerdem war er für Dichtkunst und Musik schon in der Jugend empfänglich und immer heiter und zufrieden, allerdings etwas zur Satire geneigt. Wir haben ihn in seinen jüngern Jahren gekannt und können die Charakteristik, welche der Freund von ihm gibt, bezeugen. Wie sein Humor das eigene Bild nicht eben schmeichelhaft zeichnet, theilen wir als Probe mit:

Ein Angesicht, das in verschiedenen Farben
Zufrieden glänzt, in roth und braun und blau,
Die Backen voll, wahrscheinlich nicht vom Darben,
Tornisterblondes Haar, wär's nicht schon grau;
Das Auge klein, doch Freund der schönen Kinder,
Ein linkes Ohr, das stets prophetisch klingt,
Der Schnurrbart scharf — der Neid der Bürstenbinder!
Ein sächsischer Accent, der durch die Wände dringt,
Viel Kinn, viel Nase etwas dicht zusammen,
Und einer Stirne faltenreicher Schild,
Das, meine Damen, wird euch nicht entflammen,
Doch leider ist's mein wohlgetroffnes Bild.

Die Sammlung enthält aber auch neben den humoristischen tief ernste Gedichte und zum Schlusse die schon 1842 in der „Zeitschrift für historische Theologie“ erschienene, von Ilgen damals für die gelungensten erklärten Uebersetzungen des Stabat mater und des Dies irae, denen eine des englischen Gedichts: „The burial of Sir John Moore“ (gefallen bei Coruña 1809) folgt. Den Freunden des Verfassers wird die Gabe gewiß willkommen sein.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Franz Pfeiffer.

Am 29. Mai starb einer der tüchtigsten Vertreter der germanistischen Gelehrsamkeit, Franz Pfeiffer in Wien, wo er seit dem Jahre 1857 als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Hochschule wirkte. Geboren am 27. Februar 1815 zu Solothurn in der Schweiz, bezog er 1834 die Universität in München, wo er sich bis 1838 dem Studium der Philosophie und Philologie widmete und ein eifriger Schüler von Schelling, Ast, Thiersch und Maßmann war. Nach Ablauf der akademischen Studienzeit blieb er in München, um seiner Neigung für die ältere deutsche Sprache und Literatur ungestört zu folgen, indem er die reichen Hülfsquellen der münchener Bibliothek mit ausdauerndem Fleiß benutzte. Im Jahre 1840 trat er eine Reise nach verschiedenen schweizerischen und deutschen Städten an, um für eine „Quellenkunde der ältern deutschen Literatur“ das nöthige Material zu sammeln. Diese Reise führte ihn auch nach einigen österreichischen Klöstern und zum ersten male nach Wien, das später seine zweite Heimat werden sollte. Im Jahre 1842 ließ er sich in Stuttgart nieder, wo er 1846 Bibliothekar wurde und bis zu seiner Uebersiedelung nach Wien (1857) verweilte. Seit 1860 war er wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Pfeiffer's Thätigkeit war auf dem Gebiete, das er sich zum Anbau auserſehen, eine außerordentlich rührige und unermüdliche. Zahlreiche Ausgaben älterer Literaturdenkmäler: „Die deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts“, „Das Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg, der „Edelstein“ von Ulrich Boner, „Baarlam und Josaphat“ von Rudolf von Ems, „Wigalois“ von Wirnt von Grafenberg u. a., sprechen für diesen Fleiß, während er in andern Schriften: „Zur deutschen Literaturgeschichte“, „Der Dichter des Nibelungenliedes“, „Forschung und Kritik auf dem Gebiet des deutschen Alterthums“, „Freie Forschung“ (1867) in Bezug auf viele principielle Fragen anregend und bahnbrechend wirkte, mit jenem Nachdruck, der seinem kräftig durchgreifenden Naturell eigenthümlich war.

Seine Bedeutung liegt darin, daß er gegenüber der Lachmann'schen textkritischen Schule, welche das Wissen von altdeutscher Sprache und Literatur zu einem Monopol der Gelehrsamkeit machen wollte und das profane Volk mit Eifer von dieser Geheimkunde abhielt, bestrebt war, wieder in jenem volksthümlichen Sinne zu wirken, in welchem zuerst die Romantiker, dann aber Grimm und Uhland, die von Pfeiffer am höchsten verehrten Pfleger der ältern nationalen Ueberlieferung, die altdeutschen Studien betrieben hatten. Das ganze Volk sollte theilhaben an den erschlossenen Schätzen altdeutscher Dichtung, an der Kenntniß der alten Sprach- und Culturdenkmäler. Das war die Fahne, welche Pfeiffer in der „Germania“ 1856 aufsteckte und heldenhaft gegen die Vornehmheit der exclusiven Fachgelehrten vertheidigte. Seine Hauptthat auf diesem Gebiet, welche seiner Polemik eine ebenbürtige Leistung an die Seite stellte, war die Herausgabe der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), die er selbst 1864 durch eine Ausgabe des „Walther von der Vogelweide“ einleitete und welche sich einer seltenen Theilnahme erfreute. Schon binnen Jahresfrist war eine neue Auflage des „Walther“ nöthig geworden. Pfeiffer mußte sein mit schlagfertiger Polemik vertheidigtes Princip durch einen Appell an die deutsche Nation unterstützen, welche mit der zustimmenden Antwort nicht zögerte. Er selbst hat die Leitung des Unternehmens mit so sichern Grundzügen festgestellt, die Vertheilung der einzelnen Werke an die gleichgesinnten Mitherausgeber bereits so umfassend angeordnet, sich über das einzelne mit ihnen so eingehend verständigt, daß der Fortgang der mittelalterlichen Nationalbibliothek durch den Tod des ersten Begründers und Leiters keine Unterbrechung erleiden wird. Karl Bartsch wird den „Parcival“ Wolfram's von Eschenbach unter Benutzung des werthvollen, von Pfeiffer gesammelten Materials zum Druck vorbereiten, wie derselbe auch den handschriftlichen Nachlaß des tüchtigen und charakterfesten Gelehrten ordnen und sich zu diesem Zwecke nach Wien begeben wird.

Literarische Notizen.

Die von Hempel in Berlin herausgegebene „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Classiker“ veröffentlicht ihr sechsundfunfzigstes Bändchen, mit welchem sie eine nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe von Schiller's Werken fortführt. Mit Benutzung der neuen kritischen Ausgabe Schiller's von Goedeke, der Werke über die Xenien und anderer neuer Veröffentlichungen wird hier eine Art von Supplementausgabe Schiller'scher Gedichte geboten, welche 400 in die gewöhnlichen Schiller-Ausgaben nicht aufgenommene Gedichte bietet.

Im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erscheint eine zweibändige Ausgabe von Goethe's „Gedichten“ mit lateinischen Lettern, während Goethe's „Suleika“ aus dem „Westöstlichen Divan“ in demselben Verlage in elegantem buntberänderten Abdruck ausgegeben wird.

Daß die theologische Betrachtung der Politik und Aesthetik noch nicht außer Curs gesetzt ist, das beweisen mehrere neue literarische Erscheinungen. So betrachtet W. Hoffmann, Dr. der Theologie: „Deutschland sonst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes“ (Berlin, Stilke und van Muyden, 1868) und Pastor August Schwartzkopff „Goethe's Faust, Shakspeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelio“ (Schönebeck, Berger, 1868). Der Krieg von 1866 wird von Hoffmann „der letzte Befreiungskrieg“ genannt, und Faust erscheint Schwartzkopff nur klein gegen die historische Wirklichkeit eines Luther.

In Italien hat eine der „künftigen Königin“ gewidmete Ode von Bernardino Zendrini großes Aufsehen erregt. Man ist zwar mit Recht gegen derartige Hofgelegenheitsgedichte eingenommen, die seit Besser's Zeiten in Verruf sind und denen selbst Tennyson nicht eine Zukunft zu sichern vermag. Doch dem talentvollen italienischen Dichter ist es gelungen, seiner zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Prinzen Humbert gedichteten Ode jenen Geist nationalen Aufschwungs einzuhauchen, der das heutige Italien beseelt, und so dem Gelegenheitsgedicht eine allgemein gültige Bedeutung zu geben. Julius Schanz hat die Zendrini'sche Ode „Der künftigen Königin“ mit seiner anerkannten Formgewandtheit verdeutscht (Dresden, Heinze, 1868) und mit einer selbstgedichteten Widmung versehen, in welcher sich einzelne sehr ansprechende Verse finden, wie der folgende:

> Was soll der Trommelklang und die Trompeten,
> Wenn Fürstentöchter zum Altare schreiten?
> Die Liebe, die Begeistrung der Poeten
> Soll über dich den sanften Schleier breiten.

Aus dem Zendrini'schen Gedicht führen wir die patriotischen Schlußverse an:

> Und wenn von neuem fremdes Roßgestampfe
> Den Boden unsers Vaterlands erschüttert,
> Mit Uebermacht und mit Verrath im Kampfe
> Dein Thron erzittert:
>
> Dann werden sich um deine Fahne scharen
> Die Edelsten, voran für dich zu glänzen,
> Mit Brust und Stirne trotzend den Gefahren,
> Die Reihn ergänzen.
>
> Und mit den Kriegern werden die Poeten
> Sich einen und begeistert für dich werben,
> Für ihre Königin die Walstatt röthen
> Und für sie sterben.

Bibliographie.

Beck, A., Geschichte des gothaischen Landes. 1ster Bd. Geschichte der Regenten. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Becker, B., Die Reaktion in Deutschland gegen die Revolution von 1848 beleuchtet in sozialer, nationaler und staatlicher Beziehung. 1ste Lief. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blind, C., Kossuth und Rußlands Umtriebe. Wien, Hilberg. 12. 6 Ngr.

Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792 bis 1797. Herausgegeben von W*. M*. Zürich, Schulthess. Br. 8. 1 Thlr.

Cäsarenwirthschaft. Indiscretionen eines geheimen Agenten. Bern, Haller. Gr. 16. 20 Ngr.

Cölln, D. v., Amalie Sieveking und die freiwillige Armenpflege. Ein Vortrag. Breslau, Mälzer. 16. 7½ Ngr.

Deutschlands Stolz. Die Meisterwerke der deutschen Literatur. 1ster Bd. (a 20 Nrn.) Nr. 1. Leipzig, M. Schäfer. Fol. 1½ Ngr.

Diezmann, A., Goethe's Liebschaften und Liebesbriefe. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen eines Offiziers des kaukasischen Corps. Aus dem Russischen. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Freimuth, G., Romano. Ein Trauerspiel. Bonn, Cohen u. Sohn. 16. 24 Ngr.

Hammer, P., Die Presse, eine Großmacht, oder ein Stück moderner Versimpelung? Würzburg, Stahel. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Freiherren von Regensberg, Pamphlet eines schweizerischen Juristen. 1ster bis 4ter Theil. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 1½ Ngr.

Preußische Rückblicke auf die Annexion des Königreichs Hannover. Braunschweig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Schöpf, J., Erzählungen aus dem Tiroler Volksleben. Brixen, Weger. 8. 20 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Maximilian I. der Katholische, Kurfürst von Bayern und der 30jährige Krieg nach den Acten und Urkunden der königlich bayerischen allgemeinen Reichs-, Staats- und Provincial-Archive politisch und militärisch dargestellt. München, Fleischmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schweichel, R., Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte des Menschen. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siegfried, Louise (geb. Hellmer), Geistliche Lieder gesammelt zum Gebrauch in Kirche und Haus. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sprecher-Bernegg, A. v., Feldzug nach Rußland 1812—1813. Herausgegeben von F. v. Erlach. Bern, Haller. 1867. 8. 5 Ngr.

Turgenjew, J., Rauch. Aus dem Russischen. Autorisirte Ausgabe. Mitau, Lucas. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

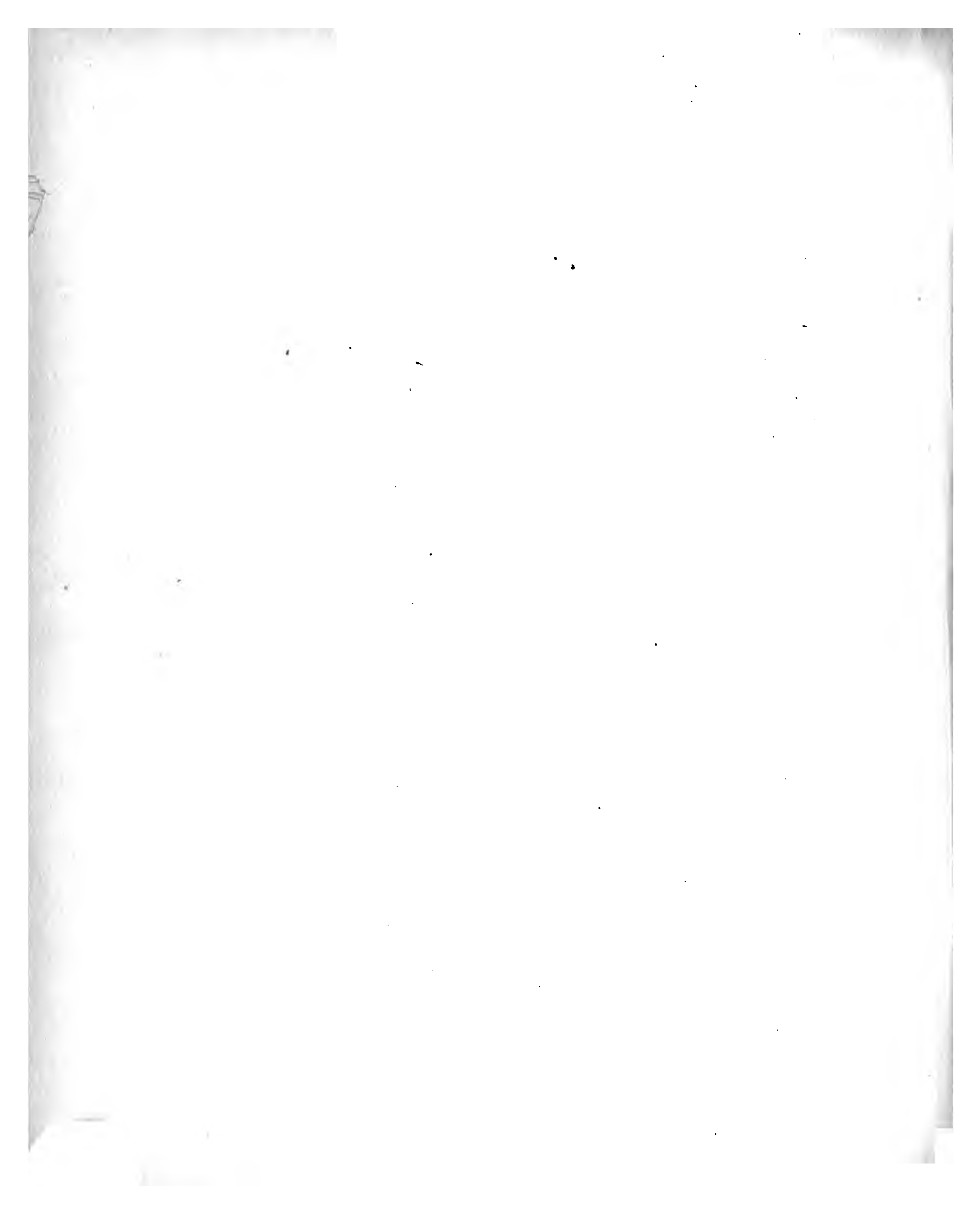
Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Zweiter Band.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

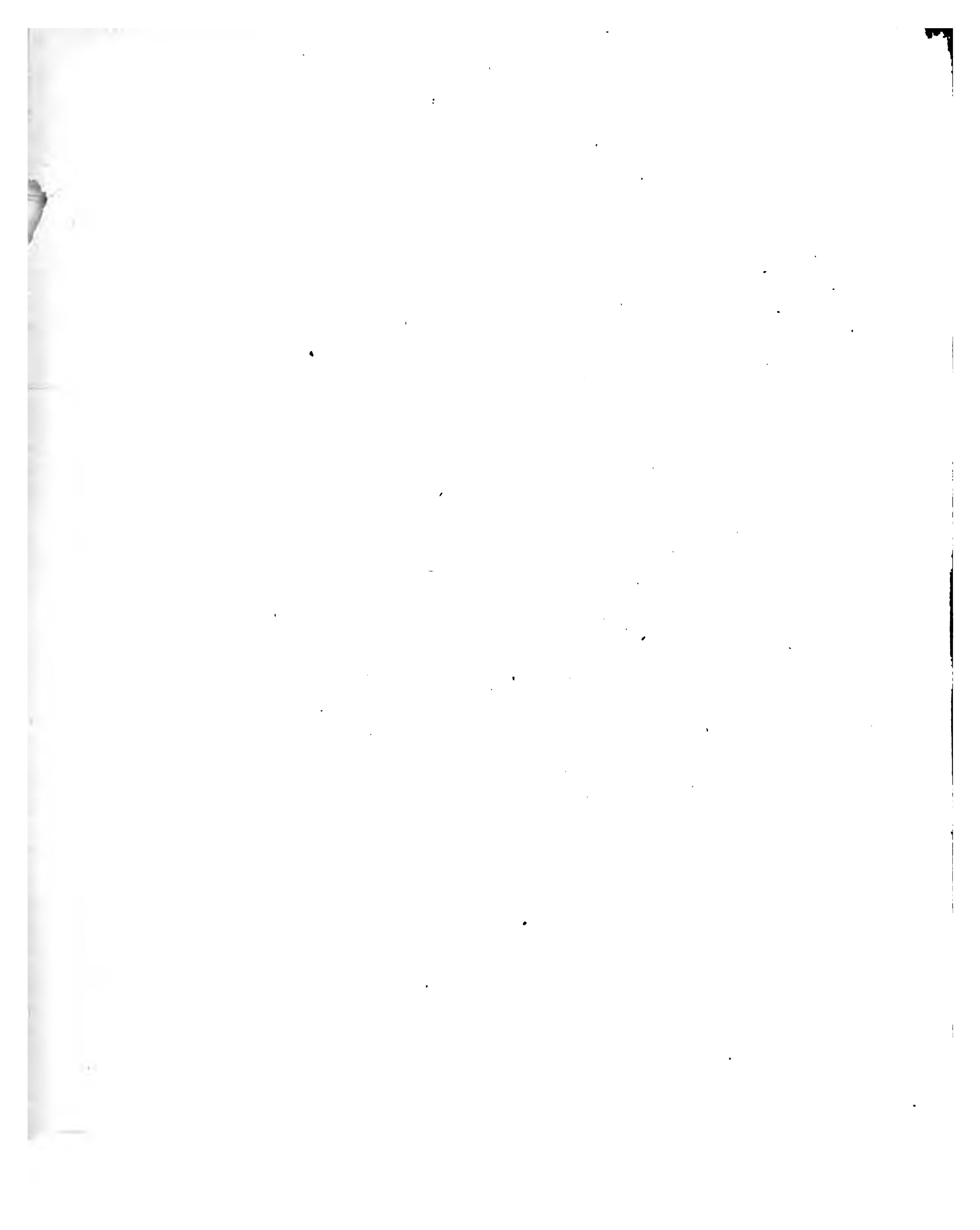
Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1868.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1868.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Shakspeare in neuen Uebersetzungen.

1. Shakespeare's Dramatische Werke nach der Uebersetzung von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Erster bis dritter Band. Berlin, G. Reimer. 1867—68. Gr. 8. Jeder Band 20 Ngr.
2. William Shakespeare's Dramatische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Erstes bis neuntes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1867—68. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.
3. Shakespeare's Dramatische Werke und Sonette in neuen Original-Uebersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff, F. A. Gelbcke. Erster bis neunter Band. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1867—68. Jeder Band 22½ Ngr.

Drei großartige Unternehmungen einer neuen Aneignung Shakspeare's traten fast zu gleicher Zeit ins Leben: ein Beweis dafür, wie die Beschäftigung mit dem britischen Dichter nicht nur unsere bessern kritischen, sondern auch unsere poetischen Kräfte in Anspruch nimmt und wie die Theilnahme des Publikums, neu angeregt durch die Bestrebungen der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft, im Wachsen begriffen ist, oder wenigstens wie das Wachsthum selbst durch den Eifer der Verlagsbuchhandlungen und Schriftsteller gefördert wird.

Im Princip weicht die erste Uebersetzung von den beiden andern ab. Ulrici sagt in der Vorrede:

> Was die Uebersetzung selbst anbetrifft, so sind wir von der Ueberzeugung durchdrungen und haben ihr gemäß gehandelt, daß die Erreichung unsers Ziels nicht eine durchgängig neue Uebertragung fordere, daß es vielmehr für unsern Zweck das geeignetste und förderlichste Mittel sein werde, die anerkannt vorzüglichste, in den weitesten Kreisen verbreitete und gleichsam eingebürgerte unter den vorhandenen Uebersetzungen, die Schlegel-Tieck'sche, zu Grunde zu legen. Diese Ueberzeugung stützt sich auf die Thatsache der bisher unübertroffenen Meisterschaft, mit welcher A. W. Schlegel, trotz mancher augenfälligen Fehler im einzelnen, Geist und Charakter der Shakspeare'schen Dichtung überhaupt wie Zeichnung und Colorit der einzelnen Dramen insbesondere, kurz den Stil Shakspeare's nachzubilden gewußt hat. Heutzutage ist es ein Leichtes, jeden beliebigen Inhalt in fließende, gefällige, regelrechte Verse einzukleiden: das ist bei der gegenwärtig so hohen poetischen Ausbildung unserer Sprache ein so wohlfeiles Verdienst, daß es kaum noch in Betracht kommt. Den Meister der Uebersetzungskunst macht der feine durchdringende Sinn für die innere geistige Eigenheit, die poetische Persönlichkeit des fremden Dichters, das sichere, reine Stilgefühl und die Fähigkeit, demselben durch das einzelne Wort wie durch die Haltung und Gestaltung des Ganzen, ohne Verletzung des Genius der deutschen Sprache, Ausdruck zu geben. In dieser Beziehung, meinen wir, steht Schlegel noch immer unübertroffen da (und wird wahrscheinlich unübertroffen bleiben); und in diesem Urtheil stimmen anerkannte Autoritäten, wie N. Delius, Bernays, Freiligrath, Gildemeister u. a., mit uns überein.
>
> Bei den von Schlegel übersetzten Dramen kann sonach die Leistung, um die es sich handelt, nur darin bestehen, die einzelnen offenbaren Fehler, die er — aus Versehen, Unkenntniß, Mangel an Hülfsmitteln u. s. w. — häufig genug begangen, mit geschickter Hand auszumerzen. Anders dagegen verhält es sich mit den unter Tieck's Namen gehenden Uebertragungen. Auch diese sogenannte Tieck'sche Uebersetzung — die indeß bekanntlich zum geringsten Theile von Tieck selbst herrührt — hat zwar ihre Vorzüge und steht in wohlbegründetem Ansehen beim deutschen Publikum. Aber diese Vorzüge sind nicht groß genug, um bei ihr dasselbe Verfahren zu rechtfertigen; sie leidet zum Theil an ebenso großen Mängeln. Hier also waren von den neunzehn Stücken, die sie umfaßt, eine Anzahl ganz neu zu übersetzen, die übrigen nicht nur zu verbessern, sondern stellenweis umzugestalten.

Wie die vorliegenden Bände beweisen, tritt die

Ulrici'sche Ausgabe in Bezug auf die Schlegel'schen Stücke gar nicht in Concurrenz mit den andern, indem sie nur als eine durchgesehene und revidirte neue Auflage der Schlegel'schen Uebersetzung betrachtet werden kann. Die Aenderungen betreffen nicht stilistische Eigenthümlichkeiten und Mängel, an denen es bei Schlegel wahrlich nicht fehlt, sondern nur offenbare Unrichtigkeiten, welche die fortgeschrittene Textkritik seitdem ans Licht gestellt hat. Sie sind überdies der Zahl nach außerordentlich sparsam, und man sieht es an der Motivirung der Herausgeber in den Noten, wie es ihnen jedesmal Ueberwindung gekostet hat, den kanonischen Text Schlegel's durch apokryphische Verse zu gefährden. Wir können indeß diese Scheu und Zurückhaltung bei dem einmal angenommenen und festgehaltenen Princip nur billigen; denn da man nach einem biblischen Spruch nicht wohlthut, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen und neue Lappen auf ein altes Kleid zu nähen, so war hier die größte Vorsicht geboten, um nicht durch weitergehende Abänderungen einen höchst buntscheckigen Text hervorzurufen, in welchem das Stilgefühl Schlegel's mit dem Stilgefühl seiner Correctoren in einem Kampfe lag, der die Einheit des Stils zerstörte. So wie jetzt diese Veränderungen angebracht sind, wird nur das feinere Auge des Shakspeare-Kenners sie merken und das Gefühl der übrigen Leser nicht durch aufdringliche Einschachtelungen von anderer Färbung aus dem Takt gebracht werden. Daß die Revisionen selbst an und für sich alle berechtigt und nicht blos hineincorrigirte willkürliche Varianten sind, dafür bürgt der Name der Herausgeber und die Aegide der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Bei aller Anerkennung des Schlegel'schen Stilgefühls und der Verdienstlichkeit einer neu revidirten Ausgabe der Schlegel'schen Dramen entsteht aber doch die Frage, ob in dem Festhalten an dem Schlegel'schen Text nicht eine Gefährdung liege für den Fortschritt deutscher Uebersetzungskunst? Das Stilgefühl kann unmöglich als Monopol eines Einzigen betrachtet werden; es wird auch spätern dichterischen Talenten eigen sein, und diese haben vor Schlegel den Vorzug voraus, daß sie mit dem Rüstzeug einer fortentwickelten und bereicherten Sprache ans Werk gehen; die Voraussetzung, daß Schlegel unübertroffen bleiben wird, erscheint daher theils als zu engherzige Beschränkung, theils als zu kühne Anticipation der Zukunft; und wenn auch Gildemeister zugibt, daß gewisse Ausdrücke, Wendungen, Sentenzen der Shakspeare'schen Dramen von Schlegel ihr deutsches Gewand für alle Zeiten erhalten haben, so ist doch noch immer ein großer Unterschied zwischen einzelnen glücklichen Griffen, deren Benutzung den Nachfolgern freistehen muß, und einer Gesammtübersetzung, die jede Concurrenz ausschließt.

Auch ist man nur zu leicht geneigt, den Eindruck langer Gewöhnung mit dem einer ausschließlichen Nöthigung zu verwechseln. Wir alle sind mit dem Schlegel'schen Text, der gerade in einigen der am meisten auf der Bühne eingebürgerten Stücke Shakspeare's acceptirt ist, groß geworden; unser Ohr hat sich an ihn gewöhnt; unserm Gedächtniß haben sich diese Verse als versus memoriales eingeprägt. Leicht erscheint uns die andere Fassung, in der sie jetzt an unser Ohr tönen, als etwas Fremdartiges, und was sich einmal unserm Ohr eingeschmeichelt hat, als unersetzbar durch neue Wendungen. Jedenfalls ist es auch der Schlegel'schen Uebersetzung gegenüber gerechtfertigt, wenn die sprachgewandten und sprachgewaltigen Dichter der Neuzeit es unternehmen, auch diese Shakspeare-Dramen in neuer Einkleidung unserer Nation anzueignen. Man braucht nicht bei dem Guten stehen zu bleiben, man hat ein Recht, zu versuchen, ob das Bessere, der Feind des Guten, nicht erreichbar ist.

Dieser Versuch ist von zwei Seiten gemacht worden; die eine Gruppe von Dichtern und Uebersetzern hat die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung unter der Fahne Friedrich Bodenstedt's versammelt, die andere das Bibliographische Institut in Hildburghausen in einem Unternehmen, das weiter als die beiden andern vorgeschritten und bereits dem Abschluß nahe ist. Auf beiden Seiten ist Treffliches geleistet und der unberührbare Lorber Schlegel's gefährdet worden.

In der Ulrici'schen und Bodenstedt'schen Ausgabe (Nr. 1 und 2) ist jedem Drama eine Einleitung vorausgeschickt, welche über Quellen, Entstehungszeit, über den Inhalt, zum Theil auch über die ästhetische Bedeutung desselben die erforderlichen Aufschlüsse gibt. Auch folgt in beiden Ausgaben den einzelnen Dramen eine Reihe von Anmerkungen, welche den Sinn dunkler Stellen erläutern, die historischen Beziehungen aufklären u. s. w. Die hildburghausener Ausgabe (Nr. 3) hat zunächst weder Einleitungen noch Anmerkungen, doch kündigt sie im Schlußband eine Biographie Shakspeare's und eine literarhistorische Einleitung zu seinen Dramen von der Feder Dingelstedt's an.

Eine solche „allgemeine Einleitung": „Geschichte Shakspeare's und seiner Dichtung", hat Ulrici auch der neuen Ausgabe der Schlegel'schen Uebersetzung vorausgeschickt. Diese Einleitung hat einen doppelten Vorzug: sie ist prägnant und maßvoll gehalten. Die Prägnanz ist ein Folge der genauen Kenntniß und des vollkommen beherrschten Materials der Shakspeare-Literatur, Vorzüge, welche dem Herausgeber niemand bestreiten wird. Diese Herrschaft über das Material läßt ihn nie einzelne Tasten, sondern stets volle Accorde anschlagen, indem die ganze historische und literarhistorische Claviatur immer offen vor ihm liegt. Besonders inhaltreich ist die Darstellung der vorshakspeare'schen Zeit in ihren allgemeinen Bedingungen, die der Entwickelung Shakspeare's und der Shakspeare-Kritik in England, für welche letztere er viele weniger bekannte interessante Data anführt. Die Beleuchtung des Dichters selbst ist nicht blos in Magnesialicht getaucht; aber es fehlen doch die schärfern Schattirungen der kritischen Analyse.

Trefflich ist die Charakteristik der beiden Vorgänger Shakspeare's, Marlowe und Greene, und ihres Einflusses auf den letztern:

Im „Titus Andronicus" und noch im „Heinrich VI." klingen deutlich die Töne nach, die Marlowe's „mächtige Sprache" (mighty line) in seiner Brust erweckten: beide Stücke, insbesondere „Titus Andronicus", sind offenbar in Marlowe's Stile oder doch unter seinem Einfluß geschrieben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie nur erst geringe Spuren von Shakspeare's eigenem Geist und Charakter an sich tragen, und daraus wiederum erklärt es sich, daß die englische Kritik, welche — fälschlicherweise — seine spätern Meisterwerke allein zum Maßstab nimmt, noch immer geneigt ist, sie ihm abzusprechen. Andere Jugendarbeiten Shakspeare's, wie der „Perikles" und

seine ältesten Lustspiele, z. B. „Die Komödie der Irrungen“ und die „Die beiden Edelleute von Verona“, erinnern in der Lockerheit des Zusammenhangs, der Oberflächlichkeit der Charakteristik und dem Mangel an tieferm Gehalt noch ebenso entschieden an den Stil R. Greene's.

Nach Ulrici war es Shakspeare's Aufgabe, den Greene'schen und Marlowe'schen Stil der dramatischen Kunst in der Art zu verschmelzen, daß die Vorzüge beider gewahrt, die Mängel beseitigt und so ein neuer, höherer Stil gewonnen ward, der, wie der Begriff des Dramas es fordert, das epische und das lyrische Element in gegenseitiger Durchdringung zu harmonischer Einheit zusammenfaßte.

In der Entwickelung Shakspeare's unterscheidet Ulrici vier Perioden. Die erste charakterisirt er in folgender Weise:

Ich meine, man erkennt an Stücken wie „Titus Andronicus“, „Die beiden Veroneser“, „Die Komödie der Irrungen“, „Der Liebe verlorene Müh“, die drei Theile „Heinrich's VI.“, „Perikles“ und was ihm von den angezweifelten Dramen noch angehören mag — man erkennt an diesen Stücken noch eine gewisse jugendliche Unbehülflichkeit, Schroffheit und Unmäßigkeit, eine Neigung hier zu Marlowe'schem Bombast, dort zu Greene'scher Breite und Oberflächlichkeit, eine gewisse Eckigkeit und Sprödigkeit nicht nur in der Sprache, sondern in der ganzen Art der Gestaltung des Stoffs. Die Tragödie steht der Marlowe'schen Auffassung noch ziemlich nahe, d. h. das Tragische hat noch etwas Gewaltsames, Uebertriebenes, es streift noch zu sehr ans Gräßliche und knüpft sich noch an Charaktere wie Aaron und Tamora in „Titus Andronicus“, wie Margaretha und Richard in „Heinrich VI.“, die in Zeichnung und Colorit, in ihrer Neigung zum Wilden und Maßlosen noch Verwandtschaft mit Marlowe's Lieblingsfiguren verrathen. Im Lustspiel finden wir zwar bereits die sprudelnde Fülle, Leichtigkeit und Beweglichkeit des Shakspeare'schen Witzes, aber der Wortwitz dominirt noch zu sehr, die Situationen haben noch häufig etwas Gezwungenes, die Charaktere erscheinen noch ohne ausgeprägte Eigenthümlichkeit, hier und da noch ohne festen Kern, schwankend und unsicher. Die Composition zeigt zwar bereits die großen Vorzüge des Shakspeare'schen Stils: der Stoff ist äußerlich in Beziehung auf die Reihenfolge der Scenen und die Entwickelung der Action durchweg vortrefflich disponirt. Aber es gelingt dem jungen Dichter noch nicht, die mannichfaltigen Fäden in Einem Mittelpunkt zusammenzufassen, die Theile zu Einem harmonischen Ganzen innerlich zu verschmelzen; die Composition gleicht noch mehr einer mechanischen Aneinanderreihung, als einer organischen Gliederung. Diese erste Periode, die Zeit der ersten Versuche und Entwürfe — die späterhin vielfach verbessert worden sein dürften — mag etwa von 1586—87 bis 1592 reichen.

In der zweiten Periode (1592—98), dem Jünglingsalter des Shakspeare'schen Genius, in welche „Richard III.“, „Ende gut, alles gut“, „Romeo und Julie“, „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Richard II.“, „Der Sommernachtstraum“, „Heinrich IV.“, „König Johann“ und „Der Kaufmann von Venedig“ fallen, erhebt sich seine schaffende Phantasie aus jener jugendlichen Unbesonnenheit, Schroffheit und Maßlosigkeit zu immer geregeltern, immer correcter gezeichneten Gestalten. Die volle Kraft und Größe des Shakspeare'schen Genius tritt in der dritten Epoche (1598—1606) hervor; in den drei großen Tragödien „Hamlet“, „Lear“, „Othello“, und in den Lustspielen: „Was ihr wollt“, „Wie es euch gefällt“, „Viel Lärm um Nichts“, findet Ulrici theils die volle Kraft und Größe des Shakspeare'schen Genius, und im Komischen den genialen Uebermuth, der das Leben wie ein heiteres Spiel behandelt und sich damit über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Dieser Glanzperiode folgt eine vierte, in deren Charakteristik Ulrici entschieden und mit Recht von der vielfach beliebten Anschauung abweicht, welche in diesen letzten Productionen die größte Vollendung und Reife erblickt, sondern im Gegentheil ein gewisses Absinken des dichterischen Genius infolge verdüsterter Lebensstimmung und ungünstiger Zeiteinflüsse hier nicht in Abrede stellt:

Die Stücke, welche von den meisten Kritikern in diese letzte (vierte) Periode der dichterischen Thätigkeit Shakspeare's gesetzt werden: „Troilus und Kressida“, „Julius Cäsar“, „Antonius und Kleopatra“, „Coriolan“, „Macbeth“, „Cymbeline“, „Das Wintermärchen“, „Der Sturm“, „Heinrich VIII.“ und „Timon von Athen“, zeichnen sich vor den obengenannten durch gewisse charakteristische Züge aus, welche darauf hinweisen, daß sie dem letzten Lebensalter des Dichters angehören dürften. Zunächst erscheint in ihnen Rhythmus und Versbildung viel nachlässiger behandelt: die einzelnen Zeilen sind nicht nur häufiger als sonst ineinander verschlungen, wo der Inhalt ihre Trennung fordert, sondern es finden sich auch nicht selten sechsfüßige Verse, die in den ältern Stücken Shakspeare's nicht leicht vorkommen. In dies losere Gewand gehüllt, wird die Sprache voller und voller, so überströmend von Gedanken und Bildern, daß sie zuweilen wie gebrochen erscheint, bald sich in sich selbst verwickelnd, bald abspringend, wie Donner und Blitz daherfahrend. Die Charaktere sind härter und schärfer gezeichnet, männlicher, schroffer, von eiserner Festigkeit und Gediegenheit. Die Composition erscheint gedrungener, concentrirter, rascher und directer in gerader Linie zum Ziele fortschreitend, im Gegensatz zu den anmuthig gewundenen Bahnen, auf welchen die Action in den meisten ältern Stücken sich bewegt, wie eine nähere Vergleichung von „Macbeth“, „Coriolan“, „Julius Cäsar“ mit „Hamlet“, „Lear“, „Richard II.“ zeigt. Während das Tragische im „Lear“ trotz der erschütternden Gewalt, mit der es uns ergreift, doch noch jener milde, elegische, verklärende Nimbus umgibt, den es in „Romeo und Julie“, „Richard II.“, „Hamlet“ trägt, tritt das versöhnende, erhebende Element im „Macbeth“ tief in den Hintergrund zurück, im „Timon“ fehlt es völlig. Das Komische dagegen erhält (in „Troilus und Kressida“) ein satirisches Colorit, oder zieht sich (im „Sturm“, „Wintermärchen“) wiederum von dem wirklichen Leben in die Region des Phantastischen zurück und mischt sich mit einem strengen ethischen Ernste, der das Böse nicht mehr als bloße Schwäche und Verkehrtheit verlacht, sondern straft, bekämpft, brandmarkt. Die Gemüthsstimmung und Lebensansicht des Dichters selbst ist offenbar ernster, strenger, trüber geworden, durchdrungen von dem schmerzlichen Gefühle der Hinfälligkeit alles menschlich Großen und Schönen, von dem herben Bewußtsein eines sinkenden, an schweren Gebrechen krankenden, von schwerem Unheil bedrohten Zeitalters.

Die Grenzen dieser von Ulrici aufgestellten Perioden sind natürlich fließende; einzelne Stücke werden immer in die vergangene oder folgende zurück- oder hinausverwiesen. Warum in „Macbeth“ das versöhnende, erhebende Element tiefer in den Hintergrund treten soll als in „Lear“ oder „Othello“, vermögen wir nicht abzusehen; im Gegentheil, diese Stücke erscheinen uns viel greller als „Macbeth“; daß die Composition im „Wintermärchen“ gedrungener ist als z. B. im „Sommernachtstraum“, ist uns ebenso wenig einleuchtend. Dennoch ist im Ganzen, namentlich was den größern Sentenzenreichthum, die Eigenthümlichkeit der Versbehandlung, die härtere, schärfere Zeichnung der Charaktere, namentlich aber die ernstere Lebensansicht betrifft, die Unterscheidung Ulrici's zutreffend, und auch in Bezug auf die Composition geben wir zu, daß „Macbeth“ und „Coriolanus“ die regelrechtesten Tragödien Shakspeare's sind, die in rascher und gerader Linie

zum Ziele schreiten, wenn auch hier und dort die Handlung noch in ein Scenenconglomerat auseinandersplittert.

Die Charakteristik Shakspeare's selbst ist im ganzen eingehend und schlaghaft, gleichsam ein Extract aus Ulrici's größerm Werk. Trefflich ist namentlich, was Ulrici über Shakspeare's Diction sagt, gegen deren Härten und Mängel er sich keineswegs verstockt, doch deren Urgestalt, die durch alle Wandlungen hindurchscheint, er als die specifisch dramatische Form der Sprache bezeichnet:

Denn ihr Wesen beruht im Grunde darauf, daß bei Shakspeare die Rede überall innere geistige That ist. Und das wird sie dadurch, daß sie stets die Empfindungen und Gefühle, Gedanken und Reflexionen u. s. w. in ihrer innern Beziehung zum Handeln und daher nicht in völliger Reinheit, sondern gefärbt und geformt durch das Maß und die Richtung, die Regungen und Wandlungen des Willens darstellt, und daß sie zwar demgemäß durchaus von dem individuellen Charakter (dessen Kernpunkt der Wille ist) und von der Situation des Sprechenden, zugleich aber auch vom Charakter des Ganzen, vom Gange und Ziele der Action überhaupt bedingt und bestimmt erscheint.

Damit hängt nun zusammen, daß ihm die Action die Hauptsache der dramatischen Darstellung erscheint und daß ihm alle übrigen Elemente nur die Peripherie zu diesem Centrum bilden. Hierdurch will Ulrici den Dichter gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß seine Handlung oft nicht deutlich genug motivirt sei:

Denn um nicht die Action zu verschleppen, um sie in raschem, kräftigem Gange zu erhalten, um den Zuschauer nicht durch weitläufige Reden und Verhandlungen zu ermüden, verschweigt er Motive oder deutet sie doch nur leise an, die, obwol innerlich mitwirkend, doch ohne ermüdende Expectorationen sich nicht darlegen ließen. So schwebt z. B. über dem Benehmen wie über dem Charakter Hamlet's ein mystisches, unaufklärbares Dunkel; mit unwiderstehlichem Interesse fesselt uns jede einzelne Scene, jeder neu hervortretende Zug in der Persönlichkeit des Prinzen, mit stets wachsender Theilnahme folgen wir dem Gange der Action; und doch ist über die Motive wie über den Charakter des Hauptträgers derselben noch immer Streit und Hader unter den Kritikern. Mag man immerhin diese einseitige, der ergänzenden Phantasie des Zuschauers zu viel zumuthende Weise der Charakteristik als einen Mangel bezeichnen, der scenische Erfolg, wie eben der „Hamlet" beweist, spricht offenbar zu ihren Gunsten. Sie ist in der That wiederum par excellence dramatisch. Im Drama ist nun einmal seiner Natur nach die Handlung die Hauptsache; das Drama ist nun einmal nicht zum Lesen, sondern zum Schauen bestimmt: Shakspeare wenigstens hält diese Bestimmung entschieden fest. Der Zuschauer aber hat weder Zeit noch Lust, den Motiven der Handlung nachzugrübeln und sie bis in ihre innersten Quellen zu verfolgen. Er ist befriedigt, wenn er einen vollen, ganzen, wohlgetroffenen Menschen vor sich sieht, der menschlich fühlt und denkt, strebt und handelt, dessen Charakter, Schicksale und Lebensverhältnisse sein Interesse erregen. Je größer, bedeutender, eigenthümlicher der Charakter erscheint, je schwieriger, verwickelter, ungewöhnlicher seine Lage und die äußern Umstände sich gestalten, desto reicher und lebendiger wird die Theilnahme des Publikums der dargestellten Handlung sich zuwenden.

Wir halten trotz dessen den Vorwurf aufrecht, daß Shakspeare in der Motivirung der Handlung oft nachlässig, sorglos und unklar ist. Mag es immerhin wahr sein, daß für den Dramatiker die gegenwärtige lebendige Situation den Kern der Dichtung und den eigentlichen Grund der Wirkung bildet: diese Situation wird erst klar und deshalb auch erst vollkommen wirksam durch die vorausgehenden Motive, die sie erklären. Gestalten, die gleichsam durch einen Sprung auf die Bühne kommen, werden sich erst durch equilibristische Uebungen ins Gleichgewicht setzen müssen und nie jene Plastik besitzen wie diejenigen, welche mit voller Sicherheit auftreten, weil der Dichter vorher ihnen die Stätte bereitet hat. Der Causalnexus der Motive geht freilich ins Unendliche zurück; es ist Sache des künstlerischen Taktes, ihn an der rechten Stelle abzubrechen. Man kann hierin auch zu viel thun und durch eine Ueberladung mit innern und äußern Antecedentien die Wirkung der einzelnen Situation gefährden. Daß Shakspeare aber hierin zu wenig gethan hat, daß er den äußerlichen Zusammenhang der Handlung oft mit Bindfäden festbindet, wo eine eiserne Verkettung noththut, daß er hier und dort die Situationen in einer zweifelhaften Beleuchtung läßt, welche sogar ihr Verständniß erschwert: dafür lassen sich zahlreiche Belege, nicht nur aus seinen schwächern Dramen, in denen auch eine shakspearomanische Kritik vieles preisgeben muß, sondern auch aus seinen Meisterwerken geben.

Wie unkünstlerisch ist die Behandlung des Verhältnisses von Hamlet und Ophelia, welche nicht nur der analysirenden Kritik, sondern auch dem bloßen Errathen noch so viel zu thun übrigläßt! Die Vergangenheit ist hier in ein Halbdunkel gehüllt, das auch den in lebendiger Gegenwart vorgeführten Situationen keine Klarheit gestattet, sondern sie in einer gewissen Verschwommenheit hält, in der sich nur der romantische Dusel behaglich fühlt. Die große Scene zwischen Hamlet und Ophelia macht zwar stets ihre Wirkung; doch beruht diese Wirkung durchaus nicht auf der Situation, die wir nicht klar erfassen, weil uns einige nothwendige Voraussetzungen dazu fehlen, sondern auf der Fülle humoristischer und satirischer Reflexionen, die sich hier zu einem wiederkehrenden dramatischen Refrain wirksam zuspitzen. Die Wahnsinnsscene der Ophelia, welche durch den lyrischen Zauber, der sie durchweht, einen ergreifenden Eindruck macht, ist dramatisch vollständig unmotivirt, was bei solchen tiefen psychologischen Katastrophen doppelt befremdlich erscheinen muß. Wir nehmen vorher von ihr Abschied, als sie mit elegischen Worten, aber in durchaus maßvoller, nirgends auf innere Zerrüttung deutender Haltung den Wahnsinn Hamlet's beklagt; wir finden sie wieder im Zustande vollständiger Geistesstörung. Dazwischen liegt die Ermordung ihres Vaters Polonius durch ihren Geliebten Hamlet. Diese That aber wird von dem Dichter selbst nicht als ein tragisches Ereigniß dargestellt, sondern als etwas durchaus Beiläufiges behandelt, das der Dänenprinz selbst so leicht wie möglich nimmt. Nirgends wird nur angedeutet, daß der Wahnsinn Ophelia's durch diese That, durch dies tragikomische Misverständniß hervorgerufen sei, abgesehen davon, daß der Dichter derartige wichtige Momente der Handlung in die dramatische Arsis stellen muß und nicht tonlos beiseiteschieben darf. Nirgends liegen ferner in dem Charakter der Ophelia, wie er uns in den frühern Scenen vorgeführt wird, die Ansatzpunkte für eine so gewaltsame psychologische Entwickelung; sie erscheint weder als eine exaltirt leidenschaftliche, noch als eine tiefsinnig vergrübelte Natur, sondern einfach als ein verliebtes Mädchen von einer gewissen Mittelmäßigkeit des Denkens und Empfindens, die sich bekanntlich am schwersten erschüttern und aus der Bahn bringen

läßt. Für Hamlet selbst ist Ophelia ein ganz unbedeutendes Ding, das weder auf seine Entschlüsse, noch auf seine Handlungen, noch auf seine Empfindungen den geringsten Einfluß hat und dessen er in seinen hinlänglich zahlreichen Monologen gar nicht erwähnt. Sollte die Ophelia aus einer opernhaften Figur, deren sich die neue Oper von Ambroise Thomas mit Recht als willkommene Heldin bemächtigt hat, zu einem dramatischen Charakter werden, so mußte nicht nur ihr Verhältniß zu Hamlet klar dargelegt, sondern vor allem der innere Conflict, der sie zum Wahnsinn führt, dramatisch gestaltet sein. Hier ist alles unmotivirt, und der Eifer der Interpreten, diese Lücke durch eigenen Scharfsinn auszufüllen, spricht nur für die Mangelhaftigkeit der Dichtung, die dort eine Lücke läßt, wo der dramatische Zusammenhang den geschlossensten Gang verlangte und wo die dramatische Kunst ihre eigentlichsten Aufgaben versäumte.

Ueberhaupt erscheint uns die Rechtfertigung, welche Ulrici für Shakspeare's nicht ausreichende Motivirung gibt, von verhängnißvoller Tragweite, denn sie würde in letzter Instanz auf eine Verherrlichung des bloßen Bühneneffects hinauslaufen. Effecte hat Richard Wagner sehr treffend als Wirkungen ohne Ursache definirt; Situationen ohne die nöthige Motivirung sind aber ebenfalls Wirkungen ohne Ursache.

Dieselben Einwürfe möchten wir Ulrici entgegenstellen, wenn er die äußere Composition Shakspeare's in Schutz nimmt. Daß die nothwendige Dreitheilung des dramatischen Stoffs: Exposition (Grundlegung), Schürzung des Knotens, Lösung desselben (Katastrophe), sich überall bestimmt unterscheiden lasse, ist zuzugeben; doch wo wäre das nicht der Fall, wenn man diese Hauptabtheilungen in solcher Allgemeinheit faßt? Die stümperhafteste Schülerarbeit wird ihre Exposition, ihre Schürzung und Lösung haben; es kommt nur darauf an, ob diese Theile den richtigen Umfang und das richtige Verhältniß zueinander haben. Eine künstlerische Würdigung der Bedeutung der einzelnen Acte, wie sie aus dem Wesen des dramatischen Organismus heraus die innere Kunsttheorie entwickelt hat, ist bei Shakspeare mehr Ausnahme als Regel. Die Peripetie im vierten Act findet sich nur in „Romeo und Julie" und „Coriolan". Die Acte schließen oft mit den gleichgültigsten Nebenscenen, während die Theorie mit Recht am Actschluß einen Höhepunkt der Handlung verlangt, in welchem sich die Entwickelung des ganzen Actes zusammenfaßt. Wenn aber Ulrici sogar behauptet, der Gang der Action erscheine so abgemessen, die Reihenfolge der Scenen so geordnet, daß jeder Auftritt als ein sicherer, wohlüberlegter Schritt zu einem bestimmten, von Anfang an ins Auge gefaßten Ziele sich ausweise: so gilt von der größern Hälfte der Shakspeare'schen Dramen offenbar das Gegentheil; sie sind überreich an Scenen, welche auf den Fortgang der Handlung ohne Einfluß bleiben und welche sich in ihrer humoristischen und phantasievollen Haltung Selbstzweck sind. Ja noch in den letzten Acten, wo die gesteigerte Spannung zum Schluß hindrängt, legt Shakspeare ganze Zwischenspiele ein, wie z. B. die Todtengräberscene in „Hamlet".

Eher kann man Ulrici in alledem beistimmen, was er über die Auffassung des Tragischen und Komischen bei Shakspeare, über die innere Composition und den geistigen Gehalt seiner Stücke sagt. Treffend ist auch die Charakteristik Ben Jonson's, Beaumont's und Fletcher's, und Massinger's. Massinger erscheint uns als der bedeutendste dieser Dichter. Ulrici erwähnt von ihm noch, daß er an dichterischer Begabung Beaumont und Fletcher, vollkommen gewachsen sei; seine Eigenthümlichkeit bestehe jedoch nur darin, daß er, ein kühner, energischer, von starken Gefühlen bewegter Geist, die Farben überall stärker auftrage und daß daher die Vorzüge wie die Mängel des dramatischen Stils der Schule bei ihm schärfer hervortreten. Dabei vergißt Ulrici hervorzuheben, daß, gerade was die Folgerichtigkeit der dramatischen Composition und den durch keine Abschweifungen unterbrochenen Gang der Handlung betrifft, Massinger ohne Frage Shakspeare übertrifft; wir brauchen nur an seinen „Duke of Milton" zu erinnern, ein mit großem Kunstverstand und klarer Durchsichtigkeit der Motive entworfenes Drama.

Die Geschichte des Shakspeare'schen Dramas und der Shakspeare-Kritik nach dem Tode des Dichters bildet einen der interessantesten Abschnitte von Ulrici's „Allgemeiner Einleitung". Mit Dryden und seinen Zeitgenossen begann eine Wendung in der Würdigung Shakspeare's im Zusammenhang mit den Herüberwirkungen des französischen Geschmacks und der aufmerksamern Berücksichtigung der Aristotelischen Regeln. Dryden in seinem „Essay on Dramatic Poesy" (1668) rühmte zwar Shakspeare als einen der reichstbegabten Dichter, rügt aber ausdrücklich, daß Shakspeare nicht überall sich gleichbleibe, sondern häufig schal und abgeschmackt (insipid) sei, daß sein Witz in schmuzige Zweideutigkeiten, sein Ernst in schwülstigen Bombast ausarte. Auch bemerkt er, daß andere jetzt ihm allgemein vorgezogen würden und daß Beaumont's und Fletcher's Stücke jetzt die beliebtesten und häufigsten entertainments der Bühne seien, indem je zwei von ihnen gegen eins von Shakspeare während des Jahres aufgeführt würden:

Obwol Dryden als Dichter offenbar von Shakspeare's Dramen sich unwiderstehlich angezogen und zur Bewunderung hingerissen fühlte, so geht doch aus seinen Aeußerungen ebenso klar hervor, daß er als Kritiker einen ganz andern Standpunkt einnahm. Er hebt ausdrücklich hervor, wie regellos Shakspeare's Stücke seien, bedauert, daß er die Aristotelischen Gesetze von den drei Einheiten — deren unverbrüchliche Gültigkeit ihm vollkommen feststeht — nicht gekannt oder doch so selten befolgt habe, und bewundert es nur, daß seine Dramen nichtsdestoweniger von so mächtiger Wirkung seien. Gestützt auf diese angeblichen Gesetze und eingenommen von der Schönheit des antiken Dramas unterwarf dann Thomas Rymer die Shakspeare'schen Tragödien einer Kritik, die einem Todesurtheil völlig gleichkommt. Er erklärt (in seinem „Short View of Tragedy etc.", 1693) den „Othello" „für eine blutige Farce ohne Salz und Geschmack", und meint, daß „ein Affe sich besser auf die Natur verstehe und ein Pavian mehr Geschmack besitze als Shakspeare", und daß „in dem Wiehern eines Pferdes oder dem Knurren eines Kettenhundes mehr Sinn, mehr lebendiger Ausdruck und sozusagen mehr Humanität sich finde als in Shakspeare's tragischem Pathos". Gegen diese lächerliche, vom blinden Vorurtheil eingegebene Kritik vertheidigten zwar John Dennis („The Impartial Critic, or some Observations etc.", 1693) und Charles Gildon („Miscellaneous Letters and Essays", 1694) den gemishandelten Dichter. Allein ihr kritischer Standpunkt ist im wesentlichen derselbe. Sie werfen Rymer nur Uebertreibung vor, in die er aus Zorn über Shakspeare's Vergötterung

seitens seiner Verehrer gefallen — wiederum ein Beweis, daß die Zahl derselben doch noch immer groß gewesen sein muß —; sie streichen die vortrefflichen Seiten der Shakspeare'schen Dichtung, den Reichthum an tiefen, sinnigen Sentenzen, Naturwahrheit, Originalität, Kraft und Schönheit der Diction u. s. w. heraus; allein im wesentlichen; in Composition, Erfindung, Charakteristik, kurz in der „poetischen Kunst" stellen sie ihn ebenfalls entschieden unter die Alten. Dennis insbesondere vermißt bei ihm die Beobachtung der poetischen Gerechtigkeit: „da in den besten Shakspeare'schen Tragödien die Guten wie die Bösen gleichmäßig zu Grunde gehen, so lasse sich in ihnen wenig oder gar keine Belehrung (instruction) finden". Und Gildon behauptet: Shakspeare übe zwar einige dramatische Regeln mit solcher Virtuosität, daß man unwillkürlich von seinen Stücken fortgerissen werde, aber ebenso viele verletze oder ignorire er. Daher seien seine Schönheiten unter einem Haufen von Schutt begraben, vereinzelt, zerstreut, gleich den Trümmern eines verfallenen Tempels; die Harmonie des Ganzen fehle. Kurz, Shakspeare sei nicht correct, nicht classisch, weil er die Alten zu oberflächlich gekannt habe.

Damals begann man auch die Shakspeare'schen Stücke opernhaft einzurichten, mit Musik, Gesängen und Tänzen zu verbrämen. Zuerst erschien der „Sturm", bühnengemäß zurechtgemacht von Dryden und Davenant; Sedley, Shadwell u. a. folgten.

Die weitere Geschichte der Shakspeare-Kritik in ihrer philologisch-kritischen Epoche bis in die neueste Zeit möge man bei Ulrici selbst nachlesen; er gibt auch ein inhaltreiches Bild der deutschen Shakspeare-Bewegung vom Beginn bis in die neueste Zeit, und wir rühmen es dem vielseitig gebildeten Philosophen ausdrücklich nach, daß er sich nicht so wegwerfend wie Elze und Genossen über Rümelin äußert, sondern seine Ueberzeugung ausspricht, „daß das geistreiche Werk, trotz seiner Polemik gegen Shakspeare und den deutschen Shakspeare-Enthusiasmus, nur dazu beitragen wird, das Studium Shakspeare's und die Erkenntniß seines Werthes als des leitenden und trotz aller Mängel größten Genius der dramatischen Poesie zu fördern".

Die Einleitungen zu den einzelnen Stücken der Ulrici'schen Ausgabe von K. Elze und A. Schmidt geben meistens alle wünschenswerthen Daten über die Entstehungszeit derselben, über ihr Verhältniß zu vorausgehenden Stücken und zu der geschichtlichen Ueberlieferung; namentlich theilt A. Schmidt die betreffenden Stellen der von Shakspeare benutzten Holinshed'schen Chronik mit und gibt so willkommene Anhaltspunkte für selbständige Vergleichung des Dichters und des Geschichtschreibers.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Länder- und Völkerkunde.

Als vor einem Jahrhundert die Naturschönheit gleichsam zum zweiten male entdeckt worden war und die Reisen immer häufiger wurden, welche den Naturgenuß zum Hauptzweck hatten, da bildete sich jener Zweig des Schriftthums aus, der heute üppiger als je zuvor grünt und blüht — die Reiseliteratur. So war es natürlich, daß damals den bedeutendsten Theil des Inhalts der Reisebeschreibungen die Schilderung von Naturreizen ausmachte, und daß sich erst später das Volksleben mit der Natur in das Interesse des beobachtenden Reisenden theilte. Daher liefern denn auch die Reisebeschreibungen des vorigen Jahrhunderts, besonders in der Mitte desselben, in Betreff Europas meist nur sehr dürftige ethnographische Ausbeute. Heute aber stellen wir andere, weitergehende Anforderungen an Schriftsteller, welche die Erfahrungen ihrer Reisen der Welt mittheilen wollen. Wenn nicht die Persönlichkeit des Reisenden unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt, so verlangen wir nicht die Mittheilung von Erlebnissen, sondern von Beobachtungen; wir wollen nicht mehr die überschwengliche Sprache von Naturenthusiasten hören, welche sich vergebens abmühen, das, was nur der Pinsel darstellen kann, mit Worten zu malen, sondern wir verlangen, daß eine jede neue Reiseschilderung einen Fortschritt auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde bezeichne, und daß der Verfasser, um dies zu ermöglichen, nicht nur mit den nöthigen sprachlichen und historischen Kenntnissen ausgerüstet sei, sondern auch jene Ideen sich zu eigen gemacht habe, durch welche Karl Ritter die Erdbeschreibung zu einer Wissenschaft erhoben hat.

Obgleich wir nicht leugnen wollen, daß die Reiseliteratur unsers Volks vortheilhaft absticht von ähnlichen Erzeugnissen der Franzosen, so nimmt doch die Zahl jener Werke eher zu als ab, welche der Welt von den unbedeutendsten Reiseerlebnissen unbedeutender Menschen vorschwatzen und in denen sich das eitle kleine Ich des Verfassers auf jeder Seite breit macht. Allen diesen ist die Beherzigung der alten Anstandsregel, von sich selbst so wenig als möglich zu sprechen, und eine aufmerksame Lektüre jener geistreichen Kritik, welche Fallmerayer über die Beschreibung der orientalischen Reise der Gräfin Hahn-Hahn geschrieben hat, recht dringend anzuempfehlen und sie darauf hinzuweisen, daß sie in des genannten Gelehrten „Fragmenten aus dem Orient" nachahmungswerthe Muster von Reiseschilderungen finden können. Solcher allgemeiner Tadel mußte vorausgeschickt werden, damit die Worte der Anerkennung größeres Gewicht erhalten, die wir dem unter folgendem Titel erschienenen Buche zollen:

1. Oesterreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. Von Heinrich Noë. München, Lindauer. 1867. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Als der Verfasser in seinem „Bairischen Seebuch" die Natur und das Menschenleben der bairischen Voralpen in reizenden Bildern vorführte, da riefen ihm wohlmeinende Stimmen zu, auf diesem Wege fortzuschreiten und aus seiner Mappe, welche vielfache Alpenwanderungen gefüllt hatten, neue Skizzen zu veröffentlichen. Diesem Rathe ist er nun gefolgt, er hat im „Oesterreichischen Seebuch" die Reize des Salzkammergutes geschildert und verspricht noch außerdem den Lesern in einem folgenden Bande als Führer durch das Pinzgau und die wilden Thäler der Tauern zu dienen. Im Preise der deutschen Alpenwelt wetteifert Noë mit Ludwig Steub; während diesen aber ein geheimer Zug des Herzens über den Brenner nach den sonnigen, wein- und burgenreichen Geländen des Etschthals

führt, weilt Noë mit Vorliebe unter den dunkeln Tannen der Norischen Berge, wandert in klingender Winternacht über verschneite Joche, schaut den Nebelmassen zu, welche auf dem Eise der Seen liegen und macht seine ethnographischen Studien in den ärmlichen Blockhäusern der Holzknechte und in raucherfüllten, übelduftenden Bauernstuben. Was das vorliegende Buch schildert, hat der Autor im Spätherbst und Winter gesehen und gehört, und er verschweigt den Wunsch nicht, daß sein „Oesterreichisches Seebuch" recht viele bewegen möchte, die Gebirge zwischen Salzach und Traun auch einmal im Winterkleide zu beschauen. Er sagt gleichsam entschuldigend in der Einleitung:

Ich für meinen Theil kenne keinen Tod. Jeder Botaniker weiß, daß die Blätter fallen, weil sie von vorbereiteten Knospen weggedrückt werden, und hält den Winter für einen schneeigen Vorfrühling. Ich glaube auch in diesem Buche den Beweis geliefert zu haben, daß die Erscheinungen für denjenigen, der eine wirkliche Theilnahme an den Gestaltungsformen der Welt empfindet, die Mühen einer Reise lohnen. Aber auch abgesehen von der Neuheit, welche die Darstellung von Winterlandschaften in diesen Alpen beanspruchen darf, war es ein anderer, wichtigerer Grund, der mich veranlaßte, jene Wege zu unbeliebter Zeit zu wandeln. Man lernt im Winter mehr über die Menschen. Im Sommer sind sie zerstreut und mit vielfachen Arbeiten draußen auf den Bergen, in den Wäldern, auf dem Felde und den Weiden beschäftigt. Im Winter sitzen sie um den Ofen und gestatten belohnendere Blicke in ihre Natur, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihren Aberglauben, als während einer andern Jahreszeit, in welcher man sie fast immer nur vereinzelt und beschäftigt trifft. Die trüben Abende in übelriechenden Bauernstuben darf man freilich nicht scheuen.

Es scheint uns aber, als ob es nicht blos der Reiz der Neuheit gewesen, was den Verfasser bewogen hat, in den sieben sogenannten todten Monaten auf den von der Touristenwelt verlassenen Pfaden an den salzburger Seen zu wandern; Noë liebt die Einsamkeit, weil seinem Gemüth ein schwermüthiger Zug eigen ist, welcher ihn auch in sonniger Frühlingslandschaft zu allerhand trübsinniger Metaphysik verleiten wird. Manche solcher ernster Gedanken flattern denn auch durch sein Buch; sie erschrecken uns aber nicht, denn sie harmoniren mit der Stimmung der uns vorgeführten Landschaftsbilder und stammen doch nie aus weichlicher Gesinnung, sondern aus tiefem Mannesernst.

Nicht weniger als 17 Seen des Salzkammergutes schildern die 452 Seiten des „Oesterreichischen Seebuch", und auch dem König der bairischen Seen, dem Königssee, spenden sie ihren Gruß. Fast erscheinen uns die Bilder jener kleinern Seen, die tief in den Bergen versteckt weitab von den belebten Touristenwegen liegen, mit größerer Liebe und Sorgfalt ausgeführt, als die Schilderungen vom Traun-, Atter- und Hallstädtersee. Vor allen andern aber hält der Zauber des Mondsees den Verfasser umfangen; wenn er von diesem seinem Liebling erzählt, bekommt seine Sprache einen fast lyrischen Schwung. Nicht minder prächtig sind aber auch die Skizzen der Gosauseen, zu denen Noë emporstieg, als schon Reif die Wege bedeckte. Es möge ein Theil dieser Schilderung dem Buche entnommen werden, damit ein Beispiel zeige, wie außerordentlich fesselnd der Autor darzustellen weiß und wie viel Geist und Gemüth aus seiner Sprache leuchtet:

Endlich eine tiefgrüne Wasserfläche und im nämlichen Augenblicke der ernste Gletscher in der ruhigen Luft und umgestürzt im ruhigen See. Dessen Klarheit ist so groß, daß es schwer hält, zu erkennen, wo sich die Grenzlinie des auf- und abwärtsragenden Bildes befindet. Ja, es ist ein großer, herrlicher Anblick. Hier wohnt leidenschaftslose Ruhe. Keine Schwingung bewegt den starren Stoff. Ohne Widerstand hebt sich das Gemüth — eine innere Gewalt, die durch die Nerven hinzuckt, daß wir wähnen, wir hörten eine wundersam ungeheuerliche Botschaft, stürmt darunter — hebt sich das Gemüth in einen Vorstellungskreis, der mit dem gewohnten Lauf der Gedanken nicht mehr zusammenfällt. Eine selten geahnte Kraft ist es, die den oft bekümmerten Sinn plötzlich in sonnigere Höhen trägt — es ist, als ob jene Gewalt, welche die Schlammschichten des Urmeers in die reinen Lüfte emporthürmte, vergeistigt in uns nachwirkte. Niemand wird zu sagen vermögen, was er sich denkt, während sein Auge in das unbewegliche Eis starrt; aber später wird er Rechenschaft darüber geben können, was er sich nicht gedacht hat. Solche Augenblicke sind unfruchtbar an bestimmt umschriebenen und mittheilbaren Ideen — unfruchtbar wie jene Scheitel über dem Firn an lebendigen Gebilden; aber sie sind gleich jenen in ein anderes Licht getaucht als das Schaffen in der Niederung, wir sind von etwas erlöst, was uns anhängt. Tönen allein ist es gegeben, gleich wunderbar auf uns zu wirken.

In solchen Worten liegt prächtige Melodie und dichterischer Schwung. Aber nicht minder schön und eigenthümlich ist Noë's Stil, wenn er sich in ruhiger Schilderung ergeht und das Gegenständliche, weniger das Empfundene darstellt; und doch durchdringt auch den beschreibenden Theil seines Buchs der warme Hauch eines tiefen Naturgefühls. Selbst der beste Kenner des Salzkammergutes wird über den wunderbaren Schmelz der Farben staunen, welchen der Verfasser seinen Bildern zu verleihen gewußt hat, und vielleicht kopfschüttelnd dessen Phantasie bewundern, welche an Dingen, die er selbst theilnahmlos betrachtet hat, bewundernswerthe Reize entdeckte. Noë begnügte sich eben nicht mit den Eindrücken großer Erscheinungen in der Natur; ihn fesselte auch die kleine Welt und er vergaß nicht, als er am Ufer des obern Gosausees stand, über dem Anblick der mächtigen Gletscher des Dachsteins die von Würmern zernagten Blöcke, welche am Seerand lagen, und den alten Mann, der drüben im Schnee stand und sich den Schweiß abwischte, weil er eben aus Steiermark über die schwindelnden „Reisgäng" gestiegen, um ein Fäßchen Vogelbeerbranntwein in die Gosau zum Verkauf zu bringen. Wol wird mancher Leser meinen, daß an einzelnen Stellen die Staffage einen zu großen Raum einnimmt und die großartige Landschaft durch einen wenig bedeutenden Vordergrund verdeckt ist; wir aber wollen nicht rechten mit des Verfassers Vorliebe für den Mikrokosmus, sondern bedenken, daß für den einsamen Wanderer in wilder, winterlicher Gebirgsgegend jedes Lebenszeichen der Natur einen unendlichen Reiz besitzt, und die Freude an den vielen kleinen Genrebildern, von denen ein jedes ebenso wol von Schärfe der Beobachtung als von Feinheit der Darstellung Zeugniß ablegt, uns nicht durch ästhetische Reflexionen verkümmern. Wie in seinem „Bairischen Seebuch", läßt Noë auch in dem vorliegenden Werke mit stimmungsvollen Landschaftsbildern Erzählungen aus dem Leben der Bewohner des österreichischen Seelandes wechseln und überrascht fast durch den derben Realismus und den köstlichen Humor, mit dem er in den Geschichten von dem Hallstädtersee und den steirischen Wildschützen das wiedererzählt, was

er in den Hütten der Holzknechte und in raucherfüllten Wirthshausstuben vernommen hat. Damit aber auch die gelehrte Welt sehe, daß den Verfasser nicht allein der Naturgenuß an jenen Seegestaden festgehalten habe, streut er in die Darstellung treffliche Bemerkungen über Sagenbildung, Entstehung von Ortsnamen und geologische Verhältnisse jener Gegenden, und zwar in einer Weise, daß auch die Leserinnen seines Buchs nicht in Versuchung kommen sollen, die betreffenden Stellen zu überschlagen.

Hatte das eben besprochene Werk uns die Reize des nördlichen Theils der Ostalpen geschildert, so werden wir durch

2. Wanderstudien aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. Erster Band. Schaffhausen, Hurter. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

in die Centralalpen geführt. Zu derselben Zeit, als von des Verfassers längst gewürdigten „Culturhistorischen Bildern aus der Schweiz“ die zweite Auflage erscheint, tritt Osenbrüggen mit einem Buche hervor, das eine Fortsetzung jenes Werks sein soll und, wie die Vorrede sagt, von diesen Bildern sich nur durch eine Erweiterung des Programms unterscheidet, indem die topographischen und auf einzelne Landestheile eingehenden Schilderungen in den Rahmen allgemeiner Betrachtung gebracht sind. Der Verfasser ist Professor der Rechtswissenschaft in Zürich und zugleich Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs; dennoch tritt er uns in seinen „Wanderstudien aus der Schweiz“ bei weitem weniger in letzterer Eigenschaft denn als Jurist entgegen. Culturhistorische Studien sind der Zweck seiner Reisen gewesen, und mit scharfem Blicke weiß er die Privatrechtseigenthümlichkeiten der einzelnen Cantone auch in anscheinend unbedeutenden Zügen des Volkslebens zu erkennen. Nicht überall hat die Göttin Justitia so wenig zu thun wie in Churwalden, wo in einem Landstrich von 1400 Einwohnern ein ganzes Jahr ohne einen Criminal-, Polizei- und Civilfall verstreichen kann — wahrlich ein schönes Zeichen für die Tugend der Churwaldner und die erfolgreiche Thätigkeit des Friedensrichters. Es gibt aber auch glücklicherweise keinen Theil der Schweiz, dessen Bewohner andererseits so zäh am wirklichen oder vermeintlichen Recht festhalten und so große Lust am Processiren zeigen als die romanische Bevölkerung Graubündtens. Nur dort kann über die Herkunft einer Ente ein Proceß geführt werden, dessen Kosten bei dem schließlichen Vergleiche die Höhe von 1000 Frs. erreichten. Der Leser wird eine Menge anderer feiner Bemerkungen finden, die ihm auf der einen Seite den erfreulichen Beweis liefern, wie tiefe Wurzeln das Rechtsgefühl in den Geist des Schweizervolks geschlagen hat, auf der andern Seite aber auch in ihm den Wunsch erregen, daß bald allen Cantonen der Segen eines gemeinsamen Criminalrechts möge zutheil werden — ein Wunsch, dessen Erfüllung freilich eine Verkürzung der Souveränetät der Einzelstaaten des schweizerischen Bundesstaats bedingen würde. Der Verfasser rollt uns ein unerquickliches Bild von den Rechtsverhältnissen seines Vaterlandes auf:

Wollte man die Schweiz nach der Verschiedenheit der Rechte in Theile zerlegen, so würden diese Theile die Zahl der Cantone weit übersteigen. Es handelt sich dabei nicht blos um deutsches Recht, das sich nirgends so deutsch entwickelt hat als in der deutschen Schweiz, und um französisches Recht nebst einem Bruchtheil italienischen Rechts, sondern auch in der deutschen Schweiz ist das Rechtsleben sehr mannichfaltig gestaltet, sodaß es einem praktischen Juristen oft unmöglich sein würde, über seinen Canton hinaus zu prakticiren. Es ist schwer, sich eine vollkommene Kenntniß der Erbrechte und der ehelichen Güterrechte zu verschaffen, noch schwerer, in einem Streit wegen Alimentverhältnissen in den Gebirgscantonen sicher zu urtheilen, oder auch nur der Terminologie sich zu bemächtigen. Am anschaulichsten lassen sich aber die Gegensätze im Rechtsleben an der Strafrechtspflege herausstellen. St.-Gallen hat ein modernes Strafgesetzbuch und eine treffliche Strafanstalt nach dem neuen System. Wer von St.-Gallen über waldbekränzte Hügel und durch wohlhäbige Ortschaften von Appenzell-Außerrhoden die kurze Wanderung in das Hirtenland der innern Rhoden macht, der findet hier die Region der Antipoden: kein geschriebenes Strafrecht, dagegen Gefängnisse, die vor Jahrhunderten erfunden sein mögen, als man „schädliche Leute“ einsperrte, um sie alsbald aufzuknüpfen oder zu köpfen oder mit „Abschied“ über die Grenze zu schieben. Mehrere Cantone haben Schwurgerichte, andere eine mündlich-öffentliche Beweisverhandlung vor ständigen Criminalgerichten, andere das ältere Verfahren, aber mit erheblichen Verschiedenheiten, bis zur inquisitorischen Wahrheitserforschung im schlimmsten Sinne des Worts herab. In Unterwalden, Uri und Appenzell-Innerrhoden sind Geständnißhiebe und magere Kost reglementarisch, und Zug hat noch in diesem Jahrhundert in dem furchtbaren Kaibenthurm recht oft regelrecht gefoltert.

Die vorliegenden „Wanderstudien“ bestehen aus acht topographischen Schilderungen, welche durch eine Abhandlung über „Die Entwickelungsgeschichte des Schweizreisens“ eingeleitet und durch eine Betrachtung der Schweiz als „des Landes der Gegensätze“ vorläufig abgeschlossen werden. Es ist dem Verfasser keineswegs zu verdenken, daß er als Jurist vorzugsweise jene Cantone durchwanderte, in welchen er für das Studium der Volksrechte die meiste Ausbeute zu finden hoffte, und mit Vorliebe erzählt er uns von abgeschiedenen Thälern, deren wunderliche Rechtsgebräuche ihn weit ab von der belebten Heerstraße gelockt haben. Fast scheint es bisweilen, als ob der Autor, vertieft in culturhistorische Studien, die Schönheiten der Natur vergessen habe — wenigstens wird der Leser in dem Abschnitte: „Aus dem Bündnerlande“, einem der besten des Buchs, von den Eindrücken nichts erfahren, welche die dortigen Gebirgsmassen mit ihren Schneefeldern und Gletschern auf den Verfasser gemacht haben, und vergebens in dem ganzen Werke nach der Schilderung einer waghalsigen Besteigung eines noch jungfräulichen Gipfels suchen. Da der Mensch der Zweck dieser „Wanderstudien“ war, so blieb Osenbrüggen in den Thälern, obschon er, wie der Titel besagt, Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs ist. Seine außerordentliche Kenntniß der Literatur über die Schweizeralpen beweist „Die Entwickelungsgeschichte des Schweizreisens“ — ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls. Indem der Verfasser einen Ueberblick über die schweizerische Reiseliteratur von Konrad Geßner's 1541 erschienener gelehrter lateinischer Abhandlung „Ueber Milch und Käsereien“ bis auf die „rothen Bücher“ unserer Zeit gibt, weist er auf eine merkwürdige Gleichheit der Naturanschauung des 16. Jahrhunderts und der der Jetztzeit hin und führt aus, wie erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die schweizerischen Hochgebirge nach langer Misachtung aufs neue die Gemüther zu enthusiasmiren begannen und wie besonders durch

Rousseau's „Neue Heloise" naturschwärmerische Seelen in Menge nach der südwestlichen Schweiz gezogen wurden.

Wir scheiden von Osenbrüggen's „Wanderstudien" mit der Anerkennung einer Fülle darin enthaltener werthvollen Schilderungen der Culturzustände einzelner Theile der Schweiz und mit dem Wunsche, daß bald ein zweiter Band den eben besprochenen ersten ergänzen möge.

Während Noë und Osenbrüggen Theile des Alpengebiets geschildert haben, in denen sie nicht blos durch vielfache Wanderungen, sondern auch durch mannichfache wissenschaftliche Studien heimisch geworden und aus denen sie viel für Geist und Gemüth heimtragen konnten, weil sie viel hingebracht hatten, hat der bekannte berliner Commissionsrath und Schauspieldirector Franz Wallner sich durch die Aufforderungen theilnehmender Freunde bewegen lassen, zu Nutz und Frommen derer, welche nach ihm über die Alpen nach Rom zu ziehen gedenken, die Erlebnisse seiner im vorigen Jahre unternommenen italienischen Reise zu veröffentlichen, obgleich er Italien weder früher gesehen, noch seine Sprache gelernt hatte und sich sagen mußte, daß das, was er beschreiben wollte, schon oft und — viel besser, als er es im Stande sei, beschrieben worden ist. Sein Buch trägt den wunderlichen Titel:

3. Wenn jemand eine Reise thut. Flüchtige Reiseskizzen von der Spree bis zur Tiber, von der Tiber bis zum Vesuv. Von Franz Wallner. Berlin, Springer. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir müssen dem Verfasser beistimmen, wenn er den Inhalt seines Buchs „flüchtige Reiseskizzen" nennt — flüchtig Gesehenes wird flüchtig beschrieben. Dem Capitole werden volle neun Zeilen gewidmet, der Palast Pitti in Florenz mit vier Zeilen abgefertigt. Eine so beiläufige Erwähnung würde niemand vermißt haben. Es wird niemand von Franz Wallner Kunsturtheile verlangen, zumal da dieser auf S. 57 das große Wort ausspricht, daß ihn „alte Gemälde im allgemeinen kalt lassen". Dafür kann man aber fordern, daß derjenige, welcher behauptet, „selbständig gereist zu sein und mehr von dem Wunderlande kennen gelernt zu haben als hundert andere", dann auch wirklich in seinem Werke Neues biete und nicht dem Leser nur seine persönlichen Erlebnisse erzähle, welche doch nur für seine Freunde ein momentanes Interesse haben können. Die Welt würde nichts verloren haben, wenn der Herr Commissionsrath ihr auch verschwiegen hätte, daß „seine Beinkleider aus dem berühmten Atelier des Herrn Hoflieferanten Riese in Berlin" hervorgegangen sind, und daß er in Rom „vormittags mit Riese gebummelt sei, Photographien für sein Album eingekauft habe und bei der Rückkehr durch die angenehme Nachricht überrascht worden, daß Hr. Generalintendant von Hülsen aus Berlin sein Thür- und Wandnachbar geworden sei" (S. 159).

Diesen italienischen Reiseskizzen sind Erinnerungen aus dem Leben des Theaterdirectors angehängt, die zwar zu dem Titel des Buchs nicht passen, aber unter vielem Gleichgültigen auch manches hübsche Geschichtchen enthalten und manchen Einblick in das Privatleben berühmter Schauspieler gestatten.

4. Sommertage am Siebengebirge von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Kreuznach, Voigtländer. 1867. 8. 20 Ngr.

Der Name Wolfgang Müller's, des „rheinischen Dichters", hat in der neuern deutschen Literatur guten Klang; so vielseitig seine poetische Thätigkeit ist, darin findet sie ihre Einheit, daß die meisten seiner Lieder, Novellen und Dramen Natur und Geschichte der Heimat des Dichters widerspiegeln. Mit seinem neuesten Buche führt er uns selbst in die Stadt, wo seine Wiege stand, auf die Höhen des Siebengebirgs, in die Wohnungen seiner Kunstgenossen, die wie er dem deutschen Volke von dem Wein, den Burgen und den Sagen des Rheinstroms gesungen haben. Wolfgang Müller ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß wir am liebsten mit ihm allein durch Thal und Wald und auf die burggekrönten Berge gewandert wären und daß wir gewünscht hätten, er wäre nicht auf dem Drachenfels in die langweilige Gesellschaft des Professors Ichthyosaurus, des Historikers Dr. Dünkeles und der Hofräthin Sibylla Sphinx mit ihren sieben Backfischen von 14—6 Jahren gerathen; auch hat es uns nicht gefallen wollen, daß die Töchter der Hofräthin so oft aufgefordert wurden, durch den Vortrag von seitenlangen Gedichten die Pausen auszufüllen, welche im Gespräch der durchgängig geistlosen Gesellschaft entstanden.

Die Ausstattung des Büchleins ist bis auf die sehr mittelmäßigen Holzschnitte recht gut; diejenigen, welche vom Geburtsort des Dichters, Königswinter, aus das Siebengebirge durchstreifen wollen, werden dem Verfasser für die Nachweisungen der Gasthäuser und für den Auszug aus dem Lohnkutscherreglement für jene Stadt dankbar sein.

5. Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der schleswigschen Festlandsküste. Von Adelbert Baudissin. Officielle Ausgabe. Schleswig, Spethmann und Comp. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter der dänischen Regierung waren die Inseln der schleswigschen Westküste fast schonungslos den andringenden Sturmfluten preisgegeben, und obgleich von Jahr zu Jahr das Schwinden des Flächeninhalts der einzelnen Inseln nachgewiesen werden konnte, so geschah doch so gut wie nichts, den Besitz der ohnehin armen Bevölkerung vor der Gier des Meers sicherzustellen. A. Baudissin hat sich nun, wie es scheint in officiellem Auftrage, in vorliegender Schrift bemüht, nicht nur die Verluste, welche die Nordsee seit historischen Zeiten den schleswigschen Inseln und Küstenländern an Land und Leuten gebracht hat, nachzuweisen, sondern auch zu untersuchen, inwieweit die Kraft des Menschen dem zerstörenden Elemente gegenüber dauernde Vorkehrungen treffen kann. Bei einem plötzlichen Umspringen des Sturms aus Südwest nach Nordwest zur Zeit der Springfluten entstehen jene Sturmfluten, welche ebenso die west- wie die nordfriesischen Inseln verwüsten. Der Grund davon liegt darin, daß von dem Südweststurm durch die Straße von Calais ungeheuere Wassermassen in das Becken der Nordsee gewälzt werden, die vor dem Nordweststurm auf dem Wege, den sie gekommen, keinen genügend schnellen Abfluß finden. Gegen diese Sturmfluten hat aber das Meer

selbst in Sandbänken und Dünen Wälle errichtet, welche der Mensch nur zu erhalten braucht. Aus der ganzen Schrift Baudissin's geht aber hervor, daß von der Bevölkerung selbst theils aus Unkenntniß, theils aus Trägheit wenig geschieht, um der Zerstörung dieser Bollwerke vorzubeugen oder neue vor gefährdeten Stellen anzulegen. Es wird sogar berichtet, daß „die Sylter, von dem Grundsatz ausgehend, daß die Dünen so lange ostwärts wandern müssen, bis sie endlich die Deiche des Festlandes erreicht haben, diese Wanderung fördern, indem sie die gedämpften und bewachsenen Dünen entblößen und trichterförmige Oeffnungen in ihren Kamm einschneiden". Im Gegensatz zu dieser systematischen Vernichtung rühmt der Verfasser die sorgfältige Pflege der Dünen auf den Inseln Amrum und Romoe und erkennt mit Recht die großen Verdienste an, welche sich der preußische Staat um die schleswigschen Inseln schon zu einer Zeit erworben, als jene Lande nur provisorisch ihm zugetheilt waren. Am Schlusse der Denkschrift wird die unabweisbare Forderung ausgesprochen, daß der Staat die ausschließliche Verwaltung der Sandbänke, Watten und Dünen in die Hand nehme, damit die Ausführung nothwendiger Schutz- und Erweiterungsarbeiten nicht an dem Widerspruche einer einzelnen Gemeinde oder gar eines Strand- oder Bauernvogts scheitern kann.

In der sehr beträchtlichen Literatur über die Küsten und Inseln der Nordsee wird vorliegende Abhandlung wegen des sachkundigen Urtheils und der ebenso kurzen als anschaulichen Darstellung eine hervorragende Stelle einnehmen, und daß sie mit Recht auch jedem Geographen von Fach zu eingehendem Studium empfohlen werden kann, möge die Schilderung der Dünen beweisen, welche wir dem dritten Abschnitte entnehmen:

Die Dünen sind Berge von weißem Sande, der oft so fein ist, daß er sich wie Mehl anfühlt; manche dieser Sandhügel sind bewachsen, manche durchaus kahl und von jeder Vegetation entblößt; einige sind gedämpft, d. h. so mit Pflanzen überwuchert, daß sie selbst dem Einflusse der stärksten Stürme widerstehen, andere werden von jedem Windhauche in Bewegung gesetzt und heißen, weil sie im beständigen Vorwärtsschreiten begriffen sind, Wanderdünen. Auf der Insel Sylt ist eine solche Wanderdüne von fast anderthalb Meilen Länge, einer Viertelmeile Breite und einer Höhe von 60—80 Fuß; in unmittelbarer Nähe von ihr befinden sich vollkommen gedämpfte Dünen mit einer überraschend reichen Vegetation, wie wir sie auf der trockenen Geest des Festlandes umsonst suchen würden. Das reizende Dünenröschen, kaum 6 Zoll hoch, aber mit weißen Rosen übersäet, wechselt mit dem stacheligen meergrünen Eryngium, der Sandweide, der Dünenwicke, dem Enzian und vielen andern Gewächsen und Blümchen, an denen man nicht vorübergehen kann, ohne ein Sträußchen für den Hut zu pflücken. Auf den nicht gedämpften, aber bewachsenen Dünen wogt der Sandroggen, neben dem Sandhafer im leisen Hauche des Windes und überrascht uns ebenso sehr durch das saftige Grün der einzelnen Pflanzen wie durch den unendlichen Reichthum an Aehren, mit denen sie beladen sind. Zwischen den Dünen ziehen sich Thäler entlang, in denen, weil sie gegen den Wind geschützt sind, eine ungeahnte Vegetation sich entwickelt; bei jedem Schritte treten wir auf Heidelbeeren und Preißelsbeeren; Schilf, eine Menge von Carexarten und Meernelken wuchern in üppigster Fülle; der sandige Boden ist mit einer Humusschicht bedeckt, welcher reichen Graswuchs entstehen läßt; ja, sogar kleine Süßwasserteiche, im Herbste von unzähligen Enten bedeckt, im Sommer von Rindern und Schafen umlagert, sind in den Dünenthälern keine seltene Erscheinung.

Der Wahn, daß die Dünen total unfruchtbar sind, ist ein durchaus irriger. Untersucht man mitten im heißen Sommer den höchsten Gipfel einer von aller Vegetation entblößten Düne, so findet man schon 1—2 Zoll unter der Oberfläche eine überraschende Feuchtigkeit, und gräbt man gar 3—4 Fuß tief, so hat man in den meisten, oder doch in vielen Fällen schönes Trinkwasser. Wer je in Amsterdam war, wird die vielen Ankündigungen von „Duinenwater" gelesen haben; Amsterdam bekommt sein Wasser aus den Dünen! Die Dünen sind aber nicht nur feucht, sondern auch warm, viel wärmer als Geest- oder gar Lehmboden; sie enthalten außerdem eine Menge von Glimmertheilen, Rudera von Muscheln und sonstigen die Vegetation fördernden Substanzen. Wo diese aber mit Wärme und Feuchtigkeit vereint auftreten, ist es Unwissenheit oder Eigensinn, eine gewisse Fruchtbarkeit in Abrede stellen zu wollen, zumal wenn man weiß, daß in südlicher wie in nördlicher gelegenen Regionen die Cultur der Dünen vom schönsten Erfolge gekrönt ist. Wir haben Gelegenheit gehabt, Roggen, Gerste, Hafer, rothen Klee, grünen Kohl, Weidenbäume, Pappeln, Georginen, Rosen und allerlei Gartengemüse zu sehen, welche von den fleißigen Romoern in den Dünen gezogen wurden; die Gerste gehörte zu der besten, die wir je gesehen. Wir wissen außerdem, daß in Jütland, bei Skagen, Ringkjöbing und vielen andern Punkten, die Dünen mit dem günstigsten Erfolge bewaldet worden sind und daß die dänische Regierung, welche seit 1839 ihre Sorgfalt diesem wichtigen Gegenstande gewidmet hat, die Belohnungen zurückziehen mußte, welche sie für die Cultivirung der Dünen ausgesetzt hatte, weil die ersten Versuche so glänzend ausfielen, daß in kurzer Zeit bedeutende Strecken mit Kartoffeln und andern Früchten bepflanzt und besäet wurden.

6. Die Insel Kreta unter der ottomanischen Verwaltung von Elpis Melena. Wien, Hilberg. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Zweck vorliegender Schrift, eines Abdrucks aus Nr. 10 und 11 des Jahrgangs 1867 der „Internationalen Revue", ist, „dem civilisirten Europa zu beweisen, wie unmöglich es ist, daß eine an Intelligenz hochbegabte, patriotisch-gesinnte Bevölkerung wie die kretische das Joch des alten Régime jemals erträgt, und daß der jetzige Aufstand ebenso zu rechtfertigen ist, wie der große Freiheitskampf der zwanziger Jahre es war". Die Verfasserin kennt die kretischen Verhältnisse aus eigener Anschauung; sie hat, nur von einem ägyptischen Windhund begleitet, auf leichtfüßigem Pferde die schöne Ebene von Canea durchstreift und in den Hütten kretischer Bauern eine Gastfreundschaft genossen, welche nur mit den Sitten Homerischer Helden verglichen werden kann. Die statistischen Angaben sind aber „die gereiften Früchte gründlicher Forschungen, die ein hochbegabter unparteiischer Mann während seines vieljährigen Aufenthalts auf Kreta angestellt und für die er Materialien von beiden Parteien gesammelt hat". An der Unparteilichkeit ihres Gewährsmannes erlaube uns die Verfasserin schon deshalb gelinden Zweifel zu hegen, weil seine Angaben mit den Schilderungen vorurtheilsloser, mit gründlichen Kenntnissen ausgestatteter Reisenden keineswegs in Einklang gebracht werden können. Selbst in Bezug auf die numerischen Verhältnisse der griechischen und türkischen Bewohner Candias weichen die Zahlen der Frau Elpis Melena nicht unbedeutend ab von den Angaben neuerer Forscher. Während Spratt („Travels and Researches in Crete", London 1865) nach den genauesten Nachforschungen die Zahl der Griechen nur auf 140000, die der Türken auf 70000 schätzt, gestaltet sich in vorliegender Schrift das Zahlverhältniß bei weitem günstiger für die Griechen, welche Dreiviertel

der auf 280—300000 Seelen geschätzen Bevölkerung ausmachen sollen. Den Charakter der Kreter schildert die Verfasserin in den glänzendsten Farben; die Türken läßt sie immer als „Wüthriche, welche alle Schleusen ihrer Grausamkeit und ihres Fanatismus geöffnet haben", erscheinen. Vor allem wird die große Intelligenz der Bevölkerung Candias gerühmt, wenn auch nicht bewiesen. Nicht gut will sich mit dieser Behauptung das Zugeständniß (S. 120) reimen, „daß die Christen auf der Insel wenig natürliches Geschick zu den Geschäften des Handels und der Industrie zeigen und daß, wenn man eine geringe Anzahl hellenischer, französischer und italienischer Kaufleute und einige griechische und jüdische Krämer ausnimmt, die ganze commerzielle und industrielle Thätigkeit — zumal in Canea — in den Händen der muselmanischen Kreter ist". Auch möchte die Thatsache, daß die Bewohner von Canea, Rettimo und Candia, den drei bedeutendsten Städten Kretas, zu zwei Drittheilen Türken sind, den Beweis liefern, daß der Kreter wol Bauer, aber nicht Bürger sein kann. Gerade das Gegentheil von „höherer Intelligenz" müssen wir in folgendem, freilich von Frau Elpis Melena verschwiegenem Factum erblicken: der Gouverneur Vely Pascha, ein wohlwollender, aufgeklärter Mann, wollte neben andern öffentlichen Einrichtungen auch eine für die türkische und griechische Jugend gemeinsame Schule gründen; das bis auf das Dach vollendete Gebäude blieb aber unvollendet und das segenverheißende Project unausgeführt, weil der Patriotismus und das Nationalgefühl der Griechen jeden von der türkischen Regierung gefaßten Plan glaubte vereiteln zu müssen. Vereinigung mit Griechenland ist das Geringste, was die Verfasserin für Kreta verlangt, und sie stellt sich blind den Gründen gegenüber, welche die Pforte zwingen, jeden Versuch eines dahin zielenden Aufstandes mit allen Mitteln niederzuschlagen. Die wichtige Lage, welche diese Insel zur werthvollsten Besitzung der Türkei im Mittelmeer macht, scheint der Verfasserin nicht recht klar zu sein. Kreta ist der Abschluß des Aegäischen Meeres, und solange ein Theil von dessen Inseln noch unter der Herrschaft der Pforte steht, solange von Konstantinopel aus Theile dreier Continente regiert werden, solange nicht die Pforte selbst an ihrer Existenz verzweifelt, wird sie mit aller Kraft den Besitz einer Insel vertheidigen, deren Verlust gleichbedeutend sein würde mit der Auflösung des türkischen Reiches.

Die Verfasserin hat, wie es scheint, nur den westlichen Theil der Insel bereist, wo die türkische Bevölkerung nur in der Provinz Selinon in compacter Masse auftritt, wo aber zugleich in den Sphakischen Bergen der Herd des Aufstandes zu suchen ist. Hier hat auch schon unter venetianischer Herrschaft immer blutiger Aufruhr gewüthet. Die Sphakioten, wegen ihres Patriotismus, ihrer Freiheitsliebe und ihres Unternehmungsgeistes von Elpis Melena gerühmt, werden von den Bewohnern des Flachlandes und besonders des östlichen Theiles der Insel gefürchtet und gehaßt; ihr Name ist fast zum Schimpfwort geworden und der Schrecken vor ihrer Grausamkeit allenthalben so groß, daß ihre eigenen Glaubensgenossen vor ihnen in den befestigten türkischen Städten Schutz suchen. Die Misstimmung und Antipathie, welche zwischen den Griechen und Türken der Insel herrscht, hat erst seit 1859 das frühere gegenseitige Vertrauen verdrängt; von der nationalen Partei des Festlandes und von russischen Agenten genährt, wuchs der Haß zu offenem Aufstande an. Nur hüte man sich zu glauben, daß die Revolution von vornherein einen religiösen Charakter getragen und daß sie gleichbedeutend sei mit einem Kampfe des Christenthums und des Islams. Während wir im vorliegenden Buche eine unparteiische Darstellung des Verhältnisses der christlichen Bevölkerung Kretas unter ottomannischer Verwaltung vermissen und bei der Charakteristik der Ursachen des Aufstandes alle jene fremden Einflüsse außer Acht gelassen sind, welche bestrebt gewesen, der Revolution religiöse Motive unterzuschieben, bietet die Schrift der Frau Elpis Melena mancherlei interessante Notizen über Steuerwesen und Gerichtspflege und auch an einzelnen Stellen über Sitten und Lebensweise der Bewohner des westlichen Theils der Insel.

7. Die Insel Mallorca. Reiseskizze von H. A. Pagenstecher. Mit sieben landschaftlichen Ansichten in Holzschnitt. Leipzig, Engelmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pagenstecher hat sich ein nicht geringes Verdienst um die Länderkunde dadurch erworben, daß er in vorzüglichem Stile ebenso wol die ethnographischen, wie die naturwissenschaftlichen und archäologischen Verhältnisse einer Insel geschildert hat, welche trotz ihrer Naturschönheiten und ihres überaus milden Klimas weder die Touristen zum flüchtigen Besuch, noch Brustkranke zu dauerndem Winteraufenthalt hat anziehen können und über welche seit 60 Jahren keine andern Werke als solche fachwissenschaftlichen Charakters erschienen sind. Der Verfasser nennt bescheiden sein treffliches Buch eine „Reiseskizze" und glaubt, daß die Erlebnisse seiner Reise, weil sie wesentlich persönlich gewesen, doch nur bei den nächsten Freunden ein volles Interesse finden möchten. Es ist zu wünschen, daß er sich bei dieser Annahme täusche. Seine persönlichen Erlebnisse werfen helle Streiflichter auf den Charakter des Inselvolks; wir erfahren dadurch, daß Palma, die Hauptstadt Mallorcas, eine nicht unbedeutende Anzahl tüchtiger Gelehrten und Schriftsteller aufweisen kann und daß die gebildeten Kreise der Stadt es als Ehrensache betrachtet haben, die Vertreter deutscher Wissenschaft in liebenswürdigster Gastfreundschaft aufzunehmen und ihre Studien auf die liberalste Weise zu unterstützen. Die Unkenntniß der spanischen Sprache war kein Hinderniß des Verkehrs, da es unter den reichern Familien der Insel alte Sitte zu sein scheint, die Ausbildung der Kinder in Montpellier vollenden zu lassen. Die freundlichste Unterstützung von seiten einheimischer Gelehrten hat nun auch Pagenstecher einen tiefen Einblick in die volkswirthschaftlichen, ethnographischen, geschichtlichen und naturhistorischen Verhältnisse der Insel gestattet, und obgleich das vorliegende Buch an keiner Stelle den Charakter der Reisebeschreibung aufgibt, so werden doch dem Leser die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen nicht vorenthalten und seinem Auge ein ebenso bestimmtes als farbenreiches Bild von Land und Leuten Mallorcas vorgeführt.

Reinhard Zöllner.

Volksthümliches in Glaube und Sitte, Sprüchen und Liedern.

1. **Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, gesammelt und herausgegeben von Anton Peter. Zweiter Band: Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Erste bis fünfte Lieferung. Troppau, Schüler. 1867. 8. Jede Lieferung 7 Ngr.**
2. **Preußische Volksreime und Volksspiele, gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Berlin, Th. Ch. Fr. Enslin. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.**
3. **Brautsprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn, gesammelt und geordnet von Remigius Sztachovics. Wien, Braumüller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.**

Zur guten Stunde noch ist man von den verschiedensten Seiten bemüht, die meist nur mündlich sich fortpflanzenden Erinnerungen unsers Volks in Bezug auf Mythologie, Volkssitte und Sprache aufzuzeichnen, ehe eine vieles nivellirende Zeit, die mehr auf praktische Ziele gerichtet und mit ernsten Aufgaben für die Zukunft beschäftigt ist, auch diese Erinnerungen verwischt hat. Wir wollen nicht klagen, wie vieles schon früher in dieser Hinsicht hätte gethan werden können, sondern uns des Forscherfleißes derer freuen, die daran arbeiten, uns ein nach Möglichkeit getreues Bild von einer vielfach noch dunkeln Seite des frühern Culturlebens unsers Volks zu geben. Die Reichhaltigkeit der vorliegenden Sammlungen zeigt, wie große Schätze auch jetzt noch in den verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes zu heben sind.

Was den genannten Werken wissenschaftlichen Werth gibt, ist die getreue Wiedergabe des vorgefundenen Stoffs und die genaue Angabe der Fundorte.

Die Sammlung von Peter (Nr. 1) ist noch nicht abgeschlossen und stellt noch ein reiches Material in Aussicht. Die Anordnung des Stoffs ist keine streng systematische, was wol schon die Art der Veröffentlichung mit sich brachte, doch ist der Hauptsache nach das stofflich Zusammengehörige zusammengestellt und dadurch wie durch ein beigegebenes Register die Uebersicht erleichtert. Die Sammlung eröffnen Sagen, Legenden und Märchen, denen sich Bräuche und Volksaberglauben anschließen. Eine dankenswerthe Zugabe bilden die schlesischen Volks- und Kinderlieder mit Melodien.

Unter den Sagen nehmen ein besonderes Interesse in Anspruch die an das Walten der elementaren Kräfte und der geheimnißvollen Mächte der Natur sich anschließenden. Den Inhalt einer andern Reihe von Sagen bildet das Treiben der Haus- und Ortsgeister. Den natürlichen Uebergang zu den Legenden bilden die, welche sich um heilige Orte, Gebräuche und Geräthe ordnen und die Verschmelzung von Heidnischem und Christlichem documentiren. Von den genannten sind besonders als Beiträge zur Mythologie wichtig die Sagen von Erd-, Berg-, Wasser- und Feuergeistern, welche auch noch in diesem Gewande überall im Hintergrunde die mythologischen Grundanschauungen des Heidenthums hindurchschimmern lassen.

Die Berggeister, Bergmännlein oder Graumännlein genannt, sind kleine Gestalten mit langem Rock und breitkrämpigem Hut von aschgrauer Farbe mit herabhängendem grünen Bart.

Sie leisten den Verirrten, den Kranken und Leidenden Beistand und zeigen sich nur denen feindlich, welche sie wegen ihrer kleinen Gestalt verlachen. Die Wassergeister, ebenfalls von kleiner Gestalt, zeichnen sich durch den nassen Saum ihres Gewandes aus. Sie stehen, gleich den Berggeistern unter einem Aeltesten, der als Zeichen seiner Würde mit grünem Röckchen, gelber Hose und rothem Käppchen angethan ist. Ihre Wohnungen auf dem Grunde der Teiche verlassen sie, um theilzunehmen an den Belustigungen der Menschen, die sie gern mit Nahrungsbedarf versorgen. Gebannt können sie werden durch den Bast gewisser Bäume.

Die Feuergeister unterscheiden sich von den Menschen nur durch ein geschwärztes Gesicht und feurige Augen; zuweilen tragen sie in der Hand eine Laterne und erscheinen wol auch als Todtengerippe mit feuriger Flamme oder als brennende Strohschütte. Sie zeichnen sich durch schnelle Bewegungen aus, und auch sie schaden nur den Böswilligen, während sie den Guten in finstern Nächten auf den Heimweg leuchten. In den Bäumen und Büschen auch wohnen Geister, und die Buschmutter, eine häßliche Alte mit Krückstock, zerrissenem Kleid und zerrauftem Haar ist wegen ihres Schabernacks gefürchtet und ist der Popanz für ungezogene Kinder. Die mitgetheilten Legenden geben uns an, wie der Herr die ursprünglich viel längern Kornähren zur Strafe für Vergeudung des Brotes verkürzt, und geben Aufschluß über Entstehung der Schwämme und Fliegen. Von den Märchen klingen die vom „Pfefferkuchenhaus“ und den „Drei Raben“ an solche an, die auch anderwärts erzählt werden. Der Volksaberglaube knüpft sich an alle Stadien des Lebens, an die verschiedensten Beschäftigungen und Feste, doch bietet er auch allerhand unfehlbare Mittel gegen Krankheit und Lebensgefahr, gegen Diebe und Feinde, gegen Schuß und Stich, er lehrt auf Vorbedeutungen achten und Träume deuten, und auch hier, wie bei den Volksgebräuchen, begegnen uns Aehnlichkeiten mit dem, was sich in Mitteldeutschland findet, oft bis in die geringsten Einzelheiten. Gerade darin liegt eine besondere Bedeutung der in dem Vorliegenden gemachten Mittheilungen, daß sie uns zeigen, wie vieles von den Jugendträumen der einzelnen Völkerstämme aus der gemeinsamen Heimat mitgenommen und treu bewahrt wird. Hier zeigt sich gerade ein weites Feld, auf dem die vergleichende Mythologie sich mit der vergleichenden Sprachforschung ergänzen und ihr in die Hände arbeiten kann.

Das zweite der obengenannten Werke: „Die preußischen Volksreime und Volksspiele“, von Frischbier, schließt sich in jeder Weise ebenbürtig an das von Peter an, ja die Anordnung ist noch systematischer, und der Verfasser hat überall, wie der Stoff es mit sich brachte, eingehende Erläuterungen und Vergleichungen mit dem in ähnlicher Fassung an verschiedenen Orten sich Findenden gegeben. Das vorliegende Werk bildet eine Ergänzung zu den schon in zweiter Auflage erschienenen „Preußischen Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten“ desselben Verfassers. Wer etwa in dem Wahn schwebt, als ob der preußische Boden für poetische Erzeugnisse nicht fruchtbar sei, der findet in den vielen hier mitgetheilten, oft außerordentlich

anmuthigen Volksreimen und Liedchen eine thatsächliche Widerlegung; neben den „Berliner Witz" stellt sich in denselben ebenbürtig der in dem Dialekt nur noch schalkhafter hervortretende preußische Humor. Zuerst führt uns der Verfasser zu der Kinderwelt, deren Lieblichkeit und Frische uns in den Wiegen- und Kinderliedern in reicher Fülle entgegentritt und mit dem ihr eigenthümlichen Zauber fesselt. Daß unter den Verschen nicht nur zarte, sondern oft auch derbe und hochkomische Klänge sich finden, braucht wol nicht erst gesagt zu werden; ja vereinzelt treten selbst rohe Züge hervor, wie derartiges in dem Volksleben unvermittelt nebeneinander sich findet. Man vergleiche selbst die beiden Liedchen:

> Schlafe, Kindchen, schlafe,
> Draußen stehn die Schafe
> Mit den weißen Füßen,
> Geben Milch so süße.
> Süße Milch und Weizenbrot
> Machet mir mein Kindchen roth.

Und:

> Schlaf, Kindchen, schlaf,
> Mutter ist ein Schaf,
> Vater ist ein Musketier,
> Was kann das arme Balg dafür.

Wie complicirte Verhältnisse auch in diesen „Wiegenliedchen" vorkommen, mag „Die Bauersfrau" zeigen, wo der vor dem Fenster stehende Liebhaber durch das Lied gewarnt wird, daß er nicht eintrete, weil der Mann zu Hause ist. Die folgenden Liedchen begleiten das Kind von dem Arm und dem Schos der Mutter hinaus in das Freie, bei Sturm und Regen, zu den Vögeln und Schmetterlingen wie zu dem ganzen Hofstaat der Thiere. Der Storch wird angeredet:

> Adebar Langnäs
> Sat (ging) op de greene Wees,
> Hadd rode Stewelken an,
> Sach ut wie en Eddelmann.

Oder:

> Hadebar von Oder
> Bring mi e junge Broder,
> Hadebar von Ester,
> Bring mi e junge Schwester.

Das Orakel des Kukuks wird befragt:

> Kuckuck op de greene Hassel,
> Woveel Jahr wer öck noch wasse,
> Kuckuck op de greene Ficht,
> Woveel Jahr wer öck noch bliewe onbefrigt?

Unter der Rubrik „Neck und Schimpf" begegnen wir allerhand Scherzen, die mit den verschiedensten Namen und Beschäftigungen getrieben werden, wobei natürlich Schneider und Schuster als besonders populär herhalten müssen:

> Heidi dudi dommke
> Schuster gahne krommke,
> Schnieder hebbe lange, lange Näse.

Oder:

> Schuster Klapuster, wat kosten de Schoh?
> Een Dittchen, een Dreier, een Hering darto.

Daneben begegnen wir „Neckmärchen" und allerhand andern Neckereien, „Kindergebeten" und „Bettelversen", und unter dem Titel „Vorstudien" finden wir Zungenexercitien, fremdländisch klingenden Worten, und Gedächtnißübungen. Unter den letztgenannten fehlt auch nicht das so viel varürte Lied: „Der Herr, der schickt den Jakob hinaus", zu dem wie zu der folgenden Nummer: „Der Herr, der schickt den Schneider 'raus u. s. w.", das Original aus dem Chaldäischen stammt. Am wenigsten Poesie ist in der Abtheilung „Schulweisheit" zu finden, dagegen stoßen wir unter „Vermischte Reime" wieder auf manches Eigenartige. Sinniges und Unsinniges, Hohles und Gehaltvolles findet sich in den Spielen. Einige Spielereien sind von entschiedenem poetischen Werthe und in den mitgetheilten „Schäferspielen" ist wenigstens zehnmal mehr Poesie, als in vielen Schäferspielen der Kunstdichtung. In einigen der Kinderreime lassen sich, ohne zu viel hineinzutragen, schwache Anklänge an mythologische Anschauungen entdecken.

Die Lieder und Sprüche „aus dem Volksleben" enthalten Dreikönigslieder, unter ihnen selbst ein dramatisirtes, in dem außer dem Mohrenkönig und dem Schäfer noch vier Personen auftreten, Fastnachtslieder und Ostereierreime. Als Probe diene das folgende Königslied im Dialekt:

> Wi kommen her, on allen Spott,
> Enen schönen goden Oven gev ju Gott,
> Enen schönen goden Ovend, ene fröhliche Tiet,
> Do ons de Brammtop fev beriet.
>
> Wi wönschen dem Herrn enen gedeckten Desch,
> Op allen veer Ecken enen gebrodenen Fesch,
> On en de Med eenen Römer mit Wien,
> Dat de Herr on de Fru können lostig sin.
>
> Wi wönschen de Fru ene goldene Kron',
> Op't andre Jahr enen jungen Sohn.
> Wi wönschen de Jungfer en Paar selverne Schnällen?
> Op't andre Jahr enen jungen Gesellen.
>
> Wi wönschen dem jungen Herrn en gesattelt Peerd,
> Zwo Pistolen on en blanket Schwert.
> Wi wönsche de Keschke enen roden Rock,
> Op't andre Jahr mit dem Bessemstock.
>
> Wie wönschen dem Kutscher de Schorp on Schör',
> Dat he kann putzen dem Herrn sine Peerd.
> Wi wönschen dem Futtrock de Schössel en de Häng,
> Dat he kann schmöngen de Grav entläng.

Bei Ueberreichung des Erntekranzes wird in Zinten (Stadt im Kreise Heiligenbeil, Regierungs-Bezirk Königsberg) folgender Wunsch gesprochen:

> Ich bring' dem Herrn einen Kranz von Korn,
> Er ist gewachsen unter Distel und Dorn,
> Er hat ausgestanden Schnee, Hagel, Blitz und Regen,
> All' die Menschen wünschen viel Glück und Segen,
> Aufs Jahr viel zu vermehren.
> So viel Ähren, | So viel Paarchen, | So viel Hockchen, |
> So viel Schockchen | So viel Körner, | So viel Scheffel |
> So viel Lastchen — | Und alle, die davon essen,
> Werden den Herrn und den lieben Gott nicht vergessen.

Aus den bei der Hochzeit üblichen Reimen sind die „Platzmeistersprüche" hervorzuheben, wie uns auch manche eigenthümliche Hochzeitsgebräuche mitgetheilt werden. Wir können von der vorliegenden Sammlung sagen, daß sie ein werthvoller Beitrag zur Wissenschaft ist, indem sie uns diese Reime, die Fest- und Spielweisen genau aufzeichnet, die „Zeugen der poetischen Urkraft des deutschen Volkes sind" und in denen Denkmäler germanischer Sitte und Sprache enthalten sind.

Das dritte der oben angeführten Werke: „Die Brautsprüche und Brautlieder" von R. Sztachovics, bildet insofern zu den erstbesprochenen Werken eine passende

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Wie dieser neue Roman Gutzkow's gleich im Beginn seines Erscheinens die lebhafteste Spannung erregte (vom ersten Bande wurde sofort eine zweite Auflage nothwendig), so wird derselbe nach seiner nunmehrigen Vollendung die Theilnahme der deutschen Lesewelt gewiß auch allseitig befriedigen. Die Redaction der Leipziger Zeitung äußerte sich: „Derselbe, eine Frucht wahrhaft eminenter historischer Studien, ein Zeugniß der edelsten deutschen Gesinnung, in der Form von vollendeter Meisterschaft, nimmt nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz ein, sondern dürfte auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen." Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben unveräußerlichen Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in dritter Auflage:

Fester Grund.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die didaktische Poesie zählt Julius Hammer bekanntlich zu einem ihrer gediegensten Vertreter. Seine Dichtungen stehen mit ihrem tiefen Gedankeninhalt Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" ebenbürtig zur Seite, während sie denselben an Leichtigkeit und Anmuth der Form noch überlegen sind.

Die vorliegenden Gedichte bilden gewissermaßen einen zweiten Theil zu der bereits in sechzehnter Auflage erschienenen Sammlung: „Schau um dich und Schau in dich." „Fester Grund" heißen sie, denn ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

Von Julius Hammer erschien in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Sechzehnte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Auf stillen Wegen. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniatur-Ausgabe. Ermäßigter Preis: Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Ermäßigter Preis: Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. 4 Ngr.

Zeitschriften für 1868

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich $2^1/_2$ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Diese beiden Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local zur Anschaffung zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Halle im **Pfefferschen Verlage** sind neuerdings erschienen:

Bericht über die Cholera-Epidemie des Jahres 1866 in Halle, in der Strafanstalt zu Halle und im Saalkreise. Vom Kreisphys., San.-Rath Dr. Delbrück. $^1/_2$ Thlr.
Der Fall Otto vor dem Schwurgericht zu Halle verhandelt am 27. Mai 1867. (Vom Prof. Dr. Meyer.) $^1/_3$ Thlr.
Grundlagen der Bodenkunde für Land- und Forstwirthe. Vom Prof. Dr. Girard. $1^1/_3$ Thlr.
Ueber Neubildungen der Zahnpulpe. Von Dr. R. Hohl. 12 Sgr.
Das evangelische Kirchenrecht des Preußischen Staates und seiner Provinzen. Vom Geh. Rath Dr. Jacobson. $3^1/_2$ Thlr.
Kirchenblatt für die Evangelischen Gemeinden der Provinz Sachsen. Herausg. vom Superint. Fabarius. Jährlich 26 Nummern. $1^1/_3$ Thlr.
Conträr und contradictorisch (nebst convergirenden Lehrstücken) festgestellt und Kant's Kategorientafel berichtigt. Eine philosoph. Monographie vom Pastor Knauer. 1 Thlr.
Die ältere Geschichte und Verfassung der Stadt Erfurt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Städtewesens im Mittelalter von Dr. E. M. Lambert. Mit 41 Urkunden. 26 Sgr.
Das Preußische Schulzenbuch. Der Preußische Dorf-Schulze (Richter, Scholz). Eine systemat. Zusammenstellung aller, den Geschäftskreis dieses Beamten betreffenden Gesetze und Verordnungen 2c. Für Gemeindevorsteher, Gutsherrschaften u. s. w. Vom Kreissekr. Dr. Mascher. 5. verb. u. verm. Aufl. $1^1/_3$ Thlr.
Die Lebens-Versicherung. Belehrende Aufsätze über wichtige Fragen des Lebensversicherungswesens für Jedermann, insbesondere für Lebensversicher.-Agenten. Vom Director Dr. Wiegand. 2. Aufl. $^1/_3$ Thlr.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausg. v. Prof. Dr. v. Fichte, Prof. Dr. Ulrici und Pfarrer Dr. Wirth. Neue Folge 52. Bd. à Band von 2 Heften $1^1/_6$ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 28.** —— 9. Juli 1868.

Neue historische und sociale Romane.

1. Prinzessin Wilhelmine von Preußen. Historischer Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 1 Thlr.

Dieser Roman ist eine belletristisch behandelte Geschichte der freudlosen Jugend, welche die Schwester Friedrich's II. am preußischen Hofe verleben mußte. Ein eigentlich unerquicklicher Vorwurf ist es für den Dichter, diesem grob zugeschnittenen preußischen Hofleben der damaligen Zeit einen poetischen Reiz zu verleihen. Es war ein Treiben ohne alle verschönernde Zuthaten, ohne jene Reize, welche Kunst und Wissenschaft sogar dem Dürftigsten bieten und die der mit Macht und Reichthum begünstigte Sterbliche sich so leicht und ohne alle Opfer verschaffen kann; ein Treiben, dem selbst der schöne Pomp fehlte und das mit dem Treiben der übrigen Höfe nichts als die Intrigue gemein hatte. Diese Jugendeindrücke hat auch der zweite Friedrich, trotz seines Umgangs mit den Musen, sein Leben lang nicht verwinden können. Selbst was Gemüthvolles und Biederes aus dem Charakter Friedrich Wilhelm's heraustritt, was sich beim Spießbürger als Familientugend zeigt, das macht hier, wo im Grunde der Wille über Leben und Tod herrscht, einen ganz andern, wenig behaglichen Eindruck: es ist ein Stückchen Himmelsblau, hinter welchem wir aber schon wieder düstere Wetterwolken aufziehen sehen, aus denen unvermuthet der unheilbringende Strahl schießen kann, der den Staat in eine unselige Bahn lenkt oder das Leben einzelner Bürger gefährdet und selbst die eigenen Familienglieder des Gewaltherrschers nicht verschonte.

Unter diesem starren Willen, der dennoch gegen die Ränke der Cabinetsintrigue nicht völlig gewappnet war, mußte auch Prinzessin Wilhelmine leiden. Anfänglich von einer nichtsnutzigen französischen Gouvernante gequält, dann vom Vater auf den Katechismus beschränkt, von der ehrgeizigen und launenhaften Mutter zu einer Verbindung mit dem englischen Hofe auserkoren und zu diesem Zwecke zu allerlei Heimlichkeiten und Intriguen angehalten, während die Partei Seckendorf-Grumbkow auf ein Bündniß mit Oesterreich hinarbeitete — unter solchen trüben und aufreibenden Verhältnissen wird die fürstliche Jungfrau frühzeitig den bittersten Erfahrungen geweiht. Ihre Stellung im älterlichen Hause wird fast unerträglich, aber noch immer bleibt ihre Zukunft unentschieden; allmählich werden die Plane auf königliche Heirathscandidaten aufgegeben und man begnügt sich mit dem Prinzen von Baireuth. Es heißt in Bezug hierauf:

> Wenn unter solchen Verhältnissen eine Tochter sich fortsehnt aus dem Aelternhause und ihre Selbständigkeit in irgendeiner Weise gewahrt wissen möchte, so ist das ganz natürlich. Auch Prinzessinnen empfinden eine solche Lage, welche ihnen die Harmonie des Wesens stört, ihnen sind dergleichen menschliche Uebelstände so wenig erspart wie andern armen Sterblichen, und während sie sich so gern für bevorzugte Wesen und Halbgötter ausgeben möchten, so haben sie dennoch wie Söhne und Töchter des ersten Menschenpaares zu leiden.

Ein wahres Wort! Ja, noch mehr: es zeigt sich auch in diesen höchsten äußern Lebensverhältnissen das traurige, abhängige Los des Weibes, das nur an der Hand des Mannes seine Zukunft erfüllt sieht, aber gerade hier weniger Selbstbestimmung als ein Weib der ärmsten Klasse in Anspruch nehmen darf; es zeigt sich auch hier sogar das nicht ungerechte Geschick, daß hochfahrende Plane, mehrfach vereitelt, sich zuletzt auf ein bescheidenes Theil beschränken müssen. So ist es denn als ein entschädigendes Glück zu betrachten, daß die Prinzessin, indem sie dem anmuthigen Markgrafen die Hand reicht, zum ersten mal die Wonne der Liebe fühlt. Wegen ihres kalten Lebensfrühlings haben wir Mitgefühl empfunden; der Charakter dieses verzogenen Fürstenkindes kann ebenso wenig Sympathien erwecken wie die übrigen auftretenden Personen, mit Ausnahme etwa der Fräulein von Sonnenfels, welche lautern Sinnes und voll Aufopferung der Prinzessin zur Seite steht, ohne jedoch von dieser für mehr als eine Erzieherin, eine untergeordnete Person angesehen zu werden.

Gerade in Rücksicht auf diesen Mangel an großartigen

Charakteren haben wir oben den Vorwurf dieses Romans einen undankbaren genannt, und wir wollen es der Verfasserin nicht zur Last legen, wenn sie, streng auf dem historischen Terrain verharrend, nicht außer den geschichtlichen Personen noch derartige Charaktere zu schaffen verstand. Uebrigens bietet das Buch eine unterhaltende und für denjenigen, der nicht mit der Memoirenliteratur aus jener Zeit vertraut ist, auch eine lehrreiche Lektüre. Die Personen sind treu, das ganze Hofleben anschaulich, mit sehr geschickter Feder, ohne alle Längen und ermüdende Lückenbüßer geschildert.

2. Die Tochter des Eierkönigs. Historischer Roman von Franz Lubojatzky. Jena, Hermsdorf. 1868. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Schauplatz der Handlung ist das Listerland, eine dänische Küstengegend in der Nähe der Insel Sylt. Der Eierkönig, eine angesehene Person in dem Dorfe List, hat das Amt, die Eier der in den Dünen brütenden Seevögel einzusammeln und unter die Gemeinde zu vertheilen. Dieser Eierkönig, Lille Peer mit Namen, tritt bald vom Schauplatz ab, und das Interesse des Lesers wird auf seine Tochter Inge gelenkt, welche, nachdem sie einer guten Erziehung bei einem Pastor auf Sylt genossen, nach dem heimischen Strande zurückkehrt, dessen rauhe Natur aber ihrem gebildeten Sinne ebenso wenig entspricht wie die einfältig brave Art und Weise ihrer Landsleute. So muß es sich denn auch der ehrliche Kapitän Peder Take, der um ihre Hand wirbt, gefallen lassen, abgewiesen zu werden. Ein seltsames Geschick läßt die Lady Abemarle, die frühere Erzieherin der dänischen Königin Karoline Mathilde, an diesem Strande Schiffbruch leiden. Durch sie wird Inge, welche die Schiffbrüchige gepflegt hat, mit nach Kopenhagen genommen, bei der Königin eingeführt und von dieser mit Gunst und Zuneigung beehrt. Hier ändert sich nun die Bühne. Das Leben am Hofe des halb wahnsinnigen Christian VII. wird uns, nach den verschiedensten Richtungen, in seinen verhängnißvollen Zuständen geschildert, vor allem der lautere Charakter der Königin, welche sich von dem verderbten Gemahl allmählich abwendet und von dem entschiedenen Leibarzt Struensee fesseln läßt, während die Königin-Witwe, Juliane, im Einverständniß mit dem schändlichen Hofmarschall Holk, alle Ränke aufbietet, die Königin und ihre Partei zu verderben. Ohne Schonung stürzt Struensee alle Mitglieder des Staatsraths, welche eine vertrauliche Verbindung mit dem russischen Staatsminister unterhalten haben; da aber trifft den Rücksichtslosen unvermuthet der Todesstreich, den die royalistische Partei längst vorbereitet hat. Die Königin wird gestürzt, ihr Freund endet auf der Blutbühne.

Mit diesem bunten, grauenhaften Wechsel der geschichtlichen Thatsachen verknüpft sich das Geschick der Heldin des Romans. Die Tochter des Eierkönigs gewinnt die Liebe des Grafen Gideon von Rantzau, der sich insgeheim mit ihr trauen läßt; bald jedoch wendet der wankelmüthige Hofmann sein Herz von ihr und überläßt sie demselben verderbenbringenden Geschick, welches die Anhänger der Königin trifft. Inge wird im Schlafgemach der Königin vom Grafen Rantzau, dem Vater ihres Gemahls, ergriffen und den Henkersknechten überliefert. Kapitän Peder Take, der einst verschmähte Bewerber um Inge's Hand, der aber mit treuer Anhänglichkeit über sie gewacht, errettet sie mit kräftigen Streichen aus den Händen der Verruchten, die bei nächtlicher Stunde bereit sind die Unglückliche im Kanal zu ertränken. Bei ihm, zu Apenrade, findet Inge ein sicheres Asyl, bis ihr Gemahl, von Gewissensbissen gefoltert, renig und voll Hoffnung auf eine Vergebung seiner schweren Schuld, zu ihr zurückkehrt. Die Ehe, welche er mit Inge eingegangen, wird als legitim nachgewiesen; den Sprößling dieser Verbindung, den kleinen Grafensohn Gideon, den man geraubt und beseitigt hatte, führt der brave Peder Take auf glattem Fahrwasser nach den Lister Dünen, wo er von den Armen der glücklichen Aeltern umfangen wird.

Die Schilderung der historischen Begebenheiten ist spannend; die Heldin des Buchs tritt durch ihre lieblichen Eigenheiten anmuthig hervor. Vorzüglich gelungen sind die ersten Abschnitte des Buchs, in welchen uns die Natur des Dünenlandes und das Gebaren seiner Bewohner als ein interessantes, überaus anschauliches Küstenbild vor Augen gestellt wird.

3. Tod und Leben. Roman von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Ein Criminalroman. Vergiftung eines Kindes zum Zweck einer Erbschaftserschleichung ist die Angel, um welche sich die zu zwei Bänden ausgearbeitete Handlung dreht.

Der Verdacht der Schandthat fällt auf eine junge Frau, Amalie Bose, die Stiefmutter des vermuthlich vergifteten Knaben: ein Verdacht, der sich dadurch steigert, daß der Vormund des Kindes, ein frömmelnder Magister, ein Document aufweist, in welchem Amalie, welche nach dem Tode des Gatten Universalerbin geworden ist, dem Arzte, der die beiden Verstorbenen behandelte, eine Summe von 25000 Thalern verschrieben hat. Dem Magister, seinem Jugendfreunde, hat der sterbende Arzt das Document überlassen, und dieser droht nun der jungen Witwe mit gerichtlicher Verfolgung, falls sie ihm ihre Hand verweigert. Amalie, um welche sich ein leichtsinniger, heruntergekommener junger Mann, mit Namen Armin, bewirbt, weist die Zumuthungen des widerwärtigen Frömmlers entschieden zurück, schwebt aber doch in der höchsten Besorgniß, da sie jenes Document nicht dem Arzte, wol aber dem Bruder ihres Gatten, der sie mit leidenschaftlicher Liebe verfolgte, übergeben hat, um ihn zu beschwichtigen und von sich fern zu halten. Es kommt nun darauf an, diesen jungen Mann, der inzwischen verschollen ist, aufzufinden, um ihn als Entlastungszeugen vorzustellen. Mit Hülfe einer Freundin, welche mit einem Advocaten verheirathet ist, gelingt es ihr, den jungen Bose in einem nahen Dorfe anzutreffen, wo derselbe als Gehülfe bei einem Gärtner dient und in ein inniges Liebesverhältniß zu Klärchen, der Tochter seines Brotherrn, getreten ist. Hier hat ihn indessen auch schon der abscheuliche Pietist entdeckt, der seine sinnlich begehrlichen Blicke auch auf die Gärtnerstochter geworfen, zugleich auch an dem schurkischen Schulmeister des Orts einen falschen Zeugen für seine verderbliche Anklage gefunden hat. Alle Ränke werden aber glücklicherweise dadurch

vereitelt, daß sich zufällig noch eine alte Haushälterin des Arztes vorfindet, welche im Besitz seiner hinterlassenen Papiere ist; daraus ergibt sich, daß der Knabe nicht vergiftet, der Vater aber durch den frömmelnden Magister ums Leben gebracht worden ist. Dadurch sind die Gewissen der übrigen beruhigt. Armin heirathet die liebenswürdige Amalie, und Leo Bose beglückt sein Klärchen, die er, von innern Vorwürfen gepeinigt, so lange schmachten lassen mußte. Denn obgleich sein Charakter in diesem Ensemble zweideutiger Personen einer der edlern ist und sein Verhältniß in dem Hause der schlichten Landleute den anziehendsten Theil dieses Romans ausmacht, so ist er doch auch nur ein übler Gesell, der, um Amalien zur Erbschaft zu verhelfen, in der That den Arzt mit jener Schuldverschreibung zum Mord bewegen wollte und außerdem einen gemeinen Kassendiebstahl verübte, um eine frühere Geliebte abzufinden. Letztere ist die Freundin Amaliens, und ihr Gatte ist der Advocat, welchem der Magister die Anklage übertragen hat. Selbst nachdem Amaliens Unschuld erwiesen ist, schwankt der Advocat noch hin und her, welcher Partei er beitreten solle, indem er unverhohlen erklärt, ein ordentlicher Advocat habe dabei nur seinen Geldgewinn in Erwägung zu ziehen; endlich erkennt er es als einträglicher in dem vorliegenden Fall, den schurkischen Pietisten zu entlarven und der Unschuld zu ihrem Recht zu verhelfen.

Aus dieser Disposition wird hinlänglich ersichtlich sein, daß ein Roman, in welchem die Charakteristik schwach, die Bewegung schleppend und die Intrigue banal erscheint, nicht geeignet ist, eine hervorragende Stelle in der neuesten belletristischen Literatur einzunehmen.

4. **Allein in der Welt.** Roman in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Wir finden uns hier in durchaus feiner Gesellschaft, obgleich auch hier ein Criminalfall zu den Motiven der Handlung gehört. Ein erschossener Hauslehrer muß noch nach seinem Tode dazu dienen, die saubere adeliche Gesellschaft, mit deren Bekanntschaft wir in diesem Buche beehrt werden, zu unterhalten und zu beschäftigen. Es handelt sich nämlich darum, ob dieser Unglückliche sich selber entleibt habe, oder von dem jähzornigen Grafen Bärenburg „von der schwarzen Linie" wegen eines Liebesverhältnisses mit Judith, der gräflichen Tochter, getödtet worden sei. Letztere, die schöne Gräfin Judith, soll eigentlich die Heldin des Romans vorstellen. Ihr wird vom herben Schicksal zu wiederholten malen das Los beschieden, allein und verlassen in der Welt dazustehen. Schon im Begriff dem Grafen Dagobert ihre Hand zu reichen, wird sie dem Bräutigam durch ihre übelwollende Stiefmutter wegen ihres Verhältnisses zum erschossenen Hauslehrer verdächtigt und nach dem Tode des Vaters von derselben so hart gedemüthigt, daß sie — die Bühne betritt. Als Künstlerin erringt sie bedeutende Erfolge, und obgleich durch die Ränke der Stiefmutter auf ein unbedeutendes Erbtheil beschränkt, erwirbt sie doch die Mittel, die Schulden eines verschwenderischen Bruders zu decken. „Sagen Sie meiner Stiefmutter", erklärt sie dem Notar, „daß ich weder einem leichtsinnigen Verschwender zu Hülfe komme noch dem Sohne einer Frau, die mich von Kindheit an verfolgte. Aber einen Bärenburg darf keine Schmach treffen, das wird diejenige verhindern, welche — ihre Familie entehrt."

Obgleich sich „das feine, hochgebildete Mädchen" auf diese Weise eine selbständige Stellung errungen hat, so fehlt es doch nicht an lästigen Bewerbern, die ihr das Leben schwer machen, und zuletzt erscheint noch der Professor Korn, der Bruder des Hauslehrers, und ängstigt sie mit einer Criminalklage und, als dies nicht glückt, mit schmähenden Zeitungsartikeln. Endlich trifft der Retter ein: Baron Robert von Härdenstein, welcher die Bärenburg'schen Güter anfänglich in Pacht genommen, dann käuflich erworben hat, war immer von Judith's Würde und Fleckenlosigkeit überzeugt und gelangte überdies in Besitz der Tagebücher des Hauslehrers, aus denen sich fast unzweifelhaft die Thatsache feststellen ließ, daß der unselige junge Mann nicht durch adeliche Hand gefallen sei, sondern sich in seiner Ueberspanntheit selber das Leben genommen habe. Robert's Theilnahme an Judith's Geschick steigert sich aber erst zur Liebesneigung, nachdem seine Angebetete, die Gräfin Lilli Wolfskeehl, mit einem liederlichen Junker von der schwarzen Linie der Bärenburg davongelaufen ist. Jetzt tritt er für die Gräfin Judith in die Schranken, verficht ihre Ansprüche an ihr Vermögen und ängstigt den nervösen Professor dermaßen, daß der Verzweifelte sich zu einer Orgie verleiten läßt, die seinen Tod zur Folge hat. Nachdem die Atmosphäre auf diese Weise geklärt ist, reicht der Retter der Edeln, welche so lange allein in der Welt dagestanden, seine Hand und schließt mit ihr den Bund für das Leben.

Wir dürfen dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, daß er noch durchaus in den alten Vorurtheilen des Adels stecke — o nein, die Personen, für welche er das Hauptinteresse zu wecken sucht, sind den Ideen des Fortschritts, sogar den Doctrinen der Demokratie nicht unzugänglich geblieben. Wenngleich mehrere Stellen wie folgende: „Um die Verbindung einer hochgestellten Dame mit einem ihr untergeordneten Manne (nämlich mit dem Hauslehrer) zu erklären, gibt es nur zwei Annahmen: er muß ungewöhnliche Vorzüge besitzen, oder sie moralisch und physisch verkrüppelt sein", einiges Bedenken erregen könnten, so wird dieses wieder paralysirt. Ueber den Grafen Dagobert lautet die tadelnde Bemerkung: „Der Hauptgrundsatz seiner Staatsweisheit bestand darin, die Demokraten niederzumetzeln: daß dahinter noch Ideen lebten, die kein Säbel trifft, ahnte er nicht einmal"; von Judith wird dagegen gesagt: „Sie kannte die historische Entwickelung des Adels sehr wohl und war keineswegs in Adelsvorurtheilen befangen."

Wer sich jedoch am meisten zur Volkspartei herabläßt, ist Robert von Härdenstein, dem „das große Gesetz des irdischen Seins, das Dogma der Arbeit klar geworden ist", und der auf seinem Pachtgute Einrichtungen trifft, welche über die zahme Socialpolitik eines Schulze-Delitzsch weit hinausgehen und sogar Cabet's communistische Ideen zum Anklang bringen: er errichtet nämlich einen förmlichen Arbeiterstaat, in welchem jedem ein Zuschlag zum Guthaben zugesichert ist und er selber seinen Lohn nur als technischer Leiter, Rechnungsführer und Richter in Anspruch nimmt.

Wenngleich man überdies auch dem Verfasser nicht vorhalten darf, die adelichen Charaktere idealisirt zu haben, denn außer der Gräfin Judith und dem Baron Robert sind sie alle mehr oder weniger gebrechlich oder nichtswürdig: der alte Graf Bärenburg ist ein gewöhnlicher Krautjunker; die Gräfin eine Ränkeschmiederin, die der Ehre ihrer eigenen Familie nicht schont, um die Stieftochter zu verdrängen; die jüngern Grafen von der schwarzen Linie sind Tagediebe, Schuldenmacher und Mädchenverführer; den Bärenburgs an Geburtsadel und moralischem Werthe ebenbürtig sind die Wolfskeehls, denn das männliche Haupt dieser Familie ist ein Dummkopf, welcher unter dem Pantoffel seiner Gattin steht und nebenbei schriftstellert, und die Tochter ist eine Kokette, die sich, wie schon erwähnt, von einem Taugenichts entführen läßt; wenngleich also die aristokratischen Figuren nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, so kommen doch die Bürgerlichen, mit wenigen Ausnahmen, noch viel schlimmer davon. Der Hauslehrer war ein überspannter Narr voll unverdauter Schulweisheit. Sein Bruder, der Professor, ist ein leberkranker, durch Ausschweifungen geschwächter Kathedermensch, der gefährliche Irrlehren verbreitet und zu seinen persönlichen Zwecken sogar Pamphlete schreibt und allerhand andere Niederträchtigkeiten nicht verschmäht. Ein bürgerlicher Lieutenant, welcher sich um Judith's Hand bewirbt, hat seine Schwester um einen Lotteriegewinn betrogen und wird von seinem Nebenbuhler, einem Staatsanwalt, entlarvt, der alle Staatsanwaltkünste und Polizeimachinationen aufbietet, um mit Hülfe der Personalacten und Skandalgeschichten einen infamirenden Flecken an dem Manne, den er sich zum Opfer ausersehen, auffindig zu machen. Diesem Biedermann gelingt es auch, mittels Zeitungsconfiscationen und Denunciationen den Professor wegen seiner politischen und religiösen Grundsätze um sein Amt zu bringen und völlig zu Grunde zu richten.

Der weitläufig gehaltene Roman, dessen Schauplatz zwischen dem Gute Oberndorf und einer Villeggiatur am Genfersee abwechselt, entbehrt zwar der drastischen Handlung, ist aber mit sehr geschickter Feder gearbeitet, und obgleich der Stil, vornehm kalt gehalten, des blühenden und lebenswarmen Colorits entbehrt, so fehlt es doch nicht an sauber ausgeführten Malereien in Guachemanier: „Im Gartenzimmer wechseln Orangebäume mit Granaten und Lorberblüten; die Feige schießt stämmig empor, zierliche Palmensorten mischen ihre Fächer unter die prächtigen Zweige des Muskatnußbaums; blutrothe Beeren südlicher Gewächse heben sich vom Grün; die weiße Orangenblüte schwängert die Atmosphäre mit ihrem feinen, durchdringenden Geruch; die Bouquetrose guckt neugierig aus dem Netzwerk der Wände hervor.“ Die romantische Alpennatur gibt auch hin und wieder zu einer gelungenen Schilderung Anlaß:

> Ueber den Spitzen der savoyer Berge hatten glänzende Wolken geschwebt, als Judith ausfuhr, sie verschwammen in der blauen Wölbung des Horizontes. Allmählich verdichteten sich die von Gebirg und See aufsteigenden feuchten Dünste, ballten sich schwärzlich-grau zusammen, und bald drang kein Sonnenstrahl mehr durch die dichte Decke, die bleiern-schwer über des Mädchens Haupte hing.... Ein Sinnbild war es ihres Geschicks.

Aber wer erinnerte sich hier nicht, sowol in Bezug auf Conception wie auf Stil, an eine frühere, in den aristokratischen Kreisen gefeierte Schriftstellerin? Diese Aehnlichkeit springt noch mehr in die Augen aus folgenden Stellen: „Bleiben Sie, Härderstein, bat eine frische Lippe.“ — „Der von einer verkehrten, halb barbarischen Sitte den Frauen der höhern Stände aufgezwungene Trauerpomp ist Maske oder Grausamkeit.“ — „Der wohldressirte Menschenautomat (nämlich der Lakai) drehte sich nach der Thüre.“ — „Graf Bärenburg überreichte eine Brieftasche, welche ihre jungfräuliche Reinheit längst eingebüßt hatte.“ — „Es gibt Frauen, die Blumen gleichen, versetzte Robert, die zierlichen Finger Lilli's an die Lippen ziehend.“

Wir glauben überhaupt nicht irre zu gehen, wenn wir auf den Autor des vorliegenden Romans sein eigenes Urtheil über die schriftstellerischen Erzeugnisse des Grafen Wolfskeehl, eines seiner Helden, anwenden: „Der frische, gesunde Hauch der Männlichkeit fehlt seinen Schöpfungen; sie gemahnen an den krankhaften Zug eines weibischen Gemüths.“ So bewährt sich an diesem Werk einer vermuthlich weiblichen Feder der alte Satz, daß jeder Mensch in gewissem Sinne unsterblich ist und auch die Gräfin Hahn-Hahn in talentvollen Jüngern fortlebt. Wir bezweifeln auch nicht, daß in gewissen Kreisen der Gesellschaft dieser Roman sich ähnlichen Beifall erwerben werde wie weiland „Gräfin Faustine“ und „Sigismund Forster“.

5. Ilka. Eine ungarische Dorfgeschichte von Karl Schröter. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.

Die Handlung in diesem Roman ist nicht verwickelt, nicht großartig, aber durch sinnige Motive bestimmt und begibt sich auf einem anziehenden Schauplatz, im Karpatenlande, dessen uns fremdartige und fesselnde Natur und Lebensverhältnisse mit großer Treue geschildert sind.

Ein junger Jurat, Paul Garai, der Sohn eines Dorfschmieds, kehrte nach vollendeten Studien heim zum braven Vater und zu seinem hübschen Liebchen, Ilka, der Gastwirthstochter. Um die letztere freite aber auch der wohlhabende Ladislaus Zallar, des Juraten ehemaliger Jugendgespiele, der sich nun ausgestochen sieht und bittern Groll im Herzen nährt. Er hat keinen edeln Charakter, denn er sucht den alten Schmied, seines Nebenbuhlers Vater, durch die unerwartete Kündigung einer Hypothekenschuld zu ruiniren; in einer Heideschenke in der Nähe von Pesth gibt er sogar einem Vagabunden, dem sogenannten eisernen Benedict, einen Wink, dem alten Schmied einen rothen Hahn auf das Dach zu stecken. Nachträglich erwacht zwar sein Gewissen, und als nun wirklich eine Feuersbrunst, anscheinend von einer Zigeunerbande angelegt, im Dorfe ausbricht, arbeitet er mit Eifer und Hingebung, dem verderblichen Element Einhalt zu thun. Der alte Gastwirth, Ilka's Vater, findet bei diesem Unglücksfall seinen Tod, nachdem er sein theuerstes Vermächtniß, seine schöne und tugendhafte Tochter, mit seinem Segen in Paul's Hände gegeben hat. Die Hochzeit des jungen Brautpaars muß gewisser Umstände halber ein wenig beschleunigt werden. Es ist Winter geworden und Ilka entbehrt mit Thränen im Auge des bräutlichen Schmucks, des Rosmarinzweigs; Paul aber macht sich, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, anheischig, den stolzen

vereitelt, daß sich zufällig noch eine alte Haushälterin des Arztes vorfindet, welche im Besitz seiner hinterlassenen Papiere ist; daraus ergibt sich, daß der Knabe nicht vergiftet, der Vater aber durch den frömmelnden Magister ums Leben gebracht worden ist. Dadurch sind die Gewissen der übrigen beruhigt. Armin heirathet die liebenswürdige Amalie, und Leo Bose beglückt sein Klärchen, die er, von innern Vorwürfen gepeinigt, so lange schmachten lassen mußte. Denn obgleich sein Charakter in diesem Ensemble zweideutiger Personen einer der edlern ist und sein Verhältniß in dem Hause der schlichten Landleute den anziehendsten Theil dieses Romans ausmacht, so ist er doch auch nur ein übler Gesell, der, um Amalien zur Erbschaft zu verhelfen, in der That den Arzt mit jener Schuldverschreibung zum Mord bewegen wollte und außerdem einen gemeinen Kassendiebstahl verübte, um eine frühere Geliebte abzufinden. Letztere ist die Freundin Amaliens, und ihr Gatte ist der Advocat, welchem der Magister die Anklage übertragen hat. Selbst nachdem Amaliens Unschuld erwiesen ist, schwankt der Advocat noch hin und her, welcher Partei er beitreten solle, indem er unverhohlen erklärt, ein ordentlicher Advocat habe dabei nur seinen Geldgewinn in Erwägung zu ziehen; endlich erkennt er es als einträglicher in dem vorliegenden Fall, den schurkischen Pietisten zu entlarven und der Unschuld zu ihrem Recht zu verhelfen.

Aus dieser Disposition wird hinlänglich ersichtlich sein, daß ein Roman, in welchem die Charakteristik schwach, die Bewegung schleppend und die Intrigue banal erscheint, nicht geeignet ist, eine hervorragende Stelle in der neuesten belletristischen Literatur einzunehmen.

4. **Allein in der Welt.** Roman in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Wir finden uns hier in durchaus feiner Gesellschaft, obgleich auch hier ein Criminalfall zu den Motiven der Handlung gehört. Ein erschossener Hauslehrer muß noch nach seinem Tode dazu dienen, die saubere adeliche Gesellschaft, mit deren Bekanntschaft wir in diesem Buche beehrt werden, zu unterhalten und zu beschäftigen. Es handelt sich nämlich darum, ob dieser Unglückliche sich selber entleibt habe, oder von dem jähzornigen Grafen Bärenburg „von der schwarzen Linie" wegen eines Liebesverhältnisses mit Judith, der gräflichen Tochter, getödtet worden sei. Letztere, die schöne Gräfin Judith, soll eigentlich die Heldin des Romans vorstellen. Ihr wird vom herben Schicksal zu wiederholten malen das Los beschieden, allein und verlassen in der Welt dazustehen. Schon im Begriff dem Grafen Dagobert ihre Hand zu reichen, wird sie dem Bräutigam durch ihre übelwollende Stiefmutter wegen ihres Verhältnisses zum erschossenen Hauslehrer verdächtigt und nach dem Tode des Vaters von derselben so hart gedemüthigt, daß sie — die Bühne betritt. Als Künstlerin erringt sie bedeutende Erfolge, und obgleich durch die Ränke der Stiefmutter auf ein unbedeutendes Erbtheil beschränkt, erwirbt sie doch die Mittel, die Schulden eines verschwenderischen Bruders zu decken. „Sagen Sie meiner Stiefmutter", erklärt sie dem Notar, „daß ich weder einem leichtsinnigen Verschwender zu Hülfe komme noch dem Sohne einer Frau, die mich von Kindheit an verfolgte. Aber einen Bärenburg darf keine Schmach treffen, das wird diejenige verhindern, welche — ihre Familie entehrt."

Obgleich sich „das feine, hochgebildete Mädchen" auf diese Weise eine selbständige Stellung errungen hat, so fehlt es doch nicht an lästigen Bewerbern, die ihr das Leben schwer machen, und zuletzt erscheint noch der Professor Korn, der Bruder des Hauslehrers, und ängstigt sie mit einer Criminalklage und, als dies nicht glückt, mit schmähenden Zeitungsartikeln. Endlich trifft der Retter ein: Baron Robert von Härdenstein, welcher die Bärenburg'schen Güter anfänglich in Pacht genommen, dann käuflich erworben hat, war immer von Judith's Würde und Fleckenlosigkeit überzeugt und gelangte überdies in Besitz der Tagebücher des Hauslehrers, aus denen sich fast unzweifelhaft die Thatsache feststellen ließ, daß der unselige junge Mann nicht durch adeliche Hand gefallen sei, sondern sich in seiner Ueberspanntheit selber das Leben genommen habe. Robert's Theilnahme an Judith's Geschick steigert sich aber erst zur Liebesneigung, nachdem seine Angebetete, die Gräfin Lilli Wolfskeehl, mit einem liederlichen Junker von der schwarzen Linie der Bärenburg davongelaufen ist. Jetzt tritt er für die Gräfin Judith in die Schranken, verficht ihre Ansprüche an ihr Vermögen und ängstigt den nervösen Professor dermaßen, daß der Verzweifelte sich zu einer Orgie verleiten läßt, die seinen Tod zur Folge hat. Nachdem die Atmosphäre auf diese Weise geklärt ist, reicht der Retter der Edeln, welche so lange allein in der Welt dagestanden, seine Hand und schließt mit ihr den Bund für das Leben.

Wir dürfen dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, daß er noch durchaus in den alten Vorurtheilen des Adels stecke — o nein, die Personen, für welche er das Hauptinteresse zu wecken sucht, sind den Ideen des Fortschritts, sogar den Doctrinen der Demokratie nicht unzugänglich geblieben. Wenngleich mehrere Stellen wie folgende: „Um die Verbindung einer hochgestellten Dame mit einem ihr untergeordneten Manne (nämlich mit dem Hauslehrer) zu erklären, gibt es nur zwei Annahmen: er muß ungewöhnliche Vorzüge besitzen, oder sie moralisch und physisch verkrüppelt sein", einiges Bedenken erregen könnten, so wird dieses wieder paralysirt. Ueber den Grafen Dagobert lautet die tadelnde Bemerkung: „Der Hauptgrundsatz seiner Staatsweisheit bestand darin, die Demokraten niederzumetzeln: daß dahinter noch Ideen lebten, die kein Säbel trifft, ahnte er nicht einmal"; von Judith wird dagegen gesagt: „Sie kannte die historische Entwickelung des Adels sehr wohl und war keineswegs in Adelsvorurtheilen befangen."

Wer sich jedoch am meisten zur Volkspartei herabläßt, ist Robert von Härdenstein, dem „das große Gesetz des irdischen Seins, das Dogma der Arbeit klar geworden ist", und der auf seinem Pachtgute Einrichtungen trifft, welche über die zahme Socialpolitik eines Schulze-Delitzsch weit hinausgehen und sogar Cabet's communistische Ideen zum Anklang bringen: er errichtet nämlich einen förmlichen Arbeiterstaat, in welchem jedem ein Zuschlag zum Guthaben zugesichert ist und er selber seinen Lohn nur als technischer Leiter, Rechnungsführer und Richter in Anspruch nimmt.

Wenngleich man überdies auch dem Verfasser nicht vorhalten darf, die adelichen Charaktere idealisirt zu haben, denn außer der Gräfin Judith und dem Baron Robert sind sie alle mehr oder weniger gebrechlich oder nichtswürdig: der alte Graf Bärenburg ist ein gewöhnlicher Krautjunker; die Gräfin eine Ränkeschmiederin, die der Ehre ihrer eigenen Familie nicht schont, um die Stieftochter zu verdrängen; die jüngern Grafen von der schwarzen Linie sind Tagediebe, Schuldenmacher und Mädchenverführer; den Bärenburgs an Geburtsadel und moralischem Werthe ebenbürtig sind die Wolfskeehls, denn das männliche Haupt dieser Familie ist ein Dummkopf, welcher unter dem Pantoffel seiner Gattin steht und nebenbei schriftstellert, und die Tochter ist eine Kokette, die sich, wie schon erwähnt, von einem Taugenichts entführen läßt; wenngleich also die aristokratischen Figuren nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, so kommen doch die Bürgerlichen, mit wenigen Ausnahmen, noch viel schlimmer davon. Der Hauslehrer war ein überspannter Narr voll unverdauter Schulweisheit. Sein Bruder, der Professor, ist ein leberkranker, durch Ausschweifungen geschwächter Kathedermensch, der gefährliche Irrlehren verbreitet und zu seinen persönlichen Zwecken sogar Pamphlete schreibt und allerhand andere Niederträchtigkeiten nicht verschmäht. Ein bürgerlicher Lieutenant, welcher sich um Judith's Hand bewirbt, hat seine Schwester um einen Lotteriegewinn betrogen und wird von seinem Nebenbuhler, einem Staatsanwalt, entlarvt, der alle Staatsanwaltkünste und Polizeimachinationen aufbietet, um mit Hülfe der Personalacten und Skandalgeschichten einen infamirenden Flecken an dem Manne, den er sich zum Opfer ausersehen, auffindig zu machen. Diesem Biedermann gelingt es auch, mittels Zeitungsconfiscationen und Denunciationen den Professor wegen seiner politischen und religiösen Grundsätze um sein Amt zu bringen und völlig zu Grunde zu richten.

Der weitläufig gehaltene Roman, dessen Schauplatz zwischen dem Gute Oberndorf und einer Villeggiatur am Genfersee abwechselt, entbehrt zwar der drastischen Handlung, ist aber mit sehr geschickter Feder gearbeitet, und obgleich der Stil, vornehm kalt gehalten, des blühenden und lebenswarmen Colorits entbehrt, so fehlt es doch nicht an sauber ausgeführten Malereien in Guachemanier: „Im Gartenzimmer wechseln Orangebäume mit Granaten und Lorberblüten; die Feige schießt stämmig empor, zierliche Palmensorten mischen ihre Fächer unter die prächtigen Zweige des Muskatnußbaums; blutrothe Beeren südlicher Gewächse heben sich vom Grün; die weiße Orangenblüte schwängert die Atmosphäre mit ihrem feinen, durchdringenden Geruch; die Bouquetrose guckt neugierig aus dem Netzwerk der Wände hervor." Die romantische Alpennatur gibt auch hin und wieder zu einer gelungenen Schilderung Anlaß:

Ueber den Spitzen der savoyer Berge hatten glänzende Wolken geschwebt, als Judith ausfuhr, sie verschwammen in der blauen Wölbung des Horizontes. Allmählich verdichteten sich die von Gebirg und See aufsteigenden feuchten Dünste, ballten sich schwärzlich-grau zusammen, und bald drang kein Sonnenstrahl mehr durch die dichte Decke, die bleiern-schwer über des Mädchens Haupte hing.... Ein Sinnbild war es ihres Geschicks.

Aber wer erinnerte sich hier nicht, sowol in Bezug auf Conception wie auf Stil, an eine frühere, in den aristokratischen Kreisen gefeierte Schriftstellerin? Diese Aehnlichkeit springt noch mehr in die Augen aus folgenden Stellen: „Bleiben Sie, Härderstein, bat eine frische Lippe." — „Der von einer verkehrten, halb barbarischen Sitte den Frauen der höhern Stände aufgezwungene Trauerpomp ist Maske oder Grausamkeit." — „Der wohldressirte Menschenautomat (nämlich der Lakai) drehte sich nach der Thüre." — „Graf Bärenburg überreichte eine Brieftasche, welche ihre jungfräuliche Reinheit längst eingebüßt hatte." — „Es gibt Frauen, die Blumen gleichen, versetzte Robert, die zierlichen Finger Lilli's an die Lippen ziehend."

Wir glauben überhaupt nicht irre zu gehen, wenn wir auf den Autor des vorliegenden Romans sein eigenes Urtheil über die schriftstellerischen Erzeugnisse des Grafen Wolfskeehl, eines seiner Helden, anwenden: „Der frische, gesunde Hauch der Männlichkeit fehlt seinen Schöpfungen; sie gemahnen an den krankhaften Zug eines weibischen Gemüths." So bewährt sich an diesem Werk einer vermuthlich weiblichen Feder der alte Satz, daß jeder Mensch in gewissem Sinne unsterblich ist und auch die Gräfin Hahn-Hahn in talentvollen Jüngern fortlebt. Wir bezweifeln auch nicht, daß in gewissen Kreisen der Gesellschaft dieser Roman sich ähnlichen Beifall erwerben werde wie weiland „Gräfin Faustine" und „Sigismund Forster".

5. Ilka. Eine ungarische Dorfgeschichte von Karl Schröter. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.

Die Handlung in diesem Roman ist nicht verwickelt, nicht großartig, aber durch sinnige Motive bestimmt und begibt sich auf einem anziehenden Schauplatz, im Karpatenlande, dessen uns fremdartige und fesselnde Natur und Lebensverhältnisse mit großer Treue geschildert sind.

Ein junger Jurat, Paul Garai, der Sohn eines Dorfschmieds, kehrte nach vollendeten Studien heim zum braven Vater und zu seinem hübschen Liebchen, Ilka, der Gastwirthstochter. Um die letztere freite aber auch der wohlhabende Ladislaus Zallar, des Juraten ehemaliger Jugendgespiele, der sich nun ausgestochen sieht und bittern Groll im Herzen nährt. Er hat keinen edeln Charakter, denn er sucht den alten Schmied, seines Nebenbuhlers Vater, durch die unerwartete Kündigung einer Hypothekenschuld zu ruiniren; in einer Heideschenke in der Nähe von Pesth gibt er sogar einem Vagabunden, dem sogenannten eisernen Benedict, einen Wink, dem alten Schmied einen rothen Hahn auf das Dach zu stecken. Nachträglich erwacht zwar sein Gewissen, und als nun wirklich eine Feuersbrunst, anscheinend von einer Zigeunerbande angelegt, im Dorfe ausbricht, arbeitet er mit Eifer und Hingebung, dem verderblichen Element Einhalt zu thun. Der alte Gastwirth, Ilka's Vater, findet bei diesem Unglücksfall seinen Tod, nachdem er sein theuerstes Vermächtniß, seine schöne und tugendhafte Tochter, mit seinem Segen in Paul's Hände gegeben hat. Die Hochzeit des jungen Brautpaars muß gewisser Umstände halber ein wenig beschleunigt werden. Es ist Winter geworden und Ilka entbehrt mit Thränen im Auge des bräutlichen Schmucks, des Rosmarinzweigs; Paul aber macht sich, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, anheischig, den stolzen

Schmuck anzuschaffen. Er begibt sich auf den Weg nach Pesth; die Donau ist voll Treibeis; mit furchtbarer Gewalt ziehen die Eisschollen dahin, Häuser am Ufer zertrümmernd, Bäume entwurzelnd; dessenungeachtet suchen drei Männer in einem Boot die Ueberfahrt zu erzwingen, Paul Garai unter ihnen. Schon haben sie, gefahrvoll kämpfend, die Mitte des Stroms erreicht, als das Boot von einer mächtigen Scholle erfaßt und fortgerissen wird. Hülfe scheint unmöglich. Vergebens bietet Rebb Felbel, der Dorfjude, ein vortrefflicher Mann, obgleich der Verfasser ihn „mauschelnd" auftreten läßt, zwei-, drei-, vierhundert Gulden für die Rettung der Bedrängten. Da wagt endlich Ladislaus Zallar, der Nebenbuhler des Juraten, die kühne That und rettet mit eigener Lebensgefahr die Gefährdeten. „Danke mir nicht!" sagte er zu Paul; „ich habe unüberlegt ausgesprochene Worte, die viel Jammer und Herzeleid angerichtet, durch eine gute That ausgeglichen. Dieser Gedanke wird mein gepreßtes Herz erleichtern und mich etwas beruhigen. Sei glücklich, Paul, und auch sie soll glücklich sein!"

Paul bringt seinem Schatz den Brautschmuck, den frischen, blühenden Rosmarin; am Morgen des Osterfestes segnet der Geistliche das Ehebündniß ein. Ladislaus stahl sich scheu aus dem Gotteshause und ist seitdem verschollen.

Den größten Reiz verleiht dem Buche die naturgetreue Schilderung der nationalen Verhältnisse. Das Hirtenleben auf der Heide, das Treiben in der Heideschenke, die fröhliche Weinlese im Herbst, der Eisgang auf der Donau — dies alles ist ohne Zweifel von dem Verfasser nach eigener Anschauung mit geschickter Feder zu höchst anschaulichen, lebensvollen Bildern gestaltet worden.

6. Stiefmütterchen. Eine Erzählung von Hedwig Prohl. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

In unserer Zeit, wo so viele weibliche Wesen Bücher statt Strümpfe stricken und Kohl schreiben anstatt ihn zu kochen, ist es wol ein erfreuliches Ereigniß, ein Buch zu finden, das von einer wirklich begabten Verfasserin zeugt und zwar von einer solchen, die ihr schönes Talent nicht gemisbraucht, sondern sich in den Schranken der weiblichen Befähigung und Erfahrung gehalten hat. Romane und Erzählungen von weiblichen Autoren können, wenn sie eben höhern Werth haben sollen als gewöhnliches Unterhaltungsfutter, nur dann gelingen, nur dann zum Herzen sprechen, wenn sie aus dem Herzen entsprungen sind, wenn sie schildern, was das Gemüth des Weibes empfindet oder zu empfinden vermag, wenn sie uns die Freuden, Schmerzen, Leidenschaften und Täuschungen des weiblichen Herzens kennen lehren oder die Lebensverhältnisse vor Augen führen, in welchen sich das Weib naturgemäß und willig bewegt oder in denen es im Gegentheil, von Gesetz oder Herkommen bedrängt, den Kampf der Dulderin zu bestehen hat. Durch solche Motive mehr als durch die geniale Ausarbeitung erwarben George Sand's Romane den Beifall der Welt.

Das vorliegende Werk zeigt uns eine edle Frau in dem schwierigen Lebensberuf einer Stiefmutter. Wer dächte sich unter diesem Verhältniß nicht unwillkürlich etwas Bedenkliches, eine Lage voll Bedrängniß, voll Ungerechtigkeit auf einer oder der andern Seite? Und wer gäbe nicht dennoch der braven Landräthin in dieser Erzählung recht, wenn sie sich in ihrer derben und unverhohlenen Weise darüber folgendermaßen äußert:

> Das ist eine Sünde und Schande, daß in unsern aufgeklärten Zeiten, wo jeder nach Recht verlangt, nicht mit vollen Segeln angekämpft wird gegen alle solche Vorurtheile wie das gegen die Stiefmütter. Ja, es ist wahr, es gibt deren, die den Kindern nicht Gutes thun, aber thun's denn die rechten Mütter immer? Ist da nicht unter zehn schon eine, die aus Leichtsinn oder Dummheit, oder aus noch schlimmern Ursachen den Kindern durch mangelhafte Erziehung, durch Vernachlässigung des Körpers und der Seele mehr Leid zufügt, als eine Stiefmutter es je gethan? Aber da liest man, wenn man kaum das A-b-c gelernt, von der Schlechtigkeit der Stiefmütter, da denkt man, wenn man älter wird, ordentlich mit Grauen daran, daß man unter die Ruthe eines solchen Gottseibeiuns gelangen könne, und hat man Kinder, würde einem der Tod besonders darum ein Schreckniß, weil dann die Möglichkeit da ist, die hülflosen Kinder einer Stiefmutter überantwortet zu sehen. Lieber sähe man sie ja verkommen, geistig und körperlich verkrüppeln unter rohen, gewissenlosen Dienstboten — nur keine Stiefmutter. Liegt denn gesunder Menschenverstand in alledem? Wenn ich mein langes Leben zurückdenke und mich erinnere an all das Unglück, den Unfrieden und das Elend, was dies traurige Vorurtheil in unzählige Familien gebracht, grämt mich's heute noch. Von Anfang an, wo eine Stiefmutter das Haus betritt, steht dies Vorurtheil zwischen den Kindern und der Stiefmutter, sodaß jene voll Angst und Mistrauen sind, diese nur zaghaft ihre Pflicht auszuüben wagt — alles wird ihr falsch ausgelegt: die Güte für Schwäche, die Strenge für Härte, die Sanftmuth für Gleichgültigkeit, die Sparsamkeit für Geiz, und weiß der Kukuk was sonst noch. Eine Stiefmutter muß in den meisten Fällen entweder ein vollkommener Engel sein, der alles über sich ergehen läßt, oder ein — Drache, der um sich beißt, sein Recht zu wahren.

Zwar kein vollkommener Engel ist die Stiefmutter, deren Schicksale in dem vorliegenden Romane behandelt werden, wol aber ein vollkommenes Weib, in der edelsten Bedeutung des Worts. Sie hatte, schon in früher Jugend der Aeltern verlustig, die kranke Schwester jahrelang gepflegt, die harten Eigenheiten einer Pflegemutter geduldig ertragen, als sie unerwartet von einem wohlhabenden Manne zur Gattin erwählt wurde. Aber nun bricht das Unglück über sie herein: kein äußerlich bemerkbarer Schlag des Schicksals, kein entsetzliches Ereigniß, aber Schmerzen der Seele, Täuschung und Demüthigung ohne Ende, sodaß sie sich endlich mitten im Ueberfluß an Leib und Seele gebrochen fühlt. Denn sie tritt als Stiefmutter in das Haus des verwitweten Gatten; eine neidische Tante, welche bisher der Wirthschaft vorgestanden, macht ihr das Leben schwer; die jüngern Kinder werden ihr durch diese Tante abwendig gemacht; die erwachsenere Tochter, voll Vorurtheil gegen die Stiefmutter, begegnet ihrer Hingebung mit Widerwillen und Trotz; der Gatte, nicht fähig, ihre Seelenleiden zu verstehen, läßt sie schutzlos, wird sogar, nachdem Krankheit und Vermögensverlust ihn betroffen, hart und ungerecht gegen sie. Nach dem Tode des Gatten und ihres eigenen Knäbleins hat sie mit Armuth zu kämpfen, ernährt aber dennoch die jüngern Stieftöchter, bis dieselben versorgt sind und sie in die ländliche Hütte ihrer Pflegemutter zurückkehren kann. Die älteste Tochter hat die Hülfe und Unterstützung der Stiefmutter zurückgewiesen. Nachdem sie einen braven Bewerber um eines Gecken willen aufgegeben, nachdem sie

den letztern erkannt und entrüstet zurückgewiesen hat, begibt sie sich in das Haus der Tante, durch welche sie im Vaterhause verhätschelt und gegen die Stiefmutter aufgehetzt worden war. Bald aber gedemüthigt, muß sie wieder flüchtig werden; reuevoll sucht sie die Hütte der schwergekränkten Frau auf, die ihr niemals gezürnt hat und sie mit offenen Armen empfängt; hier erhält sie auch die Verzeihung des einst so schnöde verlassenen Bräutigams und schließt, durch das Unglück veredelt und besänftigt, das Ehebündniß mit ihm.

Die Verfasserin, welche sich schon früher durch sinnige Jugendschriften bekannt gemacht hat, bekundet in diesem socialen Roman ein überaus edles und schätzenswerthes Talent. Die psychologische Charakteristik ist außerordentlich fein, die Zeichnung der Situationen klar und verständig; die ganze Erzählung fließt, gleich einer meisterhaften Sonate, wohltönend dahin, ohne schreiende Dissonanzen, ohne Sinn und Gemüth zu betäuben. Die Moral erscheint nicht absichtlich, sondern ergibt sich von selbst aus dem ethischen Gehalt und aus der künstlerisch schönen Behandlung des Stoffs.

Robert Springer.

Shakspeare in neuen Uebersetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Wenn wir in den beiden neuen Uebersetzungen der Shakspeare-Dramen zunächst die Historien ins Auge fassen, so finden wir in der Bodenstedt'schen Ausgabe (Nr. 2): „König Johann" (Bd. 2), „König Richard der Zweite" (Bd. 6), „König Heinrich der Vierte, erster und zweiter Theil" (Bd. 8 und 9), sämmtlich übersetzt von Otto Gildemeister; in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts (Nr. 3): „König Johann" von Seeger (Bd. 1), „Richard der Zweite" und die beiden Theile von „Heinrich der Vierte" von Viehoff (Bd. 1), „Heinrich der Fünfte" und die drei Theile von „Heinrich der Sechste" von Viehoff (Bd. 2); „Richard der Dritte" von Jordan (Bd. 3) und „Heinrich der Achte" von Viehoff.

Diese neuen Uebersetzer concurriren, von den letzten Stücken abgesehen, mit den August Wilhelm Schlegel'schen Uebersetzungen, deren Text Ulrici unübertroffen und unübertrefflich erscheint und daher in der Ausgabe der Shakspeare-Gesellschaft nur mit geringen Correcturen zum Abdruck kommt.

Jedenfalls war ihre Aufgabe eine besonders schwierige; das „Stilgefühl" Schlegel's, das von Ulrici als etwas Unerreichbares fixirt wird, soll ja jede Concurrenz unmöglich machen. Doch wäre es unbillig, mit diesem Vorurtheil von Haus aus an die neuen Uebersetzungen zu treten.

Nehmen wir z. B. gleich den „König Johann" von L. Seeger. Wer wollte dieser Uebersetzung Stilgefühl absprechen? Liegt doch namentlich in den Reden des Bastard, wie sie Seeger wiedergibt, ein Etwas, das durchaus Shakspearisch opalisirt und diesen eigenthümlichen Zug und Schimmer des Humors, den die Menge nicht so bemerkt, der aber, von kundiger Hand gegen das Licht gehalten, mit apartem Glanze leuchtet, oft farbentreuer als Schlegel wiedergibt. Hier und dort auch worttreuer. In der letzten Scene des ersten Actes z. B. zeugt die Aufnahme des „basilisko-like", das allerdings wie vieles andere von Shakspeare einer Note bedarf, aber deshalb doch nicht, wie bei Schlegel, fortbleiben darf, ferner die glückliche Benutzung des „sparrow", das Schlegel als unbequem beiseiteließ, in den Worten:

> Philipp? Pipip? Ein Spatz? Was denkst du, Jakob?

und manches andere von gewissenhaftester Anlehnung an das Original. Die Verse in dem Monolog des Bastard:

> And not alone in habit and device,
> Exterior form, outward accoutrement,

übersetzt Schlegel:

> Und dies nicht blos in Tracht und Lebensart,
> In äußerlichem Wesen und Manier,

Seeger offenbar besser:

> Und nicht allein in Kleidung und Manieren,
> In äußrer Form und zierlicher Verbrämung.

Und wenn Seger den Vers:

> Sweet, sweet, sweet poison for the age's tooth,

übersetzt:

> Das Gift so süß dem Gaumen der Zeit,

so ist er in dieser einfachen Correctur einer Shakspeare'schen Katachrese durch Schlegel's Vorgang gerechtfertigt, bleibt aber dem Original, trotz einer stets mislichen Erweiterung der Verszahl, getreuer als Schlegel, wenn er das „strew the footsteps of my rising" wiedergibt:

> Das soll mit Blumen
> Die Stufen der Erhöhung mir bestreun,

während Schlegel in dem Vers:

> Mir soll's die Stufen der Erhöhung ebnen,

ein gänzlich anderes Bild und auch einen schiefen Gedanken gibt.

Im fünften Act, in der Schlußscene, hat Schlegel die Worte in der Anrede des Bastard an die englischen Lords:

> Now, now, you stars, that move in your right spheres

geradezu unrichtig übersetzt:

> Nun, Sterne, die ihr rollt in eignen Sphären.

Elze und Ulrici corrigiren mit Recht:

> Nun, Sterne, die in rechter Bahn ihr rollt.

Seger übersetzt besser:

> Ihr Sterne, die in euern Sphären
> Ihr wieder richtig kreist.

Durch das Wort „wieder" wird erst der Sinn klar. Fast durchgängig ist der Bastard Shakspeare's bei Seeger von markigster Haltung. Der Uebersetzer zeigt nicht blos Stilgefühl, sondern auch Charaktergefühl. Nur

durch das Hineinfühlen in eine bestimmte Individualität kann dem dramatischen Uebersetzer so gut wie dem Darsteller seine Aufgabe gelingen. Geht seine Nachschöpfung aus dem Centrum des Charakters hervor, so werden ihm die Worte von selbst zufallen.

Doch auch die ernsten Stellen der Handlung: Constanzens Klagen, die politischen Reden des Königs und des Legaten u. s. w., hat Seeger mit einem gewissen markigen Schwung wiedergegeben, der frei ist von der Sprödigkeit und Herbigkeit vieler Schlegel'schen Wendungen. Greifen wir beliebig eine Stelle heraus, z. B. die Rede Constanzens am Anfang des dritten Actes. Sie lautet bei Shakspeare:

Gone to be married! gone to swear a peace!
False blood to false blood join'd! Gone to be friends!
Shall Lewis have Blanch? and Blanch those provinces?
It is not so; thou hast misspoke, misheard;
Be well advis'd, tell o'er thy tale again;
It cannot be, thou do'st but say, 't is so;
I trust, I may not trust thee; for thy word
Is but the vain breath of a common man;
Believe me, I do not believe thee, man!
I have a king's oath to the contrary.
Thou shalt be punish'd for thus frighting me,
For I am sick and capable of fears,
Oppress'd with wrongs, and therefore full of fears;
A widow, husbandless, subject to fears;
A woman, naturally born to fears;
And though thou now confess, thou didst but jest,
With my vex'd spirits I cannot take a truce,
But they will quake and tremble all this day.
What dost thou mean by shaking of thy head?
Why dost thou look to sadly on my son?
What means that hand upon that breast of thine?
Why holds thine eye that lamentable rheum
Like a proud river peering o'er his bounds?
Be these sad signs confirmers of thy words?
Then speak again, not all thy former tale,
But this one word, whether thy tale be true.

Schlegel:

So sich vermählt! Den Frieden so geschworen!
Falsch Blut vereint mit falschem! Freunde nun!
Soll Louis Blanca haben! sie die Länder?
Es ist nicht so; du hast verredt, verhört;
Besinne dich, sag' den Bericht noch 'mal.
Es kann nicht sein; du sagst nur, daß es ist:
Ich traue drauf, daß nicht zu traun dir steht,
Dein Wort ist eines Menschen eitler Odem.
Ja, glaube, daß ich dir nicht glaube, Mann,
Ich hab' dawider eines Königs Eid.
Man soll dich strafen, daß du mich erschreckt:
Denn ich bin krank, empfänglich für die Furcht,
Von Leid bedrängt und also voller Furcht,
Bin Witwe, gattenlos, ein Raub der Furcht,
Ein Weib, geboren von Natur zur Furcht;
Und ob du nun bekennst, du scherzest nur,
Kommt doch kein Fried' in die verstörten Geister,
Daß sie nicht bebten diesen ganzen Tag.
Was meinst du mit dem Schütteln deines Kopfes?
Was blickst du so betrübt auf meinen Sohn?
Was meint die Hand auf dieser deiner Brust?
Warum tritt diese Salzflut in dein Auge,
Gleich einem Strom, der stolz dem Bett entschwillt?
Sind diese Zeichen deines Worts Betheurer?
So sprich: nicht ganz die vorige Erzählung,
Dies Wort nur, ob sie wahr sei oder nicht.

Seeger:

Vermählt denn? und der Friedensschluß beschworen?
Und falsches Blut mit falschem Blut vermischt?
Sie alle Freunde? Ludwig nimmt die Blanca,
Und Blanca die Provinzen? — Nein, es ist
Nicht so; versprochen hast du dich, verhört:
Besinne dich, erzähl' dein Märchen noch
Einmal. Es kann nicht sein; du sagst nur so.
Traun, dir ist nicht zu traun. Mich dünkt, dein Wort
Ist leerer Wind nur und gemeiner Klatsch.
Glaub' nicht, daß ich dir Glauben schenke, Mann!
Mir bürgt fürs Gegentheil ein Königseid.
Das bleibt nicht ungestraft, daß du mich so
Erschreckt: denn ich bin krank und drum voll Angst,
Bin Witwe, schutzlos, leicht versetzt in Angst,
Ein Weib, geboren von Natur zur Angst.
Und wenn du auch bekennst: es war nur Scherz,
Kommt mein verstörter Geist doch nicht zur Ruhe,
Und bebt und zittert fort den ganzen Tag.
Was schüttelst du den Kopf? Was willst du sagen?
Was blickst du so betrübt auf meinen Sohn?
Was drückst du so die Hand auf deine Brust?
Weshalb die Thränenflut in deinem Auge,
Ein Strom, der schwellend aus den Ufern tritt?
Sind diese trüben Zeichen deiner Worte
Bestätigung? Dann sprich noch einmal, nicht
Die ganze Botschaft, Eins nur, ob sie wahr?

Schon der allgemeine Eindruck wird beweisen, daß die Seeger'sche Uebersetzung fließender ist als die Schlegel'sche; ein unbefangener Vergleich derselben mit dem Original thut dar, daß sie deshalb nicht minder treu ist. Das Schlegel'sche „du hast verredt“ ist ebenso undeutsch wie hartklingend, das „ich traue drauf, daß nicht zu traun dir steht“ ebenfalls undeutsch, während das Seeger'sche: „Traun, dir ist nicht zu traun“, den Sinn des Originals richtig wiedergibt, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Schlegel's Verse:

Kommt doch kein Fried' in die verstörten Geister,
Daß sie nicht bebten diesen ganzen Tag —

enthalten eine unnöthige harte Apostrophirung und eine durch den englischen Text gar nicht gerechtfertigte schleppende Conjunctivconstruction mit „daß nicht“. Bei weitem besser übersetzt Seeger:

Kommt mein verstörter Geist doch nicht zur Ruhe,
Und bebt und zittert fort den ganzen Tag.

Die Uebersetzungen der andern Shakspeare'schen Historien von Otto Gildemeister und Heinrich Viehoff haben ebenfalls den Vorzug, daß sie eine große Zahl von Härten vermeiden, die sich bei Schlegel finden und die mit vollkommenem Unrecht dem Original aufgebürdet werden. Daß an einzelnen Stellen, namentlich bei Viehoff, die Prägnanz des Shakspeare'schen Stils darunter leidet und eine Aufdröselung des Redestrumpfs in zu zahlreiche Versmaschen stattfindet, wollen wir nicht in Abrede stellen.

Otto Gildemeister hat sich durch seine schwunghafte Uebersetzung Byron's einen Namen gemacht; die Aufgabe einer Shakspeare-Uebersetzung ist an und für sich eine ganz abweichende; denn Byron ist gerade Meister und Muster des modernen Stils, während die Eigenartigkeit altbritischer Sprachformen für Shakspeare charakteristisch ist und in der Uebersetzung nicht ganz verleugnet werden darf, ohne ein blasseres Colorit hervorzurufen. Gildemeister hat indeß Shakspeare keineswegs zur Unzeit modernisirt, wenn er ihm auch eine fließendere Form gegeben hat, als die Schlegel'sche Uebersetzung bietet. Man darf nicht vergessen, daß manches bei Schlegel absonderlich und

befremdlich klingt, was bei Shakspeare sich ganz einfach und natürlich liest; wir glauben aber nicht, daß das „Stilgefühl" in seinen Extremen noch berechtigt ist, wenn es den Shakspeare übershakspearisirt.

Vergleichen wir eine jener Reden König Richard's II. (Act III, Scene 2), in denen die Legitimität mit einer Weihe verherrlicht wird, als ob ein Châteaubriand für die Lilien der Bourbons schwärmte, in dem Original und den drei Uebersetzungen:

Dear earth, I do salute thee with my hand,
Though rebels wound thee with their horses hoofs;
As a long-parted mother with her child
Plays fondly with her tears and smiles in meeting:
So, weeping, smiling greet I thee, my earth,
And do thee favour with my royal hands.
Feed not thy sovereign's foe, my gentle earth,
Nor with thy sweets comfort his rav'nous sense,
But let thy spiders, that suck up thy venom,
And heavy-gaited toads, lie in their way:
Doing annoyance to the treacherous feet,
Which with usurping steps do trample thee.
Yield stinging nettles to mine ennemies;
And when they from thy bosom pluck a flower,
Guard it, I pray thee, with a lurking adder,
Whose double tongue may with a mortal touch
Throw death upon thy sovereign's ennemies. —
Mock not my senseless conjuration, lords;
This earth shall have a feeling, and these stones
Prove armed soldiers, ere her native king
Shall falter under foul rebellion's arms.

Schlegel:

Ich grüße mit der Hand dich, theure Erde,
Verwunden schon mit ihrer Rosse Hufen
Rebellen dich, wie eine Mutter, lange
Getrennt von ihrem Kinde, trifft sie's wieder,
Mit Thränen und mit Lächeln zärtlich spielt:
So weinend, lächelnd grüß' ich dich, mein Land,
Und schmeichle dir mit königlichen Händen!
Nähr' deines Herren Feind nicht, liebe Erde,
Dein Süßes lab' ihm nicht den Räubersinn.
Nein, laß sich Spinnen, die dein Gift einsaugen,
Und träge Kröten in den Weg ihm legen.
Zu plagen die verrätherischen Füße,
Die dich mit unrechtmäß'gen Tritten stampfen.
Beut scharfe Nesseln meinen Feinden dar,
Und pflücken sie von deinem Busen Blumen,
Laß, bitt' ich, Nattern lauernd sie bewahren,
Die mit der Doppelzunge gift'gem Stich
Den Tod auf deines Herren Feinde schießen.
Lacht nicht der unempfundenen Beschwörung!
Die Erde fühlt, und diese Steine werden
Bewehrte Krieger, eh' ihr echter König
Des Aufruhrs schnöden Waffen unterliegt.

Viehoff:

Ich grüße dich mit meiner Hand,
O theure Erde, ob Rebellen auch
Mit ihrer Rosse Hufen dich verwunden.
Wie eine Mutter, lang getrennt vom Kinde,
Wenn sie es wiedersieht, voll Zärtlichkeit
Mit Thränen und mit süßem Lächeln spielt:
So, weinend, lächelnd grüß' ich dich, mein Land,
Liebkose dir mit meinen Königshänden!
Nähr' deines Königs Feind nicht, liebe Erde!
Nie labe seinen Räubersinn dein Süßes;
Nein, Spinnen, die dein Gift einsaugen, laß
Und träge Kröten ihm den Weg verlegen,
Zur Plag' und Hemmung dem Verrätherfuß,
Der dich mit Usurpatortritten stampft!
Gib Nesseln, scharf und stechend, meinen Feinden;
Und pflücken sie dir Blumen von der Brust,
So laß darin, ich bitte, Nattern lauern,
Die mit dem Giftstich ihrer Doppelzunge
Tod schießen auf die Feinde deines Herrn! —
Lacht nicht, ihr Herrn, als sinnlos der Beschwörung!
Die Erd' empfindet, und die Steine rüsten
Zu Kriegern sich, eh' daß ihr heimischer König
Des Aufruhrs schnöden Waffen unterliegt.

Gildemeister:

Ich grüße mit der Hand dich, theure Erde,
Obwol Rebellenrosse dich zerstampfen.
Wie eine Mutter, lang getrennt vom Kinde,
Beim Wiedersehn mit Thränen kost und Lächeln,
So weinend-lächelnd grüß' ich dich, mein Reich,
Und schmeichle dir mit meiner Königshand.
Nähr', liebes Land, nicht deines Herrschers Feind,
Lab' seine Gier mit deiner Süße nicht;
Laß deine Spinnen, die dein Gift einsaugen,
Und träge Kröten seinen Weg belagern
Und die Verrätherfüße peinigen,
Die dich mit räuberischem Schritt zertreten;
Beut scharfe Nesseln meinen Feinden dar,
Und pflücken sie von deiner Brust ein Blümchen,
So setz' als Wach' ihm eine gift'ge Natter,
Daß sie mit mörderischer Doppelzunge
Tod schleudert auf die Feinde deines Herrn! —
Lacht nicht der unempfundenen Beschwörung:
Denn diese Erde wird Gefühl erhalten,
Und diese Steine werden Krieger werden,
Eh' ihr geborner König straucheln wird
Unter den Waffen schnöder Rebellion.

Wir sehen zugleich aus dieser Probe, wie und inwieweit die neuen Uebersetzungen bei der Schlegel'schen Anleihe machen. Gildemeister borgt mit Recht den Vers: „Lacht nicht der unempfundenen Beschwörung", während Viehoff sich durch die Uebersetzung des „senseless" als „sinnlos" von Schlegel zu unterscheiden sucht. Doch ist die Schlegel'sche Uebersetzung, wie die folgenden Worte: „This earth shall have a feeling", beweisen, offenbar die richtige und der deutsche Ausdruck ein glücklicher Griff, der sich kaum verbessern läßt. Viehoff dagegen entlehnt von Schlegel den Schlußvers: „Des Aufruhrs schnöden Waffen unterliegt", während Gildemeister das „falter" treuer mit „straucheln" übersetzt.

Ein Vergleich der humoristischen Scenen in „König Heinrich der Vierte" zeigt, daß sich Gildemeister mehr als Viehoff an Schlegel angelehnt hat, indem diese Prosareden in der That keine großen Varianten der Uebersetzungskunst möglich machen, und aus bloßer Unterscheidungssucht abändern, was von selbst dem Uebersetzer sonst in die Feder geflossen wäre, erscheint als überflüssige Rücksichtnahme. Dennoch finden sich viele Stellen, wo Gildemeister den Vorsprung vor Schlegel hat und zu benutzen weiß. In der Rede, die Falstaff als König Heinrich an den Sohn hält, finden sich z. B. die Worte: „not in pleasure, but in passion". Schlegel übersetzt, mit abgeschwächtem Gegensatz: „Nicht im Scherz, sondern von Herzen", Viehoff richtiger: „Nicht im Scherz, sondern im Schmerz", am besten aber Gildemeister: „Nicht zum Zeitvertreib, sondern im Herzeleid." Hier zeigt der letztere das meiste „Stilgefühl"; denn hätte Shakspeare blos „Scherz" und „Schmerz" gegenüberstellen wollen, so hätten ihm dazu viel leichtere Worte dienen können. Das rechte Colorit kam hier durch eine mehr ungewöhnliche und pathetische Ausdrucksweise, durch schwerer wiegende Worte, und hier hatte Gildemeister den rechten Treffer.

Eine vergleichende Anatomie von Uebersetzungen kann nicht umhin, den Stil bis in sein feinstes Geäder zu verfolgen, denn wie aus Kieselpanzer der Infusorien die Erde, so baut sich aus solchen Stilatomen die Architektur des Ganzen auf. Indeß wäre es unbillig, blos nach herausgegriffenen Einzelheiten, wie es vielfach geschehen ist, Lob und Tadel an die Uebersetzungen austheilen zu wollen; denn der eine Uebersetzer ist an dieser Stelle, der andere an jener glücklicher.

Die schwunghaften und pathetischen Reden in „König Heinrich der Vierte" sind von Gildemeister stets mit einem gewissen graziösen Fluß wiedergegeben, ohne daß die eigenthümliche Sprödigkeit Shakspeare'scher Diction ganz in demselben hinwegschmölze. Man lese z. B. die Beschreibung, die Vernon in „König Heinrich der Vierte, erster Theil" (Act 4, Sc. 1) von dem Prinzen Heinrich entwirft, und Percy's Antwort:

Vernon.

Ganz wehrhaft, ganz in Waffen,
Ganz Flügel wie der Falk, der mit dem Wind
Auf Beute stößt, wie Adler frisch vom Bade,
Schimmernd in goldner Tracht wie Heil'genbilder,
So lebenstrotzend wie der Monat Mai
Und strahlend wie die Sonn' im hohen Sommer,
Wählig wie Geißlein, wild wie junge Stiere.
Ich sah den jungen Heinrich, Sturmhut auf,
Die Schienen auf den Schenkeln, stolz gewaffnet,
Aufspringen, ein geflügelter Mercur,
Und schwang so leicht in seinen Sattel sich,
Als ob ein Engel aus den Wolken schwebe,
Um einen feurigen Pegasus zu tummeln,
Die Welt mit edler Reiterkunst bezaubernd.

Heißsporn.

Genug, genug! Aerger als Märzensonne
Nährt dies Lobpreisen Fieber. Laßt sie kommen!
Sie kommen wie die Opfer, ganz in Staat;
Der flammenäugigen Jungfrau rauchiger Schlachten
Ganz heiß und blutend wollen wir sie opfern!
Gepanzert sitze Mars auf dem Altar
Bis an den Hals in Blut. Es macht mich heiß,
Daß dieser reiche Fang so nah' schon ist
Und noch nicht unser! Kommt, ich will mein Pferd probiren;
Das soll mich tragen wie ein Donnerkeil
An dieses Prinzen Brust! Heinrich an Heinrich,
Dampfendes Roß an Roß, zum Knäul geschürzt
Und nicht getrennt, bis einer stirbt und stürzt!

Die Rede Percy's ist hier treffend übersetzt; es geht ein gewisser heftiger leidenschaftlicher Zug durch dieselbe; „Der flammenäugigen Jungfrau rauchiger Schlachten" ist ebenso treu wie schwunghaft. Man vergleiche die Schlußverse mit Schlegel:

Heinrich auf Heinrich, Roß auf Roß gestellt,
Soll kämpfen, bis der ein' als Leiche fällt.

Wie matt und hart gegen Gildemeister!

Sieht man indeß genauer zu, so findet man, daß Gildemeister es mit der sprachlichen Treue nicht immer so streng nimmt, wie es mit Recht verlangt werden darf. Gleich die ersten Verse beweisen dies; sie lauten bei Shakspeare:

All furnish'd, all in arms,
All plum'd, like estridges that wing the wind.

Schlegel übersetzt treuer:

Ganz rüstig, ganz in Waffen, ganz befiedert
Wie Strauße, die dem Winde Flügel leihn.

Gildemeister verwandelt die Strauße in „den Falken, der mit dem Wind auf Beute stößt". Das Bild eines Vogels für das andere zu setzen, der von ihm total verschieden ist, muß schon für eine Verfälschung der dichterischen Anschauung gelten. Die Uebersetzung der Worte: „that wing the wind" ist aber entschieden falsch, eine unerlaubte Correctur einer Shakspeare'schen Hyperbel, die dem Uebersetzer geschmacklos erscheinen mag, ohne daß er das Recht hätte, sie in solcher Weise abzuschwächen. Shakspeare spricht von Straußen, „die den Wind beflügeln", eine kühne, auf der Spitze stehende, aber in ihrer Kühnheit blitzartig treffende Hyperbel, die bei Gildemeister ganz verwischt erscheint. Hin und wieder ertappen wir seine schwunghafte Muse auf derartigen, den Dichter allzu frei umgestaltenden Licenzen. Viehoff übersetzt treuer, aber schwungloser: „die dem Winde Flügel bieten". Dies hat indeß einen Doppelsinn und ist nicht so klar wie das Schlegel'sche: „dem Winde Flügel leihn".

Bei weitem leichter als die Uebersetzer der Historien haben es diejenigen, die mit Schlegel nicht zu concurriren brauchen, am leichtesten wol Paul Heyse, denn die Uebersetzung von „Antonius und Kleopatra" in der Tieck-Schlegel'schen Ausgabe ist eine der holprigsten. Heyse hat in seiner dichterischen Eigenthümlichkeit offenbar eine sehr geringe Verwandtschaft mit Shakspeare; denn Größe, Kraft, eine gewisse trotzige Herbheit des Stils liegen diesem gesitteten Zögling der Grazien fern. Gleichwol ist sein Formtalent vielgewandt genug, um auch eine ihm widerstrebende Eigenheit in der Uebersetzung treu abzuspiegeln. So darf seine Uebersetzung von „Antonius und Kleopatra" (drittes Bändchen der Bodenstedt'schen Ausgabe) als wohlgelungen betrachtet werden. Vergleichen wir nur die Beschreibung von Kleopatra's Fahrt auf dem Flusse Cydnus bei Tieck und bei Heyse. Wie steif, ungeschickt, durch Einschaltungen gehemmt, metrisch hölzern lautet sie bei jenem:

Die Bark', in der sie saß, ein Feuerthron,
Brannt' auf dem Strom; getriebnes Gold der Spiegel,
Die Purpursegel duftend, daß der Wind
Entzückt nachzog; die Ruder waren Silber,
Die nach der Flöten Ton Takt hielten, daß
Das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte,
Verliebt in ihren Schlag; doch sie nun selbst —
Zum Bettler wird Bezeichnung: sie lag da,
In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
Noch farbenstrahlender als jene Venus,
Wo die Natur der Malerei erliegt. (!)
Zu beiden Seiten ihr holdsel'ge Knaben,
Mit Wangengrübchen, wie Cupido lächelnd,
Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte
(So schien's) die zarten Wangen, die sie kühlten,
Anzündend statt zu löschen.

Agricola.

Ihm, welch Schauspiel!

Enobarbus.

Die Dienerinnen, wie die Nereïden,
Spannten, Sirenen gleich, nach ihr die Blicke,
Und Schmuck wird jede Beugung; eine Meerfrau
Lenkte das Ruder; seidnes Tauwerk schwoll
Dem Druck so blumenreicher Händ' entgegen,
Die frisch den Dienst versahn. Der Bark' entströmend
Betäubt' ein einz'ger Wohlgeruch die Sinne,
Der nahen Uferdämme; sie zu sehn
Ergießt die Stadt ihr Volk; und Marc Anton,
Hochthronend auf dem Marktplatz, saß allein,

Und pfiff der Luft, die, wär' ein Leeres möglich,
Sich auch verlor, Kleopatra zu schaun,
Und einen Riß in der Natur zurückließ.

Hiermit vergleiche man die Uebersetzung Heyse's, und man wird einen Maßstab dafür haben, wie sprachgewandt, fließend, ungezwungen gegenüber den undeutschen Wendungen der Schlegel-Tieck'schen sie erscheint, ohne in Bezug auf Treue gegen das Original zu sündigen:

Die Barke, drin sie saß, brannt' auf dem Wasser,
Hellglänzend wie ein Thron; der Spiegel Gold,
Die Purpursegel duftend, daß der Wind
Sie liebeskrank umflog; silberne Ruder,
Im Takt bewegt zum Spiel der Flöten, brachten
Die Flut, gleichsam verliebt in ihre Schläge,
Zu rascherm Fließen. Was sie selbst betrifft,
Ist alle Schildrung bettelarm. Sie lag
In ihrem Zelt aus Goldstoff, schöner als
Das Venusbild, an dem wir sehn, wie Kunst
Natur besiegt. Zur Seite holde Knaben
Mit Wangengrübchen, lächelnde Liebesgötter
Mit bunten Fächern, deren kühles Wehn
Die zarten Wangen schien in Glut zu tauchen,
Das Widerspiel von ihrem Thun.

Agricola.
Welch Schauspiel
Für Marc Anton!

Enobarbus.
All ihre Dienerinnen,
Als Nereiden warteten ihr auf,
Und jede Beugung ward zum Schmuck. Am Steuer
Saß eine wie ein Meerweib; seidnes Tauwerk
Bebt' unterm Druck so blumenweicher Hände,
Die flink den Dienst versahn. Der Bark' entströmte
Ein räthselhafter Wohlgeruch, zur Wonne
Für beide Ufer. Alles Volk der Stadt
Ergoß sich ihr entgegen, und Antonius
Blieb, thronend auf dem Marktplatz, ganz allein
Und pfiff der Luft, die, gäb's in der Natur
Ein Leeres, gern sich fortgestohlen hätte,
Kleopatra zu schaun, daß eine Kluft
Entstanden wär' im Raum.

Man vergleiche die letzten Monologe des Antonius und der Kleopatra in der alten und neuen Form, um den großen Fortschritt dieser neuen Uebersetzung zu erkennen, durch welche viel dem Anschein nach Ungenießbares, weil durch die frühere Verdeutschung Verkrüppeltes und Entstelltes, erst allgemeinem Genuß zugänglich gemacht wird.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein deutsches Nationalwerk.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Erster Band. A—Gothen. Leipzig, Brockhaus. 1867. 4. 10 Thlr.*)

Daniel Sanders beginnt die Vorrede zu seinem Wörterbuch mit den Worten:

> Wer ein solches Werk unternimmt, kann natürlich von vornherein sich die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten nicht verhehlen, die damit verbunden sind. Aber er überblickt sie doch eben nur im ganzen und großen, denn sähe er mit voller Klarheit sie im einzelnen so vor sich, wie im Verlauf der Arbeit er sie einzeln durchzumachen und zu überwinden hat: ich zweifle, ob je einer zu einem solchen Werk sich entschlösse.

Der Herausgeber des „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" stimmt gewiß in diesen Stoßseufzer ein: wie sehr er sich schon über den Umfang seines Unternehmens täuschte, beweisen ein paar Zahlen. In den Ankündigungen des Werks wurden „mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter" versprochen; der erste von den vier Bänden enthält schon etwa 60000 Wörter, darunter 45000 deutsche, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird der erste Band keineswegs der reichhaltigste sein, da in ihm doch eben die ersten Buchstaben stehen, deren Inhalt noch der anfänglichen Berechnung entspricht. Die von Lieferung zu Lieferung steigende Vollständigkeit des Werks ist ein erfreuliches Zeichen auch der Theilnahme, die es gefunden. So günstig nun die Kritik auch die ersten Lieferungen aufnahm, es würde heute ungerecht sein, nach ihnen, zu denen gewiß reichhaltige Nachträge bevorstehen, das Werk zu beurtheilen; im ganzen wird es doch wol mindestens in der Vollständigkeit der Schlußlieferungen des ersten Bandes sich halten und darf beanspruchen, nach diesen gemessen zu werden.

*) Wir kommen noch einmal auf das rüstig fortschreitende und in vieler Hinsicht bedeutsame Unternehmen zurück, da die allgemeine Theilnahme für dasselbe wach zu halten Pflicht ist. D. Red.

Ueber die Wichtigkeit der Sprichwörter für die Sprachforschung, die Culturgeschichte und die Volks- und Völkerpsychologie bedarf es dem Leserkreise d. Bl. gegenüber keiner Auseinandersetzung; die Berechtigung und der Werth der Aufgabe, sie übersichtlich in möglichster Vollständigkeit zu sammeln, ist gewiß unzweifelhaft, die Art ihrer Lösung allein kann Gegenstand der Besprechung sein.

Bei der Frage zunächst, was aufzunehmen sei, hat der Herausgeber gewiß recht und sogar die Verpflichtung, den Begriff „Sprichwort" nicht in der sonst ja allerdings berechtigten beschränktern Auffassung zu nehmen, welche den volksthümlichen Spruch und die sprichwörtliche Redensart ausschließt. Wer möchte wol besonders die letztere vermissen? Quelle ist, genau genommen, einzig und allein der Volksmund, nur durch ihn wird ja ein Wort zum Sprichwort. Noch weiter zurückgehend ließe sich behaupten: irgendjemand muß doch das Wort zuerst ausgesprochen oder geschrieben haben, auch jedes Sprichwort ist Citat; aber gar winzig wäre das Häuflein von Sprichwörtern, deren Erfinder sich angeben ließen, und wo sie wirklich angegeben werden, zeigt sich bei genauerer Untersuchung meist noch, daß es sich nicht um die erste Anwendung eines neuen, sondern nur um eine glückliche und durch besondere Umstände bekannter gewordene, nicht immer sehr authentische Verwendung eines bereits vorhandenen Sprichworts handelt. Daß es nun aber einem einzelnen unmöglich ist, direct aus dem Volksmunde die gesammte goldhaltige Scheidemünze zu sammeln, das liegt auf der Hand, er hat sich also zu Nutze zu machen, was andere gesammelt und durch den Druck bekannt gemacht haben, und muß auf diese als seine Gewährsmänner sich berufen. Wollte er dabei die Literatur nur so weit benutzen, als es sich um ausdrücklich so benannte Sammlungen

handelt, wie das allerdings manche Herausgeber solcher Werke bequemerweise gethan haben, so wäre wieder an Vollständigkeit nicht zu denken. Haupthülfsquellen sind vielmehr besonders diejenigen Druckschriften, welche so geschrieben sind, wie das Volk spricht, und die daher dem Volksmunde gleichzuachten sind. Hier ist es daher Wander als besonderes Lob anzurechnen, daß er für seinen Zweck mit Eifer auf die Ausbeute von Kalendern, Zeitungen, Predigten und populären Werken aller Art bedacht ist. Es gibt Gelehrte, welche mit Naserümpfen auf diese Literatur herabsehen, aber sie werden schwerlich bestreiten können, daß Schriften, welche das Volk liest, versteht und liebt, eben in des Volkes Sprache abgefaßt sein müssen, und nach nichts anderm als der Volkssprache ist hier die Frage. Da das Lexikon nicht nur den gegenwärtig circulirenden Sprichwörterreichthum, sondern auch das Gemeingut früherer Generationen registriren will, welches nur zum Theil in den Gebrauch der Nachkommen übergegangen ist, so wird für die Vorzeit die Benutzung solcher Quellen doppelt wichtig, denn so dürftig waren die Sprichwörterschätze unserer Vorfahren nicht, daß sie mit den gleichzeitigen Sammlungen erschöpft wären. Die Sammler des 16. und 17. Jahrhunderts haben weder die zu ihrer Zeit lebendigen Sprichwörter vollständig aufgezeichnet, noch ist alles, was sie unter solcher oder ähnlicher Bezeichnung zusammengestellt haben, wirklich Sprichwort, wenn auch einseitige Gelehrsamkeit mit einem Namen wie Agricola, Franck, Lehmann u. s. w. jeden Satz in seinem parömiologischen Werthe für hinreichend beglaubigt hält.

Daß diese ältern Sammler durchaus zu benutzen sind, ist selbstverständlich und auch von Wander getreulich — vielleicht zu getreulich — befolgt; es ist ja von hohem Interesse, zu erforschen, wer so ein flüchtiges Sprichwort zuerst auf die Schreibfeder gespießt, in welcher Form es demselben begegnete, und welche Veränderungen damit durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab vorgegangen, oder ob es in wesentlich derselben Gestalt den verschiedenen aufeinanderfolgenden Generationen geläufig und lieb geblieben. Als zeitliche Grenze seiner Inventarisirung hat Wander den neuhochdeutschen Zeitraum angenommen; nur wo einem Wort selbst höheres Alter in unserer Sprache oder ein älterer naher Verwandter nachzuweisen ist, wird, wenigstens in den letzten Lieferungen, auch die mittelhochdeutsche Fassung als Note beigebracht. Den löblichen Zweck, genaue Citate zu liefern, erreicht Wander mehr und mehr, besonders seitdem er dahin gekommen ist, in diesem Punkte dem darin äußerst unzuverlässigen Eiselein nicht mehr zu trauen, und in Fällen, wo sich dessen Hinweis auf andere Gewährsmänner nicht verificiren läßt, nur ihn selbst citirt, nicht den von ihm Citirten.

Interessant wie die Vergleichung der heutigen Fassung mit den ältern, ist die der hochdeutschen Form mit den mundartlichen. Wo die Verschiedenheit der letztern nur die von dem Dialekte buchstäblich bedingte ist, da ist in der Regel nur Eine Form aufgenommen und das Vorhandensein der andern mit Nachweisen angedeutet, bei verschiedenen Nuancirungen aber sind sie gleichberechtigt nebeneinander aufgeführt. Die Mundarten stellen ein zahlreicheres und großentheils auch interessanteres Contingent als die neuhochdeutsche Schriftsprache, Vollständigkeit aber ist in ihnen noch schwerer zu erreichen, und um so dringender zu wünschen, daß der Herausgeber durch directe Localsammlungen in allen Gegenden unterstützt werde: jeder ohne Ausnahme ist hier zur Mitarbeiterschaft berufen, um die Wander immer aufs neue, allerdings auch mit erfreulich steigendem Erfolge, bittet. Die prägnanten Eigenthümlichkeiten in der Weltanschauung und Lebensphilosophie, welche den mundartlichen Sprichwörtern, ganz abgesehen von dem sprachlichen Interesse, so besondern Reiz verleihen, drohen mit der für alle Gauen mehr und mehr die gleiche Durchschnittshöhe erreichenden, gleichartigen Cultur noch schneller sich auszugleichen, als die scharfen Nuancirungen der Dialekte selbst: was heute noch zu sammeln möglich ist, wäre für die folgende Generation großentheils schon unrettbar verloren.

Die Vollberechtigung der dialektischen Sprichwörter wird von niemand angezweifelt, und doch sind manche wunderlicherweise der Meinung, nur diejenigen Sprichwörter seien echt, welche Gemeingut des ganzen Volks sind. Aber wie die mundartlichen Sprichwörter echt sind, obgleich es keine Mundart gibt, in der das ganze Volk redet, ebenso haben die Sprichwörter, welche ihren Umlaufsbezirk in einem Gewerbe, einer Berufsklasse, einem Orte haben, das Recht, die Aufnahme zu fordern, und wie die mundartlichen verhalten sich auch z. B. die jüdischdeutschen.

Für die Anordnung des gesammelten Stoffs machte die Bedingung der das sofortige Auffinden ermöglichenden Uebersichtlichkeit die einfach lexikalische Folge nach dem Alphabet nothwendig, wobei die Vergleichung des dem Sinne nach Aehnlichen durch Verweisungen erstrebt werden muß. Nummern wie Aal 21, Eule 77, Frosch 87, Finger 152 und eine ganze Zahl anderer, von Wander am Schluß des ersten Bandes noch besonders zusammengestellt, beweisen, daß der Herausgeber auch in dieser Beziehung das Mögliche zu erreichen sucht. Mehr würde nur auf Kosten der Vollständigkeit zu erreichen sein, da Verweisungen auf Folgendes nur bei abgeschlossenem Manuscript thunlich wären: wir wollen darauf lieber einstweilen verzichten und uns der Fortsetzung des Sammelns freuen. Die Wörter nach dem Anfangsbuchstaben des zufällig voranstehenden Satzgliedes zu ordnen, ging nicht wohl an: Artikel „Es" wäre wahrscheinlich der längste geworden, aber wer möchte in ihm suchen? Harrebomée in dem „Spreekwoordenboek" bringt jedes Sprichwort der Reihe nach unter dem Anfangsbuchstaben jedes in ihm vorkommenden Substantivums und etwa sonst noch hervorzuhebenden Worts, damit aber ist für Größe der Ziffern und des Volumens mehr, als für wirkliche Uebersichtlichkeit gewonnen, und die Sicherheit des Findens muß man mit der Unbequemlichkeit des Suchens unter vielem Ueberflüssigen und des Vorstudiums von Vorbemerkungen und Anleitungen bezahlen. Wander ordnet nach dem Stichwort, wobei überwiegend jedes Sprichwort nur einmal aufgeführt zu werden braucht. Bei einiger Gewöhnung findet man danach alles Gesuchte leicht, denn innerhalb desselben Stichworts ist das darunter Fallende allerdings alphabetisch geordnet; so zwar, daß diejenigen Wörter den Vortritt haben, welche in einer für jede

Anwendung durchaus gleichbleibenden Form auftreten, unter jedem als Ueberschrift gesetzten Stichwort besonders fortlaufend gezählt. Die Zählung geht dann weiter, aber mit hinzutretendem * für diejenigen sprichwörtlichen Redensarten, Vergleichungen u. s. w., deren Subject, resp. Object (meist ein Pronomen), in der Anwendung nach Bedarf variirt wird. Allegirt sind ungezählt die jedem Wort entsprechenden Redensarten fremder Völker, wo thunlich, in der Ursprache.

Bedenklich sind manche Uebersetzungen ausländischer Sprichwörter, welche in Reih und Glied mitzählen. Wander hat das selbst gefühlt, er spricht sich darüber in der Vorrede (S. XIII) folgendermaßen aus:

Als Grundsatz gilt, daß fremde Sprichwörter nie im Text des Werkes selbst unter den deutschen mit fortlaufender Nummer stehen sollen. Es kommen indeß solche Fälle vor, und zwar in den ersten Bogen mehr als in den spätern; und ich habe sie unter Angabe der Quelle für den Zweck stehen lassen, daß sich sinnverwandte deutsche finden, denen sie später in Notenform beigefügt werden können.

Die Entschuldigung trifft nicht ganz zu, denn wer könnte dafür stehen, daß das sinnverwandte deutsche Wort gerade an denselben Ort hinpassen würde, den sein Stellvertreter einstweilen eingenommen hat? Aber diese Fälle werden von Lieferung zu Lieferung seltener und hören künftig hoffentlich ganz auf.

Die mundartlichen Wörter sind unter das hochdeutsche Stichwort mit eingeordnet, doch steht z. B. Fiddik allein, obgleich das hochdeutsche Fittich keineswegs fehlt, auch Glû ist nicht als hochdeutsch „glau", Fürmöser nicht als „Feuermörser" erkannt.

Irrthümliche Einrangirungen von Mundartlichem sind:

Freude 14: „Dat giwt Frêd in'n Land, säd' de Bûr, da lêt he sînen Biern sniden (Hamburg). Höfer, 124", welches hochdeutsch ja lauten würde: „Das gibt Frieden im Lande" u. s. w.

Fangen 9: „Wer Ise fingt, wie 'ne Lus, sölls hei trage is Hus. Schweiz, 120, 124" = „Wer Eisen findet" u. s. w. In Finden 1: „Dos fingt sich, sagt der Bauer (Görlitz)", ist ja derselbe mundartliche Lautwechsel, und in Finden 13: „Findest du etwas so klein wie eine Laus, so heb' es auf und trag's ins Haus", eine hochdeutsche Variante jenes misverstandenen schweizerischen Worts, dem plattdeutsch im Volksmunde vorkommende Fassungen noch genauer entsprechen, z. B. in Pommern: „Nimm Isen up un draog't nach Hus, is't uk nich gröter, as'n Lus."

„Baddersch" kommt zweimal unter Gevatter, statt unter Gevatterin vor.

„Gstrub ist au Lub. Tobler, 244", steht unter „Gestrub" als Stichwort, und erklärend ist dazu bemerkt: „Schlimm, schlecht, wüst. Gestrubs Wetter, an gstrubna Weg. Auch das Unangenehme hat wieder etwas Angenehmes." Referent übersetzt: „Gestrüpp ist auch Laub", wonach auch die Sinndeutung etwas anders würde.

Ueber das rechte Maß der Noten werden die Ansichten sehr auseinandergehen. Die Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit sprachlicher Andeutungen kann bei dem Mangel eines allgemeinen Wörterbuchs der deutschen Mundarten nicht wohl bestritten werden, auch die kurzen historischen, geographischen und naturhistorischen Rechtweisungen müssen wol für unentbehrlich gelten; aber was darüber hinaus der eine für völlig überflüssig hält, ist dem andern sehr nothwendig, und wie er es auch angestellt hätte, hier würde der Herausgeber immer Widerspruch von dieser oder jener Seite gefunden haben.

Auf den ihm in diesem Punkte gemachten Vorwurf des Mangels an Objectivität antwortet Wander (S. XXIV) ausführlich; es heißt dort unter anderm:

In der Objectivität so weit zu gehen, daß der deutsche Sprichwörterschatz keine Spuren von dem Leben, das der Verfasser darin niedergelegt hat, erkennen lasse, ist nicht nur nicht meine Absicht, ich halte es geradezu für unmöglich; und wäre es möglich, so würde für mich die Ausführung kein Interesse haben. Interesse hat für mich nur eine Schrift, in der ich etwas Leben ihres Verfassers miterhalte, in der ich seinen Pulsschlag fühle, selbst wenn er nicht in meiner Weise schlägt. Ich bedarf Leben zur Erfrischung meines Lebens, nicht nur gedruckte Buchstaben. Ich bin ein Subject, und will — auch wenn mich die einen oder andern für ein schlechtes halten — ein Subject bleiben, und mich als solches offenbaren. Ich verspreche übrigens, die strengste Disciplin über dies Subject zu üben; nur bis zur Selbstvernichtung will ich nicht gehen.

Ohne „Selbstvernichtung" zu werden, könnte aber in der That die Disciplin hier und da wol etwas weiter gehen. Unter Glauben *156 steht: „Ich wil glauben wie der Köler glaubt. Agricola I, 234", und dazu in der Note: „D. h. ich will lieber die Meinungen anderer ungeprüft annehmen, als selber denken und prüfen." Man spricht heute allerdings in diesem Sinn und Ton von Köhlerglauben, wenn aber das Wort in der Form des 16. Jahrhunderts dasteht, sollte auch der Sinn angedeutet sein, den jenes Jahrhundert mit dem Worte verband, und dem Leser nicht verhehlt sein, daß vor 300 Jahren das ein Lob war, was heute Verachtung ausdrückt. Agricola hat die angeführte Fassung als Ueberschrift, während er im Text der mehr als fünf Seiten langen Ausführung als die sprichwörtliche Form angibt: „Des kolers glaub ist der beste glaub." Latendorf macht es dem niederländischen Sammler Harrebomée schon zum Vorwurf, daß er das Wort nur anführt, ohne jene Andeutung zu geben, mehr also noch muß hier Wander vorgeworfen werden, für den, da er Agricola citirt und überhaupt eine Erklärung für nöthig hält, solche Andeutung geradezu Pflicht war. Es heißt bei Latendorf („Agricola's Sprichwörter u. s. w.", Schwerin 1862, S. 152) ganz recht:

In dem Sinne, wie man heute den Köhlerglauben der wissenschaftlichen klaren Erkenntniß gegenüberstellt, kennt Agricola dieses Sprichwort nicht; ihm bezeichnet der Ausdruck Köhlerglaube nur die einfache kindliche Frömmigkeit, namentlich im Gegensatz zu mönchischer Selbstüberhebung. Den blinden Autoritätsglauben bekämpft Agricola nicht minder ernst, als es unsere Zeit nur immer thun mag. Im Niederländischen hingegen möchte man aus der bloßen Anführung Harrebomée's: „Het is een Kohlenbranders geloof", schließen, sei nur die moderne Auffassung herrschend; man würde aber so zu leichtfertig schließen u. s. w.

Auffällig ist auch die Bemerkung zu Fangen 4: „Iarst fang, do floai (Föhr)." „Erst fangen, dann das Fell abziehen, das ist der Gang der Welt. Erst lockt man einen durch Schmeichelei und Heuchelei in die Falle und danach mishandelt man ihn." Schmeichelei, Heuchelei und eine Falle stecken doch nicht in dem Wort mit seinen Imperativen, das nur eine kurze Fassung des alten Rathes ist:

Freiligrath erwiderte mit einem Hoch auf das einige und vor allem das freie Deutschland. Die Turner aus Rheinland-Westfalen luden den Dichter zu ihrem Turnfest ein. Auch wir heißen den Dichter in der Heimat willkommen und hoffen auf neue Spenden seiner Muse.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Saturday Review" vom 20. Juni d. J. entnehmen wir folgende Beurtheilungen deutscher Werke der jüngsten Vergangenheit.

Ueber Dühring's „Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie" sagt sie: „Die Lehre: Schutz für die heimische Industrie, sollte allerdings jetzt als falsch aufgegeben sein; doch es ist nur eine einfache Thatsache, daß man sie außer in England nirgends so betrachtet. List, der größte deutsche, und Carey, der größte amerikanische Nationalökonom, behaupten, es könne keine allgemeine Regel in diesem Punkte aufgestellt werden, und es könne Verhältnisse geben, unter welchen Schutz nicht blos heilsam, sondern sogar unentbehrlich sei. Diese Ansicht findet bei den vorurtheilslosen Fabrikanten des Zollvereins entschiedenen Beifall, und ihre Interessen sind es, welche dem leidenschaftlichen Angriff Dühring's auf die Verkleinerer Carey's, d. h. die tonangebenden Volkswirthschaftslehrer von der Freihandelsschule, zu Grunde liegen. Er ist hauptsächlich gegen Bastiat gerichtet, den er beschuldigt, von Carey und dem englischen Handbuchschreiber Stuart Mill gestohlen zu haben. Diejenigen unter uns, welche von der Anwesenheit eines Philosophen im Unterhause Gefahr für den Staat befürchtet haben, werden sich trösten, wenn sie erfahren, was für ein außerordentlich armseliges Geschöpf Mr. Mill ist."

Ueber Frenzel's „Neue Studien" lesen wir: „Ein Band Essays von Karl Frenzel vereinigt nicht wenig Geist mit der gewöhnlichen Gründlichkeit der deutschen Kritik in sich. Einige sind historischen, andere ästhetischen Inhalts. Der bemerkenswertheste unter den letztern ist einer über Victor Hugo's spätere Schriften. Die Abnahme dieses einst mächtigen Geistes wird mit schonungsloser Strenge beleuchtet, wobei der Verfasser jedoch vielleicht bei seiner augenscheinlichen Abneigung gegen solche Leistungen des esprit français, welche nicht, wie Renan's «Apostel», dem deutschen Einfluß zugeschrieben werden können, etwas zu gereizt erscheint. Dem letztgenannten Werke wird in einer sehr anziehenden Besprechung mehr als gebührendes Lob gespendet. Des Verfassers Misfallen an dem modernen Cäsarismus hat ihn zu einer geschickten Vertheidigung des Tacitus gegen die Angriffe der widersinnigen Bewunderer eines Nero und Tiberius bestimmt. Daß diese seltsamen Beweisgründe im allgemeinen von der Kant'schen Schule ausgehen, ist ein bedeutungsvoller Commentar zu der Unfehlbarkeit, welche ihrem Untersuchungsverfahren beigelegt wird. Die Essays über Edgar Poe und Kaulbach's Fresken in Berlin zeugen von dichterischem Gefühl sowol wie von kritischer Schärfe."

Ueber Düntzer's: „Aus Goethe's Freundeskreise" heißt es: „Es ist ziemlich ärgerlich, wenn man findet, daß das, was vorgeblich ein Verzeichniß der Freundschaften Goethe's sein soll, sich als ein Katalog von Misverständnissen und Feindseligkeiten erweist. Man kann aus Düntzer's Titel kaum schließen, daß sein Werk eine Vertheidigung Goethe's gegen alle Beschuldigungen sein will, die gegen ihn erhoben worden sind, daß er A. kurz abgefertigt, oder B. vernachlässigt, oder von C. gestohlen habe. Einen Wohlthäter der Menschheit vor unverdientem Tadel in Schutz zu nehmen, ist zweifelsohne ein lobenswerthes Vorhaben, allein man muß bedauern, daß dabei so viel halbvergessener Skandal aufgewühlt wird, wovon das meiste von selbst aussterben würde, wenn man es nur unberührt lassen wollte. Es folgt daraus, daß Düntzer's Werk nicht sehr angenehm zu lesen ist; in der That, sein Mangel an Anziehungskraft steht in genauem Verhältnisse zu dem Eifer, der Beharrlichkeit und der minutiösen Forschung des geachteten Verfassers. Es ist daher eine Genugthuung, erklären zu können, daß niemand nothwendigerweise das Buch zu lesen braucht und die Welt wohlthut, es mit dem Gegenstand, den es behandelt, in Vergessenheit fallen zu lassen."

Endlich sagt die „Saturday Review" über Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie": „Der Verkehr mit seinem berühmten Bruder scheint so oberflächlicher Art gewesen zu sein, daß er die Geringfügigkeit seines Beitrags zu der Biographie des Dichters entschuldigt. Das ihm zu Gebote stehende Material hat er aufs beste benutzt; es sind lediglich einige Anekdoten, zu charakteristisch, um als trivial bezeichnet zu werden, und einige Briefe, die sich hauptsächlich auf Privatangelegenheiten beziehen und aus einer viel größern, in den Händen der Familie sich befindenden Sammlung ausgewählt sind. Von den vielbesprochenen Memoiren wird nichts erwähnt. Ohne Ansprüche auf seines Bruders Witz ist Maximilian dennoch ein geistreicher Schriftsteller und seine Broschüre lesenswerth. Die von seinem Bruder hauptsächlich geschilderten Seiten des Charakters Heine's sind sein Hang zu losen aber gutmüthigen Streichen und seine Familienliebe, welche, wie gewöhnlich bei seinen Glaubensgenossen, tief und aufrichtig gewesen zu sein scheint."

Bibliographie.

Agthe, C., Anhang zu dem Buche: Die Parabase und die Zwischenakte der alt-attischen Komödie. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Antwort auf „Zwei Jahre Hietzinger Politik". Braunschweig, Bruhn. Gr. 8. 4 Ngr.

Baer, K. v., Das neuentdeckte Wrangells-Land. Dorpat, Gläser. 8. 7½ Ngr.

Brunier, L., Kurland. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Christern, W., Versuch einer pragmatischen Bildungs- und Entwicklungsgeschichte der Evangelien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Dessauer, M., Spinoza und Hobbes. Begründung ihrer Staats- und Religionstheorien durch ihre philosophischen Systeme. Breslau, Schletter. Gr. 8. 10 Ngr.

Droz, G., Das Blaubuch von Fräulein Cibot. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Zoller. 2 Bde. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Graf Hermann. Drama. Für die deutsche Bühne bearbeitet von A. E. Badaire. Prag, Ehrlich. 16. 8 Ngr.

Frerichs, J. H., Das Spiel. Norden, Soltau. Gr. 16. 6 Ngr.

Die Gegenwart. Uebersicht der wichtigsten politischen Ereignisse der Jetztzeit. Herausgegeben von M. Waldeck. 1ster Jahrgang. 12 Lief. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 1 Thlr.

Güder, E., Ueber das Wunder. Ein Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hilty, C., Theoretiker und Idealisten der Demokratie. Entgegnung auf die von Herrn Bundesrath Dr. Dubs verfaßte Schrift über die Fortentwickelung der schweizerischen Demokratie. Bern. 8. 4 Ngr.

Jaraczewsky, A., Die Geschichte der Juden in Erfurt, nebst Noten, Urkunden und Inschriften aufgefundener Leichensteine. Grösstentheils nach primären Quellen bearbeitet. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.

Immer, A., Der Unsterblichkeitsglaube im Licht der Geschichte und der gegenwärtigen Wissenschaft. Akademischer Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Joinville, Prinz v., Sadowa. Uebersetzt von W. Beß. Hamburg, O. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Kanitz, F., Serbien. Historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859—1868. Leipzig, Fries. Lex.-8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Kremer, A. v., Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Der Gottesbegriff, die Prophetie und Staatsidee. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kuhn, J. M., Don Alfonso, Schirmherr der Zunft im Kampfe mit dem medicinischen Wühlhuber im Aargau. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Die Zunftkrankheit in der Medicin. Blicke in das aargauer medicinische Stillleben. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Lindner, A., Katharina die Zweite. Ein Trauerspiel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Maurer, K., Ueber die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache. München. 1867. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meves, D. W. v., Die litterärischen Gäste in Rußland. Leitfaden. Dorpat. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Muffat, K. A., Ueber die Grösse und Schicksale der Entschädigungen, welche dem Hause Wittelsbach für die Abtretung der Mark Brandenburg von dem Kaiser Karl IV. verschrieben worden sind. München, Franz. 1867. Gr. 4. 24 Ngr.

Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. 1ster Thl. 1ste Hälfte. — A. u. d. T.: Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Othello, der Justizmord von Venedig. Vom Verfasser der „Freiherren von Regensberg" (F. Locher). Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Prinzeps und sein Hof. Vom Verfasser der „Freiherren von Regensberg" (F. Locher). Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Vogel, A., Denkrede auf Heinr. Aug. v. Vogel. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaft am 28. März 1868. München. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 16. Juli 1868.

Baker's Reisen in Abyssinien.

Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Forschungsreise vom Atbara zum Blauen Nil und Jagden in Wüsten und Wildnissen. Von Sir Samuel W. Baker. Zwei Bände. Autorisirte deutsche Ausgabe von Friedrich Steger. Mit 24 Originalillustrationen in Holzschnitt, einem Doppelporträt und zwei Karten. Braunschweig, Westermann. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Sir Samuel White Baker ist eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein sehr guter Erzähler und ein durchaus vorurtheilsfreier Mensch. Daß er als Forschungsreisender unter den ersten dasteht, seit er den Mwutan Nzige, das zweite große Nilbecken, entdeckt hat, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden. Worauf er aber selbst am meisten gibt, das ist die bis zur Vollkommenheit gediehene Ausbildung, die er in allen Stücken der edeln Weidmannskunst erlangt hat. Die Kenner in seinem Vaterlande gestehen ihm willig die Palme zu, selbst vor Baldwin und Cumming, die doch auch ein Erkleckliches in der Ausrottung afrikanischer Riesenthiere leisteten. Dabei angelt er mit derselben Gemüthsruhe und sportsmäßigen Gewissenhaftigkeit in den Nilzuflüssen wie in einem forellenreichen See Schottlands und erfordert es die Lage, so tritt er auch als Boxer auf, der einen kunstgerechten Doppelhieb zu führen weiß, welcher Mund und Magen des Gegners gleichzeitig treffend, diesen blitzschnell niederstreckt. Das männliche Aeußere, die kräftige Gestalt unterstützen ihn ganz besonders unter den wilden Horden Innerafrikas, die von geistiger Ueberlegenheit nichts wissen, wol aber vor der physischen Stärke zurückschrecken. Trefflich schickt er sich in alle Lagen, erträgt Hunger, Durst, Elend jeglicher Art, den Kampf mit wilden Thieren wie feindlichen Menschen und behält mit eiserner Consequenz immer das große Ziel im Auge. Je mehr wir ihm auf seinen Pfaden folgen, desto mehr interessiren wir uns für seine Person, und wäre dieses Interesse noch einer Steigerung fähig, sie würde dann stattfinden, wenn wir sehen, welch weiches Gemüthsleben in der rauhen Schale dieses Weidmanns steckt. Er hat die Gefährtin seines Lebens nicht zurücklassen wollen und führt sie durch alle Abenteuer der wilden Reise mit hindurch. Müde und mit wunden Füßen, oft dem Tode nahe, folgt sie ihm, durch Liebe geleitet, in allen Mühseligkeiten nach und rettet ihn in Zeiten des Elends und der Krankheit durch ihre zarte Pflege.

Angehaucht von dem orthodoxen Geiste der englischen Hochkirche oder durch ihre Verbindung mit dem Missionswesen zeigt sich bei vielen englischen Forschungsreisenden, die sonst sehr Tüchtiges leisteten, wie Speke und Livingstone, ein in manchen Dingen befangener Blick, eine gewisse Unklarheit und häufig eine sauersüße Miene, die uns nicht behagen will. Sie sehen die Völker im Innern Afrikas unter dem Gesichtspunkte einzelner Kapitel und Stellen in der Bibel an und verdüstern durch übelangebrachte Philanthropie ihr Urtheil. Baker, der hierin neben dem ausgezeichneten Burton steht, ist, allerdings nicht zur Freude der Leute von Exeter Hall, gänzlich frei von derartiger Weltbrüderlichkeit; er nimmt die Dinge nackt und kahl, wie sie sind, und trifft dabei den Nagel auf den Kopf. Doch in Einem Stücke ist er echter Engländer, der die Interessen für das Wohl und Wehe der großen Industrie seines Vaterlandes mit bis in das Herz Innerafrikas hineinnimmt; er kann es nicht unterlassen eine fruchtbare Gegend mit Rücksicht auf ihre Anbaufähigkeit für Baumwolle zu untersuchen. Cotton-supply ist eine zu wichtige Lebensfrage für England geworden und wie wollte man es da einem britischen Kinde verargen, wenn es Vorschläge für den Anbau des unentbehrlichen Webestoffs in den Einöden Afrikas macht?

Baker's Reise im Gebiete des Blauen Nil und Atbara war nur eine großartige Vorbereitung zu seiner Entdeckungsfahrt nach der Quelle des sagenhaften Stroms. Er wollte sich mit der afrikanischen Natur vertraut machen, die wichtige arabische Sprache im Umgang mit den Bewohnern erlernen und sich gegen das gefährliche Klima

abhärten. Am 15. April 1861 segelt er den Nil aufwärts, aufmerksam jene geheimnißvollen Wasser verfolgend, deren Spur er bis zur Quelle nachgehen will, um das alte Wort caput Nili quaerere zu Schanden zu machen. In Korosko angelangt, begibt er sich quer durch die Nubische Wüste, schneidet so die westliche Biegung des Nil ab und erreicht in siebentägigem, forcirtem Kamelmarsche den Fluß wieder bei Abu Hamed. Weitere acht Kameltagereisen führen ihn am Rande des Nil nach Berber und nur wenige Meilen südlich von dieser Stadt trifft er auf die Mündung des riesigen Atbara, des letzten Nebenflusses, den der Nil überhaupt empfängt. Hier steht Baker am eigentlichen Ausgangspunkte seiner Reise in das weite, ebene, von periodisch anschwellenden Flüssen durchströmte Gebiet, welches vor ihm allerdings schon von vielen europäischen Forschern durchzogen war, von keinem jedoch so gut charakterisirt wurde, wie von ihm.

Der Atbara bringt die ganzen Wasserfluten des östlichen Abyssinien herab, indem er als Zuflüsse in seinen Hauptstrom den Setit oder Takazzié, nebst dem Salam und Angrab aufnimmt. Obgleich zur Regenzeit ein bedeutender Strom, ist der Atbara doch mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und als Baker ihn am 15. Juni zum ersten male erblickte, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Theil der Wüste, durch welche er floß. In kleinen Zwischenräumen zeigte der Strom Pfuhle oder Teiche, die unter dem allgemeinen durchschnittlichen Niveau des Flußbettes liegen. In diesen Wasserlöchern, von denen manche eine englische Meile lang sein mögen, versammeln sich, wenn der Strom verschwindet, alle Bewohner desselben: Krokodile, Nilpferde, Schildkröten, Fische in außerordentlicher Anzahl, bis der Anfang der Regenzeit in Abyssinien sie wieder in Freiheit setzt, indem dann eine frische Wassermenge das trockene Flußbett herabgebraust kommt. Dieses gewaltige Naturereigniß, so bezeichnend für die abyssinischen Ströme, schildert Baker folgendermaßen:

Die kühle Nacht kam und gegen 9 Uhr lag ich im halben Schlaf am Flußufer, als ich einen Ton zu hören glaubte, der wie ferner Donner klang. Seit Monaten hatte ich einen solchen Ton nicht gehört. Das dumpfe ununterbrochene Rollen nahm an Stärke zu, blieb aber immer noch fern. Kaum hatte ich den Kopf gehoben, als im arabischen Lager ein Gewirr von Stimmen, verbunden mit dem Geräusch laufender Menschen, entstand, und wenige Minuten darauf Araber in mein Lager stürzten und meinen Leuten in der Dunkelheit zuriefen: El bahr, el bahr! Der Fluß, der Fluß! Viele Leute schliefen auf dem reinen Sande des Strombettes, diese wurden von den Arabern rasch geweckt und kaum waren sie heraufgestiegen, als das Rauschen des Wassers sich unter uns hören ließ und uns verkündete, daß der Atbara uns erreicht habe. Alles war Dunkelheit und Verwirrung, jedermann sprach und niemand hörte. Das große Ereigniß war eingetreten, der Fluß war gekommen wie der Dieb in der Nacht. Am Morgen des 24. Juni stand ich am Ufer des edeln Atbarastroms. Ich sah ein Wunder der Wüste! Gestern lag da ein nackter Streifen glühenden Sandes mit einem Saum verdorrter Bäume und Büsche — aber in Einer Nacht war eine geheimnißvolle Veränderung eingetreten. Eine Armee von Wasser eilte dem trockenen Flußbette zu. Gestern noch Dürre und Trostlosigkeit, und heute floß ein prächtiger Strom, fünfhundert Schritt breit und funfzehn bis zwanzig Fuß tief durch die schreckliche Wüste.... Obgleich ich eben erst am Anfange meiner Arbeit stand, fühlte ich, daß die Erfahrung dieser Nacht mir einen Einblick in einen Theil des Nilgeheimnisses gegeben hatte und daß, „wie kommende Ereignisse ihren Schatten vor sich herwarfen“, diese plötzliche Schöpfung eines Flusses nur der Schatten der großen Ursache sei. In Abyssinien strömten die Regen nieder und diese sind die Nilquellen.

Baker setzt auseinander, wie durch diese Regen nicht nur die Ueberflutung Aegyptens entsteht, sondern auch die Schlammablagerung, welche das Delta gebildet hat, daß die Nebenströme mithin den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Wunderlandes der Pyramiden veranlassen. Gewiß hat er die Einzelheiten, welche mit der berühmten Ueberschwemmung zusammenhängen, zuerst weitläufig auseinandergesetzt, allein der erste, welcher hierauf hinwies und zeigte, wie die von den Nebenflüssen hinabgeschwemmten, zersetzten vulkanischen Producte Abyssiniens in Aegypten den fruchtbaren Nilschlamm ausmachen, war, schon im Jahre 1832, unser Landsmann Eduard Rüppell. Es geht hier wie so oft: das frühere Verdienst wurde vergessen und der Brite steht heute als der Entdecker der wahren Ursachen der Nilüberschwemmung da.

Keineswegs mit der Erforschung des Atbara sich begnügend, vielmehr bedacht, die Hydrographie aller aus Abyssinien kommenden Nilzuflüsse zu erforschen, folgte Baker den Ufern des Atbara bis zur Einmündung des Setit oder Takazzié; dann ging er an diesem Strome aufwärts bis in das Land der wilden Bazen. Von diesem eigenthümlichen heidnischen Volke gewahrte der Reisende indessen nur schwache Spuren, und wenn er auch Kreuz- und Querzüge in ihrem Lande anstellte, so würde sich doch derjenige getäuscht fühlen, der bei ihm Auskunft über die Bazen suchen wollte. Unsere einzige, allerdings vortreffliche Quelle bleibt hier immer noch Werner Munzinger. Aus dem Lande der Bazen begab sich Baker durch das Territorium des „Leopardenkönigs“, des furchtbaren Woad Mek Nimr, am Fuße des prächtigen Abfalls der abyssinischen Gebirge vorbei nach den Flüssen Salam und Angrab, die vereinigt sich in den Atbara ergießen; nachdem er diese untersucht hatte, zog er durch eine ausgedehnte und schöne Landschaft, die vortrefflich zum Baumwollenanbau geeignet ist, nach der seltsamen Negerrepublik Galabat, gegründet von hier sitzengebliebenen Mekkapilgern aus dem Innern Sudans. Von der Hauptstadt des Abyssinien und Aegypten gleichzeitig tributären Staats gerade nach Westen reisend, gelangte Baker an den Fluß Rahad, ging an seinen Ufern hinab, wanderte über einen schmalen Landstrich nach Westen hin, erreichte den Fluß Dinder, folgte diesem Strome bis zur Vereinigung mit dem Blauen Nil und begab sich an diesem großen Flusse nach Chartum hinab, nachdem er von dem Tage an, an welchem er Berber verlassen, genau zwölf Monate gereist war. Das ist in kurzen Angaben Baker's Reiseroute. Er durchstrich dabei ein Land, das reich an Naturschönheiten und das Paradies aller Jagdliebhaber ist. Die Bewohner desselben sind, abgesehen von den Bazen und den Negern in Galabat, wandernde Araber, echte Söhne der Wüste. Folgen wir nun dem Reisenden auf einigen Jagdzügen; sehen wir, wie er mit der Natur und den Menschen verkehrt.

Schade, daß uns Baker keine Statistik seiner Jagdergebnisse mittheilt; Hunderte von Antilopen und Gazellen; Elefanten, Nilpferde, Krokodile, Nashörner, Büffel, Leoparden und Löwen würden darin nach Dutzenden figuriren, ganz ungerechnet all das kleine Gethier, das gelegentlich

erlegt wurde. Klingen die Abenteuer auch manchmal sehr fabelhaft, so ist doch kein Grund vorhanden, den geringsten Zweifel in die Wahrhaftigkeit des durchaus ehrenhaften Reisenden zu setzen. Seine Waffen waren die besten, die aus englischen Fabriken hervorgegangen und er liebte und hätschelte sie wie seine Kinder, reparirte sie selbst und goß sich Kugeln aus Blei und Quecksilber nach eigener Erfindung. Dabei fehlte Baker selten. Einst trifft er, nur mit einer einläufigen Büchse versehen, auf vier Mehedehet-Antilopen, scheue, flüchtige Thiere, die er alle hintereinander erlegt. „Dies waren die besten Schüsse meines Lebens. Ich hatte vier Thiere mit derselben Büchse und durch ebenso viele Schüsse niedergestreckt, so schnell als ich laden und feuern konnte." Selbst der König der Wildniß, der mächtige afrikanische Elefant, erscheint dem kühnen Weidmann nur als Zielobject, und da er auf Ceylon früher den asiatischen Elefanten gejagt und an diesem den „Stirnschuß" erprobt, so betrachtete er das Riesengeschöpf nur allein von diesem Standpunkte, d. h. er versuchte es auf ceyloneser Manier zu erlegen. Um eine entscheidende Probe vorzunehmen stellt sich Baker in einer Entfernung von nur vier Ellen vor einem Elefanten auf und schießt ihn gerade in die Stirn. Die einzige Wirkung war, daß das Thier zurücktaumelte, allein schon im nächsten Augenblick stürzte es mit hoch aufgerichteten Ohren auf ihn ein. Ein zweiter und ein dritter Schuß treffen das wüthende Geschöpf an dieselbe Stelle — doch ohne Erfolg, und nun wäre es um den kühnen Schützen geschehen gewesen, wäre nicht in demselben Momente einer seiner Leute hervorgesprungen, um dem Elefanten mit einem einzigen Schlage seines scharfen Schwertes die Beinsehne durchzuhauen. In demselben Augenblicke war das Thier vollständig hülflos. Die Kugeln aber saßen alle in der Stirn und so nahe beisammen, daß sie ungefähr drei Zoll Raum einnahmen, und keine hatte getödtet. Nun war erst Baker überzeugt, daß beim afrikanischen Elefanten der Stirnschuß nicht anwendbar sei.

Jener Schwertjäger, welcher Baker im entscheidenden Augenblicke rettete, gehörte zum Stamme der Homran-Araber, die am Flusse Setit hausen. Diese Leute, vor denen selbst der alte Weidmann Baker den Hut abzieht, sind wahre Nimrods, welche alle wilden Thiere von der Antilope bis zum Elefanten tödten, und zwar mit keiner andern Waffe als mit dem Schwerte. Auch der Löwe und das Rhinoceros erliegen dem unbesiegbaren Säbel dieser gewaltigen Jäger, die unter dem Namen Agadschirs berühmt geworden sind. Nacheinander trat Baker mit zwei Gesellschaften solcher Jäger zusammen, die in ihrem Aeußern sich von den übrigen Arabern nur durch sehr langes Haar unterschieden und fast nackt gingen. Die zweischneidigen Schwerter derselben, in der Form genau alten Ritterschwertern aus der Zeit der Kreuzzüge gleichend, stammen alle aus Solingen, das bekanntlich ganz Afrika mit Messern und Säbeln versieht. Entweder jagen die Agadschirs zu Fuße, und dann immer nur zu zweien oder zu vieren und zu Pferde. Zwischen 10 und 12 Uhr morgens schläft der Elefant äußerst sorglos und ist dann leicht zu beschleichen: der Jäger kriecht zu ihm heran und haut dem Thiere den Rüssel ab, das sich nun verblutet. Anders verhält es sich dagegen, wenn das Thier wach und im Laufen ist. In diesem gefährlichen Falle eilt der kecke Agadschir hinter dem Elefanten her und führt nach der Beinsehne über der Ferse einen furchtbaren Hieb, der die Arterien durchschneidet und den Koloß zum Stürzen bringt. Noch anders gestaltet sich die Jagd der berittenen Agadschir, die ein prachtvolles Bild darbieten muß, welches selbst Stiergefechte in den Schatten zu stellen geeignet ist. Ein großer Elefant ist aufgespürt und ihm entgegen reitet auf wohlgeschultem Pferde ein Homran, während seine Gefährten hinter das mächtige Geschöpf zu kommen trachten. Mit schrillem Schrei stürzt der Elefant gleich einer Lavine auf den Reiter vor ihm, dessen Roß wie eine Gazelle über Stein und Felsblöcke dahinfliegt, um sich dem Verfolger zu entziehen. Diesen Augenblick müssen die hinter dem Elefanten befindlichen Agadschirs benutzen; sie setzen im vollsten Carrière von ihren Rennern ab, das blitzende Schwert saust durch die Luft, die Beinsehne ist getroffen und dröhnend stürzt der Koloß zusammen; der Reiter, den er verfolgt, der schon seine Beute schien, ist gerettet, er selbst die Beute des Jägers. Natürlich ist diese ungewöhnliche Jagdart, die auch gegen andere Thiere ausgeübt wird, mit der größten Gefahr verbunden und die Agadschirs werden häufig das Opfer ihrer Unerschrockenheit. Das aber gerade stellte sie in Baker's Augen hoch, und da es unter Weidmännern eine Art von Freimaurerei gibt, so verbrüderte sich der blonde Angelsachse bald mit den schwarzbraunen Arabern, deren wunderbare Tapferkeit und Gewandtheit er nicht genug zu loben weiß.

Um ganz sich seiner Jagdleidenschaft hingeben zu können, schlug Baker für längere Zeit sein Zelt am Ufer des schönen Atbarastromes auf oder er baute sich vielmehr à la Robinson Crusoë „ein Schloß", das die Jagdgerechtigkeit in sämmtlichen Kirchspielen Abyssiniens und des Sudans besaß, nebst dem Fischereirecht im Atbara, in dem es nicht an Krokodilen, Schildkröten, Nilpferden und Barschen von anderthalb Centner Schwere mangelte. Seine Frau trug das Ihrige dazu bei, um mit weiblicher Hand das Innere der Hütte zu verschönern und selbst ein Garten für Gemüsebau wurde eingerichtet. Mit einem Worte, es war ein Daheim unter Arabern, dem weiter nichts als europäische Steuern, eine Kirche und eine Postanstalt fehlten. War wohl auch die arabische Sprache die herrschende an jenem idyllischen Platze, so behaupteten doch auch die europäischen Idiome dort ihr Recht, und zwar wurde mitten unter Giraffen, Flußpferden, Löwen und Büffeln vorzugsweise deutsch gesprochen. Wo in aller Welt wäre der Deutsche nicht zu finden? Humboldt war nicht wenig erstaunt, in den Urwäldern Südamerikas einst plötzlich die Melodie „Freut euch des Lebens" zu vernehmen, und nicht weniger überrascht war Baker, als ihm am Atbara ein blonder Mann in deutscher Sprache willkommen hieß, der ihm sein steinernes, selbsterbautes Haus zur Verfügung stellte. Dieser vortreffliche Mensch, der als Elefantenjäger sich in jenen Wildnissen ernährte und im besten Ansehen bei den Arabern stand, wird von Baker nur Florian genannt. Aus Graf Krockow's Reise wissen wir jedoch, daß er ein Schlesier war und Florian Muche hieß. Auch der Franzose Lejean hat ihn in seiner Einsamkeit aufgesucht und weiß ihn nicht genug zu rühmen; aber der

gute Florian, der sich Baker so nützlich machte, fand, wie wir gleichfalls aus Krockow's Reisebericht ersehen, im März 1865 einen echten Jägertod — ein Löwe hat ihn zerrissen, und der deutsche Graf konnte nur die geringe Nachlassenschaft des wackern Mannes in die Heimat zurückbringen. Zu Florian gesellte sich ein anderer Deutscher, auch eine ehrliche Haut, ein bairischer Zimmermann mit dem nicht ungewöhnlichen Namen Johann Schmidt. Auch er liegt im äquatorealen Afrika begraben; Baker, der ihn als Gehülfe annahm, bestattete ihn unter Thränen am Weißen Nil. Das waren also die Glieder der europäischen Colonie am Atbara, die sich der deutschen Sprache bediente und so das Abendland neben dem urorientalischen und altbiblischen Leben vertrat, welches ringsum herrschte. In der That, die Schilderungen, welche vom Treiben dieser afrikanischen Araber entworfen werden, sie weichen in nichts ab von den Vorstellungen, die wir durch das Alte Testament vom Leben des auserwählten Volkes in Kanaan in uns aufgenommen haben, ja einige der herrlichen Illustrationen aus Dorée's Bibel würden unbedenklich zur Erläuterung des Baker'schen Werkes dienen können. Die Vergangenheit wird zur Gegenwart, der Schleier fällt von einer Zeit, die drei Jahrtausende rückwärts liegt und das lebende Bild ist ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit der geschichtlichen Beschreibung. Da sind noch dieselben Sandwüsten, da stehen die Zelte und dabei die Kamele, dort treibt der Wanderhirt die Heerden zum Brunnen, an dem bräunliche Mädchen stehen, um die Schläuche zu füllen. Gewiß liegt in dieser Unveränderlichkeit des Lebens ein tiefer Zauber; Natur und Mensch sie sind sich gleichgeblieben seit Jahrtausenden; wird es da der europäischen Civilisation, den Sendboten des Christenthums gelingen, in unserm Sinne verändernd auf jene Völker einzuwirken? Jedenfalls sind die Menschen in ganz Oberägypten und Abyssinien einer höhern Entwickelung fähig, wenn vielleicht auch nicht nach europäischer Weise, was gar nicht nothwendig ist; in Centralafrika dagegen, so sagt Baker mit Recht, haust ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden, für das es keine Aussicht auf Civilisation gibt.

Den Sorgen der Welt völlig entrückt, mit dem Gefühle der Ruhe verbrachte Baker mehrere Monate in seinem idyllischen Lager, bis die Regenzeit aufgehört und damit die ägyptischen Plagen eintraten. Alles litt am Fieber, gewöhnliche Fliegen plagten die Menschen, die gefährliche Sirutfliege biß die Esel todt und auch die alttestamentlichen Geschwüre stellten sich ein. Baker quacksalberte nach europäischer Methode, während der Faki oder Geistliche der Araber Sprüche aus dem Koran niederschrieb, die als Arznei verschluckt wurden. Gelegentlich schwamm ein todter Elefant im Strom vorüber, oder die Paviane in der Nähe des Lagers lieferten sich Schlachten; auch fehlte es nicht an theologischen Gesprächen mit den Bekennern des Islam, aber über den Fluß konnte Baker nicht hinüber, so sehr brauste und schäumte er noch. Welche Pein für ihn, denn drüben am andern Ufer grasten die herrlichsten Giraffen in großer Anzahl! Endlich hält unser Schütze die Qual nicht mehr aus; seine zinnerne Badewanne wird zum Schiff, er erreicht glücklich das jenseitige Gestade und findet die ergiebigste Jagd. Wie er dann die edeln schöngefleckten Thiere mit dem zartschmeckenden Fleische zu Dutzenden erlegt, wie er den Baggarfisch gefangen, eingesalzen oder geräuchert hat, wie er Krokodile und Nilpferde harpunirt, können wir hier, um nicht zu sehr in die Jagdgeschichten zu gerathen, nicht mehr anführen; allein wir empfehlen dem Leser dringend, sich die spannende Lektüre nicht entgehen zu lassen.

Werfen wir lieber einen Blick auf die politischen Verhältnisse, wie sie sich in den Grenzgebieten zwischen Abyssinien und dem unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Sudan gestaltet haben. Zwischen beiden Reichen erstreckt sich eine Art von neutralem Gebiet oder Border, wie man nach schottisch-englischen Begriffen sagen würde, auf welches sowol der Vicekönig von Aegypten, wie Theodoros II. Anspruch erheben. Aber keiner von beiden semitischen Herrschern besitzt dort eine nennenswerthe Autorität, weder der Muselman noch der Christ; denn in jenem Grenzstreifen, wo Schwert und Lanze die einzigen Repräsentanten des Gesetzes sind, hat sich ein Strauchhahn erster Größe, der schon erwähnte „Leopardenkönig", niedergelassen. Gegen die Aegypter hatte der gefürchtete Mann alle Ursache als Feind aufzutreten, da sie seinen Vater bei der Eroberung des Sudan aus seinem ererbten Besitzthum vertrieben hatten. Den Rachekrieg fortsetzend brach nun der Sohn mit der List und der Gewandtheit eines Leoparden aus seinen Schlupfwinkeln an der abyssinischen Grenze auf die Unterthanen der Aegypter los und kehrte stets mit reicher Beute beladen heim. Mehrmals hatte der Statthalter des Sudan Unternehmungen im großen Maßstab gegen Mek Nimr organisirt, aber immer waren sie mislungen, da er sich in seine unzugänglichen Gebirge zurückzog und sie dort mit Verlust schlug, ohne daß sie sich auf eine andere Weise rächen konnten, als durch das Niederbrennen der verlassenen Dörfer, deren Strohhütten schnell wieder aufgebaut waren. Der Leopardenkönig wurde so zum Schilde Theodor's von Abssinien, für die ägyptische Regierung aber ein unbequemer Nachbar.

Schon öfter waren europäische Reisende in die Nähe von Mai-Kaba, Mek Nimr's Wohnsitz, gelangt, allein nur der Engländer Mansfield Parkyns war bis zu dem Vater des Leopardenkönigs vorgedrungen. Jetzt erhielt Baker, der am Flusse Rojan jagte, plötzlich eine Einladung von dem gefürchteten Häuptling, nebst zwanzig Pfund Kaffee als Geschenk, und sofort beschloß er seinen Zug so einzurichten, daß er durch das Gebiet Mek Nimr's kommen mußte. In der Nähe desselben angelangt, weigerten sich seine Araber, ihn weiter zu begleiten, da sie für ihr Leben und ihre Kamele besorgt waren, allein Baker zwang sie mit den Waffen in der Hand, ihm dennoch zu folgen. Bald darauf stieß er auf eine Streifpartie von Mek Nimr's Leuten, die er gut bewirthete und so zu Führern gewann. „Der Befehlshaber dieser Kerle hieß Mohammed und er ist ohne Zweifel ein ausgemachter Schurke. Er ist etwa 5 Fuß 10 Zoll hoch und so mager, wie ein lebendiger Mensch nur sein kann. Er sieht so listig aus und ist so bindfadenartig und so aalglatt, daß ich, wenn ich ihn einzuschließen hätte, das Schlüsselloch verstopfen würde, da er mir so aussieht, als könne er durch jede Oeffnung schlüpfen." Baker befand sich unter Strolchen erster Qualität, denn alles vogelfreie Gesindel aus den Nachbarländern

hatte sich unter die Aegide Mek Nimr's geflüchtet, angelockt von dem freien abenteuerlichen Leben und den unaufhörlichen Beutezügen. Das Nächste, was Baker als vollendeter Gentleman selbst mitten in der Wildniß nicht versäumte, war die Uebersendung seiner Visitenkarte an den Leopardenkönig, begleitet von einer schönen persischen Lanzenspitze. Der Häuptling nahm alles gnädig an und schickte seinen Hofmusikus, einen echt abyssinischen Paganini, zur Bewillkommnung des Fremdlings ab.

Diese Musiker sind unsern alten Minnesängern sehr ähnlich. Sie erscheinen bei öffentlichen Festen und bei den Begräbnissen, Hochzeiten und Geburten von Vornehmen und extemporiren Lieder. Das Thema meines Minnesängers bildeten meine Jagden im Bazenlande. Er besang mich, als ob ich Richard Löwenherz wäre und erzählte seinen bewundernden Zuhörern, wie ich mit meiner jungen Frau meine ferne Heimat verlassen habe, um mit den schrecklichen Bazen zu kämpfen; wie ich sie im Zweikampfe erschlagen und Elefanten und Löwen gleich Lämmern und Zicklein mit der Hand erlegt habe; jetzt sei ich nun glücklich im Lande des großen Mek Nimr angekommen u. s. w.

Das Schlimmste war jedoch, daß dieser Dichter, Componist und Geiger in einer Person für seine Mühewaltung eine sehr bedeutendes Honorar verlangte, welches Baker auch mit Schmerzen entrichten mußte. Er meint, daß er dafür eine Loge in Her Majesty's Theatre habe miethen können.

Am folgenden Morgen fand die Audienz in einer schönen parkartigen Gegend, welche die abyssinischen Alpen zum Hintergrunde hatte, unter einer großen Tamarinde statt. Der Leopardenkönig war ein Mann von funfzig Jahren und in seinem Aeußern sehr schmuzig. Neben ihm lagen Pistolen und stand ein gesatteltes Pferd; so war er gleich gut zum Gefecht wie zur Flucht vorbereitet und dasselbe war bei seinen räuberischen Begleitern der Fall. Der Empfang des Reisenden war ein ungemein freundlicher, Geschenke wurden herüber und hinüber ausgetauscht, ja sogar Baker ein Führer versprochen. Indessen Mek Nimr hatte hierbei einen Hintergedanken: er wollte Baker als Gesandten an den ägyptischen Gouverneur in Chartum gebrauchen, um durch ihn Friedensbedingungen aufstellen zu lassen. Baker erledigte sich auch des diplomatischen Auftrags später, wurde jedoch von Musa Pascha unter dem Vorgeben abgewiesen, Mek Nimr sei unverbesserlich und müsse ausgerottet werden. Indessen wissen wir von spätern Reisenden, daß es den Aegyptern nicht gelungen ist, den kühnen Schnapphahn zu vertreiben. Vier Jahre später als Baker war Graf Krockow in der Nähe seines Territoriums, und von diesem Reisenden erfahren wir, daß der Leopardenkönig noch immer seine Beutezüge fortsetzt. So machtlos ist gegenwärtig Aegypten noch im Sudan, so zerklüftet sind dort die politischen Verhältnisse, und wie Mek Nimr sich unabhängig gemacht hat, so treten noch viele andere Häuptlinge gegen die Regierung in Kairo und deren Statthalter in Chartum auf, trotzdem mindestens 20000 Mann reguläre Truppen im Sudan stehen. Und bei solchen Zuständen träumen die Aegypter noch von einer Eroberung Abyssiniens.

Baker und sein Buch würden hier schlecht charakterisirt sein, wollten wir nicht noch seine Stellung zu dem in neuer Zeit wieder sehr in den Vordergrund getretenen Missionswesen erläutern. Um dieses zu können, brauchen wir dem Reisenden nur nach der Negerrepublik Galabat zu folgen, wo die Baseler Missionsgesellschaft eine Station errichtet hat, der mehrere Deutsche vorstehen. Gleichzeitig mit Baker trafen dort einige Missionshandwerker ein, die sich zu König Theodor von Abyssinien begaben und dann wol in der Festung Magdala Gelegenheit hatten, über ihre Reise nachzudenken. Sie überschütteten Baker mit Bibelcitaten, der bedauerte, mit ihnen nicht übereinstimmen zu können, da die Abyssinier auf ihre besondere Art von Christenthum genau so viel Gewicht legten, wie irgendeine andere Sekte.

Der Grobschmied versicherte mich, daß die specielle Mission, für die er bestimmt sei, in der Bekehrung der abyssinischen Juden bestehe. Ich erwiderte ihm, daß wir auch in England ein paar Juden hätten, die für ein Experiment daheim ein hübsches Feld darböten, und mit denen man den Anfang machen möge, ehe man sich an ein so fernes Gebiet wage. Ich konnte aber den Schmied, dessen Kopf so hart wie sein Amboß war, nicht überzeugen. Er hatte sich vollständig eingeredet, daß das Wort Gottes der Hammer sei, mit dem er, seinem Handwerk entsprechend, seine Ansichten von der Wahrheit den Leuten in den dicken Schädel treiben müsse. Ich rieth ihm wieder zu seinem Handwerk zu greifen, das ihm mehr Respect verschaffen werde, als sein Predigen. Er antwortete: das Wort Gottes müsse in allen Ländern gepredigt werden; der Apostel Paulus sei auch Gefahren begegnet, aber er habe dennoch die Heiden bekehrt. So oft ich einem übermäßig unwissenden Missionar begegnet bin, hat er sich immer mit dem Apostel Paulus verglichen, und in einer halben Stunde hatte ich herausgefunden, daß ich mit St.-Paul in der Person eines Grobschmieds mich unterhalten hatte.

Auch die in Galabat selbst ansässigen Missionare haben es zu keinerlei Resultaten gebracht, da in jenen Gegenden das Christenthum mit dem Islam nicht den Wettbewerb auszuhalten vermag, wie neben Baker alle vorurtheilsfreien Reisenden bezeugen. Selbst tüchtige, gebildete Missionare arbeiteten ohne allen Erfolg. Krockow fand auch noch 1865 ihre Bemühungen ganz resultatlos; sie hatten keine Proselyten gemacht, wol aber vortreffliche Zwiebeln angebaut. Und so wie hier ist es auch in den Bogosländern, in Abyssinien und am Weißen Nil der Fall. „Es ist im Interesse der Humanität zu hoffen", schreibt Heuglin, „daß man diese Missionsversuche endlich aufgeben wird. Wie viel Geld- und Menschenopfer hat diese Mission schon gekostet und was waren die Erfolge während ihres funfzehnjährigen Bestehens?" Man vergleiche, was Brehm, Munzinger, Lejean über Abyssinien in dieser Beziehung sagen, was geistreich Vámbéry über das Nichtgedeihen des Christenthums bei den Orientalen auseinandersetzt, was Adolf Bastian von der Resultatlosigkeit der Missionsbestrebungen in Siam berichtet. Und hier begegneten wir doch meist wohlwollenden, gebildeten europäischen Priestern. Jene deutschen, nach Abyssinien ziehenden, ungebildeten Handwerkermissionare besaßen jedoch einen Arzneikasten, dessen Inhalt sie nicht kannten, eine Anzahl Bibeln in der Tigre-Sprache, die sie nicht verstanden, und waren somit zur Bekehrung der Juden, die nicht lesen konnten, vortrefflich vorbereitet. Woher soll der Erfolg kommen? Wir erörtern die Gründe nicht, constatiren aber die Thatsachen.

Die deutsche, schön ausgestattete Ausgabe von Baker's Reisewerk liest sich ganz ausgezeichnet. Wir hätten nur

gewünscht, daß der Uebersetzer die Kalographie der englisch geschriebenen Eigennamen verbessert hätte. Es fehlt eben den Briten das richtige Gehör, und was phonetisch schreiben heißt, davon haben sie kaum eine Ahnung. So sind auch die von Baker verzeichneten Eigennamen manchmal gar nicht zu erkennen. Nicht allein aus diesem Grunde, sondern weil die Baker'sche Karte dem heutigen Standpunkt der Kartographie durchaus nicht entspricht und geradezu Fehler enthält, hätten wir gewünscht, daß der Verleger dem Werke nicht die englische, wol aber eine deutsche Karte beigegeben hätte. Was Hassenstein, Munzinger, von Henglin auf dem betreffenden Gebiete geleistet haben, erscheint geradezu mustergültig und die Beigabe einer deutschen Karte nach deren Forschungen würde alle gerügten Mängel getilgt haben.

Richard Andree.

Shakspeare in neuen Uebersetzungen.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Die Uebersetzer der Shakspeare-Sonette, **Bodenstedt** und **Jordan**, concurriren in den beiden neuen Ausgaben wiederum als Uebersetzer der großen Shakspeare-Tragödien. „Othello" und „Macbeth" (erstes und siebentes Bändchen bei Brockhaus, siebenter Band der hildburghausener Ausgabe) liegen vor, den Vergleich gestattend. Außerdem hat Jordan „Romeo und Julie" übersetzt, dessen Uebersetzung durch Bodenstedt als das elfte Bändchen der Brockhaus'schen Sammlung angekündigt wird.

Die Eigenthümlichkeiten beider Dichter, die sich schon in der Uebersetzung der „Sonette" zeigten, verleugnen sich ebenso wenig in der Uebertragung der Tragödien. Jordan hat etwas Wuchtvolles, eine gewisse Vorliebe für die Auswüchse des Shakspeare'schen Stils, die er pietätvoll zu conserviren sucht; er zieht seltenere Sprachregister auf, um mit minder gewöhnlichen Wendungen das Alterthümliche Shakspeare's zu treffen; er befleißigt sich oft großer Treue gegen den wörtlichen Ausdruck, indem er die metaphorischen Haupt- und Zeitwörter oft gleichsam mit der Wurzel und dem ganzen daranhängenden Erdreich ausreißt, um sie in deutschen Boden zu verpflanzen. Je alterthümlicher die Sprache, desto mehr haben die Wörter noch eine metaphorische Bedeutung, die allmählich mehr ins Abstracte verblaßt. Bei Shakspeare ist noch manches Wort von anschaulicher Frische, was dem heutigen Engländer nur noch logische Bedeutung hat. Jordan's Streben, die markige Anschaulichkeit Shakspeare's zu wahren, hat also guten Grund, wenn es auch im einzelnen zu Geschmacklosigkeiten führt und der deutschen Sprache unbequeme Wendungen aufnöthigt. Im ganzen hat Jordan einen Pomp und eine Schwere, welche einzelnen mehr getragenen Stellen Shakspeare's vollkommen angemessen sind; wir hören den wuchtigen Tritt des Kothurns, der die altenglische Bühne erschütterte, aus den Jordan'schen Versen heraus.

Bodenstedt ist bei weitem einschmeichelnder und liebenswürdiger; er sucht die Shakspeare'schen Ecken und Kanten soviel als thunlich abzuschleifen; seine graziöse Sprachgewandtheit, verbunden mit seiner genauen Shakspeare-Kenntniß, läßt ihn bei diesem schwierigen Unternehmen doch meist das Richtige treffen. Einige Stellen sind mit jener Meisterschaft übertragen, welche auch die Shakspeare-Sonette wie kleine Kunstwerke in Deutschland eingebürgert hat; es sind dies gerade diejenigen Partien, in denen die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung zu stottern pflegt, während Shakspeare's Muse leichtgeschürzt einhergeht, nur im Costüm ihrer Zeit, in welches sich jene Uebersetzer zur Unzeit verwickelten. Bodenstedt's Uebersetzungen eignen sich daher besonders für Aufführungen auf deutscher Bühne; sie haben ebenso wie die Gildemeister's den Fluß und Schwung, die durchgängige Verständlichkeit und den Wohlklang, welche für die Scene unerlaßliche Bedingungen sind.

Was das Urtheil über Shakspeare betrifft, so stehen Bodenstedt und Jordan nicht auf derselben Seite; die Einleitungen des erstern zu „Othello" und „Macbeth" sind schwunghafte Analysen einer ausschließlichen, die Kritik verschmähenden Bewunderung. „Macbeth" gegenüber, einer Tragödie in wahrhaft großem Stil, mag dies gerechtfertigt sein; doch bei „Othello", einem Trauerspiel, dessen tragischer Bau zum Theil auf schwanken Lustspielmotiven ruht, können wir der Advocatur Bodenstedt's, gegenüber einzelnen gerechtfertigten Angriffen, nicht beistimmen. Wie sich Jordan zu dieser Tragödie stellt, ersehen wir, da er keine Einleitung dazu geschrieben, nur aus der lakonischen Note, in welcher er das Stück eine „grandiose Misgeburt" des Shakspeare'schen Genies nennt.

Eine Vergleichung der beiden Uebersetzungen im einzelnen wird unser Gesammturtheil nur rechtfertigen. Freilich müssen wir hinzusetzen, daß Jordan, so sehr er sich der Treue befleißigt in Bezug auf den Charakter des Ganzen, sich im Einzelnen manche Licenzen erlaubt, namentlich Bilderverwechselungen, die wir schon bei Gildemeister rügten. Auch Rücksichten der Decenz könnten das nicht rechtfertigen, denn eine Uebersetzung ist keine editio castigata. Doch erscheinen auch diese als Motiv zweifelhaft; denn wenn er „das Thier mit zwei Rücken", das Bodenstedt wortgetreu acceptirt, ausläßt und dafür übersetzt: „Daß der Mohr im Begriff ist, eurer Tochter Schreibunterricht zu geben. Eben machten sie miteinander das große X", so steht hiervon keine Zeile in Shakspeare und die Correctur ist weder geschmackvoller noch decenter.

Die Worte Jago's: „You'll have your nephews neigh to you: you'll have coursers for cousins and gennets for germans", die Bodenstedt wortgetreu übersetzt: „Ihr wollt Enkel haben, die Euch anwiehern, Ihr wollt Klepper zu Vettern und Zelter zu Basen haben", übersetzt Jordan: „Soll sie wiehernde Wickelkinder werfen, bunte Bastarde, Schecken, halb Schimmel, halb Rappen, und auf dem Rücken gezeichnet wie Zebras!"

Möglich, daß sich Jago so schlagender in Bezug auf

das tertium comparationis ausgedrückt hätte; doch solche Verbesserungen sind in einer Uebersetzung ungehörig.

Die Erzählung Othello's vor dem Senat lautet bei Bodenstedt:

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein,
Erforschte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr, die Schlachten, Stürme, Fahrten,
Die ich erlebt.
Ich ging es durch, von meinem Knabenalter
Bis zu der Stunde, wo ich's ihm erzählte.
Da sprach ich dann von grausigen Wechselfällen,
Von rührender Gefahr zu Land und Meer,
Von knapper Rettung aus todtdrohender Bresche,
Und wie der stolze Feind mich als Gefangenen
In Sklaverei verkauft; wie ich erlöst ward;
Von wunderbaren Reiseabenteuern,
Worin von großen Höhlen, öden Wüsten,
Felsblöcken, Bergen, deren Haupt den Himmel
Berührt, die Rede war — und so ging's weiter;
Von Kannibalen, die einander essen,
Anthropophagen, Menschen, deren Köpfe
Unter den Schultern wachsen. Dies zu hören
War Desdemona stets voll ernstem Eifer;
Oft aber rief ein Hausgeschäft sie ab,
Und wenn sie dieses eiligst abgethan,
Kam sie zurück, mit gierigem Ohr verschlingend,
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm ich
Einst eine günstige Stunde wahr, und leicht
Bewog ich sie zu herzlich ernster Bitte,
Ihr alle meine Fahrten zu erzählen,
Wovon sie stückweis manches schon gehört,
Doch unzusammenhängend. Ich that's gern;
Und oft entlockt' ich unbewußt ihr Thränen,
Wenn ich von jammernswerthen Leiden sprach
Aus meiner Jugendzeit. Als ich geendet,
Gab sie zum Lohn mir eine Welt von Seufzern.
O Gott, rief sie, wie seltsam, wunderseltsam!
Und wie ergreifend, wunderbar ergreifend! —
Sie wünschte, daß sie's nicht gehört, und wünschte,
Daß sie der Himmel selbst zu solchem Manne
Gemacht. Sie dankte mir und bat mich, wenn
Ein Freund von mir sie lieben sollte, möcht' ich
Ihn lehren, meine Geschichte zu erzählen,
Das würde sie gewinnen. — Darauf sprach ich. —
Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestanden,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.
Das ist der einz'ge Zauber, den ich übte.
Hier kommt die Dame; laßt sie Zeugniß geben.

Bei Jordan:

Ihr Vater liebt' und lud mich oftmals ein;
Er fragte mich nach meinem Lebenslauf
Von Jahr zu Jahr und wie ich durchgemacht
Belagerungen, Schlachten, Abenteuer.
Das lief ich durch vom Knabenalter an
Bis auf den Zeitpunkt eben seiner Frage.
Da sprach ich denn von drohender Gefahr
Zu Land und See, von Lagen, reich an Spannung,
Von Todesnöthen, denen ich beim Sturm
Der Breschen um ein Haar breit nur entrann,
Und von Gefangenschaft bei frechen Feinden.
Auch wie man mich in Sklaverei verkauft
Erzählt' ich, was mich dann aus ihr erlöst
Und welche Wunderfahrten ich vollbracht.
Da mußt' ich denn im Fortgang der Geschichte
Von weiten Höhlen, wüsten Steppen melden,
Von Felsengrotten, himmelhohen Bergen,
Von Menschenfressern, ja, von einem Volk,
Dem unterm Arm der Kopf gewachsen ist.
Begierig hörte Desdemona zu.
Zuweilen rief ein Hausgeschäft sie fort;
Das that sie dann in höchster Eile ab
Und kehrte wieder, mit erpichtem Ohr
Das Ende meiner Mären zu verschlingen.
Das nahm ich wahr und gab zu günst'ger Stunde
Ihr Anlaß, daß sie ernst und herzlich bat,
Ich möcht' ihr meine ganze Pilgerfahrt
Erzählen, die sie stückweis nur gehört
Und nebenbei. Das hab' ich denn gethan
Und ihren Augen unbewußte Thränen
Gar oft entlockt, wenn ich von harten Schlägen
Erzählte, wie sie meine Jugend trafen.
Sie lohnte mir, als ich zu Ende war,
Mit einer Welt von Seufzern, ja, sie schwur —
Höchst seltsam freilich, mehr denn seltsam war's
Und rührend zum Verwundern — doch sie schwur,
Sie wünsche, daß sie's lieber nicht gehört,
Und wollte dennoch, daß der Himmel sie
Als einen solchen Mann erschaffen hätte.
Sie dankt' und bat mich, wenn ich einen Freund
Besäße, der sie liebe, sollt' ich ihn
Nur lehren meinen Lebenslauf erzählen,
Denn das gewänne sie. Auf diesen Wink
Erklärt' ich mich.
Sie liebte den gefahrerprobten Mann
Und ich in ihr das tiefe Mitgefühl.
Nur diesen Zauber hab' ich angewandt.
Doch seht, sie kommt. Vernehmt ihr eignes Zeugniß.

Die Gesammtphysiognomie beider Uebersetzungen, wie wir sie geschildert, wird sich schon ungefähr aus einem Vergleich dieser Erzählung ergeben. Das „intentively" in den Versen:

Whereof by parcels she had something heard,
But not intentively —

macht Schwierigkeiten. Bodenstedt übersetzt es mit „unzusammenhängend"; da dies aber ganz dasselbe ist, wie „stückweis", so ist dann die Verbindung mit „but" „doch" ungerechtfertigt. Dasselbe gilt von Schlegel: „doch nicht in strenger Folge." Der Gegensatz, der durch die Partikel „but" ausgedrückt ist, kann nur darauf beruhen, daß das „by parcels" die Art und Weise der Erzählung ausdrückt, wie sie der Desdemona zu Ohren kam, durch das Wort „intentively" aber die subjective Art, wie sie es aufnahm. „Nicht mit voller Aufmerksamkeit" ist der Sinn, der durch Jordan's „und nebenbei" eher getroffen wird. Die Verse:

She lov'd me by the dangers she had pass'd,
And I lov'd her, that she did pity them —

sind bei Bodenstedt besser übersetzt als bei Jordan, welcher die durch die Wortstellung hervorgerufene Schärfe des Gegensatzes verwischt. Geradezu unrichtig aber sind die folgenden Verse von Bodenstedt übersetzt:

She swore — In faith, 't was strange, 't was passing strange,
'T was pitiful, 't was wondrous pitiful:
She wish'd, she had not heard it.

Bodenstedt:

O Gott, rief sie, wie seltsam, wunderseltsam!
Und wie ergreifend, wunderbar ergreifend,
Sie wünschte — daß sie's nicht gehört.

Schlegel dagegen:

Sie schwur — in Wahrheit, seltsam! Wunderseltsam
Und rührend war's! Unendlich rührend war's!
Sie wünschte, daß sie's nicht gehört.

Jordan:

Ja, sie schwur —
Höchst seltsam freilich, mehr denn seltsam war's

Und rührend zum Verwundern — doch sie schwur,
Sie wünsche, daß sie's lieber nicht gehört.

Bodenstedt scheint aus diesem „seltsam" und „ergreifend" eine Aeußerung der Desdemona, eine Kritik der abenteuerlichen Geschichten, die Othello ihr erzählt hat, zu machen, während Schlegel und Jordan mit Recht einen Ausruf des Mohren darin sehen, dessen Herzenseinfalt sich in der Ueberraschung über das ihm öffnende Herz eines schönen Mädchens zugleich voll Staunen und Rührung ausspricht. Dem Helden wäre damit einer der schönsten und charakteristischen Züge, für den auch der Wortlaut und die Interpunction sprechen, genommen. „She swore" hat für die Bodenstedt'sche Auffassung keinen Sinn; darum übersetzt er's auch mit „rief". In Wahrheit geht es auf die nachfolgenden Betheuerungen. Auch das „'t was" spricht klar gegen Bodenstedt. Das Imperfectum hätte hier gar keine Berechtigung und Bodenstedt hat es auch nicht mit übersetzt.

Sehr anmuthig hat dagegen Bodenstedt die keineswegs leichten Reimverse übersetzt, in denen der Doge, zum Trost Brabantio's, sein Sentenzenfüllhorn ausschüttet, mit demselben Behagen, mit welchem weiland Sancho Pansa seinen Rattenkönig von Sprichwörtern zur Schau trug:

Wo nichts mehr hilft, kann auch der Gram nichts nützen,
Das Schlimmste bricht der Hoffnung letzte Stützen;
Ein Uebel zu betrauern, das vergangen,
Macht leicht zu neuem Uebel uns gelangen;
Verliert man, was man nicht zu halten wußte,
Macht die Geduld ein Nichts aus dem Verluste;
Beim Raube lächeln, heißt dem Diebe nehmen,
Doch selbst beraubt man sich durch nutzlos Grämen.

Bei Jordan lauten diese Verse:

Der Kummer hat ein Recht, so lang wir hoffen;
Er ende, wann das Aergste eingetroffen.
Beklagen, was man fertig durchgelitten,
Heißt neues Unheil selbst zu Gaste bitten.
Erzwungenen Verlust geduldig tragen,
Das heißt dem Misgeschick ein Schnippchen schlagen.
Wer nutzlos grollt, der hat den Aerger lieb,
Doch wer bestohlen lacht, bestiehlt den Dieb.

Die Schlußverse bei Shakspeare lauten:

The robb'd, that smiles, steals something from the thief,
He robs himself, that spends a bootless grief.

Der vorletzte Vers Jordan's ist matt und fällt aus dem Kettenschluß der Shakspeare'schen Metapher heraus.

Aus „Macbeth", dessen Uebersetzung Bodenstedt noch besser gelungen ist als die von „Othello", theilen wir zum Vergleich den Monolog Macbeth's aus dem zweiten Acte in beiden Uebersetzungen mit.

Bodenstedt:

Ist das ein Dolch, was ich da vor mir sehe,
Den Griff mir zugekehrt? Komm, laß dich greifen.
Ich hab' dich nicht, und seh' dich immer doch.
Bist du, furchtbares Wahnbild, nicht der Hand
So faßlich wie dem Auge? Oder bist du
Blos ein Gedankendolch, ein Truggebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich seh' dich noch, so greifbar von Gestalt
Wie der, den ich hier zücke.
Du führst als Marschall mich auf meinem Wege,
Und solchen Werkzeugs wollt' ich mich bedienen.
Ward nicht mein Aug' der andern Sinne Narr,
Ist's mehr als alle werth. Ich seh' dich noch
Und Tropfen Bluts am Kreuzheft und der Klinge,
Was vorher nicht so war. Dies ist nicht wirklich,
Es ist das blut'ge Werk, das meinen Augen
Sich anzeigt. Auf der einen Erdenhälfte
Scheint die Natur nun todt, und böse Träume
Erschrecken den verhüllten Schlaf. Nun opfert
Die Hexenzunft der bleichen Hekate.
Der hagre Mord, von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolfe, aufgeschreckt, schleicht wie Tarquin
Mit weitgemessnem Schritt gespensterhaft
Der Unthat zu. Du festgefugte Erde,
Hör' meine Schritte nicht, wohin sie gehn,
Daß nicht die Steine selbst mein Ziel verrathen
Und dieser Nacht graunvolles Schweigen stören,
Das mir so paßt. Er lebt bei meinem Drohen;
Aus Worten können keine Thaten lohen.
Ich geh', bald ist's gethan; die Glocke ruft.
(Man hört die Glocke.)
Hör' sie nicht, Duncan, die zum Tode läutet
Und Himmel oder Hölle dir bedeutet!

Jordan:

Ist das ein Dolch, was ich da vor mir sehe,
Den Griff nach meiner Hand gekehrt?
Laß dich ergreifen.
Ich hab' dich nicht und seh' dich immer noch.
Bist du nur sichtbar, Schreckbild, fühlbar nicht?
Du wärest nichts als ein Gedankendolch,
Ein Wahngeschöpf des gluterdrückten Hirns?
Ich seh' dich noch, du scheinst nicht minder greifbar
Als dieser Dolch, den ich nun wirklich zücke.
Du schreitest wie ein Marschall mir voran
Den angetretnen Weg, und solch ein Werkzeug
War für den Zweck bestimmt. Die Augen sind
Die Narren unter meinen Sinnen, oder
Mehr werth als alle anderen zusammen.
Ich seh' dich noch — die Klinge, das Gehilz
Betröpft mit Blut — das war zuvor noch nicht. —
Dergleichen ist nicht. Die Verkündigung
Des Blutgeschäftes an die Augen war's. —

Nun zeigt Natur auf einer Erdenhälfte
Den Schein des Todes. Durch den Vorhang schlüpft
Verführerisch zum Schlaf der böse Traum.
Die Hexen feiern ihren Opferdienst
Der bleichen Hekate; der hagre Mord
Hört das „Heraus!" von seiner Schildwacht heulen,
Dem Wolf, und schleicht verstohlen, ein Tarquin
Voll Schandgedanken, seinem Ziele zu,
Gespenstisch lautlos. Festgefugte Erde,
Vernimm die Richtung meiner Tritte nicht!
Die Steine schwatzen sonst von meinem Werk
Und stören diese schauerliche Stille,
Die dazu stimmt. — Er lebt, indeß ich drohe;
Vom Hauch des Worts verkühlt die Thatenlohe.
(Eine Glocke wird angeschlagen.)
Die Glocke ruft — ich geh', dann ist's vollbracht.
O Duncan, höre nicht den Glockenklang,
Von hinnen ruft er dich als Grabgesang
Zum Himmel oder in der Hölle Nacht.

Bei Bodenstedt überwiegt die Grazie, bei Jordan die Kraft. Dieser übersetzt „heat-oppress'd" wörtlich mit „gluterdrückt", Bodenstedt geschmackvoller mit „fieberhaft entzündet". Jordan braucht seltene Worte, wie „Gehilz". Die beiden ungrammatischen Verse:

Whiles I threat, he lives,
Words to the heat of deeds too cold breath gives —

gibt Jordan schlagender wieder als Bodenstedt. „Aus Worten können keine Thaten lohen", ist eine Erweiterung des Shakspeare'schen Gedankens, die ihm nicht vollkommen

gerecht wird. Den Sinn trifft Jordan: „Vom Hauch des Worts verkühlt die Thatenlohe."

Die Worte: „Wicked dreams abuse the curtain'd sleep"; scheinen uns von keinem der beiden Uebersetzer richtig wiedergegeben. Jordan, der den bösen Traum verführerisch durch den Vorhang zum Schlafe schlüpfen läßt, verfehlt Wort und Sinn; denn von „verführerisch" ist hier nicht die Rede. Bodenstedt sagt etwas besser: „Und böse Träume erschrecken den verhüllten Schlaf." Doch auch damit ist „abuse" nicht übersetzt. In solchen Shakspeare'schen Zeitwörtern liegt eine Prägnanz, die nicht verloren gehen darf; sie bergen oft eine vollkommen ausgewachsene Metapher. Die bösen Träume „misbrauchen" den verhüllten Schlaf, den Schlaf, der zur Ruhe bestimmt ist und von ihnen mit Unruhe erfüllt wird. Dieser Gedanke, der in dem Worte liegt, kommt in beiden Umschreibungen nicht zu Worte.

Die Inspiration sprachbeherrschender Talente kann allein mit glücklichem Griff diese Shakspeare'sche Prägnanz uns wiedergeben. Bei Bodenstedt und Jordan, wenn sie auch nicht immer so glücklichen Treffer haben, zeigt sich doch gegenüber der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung ein bedeutender Fortschritt. Jordan hat außerdem in der hildburghausener Ausgabe „König Lear" und „Cymbeline" (Bd. 8), „Romeo und Julie" (Bd. 5), „Richard der Dritte" (Bd. 3) übersetzt.

Was Shakspeare's Lustspiele und romantische Dramen betrifft, so liegen in der Brockhaus'schen Ausgabe bisjetzt nur zwei vor: „Die lustigen Weiber von Windsor", übersetzt von Hermann Kurz, und „Viel Lärmen um Nichts", übersetzt von Adolf Wilbrandt. Hermann Kurz schickt seiner Uebersetzung eine gediegene Einleitung voraus, mit einer trefflichen Analyse dieses Shakspeare'schen Intriguenstücks, in welchem trotzdem die Intrigue, wie immer bei Shakspeare, die schwächste Seite ist; er verfolgt die Falstaff-Intrigue, das Liebesverhältniß des Ritters zu den beiden Frauen bis zu jenen Stoffquellen, aus denen Shakspeare zu schöpfen liebte. Und dies sind hier nicht blos italienische Novellen des Ser Giovanni und Straparola, sondern auch ein deutsches Schwankbuch, Michael Lindener's „Rastbüchlein", und die „Tragedia von einer Ehebrecherin" des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Treffend sagt Kurz:

> Nun ist zu erwägen, daß Shakspeare seinen Mitbewerbern, wie er sie an Gehalt übertrifft, in der Erfindung nachsteht. Zu dieser verhält er sich so, daß es nicht zu verwundern sein wird, wenn auch an den wenigen Stücken, die bisjetzt noch für sein stoffliches Eigenthum gelten können, einmal die fremden Urbestandtheile hervortreten sollten. Allein eben weil es ihm nicht der Mühe werth war, die Fabeln, denen er seinen Geist einhauchte, auch in ihrer äußern Körperlichkeit aus sich selbst herauszuspinnen, mußte er noch mehr als andere darauf bedacht sein, sich mit denselben von außen her zu versehen, und es kann daher nicht dem entferntesten Zweifel unterliegen, daß er ein rüstiger „Stoffjäger" war.

Wir meinen indeß, daß die Gabe dichterischer Erfindung, die hier von Kurz dem britischen Poeten mit Recht abgesprochen wird, keineswegs als etwas Nichtssagendes und Bedeutungsloses zu betrachten ist, sondern bei der Schätzung eines ursprünglichen und schöpferischen Dichtergenius wesentlich mit ins Gewicht fällt.

Die Uebersetzung der „Lustigen Weiber von Windsor" bietet einige Schwierigkeiten durch die Wiedergabe der im Dialekt geschriebenen Stellen. Kurz hat sich dabei in einer neuen Art und Weise zu helfen gesucht, indem er für den Pfarrer ein dem Welsch-Englischen entsprechendes Idiom zu erfinden suchte, während er sich für den Doctor nach dem theatralischen Herkommen richtete, welches für die sprachliche Darstellung des Deutschfranzosen gleichsam einen eigenen Sprachgebrauch erfand. Jedenfalls ist beides ein Fortschritt gegen die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, die sich hier in einem vollkommen ungenießbaren Kauderwelsch ergeht. Auch der übrige Dialog ist bei weitem anmuthender von Kurz übersetzt, als in jener mit dem falschen Schimmer der Classicität bekleideten, im wesentlichen veralteten Uebersetzung. Nur die Verse der Feen in dem Mummenschanz des letzten Actes sind von Kurz ungraziös übersetzt.

Wilbrandt dagegen hat auch alle Reimzeilen in „Viel Lärmen um Nichts" mit lächelnder Anmuth wiedergegeben und den dichterischen Kern dieses Stücks mit voller Klarheit herausgeschält. Freilich ist nicht zu verkennen, daß gerade dieses Lustspiel, gedichtet in der schönen Mitte des Shakspeare'schen Schaffens, am freiesten ist von den Auswüchsen der meisten andern Lustspiele, statt leerer Silbenstechereien und spielerischer Euphuismen meist einen schlagenden Sach- und Bilderwitz aufweist und so einem formgewandten Uebersetzer die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legt.

In der hildburghausener Ausgabe erscheint Simrock als Uebersetzer der meisten Lustspiele und phantastischen Stücke: des „Wintermärchen", des „Kaufmann von Venedig", „Viel Lärmen um Nichts", des „Sommernachtstraum", der „Beiden Veroneser", der „Liebe Lohn verloren", „Gleiches mit Gleichem", „Perikles", „Ende gut, alles gut", während Dingelstedt den „Sturm", „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt" übertragen hat und außerdem in dem noch nicht erschienenen vierten Band: „Die Irrungen", „Die Zähmung der Widerspenstigen", „Die lustigen Weiber von Windsor" in Aussicht stellt, sowie die Biographie und literarhistorische Einleitung.

Den Uebersetzungen Simrock's wollen wir die Verdienstlichkeit einer sich streng an das Original anlehnenden Treue nicht absprechen; doch können wir uns nicht mit ihnen befreunden. Ihnen fehlt aller melodische Guß und Fluß; sie sind meist schwerfällig, hart, oft bizarr und haben gerade dieselben Fehler, die man bei Schlegel-Tieck ausgemerzt zu sehen wünscht. Daß sie sich vielfach die Resultate der jüngsten Shakspeare-Kritik angeeignet haben und nach dieser Seite hin einen Fortschritt bekunden, wollen wir nicht leugnen; aber jene Grazie, die selbst über dem alterthümlichen Gepräge Shakspeare'scher Verse schwebt und die sich nur durch eine seltene sprachschöpferische Gewandtheit erhaschen und wiedergeben läßt, vermissen wir bei Simrock, welcher dem melodiösen Tonfall wie mit absichtlicher Schroffheit aus dem Wege geht. Die Beschäftigung mit altdeutschen Epen hat diesen Poeten an das Harte und Reckenhafte gewöhnt; aber der Shakspeare'sche Stil hat nicht nur diese germanische Großheit und Energie, es liegt in ihm auch ein romanisches Element, wie es schon die zahlreichen, aus italienischen Novellen und Stücken entlehnten Stoffe bedingen, ein Element der Anmuth, das auch äußerlich in Formenschönheit

schwelgt, soweit es der Sprachschatz und der Sprachgeist erlaubten. Es lassen sich aus den Shakspeare'schen Dramen, von „Romeo und Julie" angefangen bis zu seinen schwächsten Lustspielen, große Partien sonettenartiger Lyrik aussondern, deren Reiz vorzugsweise in dem freien Spiel dichterischer Wendungen besteht. Es ist ein billiges Verlangen, daß wir mit allen Mitteln moderner Sprachbildung denselben Eindruck hervorzubringen suchen, den Shakspeare mit seiner uns hin und wieder herb und unharmonisch erscheinenden Diction dennoch hervorbrachte. Die Herbheit nachzuahmen, wo der Dichter selbst den Ton mit mehr oder weniger Glück auf die Grazie legte, erscheint uns verfehlt.

Unsere Ansicht im einzelnen zu begründen, würde, bei den zahlreichen Simrock'schen Uebersetzungen, ein Opusculum nöthig machen; es mögen einzelne Stellen genügen, die wir willkürlich herausgreifen. Ex ungue leonem — gilt auch von der Uebersetzungskunst. Die schöne Rede der Portia im vierten Act des „Kaufmann von Venedig" beginnt bei Simrock mit dem Vers:

Natürlich kennt die Gnade keinen Zwang.

Englisch:

The quality of mercy is not strain'd.

Schlegel-Tieck:

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.

Hier ist die Simrock'sche Uebersetzung eine Verschlechterung; denn das „natürlich" hat einen Doppelsinn und gibt auch in dem richtigen Sinn die Bedeutung des Shakspeare'schen Verses nicht glücklich wieder.

Die anmuthige, duftige erste Scene des fünften Actes beginnt mit den Worten Lorenzo's:

The moon shines bright: In such a night as this,
When the sweet wind did gently kiss the trees
And they did make no noise; in such a night
Troilus, methinks, mounted the Trojan walls,
And sigh'd his soul toward the Grecian tents,
Where Cressid lay this night.

Schlegel-Tieck:

Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte,
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
Erstieg wol Troilus die Mauern Trojas
Und seufzte seine Seele zu den Zelten
Der Griechen hin, wo seine Cressida
Die Nacht im Schlummer lag.

Simrock:

Der Mond scheint hell. In solcher Nacht wie diese,
Da linde Luft die Bäume lieblich küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
Erstieg wol Troilus die Mauern Trojas,
Die Seele seufzend zu den Griechenzelten,
Wo Cressida ihm schlief.

Die kleinen Veränderungen sind hier ebenso viele Verschlechterungen. „Gently" ist mit „schmeichelnd" besser übersetzt als mit „lieblich", welches als ein mehr anschauliches Beiwort nicht hierher paßt, wo das tertium comparationis mehr aus dem Gebiete der Empfindung als der Anschauung genommen ist. Die Schlußzeile: „Wo Cressida ihm schlief", bringt gar eine Art von griechischer Construction durch den Dativ „ihm" mit herein, etwas Schwerfälliges, womit man mit Unrecht das Conto der Shakspeare'schen Diction belasten würde.

Man lese die folgende Rede des Dogen in der Simrock'schen Uebersetzung:

Shylock, die Welt denkt, und ich denk' es auch,
Du treibest deiner Bosheit Schein nicht weiter,
Wenn es zur That kommt; dann, glaubt jedermann,
Zeigst du noch mehr Gewissen und Erbarmung
Als du uns jetzt durch Grausamkeit erschreckst;
Und wie du auf der Buße jetzt bestehst
(Ein Pfund aus dieses armen Mannes Fleisch),
Werdest du nicht blos auf dies Recht verzichten,
Nein, auch von Lieb' und Menschlichkeit gerührt
Die Hälfte jener Summe schwinden lassen,
Mitleidig auf die Unglücksschläge blickend,
Die seine Schultern jüngst so sehr bestürmten,
Daß auch ein königlicher Kaufmann stürzte,
Und Mitleid über seinen Zustand abgenöthigt
Ward eh'rnen Busen, Herzen hart wie Stein,
Selbst Türken und Tataren, ungewohnt
An Mitleid noch und menschlich edle Milde.
Wir harren alle güt'ger Antwort, Jude.

Ohne Frage gehört dieser Bandwurm von Perioden nicht zu den Glanzstellen des Shakspeare'schen Stils; doch liest er sich noch immer besser im Original als in der Uebersetzung. Es war leicht möglich, ihn zu zerhacken, sodaß jeder Satz doch noch sein selbständiges Shakspeare'sches Leben hatte. Fällt doch Simrock selbst in eine andere Construction, indem er mit den Versen:

Und Mitleid über seinen Zustand abgenöthigt
Ward eh'rnen Busen u. s. w. —

einen neuen Satz beginnt, während hier bei Shakspeare die Anknüpfung an das „Enough":

Enough to press a royal merchant down
And pluck commiseration of his state —

die Periode zusammenhält, aber doch leichter gliedert. In den eben angeführten Simrock'schen Versen liegt eine der unbequemsten Inversionen, die durch das nachschleppende „ward" in der zweiten Zeile noch mislicher hervortritt, abgesehen von den überflüssigen sechs Füßen. Der Vers: „Enough to press etc." ist bei Simrock durch die Auflösung in einen Satz mit „daß" bei weitem schleppender geworden. Verse wie: „Werdest du nicht blos auf dies Recht verzichten", sind unscandirbar. An andern Stellen finden sich bei Simrock harte Apostrophirungen, wie: „Mein' Tochter", „Mein' Dukaten". Ueberflüssige Inversionen, Härten, schleppende Satzbildungen ziehen sich durch die Simrock'schen Uebersetzungen hindurch, denen eine gewisse schwer in Fluß zu bringende Zähigkeit anklebt. Das Verdienst, vieles besser und richtiger als Schlegel-Tieck übertragen zu haben, wollen wir auch diesen Uebersetzungen nicht absprechen.

Weit vortrefflicher sind die Dingelstedt'schen Uebersetzungen. Dingelstedt, ein Lyriker, dem die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen, ein Kenner der Bühne, der da weiß, wie auch der äußere Tonfall für die dramatische Wirkung unerlaßlich ist und wie diese in gewissen sprachlichen Verstrickungen jämmerlich zu Grunde gehen muß, ein glänzender Kopf, der die ganze Klaviatur des Humors zu spielen, alle Tasten des Witzes, der Ironie, der Satire anzuschlagen versteht, hat ganz das Zeug dazu, sich in Shakspeare's reichen Geist hineinzuversetzen und aus ihm herauszudichten. „Uebersetzen" ist wesentlich ein Treffen, und das glückt nur verwandten Geistern. Dingel-

stedt hat Fluß, Guß, melodiöse Anmuth, wo es erforderlich ist, und weiß dem Shakspeare'schen Witz, selbst wo er ins Barocke und Geschmacklose streift, noch immer eine gewinnbringende Seite abzulauschen. Wir können hier nur zwei Stellen aus „Wie es euch gefällt" zum Beweis und zur Vergleichung anführen. Die Rede Orlando's, nachdem er mit gezogenem Schwert auf den Herzog und seine Gäste eingedrungen, lautet im Original:

Speak you so gently? Pardon me, I pray You;
I thought, that all things had been savage here;
And therefore put I on the countenance
Of stern commandment. But whate'er You are,
That in this dessert inaccessible,
Under the shade of melancholy boughs,
Lose and neglect the creeping hours of time;
If ever You have look'd on better days,
If ever been, where knolls have knoll'd to church,
If ever sat at any good man's feast;
If ever from Your eye-lids wip'd a tear,
And know what 'tis to pity and be pitied,
Let gentleness my strong enforcement be.

Schlegel:

Sprecht ihr so liebreich? O vergebt, ich bitte!
Ich dachte, alles müßte wild hier sein,
Und darum setzt' ich in die Fassung mich
Des trotzigen Befehls. Wer ihr auch seid
Die ihr in dieser unzugangbarn Wildniß
Unter dem Schatten melanchol'scher Wipfel,
Säumt und vergeßt die Stunden träger Zeit,
Wenn je ihr bessre Tage habt gesehn,
Wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet,
Wenn je ihr saßt bei guter Menschen Mahl,
Wenn je vom Auge Thränen ihr getrocknet,
Und wißt was Mitleid ist und Mitleid finden,
So laßt die Sanftmuth mir statt Zwanges dienen.

Dingelstedt:

Ihr sprecht so gütig; o vergebt, ich bitte.
Ich glaubt', in diesem Wald sei alles wild;
Deswegen nahm ich an den rauhen Ton,
Der nur befiehlt. Doch wer ihr immer seid,
Die ihr in dieser unnahbaren Wüste
Im tiefen Schatten schwermuthsvoller Wipfel
Der Zeit langsame Stunden träg versäumt, —
O wenn ihr jemals bessre Tage saht,
Wenn Glocken je zur Kirch' euch läuteten,
Wenn je ihr saßt bei guter Menschen Mahl,
Wenn euer Auge Thränen je vergoß,
Wenn ihr an euch und andern Mitleid kennt,
So laßt euch nun durch meine Bitte zwingen.

Die Verse Dingelstedt's sind fließend, schön und doch treu; sie verdienen fast überall bei weitem den Vorzug. Auch die oft schwierigen Reimverse der Lieder sind glücklich übertragen. Man lese das Lied, das Celia im dritten Act liest, bei Tieck-Schlegel:

Sollten schweigen diese Räume,
Weil sie unbevölkert? Nein,
Zungen hing' ich an die Bäume,
Daß sie reden Sprache sein.
Bald wie rasch das Menschenleben
Seine Pilgerfahrt durchläuft.
Wie die Zeit, ihm zuzugeben,
Eine Spanne ganz begreift.
Bald wie Schwüre falsch sich zeigen,
Wie sich Freund vom Freunde trennt,
Aber an den schönsten Zweigen,
Und an jedes Spruches End',
Soll man Rosalinde lesen,
Und verbreiten soll der Ruf,
Daß der Himmel aller Wesen
Höchsten Ausbund in ihr schuf.
Drum hieß die Natur sein Wille
Eine menschliche Gestalt
Zürnen mit der Gaben Fülle.
Die Natur mischt alsobald
Helenens Wange, nicht ihr Herz;
Kleopatrens Herrlichkeit;
Atalantens leichten Scherz
Und Lucretiens Sittsamkeit.
So ward durch einen Himmelsbund
Aus vielen Rosalind' ersonnen,
Aus manchem Herzen Aug' und Mund,
Auf daß sie jeden Reiz gewonnen.
Der Himmel gab ihr dieses Recht
Und todt und lebend mich zum Knecht.

Wie viele matte Flickwörter des Verses und Reimes wegen, wie viele undeutsche Wendungen, welcher lahme Fortgang! Man vergleiche damit Dingelstedt:

Sollen diese Wälder schweigen,
Weil sie unbewohnt sind? Nein;
Zungen will ich leihn den Zweigen,
Daß sie Wahrheit prophezein:
Bald vom kurzen Erdenleben,
Das nur eine Spanne mißt,
Bald von Schwüren, falsch gegeben,
Wo der Freund den Freund vergißt.
Doch der Name Rosalinde
Soll vor jedem Sprüchlein stehn;
Aus der höchsten Bäume Rinde
Strahlend soll er niedersehn;
Auf daß allen, die da lesen,
Klar und offenbar erscheint,
Wie Natur in ihrem Wesen
Alle Reize hat vereint:
Helena's Gesicht und Wangen,
Doch nicht ihre Flüchtigkeit,
Kleopatrens stolzes Prangen
Und Lucretia's Züchtigkeit.
Also aus dem Ueberflusse
Alles Schönsten, was gelebt,
Wurde, nach der Götter Schlusse,
Rosalindens Bild gewebt.
Sie soll alle höchsten Gaben,
Mich dazu als Sklaven haben!

Diese schönen und doch sinngetreuen Verse sind im Verhältniß zu jenen wie Tag und Nacht.

4. Shakspeare's Gedichte. Deutsch von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Uebersetzungen der Shakspeare-Sonette durch Jordan und Bodenstedt, beide rühmenswerth, jene wegen ihres pomphaften und oft machtvollen Tons, diese wegen ihrer leichtgeflügelten Grazie, während die Sprachbeherrschung beider Dichter als eine gleichbedeutende erscheint, erschweren neue Concurrenzversuche, ohne sie gerade auszuschließen. Simrock concurrirt in Bezug auf die obigen Gedichte Shakspeare's mit Jordan allein. Diese Gedichte erscheinen uns im ganzen besser übersetzt, als die „Sonette". Die herben Eigenheiten Simrock's treten hier, wie in der Uebersetzung der Dramen, in häufiger Ungelenkheit und dem Mangel anmuthigen Flusses hervor. Dies ist zwar nicht immer der Fall, Sonette, wie das zweiundzwanzigste, das dreißigste, das sechsunddreißigste, das hundertdritte und viele andere sind harmonisch und klar ausgetragen. Simrock ist im einzelnen noch etwas treuer als Jordan, welcher sich eher einmal einer dichterischen

Umschreibung bedient. Wir sind der Ansicht, daß kein Tropus Shakspeare's, mag er weiter ausgeführt oder nur in einem Bei- und Zeitwort versteckt sein, verwischt werden darf, mag er geschmackvoll oder geschmacklos erscheinen; wenn auch einzuräumen ist, daß die Reime oft gebieterisch zu andern Wendungen nöthigen.

Der Uebersetzungsstil ist bei Simrock und Jordan derselbe, während die formal vollendeten Neudichtungen Bodenstedt's in ihrer graziösen Modernisirung eine andere Richtung verfolgen. Wir wollen ein Sonett in der Uebertragung Simrock's und Jordan's zum Vergleich nebeneinanderstellen, zunächst das dreiunddreißigste:

Simrock:

Manch heitern Morgen hab' ich sehen müssen
Mit Schmeichelblick den Bergeshäuptern hulden,
Mit goldnem Mund die grünen Matten küssen,
Mit Himmelsalchymie den Strom vergulden,

Und plötzlich niedrigem Gewölk erlauben
Des Himmels Stirn mit Gram zu überziehen,
Sein Antlitz der verlornen Erde rauben,
Und dann verhüllt mit Schmach gen Westen fliehen.

So fiel auch meiner Sonne früher Schein
Mit goldnem Siegesglanz auf meine Brauen;
Doch ach, sie war nur Eine Stunde mein,
Dann barg sie sich in schwerer Wolken Grauen.

Doch soll sie meine Liebe drum nicht schmähen,
Da selbst des Himmels Sonnen untergehen.

Jordan:

Schon manchen Morgen sah ich glorreich glühn,
Mit stolzem Glanz die Bergeshäupter schmücken,
Bestreun mit rothem Licht der Wiesen Grün
Und Silberströme golden überbrücken,

Um gleich darauf mit finstern Wolkenzügen
Sein Himmelsantlitz häßlich zu beflecken,
Es hinter Schleiern völlig zu verstecken
Und sich gen Abend ruhmlos fortzulügen.

So hat auch mir ein Morgensonnenschein
Die Stirn umstrahlt in lichter Siegesfeier;
Doch ach, er blieb nur eine Stunde mein,
Die Sonne hüllte sich in Wolkenschleier.

Doch zürnen darf darum die Liebe nicht,
Denn Flecken trüben selbst der Sonne Licht.

Offenbar hat Jordan's Sonett, das sich wie ein selbständiges schönes Gedicht liest, mehr Fluß und Schwung als das Simrock'sche. Dafür vermissen wir in ihm die „heavenly alchymy", die Simrock treu wiedergibt und die für Shakspeare jedenfalls charakteristisch ist. Das alterthümliche „vergulden", das ungewöhnliche „hulden" erhöhen indeß nicht den Reiz der Simrock'schen Verse, und was die Treue betrifft, so macht der Schlußvers wiederum beide Uebersetzungen quitt; denn hier ist Shakespeare's:

Suns of the world may stain, when heaven's sun staineth —

wieder von Jordan getreuer wiedergegeben, als von Simrock, der ganz aus dem Gedanken herausfällt. So mag die Wage in Bezug auf die Treue hin- und herschwanken, in Betreff eines stolz und volltönenden Gedankenstroms neigt sie sich zu Jordan's Gunsten.

Des epischen Stils ist Simrock Meister durch lange Gewöhnung; darum ist die Uebertragung der poetischen Erzählungen Shakspeare's rühmenswerth. Störend sind nur die alterthümlichen Adverbien, theils langgezogene wie „bescheidentlich", „demüthiglich", theils ungewöhnliche wie „verschmählich". Bei Jordan beginnt „Venus und Adonis" mit den Versen:

Aus thränenvollen Morgenwolken lacht
Hervor das Purpurangesicht der Sonne.
Adonis geht ans Weidwerk; denn die Jagd
Ist seine Lust, sein Spott die Liebeswonne.
Ihm nach eilt Venus, lodernd von Begehren
Ihm offen ihre Liebe zu erklären.

„Wie bist du schön! Die schönste Blume kann,
Ich selber kann mich nicht mit dir vergleichen,
Du Neid der Nymphen, Wunderbild von Mann,
Dem rothe Rosen, weiße Tauben weichen;
Dich schaffend schalt ihr eigenes Verschwenden
Natur und sprach: mit ihm soll alles enden."

Bei Simrock lauten diese Verse:

Als von dem thaubethränten Morgen kaum
Die Sonne schied mit purpurnem Gesicht,
Da sucht' Adonis schon des Waldes Raum:
Zu jagen liebt' er, doch zu lieben nicht.
Da tritt ihm Venus liebeskrank entgegen
Kühnwerbend ihn zur Liebe zu bewegen.

„O dreimal schönerer", so hub sie an,
„Preis aller Blumen, holder als zu glauben,
Der Nymphen Neid, lieblicher als ein Mann,
Mehr röth und weiß als Rosen sind und Tauben,
Dich schuf Natur wie mit sich selbst im Streit:
Mit deinem Tod wär' sie dem Tod geweiht."

Hier ist Simrock treuer und gleich fließend, wie ein Vergleich der letzten beiden Verszeilen mit dem Original beweisen mag:

Nature that made thee, with herself at strife,
Saith that the world hath ending with thy life.

Wir konnten die große literarische Bewegung, welche auf die neuere Aneignung Shakspeare's mit den Mitteln fortgeschrittener Sprache und fortgeschrittenen Verständnisses ausgeht, nur in ihren Hauptzügen verfolgen. Aus der Gleichzeitigkeit der verschiedenen Anläufe geht hervor, daß sie auf einer innern Nöthigung beruht. Möge die neuerregte Theilnahme eine verständnißvolle sein, die dem Genius des Dichters huldigt, aber auch seine Werke ungescheut mit dem Maßstab moderner Kunstbildung mißt und, was der Zeit verfallen, aufgibt, am wenigsten aber Shakspeare's mangelhafte Technik und Compositionsweise der Gegenwart zum Muster hinstellt.

Rudolf Gottschall.

Die Insel Capri.

Die Insel Capri von F. Gregorovius. Mit Bildern und Skizzen von K. Lindemann-Frommel. Leipzig, A. Dürr. 1868. Folio. 4 Thlr.

Die deutsche Literatur dürfte wenig Schilderungen besitzen, welche sich der Beschreibung der Insel Capri durch Ferdinand Gregorovius an die Seite stellen ließen. Der Verfasser selbst nennt sie zwar nur eine Skizze und sie ist es in der That, insofern sie nicht auf viele Details eingeht*), alles gelehrten Beiwerks entbehrt. Aber diese Skizze gibt ein durchaus vollständiges, einheitliches und treues Bild des reizvollen Felsen-Eilandes, des Paradieses der Maler. Die Darstellung zeigt ein inniges Verständniß und ein liebevolles Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des schönen Orts und seiner Bewohner, ist mit vieler Wärme und mit solcher Anschaulichkeit geschrieben, daß der Gesammteindruck, den der Autor und jeder andere, der längere Zeit auf Capri gelebt, empfangen, in trefflichster Weise wiedergegeben wird. Naturwahrheit, poetische Auffassung und meisterhafte Darstellung sind die Vorzüge dieses Aufsatzes, welcher zuerst in den „Figuren", dann in den „Wanderjahren in Italien" und jetzt zum dritten mal besonders abgedruckt, schnell ein Liebling des deutschen Volks geworden ist, dem Verfasser weit und breit einen geachteten Namen verschafft hat. Ich selbst habe die kleine Schrift zweimal gelesen, ehe ich Italien kannte, habe sie während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Capri selbst und später noch wiederholt gelesen und bin mit stets erhöhtem Genuß zu derselben zurückgekehrt. Sie ruft ganz und voll den Eindruck zurück, den die liebliche Insel, wol eine der schönsten Stellen der bewohnten Erde, und der Umgang mit ihren liebenswürdigen Bewohnern auf mich gemacht und versetzt mich geistig ganz in eine schöne Vergangenheit zurück.

Mit Begierde ergriff ich daher die neue, illustrirte Ausgabe des kleinen Werks, deren Erscheinen der Verfasser mir schon vor zwei Jahren angekündigt hatte. Ich hatte geglaubt, ein kleines Büchelchen im Format eines Taschenbuchs zu erhalten, mit Bildern, ähnlich den kleinen Ansichten von Rom, welche Lindemann-Frommel in Kupfer radirt hat (die man nicht unpassend als seine Visitenkarten bezeichnete), und empfing statt dessen einen stattlichen Band in Folio, in glänzendster Ausstattung. Gregorovius' Aufsatz erscheint nun auf dem schönsten Papier in splendidester Weise gedruckt und mit acht größern und zehn kleinern, meisterhaft ausgeführten Holzschnitten geziert. Wie groß war meine Freude, als ich die trefflichen Bilder im ersten Eifer schnell durchblätterte, und diese Freude wurde bei genauerer Betrachtung derselben noch erhöht. Wie viel der schönsten Landschaftsbilder sah ich da! Wie viel der liebsten Erinnerungen traten mit erneuter Lebendigkeit vor meine Seele! Ich kannte Lindemann-Frommel schon lange als einen sehr geschickten, poetischen Landschaftsmaler, liebe seine trefflichen landschaftlichen „Skizzen aus Rom und Umgegend", welche, wenn auch nicht so schön wie die Natur, doch die Poesie des Ortes, den Eindruck desselben im großen und ganzen dem Beschauer vor das leibliche Auge bringen. Aber diese Ansichten von Capri haben neben den genannten andern Vorzügen auch den der Naturtreue. Es sind Veduten, freilich im besten Sinne des Worts; denn sie sind, dank der schönen Natur des Ortes, trefflich componirte Bilder. Es ist der große Vortheil, den malerische Orte, wie Capri, Ariccia, Rom, Venedig, Verona, Danzig u. a. bieten, daß der Maler, um ein Bild zu liefern, nur getreu copiren darf, was er vor sich sieht, ohne etwas hinzusetzen oder hinwegnehmen zu dürfen. Und Lindemann hat in Capri seine Standpunkte in echt künstlerischer Weise gewählt. Seine Bilder geben nur das, was wir, die wir auf Capri gelebt, gesehen, was wir dort liebgewonnen. Da finden wir vor dem Titel eine große, charaktervoll gezeichnete Gesammtansicht von Capri, gesehen von Massa aus, dann eine Ansicht der Pergola und der schönen Palme im Garten des Don Michele Pagano, des biedern, trefflichen Gastwirths, der eine so ehrenvolle Ausnahme macht von den Gastwirthen Italiens (und auch Deutschlands), mehrere Ansichten der wilden, schroffen Felsmassen u. s. w. Einige kleine Bildchen vergegenwärtigen uns die malerisch gruppirten weißen Häuschen, in welchen jedes Zimmer mit einem Gewölbe überdeckt ist, mit ihren angebauten Freitreppen und mit von Weinlaub beschatteten Pergolen. Alles ist durchaus charakteristisch und wahr. Die Berge, die Terrainbildung, die Pflanzen, die Häuser, alles ist so ganz Capri und nur Capri. Selbst die Unruhe des Vordergrundes auf dem Blatte mit der Gesammtansicht der Stadt Capri, möchte durch die Art und Weise der Beschaffenheit des Felsbodens und der ganzen Vegetation auf demselben veranlaßt sein. Wie treu Lindemann darstellt, zeigt der Vergleich seiner Ansicht der kleinen Marine und der Faraglioni, mit einer von fast demselben Standpunkt aus aufgenommenen schönen photographischen Ansicht von Sommer in Neapel, welche vor mir liegt; ein Vergleich, der gleich ehrenvoll ist für den Photographen, der mit künstlerischem Sinn den besten Standpunkt gewählt, wie für den Künstler, welcher Naturtreue mit künstlerischer Composition zu vereinigen wußte. Die Aussicht auf den Golf von Neapel vom Wege nach Anacapri aus, wo man durch eine Anzahl malerischer Pinien hindurch nach den Küsten des Festlandes sieht, gehört zu den schönsten Landschaftsbildern, die ich überhaupt gesehen. Sie erinnert auffallend an die berühmte Aussicht „alle pinie" von Massa aus nach der Insel Capri hin. Nur die fernen Küsten auf dem Blatte mit der Gesammtansicht von Capri, und dem Blick auf den Busen von Neapel und das Cap der Minerva von Arco Naturale aus, erscheinen mir, wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, trotz der klaren Luft Italiens, doch etwas zu nah.

Ungern vermisse ich unter den Bildern eine Darstellung des Lebens der Fischer an der großen Marine, welches doch so charakteristisch für diese Insel ist, über-

*) Wer Vollständigkeit sucht, findet solche in dem zweibändigen Werke „Ricerche topografiche ed archeologiche" des Rosario Mangoni (Neapel 1834). An einer genauen Untersuchung der zahlreichen und höchst interessanten Alterthümer von Capri und einer Publication derselben fehlt es noch immer. Von dem großen Kupferwerk „Le Rovine di Capri" von Quaranta ist leider nur ein Heft erschienen.

haupt Darstellungen des Volks und seiner Sitten. Der einzige Versuch, den Lindemann nach dieser Richtung hin gemacht, die Gruppen plaudernder Mädchen am Arco Naturale, dürfte das am wenigsten gelungene Blatt des ganzen Buchs sein. Bei vielen Schönheiten läßt es doch kalt und steht den andern rein landschaftlichen Blättern nach. Aehnliches gilt von dem kleinen Bildchen S. 17, welches das Leben der Bewohner in oder vielmehr vor ihren Häusern veranschaulichen soll. Mislungen erscheint mir aber die kleine Ansicht der Matromania-Grotte.

Die Holzschnitte sind, sowol von seiten des Zeichners als der Holzschneider (R. Brend'amour, F. A. Brockhaus, Gebrüder Dalziel und G. Flegel) mit bewundernswerther Meisterschaft ausgeführt. Die Art und Weise der Behandlung des Vordergrundes, des Wassers, sei es ruhig die Felsen widerspiegelnd oder vom Scirocco wild bewegt, der Felsen, des Himmels, sind geradezu als mustergültig zu bezeichnen. Diese Blätter gehören wol zum besten, was der neue Holzschnitt nach dieser Richtung hin geleistet. Er tritt hier in Concurrenz mit der Radirung und zeigt sich derselben als fast ebenbürtig.

Dieses schöne Buch steht demnach sowol, was den Text als was die Bilder betrifft, in der Technik des Holzschnittes, Drucks u. s. w., durchaus und in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit, und ist sehr wohl geeignet, ein getreues Bild von dem künstlerischen und technischen Können unserer Tage zu geben. Kunst, Wissenschaft und Technik reichen sich die Hand, streben gemeinsam nach demselben Ziele hin und haben es erreicht. Möge das Buch recht vielen die gleiche innige und andauernde Freude bereiten, welche es mir bereitet hat.

R. Bergau.

Feuilleton.

Dichterstätten.

Wer über den Platz della Santa-Croce in Padua wandelt, der freut sich über die Pietät der Italiener, welche den Größen des Vaterlandes an so vielen Stätten Denkmäler, wenn auch in noch so bescheidener Form, setzen. Daß die italienischen Kirchen als Nationalmuseen zu betrachten sind, ist eine bekannte Thatsache, man braucht sich nur der italienischen Westminsterabtei, der ehrwürdigen Kirche Santa-Croce in Florenz, zu erinnern, wo für Dante, für Macchiavelli, Alfieri und andere Berühmtheiten Erinnerungsmäler prangen.

In Deutschland glaubte man bisher, nur hochragende Denkmäler seien des Angedenkens großer Männer würdig; nur ein Friedrichs-Denkmal in Berlin, nur das Rietschel'sche Doppeldenkmal unserer beiden großen Dichter in Weimar könne zum Muster dienen, wo es gelte, die Stätten zu weihen, welche bedeutende Menschen betreten haben.

Allmählich hat man sich indeß auch in Deutschland überzeugt, daß es nicht des Aufwandes kolossaler Erz- und Steinmassen bedarf, um die Pietät der Epigonen für die Träger des vaterländischen Ruhmes wach zu halten. Einzelne Städte, namentlich Leipzig, suchen mit geringern Mitteln anspruchslose Monumente und Denkzeichen für die Berühmtheiten zu schaffen, die in ihren Mauern verweilten. Im Rosenthal ist gegenüber dem Denkmal Gellert's, auch dem Gesangsmeister Zöllner eine Büste errichtet worden; es ist keine Frage, daß die erste große Wiesenbucht des Rosenthals sich eignet für die Aufstellung einer Walhalla sub Divo, wie sie den Platz della Santa-Croce in Padua schmückt. Auch hat jede Stadt das Recht, in diese Walhalla die Männer aufzunehmen, die in ihrem engern Kreise Tüchtiges gewirkt haben, ohne daß ihr Name gerade weit über die Grenzen des Weichbildes hinaus einen volltönenden Klang hätte. Hier gerade ist die Form der Büste, die schlichte Gedächtnißtafel und die ehrende Taufe neuer Straßen am Platz. Leipzig hat jetzt seine Goethe-Straße, Schiller-Straße, Lessing-Straße, Leibniz-Straße, Mahlmann-Straße; es hat einzelne Häuser bezeichnet, wo unsere Classiker wohnten; und zu Auerbach's Keller, als der unterirdischen Stätte des Goethe-Cultus, ist jetzt eine oberirdische in der Goethe-Stube der Stadt Frankfurt getreten, einem mit passenden Wandbildern aus Goethe's Leben ausgeschmückten Weinlocal.

Daß das neue leipziger Theater in seinen glänzenden Räumen eine kleine Walhalla für die dramatischen Dichter begründet, ist ein Vorgang, der Nachahmung verdient; denn wer verdiente mehr solche Auszeichnung in diesen Kunsthallen, als die Geister, deren Production das Schwungrad ist, welches alle Getriebe des Theaterwesens in Bewegung setzt? Man hat neuerdings die Vorhalle des Theaters mit funfzehn Büsten verstorbener Dramatiker, von Sophokles bis Hebbel geschmückt. Knaur's kunstgeübte Hand hat diesen Unsterblichkeiten plastische Gestalt gegeben.

Die Jean Pauls-Büste im Park von Meiningen gehört ebenfalls zu diesen kleinern, aber sinnigen Erinnerungszeichen.

In Darmstadt hat man neuerdings eine Gedenktafel am Schiller-Hause „Zur Sonne" enthüllt. „Die Tafel ist von schwarzem Marmor unter Aufsicht des hiesigen Steinmetzen Wagener zu Frankfurt a. M. gefertigt, und die Inschrift in gothischen Buchstaben lautet:

Friedrich Schiller
wohnte vom 23. bis 29. December 1784
in diesem Hause,
las den ersten Act seines «Don Carlos» dem erbprinzlichen Hofe vor und wurde am 27. December von Carl August Herzog von Sachsen-Weimar zum Rathe ernannt."

„Die Feier der Enthüllung fand", wie die „Darmstädter Zeitung" berichtet, „unter der lebhaftesten Theilnahme der eingeladenen Gäste — der Liedertafel unter ihrem Director, Hofmusiker Wahl — die das Innere des Hauses überfüllten, wie der Tausende von Versammelten in den anliegenden Straßen nach Programme gemäß statt. Nach der Begrüßung der Anwesenden durch Herrn Revisor Marloff, welchem mit dem Besitzer des Hauses, Herrn Malst, und einer Anzahl hiesiger Bürger das Verdienst der Anregung und Ausführung zukommt, intonirte auf der Straße vor der verhüllten Tafel die Liedertafel das Mozart'sche Lied: «Reicht zum Bund die Hand, ihr Brüder», worauf Herr Dr. Künzel, die Veranlassung der Gedenktafel kurz berührend, dem «Dichter Schiller, welcher sein Volk so treu im Herzen getragen, dem Volksdichter, der darum auch vor allen im Herzen seines Volks lebt und leben wird», ein Hoch ausbrachte, in das die versammelte Volksmasse jubelnd einstimmte. Und während bengalische Feuer die verhüllte Tafel und die umliegenden Straßen erleuchteten, übergab der Redner «dieses sichtbare Erinnerungszeichen an den großen Dichter der Verehrung und fernern Obhut aller Mitbürger». Das Lied: «Das ist der Tag des Herrn», schloß die Feier vor dem Hause, welcher ein Festmahl im Hause folgte."

Hofrath Dr. Künzel trug bei demselben ein schwunghaftes und beziehungsreiches Gedicht „Zur Sonne" vor.

Es findet sich allerdings über Schiller's Aufenthalt in Darmstadt nichts Näheres in seinen Papieren. Die Frage, ob Schiller wirklich in dem Schiller-Hause gewohnt hat, kann ebenfalls nicht durch die Fremdenverzeichnisse des „Darmstädter Wochenblättchen" aus jener Zeit entschieden werden, da der Dichter nur als „Passant" in demselben eingetragen ist. Desto sicherer und übereinstimmender zeugen dafür die gänzlich voneinander unabhängigen mündlichen Ueberlieferungen des frühern Wirths des damals renommirten Gasthofs, Sinnigsohn,

der Frau Senator Emrich, des Leibschneiders Rasch, des Silberverwalters Sterz im ehemaligen «alten Palais», der stets sehr stolz auf die persönliche Bekanntschaft mit Schiller war, die er durch den Prinzen Friedrich gemacht hatte, und der Frau Marsteller, die hochbetagt im Hause starb.

Zur Feier des Tags sandte Schiller's pietätvolle Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm, eine theure Reliquie der Familie, die gestickte Brieftasche Schiller's, die ihm einst von Leipzig nach Manheim zugeschickt worden war, ein Zeichen der Bewunderung, welche ihm die Mitglieder der Körner'schen Familie widmeten. Dies Geschenk begleitete die Tochter des Dichters mit folgenden Zeilen: „Mit wahrer Freude lasse ich heute die Brieftasche mit den vier Bildern abgehen, welche den geliebten Dichter einst so beglückten, eine Wendung seines Schicksals herbeiführten, und nehme treuen Antheil an der Schiller-Feier in Darmstadt, wo er so heitere Stunden verlebte. Ein wahrer Balsam ist es mir jedesmal, wenn glückliche Momente in des theuren Vaters Leben von neuem vor die Seele treten, und versöhnend mit den schweren Stunden, die ihm beschieden, wieder Muth und Vertrauen in sein oft so tief bekümmertes Gemüth gossen. Das ist, finde ich, etwas so Großes, Ergreifendes in Schiller's Erdenleben, das Ringen, Kämpfen, ohne ganz niedergedrückt zu werden, das wahre Heraklesgeschick!"

Das Geschenk ist um so sinniger, als es an eine Thatsache anknüpft: „In dieser Brieftasche lag das Manuscript des «Don Carlos», soweit er gedichtet war, das Schiller am 26. December 1784 dem erbprinzlichen Hofe, dem Erbprinzen Ludewig (Ludewig X., später Großherzog I.) und der Erbprinzessin Luise in Anwesenheit deren Schwagers, des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, vorlas. Schiller sagt darüber selbst in einem Briefe aus Manheim vom 22. Februar 1785 an Körner (I, 16): «Die Brieftasche von Minna habe ich neulich in Darmstadt eingeweiht, den ersten Act des Carlos, den ich bei Hofe vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Fürstin, die Frau Erbprinzessin, hat sie bewundert. Der Umstand ist Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Werth setzt, kann nichts so Geringes begegnen, das nicht merkwürdig für mich wäre.»"

In der That gehört Schiller's Aufenthalt in Darmstadt zu den glücklichsten Episoden seines Lebens; hier wurde der Flüchtling aus der Karlsschule zum ersten male in Hofkreisen ausgezeichnet, und wie durch die Zusendung der Brieftasche die Uebersiedelung des Dichters nach Leipzig und Dresden und die für ihn so günstige und dauernde Freundschaft mit der Körner'schen Familie vermittelt wurde, so knüpfen sich an die Vorlesung des „Don Carlos" am Hofe zu Darmstadt die Fäden, welche nach Weimar hinüberreichen und für Schiller's späteres Leben so folgenreich werden sollten. Das Schiller-Haus von Darmstadt verdient es daher, mit bengalischen Flammen beleuchtet zu werden.

Mögen auch die andern deutschen Städte, die ein Recht dazu haben, sich mit den Erinnerungen an unsere Dichter schmücken! Und sei dieser Schmuck auch noch so bescheiden — er gereicht dem Gemeinwesen zur Ehre und weckt in den Spätergeborenen die stets erneute Erinnerung an unvergängliche Leistungen.

Bibliographie.

Eckardt, J., Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Féval, P., Der Gaukler. (L'avaleur de Sabres.) Roman. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung. 3 Bde. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, P., Untersuchungen über die Gestalt der Erde. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Fuchs, F., Geschichte der Stadt Worms. Nebst einer Analyse der Nibelungen-Sage und einem Anhang: „Führer durch Worms". Worms, Kraeuter. 8. 12½ Ngr.

George, L., Die Logik als Wissenschaftslehre dargestellt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Giesebrecht, L., Schillers Bild in Stuttgart. Ein Vortrag. Stettin, v. der Nahmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Greeff, R., Reise nach den canarischen Inseln (London, Lissabon, Madeira, Teneriffe ꝛc.). Mit populär-naturwissenschaftlichen Schilderungen. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hanuš, J. J., Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—1849. Als ein Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte dargestellt. Prag, Dominicus. Gr. 8. 18 Ngr.

Heussi, J., Shakspeare's Hamlet erklärt. Parchim, Heussi. Gr. 8. 1 Thlr.

Hiltl, G., Die Freier der Markgräfin. Historische Novelle. Berlin, Lesser. 8. 10 Ngr.

Hoch, B., Frommes Leben. Dichtungen der Neuzeit, ausgewählte. Eingeführt durch F. Ahlfeld. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 1 Thlr.

Kavanagh, Julia, Dora. Roman in 6 Bdn. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Kempner, D., Historische Novellen aus der neuesten Zeit. Breslau, Heidenfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kippenberg, A., Ferdinand Freiligrath. Zum Verständniß des Dichters und als Begleitgabe zu seinen Werken. Leipzig, Matthes. 8. 18 Ngr.

Klein, J., Eine Reise. Breslau, Goerlich u. Coch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knobloch, W., Ueber Meteorerscheinungen. Populärer Vortrag. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 5 Ngr.

Kummer, P., Die Karl Vogt'sche Theorie von der Abstammung des Menschen. Sachlich beleuchtet. Aus Vorträgen, die der Verfasser in einem naturhistorischen Verein gehalten, zusammengestellt. Zerbst, Zeidler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 3tes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Martitz, F. v., Betrachtungen über die Verfassung des norddeutschen Bundes. Leipzig, Haessel. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Kleine Memoiren. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Oehlmann, W., Die Erkenntnißlehre als Naturwissenschaft, eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 1 Thlr.

Oosterzee, J. J. van, Zum Kampf und Frieden. Vier akademische Vorträge und 50 Aphorismen. Ein Beitrag zur Charakteristik der gegenwärtigen Bewegungen auf theologischem und kirchlichem Gebiete, übersetzt und herausgegeben von F. Meyeringh. Gotha, F. A. Perthes. 8. 16 Ngr.

Otto, Louise, Privatgeschichten der Weltgeschichte. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. à 1 Thlr.

Pelz, E., Minnesota, das Centralgebiet Nord-Amerikas. In seinen Hauptverhältnissen dargestellt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Petermann, A., Die deutsche Nordpol-Expedition, 1868. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 10 Ngr.

Petersen, C., Spuren des Steinalters, welche sich bis in die Zeiten der beglaubigten Geschichte erhalten haben. Hamburg. Gr. 4. 6 Ngr.

Pfister, H., Ueber den chattischen und hessischen Namen und die älteste Geschichte des chattischen Stammes, nebst einer Karte der chattischen Gaue. Kassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfundner, O., Des Reisebeschreibers Pausanias Lebens- und Glaubensanschauungen. Königsberg. Gr. 4. 12 Ngr.

Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Retcliffe, Sir J., Biarritz. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1ste und 2te Lief. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. à 6 Ngr.

Richter, O., Die ältesten deutschen Liebeslieder des 12. Jahrhunderts. In freier Uebertragung. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roesler, R., Die Kaiserwahl Karl's V. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roß, C. H., Die hübsche Witwe. Roman. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Für freie Stunden. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch. Leipzig, Friese. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rothe's, R., Nachgelassene Predigten. Herausgegeben von D. Schenkel. 1ster Bd. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Rubino, J., Beiträge zur Vorgeschichte Italiens. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Rüstow, W., Die Grenzen der Staaten. Eine militärisch-politische Untersuchung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 14 Ngr.

Schick, M., Mexiko und Kaiser Maximilian, oder Queretaro und Miramare. Für das Volk bearbeitet. Reutlingen, Rupp u. Bauer. 8. 3 Ngr.

Schmid, C. v., Briefe und Tagebuchblätter. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstags des Verfassers der Ostereier herausgegeben von A. Werfer. München, L. Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Schrader, L., Der politische Eid. Eine ethische Studie. Kiel, G. v. Maack. Gr. 8. 12 Ngr.

Schumann, A., Die Affenmenschen Carl Vogts. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schürer, E., Schleiermacher's Religionsbegriff und die philosophischen Voraussetzungen desselben. Inaugurations-Dissertation. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Schwedische Lebensbilder. Erzählungen. Nach dem Schwedischen Original-Manuscript frei bearbeitet von J. N. Heynrichs. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. Dritte Sammlung. Berlin, R. Hoffmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Souchay, E. F., Deutschland während der Reformation. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes, Erdachtes aus den Papieren eines Fünfzigers. Vom Verfasser der „Modernen Imperatoren". Bevorwortet von A. Meißner. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 2 Thlr.

Indische Sprüche. Uebersetzt von O. Böhtlingk. In einer Blütenlese herausgegeben von seiner Schwester. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Traut, H. T., Bilder und Skizzen aus dem Leben deutscher Dichter des 18. Jahrhunderts. Eine Zugabe zu deutschen Dichterwerken. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit Dr. **Bruch**, Dr. **Diestel**, Dr. **Dillmann**, Dr. **Fritzsche**, Dr. **Gaß**, Lic. **Hausrath**, Dr. **Hitzig**, Dr. **Holtzmann**, Dr. **Keim**, Dr. **Lipsius**, Dr. **Merx**, Dr. **Reuß**, Dr. **Roskoff**, Dr. **C. Schwarz**, Dr. **A. Schweizer** und andern der namhaftesten Bibelforscher herausgegeben
von
Kirchenrath Professor Dr. **Daniel Schenkel.**

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. In Heften zu 10 Ngr.

Schenkel's „Bibel-Lexikon" ist das erste deutsche Werk, welches sich die Aufgabe stellt, die neuesten Resultate der Bibelforschung gleichmäßig der Geistlichkeit und der Gemeinde darzubieten, ein Unternehmen, für das die allgemeinste Theilnahme in den Kreisen der Gelehrten wie der Laien erwartet werden darf. Gediegene Ausführung des Plans verbürgen die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter, die zu den hervorragendsten auf dem Gebiete der theologischen Literatur der Gegenwart gehören.

Der Umfang des Werks soll 4 Bände nicht übersteigen. 8 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft (5 Bogen Lexikonoctav) kostet im Subscriptionspreise 10 Ngr.

Die erschienenen Hefte nebst Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Baronisirt. — Passiflora.

Zwei Novellen von
Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutsche Lesewelt empfängt hiermit zwei neue Novellen von Robert Waldmüller, bekanntlich einem der beliebtesten Vertreter der modernen Unterhaltungsliteratur. Wie in seinen frühern Werken verbindet sich darin vollendete Kunst der Charakteristik und psychologischen Entwickelung mit meisterhafter Glätte und Sauberkeit der Form zu wohlthuender Harmonie.

Von dem Verfasser erschien vor kurzem in demselben Verlage:

Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco.
Zwei Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von
Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese neueste Gabe des beliebten rheinischen Dichters ist die Frucht zweier Reisen desselben durch Italien. Was Natur und Kunst ihm dort Herrliches darboten, gestaltete er zu einer Galerie poetischer Bilder, deren lebendige Anschaulichkeit den Leser zum Mitgenuß seiner Erlebnisse und Stimmungen einladet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skizzen aus Mittelasien.

Ergänzungen zu meiner
Reise in Mittelasien.
Von
Hermann Vámbéry,
Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen an der k. Universität zu Pesth.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 2 Thlr.

Vámbéry's gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat erschienene „Reise in Mittelasien" ist bekanntlich als eins der interessantesten unter den neuern Reisewerken allgemein anerkannt worden und hat sowol in der deutschen als in andern Sprachen (englisch, französisch, russisch, ungarisch) die weiteste Verbreitung gefunden. Eine nothwendige Ergänzung dazu, zugleich auch ein Buch von selbständigem Werth, bietet er in den vorliegenden „Skizzen", welche seine merkwürdigen Abenteuer und Erlebnisse mehr im Detail erzählen, sowie zur Ethnographie der mittelasiatischen Völker neue wichtige Beiträge liefern.

Das frühere Werk erschien unter folgendem Titel:

Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Neueste Bände der

Welt-Bibliothek à 10 Sgr.:

K. A. Heigel, Es regnet. Eine Münchener Erzählung.
E. Hiltl, Die Freier der Markgräfin.
M. M. v. Weber, Aus der Welt der Arbeit.
Levin Schücking, Neue Novellen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1868.

Kinkel's neue Gedichte.

Gedichte von Gottfried Kinkel. Zweite Sammlung. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 2 Thlr.

Zwischen der ersten und zweiten Sammlung der Kinkel'schen Gedichte liegt nicht nur manches Jahrzehnt, sondern auch ein reiches und vielbewegtes Leben des Dichters, das selbst als ein episches Gedicht bezeichnet werden kann. Man durfte daher mit Recht auf diese neue Sammlung gespannt sein; denn wenn nach Goethe jedes echte Gedicht ein Gelegenheitsgedicht ist und wenn ein Theil unserer besten politischen Gedichte von Körner bis Herwegh in diese Rubrik gehört, welch eine Fülle von Stoff lag dem Dichter in eigenen Erlebnissen vor! Die Kämpfe der Revolution, das Kriegsgericht, das Zuchthaus, die Flucht, die englische Weltstadt, das freie Amerika, der tragische Tod der ersten eigenen Gattin, für den in dem damals befreundeten Freiligrath ein Dichter erstand; ein Stoff nicht nur geschaffen für die Retcliffe und Herbert, welche merkwürdigerweise sich diesen pikanten Zeitroman, der nur der Eintheilung in Kapitel harrt, entgehen ließen, sondern auch reich an großen und leidenschaftlichen Motiven, voll stürmischer Bewegung und bedeutender Weltperspectiven, wie sie unsere stagnirende Lyrik braucht!

Doch fast scheint es, als ob der Thäter seiner Thaten nicht ihr Dichter sein könne, als ob die Begeisterung aufgezehrt sei durch die That, die sie geschaffen, und sie nicht mehr nachschaffend in dichterische Formen gießen könne. Wer von Kinkel eine große, mächtige Zeitlyrik erwartet, Empfindungen, wie sie der Wechsel seltener dramatisch bewegter Schicksale erzeugt, wird sich enttäuscht fühlen, wenn er diese neuen Gedichte zur Hand nimmt. Freilich, es fehlt nicht an dichterischen Spuren der Erlebnisse und Weltfahrten; die politische Begeisterung findet hier und dort einen schwunghaften Ausdruck; aber ein großer einheitlicher Zug geht nicht durch die Sammlung; sie ist durchaus musivisch componirt, und im Grunde überwiegt die stille Lyrik, die Feier des häuslichen Herdes und der Jugendgefühle über die heroischen Klänge und die weiten Horizonte der Geschichte. Nirgends zeigt sich ein titanisches Ringen mit dem Schicksal, ja es geht ein glatter Optimismus als Grundzug durch diese Gedichte, Hoffnung auf die Zukunft der Völker und Zufriedenheit mit dem eigenen Lebensloſe!

Es mag eine Unart der Kritik sein, dem Dichter vorschreiben zu wollen, was und wie er dichten soll, statt sich an dem Dargebotenen zu erfreuen; hier aber forderte die Persönlichkeit des Dichters, der sich als Mann der politischen Action in zwei Welttheilen einen Namen gemacht hat, von selbst dazu heraus, den Maßstab der eigenen Thaten an seine Dichtungen zu legen, und zu prüfen, wie weit sich der Charakter des Mannes im Charakter der Dichtungen spiegelt. Kinkel selbst legt diesen Maßstab an in dem Gedicht „Dichter oder Mann":

> Wohl, ich fühl's, mir ging verloren
> Eines großen Dichters Los,
> Weil zum Streit ich ward geboren
> Und nicht saß in Glückes Schos.
>
> Zum Erfinnen, zum Vollenden
> Fehlte nimmer mir die Kraft;
> Scharf den Pfeil ins Herz zu senden
> Lehrte mich die Leidenschaft.
>
> Hätte nur mir noch des Lebens
> Sommer friedereich geblüht,
> Wahrlich, dann ward nicht vergebens
> Mir dies schaffende Gemüth.

Er legt damit selbst den Nachdruck mehr auf seine Thaten, als auf seine Gedichte, und beweist damit jedenfalls, daß er nicht zu dem Schwarm der Plateniden gehört, die sich stets ihrer Unsterblichkeit rühmen.

Uebrigens sind es nicht durchweg neue Gedichte, die uns hier geboten werden. Einer der größten Abschnitte der Sammlung: „Ein Strauß aus dem Jugendgarten", ist in den dreißiger Jahren gepflückt, und die Mehrzahl

der Gedichte: „Revolution und Exil", in den Jahren der politischen Bewegung gedichtet. Einige dieser letztern erinnern an die Herwegh'schen lyrischen Brander, und gerade das erste: „Die künftige Poesie", dürfte in Bezug auf markige Gedrungenheit, auf Erhabenheit der Anschauung und auf Prägnanz des Ausdrucks zu den Perlen der Sammlung gehören. Es beginnt schwunghaft:

> Sollt uns nicht als Dichter feiern!
> Unsre Lieder fraß der Brand,
> Und die Saiten von den Leiern
> Riß des Krieges Eisenhand.
> Sang und Klang deckt mit den Todten
> Rastatts Wall und Ungarns Ried:
> In den Kerkern der Despoten
> Liegt begraben unser Lied.
>
> Laßt es ruhn! Nicht daß wir singen
> Leuchtet dieser Weltentag;
> In der That gewalt'gem Ringen
> Rüsten wir den letzten Schlag;
> Und zum Lohn der Wetterschwüle,
> Die uns fiel als Manneslos,
> Fordern statt des Lorbers Kühle
> Wir die Bürgerkrone blos —

und endigt mit einer großgehaltenen Vision, gleich anschaulich wie bedeutsam:

> Angeflammt von Morgenröthen
> Schaut dich mein Prophetensinn!
> Schleuderst Blitze, welche tödten,
> Göttliche Spartanerin!
> Auf dem Säulenstumpf von Thronen
> Lehnt die Harf' am nackten Knie —
> Tochter freier Nationen,
> Gruß dir, junge Poesie!

Doch müssen wir nach diesem an der Pforte credenzten Feuertrunk zunächst mit einiger matten Limonade fürliebnehmen. „Die Keime des Waldes" ist vormärzliche politische Frühlingspoesie, welche den Lenz der Freiheit feiert, eine damals in gereimten und ungereimten Schriften zu Tode gehetzte Allegorie. „Des Unterthanen Glaubensbekenntniß" erinnert an ähnliche Refraingedichte satirischer Art, die Robert Prutz damals dichtete; das Gedicht hat den Refrain:

> Dieses geht mich gar nichts an,
> Denn ich bin ein Unterthan.

Die Pointe in „Allzuwenig" ist matter Nachdruck von Herwegh und Hoffmann von Fallersleben und die in „Der König kommt" etwas trivial. „Prolog zu einer Faschingskomödie" und die Allegorie von dem sich mausernden Adler sind nicht gerade bedeutend. „An mein Volk", gedichtet beim Waffenstillstand von Malmö, erwähnt das Nibelungenlied und die Staufenkaiser, bei denen übrigens von der goldenen Kette deutscher Einigkeit kein sonderliches Rühmen gemacht werden darf, erinnert an Hellas und die Thermopylen und schließt mit den damals unklaren Schlußzeilen, die jetzt eine bestimmte Bedeutung gewonnen haben:

> Wenn erst um dich die Pulverwolken nachten,
> Dann kommt der eine, der befehlen kann.

„Flut und Ebbe" ist in malerisch bewegten Rhythmen mit Binnenreimen verfaßt. Die Form ist rühmenswerth mit Ausnahme eines zu früh kommenden Binnenreims, der nicht an rechter Stelle steht:

> Ein Thor wol spräche zur Stund': „Der Strand ist trocken und fest, und gehört nun mir,
> Ich will ihn bebauen, den Dünengrund, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

„Grund" reimt auf „Stund", statt wie seine Pflicht ist, auf „Strand" zu räumen, wie dies in allen andern Zeilen von dem Dichter richtig und streng gewahrt wird.

Das Gedicht ist eine Allegorie, deren einheitliche Gliederung aber versäumt ist; denn an einer der Hauptstellen fällt der Dichter aus dem Bilde. Er vergleicht Ebbe und Flut der politischen Bewegung mit der Ebbe und Flut des Meeres. Bis in die dritte Strophe ist die Allegorie durchsichtig; dann heißt es:

> Die Märzflut kennst du, den Völkerdrang; kein Wall noch Damm bot gegen sie Schutz: —
> Jetzt ist die Ebbe im vollen Gang, und Thoren bieten den Fluten Trutz.
> Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
> Auch lacht manch übermüthiger Thor den still abrinnenden Fluten Hohn.
> Wir sind die Korallen auf dürrem Sand, wir sind des Meeres verzweifelnde Brut,
> Wir schmachten gefangen im fremden Land, wir harren der theuern belebenden Flut.
>
> Doch bleiben wir stark, und vertraun dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menschen Geist:
> Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran schon die Rettung kreist.
> Glaub' mir, wir stehen schon wieder am Strand, und wieder schwillt die wogende Flut,
> Bis endlich der ganze Dünenrand still liegt, vom schimmernden Spiegel umruht.
> Schon seh' ich den Volkssturm wieder erwacht, schon stürzt in Trümmer, was Thoren gebaut —
> Du glaub' an des Geistes heilige Macht im Gleichniß des Meeres, das du geschaut!

Der aufmerksame Leser wird hier bald bemerken, wie Kinkel sich und seine Freunde mit den Korallen auf dürrem Sand vergleicht, die schon an und für sich mit den Erscheinungen von Ebbe und Flut nichts gemein haben. Durch eine kühne Katachrese steht er aber auf einmal selbst mit den Freunden am Strand, was für die Korallen doch eine unmögliche Lebensäußerung wäre.

„Der letzte deutsche Glaubensartikel" ist ein Gedicht von Béranger'schem Schwung und gewiß das beste, das je aus einem deutschen Zuchthaus hervorgegangen ist, denn Kinkel hatte es 1850 in Naugard gedichtet:

> Von allem, was ich einst geglaubt,
> Ist wenig mir geblieben,
> Die Priester haben's weggeraubt,
> Die Welt hat's ausgetrieben.
> Mir blieb ein einz'ger Glaube,
> Der macht mir alles wett;
> Vernehmt's beim Saft der Traube:
> Ich glaube, ich glaube,
> Ich glaub' ans Bajonnet!

Der Refrain ist hier frisch und muthig, die Reime der einzelnen Strophen lehnen sich nicht matt an ihn an, sondern sie fordern ihn keck heraus.

„Die Classiker", ebenfalls ein naugarder Product, mag man allenfalls der Erbitterung eines politischen Sträflings verzeihen, der die Zuchthausjacke trägt. Wenn man den Grundgedanken auch treffend findet:

Ein Kunstwerk war für euch das Leben —
Uns war es nichts als eine That —

so erscheint die Ausführung doch allzu frivol und pietätlos, unsern großen Classikern gegenüber. Oder ist es nicht philiströs, wenn Goethe nicht blos der „Geheime Rath" und der „Bürgergeneral" zum Vorwurf gemacht, sondern auch Fräulein Vulpius:

Ein Weib, das uns mit Lust und Schmerzen
Gelabt aus tiefstem Lebensquell;
Wir stießen's nie aus unserm Herzen
Um eine hübsche Hausmamsell.

Wozu diese dichterische Advocatur der Frau von Stein?

Das dritte naugarder Gedicht: „Bundeslied", ist leeres Gesinge mit mattem Refrain.

Das Gedicht: „Holzlahr", welches den Namen hat von des Dichters Heimatdörfchen an der Sieg, behandelt eine eigenthümliche Vision. Nachdem der Dichter die trauliche Heimatstätte gefeiert hat:

O Sieg, mein herrlicher Heimatfluß,
So klar, so kühl und wild,
Wie bist du in deinem strudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild!

Ja du, mein starkes Sikambergeschlecht,
Du bist mein Fleisch und Blut,
In Haß und Liebe so treu und echt,
Und voll von trotzigem Muth! —

sieht er sich in dem Friedhof „auf blumiger Wiesenflur" begraben; da hört er, wie ein Bursche aus der Schlacht, aus dem letzten Krieg kommt, sich des Märtyrers Kinkel erinnert und erzählt, wie durch diesen Krieg gegen die Russen Deutschland groß und stark wurde und Polen frei und wie sie jetzt in der goldenen Republik leben:

Und wie mein Herz den Ton vernimmt,
Da zuckt es noch einmal;
Und durch die dunkeln Aschen glimmt
Die letzte Lust und Qual.

Es treibt den letzten Lebenssaft
Herauf nach Licht und Luft;
Die Blumen des Hügels schwellen in Kraft
Und spenden volleren Duft.

So läßt sich der Dichter doch durch diese visionäre Beseelung des Stoffwechsels in dem „Nirwana" stören, das er in einem andern Gedicht wie ein Schüler des Liebeshelden Buddha mit Gottestrunkenheit besingt als „traumlos tiefe Schlummerrast".

Eine Reihe von Gedichten, in denen die patriotische Gesinnung des Dichters in der Ferne, in England und Amerika, duftige Blüten treibt, gehört zu den Zierden der Sammlung. Sie haben meist eine edle und klare Form, durchsichtig wie ihr Inhalt, das von jedem deutschen Herzen getheilte Heimatsgefühl.

In dem „Abschied von Deutschland", einem Albumblatt an ein Mädchen der Ostsee, einem lyrischen Erinnerungsblatt an die romantische Flucht aus dem Gefängniß, einem Dank für ein gewährtes Asyl, lautet der Schlußvers:

Auch uns, drauf magst du trauen,
Fällt anders bald das Los,
Und rasch zu euern Auen
Wiegt mich des Meeres Schos:
Aus Franken und aus Sachsen
Soll dann zusammenwachsen
Ein Deutschland frei und groß!

Der Gegensatz zwischen „Amerika und Europa" ist in einem Gedicht ausgesprochen, dessen zwei erste Strophen in vierfüßigen Jamben das friedliche, dem Genuß, dem Gewinn gewidmete Streben Amerikas feiern, während in den drei letzten das alte Europa, das Land des Kampfes, der Revolution, in geflügelten Daktylen verherrlicht wird. „Ohio-Wein" besingt die von deutscher Hand gezogene Traube am Ufer des blauen Ohioflusses. Am vollsten und lautesten ertönen diese Klänge in dem Gedicht: „An mein Vaterland", der Widmung des Trauerspiels „Nimrod". Verse wie die folgenden sind ein voller Herzenserguß, der in lautern Formen krystallisirt:

O Heimat, die statt Bürgerehren
Du Wunden gabst und Ketten schufst,
Wir werden nichts von dir begehren,
Bis selbst du unsre Stärke rufst.
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schos,
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich, deutsche Mutter, schön und groß.

Ja, wir sind dein, und keine Schranke
Sperrt ab von uns, was du uns bist!
Stolz trägt zu dir uns der Gedanke,
Der leicht der Nordsee Weiten mißt.
Weit über Höhn und Tiefen funkelt
Uns deines Geistes Flammenstrom,
Und von der Ferne nicht verdunkelt
Blitzt vor uns deiner Künste Dom.

Was wir im fremden Lande schaffen,
Es ward von deinem Mark genährt;
Du schmiedest unsers Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd.
Uns stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unsrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort.

Wenn wir die Harfen höher spannen,
Trunken von unsers Rheines Wein,
Genug, wenn wir den Preis gewannen,
Als Sänger deiner werth zu sein.
Mit Gold mag uns die Fremde lohnen,
Du gibst der Locken stolze Zier —
Einst fordern unsre Bürgerkronen
Und heut' den Lorber wir von dir!

Drum auf, o West! Such' meine Treuen
Mit dieses Liedes Blumenstrauß,
Daß sie sich ihres Dichters freuen
In Hütten und im Bürgerhaus!
Ihr alle, deren Herzen brannten
Um mich in Gram einst und in Lust,
Nehmt von dem Dichter, dem Verbannten,
Den Gruß aus treuer Mannesbrust.

Ein Gedicht verwandter Gesinnung, das der Odem Schiller's zu durchwehen scheint, ist: „Lerne warten." Wie energisch klingt die erste Strophe:

Ernst den Pfad des Rechts zu wandeln
Ziemt des Mannes stolzer Kraft;
Starkes Glauben, treues Handeln
Ist's, was ihn zum Helden schafft.
Seiner Arbeit strenge Tugend
Macht ihn frei und fessellos;
Selbst des Lorbers grüne Jugend
Fällt dem Kämpfer in den Schos.

Leider stört der Schlußvers des Gedichts, trotz dichterisch schöner Haltung, diesen Eindruck des kernhaft Männlichen, diesen Appell an den kategorischen Imperativ

durch ein mythologisches Bild, das sich wie eine verdämmernde Phantasmagorie ausnimmt. Indem es uns den Lohn langen Wartens zeigt, verstößt es zwar nicht gegen die verstandesmäßige Richtigkeit; aber es verstößt gegen die Einheit der Stimmung, aus welcher das dichterische Bild nicht herausfallen darf; nach markigen Tubaklängen hören wir auf einmal weichen Flötenton:

> Hat Achill im Schmuck der Jahre
> Iphigenien erwählt:
> Sie verblutet' am Altare,
> Und er lag vom Pfeil entseelt —
> Doch den sehnsuchtsvollen Schatten
> Steigt ein Eiland aus der Flut,
> Wo auf ewiggrünen Matten
> Er mit der Verlobten ruht.

In dem Gedicht „Beim Meeresleuchten" weht am Schluß noch einmal das „rothe Banner".

Die politische Lyrik eines Dichters mag gleichzeitig ein Spiegel der wechselnden Zeitstimmungen und seines eigenen Entwickelungsgangs sein; wir hören das Echo der Revolution von 1848 in den bald darauf gedichteten Liedern grollen und erkennen das gute Recht des Dichters an, dieser Stimmung und Begeisterung Ausdruck zu geben; doch wir vermissen die Vermittelung mit der Gegenwart. Wir wissen aus Kinkel's „Freiligrath-Rede", daß er der neuesten politischen Bewegung in Deutschland ähnlich wie Arnold Ruge seine Zustimmung gibt, daß er sich aus diesem Grunde mit Freiligrath, der auch gegenwärtig nach Würtemberg, dem Herd des deutschen Particularismus übersiedelt, überworfen hat. Nirgends aber in den Gedichten finden sich Kinkel's Ansichten über die neueste Gestaltung Deutschlands zum Ausdruck gebracht, man müßte denn jene satirisch-lahmen Strophen des Gedichts: „Le bon diable", als das Glaubensbekenntniß des Poeten acceptiren:

> Schleswig-Holsteins, das ihr verriethet,
> Nehmt ihr euch nun in Waffen an;
> Und wer dieses Geschenk uns bietet,
> Vive le diable! ist auch unser Mann.
>
> Als wir Deutschland zu einen gedachten,
> Schlugt ihr uns tapfer die Köpfe ein;
> Und nun müßt ihr in böhmischen Schlachten
> Unsers Gedankens Vollzieher sein.

Doch diese Zustimmung ist keine warme, nur eine ironische; der Dichter betrachtet alle diese Thaten als Vorspiele der künftigen Republik, für welche sie gleichsam die Kastanien aus dem Feuer holen. Wir können uns aus der Freiligrath-Rede und aus diesen Versen keinen Vers machen, und bedauern, daß Kinkel für die großen Ereignisse der jüngsten Zeit nur die schlotterige Form einer heinisirenden Ironie übrighatte, um so mehr, als wir diesen humoristischen Gedichten keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Es fehlt ihnen unsers Erachtens die Grazie. „Ein Blatt aus der Kirchengeschichte" hat eine holzschnittartige, Hans Sachs'sche Haltung, doch ist es im ganzen zu banal; „Docta Ignorantia", vielleicht das Beste in diesem Genre, erreicht doch die Heine'schen Muster nicht. Gedichte aber, wie „Herr und Madame Schmidt", sind in ihrer Trivialität Kinkel's nicht würdig und hätten ausgemerzt werden müssen; denn eine Sammlung muß doch immer ein bestimmtes Gesicht haben und ein gelegentliches Gesichterschneiden entstellt es zur Unzeit.

Trefflich sind die beiden Balladen aus neuer Zeitgeschichte; wir billigen die Wahl solcher Stoffe, die wir stets empfohlen haben. Man muß die Gegenwart nicht für einen Gegenstand der Zeitungsmakulatur halten; faßt man sie am rechten Ende an, so zeigt sie den dichterischen Schimmer, der nur von blindem Zutappen befleckt wird. Die jüngste Geschichte bietet den reichsten Balladenstoff; aber wer solchen Schatz heben will, muß im Besitz des rechten Zauberwortes sein. Löschpapierene Poeten werden auch nur löschpapierene Poesie zu Tage fördern. Die beiden Balladen Kinkel's entlehnen ihren Stoff dem indischen Aufruhr. „Jessie Brown" ist von Geibel („Schön Ellen") und Lepel bereits behandelt worden; der Stoff hat das eigenthümlich spannende Moment, das die Ballade braucht. Bei Kinkel ist die Exposition klarer, man hat festern Boden unter den Füßen als bei Geibel, der die Situation zu sehr in ein volksthümliches Dämmerlicht hüllt. Sehr lebendig ist auch der Anmarsch der Schotten geschildert:

> „Wer denkt der alten Freundschaft nicht,
> Der alten Heimat gern?"
> Und schau, wie's blitzt im Morgenlicht
> Von Bajonneten fern.
>
> Mit nacktem Knie, im Waffenglanz,
> In festem, munterm Schritt,
> Ein Keil aus ihres Felsenstrands
> Gewürfeltem Granit —
>
> So kommen sie, so stürmen sie
> Auf die Sipoys heran!
> Und jeder Mann sank auf sein Knie,
> Und mit sang jeder Mann:
>
> „Wer denkt der alten Freundschaft nicht,
> Der alten Heimat gern?"
> Und über Blut und Leichen bricht
> Herauf der Rettung Stern.

Noch anziehender ist die Ballade: „Aus Mirut", welche an eine in der „Times" mitgetheilte Anekdote aus dem indischen Krieg das Nathan'sche Evangelium der Toleranz und Humanität knüpft. Ein Fakir bringt ein gerettetes englisches Kind den englischen Offizieren in Mirut, der Oberst will ihm Gold dafür geben, doch der Hindu erwidert:

> „Ob die Wunden mich ermatten,
> Brauch' ich nichts von deiner Hand;
> Bettelnd durch des Ganges Schatten
> Wandr' ich, durch des Indus Sand.
>
> „Hab' die Vedas all gelesen,
> Den Koran auch durchgestört;
> Bin bei den Parsis gewesen,
> Hab' auch euern Spruch gehört.
>
> „Liebe, hört' ich alle sagen,
> Sei zwei Drittel im Gebot;
> Und die Liebe hieß mich's wagen,
> Und ich that's und zwang den Tod.
>
> „Doch wollt ihr mir Dank gewähren,
> Nun so grabt auf diesem Platz
> Einen Brunnen, Gott zu Ehren,
> Allem Volk zum ew'gen Schatz.
>
> „Jedem geb' er seine Spende!
> Hier entsühnt sich der Brahman,
> Wäscht der Moslem seine Hände,
> Und der Christ, er trinkt daran.

„Laßt ein Schattendach ihn decken,
Und ein Täflein an die Mau'r
Mögt ihr mit den Worten stecken:
Imam Bharti von Dhunau'r.

„Imam Bharti von Dhunauer
Ist mein Name, merkt ihn gut,
Daß darauf zu ew'ger Dauer
Jedes Wandrers Auge ruht.

„Wenn um Rache einst ihr streitet,
Meinem Volke grimmgesinnt,
Denkt, wenn ihr vorüberschreitet,
An den Bettler und dies Kind!"

Sprach's und grüßt', herab die Matten
Schwand er fern hinaus ins Land,
Bettelnd durch des Ganges Schatten,
Bettelnd durch des Indus Sand.

Der „Strauß aus dem Jugendgarten" enthält allerlei Blüten und Knospen aus früherer Zeit; es ist viel Anmuthiges darunter, doch es fehlt die Sicherheit des Stils; man hört verwandte Klänge heraus, hier die Tonweise Heine's, wie in den „Uneigennützigen Küssen", dort diejenige Uhland's, wie in dem langathmigen Gedicht: „Das Hünengrab", dort sogar diejenige von Kopisch, wie in dem Gedicht: „Facultätssitzung", dessen Refrain ganz an die Art und Weise der Refrains von Kopisch in den „Heinzelmännern" anklingt. Von den stillen Klängen in den neuern Gedichten verdient das Gedicht „Neue Heimat" den Preis; es ist aus dem frischen Leben herausgesungen und feiert die neue Liebe und Ehe des Dichters:

Doch im Schirm der Alpenzinne,
An des Gletscherstromes Lauf,
Baust du nun, o holde Minne,
Mir ein Haus noch einmal auf.
Dort erhebt sich mir ein neuer
Blüt- und fruchtumkränzter Herd,
Den mit heil'gem Herzensfeuer
Mein geliebtes Weib mir nährt.

Demnächst sind die „Lieder vom Seestrand" sinnig und formvollendet; wie gepanzert klirrt der Eisenschritt der folgenden Verse:

In den Wolken schattenhaft
Schreitet das Geschick,
Aber mir und meiner Kraft
Dient der Augenblick.

Arm und Brust hab' ich gestählt
In der heil'gen Flut;
Was die Norne jetzt mir wählt,
Grüß' ich wohlgemuth.

Fest und freudig sei das Herz,
Funkle hell, mein Schwert!
Denn das Leben ist den Schmerz
Und die Angst nicht werth!

Kehrt ja doch dem rechten Mann
Stets sein Stern zurück —
Und mit starkem Griff alsdann
Fass' ich dich, o Glück!

Den „Sprüchen" fehlt meist die scharfe epigrammatische Zuspitzung, der schlagende Witz, und doch streben sie nach demselben; es ist selbst genügsame Gnomenweisheit, die sich einmal in kleiner Münze ausgibt.

Einen beträchtlichen Umfang hat das in sieben Historien zerfällte Gedicht: „Der Grobschmied von Antwerpen", dessen Held Quintin Messys ist und welches die Liebe dieses sich zum Maler bildenden Schmieds zur Tochter des Meisters Floris besingt. Das Gedicht ist in fließenden anmuthigen Versen geschrieben; das Colorit ist oft warm und wechselt zwischen der Farbengebung der flandrischen und der italienischen Malerschule; es ist eine Künstlernovelle in Versen, wie sie auch Paul Heyse mehrfach gedichtet hat. Doch scheint uns der künstlerische Aufwand zu groß für einen im Grunde schlichten und einfachen Stoff, dem alle epische Getragenheit fehlt und der sich allenfalls in einer leichtgeschürzten Ballade bewältigen ließ.

Die neue Sammlung von Kinkel's „Gedichten" enthält, wie wir sehen, viel Anziehendes, einzelne Lieder und Balladen, in denen das Talent des Dichters, in Kraft und Milde und mit dem vorherrschenden Zug liebenswürdiger Grazie, sich scharf und voll ausprägt. Dagegen fehlt es nicht an matten Gedichten, welche die Haltung der Sammlung als ungleich erscheinen lassen; Anempfundenes tritt vielfach an die Stelle origineller, aus eigenen Tiefen schöpfender Empfindung, und der „Strauß aus dem Jugendgarten", sowie die breite Künstlernovelle, die im ganzen doch physiognomielos ist, schwächen den Eindruck der neuen bessern Gedichte ab.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1866.

Wir haben wieder von einigen Werken über den Krieg zu berichten, der für die Neugestaltung Deutschlands so wichtig geworden ist. Der preußische Generalstab sowol, als der österreichische, hat eine auf authentische Kriegsacten gestützte Geschichte dieses Kriegs begonnen, von denen die erstere bereits die Schlacht von Königgrätz enthält, die letztere aber noch weiter im Rückstand ist. Allerdings ist das österreichische Werk auf vier Bände berechnet und stellt die Kriegshandlungen bis in das kleinste Detail dar, während das preußische, kürzer gehalten, mehr vom strategischen Standpunkte aus bearbeitet ist und die klarste allgemeine Uebersicht bietet. Für das Studium jüngerer Offiziere ist zu bedauern, daß auf die taktischen Verhältnisse, für welche in den eingegangenen Berichten das umfassendste Material vorliegt, nicht mehr Bezug genommen ist. Nach Vollendung der beiden Arbeiten wird sich aber erst ein rechter Vergleich zwischen ihnen anstellen lassen.

Allen Werken über den Krieg von 1866 stellen wir nach seinem Werth und seinen Gesichtspunkten voran:

1. Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt von Heinrich Blankenburg. Mit Karten und Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Schon in einem frühern Artikel Nr. 19 (d. Bl. f. 1867) machten wir auf eine Arbeit aufmerksam, welche in einer Reihe von Essays, wie der Verfasser sie genannt, in der „deutschen Revue der Gegenwart": „Unsere Zeit" begann und etwas Ausgezeichnetes versprach. Als sie bis zum Schlusse gediehen war, konnten wir, abgesehen von kleinen taktischen Lücken, zu deren Ausfüllung noch die

Quellen fehlten, unser Urtheil nur bestätigt finden und auch andere, welche den Krieg in den Generalstäben der Hauptquartiere mitgemacht hatten, stimmten mit uns überein, daß diese Darstellung unter allen erschienenen Werken als die beste und geistvollste betrachtet werden könne. Unsere Hoffnung, daß sie bald durch eine besondere Ausgabe als selbständiges Werk auch dem größern Publikum zugänglich gemacht und der Verfasser sich nennen werde, ist seitdem erfüllt worden; das Werk liegt vor und ist vor dem Abdruck einer neuen Bearbeitung nach den inzwischen erschlossenen Quellen unterzogen worden. Im Vorwort wird der Gesichtspunkt der Darstellung bezeichnet. Sie ist keineswegs ausschließlich für den Militär von Fach bestimmt, soll vielmehr vorherrschend den historischen Standpunkt zur Geltung bringen. Den Wechselwirkungen der militärischen und politischen Situation ist eine besondere Beachtung zugewandt und der Behandlung der Kriegsereignisse in den Details eine gewisse Grenze vorgezeichnet worden, um nur das zu berühren, was ein allgemein-geschichtliches Interesse beanspruchen kann. Innerhalb dieser Begrenzung läßt der Verfasser die Reflexion walten und gibt sein Urtheil freimüthig und selbständig ab, wobei er nach strenger Objectivität strebt. „Wenn dennoch", sagt er zum Schluß, „sein unerschütterlicher Glaube an die große Mission Preußens sich hier und dort lebhafter geltend machen sollte, als strenge Richter bei kritisch-historischen Versuchen für zulässig erachten, so möge sein Buch von der ersten bis zur letzten Seite dafür Zeugniß geben, daß dieser Glaube auf Ueberzeugung beruht." Er hofft, daß seine Arbeit, die sich von rein militärischen Geschichtswerken unterscheidet, sich auch ein Recht der Existenz neben den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe, die im Erscheinen begriffen sind, sichern werde; wir glauben ihm das verbürgen zu können. Die amtlichen Werke haben immer verschiedene Rücksichten zu nehmen, sie wollen und dürfen nicht alles sagen, wenn den Verfassern auch die Ursachen und Triebfedern der Kriegshandlungen bekannt sind; sie können die eigenen begangenen Fehler, die schwachen Momente, welche auch im siegreichsten Kriege vorkommen, aus Gründen nicht einfach eingestehen, und daß die Kritik, wo sie hohe Personen verletzen könnte, sich bescheiden muß, brauchen wir wol nicht erst zu sagen. Der Verfasser ist unabhängig und hat daher manche Rücksicht nicht zu nehmen; dennoch können wir sagen, daß sein Urtheil und seine Kritik bei aller Schärfe immer maß- und taktvoll bleibt.

Die erste Abtheilung des Werks enthält die politische Entwickelungsgeschichte. In der Einleitung wird ausgeführt, daß sich unverkennbar im Wesen und Charakter der Kriege mit dem Beginn der Kämpfe, welche die Französische Revolution gegen die Coalitionen der europäischen Mächte führte, eine Wandlung vollzogen, die mit dem gleichzeitig angebahnten Uebergange von der Cabinetspolitik zur nationalen im innigen Zusammenhange steht.

Der Krieg hat seitdem, wenn auch in modernem Gewande auftretend, das Wesen des Volkskriegs wieder angenommen, er ist nicht mehr ein beliebig zu verwendendes Werkzeug in der Hand der Diplomatie. Das Charakteristische des Volkskriegs beruht in möglichst allgemeiner Betheiligung aller Glieder der kriegführenden Völker an der Action. Direct manifestirt sich diese Betheiligung durch die Aufstellung gewaltiger, in ihrer Streiterzahl bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit reichender Heere, indirect durch die Mitleidenschaft des ganzen staatlichen Gemeinwesens. Dadurch stellt sich das natürliche Verhältniß wieder her, daß Volk gegen Volk auf Leben und Tod kämpft und Sieg und Niederlage auf Generationen hinaus bestimmend wirken. Nur solche Kriege weisen jene großen Entscheidungsschlachten auf, wie sie als gewaltige Marksteine in der Geschichte dastehen.

In diesen Sätzen spricht sich der Gedanke aus, von welchem das Werk ausgeht. Weiter heißt es:

Kriege, im Geiste des Volkskriegs begonnen und geführt, lassen selten einen Zweifel über ihren endlichen Ausgang. Nur in einzelnen Schlachten ist der Sieg dem Walten des Glücks und des Zufalls unterworfen, der endliche Ausgang durchgekämpfter Kriege entspricht stets der folgerichtigen Nothwendigkeit einer höhern Weltordnung. Sittlich berechtigte, zur vollen Reife gelangte Ideen, durch den Lauf der Geschichte vorgezeichnete große nationale Aufgaben sind stets des endlichen Siegs gewiß.

Daß nicht alle Kämpfe des letzten halben Jahrhunderts diesen Stempel tragen, und ebenso wenig bis zur vollen großen Entscheidung schwebender Streitfragen geführt wurden, ist gewiß, dann aber auch keinen Moment an der Nothwendigkeit neuer Kämpfe zu zweifeln. Auch den jüngsten Krieg hält der Verfasser — und wol mancher mit ihm! — für nicht vollständig durchgekämpft. Der strenge Unterschied zwischen Ursache und unmittelbarer Veranlassung zum Kriege wird scharf hervorgehoben. Unsere Friedensfreunde werden allerdings mit Entrüstung lesen, daß Völker und Staaten, die eine culturtragende Mission oder einen großen geschichtlichen Beruf in sich fühlen, das, worauf sie ohne Aufopferung der Interessen kommender Generationen nicht verzichten dürfen, was sich aber im Wege friedlicher Bestrebungen als unerreichbar zeigt, im Wege der Gewalt durchführen sollen, sie mögen jedoch die Gründe prüfen, mit denen diese Forderung unterstützt wird.

Sehr interessant ist die Analyse der europäischen Verhältnisse, seit Napoleon III. dem geschriebenen Codex von 1815 gegenüber wieder das natürliche, das nationale Recht zur Geltung gebracht hat, wenn auch aus eigensüchtigen Beweggründen. In der Zustimmung durchaus conservativer Mächte zu Napoleon's Vorschlage 1863, die Lösung fundamentaler Streitfragen durch einen europäischen Congreß herbeizuführen, lag die Anerkennung, daß eine Umgestaltung des europäischen Staatensystems nothwendig und der kriegerische Austrag, falls ein friedlicher unmöglich, berechtigt sei. Ohne weiteres darf freilich kein Staatsmann wagen, als Friedensbrecher aufzutreten, er muß sich nach Möglichkeit auf das formelle Recht neben dem natürlichen, welches meist das nationale ist, sichern und den Gegner zu dessen Verletzung veranlassen. Die öffentliche Meinung des eigenen Landes ist ein anderer Factor, der zu gewinnen ist, eine der größten Schwierigkeiten aber bleibt es, sich über den Vermittelungsversuchen dritter die Gelegenheit zu einem entscheidenden Austrag nicht aus der Hand winden zu lassen. Alle diese in der Einleitung angedeuteten Momente werden dann in ihrer Geltung bei dem Entwickelungsproceß des großartigen Kampfes von 1866 dargestellt. Die ursachliche Streitfrage zwischen Oesterreich und Preußen ist nicht von heute oder gestern: ihre genetische Geschichte ist die Geschichte Deutschlands von den Zeiten Karl's V. bis auf unsere Tage; daß der Conflict aber je einen religiösen

oder confessionellen Charakter getragen habe, wird bestritten. Wir bemerken dazu, daß allerdings zu verschiedenen Zeiten einseitig versucht worden ist, ihm diesen Stempel zu geben, wenn schon erfolglos. Die politischen Elemente der Streitfrage lagen auf verschiedenen historischen Gebieten, und man wird mit der Zusammenstellung derselben in unserm Werke wol einverstanden sein, mag man recht geben, welcher Partei man will. „Die Streitfrage selbst aber datirt in Wirklichkeit nicht hinter die Tage Friedrich's des Großen und der nicht minder großen Maria Theresia zurück. Schon von Friedrich's Tagen her war für Oesterreich und Preußen in Deutschland nicht mehr ausreichender Raum."

Im ersten Kapitel wird ferner das Verhältniß beider Mächte zum engern Deutschland nach 1815, die Wandlungen in der preußischen Politik seit dem Regierungsantritt Wilhelm's I. und der Krieg gegen Dänemark mit seiner Bedeutung für die europäische Stellung Preußens dargestellt. Wir erkennen schon hier das freimüthige Urtheil des Verfassers und empfehlen dies Kapitel denkenden Lesern ganz besonders. Ueber Bismarck's Politik seit 1858 sagt er: „Heute ist der Grundzug derselben klar zu Tage getreten und die scheinbaren Inconsequenzen, die sich eine Reihe von Jahren hindurch in Bismarck's Haltung bemerklich machten, gleichen nur noch den Staubwirbeln vor dem nachfolgenden Gewitter." Dann werden die auseinandergehenden Ziele Preußens und Oesterreichs nach der Lostrennung der Elbherzogthümer von Dänemark, das Ersterben der großmächtlichen Allianz, die Krisis von 1865 und das Compromiß von Gastein besprochen; „eins der unhaltbarsten Ergebnisse der Cabinetspolitik, kaum geeignet, neue Differenzen nur auf Monate zu vertagen".

Das zweite Kapitel behandelt die schleswig-holsteinische Frage im entscheidenden Stadium und ihre Verknüpfung mit der großen deutschen Frage. Bismarck's infolge der Massenversammlung in Altona nach Wien gerichtete Note wird der Ausgangspunkt des speciellen, den casus belli herbeiführenden Conflicts genannt; „in diesem historisch merkwürdigen, in seiner Form fast einzig dastehenden Actenstück zeigt sich bereits der feste Entschluß des preußischen Staatsmannes, es auf einen Bruch ankommen zu lassen". Scharfsinnig sind die Analogien in der Politik Bismarck's und Napoleon's III. aufgefaßt, und die Grenzen bezeichnet, innerhalb welcher ein gewisses Einverständniß beider unbedingt anzunehmen, über die aber allerdings nicht hinauszugehen ist. Die schleswig-holsteinische Frage hatte aufgehört, ein Differenzpunkt zwischen der preußischen Regierung und der Majorität des preußischen Volks zu sein.

Seitdem der blinden Parteiagitation in Schleswig-Holstein das Recht des Augustenburgers mehr galt als die Wahrung großer deutscher Interessen, seitdem sie ihren Calcul auf die antipreußischen Tendenzen Oesterreichs basirte und zur Verfechtung eines dynastischen Legitimitätsrechts das Bündniß mit der radicalsten Demokratie Süddeutschlands nicht verschmähte, war, wenn nicht die formelle Berechtigung, so doch die Nothwendigkeit für Preußen entschieden, unumwunden auf die Annexion hinzuwirken.

Nach der förmlichen Verleugnung der Allianz, die in Bismarck's Antwort auf die Erkundigung des Grafen Karolyi nach der Stellung Preußens zu Oesterreich lag, wurde Oesterreichs Stellung in Holstein militärisch ein verlorener Posten, und sobald diese Erkenntniß gewonnen war, reifte auch in Wien der bestimmte Entschluß, es auf eine große Waffenentscheidung mit Preußen ankommen zu lassen. Die ganz vertrauliche österreichische Circulardepesche vom 16. März an die befreundeten deutschen Höfe, welche erst mehrere Monate nach dem Kriege zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist, gibt davon Zeugniß. Von den ersten Rüstungen sagt der Verfasser: „Durch diese verfrühte und weniger als halbe Maßregel wurde nichts anderes gewonnen, als daß ihm Preußen die Initiative der Bedrohung zum Vorwurf machen konnte, welchen politischen Vortheil sich Graf Bismarck keineswegs entgehen ließ." Das Bündniß mit Italien, der Notenwechsel mit Oesterreich und der preußische Antrag auf Bundesreform werden klar beleuchtet. „Eine Karte gegen Oesterreich war damit ausgespielt, die nur durch einen siegreichen Krieg überboten werden konnte." Die Krisis in Deutschland trat ein, der Appell an die Waffen erfolgte. Ueber den letzten Versuch zu einer Ausgleichung, das vertrauliche Circularschreiben vom 7. Mai, in welchem Preußen bekannt machte, daß es bereit sei, sich mit Oesterreich über Abtretung seiner Rechte an die Herzogthümer gegen angemessene Entschädigung zu verständigen, heißt es:

Die Annahme dieses Vorschlags würde die großartig angelegte Politik Bismarck's zu Falle gebracht und diesen Staatsmann wahrscheinlich an der Schwelle seines Ziels zum Rücktritt gezwungen haben. In den hochconservativen Kreisen Berlins fehlte es nicht an distinguirten Personen, die, namentlich seit dem demokratisch angelegten Bundesreformvorschlage, im Einverständniß mit österreichischen Standes- und Gesinnungsgenossen den Sturz Bismarck's unablässig anstrebten, und aus diesen Kreisen ist das Verständigungsproject wahrscheinlich hervorgegangen. Aber das Glück wollte, daß der Versuch scheiterte. Wäre er gelungen, so wäre eine abermalige Periode der Versumpfung, wie die von 1850—58 die unausbleibliche Folge gewesen.

Was über die Agitationen in Deutschland gegen Preußen berichtet, wie die Träger derselben gezeichnet werden, ist sehr treffend, mitunter pikant genug. Ein Stadium zu durchlaufen blieb noch übrig, durch welches fast jede einer kriegerischen Lösung entgegendrängende Streitfrage hindurchgehen muß, dasjenige der Einmischung fremder Mächte.

Napoleon hatte in seinem politischen Verhalten nicht nur die Richtung, die er sich selbst vorzeichnete, in Betracht zu ziehen, sondern auch die öffentliche Stimmung Frankreichs. Im französischen Volke lebt noch immer ein Rest alten Hasses gegen Preußen, nicht mit Unrecht mißt es Preußen die Hauptschuld an den unvergessenen Invasionen von 1814 und 1815 zu. Tausend Ammenmärchen berichten dem Volk noch heute von maßlosen Schandthaten, die Blücher's Heere auf französischem Boden begangen haben sollen, und was jene Mären für den ungebildeten, das sind die Fälschungen der Geschichte, die sich Thiers erlaubt hat, für den gebildeten Theil der Nation. England hat seine Sünden gegen das erste Kaiserreich gesühnt, indem es allen andern Mächten in der Anerkennung Napoleon's III. vorangegangen ist und sich herbeigelassen hat, in bescheidener Rolle an der Seite Frankreichs Rußland zu bekämpfen. An Rußland und Oesterreich hat sich Frankreich in der Krim und in Italien blutig gerächt, Spanien ist zu schwach und zu demüthig, um diese Rache herauszufordern; aber das einst so kleine und jetzt so mächtig aufstrebende Preußen harrt noch der Strafe für seine Frevel.

So steht es auch heute noch, und die jetzt feierlich in ganz Europa eingeläutete Friedensära wird den Krieg,

wenn er einmal „opportun" scheint, nicht ausschließen. Das Conferenzproject Napoleon's scheiterte bekanntlich an den Vorbehalten Oesterreichs, welches nun den entscheidenden Schritt am Bunde that. Mit der Darstellung der unmittelbar folgenden Ereignisse in Holstein und dem Ergebniß der Bundestagssitzung vom 14. Juni schließt die erste Abtheilung. Wir haben unserer Analyse einige betreffende Stellen eingefügt und hoffen, daß die Bedeutung des Werks schon aus diesen wenigen Proben gewürdigt werden wird.

Die zweite Abtheilung enthält die Geschichte des Kriegs und der gleichzeitigen diplomatischen Action in fünf Abschnitten, welche sich aus dem Verlauf der Ereignisse folgerichtig ergeben: „Die kriegerische Situation bis zum Eintritt der taktischen Entscheidungen"; „Die Kriegsereignisse in Böhmen bis zur Schlacht von Königgrätz"; „Die Schlacht von Königgrätz"; „Von Königgrätz bis zur Donau"; „Die Kriegsereignisse in Mittel- und Westdeutschland". Wir verweisen ganz besonders auf den ersten Abschnitt, in welchem die Heere, die Beschaffenheit der einzelnen Truppengattungen, die Offiziercorps und die höhern Führer, letztere nach ihrer Persönlichkeit, vortrefflich charakterisirt werden. Ueber die kurze Friedensdienstzeit der österreichischen Infanterie sagt der Verfasser:

Nicht der Mangel an taktischer Uebung war der Hauptnachtheil dieser kurzen Dienstzeit, sondern die Abwesenheit jenes Sinns für persönliche Ehre, der gänzlich ungebildeten Elementen, aus denen sich die Armee ergänzt, erst anerzogen werden muß. In der alles Glaubhafte übersteigenden Zahl von Kriegsgefangenen und nicht minder in dem Benehmen dieser Leute, nachdem sie in Feindeshand gefallen, gab sich dies in evidentester Weise zu erkennen. Das alte Veteranenthum war der Armee abhanden gekommen, der neue Geist eines nationalen Heers aber noch nicht bei ihr eingezogen.

Die sächsischen Truppen werden neben denen Hannovers als die besten der Mittelstaaten anerkannt, namentlich das Offiziercorps.

Obgleich auch in Sachsen die gebildeten Stände in den Reihen der Gemeinen nicht vertreten waren, fand doch darin die im Lande allgemein verbreitete Intelligenz und Gesittung ihren Ausdruck. Der Begriff für Ehre und Pflicht hatte deshalb auch bei kurzer Präsenz feste Wurzel gefaßt. Daß der Kronprinz an der Spitze des Corps stand, trug unbedingt viel dazu bei, die Selbstachtung und das Pflichtgefühl der Truppen zu heben.

Die Charakteristik der höhern Führer ist besonders auf preußischer Seite so klar und richtig, daß jeder, der die betreffenden Persönlichkeiten kennt, sie als höchst gelungen bezeichnen muß. Wir kennen sie alle schon seit langen Jahren und haben die wohlgetroffenen Charakterbilder mit wahrer Freude gelesen; sie werden überall großes Interesse erregen, da der Verfasser sich nicht scheut, auch über hohe Personen ein Urtheil auszusprechen. Unsern militärischen Lesern empfehlen wir die strategischen Betrachtungen über den gegenseitigen Kriegsplan, die ersten Aufstellungen und die begangenen Fehler. Warum Benedek den Kronprinzen in seiner bedenklichen Stellung bei Neiße nicht angriff und dadurch die preußische Offensive unmöglich machte, sondern im Flankenmarsch sich gegen den Prinzen Friedrich Karl wandte, erklärt der Verfasser aus psychologischen Gründen. Ueber Moltke's Operationsplan heißt es:

Im ganzen und großen mag dieser Plan vor der Seele des Strategen gestanden haben; er hat aber unbedingt einen vielgestaltigen Entwickelungsproceß durchgemacht und erst concrete Gestalt gewonnen, als Benedek seinen Flankenmarsch antrat. So trefflich der Operationsplan gelang, ist ihm doch der Stempel der Kühnheit, ja einer gewissen Verwegenheit nicht abzusprechen.

Dies wird weiter ausgeführt, dann fährt der Verfasser fort:

Gelang aber der Plan, kam die Vereinigung der getrennten Armeen zu Stande, wurde nicht die eine oder die andere vereinzelt geschlagen, dann entsprach er auch dem Höchsten, was die Kriegskunst zu leisten vermag. Die Forderung des Zusammenhaltens, an der von neuern Theoretikern oft in geistlosester Weise festgehalten wird, hat im Grunde nur für die Schlacht selbst Berechtigung. Ein vollständiges Zusammenhalten der Armeen in der Bewegung ist bei der riesenhaften Größe der Heere unserer Zeit an und für sich schon unmöglich. Der Parallelmarsch der Colonnen in Entfernungen, die eine gegenseitige Unterstützung möglich machen, ist daher Regel. Der concentrische Marsch aber kann zu den höchsten Resultaten auf dem Schlachtfelde führen. Wie bei Waterloo vollzog sich die Vereinigung der Armee während oder mittels der Schlacht. Bei Waterloo betrug aber die Trennung nur wenige Wegstunden, hier dagegen lagen die Ausgangspunkte der Flügelarmeen an 30 Meilen auseinander. Und doch traf man sich zur rechten Stunde fast genau an dem Punkte, den das geistige Auge des Strategen im Kriegsplan bezeichnet hatte.

Die Kriegsereignisse werden innerhalb der Grenzen, die sich der Verfasser gestellt hat, in trefflicher Weise geschildert; jene Grenzen wird auch der militärische Leser anerkennen, in allgemeinen Kreisen werden dieselben dem Werke als ein Vorzug angerechnet werden. Eingedruckte Kärtchen und Pläne erleichtern das Verständniß der Darstellung. Die Kritik der Gefechte ist möglichst objectiv und unparteiisch gehalten, wie sich der Leser schon an der des Gefechts bei Trautenau überzeugen wird. Auch den Bürgern von Trautenau, denen so Schreckliches nachgesagt worden, läßt er Gerechtigkeit widerfahren:

Hätten sie auch wirklich aus den Fenstern geschossen, dann hätte der Bürger nur im Sinne des alten preußischen Landsturms zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitgewirkt und kein Vorwurf könnte ihn treffen. Daß aber den Preußen in Trautenau ganz Schreckliches begegnet sei, wird sich in Preußen stets als eine unerschütterliche Tradition erhalten.

Die Schlacht von Königgrätz bildet in der Darstellung den Glanzpunkt des Werks, sie ist nicht blos gut, sondern auch anziehend erzählt; einzelnes, das vielleicht ungenau, kommt nicht in Betracht, es findet sich auch in rein militärischen Büchern über den Krieg. Wir empfehlen die Bemerkungen, welche der Verfasser an die Momente und den Gang der Schlacht im ganzen knüpft, besonders was über die ausgiebigere Verwendung der Reiterei zur Verfolgung gesagt wird. Nach allem, was wir darüber gehört haben, möchten wir die Unterlassung, wie der Verfasser früher bei Benedek gethan, aus psychologischen Gründen erklären. Daß die Cavalerie noch am 3. Juli abends viel leisten konnte und daß sie mit Ungeduld auf den Befehl dazu wartete, wissen wir. „Ueber den Ruhetag, der am 4. der preußischen Armee gewährt wurde, wird die Kriegsgeschichte stets ein strenges Urtheil fällen", sagt unser Werk. Dann geht es weiter bis vor Wien. Die Verschenkung Venetiens wird hart verurtheilt, wie es mit Ausnahme Frankreichs wol in ganz Europa geschehen ist.

Es war ein Triumph napoleonischer Cabinetspolitik, der seinesgleichen sucht. In Oesterreich aber rechtfertigte der Schritt keine der Hoffnungen, die daran geknüpft wurden. Abermals, wie so oft, mußte Preußen die Erfahrung machen, daß die Diplomatie dem Feldherrn in den Arm fiel. Aber das Schwert in seiner Hand war in so mächtigem Schwunge, daß ihm auch die Zaubermacht der Diplomatie nicht sofort Einhalt zu thun vermochte. Dazu kam, daß dieser Feldherr ein König war. Im Kriegslager selbst ist die Diplomatie nie so mächtig, als auf dem glatten Parket. Dennoch kam der Frieden zu Stande, ehe der letzte Entscheidungskampf vor Wien geschlagen wurde.

Die Schlußworte über den Frieden bekunden die echt deutsche Gesinnung des Verfassers.

Den Kriegsereignissen in Mittel- und Westdeutschland folgen wir in dem letzten Abschnitte. Die hohe historische Bedeutung derselben wird in das rechte Licht gestellt, den thatsächlichen Verhältnissen eine klare Betrachtung gewidmet und daraus erklärt, warum der Krieg auch von preußischer Seite nicht in einer Weise geführt wurde, bei der die eigentliche Tendenz des modernen Kriegs, die Vernichtung der Widerstandskraft des Feindes, in wirklicher Reinheit vorwaltete. Einverstanden sind wir damit, daß es in einem Augenblick, wo der Riß in der deutschen Nation bereits in erfreulicher Weise zu vernarben beginnt, nicht angebracht erscheint, auf das Detail jener Kämpfe näher einzugehen. Dafür werden die strategischen Momente, die starken und schwachen Seiten der Führung, die Einwirkungen von Krieg und Politik auseinander und endlich das Zusammenbrechen einer politischen Institution, die heute weder vom Volk nördlich, noch südlich des Main zurückgewünscht wird, um so eingehender beleuchtet. Die höhern Führer, besonders Falckenstein und Manteuffel, sind dabei wieder mit treffenden Zügen gezeichnet: wir bitten auch nicht zu übersehen, was über den Angriff des „heißblütigen Graukopfs" bei Langensalza gesagt ist, den zu unterlassen in der Natur der Verhältnisse lag, auch wenn er Falckenstein's Verbot, wie nun amtlich feststeht, nicht erhalten hat. Unumwundener wie ein anderes Werk, das wir auch noch besprechen werden, gibt der Verfasser zu, daß sich die Hannoveraner unbedingt eines Siegs rühmen konnten. Ueber die Abberufung Falckenstein's, nachdem er die Länder nördlich des Main erobert, finden wir nur einige thatsächliche Andeutungen. Wir enthalten uns, sie zu ergänzen.

Als Anhang des Werks folgt ein Essay, „Preußen in Waffen" betitelt, eine der werthvollsten Arbeiten, die wir über diesen Gegenstand gelesen haben. Sie gibt eine historische Skizze der Entwickelung der preußischen Kriegsmacht seit ihrer Begründung bis zu ihrer Entfaltung im letzten Kriege, in welcher 664000 Streiter aufgestellt wurden, unter welcher riesenhaften Zahl sich nur 40000 Berufssoldaten (Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und Capitulanten) befanden, ein Volksheer also im vollsten Sinne des Worts.

Wir wünschen dem Werke, das aus der großen Flut so bedeutend hervorragt, die weiteste Verbreitung, und empfehlen es jedem, der eine Geschichte des deutschen Kriegs eigen besitzen will.

Die Verlagshandlung von Velhagen und Klasing hat zwei für allgemeine Leserkreise berechnete Werke erscheinen lassen, welche sich auch durch ihre Illustrationen Beifall erworben haben und zu denen wir uns jetzt wenden wollen.

2. Der böhmische Krieg. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert von Georg Hiltl. Illustrirt von O. Fikentscher, C. von Grimm u. a. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Dritte unveränderte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Berichterstatter des „Daheim", welcher den Krieg in Böhmen theilweise in der Nähe mit durchlebt hat, ist von der Verlagshandlung der genannten Zeitschrift, die ihm manchen unterhaltenden Beitrag verdankt, zu einem größern Werke über den Feldzug veranlaßt worden, das uns in trefflicher, reich illustrirter Ausstattung vorliegt. Dasselbe ist nicht für Leser vom Fach, sondern für das größere Publikum, besonders für die Familienbibliothek geschrieben. Erstere würden allerdings manches darin vermissen, das sie mit Recht zu fordern haben, anderes dagegen finden, das ihnen wegen dilettantischer und feuilletonistischer Behandlung nicht zusagt — die weitern Leserkreise aber werden sich unbedingt an der interessanten, lebendigen Darstellung, an den malerischen Schilderungen, welche oft wahre perspectivische Tableaux liefern, erfreuen. Nicht blos Gefechtsscenen, welche wenige Berichterstatter ganz in der Nähe schauen, sondern auch Marsch-, Lager- und andere Bilder werden in dieser Weise gelungen aufgestellt. Daß außerdem auch den wichtigen Hülfskräften: den Feldeisenbahnen, der Feldpost und Feldtelegraphie, der Krankenpflege und dem Lazarethwesen, der Thätigkeit des Johanniterordens u. s. w. in dem Werke Aufmerksamkeit geschenkt ist, wird demselben nur noch mehr zur Empfehlung gereichen. Ein besonderes Interesse gewähren die vielen persönlichen Einzelheiten und Erlebnisse, welche in die Schilderungen eingeflochten sind; daß bei den letztern sich in den Redeformen und Ausdrücken oft Wiederholungen finden, war kaum zu vermeiden; um kleine Verstöße, die nur dem Militär auffallen, wollen wir nicht rechten. Löblich ist noch, daß der Verfasser, wenn er auch seinen entschieden preußischen patriotischen Standpunkt festhält, doch den Gegnern alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; er würde noch mehr von ihnen erzählt haben, wenn ihm von dort mehr Quellen und Mittheilungen zu Gebote gestanden hätten.

3. Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des Daheim. Illustrirt von E. Hünten, O. Fikentscher u. a. Zweite unveränderte Auflage. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein anderer Berichterstatter des „Daheim", derselbe, welcher nach dem Kriege die vielgelesenen „Besuche" bei den Hauptführern desselben schilderte, veröffentlicht jetzt eine detaillirte Geschichte des Feldzugs auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Er nimmt dabei außer der Erzählung seiner persönlichen Eindrücke wenig mehr als das Verdienst der Redaction erhaltener Mittheilungen in Anspruch, welche er den Meistbetheiligten (also den Führern) und besonders dem Höchstcommandirenden, General Vogel von Falckenstein, verdankt. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß er solche Mittheilungen erhalten hat; wer die Verhältnisse und namentlich einen gewissen Conflict kennt, welcher zu einem alle Welt in Erstaunen setzenden Ausgange nach Falckenstein's Siegen führte, der wird vielleicht

in dem vorliegenden Werke noch andere Illustrationen finden, als die von Künstlerhand eingefügten. Jedenfalls ist der Verfasser ein unabhängiger Mann, der sich nicht scheut, auszusprechen, was zu tadeln ist, mag es auch hochgestellten Leuten unangenehm sein. Bisjetzt liegt uns nur die erste Abtheilung vor, welche mit der Capitulation der Hannoveraner abschließt. Halten wir daran fest, daß der Verfasser eine möglichst detaillirte Geschichte des Feldzugs geben wollte, so werden wir uns viele Einzelheiten, welche füglich hätten wegbleiben können, gefallen lassen.

Für die Richtigkeit derselben in dem ersten Abschnitt kann der Verfasser, der erst drei Tage nach dem Treffen bei Langensalza eintraf, persönlich nicht stehen, versichert aber, daß er im weitern Verlaufe des Werks nur historisch getreue Thatsachen mittheilen werde. Interessant wird dem Leser gar vieles sein, das er hier schon findet, z. B. die Unterredung, welche General Falckenstein gleich nach seinem Einrücken in Hannover mit der Königin Marie im Schlosse Herrenhausen gehabt hat. Der Verfasser erzählt sie wörtlich, jedenfalls nach Mittheilungen des Generals. Die Aeußerungen der Königin athmen ganz den Geist, der sie noch lange nach ihres Gemahls Willen, wenn auch in peinlichster Lage, auf der Marienburg festhielt und diese zum Herde der Umtriebe machte, welche so viele Bethörte aus dem Volke ins Unglück brachten, während die Faiseurs fern von aller Gefahr sich's wohl sein lassen. Wir könnten darüber ganz artige Dinge erzählen.

Das Treffen bei Langensalza schildert der Verfasser nach den erschienenen Berichten einzelner Führer (des Barres, Helmuth), doch hebt er hervor, daß diese und die hannoverischen einander fast in jeder Einzelheit vollständig widersprechen. General Falckenstein war am Tage vorher, auf Befehl des Königs nach Kassel gegangen, um dort eine Militärregierung einzusetzen, sonst würde wol der verfehlte Angriff bei Langensalza nicht stattgefunden haben; General Flies hatte entweder die ihm zugegangenen Befehle nicht verstanden oder directe Befehle von Berlin erhalten, die ihn bestimmten zu thun, was schlecht ablaufen mußte. Der Herzog von Koburg, der bei seinen tapfern Truppen im heftigsten Kugelregen erschien, soll sich sehr bitter über die getroffenen Maßregeln geäußert haben. „Es sind Verhältnisse", sagt der Verfasser, „in die es dem zeitgenössischen Geschichtschreiber wol nie gegeben sein wird, einen klaren Blick zu werfen. Spätern Historiographen wird es vorbehalten sein, den rothen Faden, welcher sich durch die Tage vom 15. bis zum 29. Juni mit bedauernswürdiger Beharrlichkeit hindurchwindet, aus dem verwirrten Knäuel zu entwickeln."

Worauf dies zielt, ist weiterhin und nicht etwa blos zwischen den Zeilen, sondern ziemlich deutlich zu lesen, wir können hier aber nicht darauf eingehen. Der Abschnitt schließt mit den Worten: „Bis hierher waren alle Bewegungen des Generals von Falckenstein durch Befehle der verschiedenartigsten Autoritäten paralysirt worden und der vierzehntägige Zug hatte mit einer Niederlage geendigt ... von jetzt ab durfte er unabhängig operiren... und errang in den nächsten vierzehn Tagen sechs Siege gegen eine doppelt überlegene Armee!"

Wir sehen den folgenden Abtheilungen des Werks entgegen, welche den mit auffallender Vernachlässigung in den allgemeinen Schriften über den Krieg von 1866 behandelten Feldzug der Mainarmee in das ihm gebührende Licht stellen werden.

Karl Gustav von Berneck.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Lehre vom Menschen.

Lebens-, Seelen- und Geisteskraft oder die Kräfte der organischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. Zweiter Theil: Der Mensch als geistiges Individuum nach seiner Bildung und Entwickelung auf der Grundlage der Natur. Von C. A. Werther. Nordhausen, Förstemann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die dualistische Ansicht vom Menschen, nach welcher der Mensch aus zwei heterogenen Bestandtheilen besteht, aus Leib und Seele, dem Leibe nach mit der Natur, der Seele nach mit Gott und dem Geisterreich zusammenhängt, den Leib nach dem Tode der Erde, von der er stammt, zurückgibt, mit der Seele aber oder dem Geiste zu Gott aufsteigt — diese alte vulgäre Ansicht darf gegenwärtig wol als einerseits durch den philosophischen Monismus, andererseits durch die Naturwissenschaften überwunden betrachtet werden.

Nach dem philosophischen Monismus gibt es nicht zwei Substanzen: Leib und Seele, Materie und Geist, sondern nur eine, welche von zwei verschiedenen Seiten angesehen als Materie und Geist erscheint. Die Naturwissenschaften ihrerseits haben uns den ganzen Menschen, also sowol den geistigen als leiblichen, als Naturproduct, als zusammenhängend mit der ganzen übrigen Natur kennen gelehrt.

Wer daher gegenwärtig noch jene alte dualistische Ansicht vom Menschen vorträgt, der steht weder auf naturwissenschaftlichem, noch auf philosophischem Boden. Zwar spukt in manchen philosophischen Schriften gegenwärtig noch jener alte Dualismus; aber sie gehören eben darum nicht in die Philosophie. Die Philosophie darf ihre Ansicht von der Welt und dem Menschen nicht in Widerspruch setzen mit den empirischen Wissenschaften, sondern hat sich in stetigem Zusammenhange mit diesen fortzubilden. Der sich auf übernatürliche Offenbarung stützenden Theologie mag man es verzeihen, wenn sie in ihrem Dualismus zwischen Gott und Welt, Geist und Natur, Leib und Seele beharrt, obgleich ringsum die empirischen Wissenschaften zur monistischen Weltauffassung drängen. Der Philosophie hingegen wäre das Beharren auf erfahrungswidrigen Standpunkten unverzeihlich. Erfahrungswidrig aber ist die dualistische Entgegensetzung des Menschen als Geistes gegen die Natur.

Wir können es daher von diesem unserm Gesichtspunkt aus nur loben, daß Werther, obgleich er die geistige Wesenheit des Menschen anerkennt und betont, doch darum den Menschen nicht von der Natur losreißt, sondern ihn in der Einheit und im Zusammenhange mit der

Natur betrachtet, das geistige Leben als ein „auf der Grundlage der Natur“, wie schon der Titel seines Buchs besagt, sich erhebendes darstellend.

Das vorliegende Werk steht im Zusammenhang mit den vorangegangenen des Verfassers: 1) „Die Kräfte der unorganischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung“ (1852); 2) „Was ist Lebenskraft? Versuch einer Antwort auf diese Frage“ (1854); und 3) dem ersten Theil des vorliegenden Werks mit dem Specialtitel: „Die Pflanze und das Thier“ (1860).

In allen diesen Schriften hat sich der Verfasser vorgesetzt,

die mannichfaltigen Erscheinungen des ganzen, dem Menschen bekannten Daseins in ihrer Einheit aufzufassen und durch die in ihnen ausgeführte Begründung aller Mannichfaltigkeit in der unendlichen Einheit die richtige Erkenntniß aller Endlichkeit zu erstreben. Sie gehen dabei von dem Satze aus, daß jeder Erscheinung nothwendig eine angemessene Bethätigung oder ein angemessenes Zusammenwirken von Kräften zu Grunde liegt, und betrachten daher nicht sowol die Erscheinungen in ihrer mannichfachen Vermischung und Zufälligkeit, als vielmehr die nach wesentlichen Verschiedenheiten der Erscheinungen anzunehmenden verschiedenen Kräfte. Sie bestimmen das Wesen der Kräfte und zeigen, daß dieselben eine durch gesetzmäßigen Fortschritt des Denkens erkennbare Entwickelungsreihe immer höherer Bethätigungen des einen, alle Endlichkeit darstellenden Unendlichen bilden, von dem Wirken der magnetischen Kraft als des einfachsten Ausstrebens an bis zu dem Wirken als vernünftiges Denken und sittliches Wollen des pneumatischen Individuums. Sie beziehen sich daher zuerst auf das Gebiet der unorganischen Natur, dann auf das der pflanzlichen und thierischen Individuen und endlich auf die Wirklichkeit und Wirksamkeit des Menschen als der höchsten uns bekannten Bestimmtheit in dem Gebiete des unendlichen Seins und Wirkens.

In der Vorrede zu der vorliegenden letzten Schrift nimmt der Verfasser an einer Aeußerung Prof. Erdmann's Anlaß, sich über seine Stellung zur Hegel'schen Philosophie auszusprechen. Erdmann hatte nämlich in seinem „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ gesagt (II, 703—4):

Wie sehr die Hegel'sche Naturphilosophie auch solchen, die sich nicht zu ihr bekannten, Achtung einflößte, läßt sich aus C. A. Werther's: „Die Kräfte der unorganischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung“ (1852), ersehen, worin ihr wenigstens die Ehre gelassen wird, den letzten Schritt gemacht zu haben, welcher der wahren Naturphilosophie vorausgehen muß.

Der Verfasser bekundet nun zwar aufs neue seine Achtung vor der Hegel'schen Philosophie, unterläßt aber auch nicht, die Differenz seiner Ansicht von derselben hervorzuheben. Er will nämlich die Entwickelungsreihe der in der absoluten Idee eingeschlossenen Momente als keine bloße Denkentwickelung, sondern als eine in der Wirklichkeit und Wirksamkeit, wie sie in der Welt erscheint, hervortretende Entwickelungsreihe gefaßt wissen:

Weil die Entwickelung der Idee die Momente der endlichen Wirklichkeit darstellt, ist sie nicht blos eine Entwickelung im Denken. Wenn wir sie als das absolute Denken bezeichnen, so liegt in dieser Bezeichnung mehr, als wir im Grunde unter Denken zu verstehen pflegen. Es liegt darin ein Wirklichsetzen und Wirksammachen, ein Schaffen und Thätigsein, und deshalb scheint es angemessen, die absolute Idee als die absolute Schöpferkraft und die einzelnen Momente der Idee, also die einzelnen Bestimmtheiten der Endlichkeit, als bestimmte, endliche Kräfte zu bezeichnen. Daß mit dieser Auffassung dann die Entwickelungsreihe der endlichen Momente eine andere wird, als sie von Hegel aufgestellt ist, folgt aus dem Wesen der Kraft und aus der Nothwendigkeit, die Ableitung der endlichen Momente aus der unendlichen Einheit in Uebereinstimmung zu setzen mit dem Wesen der einzelnen endlichen Kräfte, welche uns als Kräfte der Natur und der Geisteswelt bekannt werden. Daraus ergibt sich dann auch, daß die Geistesthätigkeit oder pneumatische Kraft, d. i. die Bethätigung des selbstbewußten Individuums in der Polarität des Denkens und Wollens mit in die Entwickelungsreihe der sämmtlichen Momente der Endlichkeit fällt und der Geist seinem innersten Wesen nach mit der Natur in verwandtschaftlichen Beziehungen steht; zugleich aber auch, daß jene sich als die höchste von allen übrigen Kräften der Endlichkeit wesentlich unterscheidet und der Einheit der absoluten Kraft um Einen Schritt näher steht als sie alle. Sie unterscheidet sich von ihnen als eine höhere Bestimmtheit der Endlichkeit und ist ihnen verwandt, indem sie in der Einheit ihrer Bethätigungsweise jene alle als niedere Momente einschließt, daher auch nicht in Widersprüche gegen sie treten kann.

Man ersieht hieraus, sowie auch aus des Verfassers ganzer Durch- und Ausführung des hier dargelegten Grundgedankens, daß er aus der Hegel'schen künstlichen Dialektik, in welcher der realen Entwickelung oft zu Gunsten der begrifflichen Zwang angethan wird, hinausstrebt zu einer natürlichern Auffassung und Darstellung der Entwickelungsmomente des Unendlichen. Wir können dies nur als einen Fortschritt betrachten und loben. An die Stelle der Hegel'schen dialektischen Methode hat die genetische zu treten. Wie sehr sich bei Hegel der dialektische Gang von der natürlichen Entwickelung entfernt, wie oft jener mit dieser in Widerstreit geräth, das hat in seinen „Logischen Untersuchungen“ (2. Aufl., Bd. 1, Abschnitt 3) treffend nachgewiesen Adolf Trendelenburg, der sich durch diese Bekämpfung der Hegel'schen Dialektik ein wahres Verdienst erworben hat.

Werther strebt an die Stelle der dialektischen Entwickelung die natürliche zu setzen, und deshalb müssen wir sein Werk, wie sehr wir auch im einzelnen von ihm abweichen, doch im allgemeinen als einen Fortschritt über Hegel hinaus anerkennen, oder vielmehr als eine Rückkehr zur Wahrheit und Natur. Wir hätten nur gewünscht, daß sich der Verfasser, wie im Gedankengang, so auch im Ausdruck noch mehr von dem Hegelianismus freigemacht hätte. Sein philosophischer Stil trägt noch vielfach die Spuren des Hegel'schen Einflusses.

Die das Wesen des Menschen als Menschen bildende pneumatische Kraft, wie Werther den Geist nennt, geht nach ihm aus der das Wesen des Thieres bildenden animalen Kraft hervor. Die pneumatische Kraft ist nach ihm also eine organische Bethätigungsweise. Sie schließt eine Vielheit von Bethätigungsweisen in sich, ist aber dessenungeachtet eine einheitliche Kraft mit wesentlicher Bestimmtheit.

Wie die vegetative Kraft als eine Vielheit von Kräften erscheint und Ernährung und Fortpflanzung als einheitliche Vorgänge einer Vielheit magnetischer, elektrischer und chemischer und mannichfacher Bewegungserscheinungen darstellt, weil sie alle physischen und mechanischen Kräfte als Momente in sich hat, und wie dieselbe dabei doch einheitliche Bethätigung eines Organismus ist, an welchem das Einzelne durch das Ganze bedingt und bestimmt wird, so stellt sich auch die pneumatische Kraft als eine Vielheit von Kräften dar, weil sie die animale Kraft mit der vegetativen und allen in dieser eingeschlossenen Momenten als Momente einschließt; und ist doch einheitliche Bethätigung eines pneumatischen Individuums, welche sich stets

nur als Beziehung aller Mannichfaltigkeit auf die individuelle Einheit und als Beziehung dieser auf jene wirksam erweist.

Die Einheit in aller Mannichfaltigkeit betont Werther mit Recht. Alle Unterschiede, die sich in der Aeußerungsweise einer Kraft zeigen, sind doch durch das einheitliche Wesen derselben beherrscht, durch das sie sich von andern Kräften unterscheidet. Alle geistigen Functionen, so verschieden sie auch sein mögen, sind als geistige doch von einer Art und unterscheiden sich dadurch von blos animalischen, sowie die animalischen in ihrer Vielheit von einer Art sind und sich dadurch von vegetativen unterscheiden. Der Mensch als Individuum, obgleich geistige, animalische und vegetative Functionen einschließend, ist doch trotz dieser Vielheit ein einheitliches Wesen von specifisch menschlichem Gepräge. Die untergeordneten vegetativen und animalischen Functionen sind in ihm durch das pneumatische Wesen beherrscht.

In diesem Sinne faßt Werther den Menschen auf. Der Mensch ist ihm nicht zusammengesetzt aus Leib, Seele und Geist, mit welcher Ansicht er die einheitliche Individualität unverträglich findet, sondern der Mensch ist Individuum, dessen wesentliche Bestimmtheit in der einheitlichen Kraft besteht, welche wir als bewußte, pneumatische Kraft bezeichnen, und welche die animale und vegetative Kraft als Momente in ihrer Einheit enthält. Denn eben hierzu nöthigt uns innerhalb der Auffassung des ganzen endlichen Seins als einer Entwickelung zu immer höhern Kraftbethätigungen die Erscheinung des Menschen als einer Einheit in aller seiner Mannichfaltigkeit. Eine solche Erscheinung muß durch eine einheitliche Kraft hervorgebracht werden, welche verschiedene Bethätigungsweisen in sich schließt. Eine einheitliche Kraft ist bei einer Vielheit von Bethätigungsweisen aber nur möglich durch Unter- und Ueberordnung des Mannichfaltigen, und so weist die äußere Erscheinung des Menschen selbst darauf hin, die animale Bethätigung, welche dem Menschen und dem Thiere gemeinsam zukommt, als ein in der pneumatischen Bethätigung eingeschlossenes Moment aufzufassen, wobei wieder das Animale das Vegetative als Moment einschließt und dieses die mechanischen und physischen Bethätigungsweisen.

Die pneumatische Kraft oder der Geist kommt nach dem Verfasser nicht von außen zu der animalen und vegetativen hinzu, sondern das menschliche Individuum ist von Anfang an geistiges Individuum, trägt den Geist schon in seinem Keime, obgleich das anfängliche Leben ein vorwiegend vegetatives und animalisches ist, und der Geist sich erst später entwickelt und bethätigt.

Nur hiermit wird die Fortpflanzung der geistigen Individuen erklärlich trotz der Beschränkung der ersten Erscheinungen, welche an diesen hervortreten, auf vegetative und animale Vorgänge. Denn nur so ist es möglich, daß die erste Bildung und Entwickelung eines pneumatischen Individuums, welche als eine Reihe vegetativer und animaler Vorgänge erscheint, als eine Wirkung der pneumatischen Kraft der älterlichen Individuen gesetzt wird, deshalb eine dem pneumatischen Wirken angemessene, weil von ihm gesetzte, bedingte und bestimmte, ist, und einen Verlauf nimmt, der als Wirkung pneumatischer Kraft und geistiger Einheit nicht blos eine Lebenseinheit und Seeleneinheit, sondern mit Nothwendigkeit eine geistige Einheit bildet.... Wie das vegetative Geschehen an dem thierischen Keime nicht aus pflanzlicher Bildungskraft hervorgeht, sondern unter Einfluß der von Anfang an vorhandenen thierischen Stoffe und Bildungen, welche sich zum Nervensystem entwickeln, bewirkt wird, so muß auch das vegetative und animale Geschehen an dem pneumatischen Individuum von Anfang an Ausfluß pneumatischer Kraft sein und, obgleich die erste Entwickelung des menschlichen Individuums längere Zeit keine Verschiedenheit von der Entwickelung des thierischen erkennen läßt, doch sich von dieser im innersten Wesen und nach gewissen, der sinnlichen Wahrnehmung verborgenen Beziehungen unterscheiden. Wäre dies nicht der Fall, so müßten irgendwelche von außen herzutretende, also für das Wesen des sich entwickelnden Individuums zufälligen Umstände Veranlassung werden, daß seine Entwickelung zu dem Hervortreten pneumatischer Erscheinungen führt und daß es also nicht ein Thier, sondern ein Mensch wird.

Wenn nun aber auch das menschliche Individuum als pneumatisches nur in einem gleichartigen seinen Anfang nehmen kann, wie ist die Entstehung des Menschengeschlechts zu denken? Hierüber äußert sich der Verfasser in einem besondern Paragraphen. Da die pneumatische Kraft eine Entwickelungsstufe der alles schaffenden Kraft ist, auf welche sie sich nach ihrer Bethätigung als animale Kraft erhebt, so muß es nach dem Verfasser in dem Werden der endlichen Welt einen Zeitpunkt gegeben haben, wo aus dem Wirken der animalen Kraft die pneumatische Bethätigungsweise hervorgetreten ist. Es muß einmal nur thierische Individuen gegeben und dann das Menschengeschlecht in zwei oder mehrern Individuen seinen Anfang genommen haben. Ein solcher Fortschritt der Kraft von einer niedern zu einer höhern organischen Bethätigungsweise könne nicht in der Weise geschehen, daß ein pflanzliches Individuum zu einem thierischen, oder ein thierisches zu einem menschlichen wird, sondern nur in der Weise, daß durch das Wirken der niedern Bethätigung die Bedingungen gesetzt werden, unter welchen die höhere in der Bildung eines der höhern Entwickelung fähigen Keims wirksam werden kann. Es müssen durch die vegetative Kraft immer höhere vegetative Stoffe und Bildungen hervorgebracht sein und diese müssen allmählich eine solche Vollkommenheit erlangt haben, daß die Bildung thierischer Keime, an denen die ersten Anfänge von Nervenmasse erscheinen, möglich und wirklich gemacht wurde. Es müssen dann durch die animale Kraft immer höhere animale Individuen hervorgebracht worden sein durch fortgesetzte Befähigung der Individuen zur Production allmählich vervollkommneter thierischer Keime, bis das höchste Wirken der animalen Kraft zur Production von Keimen führte, an denen das Wirken der pneumatischen Kraft nach ihrer niedersten, von der animalen Kraft am wenigsten verschiedenen Bethätigungsweise hervortreten und die Entwickelung eines pneumatischen Individuums setzen konnte.

Nur als Keime in thierischen Organismen können die ersten menschlichen Individuen entstanden sein, die selbst nur im geringsten Grade von den höchsten thierischen verschieden waren, obgleich sie über diesen eine wesentlich höhere Stellung einnehmen, ebenso wie die niedersten Thiere über allen Pflanzen.

Gegen diejenigen, welche in dieser Annahme der Abstammung des Menschen vom Thiere eine Herabwürdigung des menschlichen Wesens sehen, bemerkt der Verfasser, diese Ansicht habe keine Berechtigung, denn alles endliche Dasein gehe aus dem Fortstreben der alles schaffenden Kraft von niedern zu höhern Bethätigungsweisen hervor. Die Natur liebe es, das Große aus dem Niedern zu gebären und dann, die Hülfsmittel, Zurüstungen und Uebergangsbildungen beseitigend, es in selbständiger Erhabenheit darzustellen. Der über die thierische Natur erhabene, seiner geistigen Freiheit sich bewußte Mensch werde nicht durch den Gedanken an einen natürlichen Zusammenhang

mit dem Thiere gestört werden. Nur durch Verleugnung seines höhern geistigen Wesens und Herabsinken ins Thierische würdige sich der Mensch selbst herab.

Mit der im Bisherigen dargelegten monistischen und auf naturwissenschaftlichem Boden stehenden Ansicht des Verfassers stimmt es aber nicht sehr überein, wenn derselbe wieder an andern Orten einen Gegensatz zwischen pneumatischer Individualität und leiblicher Organisation macht, um dem Materialismus gegenüber die Freiheit und Unsterblichkeit des menschlichen Individuums zu retten. Die hierhergehörigen Aeußerungen des Verfassers in §. 5, worin der Mensch als „Einheit von Organisation und Individualität" betrachtet wird, klingen dualistisch. Einerseits erkennt der Verfasser an, daß die geistige Thätigkeit Gehirnfunction, daß der Geist nicht ohne bestimmte Gehirnmasse und ihre Zustände wirklich sei, was vegetatives und animales Leben voraussetze; andererseits aber wieder vindicirt er dem Geiste Erhabenheit und Herrschaft über die Materialität, weshalb er gegen Verwechselung seiner Ansicht mit Materialismus protestirt und zu zeigen sucht, daß bei seiner Auffassung des Menschen als Einheit von Individualität und Organisation die Unsterblichkeit und Freiheit sehr wohl haltbar sind.

Was die Unsterblichkeit betrifft, so hält es der Verfasser für eine unbegründete Behauptung,

daß der menschliche Geist, weil er nur in Wechselbeziehung mit der Materialität sich wirklich und wirksam erweisen kann, beim Tode des Leibes aufhören müsse wirklich und wirksam zu sein. Denn wir müssen unsere vollständige Unkenntniß darüber eingestehen, welche materiellen Verhältnisse durch das irdische Leben des Menschen vorbereitet sein und beim Tode eintreten können, die es möglich machen, daß der Geist nach dem Tode des sichtbaren Leibes in ununterbrochener Wechselbeziehung mit der Materialität bleibt, und welche höhere Organisation durch die Bethätigungen des menschlichen Geistes im irdischen Leibe und durch seine Wirksamkeit nach dem Abscheiden aus der sinnfälligen Welt zur Wirklichkeit gebracht werden kann.... Mit dem Glauben an Unsterblichkeit ist kein anderes Interesse verbunden, als daß der Mensch als selbstbewußtes Individuum in höhern Verhältnissen als in denen des irdischen Lebens fortdauere, und da es diesem Interesse nicht widerspricht, wenn wir annehmen, daß der Geist nach dem Tode in Wechselbeziehung mit der Materialität bleibt und der Fortbildung seiner jetzigen Organisation zu einer höhern fähig ist, so widerstreiten die auf diese Annahme hinführenden wissenschaftlichen Ansichten und Folgerungen dem Inhalte des christlichen Glaubens nicht. Vielmehr faßt ja dieser selbst das zukünftige Leben als die Verbindung des Geistes mit einem verklärten Leibe und als eine Art der Existenz, welche durch die Bethätigungsweise des Geistes im irdischen Leben bedingt ist.

Ebenso wenig, als der Unsterblichkeit, widerstreite die Auffassung des Menschen als einer Einheit von Individualität und Organisation der Freiheit und Selbstbestimmung. Die ganze niedere Materialität, welche die Grundlage für das Hervortreten der pneumatischen, bewußten Bethätigungsweise bilde, übe allerdings bestimmenden Einfluß auf die allgemeine, wie auf die besondere Art und Weise dieser Bethätigung aus, und eine Bestimmung der geistigen Individualität von dem Organismus aus sei nicht zu leugnen;

aber dabei ist das Verhältniß der in polarer Wechselbeziehung stehenden Individualität und Organisation auf dieser dritten und höchsten Entwickelungsstufe der organischen Kraft ein solches, daß jene nicht mehr unselbständig gegen diese, wie bei der Pflanze, oder ihr gleichberechtigt, wie bei dem Thiere, sondern mit höherer Berechtigung gegen sie hervortritt als ein Selbständiges, gegen welches die Organisation als das Abhängige und von ihm Bestimmte erscheint. Es liegt dies im Wesen der pneumatischen Individualität als bewußter und selbstbewußter Einheit.

Der Verfasser unterscheidet nämlich vegetative, animale und pneumatische Kraft dadurch, daß die Lebenserscheinungen der ersten nur als Erscheinungen der Organisation, nicht aber der Individualität hervortreten; daß den Seelenerscheinungen, der zweiten, als Erscheinungen der Individualität entsprechende der animalen Organisation zur Seite stehen; und daß die Geisteserscheinungen der dritten nur als Erscheinungen der Individualität, nicht aber der Organisation uns bekannt werden.

Als bewußte Thätigkeit unterscheide sich die pneumatische Kraft von jeder andern, und daraus folge ihre Freiheit. Das bewußte Individuum könne sich jede seiner innern Bestimmungen gegenständlich machen, sie mit andern zusammenhalten, zwischen ihnen wählen. Es bethätige sich nach seiner Selbstbestimmung, nicht aber wie das Thier nach seiner individuellen Bestimmtheit, von der es sich nicht loslösen und nicht über sie erheben könne.

Ist das Thier seinem Wesen nach ein furchtsames Thier, so bethätigt es sich als solches und kann nicht anders, denn es hat kein Mittel, sich von seinen wesentlichen Bestimmungen loszulösen und sie als darüber stehendes Ich zu affirmiren oder zu negiren. Ist aber der Mensch seinem Wesen nach furchtsam, so kann er diese ihm von Natur zugehörige Bestimmung seines Innern sich gegenständlich machen, sich zu dem Wissen von seinem Ich als einer reinen, über alle seine Bestimmungen hinausliegenden Einheit erheben, die Bestimmung der Furchtsamkeit oder des Muthes für die ihm angemessen erscheinende erklären und durch Selbstbestimmung auf die eine wie auf die andere Weise sich zu bethätigen streben. Bei solcher Selbstbestimmung hat der Mensch stets gewisse Bestimmungen an sich und er ist danach ein bestimmtes Wesen, eine bestimmte Individualität, welche sich ihrer Bestimmtheit gemäß bethätigt, deren Bestimmtheit daher auch bei ihrer Selbstbestimmung von Einfluß ist. Aber dieser Einfluß bleibt immer, wie alle jene Bestimmungen des Individuums, welche ihn ausüben, ein Accidenz, das im Bewußtsein gegenständlich gemacht, von dem reinen Ich losgelöst und von ihm negirt werden kann, sodaß der Mensch zwar stets sein bestimmtes Individuum ist, aber zugleich fähig, sich von jeder einzelnen Bestimmung loszumachen und eine andere dafür anzunehmen.

Des Verfassers oben angeführte Unterscheidung zwischen Lebens-, Seelen- und Geisteserscheinungen, durch die er die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen als geistigen Individuums herausbringen zu können meint, schmeckt noch nach apriorischer Constructionsmanier, von der sich überhaupt der Verfasser noch nicht ganz frei gemacht zu haben scheint. Der Ausdruck „polare Wechselbeziehung zwischen Individualität und Organisation" klingt dualistisch und ist der monistischen Grundanschauung des Verfassers zuwider. Wir haben nichts dagegen, daß der Verfasser gegen den Materialismus polemisirt, nur sollte, wer gegen den Materialismus polemisirt, nicht mit dem Irrthum desselben auch dessen Wahrheit verwerfen. Nun besteht aber die unleugbare Wahrheit des Materialismus — und diese Wahrheit bildet seine unüberwindliche Stärke — in der Behauptung der durchgängigen Untrennbarkeit von Kraft und Stoff, derzufolge pneumatische Kraft vom pneumatischen Stoff, d. i. Geist vom Gehirnstoff, sich ebenso wenig trennen läßt, als animalische Kraft von animalischem und vegetative von vegetativem Stoff. Die Ausnahme-

stellung, die der Verfasser der pneumatischen Kraft gegenüber der leiblichen Organisation gibt, der Ueberschuß, den er jener über diese beilegt und aus dem er die Freiheit und Unsterblichkeit ableitet, ist daher unhaltbar. Auf allen Stufen des organischen Lebens decken sich Inneres und Aeußeres, einheitliche Kraft und vielgliedrige Organisation. Ein Ueberschuß jener über diese ist nirgends zu entdecken. Menschliche Individualität und menschliche Organisation decken einander ebenso, wie thierische Individualität und thierische Organisation, pflanzliche Individualität und pflanzliche Organisation. Was der Mensch an Freiheit vor den Thieren voraushat, die Fähigkeit, von sinnlichen Antrieben durch vernünftige, von anschaulichen Motiven durch abstracte (begriffliche), also von niederer Determination durch höhere frei zu werden, das ist ebenso in seiner menschlichen Organisation begründet, wie des Thieres Unfähigkeit hierzu in seiner thierischen. Der Gegensatz zwischen Mensch und Thier besteht demnach nicht darin, daß in jenem die Individualität frei wird von der Organisation, in diesem aber nicht, sondern darin, daß in jenem die Organisation eine höhere, zu höhern Zwecken fähige ist, als in diesem.

Die monistische Auffassung schließt nicht eine stufenweise Steigerung der Natur zu immer höhern Organisationen aus, aber sie schließt den dualistischen Gegensatz zwischen Materie und Kraft, zwischen leiblicher Organisation und psychischem oder pneumatischem Vermögen aus. Auf allen Stufen der Natur fallen Materie und Kraft zusammen, sind ein und dasselbe Ding, nur von zwei verschiedenen Seiten angesehen, und folglich ist es falsch, den Geist in Gegensatz zu stellen gegen die „Materialität" und ihn als erhaben über dieselbe zu betrachten, wie der Verfasser thut. Der Geist ist zwar erhaben über die Materie untergeordneter Naturstufen, aber doch nicht über die Materie, in der er selbst erscheint, über die Gehirnmaterie. Der Mensch erhebt sich über das Thier, aber dies ist nur Erhebung der menschlichen Organisation über die thierische. Ueber seine eigene Organisation kann sich das menschliche Individuum so wenig erheben und von ihr frei werden, als das thierische. Denn jede Erhebung, deren der Mensch fähig ist, entspringt aus seiner Organisation.

Die Freiheit des Menschen als geistigen Individuums von der Materie ist also nur eine relative, comparative. Was aber die Unsterblichkeit betrifft, so erscheint es vom monistischen Standpunkt aus und dem der naturwissenschaftlichen Auffassung der menschlichen Gattung als einer Naturgattung, einer Erdgattung, wenig consequent, dem menschlichen Individuum, der Gattung gegenüber, eine andere Stellung einzuräumen, als sonst die organischen Individuen ihrer Gattung gegenüber haben. Ueberall in der organischen Natur kommt nur den Gattungen, gegenüber den Individuen, Unsterblichkeit zu, die einzelnen Individuen aber sind vergängliche, ephemere Erscheinungen der Gattung. Die Gattung braucht zwar zu ihrem Bestand stets Individuen, durch die sie sich perpetuirt, und insofern ist Individualität, allgemein aufgefaßt, der Gattung nöthig; aber die Gattung ist nicht an dieses oder jenes Individuum gebunden. Die einzelnen Individuen läßt sie fallen, die Individualität hingegen hält sie fest. Unsterblichkeit kann daher nur der Individualität überhaupt, d. h. dem Erscheinen der Gattung in Individuen zukommen, nicht aber den einzelnen, jetzt und hier lebenden Individuen. Und der Mensch kann von diesem allgemeinen Gesetz keine Ausnahme machen.

Dadurch, daß der Verfasser, obgleich er die menschliche Gattung als eine Naturgattung auffaßt, doch dem menschlichen Individuum eine exceptionelle Stellung gibt, ist in seine Ansicht ein dualistisches Element gekommen, das mit dem sonstigen Monismus derselben wenig verträglich ist. Wollte er consequent sein, so mußte er sich sagen: Die absolute Kraft erscheint zwar als eine Stufenfolge von Kräften, sie erhebt sich über blos unorganisches Wirken zu organischem, und innerhalb des organischen über blos vegetatives zu animalem und über animales zu pneumatischem, aber auf jeder Stufe sind Kraft und Materie identisch. Die pneumatische Kraft ist also mit der pneumatischen Materie ebenso identisch, wie die animalische mit der animalen, die vegetative mit der vegetativen. Ein Ueberschuß der Kraft über die Materie ist nirgends, also nirgends Freiheit im Sinne des Loswerdens der Kraft von ihrer Materie. Ferner sind zwar die allgemeinen Naturkräfte unzerstörbar, unvergänglich, unsterblich; aber die Individuen als besondere, zu einer bestimmten Zeit entstandene Producte der allgemeinen Kräfte sind sterblich; und die menschlichen Individuen können hiervon keine Ausnahme machen. Unsterblichkeit mag daher immerhin der pneumatischen Kraft als allgemeiner Naturkraft zukommen, den pneumatischen Individuen hingegen ist sie abzusprechen. Der Geist stirbt nicht, wol aber dieser und jener Geist.

So mußte der Verfasser, wenn er consequenter Monist sein wollte, lehren. Gegen seine Auffassung des Menschen als eines durch geistige Kraft über blos thierische und pflanzliche Wesen erhabenen Wesens ist nichts einzuwenden, sondern nur gegen die exceptionelle Stellung, die er dem geistigen Individuum in Hinsicht auf Freiheit und Unsterblichkeit gibt, durch die er sie aus der Naturordnung hervorhebt und gewissermaßen zu übernatürlichen supranaturalen Wesen macht, obgleich er doch, wie wir gesehen haben, das erste menschliche Individuum aus einem thierischen Organismus hervorgehen läßt.

Nach seiner allgemeinen Lehre vom Menschen legt der Verfasser die verschiedenen Bethätigungsweisen der pneumatischen Kraft und die verschiedenen Stufen derselben dar. Er betrachtet Denken und Wollen als polare Bethätigungsweisen jener Kraft und weist drei Entwickelungsstufen derselben nach. Die erste Stufe bildet „das urtheilende Denken und das Wollen nach Zwecken"; die zweite Stufe „das verständige Denken und das Wollen nach Grundsätzen"; die dritte Stufe „das vernünftige Denken und das Wollen nach Idealen".

Dieser besondere Theil des Werks ist sehr ausführlich und enthält zum Theil neue Bestimmungen. In denselben einzugehen verbietet uns hier jedoch der beschränkte Raum. Wir mußten uns hier begnügen, den allgemeinen Standpunkt des Verfassers zu charakterisiren. Der Verfasser ist Monist, hat aber den Monismus noch nicht entschieden und consequent genug durchgeführt, hat ihn mit einem dualistischen Element versetzt.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Noch einmal „De'r Pinsel Ming's".

Wir haben neulich die Dichtung von Hans Hopfen „Der Pinsel Ming's" anerkennend besprochen; wir gedachten dabei auch der kürzern Erzählung Ellissen's, ohne indeß zu wissen, daß dies die einzige Stoffquelle des neuern Dichters gewesen war. Wir waren der Ansicht, daß hier irgendeine chinesische Anekdote zu Grunde liege, obgleich uns in der chinesischen Literatur, auch in den zahlreichen Lustspielen des Yuen-Repertoire, nirgends eine hierauf bezügliche Anspielung begegnet war. Wir erfahren indeß jetzt, daß „Der Pinsel Ming's" eine freie Erfindung Ellissen's war.

„Das Märchen: «Der Pinsel Ming's», heißt es in einem uns zugehenden gedruckten Flugblatte, welches das Gedicht Ellissen's mittheilt, „wurde von seinem ursprünglichen Verfasser, der sich in früherer Zeit viel mit chinesischen Studien beschäftigt, vor bald dreißig Jahren, nicht etwa nach einem chinesischen oder sonstigen Vorbilde, sondern völlig nach eigener Conception niedergeschrieben und später zum Scherz einer kleinen Sammlung vermischter poetischer Specimina wirklich chinesischen Ursprungs einverleibt, unter welchen indessen für jeden mit einiger Sachkunde und kritischen Fühlung darangehenden Leser das einzige deutsche Originalproduct aus der chinesischen Staffage unschwer herauszufinden war. Die besagte Sammlung von Bearbeitungen chinesischer und neugriechischer Gedichte (nebst einigen andern) ist aber eigentlich kaum oder gar nicht in den Buchhandel gekommen, vielmehr bald nach ihrem Erscheinen von dem Verfasser selbst aus Gründen, die mit ihrem poetischen Werth oder Unwerth nichts zu schaffen gehabt, aus demselben zurückgezogen worden, und es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie sich überhaupt nur in sehr wenigen Händen befunden. Eben dieser Umstand mag es rechtfertigen, wenn man sich veranlaßt sieht, eine zu ihrer Zeit nicht zur vollen Publicität gelangte Dichtung, deren materieller Inhalt jetzt in Hrn. Hopfen's geist- und strophenreicher, mit humoristischen Schnörkeln und Arabesken elegant und üppig durchflochtener Periphrase eine so schimmernde Form gewann, die aber den ihr gewordenen Beifall doch wol nicht dieser allein, sondern nebenbei auch der ganzen, wie sich darstellt, sammt der Ueberschrift aus einer andern Quelle geschöpften Fabel und Grundidee des Märchens zu verdanken haben dürfte, hier in ihrer ursprünglichen Gestalt zu weiterer Kunde zu bringen."

Uns war das im Jahre 1840 erschienene Gedicht Ellissen's bekannt aus dem „Poetischen Hausschatz der Deutschen" von O. L. B. Wolff (zehnte Ausgabe, von Oltrogge herausgegeben).

Bibliographie.

Die unsichtbaren Alfabéete der sprechenden Menschheit. Verfasser: Anonymus. 1ster Thl. 1stes Heft. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 12 Ngr.

Militärische Biographien des Offizier-Corps der preussischen Armee. Redigirt von G. v. Glasenapp. 1ste Lief. Berlin, Bernstein. Gr. 16. 10 Ngr.

Björnson, B., Das Fischermädchen. Eine Erzählung aus dem norwegischen Hochlande. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Fritsch. 8. 15 Ngr.

Bowls, S., Von Ocean zu Ocean. Quer über das Festland der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die Landenge von Panama. Nach den Reisebriefen des Verfassers frei bearbeitet von R. Schweichel. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Corssen, W., Alterthümer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Cranz, W., Glaube, Hoffnung, Liebe in geistlichen Liedern. Brilon, Friedländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Devrient, O., Zwei Shakespeare-Vorträge. Carlsruhe, Braun. 1869. Gr. 16. 24 Ngr.

Duemichen, J., Die Flotte einer aegyptischen Königin aus dem 17. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und altaegyptisches Militair im festlichen Aufzuge auf einem Monumente aus derselben Zeit abgebildet; beides zum 1sten Male veröffentlicht nach einem vom Herausgeber im Terrassentempel von Dêr-el-bah'eri genommenen Copie, mit theilweiser Reconstruction. Nebst einem Anhang, enthaltend die unterhalb der Flotte als Ornament angebrachten Fische des rothen Meeres in der Original-Grösse des Denkmals, eine chronologisch geordnete Anzahl von Abbildungen altaegyptischer Schiffe und einige Darstellungen und Inschriften aus verschiedenen Tempeln und Gräbern, die auf das Vorstehende Bezug haben. Leipzig, Hinrichs. Qu. gr. Fol. 37 Thlr. 15 Ngr.

Emerson, R. W., Die Natur. Ein Essay. Aus dem Englischen von A. Holtermann. Hannover, Meyer. 8. 10 Ngr.

Falke, J., Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein. 1ster Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Freytag, L., Bilder aus Ost-Preußen. Berlin, Schweigger. 8. 15 Ngr.

Friedberg, E., Aus deutschen Bussbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 8. 10 Ngr.

Friedrich, R. H., Museum geistvoller Lebensgedanken aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller. Leipzig, Dürr. 16. 15 Ngr.

Gettinger, T., Das Salzkammergut, das salzburger Hochgebirge und Berchtesgaden, dann Ausflüge nach den Stationen der Westbahn zwischen Linz und Salzburg. Wien, Gerold's Sohn. 16. 18 Ngr.

Grimm, J., Die Einheit der vier Evangelien. Regensburg, Manz. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Grob, J. H., Tapfere handlung D. Marthin Luthers uf gehaltem rychstag zu Wormbs vor Keiser Carolo V. anno 1521 in Teütsche reimen verfaszet. Beim Anlasse der Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms herausgegeben von G. Geilfus. Winterthur. Lex.-8. 8 Ngr.

Helms, H., Lappland und die Lappländer. Eine Skizze aus dem hohen Norden. Leipzig, Fritsch. 8. 15 Ngr.

Hock, C. Freih. v., Der österreichische Staatsrath. Eine geschichtliche Studie. 1ste Lief. Der Staatsrath unter Maria Theresia. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben, Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 7½ Ngr.

Howard, R., Das Leben Jesu, des Menschensohnes auf Erden. In einer (gemäß der Zeitfolge geordneten) Evangelien-Harmonie dargestellt. Bautzen. Gr. 8. 15 Ngr.

Huhn, E. H. T., Carl Mathy, großherzoglich badischer Staatsminister der Finanzen und Präsident des Staats- und Handelsministeriums. Ein Lebensbild. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Bewegungsjahre. Tauberbischofsheim, Lang. Gr. 8. 18 Ngr.

Jäßing, A., Saitenklänge. Lyrische und epische Dichtungen. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Ihne, W., Römische Geschichte. 1ster Bd. Von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kirchhoffer, J. F., Der Mysticismus und seine Unhaltbarkeit in Leben und Wissenschaft. Eine psychologische Meditation. Zürich, Verlagsmagazin. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lübker, F., Gesammelte Schriften zur Philologie und Paedagogik. 2te Sammlung. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

„Die göttliche Mission" Preußens oder das Christenthum und der deutsche Beruf Preußens. Eine Zeitstudie von einem Kurhessen. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 5 Ngr.

Napoleon's I. ausgewählte Correspondenz. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derselben bestellten Staatscommission aus dem Französischen übersetzt von H. Kurz. 1ster Bd. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. 8. 1 Thlr.

Der Netzdistrict, Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart. Bromberg, Mittler. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfaff, F., Die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Frankfurt a. M, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Pressel, W., Israel, seine gegenwärtige Lage und welthistorische Bedeutung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 3 Ngr.

Raumer, R. v., Zweite Fortsetzung der Untersuchungen über die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Spät, C. A., Aus der Mappe eines Einsamen. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Hans und Grete. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Janke. Gr. 16. 1 Thlr.

Stamm, F., Die Erde als Wohnort des Menschen. Volkslesebuch. Wien, Prandel. Gr. 8. 20 Ngr.

Stolpen, Stadt und Schloß. Nebst einer Biographie der Gräfin v. Cosel. Bautzen, Reichel. 16. 7½ Ngr.

Storm, T., Novellen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Streiter, J., Blätter aus Tirol. Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stumpf, T., Die sociale Frage in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Vortrag. Bonn, Henry. Gr. 8. 6 Ngr.

Swierszcz, B., Napoleon III. an der Spitze der Coalition von Europa. Aus dem Polnischen. 1stes Heft. Posen, Leitgeber. Gr. 8. 8 Ngr.

Sybel, H. v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Ergänzungsheft. — A. u. d. T.: Oestreich und Deutschland im Revolutionskrieg. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Thiemich, P., Mit dem Strome. Gedichte. Breslau, Schletter. 8. 2½ Ngr.

Tobler, L., Ueber die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 6ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Vacano, E. M., Von der Liebe Gnaden. Eine Geschichte. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Wagner, R., Deutsche Kunst und deutsche Politik. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Wartenburg, K., Eine vornehme Frau. Roman aus der Neuzeit. Gera, Ißleib u. Rietzschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weitig, F. C., Ueber Lua's Tragödie „ein Schwur". Danzig, Bertling. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1868.

Gutzkow's historischer Roman „Hohenschwangau".

Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Fünf Bände. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 8 Thlr.

Seitdem wir im vorigen Jahre den ersten Band des Gutzkow'schen Romans angezeigt haben, sind die übrigen Bände ununterbrochen und rasch gefolgt: ein erfreuliches Zeichen für die unerschöpfte Productivität des gefeierten Schriftstellers. Das ganze Werk liegt vor uns, keine leicht sich einschmeichelnde Arbeit, ein Werk des Fleißes und der Studien, in seiner ganzen Art abweichend sowol von der Grundform des Walter Scott'schen Geschichtsromans wie der neuen geschichtlichen Memoirenromane und in seiner Eigenthümlichkeit, die anfangs befremdend, später vielfach interessirend wirkt, zwischen diesen beiden Romanformen in der Mitte stehend.

Ohne die Bedeutung des historischen Romans zu verkennen, sobald er uns ein Culturgemälde geistig verwandter Epochen entrollt und sich an das Heimatsgefühl wendet, welches die Stätten deutscher Geschichte, die alten Reichsstädte und Herrenburgen, mit den Gestalten untergegangener Zeiten bevölkert, bekennen wir doch, daß wir von Gutzkow's Feder lieber einen modernen Roman erhalten hätten, da sich der feine vielseitig gebildete Geist dieses Autors gerade durch die außerordentliche Spürkraft auszeichnet, mit welcher er den Interessen und Tendenzen der Gegenwart gleichsam bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu folgen versteht und, indem er selbst genährt ist von dem heiligen Feuer der modernen, gestaltungskräftigen Ideen, nicht blos ein Bild der Zeit mit treuen Zügen uns vorzuführen, sondern auch anregend und begeisternd zu wirken weiß, sodaß die eigene Schöpfung selbst wieder zu einem bedeutsamen Ferment in dem Gärungsproceß der Geister wird.

Der geschichtliche Roman kann wol ein Kunstwerk, aber nie in diesem Sinne eine geistige That, ein unter den bewegenden Mächten der Gegenwart mitzählender Factor sein.

Doch gerade die productivsten Talente der literarischen Bewegungspartei aus dem vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, Heinrich Laube und Karl Gutzkow, haben sich in neuester Zeit dem geschichtlichen Roman zugewendet, und wie jener ein Gemälde des Dreißigjährigen Kriegs in seinem umfassenden neunbändigen Werk entrollte, so dieser in seinem „Hohenschwangau" ein Culturgemälde des Reformationszeitalters. Beide Epochen gehören nicht zu jenen Seitenschößlingen des geschichtlichen Geistes, wie Zeit und Volk, welche Adalbert Stifter in seinem „Witiko" schildert; sie sind Theile seines mächtig emporwachsenden Hauptstammes und helfen jene weitverzweigte Gedankenkrone bilden, in deren Schatten die gegenwärtigen Geschlechter wandeln.

So haben diese Stoffe nichts Todtes, Versumpftes, wie die Nebenarme der Specialgeschichte; wir befinden uns mitten in der frischen geschichtlichen Strömung, die in die neueste Zeit mündet.

Ohne Frage befähigten unsern Autor die weitreichenden Studien, der scharfe Blick und die geübte Pinselführung, ein ebenso farbenreiches wie mit größter Detailtreue ausgeführtes Bild des Reformationszeitalters vor uns zu entrollen. Gleichwol machen wir gegen die Art und Weise der Ausführung von Haus aus die Bedenken geltend, die sich principiell von einem abweichenden Standpunkt ergeben.

„Roman und Geschichte" nennt Gutzkow sein Werk auf dem Titel, ein Nebeneinander, welches durchaus die künstlerische Einheit gefährdet. Ein Werk, das halb Roman und halb Geschichte wäre, müßte an jene Vignette der Horazischen Poetik, an das Weib mit dem Fischschwanz erinnern. Im Roman muß die Geschichte absorbirt sein; sie muß den Hintergrund der Begebenheiten, den geistigen Aether, in den sie getaucht sind, den für die Einzelmalerei zu verwerthenden Stoff hergeben; aber sie darf sich nicht mit irgendeinem Anspruch auf Selbständigkeit in die dichterische Schöpfung eindrängen; sie muß

durch einen chemischen Proceß in sie aufgegangen sein, sich nicht mechanisch mit unveränderten Bestandtheilen neben sie hinlagern; der Romanschriftsteller darf nicht nach den Ehren des Historikers geizen, mag er auch das Talent zur Geschichtschreibung und Culturgeschichtschreibung besitzen. Wir müssen überall das Gefühl der dichterischen Freiheit bewahren, welche uns mit allem Zauber der Phantasie in ihre Erfindungen festzubannen weiß. Im Feuer dieser Erfindung muß das historische Material verzehrt sein; wir wollen weder die Haufen der Bergwerksproducte sehen, die in ihre Hohöfen geworfen werden, noch die Schlacken, die von dem Verbrennungsproceß übrigbleiben.

Gutzkow beruft sich auf die künstlerische Meisterschaft der heutigen Geschichtschreibung, welche für den Romandichter die Concurrenz erschwere; doch liegt die Meisterschaft des letztern auf einem ganz andern Gebiete, welches ein wetteiferndes Streben ausschließt. Wir sind der Ansicht, daß der eigentliche Reiz des Romans auf dem Zauber spannender Verkettung der Begebenheiten beruht und nur aus einer That dichterischer Schöpfungskraft hervorgeht, welche mit den pragmatischen Darstellungen der Geschichte nichts gemein hat. Das geschlossenste Charakterbild, das ein künstlerisch schaffender Historiker uns von seinem Helden entwirft, wird uns doch immer als etwas Fertiges gegeben, während der Romandichter dasselbe vor unsern Augen Zug für Zug entfalten soll, mit einer ins Herz blickenden psychologischen Feinheit und mit einer Kraft der Anschauung, welche uns zugleich die Persönlichkeit in allen Situationen, in dem Wechsel der innern und äußern Beleuchtung lebendig vors Auge führt. Die Behauptung des Aristoteles, daß die Poesie philosophischer sei als die Geschichte, bestätigt sich auch in Betreff des geschichtlichen Romans, der nie nach den Lorbern der Geschichtschreibung schielen darf. Wahre Wiedergeburt des geschichtlichen Lebens ist ein Act dichterischer Intuition, den die Analyse des Geschichtschreibers nie ersetzen kann.

Das Kunstwerk als solches kennt keine Götter neben sich. Der Roman ist ein Kunstwerk in Prosa, und wenn auch sein Kunstschema weniger feststeht, seine Grenzen fließender sind, seine Prosaform des Lapidarstils und seiner durch die Geschlechter fortreichenden Wirkungen entbehrt: so darf er dennoch ein unverarbeitetes Rohmaterial in sich aufnehmen, sei dies geschichtlicher, culturgeschichtlicher oder statistischer Art, ohne von seiner Kunsthöhe herabzusteigen und sich ganz mit den angrenzenden Gattungen wissenschaftlicher Prosa zu vermischen.

Das Nebeneinander von Roman und Geschichte ist also principiell ein Verstoß gegen die Einheit des künstlerischen Organismus, ja eine strenge Durchführung dieses Programms müßte diesen Organismus selbst in ein doppelköpfiges Monstrum verwandeln, in eine siamesisch verwachsene, geschichtlich poetische Misgeburt. Dies ist nun in „Hohenschwangau" nicht der Fall, weil das Talent und die Routine des Autors gegen das eigene Programm reagiren. Dennoch kommt dasselbe an vielen einzelnen Stellen zum Durchbruch und trübt die Klarheit der epischen Composition und des epischen Stils, wie dies auf dem Gebiete höherer Dichtung auch in Hermann Lingg's „Völkerwanderung", freilich in noch bedenklicherm Maße zu Tage tritt. Die künstlerischen Grundgesetze rächen sich an jedem Versuch, sich von ihnen zu mancipiren und zwar in äußerlich fühlbarer Weise durch den verringerten Antheil, den auch das große Publikum derartigen ins Weite hinausgebauten Werken dichterischer Erfindung schenkt.

Zu diesen mislichen Einzelheiten rechnen wir in dem Gutzkow'schen Roman die zahlreichen „Notizen", nicht einmal die Anmerkungen hinter dem Text, die schließlich nur ein durch das ganze Werk bewährtes fleißiges Studium durch allerlei Quellencitate aufdringlicher documentiren, sondern die in die Erzählung des Romans selbst zerstreuten statistischen, culturgeschichtlichen Bemerkungen, wo dieselben nicht für die eigentliche Handlung des Romans von Wichtigkeit sind. Wenn Gutzkow z. B. seinen Helden in eine kleinere oder größere Stadt führt, unterläßt er selten, uns über die Gewerbthätigkeit derselben, über diese oder jene culturgeschichtliche Eigenthümlichkeit mit Hülfe der Statistik aufzuklären. Wenn wir z. B. einer Reihe von Lastwagen begegnen, die mit Kupfererz, Kupferschiefer und Kupferkies beladen sind, müssen wir alsbald folgenden Excurs mit in den Kauf nehmen:

> Sie kamen aus Tirol, wo in Kitzbühl, Fiorozzo, Anzbach, Schwatz Fugger'sche Kupferbergwerke lagen. Annoch hatte man in Tirol keine guten „Seigerhütten". Man konnte somit im Lande selbst das rohe, edle Kupfer, auch Silbermasse enthaltende Gestein nicht ausschmelzen. So mußte letzteres an Orte verführt werden, wo sich die zur ausscheidenden Schmelzung nothwendigen Erze und Salze vorfanden. Von Ungarn, wo die Fugger ihr Kupfer in Neusohl gewannen, mußte das kupferhaltige Erz nach Krakau oder Schlesien verführt werden, wo unter Pochhämmern und in Schmelzhütten das reine Metall in Drahtfäden oder Rollplatten zu Tage gefördert wurde. Das Kupfererz Tirols ging in dem Falle, daß das gewonnene Metall nach dem Süden bestimmt war, ins Etschland, nahe bei Friaul (wo Graf Traversi, Vittoriens Verlobter, behauptet hatte, seine Schlösser zu besitzen), das für den Norden Europas bestimmte ging bis Thüringen in die Gegend von Erfurt, wo man auf Anlaß der nicht zu weit abliegenden mansfeldischen Kupfererzgänge in besonders geschickter Weise die Kunst verstand, die Kiese zu rösten und sie durch wiederholtes Schmelzen mit Kohle und andern Zuschlägen vom Schwefel zu befreien. Das Kupfererz von Neusohl in Ungarn, von Schwatz in Tirol, aus dem Mansfeldischen im Harz hatte einen Silbergehalt, der nirgends reiner und für die Fugger'sche Münzberechtigung (die sie indessen in Erinnerung an so manche trübe in Ungarn gemachte Erfahrung zur Zeit in Deutschland noch nicht benutzten) ergiebiger gewonnen wurden als in Seigerhütten, die oberhalb Erfurts und Gothas lagen.

Eine andere Art dieser historischen Notizen sind die häufigen etymologischen und Namensuntersuchungen. So erzählt uns Hr. Lorenz Freis:

> „Schweinfurt wollen sie Suevenfurt nennen wie es ein Hassenfurt und ein Frankenfurt gibt! In der That sind die Sueven oder Schwaben vom Norden herabkommen. Doch solcher Ableitung widerspreche ich aus zween Gründen. Einmal hat es schon im grauen Alterthum ganz ehrenvoll ein Schweinfurt gegeben in Kleinasia, Griechenland gegenüber. Das war kein anderes Städtlein, als das große — Troja, um welches zehn Jahre lang der heißeste Krieg mit Grächen entbrannte. «Troja», das hat in der Sprache Iliums, der phrygischen, geheißen: «Die Stadt der Schweine!» Von Melanchthon und Camerarius habe ich Briefe gelesen, in welchen sie Schweinfurt «Troja» nennen. Möge dies, da Troja zerstört wurde, kein schlimmes Omen sein! Aber zum zwoten: Daß Schweinfurt Schwabenfurt wäre, widerräth sich durch unser liebes allzu nahe gelegenes Ochsenfurt. Ei, ihr Herren, ihr lachet da? Was ist

denn Uebles dran, wenn in unserm gesegneten Land so häufig Flur und Wald, Dorf und Stadt, Schloß und Hütte an den Wohlstand des Volks, an Vieh, zahmes und wildes, erinnern, an Stall, Hürde und «Gejaydt»! Da gibt's in Franken von den Gaisen oder Kitzen ein Kitzingen und ein Kissingen — von den Böcken ein Boxberg — von den Rindern ein Rinderfeld — von den Bullen ein Bullenheim — von den Hammeln ein Hammelburg — von den Ebern ein Eberach“ — Die Hörer ergänzten das Verzeichniß und riefen: „Fuchsstadt“ — „Hasenfurt“ — „Hirschfeld“ — „Hundsfeld“ — „Schweinshaupten“ — Immer mehr solcher Namen brachte man aufs Tapet. „Und die alten Rittergeschlechter Frankoniens“ — fuhr der Stiftssecretarius fort — „Die Schweinsberge!“ fiel der Amtmann von Kitzingen ein. „Die Ebersteine“ — „Die Falkensteine“ — „Die Rabensteine“ — „Die Esel von Altenschönbach“ — rief mit mächtigem Baß Ritter Jochem von Zitzewitz, der dicke märkische Freund Grumbach's, der ihm von Lothringen gefolgt war, obschon er zum Gefolge des Prinzen Albrecht gehörte. Das Gelächter nahm zu. Alle nach Thieren benannten fränkischen Adelichen folgten: „Die Füchse“ — „Die Hunde“ — „Die Krebse“ — „Die Katze“ — „Die Wölfe“ — „Die Biber“ — „Die Zobel“ — „Die Geyer“ — Jetzt hielt sich Grumbach die Ohren zu. Mit den Bibras, Zobels und Geyers war auch der Scherz in die Sphäre hohen und nun bald viel Nachdenkens kostenden Ernstes angelangt.

Aus diesen Beispielen ersieht man, was wir unter den trockenen Notizen meinen, die, wenn auch nicht immer in so dichten aufgehäuften Conglomeraten, doch in allerlei Splittern und glatten Rollkieseln, über denen man wandernd ausgleitet, durch den Roman zerstreut sind.

Eine zweite Folge des Nebeneinander von Roman und Geschichte ist, daß neben den Charakteren, die uns ein andauerndes Interesse einflößen, wie es der Roman verlangt, sich eine übergroße Zahl geschichtlicher Persönlichkeiten mit in die Handlung mischt, von denen man einen Theil nur wie durch ein offenes Schiebfensterchen sieht, die aber bei ihrem seltenen und durchaus nicht anschaulichen Auftreten zu immer neuen Orientirungsversuchen nöthigen. Der Ballast des geschichtlichen Theils gefährdet die freie Bewegung des unter den Segeln der Phantasie in See stechenden Romans. Aus der Geschichte werden in den Roman hinüber fortwährend Namen und Thatsachen geworfen, welche dieser unverarbeitet liegen läßt, und an der Grenze bewegen sich Zwittergestalten, halb Roman und halb Geschichte, halb in der Beleuchtung der Phantasie erscheinend, halb in derjenigen der geschichtlichen Thatsachen.

In dieser Doppelwirthschaft von Geschichte und Roman zeigt sich uns ein Nebeneinander von angebauten und brachliegenden Feldern; ja die Brache drängt sich oft in breiten Streifen dazwischen, wo wir sie am wenigsten erwarteten, so gegen den Schluß des Werks hin, wo eine gewisse Hast unverkennbar ist. Hier, wo eine Spannung gerade nur durch die Beschränkung auf liebgewordene Kreise festgehalten werden kann, entrollen sich uns mit flüchtigem Vorüberrauschen inhaltschwere Blätter der Geschichte und die Darstellung gewinnt immer mehr die Form einer Chronik, welche mit poetischen Arabesken verziert ist. Es herrscht eine Unverhältnißmäßigkeit in der Architektur des Romans; die Anlage ist viel weitschichtiger als die Ausführung; die Exposition stößt ohne Zwischenglieder hart an die Katastrophe, die jählings und mit einer gewissen historischen Trockenheit hereinbricht. Möglich, daß äußere Gründe und das Streben nach Beschränkung diesen Mangel in den innern Proportionen des Romans verursachten, doch hätte diese Beschränkung schon in den frühern Bänden sich geltend machen sollen.

Bei aller Ueberfüllung des Romans mit poetischen und historischen Gruppen darf man ihm indeß keineswegs einen Verstoß gegen das Grundgesetz des Romans schuld geben, wie etwa Lingg's „Völkerwanderung“ gegen die epischen Grundgesetze verstößt. Wie weit auch der Rahmen des Bildes sei, in der Mitte desselben steht doch ein einziger Held, dessen Entwickelungsgang den einheitlichen Faden für die ganze labyrinthische Masse der geschichtlichen und freierfundenen Begebenheiten hergibt. Dieser Held ist keine historisch vorleuchtende Person; er ist ein Geschöpf des Dichters. Nicht durch große Thaten tritt er hervor; er erscheint mehr aufnehmend und duldend, mehr verstrickt in mancherlei Begegnisse, als fesselnd durch energische, maßgebende Entschlüsse. Doch das ist das Grundrecht des Romanhelden, in dessen Entwickelungsgang sich die Entwickelung der Zeit spiegeln soll; er soll die Stimmung des Jahrhunderts getreu in sich tragen und den Leser in dieselbe versetzen; indem wir mit seinen Augen sehen, verstärken sich alle Eindrücke, werden die Gestalten und Ereignisse uns näher gerückt; er bildet für das Auge des Lesers eine Art von Sammellinse, welche parallele Strahlen convergent macht. Ottheinrich, dieser Held des Gutzkow'schen Romans, zeigt sich von Haus aus durchdrungen von dem reformatorischen Pathos der Zeit und gibt uns in seinem eigenen Leben ein Bild, wie dies reformatorische Streben, anfänglich noch vielfach verstrickt mit allerlei feindlichen Richtungen, sich allmählich erstarkend zu vollständiger Selbständigkeit herausarbeitet. Alle Schattenseiten der Dichtung lassen sich auf jenen Dualismus zurückführen, der vielfach statt freier Gruppen Reliefbilder hervorrief, indem die Gestalten des Romans aus dem Hintergrunde der Geschichte nicht zu voller Plastik herauswachsen. Damit hängt das Ueberwuchern der Arabesken zusammen, damit die Verschwommenheit der Gruppirungen und das allzu seltene Heraustreten der einzelnen Persönlichkeit als eine die Massen beherrschenden Macht oder in der Gestalt eines geschlossenen, allseitig beleuchteten, zu künstlerischer Einheit herausgestalteten Charakters.

Die großen Vorzüge des Romans zeigen sich dagegen überall, wo der Dichter die Situationen ins Einzelne ausarbeitet und durch den Reichthum der Anschauung, durch den Zauber geistiger Belebung eine ebenso bedeutsame wie große Epoche deutscher Geschichte, nicht in historischer Erzählung, sondern in phantasievoller Versinnlichung vor unsern Augen vorüberführt.

Nach dieser Seite hin schließt sich Gutzkow's „Hohenschwangau“ vielfach an Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ an. Das patricische Leben in den deutschen Reichsstädten, die Physiognomie, welche denselben durch die Reichstage, durch die Anwesenheit des Kaisers, der Fürsten und Herren aufgedrückt wurde, das abenteuerliche Umherwandern der damaligen Bewegungsmänner, der Gelehrten, der Aerzte und Prediger, läßt sich nicht anschaulicher darstellen, als dies in Gutzkow's „Hohenschwangau“ geschehen; ja der Geist des Reformationszeitalters erscheint hier mit voller Naivetät und Treue, unverfälscht durch irgendwelche darüberstehende Auffassung,

dargestellt mit einer, wir möchten sagen theologischen Begeisterung, welche die Streitpunkte der neuen und alten Kirche und die Glaubenssatzungen der Reformation mit dem innigen Antheil der theologischen Lehrkanzel erörtert.

Nach dieser Seite hin ergänzt Gutzkow's „Hohenschwangau“ die beiden frühern großen Romanschöpfungen des Autors. Die „Ritter vom Geiste“ waren ein Roman des modernen Protestantismus, dessen verschiedenste Richtungen und feinste Nuancen sich in demselben abspiegelten, der „Zauberer von Rom“ ein Roman des modernen Katholicismus, der hier in seinem ganzen innersten Wesen und in all seinen äußern Formen dargestellt wurde; „Hohenschwangau“ ist ein Roman der Reformationszeit, welcher uns auf geschichtlicher Grundlage die Kämpfe des Protestantismus und Katholicismus darstellt. In allen drei Romanen zeigt sich dasselbe theologische pectus, die feinste Kenntniß der dogmatischen Bewegungen und das Interesse für dieselben, ohne welche sich ein derartiger Roman überhaupt nicht schaffen läßt, während die Theilnahme deutscher Nation den theologischen Händeln von alter bis neuester Zeit unwandelbar treu bleibt, sodaß „Hohenschwangau“ schon aus diesem Grunde auf ein großes und dankbares Publikum rechnen darf.

Abgesehen von den nach Ungarn, Italien, Belgien und Preußen hinübergreifenden Ausläufern der Romanerzählung, in denen sich nur die vielfachen Verwickelungen und der weitere Wirkungskreis der damaligen deutschen Reichsmacht spiegeln, sind es vorzugsweise zwei Gruppen, um welche sich das romanhafte Interesse concentrirt — das Haus der Paumgartner in Augsburg und die Burg der Grumbach im Würzburgischen. Die äußerliche Verknüpfung dieser beiden Gruppen wird nicht nur durch das Geschick des Helden Ottheinrich bewirkt, welcher anfänglich in die Dienste des Rathsherrn, später in die Dienste des Ritters tritt, sondern auch dadurch, daß Paumgartner in die Grumbach'schen Händel verstrickt wird und als ein Opfer derselben fällt. Unsere Theilnahme wendet sich anfänglich bald den altbairischen Patriciern, bald den fränkischen Rittern und ihrer Sippe zu, bis später ein gemeinsames Schicksal die geadelten Bürger und die altadelichen Geschlechter vereinigt.

Offenbar hat indeß Gutzkow die reichsstädtische Gruppe in das hellere künstlerische Licht gerückt; hier ist alles traulich und anheimelnd: die einzelnen Genrebilder, das ganze Familiengemälde, der alte Rath mit seinen Söhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern, das reichsstädtische Leben, die Burg Hohenschwangau als der Rittersitz des geadelten Patriciers. Und da der Roman von dieser Burg den Namen führt, so schien es auch die Absicht des Dichters zu sein, diese Gruppe in den Vordergrund seiner Erzählung zu stellen.

Gleichwol treten schon im ersten Bande die fränkischen Zustände in gleich ausführlicher Behandlung neben die augsburger, und zwar werden wir eingeführt in eine Reichsanarchie, deren Zersplitterung die Orientirung höchst schwierig macht. Da bilden den einen Mittelpunkt die Brandenburger, deren sich kreuzende Linien ein genalogisches Studium erfordern, die eigentlich nie aus dem Strom der Geschichte in den Strom des Romans hinübergerathen, bis zuletzt der kecke Markgraf Albrecht einigermaßen in die Handlung und Ottheinrich's Schicksale verwebt wird. Hier erscheint die verwirrende Fülle von Daten am wenigsten gerechtfertigt und das Misverhältniß zwischen der Breite der Exposition und der geringen Ausgiebigkeit dieser mühselig dem Gedächtniß angeeigneten Verhältnisse für den Fortgang des Romans am augenfälligsten.

Den andern Mittelpunkt bildet Grumbach, welcher alles Zeug dazu hat, der eigentliche historische Held des Romans zu sein, der ja auch mit der Grumbach'schen Katastrophe im wesentlichen abschließt. Doch ist es unserm Autor kaum gelungen, den Ritter von Haus aus in eine vielverheißende Beleuchtung zu rücken, die Spannung der Leser für seine Plane zu erregen und wach zu halten. Dort aber, wo die Grumbach'schen Händel eine dramatische und tragische Bedeutung gewinnen, wo selbst der gewöhnliche Leihbibliothekenschriftsteller mit kleinen technischen Kunstgriffen eine fieberhafte Spannung erregt hätte, da verschmäht es Gutzkow's vornehme historische Muse, uns mitten in das Treiben der Geächteten, in die Seele des Helden zu versetzen, uns das ergreifende Bild ihres Untergangs mit reicher dichterischer Farbengebung zu entrollen, und erzählt die Tragödie mit der Trockenheit einer geschichtlichen Chronik, sodaß wir ganz von außen her an diese bedeutenden Ereignisse herankommen.

So stehen in Bezug auf Intensität des Colorits, auf die poetische Wärme der Darstellung die fränkischen Gruppen gegen die augsburger im Schatten. Ja jene Argula von Grumbach, deren Begegnung mit Luther sie anfangs in den Vordergrund des Romans stellt, verblaßt von Band zu Band immer mehr; ihre Reformationsbegeisterung bleibt zwar von nachhaltiger Energie, doch die stereotype Erscheinungsform derselben in brieflichen Mahnungen macht zuletzt einen fast homiletischen Eindruck; wir sehen sie gleichsam immer wie auf einer unsichtbaren Kanzel, und selbst das tragische Ereigniß, das ihr Mutterherz trifft, kann keinen wärmern Antheil für diese schattenhafte Gestalt erringen.

Folgen wir nun dem Gang des Romans selbst.

Den Inhalt des ersten Bandes haben wir bereits in einer eingehenden Besprechung dargelegt.*) Der zweite Band beginnt mit dem Abschluß des zweiten Buchs, welches uns nach der kleinen Reichsstadt Windsheim zum Kanzler Vogler und seiner Jutta führt. Der Besuch der Freifrau Argula von Grumbach, die ihrem Groll über die wetterwendischen Brandenburger freien Lauf läßt und einen Mahnbrief an dieselben abzufassen droht, füllt dieses erste Kapitel des Bandes, während das nächste die interessantere Begegnung des vielgewandten Kanzlers mit Wilhelm von Grumbach schildert. Das Bild dieses bedeutenden Mannes, der ebenso wie Franz von Sickingen den Namen des „letzten Ritters“ verdiente, wird uns von dem Autor in doppelter Aufnahme mitgetheilt. Zunächst sehen wir ihn in voller Rittertracht zu Pferde:

> Auf seinem stahlblauen Brustharnisch hatte Grumbach im weißen Felde den schwarzen Adler. Ueber die Schulter hinweg hing ihm eine schwarz-weiße Schärpe. Sein Roß war ein feuriger Rappe. Ob seines so plötzlich gehemmten Schritts schwellte das Thier ungeduldig die Nüstern, gab schnaubende Töne von sich und scharrte mit den Vorderhufen den Staub auf. Der Reiter war nur von mittlerer Statur, behend und beinahe zart in seinen Formen; am Haupt, am Kinn, um die

*) Vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1867.

Wangen glänzte ein röthlichblondes Haar, das reichlich vorhanden, aber kurz geschoren war. Die Nase war gekrümmt. Ein feines Lächeln, das die festgeschlossenen und sich fast überbeißenden Lippen umspielte, ließ sich schon aus der Ferne beobachten. Den schwarzen Zaum und die mit weißen Trodbeln behangenen ledernen schwarzen Zügel seines Rosses hielt er mit schwarzen Handschuhen fest. Schwarz und mit weißen Puffen versehen war seine ganze Kleidung, soweit sie sich unter dem Brustharnisch und den Arm- und Beinschienen erkennen ließ. Die braunen, hellgeglänzten, von welschem Leder gefertigten Stiefel gingen bis weit über die Knie. Nicht an diesen Stiefeln saßen die Sporen, sondern an den kunstvollen, in durchbrochener Zeichnung geschmiedeten Steigbügeln. Von feinster welscher Arbeit erglänzte auch der stählerne Griff des mächtigen Streitkolben, der in der rechten Halfter stak, während neben der linken Halfter, die einen sogenannten „Fäustling" barg, das lange Reiterschwert herabhing in matt vergoldeter Klinge mit roßhaarumsponnenem, vielfach gewundenem Korb.

Und nach diesem Costümbild erhalten wir das folgende feinere Porträt:

> Gegen den Kanzler gehalten war Grumbach nur klein von Wuchs. Als die Bäume, denen sie sich zuwandten, hinlänglichen Schatten boten, nahm er den Helm ab. Sein von Schweiß und Staub bedecktes Antlitz trug die Merkmale einer grübelnden Natur. Die grauen Augen lagen, von langen Wimpern beschattet, bis zum Blinzeln zusammengedrückt. Die Stirn war in Falten gezogen, die schon jetzt, wo des Ritters Alter doch kaum die Dreißig überschritt, ein tiefliegendes Dreieck an der Nasenwurzel bildeten. Der kurzgeschorene, röthlichblonde Bart war lockig, nicht minder das kurzgeschorene Haupthaar. Da der Ritter die Handschuhe ausgezogen und in seinen Schwertkorb gelegt hatte, so sah man, daß seine Haut selbst an den Händen von einer Weiße war, die sich sogar bei stärkster Julihitze und überwiegendem Verweilen unter freiem Himmel dem Gebräuntwerden widersetzte. Die überall sichtbaren blauen Aederchen deuteten auf Reizbarkeit der Nerven. Im Leben der vom Waffenhandwerk oder dem maßlosen Trinken scharf gezeichneten Adelichen damaliger Zeit war eine so durchgeistigte Erscheinung selten. Man erkannte, wie maßgebend Grumbach im Kreise der Seinigen wirken mußte. Die so zahlreich mit ihm gekommenen Begleiter gaben das ganze Bild seines Einflusses. Sie wollten in Cabolzburg dem Markgrafen aufwarten.

Die Unterredung zwischen dem Kanzler Vogler und Grumbach gehört zu den bedeutsamsten Partien des Werks, nur daß die geistigen Perspectiven zu sehr nach den verschiedensten Seiten hinausgehen. Grumbach ist in die Dienste des brandenburger Markgrafen getreten und wünscht durch Vermittelung des Diplomaten Vogler und seiner besonders nach Altpreußen reichenden Verbindungen Gubernator des jungen Prinzen Albrecht von Brandenburg zu werden. Dieser Zweck der Zusammenkunft wird indeß allzu sehr verdunkelt durch eine Fülle weitreichender Erörterungen und Erzählungen, in denen auch die „weiße Frau" eine ziemlich unromantische Rolle spielt. Grumbach, ein so taktfester Sternseher wie Wallenstein, offenbart auch in kurzen Andeutungen seine tiefern Plane:

> Ich denke wie Sickingen, Hutten, Götz. Die Fürsten sind das Verderben deutscher Nation! Sie sollen nicht höher streben als das allgemeine Maß von Recht gesammter deutscher Nation; das ist in des Kaisers Hand beim Schwert und Reichsapfel.... Doch das wollen wir lassen.

Wie aber diese Plane im Zusammenhang stehen mit seinem freiwillig übernommenen Fürstendienst und dem Wunsch, Prinzenerzieher zu werden: darüber bleiben wir im Dunkeln, und die sonst in so bedeutsamen Umrissen gezeichnete Gestalt des einflußreichen Ritters wird dadurch selbst wieder in ein ungünstiges Zwielicht gerückt.

Seine Base Argula schildert der Ritter indeß mit zu markigen Zügen, als daß nicht unwillkürlich in der Erinnerung der Leser einiges davon haften bliebe; er spricht von ihren Briefstellen und Büchern, erzählt, daß sie nirgends Frieden hält weder in Werken noch in Worten, daß sie bald mit den Domherren in Bamberg disputirt, bald in Schweinfurt Rath und Bürgerschaft gegen Würzburg hetzt, kurz, wir erhalten das Bild eines theologischen Blaustrumpfes, das trotz aller Uebermalung durch den Dichter selbst, trotz des sanftesten Heiligenscheins, mit dem er es ausschmückt, doch immer mit bedenklicher Aufdringlichkeit hindurchschimmert.

Das dritte Buch schildert uns Ottheinrich's Rückkehr aus Italien, von wo er Regina, die Gattin des leichtsinnigen Antoni Paumgartner, heimgeleitet; es gehört zu den einheitlichsten und gelungensten Partien des Romans, der hier fast nirgends Abstecher in das trockene Seitengebiet der Geschichte macht, sondern durch seine eigensten Mittel, eine zusammenhängende und spannende Darstellung ohne die sonst beliebten Rösselsprünge über Zeit und Ort, und durch die Fülle von Abenteuern wirkt, die sich ungezwungen nach dem alten Recht des Romans auf der Landstraße einstellen. Erst hier gewinnen wir das epische Behagen, das nur die Folge eines traulichen Hineinlebens in die dargestellten Begebenheiten sein kann und stets durch Sprünge, die den Fortgang unterbrechen, durch den Seitenblick auf Geschlechtstabellen und Geschichtsregister unheimlich aufgestört wird.

Daß Gutzkow's geistgesättigte Darstellung, die sich hier, ohne Schädigung ihres Geistreichthums, in das schlichte Sprachgewand jenes Zeitalters hüllt, indem sie nur eine treuherzige Färbung über den Stil hinhaucht, ohne die alterthümliche Manierirtheit und Starrheit, die in Stifter's „Witiko" herrscht, diese mit epischer Klarheit durchgearbeiteten Abschnitte seines Werks zu kleinen Kunstwerken macht, ist um so begreiflicher, als unser Autor zu solchen Erzählungen hinzubringt, was den gewöhnlichen Romantechnikern fehlt: eine Schwere geistigen Gehalts, der ihm oft unter den Händen erstarrt, der aber, wo er von ihm in Fluß gebracht wird, desto leuchtender und machtvoller einherströmt.

Den Leichtsinn Antoni Paumgartner's, der sein Geschäft wie sein Weib gleichmäßig vernachlässigte, sucht Gutzkow durch die folgende psychologisch geistvolle Betrachtung zu erklären, die wir als eine der wenigen aus dem Rahmen schweifenden Reflexionen des Autors hier mittheilen:

> Die großen Handelsplätze der Niederlande, die Städte des südlichen Frankreich, vollends Italien konnten den jungen Gemüthern neben einer gleißenden, auf die Außenseite des Lebens berechneten Bildung nur das Gift der Sittenlosigkeit darbieten. Ja, die Beobachtung, die nunmehr immer reifer und reifer bei ihm wurde, mußte ihm sagen, daß es in der menschlichen Seele eine gefahrvolle Neigung zur Ausgleichung ihrer Thätigkeiten zu geben scheint, nach welcher, je größer die Anstrengungen sind, womit Kenntnisse erworben, Vortheile errungen, Schwierigkeiten überwunden werden, desto schwächer der Widerstand wird, den die Menschen den Lockungen der Sinne entgegenstellen. Nach einem mit Lebensgefahr verbundenen Kampf gegen die Wuth der Elemente stürzte sich in Venedig der Schiffsherr, der Matrose in die wilden Strudel ausgelassener Vergnügungen. Ja selbst edlere Seelen, wie Ottheinrich an vielen

Beispielen ersah, konnten auf Augenblicke ohne Ausgleichung zwischen Entbehrung hier und Genuß dort nicht zum Gleichgewicht ihres Wesens, zu neuer Kraft und neuem Lebensmuth für die Fortsetzung ihrer Kämpfe um Vortheil und Gewinn gelangen. Zum Charakter der ganzen damaligen Zeit gehörte eine wilde Gegensätzlichkeit der Lebensäußerungen. Titanenkraft im Angriff und feige Erschlaffung im Widerstand. Der Gewinn des Kaufmanns, mit größter Gefahr den unheimlichen Schrecken einer noch in unbekannte Nebel gehüllten Ferne, im Binnenlande immer noch dem Räuberwesen weglagernder „Placker“ abgerungen — um so lebhafter dann die Freude über das Gerettete, ausgesprochen in Sinnenrausch, Luxus, in einer oft halbtollen Vergnügungssucht bei allen Ständen. Und hätte man glauben sollen, daß die Menschen jener Zeit, stets von Gefahren, von den Schrecken der Natur, den Leidenschaften der entfesselten Kriegsfurie, wahnbethörten Vorstellungen über Glauben und Wissen und einer unmenschlich grausamen Ahndung selbst geringer Vergehen gehetzt und abgeängstigt, kaum hätten wagen dürfen zu athmen, kaum vom nächsten Menschenrecht einen schüchternen Gebrauch zu machen, so zeigte sich im Gegentheil, daß weder die Pest, die ab und zu Tausende hinwegraffte, noch der Türke, der seine grausame, nicht die Kinder im Mutterleib schonende Herrschaft immer näher und jetzt bereits wenige Meilen Venedig gegenüber vom Raabfluß bis zum Neusiedlersee ausdehnte, noch in den italienischen oder deutschen Städten die unablässige Arbeit des Henkers, der heute eine leichtfertige Magd verbrannte, morgen einen Dieb um Geringes mit glühenden Zangen zwickte, einem vom Jähzorn hingerissenen Mörder das Herz aus dem Leibe schnitt, vollends für geringere Fehler am städtischen Gemeinwesen, in Augsburg selbst für eine Veruntreuung des Rathskellers, sofort mit Enthauptung strafte — daß nichts, nichts von all dieser weitverzweigten Einengung der nächsten persönlichen Freiheit jenes Gesetz der Natur hinderte, wonach auf Angst und Furcht, Anspannung und Anstrengung der Seele das Bedürfniß eintritt, den Ausbruch der Genußsucht und der Freude folgen zu lassen. Da schmetterten denn die Zinken zum Tanz und zu Belustigungen aller Art, der Jubel nahm bei einem gebotenen Freudenanlaß kein Ende, und mußten auch allerdings die „Ehebrecher“ in Venedig wie in Augsburg, wenn sie auf frischer That ertappt oder angeklagt des Fehls überwiesen wurden, Steine karren und bei den öffentlichen Bauten Frondienste thun, so waren doch, wo man hinblickte, auch Mein und Dein bei Kuß und Umarmung am Tage wie bei Nacht in steter Gefahr verwechselt zu werden. Ottheinrich hatte in Padua und Venedig ein Leben kennen lernen, das ihm nur in Sodom und Gomorrha möglich geschienen.

In der Schilderung der Reise tritt alles anschaulich vor uns hin, von Hans Pfister, dem Geleitsmann mit dem Bart, dessen zwei schwarze und graumelirte lange ungeflochtene Zöpfe, über die mächtige, vom Lederkoller geschützte Brust herabwallen, bis zu dem Helden der verschiedenen Abenteuer, welche den Wanderern begegnen. Köstlich ist die Herrschaft von Hohenschwangau geschildert, Herr Georg von Schwangau nebst seiner Ehehälfte, in ihrem weiland vergoldeten Krönungswagen, in den sie Ottheinrich mit aufnahm. Dies Stück alten bankrotten Adels mit seinen hochfahrenden Prätensionen ist meisterhaft gezeichnet. Die Begegnung der italienischen Künstlergesellschaft ist mit höchster Lebendigkeit geschildert und bringt einen Zug idealisirter Straßenromantik in die Dichtung; Vittoria, die frühere Geliebte Antoni's, ein edelgehaltenes Frauenbild, und der geheimnißvolle Knabe, der auf die ungarischen Intriguen zurückweist, sein plötzliches Verschwinden, sein Aufsuchen durch Ottheinrich versetzt uns ganz in die Atmosphäre jener Spannung, in welcher seit alten Zeiten der die gewöhnliche Lebensprosa durchbrechende Roman heimisch ist. Einen glänzenden Schlußeffect dieses Abschnitts bildet die Abholung Ottheinrich's durch die lebenslustige Gundula.

Wir bedauern nur, daß die gleiche Romanstimmung wie in diesem Buch nicht durch das ganze Werk herrscht; es würde dann ein Meisterwerk auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans sein. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der Krieg von 1866.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Ein interessantes Werk ist ferner:

4. Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Emil Knorr. Mit Karten und Plänen. Erster Band. Hamburg, O. Meißner. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser hat sich vor zwei Jahren durch die Herausgabe des Blücher'schen „Campagnejournals“ (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1867) ein Verdienst erworben; das hier vorliegende selbständige Werk, welches er dem Heerführer der ehemaligen Mainarmee, General Vogel von Falckenstein, gewidmet hat, wird mit großer Anerkennung gelesen werden. Es beginnt mit einem historischen Rückblicke auf die Entstehung des Deutschen Bundes, wir verweisen darüber auf Königer's ausgezeichnetes Werk über den Krieg von 1815 (vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1866). Dann folgt in großen Zügen die weitere politische Entwickelung der deutschen Verhältnisse bis zum letzten dänischen Kriege. Der Verfasser stellt sich entschieden auf den preußischen Standpunkt und greift Oesterreich heftig an, was allerdings eine objective Darstellung beeinträchtigt. Auch der andere Theil muß gehört werden. Ueber die Agitationen in den Herzogthümern, welche der Verfasser in der Nähe beobachtet hat, sind wir jedoch vollkommen mit ihm einverstanden:

> Das ursprünglich durch und durch conservative Volk war in die Bahnen des Radicalismus geleitet worden. Seine künstlich gegen Preußen erzeugte Erbitterung überstieg alle Grenzen. In dem urdeutschen, das dänische Element von Natur hassenden, holsteinischen Volke wären sonst Aussprüche, wie: „Lieber dänisch als preußisch“, unmöglich gewesen.

Am Schlusse des ersten Abschnitts recapitulirt der Verfasser klar und scharf:

> Am 30. October 1864 schließen Oesterreich und Preußen mit Dänemark den Wiener Frieden ohne den Bund; im weitern Verfolge desselben Vertrags am 14. August 1865 die Convention wiederum ohne den Bund; auf Grund dieser letztern tritt Oesterreich an Preußen seine Rechte auf Lauenburg ebenfalls ohne Genehmigung des Bundes ab; am 26. April 1866 droht Oesterreich Preußen mit dem Bunde; am 1. Juni stellt es die Berufung desselben in Aussicht; am 11. Juni beantragt es und am 14. Juni beschließt es mit seinen Bundesgenossen den Bundeskrieg gegen Preußen am Bunde.

Im zweiten Abschnitt werden die gegnerischen Parteien und ihre Streitkräfte betrachtet. Der Verfasser läßt beiden Theilen, was die Beschaffenheit ihrer Truppen betrifft, Gerechtigkeit widerfahren und findet ganz richtig die Ursachen des preußischen Siegs nicht in materiellen Dingen, sondern in andern Vorzügen, welche die allgemeine Wehrpflicht der Armee durch alle Grade zugeführt hat, und in der bessern Führung. Sehr ergötzlich ist, was er über das politische Fieber sagt, welches damals selbst ruhige und besonnene Männer ergriffen. „Diese Erscheinung ist die naturgemäße Folge vorhergegangener Erregungen und Ueberreizungen, absichtlicher oder zufälliger Corruption der Begriffe, es ist ein Symptom, wir möchten sagen, politischer Verdauungslosigkeit."

Die vorbereitenden Operationen, d. h. die Besetzung von Hannover, Kurhessen und Sachsen werden im dritten Abschnitte erzählt; dem Zwecke des Werks gemäß nur die der beiden ersten Länder ausführlich, mit Einfügung der bezüglichen officiellen Erlasse, wobei die von der Gegenpartei nach dem Kriege gegebenen Berichte und Behauptungen gründlich widerlegt werden. Von der hannoverischen Armee heißt es auch hier: „Sie war vortrefflich. Niemand wird hintreten wollen, den Ruhm derselben zu schmälern, ihre Leistungsfähigkeit zu bezweifeln. Aber das System, nach dem sie von oben geleitet wurde, war schlecht. Der vielgeschmähte Generaladjutant des Königs war kein Verräther oder wie verächtliches Geschwätz ihn sonst nennt, sondern er war in so einflußreicher, gewichtiger Stellung nicht mehr zeitgemäß. Er hatte sich überlebt." Zur Beleuchtung der strategischen Lage beim Beginn der Operationen sind die neuerdings erschienenen Aufklärungen benutzt worden, dem Verfasser vielleicht auch directe Mittheilungen von maßgebender Seite zugegangen. Leider ist aus den bairischen Kriegsacten bisjetzt nichts Officielles veröffentlicht worden, was doch im Interesse der bairischen Heerführung läge, weil nur dadurch ein gerechtes Urtheil über dieselbe möglich wird. Die Kritik kann sich daher nur an die Thatsachen halten, und diese sind ungünstig.

Was der Verfasser über das Erbübel der Coalitionen, die Uneinigkeit, gepaart mit der Unentschlossenheit und Energielosigkeit, wie sie die Bundesverhältnisse mit sich brachten, sagt, ist sehr richtig; auch die Schwierigkeiten, mit welchen trotz alledem General von Falckenstein zu kämpfen hatte, sind gut dargestellt; mit der überschwenglichen Huldigung dagegen S. 150 ist dem Feldherrn gewiß selbst nicht gedient. Für ihn geben die großen Erfolge, die er gewonnen hat, ein selbstredendes Zeugniß. Den Gang der Begebenheiten erzählt der Verfasser in klarer und anschaulicher Weise, mit einem gereiften militärischen Urtheil, dem wir fast überall nur beistimmen können. Daß die Vereinigung der Hannoveraner mit den Baiern bei entschlossenem Abmarsch der erstern von Göttingen geglückt wäre, steht wol fest. Die bekannten Unterhandlungen lesen wir sehr genau erörtert, der „officielle" hannoverische Bericht wird dadurch in wesentlichen Punkten entkräftet. In unserm Werke nehmen diese Erörterungen einen ziemlich großen Raum ein, vier Bogen; dann folgt die Schlacht bei Langensalza. In einer Note sagt der Verfasser über den Befehl des Generals von Falckenstein an die Generale von Kummer und von Flies (nicht vorzurücken, solange die Hannoveraner bei Langensalza stehen bleiben, sonst aber Fühlung an der Klinge zu behalten): „Dieser Befehl soll dem General von Flies nicht zugegangen sein." Daß es wirlich nicht geschehen, ist aber jetzt amtlich festgestellt. Die Schilderung des Treffens geht bis in die kleinsten Details auf preußischer Seite und führt auch den hannoverischen Bericht an, der in vielem einzelnen von dem preußischen abweicht — das ist bei allen Schlachtberichten von Gegnern der Fall. Der Verfasser kommt zu dem Resultat: daß den Hannoveranern kein unbedingter Sieg, den Preußen keine erlittene Niederlage zuzuschreiben ist. Doch gesteht er den erstern taktische Erfolge zu und wir sind ebenfalls dieser Meinung, daher wir ihnen auch den Sieg auf dem Kampfplatze nicht abstreiten wollen. Er konnte die unvermeidliche Capitulation aber nicht hindern. Mit dieser schließt der erste Band. Der zweite liegt uns noch nicht vor.

Vom militärischen Gesichtspunkte geben wir Knorr's Werk den Vorzug vor dem andern, das der Berichterstatter des „Daheim" geschrieben hat. Anonym bleibt derselbe noch immer, er zeichnet sich aber jetzt: „von einem Militärschriftsteller", wie wir in Berichten aus dem Lager von Châlons, die unleugbar von ihm herrühren, gesehen haben. Ob er Militär ist? Wir zweifeln daran. Dem Schriftsteller haben wir aber gern unsere Anerkennung bezeugt.

Einige Monographien aus dem Feldzuge von 1866 sind auch wieder erschienen. Darunter:

5. Erinnerungen an Langensalza aus dem Sommer 1866 von Hoffmann. Zum Besten bedürftiger hannoverischer Soldatenfamilien. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1867. 8. 10 Ngr.

Die kleine Arbeit ist zuerst im Feuilleton der „Hannoverischen Landeszeitung" erschienen, der Verfasser bittet, darin nichts weiter zu suchen, als Erinnerungen eines Feld- und Kriegslazarethpredigers. Sie reiht sich in gleicher christlicher Gesinnung ähnlichen Aufzeichnungen anderer Geistlichen an, die wir bereits in d. Bl. besprochen. Wir achten die Pietät, mit welcher der Verfasser von seinem frühern Könige spricht: „Er war von seinem Rechte überzeugt und handelte nach seinem Gewissen. Ich habe ihn oft gesprochen und aus seinem Munde gehört, wie er sich mit seinem Gott berathen hatte." Auch wird man es wol natürlich finden, daß der Verfasser seine verwundeten Landsleute in den Lazarethen, wo sie mit Preußen zusammenlagen, zum treuen Festhalten an ihrem Kriegsherrn und ihr theures Hannoverland ermahnt hat. Er gibt den Preußen das Zeugniß, daß sie es angehört und nie darüber gemurrt haben. Hoffen wir, daß er sich mit der neuen Ordnung der Dinge in Hannover endlich versöhnt!

6. Die Dreizehner in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge von 1866 von F. v. T. Münster, Obertüschen. 1866. 8. 5 Ngr.

Das kleine Schriftchen von nur drei Bogen schlägt im scharfen Gegensatze gegen die ernsten und ergreifenden Schilderungen des vorigen einen frischen und heitern Soldatenton an. Es schildert in lebendiger Darstellung die Erlebnisse und Thaten des preußischen 13. Infanterie-

regiments im Kriege, an welchem dasselbe so ruhmvoll bei der Mainarmee theilgenommen hat. Höchst ergötzlich ist die aus andern Werken schon bekannte Marktscene in Hannover hier von einem Theilnehmer der Ruhestiftung erzählt. Die Gefechtsscenen, das Soldatenleben auf dem Marsche sind so anschaulich geschildert, daß der Leser sie mit durchlebt. Als Probe nur die erste Feuertaufe bei Barchfeld. Die Baiern machten hier einen mitternächtlichen Angriff auf die preußischen Vorposten.

Angestrengt starrte jeder von uns in das Dunkel hinein, irgendeinen der Hurrahrufer zu sehen. Vergebliche Mühe! Endlich schien es, als ob der helle Streifen der Chaussee vor uns sich merklich verkürze. „Gewehr auf! Fertig!" erscholl das leise Commando. Das erste Glied kniete nieder, damit dem Gegner eine Salve aus drei(?) Gliedern übermittelt werden konnte. Auf 150 Schritt waren jetzt die Baiern heran. Noch waren wir nicht bemerkt, noch kein Schuß auf uns gefallen. „Legt an — Feuer!" Hörbar klatschten die Kugeln in die dichte Colonne. Das laute Hurrah war vorbei, nur leises Gewimmer und Hülferufe vernehmbar; einzeln pfiffen zu hoch gehende Kugeln uns um die Köpfe, leicht verwundet wurden zwei oder drei von uns, da rief der Hauptmann: „Schnellfeuer, Leute, Schnellfeuer!" und wie folgten sie, es war in Wahrheit „eine immens Feuerwerkerei", wie einer der gefangenen Baiern sich ausdrückte. Wieder laute Schreie durch das Dunkel der Nacht, dann hörte man deutlich ein Rennen, wie von Zurücklaufenden.

7. Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866. (Von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.) Berlin, Voß. 1868. Gr. 16. $7^1/_2$ Ngr.

Der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, Commandeur des genannten Regiments, hat die ernsten und heitern Erlebnisse und hervorragenden Thaten einzelner aus diesem Truppentheile, soweit er sie nach langer Nachforschung hat in Erfahrung bringen können, in bunter Reihe zusammengestellt und so seinen braven Kameraden: Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit gewidmet. Die „Erinnerungen" sind nicht chronologisch geordnet, sondern in bunter Reihenfolge erzählt, wobei der rechte Ton, frisch, ungeziert, heiter oder ernst, je nachdem der Anlaß dazu, äußerst glücklich getroffen ist. Viele lustige Geschichten, wie sie im Felde vorkommen, sind humoristisch vorgetragen und werden ihren erheiternden Eindruck nicht verfehlen. Das kleine Büchlein verdient auch andern Soldaten, als denen es gewidmet ist, empfohlen zu werden.

8. Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem böhmischen Feldzuge im Jahre 1866. Von Theodor Batke. Berlin, Stilke und van Muyden. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

In jeder Armee, welche nicht aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgeht, möchte es wundernehmen, ein Buch von einem ehemaligen Gefreiten zu lesen, das in anziehender, stilvoller Sprache sogar eine classische Bildung bekundet, welche man in den Volksschichten, aus denen sich andere Heere rekrutiren, wol vergeblich suchen würde. Das preußische Volk, das aus allen Ständen, aus allen Berufsklassen und Bildungsstufen seine Söhne unter den Waffen weiß, kann sich über eine solche Erscheinung nicht wundern. Bald werden ja auch alle deutschen Truppen aus gleichen Elementen ein Volk in Waffen bilden. Wir haben das kleine Buch mit vielem Interesse gelesen und glauben, daß es überall, wo es Zugang findet, ein gleiches erwecken wird. Es sind keine bloßen Soldaten- oder gar Landsknechtsgeschichten, sondern Schilderungen durchlebter Tage und Ereignisse, von seltener Naturwahrheit, aus einem empfänglichen Gemüth und menschlich fühlenden Herzen geflossen. Im ganzen herrscht, besonders im Anfange, eine Stimmung darin vor, wegen der sich der Verfasser entschuldigt: „Man könnte nach meiner Schilderung des Ueberstandenen glauben, die Klage habe in mir vorgeherrscht. Aber es ist dies doch nur das alte Lied vom Odysseus, den seine Leiden in lebendiger Vergegenwärtigung übermannen, die er ruhig und klaglos ertragen hatte." Der Verfasser gibt also der Wahrheit die Ehre, indem er die Eindrücke, welche ihm die Erlebnisse gemacht haben, die verschiedenen Scenen und Momente seines Sommers im Kriege mit den kleinsten Zügen durchwebt. Es sind darunter auch viele erfrischende und erhebende.

9. Reiseerinnerungen aus der Mainarmee. Von Wilhelm Baur. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1866. 8. 6 Ngr.

Der würdige Verfasser der „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen" (vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1866) hat auch, wie Hunderte von Geistlichen und Nichtgeistlichen einige, sonst der Erholung gewidmete Wochen benutzt, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. „Mich zog's nach der Mainarmee", sagt er, „nach der Gegend, wo der Krieg recht deutlich ein Krieg zwischen Brüdern war. Dort wollte ich durch eigene Anschauung erfahren, wie süddeutsche Patrioten den preußischen Sieg aufnahmen, dort durfte ich in den Lazarethen die Preußen und meine alten Landsleute friedlich zusammenzutreffen hoffen." Das ist ihm reichlich in Erfüllung gegangen und wir lesen davon viele ergreifende Mittheilungen. Seinem Freunde, dem hessischen Hauptmann Königer, dem Verfasser des vortrefflichen Werks über den Krieg von 1815 (vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1866) widmet er ein liebendes Wort zum Gedächtniß. „Eine preußische Kugel brachte dem Manne den Tod, welcher doch von Preußen für Deutschlands Ehre so viel erwartet hatte." Sehr schön ist der Feldgottesdienst geschildert, den der Verfasser in Offenbach für das hamburger Contingent abhielt, der Eingang seiner Predigt, den er mittheilt, weist auf ein großes einiges Deutschland trotz des Kriegs, auf einen gesunden Frieden durch den Krieg und ein innigeres Zusammenwachsen aller deutschen Glieder zu einem großen Ganzen hin. Gott möge das geben!

Auf das folgende Werk können wir nach dem Zwecke d. Bl. nicht tiefer eingehen, da seine Analyse und Beurtheilung den kriegswissenschaftlichen Organen vorbehalten bleiben muß.

10. Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866. Dargestellt und beurtheilt von W. von Willisen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Nicht blos eine Geschichte und Kritik der angegebenen Feldzüge hat der Verfasser schreiben wollen, sondern eine aus denselben gezogene neue Bestätigung der Lehren, welche er in seinem rühmlich bekannten Werke: „Die Theorie des großen Kriegs", vorgetragen hat. Wie der Erzherzog

Karl die „Grundsätze der Strategie", die er theoretisch aufgestellt, durch den Feldzug von 1796 erläutert hat, so ist der General von Willisen auch verfahren, indem er früher schon den russisch-polnischen Krieg von 1831, dann den italienischen von Radetzky und jetzt die beiden Feldzüge von 1859 und 1866 zum Beweis der Richtigkeit seiner Lehren benutzt hat. Das Werk ist dem Grafen Bismarck gewidmet, der in dem großen Jahre 1866 durch Anwendung der obersten Kriegsregel: „Suche deine Stärke in Zeit und Raum gegen des Feindes Schwäche in Wirksamkeit zu bringen", so Großes geleistet, wie es dem durchbildetsten Strategen nicht besser hätte gelingen können. Im Vorwort wird der Zweck des Buchs bezeichnet: die Lehren der Theorie an den letzten Kriegen von neuem zu entwickeln. Im Widerspruch damit sagt aber der Verfasser in den Betrachtungen über den Feldzug von 1859: „Es ist nicht unsere Absicht, eine kriegswissenschaftliche Vorlesung zu halten, es wird aber nicht zu umgehen sein, einige der allgemeinsten und allgemein verständlichen Anschauungen zu entwickeln." Für welche Leser ist denn das Werk geschrieben, das ausdrücklich „den großen Krieg lehren will"? Wir lesen jedoch weiter, daß die „Betrachtungen" ursprünglich in der „Volkszeitung", dem demokratischen Organ für jedermann, gestanden haben, womit sich jener Widerspruch löst. Allerdings hätten wir eine neue Redaction derselben für diejenigen Kreise, denen das Werk jetzt zugedacht ist, erwartet. Die öftere Bezugnahme: „in diesen Blättern" (d. h. der „Volkszeitung"), ist störend und paßt doch nicht, weil der Wiederabdruck als Theil eines selbständigen Werks erscheint.

Für die Betrachtungen über den Feldzug von 1866 ist eine andere Form gewählt oder belassen; wir wissen nicht, ob diese Briefe an einen Freund (wir glauben den kürzlich verstorbenen zu errathen) schon einmal gedruckt sind. Der Verfasser sagt in einem Vorwort zu denselben, um der Frage zu begegnen, warum sie, mitten im Laufe des Kriegs geschrieben, nicht durch eine Umarbeitung von den Mängeln, an denen sie nothwendig leiden mußten, befreit worden:

> Was in diesen Blättern den Anschein einer vor völliger Kunde stets sehr gewagten Kritik annimmt, findet wenigstens darin seine Berechtigung, daß es nicht eine ist von der bekannten leichten Weise hinterher, nachdem alles bekannt geworden, was zur Stelle keiner der Handelnden wußte, sondern eine, welche sich auf die längst dargelegten großen Grundregeln der großen und schweren Kunst stützt und sich nicht nur, auf sie gestützt, zu zeigen bemüht, wie Erfolg und Mislingen allemal auch dem Grade nach zusammenfallen, mit dem Befolgen oder Misachten derselben.

Der erste Brief ist schon am 7. Juni, also acht Tage vor dem bekannten Bundesbeschluß, der den Krieg zum Ausbruch brachte, der letzte am 25. Juli geschrieben. Dagegen sind der Feldzug der Mainarmee und der in Italien in zusammenhängender Form beleuchtet. Der Verfasser tadelt den strategischen Aufmarsch der preußischen Armee und daß der Angriff nicht mit sieben Corps nach Mähren gegangen, gegen des Feindes wichtigste Verbindung, nach der Lehre: „Masse gegen den entscheidenden Punkt." Er sagt später: „Ich mit meinen sieben Corps nach Mähren hätte heute, den 25. oder 26. Juni, schon eine große Schlacht gewonnen und stände bei Brünn und weiter hin gegen Wien." Ob das so unfehlbar geschehen wäre, überhaupt die weitern Combinationen, welche daran geknüpft sind, zu beurtheilen, überlassen wir, wie gesagt, den Fachorganen. In Kassel und Hannover „sollten provisorische Regierungen aus Landeskindern eingesetzt werden mit dem Auftrage, die Verfassungen von 1848 herzustellen und zum deutschen Parlamente wählen zu lassen, letzteres mit voller parlamentarischer Macht ausgestattet. Es gibt keinen andern Weg zu einem starken Deutschland, als über die Köpfe der Regierungen hinweg."

Diesen revolutionären Weg, meinen wir, wird ein König von Preußen nie betreten. Wir hätten im Interesse des Werks, das doch vorzüglich für militärische Leser bestimmt ist, eine Umarbeitung dieser Betrachtungen gewünscht, wie viel überaus gediegene, mit der gewohnten Schärfe und Klarheit des Verfassers ausgesprochene strategische und taktische Belehrung sie auch enthalten. Was über die Verwendung der Cavalerie gesagt wird, ist uns aus der Seele gesprochen. Jene Lehren hätten aber in die Darstellung der Kriege, wo deren auch schon in reichem Maße an betreffender Stelle zu finden sind, mit eingereiht werden können. Die Darstellung an sich aber hat sich bereits mit Recht eine rühmliche Anerkennung gewonnen, sie zieht nur das hinein und behandelt es mit voller Genauigkeit, was Veranlassung zu einer belehrenden Besprechung geben konnte. Damit war der Zweck des Werks erreicht.

Eben geht uns noch das Werk eines russischen höhern Offiziers zu, das volle Beachtung verdient:

11. Skizzen des österreichisch-preußischen Kriegs im Jahre 1866 von M. Dragomirow. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Berlin, Heinicke. 1868. Lex.-8. 22½ Ngr.

Interessant ist es immer, die Urtheile berufener Kritiker fremder Nationen über den deutschen Krieg zu lesen, besonders wenn sie einen ganz unparteiischen Standpunkt einnehmen. Das ist freilich selten der Fall: bei den englischen Berichterstattern finden wir sogar zwei verschiedene Färbungen, je nach dem Lager, in welchem sie dem Kriege beigewohnt haben. Von einem russischen Offizier erwartet man, eingedenk alter Waffenbrüderschaft, eine Hinneigung zu Preußen, doch nimmt der Verfasser des vorliegenden Werks einen durchaus unabhängigen Standpunkt ein, wie schon auf der ersten Seite seine Charakteristik des preußischen Volks beweist. „Der hervorragendste Charakterzug der Preußen ist ein unerschütterliches Vertrauen zu ihrer Kraft und Ueberlegenheit, welches sie im Verkehr mit fremden Elementen zuweilen sogar die Form vergessen läßt. Diese Eigenschaft ist nicht anziehend, aber sie gewährt große Chancen für den Erfolg. Diese rein praktische Seite, welche dem deutschen Charakter nicht eigenthümlich ist, erklärt sich bei den Preußen auf historischem Wege." Zu den Elementen, welche die Grundanlagen derselben für praktisches Wesen und Energie gefördert haben, rechnet der Verfasser auch — das Lutherthum. „Das Lutherthum zwang das Volk zum Lesen und es ist, was die Massen betrifft, unbedingt richtig, daß, wo man mehr liest, man auch mehr denkt, diejenige Masse aber, welche in geistiger Arbeit stark ist, wird immer die schlagen, welche darin schwach ist." Mit Ausnahmen freilich, aber nur dann, wenn dem geistig entwickelten Volke die Energie fehlt. Vortrefflich ist Graf Bismarck gezeichnet, den der

Verfasser vollkommen zu würdigen weiß. Die Depesche vom 4. Juni nennt auch Dragomirow ein Document, welches die Annalen der europäischen Diplomatie seit Napoleon I. nicht entschiedener aufzuweisen haben.

In der sehr eingehenden Schilderung der preußischen Armee mit ihren Einrichtungen, ihrem Wesen und Geiste liest man noch manches zwischen den Zeilen; viele Bemerkungen über das Offiziercorps zeugen von richtiger Beobachtung, wenn sie zuweilen auch nur die Oberfläche streifen. Was über die „Dosis Stolz“ und das Benehmen „gegen andere Sterbliche“ gesagt ist, empfehlen wir unsern jungen Kameraden zur Selbsterkenntniß. Die Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue der preußischen Offiziere, ihre militärischen Kenntnisse und ihre Selbständigkeit in der Gefechtsführung werden rühmend anerkannt. Unter den höhern Führern spricht der Verfasser nur über die, welche er selbst kennen gelernt hat, überhaupt geht er von dem guten Grundsatz aus, nur das zu sagen, was er weiß. Vom Prinzen Friedrich Karl äußert er: „Der Prinz ist der Vertreter einer neuen Schule von Generalen der preußischen Armee, der er ungeheuere Dienste geleistet hat hinsichtlich der Befreiung von erdrückenden Kleinlichkeiten und der Verbreitung rationeller Gefechtsanschauungen. In vieler Beziehung lassen sich die Instructionen des Prinzen, ihrer Bedeutung nach, nur mit denen Friedrich's des Großen und unsers unvergeßlichen Suworow vergleichen.“ Aus diesen Instructionen, welche der Prinz mit der Bezeichnung: „Einige Winke für die unter meinem Befehle ins Feld rückenden Truppen“, 1866 erließ, werden höchst dankenswerthe Auszüge gegeben, welche das oben ausgesprochene Urtheil rechtfertigen. Besonders eingehend ist Steinmetz charakterisirt: „General Steinmetz, 70 Jahre alt, so conservirt als wenige es mit 50 Jahren sind. Mit schneeweißem Haar, in der vollen Blüte seiner Kraft und Gesundheit, zeichnet er sich durch eine unglaubliche Thätigkeit und ganz ausnahmsweise Charakterfestigkeit aus.“ Das wird durch seine ganze Führung im Kriege näher bewiesen.

Schroff und hart urtheilt der Verfasser über das österreichische Armeesystem, er stützt sich dabei auf neuere österreichische Quellen, doch mag der Haß gegen Oesterreich, der seit dem Orientkriege im russischen Volke lebt, auch dazu beigetragen haben, einzelne Stellen zu verschärfen. Sehr interessant ist dieser Abschnitt zu lesen. Den Truppen, besonders der Cavalerie und Artillerie, zollt das Werk dagegen volle Anerkennung. Unerbittlich verurtheilt wird Benedek's Instruction vor dem Kriege: „Wenn dies langweilige und todte Einerlei taktischer Rathschläge unterbrochen wird, so geschieht es nicht durch Worte, welche wie bei Suworow oder Friedrich Karl zündend einschlagen, nein! sondern durch Ausbrüche verzweifelter Pedanterie, melancholisch und lächerlich zugleich.“ Der Verfasser ist Lehrer an der russischen Militärakademie und ein competenter, allerdings scharfer und ironischer Richter; die eigenen Ansichten, die er über Kriegskunst und Taktik ausspricht, sind ebenso klar als gediegen. Schon diese, im ganzen Werke zerstreut, machen dasselbe deutschen Offizieren höchst empfehlenswerth. Im Gegensatz zu der Instruction Benedek's, „die von ihm wol nichts als die Namensunterschrift hat“, wird die Instruction des Erzherzogs Albrecht für die italienische Armee in eine Linie mit der des Prinzen Friedrich Karl gestellt, „so sehr zeugt sie von Verständniß der Kriegskunst, des Geistes der eigenen wie der feindlichen Armee, so sehr endlich von Fürsorge für den Soldaten“.

Nach der Einleitung wird jeder Leser sich sagen, was er von der folgenden Darstellung und Kritik der Kriegsbegebenheiten zu erwarten hat. Der Verfasser bewahrt in seinem Urtheil durchaus den unabhängigen Standpunkt außerhalb der beiden Kriegsparteien und gibt zum Schluß einige allgemeine Betrachtungen, welche denselben nochmals bekunden. Die Uebersetzung, vom Verfasser autorisirt durch einen preußischen General-Stabsoffizier gearbeitet, muß ganz vortrefflich genannt werden. Fast gleichzeitig ist noch eine andere Uebersetzung des Werks „von einem russischen Gelehrten“ erschienen. Gelehrte verstehen aber in der Regel nicht viel von militärischen Dingen. Sprachkenntniß schützt nicht vor Verstößen darin.

Wir schließen hiermit unsere Uebersicht und werden etwa künftig noch erscheinende Werke über den deutschen Krieg von 1866 von unserm „Militärischen Büchertisch“ aus anzeigen.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Charakteristik Siebenbürgens.

Siebenbürgen. Land und Leute von Charles Boner. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen, 11 Tondruck-Ansichten, 5 colorirten Karten und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Mit dem vorliegenden Werke hat Boner seinen englischen Landsleuten eine neue Welt eröffnet, uns Deutschen aber ein Land wieder nahe gebracht, an das uns die mannichfachsten Beziehungen knüpfen. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth können wir auf das tapfere Häuflein der Sachsen im fernen Südosten blicken, die mitten unter feindlichen Nationalitäten in dem gesegneten Karpatenlande die Fahne germanischer Civilisation hoch halten und einen ungleichen Kampf kämpfen, der schließlich doch zu ihrem Nachtheil ausfallen wird. Es war kein leichtes Stück für einen Fremden, der weder zu der einen noch der andern Nationalität Siebenbürgens gehörte, sich ganz in das dortige Leben einzugewöhnen und ein klares, ansprechendes Bild von Land und Leuten zu entwerfen, wie wir es in ähnlicher zusammenfassender Weise noch nicht besitzen. Und doch war Boner der Mann, welcher die Aufgabe vorzüglich löste, ja seine fremde Abstammung wurde ihm bei der Beurtheilung zum Vorzug, indem er, den herrschenden Streitfragen neutral gegenüberstehend, mit einer nicht hoch genug zu schätzenden Unparteilichkeit sein Werk unternahm. Aeußerer Flitter, liebenswürdige Gastfreundschaft, glänzende Schnürenröcke oder ursprünglich-naives Leben und Weben konnten den Mann mit dem scharfen Blicke nicht bestechen, er forschte nach dem Kern und ging der Sache auf den Grund. Vor ihm

bestand nur das Echte, der Culturwerth der verschiedenen Menschen; dabei unterstützten ihn in der Anschauung, in den Reisen, in den Forschungen alle jene Eigenschaften, die wir als vorzüglich an seiner großen Nation anerkennen, während wir keine Spur von dem sehen, was wir als Schattenseite des Briten zu betrachten geneigt sind. Er kannte, als er nach Siebenbürgen reiste, das deutsche Volk gründlich und vollkommen, wie wenige seiner Landsleute vor ihm, und wir dürfen ihm deshalb auch manchen Tadel, den er gegen uns ausspricht, nicht verargen, zumal er meistens gerecht ist.

Boner's Buch verbindet alle Vorzüge, die wir an einem guten englischen Reisewerke zu finden gewohnt sind; es ist gründlich und vergibt zugleich der Anmuth in der Darstellung nichts, dabei so vielseitig, daß fast alle wissenswerthen Beziehungen Siebenbürgens uns durch dasselbe übermittelt werden. Sei es nun das Gebiet der Geschichte, der Politik, Volkswirthschaft oder der Kunst, Geographie und Ethnographie, sie finden gleich gute Bearbeitung. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt natürlich in den nationalen Verhältnissen, die immer mehr in den Vordergrund treten und in einem dreifach gemischten Lande wie Siebenbürgen zu noch mehr Kämpfen und Verwickelungen Anlaß geben müssen, als z. B. in Galizien, wo nur Polen und Ruthenen einander gegenüberstehen. Die Sympathien des Reisenden sind zu unserer Freude bei unsern sächsischen Stammesbrüdern, ohne daß er dadurch seiner Unparteilichkeit etwas vergibt. Walachen und Ungarn freilich haben wegen seiner Darstellungen ihn angefochten; doch welches Interesse sollte er, der Fremde, gehabt haben, ihnen weniger freundlich gesinnt zu sein als den Sachsen? Er sah sich das Land nur vom Standpunkt der Cultur und Civilisation an, urtheilte demgemäß und fand den Schwerpunkt richtig heraus.

Wir selbst denken noch mit Freude an jene siebenbürger Sachsen zurück, mit denen wir auf der Universität verkehrten. Da war ein frischer, kräftiger Sinn, ein unendlich tiefgehender Zug zu dem großen Mutterlande vorhanden, zu dem jene Transsylvanier zurückkehrten, um sich frische Kraft, neue Geistesnahrung zu holen, die sie zurückbrachten in die abgelegene Heimat in den Karpaten. Diese Heimat war ihnen eng ans Herz gewachsen, sie erzählten stundenlang von ihr, immer und immer wieder, und stimmten dann das „Siebenbürger Lied" an, das ihr Land so vortrefflich charakterisirt.

Nach so vielen Jahrhunderten, seit sie in das Land jenseit des Waldes als freie Männer berufen wurden, trotz der weiten Entfernung vom Stamme, ist doch dem Sachsen Siebenbürgens sein deutscher Sinn, das Bewußtsein seiner Nationalität, Empfänglichkeit für geistiges Leben und Streben und rege Beachtung aller intellectuellen Strömungen im Mutterlande geblieben. Gestählt durch die immerwährenden Kämpfe, welche ihnen, rings umgeben von feindseligen Elementen, nicht ausblieben, bald im Berathungssaale angegriffen und sich vertheidigend, bald auf blutiger Walstatt unter ihren Bürgermeistern gegen die Türken kämpfend, blieben sie, was sie waren bei ihrem Eintritt in das Land: deutsche Männer. Man hat den Sachsen gegnerischerseits neben den schönen und guten Eigenschaften, die man ihnen nicht absprechen kann, ihr Sichabsperren und ihr Mistrauen vorgeworfen. Wer aber darf sich darüber wundern? Wer wie sie in steter Abwehr gestanden hat, sei es gegen Angriff auf privates Eigenthum oder auf Gerechtsame, auf Kirche und Schule, der wird, wie der edle Hirsch des Forstes jedes raschelnde Blatt beargwohnt, den Zug der Luft prüft, es auch thun müssen, damit ihn kein Feind unvorbereitet überfalle. Daß der Sachse niemand traute als sich und seinen Kräften, hat ihm sein schönstes Gut, sein Deutschthum, bewahren helfen. Wer sich einen Begriff davon machen will, wie der Sachse stets auf der Mensur liegen mußte, der schaue sich die befestigten Kirchen der Dörfer und Ortschaften an, die Boner nach einer Abhandlung des mediascher Gymnasialdirectors Friedrich Müller eingehend schildert. Das Gotteshaus wurde zur starken Citadelle, da die Bewohner des Dorfs, die im tiefsten Frieden sich zur Ruhe niedergelegt hatten, oft am frühen Morgen wilde walachische oder türkische Horden auf den nächsten Bergen räuberisch näher kommen sahen. Dann wurde die Kirche, die in ihren Umarmungen zugleich die Kornvorräthe barg und theilweise noch birgt, aller Schutz und Schirm. Heute führt der Sachse den Kampf nur mit den Waffen des Geistes, aber dieser Kampf ist darum nicht minder grimmig; wie er aber enden wird?

Bis zum Jahre 1791 durfte keiner, der nicht ein Sachse war, ein Haus in Kronstadt besitzen. Das gibt uns einen Begriff von dem ehemaligen exclusiven Verhalten des Völkchens, dessen ganze Verfassung auch diesen Stempel der Ausschließlichkeit an sich trug. Im Anfange war dieses ein Gebot der Selbstvertheidigung. Sie erkannten keiner höhern Macht das Recht zu, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Sie hatten ihren Comes, wählten ihre eigenen Richter und gaben sich eher mit einer weniger guten Justizpflege zufrieden, als daß sie in die Einführung besserer Zustände, wie sie ihnen von der Regierung angetragen worden, eingewilligt hätten. Heute ist vieles anders; die Privilegien sind wurmstichig geworden; zwischen die Sachsen drängten sich Walachen, Ungarn; der ausschließlich deutsche Charakter vieler Städte litt, manche Dörfer gingen dem Deutschthum ganz verloren.

Wir wollen nicht hoffen, daß die Sachsen demselben Schicksale unterliegen wie die deutschen Städter Oberungarns, die Boner leicht zum Vergleich hätte heranziehen können. Dort bürgerten sich unter der Begünstigung landesfürstlicher Patente ungarische Adeliche ein, zersetzten das deutsche Altbürgerthum, begannen in die Stadtverwaltung einzugreifen und vermischten Comitat und Stadt. Die Verarmung infolge der Kriege nöthigte die Stadt endlich Unterthan eines reichen Adelsherrn zu werden. Slawisirung und Magyarisirung wirkten fort, das deutsche Bürgerwesen, ohne Zuzug vom Heimatlande, wurde gebrochen, verrottete — und dennoch sind seine guten Eigenschaften noch zu erkennen, wenn sie auch jetzt auf das Conto der bespornten Herren in Kalpak und Attila geschrieben werden. Noch sind die Grundpfeiler deutschen Städtewesens: Rath, erwählte Gemeinde und periodische Neubesetzung der Stadtämter, dort vorhanden, noch lebt der Gemeingeist, der Bürgerfleiß und Bürgersinn — alles Dinge, die nicht ungarisch sind. Gelänge es, was jetzt noch gute Wege hat, die deutschen Städte Siebenbürgens

so herunterzubringen wie Kaschau oder Eperies, das Gute, was bei diesen geblieben, würde sich auch in Hermannstadt und Kronstadt immerdar erhalten, wenn auch eine fremde Tünche und Sprache dem Sachsen angeleimt würden.

Schon lange unvortheilhaft bekannt und drohend für die Existenz des Sachsenvolks ist die berüchtigte Zweikinderwirthschaft, das Majoratswesen, der stolze Dünkel der reichen Bauern, die von Boner in dem Kapitel „Nemesis" besprochen werden. Jede Uebertretung eines moralischen oder natürlichen Gesetzes zieht entsprechende Strafe nach sich, und so ist es hier der numerische Rückgang des Sachsenvolks, das in seinem bäuerlichen Theile sich zu sehr dem Cultus des Mammon und der materiellen Interessen hingab. Der reiche Bauer konnte es nicht ertragen, daß Haus, Hof, Feld, Weinberg, Viehstand nach seinem Tode getheilt werden sollte. So kam man zur Zweikinderwirthschaft: das eine Kind erhielt das Haus und einige Grundstücke, das andere den Rest und durch Heirathen wurde das halbirte Besitzthum wieder vergrößert. Der Acker, heißt es, heirathet den Acker! Außerdem zeigt der sächsische Bauer einen Widerwillen dagegen, seinen Ueberschuß an Menschen den Städten abzugeben, ganz entgegengesetzt, wie das anderwärts der Fall ist. Betrübend ist nun die Liste bei Boner zu lesen von ehemals ganz sächsischen, heute aber walachischen Dörfern; immer enger werden die Grenzen der deutschen Insel, immer mehr beschränkt sich das Sachsenthum auf die Städte, die dermaleinst ohne Hinterland dastehen werden. Zahlen beweisen. Nach der im Jahre 1787 vorgenommenen Volkszählung betrug die sächsische Bevölkerung 302204 Seelen. Sie sollte, hätte sie gleichen Schritt mit dem Anwachsen der Deutschen im Mutterlande gehalten, jetzt mindestens eine halbe Million betragen, statt dessen finden wir aber 1850 die klägliche Ziffer 192483 aufgeführt. Binnen 63 Jahren also eine Verminderung von 108000 Seelen! Das ist der schwarze Flecken an den siebenbürger Sachsen.

Sonst tönt ihr Lob auf jeder Seite des Buchs, was weniger bei ihren ungarischen, szeklerischen oder walachischen Nachbarn der Fall ist und auch nicht sein kann. Man vergleiche nur die Schilderungen eines sächsischen Dorfs mit freundlichen Steinhäusern mit derjenigen eines walachischen Dorfs, das den Reisenden an die Niederlassungen Robinson Crusoe's oder gar an abyssinische Flechtwerkhütten erinnert. Doch der moralisch und geistig weit tiefer stehende Walache bildet heute die Basis für ganz Siebenbürgen, das so recht eigentlich im Mittelpunkte der rumänischen Nationalität liegt. Ziehen wir eine ethnographische Karte, z. B. die so übersichtliche Kiepert's von Oesterreich und den untern Donauländern, zu Rathe, so finden wir die Walachen im Norden bis Bessarabien, im Süden bis nach Bulgarien, im Westen bis Arad und Großwardein, im Osten bis Odessa und bis zur Sulinamündung angesessen. Die ungarische und deutsche Sprachinsel Siebenbürgens verschwinden fast in diesem gewaltigen Meer, und ständen beide Nationalitäten mit den Walachen auf gleicher Stufe, sie wären schon längst in ihnen aufgegangen. So aber hat der Ungar die Regierung in Händen, die politische Einsicht und das chevalereske Wesen voraus, der Deutsche seine vielberufene Cultur, seinen Fleiß, seinen Bürgersinn.

Die Walachen vermehren sich schnell und dringen unaufhaltsam vorwärts. Sie sowenig wie die Szekler lernen deutsch, beide aber erwarten von dem Sachsen, daß er ihre Sprache lerne, was auch geschieht. Das ist bezeichnend für die Stellung beider Theile, für die Deutschen aber in nationaler Beziehung nicht ohne Gefahr. Für eine wirkliche Ueberflügelung der Sachsen durch die Walachen finden wir in Boner's Buche nur ein Beispiel von sehr zweifelhaftem innern Werthe. Der Handel Kronstadt's mit der Walachei und den weiter östlich gelegenen Ländern ist nämlich aus den Händen der Sachsen in diejenigen der walachischen Kaufleute übergegangen. Die Deutschen wurden stets betrogen; sie waren zu anständig und ehrlich für Walachen, deren Handelsruf mit jenem der Levantiner auf Einer Stufe steht, darum ließen sie das schmuzige Geschäft fallen.

Die Walachen kamen als Räuber erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach Siebenbürgen, als die deutschen Bürger bereits festen Fuß gefaßt hatten. Sie waren Nomaden, trieben ihre Heerden auf die Weideplätze der Sachsen, plünderten, sengten und mordeten. Boner stellt sie mit den Rothhäuten auf gleiche Stufe, denen sie früher auch und theilweise noch jetzt an Grausamkeit gleichstehen. „Im Jahre 1599 bohrten sie, so berichtet unser Gewährsmann, dem Geistlichen in Grossau einen Bohrer in das Rückgrat und hingen ihn daran in seiner eigenen Sakristei auf; während der letzten ungarischen Revolution begingen sie täglich ähnliche, wenn nicht ärgere Grausamkeiten." Sie sind heute noch die berüchtigten Obstdiebe und Waldverwüster, eine stets böse Nachbarschaft, über die auch andere Völker und Reisende klagen. Der Mensch läßt sich meistens nach dem Walde, in dem oder bei dem er lebt, beurtheilen; nicht so bei den Walachen, worüber wir schon in dem Werke des sächsischen Oberforstmeisters von Berg: „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie", Bemerkungen finden. Trotz der wenig guten Seiten, die wir bei den aus Ueberbleibseln, sozusagen dem Abschaum der verschiedensten Nationen entstandenen Walachen finden — und wie gern möchten sie Römer sein, so gut wie die heutigen Gräcoslawen Hellenen! — breitet sich dieses Volk unaufhaltsam aus. Sein Uebergewicht in Siebenbürgen ist entschieden; namentlich wird der Deutsche verdrängt; aber geht es etwa dem Serben in Ungarn besser? Der orthodox-griechische Serbe nähert sich dem Walachen, er lernt dessen Sprache — und nicht umgekehrt —, communicirt mit ihm aus einem Kelche und heirathet schließlich eine Walachin. „Wer eine Walachin heirathet, macht sein Haus walachisch!" So lautet das walachische Sprichwort, das wir um deswillen hier anführen, weil es die Romanisirung in der natürlichsten Weise erklärt.

Noch müssen wir die siebenbürgischen Ungarn besprechen. Wie viel gute Seiten lobt Boner nicht an ihnen, aber freilich, er lobt die Sachsen mehr. Daher jene Unzufriedenheit mit ihm. Die Ungarn, mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, ziehen ihn der Treulosigkeit, kündigten ihm die Freundschaft. Jene Leute konnten die Wahrheit nicht vertragen; sie setzten den nationalen, unbändigen Stolz über alles andere. Gewiß sind die Ungarn ritterlich, gastfrei, gute Politiker; fragen wir aber nach dem, was eine Nation wahrhaft groß macht,

nach Werken der Cultur, wo soll uns da Antwort werden, trotz Kisfaludy und Petöfi? Nehmen wir endlich dazu jenen Hochmuth, von dem selbst ein Széchényi sagen mußte: „Mein Volk wird an seinem Hochmuth zu Grunde gehen!" Was speciell ihr Verhältniß zu den Sachsen betrifft, so zeigten sich die ungarischen Könige, welche sie baten, als Ansiedler in das wüste Land zu kommen, ihnen gegenüber stets hochherzig. Wenn diese auch den Sachsen ihren Schutz angedeihen ließen, so weist doch die Geschichte des Volks mehr als ein Beispiel auf, daß die Edelleute — das will etwa so viel sagen wie alle Ungarn — stets bereit waren, die sächsischen Privilegien anzutasten und sich bequem der Vortheile zu bemächtigen, in deren Besitz die deutschen Bürger durch ihren Fleiß oder durch die urkundliche Bestätigung des Königs gelangt waren. Was die Ungarn den Sachsen jedoch am wenigsten vergessen können, ist, daß diese die angebotene Allianz zurückwiesen und vor dem 1867 stattgehabten Ausgleich mit Ungarn mit der verfassungsfreundlichen gesammtösterreichischen Partei gingen. Der Ungar haßt den Sachsen, sagt Boner, aber die deutsche Bevölkerung ist jenen keineswegs feindselig. Niemals aber dürfen die Sachsen ihren Märtyrer Stephan Roth vergessen!

Gewiß sind bei solchen Verhältnissen auch die persönlichen Beziehungen der einzelnen Glieder der verschiedenen Völkerschaften keineswegs die erbaulichsten. Anderwärts haben die verschiedenen Parteien alle, wenn auch auf verschiedenem Wege, ein Ziel vor Augen: das Wohl des Landes. In Siebenbürgen aber hat jede Partei nur die Unterdrückung der andern zum Zweck, man will sich Uebergewicht und Macht erwerben. Nach dem Gesagten wird man ermessen, mit welchen Schwierigkeiten die sächsische Minderheit zu kämpfen hat und wie gefährlich ihre Sache steht. Hätte nicht das alte Wort: Man soll die Stimmen wägen, nicht zählen, noch Geltung, es wäre längst um unsere Stammesbrüder geschehen. So aber sind der Fleiß, der Ordnungssinn, mit einem Worte die echt deutsche Tüchtigkeit, noch immer ihr bester Schutz. Vom Mutterlande aus kann ihnen nur moralische Unterstützung zutheil werden und der Deutsche, welcher das Buch des Engländers Boner liest, wird wieder seine Theilnahme an den fernen Landsleuten aufgefrischt fühlen. Diese sowol wie nicht minder auch wir sind darum dem Verfasser zu Dank verpflichtet.

Richard Andree.

Uebersetzungen.

1. Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter. Deutsch unter Beibehaltung der Versmaße. Mit beigedrucktem Urtexte und Anmerkungen von G. A. Königsfeld. Neue Sammlung. Bonn, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon im Jahre 1847 erschien von demselben Verfasser eine Uebersetzung lateinischer Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, welche, wie diese treu dem Original nachgebildet, sich durch ihre Treue und Reinheit der Form derart auszeichnete, daß dem Verfasser nicht nur Lob und Aufmunterung von seiten der Kenner, sondern auch die „Goldene Medaille für Wissenschaft" von dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm IV. zutheil wurde. Der Verfasser hat sich für sein Uebersetzungstalent allerdings einen dankbaren Stoff gewählt. Die alten lateinischen Hymnen übertreffen an Kraft des Ausdrucks und an Innigkeit und Wärme des Gefühls alle übrigen nachzeitigen Kirchenlieder, so formschön und glatt dieselben auch immerhin sein mögen. Der Glaube war im Mittelalter aber noch nicht durch die skeptische Reflexion des nüchternen Verstandes getrübt.

Die Uebersetzung dieser vorliegenden Hymnen ist eine meisterhafte, doch bleibt sie selbstverständlich, wie fast alle Uebertragungen, hinter dem Original zurück. Die hervorragendsten Gedichte desselben sind das bekannte majestätische und bei allen Trauerämtern in der katholischen Kirche gebräuchlichen, von Mozart in Musik gesetzten und bereits mehr als sechzigmal ins Deutsche übertragenen „Dies irae" von Thomas von Celano, das „Stabat mater" von Jacoponus, der „Ambrosianische Lobgesang", das „Media vita" von Notker dem Aeltern (von Luther bereits übersetzt: „Mitten wir im Leben sind"). Ferner das von Niebuhr in einer vaticanischen Handschrift aufgefundene „O Roma nobilis", die „Hymnen" von Hildebert von Tours und insbesondere „Salve mundi salutare!" von Bernhard von Clairveaux.

Wir empfehlen diese Uebersetzungen, denen das Original hinzugefügt ist, allen Freunden einer gleich majestätischem Abendglockenklang uns überwältigenden Poesie.

2. Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Nebst Anhang: Niederländische und deutsche Volkslieder. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese vorliegende Sammlung enthält manchen schätzenswerthen Beitrag altgermanischer Volksdichtung für den Literarhistoriker. Wir sagen ausdrücklich für den Literarhistoriker, denn der Laie wird diesen Liedern im allgemeinen wenig Geschmack abgewinnen können. Obschon gleich den altenglischen und altschottischen Romanzen im Balladenton gehalten, stehen diese skandinavischen Dichtungen doch unendlich weit hinter jenen zurück. Der Volkston, welcher auch von der Uebersetzerin vortrefflich wiedergegeben ist, kann aber allein für ein gutes Volkslied nicht maßgebend und ausreichend sein; wir verlangen mehr für ein solches. Vor allen Dingen einen des Besingens würdigen Gegenstand, einen kernigen, wir möchten fast sagen greifbaren Inhalt, sowie auch, trotz der gewöhnlichen Sprünge im Gedankengange, Klarheit und Logik. Alles dieses geht aber den vorliegenden Dichtungen ab. Manche derselben haben wir mehrere male lesen müssen, um nur einigermaßen zu begreifen, was die Poeten eigentlich gewollt haben. Sie sind in Nebeldunst gehüllt, wie der Boden, dem sie entsprangen. Die Fabel der Ballade ist nicht, wie dies bei unsern deutschen Volksliedern der Fall

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1868.

Neuere dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.*)

5. Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historisches Trauerspiel in vier Acten von A. Teichmann. Breslau, Kern. 1867.

Wer hat sich seit Immermann, Grabbe und Raupach nicht alles an der Hohenstaufengeschichte dramatisch versucht, und wie gar wenige dieser Versuche sind als nur halbwegs geglückt zu bezeichnen! Auch die uns hier zur Besprechung vorliegende Arbeit wird die Zahl solcher halbwegs geglückten Versuche keineswegs vermehren helfen, denn sie erscheint unklar im Plan, breit und zerfahren im Aufbau, schwach in der Charakteristik und bedeutungslos im Austrag.

Das ganze Trauerspiel rollt sich ab ohne daß es darin die streitenden Mächte zu einem entschiedenen Entgegentreten, zum tragischen Conflicte bringen, vielmehr streifen dieselben nur aneinander hin. Nicht Peter von Vineis, der Reichskanzler, ist hier die dunkle und dämonische Gestalt, die man neben Friedrich zu sehen gewohnt ist, sondern Heinrich, dessen Sohn, ist es, und zwar in Gesellschaft von Celano, dem päpstlichen Cardinallegaten, welcher den jungen unzufriedenen Fürsten benutzt, um gegen den hochstrebenden, der Kirche gefährlich werdenden Kaiser zu cabalisiren.

Der erste, zu Palermo spielende Act beginnt sehr komödienhaft mit einem Gespräch der kaiserlichen Dienerschaft, d. h. mit einer Unterredung zwischen einer zimmersäubernden Magd und dem Schloßvogt, worin uns erzählt wird, daß der Kaiser als Witwer und im Bann der Kirche lebt, daß er sich jedoch aus letzterm nichts mehr mache. Ferner erfahren wir, daß er in den Sternen zu lesen liebt und Serrana, eine Vertraute seiner ersten Gemahlin, sehr hoch in Ehren hält, die sie durch Hingebung und Treue denn freilich auch verdient. So weit vorbereitet, sehen wir den Kaiser selbst erscheinen, der ein großes Fest angeordnet hat und es vor unsern Augen zu feiern sich anläßt, trotzdem die Zeiten dem nicht eben günstig sind. In der Lombardei regt sich der Aufstand und die Kirche rumort. Dem zum Trotz hält Friedrich prachtvolle Aufzüge und ergötzt sich am Tanz von Odalisken und Negern, an Gauklerkünsten und Trinkgelagen. Bei der Nachricht, daß die Deutschen und Mailand in voller Empörung begriffen, stäubt der ganze Prunk auseinander.

Der zweite Act spielt in Deutschland, wohin Friedrich seinen Sohn Heinrich entsendet hat, damit er den Aufstand niederschmettere und bestrafe. Heinrich, dem hierzu aber der Muth und die Thatkraft fehlen, verbündet sich vielmehr mit den Gegnern seines Vaters, mit den aufrührerischen Großen und den Päpstlichen, zum Sturz des Kaisers. Von einer alten Hexe läßt er sich einen Trank geben, um ihn gelegentlich zu vergiften.

Diese Vergiftung wird im dritten Acte ins Werk gesetzt, wo zu Palermo Kaiser Friedrich mit seinen Rittern, Minnesängern, Gästen und lustigen Räthen aufs neue Hof hält. Einer von den Troubadouren singt dabei sein „bestes Lied", das folgendermaßen lautet:

> Wie hehr bist du zu schauen,
> Du hohes Herrscherhaus!
> Ich preise Schwabens Gauen,
> Der Staufe ging heraus.
> Wie nah dem Himmel horstet
> Der Aar mit scharfem Blick;
> So trotzet er dem Sturme
> Und trotzet dem Geschick.
>
> Er trug die deutsche Treue
> Her bis zum Meeresstrand —
> Und schlingt ein Band, das neue,
> Ums zweite Vaterland.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 19 d. Bl. D. Red.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1868.

Neuere dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.*)

5. Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historisches Trauerspiel in vier Acten von A. Teichmann. Breslau, Kern. 1867.

Wer hat sich seit Immermann, Grabbe und Raupach nicht alles an der Hohenstaufengeschichte dramatisch versucht, und wie gar wenige dieser Versuche sind als nur halbwegs geglückt zu bezeichnen! Auch die uns hier zur Besprechung vorliegende Arbeit wird die Zahl solcher halbwegs geglückten Versuche keineswegs vermehren helfen, denn sie erscheint unklar im Plan, breit und zerfahren im Aufbau, schwach in der Charakteristik und bedeutungslos im Austrag.

Das ganze Trauerspiel rollt sich ab ohne daß es darin die streitenden Mächte zu einem entschiedenen Entgegentreten, zum tragischen Conflicte bringen, vielmehr streifen dieselben nur aneinander hin. Nicht Peter von Vineis, der Reichskanzler, ist hier die dunkle und dämonische Gestalt, die man neben Friedrich zu sehen gewohnt ist, sondern Heinrich, dessen Sohn, ist es, und zwar in Gesellschaft von Celano, dem päpstlichen Cardinallegaten, welcher den jungen unzufriedenen Fürsten benutzt, um gegen den hochstrebenden, der Kirche gefährlich werdenden Kaiser zu cabalisiren.

Der erste, zu Palermo spielende Act beginnt sehr komödienhaft mit einem Gespräch der kaiserlichen Dienerschaft, d. h. mit einer Unterredung zwischen einer zimmersäubernden Magd und dem Schloßvogt, worin uns erzählt wird, daß der Kaiser als Witwer und im Bann der Kirche lebt, daß er sich jedoch aus letzterm nichts mehr mache. Ferner erfahren wir, daß er in den Sternen zu lesen liebt und Serrana, eine Vertraute seiner ersten Gemahlin, sehr hoch in Ehren hält, die sie durch Hingebung und Treue denn freilich auch verdient. So weit vorbereitet, sehen wir den Kaiser selbst erscheinen, der ein großes Fest angeordnet hat und es vor unsern Augen zu feiern sich anläßt, trotzdem die Zeiten dem nicht eben günstig sind. In der Lombardei regt sich der Aufstand und die Kirche rumort. Dem zum Trotz hält Friedrich prachtvolle Aufzüge und ergötzt sich am Tanz von Odalisken und Negern, an Gauklerkünsten und Trinkgelagen. Bei der Nachricht, daß die Deutschen und Mailand in voller Empörung begriffen, stäubt der ganze Prunk auseinander.

Der zweite Act spielt in Deutschland, wohin Friedrich seinen Sohn Heinrich entsendet hat, damit er den Aufstand niederschmettere und bestrafe. Heinrich, dem hierzu aber der Muth und die Thatkraft fehlen, verbündet sich vielmehr mit den Gegnern seines Vaters, mit den aufrührerischen Großen und den Päpstlichen, zum Sturz des Kaisers. Von einer alten Hexe läßt er sich einen Trank geben, um ihn gelegentlich zu vergiften.

Diese Vergiftung wird im dritten Acte ins Werk gesetzt, wo zu Palermo Kaiser Friedrich mit seinen Rittern, Minnesängern, Gästen und lustigen Räthen aufs neue Hof hält. Einer von den Troubadouren singt dabei sein „bestes Lied", das folgendermaßen lautet:

> Wie hehr bist du zu schauen,
> Du hohes Herrscherhaus!
> Ich preise Schwabens Gauen,
> Der Staufe ging heraus.
> Wie nah dem Himmel horstet
> Der Aar mit scharfem Blick;
> So trotzet er dem Sturme
> Und trotzet dem Geschick.
>
> Er trug die deutsche Treue
> Her bis zum Meeresstrand —
> Und schlingt ein Band, das neue,
> Ums zweite Vaterland.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 19 d. Bl. D. Red.

Die deutsche Kraft bewahre!
Nimm auf das heiße Blut!
Das Herz mit Muth und Stärke
Wächst in ital'scher Glut.

So wie der Blitz im Wetter
Erhellt die dunkle Nacht,
So hat der Staufe Rettung
Und Leuchte neu gebracht.
Er holte sie vom Himmel
Zur niedern Erdenwelt —
Drum künden ihm die Sterne
Sein Los am Himmelszelt.

Nachdem dies geschehen, bringt der Kellermeister einen gefüllten Becher, den der Kaiser ergreift und mit dem sich nun folgende Scene abspielt:

Friedrich.
Der Becher gelte jenem großen Werk,
Daß wir in kurzer Zeit Jerusalem genommen,
Dem Sohne reich' ich ihn, der nah' dem Thron,
Dem Kaiser steht, und der des Vaters Glück
Von Herzen als das eigne würd'gen wird.

Heinrich (erhebt sich).
Verzeiht! So wunderbar erscheint mir's nicht —
Schwach war der Feind, der Handel nutzt' ihm selbst;
Der Kaiser paciscirt' — wie konnt' es anders sein!
Find't er es anders — thu' er selbst Bescheid.
(Staunen, Stille.)

Narr.
Ja, steck' ihm nur den Brand ins eigne Haus,
Dann kommen Mäus' und Ratten 'raus!

Friedrich.
Seltsame Deutung! Nun, so gelt's dem Tag,
Wo ich alldort die Königskrone nahm!
Ein halb Jahrhundert hielt sie Feindeshand —
Vertrete der Legat den Kaisersohn.
(Friedrich reicht den Becher dem Legaten.)

Celano.
Als Großthat galt die That im Orient,
Doch anders wurd' sie damals angesehn
Vom Haupt der Christenheit — darum vergebt,
Daß meines Amtes Stellung mir versagt
Den Trinkspruch, gilt es dieses, auszubringen.
(Staunen, Stille.)

Narr.
Der spitzt so glatt und spitzt so fein,
Am Ende wird die Spitze brechen!

Friedrich (zu Celano).
Ihr findet von Bedeutung nichts darin?
Nun freilich waret Ihr dem Schauplatz fern.

Ezzelino (sich erhebend).
In Einem Punkt stimmt jeder Ritter ein;
Denkwürdig zeichnet's der Geschichte Blatt:
Auch zarte Frauen nahmen selbst das Kreuz,
Der heil'gen Sache ihre Kraft zu weihn.
(Sieht umher.)

Narr.
Will keiner dran? Dann ist's ein schlimmer Brei —
Doch einer wird ihn kosten müssen!

Friedrich.
Es gilt! Da eine hier, sei sie geehrt,
Sie soll an meiner Statt den Trinkspruch bringen.
(Serrana nimmt den ihr dargereichten Pokal).

Serrana (erhebt sich).
Den Schwestern, die, in heil'gen Dingen
Gehorsam, sich zum Opfer bringen!
(Serrana trinkt und sinkt zusammen. Der Kaiser erhebt sich mit den erschütterten Tischgenossen, blickt ernst umher. Sein Blick bleibt auf Heinrich und Celano ruhen. Tiefe Stille. Der Kaiser schreitet vor. Rainald bricht das Schweigen.)

Rainald (ruft).
Ein Mord! Wer hat's vollbracht?

Ein Ritter.
Wem sollt' es gelten?

Friedrich (mit furchtbarem Ernst).
Mir, keinem andern, zweifelt nicht.

Der Kaiser läßt seinem Sohn, da er in ihm den eigentlichen Thäter mit Grund vermuthet, das Schwert abnehmen und beschließt ihn vor ein Gericht zu stellen:

Dann bin ich's nicht — er selbst ist's, der sich richtet.
Er war mein Sohn — er falle! sei vernichtet!

Die berufenen Richter erkennen auf Tod, Vineis und Bianca von Lancia, aus der das Stück nicht recht etwas zu machen gewußt oder gewagt hat, legen indeß Fürbitte ein, sodaß Friedrich endlich befiehlt:

In Martoranos, San Felices Mauern
Soll böser Sinn die böse Zeit vertrauern! —

In diesem Entschlusse macht nichts ihn wankend. Auf die Einrede der Bianca, daß dieser harte Spruch seine Riesenkraft erschüttern müsse, entgegnet er stolz:

Doch werd' ich das auch tragen, und da trübe Zeit
Des Hohenstaufen Stirn so schwer bewölkt,
Ein starkes Reis gebrochen meinem Haus,
Werd' ich's durch eine Blume mir ersetzen.

Er gibt Auftrag, in seinem Namen um Isabella von England zu werben und bricht dann auf nach Rom, das es zu erobern und zu züchtigen gilt.

Vor Rom spielt nun der vierte Act. Die Stadt wird schließlich eingenommen, Papst Gregor flieht. Kaiser Friedrich aber fällt, im Kampf verwundet.

Das ist das Stück, dem es, wie man uns zugestehen wird, auch wenn wir viel unnütze Nebensachen unerwähnt gelassen, an stricter Entwickelung und jeder prägnanten und drastischen Ausführung fehlt. Der Auftritt mit dem Giftbecher, der Tod Serrana's, die Wühlereien der Päpstlichen, die schändliche That des Sohnes treten weder scharf noch wirksam genug hervor; nach einer breiten, ausgefaserten und ziemlich marklosen Exposition folgt eine Weiterführung der Handlung ohne die nöthige Steigerung und Gipfelung, sodaß sich alles ins Flache und Bedeutungslose verliert.

Anzuerkennen ist im ganzen nur ein gewisser nicht wegzuleugnender Geist der Bildung und meist maßvolle Schönheit der Sprache, der jedoch alle Originalität und jeder Charakter im Ausdruck mangelt.

6. Bloch's Dilettantenbühne. Band 26 und 27. Berlin, Lassar. 1867. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Von Eduard Bloch's „Dilettantenbühne" liegen uns der sechs- und siebenzwanzigste Band, jeder mit sechs kleinen Stücken vor, wie sie gegenwärtig so ziemlich im

Geschmack der Zeit sind und derselben nicht gerade zu großer Ehre gereichen. Ein einactiges Lustspiel von E. Wichert: „Ihr Taufschein", in welchem die Verlegenheit einer noch immer jungen Frau über ihr wirkliches Alter in ziemlich heitern Auftritten und angenehmer Diction vorgeführt wird, und zwei Lustspiele von G. von Moser: „Leiden junger Frauen" und „Vernachlässigt die Frauen nicht", sind unter den neuern Gaben noch die besten, obschon die letztern auch mitunter bedenklich zur französischen Frivolität und trivialen Ausdrucksweise niedrigster Komik neigen.

„Vernachlässigt die Frauen nicht" könnte eine feine und sinnige Tendenz haben, wenn darin gezeigt würde, wie in Wahrheit die Frauennatur aus einem natürlichen Instincte heraus die Welt des Mannes zu durchschauen und zu durchgeistigen vermag. Leider hat der Verfasser diese Idee nur angestreift und nirgends zu einem Austrage zu bringen gewußt, hauptsächlich deswegen, weil er, dem banalen Erfolge nachstrebend, jeder höhern Wirkung sich glaubte entschlagen zu müssen. Die originelle Figur des Touristen Palmer ist auch nur dürftig ausgeführt.

„Leiden junger Frauen" führt eine junge Gutsbesitzerin vor, die, von der Einförmigkeit des Landlebens erdrückt, in die Residenz kommt, um irgendein romantisches Abenteuer zu erleben. Ihr Gatte spielt ihr infolge dessen einen Eifersuchtsroman vor, der ihr die Lust für die Romantik einigermaßen benimmt. Die Handlung ist lebhaft und von keckem Gange, dabei von einem leichten und gefälligen Dialoge bestens unterstützt. Schade nur ist, daß der Verfasser sich französisch genug gebildet hat, um sich nicht enthalten zu können, den Gatten zur komischen und hintergangenen Figur zu machen.

Der sonstige Inhalt der beiden Hefte setzt sich aus bekannten Komödien von Kotzebue („Der gerade Weg ist der beste") und L. Angely („Klatschereien"), aus Uebersetzungen aus dem Französischen („Die schöne Müllerin" und „Ein Herr und eine Dame") und einigen neuern Possen und Liederspielen zusammen, von welchen nicht eben viel Rühmens zu machen ist. „Singvögelchen", von E. Jakobson, gibt einen artigen, auf die Ballade von „Johann der muntere Seifensieder" gebauten Schwank in nur sehr platter Ausführung, und „Preußen in Sachsen", von H. Salingré, auf die Vorgänge des Kriegs von 1866 gestützt, beutet einen alltäglichen Vorgang auch nur sehr alltäglich aus. „Blumenkäthchen", eine Soloscene für eine Dame, von N. J. Anders, wäre sehr anders zu wünschen, wenn sie auf höhere Ansprüche Berechtigung erhalten sollte. „Eine Sprechstunde", Schwank von A. Reich, gipfelt in der albernen Idee, daß der Diener eines Arztes an dessen Statt ärztlichen Rath ertheilt und natürlich lauter Thorheiten begeht. „Becker's Geschichte", Liederspiel von E. Jakobson, ist in seinem Inhalt nicht bedeutend, da dieser einfach darin besteht, daß ein armer Kerl 5000 Thaler spart, um damit eine ihm nahestehende Waise an ihrem Hochzeitstage auszustatten; aber die Sache ist immerhin gefällig und so spannend und geschickt gemacht, daß man sie sich gefallen lassen kann und sie zu des Verfassers bessern Arbeiten zählen darf.

7. Die Landtagscandidaten. Lustspiel in drei Acten von Arthur Landerstein. Zürich, Woerl. 1867. 8. 6 Ngr.

Man hat in jüngster Zeit mehrfach den Versuch gemacht, dem deutschen Lustspiel sozusagen eine neue Provinz zu erobern und zwar dadurch, daß man, dem Beispiel Gustav Freytag's in seinen „Journalisten" folgend, unsere politischen Verhältnisse in die Handlung hineinzog oder dieselbe vielmehr daraus emporbaute. Arthur Landerstein hat in seinem Lustspiel „Die Landtagscandidaten" etwas Aehnliches gethan und seine Intrigue mit den Kammerwahlen derart verflochten, daß das Glück eines jungen Liebespaars davon abhängt, ob der conservative Candidat über den liberalen siegt. Der letztere, Woldemar Neufort, Doctor der Rechte, liebt Charlotte Altenwerth, die Tochter eines Gutsbesitzers, der, darauf versessen das Volk zu vertreten, nicht üble Lust zeigt seine Einwilligung zu der beabsichtigten Verbindung zu verweigern, im Fall er bei der Wahl gegen jenen unterliegt. Charlotte nun, nachdem sie vergebens versucht hat, ihren Geliebten zum freiwilligen Verzicht auf die Wahl zu bewegen, steckt sich mit einigen guten Freundinnen zusammen und setzt es mit deren Hülfe durch, daß Neufort gegen den Candidaten der Conservativen, also ihren Vater, den Kürzern zieht. Altenwerth, beglückt durch seinen Triumph, ist gern geneigt den Großmüthigen zu spielen und gibt denn schließlich dem Wunsche seines Kindes nach, indem er dessen Hand in die des unterlegenen Wahlcandidaten legt.

Das ist in Kürze der Inhalt, der nicht sehr zu Gunsten der Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue der in dem Stück auftretenden Männer zeugt, die alle mehr oder weniger von ihren Frauen oder Angebeteten am Bande geführt werden. Nachdem Charlotte mit Philippine, Henriette und Röschen sich zusammengethan, wissen diese es durch kleine eheliche Auftritte und allerhand weibliche Liebeskünste und Ränke dahinzubringen, daß die liberalen Wähler ihren Candidaten schließlich im Stiche lassen, sodaß es dem Gegencandidaten leicht wird zu siegen.

Großen Aufwand von Geist hat der Verfasser bei der Erzielung dieses Umschwungs jedenfalls nicht dargethan, denn die Manöver der Frauen sind ganz alltäglicher Art und bestehen einfach in Schmollen und in der Bedrohung, daß man sich durch die Wahl Neufort's in der öffentlichen Meinung sowie im Herzen der Geliebten schaden werde. Professor Ringer, der Arzt Märzen, der Schriftsteller Coriolan Flink sind alle zusammen sehr erbärmliche Politiker, und die Politik in diesem Lustspiele überhaupt eine Sache ohne jede Gravität — darin beruht die Hauptschwäche des Stücks. Hätte der Verfasser seine Aufgabe ernster genommen, d. h. hätte er nach dem bekannten Grundsatze der kleinen Ursachen und großen Wirkungen uns gezeigt, wie auch bedeutende Dinge durch winzige Motive in Schach gehalten werden können, wie das Herz und seine Beziehungen auch in den wichtigen Angelegenheiten des Staats ihre Rolle spielen können, so würde er freilich nichts Neues, aber doch eine Arbeit von einer gewissen Würdigkeit geschaffen haben. Wie dieselbe uns jetzt vorliegt, ist sie nun freilich allerdings weder schlecht noch verwerflich, doch im ganzen unbedeutend zu nennen. Sie

ist gefällig, glatt und freundlich geschrieben, aber es fehlen ihr der tendenziöse Rückhalt, Vertiefung der Charaktere und die Originalität der Intrigue. Die einzige Figur, die eine gewisse Eigenthümlichkeit beanspruchen kann und Interesse erregen dürfte, ist Baron Sprinkel, ein sonderbarer Kauz, der leider ganz unvorbereitet und unvermittelt in die Handlung einspringt und dieselbe zum Austrag bringen hilft. Diese Gestalt entfaltet Laune und Geist, ist modern und bis zu einem gewissen Grade durchtränkt von der Essenz unserer Zeit. Aber um Gewicht und für das Lustspiel wirklichen Werth zu erhalten, würde nöthig gewesen sein, diese Person schon in die Exposition hinein wenigstens ihre Schatten werfen zu lassen und den Zuschauer oder Leser in vorhinein über dieselbe zu verständigen. Wie sie jetzt auftritt, ist sie gewissermaßen nur was ein Galopin an einem russischen Wagen- oder Schlittengespann ist, ein elegant courbettirender Beiläufer, der nicht ziehen hilft, sondern nur Sprünge macht.

Arthur Landerstein ist nicht ohne Talent, wie uns bedünkt, nimmt sein Schaffen aber noch zu leicht und ohne ihm den künstlerischen Nachdruck zu geben, der demselben allein einen nachhaltigen Respect sichern kann.

8. Dramatischer Nachlaß von Andreas Ritter von Buzzi. Wien, Wallishauser. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Vorwort des Herausgebers, eines Sohnes des Verstorbenen, erfahren wir, daß letzterer, geb. am 8. November 1779 zu Pontafel in Kärnten und gest. am 31. März 1864, Präsident des k. k. kärntnerischen Stadt- und Landgerichts in Klagenfurt war und unter dem Namen Falkenberg mehrfach mit schriftstellerischen Arbeiten aufgetreten ist. Die beiden in seinem Nachlaß gefundenen dramatischen Dichtungen, welche uns in dem vorstehend bezeichneten Buche geboten werden, sind Arbeiten, die in der Diction einen feinen, gebildeten Geist und in der Behandlung des Stoffs immerhin ein achtunggebietendes Talent erkennen lassen. Als bühnenwirksam möchten sie freilich kaum zu bezeichnen sein.

Das fünfactige Trauerspiel: „Amulius, König der Albaner", hat zu seinem eigentlichen Inhalt die Jugendgeschichte und das erste Auftreten von Romulus und Remus, welche Jugendgeschichte und welches erste Auftreten aber allzu sehr im Geschmack jener etwas nüchternen Romantik gehalten sind, wie wir sie in Ernst von Houwald'schen, Körner'schen und andern Schauspielen finden, als daß sie eindrucksvoll und wirksam auf den Bretern sein könnten. Das Hauptinteresse des Stücks gipfelt darin, daß Silvia, eine Tochter des Amulius, der seinen Bruder Numitor entthronte, sich in Remus verliebt und, von ihm wieder geliebt, als es zum Sturze ihres Vaters kommt, mit dem Geliebten als Krieger verkleidet kämpft und von seinem Schwerte den Tod sucht und findet. Numitor, wieder in die Herrschaft eingesetzt, erkennt seine Enkel an und sichert ihnen die Nachfolge auf dem Throne.

Die Handlung der Tragödie ist breit und ohne dramatische und tragische Wurfkraft. Die Katastrophen sind zu langsam vorbereitet und bei ihrem endlichen Eintritt weder von lebendiger Fülle noch echt drastischem Ausdruck. Die letztern Elemente lassen sich auch in der Sprache vermissen, doch ist dieser im Verse jedenfalls Schliff und Gewandtheit, sowie bei aller hier und da bemerkbar werdenden Gesteiftheit ein gewisser anmuthiger Schwung und Impuls nicht abzuleugnen. Um dies zu beweisen, wollen wir hier eine Stelle aus der Kampfscene zwischen Remus und Silvia anführen. Remus sagt zu der verkleideten Silvia:

Erschöpft sind deine Kräfte, Knabe, Jüngling —
Ich weiß nicht, welches du von beiden bist;
Denn in der Mitte scheinst du mir zu stehn,
Zu stark für jenen und zu schwach für diesen,
Ich bin dir überlegen, nicht an Muth
Noch an Geschicklichkeit, an Stärke nur;
Denn noch nicht reif ist deiner Glieder Bau.
Bewunderung hast du mir eingeflößt,
Mitleid zugleich mit der Bewunderung:
Davon ist zur Versöhnung nur ein Schritt.
Ich reiche dir die Hand. Komm an mein Herz,
Und laß uns an dem Orte, wo wir uns
Als Feinde achten lernten, einen Bund
Der Freundschaft schließen. — Du verneinest schweigend,
Und würdigst mich nicht einmal einer Antwort?
Noch hab' ich deine Stimme nicht vernommen.
Bedenke, Feind! Den ich nicht fassen kann,
Dem ich aufdringen möchte meine Liebe,
Daß jeder Widerstand vermessen, thöricht,
Seitdem Amulius gefallen ist.

Als Remus, gleich nachdem er Silvia niedergestoßen, von Valerius erfährt, daß er in des Königs Tochter zugleich die Geliebte getödtet, ruft er:

Du lügst, nein, nein, nicht du, nur meine Augen;
Sie sei, was du gesagt, nur jene nicht,
Die ich gemeint. Nicht wahr, des Königs Tochter
War nie am Palatin? Nie, nie? Antworte,
So schnell du kannst — in jedem Augenblicke
Liegt mehr als Todesqual — ein kurzes Nein!
O ich durchbohre dich, sagst du nicht nein.
Er schweigt, entsetzlich! Und ich kann nicht länger
Mistrauen meinen Augen. Donn'rer Zeus,
Vertilge mich mit deinem Blitz, sie ist's!
Durch mich ertränkt in ihrem eignen Blute,
Die schönste Hoffnung, die ich nährte! Weh,
Weh ihrem Mörder, ihrem Mörder Fluch!
(Er stürzt besinnungslos zu Boden.)

Man wird uns einräumen, daß das gefällig und wohltönend klingt, aber ohne jeden Ausdruck von Größe ist.

Das andere Stück, das fünfactige Schauspiel: „Der Eremit aus den Ardennen", ist in Prosa und zeigt dieselben soeben angegebenen Vorzüge und Mängel auf, nur daß es in seinem Stoff und Zuschnitt noch viel altmodischer erscheint. Es befindet sich so ziemlich auf dem Standpunkte Schröder'scher und Iffland'scher Dramen, nur daß es ohne die Bühneneffecte ist, welche die genannten Autoren in ihren Schauspielen zu entwickeln verstanden.

Der Inhalt ist kurz folgender. Ein Schwager der Gräfin Oldenfels, welcher als Landwehroffizier die Freiheitskriege von 1813 mitmachte, wurde, verwundet und gefangen, nach Frankreich geführt, wo er verscholl. Ein Eremit aus dem Ardennenwalde erschien später und brachte von dem Verschwundenen eine Art Testament mit, nach welchem er seinen Neffen Friedrich und seine Nichte Marie zu seinen Erben einsetzt, wenn sie sich standesgemäß verheirathen. Zum Unglück haben nun aber diese beiden die Kinder des bürgerlichen Gutsnachbars und Fabrikinhabers Wildenbach, Emilie und August, kennen und

lieben gelernt und es erwachsen daraus denn ziemlich unliebsame Familienconflicte, welche endlich dadurch geschlichtet werden, daß Bruder Markus sich als Graf Oldenfels entpuppt, selbst seine ehedem getroffenen Verfügungen über den Haufen wirft und die Paare zusammengibt.

Daß dieser Vorwurf und die Einsiedlerfigur vollständig veraltet sind und auf Sympathie unter den heutigen Zuschauern in unsern Schauspielhäusern nicht mehr zu rechnen haben, wird als unbezweifelt gelten müssen. Es bleibt nur übrig einzuräumen, daß die Ausführung, wenn auch wiederum breit und langsam, doch überall wohlthuenden Ernst und bei liebenswürdiger Wärme des Gefühls auch Adel der Gesinnung, selbst unter antiquirten Anschauungen, erkennen und wahrnehmen läßt.

9. Peter der Große. Tragödie in fünf Acten von Julius Nordheim. Pesth. 1866.

Dieser dramatische Versuch dünkt uns nicht ohne Talent, wenn er auch schon, trotz mancher Bühneneffecte, ohne die zu wünschende Vollendung geblieben. Er behandelt den Zwiespalt zwischen Peter dem Großen von Rußland und Alexi, seinem Sohne, der sich hier selbst den Tod gibt, indem er sich vergiftet. Im ganzen hat der Dichter in seinem Stück so sehr die Partei des Zaren genommen, daß ein anderer Ausweg als der Selbstmord Alexi's kaum möglich blieb; nur hätte derselbe dann so stattfinden müssen, daß der Zarensohn ihn nicht ausführte, weil dessen Vater ihn zum Tode verurtheilt, sondern weil jener eben das Todesurtheil diesem glaubt ersparen zu müssen. Wenn Alexi endlich einsähe, daß er dem Vater unrecht gethan, daß dieser, die Größe und Entwickelung Rußlands unausgesetzt im Auge, nur deshalb ihn verfolgt und gestraft: so dürfte es demselben zum Schluß nicht schwer werden, sich selbst in dem Augenblick zu opfern, wo er den Kaiser in Gefahr sieht aus einem Gefühl der Menschlichkeit und Schonung von seinem Princip abzuweichen. Es wäre eine große tragische Wendung, wenn Alexi, nachdem er gegen die Regierung des eigenen Vaters revolutionirt, beim Misglücken dieser Revolution zu der Einsicht gelangte, daß Peter's Regierung für Rußland eine absolute Nothwendigkeit und jeder ein Verräther an der guten Sache sei, der sich derselben widersetzte. Mit dieser Einsicht sich selbst verdammend, wäre es glorios und erhaben, wenn er, den Vater von allen Seiten bestürmt sehend ihm Gnade zu geben, sich tödtete, um zu verhindern, daß Peter einem politischen Fehlgriffe Verzeihung schenke, der das Reich in seiner Unantastbarkeit und nationalen Bestandsfähigkeit bedrohte. Alexi, mit den Schweden gegen Peter den Großen verbunden, müßte erkennen, wie er, von diesen überlistet, sich zu Abtretungen zu verstehen hätte, die Rußlands Integrität zu gefährden im Stande sind. Sich davon zu lösen dürfte ihm nur die Unterwerfung unter den Vater und der Tod erlauben.

So behandelt und zum Austrag gebracht möchte das Stück befriedigend und von Wirkung werden können. In der Verfassung, in der es gegenwärtig uns vorliegt, bleibt es auf halbem Wege und ohne zur nöthigen Consequenz gelangt zu sein stehen, wie eine kurze Inhaltsangabe darthun wird.

Im ersten Acte sieht man Alexi in etwas Hamletartiger Unzufriedenheit mit seinem Vater, weil derselbe, wie er meint, die erste Gemahlin, seine Mutter, hat umbringen lassen. Im Staatsrath kommt diese Unzufriedenheit zum eclatanten Ausbruch, weil sich in diesen eine unglückliche Mutter drängt, deren drei Söhne, an einem Aufstande betheiligt, hingerichtet werden sollen. Alexi nimmt diese Mutter in Schutz, was Peter veranlaßt zu äußern: „Er spricht im Fieber, holt ihm einen Arzt."

Im zweiten Acte finden wir Alexi's Mutter, Helena, als Nonne im Kloster zu Susdal, wo ein Admiralitätsrath Kikin, ein ehemaliger Jugendfreund von ihr, der sie verfolgte und haßte, weil sie statt ihn selbst den Kaiser heirathete, von ihrem Unglück gerührt, sie zu retten verspricht. Zunächst theilt er ihr mit, daß ihr Sohn lebt und sie ihn sehen soll. Dann gelangen wir an den Hof des Zaren zurück und werden Zeuge des immer mehr und mehr ausbrechenden Zwiespaltes zwischen Vater und Sohn.

Im dritten Act verschwört sich letzterer mit unzufriedenen Russen gegen den Herrscher, indem er zugleich mit den Schweden sich in Unterhandlungen einzulassen beginnt. Inzwischen erscheint Kikin und führt ein Attentat auf das Leben Peter's aus, das fehlschlägt und diesem das Leben kostet, während Helena, von ihm in die Gärten am Schlosse von Petersburg gebracht, hier mit Katharina, der neuen Gemahlin des Kaisers, und diesem selbst zusammentrifft. Letzterer befiehlt, sie ins Kloster von Ladoga zu bringen und dort sicher zu verwahren. Gleich darauf erscheint Alexi, der, aus dem schwedischen Gesandtschaftshotel tretend von den Wachen des argwöhnischen Vaters verfolgt, sich tapfer zur Wehr setzt und sich dadurch die Achtung des Zaren erwirbt. Der Zar durchmustert seine Papiere, und als er findet, daß Alexi sich in diesen zu keinen Abtretungen russischer Provinzen hat bewegen lassen, sondern sich nur bereit erklärt hat, den Schweden zur Eroberung der deutschen Ostseeküste behülflich sein zu wollen, meint er, daß so etwas sich hören lasse, erkennt den Prinzen für politisch reif an und setzt ihn zum Regenten während seiner Reise ins Ausland ein.

Dieser Actschluß ist überraschend und frappant; schade, daß er durch den spätern Verlauf der Handlung beeinträchtigt wird.

Im vierten Acte läßt sich Alexi dennoch zum Aufstande gegen den Zaren verleiten; er verbindet sich mit den Schweden und befreit seine Mutter, die ihn abhält, diesen territoriale Zugeständnisse zu machen.

Im fünften Act hat der herbeigeeilte Peter die Empörung besiegt und sitzt zu Gericht über deren Anstifter. Er hat seine erste Gemahlin, deren Unschuld sich erwiesen, wieder zu sich berufen, indeß Katharina mit ihrem Sohne von ihm gegangen. Er begnadigt Alexi, weil er für die Unschuld seiner Mutter eingeschritten und für diese gekämpft. Alexi will aber auch seine Mitverschworenen schuldfrei erklärt wissen, und als diese Erklärung abzugeben der Zar sich weigert, selbst da sich noch weigert, als auch Helena für sie das Wort ergreift, da eben vergiftet sich Alexi, den der Verfasser mit dieser Vergiftung als edeln Charakter hingestellt zu haben meint. Daß er damit nur als ein knabenhafter und unreifer

erscheint, ist leicht zu erkennen, ebenso daß die echt tragische Erhebung und Katastrophe in der Tragödie fehlt und das Stück, trotz manchen tüchtigen Anlaufs und Aufschwungs, doch ohne die nöthige Abklärung und Vollendung bleibt.

Der Vers ist nicht ohne Emphase und Gewandtheit, aber noch vielfach ausdruckslos und ohne Charakter. Grammatikalische und orthographische Schnitzer, die sich mehrfach finden, sind wol auf Rechnung der Druckerei zu setzen.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gutzkow's historischer Roman „Hohenschwangau".

(Beschluß aus Nr. 31.)

Der dritte Band des Werks (das vierte Buch) hat die gleichen Vorzüge mit dem vorausgehenden gemein. Die Geschichte drängt sich nicht selbständig hervor; die Handlung ist auf dem Grund und Boden der Freien Reichsstadt Augsburg zusammengehalten. Erfindung und Verwickelung sind romanhafter Art und fesseln das Interesse. Die nicht ins Weite schweifende Phantasie folgt der traulich anheimelnden Belebung der Straßen, Plätze und Häuser der ehrwürdigen Stadt; Volksleben und Volkssitte zeigen sich in frischer Bewegung in dem Gang der Handlung selbst, nicht in aufdringlichen, selbständigen Excursen; Ton und Stimmung sind treu im Geiste des Zeitalters gehalten.

Königin Maria von Ungarn, des Kaisers Schwester, die rüstige Jägerin, hat ihr Hoflager im Fuggerhause in Augsburg aufgeschlagen. Das Gesicht und die Gestalt der Fürstin, ihre Toilette, das Mobiliar und die häusliche Einrichtung werden uns mit treuer Costümkunde beschrieben; doch trägt alles eine bestimmte charakteristische Färbung, nirgends drängt sich ein todter descriptiver Zug hervor. Auch die geschichtlichen Perspectiven variiren nicht, weil sie hier in dem Cabinet einer klugen Fürstin einen festen Mittelpunkt finden. Es handelt sich zunächst darum, dem augsburger Rath Paumgartner die Burg Hohenschwangau und die Freiherrnkrone zuzuwenden. Um den König Ferdinand, der nach dieser Burg lüstern ist, nicht zu verletzen, ebenso wenig die eifersüchtigen Fugger, wird zunächst die Freiherrnkrone von Hohenschwangau als Lehn auf den Ritter Haller von Hallerstein, den Syndicus der Krone Spaniens, übertragen, der sie nach wenig Monden seinem Freunde Paumgartner abtreten soll. In diese Affaire, welche halb und halb den Charakter einer Staatsaction trägt, spielen denn mancherlei Liebeshändel mit herein: die aus Eifersucht erkaltende Neigung der schönen Rathstochter Kunigunde zu Ottheinrich; die Liebe desselben zu Martina, welche als Kammerzofe der Königin Maria folgt; des jungen Raths Johannes Liebe zur Italienerin Vittoria. Auch in drei dramatischen Katastrophen gipfelt hier die Handlung des Romans: Ottheinrich, welcher der Königin von Ungarn im Auftrage des Raths die aus Italien gebrachten Edelsteine überreichen soll, verwandelt sich in einen protestantischen Marquis Posa, der es nicht unterlassen kann eine Feuerflocke Wahrheit in die Seele der Monarchin zu werfen, wie denn sein redelustiger Eifer schon in der Ouverture des Romans in theologischen Improvisationen ans Licht trat. Seine Posa-Rede lautete wie folgt:

Königin, lasset Gnade vor Eurem Angesicht das Wort eines armen Jünglings finden! Das Reich deutscher Nation sieht auf Euch! Die Gerechten des Herren harren Euers Fürworts, das auch zu der Apostel Zeiten die Boten des Heils zuvor in der Frauen Herzen gefunden! O, daß ich die Kraft Pauli besäße, der zu Joppe die muthige Bekennerin des Evangeliums, Tabea, von den Todten erweckte! Luther hat zu Euch gesprochen! Nein, Ihr könnt nicht länger schlummern im Grabe päpstlicher Abgötterei, könnt Euern Brüdern, den Gesalbten des Herrn, nicht länger vorenthalten, was sie Gott schuldig sind für den heiligen Chrysam, mit welchem er ihre Stirnen benetzte! Fürsten seid ihr des Lebens! Könige seid ihr der Gerechtigkeit! Traget die Krone, die keinem Haupt entfallen wird, die Krone, von welcher es heißt: Sei getreu und ich will dir die Krone des Lebens geben! Seid aber auch Ihr getreu dem, was man einst von Euch gehofft hat, hohe Fürstin! Bekennet, wie schon in Ungarn, so endlich auch in deutschen und in den Niederlanden, daß allein Christus der Herr der Kirche sei und Gott ein Greuel habe an Opferdienst, Blendwerk der Sinne, Verwirrung der Gewissen! Bekennt Euch auf die Schrift von Gott eingegeben, auf Luther's und der neuen Auserwählten alleinseligmachende Botschaft des Heils.

Der vom Geist getriebene Anwalt der Reformation wird hierauf wie ein Geisteskranker stillschweigend zur Thüre hinaus entlassen, verliert aber auch seine kaufmännische Stellung bei dem Rathe und muß verbannt und verstoßen seiner fränkischen Heimat zureiten.

Die zweite Katastrophe: der Mordanfall der Italiener auf Antoni Paumgartner bei dem großen Ballfest, welches die Bürgerschaft der Königin gab, galt dem Verführer der schönen Vittoria. Bei dieser Gelegenheit sprechen wir unser Bedauern aus, daß dieser Antoni gleichsam nie in der oratio directa des Romans auftritt, sondern immer nur in den Erzählungen anderer und zuletzt als eine Art von Gespenst. Gegenüber dem wohlgesinnten Prädicanten Ottheinrich, der doch hin und wieder von einem Schimmer pedantischer Langweiligkeit überflogen wird, würde ein genialer Don Juan eine wohlthuende Abwechselung bieten, wenn er uns persönlich näher gerückt und nicht immer in den Duft der Ferne getaucht wäre.

Die dritte Katastrophe, der Brand des Klinkerthurms, gehört zu Gutzkow's beliebtesten Romanmotiven; nur spielt hier die Feuersbrunst nicht eine so bedeutende Rolle wie in seinen beiden größern Romanen, in denen die Helden und Heldinnen selbst von den Flammen verschlungen werden. Hier handelt es sich nur um eine episodische Figur, die ins Männliche übersetzte Mignon des Romans, den kleinen ungarischen Kaspar Hauser, der mit Hülfe dieser Brandstiftung aus dem Gefängnißthurm entkommt.

Zu den glänzendsten Partien dieses reichhaltigen Bandes gehört die Scene in der „Finstern Stube", wo uns eine der Berühmtheiten des Jahrhunderts, Theophrastus Paracelsus, in ebenso anschaulicher wie geistvoller Weise

vorgeführt wird. Er tritt ein, umgeben von mehrern, in scheuer Ehrfurcht sich haltenden Männern,

eine freundlich nach allen Seiten hin grüßende Gestalt, kahlköpfig hinunter bis zum Nacken, wo ein Kranz ergrauter Locken auf den Kragen und die Auslagen des Hemdes fiel, das Antlitz völlig bartlos, mit scharfen, durchdringenden Augen, die sich forschend im Zwielicht der gewölbten Räume zurechtzufinden suchten, ein mächtig breites Schwert mit gewaltigem Griff an der Seite, Wams und die darübergezogene Schaube von scharlachrothem Tuch, der Hut mit wallender Feder —

Die Unterlippe seines Angesichts trat scharf hervor, wie der ganze Unterkiefer. Wangen und Kinn waren vollständig bartlos und dies, wie es schien, von Natur. Eine seltsame Meinung von dem vielbesprochenen Mann behauptete, er könnte Menschen auf chymischem Wege (mit Hülfe thierisch warmen Kuhmistes) hervorbringen — seinen berühmten Homunculus. Den meisten jedoch glaublicher versicherte man von ihm selbst, daß er keinem Geschlecht, weder dem männlichen noch dem weiblichen, angehörte — eine Meinung, die Theophrast weder bestritt noch bestätigte. Verehelicht war er niemals. Darum sah er aber doch männlich und zuweilen herausfordernd ernst aus. Das mächtige Schwert, das er zwischen den Knien hielt, war nach dem Glauben des Volks ein Scharfrichterschwert mit einer in die Klinge eingelegten Welle von Quecksilber, durch deren rollende Bewegung beim Köpfen dem Hieb der sichere Schwung gegeben wird. Daß das seinige das Schwert jenes Peter Aichlin von Ulm gewesen, der im Bauernkriege eigenhändig zwölfhundert Köpfe abgeschlagen hat, wurde nur von denen geglaubt, die an dem Wanderdoctor eben alles für seltsam nahmen.

Alsbald entwickelt der Wunderdoctor einen köstlichen Humor. Von einem seiner Kranken, dem großen Froben, Deutschlands größtem Buchdrucker, sagte er:

Frobenius mußte sterben aus dreien Gründen. Erstens, weil er die Seelen aller Autoren, so bei ihm verlegt haben, zu schwer auf dem Gewissen trug; zweitens, weil jeder der Druckfehler, der aus seiner Officina gekommen, als «Sünde wider den heiligen Geist» die Harmonie der Welten, den Einklang der sieben Sphären stört; drittens, weil er einen Diätfehler machte, was auf mein Laudanum soviel wie Gift ist! Nein, ich scherze nicht mit dem kranken Körper wie die Galenisten! Ich gebe keinen Sirup, der, wenn er nicht hilft, auch nicht schadet. Wer mir nicht gehorsamt, den holt bei mir der «Tüfel»; der hockt bei jeder richtigen Arznei. In der «Arznyen», die Ich gebe, regniret Gott, aber — Diabolus lauert an der Schwellen!

Das ganze Pathos eines medicinischen Reformators, wie es in der Polemik der Naturdoctoren, Homöopathen, Hydropathen gegen die herrschende Theorie vielfach in der neuern Zeit hervorgetreten ist, prägt sich in der folgenden Rede des Paracelsus aus:

„Lasset diese galenischen Tröpfe!" antwortete Theophrast mit Feierlichkeit, rückte den Weinkrug, den er schon zur Hälfte geleert hatte, etwas unsanft von sich ab, stemmte beide Elnbogen auf den Tisch und fuhr fort: „Ihr Wissen ist doch nur Feuer auf der feuchten See! Sie haben Perlen in der Hand und machen draus Kieselsteine! Ihr akademischer Doctorhut ist aus dem Filz des Fortunatushütleins geschnitten, so nur immer Geld und nichts als Geld einbringen soll! Grauenhafte Schatten werden dermaleinst vor den Thron des Richters der Unterwelt, Minos geheißen, treten, heulend vor Frost und Zähnklappen, obschon die Teufel ihnen zu Ehren alle Apotheken der Welt geplündert haben werden, um die Hölle zu heizen! Wer sind's? Die Leibmedici der Fürsten, die Doctores in den Reichsstädten, die «verriëmpten» Herren mit dem olympischen Stirnrunzeln! 'S sind die, so hier auf Erden den Finger immer so weise an die Nase zu legen verstunden, das Wasser so geheimnißvoll gen Licht zu halten, den pythischen Dreifußqualm aus der Nasen zu dampfen wußten und auf dem Altar des ewigen Gottes, der sich im kranken Ilech, im kranken Essatum größer offenbart als im gesunden, doch nur Mäusedreck opferten. Lasset sie mich verketzern! Lasset sie meiner spotten! Etwan auch, wie ich höre, meiner Armuth? Bacharacher?! Haha! Ein feiner Wein, der freilich ihnen täglich durch die Gurgel läuft! Ich aber tausche drum nicht mit ihnen. Ich hüte, wie einstens die Arimaspen, dasjenige, so die Greifen mir so gern — abgreifen möchten, das lebendige All-Einssein der drei Urelementa, das ewig Vierte, verbunden durch die Essentia quinta — die Welt nennet das bemitleidenswerthe glänzende Elend des gebundenen All-Einsseins Gold —. Das besitze ich und hüte es in Klumpen! Aber nur die Fugger und die Paumgartner sind dran schuld, daß ich noch nicht die Magnalia Gottes in gemeine landläufige Münze umsetze. Die haben noch das Privileg des Münzschlagens von Kaiser und Reich, sie und die Fürsten und einige Städtlein, um Dukaten zu kippen und zu wippen. Ich aber hinterlasse, was ich habe, kommenden Geschlechtern — unausgemünzt und im Großen werden sie's erben. Tauch' deine Feder ein und schreib's in deine Tafel, Oporine! Er verachtete auch an denen Quacksalbern, Galenisten und Avicennisten, daß sie ihr Lebtag hinzubringen gewohnt seien nur wie die Hückler auf dem Markt, wie die Schneider auf dem Werktisch, wie die Wassergötter an einem Brunnen, so am Wasser sitzen und doch nicht schwimmen und nicht seefahren können, wie die kupfernen Hähne auf einem Thurm, so kein Bein bewegen und die Flügel nicht zu regen vermögen. Landfahrer?! Haben diese Medicaster Orbem terrarum gesehen? Wie treiben sie's? Einige Dutzend reiche Wänste zapfen sie ab, von deren Gebrechen leben sie, von deren Krankheiten haben sie ihre Gesundheit, von deren Wasser ihren Wein, von deren Blei in den Gliedern ihr Gold. Ich sei ein Landläufer?! Hinaus, sage ich, Theophrastus von Hohenheim, hinaus muß der Arzt in alle Lande! Muß die Welt schauen! Wenige Krankheiten kommen zu uns, zumeist müssen wir zu den Krankheiten gehen! Wo sah Euer Occo beim Herrn Fugger, seinem Patienten, schon das Bleifieber, von dessen Gift in Ungarn und Tirol ich hundert Fugger'sche, die ihm das Gold, Neujahrs seinen Doctor zu bezahlen, suchen müssen, befreit habe? Ei, schicket doch, Herr Paumgartner, Euern Ambrosi Jung, Euern Gereon Sailer, den Gasser, den Dieffenbach in Eure salzburgischen Steinbrüche und lasset Euch Eure Steinhauer curiren von ihrer Lungenkrankheit und dem ewigen Katzenjammer, genannt Steinbrecherkrankheit! Können's nicht, verstehen's nicht, haben's nie gesehen. Ein Arzt muß und soll ein gut Schuhwerk haben. Soll auch nicht die Professoren, sondern alte Weiber befragen, die Köhler im Walde, den Jäger auf der Pirsch — und, wenn's noth thut, selbst den Mann im rothen Mantel unterm Dreibein!"

Durchweg herrscht in diesen Scenen und Reden eine geistreiche Belebung des geschichtlichen Rohstoffs, welche dabei sprachlich mit vieler Virtuosität der drastischen Ausdrucksweise des damaligen Zeitalters und ihrer treuherzigen Energie und bilderreichen Sprachgewaltigkeit angepaßt ist.

Der vierte Band (das fünfte Buch) führt uns zu den Grumbachs und in die würzburger Händel. Durch den Einfluß Wilhelm von Grumbach's wurde Konrad von Bibra 1540 zum würzburger Bischof gewählt und damit des erstern Einfluß in weltlichen Dingen gesichert. Mit Grumbach macht Ottheinrich, der nach einer kürzern Wirksamkeit als Lehrer in seine Dienste getreten ist, als eine Art von diplomatischem Secretär und „Briefdichter" die Reise nach Regensburg zum Reichstag. Hier faßt sich noch einmal die sonst bereits allzu vielköpfig und vielgestaltig auseinanderlaufende Erzählung zu echt epischer Schilderung zusammen. Die öffentlichen Charaktere des Jahrhunderts bieten sich hier ungezwungen der Porträtirkunst unsers Autors dar: wir begegnen Karl V., dem hagern Mann mit der düstern Miene, dem weit hervorstehenden Unterkiefer und den zusammengedrückten Augen, einem gezähmten, satten Tiger vergleichbar; wir

erscheint, ist leicht zu erkennen, ebenso daß die echt tragische Erhebung und Katastrophe in der Tragödie fehlt und das Stück, trotz manchen tüchtigen Anlaufs und Aufschwungs, doch ohne die nöthige Abklärung und Vollendung bleibt.

Der Vers ist nicht ohne Emphase und Gewandtheit, aber noch vielfach ausdruckslos und ohne Charakter. Grammatikalische und orthographische Schnitzer, die sich mehrfach finden, sind wol auf Rechnung der Druckerei zu setzen.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gutzkow's historischer Roman „Hohenschwangau".

(Beschluß aus Nr. 31.)

Der dritte Band des Werks (das vierte Buch) hat die gleichen Vorzüge mit dem vorausgehenden gemein. Die Geschichte drängt sich nicht selbständig hervor; die Handlung ist auf dem Grund und Boden der Freien Reichsstadt Augsburg zusammengehalten. Erfindung und Verwickelung sind romanhafter Art und fesseln das Interesse. Die nicht ins Weite schweifende Phantasie folgt der traulich anheimelnden Belebung der Straßen, Plätze und Häuser der ehrwürdigen Stadt; Volksleben und Volkssitte zeigen sich in frischer Bewegung in dem Gang der Handlung selbst, nicht in aufdringlichen, selbständigen Excursen; Ton und Stimmung sind treu im Geiste des Zeitalters gehalten.

Königin Maria von Ungarn, des Kaisers Schwester, die rüstige Jägerin, hat ihr Hoflager im Fuggerhause in Augsburg aufgeschlagen. Das Gesicht und die Gestalt der Fürstin, ihre Toilette, das Mobiliar und die häusliche Einrichtung werden uns mit treuer Costümkunde beschrieben; doch trägt alles eine bestimmte charakteristische Färbung, nirgends drängt sich ein todter descriptiver Zug hervor. Auch die geschichtlichen Perspectiven variiren nicht, weil sie hier in dem Cabinet einer klugen Fürstin einen festen Mittelpunkt finden. Es handelt sich zunächst darum, dem augsburger Rath Paumgartner die Burg Hohenschwangau und die Freiherrnkrone zuzuwenden. Um den König Ferdinand, der nach dieser Burg lüstern ist, nicht zu verletzen, ebenso wenig die eifersüchtigen Fugger, wird zunächst die Freiherrnkrone von Hohenschwangau als Lehn auf den Ritter Haller von Hallerstein, den Syndicus der Krone Spaniens, übertragen, der sie nach wenig Monden seinem Freunde Paumgartner abtreten soll. In diese Affaire, welche halb und halb den Charakter einer Staatsaction trägt, spielen denn mancherlei Liebeshändel mit herein: die aus Eifersucht erkaltende Neigung der schönen Rathstochter Kunigunde zu Ottheinrich; die Liebe desselben zu Martina, welche als Kammerzofe der Königin Maria folgt; des jungen Raths Johannes Liebe zur Italienerin Vittoria. Auch in drei dramatischen Katastrophen gipfelt hier die Handlung des Romans: Ottheinrich, welcher der Königin von Ungarn im Auftrage des Raths die aus Italien gebrachten Edelsteine überreichen soll, verwandelt sich in einen protestantischen Marquis Posa, der es nicht unterlassen kann eine Feuerflocke Wahrheit in die Seele der Monarchin zu werfen, wie denn sein redelustiger Eifer schon in der Ouverture des Romans in theologischen Improvisationen ans Licht trat. Seine Posa-Rede lautete wie folgt:

Königin, lasset Gnade vor Eurem Angesicht das Wort eines armen Jünglings finden! Das Reich deutscher Nation sieht auf Euch! Die Gerechten des Herren harren Euers Fürworts, das auch zu der Apostel Zeiten die Boten des Heils zuvor in der Frauen Herzen gefunden! O, daß ich die Kraft Pauli besäße, der zu Joppe die muthige Bekennerin des Evangeliums, Tabea, von den Todten erweckte! Luther hat zu Euch gesprochen! Nein, Ihr könnt nicht länger schlummern im Grabe päpstlicher Abgötterei, könnt Euern Brüdern, den Gesalbten des Herrn, nicht länger vorenthalten, was sie Gott schuldig sind für den heiligen Chrysam, mit welchem er ihre Stirnen benetzte! Fürsten seid ihr des Lebens! Könige seid ihr der Gerechtigkeit! Traget die Krone, die keinem Haupt entfallen wird, die Krone, von welcher es heißt: Sei getreu und ich will dir die Krone des Lebens geben! Seid aber auch Ihr getreu dem, was man einst von Euch gehofft hat, hohe Fürstin! Bekennet, wie schon in Ungarn, so endlich auch in deutschen und in den Niederlanden, daß allein Christus der Herr der Kirche sei und Gott ein Greuel habe an Opferdienst, Blendwerk der Sinne, Verwirrung der Gewissen! Bekennt Euch auf die Schrift von Gott eingegeben, auf Luther's und der neuen Auserwählten alleinseligmachende Botschaft des Heils.

Der vom Geist getriebene Anwalt der Reformation wird hierauf wie ein Geisteskranker stillschweigend zur Thüre hinaus entlassen, verliert aber auch seine kaufmännische Stellung bei dem Rathe und muß verbannt und verstoßen seiner fränkischen Heimat zureiten.

Die zweite Katastrophe: der Mordanfall der Italiener auf Antoni Paumgartner bei dem großen Ballfest, welches die Bürgerschaft der Königin gab, galt dem Verführer der schönen Vittoria. Bei dieser Gelegenheit sprechen wir unser Bedauern aus, daß dieser Antoni gleichsam nie in der oratio directa des Romans auftritt, sondern immer nur in den Erzählungen anderer und zuletzt als eine Art von Gespenst. Gegenüber dem wohlgesinnten Prädicanten Ottheinrich, der doch hin und wieder von einem Schimmer pedantischer Langweiligkeit überflogen wird, würde ein genialer Don Juan eine wohlthuende Abwechselung bieten, wenn er uns persönlich näher gerückt und nicht immer in den Duft der Ferne getaucht wäre.

Die dritte Katastrophe, der Brand des Klinkerthurms, gehört zu Gutzkow's beliebtesten Romanmotiven; nur spielt hier die Feuersbrunst nicht eine so bedeutende Rolle wie in seinen beiden größern Romanen, in denen die Helden und Heldinnen selbst von den Flammen verschlungen werden. Hier handelt es sich nur um eine episodische Figur, die ins Männliche übersetzte Mignon des Romans, den kleinen ungarischen Kaspar Hauser, der mit Hülfe dieser Brandstiftung aus dem Gefängnißthurm entkommt.

Zu den glänzendsten Partien dieses reichhaltigen Bandes gehört die Scene in der „Finstern Stube", wo uns eine der Berühmtheiten des Jahrhunderts, Theophrastus Paracelsus, in ebenso anschaulicher wie geistvoller Weise

vorgeführt wird. Er tritt ein, umgeben von mehrern, in scheuer Ehrfurcht sich haltenden Männern,

eine freundlich nach allen Seiten hin grüßende Gestalt, kahlköpfig hinunter bis zum Nacken, wo ein Kranz ergrauter Locken auf den Kragen und die Auslagen des Hemdes fiel, das Antlitz völlig bartlos, mit scharfen, durchdringenden Augen, die sich forschend im Zwielicht der gewölbten Räume zurechtzufinden suchten, ein mächtig breites Schwert mit gewaltigem Griff an der Seite, Wams und die darübergezogene Schaube von scharlachrothem Tuch, der Hut mit wallender Feder —

Die Unterlippe seines Angesichts trat scharf hervor, wie der ganze Unterkiefer. Wangen und Kinn waren vollständig bartlos und dies, wie es schien, von Natur. Eine seltsame Meinung von dem vielbesprochenen Mann behauptete, er könnte Menschen auf chymischem Wege (mit Hülfe thierisch warmen Kuhmistes) hervorbringen — seinen berühmten Homunculus. Den meisten jedoch glaublicher versicherte man von ihm selbst, daß er keinem Geschlecht, weder dem männlichen noch dem weiblichen, angehörte — eine Meinung, die Theophrast weder bestritt noch bestätigte. Verehelicht war er niemals. Darum sah er aber doch männlich und zuweilen herausfordernd ernst aus. Das mächtige Schwert, das er zwischen den Knien hielt, war nach dem Glauben des Volks ein Scharfrichterschwert mit einer in die Klinge eingelegten Welle von Quecksilber, durch deren rollende Bewegung beim Köpfen dem Hieb der sichere Schwung gegeben wird. Daß das seinige das Schwert jenes Peter Aichlin von Ulm gewesen, der im Bauernkriege eigenhändig zwölfhundert Köpfe abgeschlagen hat, wurde nur von denen geglaubt, die an dem Wanderdoctor eben alles für seltsam nahmen.

Alsbald entwickelt der Wunderdoctor einen köstlichen Humor. Von einem seiner Kranken, dem großen Froben, Deutschlands größtem Buchdrucker, sagte er:

Frobenius mußte sterben aus dreien Gründen. Erstens, weil er die Seelen aller Autoren, so bei ihm verlegt haben, zu schwer auf dem Gewissen trug; zweitens, weil jeder der Druckfehler, der aus seiner Officina gekommen, als «Sünde wider den heiligen Geist» die Harmonie der Welten, den Einklang der sieben Sphären stört; drittens, weil er einen Diätfehler machte, was auf mein Laudanum soviel wie Gift ist! Nein, ich scherze nicht mit dem kranken Körper wie die Galenisten! Ich gebe keinen Sirup, der, wenn er nicht hilft, auch nicht schadet. Wer mir nicht gehorsamt, den holt bei mir der «Tüfel»; der hockt bei jeder richtigen Arznei. In der «Arznyen», die Ich gebe, regniret Gott, aber — Diabolus lauert an der Schwellen!

Das ganze Pathos eines medicinischen Reformators, wie es in der Polemik der Naturdoctoren, Homöopathen, Hydropathen gegen die herrschende Theorie vielfach in der neuern Zeit hervorgetreten ist, prägt sich in der folgenden Rede des Paracelsus aus:

„Lasset diese galenischen Tröpfe!" antwortete Theophrast mit Feierlichkeit, rückte den Weinkrug, den er schon zur Hälfte geleert hatte, etwas unsanft von sich ab, stemmte beide Elnbogen auf den Tisch und fuhr fort: „Ihr Wissen ist doch nur Feuer auf der feuchten See! Sie haben Perlen in der Hand und machen draus Kieselsteine! Ihr akademischer Doctorhut ist aus dem Filz des Fortunatushütleins geschnitten, so nur immer Geld und nichts als Geld einbringen soll! Grauenhafte Schatten werden dermaleinst vor den Thron des Richters der Unterwelt, Minos geheißen, treten, heulend vor Frost und Zähnklappen, obschon die Teufel ihnen zu Ehren alle Apotheken der Welt geplündert haben werden, um die Hölle zu heizen! Wer sind's? Die Leibmedici der Fürsten, die Doctores in den Reichsstädten, die «verriëmpten» Herren mit dem olympischen Stirnrunzeln! 'S sind die, so hier auf Erden den Finger immer so weise an die Nase zu legen verstunden, das Wasser so geheimnißvoll gen Licht zu halten, den pythischen Dreifußqualm aus der Nasen zu dampfen wußten und auf dem Altar des ewigen Gottes, der sich im kranken Ilech, im kranken Effatum größer offenbart als im gesunden, doch nur Mäusedreck opferten. Lasset sie mich verketzern! Lasset sie meiner spotten! Etwan auch, wie ich höre, meiner Armuth? Bacharacher?! Haha! Ein feiner Wein, der freilich ihnen täglich durch die Gurgel läuft! Ich aber tausche drum nicht mit ihnen. Ich hüte, wie einstens die Arimaspen, dasjenige, so die Greifen mir so gern — abgreifen möchten, das lebendige All-Einssein der drei Urelementa, das ewig Vierte, verbunden durch die Essentia quinta — die Welt nennet das bemitleidenswerthe glänzende Elend des gebundenen All-Einsseins Gold —. Das besitze ich und hüte es in Klumpen! Aber nur die Fugger und die Paumgartner sind dran schuld, daß ich noch nicht die Magnalia Gottes in gemeine landläufige Münze umsetze. Die haben noch das Privileg des Münzschlagens von Kaiser und Reich, sie und die Fürsten und einige Städtlein, um Dukaten zu kippen und zu wippen. Ich aber hinterlasse, was ich habe, kommenden Geschlechtern — unausgemünzt und im Großen werden sie's erben. Tauch' deine Feder ein und schreib's in deine Tafel, Oporine! Er verachtete auch an denen Quacksalbern, Galenisten und Avicennisten, daß sie ihr Lebtag hinzubringen gewohnt seien nur wie die Huckler auf dem Markt, wie die Schneider auf dem Werktisch, wie die Wassergötter an einem Brunnen, so am Wasser sitzen und doch nicht schwimmen und nicht seefahren können, wie die kupfernen Hähne auf einem Thurm, so kein Bein bewegen und die Flügel nicht zu regen vermögen. Landfahrer?! Haben diese Medicaster Orbem terrarum gesehen? Wie treiben sie's? Einige Dutzend reiche Wänste zapfen sie ab, von deren Gebrechen leben sie, von deren Krankheiten haben sie ihre Gesundheit, von deren Wasser ihren Wein, von deren Blei in den Gliedern ihr Gold. Ich sei ein Landläufer?! Hinaus, sage ich, Theophrastus von Hohenheim, hinaus muß der Arzt in alle Lande! Muß die Welt schauen! Wenige Krankheiten kommen zu uns, zumeist müssen wir zu den Krankheiten gehen! Wo sah Euer Occo beim Herrn Fugger, seinem Patienten, schon das Bleifieber, von dessen Gift in Ungarn und Tirol ich hundert Fugger'sche, die ihm das Gold, Neujahrs seinen Doctor zu bezahlen, suchen müssen, befreit habe? Ei, schicket doch, Herr Paumgartner, Euern Ambrosi Jung, Euern Gereon Sailer, den Gasser, den Dieffenbach in Eure salzburgischen Steinbrüche und lasset Euch Eure Steinhauer curiren von ihrer Lungenkrankheit und dem ewigen Katzenjammer, genannt Steinbrecherkrankheit! Können's nicht, verstehen's nicht, haben's nie gesehen. Ein Arzt muß und soll ein gut Schuhwerk haben. Soll auch nicht die Professoren, sondern alte Weiber befragen, die Köhler im Walde, den Jäger auf der Pirsch — und, wenn's noth thut, selbst den Mann im rothen Mantel unterm Dreibein!"

Durchweg herrscht in diesen Scenen und Reden eine geistreiche Belebung des geschichtlichen Rohstoffs, welche dabei sprachlich mit vieler Virtuosität der drastischen Ausdrucksweise des damaligen Zeitalters und ihrer treuherzigen Energie und bilderreichen Sprachgewaltigkeit angepaßt ist.

Der vierte Band (das fünfte Buch) führt uns zu den Grumbachs und in die würzburger Händel. Durch den Einfluß Wilhelm von Grumbach's wurde Konrad von Bibra 1540 zum würzburger Bischof gewählt und damit des erstern Einfluß in weltlichen Dingen gesichert. Mit Grumbach macht Ottheinrich, der nach einer kürzern Wirksamkeit als Lehrer in seine Dienste getreten ist, als eine Art von diplomatischem Secretär und „Briefdichter" die Reise nach Regensburg zum Reichstag. Hier faßt sich noch einmal die sonst bereits allzu vielköpfig und vielgestaltig auseinanderlaufende Erzählung zu echt epischer Schilderung zusammen. Die öffentlichen Charaktere des Jahrhunderts bieten sich hier ungezwungen der Porträtirkunst unsers Autors dar: wir begegnen Karl V., dem hagern Mann mit der düstern Miene, dem weit hervorstehenden Unterkiefer und den zusammengedrückten Augen, einem gezähmten, satten Tiger vergleichbar; wir

begegnen dem jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg:

Dieser junge Fürst war eine seltsame Erscheinung. Lang und hager von Statur hatte er edle Gesichtszüge, tiefliegende Augen, blasse Gesichtsfarbe, rothblondes Haar. Noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte er schon Furchen auf der Stirn. Sein Gang war schwer, trotzig, von einem Gleichmuth, als könnte ihm die Herrschaft der Welt nicht fehlen. Wilde Ausgelassenheit im Trinken und im Verkehr mit den Frauen wechselte mit Unmuth und verdrießlicher Reizbarkeit. Man konnte zuweilen glauben, ein Ekel nicht nur an seiner eigenen Lebensweise, sondern am ganzen Dasein erfüllte ihn. Dabei gefiel ihm die Weise der norddeutschen Junker, die er in Cölln an der Spree und Frankfurt an der Oder kennen gelernt hatte, besser als die der fränkischen Adelichen. Nur mit seinem Vetter, dem Grafen Christoph von Leuchtenberg, stand er im Verhältniß voller Vertraulichkeit. Der dritte im Bunde war sein Reitknecht Bartel Hartung, der von dem Prinzen bis an dessen Ende unzertrennlich geblieben ist. Albrecht besaß Kenntnisse und schrieb Latein. Ein geistvoller Franzose, Vincenz Obsopäus, hatte ihm nach dem jähen Tode des Magisters Beck Unterricht gegeben. Das berühmte Gedicht des Obsopäus „Die Kunst zu trinken“ ist kein Beweis für eine frivole Erziehung Albrecht's. Im Gegentheil hat der Autor mit diesem seinem aus drei Gesängen bestehenden Gedicht einen Protest gegen die Sitten der Zeit geben wollen, eine Anweisung, dem Weingott mit Maß zu huldigen und ihn nur als Führer zu den Musen zu betrachten. Des Prinzen Hochmuth — in den Anknüpfungen an seine bairische, kaiserliche, königlich polnische Verwandtschaft gefiel er sich vorzugsweise — stand im Contrast mit seinem Cynismus. Sein Kriegstalent flößte um so mehr Vertrauen ein, als sein Oheim Georg wenig davon besaß.

Wir erhalten ferner flüchtige Profile von Calvin und Melanchthon, von Philipp von Hessen und andern historischen Persönlichkeiten. Von dem Volksleben, das sich bei solchen Reichstagen auf Markt und Straßen entwickelte, werden uns die lebendigsten Bilder vorgeführt:

Zu dem „Prachtieren“ gehörten auch die Schaustellungen, die auf den Reichstagen von den zusammenströmenden Gauklern ganz Deutschlands, Böhmens, der windischen Mark bis Italien hinüber aufgeführt wurden. In Regensburg war jetzt das Donauufer vom Krahnenthor bis zum Wein- und Mauththor mit Schaubuden besetzt. Da standen auf Tonnen die buntgekleideten Heerpauker, die zu ihrem einförmigen Getrommel Grimassen schnitten oder Reden hielten, sogar Prophezeiungen aussprachen, sich dabei freilich hütend, nicht wie einst der Pauker von Niklashausen zu Würzburg um ihrer Zuchtpredigten willen verbrannt zu werden. Funfzehnhundert betrug die Zahl der eingeschriebenen „fahrenden Frauen“, die dem Rath für die Dauer des Reichstags eine Abgabe zahlen mußten. Zu Gastereien lud man sich die Dirnen in die Herbergen. Musikanten spielten bis in die Nacht; nur in der nächsten Umgebung des kaiserlichen Quartiers, unter den Bäumen der „Haid“, mußte alles still sein. Die Klöster hatten offene Schrangen und hielten um Geld Wein, Kuchen, weißes Brot feil. In ihren Refectorien wurden große Bankete veranstaltet. Von Haus zu Haus zogen Spruchsprecher, Sänger, Fabulirer, welsche und französische Lutenisten. Bären ließ man nach der Trommel tanzen, Hunde sich zerfleischen; Stiere wurden aufeinandergehetzt, letzteres den Spaniern zu Gefallen; Würfel, Glücksräder waren alle zehn Schritte andere im Gange; Feuerschlucker fehlten nicht, Freifechter, wilde Männer, Zwerge und Riesen, Misgeburten von Menschen und Thieren, Zahnbrecher, Aerzte mit Harlekinen, die ihre Curen anpriesen, Theriakskrämer, Kesselflicker und Bleilöther. Außerhalb der Reichsstadt, unmittelbar an den Wällen, fehlten die Zigeuner nicht; endlich in den Wäldern die während des Reichstags an den Stadtthoren abgewiesenen „gartenden“ Landsknechte, von allen das gefährlichste Räubervolk.

In einem Krystallseher begegnen wir wieder dem geheimnißvollen Knaben, dem Brandleger am Klinkerthurm zu Augsburg, Moritz Hausner. Wie gebannt schaut dieser in den Krystall:

Die blauen, rothen, gelben Lichter desselben, Folgen der prismatischen Strahlenbrechung, schienen jedes eine bestimmte Bedeutung zu haben. Einzelne Risse oder Linsen, eingeschlossene Wassertropfen, vielleicht Thierchen oder auch nur Luftblasen, erhielten durch die Beweglichkeit des ganzen Apparats eine sich abwechselnd verändernde Gestalt. Wenigstens wechselten in den Anschauungen des Sehers Berge und Ströme und Wolken, Sonnenschein und Gewitter, Riesen und Zwerge. Da traten der Sultan auf, die Janitscharen, die Kamele des Großveziers, der Schah von Persien, die Goldminen des neuentdeckten Amerika. Bischofsmützen, Königskronen, Fahnenwimpel, Harnische, Bücher, Bilder standen leibhaft vor dem Sprecher, der auf solche Art, indem er dreist seine Bilder in Worte übersetzte, vielleicht über Leben und Tod eines Menschen entschied, über Liebe und Freundschaft, Misgunst oder ein gefahrvolles Vertrauen.

Die bedenklichen Prophezeiungen, welche der junge Magier den Grumbachs verkündet, veranlassen Wilhelm von Grumbach, ihn in Cadolzburg festzuhalten. Ottheinrich selbst aber sagt sich vom Dienst des Grumbachers los, als dieser, ein Handlanger des würzburger Bischofs, die freiern Lehrer, wie Lindemann in Schweinfurt, verfolgt; er wird wieder ein Schullehrer von reformatorischem Eifer; doch vergebens erwarten wir in der bewegten Zeit eine anheimelnde Idylle, wie Wuz und Fibel von Jean Paul. Es wird uns hier nirgends Ruhe gegönnt; die Ereignisse verzetteln und verwirren sich wieder; die auftretenden Persönlichkeiten lösen sich ab wie die Wachen im Schilderhause, und nur eine Situation ist mit dichterischer Vertiefung und dramatisch schöpferischer Kraft geschildert: die Tödtung des Sohnes von Argula von Grumbach, der für Ottheinrich und die Ehre seiner Mutter gegen eine Sendung des Bischofs und Wilhelm von Grumbach's auf dem Kirchberge bei Volkach das Schwert zieht. Im übrigen herrscht hier wieder ein anarchisches Durcheinander von würzburgischen Händeln und Anekdoten, Local- und Personalnotizen, daß wir froh sind, mit Ottheinrich, welcher dem Verdacht eines Verhältnisses mit Argula entgehen will, aus diesen überbürdeten fränkischen Stationen des Romans wieder nach Hohenschwangau zu pilgern.

Prächtig erhebt sich die mit patricischem Gold durch die Italiener neuerbaute Burg, ein stolzer Herrensitz, der fürstliche Gäste empfängt. Mit lapidarem Griffel und mit Zügen von energischer Schönheit zeichnet der Dichter die festlich heitern Gruppen; die Ouverture hat einen lyrischen Zauber, der den episch-historischen Stil des Romans hier anmuthig unterbricht:

Wieder kam der Frühling über die deutschen Lande. Nach manchem freud- und leidvollen Jahr. Die Bahn bricht er sich vom Bodensee, dem großen „deutschen Meere“ her. Da lassen ihn die Lücken und Oeffnungen der Alpen, die Schluchten, durch deren Krümmungen sich des Rheins jugendliche Woge wälzt, vom beglücktern welschen Süden ein. Ueber die schneebedeckten Bergwände selbst und unmittelbar über die hohen Schroffen, welche deutsches Acker- und Hirtenland vom Heimatland der Gemse trennen, kann sich der Lenz nicht herüberschwingen. Immer höher aber und höher steigt er aus den Thalen aufwärts. Die Wiesen glitzern vom Thau und duften von tausend Blumen. Am Aufgang der Alpen treibt der Tannenwald junge Sprossen. Der schmelzende Schnee sickert in zahllosen Rinnen an den Felsenwänden herab und zaubert wie über Nacht die zackigen Gebilde der lieblichsten Farrnkräuter. Gräser und Halme sprossen um die wie Sammt- und Wollenpolster so

weich und üppig gewordenen Moose in den Ritzen der Steine her. Der Frühling dringt weiter und weiter hinauf bis auf die höchste einsame Alpenmatte, über welche nachts die Geister des Gebirgs schweben. Endlich grüßt er auch die einsamragende Bergföhre, die oben mit ihren niederhängenden Zweigen wie ein Wahrzeichen am Gebirgskamm thront und bereits hinübersehen kann in die jenseitigen Thäler, ein Wächter, zu dessen schweigsamem Schauen und Wissen wir aus der Ebene verlangend aufblicken. Die Zwergeichen tragen noch lange ihre braunen Herbstlaubkleider. Die Eiche ist auch darin ein Bild der Kraft, daß sie am längsten den Tod umklammert hält. Um den grünen See, welchen rings die hohen Berge einrahmen, weht schon die volle Macht des Frühlings. Das fühlen sie alle, die da jetzt an seinen Uferrändern entlang lustwandeln, hier auf eine von Erlenholz gezimmerte Bank sich setzen, dort sich langhin auf den Wiesenteppich strecken, über welchen buntgekleidete Diener und zierliche Pagen Mäntel ausgebreitet haben. Den See durchfurchen mit Schwänen um die Wette kleine, buntbemalte, vergoldete Nachen mit wunderlich geschnitzten Schnäbeln. Die Schiffer — die Herren selbst — in prächtigen Trachten, glitzernd an der Sonne vor Gold und Edelsteinen, schießen mit Feuerrohren oder mit Armbrusten nach Vögeln, die aus den Schneeregionen nordwärts fliegen, andere lauschen einem Sänger, einem Lautenspieler. Wieder andere ziehen bunte Netze nach sich oder haben die Angel ausgeworfen nach den Fischen auf kühlem Grunde. Auf den Vorsprüngen der Berge, mitten in jungem Buchenlaub, taucht dort oder da ein einsamer Wanderer oder eine fröhlich lachende Gruppe auf. Einer dieser Vorsprünge ragt über den Uferrand des Sees wie eine Kanzel dahin. Hier ergötzen sich die Männer an einem Wagehals, der aus einer Höhe von mehr als funzig Fuß in die noch eiseskalten Fluten springt, die Silberlinge aufzufischen, die der Herren grausame Schaulust in den krystallenen Spiegel wirft.

Der kaiserliche Rath Paumgartner ist ein hochfahrender Herr geworden, der einen grimmigen Haß gegen die eigene Vaterstadt hegt, den nicht der Untergang der Freiheit, nicht die Abstellung der Zünfte, nicht die Wiederkehr des Bischofs versöhnt; er reicht der Stadt eine Rechnung ein, stellt eine hohe Forderung an sie, die Ottheinrich nicht herauszurechnen vermag. Mit gewohntem Freimuth ergreift er diese Veranlassung, um dem Freiherrn von Hohenschwangau eine Strafpredigt zu halten, der es an Nerv und Schwung nicht fehlt:

„Nein, ich prophezeie dieses Hauses Untergang!“ fuhr Ottheinrich fort. „Ich fühle den schmählichsten Fall Euers herrlichen, jahrhundertealten Namens voraus, wenn Ihr nicht einlenkt — einlenkt auf andere Bahnen als auf die, Prinzen und Könige einzuholen! Euer Platz war in Augsburg —! Die dunkelste Gasse dort, wo gearbeitet und dem Arbeiter sein gebührender Lohn wird, sehe ich in hellerm Glanz, als Euer festlich geschmücktes, prachtvoll erleuchtetes Schloß! Wehe, wehe, daß Ihr von dem Stolz Euerer Vorvordern habt ablassen können, von Bürgertugend, wohlerworbener Macht, Ansehen in den Städten —! In die Städte flüchtet sich Fleiß, Treue, Beharrlichkeit «teutscher Nation» und des Vaterlandes Zukunft und Wohlergehen —! Auf den Burgen wohnen nur noch Hoffart, Pracht, Untreue, Raublust, jede «geschwinde Kunst» der Müßiggänger und Lügner —! Lasset in diesem Augenblick Kaiser und deutschen König selbst auf Hohenschwangau kommen und Euer Gold und Silber, Sammt und Seide, Essen und Trinken, üppige Lotterbetten und «jeden Wohllust» bewundern — Euch thäte besser, Ihr säßet noch auf dem Jüdenberg und suchtet die Fugger auf der Börse zu schlagen, im Rath der Stadt, auf der Stuben der Kaufleute, im Handel und Wandel, nicht auf den Bänken der Kur- und Fürsten, die Euch, emporgekommene Kaufleute, nur aussaugen, nimmermehr wahrhaft nach Euers Kaisers bezahltem Ritterschlag anerkennen, wol aber Euch wegwerfen werden auf die Straße hin, wenn Ihr geworden seid, was Ihr nicht anders als werden müsset, geht es so fort, kernlose Schalen und leere Hülsen —!“

Inzwischen verkünden Lärm und Böllerschuß die Ankunft der kaiserlich königlichen Prinzen; Ottheinrich blieb wie ein Geflohener zurück und sank auf den Sessel nieder, der an dem Schreibtisch des Raths gestanden hatte; er hörte nicht das Rauschen eines Kleides, das Auftreten eines sich leise nähernden Fußes; eine wohlbekannte Stimme meldet ihm, daß der Rath auf jeden Schadenersatz verzichte; er wird begrüßt mit Umarmung und Kuß; es ist seine Jugendliebe, die inzwischen einen Freiherrn geheirathet hat:

Kunigunde, die Freifrau von Böls, vom Hut mit wallenden Federn bis hinunter zu ihren rothseidenen Schnabelschuhen, die in den bereits unter den rasch beim Absteigen vom Roß weggeworfenen hellbraunen Reitstiefeln verborgen gewesen waren, unter dem Reitmantel, der eben von ihren Schultern niedersank, in Pracht und Herrlichkeit gekleidet, mit glühenden Wangen vom heißen Ritt von der ehrenberger Klause her, mit Augen voll Feuer, Lippen voll Seligkeit — Das war nun schon seit so manchem Jahr für ihn nicht mehr wie ein Trunk aus Mimer's Quell, des Gottes der Weissagung und Weisheit, sondern wie ein Trunk aus dem Quell Lethe, wo sich die Gegenwart von allem Vergangenen scheidet und wir die Dinge, die Menschen und nichts so sehr vergessen als uns selbst.

Ungestört durch die Trauerfälle in der Familie des Raths beginnt die paradiesische Zeit eines nicht reuelosen Glücks für Ottheinrich und Kunigunde. Der Prädicant gedenkt des lutherischen Worts: „Sündigt, daß euch die Gnade werde“, und Gutzkow glaubt das verbotene Glück durch folgenden mystischen Spruch zu rechtfertigen:

Vom Baum der Erkenntniß fiel der Apfel von selbst. Er brauchte nicht erst abgeschmeichelt, nicht von der Schlange aufgeredet zu werden. Was ist der Mensch —? Ein Trieb im Wachsthum der Natur. Die Blüte, die ihre Hülle sprengt, hat keinen Willen. Die Frucht, die in die Stunde der Reife getreten, hat ihn ebenso wenig. Im Plan der Gottheit lag das verlorene, nicht das gewonnene Paradies — wenn die Schöpfung bestimmt war, Gottes Ebenbild fortzupflanzen.

Von jetzt ab entrollt sich das Familiengemälde der Paumgartner bis zum Schluß des Romans mehr in der Form einer Chronik; auch die spätern Begegnungen unsers Helden mit David Paumgartner, mit Kunigunde, mit dem geheimnißvollen Antoni sind mehr skizzirt als mit einer den Antheil wachhaltenden Vertiefung des Colorits ausgeführt, und nur eine dieser Skizzen wird zum wirksam sich heraushebenden Reliefbild, der Untergang David Paumgartner's in den Grumbach'schen Händeln nach der Eroberung des Grimmenstein:

Man hörte inzwischen vom Tode des Freihern von Hohenschwangau eine seltsame Mär. Jene Geistesrichtung, die seit dem Metzgertag von Gotha immer mehr im deutschen Vaterlande um sich gegriffen hat, die servilste Unterwürfigkeit unter die fürstliche Gewalt, hat auch in ihrer Geschichtschreibung David Paumgartner's Untergang nur liebedienerisch und falsch erzählt. Die Wahrheit ist die, daß ihm wie vielen andern, den nächsten Umgebungen Grumbach's, den Miterstürmern Würzburgs, Dietrich Picht, Jobst von Zedwitz, vor allen Moritz Hausnern, freigestanden hätte zu entkommen, wenn er sich in den gemeinen Haufen derer hätte mischen wollen, die vom Grimmenstein abzogen und demüthig vor dem Kurfürsten und seinen Mitachtvollstreckern vorüberschreiten mußten. Sein Stolz verschmähte eine ihn so erniedrigende Rettung. Er, der dem unglücklichen Herzog die letzten Liebesdienste erwiesen hatte, der sein Gemahl und seine Kinder beschützte, sollte sich von dannen schleichen wie ein Dieb —? Noch war er Freiherr von

Hohenschwangau. Kaiser und Könige hatten sich seine Freunde genannt, beide Granvella konnten bezeugen, was er dem Wohl des Kaisers geopfert. Er wagte sein Leben, das ihm keinen Werth mehr hatte. Er bestieg seinen Streithengst, setzte seinen Ritterhelm mit den wallenden Federn auf und ließ auf dem Schild seines Panzerhemdes sein Wappen, den Schwanen im silbernen Felde, leuchten, als ruderte der noch frank und frei durch den Alpsee und die Wogen des Geschicks dahin. Das gab ihm dann Schmach und den Tod. Mußte sich auch sein Alexander, der den heimatlichen Mannen und der Schwester wohlbekannte Leibrappe David's, gerade vor dem Kurfürsten so bäumen, als dieser die Vorüberziehenden musterte und mit scharfem Auge bewachte, wen er noch aus der Masse herausgreifen lassen sollte —! „Wer ist der Reiter da, der Freche? Herunter mit ihm!" rief der Tyrann. David mußte absteigen. Wüthend fuhr der Kurfürst auf ihn ein. Als er den Namen erfahren hatte, da erwachte der ganze Hohn des geborenen Adels auf die augsburger Pfeffersäcke, die „Fuckerer", die geadelten „Leutschinder". Mit einem geladenen Handrohr, das er zu seinem Schutz unter dem unheimlichen Haufen, der an ihm vorüberzog, in der Hand gehalten hatte, schlug er auf den Reiter mit dem wallenden Helmbusch ein, „pläuete" ihn derb durch, wie die Erzählung lautet, und ließ ihn von dannen führen als Gefangenen und auch ihm den Kopf vor die Füße legen.

Sonst bietet der fünfte Band nur noch eine romanhafte Darstellung: der Zug Ottheinrich's mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der hier lebendig und charakteristisch hervortritt, nach Paris, der Versuch, den Landgrafen Philipp in Mecheln zu befreien, die Begegnung mit Martina, die Gefahr, die Rettung und die Ehe, zu welcher die Gnade Maria's von Ungarn durch die erwählte Form der Strafe die Hand bietet. Im übrigen hat die Studentenehe Ottheinrich's und seine weitere Prädicantenlaufbahn wenig Fesselndes, und von allen Seiten strömt gegen den Schluß hin bewältigend die Geschichte in den Roman hinüber und quillt wie durch Capillaranziehung in denselben in die Höhe; es sind nur noch poetische Arabesken, mit welchen der Dichter eine Raum und Zeit überfliegende Chronik verziert.

Die Composition des Werks ist, wie wir sehen, vielfach durch den Dualismus von „Roman und Geschichte" beeinträchtigt. Gutzkow zeigt sich als vortrefflicher Sittenmaler, als geistvoller Darsteller der innern Strömungen und Bewegungen eines inhaltreichen Zeitalters, als ein Historienmaler, der mit wenigen Zügen sprechende Porträts an die Wand zu zeichnen weiß, der dort an die Schlichtheit eines Albrecht Dürer, hier an die festliche Pracht eines Paolo Veronese, dort wiederum an die überreiche Figuren- und Gruppenmalerei eines Tintoretto erinnert; doch das Streben des Autors nach geschichtlicher Bedeutung und die allzu wuchtige Betonung des Inhalts läßt jenen Reiz nicht aufkommen, der im spannenden Fortgang der Erzählung liegt, wie überhaupt die Gabe des Erzählens, die oft untergeordneten Talenten eigen ist, nicht zu den Vorzügen unsers Autors gehört. Seine Darstellung ist oft meisterhaft; aber sie überspringt gerade oft jene Mittelglieder der Erzählung, in denen ihr fesselnder Reiz liegt; es fehlt ihm eine Ader von Alexandre Dumas und andern leichtblütigen Erzählern des neuen Frankreich, die das Kleinste in ein wirksames Licht zu setzen verstehen, für das Nichtige zu spannen wissen, während Gutzkow das Große und Bedeutsame zwar machtvoll herausarbeite aber unsere Theilnahme für dasselbe nicht durch genügende Vorbereitung zu erregen weiß.

Was die Charakteristik betrifft, so ist sie reich an einzelnen frappanten Zügen; episodische Figuren, wie Theophrast, sind in ein glänzendes Licht gerückt. Der eigentliche Held des Romans, Ottheinrich, wird durch eine Fülle von Erlebnissen und Begebenheiten hindurchgeführt, in denen er mannichfache Gelegenheit findet seinen Charakter zu bewähren und auszubilden. Nur bleibt es bezeichnend für ihn, daß er an die Hauptwendepunkte seines Schicksals nicht durch seine Thaten, sondern durch seine Reden geführt wird; er ist von einer wahren Redelust besessen und taktlos genug, derselben oft am unrechten Ort und zur unrechten Zeit den Zügel schießen zu lassen. An biblischem Schwung im Geiste der Zeit fehlt es diesen Reden nicht, wenngleich manches für den Geschmack der Gegenwart als theologische Salbaderei erscheint. Dennoch ist Ottheinrich in seinem öffentlichen Auftreten aus Einem Gusse, eine tüchtige Gestalt, wie die Reformation deren auch in minder hervortretenden Lebenskreisen bedurfte, um sich kämpfend durchzuführen. In Bezug auf die Herzensneigungen und das innere Gemüthsleben aber hat dieser gediegene junge Kaufmann und Prädicant jenen schwankenden Zug, der den Ottfried, Werner und andern modernen Helden Gutzkow's eigen ist; er schwankt zwischen Martina und Kunigunde, und sein ehebrecherisches Verhältniß zu der letztern wird ihn, wie wir befürchten, um die Gunst jener Wohlgesinnten bringen, die sich sonst an seinem tüchtigen Kern und theologischen Pathos erbaut haben.

Am reichhaltigsten individualisirt ist die Familie des Raths; die Söhne Johannes, David, Antoni, die Tochter Kunigunde, die Schwiegertochter Renata sind scharf sich unterscheidende Charakterköpfe, und der alte geschäftstüchtige, ehrgeizige Rath selbst ist das gelungene Porträt eines jener hochstrebenden städtischen Patricier, welche am Spalier der Fürstengunst über ihre Kreise hinauswuchsen. Martina und Vittoria ergänzen die Galerie der Frauen nach zwei entgegengesetzten Seiten hin: jene erscheint als das Ideal deutscher Jungfräulichkeit und Hausfräulichkeit, diese trägt die pikantern Züge einer italienischen Magdalena. Argula und Maria von Ungarn sind mehr geschichtliche Porträts; jener fehlt es an dichterischer Belebung und Plastik, diese tritt lebendiger vor uns hin. Episoden wie Jutta, Anna von Stadion und Grumbach's Frau sind scharfgeschnittene Silhouetten.

Was den Wunderknaben Moritz Hausner betrifft, so sind seine äußern Schicksale wechselvoll und spannend genug; doch ein tieferes Interesse vermag er nicht einzuflößen, weil ihm jedes seelische Leben fehlt; er geht auf in äußerlicher Romantik und zuletzt in chronikartigen, geschichtlichen Zusammenhängen. Auch Grumbach, der historische Held des Romans, vertieft sich nicht gegen den Schluß hin, wie wir schon oben erwähnten, sowie überhaupt der eigentliche Kern seiner großen Plane nur gelegentlich erwähnt wird.

Der Stil des Romans ist durchaus rühmenswerth; seine wohlerwogene und vornehme Haltung wird aufgefrischt durch die volksthümlichen Elemente, welche die

deutsche Rede in jener vorzugsweise sprachbildnerischen Zeit der Reformation in sich aufnahm.

Gutzkow hat von neuem seine Befähigung bewiesen, das Culturgemälde einer großen Zeit vor uns zu entrollen; nur daß er dies in zwei unverschmolzenen Darstellungsformen that, daß er seinen Stoff bald in Freytag'schen Culturgeschichtsbildern, bald in Walter Scott'scher Romandichtung behandelte, trübt die Freude an seiner Leistung, deren reicher geistiger und historischer Inhalt sowie glänzende Darstellung im einzelnen ihr indeß die Theilnahme der gebildeten Leser sichern.

Rudolf Gottschall.

Schleiermacher und die Gegenwart.

1. Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Zur Erinnerung an den 21. November 1768, für das deutsche Volk bearbeitet von D. Schenkel. Elberfeld, Friderichs. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Christenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung. Zwanzig Betrachtungen. Von D. Schenkel. Wiesbaden, Kreidel. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr
3. Humanität und Christenthum. Von Heinrich Kritzler. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Religion und Kirche. Blätter zur Förderung des geistigen Fortschritts für Gebildete jeden Standes. Von C. L. Hagen. Jena, Mauke. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Ich bin der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgültig läßt mich was die Welt, die jetzige, thut oder leidet, tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die verworrenen Kreise ihrer Bahn. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimat. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen sehen, den abergläubischen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, dem Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden schließt sich enger und erweitert sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit.

So sprach Friedrich Schleiermacher in den „Monologen", die er dem 19. Jahrhundert bei dessen Anbruch zur Morgengabe brachte. Und jetzt wo die Säcularfeier seines Geburtstags herannaht, muß einer seiner echten Jünger, D. Schenkel (Nr. 1), bekennen: „Sein Geist lebt gegenwärtig nicht in der deutschen Kirche; der Protestantismus hat die Bahn erst noch zu betreten, die Schleiermacher mit so besonnenem Sinn und so tapferm Muth eröffnet hat." Darum hat er es unternommen, das Leben des Meisters, seinen Charakter und seine Bedeutung in einer ausführlichen Schilderung den Gebildeten des Volks darzustellen, und es ist ihm vortrefflich gelungen. Denn halten wir diesen Zweck im Auge, so werden wir mit Schenkel nicht darüber rechten, daß er es unterlassen, das Verhältniß Schleiermacher's zur Philosophie näher darzulegen, sowol zu Kant, dessen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" stets für ihn von Einfluß blieb, als zu Spinoza und Fichte, von denen der erstere auf die „Reden über die Religion" und die „Glaubenslehre", der andere auf die „Monologe" entscheidend eingewirkt; der Gegensatz zu Hegel wird gelegentlich hervorgehoben, aber die Berührungspunkte hätten auch erwähnt werden können. In dieser Hinsicht ist die vergleichende Charakteristik von Schleiermacher und Daub, die Strauß in den „Hallischen Jahrbüchern" veröffentlicht, noch unübertroffen. Auch werden wir es nicht tadeln, daß Schleiermacher's Arbeiten zur Geschichte der griechischen Philosophie kaum erwähnt sind. Denn hier sollte der Mensch geschildert werden, der sich in einer gärenden und widerspruchsvollen Zeit selbst in Kämpfen und Leiden läutert, der Patriot, der an der Errettung des Volks von der Fremdherrschaft und an dem Aufbau politischer Freiheit thätigen Antheil nimmt, der reformatorische Geistliche, welcher Frömmigkeit und Wissenschaft, christlichen Glauben und humane Bildung vereinte, der Schriftsteller endlich, welcher nicht blos der Schule, sondern der Nationalliteratur angehört. Und Schenkel hat es so gethan, daß Schleiermacher meistens selber redet, daß die anziehendste oder bezeichnendste Stelle aus seinen Briefen uns die Vielseitigkeit seiner Lebensbeziehungen wie den innersten Kern seines Wesens darlegen, daß Analysen seiner epochemachenden Werke den Gehalt und das Ziel seiner Geistesarbeiten veranschaulichen.

Schleiermacher ward in einer gelehrten Bildungsanstalt der Brüdergemeine erzogen. Da lernt er früh durch eigene Erfahrung die Frömmigkeit, die liebevolle Hingabe des Herzens an das Göttliche von dogmatischen Formeln und übereinkömmlichen Glaubenssätzen unterscheiden; sein Nachdenken erwacht, seine Gewissenhaftigkeit und sein Wahrheitsdrang treiben ihn dazu, seinem Vater zu bekennen, daß ihn die überlieferte Kirchenlehre, an welcher dieser hängt, in welcher dieser das Heil sieht, nicht befriedige, und so begegnet uns in einem Familiendrama der große Gegensatz, der unsere ganze Zeit durchspaltet und seine Lösung für sie noch nicht gefunden hat; Schleiermacher aber wußte ihn für sich zu überwinden und eine Glaubenslehre zu entwerfen, welche der Natur- und Geschichtswissenschaft nicht widerspricht, vielmehr die innere religiöse Erfahrung mit deren Ergebnissen in Einklang setzt. Wir begleiten den Studenten auf der Universität, den Hauslehrer aufs Land, und finden dann den jungen Prediger in Berlin, wo damals am Wendepunkte zweier Jahrhunderte die Aufklärung und die Romantik miteinander rangen und er in einen Kreis hochbegabter, leidenschaftlich bewegter Männer und Frauen eintrat. Dem Theologen ward dieser Umgang verargt; aber seine Art war es nicht, sich von dem Scheine seines Standes wegen bestimmen zu lassen; er schrieb an einen ältern Collegen mit edelm Stolz:

Das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, ist dieses, durch ein untadelhaftes gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten übeln Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf.

Anfangs ordnet er sich Friedrich Schlegel unter, allmählich aber überwächst er denselben. Schenkel weist nach, wie Schleiermacher in den Briefen über die „Lucinde" dem Freunde einen reinern und tiefern Sinn unterlegte, und ohne die Gefahr zu verdecken, die hier literarisch wie in der Liebe zu der Gattin des Predigers Grunow sittlich für Schleiermacher vorhanden war, zeigt er, wie derselbe die Conflicte durchkämpft. Die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" sind ein Erzeugniß der Geistesrevolution jener Tage, reich an kühnen Wendungen, oft noch mehr schäumender brausender Most als klargegorener Wein, aber voll Feuer, ein geniales Buch, das den schlafenden Keim der bessern Menschheit wecken und mahnen sollte, das gemeine Leben in ein höheres zu verwandeln. Die Religion ist etwas ganz anderes als eine Sammlung von Lehrsätzen; sie ist das Gefühl des Unendlichen, das Bewußtsein des Ewigen, das jeder durch innere Erfahrung in seiner Seele finden kann, sie ist ein persönliches Leben des Endlichen im Göttlichen. In seinem Herzen, in der unmittelbaren Einheit der Anschauung und Empfindung, im Gemüth wird der Mensch des Göttlichen inne; nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern welcher keiner bedarf und wol selbst eine machen könnte; mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit. Was die Gebildeten bisher für Religion genommen, das ist nur ein todter Niederschlag derselben. Die Unterscheidung von Religion und Dogmatik, von Frömmigkeit und dem Fürwahrhalten überlieferter Satzungen, worauf Lessing schon hingewiesen, sie ward von Schleiermacher mit jugendlicher Begeisterung vollzogen. In den „Monologen" stellte er sich auf das eigene Selbst; sie athmen Freiheit, wenn die „Reden" das Abhängigkeitsgefühl von Gott betont hatten; die Unabhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit, des sich selbst bestimmenden Bewußtseins von der Außenwelt, die Eigenthümlichkeit der Individualität, kraft welcher jeder Mensch auf originelle Art die Menschheit darstellt und ein inneres Urbild in zeitlicher Entwickelung verwirklicht, wird hier schwungvoll in rhythmischer Prosa gefeiert. Schenkel sagt, daß Schleiermacher diese „Monologe" geschrieben habe, wie Goethe seinen „Werther", um sich aus einer schweren Krise des Geistes und Gemüths zu befreien:

> Er mußte aus seinen krankhaften Stimmungen auf seinen gesunden innern Kern, von seinem leidenschaftlich erregten äußern Menschen auf die allen Stürmen unzugängliche ewige Idee seines innern Menschen sich zurückziehen, er mußte in das Heiligthum seiner Persönlichkeit sich flüchten.

Die Uebersetzung Plato's ward begonnen; die Grundlinien der Kritik der bisherigen Sittenlehre wurden geschrieben, voll schneidiger Feinheit, aber ohne den historischen Geist, der auch das Einseitige und noch Unvollendete als Entwickelungsmoment anerkennt und verstehen lernt. Schleiermacher war von Berlin nach Stolpe versetzt worden, 1804 ward er als Professor nach Halle berufen. Hier arbeitete er sich lehrend in die theologische Wissenschaft hinein und suchte in einer neuen Ausgabe der „Reden" manchen Misverständnissen zu begegnen, indem er offen aussprach, wie er stets mit seiner Denkart von den Ungläubigen für einen Schwärmer, von denen, die sich in der Knechtschaft des Buchstabens befinden, für einen Ungläubigen werde gehalten werden. Er hofft auf eine Erneuerung des Christenthums in der Lehre wie in der Verfassung der Kirche, und schrieb an Gaß:

> Nur in Revolutionszeiten, wo ein besserer Geist das Ganze durchschüttelte, und hernach in revolutionären Menschen findet sich das Rechte. Ueberall aber schließt sich sehr bald in Masse das Falsche und Leere an; es erscheint nur immer in einer andern Gestalt, weil es sich nach dem Geiste der Zeiten richtet.

Religion und Philosophie, Freundschaft und Liebe hatten seither Schleiermacher bewegt, jetzt forderte auch das Vaterland seine Rechte, und seit 1806 steht er im Kreise der Patrioten, die eine Erhebung Deutschlands anbahnten, die Fremdherrschaft brachen und dann für eine freie Gestaltung des öffentlichen Lebens stritten und litten. Nun predigte er nach Art der alten Propheten, die ja auch ihrem Volk die Zeichen der Zeit deuteten und im Unglück wie im Sieg auf die göttliche Gerechtigkeit und ihre Gerichte, auf die sittliche Weltordnung hinwiesen. Die Stellen, die Schenkel aus solchen Predigten mittheilt, offenbaren uns die Gesinnung, aus welcher das religiöse wie das politische Leben Deutschlands wiedergeboren ward; wie bald der freudige Aufschwung gehemmt und verkümmert ward, hat auch Schleiermacher durch Verleumdung und Verfolgung an ihm selbst erfahren. Er sah, daß ein allgemeiner Kampf nach innen und außen gekämpft werden müsse; „gib uns jetzt einen Knaben", schrieb er der Gattin seines Freundes Willich, die er selbst nach dessen frühem Tode heirathete — „die künftige Zeit wird Männer brauchen, und Söhne, wie ich sie von Euch erwarte, muthig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein." Und an Willich: „Die Zuchtruthe muß nun schon über alles gehen, was deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen. Wohl denen, die es erleben; die aber sterben, daß sie im Glauben sterben!" Er hatte noch in Halle das Gespräch „Die Weihnachtsfeier" verfaßt, das die Vertreter der verschiedenen theologischen Richtungen friedlich vor dem Weihnachtsbaum ihre Gedanken austauschen läßt über das Fest und über Jesus selbst; jeder von uns, so ist seine eigene Ansicht, schaut in der Geburt Christi seine eigene höhere Geburt an; mag von Jesu äußerm Leben die Kunde noch so unzureichend sein, die Ueberlieferung vor der Kritik nicht bestehen: wir haben die Erfahrung eines gesteigerten Daseins, die auf keinen andern Anfang als auf ihn zurückzuführen ist. Schleiermacher wandte daneben seine eigene an Plato ausgebildete philologisch-kritische Meisterschaft auch auf neutestamentliche Schriften an, die in keiner andern Art wissenschaftlich zu behandeln seien als jedes andere Buch auch.

Die Universität Halle ward nach der Schlacht bei Jena so gut wie aufgelöst; 1807 ward sie von Preußen losgerissen und dem neuen Königreich Westfalen zugetheilt; da ging Schleiermacher nach Berlin, und dort wehte die Morgenluft. Stein lenkte den Staat, man wußte, daß nur tapfere freiere Geister ihn retten konnten, und solchen ward in Berlin selbst durch die neugegründete Universität ein Wirkungskreis angewiesen. Schleiermacher hatte über die Einrichtung derselben sein Gutachten abgegeben; mit

Fichte, Savigny, F. A. Wolf, Böckh, Ritter und Hegel gehört er zu ihren größten Lehrern. Zugleich predigte er an der Dreifaltigkeitskirche, und die „Kurze Darstellung des theologischen Studiums“ gab die erste systematische Entwickelung seiner reformatorischen Gedanken. Er hielt philosophische Vorlesungen neben den theologischen; in seiner „Dialektik“ sprach er unumwunden aus, daß alles Wissen auf dem vernünftigen Denken ruht und daß die Theologie auf den Rang einer Wissenschaft nur dann Anspruch hat, wenn sie sich von dem Banne der Tradition loszumachen wagt. Scharnhorst, Arndt, Gneisenau wurden seine Freunde; mahnend und tröstend sprach er in ihrem Sinne von der Kanzel zum Volk. Er selber nahm an den Uebungen des Landsturms theil. Ein politisch geeinigtes Deutschland unter Preußens Führung und mit einer freien Verfassung, welche die wahren Repräsentanten der öffentlichen Meinung an die Spitze bringt, war sein Wunsch und Ziel; seine muthige journalistische Wirksamkeit zog ihm Verweise, ja Drohungen zu, daß er abgesetzt werde; er benahm sich der Polizei gegenüber ebenso klug als tapfer. Man vergißt immer wieder zu leicht, wie viel Ringen und Dulden es gekostet hat, bis in Deutschland endlich die nothwendigen Bedingungen des Staatslebens: Preßfreiheit, Vereinigungsrecht, öffentliche Gerichte und Volksvertretung, erworben worden sind. Und wenn Schleiermacher wenige Wochen vor der Schlacht bei Leipzig jene Drohung hören mußte, so galt es schon 1814, dem Geheimrath Schmalz entgegenzutreten, der das Verlangen nach nationaler Einheit und constitutioneller Freiheit bereits als Auflehnung gegen Thron und Altar denuncirte. Später, bei der Demagogenhetze ward auch Schleiermacher in die politischen Untersuchungen hineingezogen. Und wie er stets der scharfe Dialektiker, der streitlustige Kämpfer für Wahrheit und Freiheit blieb, das hat Schenkel ausführlich im einzelnen geschildert; die Union der Lutheraner und Reformirten, die Arbeiten für eine Kirchenverfassung mit Betheiligung der Gemeinden, die vom König und den Hoftheologen beliebte Gottesdienstordnung erweckten Schleiermacher's Kraft bald zu eifriger Förderung, bald zu unverdrossenem Widerspruch. Auch er konnte am Abend seines Lebens sagen: Vivere est militare.

Die „Glaubenslehre“ war die reife Frucht seines Strebens, die freie Wissenschaft und das religiöse Gemüthsleben, die christliche Religion, zu vereinigen. Daß der Glaube die schärfste Prüfung aushalten müsse, war sein Grundsatz, „weil niemand, der Göttliches glauben will, Täuschungen, alte oder neue, fremde oder eigene, soll glauben wollen“. Daß dies Buch eine neue Epoche des theologischen Studiums bezeichne, schrieben Gaß und de Wette bei seinem Erscheinen, und Schenkel sagt, „daß es dem Christenthum eine neue Zukunft in der modernen Welt zu bereiten die Bestimmung und den Beruf hat“; Karl Schwarz nennt es ein architektonisches Meisterwerk, mit welchem in der ganzen Literatur nur noch Calvin's „Institutio“ verglichen werden könne. Schleiermacher trennt sich vom kirchlichen Dogmatismus, wenn er nicht scholastische Lehrsätze, theologische Meinungen, sondern die frommen Gemüthszustände schildern will, welche im christlichen Leben vorkommen. Die Gemeinschaft mit Gott, die Einigung unsers Willens mit dem seinigen ist das Heil, das Leben in Gott ist Seligkeit — dies ist die persönliche Erfahrung des religiösen Menschen; soll der Glaube selig machen, können wir im Sinne Schleiermacher's sagen, so ist er die Aufnahme des Ewigen, der Wahrheit und Liebe in das Gemüth, so kann nur das ein Glaubenssatz sein, was seine heilbringende, beglückende Macht im Herzen und Geist bewährt, und das muß jeder an sich selbst erfahren können. Wenn aber die Kirchenlehre einen Knäuel ungelöster Widersprüche, z. B. in der Formulirung der Dreieinigkeitslehre, hinstellt und hinzufügt: wer selig sein will, der denke so von der Dreieinigkeit — so prüfe sich jeder, ob diese Formel irgend von Einfluß auf seine Sittlichkeit, auf die Läuterung seines Willens, die Erhebung seines Gemüths ist; wenn sie es nicht ist, dann gehört sie der Dogmengeschichte an, aber nicht der gegenwärtigen Religion. Schleiermacher hat mit allem magisch Wunderbaren, allem äußerlich Geschichtlichen aufgeräumt: nur was heute und immerdar in der Seele erfahren werden kann, das ist Sache des lebendigen Glaubens. Sein Gott ist auch nicht der jenseitige des Theismus, sondern er hält die Wahrheit des Pantheismus fest, daß Gott der Unendliche ist, in welchem wir weben und sind, der in der Welt sich offenbart, ihr einwohnt, nicht von außen in sie eingreift; der Gott der Willkür, der Wunder, der äußerlichen Offenbarung wird zu einem Gott, der durch die Weltordnung selbst den Zusammenhang alles Lebens begründet, stetig die Welt durchdringt; die Verwirklichung der Idee des Guten ist der Weltzweck, und unsere sittliche Aufgabe, diesen in unsern Willen aufzunehmen und erfüllen zu helfen. In Jesus sah Schleiermacher das Urbild des Menschen; in ihm ist die Einigung mit Gott zum ersten mal mit voller Energie verwirklicht, von ihm ist das Heil, die Versöhnung mit Gott ausgegangen, der wir uns theilhaftig wissen; so ist er der Mittler und das Haupt der erlösten Menschheit, die Erlösung aber ist ein sittlicher Proceß persönlich freier Aneignung der Vollkommenheit und Seligkeit Christi. Es ist hier — und auch Schenkel verkennt es nicht — die Schleiermacher'sche Subjectivität, welche manches, das ihr in der Virtuosität des Lebens und Erkennens zu persönlicher Ueberzeugung geworden, ohne weitern Erweis zur allgemeingültigen Voraussetzung macht. Und so hat es der voraussetzungslosen unerbittlichen Kritik von Strauß wie der Forschungen der Tübinger Schule bedurft, um den Schutt der Vergangenheit hinwegzuschaffen und reinen Boden für einen Neubau zu gewinnen. Mit diesem haben die jüngst verstorbenen Weiße, Rothe, Bunsen begonnen; und die an ihm arbeiten, sie thun es auf dem Grunde, den Schleiermacher gelegt hat.

Schleiermacher schrieb 1830:

> Wenn unsere evangelische Kirche nicht bald in eine Lage versetzt wird, daß sich ein frischer Gemeingeist in ihr entwickeln kann, und wenn die beschränkende Behandlung unserer Hochschulen und unsers öffentlichen geistigen Verkehrs noch länger fortgesetzt wird, so sind unsere Hoffnungen taube Blüten gewesen und die schöne Morgenröthe hat nur Unwetter bedeutet. Es werden dann lebendige Frömmigkeit und freisinniger Muth aus dem geistlichen Stande immer mehr verschwinden, Herrschaft des todten Buchstabens von oben, ängstliche geistlose Sektirerei von unten werden sich einander immer mehr nähern, und aus ihrem Zusammenstoß wird ein Wirbelwind entstehen,

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Wie dieser neue Roman Gutzkow's gleich im Beginn seines Erscheinens die lebhafteste Spannung erregte (vom ersten Bande wurde sofort eine zweite Auflage nothwendig), so wird derselbe nach seiner nunmehrigen Vollendung die Theilnahme der deutschen Lesewelt gewiß auch allseitig befriedigen. Die Redaction der Leipziger Zeitung äußerte sich: „Derselbe, eine Frucht wahrhaft eminenter historischer Studien, ein Zeugniß der edelsten deutschen Gesinnung, in der Form von vollendeter Meisterschaft, nimmt nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz ein, sondern dürfte auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen." Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben unveräußerlichen Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karte von Deutschland

und den angrenzenden Ländern bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest.

Mit genauer Angabe der Eisenbahnen.

Entworfen und gezeichnet

von

Henry Lange.

Neu revidirte Ausgabe.

Cartonnirt 1 Thlr.

Diese nach einer sehr zweckmässigen Projection entworfene und mit den neuesten Veränderungen versehene Karte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die gesammten mitteleuropäischen Staaten. Sie kann namentlich als zuverlässiger Reisebegleiter empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Indische Sprüche.

Uebersetzt von

Otto Böhtlingk.

In einer Blumenlese herausgegeben von seiner Schwester.

8. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.

Vorliegende Auswahl aus dem großen Werke des berühmten Orientalisten Otto Böhtlingk von der Hand seiner Schwester bietet die schönsten Perlen gnomischer Weisheit der Indier dar und wird gewiß in vielen Kreisen willkommen sein.

Durch die elegante Ausstattung eignet sich das Buch vorzüglich auch zu einem Geschenk für die gebildete Frauenwelt.

Ein neues illustrirtes Prachtwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben von

Karl Ruß.

Mit Illustrationen von Robert Kretschmer.

Gr. 8. In elegantem Umschlage 3 Thlr. Prachtvoll gebunden 4 Thlr.

Dieses neueste Werk von Karl Ruß bietet anmuthige und lebendige Schilderungen des einheimischen Naturlebens; es zeichnet sich durch genaue Beobachtung und gründliche Kenntniß sowie durch treue und liebevolle Auffassung der Natur in hervorragender Weise aus. Die sinnigen Schilderungen des Verfassers erhalten durch Robert Kretschmer's lebensfrische Illustrationen noch einen besonders fesselnden Reiz.

Das Werk verdient somit die Beachtung der Naturfreunde wie aller gebildeten Kreise als ein anregendes Unterhaltungsbuch. Bei seiner schönen typographischen und artistischen Ausstattung darf es als ein werthvolles, sicher willkommenes Festgeschenk empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache.

Von Dr. **Francesco Valentini.**

Sechste Auflage.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist Valentini's italienisches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutsche wie für Italiener, als eins der vorzüglichsten geschätzt. Wie fest sich das Werk in der Gunst des Publikums behauptet, zeigt das Erscheinen der vorliegenden sechsten Auflage. Durch den sehr billigen Preis wird die Anschaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der vierte Band. Derselbe enthält den Besuch der Provinz Rio grande do Sul, die Reisen von Rio de Janeiro nach Sao Pedro do Rio grande, von Rio grande do Sul nach Rosario, und von Rosario nach Catamarca.

Mit dem unter der Presse befindlichen fünften Bande wird das ebenso werthvolle als interessante Werk vollständig vorliegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 13. August 1868.

Ein neuer Band von Lingg's Epos „Die Völkerwanderung".

Die Völkerwanderung. Epische Dichtung von Hermann Lingg. Drittes Buch. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie gern möchten wir den Nipptischtalenten der Gegenwart, die sich in verbrauchten Gefühlenverzetteln, zurufen: Seht her, hier ist ein Riesenbau aus grandiosen Quadersteinen der Dichtung! Hier ist das Werk eines markigen Talents, welches den großen Gestalten der Geschichte gerecht zu werden weiß und ihnen ein unvergängliches Pantheon gründet! Hier ist ein unwidersprechlicher Beweis dafür, daß das Epos keineswegs in das alte Eisen der Poetik geworfen werden muß, sondern noch auftritt mit herzerschütterndem Vollklang, mit Größe und Majestät, daß der Roman es nicht zu verdrängen vermag, weil diesem der Adel der Form, der Lapidarstil, der sich in das Gedächtniß einprägt, die Kraft und Kühnheit dichterischer Darstellung fehlen.

Leider ist uns dies unmöglich gegenüber dem Werk eines Dichters, dessen Bedeutung wir erst jüngst in der Besprechung seiner neuen Gedichte warm anerkannten, gegenüber dieser historischen Reimchronik der Völkerwanderung, einem durchaus kunstlosen poetischen Gespinst, das nirgends haftet, sondern haltlos wie Altenweibersommer in den Lüften umherflattert, ein Gesang nach dem andern, nichts als schwebende Fäden, die zu haschen ermüdet. Wir haben uns über die Gestaltlosigkeit dieser ziellos ins Weite hinaussteuernden Säcularchronik mit ihren immer neuen Helden, die wie die Drachensaat des Kadmus aus der Erde schießen, dieser aneinandergehefteten Bilderbogen mit den fortwährenden Sprüngen über Raum und Zeit, über die durch die zahlreichen Vermittelungsglieder nothwendig hereinbrechende Prosa der Darstellung bereits bei der Beurtheilung der ersten Bände so eingehend ausgesprochen, daß uns hier nur übrigbleibt, die neuen, leider sehr zahlreichen Belege für unsere Kritik heranzuziehen, welche dieser dritte Band bietet.

In der That, es wäre zu verwundern, wenn der Pegasus des Dichters bei diesem steeple-chase über die Jahrhunderte nicht selbst ermüdete und statt der Funken, die er anfangs sprühte, sich nicht damit begnügte nur Staub aufzuwühlen. Spuren solcher Ermüdung sind in diesem dritten Buch nicht zu verkennen. Wenigstens treten uns dichterische Schönheiten, die uns für die rastlose Hetzjagd entschädigen könnten, noch seltener als früher entgegen.

Welch ein großes Stück Geschichte hat aber auch die Lingg'sche Muse in diesem Bande wieder heruntergearbeitet! Wie viele Epen, wie viele Trauerspiele für ein minder verschwenderisches Talent sind in diesen Blättern versteckt, welche von Lingg wie mit fieberischer Hast umgeblättert werden!

Der erste Gesang ist ein Kapitel aus der Geschichte der Franken, dessen Held Chlodwig ist. Wir bedürfen hier einer ganz neuen Exposition, denn die Handlung wendet sich nach den verschiedensten Seiten. Zuerst heirathen wir mit Chlodwig's Vater, Childerich, eine thüringische Prinzessin — denn wir brauchen nicht blos den Taufschein des Sohnes, sondern auch den Trauschein des Vaters —, ziehen mit gegen Syagrius, und begleiten nachher Chlodwig auf dem Brautzug gegen die Burgunden, auf welchem er sich seine Ehefrau Clotilde erobert; wir erfahren auch bald das Schicksal zweier Kinder aus dieser Ehe. Dann ziehen wir gegen die Alemannen, machen die Schlacht bei Zülpich mit und sehen, wie sich Chlodwig zum Christenthum bekehren läßt. Möglicherweise lassen sich drei Epopöen, die in diesem Gesang zusammengeschachtelt sind, aus demselben loslösen. Der Universalhistoriker braucht ebenso viele Seiten wie der Dichter, wenn er diesen reichhaltigen Stoff einigermaßen im Zusammenhang erzählen will. Wodurch unterscheidet sich nun der Dichter von dem Historiker? Etwa durch die ottave rime? Wie schwach diese Unterscheidung wäre, zeigen Verse wie die folgenden:

Der römische Patricier — der dem Frieden
Und seinen Künsten nur gelebt — sein Glück,
Die Götter hatten es zu schaun gemieden,
Es sank — und er erlag dem Weltgeschick.
In einer Schlacht ward Galliens Los entschieden,
Syagrius floh aus dem Kampf zurück,
Ward überliefert und nach wenig Tagen
Beim Siegesmahl von Chlodwig's Hand erschlagen.

Das ist gereimtes Bulletin, keine dichterische Darstellung. Derartige Strophen kommen häufig genug vor und können durch den einschmeichelnden Liebreiz der dreifach verschlungenen Reime nicht aus Messing in Gold verwandelt werden.

Da der Dichter aber doch die Verpflichtung fühlt, sich von dem Historiker nicht blos durch die äußere Form zu unterscheiden, so setzt er hier und da poetische Lichter auf und sucht auf die rasch vorüberziehenden Gestalten bisweilen den Zauberglanz einer Laterna-magica fallen zu lassen. Er schreibt poetische Initialen, wie die erste Strophe des ersten Gesangs:

Erschrecklich ist das Meer, das schauervolle,
Mit falschen Augen blickt's den Himmel an,
Als ob es tückisch ihn verschlingen wolle,
Das Meer ist selber ein Leviathan;
Die Blüten seiner unfruchtbaren Scholle
Sind Schaum, und seine Seele der Orkan,
Doch wird sein wild und schrankenlos Geflute
Beherrscht nur von der Freiheit und dem Muthe.

Der präludirende Vollklang solcher Strophen verschwindet indeß nur allzu bald gegen die dünne Stimmführung der Chronik. Ein weiteres Hülfsmittel dichterischer Darstellung ist dann die Ausführung dieser oder jener Situation en relief. Unter dieser getriebenen Arbeit befindet sich manches ansprechende Bild; doch löst es sich nicht los vom Grunde, da zu plastischer Durcharbeitung, zum monumentalen Charakter die Muße fehlt. Solche Reliefbilder sind „Chlodwig, den die römischen Winzer binden", „Clotilde, welche mit christlicher Gesinnung den Mörder ihres Vaters schützt und befreit", vor allem aber ein mythologisches Bild, die Auswanderung der altdeutschen Götter bei Chlodwig's Taufe. Wo es Fresken für solche Propyläen des Gedankens zu malen gilt, da hat der Pinsel Lingg's markige Farben, da taucht er dämmernde Gestalten mit einem leisen gespenstigen Zug in eine gewisse träumerische Glut; da zeigt sich's, daß sein Talent mehr für erhabene Gedankensymbolik geeignet ist als für plastisch klare und volle Gestaltung:

Der alten Heiden Seelen zogen aus
Aus ihren Bäumen, lange Wanderungen:
Die Götter noch bekränzt vom Opferschmaus,
Mit Mienen, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen.
Hier Odin selbst im Wanderhut voraus;
Dann Baldur, leuchtend in den Dämmerungen,
Die Götterfrau'n, die goldgelockumwallten,
Iduna's und der Hertha Huldgestalten.

Sie zogen fort aus ihren Buchen, Rüstern,
Aus ihren Eschen, Eichen fort, und weit
Hinweg von da; es war ein wispernd Flüstern
Und ein Sich-Suchen in der Dunkelheit;
Zuweilen fuhr ein Blitzstrahl aus dem düstern
Und fahlen Herbstgewölk als Weggeleit.
So kam der Zug bis hin zum Meergestade,
Daß man zur Ueberfahrt den Schiffer lade.

Den Fährmann weckt ein Pochen an der Thüre,
Sein Haus betritt in später Stunde Wer
Und ruft ihn, daß er heut noch überführe
Hinüber nach dem Inselland im Meer.
Er willfahrt, und da dünkt es ihm, er spüre,
Sein Nachen werde wie von vielen schwer,
Von vielen Menschen, die mit überfahren,
Doch keines einz'gen kann sein Blick gewahren.

Es glänzt der Mond, um seine Silberscheibe
Fliegt nebliges Gewölk herauf, herab,
Als ob es mit am Boote weiter treibe
Und theil an den darein Geladnen hab'!
Der Schiffer merkt, daß nichts von einem Leibe
Da war, was seinem Fahrzeug Schwere gab,
Und schaudernd sieht er bei des Windes Säuseln
Unheimlich sich die düstre Welle kräuseln;

Daß bis zum Borde schier die Welle randet,
So tief beschwert durchfährt sein Boot die Flut;
Und als er drüben nun am Ufer landet,
Da hört er deutlich und vernimmt es gut,
Wie laut auch um den Fels die Woge brandet,
Daß jener Fremdling mit dem grauen Hut
Die Unsichtbaren, welche mit ihm kamen,
Zu sich beruft und jeden nennt beim Namen.

Da klangen Namen, einige so traut,
Als ob die Sonne nach den Blumen frage,
Und andre klangen groß wie Donnerlaut;
Sie waren ihm bekannt aus mancher Sage,
Die Heldennamen. — Nun der Tag gegraut,
Hub sich das Boot, als ob es nichts mehr trage,
Und während frischer Wind die Segel schwoll,
Versank das Eiland in der Flut Geroll.

Einzelne Härten der Sprache, wie:

Sein Haus betritt in später Stunde Wer —
Und theil an den darein Geladnen hab' —

beeinträchtigen nur wenig den vollen, metallenen Guß dieser Verse. Bedenken erregt nur, daß sie eine Wiederholung desselben mythologischen Motivs sind, das bereits in den zwei ersten Büchern mehrfach, und stets unter besonderer Gunst der Muse, benutzt worden ist.

Chlodwig und die engelgleiche Clotilde verschwinden mit dem ersten Gesang wieder ebenso plötzlich, wie sie aufgetreten sind. Welches Bild behalten wir von der „Lieblichen, von Lockengold Umwallten?" Jedenfalls ein sehr verwaschenes; denn für diese Darstellungsweise wird jede Figur zu einer episodischen.

Der zweite und dritte Gesang führen uns zum Gothenkönig Theodorich nach Italien; sein Schiedsrichteramt über die deutschen Nationen, das Geschick des Boëthius und der Amalasuntha werden uns in flüchtig umrissenen Bildern vorgeführt. Der vierte und fünfte Gesang schildern die Thronrevolutionen des Vandalenreichs, welchem der Dichter seine besondern Sympathien zugewendet hat, den Sturz Hilderich's durch Gelimer, den Sturz des letztern und des ganzen Reichs durch Belisar und die Byzantiner. Im sechsten Gesang folgen wir dem wechselnden Kriegsglück in den Kämpfen zwischen den Byzantinern und Gothen in Italien, in denen sich auf der einen Seite Belisar und Narses, auf der andern Totilas und Tejas auszeichnen; der siebente Gesang führt uns zu den Longobarden und behandelt episch die Tragödie von Alboin und Rosamunde.

So rasch die Gestalten der Helden vorübergleiten,

ein Homer oder Shakspeare hätte ihnen doch eine schärfer ausgeprägte Physiognomie gegeben; er hat ja doch einen würdigen Agamemnon, einen redseligen gerenischen Nestor, einen schlauen Odysseus, einen edeln, feurig-tapfern Achill zu schildern verstanden! Doch diese Helden der Völkerwanderung sind nur gleichsam die höchsten schaumgekrönten Spitzen des allgemeinen Wogenschlags. Was sind sie anders als tapfer, eine Tugend, auf welche schon Rotteck in seiner „Weltgeschichte" geringes Gewicht legt, und die mindestens wegen ihrer allgemeinen Verbreitung bei den aufeinanderplatzenden Massen eine geringere Schätzung verdient. Tapfer ist Chlodwig, tapfer sind Hilderich und Gelimer, Totilas und Tejas, Belisar, Narses, Alboin — tapfer sind sie alle und gewaltthätig; es wäre eine wohlthuende Abwechselung, wenn der Dichter einmal einen Feigling geschildert hätte.

Da sich ganz Europa in eine große Arena für die Gladiatoren des Nordens verwandelt hatte, so sucht man in diesem Kampfgewühl nach irgendeinem Ruhepunkt in der innern Welt, nach Conflicten des Gedankens, der Empfindung, der Leidenschaft, um diesem Getümmel der Massen, diesem ewigen Anprall von Stoß und Gegenstoß zu entfliehen. Und in der That tauchen unter den Gestalten dieses dritten Buchs zwei auf, welche ein tieferes geistiges und psychologisches Interesse in Anspruch nehmen könnten, wenn der Dichter sie nicht in gewohnter Weise nur mit flüchtigen Umrissen skizzirt hätte.

Die eine dieser Gestalten ist Boëthius, ein Philosoph in dieser gedankenlosen Zeit der elementarischen Völkerbewegungen, den der Dichter gerade deshalb wie ein Gnadengeschenk des Himmels hätte hegen und pflegen müssen. Dem alternden Theodorich gegenüber, der noch dazu durch einen Mordanfall verbittert ist, übernimmt es Boëthius, einen Hochverräther Albinus zu vertheidigen, der ein Buch zum Preise der Republik geschrieben und dem Kaiser von Byzanz überschickt hatte. In dieser Rede, die im ganzen einen gewissen republikanischen Aufschwung athmet, finden sich leider Verse wie die folgenden:

Noch macht nicht das Gefühl der Schmach so mürbe,
Daß man nicht, statt zu dulden, lieber stürbe.

Triviale Gedanken in schleppend unschöner Form! Dem Freiheitsredner gegenüber weist Theodorich auf den Meuchelmord hin; der Mörder wird vorgeführt; Boëthius erkennt in ihm seinen Bruder; um ihn zu retten, erklärt er, derselbe sei nur von ihm gedungen worden. Boëthius wird in den Kerker geworfen, wo er einen Monolog von zwei Strophen hält, der von der Philosophie das hat, was ihre Gegner an ihr tadeln, die Unverständlichkeit:

Ich war dein Narr, Theodorich, ich prahlte
In meinem Dünkel mit dem hohen Glück,
Daß lange Zeit mich deine Gunst bestrahlte,
Doch etwas hielt ich streng in mir zurück,
Dem ich Tribut von jeder Freude zahlte:
Den nach dem Tod gewandten innern Blick,
Und endlich ist er nun so weit gedrungen,
Daß er den Kerker sieht, den er bezwungen.

Sieg' nun, Theodorich, siege! Deine Sünde
Schließ ganz Italien in dein Lehen ein,
Entwaffne, lösche Lichter oder zünde
Brandfackeln an, die Welt ist dein allein.
Rom wog die Schatten, zähle du die Gründe;
Denkweihe war Roms Gang, sein Grab ist dein;
Mich, wenn ich dieser Gruft entfliehen werde,
Mich decken Söhne zu mit Heimaterde.

Der „bezwungene Kerker" in der ersten Strophe ist ebenso unklar wie in der zweiten eine „Sünde, die Italien in ein Lehen einschließt", wie die „gewogenen Schatten" und „gezählten Gründe", wie „Roms Gang als Denkweihe" und die ganze poetische Chiffrensprache, zu der jeder Schlüssel fehlt. Es ist tadelnswerth, wenn die Dichter ihre Gedanken weit auseinanderzerren, damit sie die Leser mit größter Bequemlichkeit herunternudeln können; aber es gibt auch einen übertriebenen Lapidarstil, der gleichsam alle für das Verständniß nothwendigen Zwischensätze verschluckt hat und aus der Klarheit und Schönheit dichterischer Form herausfällt. In diesem Lapidarstil, dessen anscheinende Tiefe oft nur aus Katachresen der metaphorischen Darstellung hervorgeht, sind die obigen Lingg'schen Strophen geschrieben.

Im Kerker wird Boëthius von Amalasuntha besucht, der Tochter des Königs, die, wie wir aus drei Zeilen erfahren, auf einmal von einer tiefen Leidenschaft für den Römerhelden ergriffen worden ist:

Das Leben, ach! was ist es künftig mir?
Leb' wohl! Unmöglich ist es, dich zu retten,
Doch meine Thräne brennt auf deinen Ketten.

Boëthius benutzt die unerwartete Erscheinung der „sanft" sprechenden und „sanft nickenden" Amalasuntha, um sich für seine Söhne einen Gnadenbrief auszuwirken:

Sie nickte sanft und schwand hinweg mit leisen
Und raschen Schritten. Gleichen Tags den Tod
Erlitt Boëthius, den Tod des Weisen. —
Theodorich bereute.

Nach diesen kurzen inhaltschweren Mittheilungen erfahren wir noch in demselben Gesang den Tod Theodorich's, die Bedrängung Amalasuntha's durch die Vasallen:

. . . . ihr Geist erblickte
Mit Sorge der Empörung dräuend Nahn,
Es wich ihr Muth; die Gothenfürstin schickte
Zum Griechenkaiser, zu Justinian,
Sie bat um Hülf' und Rath. Der Grieche nickte.
Sie bot ihm ja dafür Italien an.
Schon war das Schiff für ihre Flucht gekommen,
Als sie verrathen ward und festgenommen.

Wieder ein Vers, der ein Muster lakonischer Kürze ist; die wichtigsten diplomatischen Verhandlungen, die tragische Schuld einer Fürstin, die den Erb- und Stammesfeind um Hülfe anfleht, das Frohlocken des östlichen Imperators, dem sich eine willkommene Handhabe bietet, den abendländischen Thron wieder aufzurichten, die Empörung der Großen, die beabsichtigte Flucht, die Gefangennehmung der Fürstin — das alles in acht Zeilen, deren melodische Seele freilich durch diese schwere Last geknickt wurde, die aber den trockensten Index durch die Gedrängtheit ihrer Inhaltsangabe beschämen! Ein Schritt weiter — und der epische Stil verwandelt sich in eine stumme, aber vielsagende Geberdensprache.

Amalasuntha wird gefangen gehalten in einer Inselburg des Volsiner Sees; Vitigis, den die Gothen wider seinen Willen zum König wählen, da er Amalasuntha liebt und für ihr Recht eintreten will, findet die Königin erwürgt; und nun zum Schluß ein voller melodischer Accord:

Der Thurm der Königin der Gothen
Ist längst versunken im Volsiner See,
Auf dunkler Welle wiegt sich bei den Booten
Die träge Wasserlilie, weiß wie Schnee;
Die Biene, kommt sie zu den Meliloten,
Enthaucht den Kelchen oft ein leises Weh,
In Wipfeln rauscht und um den Rest der Mauer
Ein Klageton und eine sanfte Trauer.

Dieser Gesang umfaßt den Stoff zu einem ganzen Epos, wenn der epische Stil mit seiner verweilenden Darstellung und nicht mit den Lakonismen der Chronik zur Geltung gebracht werden soll. Doch wenn der Dichter auch nur einen Gesang für diesen Stoff zu verwenden hatte: so ließ sich durch eine geschickte Gruppirung und Licht- und Schattengebung ein bei weitem eindrucksvolleres Gemälde gestalten. Die Compositionsweise Lingg's aber hat gleiches Licht für alles und weiß niemals das Interesse auf irgendeinen Punkt zu concentriren.

Hier mußte Boëthius im Mittelpunkt und im Vordergrund stehen; der Verfasser der „Consolatio philosophiae", der Römer und Günstling des Kaisers, konnte unserer Theilnahme hier so nahe gerückt werden, daß wir mit Spannung seinen Schicksalen folgten. Die pathetische Declamation zu Gunsten der Republik erklärt uns seinen Charakter nicht; denn wir vergessen keinen Augenblick, daß er ja zugleich der Günstling des Fürsten ist. Hier war eine psychologische Entwickelung geboten, hier konnte das philosophische Denken, über den Trümmerstätten der Weltgeschichte verweilend, uns sinnvoll anmuthend über den unaufhörlichen Tumult der drängenden Massen erheben. Bei Lingg finden sich zu alledem nur Anläufe und meistens nicht am rechten Ort. Er beginnt mit einer schönen Schilderung Ravennas und seines Pinienhains:

An Inseln bist du reich, an wundervollen,
O heilig Meer, an Felsengrotten auch;
Doch ganz scheint dir der Pinienwald entquollen,
Womit Ravenna schmückt dein Zauberhauch:
Da rauscht's in luft'gen Höhn wie Wogenrollen,
Das Sonnenlicht umspielt den Rosenstrauch,
Wie Perlen schön, und reicher noch und bunter,
Blüht als Mosaik Wiesenschmuck darunter.

Zuweilen rauscht's von eines Raben Schwingen,
Lacerten huschen an dem Weg vorbei,
Und wilde Rosse tummeln sich und springen,
Und schaun dich an, und schnauben stolz und frei.
Ja, hier ist etwas, das den Schmerz bezwingen,
Das Unglück lindern kann, wie groß es sei;
Den Herzen, welche schwer gelitten hatten,
Entweicht der Gram in dieser Bäume Schatten.

Weit draußen ruhn vergangner Größe Spuren,
Und fernher nur dringt noch ein Widerhall
Der Schlachten, die dereinst vorüberfuhren
Um Mauern, bald sich neigend zum Verfall.
Hier blühn in unversehrtem Schmuck die Fluren,
Hier singt im Lorberbusch die Nachtigall,
Und in dem Ernst der hohen Wipfel walten
Allein der Dichtung heilige Gestalten.

Das ist die erste Strophengruppe; die zweite entrollt ein Bild des goldenen Zeitalters, bis zu Strophe acht; die dritte bringt ein Gespräch zwischen Boëthius und Cassiodor. Wie diese Gruppen dastehen, fehlt jede Verknüpfung. Nähme der lustwandelnde Philosoph das Bild der friedlichen Landschaft in seine Seele auf, wären die Träume des goldenen Zeitalters, was so nahe liegt, Träume des Denkers, durch dies Bild hervorgerufen, knüpfte sich daran das Gespräch mit Cassiodor — wir hätten nicht auseinanderfallende Naturschilderungen und Reflexionen des über der Handlung schwebenden Dichters, sondern wir folgten dem innern Leben eines hervortretenden Helden mit wachsender Theilnahme. Nachdem uns nun das Gespräch mit Boëthius und Cassiodor auf die Vertheidigung des angeklagten Hochverräthers gespannt gemacht hat, schiebt sich eine neue Gruppe von Strophen dazwischen, welche unsere Spannung wach halten würde, wenn sie nicht auf einmal in einen ganz andern Gedankengang einlenkte. Theodorich reitet mit seinem Gefolge zur Jagd, ein mit anschaulichen und satten Farben epischer Darstellung ausgemaltes Bild; die Beschreibung der Jagd ist der Muse wohlgelungen, auch nicht das Interesse zersplitternd, da der sich an die Jagd knüpfende Mordanfall von großer Wichtigkeit für den Fortgang der Handlung ist. Doch bei der Rast erzählt Vitigis eine jener Göttersagen, die, wo sie auftauchen, zu den Edelsteinen der Lingg'schen Dichtung gehören, aber gerade durch den geheimnißvollen symbolischen Zug eine so fesselnde Wirkung ausüben, daß die nüchterne Chronik daneben gänzlich verblaßt. Unser Interesse ist von Boëthius abgelenkt. Es folgt wieder Fortgang der Handlung, wie wir ihn oben schilderten. Die Liebe der Fürstentochter zu dem Republikaner müßte, wenn sie unsere Theilnahme erregen sollte, doch anders als in vier Zeilen motivirt sein. Und dasselbe gilt von der Liebe des Vitigis. Durch diese Ueberladung mit Motiven, die nur angedeutet und nicht ausgebeutet werden, erhält die Darstellung etwas Schweres auf der einen, etwas Zerfahrenes auf der andern Seite. Der Dichter durfte sie entweder gar nicht verwenden, oder er mußte sie weiter ausführen. Damit aber die Gestalt des Boëthius die unverkümmerte Heldenschaft in diesen Gesang behaupte, konnte die ergänzende Erfindung des Dichters das spätere Los der Amalasuntha an ihre Neigung für Boëthius, an ihre Fürsprache für die Söhne des Römers knüpfen. Doch allem einheitlichen Zusammenhang, aller Abrundung des Gemäldes geht die Muse Lingg's wie mit einer gewissen Absichtlichkeit aus dem Wege.

Die zweite Gestalt von tragischer Bedeutung ist Belisar, der bei Lingg nur als treuer und guter Soldat erscheint. Hier war das thatenkräftige, sieggekrönte Imperatorenthum dem thatlos thronenden am Bosporus gegenüberzustellen; an diesem Feldherrn mußte die Versuchung herantreten; es waren Züge von Wallenstein in die große Gestalt hineinzumeißeln. Bei Lingg erscheint er nur als treuer Diener seines Herrn, der sich von der erhabenen Monarchin Theodora lebend und sterbend wie ein Sklave schelten und mishandeln läßt.

Die mehr dramatische Situation von Alboin und Rosamunde ist im letzten Gesang auch nicht zu voller Bedeutung herausgearbeitet; Fragmente des Dialogs, hart, eckig wie Felsentrümmer, sind auf den Weg der ottave rime gestreut, daß die zarten Strophen in ihrem anmuthig verschlungenen Reigen darüber stolpern müssen.

So unbefriedigt legen wir auch das dritte Buch der „Völkerwanderung" zur Seite, doppelt unbefriedigt, weil uns verheißungsvolle Lichtblicke des Talents immer von

neuem mahnten, daß wir das Werk eines echten Dichters in Händen hatten, ein Werk, das als Skizze, als Brouillon, ohne die nöthige Feile, ohne künstlerische Anordnung und Composition in die Welt hinausgeschickt wurde. Was wir an der sprachlichen Fassung in den frühern Gesängen tadelten, das bleibt auch noch in dem neuen Buche zu Recht bestehen; wir wandeln auch in Bezug auf Vers und Sprache oft über Stoppeln, statt über Blumenwiesen. Dann aber stoßen wir wieder auf einzelne Verse, in denen der knappe Stil von intensivem dichterischen Glanze leuchtet, auf einzelne Bilder, die man herausheben und besonders einrahmen möchte, weil sie von einem so eigenartigen Zauber der Darstellung funkeln, daß man meinen sollte, einem Talent, das sie zu schaffen vermöchte, müßte das Höchste gelingen. Wie eine Ode auf Afrika klingen die folgenden Strophen:

Gelb wie der Sand ist auch des Löwen Mähne,
Und regungslos liegt auf dem Fels der Bucht
Das Krokodil, das Panzer hat und Zähne,
Und welche Füße tragen all die Wucht!
Das Bild des Todes trägt die Nachtphaläne,
Und die Giraffe, wie bestimmt zur Flucht,
Die Antilope folgt der Straußenheerde,
Dem schwersten Flug das Flüchtigste der Erde.

Welch schöner Welttheil, wenn er fruchtbar wäre!
Doch ihn umfaßt ein reiches Perlenband,
Ihm sprießt an seinem Saum der Schmuck der Aehre,
Der Atlas streut mit alter Riesenhand,
Als Wächter am Gebiet der heißen Sphäre,
Aus seinen Flüssen Goldkorn in den Sand;
Den Schaft der hohen Dattelpalm' umwindet
Die Rebe, die hier nie den Frost empfindet.

Reich an Wendungen von unnachahmlicher dichterischer Prägnanz ist z. B. auch die Schilderung der vom Vesuv heruntersteigenden Gothen:

Der Thau quillt vom Gezweige der Kastanien,
Die Feuerrebe trunken hingelegt,
Und Lorber und wildblühende Geranien,
Und schweigende Cypressen unbewegt —
So athmet in der schwülen Nacht Campanien,
Das lachende, das sanft im Schose hegt
Den grollenden Titanen, dem die Rosen
Des Himmels blühn ums Haupt, dem schlummerlosen.

Durchs Dunkel flammt ein sterngleich helles Feuer,
Vom Scheitel des Vesuvs ein Höllenglühn,
Weit strahlend übers Meer, das Ungeheuer,
Die Tiefe donnert, Meteore sprühn;
Aus Kraterklüften schwarzes Felsgemäuer,
Mit Asche überdeckt, schaut kalt ins Blühn
Des Thals hinab; dort grünt noch die Agava,
Dort streift die Wolke grau durchs Grau der Lava.

Und da nun hier der Gothe weder Weiden
Noch Nahrung fand, wo kaum nur karges Moos
Und Gräser dünn verbrannte Strecken kleiden,
So ließ das ganze Heer die Pferde los
Und stieg dann den Vulkan, aus dessen Scheiden
Ein halberstickter Glutstrom sich ergoß,
Zum Meer hinunter in der schwarzen Hitze,
Wo Qualm ausdrang aus jeder Felsenritze.

Die Lorbern auf den Helmen wurden dürre,
Von Asche waren auf und auf bedeckt
Die Panzerhemde, Waffen und Geschirre,
Der Abgrund schien wie vor sich selbst erschreckt,
Es leuchteten die Schwerter in der Irre,
Vom Feuer aus den Kratern angeleckt.
Die Wächter auf dem Walle vor den Fahnen
Erblickten die Giganten und Titanen.

Doch die Einzelschönheiten vermögen nicht andauernde Theilnahme festzuhalten; die harte, unerbittliche Chronik treibt rastlos weiter hinein in dichterische Einöden, die kein anmuthiges Verweilen gestatten und sich ins Endlose dehnen.

Aus einem Widmungsgedicht an den König von Baiern, welches die augsburger „Allgemeine Zeitung" mittheilt, erfahren wir, daß das Epos mit dem dritten Buche abgeschlossen ist. Diese Nachricht war uns überraschend genug; denn wir konnten nicht ahnen, daß mit der Episode von „Alboin und Rosamunde" unsere Dichtung, noch dazu ohne alle weitere Perspectiven in die Zukunft der Völker, ein plötzliches Ende findet; sie konnte, nach der bisherigen Compositionsweise zu schließen, mit Grazie in infinitum fortgehen. Doch der unmotivirte Abschluß ist nur die nothwendige Consequenz der ganzen, am dünnsten Faden der Geschichte verlaufenden Säcularchronik, in welcher ein markiges und, wie einzelne Episoden zeigen, bedeutendes Talent uns, mit dem König Martin in „Tristan und Isolde" zu sprechen, Messing statt des Goldes bietet.

Rudolf Gottschall.

Neuere dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 32.)

10. Ein Haberfeldtreiben. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Arthur Müller. München, Dempwolff. 1866.

Wie alle dramatischen Arbeiten Arthur Müller's, so bekundet auch die vorliegende zugleich mit dem glücklichen Talent des Autors seine leichte und flüchtige Art, zu componiren und zu dialogisiren. Ist die Handlung mit keckem Geist frisch aus dem Volksleben herausgegriffen und im allgemeinen wirksam gestaltet, so büßt sie doch einigermaßen durch oberflächliche Anlage der Exposition und Motivirung derjenigen Charaktere ein, welche die eigentliche Katastrophe zu veranlassen und herbeizuführen haben.

Der Vorgang ist nachstehender: Resi, die Tochter des wohlhabenden Bauern Sebastian Marx, hat mehrere ländliche Bewerber zurückgewiesen und die Liebe eines städtischen Architekten Hardtmuth angenommen. Darüber ist besonders Georg, welcher der Resi sicher zu sein glaubte, aufgebracht, und in seiner Entrüstung bewegt er Lorenz, einen schon früher zurückgewiesenen Freier, nachts eine Leiter unter Resi's Fenster zu stellen und zu thun, als ob er am Morgen aus des Mädchens Kammer gestiegen. Obschon sich der Pfarrer und Hardtmuth für Resi's Unschuld verbürgen, will das Volk doch nicht daran glauben. Infolge dessen kommt es zwischen Hardtmuth und Georg zum Hader, wobei letzterer den

erstern mit seinem Messer niedersticht, nachdem er von diesem zu Boden geworfen worden ist.

Georg wird für dieses Attentat auf das Leben seines Nebenbuhlers verfolgt und eingezogen; seine Freunde aber wissen es inzwischen durchzusetzen, daß man ein Haberfeldtreiben veranstaltet und dabei Resi auf das schändlichste verklagt und verketzert, trotzdem sie sich im Bewußtsein ihres reinen Herzens tapfer diesem unsinnigen Verfahren gegenüberstellt und, die Hand zu einem am Hause stehenden Crucifix erhoben, mächtig ausruft: „Bei dem gekreuzigten Heiland und der Heiligen Jungfrau — hier hebe ich meine Hand zum Himmel und klage euch an vor Gott als ungerechte Richter!"

Im fünften Act kommt (hinter den Coulissen) die ganze Angelegenheit vor den Geschworenen zum Austrag. Der mürbe gemachte Georg bekennt, daß er und Lorenz die Verleumdung und das Haberfeldtreiben gegen Resi angestiftet; Resi's Ehre wird damit in voller Reinheit hergestellt und der versöhnliche Ausgang der ganzen Sache dadurch erzielt, daß Hardtmuth selbst um Gnade für Georg nachsucht und Resi von unbekannter Hand einen blühenden Myrtenkranz mit darangehängtem Zettel erhält: „Der Jungfrau Resi, an ihrem Hochzeitstag zu tragen. Das Haberfeldgericht."

Dieser Abschluß des Schauspiels befriedigt in jeder Beziehung. Resi, ihr Vater, ihre Mutter, die Magd Ursula, Georg's Mutter Margret sind überdies als gesunde und lebhaft gezeichnete Gestalten zu loben. Auch der Landrichter Lechner und Lienhuber sind anzuerkennende Charaktere. Georg und Lorenz dagegen erscheinen uns mit ihrem Lügengewebe und dem Haberfeldtreiben viel zu eilfertig und oberflächlich in die Handlung eingeschoben und ausgeführt. Hier hätte der Verfasser sorgsamer und gewissenhafter arbeiten müssen, um die Wucht und den Schwerpunkt der ganzen Handlung tiefer und gipfelnder festzustellen. Die Hauptsache des Stücks erweist sich fast nebensächlich, und durch diese Nachlässigkeit im Bau wird die ganze dramatische Construction ziemlich stark in ihrem künstlerischen Werthe herabgedrückt.

Mit der Diction ist es ähnlich. Der Text enthält viele wirklich schöne und poetische Stellen, die, aus dem Herzen und Munde des Volks geschöpft, wahrhaft ergreifen und hinreißend wirken. Andere sind unbedeutend und trivial. So ist an dem Ganzen künstlerische Durcharbeitung und Gleichmäßigkeit zu vermissen. Der talentvolle Autor nimmt die Sache zu leicht und verschleudert seine natürliche Begabung, wie uns bedünkt, weit unter dem Preise, den sie zu stellen berechtigt wäre.

11. **Vier Lustspiele für Bühne und Haus.** Von Janke Karola. Leipzig, Klinkhardt. 1866. 8. 15 Ngr.

Dramatisches Genie hat bei diesen kleinen Stückchen nicht zu Pathen gestanden; sie sind mit gutem Willen und redlichem Fleiß gemacht, gemacht im wahren Sinne des Wortes. Kein Hauch von Originalität ist an ihnen; sie bewegen sich auf der Heerstraße alltäglichster theatralischer Herkömmlichkeit.

„Der Neffe als Erbe" zeigt uns eine Frau Actuar Hiller, die von einem heimgegangenen Oheim 200000 Thaler zu erben meint, weil der letzte directe Erbe nicht aufzufinden ist. Sie beginnt auf eine alberne Weise die vornehme Frau zu spielen und weist hochnäsig einen Bewerber um die Hand ihrer Tochter zurück, bis sich ergibt, daß dieser der eigentliche und rechtmäßige Erbe ist.

„Kleine Neckerei oder die Eifersüchtigen" ist ein in meist holperigen Versen geschriebenes Schwänkchen, das zwischen einem Gutsbesitzer Fritz Frank und Dorchen, seiner Frau, spielt. Beide sind eifersüchtig, und jedes von ihnen verkleidet sich nun in diejenige Person, auf die es eifersüchtig ist. Die Entdeckung der Verkleidung und der Rolle, in der man sich gegenseitig während dieser Verkleidung zeigt, führt die schließliche Versöhnung herbei.

Um einen Begriff von der gebundenen Rede und dem Geist dieses Stückchens zu geben, stehe hier sein Schluß:

Fritz.

Mit Liebe werd' ich dich erquicken
Und handeln stets nach deinem Sinn,
An dich gedenken mit Entzücken,
Bis einst ich Staub und Asche bin.

Dorchen (ihm um den Hals fallend).

Du Schelm, dein Dorchen so zu verkennen,
Ist gar zu toll, ist gar zu blind.

Fritz (sie erkennend, entzückt).

Ist's möglich! Verblendet muß ich mich nennen!
Wie durchtrieben doch die Weiber sind!
Mein Dorchen, ich will fortan für dich leben,
Will sprechen, will handeln nach deinem Sinn.

Dorchen.

Dann wird uns Friede und Eintracht umgeben,
Denn treu sich lieben bringt nur Gewinn.

Man wird uns zugestehen, daß dieser Austrag sehr naiv und kindlich, und die Form, in der er geboten wird, wenig bedeutsam erscheint.

In „Studentenstreiche", einem Lustspiel in zwei Aufzügen, werden zwei, voraussichtlich glückliche Ehen dadurch zu Stande gebracht, daß einer der Freier, der Student Vogel, das Märchen von einem Räuberhauptmann erfindet, bei dessen Anblick sich alle Mädchen entsetzen und sterben. Vater Bürge und Mama Schwarz geben ihre Töchter schnell ihren Bewerbern, nur um sie vor dem sichern Tode zu retten.

Daß diese Erfindung sehr primitiver Art und der Komödie der Grönländer oder Lappen mehr als der der Deutschen angemessen wäre, wird man uns wol einräumen mögen.

„Mein Mann ist aus" erscheint in dieser kleinen Sammlung jedenfalls als das beste Erzeugniß, obschon auch dieses schwach genug in der Ausführung, und in der Erfindung wenig neu ist. Der Inhalt ist dieser: Friedrich Schotte und Amanda, ein junges Ehepaar, sind auf dem besten Wege sich infolge kleiner ehelicher Misverständnisse ernsthaft zu entzweien. Da zum Unglück — oder zum Glück kommt als deus ex machina ein verstrubelter Schneider zu Amanda und gibt einen ausgebesserten Rock ab, in dessen Tasche die bekümmerte Gattin nachstehendes Billetdoux findet: „Geliebter! Mein Mann ist aus, komme diesen Abend zu mir. Der Ring, ein Zeichen meiner Liebe, sagt dir: du bist mein! — A. S."

Amanda ist außer sich über diese Entdeckung, denn sie glaubt ihren Mann untreu und diese Untreue durch sein zerstreutes, nachlässiges Benehmen mehr als belegt. Mit den erschütternden Worten: „Zerrissen ist mein Herz und farblos liegt die Zukunft vor mir!“ stürzt sie ab, um nun den auftretenden Gatten dieselbe Situation durchmachen zu lassen. Schotte glaubt nämlich, daß seine Frau diese ihm zu Gesicht kommenden Zeilen geschrieben, und ist infolge dessen nicht weniger entrüstet und verzweifelt. Auch er meint, daß sich damit ihre in letzter Zeit bewiesene auffallende Kälte und Unruhe erklären lasse.

Beide Gatten gerathen nun in einer lebhaften Scene hitzig aneinander, bis schließlich der Schneider kommt und Rock und Brief zurückfordert, weil er sich in Etage und Adresse geirrt, worauf denn natürlich Aufklärung und Versöhnung erfolgt.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, diese Producte noch eingehender beurtheilen zu müssen. Fürs Haus mögen sie zur Noth zu verwenden gehen; für die Bühne jedoch sind sie ohne Zweifel in jeder Beziehung ungeeignet.

12. Liebe im Mai oder Calandrino im Fegfeuer. Komödie in fünf Acten von Hans Koester. Weimar, Böhlau. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Wie aus einer dem Stücke vorangestellten Widmung an Hofrath Dr. Adolf Schöll in Weimar hervorgeht, in der es heißt:

Da kamen zum Beschluß — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Aufs deutsche Lustspiel wir; und eifernd, wie du pflegst,
Wenn du im edeln Grimm dein zürnend Wort bewegst,
Schaltst du auf das Geschlecht der Schmeißen und der Fliegen,
Die den pariser Schmuz an unsre Wände trügen,
Wo Lüsternheit die Lust, und ohne Witz die Schärfe,
Statt des Humors Gemeinheit den ekeln Schatten werfe; —
Und wie die Worte du, so wälzt' ich neben dir
Im stillen gleich den Plan zu diesem Spiel in mir —

verdankt diese Komödie ihre Entstehung hauptsächlich der Absicht, der deutschen Bühne ein Drama zu liefern, das im Stande sei einen Wettkampf vermöge seiner Laune, seines Scherzes und seiner amusanten Handlung mit den verführerischen Arbeiten aufzunehmen, die von Paris her unausgesetzt bei uns eingebürgert werden und nicht wenig dazu beitragen, unter allerlei pikanten Einkleidungen die Begriffe von Sitte und Moral in unserm Publikum zu erschüttern. Hans Koester wollte ein Lustspiel schaffen, das heiter unterhalten, durch witzigen Dialog anziehen, durch drastische Charakteristik reizen und durch spannende Intrigue fesseln sollte.

Mit Freuden kann man bekennen, daß ihm, zum Theil wenigstens, gelungen ist, diesen Plan auszuführen. Die Diction ist durch manche glückliche Wendung, durch schlagende Einfälle und Humor gewürzt; unter den auftretenden Figuren sind einige voll Leben und Wirksamkeit, wie z. B. Pater Probus, Herr Budelamo und die beiden Junker Guido, sowie die Maler Buffalmacco und Calandrino, welcher letztere, der Falstaff unter den Malern, eine besonders ergötzliche und drollige Gestalt ist.

Um von dem Gesagten einen Beleg zu geben, wollen wir ein paar Scenen ausziehen. Ein beglückter Liebhaber, der eben von einem Stelldichein à la Romeo und Julia kommt, sieht sich genöthigt, um einige lästige Nebenbuhler von seiner Fährte zu verjagen, den Degen zu ziehen und im Dunkeln um sich zu fuchteln.

Junker Guido.

Mord! Mord! — Herr Budelamo, ach! seid doch,
Ich bitte, wenn Ihr aufsteht, so gefällig
Und tretet nicht darauf; — der grobe Mensch
Hat mir die Nase abgehaun! Was mein
Papa nur sagen wird, wenn ohne Nas'
Nach Haus ich komme!
(Am Boden suchend.)
Meine Nasenspitze!

Budelamo (vom Boden aus).

Sagt, ist er weg?

Guido.

Ja, beide — er und sie,
Der Mörder und die Nasenspitze, beide!
Ich bitt' Euch, helft mir suchen; — denkt nur, was
Papa für'n Schreck kriegt, komm' ich ohne Spitze!

Budelamo (indem er sich aufrichtet).

Nun Gott sei Dank, daß das vorüber ist! —
Heilige Barbara, ich glaube gar,
Ich hab' beim Fall'n die Schnalle mir am Gurt
Gesprengt. — Da ist sie.
(Hebt seinen Gurt auf.)

Guido.

Habt Ihr sie?

Budelamo.

Hier, Junker —
Und wenn Ihr wollt so gut sein, schnallt mir ihn,
Ihr wißt ja schon — zwei Löcher!

Guido
(indem er ihm den Gurt vor die Füße wirft).

Euern Gurt,
Wenn ich nach so was suche wie 'ner Nase!?
Eu'r Gurt — nennt Ihr das Menschenliebe, Herr?
Den werden Euch die Hunde schwerlich fressen.
Herr, aber meine Nase! Laßt Euch gürten
Von wem Ihr wollt, doch nicht von mir! — Ich bin
Ein guter Christ, der selten flucht; doch aber —
Wenn man mir so kommt — hol' der Teufel Euch
Sammt Euerm Gurt!

Budelamo (den Gurt aufhebend).

Die Nase könnt Ihr Euch
Noch immer heften lassen; aber wenn
Ich aus Façon mal fiel —

Guido.

Wollt Ihr's durchaus
Noch einmal hören: hol' der Teufel Euch
Und Euern Gurt! — Ach, was nur mein Papa
Sagt, wenn ich so ihm komme.
— — — — — — — — — — — —

Tessa.

Du Scheusal, willst du leugnen, daß du mir
Die Eh' versprochen hast?

Calandrino.

Ich dir die Ehe? —
Pah! Hast du Zeugen drauf?

Tessa.

Hier, diese Bäume.

Calandrino.

Citir' sie vor Gericht, und wenn sie zeugen,
Will ich dich nehmen, sonst nicht. — Diese Witwen!
Man kneipt sie in die Wangen, und sie nehmen's

erstern mit seinem Messer niedersticht, nachdem er von diesem zu Boden geworfen worden ist.

Georg wird für dieses Attentat auf das Leben seines Nebenbuhlers verfolgt und eingezogen; seine Freunde aber wissen es inzwischen durchzusetzen, daß man ein Haberfeldtreiben veranstaltet und dabei Resi auf das schändlichste verklagt und verketzert, trotzdem sie sich im Bewußtsein ihres reinen Herzens tapfer diesem unsinnigen Verfahren gegenüberstellt und, die Hand zu einem am Hause stehenden Crucifix erhoben, mächtig ausruft: „Bei dem gekreuzigten Heiland und der Heiligen Jungfrau — hier hebe ich meine Hand zum Himmel und klage euch an vor Gott als ungerechte Richter!“

Im fünften Act kommt (hinter den Coulissen) die ganze Angelegenheit vor den Geschworenen zum Austrag. Der mürbe gemachte Georg bekennt, daß er und Lorenz die Verleumdung und das Haberfeldtreiben gegen Resi angestiftet; Resi's Ehre wird damit in voller Reinheit hergestellt und der versöhnliche Ausgang der ganzen Sache dadurch erzielt, daß Hardtmuth selbst um Gnade für Georg nachsucht und Resi von unbekannter Hand einen blühenden Myrtenkranz mit darangehängtem Zettel erhält: „Der Jungfrau Resi, an ihrem Hochzeitstag zu tragen. Das Haberfeldgericht.“

Dieser Abschluß des Schauspiels befriedigt in jeder Beziehung. Resi, ihr Vater, ihre Mutter, die Magd Ursula, Georg's Mutter Margret sind überdies als gesunde und lebhaft gezeichnete Gestalten zu loben. Auch der Landrichter Lechner und Lienhuber sind anzuerkennende Charaktere. Georg und Lorenz dagegen erscheinen uns mit ihrem Lügengewebe und dem Haberfeldtreiben viel zu eilfertig und oberflächlich in die Handlung eingeschoben und ausgeführt. Hier hätte der Verfasser sorgsamer und gewissenhafter arbeiten müssen, um die Wucht und den Schwerpunkt der ganzen Handlung tiefer und gipfelnder festzustellen. Die Hauptsache des Stücks erweist sich fast nebensächlich, und durch diese Nachlässigkeit im Bau wird die ganze dramatische Construction ziemlich stark in ihrem künstlerischen Werthe herabgedrückt.

Mit der Diction ist es ähnlich. Der Text enthält viele wirklich schöne und poetische Stellen, die, aus dem Herzen und Munde des Volks geschöpft, wahrhaft ergreifen und hinreißend wirken. Andere sind unbedeutend und trivial. So ist an dem Ganzen künstlerische Durcharbeitung und Gleichmäßigkeit zu vermissen. Der talentvolle Autor nimmt die Sache zu leicht und verschleudert seine natürliche Begabung, wie uns bedünkt, weit unter dem Preise, den sie zu stellen berechtigt wäre.

11. **Vier Lustspiele für Bühne und Haus.** Von Janke Karola. Leipzig, Klinkhardt. 1866. 8. 15 Ngr.

Dramatisches Genie hat bei diesen kleinen Stückchen nicht zu Pathen gestanden; sie sind mit gutem Willen und redlichem Fleiß gemacht, gemacht im wahren Sinne des Wortes. Kein Hauch von Originalität ist an ihnen; sie bewegen sich auf der Heerstraße alltäglichster theatralischer Herkömmlichkeit.

„Der Neffe als Erbe“ zeigt uns eine Frau Actuar Hiller, die von einem heimgegangenen Oheim 200000 Thaler zu erben meint, weil der letzte directe Erbe nicht aufzufinden ist. Sie beginnt auf eine alberne Weise die vornehme Frau zu spielen und weist hochnäsig einen Bewerber um die Hand ihrer Tochter zurück, bis sich ergibt, daß dieser der eigentliche und rechtmäßige Erbe ist.

„Kleine Neckerei oder die Eifersüchtigen“ ist ein in meist holperigen Versen geschriebenes Schwänkchen, das zwischen einem Gutsbesitzer Fritz Frank und Dorchen, seiner Frau, spielt. Beide sind eifersüchtig, und jedes von ihnen verkleidet sich nun in diejenige Person, auf die es eifersüchtig ist. Die Entdeckung der Verkleidung und der Rolle, in der man sich gegenseitig während dieser Verkleidung zeigt, führt die schließliche Versöhnung herbei.

Um einen Begriff von der gebundenen Rede und dem Geist dieses Stückchens zu geben, stehe hier sein Schluß:

Fritz.

Mit Liebe werd' ich dich erquicken
Und handeln stets nach deinem Sinn,
An dich gedenken mit Entzücken,
Bis einst ich Staub und Asche bin.

Dorchen (ihm um den Hals fallend).

Du Schelm, dein Dorchen so zu verkennen,
Ist gar zu toll, ist gar zu blind.

Fritz (sie erkennend, entzückt).

Ist's möglich! Verblendet muß ich mich nennen!
Wie durchtrieben doch die Weiber sind!
Mein Dorchen, ich will fortan für dich leben,
Will sprechen, will handeln nach deinem Sinn.

Dorchen.

Dann wird uns Friede und Eintracht umgeben,
Denn treu sich lieben bringt nur Gewinn.

Man wird uns zugestehen, daß dieser Austrag sehr naiv und kindlich, und die Form, in der er geboten wird, wenig bedeutsam erscheint.

In „Studentenstreiche“, einem Lustspiel in zwei Aufzügen, werden zwei, voraussichtlich glückliche Ehen dadurch zu Stande gebracht, daß einer der Freier, der Student Vogel, das Märchen von einem Räuberhauptmann erfindet, bei dessen Anblick sich alle Mädchen entsetzen und sterben. Vater Bürge und Mama Schwarz geben ihre Töchter schnell ihren Bewerbern, nur um sie vor dem sichern Tode zu retten.

Daß diese Erfindung sehr primitiver Art und der Komödie der Grönländer oder Lappen mehr als der der Deutschen angemessen wäre, wird man uns wol einräumen mögen.

„Mein Mann ist aus“ erscheint in dieser kleinen Sammlung jedenfalls als das beste Erzeugniß, obschon auch dieses schwach genug in der Ausführung, und in der Erfindung wenig neu ist. Der Inhalt ist dieser: Friedrich Schotte und Amanda, ein junges Ehepaar, sind auf dem besten Wege sich infolge kleiner ehelicher Misverständnisse ernsthaft zu entzweien. Da zum Unglück — oder zum Glück kommt als deus ex machina ein verstrubelter Schneider zu Amanda und gibt einen ausgebesserten Rock ab, in dessen Tasche die bekümmerte Gattin nachstehendes Billetdoux findet: „Geliebter! Mein Mann ist aus, komme diesen Abend zu mir. Der Ring, ein Zeichen meiner Liebe, sagt dir: du bist mein! — A. S.“

Amanda ist außer sich über diese Entdeckung, denn sie glaubt ihren Mann untreu und diese Untreue durch sein zerstreutes, nachlässiges Benehmen mehr als belegt. Mit den erschütternden Worten: „Zerrissen ist mein Herz und farblos liegt die Zukunft vor mir!“ stürzt sie ab, um nun den auftretenden Gatten dieselbe Situation durchmachen zu lassen. Schotte glaubt nämlich, daß seine Frau diese ihm zu Gesicht kommenden Zeilen geschrieben, und ist infolge dessen nicht weniger entrüstet und verzweifelt. Auch er meint, daß sich damit ihre in letzter Zeit bewiesene auffallende Kälte und Unruhe erklären lasse.

Beide Gatten gerathen nun in einer lebhaften Scene hitzig aneinander, bis schließlich der Schneider kommt und Rock und Brief zurückfordert, weil er sich in Etage und Adresse geirrt, worauf denn natürlich Aufklärung und Versöhnung erfolgt.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, diese Producte noch eingehender beurtheilen zu müssen. Fürs Haus mögen sie zur Noth zu verwenden gehen; für die Bühne jedoch sind sie ohne Zweifel in jeder Beziehung ungeeignet.

12. Liebe im Mai oder Calandrino im Fegfeuer. Komödie in fünf Acten von **Hans Koester**. Weimar, Böhlau. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Wie aus einer dem Stücke vorangestellten Widmung an Hofrath Dr. Adolf Schöll in Weimar hervorgeht, in der es heißt:

Da kamen zum Beschluß — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Aufs deutsche Lustspiel wir; und eifernd, wie du pflegst,
Wenn du im edeln Grimm dein zürnend Wort bewegst,
Schaltst du auf das Geschlecht der Schmeißen und der Fliegen,
Die den pariser Schmuz an unsre Wände trügen,
Wo Lüsternheit die Lust, und ohne Witz die Schärfe,
Statt des Humors Gemeinheit den ekeln Schatten werfe; —
Und wie die Worte du, so wälzt' ich neben dir
Im stillen gleich den Plan zu diesem Spiel in mir —

verdankt diese Komödie ihre Entstehung hauptsächlich der Absicht, der deutschen Bühne ein Drama zu liefern, das im Stande sei einen Wettkampf vermöge seiner Laune, seines Scherzes und seiner amusanten Handlung mit den verführerischen Arbeiten aufzunehmen, die von Paris her unausgesetzt bei uns eingebürgert werden und nicht wenig dazu beitragen, unter allerlei pikanten Einkleidungen die Begriffe von Sitte und Moral in unserm Publikum zu erschüttern. Hans Koester wollte ein Lustspiel schaffen, das heiter unterhalten, durch witzigen Dialog anziehen, durch drastische Charakteristik reizen und durch spannende Intrigue fesseln sollte.

Mit Freuden kann man bekennen, daß ihm, zum Theil wenigstens, gelungen ist, diesen Plan auszuführen. Die Diction ist durch manche glückliche Wendung, durch schlagende Einfälle und Humor gewürzt; unter den auftretenden Figuren sind einige voll Leben und Wirksamkeit, wie z. B. Pater Probus, Herr Budelamo und die beiden Junker Guido, sowie die Maler Buffalmacco und Calandrino, welcher letztere, der Falstaff unter den Malern, eine besonders ergötzliche und drollige Gestalt ist.

Um von dem Gesagten einen Beleg zu geben, wollen wir ein paar Scenen ausziehen. Ein beglückter Liebhaber, der eben von einem Stelldichein à la Romeo und Julia kommt, sieht sich genöthigt, um einige lästige Nebenbuhler von seiner Fährte zu verjagen, den Degen zu ziehen und im Dunkeln um sich zu fuchteln.

Junker Guido.

Mord! Mord! — Herr Budelamo, ach! seid doch,
Ich bitte, wenn Ihr aufsteht, so gefällig
Und tretet nicht darauf; — der grobe Mensch
Hat mir die Nase abgehaun! Was mein
Papa nur sagen wird, wenn ohne Nas'
Nach Haus ich komme!
(Am Boden suchend.)
Meine Nasenspitze!

Budelamo (vom Boden aus).

Sagt, ist er weg?

Guido.

Ja, beide — er und sie,
Der Mörder und die Nasenspitze, beide!
Ich bitt' Euch, helft mir suchen; — denkt nur, was
Papa für'n Schreck kriegt, komm' ich ohne Spitze!

Budelamo (indem er sich aufrichtet).

Nun Gott sei Dank, daß das vorüber ist! —
Heilige Barbara, ich glaube gar,
Ich hab' beim Fall'n die Schnalle mir am Gurt
Gesprengt. — Da ist sie.
(Hebt seinen Gurt auf.)

Guido.

Habt Ihr sie?

Budelamo.

Hier, Junker —
Und wenn Ihr wollt so gut sein, schnallt mir ihn,
Ihr wißt ja schon — zwei Löcher!

Guido
(indem er ihm den Gurt vor die Füße wirft).

Euern Gurt,
Wenn ich nach so was suche wie 'ner Nase!?
Eu'r Gurt — nennt Ihr das Menschenliebe, Herr?
Den werden Euch die Hunde schwerlich fressen.
Herr, aber meine Nase! Laßt Euch gürten
Von wem Ihr wollt, doch nicht von mir! — Ich bin
Ein guter Christ, der selten flucht; doch aber —
Wenn man mir so kommt — hol' der Teufel Euch
Sammt Euerm Gurt!

Budelamo (den Gurt aufhebend).

Die Nase könnt Ihr Euch
Noch immer heften lassen; aber wenn
Ich aus Façon mal fiel —

Guido.

Wollt Ihr's durchaus
Noch einmal hören: hol' der Teufel Euch
Und Euern Gurt! — Ach, was nur mein Papa
Sagt, wenn ich so ihm komme.
— — — — — — — — — — — —

Tessa.

Du Scheusal, willst du leugnen, daß du mir
Die Eh' versprochen hast?

Calandrino.

Ich dir die Ehe? —
Pah! Hast du Zeugen drauf?

Tessa.

Hier, diese Bäume.

Calandrino.

Citir' sie vor Gericht, und wenn sie zeugen,
Will ich dich nehmen, sonst nicht. — Diese Wittwen!
Man kneipt sie in die Wangen, und sie nehmen's

Gleich für 'nen Heirathsantrag. — Alte Dame,
Nach Tisch fragt wieder vor! —
— — — — — — — — — — —

Buffalmacco.
Du wolltest mir erzählen —

Calandrino (etwas berauscht).
Ja, Brüderchen, dir hätt' ich's auch gegönnt;
Doch einer, heißt's im Sprichwort, hat den Segen. —
Und das woll'n Freier sein? Ich sag' dir, Eulen —

Buffalmacco.
Und hypochondre Affen! So viel weiß ich,
Nun möcht' ich's weiter wissen.

Calandrino.
Die Geschichte?

Buffalmacco.
Von der du sprachst.

Calandrino.
Wohl — doch laß mich erst aufstehn.

Buffalmacco.
Wozu?

Calandrino.
Betrachte mich; ich bin ein Mann —
Ein wohlgesetzter Mann?

Buffalmacco (zieht ihn auf die Bank).
Gesetzt wärst du,
Ohn' Zweifel wohlgesetzter als wohlstehend.

Calandrino.
Stich nicht mit Silben. Hast du nichts gemerkt?

Buffalmacco.
Was und an wem?

Calandrino.
Am Fräulein, Buffalmacco.
Und was — ist auch heraus.

Buffalmacco.
Was ist heraus?

Calandrino.
Es ist mir zugefallen, Brüderchen;
Nicht mein Verdienst, weiß Gott — die pure Gnade.
Erst spann sie leise um mich her wie'n Kätzchen,
Das Sahne naschen möcht', und streifte mich
Bald mit dem Kleid, bald mit dem Ellenbogen;
Drauf ward's ein Seufzen; ich blieb kalt wie Marmor;
Da ward das Seufzen ein Orkan an Stöhnen
Und — schilt mich, wenn du's Herz hast — vom Gestöhne
Ward es mir angethan; die Decke brach
Wie Eis beim Thauwind.

Buffalmacco.
Geh, du bist ein Narr.

Calandrino.
Ich sag' es dir, die Weiberaugen haben
Für Männerschönheit ein gerechter Urtheil
Als eines Künstlers Neid. Die Dignität,
Sagt Cicero, geht noch der Schönheit vor;
Nun zeig' mir in Italien einen Mann,
Der meinen Gurt zur Hälfte füllen möge!
— — — — — — — — — — — —

Mit folgendem „Liebeslied vom Kater" rühmt sich Calandrino, alle weiblichen Herzen zu besiegen:

Schieb deinen Riegel vor die Thür,
Dein Kater geht zu Kindelbier;
Miau! Miau!
Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Vor Liebe sprüht in Funken hell
Ihm durch die Nacht sein Katerfell;
Miau! Miau!
Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Und wie des Wächters Hund auch knurrt,
Sitzt unterm Fenster er und schnurrt:
Miau! Miau!
Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Der Wind, der weht; sein Bart, der steht;
Die Nacht vergeht; dein Kater fleht:
Miau! Miau!
Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Auf, öffne mir die Kammerthür,
Dein Calandrino steht dafür;
Miau! Miau!
Bei Nacht ist auch dein Kater grau!

Natürlich ist der Freßsack Calandrino im Irrthum und das Edelfräulein, dem aller Bewerbung gilt, nicht in ihn verliebt. Um sich aber einen Spaß zu machen, geht man auf seine Narrheit ein, und da der Vater jener Schönen den Begünstigten hinter seinem Rücken sucht, um ihn zu züchtigen, so veranlaßt man Calandrino in seiner Betrunkenheit, sich in eine Cisterne zu verstecken. Als er dann später erwacht, redet man ihm ein, er sei gestorben und im Fegfeuer.

Das ist ein Hauptspaß der Komödie, deren eigentlicher Inhalt jedoch darin besteht, daß die Tochter des Grafen Santa-Fiore sich heimlich gerade mit dem Mann verheirathet hat, der ihr vom Vater bestimmt war und welcher, allen unbekannt, in der Maske eines Malers sich eingeführt. Während Graf Santa-Fiore diesen Maler also verwünscht und verfolgt, weil er seine Absichten durch ihn verhindert glaubt, muß er endlich erfahren, daß sie durch ihn in beste Erfüllung gegangen.

Dieser Vorwurf ist, abgesehen davon, daß er nicht sehr neu und überraschend genannt werden darf, für fünf Acte auch zu klein und unbedeutend. Mehr Erfindung für die Intrigue ist das am meisten zu Wünschende für das Stück, das im übrigen bei flink ineinandergreifender und behäbiger Darstellung immerhin Erfolg haben dürfte. Es ist ein Lustspiel im romantischen, sich an Shakspeare's Genius anlehnenden Genre, wie es von Immermann, Friedrich Halm, Grillparzer und einigen andern Dramatikern mehrfach, freilich beinahe stets noch ohne allgemeine durchschlagende Wirkung versucht worden ist. Ob dieser Versuch sich bessere Aufnahme zu erwerben im Stande, käme auf eine Probe an, der es unter allen Umständen verlohnen möchte.

Feodor Wehl.

Zur Kaisergeschichte Frankreichs.

Frankreich und die Franzosen. Von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Sacco Nachfolger. 1868. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels hat schon früher als Literarhistoriker und Romandichter gewisse Theile der französischen Geschichte bearbeitet.*) Er lebte, soviel wir wissen, selbst längere Zeit in Frankreich und hat daher ohne Zweifel das Land und seine Bewohner durch eigene Anschauung von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Was nun zunächst den Titel des uns vorliegenden Werks, „Frankreich und die Franzosen", anbetrifft, so verspricht derselbe, da ihm dem Zeitmomente nach keinerlei Begrenzung hinzugefügt ist, genau genommen mehr, als der sachliche Inhalt des Buchs gewährt. Der Autor behandelt nämlich die Geschichte Frankreichs nur von dem Jahre 1848 an, indem er vornehmlich die Zeit des zweiten Kaiserreichs ins Auge faßt. Er verfolgt aber dabei nicht immer, wie es Schopenhauer mit Recht dem wahren Historiker zur Pflicht macht, die individuellen Begebenheiten genau nach dem Leben, wie sie an den vielfach verschlungenen Ketten der Gründe und Folgen sich in der Zeit entwickeln, sondern er gibt uns ein Bild von dem jetzigen Frankreich und den jetzt lebenden Franzosen, indem er verschiedene, allerdings bedeutsame Entwickelungsphasen aus dem großen Ganzen herausgreift und dieselben dann in einer gefälligen und leichten Essaymanier bespricht. Aus diesem Grunde ist er in der That mehr ein geschichtlicher Porträt- und Generemaler als ein wirklicher Historienmaler der Nation, die sich brüstet, „an der Spitze der Civilisation zu marschiren".

Was indessen den historisch-politischen Standpunkt des Verfassers anlangt, so verschmäht es der letztere, dem Rathe J. Scherr's folgend, die Maske einer „angeblichen Objectivität" vorzustecken, welche die diplomatische Historiographie „zusammengeleimt" hat, um damit die wahren Züge ihrer Geschichtsmuse Unkundigen zu verbergen, — ihrer Geschichtsmuse, welche aus der Familie des „scharlachenen Weibes" stammt. Er hat Kränze bereit für den „demokratischen Geist", dessen Dasein in Frankreich seit der Revolution von 1789 ihm unzweifelhaft erscheint, und er brandmarkt unbarmherzig den „aristokratischen Geist", welcher danach strebt, „die Herrschaft der bevorzugten Gesellschaftsklassen zu sichern". Es sei fern von uns, mit diesen Bemerkungen unserm Autor einen Vorwurf zu machen; denn wir sind überzeugt, daß die Zeit vorbei ist, wo man einen Geschichtschreiber in allgemeinen Miscredit bringen konnte durch die Behauptung oder auch durch den Nachweis, daß er seinen Gegenstand von dem Standpunkte einer bestimmten Tendenz oder einer gewissen Partei aus behandelt habe. Die sogenannte wissenschaftliche Objectivität und angebliche Freiheit des Urtheils in der Geschichtschreibung, welche ängstlich das Hinneigen zu irgendeiner Parteistellung vermied, ist in Wahrheit meistens nur das Resultat einer farblosen Charakterlosigkeit, die nicht den Muth besitzt, den „in maßgebenden Kreisen" herrschenden Ansichten mit der vollen Kraft einer unerschütterlichen Ueberzeugungstreue entgegenzutreten. Die wahre Geschichtschreibung erfüllt vielmehr nur dann ihren ethischen Beruf und ihre hohe Bestimmung, wenn sie, unbekümmert um Beifall oder Tadel, mögen diese aus den höhern oder aus den niedern Schichten der Gesellschaft kommen, überall „als eine Weckerin und Warnerin, als eine Richterin und Rächerin, als eine rückwärts deutende, aber vorwärts schreitende Prophetin die Menschheit auf ihrer leidvollen und dennoch glorreichen Bahn zu geleiten" bestrebt ist. Und in dieser Hinsicht ist Schmidt-Weißenfels von seinem Standpunkte aus redlich bemüht gewesen, auf Grund eigener Forschung und mit Benutzung der Arbeiten anderer das gegenwärtige Frankreich möglichst getreu und mit scharfen Pinselstrichen zu skizziren.

Der erste Band des Schmidt'schen Werks umfaßt 318 Seiten und behandelt in fünf Abschnitten, deren innerer Zusammenhang entschieden nur als ein loser zu bezeichnen ist, folgende Themata: 1) das Kaiserreich und die französische Gesellschaft; 2) den politischen Geist in Frankreich; 3) das kirchliche und religiöse Leben; 4) die wissenschaftlichen Zustände; 5) die Provinzen und Paris.

In dem ersten Abschnitte erklärt der Verfasser, daß die Reformation und die Revolutionen von 1789 und 1848 durch eine und dieselbe Kraft hervorgerufen seien. Diese Kraft definirt er näher als den „revolutionären Gedanken" oder als die „revolutionäre Idee", welche, nach seiner Ansicht, seit drei Jahrhunderten sichtbarlich arbeitet und sich ausbreitet, welche mehr und mehr die Geister der civilisirten Völker an sich fesselt, und deren weltgeschichtliche Bedeutung darin besteht, daß sie „das im Volke selbst geborene und auferzogene Evangelium der Freiheit, der Menschenwürdigkeit, der Vernünftigkeit des Daseins aller und zugleich jedes einzelnen" zu verwirklichen bestrebt ist. Für Schmidt-Weißenfels ist die revolutionäre Idee „eine neue Religion", und er gibt sich der Hoffnung hin, daß das, „was jetzt Idee ist, am Ende doch noch einmal Wahrheit wird". Allerdings meint unser Autor, daß der ideelle Gehalt einer stürmischen Zeit von denen, die sie erleben, mehr geahnt als verstanden wird; und so erklärt er es sich, daß die französische Republik von 1848, ebenso wie die von 1792, in ein napoleonistisches Kaiserthum endigen konnte. Nachdem er ein allgemeines Bild von Frankreich zur Zeit der Wahl Ludwig Napoleon's gegeben und die von der französischen Nation dabei begangenen Fehler aufgedeckt hat, schildert er die napoleonistischen Ideen und Tendenzen und kommt zu dem Schlusse, daß dieselben nichts mehr und nichts weniger bedeuten als den Cäsarismus, d. h. eine Regierungsform, die scheinbar auf demokratischen Grundlagen beruht, in Wahrheit aber der vollendete Absolutismus ist. Der Verfasser charakterisirt den Kaiser, seine Familie und die ihm nahestehenden Persönlichkeiten, wie z. B. die Prinzessin Mathilde, Persigny, Walewski, Flahaut u. a., in

*) Wir nennen hier seine literarhistorischen Werke: „Frankreichs moderne Literatur" (2 Bde., 1856) und „Geschichte der französischen Revolutionsliteratur" (1859), sowie seine historisch-politischen Romane: „Polignac" (2 Bde., 1866) und „Hinter Schloß und Riegel" (1866).

der pikantesten Weise, er kritisirt das Staatsbeamtenwesen, den Militäradel, die Gesellschaft der Parvenus (Laguerronnière, die Cassagnacs) und die „goldene Jugend" des zweiten Empire überhaupt, und schließt den ersten Abschnitt des ersten Bandes mit einer lebendigen Darstellung der allgemeinen Einwirkungen des Imperialismus auf die Industrie, die Geschäfte, die Familie, die Sitten, die Intelligenz, das Finanzwesen (Mirès, Pereire) und das gesellige Leben der Franzosen, vor allem der Pariser. Nachdem er dem Finanzkönige Pereire und dessen Credit mobilier einige Seiten gewidmet hat, läßt er sich also vernehmen:

Louis Philipp war der Vertreter einer natürlichen Gesellschaftsklasse, die sich nach dem Sturz der Aristokratie und deren Bevorzugung zur Herrschaft im Staate für wohlberechtigt hielt. Louis Napoleon repräsentirt aber nichts als die Gewalt gegen alle. Und während unter dem Julikönigthum die Selbstsucht der Bourgeoisie ihre geistigen Blüten trieb, ohne zu begreifen, daß die sociale Fäulniß, welche durch die Rechtlosigkeit der niedern Klassen entstand, allgemeine Wirkungen ausüben mußte, spielt der Imperialismus keine andere Rolle, als daß er die sich einstellende allgemeine Stockung durch künstliche Belebungen zu heben glaubt.... Die moralischen Bedingungen der Gesellschaft beruhen in der Familie, in der Freiheit des öffentlichen Geistes, in dem Streben nach großen Idealen. Das Kaiserreich hat dies Streben den Geistern entrissen, denn seine Ideale sind niedrig; es hat endlich den Begriff der Familie durch die Verführung zur Sinnlichkeit, zu Luxus und Verschwendung in Frankreich fast vernichtet.... Die politesse française scheint, wie der höhere Sinn, wie das ideale Streben, wie die Schöpfungskraft, ausgestorben. Dem Verfall der Sitten, der Kunst, der Wissenschaft, der Geselligkeit schließt sich ganz folgerichtig der Verfall der Salons, der geselligen Unterhaltung an. An Stelle des Esprit, der Grazie, der Phantasie sind Börse, Theaterklatsch, Sport und Turf die Gegenstände der Gespräche geworden.

Während Schmidt-Weißenfels in dem ersten Abschnitte die Zustände des Kaiserreichs und der französischen Gesellschaft mehr im allgemeinen bespricht, geht er in den folgenden Abschnitten genauer auf die Details dieser Verhältnisse ein. Hier aber nimmt er es, nach unserer Ansicht nicht mit Recht, als eine keines Beweises bedürftige Thatsache an, daß „der politische Geist in Frankreich ein wesentlich demokratischer sei", und sucht nun im zweiten Abschnitte darzuthun, daß dieser Geist nicht vollständig zum Durchbruche und zur Herrschaft gelangt sei, weil die Franzosen stets von ihren Regierungen entweder betrogen oder „vergewaltigt" worden seien und damit das Recht erhalten hätten, die Revolution in Permanenz zu erklären. Eine solche Beweisführung, mögen ihre Motive so gut und human sein, wie sie wollen, scheint uns unter allen Umständen gesucht und unnatürlich. Außerdem sind in dem zweiten und vierten Abschnitte manche Dinge enthalten, welche in einem in „Unsere Zeit" (Neue Folge, III. 1., 435 fg. und 695 fg.) unter dem Titel „Frankreichs volkswirthschaftliche Zustände" veröffentlichten Aufsatz in ausführlicherer und gründlicherer Weise behandelt sind. Um das Verhältniß der jetzigen imperialistischen Herrschaft zu dem politischen Geiste in Frankreich zur richtigen Erkenntniß zu bringen, untersucht unser Autor zweierlei Fragen: einmal, ob das Kaiserreich wirklich der Ausdruck dieses Geistes sein kann; dann, ob es so beschaffen ist, daß der politische Geist in Frankreich unter ihm zur freien Wirksamkeit und damit zum segensreichen, reformirenden Einfluß auf die Einrichtungen des Staats gelangt. Selbstverständlich verneint Schmidt-Weißenfels beide Fragen; nach seiner Ansicht richten sich die Ziele der französischen Demokratie immer mehr auf die Vertiefung der demokratischen Grundsätze, die im Gegensatz zu den Principien des Cäsarismus immer klarer und deutlicher hervortreten und die Selbstverwaltung der Gemeinden als die einzige Garantie der staatlichen Freiheit erstreben.

In den letzten Jahren ist der Glaube an die Unfehlbarkeit Napoleon's III. bedeutend erschüttert worden, selbst in Kreisen, die dem Kaiserthum entschieden ergeben sind.

Der große Herrscher, dessen Wille an sich allein eine zweite Vorsehung auf Erden war, dessen kräftiger Anstoß aus Paris die Hauptstadt des Vergnügens, und aus dem bis zur Willkür freien Frankreich, wie der Kaiser selbst beim großen Ausstellungsfeste es nannte, das Paradies des Credits und der Speculation gemacht hatte, dessen Kopfnicken eine Bürgschaft des allgemeinen Friedens und dessen Stirnrunzeln eine sichere Prophezeiung des Krieges war — dieser sichtbare Vertreter der Allmacht auf Erden, an den alle Börsen wie an einen Gott und alle Kramladen wie an ein Orakel glaubten, er schien nach Mexico und nach Königgrätz und Luxemburg mit einmal der ganz ergebenen Kammermajorität der Fähigkeit verdächtig, Böcke zu schießen und Fiasco zu machen, eine Fähigkeit, die man sonst nicht mit der Idee der Unfehlbarkeit zu verknüpfen pflegt.

Nachdem der Autor von den verschiedenen hervorragenden Parteiführern (Sainte-Beuve, Ollivier, Berryer, Thiers, Glais-Bizoin, Jules Simon, Garnier-Pagès, Jules Favre, Pelletan u. a.) ein genaueres Bild entworfen und den Friedenscongreß in Genf in Schutz genommen hat, geht er im dritten Abschnitte auf die Besprechung des kirchlichen und religiösen Lebens in Frankreich über. Allein der Raum dieser Blätter gestattet es uns nicht, ausführlicher auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte des Werks einzugehen; wir müssen uns daher begnügen, eine kurze Inhaltsangabe folgen zu lassen.

Der Verfasser behauptet, daß das französische Volk zwar ein wesentlich katholisches sei, daß es aber dennoch den Druck der Kirche auf die Dauer nicht dulden werde. Er nennt Louis Veuillot das enfant terrible der ultramontanen Partei, die katholischer sein will als der Papst selbst, und kommt zu dem Schlusse, daß die Kirche und der Napoleonismus keinen wahrhaften Frieden miteinander schließen könnten, daß die Franzosen zwar nicht protestantisch werden, aber die katholische Kirche durch die Freiheit reformiren würden.

Im vierten Abschnitte bespricht der Autor die wirthschaftlichen Zustände Frankreichs. Er meint, der Nationalwohlstand des Landes sei zwar durch den Napoleonismus mächtig gefördert worden, dennoch werde die Nation die schlechte Finanzwirthschaft des Kaiserreichs und die auszehrende Natur seiner Regierungs- und Verwaltungsgrundsätze dauernd nicht zu ertragen vermögen. Am Schlusse dieses Abschnitts behandelt er das französische Schulwesen, das, unserer Meinung nach, besser und passender in Verbindung mit dem kirchlichen und religiösen Leben im dritten Abschnitte besprochen worden wäre. Mit Recht hebt übrigens der Verfasser hervor, daß der Volksunterricht in den Mädchenschulen bei weitem am niedrigsten stehe, obschon das Kaiserreich Napoleon's III. sich mehr um das Schulwesen gekümmert habe als alle frühern Regierungen Frankreichs. Außerdem wird in

dem vierten Abschnitte das Militärwesen und die Organisation der französischen Armee einer ausführlichen Betrachtung unterworfen und Frankreich „der Militärstaat par excellence" genannt.

Der fünfte Abschnitt des ersten Bandes ist „die Provinzen und Paris" betitelt und sucht nachzuweisen, daß die Decentralisationsidee des Kaiserreichs in nichts anderem bestehe, als in der consequenten Ausbildung einer alle Selbstverwaltung unterdrückenden Präfectenwirthschaft. Der geistvolle Journalist und Schriftsteller Eugen Pelletan schilderte in seinem Buche: „Das neue Babylon" die demoralisirenden Einwirkungen des Kaiserreichs auf die Hauptstadt mit einer wahrhaft vernichtenden Kritik, und nach Schmidt-Weißenfels ist die üppig wuchernde Existenz der pariser Demi-Monde das sociale Ergebniß des napoleonistischen Regiments. Was die großartigen Bauten anlangt, wodurch das second empire der Hauptstadt Frankreichs in vielfacher Hinsicht seinen frühern historischen Charakter genommen und das alte Paris in ein neues umgewandelt hat, so urtheilt darüber der Herausgeber dieser Blätter in manchen Punkten entschieden milder als der Verfasser des in Rede stehenden Werks. Vgl. „Unsere Zeit" (Neue Folge, II. 2., 801 fg.). Rudolf Gottschall gesteht zwar zu, daß der Hauptzweck jener Neugestaltung von Paris ein dynastischer gewesen sei, welcher die Sicherung gegen die Revolution beabsichtigt habe, allein er erblickt auch darin mit vollem Recht ein humanes Element, wodurch „Luft, Licht und Leben in düstre und enge Stadtviertel getragen und der arbeitenden Bevölkerung «Arbeit und Brot» verschafft wurden"; Schmidt-Weißenfels dagegen theilt die Gefühle der Mehrzahl der pariser Bevölkerung und erklärt, von dem Hasse und der Misstimmung aller dem Kaiserthum feindlichen Parteien erfüllt, daß die ungeheuern Bauten Napoleon's III. mit ihrer Großartigkeit durchaus in keinem richtigen Verhältnisse stehen zu dem Nutzen, den sie gewähren. „Die Gewaltsamkeit des napoleonistischen Herrschaftscharakters allein stürzte das alte Paris um und errichtete es neu, um ein napoleonistisches, ein neues, ein ihr brauchbareres sich hinzustellen." Schmidt-Weißenfels ist der Meinung, daß vielleicht jeder Aufruhr in dem neuen Paris sehr leicht unterdrückt werden kann, aber den Triumph einer Revolution hält er deshalb doch für keine Unmöglichkeit.

Der zweite Band des Schmidt'schen Werks zerfällt in sechs Abschnitte, wovon der erste „die wissenschaftliche Literatur" des modernen Frankreich behandelt. Die französische Literatur der Gegenwart steht nach dem Urtheile des Verfassers nicht außer Zusammenhang mit der vorhergegangenen; allein jener realistische Sinn, der die natürliche und daher gesunde Reaction des Volksgeistes bedeutet, ist in die Entartung bloßer Sinnlichkeit und charakterlosen Suchens nach nervösen Reizungen gerathen, er treibt die Beschäftigung mit der Wirklichkeit, mit der Gemeinheit der Dinge, nicht, um die Idee zu suchen, die den Preis seiner Arbeit bilden könnte und sollte, sondern er beschäftigt sich mit dem, was ist, um die Geister zu demoralisiren und seinem Götzen der Genußsucht ergeben zu erhalten.

Mehr ins einzelne eingehend schildert der Autor Victor Cousin's Philosophie und ihre Bedeutung für die französische Bildung, er bespricht die neuere philosophische Kritik Taine's und Ernst Renan's und gelangt, nachdem er in kurzen Zügen die wissenschaftliche Thätigkeit von Männern wie Jules Simon, Michelet, Edgar Quinet, August Comte, Littré u. a. kritisirt hat, zu den Repräsentanten der Naturwissenschaft, die er als die großen Mineurs bezeichnet, welche die Schachten graben in das dunkle All. Zuletzt kommt er auf die Historiker, wie z. B. auf den Grafen Tocqueville, auf Barante, Guizot, Augustin Thierry, Louis Blanc, Lamartine, Thiers u. a., und schließt mit der „Geschichte Julius Cäsar's" von Ludwig Napoleon. Der Verfasser sagt:

> Abgesehen von der eigentlich historischen Kritik und Forschung, die hier gegeben ist, und die man ja recht wohl als werthvoll gelten lassen kann, ist das Werk doch vor allem eine oratio pro domo, eine Verherrlichung des Princips, als dessen Träger sich Napoleon III. weiß. Cäsar und Napoleon I. werden schweigend in Parallele gestellt, und alles ist darauf abgesehen, dem Cäsarismus und seinem Vertreter das günstigste Licht abzugewinnen. Es reflectirt ja doch auch den modernen Cäsar, und es geschieht für die Menge wirksamer als in directer Beleuchtung.

In dem zweiten Abschnitt des zweiten Bandes behandelt der Verfasser „den Roman und das Theater"; er behauptet, daß für die Gegenwart Roman und Theater die eigentlichen literarischen Reflectoren des Geschmacks, der Neigungen und der ideellen Bedürfnisse desjenigen Theils der französischen Nation geworden sind, „welcher durch seine Bildung und seine Ansprüche die geistige Vertretung derselben darstellt". Hiermit stimmt im wesentlichen auch Rudolf Gottschall überein, welcher in vier Artikeln, die in „Unsere Zeit"*) veröffentlicht wurden, das Theater und Drama des second empire in einer umfassenden Weise bespricht. So sagt z. B. Gottschall:

> Eine Charakteristik des französischen Theaters der Jetztzeit ist nicht blos von literargeschichtlicher Bedeutung; sie ist zugleich eine Charakteristik der gesellschaftlichen Zustände des second empire, als deren treuer Spiegel es betrachtet werden kann.

An einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller:

> Eine Geschichte des zweiten Kaiserreichs würde sehr unvollständig sein, wenn sie sich mit den Thatsachen der Politik begnügte und nicht eine Geschichte des Theaters in sich aufnähme. Was der Circus für das römische Kaiserreich, das ist für das second empire das Theater.

Gottschall sowol wie Schmidt-Weißenfels sind der Ansicht, daß die realistische Richtung, welche sich damit begnügt, der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, ohne die oft platte Alltäglichkeit durch die Idealität der künstlerischen Form oder eines begeisterten reformatorischen Strebens zu adeln, auf der neufranzösischen Bühne die äußerst bedenkliche Allianz mit den Vertreterinnen der Prostitution hervorgerufen hat, die zum Theil in glänzenden äußern Formen auftritt und zu einer die Sitten beherrschenden Macht geworden ist. „Wie die Demi-Monde im Zuschauerraum des Theaters eine hervorragende Rolle spielte, so spielte sie dieselbe auch bald auf der Bühne selbst." Wenn nun auch unser Autor und Rudolf Gottschall hinsichtlich des Theaterwesens des second empire in der Hauptsache übereinstimmen, so ist doch die Darstellung, welche der letztere diesem hochwichtigen Gegenstande angedeihen läßt, nach Form und Inhalt

*) Vgl. „Unsere Zeit" (Neue Folge, III, 1., 561 fg. und 920 fg., ebendaselbst 2., 420 fg. und 908 fg.).

derjenigen, mit welcher Schmidt-Weißenfels denselben Gegenstand behandelt, weit vorzuziehen. Gottschall's Urtheil ist das gründlichere und gerechtere, sowol was die Sache als was die betreffenden Persönlichkeiten betrifft.

Im dritten Abschnitte des zweiten Bandes macht der Autor einen nicht unglücklichen Streifzug auf das Gebiet der Kunst, indem er nachweist, daß auch hier, wie auf der Bühne, die Demi-Monde die Schöpferin eines eigenen Genre geworden ist. Das Materielle ist z. B. für die moderne französische Malerei die Hauptsache, die äußere Wirkung, nicht der Ausdruck des innern Lebens. Jeder Gegenstand ist ihr recht, weil sie in den wenigsten Fällen eine geistige Richtung zum Ausdruck bringen will. Vgl. „Unsere Zeit", Bd. 7, „Künstler und Kunstrichtungen der Gegenwart in Frankreich".

Im vierten Abschnitte behandelt der Verfasser „die Presse" des jetzigen Frankreich; er weist nach, daß es die erste Sorge der Usurpation vom 2. December 1851 war, die Presse mundtodt zu machen. Militär besetzte in dem Moment des Staatsstreichs die Druckerei- und Redactionslocale sämmtlicher unabhängigen Journale, und als man die Truppen zurückzog, stand die Presse Frankreichs unter einem Decret, welches ihr jede freie Meinungsäußerung unter Androhung sofortiger Unterdrückung verbot. Im allgemeinen sind diese Zustände unter dem Kaiserreich bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben. Dennoch hat die Abonnentenzahl der freisinnigen Blätter, wie unser Autor statistisch beweist, in den letzten Jahren entschieden zugenommen, während die Abonnentenzahl der officiösen Journale sich bedeutend verringerte. „Die Demokratie", sagt Schmidt-Weißenfels, „hat trotz alles Drucks und aller Verfolgung nach jahrelanger Niederlage nicht nur sich wieder aufgerafft, sondern sie nimmt zu von Tag zu Tage. Die Armee der Geister reorganisirt sich." Der Verfasser zieht eine interessante Parallele zwischen der deutschen, englischen und französischen Presse, die gerade nicht zum Vortheil der letztern ausfällt, und hat bei seiner Arbeit vornehmlich Eugen Hatin's „Bibliographie historique et critique de la presse périodique française" (Paris 1866) und Rudolf Gottschall's Studie: „Der französische Journalismus" in „Unsere Zeit" (Neue Folge, zweiter Jahrgang, zweite Hälfte) benutzt.

Die beiden letzten Abschnitte, der fünfte und sechste, behandeln „die Arbeiterverhältnisse, die Gefangenen und die Gefängnisse" in dem jetzigen Frankreich. Der Verfasser sagt, nachdem er einen Vergleich der Arbeiterbewegungen in Deutschland, England und Frankreich angestellt hat:

> Im Grunde ist das kaiserliche Regierungssystem nur eine Fortsetzung der socialistisch-communistischen Plane, die im Juni 1848 im Blute der Arbeiter ertränkt wurden. Das in der furchtbaren Schlacht des Hungers gegen den Besitz niedergeworfene rothe Gespenst hat die Franzosen um sämmtliche Früchte der Revolution von 1848 gebracht, als es die französische Gesellschaft der Staatsrettung um jeden Preis in die Arme trieb. Das Kaiserreich ist nichts als die Permanenz der auf diese Weise entstandenen Dictatur.

Die französische Revolution befreite nach Schmidt-Weißenfels zwar das Bürgerthum, aber sie ließ die Arbeiter im Stande von rechtlosen Unterthanen zurück, denn die neuen Industrieverhältnisse haben ein Proletariat geschaffen, welches dem Kapital nahezu vollständig unterthänig ist. Deshalb muß der Staat die Armen gegen die unheilvolle Ausnutzung ihrer Arbeitskraft in Schutz nehmen. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß in dem französischen Arbeiterstande ein eigenthümlich idealer Grundzug herrscht, welcher ihm einen gewissen Corpsgeist verleiht.

> Die Bluse steht in Ehren, weil der französische Arbeiter es dahin gebracht, sich als den Vertreter großer Principien erkennbar zu machen; die Bezeichnung „ouvrier" gibt der Franzose sich mit Stolz, weil sie ihn nicht als den Mann der rohen Arbeit charakterisirt, sondern einer durchgeistigten, verknüpft mit den Ideen von sittlicher Hoheit.

Am Schlusse des fünften Abschnitts wird die socialistische Arbeiterpoesie kurz besprochen, von welcher wir hier zwei kleine Proben mittheilen wollen.

In dem „Gesang der Studenten", von Pierre Dupont, feiert der Refrain Robert Blum's Tod:

> Marschirt ohne Trommeln und Pfeifen,
> Zu erobern die neue Welt,
> Und laßt in die Brust euch das Todesblei greifen,
> Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Der Refrain von Pierre Dupont's „Lied vom Brote" lautet also:

> Man hält nicht von den Marmorstufen
> Das Volk zurück mit seiner Noth;
> Denn die Natur gebeut zu rufen:
> Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Die staatlichen wie die socialen Verhältnisse haben in den Gefängnissen ihre düstersten Seiten aufzuweisen; daher ist es nach der Ansicht von Schmidt-Weißenfels der höchste Zweck der Civilisation, daß die Zahl der Gefängnisse und der Gefangenen nicht nur vermindert, sondern daß die gänzliche Abschaffung der Gefängnisse mit aller Energie angestrebt werde. Eine ausführliche Betrachtung der französischen Gefängnißzustände läßt ihn in dieser Beziehung folgende Grundsätze als Richtschnur aufstellen: 1) Höchste Achtung vor dem Freiheitsrecht des einzelnen und vor dessen Menschenwerth; 2) Herabsetzung aller Gefängnißstrafen und Abschaffung unnützer Gesetze, die sie herbeiführen; 3) Einrichtung großer Gefängnisse nur zum Zweck der Absperrung; und 4) Errichtung von Colonien, in welchen den Verbrechern der Erwerb von Eigenthum gesichert ist. Der Verfasser schließt mit den Worten: „Man schafft heute die Schuldhaft als eine Barbarei ab, man wird auch die Criminalgefangenschaft im Geiste der Civilisation einrichten." Was die socialistischen Ansprüche auf sogenannte Staatshülfe anbetrifft, so stellt sich Schmidt-Weißenfels mehr auf die Seite von Schulze-Delitzsch als auf die Seite von dessen Gegnern.

Mit diesen Bemerkungen wollen wir das in Rede stehende Werk dem Lesepublikum bestens empfohlen haben. Ohne Zweifel wird von verschiedenen Seiten sowol der Inhalt wie die Form desselben herben Tadel erfahren, und theilweise nicht mit Unrecht; allein so viel steht fest, daß der Verfasser seinen Gegenstand mit Lust und Liebe bearbeitet hat, daß ihn dabei ein warmer Sinn für Freiheit und Menschenrecht beseelte, daß er das Gute und Rechte wollte und daß, wenn er auch in manchen Punkten irrte und in seinem Freiheitsdrange zu weit griff, er in den Hauptfragen meistens richtig gefühlt und geurtheilt hat.

Rudolf Doehn.

Badeliteratur.

Die Ostsee und die Seebäder ihrer deutschen Küste. Mit specieller Berücksichtigung von Kolberg und seiner Umgebung, seiner Sol- und Seebäder, von R. Girschner. Mit einer Nachschrift: Was bietet und leistet Kolberg als Curort, und in welchen Krankheiten ist es vor allen andern Bädern zu empfehlen? von Hirschfeld. Kolberg, Post. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In diesem Buche haben wir eine Probe der Reise- und Badeliteratur vor uns, wie sie eigentlich immer beschaffen sein sollte. Von einem abgegrenzten, engen Punkte ausgehend, verbreitet sich die Darstellung in der That über das weite Gebiet dessen, was sie im Titel verspricht — über die ganze Ostsee. Und, nach der andern Seite hin, vom Strande des einen Ortes aus beginnend, führt sie uns das gesammte Pflanzen- und Thierleben der Ostseeküste vor. Gern bezeugen wir, daß diese letztern Mittheilungen auf gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen beruhen. Nicht minder anregend und werthvoll sind die Angaben aus der Geschichte der historisch berühmten Festung Kolberg, über den Hafen an der Persante u. s. w. Denn wenn sie auch keine durchaus neuen Daten bringen, so ist die Sprache doch eine so schwungvolle und der Ton zugleich ein so anziehend humoristischer, daß wir gern dem Verfasser folgen. Im weitern gibt der Verfasser Erklärungen des Meeresleuchtens, der Fata-Morgana, des Bernsteins in seiner Entstehung und Gewinnung, recht gute Beschreibungen der Seeconchylien, Algen, Fische u. s. w., die immerhin ihrem Zwecke entsprechen. Das Ganze ist in eine ansprechende Form gekleidet; indem der Verfasser nämlich sich als Führer einer kleinen Gesellschaft hinstellt, deren Fragen beantwortet und Einwürfe widerlegt, vermeidet er die Ermüdung einer sonst wol trockenen Darstellung.

Wenn das Buch nun auch seine Mängel hat, so z. B. den, daß das Fragen und Antworten den Verfasser hin und wieder zu herbeigeholten Witzen veranlaßt, daß fast unzähligemal in ermüdender Weise die Phrase „ich bemerke" wiederkehrt u. s. w., so kann doch der beabsichtigte Zweck: einem leidenden oder gelangweilten Badepublikum eine anregende, fesselnde und nützliche Lektüre zu bieten, schwerlich besser erfüllt werden.

Eine Nachschrift: „Was bietet und leistet Kolberg als Curort, und in welchen Krankheiten ist es vor allen andern zu empfehlen?" von Hirschfeld, verdient Beachtung, einerseits weil sie in durchaus anspruchsloser Weise, mit Ausschluß jeder sonst üblichen dringenden Anpreisung, die Wirkungen und den Werth der Curen hier erklärt, und andererseits weil wir daraus entnehmen können, daß die Sol-, Wannen- und Seebäder Kolbergs in den durch Blutmangel herbeigeführten nervösen Leiden vorzugsweise von Erfolg sich zeigen.

Karl Ruß.

Feuilleton.

Internationaler literarischer Verkehr zwischen Deutschland und Italien.

Einer der eifrigsten Vertreter dieses Verkehrs, Julius Schanz, sendet ein als Manuscript gedrucktes „Feuilleton aus Italien" seinen „Gesängen aus zwei Jahrzehnten" voraus, welche demnächst in Dresden (Julius Heinze) zum Besten der Gründung eines Denkmals für Julius Mosen erscheinen sollen. Dieser Zweck verdient alle Anerkennung und eifrige Theilnahme, sollte auch nur ein Erinnerungszeichen in dem ehemaligen Gymnasium zu Plauen, das Schanz wie Mosen besuchte, damit gewonnen werden. Jedenfalls ist die Anregung zur Gründung eines Denkmals für Mosen sehr rühmenswerth.

In dem „Feuilleton aus Italien" schildert Schanz mit lebendigen Farben den erfreulichen Wechselverkehr zwischen deutscher und italienischer Literatur. „Was", ruft er aus, „wollen ein paar armselige Gedichte zur Verherrlichung Italiens und seiner Dichter bedeuten, wenn wir die Macht ins Auge fassen, welche die deutsche Wissenschaft auch in Italien über die Gemüther gewonnen, die allem, was sich deutsch nennt, noch vor kurzem so abhold waren! Diese Herrschaft, sagt Hermann Grimm sehr treffend, die sich von Tag zu Tag erweitert, ist sicher und wiegt jede andere der deutschen über fremde Nationen auf. Durch sie herrscht Deutschland von einem höhern Throne als dem eines politischen Monarchen auch über Italien, und wenn Italien sich im 15. Jahrhundert mit gewaltiger Geistesanstrengung auf die Hinterlassenschaft der alten Völker warf und die Gedankenarbeit der alten Griechen wieder aufnahm, die nun seit Jahrtausenden schon die reinste Quelle geistiger Cultur sind, und die italienische Nation durch die von ihr ausgehende Verjüngung der edelsten Güter des Menschengeschlechts damals den Preis über alle andern Völker davontrug, unter denen die Deutschen am meisten von ihr lernten: so sind gegenwärtig die Blicke der Italiener mit ernster Theilnahme auf die deutsche Cultur gerichtet, für die sie im großen und ganzen die günstigsten Voraussetzungen haben. Deutsche Geistestüchtigkeit und Gründlichkeit imponirt ihnen, und die Ehrlichkeit des deutschen Charakters nöthigt ihnen eine instinctmäßige Achtung ab. Mit Ehrfurcht nennt jeder Italiener, der von Deutschland etwas weiß, die Namen unserer großen Todten: Schiller, Goethe, Klopstock, Lessing, Humboldt, Platen, Bopp u. a., sowie unter den lebenden Celebritäten der deutschen Gelehrtenrepublik S. M. den König Johann, Karl Witte, Gervinus, Gregorovius, Reumont und andere Forscher ersten Ranges. Auch die schöngeistige Literatur Deutschlands ist in Italien sehr geschätzt. Levin Schücking und Gustav Freitag gelten als Muster im Romanfach, Berthold Auerbach's «Auf der Höhe» erschien in der «Gazzetta Ufficiale», und sein neuester Roman soll, wie ich höre, gleichzeitig deutsch und italienisch erscheinen. Die «Perseveranza» bringt soeben den Roman «Ein verlorenes Geschlecht» von Max Ring, und ein illustrirtes Blatt in Florenz einen Roman von Julius Große. Fabio Nannarelli arbeitet seit längerer Zeit an einer Uebertragung von Nikolaus Lenau's «Faust», Maggi übersetzt Platen und Freiligrath, Benedetto Prina, der bereits eine ganze Reihe taktvoll ausgewählter Proben unserer Lyriker in trefflichen Uebersetzungen herausgegeben, hat nun auch ein größeres Werk, die für Italien schon durch den geschichtlichen Stoff interessante schwungvolle Dichtung «Carlo Zeno» von R. Gottschall, in Angriff genommen, und eine junge geistvolle Mailänderin, die Chamisso's «Peter Schlemihl» in Italien eingeführt und eine treffliche Biographie Nikolaus Lenau's herausgegeben hat, beabsichtigt, der italienischen Jugend mit den Erzählungen und Märchen von Pauline Schanz ein Geschenk zu machen. Die großen italienischen Zeitungen bringen fast täglich Auszüge aus den deutschen, die «Gazzetta di Milano» hat sogar zwei der deutschen Sprache und Zustände in hohem Grade kundige

Redacteure, E. Treves und F. Cavallotti, zwei der bedeutendsten Kräfte des modernen Italien, das in Deutschland seine edlere Schwester verehrt. Eine der glänzendsten Kundgebungen zu Ehren deutscher Bildung ist die Rede, mit der mir Terenzio Mamiani auf einen Toast, den ich bei einem Festmahle zu Ehren der fremden Theilnehmer an den Dante-Festlichkeiten im Mai 1815 ausbrachte, geantwortet hat. Ich habe diese Rede in der Broschüre «Enrico Heine in Italia» vollständig mitgetheilt. In dieser Schrift befinden sich auch verschiedene Gedichte, die von namhaften italienischen Dichtern, wie P. Contini, F. Nannarelli und B. Zendrini, an meine Wenigkeit gerichtet wurden."

Schanz selbst ist nach der andern Seite hin thätig, die ganze italienische Lyrik in Deutschland einzubürgern: „Den Anfang machte ich mit einem der jüngern Poeten, dem der deutschen Sprache in hohem Grade kundigen Uebersetzer H. Heine's, Bernardino Zendrini aus Bergamo. Ich habe im Laufe weniger Jahre seinen «Liederkranz zur Dante-Feier» und nebenbei noch vieles andere von ihm sowie von A. Aleardi, G. Carcano, P. E. Castagnola, P. Cavallotti, P. Contini, C. Correntini, T. Mamiani, A. Manzoni, G. Maggi, L. Morandi, F. Nannarelli, E. Praga, G. Uberti, G. Uberti, G. Vecchi, L. Vico u. a. sorgfältig übertragen. B. Zendrini ließ sich durch die ersten Proben meiner ihm regelmäßig zugesandten Uebersetzungen, deren Zustandekommen und Gelingen er durch seine kritischen Bemerkungen sehr gefördert hat, zu einem schönen Gedichte an mich begeistern, das in weitesten Kreisen diesseit und jenseit der Alpen Widerhall fand."

Zendrini, der geniale italienische Dichter, macht gegenwärtig eine zum Theil den Stätten des Heinecultus, Hamburg, dem Harz u. s. w., gewidmete Reise durch Deutschland; er hat dem pariser Aristophanes in genialer Weise eine Stätte in Italien bereitet. Alle diese Bestrebungen friedlichen und geistigen Völkerverkehrs verdienen die höchste Ermuthigung. Auch das hoffen wir, daß es Schanz gelingen wird, dem Dichter Julius Mosen ein würdiges Denkmal oder mindestens ein würdiges Erinnerungszeichen zu widmen.

Artistisches.

Karl von Lützow hat es unternommen, aus den reichen Schätzen der münchner Sammlungen, der Marmorwerke der Glyptothek, der Terracotten, der Vasen eine Auswahl zu geben: „Münchener Antiken" (Sechs Hefte. München, Merhof. 1867. 1868), welche neben die bekannten Meisterschöpfungen auch minder bekannte und noch nicht publicirte Arbeiten stellt. Der begleitende Text ist klar, prägnant und gibt bald eine Geschichte und Kritik der seitherigen Auffassung der Werke, bald sucht er das Neue eigenthümlich zu erklären und für die archäologische Wissenschaft sicherzustellen. Was aber dem Werke seinen besondern Werth gibt, das ist das feine Kunstgefühl und die sichere Hand, welche die Zeichnungen und Kupferstiche in schwungvollem Umriß, hier und da mit leichter Modellirung hergestellt, und der ästhetische Sinn des Verfassers, der nicht blos einer trockenen Gelehrsamkeit dienen, sondern zum Verständniß und Genuß des Schönen führen will. Dies künstlerische Gepräge des Werks ist es, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten; dadurch wird es über die Kreise der Schule hinaus bildend und erquickend wirken.

Eine andere Publication, von **Hefner-Alteneck**: „Die Kunstkammer Sr. königl. Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen" (Sechs Lieferungen. München, Bruckmann. 1866—68) führt uns nach Deutschland und auf das Grenzgebiet von Kunst und Handwerk, indem sie aus dem fürstlichen Museum von Sigmaringen eine Auswahl von Gegenständen des täglichen Gebrauchs zu kirchlichen und weltlichen Zwecken oder des Luxus bringt, und die Abbildungen durch Notizen über Stil und Technik der Arbeit wie über Sitten und Gebräuche der Zeit erläutert. Da sehen wir die Empfindungsweise der Jahrhunderte, die sich großartig im romanischen oder gothischen Dom ausgeprägt oder im Breitbau der Renaissance sich ausgesprochen, zugleich die Reliquienschreine oder Pokale der Kirchen, wie das Geräth des Hauses kennzeichnete; wir sehen, wie die Kunst ein Seelenausdruck nicht blos einzelner besonders begabter Meister, sondern auch der Zeiten und Völker ist; wir sehen, wie die freie Schöpfung des Schönen um ihrer selbst willen und zur Erhebung des Gemüths, zur Veranschaulichung des Ideals getragen war und wieder getragen sein soll von dem Handwerk, das den Erfordernissen des täglichen Lebens dient; wir sehen endlich, wie ein Abglanz jener großen Werke auch auf das Kleine und Gewöhnliche fällt und es durch charakteristische anmuthige Formen adelt. Der Verfasser hat alles aufs genaueste selbst gezeichnet, von bewährten Künstlern stechen und dann in einer Weise coloriren lassen, daß der Ton des Materials, des Eisens oder Goldes, des Holzes oder der Emaille zur Wirkung kommt und der farbige Schmuck treu wiedergegeben wird. Unsere deutsche Kunst hat seit Carstens und Cornelius weit mehr den Formen- als den Farbensinn entwickelt; daß die Franzosen den letztern vorzugsweise haben und pflegen, sicherte ihrer geschmackvollen Kunstindustrie bisjetzt einen Vorsprung auf dem Weltmarkt. England erkannte das und errichtete sein Kensington-Museum, seine Kunstgewerbschulen; Oesterreich in Wien, Baiern in München und Nürnberg streben nach gleichem Ziel durch Sammlungen, Vereine, Schulen. In den Kreis dieser Bestrebungen fällt Hefner's Thätigkeit. Wie er in seinem Trachtenbuch und in den Kunstwerken und Geräthschaften des Mittelalters die Cultur- und Kunstgeschichte zusammenbringt, so hat er sich längst als einer der ersten Kenner bewährt. Möge denn auch seine neue Arbeit dem Leben selbst fruchtbar sein!

Wir müssen die nähere Beleuchtung solcher Publicationen den Zeitschriften für Archäologie, Kunst und Gewerbe überlassen, zumal Beschreibung und Aufzählung ohne die veranschaulichende Abbildung leicht ermüdet und wenig nützt; aber wir können unser „praktisches" Zeitalter bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, wie eng der Schönheitssinn und der Nationalwohlstand zusammenhängen. Athen ist im Alterthum, Städte wie Florenz, Nürnberg, Augsburg sind im 15. und 16. Jahrhundert so herrlich aufgeblüht, weil sie es verstanden, durch die ästhetische Form, die sie den Erzeugnissen der Gewerbe gaben, den Weltmarkt zu erobern; dadurch wurden sie reich und angesehen; das Bürgerthum freute sich seiner Kraft und Freiheit, und es ward möglich, daß der jugendliche Genius eines Phidias und Praxiteles, eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Holbein von früh an überall von Schönem sich umgeben und angeregt sah und sich zu jener vollendeten Meisterschaft erheben konnte, die dem einzelnen immer nur dann erreichbar ist, wenn das Volk ihn trägt, ihm mit fördernder Theilnahme entgegenkommt.

Franz Pfeiffer's letzte Arbeit.

Die letzte wissenschaftliche Gabe, welche wir dem hochverdienten, allzu früh geschiedenen **Franz Pfeiffer** verdanken, ist deshalb von bedeutendem Werth, weil sie der erneuten Herausgabe des großartigsten Kunstgedichts des Mittelalters zugute kommen wird. Es ist dies die zweite Abtheilung von: „Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen" (Wien 1868; besonders abgedruckt aus dem siebzehnten Bande der Denkschriften der philosophisch historischen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften und vorgelegt in der Sitzung dieser Klasse am 10. Juli 1867). Die erste Abtheilung, welche in Nr. 12 d. Bl. kurz angezeigt wurde, bot uns Stücke verschiedener Dichter und Dichtungen; diese zweite Abtheilung dagegen ist nur dem Wolfram von Eschenbach gewidmet und bringt neues Quellenmaterial zu dessen „Parcival" und „Wilhelm". Daß von keinem Werke des 13. Jahrhunderts sich so viel Handschriften erhalten haben wie von Wolfram's „Parcival", hatte schon Lachmann bemerkt. Indessen war diese im Jahre 1833 ausgesprochene Behauptung nicht ganz sicher, wenn man der zahlreichen Handschriften von Rudolf's von Ems „Weltchronik", von Freidank's „Bescheidenheit" und vom „Nibelungenliede" gedenkt. Jetzt wird Lachmann's Ausspruch vollständig bestätigt. In der That zeigt die nun nachweisbare Anzahl von ganzen Handschriften oder Bruchstücken solcher, daß der „Parcival" einst eine Verbreitung genoß wie kein anderes Gedicht. Lachmann benutzte für seine Ausgabe 8 vollständige Handschriften und 9 Bruchstücke, Pfeiffer weist noch 7 Handschriften und 19 Bruch-

stücke nach, von denen letztere zumeist erst in neuerer Zeit aufgefunden wurden. Nehmen wir den Fall an, daß möglicherweise das eine oder andere Bruchstück einer und derselben Handschrift angehört, so bleibt doch die Gesammtzahl der Handschriften eine sehr stattliche. Nicht ganz so große Verbreitung wie der „Parcival" fand Wolfam's unvollendeter „Wilhelm", und die Handschriften desselben sind mit geringen Ausnahmen weder so schön noch reichen sie an Alter so weit hinauf; die meisten gehören erst dem 14. und 15. Jahrhundert an. Doch ist deren Anzahl im ganzen immerhin eine ansehnliche.

In Pfeiffer's „Quellenmaterial" wird eine größere Anzahl der Bruchstücke in genauer Copie mitgetheilt. Handschriften kann ein Herausgeber immer eher erlangen als Bruchstücke, die oft der Schonung bedürfen oder auch im Privatbesitze und darum nicht immer zugänglich sind. Deshalb muß die vollständige Mittheilung solcher Texte sehr willkommen erscheinen; bloße Lesartensammlungen sind unlebendig und erschweren die Arbeit der Kritik mehr als sie sie fördern.

Wie wir vernehmen, wird mit Benutzung des von Pfeiffer gelieferten Quellenmaterials und der neu nachgewiesenen Handschriften Karl Bartsch eine neue Ausgabe des „Parcival" besorgen und zwar für die von Pfeiffer begründete Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" (Leipzig, Brockhaus). Die Aufgabe ist eine unermeßlich schwere, sowol was die Textherstellung, als was den Commentar anlangt. Aber es ist auch hohe Zeit, daß eine zusammenhängende Erklärung gewagt wird. Schade nur, daß der Vorarbeiten von Lachmann, Haupt und Lucae so wenige sind. Hoffentlich knüpfen sich dann später an die commentirte Ausgabe weitere Discussionen.

Bibliographie.

Augspurg, G. D., Zur deutschen Münzfrage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aus dem Lande der Glaubenseinheit. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Bauernfeind, G. F. E., Das Gewisse von der Menschen Zukunft. Ein Vortrag. Halle, Fricke. 8. 3 Ngr.

Biermann, A., Die Insel Corsica mit besonderer Berücksichtigung von Ajaccio als klimatischer Kurort. Nach officiellen Quellen bearbeitet. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Björnson, B., Das Fischermädchen. Erzählung aus dem norwegischen Leben. Deutsche Original-Ausgabe. Hannover, Rümpler. 8. 12 Ngr.

Brunschweiler, Joachim, oder Lehr- und Wanderjahre eines Portraitmalers am Ende des 18. und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Mit Vorwort von J. A. Pupikofer. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 10 Ngr.

Buttjer, Geschichte der Verfassungen und Rechtsamen Ostfrieslands und Harrlingerlandes, sowie Entwickelungen über die Natur der sogenannten suspendirten Gefälle u. s. w. mit andern Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Provinz. Leer, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Christ, W., Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Ueberlieferung. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Delitzsch, F., Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für Grammatik, besonders die hebräische. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 10 Ngr.

Eichhorn, A., Der ermländische Bischof Martin Kromer als Schriftsteller, Staatsmann und Kirchenfürst. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelken, A., Der Mensch, sein Geist und dessen Entwickelung für die Unsterblichkeit. Reichenbach in Schl., Kuh. 8. 10 Ngr.

Elers, H., Chronologie und Calendarium der Geschichte Hamburg's. Ein Supplement zu jeder Chronik. Hamburg, W. Oncken. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eras, W., Was steht in den preußischen Schulregulativen? Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Fleury, Der Feldzug der Revolution in Italien gegen Rom im Oktober und November 1867. Uebersetzt, vermehrt, mit Noten und Beilagen von M. v. Moos. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 8. 12 Ngr.

Die großen Fragen um Kirche und Staat. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fullerton, Lady Georgiana, Ein stürmisches Leben. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Russel. 8. 2 Thlr.

Funcken, E., Gedichte. Zum Besten eines deutschen Waisenhauses in Ober-Canada. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 1 Thlr.

Geschichte der Einführung des Christenthums in der Ostschweiz, namentlich im Thurgau. Von einem Mitgliede des thurgauer historischen Vereins. Frauenfeld. Gr. 16. 8 Ngr.

Gewissen, Glauben, Civilisation. Ein Compass mehr zur Orientirung der heutigen Weltlage von einem Laien. 2te umgearbeitete und vermehrte Aufl. Brixen, Weger. Gr. 8. 20 Ngr.

Giebelhausen, C. F. A., Der Berggeist. Ernste und heitere Mittheilungen aus Mansfelds Vor- und Neuzeit in Volksmundart. Halle, Pfeffer. 8. 15 Ngr.

Haeger, A., König Richard. Drei Romanzen. Amsterdam. Gr. 8. 7 Ngr.

Hagemann, G., Elemente der Philosophie. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Logik und Noëtik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. Münster, Russel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahn, T., Herr Prof. Dr. C. Bock in der Gartenlaube. Eine Kritik seiner Heil- und Gesundheitslehre. Berlin, Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Hansgirg, V., Kaiserkronen und Schwertlilien. Patriotische Dichtungen. 2te Aufl. Pilsen, Maasch. 8. 10 Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Stuttgart, Rieger. 8. 16 Ngr.

Helmsing, J. T., Die Reformationsgeschichte Livlands in ihren Grundzügen dargestellt. Eine Festgabe zur Feier der Enthüllung des Luther-Denkmals in Worms. Riga, Bacmeister. 8. 10 Ngr.

Herbert, Nikolaus und Metternich. 3te Abth.: Nikolaus. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herrmann, E., Allgemeine Wirthschaftslehre systematisch in leichtfaßlichen Studien dargestellt. 1ster Bd. Das Gesetz der Arbeitstheilung. 1ste Lieferung. Graz, Pock. Gr. 8. 8 Ngr.

Hessemer, F. M., Ring und Pfeil. Ein Gedicht in 10 Gesängen. 2te Aufl. Frankfurt a. M., Hamacher. 16. 10 Ngr.

Hilß, J., Der Reichspalast zu Ingelheim. Zur elfhundertjährigen Erinnerung an die Erbauung desselben durch Karl den Großen (zwischen 768 und 774.) Ober-Ingelheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 5ter und 6ter Bd. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Holdey, D., Hugo von Trymberg, der Meistersänger. Novelle. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Hunzinger, K., Rechtfertigung und Glaubensleben. Ein pastoraltheologischer Vortrag mit Bezug auf die kirchlichen Zeitfragen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Hubbensz, M., Mysterien des neuen Wiens. Roman aus der Gesellschaft. 3 Bde. Wien, E. Müller. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ilgen, H., Das Erkenntnißprincip des modernen Materialismus. Versuch einer wissenschaftlichen Widerlegung desselben. Salzungen, Scheermesser. 8. 3 Ngr.

Ineichen, J., Lieder vom alten Sepp. Gesammelt und herausgegeben von Freunden volksthümlicher Dichtung. Luzern, Schiffmann. 8. 16 Ngr.

Judeich, E., Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1stes Bdchn. Dresden, Türk. 8. 10 Ngr.

Kászony, D. v., Gold und Herz oder die Schätze des Marannon. Original-Roman. 2 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. 2 Thlr.

Kavanagh, Julie, Frauen der Christenheit. Vorbilder der Frömmigkeit und Menschenliebe. Aus dem Englischen übersetzt von Friedenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kobell, F. v., G'schpiel. Volksstücke und Gedichte in oberbayerischer Mundart. München, Dempwolff. 8. 1 Thlr.

Kolb, G. F., Culturgeschichte der Menschheit, mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheit und Wohlstandsentwickelung der Völker. Eine allgemeine Weltgeschichte nach den Bedürfnissen der Jetztzeit. 1ste Lief. Leipzig, Felix. Gr. 8. 10 Ngr.

Kretzschmar, A., Eine Nothlüge. Originalroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 16. 3 Thlr.

Kuddelmuddel. Vom Verfasser der „Aquarellen aus den beiden Reichsstuben." Wien, v. Waldheim. 8. 12 Ngr.

Laicus, P., Rosen und Dornen aus dem Leben Papst Pius IX. Mainz, Kirchheim. 8. 12½ Ngr.

Lang, V., Ueber die Bildung der Tonleiter. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Ngr.

Lange, A. C., Das Leben Jesu dargestellt in 19 einzelnen Lebensbildern. Ein anthropologischer psychologischer Versuch. Kiel, Schwers. Gr. 8. 24 Ngr.

Langenbeck, H., Ueber das Geistige nach seinem ersten Unterschiede vom Physischen im engern Sinne. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Löffler, K., Die Opfer mangelhafter Justiz. Gallerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. à 2 Thlr.

Ludlow, J. M., u. L. Jones, Die arbeitenden Klassen Englands in socialer und politischer Beziehung. Aus dem Englischen von J. v. Holtzendorff. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Luther, K., Geschichtliche Notizen über Martin Luthers Vorfahren. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Lütolf, A., Joseph Eutych Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker dargestellt. Mit Beilagen. Luzern, Schiffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Luzern, Schiffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Marr, H., Im Atelier. Dramatisches Gemälde aus dem Künstlerleben. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 15 Ngr.

Meier, H., Ostfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart geschildert. Mit einer Auswahl plattdeutscher Kinder- und Volksreime und einem statistischen Anhang. Leer, Bock. 8. 25 Ngr.

Moser, O., Leipzig's Friedhöfe. Leipzig, Reusche. Gr. 8. 4 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Alexander und sein Hof. Historischer Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mylius, O., Familien-Geschichten. 1ster und 2ter Bd. Stuttgart, Grüninger. 8. à 1 Thlr.

Mylius, O., Das Testament von St. Helena. Roman. 1ste und 2te Lief. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. à 5 Ngr.

Novellenstrauß. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Rötschke. 8. à 1 Thlr.

Die Organisation des polnischen Aufstandes 1863 und 1864. Bearbeitet nach offiziellen Quellen. Berlin, Bernstein. Gr. 8. 10 Ngr.

Sternberg, Graf K., Leben, von ihm selbst beschrieben; nebst einem akademischen Vortrag über der Grafen Kaspar und Franz Sternberg Leben und Wirken für Wissenschaft und Kunst in Böhmen. Herausgegeben von F. Palacky. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Voß, Käthe, Waldblumen. Hamburg, W. Oncken. 16. 27 Ngr.

Was bedeutet Staatshilfe? Beitrag zur Arbeiter-Frage. Von einem Lassalleaner. Graz, Pock. Gr. 8. 3 Ngr.

Wickede, J. v., Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie" bearbeitet. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 20. August 1868.

Maler Müller.

Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Zehnter und elfter Band: Dichtungen von Maler Müller. Mit Einleitung herausgegeben von Hermann Hettner. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 20 Ngr.

Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", welche das zerstreute Interesse der Zeit auf manche werthvolle ältere Dichtung zurückführt, erweckt auch vor unsern Augen das Bild des Malers Müller mit jenen lebhaftern Farben, wie sie die immer mehr nachdunkelnde kritische Copirkunst der sich gegenseitig abschreibenden Literaturgeschichten nicht zu erzeugen vermag, wie sie nur aus dem eigenen Hineinleben in ältere Werke hervorgehen können. Es ist die Hand eines feinen und kunstsinnigen Führers, an der wir uns in das dichterische Atelier dieses Malers begeben, um seine grandiosen Skizzen und Compositionen im Michel Angelo'schen Kraftstil, diese herculischen Kraftproductionen einer in Hyperbeln sich berauschenden Phantasie anzustaunen.

Maler Müller ist unter den deutschen Stürmern und Drängern derjenige, dessen Werke selbst vielleicht am meisten vergessen sind, während sie auf die Entwickelung der Folgezeit sehr nachhaltig einwirkten; er hat mehr noch als Lenz und selbst Klinger den Ton angegeben, der durch die ersten Productionen Schiller's, durch viele Schöpfungen der Romantiker, namentlich Zacharias Werner's, bis in die Dichtungen eines Grabbe, Büchner, Hebbel und Otto Ludwig hinein-, vor- und nachklingt: den Ton des dichterischen Kraftstils; er ist deshalb ein literarhistorisch bedeutender Autor, der leider bei dem Publikum ganz in Vergessenheit gerathen ist und nur noch in den Literaturgeschichten fortlebt: ein Los, das wol auch seinen später gekommenen und gleichgearteten Nachfolgern beschieden sein dürfte, da Genialität ohne Geschmack und künstlerische Weihe im Herzen deutscher Nation keine dauernden Wurzeln schlägt.

Die Eigenthümlichkeiten dieses dichterischen Kraftstils sind unschwer zu bestimmen, da keine Literatur so zahlreiche und so glänzende Proben desselben bietet wie gerade die deutsche. Vor allem gehört dazu die unerschrockenste Natürlichkeit, welche alles menschlich Natürliche mit einem renommirenden Cynismus behandelt. Der junge Physiolog Schiller hat in den „Räubern", namentlich in den Monologen seines Franz, abschreckende Proben dieses poetischen Materialismus gegeben: ein Standpunkt, den er selbst rasch überwand, der aber bei andern sich leider zur Manier verhärtete. Die Dichtungen des Malers Müller sind eine wahre Fundgrube von derartigen Cynismen, welche das Essen, Trinken und die Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse in immer neuen, originell derben und herausfordernden Wendungen mit Vorliebe betonen. Man denkt an spätere Hebbel'sche Stoffe, wenn Maler Müller die Niederkunft der Genoveva in seine Dialoge verwebt:

Golo. Alles! Nur sie! Umringten mich jetzt auch gleich tausend Qualen, stünd' auch die Hölle vor mir auf, hab' ich sie nur genossen, mir ist 's übrige gleichviel. Alles würgen und zerreißen, was mir im Wege steht!

Mathilde. Gleich jetzt zu ihr hin!

Golo. Wohin? In den Kerker? Im Kerker? Es gefällt mir nicht. Dort im Kerker...

Mathilde (zuckt die Achsel). Dann auch ihre nahe Niederkunft.

Golo. Niederkunft? Hölle! War sie denn schwanger?

Mathilde. Wo hast du denn deine Augen?

Golo. Schwanger!

Mathilde. Knirschest, frissest dir die Nägel, erstaunst, daß deine Göttin auch gebären soll wie andere Weiber. — Sieh, da, wett' ich, kommt eben eine Gevatterpost! Narre!

Margrethe die Gärtnerin.

Margrethe. Guten Morgen, gnäd'ge Herrschaft. Ja, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt, Gut Ding will Weil', und Heirathen macht Kinder, ha, ha, ha — verzeih' mir's die Dame, daß sie so früh beunruhige; doch Noth bricht Eisen,

'ne Hand muß mal aus'm Sack hervor. Doch Scherz beiseite, Gräfin Genoveva ist heut' Nacht im Thurm ... nun, rathet mal.

Mathilde. Riechen Eure Neuigkeit schon in der Ferne. Die Gräfin, wollt Ihr sagen, ist niederkommen.

Margrethe. Getroffen, ha, ha! (Golo schnell ab.) Dazu mit einem schönen, großen, gesunden, starken Knaben, der seinem Vater ganz und gar perfect ähnlich sieht bis ins Näschen.

Wie die brüske Betonung des natürlichen Geschlechtslebens, so gehört zur Starkgeisterei der Stürmer und Dränger und der ihnen folgenden literarischen Richtung auch die Kraftphrase in Schimpf- und Schmähwörtern als Ausdruck des Zorns und Heldenmuths. Ein solcher Kraftcharakter, der die Sterne vom Himmel herunterflucht, dabei ein edelgesinnter Held ist Ritter Adolf von der Linde in der „Genoveva". Als Probe, welche gewaltigen Schmähregister die Müller'schen Helden aufziehen, diene die folgende Lebensäußerung Adolf's, als ihn die Wächter auf Befehl Golo's in Haft gebracht:

Adolf. Mir den Säbel aus der Hand zu reißen! meinen Türkensäbel! Hierher mich aufs Wachthaus zu ziehen! Das soll euch Schurken gereun! Solche Satisfaction nehmen, daß ihr noch all' drüber zum Teufel fahren sollt! Bärenhäuter! Büffel! Auerochsen!

Erster Wächter. Schwernoth, Herr, wir sind keine Büffel.

Adolf. Ja, Esel! Esel!

Zweiter Wächter. Mit Verlaub, nein, Siegfried hat keine Esel im Sold; sieht Er, Herr, haben unsere gesunde Nasen, mit Verlaub, und Ohren wie andere auch, und Fäuste zur Noth, und wenn's zu arg kommt, Herr ...

Adolf. Bärenhäuter!

Zweiter Wächter. Nicht schimpfirt hier! Mußten's also thun, Herr; hatten absolute Ordre dazu, Herr.

Adolf. Herr, Herr! Bin ich ein Schneidermeister, daß ihr Bengel so ohne Umstände thut? Wer hat euch Ordre gegeben? Dreißig Jahre hier Schloßhauptmann ...

Erster Wächter. Wissen's wohl; aber der Ritter drin ist jetzt unser Herr, dem müßt Ihr so gut als wir gehorchen.

Adolf. Mistgesicht! Mengst du mich auch unters Stroh?

Zweiter Wächter. Herr, pfeifen eben, wie man's uns gelehrt. Eure Schwester hat's uns alles erklärt drin, mit baarer Münze, aufn letzten Heller. Versteht Ihr's?

Adolf. O ihr Hundezeug, das zuschwänzelt dem, der sie lockt! Ihr fertigen, schuhleckerischen Gaudiebe, die Ehr' und Scham der Schande verkaufen! Hol' euch all'... Vom Leib mir mit euern Schindershänden! Was ich euch Kerls noch will zusammenwichsen lassen! 'nen ganzen Haselwald! Die gute Gräfin dorthin zu schleppen, mich hierher, auf solch eines Milchbarts Befehl! Ihr Passionsflegel!

Shakspeare ist in diesen Wendungen offenbar übershakspearisirt.

Die Lieblingsfigur des Kraftstils, die ihm ein eigenthümliches Arom gibt, ist die Hyperbel, die bei allen Kraftdramatikern oft ins gewaltig Maßlose sich versteigt, die Diction gleichsam mit Ungeheuerlichkeiten tränkt und dem Helden selbst einen renommistischen Großmannszug gibt. Schiller's Erstlingsdramen sind überreich an Hyperbeln, namentlich der „Fiesco". Grabbe liebt sie in groteskester Einkleidung. Als er seinem Feinde wünschte, „er möchte an einem ungeheuern Rasirmesser in die Höhe kriechen", gab er eine Probe, wie sich seine Helden auszudrücken pflegen, wenn sie bei gutem Humor sind. Bei Hebbel berauschen sich die biblischen Wütheriche und alten Recken vielfach in Hyperbeln, doch wie man den Dichter einen „Löwen im Frack" nannte, so erscheinen auch seine Hyperbeln, besonders in den bessern Werken, in künstlerisch civilisirter Form; man sieht nicht die rohen Hemdärmel, sondern die geplätteten Manschetten. Auch Müller's Lieblingsfigur ist die Hyperbel, welche den Stil mit ihrer intensiven Kraft durchdringt. Man höre Lucifer in „Faust's Leben":

Wären's noch starke Kerl', die uns mit ihren Tugenden zu schaffen machten, oder ganze Schufte, angefüllt vom Wirbel in die Zehe herab von Mordsucht und Gift der Hölle, wie du, Christiern, Ruggieri, Nero — wackre Bursche! Wie heißt doch der brave Gesell, der den Nachtmahlwein vergiftet, dem's nicht ganz gelang? Ein Republikaner! Ein einziger solcher Schädel könnte mich gleich wieder mit diesem schalen Jahrhundert aussöhnen. Hab' ihm auch einen Stuhl neben meinen Thron gestellt, da er hinabkam; ein derber determinirter Bengel, bei dessen Ankunft die Höllenthore weiter auseinanderfuhren als jetzt bei einer ganzen Heerde solcher, die ich meinetwegen alle lieber dem Himmel vergönnen wollt'. Verdammt! Verflucht! Du Tatar-Khan aus China stehst gleich einer ehernen Säule, überschattest drunten die ganze europäische Region! Vergessen wir nicht ganz unsere Existenz und Kraft, da wir länger uns mit solchen Dampfseeken hunzen, die weder für Himmel noch Hölle geschaffen sind!

Blättern wir diesen Stil auseinander, so finden wir lauter halb und ganz ausgewachsene Hyperbeln. Noch grotesker zeigen sie sich in den folgenden Kraftsprüchen des Oberteufels:

Das Wurmgezücht! Still doch! Daß sie nur alle in meinem Pfuhl drunten zerstäubten! Schaut, wenn ich einmal aufgebracht das Steuerruder in die Hände nehme; lüften will ich, daß es bis in die Gestirne hinaufkrachen soll!

Faust steht hierin nicht hinter Lucifer zurück; er ruft aus: „Ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt aus mir", und ergeht sich vielfach in ähnlichen Wendungen; auch Golo wirft seiner Mathilde vor, daß sie ihn „ganz eingeschluckt wie eine hungerige Weihe, alles, Religion, Gewissen".

Eine Eigenthümlichkeit des dramatischen Kraftstils ist außerdem das Fragmentarische, Zerrissene der Diction, die wie ein Amphitheater von Granitblöcken oder wie ein Lavameer mit übereinandergewälzten starren Feuermassen aussieht. Nirgends quillt der Ton melodisch voll hervor; in der Regel ergeht sich die Sprache der Leidenschaft in hervorgestoßenen Naturlauten, Interjectionen oder in den ebenerwähnten Hyperbeln. Derartiger Lapidarstil wird sogar von einer kritischen Schule als die richtige Form des dramatischen Dialogs gekennzeichnet, und die Vorschrift Hegel's, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse — eine Vorschrift, die sich bei den großen Mustern des griechischen Theaters, bei Schiller und vielfach auch bei Shakspeare bewährt —, als unberechtigt verdammt. Auch Müller's „Genoveva" und „Faust" zeigen eine vulkanische Bewegtheit des Dialogs mit hundert Rissen und Klüften, aus denen die Flamme der Leidenschaft jählings hervorzuckt, um bald unter Dampf und Qualm zu verschwinden. Doch hat Müller eine Gabe, die wir bei den gleichstrebenden Zeitgenossen, den jungen Schiller ausgenommen, vermissen; es gelingt ihm doch hier und dort, namentlich in den Monologen Faust's und Golo's, eine wahrhaft dichterische Stimmung hervorzurufen, der es auch hier und dort nicht an sanften schmelzenden Tinten fehlt. Die Begabung des jungen Schiller, ohne die Fähigkeit, sich aus den geschmacklosen Auswüchsen der Jugend zu einem gediegenern Kunststil emporzuarbeiten, ohne die Kraft, eine dramatisch spannende Handlung zu erfinden, obschon die Action der „Genoveva", wenn man die strotzen-

den Kraftepisoden fortschneidet, einen gewissen energischen dramatischen Fortgang zeigt — das ist ungefähr die Eigenthümlichkeit des Talents, die uns in den Schriften des Malers Müller entgegentritt.

Dem Charaktergemälde des Dichters, welches Hettner in der Einleitung entrollt, kann man im ganzen wol beistimmen, obgleich die Farben vielleicht etwas zu glänzend aufgetragen sind, wie sich dies leicht aus der Vorliebe erklärt, welche die eingehende Beschäftigung mit einem Dichter nothwendig zur Folge hat. Hettner sagt:

Weil Lenz und Klinger in die Jugendbeziehungen Goethe's hineinragen und in ihrem ersten Auftreten etwas Lärmendes und Skandalsüchtiges haben, pflegen diese zumeist neben Goethe als die hervorragendsten Vertreter der sogenannten Sturm- und Drangperiode betrachtet zu werden. Friedrich Müller, in der deutschen Literaturgeschichte gewöhnlich der Maler Müller genannt, wird von denselben Gesinnungen und Bestrebungen getragen und steht an rein dichterischer Begabung weit über ihnen. Müller war auf einen großen und echten Dichter angelegt; und wir würden ihn sicher zu unsern besten zu zählen haben, wäre sein Talent zur vollen Reife gekommen. Sein Unglück war, daß ihn der Zufall der äußern Umstände zunächst zur Malerei geführt hatte. Seine Kräfte wurden getheilt und zersplittert, und der dauernde Aufenthalt in Rom entfremdete ihn frühzeitig allem lebendigen Literaturverkehr. Ueber Müller's Jugend ist wenig bekannt. Er wurde 1750 zu Kreuznach geboren, ein Kind armer Aeltern. Eine Zeit lang scheint er als junger Maler am Hofe zu Zweibrücken geweilt zu haben. Um das Jahr 1770 kam er nach Manheim. Hier war es, wo in regem Verkehr mit Dalberg, Gemmingen und dem Buchhändler Schwan der Antrieb und der Muth dichterischen Schaffens in ihm erwachte; fast alle seine Dichtungen sind in dieser manheimer Zeit entstanden. Merck übte von Darmstadt aus seinen anregenden Einfluß. Und auch an Lessing, als dieser im Anfang des Jahres 1777 in Sachen des neuerrichteten Nationaltheaters einige Wochen in Manheim verweilte, schloß sich Müller aufs innigste an. Müller erzählt in einem Briefe („Morgenblatt", 1820, Nr. 48), Lessing habe mehrfach den Wunsch ausgesprochen, die letzte Epoche seines Lebens vereint mit ihm, am liebsten in Italien, beschließen zu können....

Im August 1778 war Müller behufs seiner weitern malerischen Ausbildung nach Rom gegangen. Aus Goethe's „Briefwechsel mit Knebel" (I, 16) ersehen wir, daß ihm diese Reise zum großen Theil durch die thätige Verwendung Goethe's ermöglicht wurde. Es hat daher etwas Auffallendes, daß, als Goethe selbst nach Rom kam, keine nähere Berührung zwischen beiden stattfand; es scheint, als seien Tischbein, Meyer und Reiffenstein, welche mit Müller in offener Feindschaft lebten, hindernd dazwischengetreten. Heinse hat ein anziehendes Bild von Müller's Persönlichkeit in seinen ersten römischen Jahren gegeben. In dem Briefe, in welchem er an Jacobi über die „Genoveva" berichtet, schreibt er: „Müller ist täglich und stündlich bei mir und geht fast mit niemand anderm als mit mir um, obgleich wir uns manchmal bis aufs Herumraufen zanken. Er ist ein wenig heftig vor der Stirn, und mein Blut hat Italien leider auch nicht abgekühlt. In Kleidung geht er sehr wohl einher, und ich sehe in meinem langen grünen Reiseüberrock neben seinem Mantel mit goldenem Kragen und rothscharlachenem Kleide und pariser Schnallen aus wie ein Diogenes neben einem wahrhaftigen Hofmaler. Ob wir uns aber gleich zuweilen unter uns zanken, so preist und rühmt er mich doch unverdienterweise hinter dem Rücken bei männiglich als eine doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit. Wo es außerdem über einen andern hergeht, ist er einer der besten Gesellschafter, und er hat eine seltene Gabe, allerlei Narren zu dramatisiren und nachzumachen. Seine Gedichte gewinnen deshalb sehr viel, wenn er sie selbst vorliest." In einem andern Briefe erzählt Heinse, daß man Müller während einer schweren Krankheit katholisch gemacht habe: ein Umstand, den er nicht verschulde, und der ihm wegen seiner Mutter und seiner Freunde äußerst leid sei. Seit seiner Uebersiedelung nach Rom war Müller vorwiegend der Malerei zugewendet.

Anfangs ein Schüler der Niederländer, gewann Müller allmählich Sinn für den großen historischen Stil, namentlich für Michel Angelo's titanische Erhabenheit, die ja gleicherweise in seinen Dichtungen sich ausprägt. Am 16. October 1779 meldet er in einem Briefe an Goethe („Briefwechsel mit Knebel", I, 17), daß er ein Bild nach der Epistel Judä gemalt habe, das den Streit des Erzengels Michael mit dem Satan über den Leichnam Mosis darstelle. Später arbeitete er an einem Gott Vater, der Moses das Gelobte Land zeigt.

Doch seine Malerei hatte keinen gedeihlichen Fortgang; in der Zwiespaltigkeit zwischen Dichtung und Malerei rieb er sich auf:

Er verbitterte und vergrämte sich. Seine Schöpferkraft stockte. Seit der „Genoveva" hat Müller dichterisch nichts Eingreifendes mehr geschaffen. Er büßte es, daß er durch seinen dauernden Aufenthalt in Rom verhindert war, die deutsche Bildung selbstthätig in sich fortzuleben. Die „Erzählungen", welche 1803 in Manheim erschienen, aber bereits 1793 geschrieben wurden, sind fade Rittergeschichten des gewöhnlichsten Schlags; die persische Novelle: „Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime", welche 1824 L. Robert's „Rheinblüten" brachten, ist cynisch. Die Malerei wurde ihm durch den Mangel an Erfolg gleichfalls verleidet. Er malte zwar bis in sein spätes Alter, aber sehr langsam und unsicher: meist wild hingewühlte Entwürfe, zu deren Ausführung Stimmung und Kraft gebrach. Allmählich traten antiquarische Studien in den Vordergrund. Er wurde, wie Reiffenstein und Hirt, ein gelehrter Fremdenführer: ein Geschlecht, das unter den Deutschen in Rom nie ausstirbt. Müller hat sich daher auch vielfach als Kunstschriftsteller bethätigt....

König Ludwig I. von Baiern, schon als Kronprinz um die Begründung und Vermehrung seiner reichen Kunstsammlungen emsig bemüht, betraute ihn viel mit kunsthändlerischen Geschäften. Friedrich Müller starb am 23. April 1825 zu Rom, als fünfundsiebzigjähriger Greis. Kurz vorher hatte er seine Gemälde an den Cardinal Fesch verkauft. Er hat sich die Grabschrift geschrieben: „Wenig gekannt und wenig geschätzt, hab' ich beim Wirken nach dem Wahren gestrebt, und mein höchster Genuß war die Erkenntniß des Schönen; — ich habe gelebt! Daß Fortuna nie mich geliebt, verzeih' ich ihr gern!" Im Jahre 1851 wurde ihm von König Ludwig in der Kirche S.-Andrea delle Fratte zu Rom ein Denkmal errichtet.

Der erste Theil der von Hettner herausgegebenen „Dichtungen von Maler Müller" enthält seine Idyllen, Lieder und „Faust's Leben". Die Idyllen sind dreifacher Art: biblische, mythologische und volksthümlich deutsche. Mit Recht rühmt Hettner an den biblischen Idyllen, obgleich man ihnen das Vorbild Geßner's und Klopstock's anmerkt, die farbige Lebensfülle, die Zartheit und Feierlichkeit des Naturgefühls, die Schönheit und Treue der Thierschilderung. Dies gilt namentlich von der Idylle: „Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte", in welcher die „Huldigung der Thiere" in der That meisterhaft ausgeführt und ganz geeignet ist, die betreffenden Paragraphen in Vischer's Lehre von dem Naturschönen als glänzendes Muster zu illustriren. Im Lobe der mythologischen Idyllen können wir nicht ganz mit Hettner übereinstimmen; „Satyr Mopsus" hat einige drollige Züge; aber die durch nichts geadelte Begehrlichkeit einen etwas lüsternen Beigeschmack. Der Satyr, der die an den Baum gebundene Nymphe züchtigt, eignete sich als Bild für einen Tabatièrendeckel; die zweite Idylle: „Der Faun",

zeigt zwar reinste menschliche Empfindung im burlesken Gemisch mit halb thierischer Roheit, doch erscheint uns die erstere nicht ergreifend genug hervorgehoben. Die dritte Idylle: „Bacchidon und Milon", nennt Hettner „die ergötzlichste Humoreske, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat". Auch dies Urtheil erscheint uns überschätzend. Es ist zwar erheiternd dargestellt, wie der Knabe Milon sein Lied auf den Gott Bacchus nicht dem Satyr Bacchidon vorlesen kann, weil dieser in weinseliger Geschwätzigkeit ihn nicht zu Worte kommen läßt; doch erscheint uns die Ausführung etwas breit. Die volksthümlich deutschen Idyllen: „Die Schafschur" und „Das Nußkernen", sind in der That als dorfgeschichtliche Versuche zu betrachten; es ist die hausbackene Wirklichkeit, die sich in ihnen breit macht, nicht ohne charakteristische Frische der Volkssitte, aber auch nicht ohne das Unschöne, Triviale und Platte der ausgenüchterten Wirklichkeit. Die Idyllen sind dialogisirt und offenbar aus jener Neigung für Niederländerei hervorgegangen, welche eine Zeit lang auch Müller's Pinsel führte.

Der Müller'schen Lyrik rühmt Hettner nach, daß ihr Eigenstes am Marke des deutschen Volksliedes groß geworden sei. Lieder und Balladen wie der „Thron der Liebe" und der „Pfalzgraf Friedrich" mögen dies Lob rechtfertigen. In den übrigen Gedichten sprudelt aber doch eine künstlerisch nicht ausgegorene Genialität, die uns an Schiller's „Anthologie" erinnert und im übrigen sich in der Behandlung des Rhythmus, namentlich des daktylischen, allzu viele Licenzen gestattet. Sonst haben die leicht hintanzenden Rhythmen in den Gedichten: „Der schöne Tag", „An den Frühling", „Jägerlied", eine anmuthig forttragende Beflügelung. Großartigen Schwung, der nicht in den Lüften verflattert, sondern sich plastisch ausprägt, athmet die „Dithyrambe", wie die folgenden Strophen beweisen mögen:

Donnernd hallt der Zug herunter,
Stürmt herunter, braust hinunter!
Welch ein Strudel reißt mich hin,
Mitten fort zum Wagen hin?
Näher seh' ich dich Lyäen,
Seh' dich, stolzen Liber, kühn
Auf dem goldnen Wagen stehen;
Wie die Flammenlocken wehen,
Wie vor ihm die Pardel knien!

Frei und flüchtig, rasch und munter,
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Ha, die Schlange windet sich,
Schöner Evan, hell um dich!
Gold- und silberschuppig blinkend,
Hängt sie dir am Busen mild,
Mit gespaltner Zunge trinkend
Thau, der deiner Lock' entquillt.

Wie so flüchtig, wie so munter!
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Milchhaar schwebt um Wang' und Kinn!
Nymphen, laßt mich zu ihm hin!
Näher, schöner Thyrsusschwinger,
Näher, näher zu dir hin!
Thyrsusschwinger, Wagenspringer,
Den gefleckte Tiger ziehn!

Neuer Zug stürmt schon herunter,
Dort herunter, da hinunter!
Welcher Strudel reißt mich hin,
Fort zu Liber's Wagen hin?
Ha, er winkt mir, winkt mir, winket!
Wie sein Purpurantlitz blinket,
Wie ihm Aug' und Wangen glühn!
Darf ich, schöner Gott der Reben,
Froher Bacchus, darf ich kühn
Heut' den grünen Thyrsus heben,
Mit an deinem Wagen ziehn?

Heilig brünstige Gesänge,
Die ihm jede Nymphe zollt,
Rauschen her durch Epheugänge;
Götter, wie sein Wagen rollt!
Wie ihm Löw' und Pardel brüllen!
Wie sein stolzer Wagen rollt!
Aus des Rades Naben quillen
Taumelströme, Wein und Gold.

Das Urtheil Hettner's über die Dramen und den „Faust" unterschreiben wir vollkommen:

Am bekanntesten sind Müller's Dramen: „Faust", „Niobe", „Golo und Genoveva". Durch die Thatsache, daß Müller im „Faust" mit Goethe, in der „Genoveva" mit Tieck zusammentraf, ist es gekommen, daß sich im Gedächtniß der Nachwelt der Name Müller's fast einzig an diese Dichtungen knüpft. Namentlich in „Golo und Genoveva" bekundet sich seine reiche und echte Dichternatur. Nichtsdestoweniger treten, rein künstlerisch betrachtet, gerade in diesen Dramen die Schwächen Müller's am offensten zu Tage. Die Mängel seiner vernachlässigten Jugendbildung rächen sich. Der dramatische Dichter bedarf nicht blos einer reichen schöpferischen Phantasie; er bedarf auch einer bedeutenden Gedankentiefe und eines durchgebildeten Kunstverstandes, ohne dessen Obhut die unerlaßlichen Bedingungen dramatischer Composition, sichere Führung und Ausgestaltung der Motive, feste und klare Beherrschung der Massen, natürliche und in sich folgerichtige Verkettung und Steigerung der Handlung, schlechterdings unerfüllbar sind. „Faust" und „Niobe" sind ganz und gar aus dem ringenden Titanenthum der Sturm- und Drangperiode hervorgegangen. Es überkommt uns etwas von jener tiefen Tragik des Menschengeistes, welche die Grundidee des Goethe'schen „Faust" ist, wenn Müller in der Zuschrift an Gemmingen, welche er seiner Faust-Dichtung vorausgeschickt hat, erzählt, daß Faust schon in seiner Kindheit einer seiner Lieblingshelden gewesen, weil Faust ein großer Mensch sei, der alle seine Kraft fühle und Muth genug habe, alles niederzuwerfen, was ihm hindernd in den Weg trete, um ganz zu sein, was er fühle, daß er sein könne. Und es erscheint wie eine Erfüllung dieser erregten Erwartung, wenn wir dann Faust in seinem Studirzimmer finden, in brütender Qual, daß die aufkeimenden Ideen, die er sich in süßen Stunden erschafft, doch unter Menschenohnmacht wieder dahinsterben müssen wie ein Traum im Erwachen.... Müller's Faust ist nicht das hehre Spiegelbild ungestümen Unendlichkeitsstrebens, sondern nur der trübe Niederschlag des sophistischen Geniewesens der Sturm- und Drangperiode, welches die Fülle des Genies nicht selten nur in der Entfesselung der Leidenschaften suchte. Müller's Faust übergibt sich dem Teufel, um sich aus seinen Schulden zu retten; er fordert von Mephistopheles nur ausschweifendes Wohlleben. In den Geister-, Juden- und Studentenscenen fehlt es nicht an kraftvoller Lebendigkeit; aber das Ganze zerstiebt und verflattert. Es ist nur ein Fragment; noch vier weitere Theile sollten folgen. Es ist nicht zu beklagen, daß die Fortsetzung (vgl. „Frankfurter Conversationsblatt", 1850, Nr. 238 fg.) unterblieben ist. Einzelne reuige Anwandlungen, denen Faust verfällt, sind kein Ersatz für mangelnde Seelenhoheit.

In der „Niobe", einem durchweg im Hymnenstil componirten dramatischen Gedicht, begegnet sich Müller im Inhalt nicht nur mit Goethe's „Prometheus", wie Hettner hervorhebt, sondern auch mit Schiller's „Semele", an deren ungeläuterte Erhabenheit der Stil vielfach erinnert. Uebrigens ermüdet der Stoff, dessen Unverwendbarkeit für die moderne Tragik der Herausgeber mit Recht hervor-

hebt, da uns die pfeilsendenden Götter nur todte Maschinen sind, durch die Wiederholungen der Situation und des pathetischen Ausdrucks. Eine titanische Größe und imposante Macht des Pathos kann man dem folgenden Schlußmonolog der Niobe nicht absprechen:

Nein, ich bin nicht vor dir erlegen.
Diesen Kniefall stahlst du mit Betrug.
Steinernes Herz, das kein Lallen
Sanfter Unschuld bewegt,
Barbarische Jungfrau, die nie
Mütterlichen Liebesschlag gefühlt:
Werd' einst Mutter, alles zu leiden,
Mutter wie ich! —
Stürz' ein, Tempel,
Wo Menschen und Götter sich vergessen;
Künftigen Jahren zeige
Nicht mehr die Spur!
(Der Tempel fällt im Blitzschlag zusammen.)
Ha, Jupiter erkennt mich wieder!
Im Dulden will ich noch überwinden,
Königin der Mütter einst,
Nun der Schmerzen Königin.
Ha, mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung,
Trotz' ich der Zeit:
Jahrtausende
Werden die weinende
Niobe sehn.
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde?
Ich war's, ich war's:
Königin der Mütter einst,
Nun Schmerzenkönigin!
Schon wälzt sich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl!
Die Adern erstarren, erstarren in mir. —
Es fliehen von hinnen die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie;
Sie scheuen, zu schauen
Die Mutter im Kampfe,
Des Mutterherzens gebundene Qual. —
Ha, weint nicht, ihr Kinder!
Gesiegt, gesiegt! Ich habe gesiegt!
Sie fliehn, sie fliehn, die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie;
Zu weit sie trieben
Der Rache Wonne.
Die Götter schaudern,
Niobens stummes Beben
Erschrecket sie;
Sie binden ihr Leben,
Sie halten mein Herz, ach!
(Es blitzt immer auf Niobens Schulter herunter.)
Wohl, ach wohl!
Die Adern erfrieren. Kalt,
Kalt mein Busen;
Ruhig mein Herz.
Wie süß, süß
Die Lüfte weichen,
Mein Ohr sich schließt,
Das Aug' erlischt,
Die Zung' gebricht!

Das bedeutendste und fertigste Werk unsers Dichters ist „Golo und Genoveva", ausgeheckt im Brütofen Shakspeare'scher Kraftstudien und daher wesentlich von der Tieck'schen „Genoveva" unterschieden, deren breite Romantik und verschwommene Sentimentalität an romanische Muster erinnert. Die „Genoveva" Hebbel's verdient deshalb den Vorzug vor der Müller'schen, weil bei jenem der Conflict und die Hebel der Handlung in den Charakter Golo's selbst verlegt sind und zwar mit einer künstlerisch durchgearbeiteten Entwickelung, während in dem Müller'schen Drama Golo nur gleichsam der leichtentflammte Zunder ist, den Mathildens Feuergeist in Brand setzt. Diese Mathilde ist ein Kraftweib, eine Titanide, dämonisch, gewaltig, eine Messalina in Bezug auf unersättliche, nichts verschmähende Sinnlichkeit; sie zähmt einen frühern, durch sie verwüsteten Liebhaber, der sich ihr rachedürstend naht, und verwandelt ihn in einen gehorsamen Sklaven; sie lenkt Golo wie am Faden, verspottet seine Bedenken und Reflexionen:

Quacksalberei, die den Kranken noch elender macht, Hirnwulst! Willt du auch noch so ein denkender Narr werden, jetzt, da der Hundsstern ohnehin am Himmel steht? Denken und Denkeln, was kommt dabei heraus? Dummheit! Eine Maus sucht das erste beste Loch, sich drein zu retten, wenn hinter ihr her die Katz' ist. Der simple Mensch sieht immer zehn Auswege, einem Beschwerniß zu entkommen, wo ein Denker oft stockt und stottert. Warum? Er thürmt sich nicht selbstausgeheckte Erschwernisse hin, seine Phantasie bekleistert ihm nicht die Augen; er schaut aufs Wirkliche, Wahre umher, staunt nicht am eigen hingedachten Unwahren beständig hinauf wie ihr andern. Und wenn ihr denn endlich durch euch selbst caput werdet und wie die Hunde darüber zur Welt hinausmarschirt, wollt ihr's noch Wort haben, daß es groß Mannsstück heißen soll. Leiden und überwältigen lassen war nie meine Sache; auf andere wirken nach unserm Willen, die Peitsche hochgeschwungen und tüchtig drüber hineingehauen, wenn die Schindmähren Convention und Menschenumgang es einem zu warm machen; Projecte auf Projecte hingethürmt, eins übers andere hinauf, Fuß auf Fuß, fest, bis es durch ist, was wir wollen!

Genoveva nennt Mathilde ein Weib von tausend Talenten, deren Verstand die ganze Gegend weit und breit erfüllt. Was indeß Mathilde gewinnt, verliert Golo, der als ein vom Winde hin- und herbewegtes Rohr erscheint, während er bei Hebbel, Schritt auf Schritt in folgerichtiger dramatischer Entwickelung und in einem sich steigernden Wachsthum der Leidenschaft zu immer gewaltsamern Thaten fortgerissen, unsers Antheils bei aller Verwerfung seiner Handlungsweise gewiß ist. In der Schilderung der Genoveva finden sich einige rührend treuherzige Züge: auch sind die Nachtstücke, die Gewaltthaten Wallrod's, die Vergiftung des Dragones im wirksamsten Tiefdunkel ausgeführt. Was sonst ins romantisch Breite verläuft, die verschiedenen Ritter- und Knappenscenen, die faustrechtliche Schimpf- und Schlagbravour, das ist überwucherndes Beiwerk, wie in Hebbel's „Genoveva" das Gespenster- und Hexenwesen. Ueber den hyperbolischen Kraftstil der Dichtung sprachen wir uns schon vorhin aus.

Für alle, welche dem Entwickelungsgang unserer Literatur nachzugehen, die Unarten gewisser Richtungen bis zu ihren Ahnherren zu verfolgen, aber auch den Ursachen nachzuforschen lieben, warum in Deutschland bedeutende Talente oft so wenig zu erfreulicher Entfaltung gelangen, wird die neue Veröffentlichung der Müller'schen Dichtungen in hohem Maße lehrreich sein, aber auch den Freunden des Gewaltigen und Erhabenen in der Dichtung manchen unverkümmerten Genuß gewähren.

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungslektüre.

1. Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. Fortsetzung der Erlebnisse eines Arztes von E. D. Mund. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Für den Kritiker ist es eine besondere Freude, bei jedem neuen Werke eines Autors unverkennbare Fortschritte constatiren und gestehen zu müssen, daß die neue Leistung mit mehr Reife, auch wol mehr Fleiß, jedenfalls mit besserm Erfolge gearbeitet sei als frühere. Mund hat von den sieben Novellen aus der ärztlichen Praxis einigen, zumal den dreien, welche den zweiten Band bilden, den Werth von abgerundeten Kunstwerken zu geben verstanden, und wir wünschen, daß es ihm gelingen möge, auf diesem Wege weiter voranzustreben. Nur an der ersten Erzählung: „Zwei Verbrennungen", fehlt zwischen der einleitenden Geschichtserzählung und der doppelten Katastrophe ein genügender Zusammenhang, was der Verfasser uns gewiß zugeben wird; wir wollen ihm dagegen einräumen, daß das durch Schuld des Stoffs auch wol kaum möglich gewesen. Er hat eben den etwas spröden Stoff nicht beiseitelassen wollen und ihm doch nicht die künstlerische Abrundung, das nothwendige Ergebniß des Facits und der Factoren zu geben vermocht. Die Verbrennungen waren eben Zufälligkeiten, und mit solchen, wie oft auch sie entscheidend in Menschenschicksale eingreifen mögen, muß der Dichter, und ein solcher ist der berichterstattende Arzt vor unserm Forum, sehr vorsichtig sein. Die drei andern Fälle haben höheres Interesse. Wissenschaftlichen Werth hat die äußerst interessante Novelle „Die Neidische", die als psychologische Studie sogar Aerzten empfohlen werden kann. Ueberhaupt können jüngere Aerzte aus allen sieben Fällen lernen, und das heutige Publikum, das den Aerzten mehr und mehr in die Karten zu blicken liebt, wird ebenso das ganze Werk willkommen heißen.

2. Jedem das Seine. Tendenzroman von Willibald Skett. Zwei Bände. Minden, Köhler. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Roman, der mehr hält, als er anfänglich verspricht; ein Roman voll edler patriotischer Begeisterung und scharf hervortretender Tendenz, aus dem Leben für das Leben geschrieben und allen zu empfehlen, besonders Kaufleuten und Abgeordneten des Norddeutschen Bundes; für diese enthält er manche sehr lehrreiche Abschweifungen, die aber den Gang der Geschichte nicht stören, sondern erklärend und begründend wirken. Solche Bücher gereichen unserer Literatur und unserm neu und groß und frei sich gestaltenden Vaterlande zur Ehre. Von Nutzen für jeden Leser wird die Darstellung der grundgemeinen mercantilischen Industrie sein, welche nicht auf redlichen Geschäftserwerb ausgeht, sondern die Concursordnung und andere vieldeutige Gesetzesbestimmungen benutzt, um harmlos geführte Geschäftshäuser zu dupiren, zu stürzen und nach ihrem Sturze das auseinandergehende Vermögen zu leichter Beute machen zu können. Der Verfasser hat das Zeug dazu, mehr solcher Bücher zu schreiben, fernerhin solche Schufte zu entlarven und an den Pranger zu stellen, die nur von Selbstsucht und Geldgier geleitet werden und keine Ziele haben, als durch eigene und fremde Bankrotte sich zu bereichern. Er möge fortfahren, diese infamsten Spitzbuben der Gegenwart offen zu geißeln, diese „Bankrottspeculanten" deutlich zu zeichnen.

3. Indische Bibliothek. Erster bis fünfter Band. Leipzig, Denicke. 1868. 8. 4 Thlr.

Die Verlagshandlung von Denicke hat sich die schätzenswerthe Aufgabe gestellt, dem Verständniß des deutschen Publikums das holländische Indien, das Leben und Treiben, die politischen, socialen und humanistischen Fortschritte in den holländischen Colonien dadurch näher zu rücken, daß sie unter obigem Collectivtitel alljährlich eine Reihe von geeigneten Werken aus der neuesten holländischen Literatur in Uebersetzungen auf unsern Büchermarkt bringt. Sie wird, um unserm Auge die Natur und Cultur jener fernen Ländergebiete aufzuschließen und zugleich zu belehren und zu unterhalten, das Beste auswählen, was die neue holländische Literatur besitzt. Die alte holländische Literatur ist in dieser Beziehung arm, sehr arm, zum Theil infolge des Compressionsystems, welches die Ostindische Compagnie einzuführen für gut befunden hatte und bei der sich die Nabobs ganz vortrefflich standen und zwar durch ein ebenso bequemes als barbarisches Regiment.

Von diesem Regimente, dieser grausamen Despotie wußte man in Deutschland und schauderte. Man wußte davon auch in Holland, aber man zauderte.

Der wackere W. R. van Hoëvell, jetzt im Haag, lieferte den ersten Beitrag zu diesem Literaturzweige mit seinem Werke: „Aus dem indischen Leben. Autorisirte, von W. Berg übersetzte deutsche Ausgabe", und klagt selbst, daß zur Zeit, als er nach Indien gegangen, die holländische Literatur ihm beinahe kein Material geboten habe, um sich über die wirkliche Beschaffenheit seiner neuen Heimat zu unterrichten. Der damalige Generalgouverneur, mit dem er in enger Verbindung gestanden, und den er um Angabe „einiger Quellen gebeten, aus welchen er das Land seiner Zukunft kennen lernen könnte, verwies ihn auf Raffler und Crawfurd, englische Schriftsteller"! Ein charakteristischeres Zeugniß, um die bornirte Selbstsucht und das Verachten aller gesellschaftlichen Ordnung und Gerechtigkeit bei den indischen Holländern zu brandmarken, kann nicht gefordert werden; nicht als ob es nicht auch früher schon Männer von Intelligenz und Initiative, von Begeisterung für die Fortschritte der Neuzeit in Indien und Holland gegeben; aber sie wurden dort wie hier unterdrückt, mit jakobinischer Strenge verfolgt und stumm gemacht. In dem neunten der zwölf Essays, aus denen sein Buch besteht, und welches er füglich hätte an die Spitze stellen sollen, sagt er selbst, mit den leidenschaftlichen Jakobinern von 1792 hätten jene Männer die sprechendste Aehnlichkeit, die das alte Colonialsystem gegen alle Neuerer in Schutz nähmen, gegen alle diejenigen, welche nach und nach Reformation und Entwicklung nationaler Regierungsgrundsätze auch in die Colonien einführen wollten; sie befolgten, wie jene, das System des Mistrauens und der Verdächtigung. Wer nicht gerade so denken, gerade dasselbe thun wollte wie jene, welche die Macht in Händen hatten, wurde verfolgt

und verurtheilt. Und nicht allein diejenigen, die für ihre Meinung einstanden und sich als Königlichgesinnte oder Contrerevolutionäre oder Gemäßigte zeigten, auch die, von denen man nur argwöhnte, daß sie mit der feindlichen Partei übereinstimmten, zählte man zu den „Verdächtigen in Indien", wie der Verfasser dieses Essay überschreibt, und betrachtete man als Feinde des Landes.

Am 22. Mai 1848 ging ein von 300 Männern unterzeichneter kräftiger Protest gegen die alte coloniale Schule nach Holland an den König, aber erst 1860 am 1. Januar wurde die Sklaverei in Holländisch-Indien beseitigt, und bis dahin mußten ihre Gegner alle Unbilden von seiten der herrschenden Partei erdulden. Sie war schon längst in der öffentlichen Meinung gerichtet, aber die allgemeine Denkweise war der Regierung weit voraus. Während eigentlich nichts einer frühern, sofortigen Emancipation im Wege stand, suchte man immer noch soviel als möglich zu temporisiren und die Sache auf die lange Bank zu schieben. Die öffentliche Meinung hat die Regierung gedrängt — und die Sklaverei ist abgeschafft. In den holländischen Colonien fand die Verwirklichung der humanistischen Idee der Sklavenemancipation ohne Schwierigkeiten statt. Sie hat für die frühern Sklaven nur wohlthätige Folgen gehabt, berichtet der Verfasser in einem Briefe vom 7. December 1867, mit bescheidenem Stolze darauf hinweisend, wie diese Handlung der Gerechtigkeit in Amerika ihren Freunden und ihren Feinden Ströme von Blut gekostet hat und für die Sklaven selbst zunächst von traurigen Folgen begleitet gewesen ist.

Wir wissen, auch ohne die gegebenen Andeutungen, daß van Hoëvell selbst an der humanistischen Bewegung in Holländisch-Indien regen Antheil genommen hat, und wünschen ihm als einem der Reformatoren seines zweiten Vaterlandes Glück dazu, daß so menschenentehrende Scenen, wie er sie in der „Sklavenauction" anschaulich genug skizzirt, zum Theil infolge seiner aufopfernden eigenen Thätigkeit nicht mehr vorkommen.

Auf alle die verschiedenen Einzelheiten des fast überall interessanten und stets von dem edeln Geiste wahrer Humanität durchwehten Buchs können wir hier nicht eingehen, doch werden die lebendigen Naturschilderungen (4, 7, 8, 10) die Leser ebenso fesseln, wie die Novelle „Vierzehn Tage" (5) und der Hinweis auf die Mängel der landesüblichen Kinderzucht mit dem satirischen Titel: „Der Vortheil einer europäischen Erziehung" (6).

Um die Schreibweise des Verfassers und sein Urtheil über die Eingeborenen der Insel Java erkennen zu lassen, theilen wir den Schluß des Kapitels „Der Tiger auf Java" wörtlich mit:

Ich habe meine Leser in den verschiedensten Gegenden Javas herumgeführt und einzelne Bilder jener Insel vorgezeigt. Die wenigen Menschen, die ich dabei vorführte, kennzeichneten sich durch Unwissenheit, Aberglauben, selbst durch Grausamkeit; die Natur, die wir betrachteten, war rauh, wüst und wild. Aber man thut den Javanern Unrecht, wenn man ihnen, trotz ihres Mangels an Bildung, nicht sehr viel gute und vortreffliche Eigenschaften zuschreibt, und verkennt die Natur Javas in ihrer eigensten Art, wenn man vergißt, daß sie daneben zahllose sanfte, liebliche und angenehme Bilder vorzuweisen hat. Wenn man durch den bebauten, ungefähr fünften Theil der Insel zieht, verschwindet der Tiger. Die Wildniß macht fruchtbaren Auen Platz. Freundliche Thäler lachen uns entgegen, deren Bewohner im Landbau ihren Reichthum suchen; unser Auge schwebt über unermeßliche Flächen, die von der reichsten Cultur bedeckt sind; man sieht zahlreiche Heerden, die friedsam auf saftigen Weiden grasen, anmuthige Dörfer laden uns ein in den kühlen Schatten der Fruchtbäume, in die Häuser und Hütten der Bewohner zu treten. Man genießt die Wohlthaten der Bildung, die sich über Java auszubreiten anfängt. Aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Die andern vier Fünftel des Landes warten großentheils nur noch auf die Hand des Menschen, um die Tiger zu vertreiben und sie in einen Lustgarten zu verwandeln.

Die 10 Millionen Javanen sind auch von der Vorsehung zu einer höhern Entwickelung bestimmt, sind den edeln und vortrefflichen Eigenschaften christlicher Bildung zugänglich. Diese Aufgabe zu erfüllen ist die Sache Hollands. Gott gebe, daß unter seinem Scepter einmal die Pflugschar da durch den Boden gezogen wird, wo jetzt noch der Tiger raubt und mordet, und daß der Geist des Christenthums einst die Herzen erfülle, die jetzt noch ängstlich vor den Spukgestalten des Aberglaubens klopfen.

Wir zweifeln, offenherzig gestanden, daß Holland dieser Aufgabe gewachsen ist, daß es sie noch erfüllen kann. Dazu ist es zu spät, dazu hat es bereits zu nachtheilig auf den Charakter und die gesammte Lebensanschauung der eigentlichen Javaner eingewirkt. Die alten Dynastengeschlechter hat es in hinterlistigster Weise auf die Dauer unmöglich gemacht, indem es ihnen nicht nur jede Macht, jede Geltung nahm, durch Befolgung des alten Römerspruches „Divide et impera" viele kleine Scheinfürsten einsetzte und scheinbar begünstigte, dabei ihnen aber die Landeseinkünfte entzog und nur eine mäßige Jahresrente bewilligte, indem es diese Fürsten insbesondere zu lächerlichen Narren, zu wahren „Jantges van Amsterdam" machte, über die denn auch der Gebildete lachen muß, wie sehr er sie bedauert. Aber der Holländer vom alten Schlage lacht nur und hält sich den feisten Bauch, gefühllos dagegen, wie sehr er alle eigene Menschenwürde in dieser Profanation derselben mit Füßen tritt. Den jetzigen Herrscher Hamangkoe Boeono VI., mit dem einige Bekannte von mir sich einmal den tollsten Weinrausch angetrunken, obgleich er dem Islam angehört, und den sie dann abgeprügelt und unter den Tisch geworfen haben, läßt die „humane" holländische Regierung einen Titel führen, den van Hoëvell deutsch wiedergibt: „der König, der die Erdkugel auf seinen Knien trägt, der Oberbefehlshaber des Schlachtfeldes, der Diener des Barmherzigen, der Schirmherr der Religion, der Stellvertreter Gottes"; Francis Galton's König Nangoro, ein wahrer Bierlümmel, in Centralafrika ist nicht lächerlicher als dieser holländisch geschulte Sultan Hamangkoe Boeono Senopoti mit seinem vollen Dutzend Titel; aber was jener auf eigene Faust ist, ist dieser zum Plaisir, zum Spott und — zum Vortheil der Herren Holländer. Die moderne Bildung kann das in der That nicht für fernerhin statthaft erklären, und wenn Holland bereits zum Norddeutschen Bund gehörte, so würde zum Verwundern schnell mit dieser absurden Wirthschaft in Holländisch-Indien ein Ende gemacht werden. In den Verhandlungen der zweiten Kammer der Generalstaaten vom 27. November 1852 kann man lesen, wie Mijnheer in des Landes Sitzungssaale sich über die javanische Königspuppe und die mit ihm gespielte, noch heute gespielte Komödie lustig macht — das ist würdelos, das ist nicht der Weg, um die Cultur nach

Java zu tragen. Da ist mir ein Königstiger doch immer noch lieber als ein Königshanswurst.

Daß zu der Feier des Geburtstags Mohammed's Wein getrunken wird, sogar viel Wein, wollen wir hingehen lassen, aber die tausenderlei Albernheiten, zu denen man den dummen und kindischen Sultan verführt hat und verführt, sind für unser Gefühl geradezu unerträglich. Daß die Holländer ihm untersagt haben, eine eigentliche brauchbare Truppenmacht zu halten, daß sie ihn durch eine holländische sogenannte Ehrenwache bewachen lassen, mag nothwendig und gut sein; daß sie aber halunkenmäßigen Mummenschanz mit ihm treiben, daß sie ihn dressirt haben, „ernst, würdig, unbeweglich und ohne ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln" auf dem Thron zu sitzen, wenn „javasche Truppen", recht wie kölnische Funken vor Sr. hanswurstlichen Fastnachts-Majestät, vorbeidefiliren, das ist gänzlich unzulässiges Spiel, Entwürdigung der Menschennatur, Hohn und Grab aller Sittlichkeit. Hören wir, wie van Hoëvell selbst diese Parade schildert, der er beigewohnt hat und von der er sagt, er werde sie so leicht nicht vergessen:

> Die drei- oder viertausend Truppen sind regelmäßig in verschiedene Abtheilungen getheilt. Jede derselben hat ihre Offiziere, ihre Fahne, ihre eigene Kleidung oder Uniform, ihre zwei Tambours und ihre zwei Pfeifer. Jetzt nahte die erste Abtheilung, deren Tambours und Pfeifer eine recht altmodische Musik lustig ertönen ließen. Der Offizier ging seinen Truppen voran. Es war ein Javane, der in einem gelben Rocke und in einer grünen Hose steckte, große schwarze Stiefeln an den Füßen und einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe hatte, der anstatt mit einer Feder, mit einem großen Strauß von Laub und Blumen geschmückt war. Dieses bunte Wesen trug in der Hand einen gezogenen, breiten und runden Säbel, und auf der Nase eine grüne Brille! Als er sich dem Sitihingel, d. h. dem erhabenen Königsboden nahte, veränderte er seinen Schritt in einen höchst possirlichen Tanz mit unzähligen Windungen und Biegungen des Körpers. Als er sich vor dem Sultan befand, machte er allerlei Luftsprünge und Grimassen, und setzte dann tanzend seinen Weg weiter fort. Die nachfolgenden Mannschaften seiner Abtheilung, die er commandirte, sahen außer der grünen Brille und dem Säbel gerade so aus wie er. An Stelle des letztern trugen sie Piken; führten aber mit seltener Genauigkeit dieselben Wendungen und Luftsprünge aus als ihr Anführer. Auch die andern Abtheilungen dieser fürstlichen Truppen hatten dasselbe spaßige Aussehen. Viele der Anführer trugen ebenfalls grüne Brillen u. s. w.

Glaubt man nicht, der sehr ernsthafte Verfasser habe eine Parodie auf die Soldatenspielerei in unsern Klein- und Mittelstaaten schreiben wollen? Es wäre ihm das nicht übel gelungen.

Es bleibt wirklich noch viel zu thun, damit Holland seine Aufgabe in seinem Indien erfülle, und wir, wie schon gesagt, halten Holland dieser Aufgabe nicht für gewachsen. Im Vorhofe des Haupttempels im Reiche Djokjokarta, am größten Festtage des Jahres, in Gegenwart des Sultans und der Spitzen der javanischen und holländischen Beamtenwelt, während 500 Priester sich mit „religiösen Betrachtungen" beschäftigen, treibt sich eine zahllose Schar von Männern, Frauen und Kindern umher, keine Spur von Ernst, jedes seiner Neugier und seinem Gelüste nachgehend. Hier werden Intriguen und Liebesgeschichten angeknüpft und nicht selten auch zu Ende gebracht. Hier kommt der junge Mann, um zu suchen, und das junge Mädchen, um sich finden zu lassen. Hier streifen die Rongings, öffentliche Tänzerinnen, herum, um mit ihren verführerischen Blicken und verlockenden Wendungen und Bewegungen ihre Beute zu suchen.

Die Meder wurden von den Persern verweichlicht, die amerikanischen Eingeborenen von den Yankees durch Pulver und Branntwein vernichtet, die Javaner wurden bisher von den Holländern alten Schlags zu Narren gemacht, um bequemer ausgebeutet werden zu können. Und dabei amusirte sich Mijnheer nicht blos recht gut, sondern forderte auch von seinen verständig gesinnten Beamten, amtlich diesen unwürdigen „religiösen Volksfesten" beizuwohnen. Berichtet doch van Hoëvell selbst:

> Ein Prediger der reformirten Gemeinde und noch einige andere haben einmal gewagt, nicht zu erscheinen — aber es ist ihnen schlecht bekommen. Der Prediger wurde versetzt, der Oberst und Garnisoncommandant pensionirt u. s. w., und nicht etwa von dem Sultan, sondern von dem Generalgouverneur Niederländisch-Indiens.

Ehe wir von Hrn. van Hoëvell Abschied nehmen, wollen wir ihm noch in Bezug auf eine Auslassung in seinem Briefe vom 7. December 1867 unsere Ansicht sagen. Er schreibt:

> Sie begreifen also, daß diejenigen meiner Landsleute, welche die fortstrebende Entwickelung und Bildung der indischen Völker als Aufgabe Hollands betrachten, in all diesen seit so kurzer Zeit gewonnenen Errungenschaften einen unaufhörlichen Antrieb fühlen, auf diesem guten Wege fortzuschreiten. Eine loyale und erleuchtete Politik wird Holland immer mehr als eine Colonialmacht bezeichnen. Und wenn wir auf diese Weise unsere Pflicht thun, wenn die vielen Millionen Menschen, die den schönen indischen Archipel bewohnen, zu der allgemeinen Bildung geführt werden, durch welche jeder Einzelne zur Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts beiträgt; wenn wir diese Aufgabe als eine kleine, ruhige, friedliebende Nation erfüllen, als eine Nation, welche alle fremden Elemente, die ihr zur Erreichung ihres Zwecks dienen können, in sich aufnimmt: wer wird uns dann unsere Nationalität bestreiten; oder wer von uns wird zugeben, daß irgendjemand das Recht hat, gegen unsere Existenz aufzutreten, weil wir zu klein sind, oder weil wir keine besondere Stelle auf dem großen Arbeitsplatze der Nationen verdienen?

Wir haben die größte Hochachtung vor Hrn. van Hoëvell und seinem Streben, allen Respect vor individueller Freiheit und vor naturwüchsiger Volksentwickelung; wir bestreiten es aber dem alten und dem jungen Holland, welches letztere in Hrn. van Hoëvell einen seiner wackersten und begabtesten Vertreter hat, daß die Fragestellung eine richtige sei, daß den Niederlanden der Anspruch, eine eigene Nationalität zu besitzen, und das Recht zukomme, seine jetzige Existenz bei dem jetzt so raschen und für das Ganze so ersprießlichen Gange der Völkerpolitik noch lange fortzusetzen. Eine Colonialmacht ist Holland, aber keine europäische Macht, und damit ist sein Urtheil gesprochen. Die Folgezeit wird das bald lehren. Es ist zu klein, verdient auf dem großen Arbeitsplatze europäischer Nationen die besondere Stelle nicht, welche es besonders den Schwächen der Dynastie Habsburg abzugewinnen verstanden hat; das eigentliche und ursprüngliche Holland besteht aus deutschen Elementen und ist deutsches Land, das es früher oder später auch wieder werden wird.

Noch ist viel, theilweise begründetes Vorurtheil in Holland gegen Preußen, bei der ungebildeten Klasse viel kindisches Vorurtheil gegen Deutschland vorhanden. Je

umfangreichere Fortschritte die humane Bildung in Holland macht, um so mehr wird man Deutschland und das neuere deutsche Streben achten und ihm nahe- und beizutreten wünschen.

Hr. van Hoëvell hat nicht unrecht, wenn er sagt, daß in den socialen Zuständen und Einrichtungen Deutschlands noch viel umzuformen und zu verbessern sei: aber welche Fortschritte in dieser Umformung und Verbesserung seit 1848 und seit 1866 gethan sind, kann nur erkennen, wer in Deutschland gelebt hat und lebt und unbefangenen Blicks geblieben ist.

In Holland existiren viel eifersüchtige und grausam despotische Elemente, und je liebenswürdiger die holländischen Frauen zu sein pflegen, um so mehr ist bei allem Phlegma Eitelkeit, Egoismus und Prioritätssucht das Erbtheil der holländischen Männer. Um das zu erkennen, bedarf es nicht, nach Holländisch-Indien zu gehen oder an die Erfindung der Buchdruckerkunst zu denken; diese Eigenschaften, welche der meist groß und gut angelegten Natur der Holländer anhaften, werden die allmähliche Wiedervereinigung des getrennten Volkszweigs mit seinem Urstamme lange Zeit erschweren — erschweren, aber nicht hintertreiben.

Wir sind Hrn. van Hoëvell auf seiner Abschweifung gefolgt, und indem wir ihn noch an Schiller's Distichon erinnern: „Immer strebe zum Ganzen" u. s. w., kehren wir zu der „Indischen Bibliothek" zurück. Das zweite Werk in der Reihe derselben ist betitelt: „Ostindische Damen und Herren. Vier Beiträge zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche in der europäischen Gesellschaft von Holländisch-Indien. Von J. ten Brink. Aus dem Holländischen von Wilhelm Berg. Autorisirte Ausgabe. Vier Theile."

Der erste Theil führt den Titel: „Praktische Menschen"; der zweite: „Mit fliegender Fahne und klingendem Spiel." Zwei ineinander übergehende Novellen und beide in hohem Grade werthvoll, lehrreich und unterhaltend, beide frisch aus dem unmittelbaren Leben geschöpft und, weil dieses Leben in Holländisch-Indien unsern deutschen Lesern weniger bekannt ist, für sie von doppeltem Interesse. Die Fabel in beiden Novellen ist äußerst einfach, auch die Behandlung des Stoffs frei von Manier oder sich breitmachender Künstelei, doch wird kein Leser diese ersten Theile des ten Brink'schen Werks unbefriedigt aus der Hand legen.

Die „praktischen Menschen" in Batavia sind schuld, daß ein junger, von seiner Mutter ungern nach „der Oost" entlassener Advocat unter Egoisten und Koketten dort zu Grunde geht. Er arbeitet redlich auf dem Comptoir seiner Principale und ist ebenso redlich in dem Boudoir seiner Principalin, und beides ist sein Unglück. Als Schurke handelnd, würde er sicher sein Glück gemacht haben.

In der zweiten Novelle, in der wir zum Theil den Personen der ersten begegnen und in der wol auch jede treu nach dem Leben gezeichnet ist, lernt ein junges Paar, das, um sein Glück zu machen, nach Indien geht, sich kennen und — lieben. Sie verloben sich noch am Bord und zwar unter dem Schutze einer vortrefflichen Dame, Mevrouw Van Weely, auf deren Rath sie ihr seliges Liebesglück als absolutes Geheimniß behandeln, um erst schließlich unter günstigen Verhältnissen, aber nach viel Leid und Kampf öffentlich ihre Liebe zu bekennen und in den Hafen der Ehe einzulaufen.

Die Verhältnisse und Charaktere sind scharf gezeichnet und nur selten fehlt die meisterliche Beherrschung und Behandlung des Stoffs, die sonst der Verfasser sich zu eigen gemacht hat.

Der dritte Theil: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht", und der vierte: „Die große Intrigue", welche uns soeben noch zugehen, bestätigen durchaus das günstige Urtheil, das wir über die beiden ersten Theile ausgesprochen haben. Zu den uns bekannten Personen treten im Fortgange der Geschichtserzählung noch einige weitere hinzu, sodaß ziemlich alle Klassen der holländisch-indischen Gesellschaft repräsentirt und mit mustergültiger Schärfe charakterisirt sind. Dabei ist es dem Verfasser gelungen, in all den zum Theil einfachen Ereignissen, die er erzählt, die Fäden so zu schürzen und die Farben in solchem Wechsel aufzutragen, daß wir sein Buch als von dauerndem Werthe bezeichnen müssen. Es fesselt, es copirt treu die Natur und ist doch ein Kunstwerk. Viele unserer deutschen Novellisten, die sich in Weitschweifigkeiten ergehen und alles das, was die Phantasie jeden Leser von selbst errathen läßt, umständlich vortragen, können getrost bei ten Brink in die Schule gehen.

Das mannichfache Intriguengewebe, welches die Grundlage des ganzen Werks bildet und auf dem sich in großer Anschaulichkeit das Bild des fremdländischen Lebens in Holländisch-Indien ungesucht vor uns aufrollt, wollen wir nicht skizziren. Den meisten Lesern d. Bl. wird das Buch früher oder später zur Hand sein.

Sollen wir mit einem derben Ausdruck das Werk seinem innersten Wesen nach bezeichnen, so ist es die fast rücksichtslose und doch in durchaus wohlwollendem und patriotischem Sinne geschriebene Chronique scandaleuse von Java, der letzten hauptsächlichen Goldgrube der Mijnheers. Unsere heutige Gesellschaft ist überall auf Geldbesitz und Geldgewinn basirt. Mit Geld läßt sich jede Schwäche, jedes Vergehen zudecken, und alles wird dir verziehen oder übersehen, wenn du bei den Banken wohl accreditirt bist. In Holland und bei den Holländern ist das besonders der Fall; sie sprechen es offen aus, daß Geldbesitz bei ihnen die Plätze neben dem Adel, den Gelehrten und höchsten Staatsbeamten freimacht. Und doch ist das noch nicht das Schlimmste. Wie alle Angehörigen von Klein- und Mittelstaaten lieben es die Holländer, sich Blendwerke zu erbauen und sie zu dem Werthe von „Dankbildern" zu erheben, die sie fast vergöttern und an denen sie denn auch mit schroffem Eigensinn festhalten zu müssen glauben.

Hermann Schauenburg.

Musikalische Schriften.

1. Musikalische Studien von Wilhelm Tappert. Berlin, Guttentag. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilhelm Tappert ist den Lesern d. Bl. bereits aus seiner Broschüre „Musik und musikalische Erziehung" bekannt, welche wir letzthin zu besprechen Veranlassung hatten. Das vorliegende Buch ist ebenso unterhaltend abgefaßt wie jenes Schriftchen. Sechs Abhandlungen sind es, die seinen Inhalt bilden. In der ersten Abhandlung: „Wandernde Melodien", erklärt sich Tappert für Anwendung der Darwin'schen Um- und Fortbildungslehre auch auf die Musik, und bestrebt sich nachzuweisen, wie aus einigen einfachen Tonorganismen die spätern complicirtern Melodien entstanden sind. Es heißt S. 7:

> Die Melodien wandern, sie sind die unermüdlichsten Touristen der Erde. Sie überschreiten die rauschenden Ströme, passiren die Alpen, tauchen jenseit des Oceans auf und nomadisiren in der Wüste; überall andern begegnend, welche den entgegengesetzten Weg machen. Bei dem echt menschlichen Interesse für alles Fremde, gelangt manches melodische Aschenbrödel fern von seinem Vaterlande zu hohen Ehren, wird vielleicht zum patriotischen Gesange, zum Nationalhymnus, dessen Klänge unfehlbar die zündendste Wirkung ausüben. Oft kehren die Landstreicher mehr oder weniger verbrämt, maskirt und umgestaltet zurück und leben als „Importirte" ein neues, glänzendes Leben in der alten Heimat. Es gibt keine musikalische Polizei, welche nach Geburtsschein und Führungsattest früge.

Tappert nimmt nun zum Beweise aus irgendeinem Choral- oder sonstigen Gesangbuche einen Melodiepassus, und zeigt sein Vorkommen in mehr oder weniger umgebildeter Weise zu verschiedenen Zeiten. So bildet gleich das erste Beispiel, ein Processuale aus dem 14. Jahrhundert, den Anfang zu Haydn's österreichischer Nationalhymne. Dagegen ist die Aehnlichkeit mit dem Meyerbeer'schen Krönungsmarsch aus dem „Prophet" nicht mehr zu erkennen. Seinen vielen Beispielen gegenüber möchten wir Tappert indeß bemerken, daß alle diese Aehnlichkeiten eben nur ganz allgemein gehaltene kurze Sätzchen ohne besondern charakteristischen Ausdruck betreffen, also kein anderes Interesse als das der bloßen Curiosität in Anspruch nehmen können. Jeder weiß ja, daß gewisse melodische Floskeln schon hundertfach dagewesen sind, gewissermaßen nur Gemeingut bilden, und die melodische Folge, welche sich daran knüpft, die Hauptsache bildet, auf die es ankommt. Der Marmor, die Farben, sie gehören allen Bildhauern, allen Malern gemeinsam, und doch sind die Werke, welche daraus geschaffen worden, so himmelweit voneinander verschieden. Daß mehrere Tonsetzer zu gleicher Zeit oder später auf dieselbe kurze melodische Tonreihe fallen können, ist doch wol leicht begreiflich, und nun gar in solcher Umbildung, wie sie manchmal von Tappert angeführt wird. Z. B. S. 16, Nr. 5 der Satz aus einem alten Liederbuche des 16. Jahrhunderts und die Parallelstelle 3 bei Beethoven. Manches ist nicht Umbildung, sondern bloße Abschrift; z. B. das Burschenlied S. 30, Nr. 12, welches ganz mit der Dittersdorf'schen Melodie aus „Doctor und Apotheker" zusammenfällt. Aehnlich verhält es sich mit dem Thema des ersten Satzes der Beethoven'schen „Eroica", welche vollständig einem Passus aus einer Mozart'schen Jugendouverture gleicht, mag auch vielleicht nicht einmal eine unwillkürliche Reminiscenz, sondern bloßer Zufall zu Grunde liegen. Es konnte nicht fehlen, daß Tappert auch auf die sogenannten Nationalmelodien zu sprechen kam, welche oft erst Importationsproducte sind. Dem Sklavenchor im „Oberon" hat Weber, „dieser größte Annexander seiner Zeit", die Melodie des von Laborde in seinem „Essai sur la musique" (1780) mitgetheilten türkischen Tanzes untergelegt.

Die zweite Abhandlung, „Umbildungsproceß" betitelt, bildet eigentlich nur eine Fortsetzung des ersten Aufsatzes, indem der Verfasser die Tetrachordreihe c h a g nimmt, und durch viele Beispiele ihr Vorkommen in den verschiedenartigsten Musikstücken für Kirche, Theater, Tanzsalon u. s. w. nachweist. Nach unserer Ansicht eine ganz überflüssige Arbeit. Der Verfasser schließt S. 114:

> Meine Abhandlung ist zu Ende, der Umbildungsproceß aber dauert ewig. Das Neugewonnene gesellt sich zum Alten, entweder fruchtbare Verbindungen eingehend oder das Vorhandene vernichtend. Ein immerwährender Kampf auf Leben und Tod! Wie viel und mancherlei auch als Opfer fallen möge: keine Klage werde laut, kein Seufzer nach der guten alten Zeit; denn neues Leben blüht aus den Ruinen!

Die dritte und vierte Abhandlung: „Uebermäßiger Dreiklang", „Alterirte Accorde", enthalten für den Theoretiker Interessantes. Tappert sagt:

> Die Harmonie ist die Blüte der Kunst; sie nimmt in der Reihenfolge der Entwickelungsphasen, welche unsere Kunst durchzumachen hatte, bisjetzt die letzte Stelle ein. Wer es vorzieht, von Blättern und Wurzeln zu leben, sich an Melodie und Rhythmus genügen läßt, dem will ich kein Kopfzerbrechen machen. Eines schickt sich nicht für alle; das Beste ist immer nur für die Besten.

Da wir nicht auf dem bloßen theoretischen Standpunkte stehen, so macht Tappert's sonst ganz interessante Darstellung und sein großer Eifer für die in Rede stehenden, nach seiner Ansicht zurückgesetzten, verkannten und noch einer großen Zukunft entgegensehenden Accorde auf uns einen eigenthümlichen Eindruck. Der Tonsetzer kümmert sich nicht um die Annahmen der Theoretiker, sondern greift hinein in die volle Welt der Töne, nur geleitet von seinem Genius, seiner Erfahrung und — seinem Gehör. Das andere überläßt er den — Harmoniegelehrten.

Hat doch auch Tappert zum Motto seiner fünften Abhandlung: „Ein Dogma", den Satz gewählt: „Theorie und Praxis gleichen einem uneinigen Ehepaar, welches sich gegenseitig das Dasein verbittert." Und weiterhin heißt es: „Die Praxis eilt voran, die Theorie hat zu folgen. Das größte Verdienst der letztern besteht lediglich darin, daß sie nicht allzu weit zurückbleibe." Der Inhalt dieser fünften Abhandlung beschäftigt sich mit verschiedenen veralteten Lehren, die ihrerzeit als unumstößlich galten, jetzt aber verschollen sind, z. B. dem Schlußsatz eines Tonsatzes ohne Terz, dem Beginn jedes Tonstücks mit einer Dreiklangsgrundharmonie u. s. w.

Die sechste Abhandlung, welche den Schluß bildet, betitelt sich: „Zooplastik in Tönen", und enthält eine Zusammenstellung der bei verschiedenen Tonsetzern vorkommenden Versuche, Thiere musikalisch darzustellen. Löwe,

Tiger, Schwein, Nachtigall, Frosch und Fisch und was sonst noch springt, fliegt oder kriecht, passirt hier die musikalische Revue zur Ergötzung des Lesers. Tappert's Buch liest sich um so amusanter, da man manchmal nicht recht weiß, ob hinter der ernsten Maske nicht der lachende Satiriker sich verbirgt.

2. Briefe über Musik an eine Freundin von Louis Ehlert. Zweite Auflage. Berlin, Guttentag. 1868. 8. 27 Ngr.

Ehlert's Briefe durchzieht jenes etwas überschwengliche geistige Parfum, welches nie seine Wirkung auf das weibliche Gemüth verfehlt. Dabei weiß der Verfasser geschickt die für seine Zwecke passende Grenze innezuhalten, welche ebenso weit von Verflachung wie von eindringender, das dilettantische Verständniß behindernder Vertiefung entfernt liegt. So ziehen Beethoven und Schubert, Weber, Mendelssohn, Berlioz, Chopin, Schumann, Rossini, Meyerbeer, Wagner an dem geistigen Auge der Leserin vorüber, zwar größtentheils im Heiligenschein der Bewunderung, aber doch auch nicht ohne daß der Autor ihre Schwächen berührte. Ehlert zeigt sich überall als ein Beurtheiler, der vorurtheilslos zu sein strebt und die Dinge nach seiner Ansicht von ihrem Werth, nicht nach dem Orte ihres Ursprungs taxirt. So wenn er von dem musikalischen Parteikampfe spricht:

Hüben und drüben klingen lustig die Schwerter: das fatale Wort, es wird zum Schlachtruf in den Reihen der friedlichen Tonkünstler. Auf der einen Seite kämpft die Revolution, die leidenschaftliche Sehnsucht nach Freiheit unter dem Terrorismus der phrygischen Mütze, auf der andern die alte Welt, ihre traditionellen Standarten mit dem heiligen Glaubenseifer einer jahrhundertealten Sagentreue vertheidigend. In den Reihen jener erblicken Sie viel ehrlich begeisterte Krieger, welche entschlossen sind, für ihre Ueberzeugung in den Tod zu gehen; aber eine Revolutionstruppe wirkt nicht mit der Sorgfalt eines Garderegiments, und so kann es nicht wundern, wenn der Abenteurer genug zu ihr überlaufen, wahre Falstaff-Rekruten, die sich ihr Freiheitscostüm auf einer Faschingsnacht zusammengestohlen haben. Im diesseitigen Lager finden Sie die humoristische Garderobe des Landsturms reichlich vertreten. Den glaubenstreuen Priestern folgt ängstlich ein Heer von altersschwachen Greisen, die keine Streitaxt mehr schwingen können, von besorgten Bürgern, die ihren Urväterhausrath mit in die Schlacht genommen, von Philistern und Idioten, die den Frieden um jeden Preis wollen, den alten gemüthlichen Hausrath. Jene schlagen genial liederlich darauf los, bei der Wahl ihrer Feldherren lassen sie sich mehr durch patriotische Bravour als durch strategisches Talent leiten. Ihre Kanoniere sind stolz auf ihre schwarzen Gesichter, und weil sie nicht immer besonnen genug sind, um gut zu zielen, schießen sie oft ins Blaue. Diese verbarrikadiren sich hinter den Schutz der öffentlichen Meinung, sie haben keine rechten Feldherren und keinen rechten Muth, und so gleicht das Ganze mehr einer Belagerung als einer Feldschlacht.... Die Zukunftsmusiker gingen von einer rein menschlichen Empfindung aus. Jeder will sich zur Geltung bringen, weil jeder den Glauben an eine individuelle Bestimmung hat. Die Sehnsucht nach künstlerischen Thaten war zu einer krankhaften Höhe gestiegen, nach allen Seiten wurden neue Bahnen eingeschlagen, neue Gesichtspunkte zu gewinnen, ja ein völlig neues Productionsverfahren aufzustellen versucht. Ich bin meiner ganzen Natur nach dem Versuch, und zwar dem kühnen, zugewendet, und nicht der geschichtlichen Fäulniß hold, dem bequemen Lotterbette der Nachahmerei. Aber dem Versuch ziemt Bescheidenheit. Was soll diese gleißnerische Götterwirthschaft, dieses falsche Prophetenthum, welches uns zum Anbeten zwingen will, wo wir doch nichts bewundern können als das sittliche Bemühen, etwas zu leisten? Von ganzem Herzen werden wir uns jeder ehrlichen und geistreichen Reformation anschließen, wir sind der gedankenlosen Kunstwirthschaft aus tiefster Seele satt, aber wir wollen keine neue Sklaverei statt der alten. Das Anbeten ist uns unbequem u. s. w.

Das durch seine geistreiche Ausdrucksweise interessante Büchelchen wird in den Kreisen, für die es bestimmt ist, weitere Eroberungen zu machen nicht verfehlen.

3. Vierundzwanzig auserlesene Operncharaktere in Bezug auf deren musikalisch-declamatorische wie dramatisch-mimische Darstellung analysirt und beleuchtet von Yourij von Arnold. Mit 120 erläuternden Zeichnungen. Erstes Heft: Der Freischütz. 1. Max; 2. Agathe. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 8. 12½ Ngr.

In der Vorrede betont der Verfasser, wie es noch am eigentlichen Schlußstein der Bühnenausbildung fehle, nämlich an detaillirten Beispielen darzustellender Personen oder Rollen, aus denen angehende junge Bühnenkünstler ersehen könnten, wie man die Analyse solcher Charaktere zu betreiben, sie aufzufassen, sich in dieselben einzuleben und sie mit vollem Bewußtsein des „Warum?“ auszuführen habe. Noch weniger aber existire für junge Opernsänger und Sängerinnen irgendwelche praktische Anweisung zum Studium der Verbindung richtiger Textdeclamation mit dem Gesangsvortrage.

Aus diesen Gründen entschloß ich mich, einige Serien insbesondere beliebter Rollen des gegenwärtigen Opernrepertoire, vorzüglich zum Nutzen und Frommen junger Talente, auszuarbeiten und zwar, indem ich: 1) den Grundcharakter, sowie die ganze dramatische Entwickelung der Situationen und Affecte analysire; dann 2) die Gesangs- wie Textdeclamation (sowol dieser dramatischen Entwickelung gemäß, als auch mit Berücksichtigung der absolut-musikalischen Phraseologie) erkläre; und schließlich 3) die auf alles Bezeichnete bezüglichen natürlichsten mimischen Bewegungen und Stellungen andeute. Diejenigen dieser letztern, welche mir eine genauere Verdeutlichung zu erfordern schienen, habe ich durch Zeichnungen in einfachen Umrissen anschaulich zu machen versucht.

Der Verfasser hat mit dem „Freischütz“ einen passenden Anfang gemacht, da in demselben fast die meisten Details der Operndarstellung platzgreifen. Wir sind freilich nicht im Stande, dem Verfasser in seiner sehr ausführlichen Anleitung zur Darstellung der beiden Hauptrollen, welcher eine Zergliederung der betreffenden Charaktere vorangeht, zu folgen. Sagt er doch selbst, daß er keineswegs dadurch, ebenso wenig wie durch die folgenden Bearbeitungen, eine kategorische Vorschrift zur buchstäblichen Befolgung: sine qua non, zu geben und den Darsteller in enge Formfesseln zu schlagen beabsichtige. Es solle eben nur eine Anleitung zur Auffassung und Behandlung der Rolle sein, wobei aber natürlich es jedem, der seine Studie benutze, vollkommen freistehe, die Einzelepisoden nach eigener Inspiration zu modeln.

4. Die absolute Harmonik der Griechen. Eine Abhandlung von Oskar Paul. Leipzig, Dörffel. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Inhalt dieser „Abhandlung zur Habilitation in der philosophischen Facultät der Universität Leipzig“ ist folgender: „Klang“; „Verbindung der Klänge“; „Die Tonarten von Aristoxenos“ (hier weicht der Verfasser von Westphal ab, da dieser Historiker angibt, daß Terpander bereits zwei Heptachorde vorgefunden habe); „Intervalle, Consonanzen und Dissonanzen“; „Die drei Klanggeschlechter“; „Eintheilung des Monochords nach dem Verhältniß zur

Saitenlänge"; „Die Transpositionsscalen des Aristoxenos"; „Die Tonarten des Claudius Ptolemäus"; „Die Tonarten des 16. Jahrhunderts". Einen Anhang bilden: „Die thetischen und dynamischen Benennungen der Klänge innerhalb der Tonarten nach Claudius Ptolemäus übersichtlich in Tabellen zusammengestellt". Ferner Tabelle I: „Das diatonische Klanggeschlecht im System diezeugmenon, nach dem kölner Codex des Boëthius facsimilirt". Tabelle II und III, ebenso seine Tabelle IV nach dem wolfenbütteler Codex des Boëthius facsimilirt; die Tonarten des Claudius Ptolemäus und Boëthius enthaltende Tabelle V enthält die Notenzeichen der Tonarten des Claudius Ptolemäus und Boëthius.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Daß Schreiber dieses in der vorliegenden Schrift auch manches, bereits Bekannte sagt, ist leicht einzusehen; in vielen wichtigen Punkten, z. B. bezüglich der Tonarten des Claudius Ptolemäus, ferner der dynamischen und thetischen Benennungen der Klänge, der Heptachorde Terpander's, sowie überhaupt der ganzen innern Entwickelung weicht derselbe jedoch von Friedrich Bellermann, Westphal und allen frühern Schriftstellern ab."

Die Schrift wird in ihrer klaren Uebersichtlichkeit nicht verfehlen, die Liebhaber der Forschung nach griechischer Musik anzuziehen.

Stahr's Charakterbild der Agrippina.

Agrippina, die Mutter Nero's, von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 2 Thlr.

Als das vierte der „Bilder aus dem Alterthum", als den Abschluß einer ersten Serie derselben bietet Adolf Stahr die Biographie der Agrippina II., der Urenkelin des ersten Imperators der römischen Weltmonarchie, der Schwester eines Kaisers, des Caligula, der Gemahlin eines zweiten, des Claudius, der Mutter eines dritten, des Nero, welcher ihren frevelhaften Ausruf: „Occidat dum imperet", in Erfüllung bringen und an der „besten Mutter" zum Mörder werden sollte. Diese Lebensbeschreibung der Agrippina, in welcher das heilige Köln seine Stifterin anerkennen muß, steht nicht blos in einem chronologischen Zusammenhange mit dem vorhergehenden Bande, den „Römischen Kaiserfrauen", welcher in Nr. 42 d. Bl. f. 1866 besprochen wurde, und mit dem diese historische Bildergalerie eröffnenden Essay über Tiberius, sondern es ist auch der innere Zusammenhang, der rothe Faden, welcher sich durch alle diese Darstellungen hindurchzieht, deutlich erkennbar. Es gilt hier ja das Bild jener Agrippina zu zeichnen, in deren Memoiren, den „Commentarii Agrippinae de vita sua et de casibus suorum", Stahr die unreine Quelle entdeckt zu haben glaubt, aus welcher Tacitus bei seiner Beurtheilung des Tiberius den „von den schlimmsten Leidenschaften vergifteten Inhalt" geschöpft habe. Wenn es aber darauf ankommt, für Tiberius in die Schranken zu treten und gegen die Darstellung des Tacitus eine Lanze zu brechen, dann ist Stahr allezeit kampfbereit und gerüstet, und dies kommt allen zugute, die mit Tiberius in Verbindung stehen; wie z. B. der Vater Nero's, Domitius Ahenobarbus, gegen die mit speciellen Thatsachen wohlbegründeten Angriffe Sueton's in Schutz genommen wird, nur um dem Tiberius, der „doch bei der Verheirathung seiner Nichten stets mit großer Sorgfalt verfahren" habe, den Vorwurf zu ersparen, daß ein solch nichtswürdiger Mann von mehr als 40 Jahren der vierzehnjährigen Agrippina als Gemahl von ihm ausgesucht worden. Allein derartige Gelegenheiten zur Rettung des Tiberius bieten sich in diesem Werke, welches eigentlich erst mit der Thronbesteigung des Caligula beginnt, nur sehr spärlich, und die Polemik gegen Tacitus wird dadurch, daß die Annalen aus den Jahren 37—47 n. Chr. eine verlorene Handschrift geworden, zum Theil unmöglich gemacht. Diesem Umstande dürfte es wol zu danken sein, daß sich die Biographie Agrippina's von den übrigen Bildern aus dem Alterthum vortheilhaft unterscheidet, und der Tadel, welcher namentlich gegen die „Römischen Kaiserfrauen" ausgesprochen werden mußte, dieses Essay in weit geringerm Grade trifft; während die Vorzüge einer glänzenden, farbenreichen Schilderung, einer feinen Charakterzeichnung und lebendigen Darstellung hier noch in erhöhtem Grade hervortreten, sodaß trotz des wahrhaft abstoßend wirkenden Inhalts selbst in der Schilderung der Greuelthaten eines Caligula und Nero, des Lasterlebens einer Messalina und Poppäa Sabina das Interesse des Lesers gefesselt und dauernd festgehalten wird.

Zunächst zeichnet sich Stahr's „Agrippina" vor den „Römischen Kaiserfrauen" durch die Einheit der Composition und durch die übersichtliche Darstellung der Thatsachen, durch künstlerische Anordnung und harmonische Gruppirung der Figuren vortheilhaft aus. Die Biographien der Messalina, Octavia und Poppäa Sabina sind an richtiger Stelle in die Geschichte der Agrippina verwebt, sodaß die Zerstückelung des Stoffs und die dadurch bedingten Wiederholungen, welche sich häufig in den „Römischen Kaiserfrauen" fanden, vermieden werden, und die Darstellung einheitlich, wohlabgerundet und von innerm Leben dramatisch bewegt erscheint. Sodann ist aber in der „Agrippina" die Haltung des Autors überhaupt eine objectivere, das Urtheil unbefangener als in den vorhergehenden Bearbeitungen der römischen Kaisergeschichte. Während wir in den letztern das gewandte Plaidoyer eines übereifrigen Advocaten erkennen mußten, der die Schwäche seiner Sache durch die Heftigkeit seiner Argumentationen zu verdecken sucht, erscheint die „Agrippina" als das ebenbürtige Résumé eines unbefangenen Referenten, welcher seine Unparteilichkeit sich zu wahren bemüht ist.

Freilich mangelt es auch hier nicht an gewagten Conjecturen, an Voraussetzungen ohne genügende Basis, und von der Lückentheorie bei der Interpretation der alten Schriftsteller wird ein gar ausgiebiger Gebrauch gemacht. Stahr ist ein Meister feiner psychologischer Motivirung; allein er begnügt sich nicht damit, die historisch beglaubigten Facta psychologisch zu verknüpfen, sondern er geht einerseits zuweilen dazu über, einzelne Züge, die in das

von ihm entworfene Bild nicht passen, ohne weiteres zu eliminiren, und wenn er ausspricht, „es gibt psychologische Unmöglichkeiten, welche stärker sind als alle sogenannten directen Zeugnisse von Schriftstellern, die nicht einmal als Zeitgenossen, geschweige denn als Augenzeugen, nur nach Quellen sehr unlauterer Art berichten", so macht er von dieser Licenz, die der Dichter, nicht aber der Historiker in Anspruch nehmen darf, einen sehr weitgehenden Gebrauch; andererseits nimmt er auch keinen Anstand, diese Quellen in sehr wesentlichen Punkten durch unbewiesene Vermuthungen zu ergänzen. Während z. B. Agrippina von keinem der alten Schriftsteller bei der Erzählung von Messalina's Sturz auch nur mit einem Worte genannt wird, glaubt Stahr sie unzweifelhaft als die intellectuelle Urheberin aller gegen Messalina gerichteten Schritte, als die causa movens des Untergangs dieser Kaiserin bezeichnen zu dürfen.

Allein diese Mängel treten uns bei dem vorliegenden Werke nicht in so greller Weise wie bei den vorhergehenden Bildern aus dem Alterthum entgegen, wobei allerdings der Umstand, daß das Urtheil Stahr's über Agrippina von dem Wahrspruch, den das Weltgericht der Weltgeschichte gefällt hat, im wesentlichen nicht abweicht, von größtem Einfluß ist. Denn da bei den Rettungen des Tiberius und der Kleopatra um jeden Preis eine restitutio in integrum durchgeführt werden sollte, so ging ihr Anwalt dazu über, die Belastungszeugen zu verdächtigen und ihr Zeugniß, namentlich die „Annalen" des Tacitus, als ein „mit kritikloser Leichtfertigkeit zusammengestelltes Conglomerat von Klatschgeschichten" zu charakterisiren. Von derartigen Uebertreibungen, von einer solchen fast persönlichen Gereiztheit bei der Kritik der Quellen findet sich dagegen nichts in der „Agrippina"; ja selbst in Fällen, wo Stahr von der Darstellung des Tacitus abweichen zu müssen glaubt, hat er für letztern eine Entschuldigung bereit; so wird z. B. S. 74 gesagt, in der glänzenden Erzählung des Tacitus von dem Sturze Messalina's seien — wenn auch ohne Schuld oder gar Absicht des Erzählers — die Fäden so durcheinandergewirrt, daß sie nicht mehr mit völliger Klarheit bloßgelegt werden könnten: eine Aeußerung, zu welcher man in dem „Tiberius" und den „Römischen Kaiserfrauen" vergebens ein Seitenstück suchen wird. Desto mehr Gewicht verdienen aber die Argumentationen, in denen der Autor versucht, einzelne Anschuldigungen zu widerlegen und Misverständnisse zu berichtigen, welche sich in die Darstellungen der alten Historiker eingeschlichen haben; und diese Versuche sind weit erfolgreicher als die Schönfärbereien, welche gerade den Werth der Essays über Tiberius und die „alte Schlange vom Nil" wesentlich beeinträchtigen. So können wir Stahr nur beipflichten, wenn er die Agrippina, für welche er sonst nicht in die Schranken tritt, nicht nur von der Anklage des Incests mit Nero, sondern auch von dem Verdachte zu reinigen sich bemüht, daß sie selbst ihren zweiten Gatten Passienus aus dem Wege geschafft habe. Wohlbegründet erscheint der Zweifel an der Richtigkeit der Erzählung von der Vergiftung des Britannicus, und nicht ungerechtfertigt das Bemühen, die Messalina gegen die Ungeheuerlichkeiten, mit denen ihr Name verknüpft ist, namentlich bei der Katastrophe mit Silius, einigermaßen in Schutz zu nehmen.

Insbesondere aber tritt Stahr mit allem Recht für Seneca in die Schranken; ihn reinigt er von dem von Merivale ausgesprochenen Verdacht, daß auf seinen Rath der Giftmord an Britannicus verübt worden, und ebenso geschickt sucht Stahr die in alle Geschichtsbücher übergegangene Annahme zu widerlegen, daß Seneca der Verfasser des „Ludus de morte Claudii" sei, welches Pasquill ihm auf Grund einer gelegentlichen Aeußerung des Dio Cassius über Seneca's „Apocolocyntosis Claudii" zugeschrieben zu werden pflegt. Bei dieser Gelegenheit deutet Stahr an, daß wir in einer Fortsetzung dieser Bilder aus dem Alterthum eine zusammenhängende Charakteristik des Seneca als Menschen und Schriftsteller von ihm zu erwarten haben, und bei der großen Divergenz der Urtheile über die versatile Natur dieses Ovid unter den Prosaikern würde gewiß eine kritische Monographie, welche die eigenthümliche Mischung der Contraste in diesem literarischen Charakter klar darzulegen und zu motiviren vermöchte, sehr erwünscht sein.

Von besonderm Werth sind noch die Anhänge, in denen die beiden einzigen merkwürdigen Ueberreste der poetischen Tagesliteratur aus der Zeit Agrippina's, die Tragödie „Octavia" und das genannte boshafte Pasquill über den Tod des Claudius uns vorgeführt werden. Octavia, die Tochter des Claudius und der Messalina, die erste Gemahlin des Muttermörders Nero, ist eine Gestalt, welche in ihrer Jugend und Unschuld inmitten einer verderbten lasterhaften Welt und durch ihr tragisches Schicksal an Arthur in Shakspeare's „König Johann" lebhaft erinnert. Sie ist die leidende Heldin der Tragödie „Octavia", welche nach Ritter's Forschungen nicht, wie früher irrthümlich geschehen, dem Seneca zugeschrieben werden darf, sondern wahrscheinlich den Redner und Dichter Curiatius Maternus zum Verfasser hat, jenes Lesedramas, von welchem Stahr eine eingehende Analyse mit sehr ansprechenden Proben einer metrischen Uebersetzung gibt. Noch interessanter ist das Pasquill auf den Tod des Claudius, welches in der komischen Mischung einer vulgärsten Prosa und eines hochtrabenden Tragödienpathos sehr gewandt übersetzt und näher erläutert wird.

Aus diesen Gründen möchten wir der „Agrippina" unter den bisher erschienenen vier Bildern aus dem Alterthum den ersten Platz anweisen; dieselbe zeigt in ihrem Colorit die gleiche glühende Farbenpracht, und dabei eine Sicherheit und Correctheit der Zeichnung, welche wir bei ihren Vorgängern mehrfach vermissen mußten. Bei der lebendigen fesselnden Darstellung, welche diesem mit dem Reize eines spannenden Romans begabten historischen Essay einen großen Leserkreis sichert, fällt es nur unangenehm auf, daß Stahr in der Weise Mommsen's gar zu häufig die Parallelen mit der modernen Zeit zu ziehen sich bemüht, und daß namentlich die Vergleichungen des Rom der Cäsaren mit dem heutigen bonapartisirten Frankreich zu oft wiederkehren. Dergleichen Commentare des „L'Empire c'est la paix"; die Betonung der Gottes-Gnaden-Theorie, „Mumus Deorum est, quod servit mihi Roma et Senatus"; die Bezeichnung des Caligula als des Vorfahren

des heutigen gallischen Imperators; die Anerkennung der richtigen politischen Maxime beider, „daß man sich vor exilirten feindlichen Prätendenten am besten dadurch schützt, daß man denselben ihr Vermögen und damit die Hebel ihrer Wirksamkeit entzieht": alle solche Vergleiche wirken gerade dann um so pikanter, wenn das tertium comparationis weniger scharf hervorgehoben wird.

E. Hersfurth.

Zur Specialgeschichte des Mittelalters.

Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapfern von Thüringen zum Heiligen Lande im Jahre 1461. Herausgegeben von J. G. Kohl. Bremen. 1868.

Im Alter von 36 Jahren kam der Landgraf Wilhelm der Tapfere zu dem Entschluß, „nicht nur, wie es charakteristisch genug in seinem vorher aufgesetzten Testamente heißt, von sonderlicher Innigkeit und Andacht wegen, sondern auch andern redlichen Ursachen", eine Betfahrt ins Heilige Land zu machen. Hundert andere deutsche Fürsten und Herren waren vor, während und seit dem Ende der Kreuzzüge denselben Weg als nothdürftig geduldete Schützlinge der ungläubigen Beherrscher Palästinas gezogen, und schwer zu zählen sind die Männer und Frauen desselben Standes, die noch während des 15. und 16. Jahrhunderts ihren Fußstapfen nachfolgten, bis man an Stelle dieses mühsamen und gefährlichen Wagnisses die bequemere und vergnüglichere große Umfahrt zu den europäischen Höfen und nach dem weltlichen und geistlichen Babel der Zeit, nach Venedig und Rom, einführte. Von da ab zogen nur Wißbegierige, Naturkundige, darunter selten einmal ein Mann vom Adel deutscher Nation, oder andächtige und schlaue Bettelmönche oder andere arme Schlucker mit abenteuernden Neigungen zu den geweihten Stätten, bis sie in neuester Zeit ein renommirtes Ziel gewöhnlicher Touristen wurden.

Fast alle ältern Jerusalemfahrer haben schriftliche Aufzeichnungen von dieser offenbar merkwürdigsten That und Begebenheit ihres Lebens hinterlassen; reichen ja solche wie bekannt — man denke an Herzog Ernst und Heinrich den Löwen — bis an den uralten mythischen Hintergrund der gesammten mittelalterlichen Sagenwelt. Und wenn auch unzweifelhaft weder jener störrige Partisan des partikularistischen Urschwabenthums, noch sein ebenso störriger Gesinnungsgenosse aus dem Welfenhaus, dem Deutschland ja für so viele und fast ein Jahrtausend lang in seinen Gliedern nachzuckende Liebesdienste dankbar verbunden blieb, selbst daran gedacht haben werden, ihre Erlebnisse zu ewiger Aufbewahrung im Familienarchiv und in der Pietät ihrer angestammten Stämme mit eigener Hand niederzuschreiben — was ihnen wahrscheinlich aus sehr naheliegenden Gründen nicht gut möglich gewesen wäre —, so werden sich doch immer in ihrer geistlichen Umgebung dienstwillige und loyale Federn gefunden haben, die ihnen diese Mühe abnahmen.

Herzog Wilhelm der Tapfere hätte, sollte man im Sinne seiner Zeit meinen, allerdings Ursache genug gehabt, allein aus sonderlicher Innigkeit und Andacht das Heilige Grab aufzusuchen, ohne noch anderer redlicher Ursachen zu bedürfen. Denn wenn man bei den hochgeborenen Herren von der freilich etwas nach beschränktem Unterthanenverstand schmeckenden Voraussetzung ausgehen darf, daß sein Gewissen aus demselben Stoffe geformt war wie das anderer Menschenkinder, so konnte sich dies durch eine berghohe und centnerschwere Last von Sünden und Missethaten hinreichend beschwert fühlen, um in dem Fegefeuer einer damaligen Seereise über das Mittelländische Meer und eines Rittes durch die Gebirge und Hochflächen Judäas einige Erleichterung zu suchen.

Denn dies sein Gewissen mußte ihm sagen, daß er der eigentliche Anstifter jenes fürchterlichen Bruderkriegs sei, der von 1446—51 Thüringen und das Osterland mit einer selbst damals auffallenden raffinirten Barbarei verwüstete, woran nicht blos die gründliche und methodische Bestialität der hessischen Hülfsvölker Herzog Wilhelm's Schuld trug, wie loyale Geschichtsschreiber sagen. Noch heute geben unzählige Trümmerhaufen damals verbrannter Kirchen und Burgen, Hunderte von ehemaligen Dorfstellen, über die jetzt der Pflug geht oder der Hochwald emporgewachsen ist, Kunde, wie ein Bruder gegen den andern oder vielmehr gegen Land und Leute des andern, da er ihm selbst nichts anhaben konnte, wegen einiger Schock meißnischer Groschen, um die er in der Erbtheilung sich benachtheiligt glaubte, zu hadern sich berechtigt fühlte. Seltsamerweise hat sich das Volk bis auf den heutigen Tag einreden lassen, die bösen Bauern hätten alle diese Trümmer auf ihrem Gewissen; die Schuld seiner Fürsten, die ihm oder seinen Vorfahren zehnmal mehr geschadet hat als alle Bauernkriege der Welt, ist gutmüthig oder schwachsinnig vergessen.

Außerdem aber hatte derselbe Herzog Wilhelm ein nach den Begriffen seiner Standesgenossen noch schwereres Vergehen auf seinem Gewissen. Er hatte seine Gemahlin Anna, der selbst die loyalste Schweifwedelei salbadernder Haus- und Hofhistoriographie keinen Schatten eines Vorwurfs beizubringen vermag, verstoßen und im Gefängniß eingesperrt, weil er die berüchtigte Brandensteinerin, eine der hervorragendsten Courtisanen des damaligen deutschen high life, liebergewonnen hatte als die ihm angetraute Fürstentochter.

Abgesehen von dem sittengeschichtlichen Interesse, das jede derartige Reiseschilderung aus damaliger Zeit an und für sich erweckt, erhält die vorliegende durch einen in seiner Art einzigen Anhang eine besondere Bedeutung. Es findet sich nämlich bei ihr eine sehr detaillirte Berechnung der Reisekosten sammt Angabe der speciellen Verwendung aller einzelnen Posten. Für die Geschichte des Handels und der Industrie, des Geldwerthes und ähnlicher culturgeschichtlicher Zweige läßt sich oder ließe sich vielmehr große Belehrung daraus schöpfen, wenn der Herausgeber etwas anders bei seiner Publication verfahren wäre. Denn so dankenswerth auch immer die Mühe sein mag, die er auf seine ganze Arbeit verwandt hat, so kann sie doch weder

nach ihrem Plane noch nach ihrer Ausführung als zweckentsprechend bezeichnet werden. Es lag ihm in einer gothaer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts der Originalreisebericht von der Hand eines Begleiters vor, wie der Herausgeber glaubt des Hunolt von Plattenberg, „Doctors in der Erzney“, also des Reisearztes, obgleich er für seine Conjectur nur unzureichende Gründe beizubringen vermag; außerdem eine Anzahl von Auszügen und Umarbeitungen späterer Zeit auf verschiedenen Bibliotheken. Das einzig Richtige wäre gewesen, den Originalbericht so wie er war, ohne Anstoß an der „Orthographie des 15. Jahrhunderts“ zu nehmen, abzudrucken und ihn sprachlich und sachlich zu commentiren. Wir hätten dann eine wichtige Quelle für die Sprache und Culturgeschichte der Zeit in einer Gestalt, die für immer wissenschaftlich brauchbar geblieben wäre und spätere Ausgaben überflüssig gemacht hätte. Statt dessen erhalten wir hier eine Art freier Uebersetzung oder Umarbeitung, über deren Verhältniß zum Original es an jeder kritischen Controle fehlt. Ja selbst die Rechnungen sind nicht in extenso mitgetheilt, sondern nur das Wesentliche und Interessante daraus, und dadurch um ihren eigentlichen Werth gebracht.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Eine Bearbeitung der „Deborah“ auf der englischen Bühne.

Ueber eine im Princeßtheater in London stattgehabte Aufführung einer unter dem Titel „Ruth“ erschienenen Bearbeitung der Mosenthal'schen „Deborah“ berichtet das „Athenaeum“ wie folgt: „Der heutige Theaterbesucher hat Gelegenheit, eine Vorstellung zu sehen, welche dem einst besprochenen Versuch nicht unähnlich ist, die Tragödie «Hamlet» mit Auslassung der Titelrolle aufzuführen. So vollständig war das Motiv und der Geist des Verfassers vom Bearbeiter sowol wie von der Darstellerin aus den Augen gelassen, daß die Aufführung wenig besser als eine Travestie war. Alles Charakteristische im Original war verschwunden. In «Deborah» hat Mosenthal danach gestrebt, die Wirkungen der religiösen Verfolgungen auf die, welche daran theilnahmen oder deren Opfer waren, zu schildern und der allgemeinen Duldung das Wort zu reden. Sein Drama, obschon zu metrisch im Dialog und viel mehr idyllisch als dramatisch im Bau, entspricht dennoch jenen Zwecken vollkommen. Es bietet auf der einen Seite eine Volksklasse, die Viehzucht treibt und deren Gewohnheiten und Denkweise milder Art sind, die aber gleichwol fähig ist, wenn die Gelegenheit dazu vorhanden, Andersgläubige mit höllischer Grausamkeit zu verfolgen, und auf der andern Seite ein ausgestoßenes und verhöhntes Geschlecht, das bereit ist, den schlecht passenden Mantel der Dienstbarkeit abzuwerfen und die Ungerechtigkeit seiner Unterdrücker mit Verwünschung und Kränkung zu vergelten. Die hebräische Atmosphäre des Stücks ist gut durchgeführt und die zwei Rollen der Deborah und des Abtrünnigen mit besonderer Sorgfalt gezeichnet. Deborah's Fluch, nachdem sie sich durch die ungewohnte Sprache der Friedlichkeit eine Zeit lang hat erweichen lassen, doch nur, um durch neue und grausamere Unbill wieder hart zu werden, ist der Schrei der verletzten Weiblichkeit, aber zugleich auch der Bannfluch ihres Volks. Nathan's Treulosigkeit und das Verbrechen, welches deren Lohn ist, dürften dem Buche Josua entnommen sein. In der Aufführung im Princeßtheater jedoch geht alles, was jüdisch am Stücke ist, gänzlich verloren. Miß Saville's Darstellung der «Ruth» ist die eines schwachen, liebeskranken Mädchens, ohne ein einziges durchaus hebräisches Kennzeichen. Sie liebt den deutschen Bauer, der sie in seinen Armen gehalten, seines guten Aussehens und seiner rüstigen Gestalt wegen, und wenn er sie verläßt, so beklagt sie sich und schilt. In zweien aus den vier Aufzügen, in welche das Stück eingetheilt ist, befindet sich Ruth fortwährend auf der Bühne, seufzend, die Hände ringend und wehklagend. Ein so völliges Misverständniß einer Rolle und ein so ermüdender Versuch, die Bühne allein zu behaupten, ist selten zu sehen. Es fehlt Miß Saville's Darstellung zwar nicht an Kraft, wol aber geht ihr alle Feinheit und poetische Würdigung ab. Dieser Mangel macht sich durch das ganze Stück bemerkbar. Die Leidenschaft, die Tragödie und die Bedeutung sind sorgfältig ausgeschieden. Nathan, der Abtrünnige, wird von plötzlicher Reue ergriffen, entgeht der Schuld des Vatermordes und findet auf seinen Wanderungen im Gebirge einen Tod, der entweder vorsätzlich oder zufällig sein kann. Alle Charaktere sind dermaßen gemildert und herabgestimmt, daß eine respectable Einförmigkeit daraus entsteht. Die Schuld ist so unter sie vertheilt, daß die Wucht derselben kaum gefühlt wird. Komische Auftritte, die an Possenreißerei grenzen, kommen im Stücke vor, das übrigens in ein häusliches Drama verwandelt wird. Ein unklugerer oder tadelnswertherer Versuch ist noch nie gemacht worden. Die Aufführung hat die englische Kunst und den englischen Geschmack in Miscredit gesetzt. Auffallend genug war sie nicht erfolgreich.“

Bibliographie.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3te Aufl. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Feydeau, E., Gräfin Chalis. Sittenroman. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 25 Ngr.

— — Die Schrecken der Liebe. Sittenroman. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 20 Ngr.

Fullerton, Georgiana, Marienrose oder der Brand von London. Kinderschauspiel. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Dramatische Werke. 2tes Bdchn.: Zopf und Schwert. Lustspiel. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 10 Ngr.

Kavanagh, Julia, Madeleine. Eine Dorfgeschichte, wahren Ereignissen nacherzählt. Frei nach dem Englischen. 2te Aufl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 22½ Ngr.

Münster, G. H. Graf zu, Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem Deutschen Reiche. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Otto, Louise, Gedichte. Leipzig, Nötschke. 16. 1 Thlr.

Pailler, W., Das Passionsspiel zu Brixlegg 1868. Innsbruck, Wagner. 16. 4 Ngr.

Pressel, F., Viktor August Jäger. Lebensbild eines Württembergischen Geistlichen. Stuttgart, Belser. 8. 15 Ngr.

Rasch, G., Von der Nordsee in die Sahara. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 20 Ngr.

Rodoëth, O., Achmet, der Kifraucher von Constantine. Ein arabischer Roman in 3 Thln. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Rosenkranz, K., Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Véra. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Schenk, R., Lose Blätter. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgewählte Schriften von der Verfasserin der Familie Schönberg-Cotta. Autorisirte Uebersetzung von Charlotte Philippi. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Die Stimmen des christlichen Lebens im Liede. Hymnen und Hymnendichter vieler Länder und Zeitalter. Basel, Schneider. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schuchard, C. J., Die Stadt Liegnitz. Ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Auf Grundlage des Urkundenbuchs der Stadt von Schirmacher. Mit einem Anhang: Das Buch der Verfestungen. (1339—1354.) Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 28 Ngr.

Schultze, R., Die Modenarrheiten. Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten für das deutsche Volk. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spielhagen, F., Vermischte Schriften. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Janke. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Steffens, A., Die Tochter des Leibeigenen. Roman mit Anlehnung an die nationalen und socialen Verhältnisse Rußlands und Polens. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 5 Thlr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der patristischen und scholastischen Zeit. 3te verbesserte und mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register vermehrte Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. August 1868.

Inhalt: Zur Geschichte der Ewigen Stadt. Von Otto Speyer. Erster Artikel. — Albert Dulk's historisches Schauspiel „Konrad der Zweite“. Von Feodor Wehl. — Feuilleton. (Eine deutsche Evangelienübersetzung aus dem 14. Jahrhundert.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Ewigen Stadt.

Erster Artikel.

Geschichte der Stadt Rom. Von Alfred von Reumont. Erster und zweiter Band. Berlin, v. Decker. 1867. Lex.-8. 11 Thlr.

Es ist noch nicht lange her, daß die Naturwissenschaften in ihrem gewaltigen Aufschwunge, mit ihren Schlag auf Schlag sich folgenden Entdeckungen, durch ihre glänzenden Theorien wie ihre unmittelbaren Erfolge für das praktische Leben das Interesse des gebildeten Publikums gänzlich zu monopolisiren drohten. Freilich ist die Zahl der populären Schriften dieser Gattung, die seit Alexander von Humboldt's „Ansichten der Natur“ in stets wachsender Flut den literarischen Markt überschwemmten, nicht selten die Namen der glänzendsten Koryphäen der Wissenschaft an der Spitze tragend, keineswegs im Abnehmen begriffen; ja, die neueste Zeit sieht sogar auch in Deutschland wie früher schon in England und Amerika freiwillige Wanderlehrer auf diesem Gebiete auftreten. Aber eine andere Wissenschaft macht der Naturkunde mit nicht minder glänzendem Erfolge als entschiedener Berechtigung Concurrenz. Es ist die Geschichte. Der historische Sinn und Beruf unsers Jahrhunderts hat sich nie und nirgends so herrlich bewährt wie in unserm Vaterlande im Laufe der letzten zehn oder zwanzig Jahre. Seitdem der alte Autoritätsglaube auch auf diesem Gebiete mächtig erschüttert worden, ist infolge der sorgfältigen kritischen Analyse der bisherigen historischen Tradition, verbunden mit dem gewissenhaftesten und umfassendsten Quellenstudium, gleichsam ein vollständiger Neubau des großen Gebäudes, welches die Geschichte unsers Geschlechts darstellt, begonnen worden. So mangelhaft derselbe auch noch sein mag und sowenig seine harmonische Vollendung in allen Theilen je möglich sein wird, so überragt doch das in so kurzer Zeit Erstandene alles, was vorher auf diesem Gebiet vorhanden war. Denn es ist eine durchaus ungerechte Anklage, so oft wir sie noch immer aus dem Lager der Anhänger des Alten erschallen hören, daß die neueste historische Wissenschaft nur aufzulösen und zu zerstören, keineswegs aber aufzubauen verstehe. Freilich muß überall die Vernichtung des Falschen dem Aufbau des Wahren vorangehen, und wo so vieles, was sich von Generation zu Generation in den historischen Werken fortgeerbt hatte, sich vor einer strengen und vorurtheilslosen Kritik als gänzlich unhaltbar erwies, ist es nöthig geworden, alles neu zu prüfen, was man früher auf Treu und Glauben annahm. Dennoch darf man kühn behaupten, daß auch auf diesem Gebiet die positiven Resultate bereits die negativen weit überragen.

In einer Zeit, die lebhafter als irgendeine frühere das Bedürfniß empfindet, die Resultate einsamer Studien wie der gemeinsamen Arbeit gelehrter Akademien zum Gemeingut der Gesammtheit zu machen und somit praktisch zu verwerthen, war es natürlich, daß auch diese neue historisch-kritische Richtung und ihre Ergebnisse alsbald eine stets wachsende Zahl populär-wissenschaftlicher Geschichtswerke hervorriefen. Und da diese Richtung rasch nacheinander auf allen Gebieten der Geschichte hervortrat, auf dem politischen wie dem kirchlichen, dem sittengeschichtlichen, literar- und kunsthistorischen, zugleich die Masse des Materials immer größer wurde, die Arbeitstheilung deshalb immer mehr ins einzelne ging, so mußten neben den „allgemeinen Weltgeschichten“, früher den Hauptwerken für das größere Publikum, mehr und mehr Monographien von größerm oder kleinerm Umfang ans Licht treten. Die allmählich zum Bewußtsein kommende Wahrheit, die schon großen Geistern der Vergangenheit ahnend vorgeschwebt, daß auch die Geschichte des Menschengeschlechts eine organische Entwickelung sei, in der das Sprungweise, Unmotivirte nur auf mangelhafte Kenntniß deute; die Erkenntniß, daß nicht nur die Gegenwart durch die Vergleichung mit der Vergangenheit, sondern auch umgekehrt

das Gewesene durch den Vergleich mit dem Vorhandenen besser verstanden werde, verführte freilich oft genug zu einseitigen und halbwahren Parallelen und bedenklicher Modernisirung, brachte aber zugleich in die alte trockene Manier der Geschichtschreibung ein neues pulsirendes Leben und gewann ihr das Interesse des großen Publikums in einem bisher unerhörten Maße, sei es, daß die Verfasser umfangreicherer Werke, wie Mommsen, Häusser, Duncker u. a., ihm nur die schließlichen Resultate ihrer Forschungen vorlegten, oder daß auf beschränkterm Gebiete dem Leser das zubereitete Material selbst mitgetheilt und er gleichsam zum eigenen Urtheil befähigt und aufgefordert werden sollte. Wir nennen in letzterer Beziehung beispielsweise die Werke über die Entstehung der christlichen Religion und ihren Stifter von Baur, Strauß, Schenkel, Keim, Zeller u. a. Auch der sowol in den Ländern romanischer Zunge als in England längst allgemein anerkannten Forderung, daß dergleichen Werke auch in Beziehung auf ihre Form ein Kunstwerk darstellen sollen, beginnt man bei uns mehr und mehr Rechnung zu tragen, wenn auch noch nicht so allgemein auf dem Gebiete der Geschichte wie der Naturwissenschaft, wo Humboldt's classische Schriften seit lange ein leuchtendes Vorbild waren.

Wie groß das Interesse der Gegenwart an der Geschichte der Vorzeit ist, beweist das gleichzeitige Erscheinen zweier so umfassender Monographien wie die Geschichten der Stadt Rom von Reumont und von Gregorovius. Beide ohne allen sichtbaren gelehrten Apparat oder denselben wenigstens in einen besondern Anhang verweisend, sind wesentlich für alle Gebildeten bestimmt. Es ist wahrlich kein geringes Compliment für „die Gebildeten“, wenn man von ihnen erwartet, daß sie so umfangreiche Werke kaufen und durchlesen werden.

An und für sich betrachtet gibt es für den Historiker kaum ein zweites so lockendes Thema wie eine Geschichte der Stadt Rom. Sie bietet ihm Gelegenheit, in dem engen Rahmen einer Monographie ein klares Spiegelbild der Weltgeschichte zweier Jahrtausende zu liefern. Wie die Flüsse ins Meer, so mündet die Geschichte aller Völker des Alterthums und wenigstens die kirchliche aller christlichen Nationen des Mittelalters in die römische. Als der Glanz der Weltherrschaft mit dem unter Barbarenhänden zusammenbrechenden goldenen Hause des Vaters der Götter und Menschen von dem Capitol verschwand, leuchtete er ein zweites Jahrtausend von dem vaticanischen Hügel herab über die ganze Welt des Occidents und ist noch heute nicht völlig verblaßt. Alle Völker des Abendlandes, selbst die Germanen, blicken nach Rom wie nach einer gemeinschaftlichen Heimat oder wenigstens nach dem gemeinsamen Ausgangs- und Mittelpunkte ihrer Cultur. Auch den Protestanten, ja den Atheisten der Gegenwart bewegt bei dem Namen der Ewigen Stadt ein Gefühl, das der Name keiner andern Stadt hervorzurufen vermag. Wie ein unwiderstehlicher Magnet zieht Rom noch immer die Völker von allen Enden der Welt zu sich heran. Es ist nicht nur das Ziel des frommen katholischen Pilgers: in ununterbrochenem Zuge wallfahrten die Akatholiken und Schismatiker von den Küsten des Deutschen und des Baltischen Meers, wie von jenseit des Atlantischen Oceans zu seinen Ruinen, Kirchen und Palästen.

Und während Rom so der glänzende Sitz zeitlicher und geistlicher Weltregierung ist, hat es doch zugleich, wenigstens in der ältesten Zeit und wieder seit dem Beginn des Mittelalters, seine eigene individuelle Geschichte voll der großartigsten Schicksale und Wechselfälle, voll des lebendigsten Interesses. In uns Deutschen aber muß die Geschichte dieser Stadt, deren Glanz und Macht wir dereinst ein Ende, deren Civilisation wir uns zu eigen gemacht, und deren Boden wir im Mittelalter, wo sie uns und unsere Könige weder zu ertragen noch zu entbehren vermochte, so oft mit unserm edelsten Blute gedüngt haben, eine noch lebhaftere Theilnahme erwecken als in irgendeinem andern Volke außerhalb der Hesperischen Halbinsel.

So groß jedoch die Zahl von Werken ausgezeichneter Historiker über die römische Geschichte oder einzelner ihrer Epochen von Livius, Sallust und Tacitus bis auf Gibbon, Niebuhr und Mommsen ist, so war es doch erst unsern Tagen vorbehalten, eine zusammenhängende „Geschichte der Stadt Rom“, nicht blos solange sie das Centrum der Alten Welt war, sondern von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart entstehen zu sehen. Freilich ist es auch jetzt erst möglich geworden, sie zu schreiben oder wenigstens so zu schreiben. Es bedurfte der unermüdlichen Forschungen ganzer Generationen von Gelehrten, um aus zum Theil schwer zugänglichen, oft noch schwerer von absichtlichen oder zufälligen Fälschungen zu reinigenden Quellen, aus dem Staube der Archive und Klosterbibliotheken, ja zum Theil im Wortverstande aus dem Schose der Erde und dem Schutte der Jahrtausende heraus das ungeheuere Material zusammenzubringen, dessen ein solches Werk, wollte es einigermaßen den gerechten Ansprüchen genügen, unbedingt bedurfte. Mit den kritischen Ausgaben der alten Classiker, wie sie zumal Lachmann geliefert; mit Werken über die römischen Alterthümer, die Staatsverfassung, die Rechts- und Sittengeschichte, wie die Schriften von Becker, Lange, Göttling, Walter, Friedländer u. a., mit einer Kenntniß der Topographie, wie sie, auf die neuesten Entdeckungen gestützt, von Bunsen's und seiner Mitarbeiter berühmtem Werke bis zu den Schriften von Canina, Nibby und Rossi und den unermüdlichen Forschungen des römisch-deutschen „Istituto archeologico“ sich aufbaut, ist es erst möglich geworden, ein Gemälde der geschichtlichen Entwickelung der doppelten Weltstadt vor uns aufzurollen, wie die Vergangenheit es auch durch die Feder des genialsten Historikers nicht vermocht hätte.

Alfred von Reumont, obwol Diplomat von Beruf, und lange Zeit erst als Legationssecretär, dann als Geschäftsträger an den Höfen von Rom und Florenz thätig, hat sich doch diesseit wie jenseit der Alpen einen weit größern Namen in der wissenschaftlichen als in der politischen Welt erworben. Außer seinen kleinern historischen Arbeiten, den Monographien aus der florentinischen Geschichte, den Aufsätzen im „Archivio storico italiano“, erweist ihn seine unlängst veröffentlichte Bibliographie der deutschen, auf die Geschichte Italiens bezüglichen Werke als einen der gründlichsten Kenner der Geschichte der

Halbinsel. Den besten Beweis aber für seinen Beruf, die Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen, liefert seine Schrift selbst. Eine umfassende Belesenheit, eine sorgfältige Sichtung der Quellen, eine unbefangene Prüfung des Für und Wider, ein klares und leidenschaftsloses Urtheil über die Charaktere wie über die Handlungen, ein weiter Blick, ein feingebildeter Geschmack für Kunst und Literatur, sichere Beherrschung des Stoffs, verbunden mit der Fähigkeit, ihn in klarer und anschaulicher Darstellung zu verarbeiten: alle diese wesentlichsten Eigenschaften eines tüchtigen Historikers finden sich bei ihm vereinigt. Nur ein Umstand trübt die Klarheit seines Blicks und verhindert ihn zuweilen, die Wahrheit selbst da zu erkennen, wo sie für den unbefangenen Beobachter ziemlich unverhüllt zu Tage liegt: Reumont ist durchaus katholisch-conservativ, wenn auch vielleicht weder reactionär noch ultramontan im schlimmen Sinne des Worts. Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß er irgendwo die Wahrheit absichtlich gefälscht habe oder auch nur die erkannte auszusprechen sich scheue. Aber die Geschichtschreibung unserer Zeit fordert unerbittlich eine volle Unbefangenheit des Geistes, soweit der Mensch als das Geschöpf eines bestimmten Landes und Zeitalters derselben überhaupt fähig ist. Wer als echter Katholik genöthigt ist, die Autorität seiner Kirche über jede andere zu stellen, wird von dem Augenblick an unzuverlässig, wir möchten sagen unzurechnungsfähig, wo dieselbe über zweifelhaft historische Thatsachen ein entscheidendes Votum ausgesprochen hat. Wer einen Beweis für diese Behauptung verlangt, lese die Stelle (I, 373), welche der ganzen neuern Evangelienkritik zum Trotz die Echtheit der Aussprüche Jesu über die Zerstörung Jerusalems voraussetzt; die an Naivetät streifende Sicherheit, mit der Reumont, trotz der durchschlagendsten Gegengründe der protestantischen Kritik, auf das Zeugniß des Irenäus hin die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom entweder von Claudius' Zeiten an oder einen zwiefachen Aufenthalt annimmt; mit der er ferner den fremden Aberglauben, um dessentwillen Pomponia Gräcina angeklagt ward, ohne weiteres für das Christenthum, und die Genannte für die erste christliche römische Matrone erklärt; die nicht nur in Beziehung auf die Zeit ungewisse, sondern überhaupt keineswegs außer Zweifel gestellte Verbannung des Apostels Johannes nach Patmos unter Domitian als sicheres historisches Factum betrachtet; sich gelegentlich bemüht, die Suprematie-Ansprüche der römischen Kirche indirect zu rechtfertigen u. s. w. Auch seine conservative Richtung tritt, wenngleich weniger auffallend und weniger bedenklich, besonders in der durchscheinenden Antipathie gegen alle revolutionären Bewegungen und der Vorliebe für die Zeiten ruhiger Herrschaft, zumal für Augustus und seine Regierung, deutlich genug hervor.

Wie uns der Verfasser in der Vorrede erzählt, wurde ihm bei einem Besuche in München im Frühling 1863 seitens des verstorbenen Königs Maximilian der Antrag gestellt, eine Geschichte der Stadt Rom in übersichtlicher Darstellung für einen größern Leserkreis zu schreiben: ein Gedanke, der ihm früher nie nahe getreten sei. Anfangs durch die Schwierigkeit der Aufgabe und den Umfang des Unternehmens abgeschreckt, habe ihn doch die Aufmunterung Wohlwollender in der bairischen wie in der preußischen Hauptstadt schließlich bewogen, die Einladung anzunehmen. Er hat sein Buch den beiden letztverstorbenen Monarchen von Preußen und Baiern gewidmet und denselben zugleich in der Vorrede ein schönes Denkmal gesetzt.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß das Werk von Gregorovius, über deren erste Bände A. von Reumont in Nr. 1 fg. d. Bl. f. 1862 selbst referirt hat, wenn nicht ihn selbst zur Abfassung dieses Buchs, doch seine Gönner veranlaßt hat, dieselbe anzuregen. Wir kommen später auf einen Vergleich zwischen der Behandlungsweise beider Werke zurück. Hier nur die Bemerkung, daß während Gregorovius in sechs starken Bänden die Geschichte des mittelalterlichen Rom noch nicht abgeschlossen hat, das Reumont'sche Buch die ganze Entwickelung von der Gründung der Stadt bis auf die Gegenwart in drei Bänden zusammenfaßt. Doch können wir gleich hier in Beziehung auf diese Bändezahl eine freilich sehr äußerliche Rüge nicht unterdrücken. Weshalb ein Buch, das zur Lektüre für einen größern Leserkreis dienen soll, in solch ungefüger Form, in Bänden bis zu mehr als 1200 Seiten Groß-Octav veröffentlichen, Bänden wie sie für ein Lexikon oder ein sonstiges zum Nachschlagen bestimmtes Werk geeignet sein mögen, deren unhandliches und, sit venia verbo, plumpgelehrtes Aeußere aber, wie der Referent aus Erfahrung weiß, gar manchen Leser zurückschrecken wird?

Wenn sich Gregorovius bei seinem Werke auf die Geschichte des mittelalterlichen Rom beschränkt hat, so ist der Grund leicht einzusehen. Zwischen dem 5. und 16. Jahrhundert gibt es kein römisches Reich; Rom ist nur Stadt, die, wenn sie als Sitz des Papstthums in höherm Grade als alle andern Städte die Geschicke der ganzen abendländischen Welt theilt und abspiegelt, doch ein individuelles und in den meisten Fällen klar begrenztes Dasein führt. Anders das Rom des Alterthums. Hier kann von einer Stadtgeschichte als solcher, wenn man darunter die Entwickelung eines eigenthümlichen communalen Lebens nach allen Richtungen und nicht blos eine Geschichte ihrer äußern Gestalt und ihrer Bauwerke versteht, nur in den ersten Jahrhunderten die Rede sein, in der Periode also, wo die Quellen am sparsamsten fließen und deren Geschichte so tief in der Nacht der Vergangenheit begraben liegt und ebenso von Sagen- und Mythenbildung überwuchert ist, wie ihre wenigen auf uns gekommenen Baureste vom Schutte bedeckt, durch neue Schöpfungen überbaut und verändert, von Blumen und Gestäude überkleibet sind. In den letzten Jahrhunderten der Republik und unter den Imperatoren ist die Geschichte der Stadt in noch höherm Grade die Geschichte des großen Römerreichs als die Geschichte von Paris die des modernen Frankreich ist. Staats- und Stadtgeschichte völlig zu trennen, ist hier unmöglich; das Maß, in dem die Reichsgeschichte zu behandeln ist, ein willkürliches; deshalb eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung ebenso wie ein stetes Abbrechen und Wiederanknüpfen kaum zu umgehen. In der That tritt dieser Uebelstand in dem ersten Bande des Reumont'schen Werks deutlich genug hervor. Zwar bemüht er sich, die Geschichte des Staats, zumal die äußere, nur in den Umrissen und in großen Zügen zu zeichnen; aber er kann doch nicht umhin, schon hier

manches zu berühren, was der Stadtgeschichte angehört, wie andererseits in den die letztere speciell behandelnden Abschnitten Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden waren. „Die Reichsgeschichte", sagt der Verfasser in der Vorrede, „kommt nur in Betracht, wo es für den Zusammenhang nöthig und wenn sie zur Erklärung der in der Stadt vorgefallenen Ereignisse dient."…. „Erst mit den Bürgerkriegen, durch welche die Stadt so vielfach berührt ward, dann für das Rom der ersten Cäsaren, jenes Rom, das uns in seinen Trümmern noch heute vor Augen steht, beginnt größere Ausführlichkeit." Er beginnt in der Regel jeden Abschnitt mit einer Uebersicht der politischen Entwickelung, dann werden die Veränderungen in der Staatsverfassung, dem Rechtsleben, dem Cultus, den socialen Verhältnissen, den Erscheinungen in Literatur und Kunst, vor allem die Baugeschichte der Stadt betrachtet. Die letztere wird mit offenbarer Vorliebe behandelt; hier scheint der Verfasser die eingehendsten und umfassendsten Studien gemacht zu haben. Ganz besonders sind es die christlichen Alterthümer, die ihn beschäftigen. In der Vorrede sucht er die Bevorzugung derselben durch „die Fülle des durch neue Forschungen für dieselben in Verbindung mit der Oertlichkeit und in Beziehung zur Welt des Polytheismus aufgehäuften Materials" zu rechtfertigen. Aber die Geschichte des Christenthums der ersten Jahrhunderte, die uns in seiner Darstellung zuweilen zu nahe an eine Apologie der katholischen Kirche und des römischen Papstthums streift, liegt dem Verfasser offenbar besonders am Herzen. Das zeigt die Sorgfalt, mit der er sie behandelt, die Wärme, mit der er sie darstellt, der große Raum, der ihr gewidmet ist, auch wo der Zusammenhang mit der römischen Stadtgeschichte als ein sehr loser erscheint. Handelt er doch sogar die Familiengeschichte der Herodeer auf 12 Seiten ab, eine Ausführlichkeit, die zum Verständniß des Auftretens und der Schicksale der Juden und Christen in Rom keineswegs erforderlich war. Ebenso verweilt er mit offenbarer Vorliebe bei der Schilderung der Zerstörung Jerusalems und der Entartung des Judenthums nach dem Falle der Hauptstadt: eine Episode, deren Darstellung ihm allerdings vortrefflich gelungen ist.

Dagegen ist die eigentliche Sittengeschichte, die doch gewiß einen integrirenden Theil der Stadtgeschichte bildet, ziemlich stiefmütterlich behandelt. Von dem geistigen wie von dem materiellen Leben des Volks, von dem Verhältniß der Stände und Geschlechter zueinander, von dem Familienleben, von den Arbeiten und Vergnügungen der Römer, von der Eintheilung ihres Tags erfahren wir äußerst wenig, so reichen Stoff hier, wenigstens für die monarchische Periode, nicht nur die Historiker und Dichter der Kaiserzeit, sondern auch eine Menge trefflicher Arbeiten unserer Tage, wie die von Becker, Friedländer, Thierry („Tableau de l'empire romain"), Merivale, Martha („Les moralistes sous l'empire romain") u. s. w. boten. Daß diese Behandlungsweise eine absichtliche, wohlbedachte sei, scheint eine Stelle in der Vorrede anzudeuten. Aber wir können sie deshalb doch keineswegs als eine gerechtfertigte anerkennen. Sind Schriftthum und Geistesbildung überhaupt ihrer Natur nach weniger an einen bestimmten Ort gefesselt als die Kunst und ihre Producte, so haben wir es doch bei der Geschichte einer Stadt keineswegs nur mit ihrem Areal, ihren Gebäuden und Denkmälern, sondern auch, und zwar in erster Linie, mit ihren Bewohnern zu thun. Daß aber hier außer der Geschichte der äußern Schicksale, der staatlichen und kirchlichen Institutionen auch die Entwickelung der geistigen Bildung in Betracht kommt, bedarf keines Beweises. Wie läßt es sich z. B. rechtfertigen, daß in einem Werke von diesem Umfange der römischen Jugenderziehung, dieses unendlich wichtigen Factors im Leben des Volks wie des einzelnen, soviel wir uns erinnern, mit keinem Worte gedacht wird?

Der Stil Reumont's ist klar, einfach, concis und anschaulich, die Darstellung ganz sachgemäß: stets das rechte Wort für die rechte Sache; Bombast und Wortgeklingel ebenso vermieden wie gesuchte Kürze und abgebrochene Sätze, wie sie nach fremdländischen Mustern (wenn auch in anderer Weise als bei Johannes von Müller) im Gegensatze gegen die alte deutsche Weitschweifigkeit in manchen historischen Schriften der Neuzeit hervorzutreten beginnen. Nur eine eigenthümliche und dem Stile unserer Classiker wie, unsers Dafürhaltens, dem Genius unserer Sprache fremde Ausdrucksweise hat er wol englischen Schriftstellern, besonders Macaulay, der sie vorzugsweise liebt, entlehnt: in der Schilderung zumal bedeutender Persönlichkeiten eine Häufung von Prädicaten ohne Subject und Copula. Wir citiren beispielsweise einen Passus aus seiner Charakteristik Agrippa's, des Freundes des Kaisers Augustus (I, 235):

> Bis an seinen Tod, der ihn schon in seinem einundfunfzigsten Jahre abrief, im Felde und in der Verwaltung unermüdet, einfach in Sitte und Haltung und wegen seines Ernstes und seines Mangels an Freundlichkeit wenig populär, äußere Ehren nicht achtend oder vielleicht ein gewandterer Hofmann als die übrigen, indem er auf den ihm zuerkannten Triumph verzichtete und so der Anlaß ward, daß nur die Cäsaren und ihre Angehörigen triumphirten, thätig im Bauwesen und darin vom Glück begünstigt, daß die Zeit eins seiner edelsten Werke verschont hat, ein Mann nützlicher Unternehmungen, der Roms unterirdisches Kanalsystem vervollständigte, Gallien mit Heerstraßen durchzog, die vollendete Karte des Römerreichs, in einer Säulenhalle aufgestellt, dem römischen Volke darbot.

Selbst da, wo in der Sache selbst sich vielleicht eine gewisse Voreingenommenheit oder Einseitigkeit kundgibt, ist die Darstellungsweise vollkommen ruhig, würdig und leidenschaftslos; die Absicht, sine ira et studio zu schreiben, jedem und allem vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, stets unbezweifelbar, wenn auch vielleicht nicht immer erreicht. Die Modernisirung antiker Zustände und Verhältnisse, die Uebertragung der Anschauungen des 19. Jahrhunderts auf die Männer und Handlungen des classischen Alterthums, die steten Parallelen mit gegenwärtigen Zuständen, wie sie, nicht ohne Gefahr bedenklicher Misverständnisse, dem Mommsen'schen Werke ein so pikantes Interesse verleihen, vermeidet er ebenso sorgfältig wie glänzende Apophthegmata und Paradoxa. Wenn Mommsen beispielsweise einmal den Dictator Sulla den Don Juan der Politik nennt, so dürften wir in dem ganzen Reumont'schen Werke vergeblich nach einem einigermaßen analogen Ausdrucke suchen. Nur in vereinzelten Fällen bestrebt er sich, die antiken Zustände durch einen Vergleich mit modernen Verhältnissen dem Verständniß des Lesers

näher zu bringen, wie wenn er sagt, daß England die Verhältnisse Roms zu den verbündeten Königen in Ostindien erneut habe. Im ganzen verdient diese Zurückhaltung gewiß Anerkennung. Denn wenn man früher das classische Alterthum gar zu naiv außer allem Zusammenhang mit gegenwärtigen Zuständen auffaßte, wie man ja für Brutus und Cassius schwärmen, die Gracchen vertheidigen, von den Kathedern donnernde Philippiken gegen die Tyrannis halten, und doch der loyalste Unterthan der von Gott eingesetzten Obrigkeit sein konnte, so droht der Gegenwart die entgegengesetzte Gefahr, die Zustände des Alterthums durch die moderne Brille in verzerrter Gestalt zu schauen und zu zeichnen. Noch scheint die Zeit für die Geschichtschreibung nicht gekommen zu sein, wo sie, der ungeheuern Kluft, welche die Anschauungen und Zustände der griechisch-römischen Welt von der unserigen trennt, sich klar bewußt und doch ebenso deutlich die Brücke erkennend, welche beide Zeitalter verbindet, im Stande sein wird, frei von aller Tendenz und willkürlichen Construction der gegenwärtigen Menschheit im Spiegel der Vergangenheit ihre eigene Kindheits- und Jugendgeschichte zu zeigen.

Von den drei Bänden, aus denen das vorliegende Werk bestehen soll, sind bisjetzt zwei erschienen. Der erste behandelt die Geschichte des antiken Rom bis zum Untergange des Westreichs (476 n. Chr., 1229 d. St.), der zweite die des mittelalterlichen Rom bis zum Ende des großen Schismas (1420); der dritte wird also die Geschichte der letzten fünfthalb Jahrhunderte umfassen. Am Schlusse jedes Bandes findet sich zunächst eine Reihe von Anmerkungen, welche, hauptsächlich die Quellen des Werks namhaft machend, bestimmt sind, denjenigen, die größeres Detail suchen, Fingerzeige zu geben. Sie liefern den Beweis für die umfassende Belesenheit des Verfassers zumal auch in den neuesten zu seinem Thema in Beziehung stehenden Schriften, sowie der Text selbst den für ihre sorgfältige und gewissenhafte Benutzung. Eine Reihe der wichtigsten, nach der Zeitfolge geordneten Inschriften dient als fortlaufende Illustration des Textes und ist, sowie eine chronologische Ueberſicht und die angehängten Geschlechtstafeln der bedeutendsten Kaiserfamilien, zur leichtern Orientirung für solche bestimmt, denen größere Hülfsmittel nicht zu Gebote stehen.

Die Geschichte des alten Rom wird in drei Büchern behandelt, deren erstes bis zum Ende der Republik, das zweite bis zum Ausgange der Flavier (96 n. Chr.), das letzte bis zum Falle des Westreichs geht. Das erste zerfällt in drei Abschnitte: „Urgeschichte und Könige"; „Die Republik bis zum Ende des Bundesgenossenkriegs"; „Bürgerkriege und Weltherrschaft"; die beiden andern in vier: „Augustus"; „Die Cäsaren"; „Die Flavier"; „Die Antonine"; „Die Heerkaiser bis zu Diocletian's Entsagung"; „Konstantin der Große"; „Der Untergang des Polytheismus" (337—395 n. Chr.); „Die letzten Kaiser des Occidents". Wie aus dieser Ueberſicht hervorgeht, ist für die Eintheilung allein die Reichs-, nicht die Stadtgeschichte maßgebend gewesen. Der Wunsch, einerseits sich an allgemein Bekanntes anzulehnen, das nicht erst einer besondern Rechtfertigung in dem Werke selbst bedurfte, andererseits eine gewisse Gleichmäßigkeit in den räumlichen Umfang der verschiedenen Abschnitte zu bringen, hat wol den Verfasser veranlaßt, sie zu wählen, während vom Standpunkte der Stadtgeschichte aus sich wenigstens in Bezug auf die Kaiserzeit gewichtige Bedenken dagegen geltend machen ließen.

Die Schrift beginnt mit einer gedrängten, aber klaren und anschaulichen Schilderung der latinischen Landschaft. Die streitige Frage über den Ursprung der Bewohner zur Zeit der Gründung Roms: ob sie Autochthonen, oder Nachkommen der ältesten Einwanderer, oder neuere Colonisten waren, wird nur angedeutet, und von der Urgeschichte der altitalischen Stammessagen nur so viel herangezogen, als für die Darstellung der unsichern Anfänge unerlaßlich war. Es folgt eine treffliche Charakteristik der Sieben Hügel, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt nach des Verfassers geistreicher Bemerkung, wenn auch mit einer durch den Schutt der Jahrtausende verminderten Höhe und den zahlreichen Spuren der Menschenhand an ihren Wänden, ungleich mehr an die Zeit des königlichen Rom als an die des Augustus erinnern. Ja, der Charakter der Oertlichkeit in unsern Tagen ist ihm ein gültiges Zeugniß zur Bekräftigung der so vielfach angefochtenen Traditionen, die sich an diese Oertlichkeit geknüpft haben, eine Beglaubigung des großen Ganzen der Vorgeschichte, so fabelhaft auch immer deren Einzelheiten sein mögen.

In den ältesten kirchlichen Institutionen, bevor die Religion des römischen Volks durch gräcisirende und orientalische Einflüsse mehr und mehr an Selbständigkeit und innerm Gehalte verlor, erblickt Reumont die Vereinigung der latinischen Acker- und Flurgötter mit den mehr auf ethischen Begriffen beruhenden Gottheiten der Sabiner, und führt mit einer freilich nur unvollständig begründeten Hypothese die ganze Sacralverfassung auf Numa zurück. Die kurze Darstellung der Entwickelung der Staatsverfassung in der Königszeit bietet nur Bekanntes. Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser hingegen alle die neuesten Entdeckungen, welche zumal durch die Arbeiten am Eisenbahnhofe in der Nähe der Diocletianischen Thermen auf dem höchsten Punkte des Viminal veranlaßt wurden, benutzt, um uns ein möglichst vollständiges Bild des ersten Mauerrings des Servius Tullius, sowie der Bauten der Königszeit überhaupt zu liefern. Für das Problem, das den größten Archäologen der Neuzeit den Kopf warm gemacht, die Lage des Tempels des capitolinischen Jupiter, weiß jedoch auch er keine Lösung. Es ist wunderbar, daß das größte Staatsheiligthum des alten Rom, in dem sich gleichsam die souveräne Majestät des Populus Romanus vergöttlichte, das von der Zeit der letzten Könige an nach jeder Zerstörung in höherm Glanze leuchtend bis in das Mittelalter hineinragt, dessen Reste sicher noch das 13., vielleicht noch das 16. Jahrhundert sah und welches die Tradition noch im 17. einmüthig auf den westlichen Hügel über den Tarpejischen Fels verlegte, jetzt nicht nur spurlos verschwunden, sondern auch nicht einmal mehr seiner Lage nach mit Sicherheit zu ermitteln ist. Daß die Nachwelt in ihren Forschungen glücklicher sein werde, ist kaum zu hoffen. Es kann aber dieser Umstand denen, die Rom nicht aus eigener Anschauung kennen, einen Begriff geben von den Veränderungen, die hier nicht nur

durch die Zerstörung und den Wechsel der Gebäude, sondern auch durch die gänzliche Umgestaltung der Terrainverhältnisse selbst stattgefunden haben. Thäler sind ausgefüllt, Hügel geebnet, neue haben sich erhoben; aus den Trümmern eines Bauwerks hat sich ein zweites emporgerichtet, um im Laufe der Jahrhunderte einem dritten und vierten Platz zu machen, bis alle zu einem unergründlichen Schutthaufen zusammenstürzten, der durch die Wirkung des Wassers, der Luft und der Menschenhand allmählich geebnet und entweder mit modernen Gebäuden bedeckt oder mit Vegetation bekleidet an die Stelle des ursprünglichen Bodens trat. Was wir noch von den Trümmern des Alterthums in und um Roms Mauern erblicken, befindet sich, wenn es auch unter dem Einfluß der gewaltigen daran geknüpften Erinnerungen durch die schöpferische und verjüngende Phantasie noch begeistern mag, in dem Zustande schrecklichster Zerstörung. Selbst die besterhaltenen Bauwerke, wie Pantheon und Colosseum, erscheinen doch nur als ärmliche Reste im Vergleich nicht nur mit dem goldenen Rom der Kaiserzeit, nicht nur mit dem, was König Theodorich, was die barbarischen Scharen Robert Guiscard's und unsere sächsischen und fränkischen Kaiser dort vorfanden, was der Anonymus von Einsiedeln und jener Jude von Toledo uns berichten, sondern selbst noch mit dem, was der Florentiner Peggio Bracciolini und sogar Michel Angelo dort schauten. Was Barbaren begonnen, vollendeten die Römer selbst. Die Paläste der Großen und die christlichen Kirchen prangen mit dem Raube der alten Herrlichkeit, der doch meist nur dazu dient, die Aermlichkeit und Geschmacklosigkeit dessen hervorzuheben, was sie selbst hinzugethan. Erst die neueste Zeit hat diesem Vandalismus ein Ziel gesetzt. Nicht nur wird das Vorhandene sorgfältiger erhalten, sondern neue Ausgrabungen an den verschiedensten Orten fördern alljährlich, wie uns der Verfasser nachweist, nicht nur neue herrliche Producte der bildenden Kunst, sondern auch neue Reste alter längst vergessener oder vergeblich gesuchter Bauwerke ans Tageslicht. Ist doch erst in den letzten Wochen das alte Emporium an der noch heute so genannten Marmorata bloßgelegt und eine Menge von Blöcken des kostbarsten Marmors, die dort ausgeschifft werden sollten, aus dem Tiberschlamm emporgeholt worden. Noch auf lange hinaus werden diese Fundgruben unerschöpft bleiben; zumal versprechen die großen Gärten des palatinischen Bergs, aus denen die schaurig zerfetzten Trümmer der Kaiserpaläste ragen, eine reiche Ausbeute.

Reumont schließt die Geschichte der königlichen Epoche mit einem raschen Ueberblick über die Stadt, wie sie die Tarquinier der Republik hinterließen:

> Vom Capitol aus überblicken wir den Schauplatz der Wirksamkeit der Könige in der von ihnen geschaffenen Stadt. Zu unsern Füßen das Forum, in welchem das politische und tägliche Leben lange seinen Mittelpunkt fand, zur Rechten Roms Wiege auf dem Palatin, zur Linken die einst feindliche Sabinerfeste des Quirinal. Eine zweite Gruppe von Hügeln schließt sich an, weiter abwärts am Strome das latinische Bundesheiligthum des Aventin, und von West nach Ost fortschreitend auf Caelius, Esquilin und Viminal die Pflanzstädte der unterworfenen oder Bundesgenossen-Völkerschaften, endlich die Abhänge der Höhen mit dem innerhalb der ursprünglichen Ansiedelungen keinen Raum mehr findenden Zuwachs.

Der zweite Abschnitt des ersten Buchs, welcher die Periode vom Sturze des Königthums bis zum Ende des Bundesgenossenkriegs umfaßt, ist verhältnißmäßig am kürzesten, um nicht zu sagen am flüchtigsten behandelt. Nur die gracchische Episode, die freilich wesentlich der Stadtgeschichte angehört, findet eine eingehende Schilderung.

Von den wilden Parteikämpfen zwischen Demokraten und Optimaten, zwischen Marius und Sulla, entwirft der Verfasser ein gedrängtes, aber anschauliches Bild. Wenn er nicht näher auf die Verfassung der sullanischen Restaurationsperiode eingeht, so liegt wol der Grund darin, daß sie nur zehn Jahre, bis zum Consulate des Pompejus und seinen demokratischen Neuerungen bestand. Den letztern zeigt uns der Verfasser nur durch seine Handlungsweise als ehrgeizig und unzuverlässig, wie er denn überhaupt eingehende Charakteristiken offenbar nicht liebt und die Personen, die er uns vorführt, vielmehr aus der Darstellung ihres Auftretens beurtheilt wissen will. Nur selten finden wir eine Ausnahme und diese stets im engsten Anschlusse an die erzählten Ereignisse, zu denen die Schilderung der Persönlichkeit dann gleichsam den Commentar liefert, wie bei Cäsar's erstem Auftreten, den er, nachdem er ihn seine und seines Geschlechtes Abkunft von der Göttin Venus hat rühmen lassen, kurz charakterisirt wie folgt:

> Ein geübter und glänzender Redner, populär wegen der splendiden Feste, die er veranstaltete, wie wegen seiner Förderung öffentlicher Unternehmungen und Werke, kühn zugleich und schlau, im Lebenswandel mit allen Licht- und Schattenseiten genialer Ungebundenheit und dadurch in größerer Gunst bei der Menge, welche seine Schulden nicht zu zahlen hatte und sich in seinem Glanze sonnte.

Ueber den Staatsmann Cicero, den Mommsen, wie den Pompejus, seinem Lieblingshelden Cäsar gegenüber so tief herabdrückt, fällt er gar kein Urtheil, wenn er auch gelegentlich des „schmiegsamen Talents“ und des „gewaltigen Redners“ gedenkt. Nur das Verdienst des Schriftstellers: seine Sprachmeisterschaft, sein feines Gefühl für die römische Nationalität trotz griechischer Bildung und griechischer Muster, seine gewandte Berechnung der Stimmungen und Bedürfnisse des Publikums, für das er sprach und schrieb, der unerschöpfliche Reichthum, die klare Anschaulichkeit, die unendliche Mannichfaltigkeit, originelle Eigenthümlichkeit und ansprechende Form seiner Schriften werden anerkennend hervorgehoben.

Das zweite Buch: „Die Imperatoren bis zum Ausgang der Antonine“, beginnt mit einer trefflichen Schilderung der schrecklichen Zustände zur Zeit des zweiten Triumvirats. Ein volles Jahrhundert innerer Unruhen, welche 60 Jahre hindurch in die blutigsten Bürgerkriege ausarteten, hatte die Republik vernichtet. Marius', Sulla's, Pompejus', Cäsar's und Antonius' Herrschaft hatten ein Vorspiel monarchischer Gewalt gegeben, um so drückender, je unberechtigter und bestrittener sie gewesen war. Man hatte Zeit gehabt, sich an den Gedanken der Einzelherrschaft zu gewöhnen, als die Schlacht bei Actium sie dem siegreichen Octavian sicherte.

Wir haben bereits erwähnt, daß Reumont bei dem ersten römischen Imperator mit besonderer Vorliebe verweilt. Nicht als ob er daran dächte, aus dem neuen Kaiser ein Ideal zu machen. Seine Schilderung ist keine Stahr'sche „Rettung“. Aber er glaubt aus der Geschichte

seiner Regierung den Schluß ziehen zu dürfen, daß sich Octavian's bessere Eigenschaften an der Sonne des Glücks gezeitigt und geklärt hätten.

Mit dem Bericht über die Bauten des Augustus gibt uns der Verfasser zugleich ein Bild der nach den Verheerungen der Bürgerkriege wiederhergestellten Stadt, das er zum Theil dem Geographen Strabo entlehnt, und berührt dabei die in neuerer Zeit oft ventilirte Frage über die Bevölkerungszahl der Weltstadt in ihrer glänzendsten Epoche. Er berechnet dieselbe, gestützt auf die Angaben der „Notitia" und des „Curiosum Urbis" (aus dem Ende des 4. Jahrhunderts) in Bezug auf die Häuserzahl (46000 insulae und 1790 domus) und nach den Kornspenden des Augustus u. s. w., wol annähernd richtig auf $1\frac{1}{2}$ Millionen innerhalb des Aurelianischen Mauerkreises, wozu man dann wol noch gegen eine Million Bewohner des suburbanen Gebiets hinzufügen muß.

In seinem Urtheil über Tiberius läßt sich der Verfasser, wie zu erwarten, weder durch die hergebrachte Tradition, noch durch Stahr's forcirten Rettungsversuch bestimmen:

> Tiberius, in seinen jüngern Jahren ein schöner Mann mit edeln Zügen, besaß die ausgezeichneten Eigenschaften der Claudier. Er war scharfsinnig, thätig, beredt; er war tapfer, wenngleich ohne moralischen Muth. Im Felde wie in der Verwaltung hat er Tüchtiges, ja Ausgezeichnetes geleistet.

Dagegen heißt es von dem alternden Kaiser:

> So wurde gegen das Ende eines langen Lebens ein scharfsinniger, thätiger, mäßiger, im Rath wie im Lager gleich tüchtiger Mann zu einem unablässig von Verdacht, Neid und Furcht gepeinigten, auf die Vernichtung seiner Verwandten und der Angesehensten des Reichs sinnenden, schlimmster Helfer sich bedienenden, auf einem Inselfelsen unerhörten Lüsten fröhnenden, und von deren Folgen entstellten dämonischen Greise, wie ihn eine beredte und farbenreiche Geschichtschreibung unter offenbaren, populäre Märchen mit politischer Abneigung verbindenden Uebertreibungen als widerliches Zerrbild aufgestellt hat.

Ueber Caligula's wahnwitzige Regierung rasch hinweggehend, läßt er auch den guten Eigenschaften des schwachen, von seinen Vorgängern mishandelten, von seinen Frauen und Freigelassenen beherrschten Claudius Gerechtigkeit widerfahren. Länger verweilt er bei dem jugendlichen Ungeheuer Nero, von dem uns neuerdings Hamerling in seinem „Ahasverus in Rom" ein so drastisches Bild entworfen: einestheils wol wegen des furchtbaren Brandes der Stadt, an dem er übrigens den Kaiser für unschuldig erklärt, und des folgenden Wiederaufbaues, von dem er uns eine anschauliche Schilderung gibt, anderntheils wegen der ersten Christenverfolgung und des von ihm als sicher angenommenen Märtyrertodes der beiden großen Apostel in Rom. Das letztgenannte Ereigniß veranlaßt den Verfasser zu einer genauen Schilderung der ältesten christlichen Cömeterien, der Katakomben, die nicht, wie man früher glaubte, ursprünglich Mergelgruben (Arenarien) gewesen, sondern von vornherein zu Begräbnißplätzen bestimmt waren, bis der Sieg des Christenthums die Gräber allmählich über die Erde, in und um die Kirchen, verlegen ließ.

Mit der Ermordung des finstern Tyrannen Domitian begann die glücklichste und glänzendste Epoche des kaiserlichen Rom. Ein farbenschimmerndes Gemälde derselben entrollt sich unter des Verfassers gewandtem Griffel vor unsern Augen: die Regierungszeit Trajan's, der dem Mittelalter so zum Idealbilde des guten Regenten geworden war, daß die christliche Sage seine Seele durch Gregor des Großen Gebet vom ewigen Tode erretten läßt; Hadrian's, dessen Herrschaft freilich wie sein Charakter, trotz seiner glänzenden Begabung und wunderbaren Vielseitigkeit ein unaufhörliches Gemisch widersprechender Elemente und Maßregeln, schließlich einen trüben und unbefriedigenden Eindruck hinterließ; Antonin's des Frommen, der Mustergestalt unter den Herrschern nach den Begriffen der alten Welt; endlich des Philosophen auf dem Thron, Marc Aurel's.

Aber tief in dieser schimmerndsten Blüte des römischen Weltreichs saß schon der fressende Wurm. Nicht nur daß die schaffende und organisirende Volkskraft geschwunden war, daß das Reich, welches unter Trajan seine größte Ausdehnung erhalten hatte, nur mühsam seine weitgedehnten Grenzen gegen die anstürmenden Barbarenvölker vertheidigte, daß die bildende Kunst, längst von ihrer idealen Höhe herabgesunken, in dem hadrianischen Antinous ihre letzte freie Schöpfung bethätigt hatte, daß die Literatur längst zu einem in Inhalt und Form gleich ohnmächtigen Epigonenthum geworden war: der alte Götterglaube war der neuen Civilisation nicht mehr adäquat, die nationale Religion hatte den Boden verloren, alles zerfiel in Aberglauben, Unglauben und eine Philosophie, die den einzelnen vielleicht befriedigte, dem Volke nichts zu bieten vermochte. Der Volkscharakter selbst war entartet: das Regieren überließ man dem Kaiser, die körperliche Arbeit dem Sklaven, die Vertheidigung des Reichs dem Miethling. Die Frauen, die Trägerinnen der Sitte, waren zu Trägerinnen der Sittenlosigkeit geworden. Die Kaiserinnen gingen mit gutem Beispiel voran: die beiden Faustinen gaben der Messalina und der jüngern Agrippina wenig nach. Die frechen Epigramme des satirischen Höflings Martial, der leichtfertig spottende „goldene Esel" des Apulejus, der erste eigentliche Roman der alten Welt, die Bluetten Lucian's waren eine passende Lektüre für die Bäder und die Boudoirs, aber wenig geeignet, den gesunkenen Sitten aufzuhelfen. Der Cäsarismus mußte sich auf die Massen und das Heer stützen, wie im 19. Jahrhundert, das Heer dadurch noch entscheidendere Bedeutung gewinnen; und dies Heer bestand aus barbarischen Soldtruppen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Reihe der guten Kaiser von 96—180 aus lauter im erwachsenen Alter adoptirten Männern bestand. Mit Commodus, dem ersten, der wieder durch das Recht der Geburt auf den Thron gelangte, beginnt die Zeit des allmählichen Verfalls, eine lange, trübe, nur von vereinzelten, rasch vorübergehenden Lichtblicken unterbrochene Periode. Freilich, die legitime Erbfolge hatte kurzen Bestand: das Heer, seiner Macht sich bewußt geworden, ernannte ein Jahrhundert lang die Kaiser und setzte sie nach Gefallen wieder ab. Nur kurz verweilt unser Buch bei ihren rasch wechselnden, fast alle gleich verderblichen Regierungen. Es wendet sich lieber der wunderbaren Verbreitung des Christenthums und der Entwickelung der römischen Kirche zu.

Mit Konstantin's Thronbesteigung beginnt für Reich und Stadt in viel prägnanterm Sinne ein neuer Zeit-

raum als mit dem Ausgang der Antonine. Indem der Kaiser seine Residenz von Rom in den Osten verlegte, „nahm er dem Reiche sein Centrum, seine Basis, sein Recht“. Aber das war es nicht allein. Die neue Verfassung, die Hofämter, ja die Kleidung des Kaisers deuteten darauf hin, daß ein neuer Geist, der des orientalischen Despotismus, seinen Einzug halte. Die alte Reichseinheit kam zum Fall. Noch betrachtete sich das römische Volk und sein höchster Ausdruck, der Senat, als den ideellen Souverän. Der Sieg des Christenthums war entschieden. Aber der Polytheismus trat nicht ohne langen und schweren Kampf vom Schauplatz ab: auch er hatte seine Märtyrer. Es ging ein instinctives Gefühl durch die römische Welt, daß zwischen dem alten Reiche und der alten Religion ein innerer Zusammenhang bestehe. Der Verfasser scheint der Meinung zu sein, ein früherer Sieg des Christenthums, etwa unter den Antoninen, hätte das Reich, hätte die Civilisation retten können; wir glauben, mit Unrecht. Diese ganze Civilisation war überreif, ja innerlich faul geworden, und das Christenthum hat ihren Verfall nur beschleunigt, nicht aufgehalten. Sein Einfluß auf Sitte und Lebensweise war geringer, als man gewöhnlich vorauszusetzen geneigt ist: Ueppigkeit, Verweichlichung, Sklaventhum, Aberglaube waren im 4. und 5. Jahrhundert in christlichen Häusern kaum minder herrschend als in heidnischen. Es bedurfte einer jungen unverdorbenen Volkskraft, um die greise Welt zu regeneriren; es bedurfte des großen Wüstenzugs des Mittelalters, um neue lebenskräftige Nationen mit einer auf neuen, entwickelungsfähigen Grundlagen beruhenden Civilisation zu schaffen.

Das Urtheil des Verfassers über den ersten kaiserlichen Beschützer des Christenthums wird dem unbefangenen Beobachter wol noch zu günstig erscheinen. Die Geschichte hat den dem Kaiser von der dankbaren Kirche verliehenen Beinamen des Großen nicht ratificirt. Aber sowenig seine religiöse Richtung übrigens den Verfasser gegen die zahlreichen Charakter- und Regierungsfehler Konstantin's verblendet, ebenso wenig verhindert sie ihn, dem Charakter Julian's, „der tragischen Erscheinung, mit welcher die Geschichte des Hellenismus als Glaubenslehre so bezeichnend und in gewissem Sinne großartig abschließt“, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Westreich wurde eine Beute der siegreichen Germanen. Die alte Welt hatte ausgelebt; aber die römische Idee, welche sie beherrschte, dauerte noch fort, als die Kraft Roms längst gesunken, als die Barbarenhorden überall siegreich, der Imperatorentitel selbst aus dem Abendlande verschwunden war. Es war die Idee der Reichseinheit, der Civilisation, die einzige Rettung vor dem Untergang im Barbarenthum für die römisch gewordenen Völker. Ja, für die Sieger selbst lag ein bestrickender Zauber in dem römischen Namen. Kein besserer Beweis, wie tief und unzerstörbar diese Idee der ganzen Welt eingepflanzt war, als daß sie mehr als drei Jahrhunderte nach dem Untergange des Reichs allen Völkern verständlich wieder zu erstehen und wenigstens dem Namen nach sich noch ein volles Jahrtausend zu behaupten vermochte.

Der zweite Band der „Geschichte der Stadt Rom“ umfaßt über zehntehalb Jahrhunderte, das sogenannte Mittelalter in seiner engern Begrenzung. Für das Papstthum eine Zeit der Größe und Glorie wie des tiefsten, kläglichsten Verfalls, eines Verfalls, aus dem mehr denn einmal nur ein Wunder retten zu können schien. Für das wiederbelebte Kaiserthum die Epoche seiner welthistorischen Stellung und seines Sinkens im Kampfe mit der geistlichen Macht, die es vor dem Verderben geschützt hatte und die ihm doch gemäß dem Princip der Freiheit wie der Autorität in den Weg treten mußte, glücklich, wenn sie ihr eigenes Gebiet nicht überschritten hätte. Für die Stadt Rom Jahrhunderte schwerster Kämpfe, entsetzlichster Leiden, kurzwährender besserer Zustände; Jahrhunderte, in denen das Alte unterging, das Neue sich um so mühsamer und unvollkommener gestaltete, da dieser Untergang des Alten nicht begriffen ward und die phantastisch-willkürliche Vermengung widerstrebender Elemente die neuen Bildungen im Keim verdarb, im Wachsthum hemmte.

Der Verfasser bezeichnet es als seine Aufgabe:

durch gedrängte Schilderung der Verhältnisse zwischen Pontificat und Imperium den Boden für die Betrachtung der städtischen Dinge zu gewinnen, welche vor wie nach der Constituirung einer freien Bürgergemeinde an dem Dualismus gekrankt haben, dessen das mittelalterliche Rom sich nie erwehren konnte, und dessen Endergebniß die Unterwerfung der Republik des 12. Jahrhunderts unter die Papstgewalt des 15. gewesen ist, nachdem die damit verbundenen Krisen in der glänzendsten Zeit italienischer Bildung in geistiger wie in materieller Beziehung eine Oede geschaffen hatten, inmitten deren wenige Oasen den Sinn erfreuen.

Es war eine schwierige Aufgabe. Allerdings stand hier dem Verfasser gerade für die Stadtgeschichte ein ungleich reicheres Material zu Gebote als für die frühern Jahrhunderte, nicht nur in den Biographien und Regesten der Päpste, in der Graphie und den Mirabilien, i den Urkunden, welche Pater Augustin Theiner und A. Coppi zumeist aus den päpstlichen Archiven mitgetheilt haben, i den „Annalen“ Muratori's und des Cardinals Baronius in den zahllosen neuern Geschichten Italiens und de Päpste und den Monographien einzelner Episoden au der mittelalterlichen Geschichte Roms, sondern auch i zwei Werken, welche die römische Stadtgeschichte im Mit telalter selbst zum Vorwurf haben, von F. Papencord und Ferdinand Gregorovius. Außerdem standen dem Ver fasser durch seine Stellung und seine Verbindungen i Rom auch wol Quellen offen, die seinen Vorgänger unzugänglich blieben. Um so mehr hatte Reumont Ge legenheit, seine bereits von uns anerkannte Meisterscha in der Sichtung und Beherrschung des Stoffs zu bewähre

Die uns gesteckten Grenzen gestatten uns nicht, de Leser eine übersichtliche Darstellung des reichen Inhal dieses Bandes zu geben. Für die beiden ersten Abschnit des vierten Buchs bis zu dem Eingreifen der Franken i die Angelegenheiten Roms finden sie dieselbe in dem R ferate des Verfassers über die beiden ersten Bände d Gregorovius'schen Werks.

Die Geschichte des mittelalterlichen Rom erschei von nun an in der Darstellung unsers Werks wesentli als die Entwickelung dieser großartigen Idee der doppe ten geistlich-weltlichen Universalmonarchie, dieser We republik mit den beiden obersten Lehnsträgern Gott Indem der Verfasser selbst in diesem Verhältniß der b den sich bedingenden und balancirenden Centralgewalt der Christenheit sein Ideal zu erblicken scheint, drän sich uns die nirgends von ihm beantwortete Frage a ob er denn wirklich, wenn auch nur in der Vergangenh

an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Ideals glaubte, das ganz dem der großdeutschen Schwärmer von der österreichisch-preußischen Doppelherrschaft in dem geeinigten Siebzigmillionenreich entspricht.

In der Schilderung der hohenstaufischen Tragödie halten sich die Sympathie des Verfassers für die päpstliche Gewalt und seine Vorliebe für das deutsche Kaisergeschlecht die Wage. Auch erkennt er zugleich die volle Berechtigung des Freiheits- und Nationalgefühls an, welches in den italienischen Städterepubliken der mächtigste Verbündete des Papstthums gegen die deutschen Heldenkönige wurde.

Indem der Verfasser die Geschichte des Papstthums, zumal in seinem Verhältniß zum Kaiserthum, zum Angelpunkt seiner Darstellung macht, wird die römische Stadtgeschichte selbst mehr als billig aus dem Mittelpunkte in die Peripherie gerückt und bildet gleichsam nur eine Reihe von Episoden, welche den Faden der Erzählung mehrfach in nicht sehr harmonischer Weise unterbrechen und deshalb, so vortrefflich die Darstellung im einzelnen ausnahmslos ist, einen etwas unbefriedigenden Eindruck in dem Leser zurücklassen. Es ist freilich, verglichen mit der großartigen Entwickelung anderer italienischer Städterepubliken, vor allem der florentinischen, ein unerquickliches Bild, das die ewigen, im ganzen und großen resultatlosen Kämpfe der römischen Parteien unter sich wie mit Kaisern, Päpsten, Königen und Nachbargemeinden darbieten. Erfüllt von der unsterblichen Idee, der Mittelpunkt der christlichen Welt, die Quelle aller höchsten Gewalt in derselben zu sein, konnte Rom nicht von Papst und Kaiser lassen und verzehrte sich, ebenso wenig im Stande, seine volle Souveränetät zu erringen oder doch zu behaupten, wie ihr ganz zu entsagen, oder der Sitz eines nationalen Staatswesens zu werden, ruhelos in unendlichen innern und äußern Fehden, tiefer und tiefer sinkend an Reichthum, Bildung und Sitte, verachtet unter den Nationen, endlich der wiederhergestellten Papstgewalt des 15. Jahrhunderts eine leichte Beute. Und dennoch bewahrte die wunderbare Stadt ihre Anziehungskraft auf die einzelnen wie auf die Völker, die sie auch heute noch nicht verloren hat. Fast keiner der großen Männer des Mittelalters, der nicht zu ihr gekommen oder doch irgendwie mit ihr in Beziehung getreten wäre. Trefflich hat es der Verfasser verstanden, diese großen Erscheinungen in seine Geschichtserzählung zu verweben und ihr dadurch doppeltes Interesse zu verleihen. Die ehrwürdigen, oft seltsamen Gestalten der Heiligen, wie St.-Nilus, Bischof Adalbert, Pier Damiano, Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, und jener unglückliche Einsiedler (Cölestin V.), „che fece per viltà il gran rifiuto"; die kühnen politischen und religiösen Reformatoren, wie Arnold von Brescia und Rienzi, der letzte der Tribunen; die großen patriotischen Dichter Italiens, wie Dante und Petrarca: sie alle ziehen, mit Päpsten, Kaisern und Königen wechselnd, in langer glänzender Reihe an unsern Augen vorüber. Der Verfasser sucht allen gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ihm das sein Standpunkt auch keineswegs überall leicht macht. Nur Arnold von Brescia, dessen Bild Niccolini's großartige Tragödie der Neuzeit wieder so lebendig ins Gedächtniß gerufen hat, scheint er uns zu tief herabzudrücken. Dieser begeisterte, selbstverleugnende, ganz seinem Ideal hingegebene Reformator, dieser gefährlichste aller Ketzer, wie ihn Karl Hase nennt, war ein Mann von ganz anderm Goldgehalt als Cola di Rienzi, der nur dadurch, daß es ihm vorübergehend gelang, den Traum einer Auferweckung der antiken römischen Republik scheinbar zu verwirklichen, die Aufmerksamkeit und sogar die Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf sich gelenkt hat, der aber zugleich, von kleinlicher Eitelkeit und persönlichem Ehrgeiz erfüllt, schon seine Zeitgenossen, zumal seinen begeisterten Freund und Lobredner, den edeln Petrarca, gründlich enttäuschte und es kaum verdient, der Held so vieler geschichtlicher Dichtungen und dichtender Geschichten geworden zu sein.

Ein ebenso gründlicher Kenner wie großer Verehrer der italienischen Literatur des Mittelalters, liebt es der Verfasser, sein Buch durch häufige längere Citate aus ihren Werken zu beleben und zu illustriren. Vor allem ist es natürlich das großartige Meisterwerk dieser Periode, die „Göttliche Komödie", welche, alle bedeutenden Erscheinungen ihrer Epoche wie in einen Brennpunkt sammelnd und fixirend, ihm dazu die reichlichste Gelegenheit bietet.

Am Schlusse des Bandes gibt uns der Verfasser nach den auf seine Quellen bezüglichen Anmerkungen wieder eine große Anzahl der bedeutungsvollsten mittelalterlichen Inschriften Roms, von 508—1378 reichend; eine chronologische Uebersicht und eine Reihe von Stammtafeln der deutschen Kaisergeschlechter, der französischen Könige, der Normannenfürsten, der Aragonesen von Sicilien und Neapel, der Colonna, Orsini und Caëtani.

Es ist ein trübes Bild, welches diese Geschichte des mittelalterlichen Rom vor uns aufrollt. Wol treten uns hier und da großartige Heldengestalten des Schwerts und des Geistes entgegen, wol zucken einzelne leuchtende Ideen gleich Blitzen durch das tiefe Dunkel: im ganzen und großen aber erscheint die Geschichte dieser langen Jahrhunderte als ein wüstes, blut- und trümmererfülltes Chaos. Nur bei den Päpsten sehen wir ein bewußtes Ringen nach einem klar erkannten Ziele; aber einem Ziele, das, sobald es erreicht war, durch seine Widersinnigkeit, wir möchten fast sagen seine Gottlosigkeit selbst zum furchtbarsten Zusammensturz führen mußte. Nirgends ein sicherer stetiger Fortschritt, nirgends eine gemeinsame selbstbewußte Arbeit der Menschen zu materieller und geistiger Verbesserung ihres Loses. Erst in dem letzten Abschnitt erscheinen hier und da die jungen Keime einer bessern Zeit. Der dritte Band wird uns ihre Entfaltung zeigen und damit den Nachweis liefern, daß auch die wilden Kämpfe des römischen Mittelalters nicht verloren waren, um die Entwickelung des Gedankens der modernen Menschheit vorzubereiten. Sehr gespannt sind wir, bei dem politisch-religiösen Standpunkte des Verfassers zu erfahren, wie er zumal die neuesten Phasen der römischen Geschichte auffassen und wie er es rechtfertigen wird, daß durch die offenbare Schuld des Papstthums keine einzige größere Stadt der Christenheit so in jeder Beziehung hinter der modernen Entwickelung zurückgeblieben ist wie Rom.

Otto Speyer.

Albert Dulk's historisches Schauspiel „Konrad der Zweite".

Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel in sechs Handlungen. Von Albert Dulk. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Albert Dulk gehört zu jenen dramatischen Autoren, die wie Christian Grabbe, wie Georg Büchner u. a. bis zu einem gewissen Grade originelle und kühne Schöpfungen ausführen, aber es nicht ermöglichen, sich damit die weltbedeutenden Breter zu erobern. Wie „Simson", wie „Jesus der Christ" desselben Verfassers, so wird wol leider auch „Konrad der Zweite" unaufgeführt bleiben, trotzdem Dulk wie bei den andern Dramen so auch bei diesem wieder behauptet, daß es darstellbar sei. Und insofern nichts in diesem zweitheiligen Drama vorhanden ist, das geradezu unaufführbar wäre, insofern hat allerdings unser Schriftsteller hierin recht. Aber ob das Stück, wenn es gegeben würde, Erfolg zu erzielen im Stande wäre, das ist eine andere Frage; und so leid es uns thut, so müssen wir doch ehrlich bekennen, daß wir in dieser Beziehung erhebliche Zweifel hegen, Zweifel, die wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen wollen möglichst eingehend darzulegen.

So verdienstlich an sich die ganze Unternehmung ist, ein deutsches Kaiserdrama unserer Bühne zu schaffen, und so charakteristisch und lebenvoll auch einzelne Auftritte und Momente darin sind, im ganzen wird jeder Einsichtige doch einräumen müssen, daß die Handlung, breit, umständlich, schleppend, nie zu eigentlich tragischer Höhe gelangend, im Hauptconflict zersplittert und im Ausgang romantisch nebelnd verschwimmt. König Konrad der Zweite mag ein vortrefflicher Mensch und Staatsmann gewesen sein; zum Helden eines Stücks eignet er sich aber nur wenig, denn er redet und diplomatisirt, aber er tritt nicht derart in die Action hinein, daß ein drastisches Aufeinanderplatzen mit seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, zu Stande kommen könnte. Letzterer ist ein unruhiges, immer einen Anlauf nehmendes, aber eigentlich nie zur That kommendes Element; ein Element, das im Anfang wol durch ein bizarr absonderliches Wesen unser Interesse erregt, aber in der weitern Entwickelung es weder zu steigern noch festzuhalten versteht. Graf Wehelo von Kyburg bleibt eine unklare Figur und in Erzbischof Aribo tritt die dämonische Natur, der Intriguant, nicht deutlich genug ins Licht. Auch Gisela, die Mutter Ernst's, und Agnes, die Gemahlin desselben, werden nicht ganz, was sie sein sollten: der gute und böse Genius des kaiserlichen Stiefsohns. Es befindet sich zu viel Episches in dem Stück oder vielmehr in den beiden Stücken, zu wenig Sturm und Drang der Handlung, zu wenig dramatische Gipfelung. Das Ganze ist ein Zug durch die Ebene, der da, wo er an die Bergkette der Entwickelung und die Punkte kommt, wo er steigen müßte, sich in den blauen Höhenrauch der Romantik verliert. Das Drama beginnt derb realistisch, um ganz idealistisch verschwommen auszulaufen.

Um diese Aussetzungen und Rügen zu begründen, bedarf es wol nichts weiter, als den Verlauf der sechs Acte an dem Geist unserer Leser vorüberzuführen.

Das Schauspiel beginnt in der königlichen Pfalz zu Konstanz folgendermaßen:

Agnes sitzt, mit dem Weben einer Waffenbinde beschäftigt. Herzog Ernst und Graf Wehelo stehen rechts am Fenster der Galerie und schießen mit großen Armbrüsten nach einem am andern Ende der Galerie nicht sichtbar aufgestellten Ziele.

Ernst (die Armbrust spannend).
Jetzt bin ich kaum mehr gegen dich zurück!
(Er zielt.)

Wehelo.
Beim Bischof Hubert, nein! von sieben Bolzen
Nur einer fehl!
(Spannt ebenfalls.)

Ernst (der geschossen hat).
Da sitzt der siebente!

Wehelo.
Tapfer, mein Junge! (Schießt.) Schau! Da sitzt mein achter!

Ernst (der wieder spannt und einen Bolzen auflegt).
Was gilt es, Agnes, treff' ich dort den Schweif
Von deinem rothen Löwen?

Agnes (ohne sich stören zu lassen).
Während ich
Die Mähn' ihm web'?

Ernst.
Warum nicht!

Agnes (lachend und fortarbeitend).
Ei, so schieße!
(Ernst legt an. Wehelo hat von der Wand einen Panzerhandschuh genommen, springt von der Galerie und stellt sich vor Agnes.)

Wehelo.
Schad' ums Gewebe! — Sieh, in diesen Handschuh
Laß deinen Bolzen stoßen! Ganz umsonst
Erhältst du so das Hochgefühl in Kauf:
Auf eines Helden offne Brust zu zielen!
(Hält den Handschuh vor die Brust mit der Oeffnung gegen Ernst.)

Ernst (zielend).
Agnes, du hörst's? — Er will den Löwen spielen!
— Löw', zittre nicht!

Agnes (steht auf).
Wozu die Tollheit?

Wehelo (da Ernst geschossen hat).
Baff!
Fast hätt' es mich geworfen! 's war zu nah —
Da ist der Bolzen!
(Schüttet ihn aus.)

Ernst (springt herunter und hebt ihn auf).
Hei! Den heb' ich auf
Zum ersten Schuß in unserm Krieg mit Konrad!

Wehelo.
Sein Lohn zum Hohn für Thron und Kron'! — Wollt' nur,
Es wär' so weit!

Ernst.
Beim nächsten Neumond sicher
Stehn wir im Felde gegen den König.

Agnes.
Ei,
Das sagtet ihr schon öfters — doch bricht's nicht los!

Wehelo (zu Agnes).
Liegt es an uns? — Wir hier, dazu der Welf

Von Ravensburg, Gebhard, der jüngere Konrad
Von Franken, sind gerüstet — — doch die beiden
Lothringer, Herzog Gozelo und Friedrich,
Verlangen wieder Aufschub auf den Neumond ...
Obwol Robert, der König Frankreichs, jetzt
Mit vielen hochgebietenden Vasallen
Schon an der Grenze steht, sie aufzunehmen!

Agnes.

Mich macht das Frankenbündniß recht besorgt.
Denn wenn die mächtigen Vasallen Robert's,
Wenn unser Vetter Odo von Champagne,
Von Aquitanien der Herzog Wilhelm
Sich deutsches Bündniß suchen —: wohl, da ist
Kein Vortheil eines andern Vortheils Feind;
Denn in des Reichs gemeinsamer Bedrängniß.
Erringt sich Wilhelm die Lombardenkrone,
Nimmt Odo sich das Erbrecht auf Burgund
Und Ernst in Konrad's Sturz die deutsche Krone —
Indeß die beiden Lothringer sich Erbrecht
Vom Königseinspruch frei, wie sie's verlangt,
In ihren Herzogthümern schaffen mögen!
Doch wenn sich Frankreich regt — wird es nicht gleich
Das Land verlangen bis zum Rhein?

Wehelo (lachend).

Natürlich! Das liegt im Blut.

Agnes.

Dann fiele Lothringen
An Frankreich! — und dies, meint ihr, sei der Wille
Friedrich's und Gozelo's?

Wehelo.

Warum nicht? Ja!
Der Herzog — hier im Reich seit Heinrich fast
Des Königs Diener nur — hat dort in Frankreich
Noch freies Erbrecht, volle Herrschermacht!

Ernst.

Die Freiheit über alles! Er hat recht.
(Tritt zum Gewebe.)
Wie prächtig wird das Wappen!

Agnes (die sich wieder zum Gewebe gesetzt hat).

Und ich hoffe,
Eh' ich's vollendet, schaffst du noch, mein Ernst,
Daß ich die Königskrone drein verwebe!

Ernst.

Gut denn, daß ich den Löwen nicht zerschoß!

Wehelo.

Nun siehst du's, Strudelkopf!

Agnes.

Doch glaubst du, Ernst,
Daß er's gehindert um des Wappens willen?
Nein! Angst für mich, für mich hat er gehabt!
(Lacht.)

Wehelo.

Um Spiel das Leben wagen, schöne Frau,
Ziemt uns, nicht dir.

Agnes.

Sieh da, sieh da den Pfaffen!
Ba[illegible] darf ich nicht mit Euch mehr Eber jagen,
Di[illegible] Wildhatz reiten ...

Ernst (einfallend).

Wie! aufrührerischer
Verwegener Vasall! wahr wär' es, wahr?
Du hättest dich gestellt, um sie zu schützen?
Du hättest einen Augenblick gewagt
An deines Herzogs Aug' und Arm zu zweifeln?!
O [illegible]elche Welt! — Nun, so verurtheil' ich
Kraft meines herzoglichen Richteramts
Dich, Graf von Kyburg, daß du diesen Löwen,
Den du gerettet — selbst erhalten sollst!
(Lacht.)

Agnes.

Was denkst du, Ernst?! Dein Waffenband verschenken?

Ernst.

Warum denn nicht, Hanstäubchen? — Bin ich besser
Als er? und ist er nicht mein ander Ich?

Agnes.

O, lieber Ernst, das deutet uns nichts Gutes,
Daß du's verschenkst — o Flattersinn der Männer!

Wehelo.

Du Strick von Leichtsinn!

Ernst (zu Agnes, lachend).

Ach! Ich seh', es deutet,
Daß mir die Krone nun verloren geht.
(Lacht kräftig.)

In diesem Augenblick erscheint Godschalk, Herzog Ernst's Knappe, und kündigt an, daß man einen Bären einbringe, den man gefangen. Nachdem der Herzog und sein Freund um das Vergnügen, den Bären niederzuhauen, gefochten und letzterer eine leichte Wunde erhalten, begibt sich ersterer in den Bärenzwinger, wo er im Begriff ist dem wüthenden Anfalle des Thiers zu erliegen, als Wehelo hinzuspringt und, die Bestie tödtend, ihn befreit.

Mitten in diese mittelalterlich deutschen, reckenhaften Ergötzlichkeiten, die indeß ein drastisches Bild von der Welt geben, in der wir uns befinden und uns Antheil für deren Hauptgestalten gewinnen lassen, tritt Erzbischof Aribo, um den König anzukündigen und Herzog Ernst seine Abhängigkeit fühlen zu lassen. Bald danach erscheint Konrad mit Gisela und seinem Gefolge. Er kündigt dem Stiefsohne an, daß seine Absichten vereitelt, die Freunde und Bundesgenossen Ernst's sich zu dem König gesellt und somit seine ehrgeizigen Plane in nichts zerfallen sind. Aber „man hat sich deiner Jugend nur bedient", meint er und vergibt ihm, während er Wehelo hart anläßt und ihm mit seinem Zorne droht. Nachdem dieser zähneknirschend, die andern aber erstaunt über Konrad's Weisheit und Milde sich entfernt, hält Konrad Berathung mit Aribo und Gisela, was demnächst zu unternehmen und zu thun. Sein Sinn steht nach Rom, weil er meint: von Rom aus werde am besten aller Widerstand besiegt. Er sagt:

Rom ist das Heft der Christenheit — das Heft
Muß ich in meiner Hand behalten! — Ja, mehr —
Du kennst die Fürsten dieses Reichs; stets fühlen
Sie sich hochfreie Mannen, des Königs Gleiche,
Den keiner stärker sehn mag als sich selbst —
Mit Kampf und Noth nur halt' ich mich im Reich.
Doch anders, war ich erst in Rom! Der Purpur
Des Kaisers zähmt sie dann, es weicht ihr Stolz
Dem anerkannten Haupt der Christenheit!

Aribo und Gisela erinnern ihn daran, daß schon zwei Kaiser in Rom an Gift starben. Während nun der König noch schwankend im Entschluß ist, kommen Gesandte von Pavia, die dem Herrscher mit glatten Worten schmeicheln, sich ihm aber nicht unterwerfen wollen. Das gibt den Ausschlag. Konrad ladet die Fürsten und Vasallen nach Aachen, um dort die Römerfahrt beschließen zu lassen. Diese Exposition ist breit, aber nicht ohne den Leser in Spannung zu versetzen.

Die zweite Handlung, nachdem sie mit einer Begegnung Wratislaw's, der von Rom nach Augsburg, mit Wehelo, der von Augsburg nach Rom reitet, eröffnet worden, bei welcher Begegnung man die Thaten und Siege der Deutschen in Italien erfährt und zugleich eine Ahnung erhält, daß es in Deutschland neu zu gären begonnen — die zweite Handlung spielt vor Rom, in der Campagna auf dem Mons Marius, wo Gisela und Ernst einen Sonnenaufgang in folgender Weise erleben:

Gisela.

Noch liegt der Dämm'rung Schleier auf dem Land.
Ein Schein nur zeigt, woher der ew'ge Gott
Sein unaufhaltsam Licht ergießen will!
Und merk', mein Ernst, nicht wie bei uns am Rhein
Schleicht hier der Uebergang von Nacht zu Tag —:
Kaum nimmt das flücht'ge Roth am Horizont
Sich Zeit, des Himmels Höhe zu erklimmen
Und, halb verglühend, an den West herüber
Zu fliehn — um leisen Athems zu verhauchen!
Schon voll und voller quillt der Strom herauf,
Den rings die weiten dunkeln Erdenformen
Einschlürfen, bis — gesättigt — selbst sie leuchten!
— Nun kommt's mit eins! ... Sieh, wie der Apennin
Sich schon mit lichten Silberstreifen schmückt —
Dort, dort —

Ernst (nach Osten weisend).

O jetzt! O jetzt! Sie glänzt empor,
Die Sonne! Sie ist da! ... O wunderbar!
Aus Nacht quillt Licht! — Dem Strom entspringt ein Funke
Am Erdenrand und taucht, ein weißes Feuer,
Herauf, gewaltsam, blendend — schwillt und wächst,
Löst sich vom Scheibenrand als Glutenball,
Und schwimmt im ew'gen Raume frei gen Himmel!
(Pause.)
O, es ist groß —: einsam, in solcher Stille
Dem Weltenwunder — Gott — ins Auge sehn!
— Wie es allmächtig glüht!
(Hinweisend.)

Gisela.

Und bringt uns gleich
Die heißen Strahlen! — Breit ergießt das Licht
Sich nun in gelben Wellen durch die Thäler —
Die Nebel schwinden; langsam irrend schweben
Sie auf zum Horizont als Himmelsschatten...
Gewandelt ist die Erde! Alle Form
Wird buntes Leben — aus den Schatten wachsen
Die Hügel Roms, die Säulen, die Paläste —
(rechts, mehr in den Vordergrund weisend)
Das Meer dehnt dort
(sie weist links)
in Silberblitzen leuchtend
Sich still, unendlich hin ... allgegenwärtig
Schwebt in den Lüften über uns der Tag!

Ernst.

Im Norden sah ich so die Berge nie
Von blauem Duft umflossen und getränkt!
Die Formen nie so weich, so aufgelöst,
In Aetherlicht vergeistet! — Und sieh, fernab
(nach dem linken Hintergrund)
Die weiße Kuppe dort im Sonnenglanz —
Wie wunderbar! — Was ist's?

Gisela.

Das ist Sorakte.

Ernst.

Das ist Sorakte, den Horaz besang?
O mächtig Haupt von Schnee, wie blickst du stolz
Gebietend in die Landschaft, fremd und riesig,
Und gibst der Sonne selbst, der Königin,
Den Glanz noch reiner, geistiger zurück!
Wie oft sah ich den Jura, sah die Alpen
Daheim im Schnee — warum erregten sie
Mir nicht wie du die Seele? —

Gisela.

O Ernst, mein Ernst!
Laß uns vereint noch oft Natur und Leben
Mit liebender Erkenntniß in uns fassen,
Gemeinsam, wie bisher, noch laß uns wandeln!
O strebe nicht nach Schwaben heim! Und laß
Den bösen Traum „Burgund" aus deinem Herzen,
Und bleibe bei uns!

Dieser Auftritt hat große Schönheiten, ist doch wol aber zu ausgeführt beschreibender Art und zu wenig im Geist der Zeit und ihrer Menschen, ja zu wenig im Geist der Handlung, um hier ganz an seinem Platze zu sein. Er zeigt uns eben nur, wie Gisela ihren Sohn zu beruhigen und sich und Konrad geneigt zu machen sucht. Rom sei gewonnen, meint sie, und die Kaiserkrönung bald geschehen; dann werde man heimziehen. Das aber stachelt Ernst aufs neue empor. Er sagt:

Du mahnst mich schwer, daß ich die Zeit verträumt!
Dir ist dies Rom der Siege Ziel! ... mir ist's
Ein Grab der Freiheit! ... Ja, Rom ist ein Grab!
— O, sieh nur — einsam wie ein Kirchhof liegt
Es schweigend da mit öden wüsten Feldern,
Mit riesigen unheimlichen Palästen,
Zerbrochnen Säulen, halbzerstörten Tempeln!
Der Schutt durchzieht die Stadt, Ruinen hängen
Auf Hügeln, Wüsten schleichen in der Tiefe!
Und selbst ringsum starb die Natur — der Tod
Dehnt fast sich bis ans Meer ... Fort! Fort von Rom!

Damit stürzt er ab, um sich später von Agnes und Wehelo zum Abfall von Konrad bereden zu lassen. Breitgehaltene Volksauftritte, die des echten Humors entbehren und lange Verhandlungen Konrad's und Aribo's mit einem päpstlichen Legaten über Anerkennung der Isidorischen Decretalien, die mit offenbarem Zwiespalt endigen, füllen den übrigen, vielfach sehr auseinanderfahrenden Act, der nirgends recht die Entwickelung fördert und die Gegensätze so schroff, wie es nöthig wäre, gegenüberstellt.

Der dritte Act zeigt uns den Krönungszug mit wieder ziemlich ausgesponnenen Volksunterhaltungen, denen charakteristisches Leben fehlt.

Inzwischen tritt Ernst mit Wehelo auf, welcher letztere mit Liutolt, Graf in Sachsen, in Zank geräth, weil ihn dieser verhaften und dem Kaiser überantworten will. Es entspinnt sich infolge dessen folgender Auftritt:

Ernst.

Liutolt!
Mein ist der Graf — Du weißt's, zuerst durch Recht,
Dann durch die Freundschaft. Laß ihn ziehn! Ich will's.

Liutolt (lacht).

Und wenn ich's nicht thu', fessle ich Deine Freundschaft,
In Rom zu bleiben — ist's nicht so? Man sagt,
Frau Agnes könne nicht mit einem Herrn
Mehr leben!
(Lacht.)

Ernst.

Was war das?

Gebhard.

Verflucht!

Wehelo.

Was sagst du!

Lintolt.

Zwei Hähn' — (lacht) die sich nicht zanken!

Wehelo (schlägt ihm mit dem Rücken der Hand ins Gesicht).

Da — Du Saumaul!

Ernst (reißt das Schwert aus der Scheide).

Bei meiner Ehre!

Lintolt (ebenso).

Sapnot und Feuer!

Es kommt zum Handgemenge und in diesem wird Lintolt von Wehelo niedergestochen.

Kaum ist der Sterbende hinweggebracht, so erscheint wieder der Krönungszug zurückkehrend, und Konrad und Gisela als gute Diplomaten benutzen die günstige Stimmung Kanuth's, um bei diesem für ihren Sohn Heinrich die Hand seiner Tochter zu erbitten. Nachdem die Werbung angenommen, entfernt man sich freudig. Mitten in diese Freude aber soll ein Tropfen Wermuth fallen. Deutsche und Römer gerathen sich nämlich in die Haare, weil letztere die erstern hänseln. Die Sache begibt sich in nachstehender Weise. Nachdem die Römer ein lateinisches Spottlied auf die Deutschen gesungen, sagt

Markwald

(zum Deutschen, der ein kurzes Schwert mit der Scheide erhebt, worauf Bewegung entsteht).

Still, still doch! Wir wollen Frieden halten.

Erster Deutscher.

Willst du dich von dieser Laus beißen lassen!

Markwald.

Nur nicht gleich zu den Waffen!

Erster Deutscher.

Was kannst du 'ner Laus andres nehmen als das Leben?

Markwald.

Wind und Narren laßt alleweg fahren! (Zu den Römern.)
Wir sind zu euch gekommen als eure Brüder —

Erster Römer.

Wir haben keine Brüder — wir sind Römer!

Erster Deutscher (ihren Stolz nachahmend).

Wir haben Flickhosen! Wir sind Lumpen!

Aristipp.

Die Herrn der Welt nennt uns die Weltgeschichte.

Erster Deutscher.

Du sitzest da, Herr der Welt, viel zu lange auf deiner Rindshaut vor uns! Sitz im Staube, den dein Kaiser mit Füßen trat — du Maulaffe! Herunter!

(Kegelt Aristipp von der Rindshaut herunter und hält diese fest.)

Zweiter Römer (zuspringend).

Mein ist die Haut! Laß sie los!

Erster Deutscher (ihn zurückwerfend).

Ich will drauf sitzen. (Setzt sich.)

Numa (einspringend und ihn erdolchend).

Daß du krepirst!

(Allgemeiner Tumult, Kampf und Kampfgeschrei „Räuber" — „Mörder" — „Schlagt sie nieder" — „Tod den Franken". — Der Kampf, während Deutsche und Römer fallen oder verwundet fortgeführt werden, verzieht sich hinter die Coulissen, nach allen Seiten sich ausbreitend, wobei alsbald Heersignale, Pauken, Kriegsgeschrei auf verschiedenen Seiten und in verschiedenen Entfernungen hinter der Scene sich erheben und andauern bis in den achten Auftritt.)

D[illegible] Deutschen gerathen in diesem Aufstande in einige Noth, aus der ihnen aber Ernst mit seinen Schwaben glücklich heraushilft. Ernst nämlich hat vom Kaiser den nachgesuchten Urlaub in die Heimat erhalten; er aber allein; Agnes soll gewissermaßen als Geisel bleiben und ebenso der schwäbische Heerbann. Ernst jedoch entführt seine Gemahlin und sein Volk, indem er großgemuthet zuvor seine Landsleute noch siegreich aus der Klemme haut, dann aber mit klingendem Spiele ins Vaterland heimzieht. Konrad will ihm nach und den Widerstand im Keime ersticken. Da aber Gisela und Aribo vom Blutvergießen abmahnen, beschließt man, die Kaiserin dem Sohne nachzusenden und zu versuchen, ob sie ihn mit Güte seiner Pflicht gewinnt.

Wir sind hier auf der eigentlichen Höhe des Stücks, ohne es indeß recht zu gewahren. Der Conflict tritt nicht mit der vollen zu wünschenden Schärfe hervor.

Die erste Handlung des zweiten Theils spielt zu Ulm vor dem Reichstage, vor den Ernst geladen ist. Seine Mutter hat alles aufgeboten, ihn, den seine Genossen und Anhänger einer nach dem andern verlassen, zum Nachgeben zu bestimmen; aber umsonst. Als Konrad ihm noch einmal verzeihen will, wenn er sich von Wehelo lossagt und diesen der Reichsacht überläßt, weigert er sich dies zu thun, und infolge dessen wird Kirchenbann wie Acht über ihn in nachstehender, wirksam ergreifender und tief erschütternder Art verhängt:

Konrad.

Ernst Babenberg!
So nehm' ich dir das Fahnenlehn von Schwaben
Und theil' es deinem Bruder Hermann zu!
So urtheil' ich und ächte dich, und nehme
Aus allen Rechten dich, und setze dich
In alles Unrecht, theile deine Wirthin
Zur wissenhaften Witwe, deinen Leib,
Dein Fleisch theil' ich den Thieren in den Wäldern,
Den Vögeln in den Lüften, und den Fischen
Im Wasserweg; so geb' ich und erlaube
Dein Leben jedermann auf allen Straßen.
Wo jeder Frieden und Geleit hat, sollst
Du keines haben. Ernst von Babenberg,
Ich weise dich in die vier Straßen der Welt
Rechtlos, schutzlos, ehrlos! —

Aribo (auf dem Altar, dessen Kerzen angezündet wurden).

Als Haupt der Kirche bann' ich dich, vormals
Herzog von Schwaben, Ernst, aus unsrer Kirche,
Lös' dich von Gott, werf' dich dem Teufel zu,
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch!
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg und in Waldesnacht,
In Hütten, im Palast, im Gotteshaus —
Wo dich die Erde trägt und wo das Wasser!
Verflucht sei was du issest, was du trinkest,
Verflucht was du berührst mit deinen Händen,
Verflucht das Weib am Athem deines Mundes,
Verflucht das Kind, das dir am Halse hängt —

Agnes (aufschreiend und zusammensinkend).

Fluch dir! Fluch! Fluch!

Aribo.

Verflucht dein Wachen, wie dein Schlaf und Traum,
Verflucht dein Beten auch am Hochaltar!
Hab' keinen Theil auf Erden und im Himmel
An Gottes Segen! Wie ich hier die Flamme
Der Kerze tilge, seist du ausgetilgt
Aus diesem Leben, und verflucht in jenem!

(Alle Kerzen werden gelöscht. Es herrscht das Halbdunkel der Abenddämmerung. Die Versammlung zerstreut sich allmählich.)

Während nun Agnes in das Frauengemach der Kaiserin gebracht wird und Gisela in einen Nebengang eilt, um an einem Altare zu beten, sinkt Ernst wie gebrochen in sich selbst zusammen, bis Wehelo kommt, ihn aufzurichten. Wehelo hat noch immer, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Sack. Er ist entschlossen, die Kaiserin und deren jüngsten Sohn, den sie Konrad geboren, zu entführen, um dann mit dem Kaiser in seiner und Ernst's Angelegenheit feilschen zu können. Die Mutter meint er bereits glücklich in einem Boote zu haben, als er kommt, um Heinrich fortzuschleppen. Aber diesem Ansinnen widersetzt sich Ernst so lebhaft, daß Gisela herbeistürzt, um zu sehen, was es gibt. Nun erkennt Wehelo seinen Irrthum. Er hat die ohnmächtige Agnes statt der Kaiserin forttragen lassen und verzweifelt nun, als er gewahren muß, daß das Fahrzeug im Strudel des Stromes umstürzt.

Diese Handlung ist wirr und, wie uns scheint, ohne alle Größe der Conception.

In der zweiten Handlung erfahren wir, daß Konrad gegen die Ungarn nicht eben glücklich kämpft und daß sein Heer von einem stummen Weibe, vom Volk die Schicksalsgöttin Vala genannt, begleitet wird. Der Kaiser ruft seinen Sohn Heinrich, um ihm den Heeresbefehl zu übergeben, damit er selbst nach Deutschland kommen und hier Ordnung schaffen kann, denn Ernst erregt hier unausgesetzt Aufstand und Erzbischof Aribo, durch die Gunst seines Herrn übermüthig gemacht, fängt an allerlei Ränke zu spinnen, Ränke, deren Bedeutung und Zielpunkt seine Neider und Hasser noch vermehren.

Konrad kommt also und zieht zunächst gegen Ernst, der tiefsinnig und träumerisch geworden und von Wehelo kaum noch aufrecht erhalten wird. Es kommt zum Kampf hinter der Scene und in diesem Kampfe fallen Ernst und sein Freund. Trauernd vor ihren Leichen stehend, erfahren die Majestäten, daß die Heerhaufen Polens ins Deutsche Reich gefallen und weithin die Länder verwüsten. Konrad ruft zum Zuge gegen sie auf, und da er sieht, daß die stumme Vala sich hinter Ernst's Leiche erregt aufrichtet, befiehlt er, ihr die Reichssturmfahne zu übergeben, damit sie seiner Armee voraufziehe.

Die Schlußhandlung beginnt im Conciliensaale zu Kostnitz, wo Aribo's Umtriebe aufgedeckt und ihm unter anderm auch Schuld gegeben wird, daß er Agnes im Wasser habe umbringen lassen wollen. Agnes, welche die stumme Vala ist und herbeigeführt wird, reinigt ihn aber von dieser verbrecherischen Absicht und erzielt damit, daß man ihn, aller Ehren und Würden entkleidet, nach Rom pilgern läßt. Agnes jedoch verlangt nach Genf, wo der Kaiser weilt.

Hier hält Konrad feierlich einen Reichstag ab, bei dessen Eröffnung er nachstehende Thronrede hält:

Froh heiß' ich euch willkommen, edle Fürsten,
Hochwürd'ge edle Herrn! Denn Freud' und Heil
Und frohe Zukunft deutet es, daß ich
In dieser altburgundischen Hauptstadt Genf
Die edelsten Geschlechter Deutschlands, Welschlands,
Burgunds um meinen Thron, als um den Hort
Gemeinen Römischen Reichs, versammeln kann!
Denn auch Burgund, berühmt an Wein und Mannen,
Von dem Sanct-Bernhard bis zu den Vogesen,
Von Basel bis Marseille, von Arles bis Nizza,
Ward nun entrissen der Gewalt Graf Odo's —
Im West durch mein germanisch Heer, im Ost
Durch mein italisch Aufgebot, das über
Die Alpen mir Erzbischof Aribert
Und Markgraf Bonifaz nach Genf geführt!
So kann ich dich zumal, germanisch Volk
Von Hochburgund, ihr Söhne Neuenburgs,
Murtens, Freiburgs, ihr Mannen von Luzern,
Von Wallis, Bern und Aarau froh begrüßen
Als deutschem Regiment zurückgegeben,
Gott dankend und ihn flehend, daß niemals
Ein deutscher Stamm dem deutschen Reich entfalle.
Doch auch vom Niederen Burgund erschien
Graf Hubert von Savoy'n, die Kronvasallen
Und viele Große, mich im Dom zu Genf
Nach eigner Wahl zum Könige zu küren!
Und ich verspreche diesem schönen Land,
Das maßlos innerer Kampf und Raub verwüstet,
Landfriedens Segen und die Königshand,
Die das Gesetz, das Recht, mit Macht bewaffnet!
Ja auch dem wilden Sohn Arabiens
Hoff' ich das Räuberhandwerk bald zu wehren!
— Nun erst auf festen Füßen steht das Reich,
Der Hort der Christenheit! Nun, da wir rings
Die Alpen bis zur Rhonemündung wahren,
Mit eigner Faust den Zugang Welschlands decken,
Von Meer zu Meer gegründet in uns selbst!
Hier ist die Erbschaft Karl's wie nie zuvor!
Das Kaiserthum Lothar's gleichwie das Erbe
Ludwig's des Deutschen halt' ich in der Hand,
Und das allein am Weltreich Karl's des Großen
Noch fehlt, Westfrankenreich, hört auf die Stimme
Des Reichs! So mög' in Lebensmacht erneut
Auf alles Abendland der Sonne gleich
Dies römisch-deutsche Reich herniederleuchten!

Polen, Rußland kommen, um Konrad ihren Respect und ihre Huldigung zu beweisen, zuletzt auch Agnes, welche ihre wunderbare Rettung aus den Wellen und ihr späteres Leben erzählt, in dem ihr wenig Erinnerung an di[e] Vergangenheit blieb. Ein geheimnißvoller Zug bannte si[e] an die Fersen des Kaisers, und als sie diesen einst in einsamer Nacht für das Seelenheil Ernst's beten hörte, d[a] kam ihr die Erinnerung wieder und sie entschloß sich zu[r] Sühne alles Unrechts, das sie Konrad gethan, diesem zu dienen. In diesem Dienst hat sie sich aufgerieben, und mit einem Segen auf den Lippen verscheidet sie.

Man wird uns zugestehen müssen, daß die Wiedereinführung der Agnes (Vala) in die Handlung ebens[o] unklar, abenteuerlich und verschwommen, als Ernst'[s] Untergang matt und ohne dramatische Bedeutung ist. E[s] fehlt das rechte Aufeinanderplatzen der Gegensätze. Konra[d] und Ernst ziehen nebeneinander her und hin, ohne sic[h] recht in der Handlung zu treffen; die Handlung ermüde[t] infolge dessen, aber sie packt nicht.

Wenn wir dennoch das Stück Albert Dulk's i[n] dieser eingehenden Weise behandelt haben, so gescha[h] dies, weil trotz zahlreicher Ausstellungen uns das We[rk] doch Achtung einflößt. Dulk's Begabung hat etwa[s] Verwandtschaft mit dem Talente Kleist's; einzelne gro[ße] Züge sind nicht zu verkennen; nur fehlt ihm, um di[e] zu mächtiger Wirkung zu bringen, die dramatische Knapp[-] heit und Zusammengenommenheit jenes Dichters. An[-] merksame Leser unserer Besprechung werden ohne Zweif[el] in das im Eingang derselben gegebene Urtheil einstimme[n] und bekennen müssen, daß dieses Kaiserschauspiel, um a[...]

der Bühne wirksam sein zu können, mehr Concision und kühnern Aufbau besitzen müßte.

Aus einem Privatbriefe des Verfassers ersehen wir, daß er durch eigene Streichungen die Verminderung des Umfangs auf einen gewöhnlichen Theaterabend vorbereitet. Wir bedauern, daß er diese Theatereinrichtung nicht im Druck gleich mitgegeben; sie würde jedenfalls interessant sein. Daß sie ein pralles, packendes und für die Darstellung wol geeignetes Stück biete, können wir uns freilich nicht denken. Um so mehr würden wir überrascht sein, wenn es dennoch der Fall wäre.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Eine deutsche Evangelienübersetzung aus dem 14. Jahrhundert.

Wie ungemein anregend der kürzlich verstorbene Franz Pfeiffer zu wirken verstand, ließe sich durch eine große Anzahl Beispiele darthun. Außer bei kleinern Arbeiten und Untersuchungen ist er auch bei größern Veröffentlichungen als der geistige Urheber zu betrachten. Dies ist auch der Fall bei einer Publication, welche der altberühmten Deutschen Gesellschaft zu Leipzig zunächst verdankt wird, indem sie und insbesondere ihr Vorstand, der Universitätsbibliothekar Gersdorf, die Herausgabe eines literarisch und sprachlich wichtigen und interessanten Werks veranlaßte. Die Universitätsbibliothek zu Leipzig besitzt eine Handschrift vom Jahre 1343, welche eine vollständige deutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthält. Zuerst wurde sie erwähnt von Joachim Feller in seinem Katalog der Mannscripte „Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi" (Leipzig 1686). Seitdem war öfters von ihr die Rede, auch Proben wurden hier und da aus ihr mitgetheilt. Die Uebersetzung galt als das Werk eines Matthias von Beheim, eines Klosterbruders zu Halle, weil dieser Name am Schlusse der Handschrift genannt war; auch begegnete bisweilen der Irrthum, als enthalte diese Uebersetzung die ganze Bibel. Die literarische Bedeutung dieses Denkmals als einer unserer ältesten größern und zusammenhängenden Bibelübersetzungen vor Luther wurde früher gar wohl erkannt, aber an eine vollständige Ausgabe war nicht zu denken, sie hätte wenigstens gar keine Theilnahme gefunden. Nach dem natürlichen Gange der deutschen Studien waren die Dichtungen weitaus bevorzugt, und die Werke des 14. Jahrhunderts wurden als unkünstlerische oder selbst verwilderte Schöpfungen mehr oder minder misachtet. Vollends fügte sich eine Uebersetzung nicht recht in den Begriff der „Nationalliteratur" ein, welcher für die Beschäftigung mit den Geisteserzeugnissen der ältern Zeit so vielfach bestimmend war. Wenn jetzt ein vollständiger Abdruck nicht allein unternommen, sondern auch willkommen geheißen wird, so ist dies vor allem dem geistigen Einflusse Pfeiffer's zu verdanken. Denn er ist es gewesen, der die altdeutsche Prosa so recht zu Ehren gebracht hat durch seine Ausgabe der Mystiker, des Berthold von Regensburg, des Konrad von Megenberg und einer großen Anzahl kleinerer Stücke. Er vor allem hat auch gezeigt, daß auch die jüngere Zeit und nicht blos die sogenannte classische des 13. Jahrhunderts Beachtung verdiene und ferner, daß nicht blos die weltliche, sondern auch die geistliche Literatur studirt werden müsse, wenn man ein vollständiges Bild vom Geistesleben unserer Vorfahren gewinnen will. Außer diesem mehr allgemeinen Einflusse hat aber auch Pfeiffer unmittelbarer auf die Publication der gedachten Evangelienübersetzung eingewirkt. Es ist bekannt, daß Pfeiffer die Existenz einer mitteldeutschen Sprache, die zwischen dem oberdeutschen und niederdeutschen Idiom die Mitte hält, unwiderleglich nachgewiesen hat. Vor allem hat diesem Ergebnisse Jakob Grimm widersprochen, insbesondere nahm er Anstoß an der Bezeichnung „mitteldeutsch". Nun findet sich in der Evangelienübersetzung, welche die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der mittlern Lande unverkennbar aufweist, an einer Stelle das Bekenntniß, daß diese Uebertragung aus dem Latein in das „mittelste" Deutsch ausgedrückt sei. Professor Friedrich Zarncke machte Pfeiffer auf diese wichtige und bestätigende Stelle aufmerksam, Pfeiffer nahm darauf genauere Einsicht von der Handschrift und berichtete darüber in seiner „Germania" im siebenten Bande (vgl. Nr. 44 d. Bl. f. 1862). Dieser Aufsatz stellte die sprachliche Bedeutung des Denkmals in das rechte Licht. Zugleich wies Pfeiffer die Annahme von der Autorschaft des Beheim als einen Fehler nach: Matthias von Beheim war nur der erste Besitzer der Uebersetzung. Seit Pfeiffer's Aufsatz wurde der Wunsch dringender nach einer vollständigen Ausgabe, die nun auch bewerkstelligt wurde und unter folgendem Titel vorliegt: „Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache 1343. Herausgegeben von Reinhold Bechstein" (Leipzig, Weigel, 1867). Außer dem Texte und einem umfänglichen Wörterbuche enthält die Ausgabe eine längere Einleitung, welche die literarische und sprachliche Bedeutsamkeit des Werks erörtert. Wird diese Auseinandersetzung speciell nur den deutschen Sprachforscher und den Theologen angehen, so dürfte ein Kapitel auch insofern ein allgemeines Interesse haben, als es das Verhältniß der Uebersetzung zur lateinischen Vorlage hinsichtlich des stilistischen Charakters darlegt. Daraus geht hervor, daß der Uebersetzer, dessen Name unbekannt ist, der aber wol als Geistlicher aus dem mittlern Deutschland zu gelten hat, für seine Zeit Hervorragendes leistete, aber doch die Fesseln des Lateinischen noch nicht abzustreifen vermochte, was erst dem großen deutschen Manne vorbehalten war, der uns auch von noch härtern Fesseln des Latinismus befreite.

Bibliographie.

Adolf, L., Herzensstille. Lieder und Sprüche. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Beiche, W. E., Geographische Skizzen aus Europa. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde und zur Belebung des geographischen Unterrichts. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 24 Ngr.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. 1ster und 2ter Band. Jena, Costenoble. Gr. 8. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Lucretia Borgia, die fürstliche Giftmischerin, oder die Geheimnisse von Rom. Nach dem Englischen. Herausgegeben von H. J. Köppen. 1ste bis 4te Lief. Berlin, Köppen. 8. à 3 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 3ter Bd. Das Mittelalter. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann. 3ter Bd. Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von J. Tittmann. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Erinnerungen an Abby Bolton. Verfaßt von ihrer Schwester. Frei nach dem Englischen von Minna Waldner. Einzig rechtmäßige, von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe. Basel, Spittler. 8. 3 Ngr.

Gutherz jun., R., Wenn Wilhelm nicht wär'?! Original-Posse mit Gesang in 1 Akt. Musik von Otto Rosenberg. Altona, Verlags-Bureau. 8. 7½ Ngr.

Herrenhaus-Raketen. I. Cardinal Pallavicino und Freih. v. Kraus. II. Kaiser Josef II. und Graf Blome. Linz, Danner. Br. 8. 10 Ngr.

Homer's Odyssee in Reimen übersetzt von A. v. Carlowitz. Dresden, Türk. 8. 1 Thlr.

Horváth, M., Auf Ludwig Kossuth's neuere Briefe. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von A. Dux. Pest, Lauffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Huet, F., Die religiöse Revolution im XIX. Jahrhundert. Aus dem Französischen nebst Einleitung und Anmerkungen von M. Hess. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lawrence, W. B., Commentaire sur les éléments du droit international et sur l'histoire des progrès du droit des gens de Henry Wheaton. Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton. Tome premier. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Ule, O., Die erste deutsche Nordpol-Expedition. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 5 Ngr.

Vonbun, J. F., Feldkirch und seine Umgebungen. Historisch-topographische Skizze, ein Führer für Einheimische und Fremde. Innsbruck, Wagner. 16. 16 Ngr.

Woll, K. A., Gedichte. Speyer, Kleeberger. 8. 25 Ngr.

raum als mit dem Ausgang der Antonine. Indem der Kaiser seine Residenz von Rom in den Osten verlegte, „nahm er dem Reiche sein Centrum, seine Basis, sein Recht". Aber das war es nicht allein. Die neue Verfassung, die Hofämter, ja die Kleidung des Kaisers deuteten darauf hin, daß ein neuer Geist, der des orientalischen Despotismus, seinen Einzug halte. Die alte Reichseinheit kam zum Fall. Noch betrachtete sich das römische Volk und sein höchster Ausdruck, der Senat, als den ideellen Souverän. Der Sieg des Christenthums war entschieden. Aber der Polytheismus trat nicht ohne langen und schweren Kampf vom Schauplatz ab: auch er hatte seine Märtyrer. Es ging ein instinctives Gefühl durch die römische Welt, daß zwischen dem alten Reiche und der alten Religion ein innerer Zusammenhang bestehe. Der Verfasser scheint der Meinung zu sein, ein früherer Sieg des Christenthums, etwa unter den Antoninen, hätte das Reich, hätte die Civilisation retten können; wir glauben, mit Unrecht. Diese ganze Civilisation war überreif, ja innerlich faul geworden, und das Christenthum hat ihren Verfall nur beschleunigt, nicht aufgehalten. Sein Einfluß auf Sitte und Lebensweise war geringer, als man gewöhnlich vorauszusetzen geneigt ist: Ueppigkeit, Verweichlichung, Sklaventhum, Aberglaube waren im 4. und 5. Jahrhundert in christlichen Häusern kaum minder herrschend als in heidnischen. Es bedurfte einer jungen unverdorbenen Volkskraft, um die greise Welt zu regeneriren; es bedurfte des großen Wüstenzugs des Mittelalters, um neue lebenskräftige Nationen mit einer auf neuen, entwickelungsfähigen Grundlagen beruhenden Civilisation zu schaffen.

Das Urtheil des Verfassers über den ersten kaiserlichen Beschützer des Christenthums wird dem unbefangenen Beobachter wol noch zu günstig erscheinen. Die Geschichte hat den dem Kaiser von der dankbaren Kirche verliehenen Beinamen des Großen nicht ratificirt. Aber sowenig seine religiöse Richtung übrigens den Verfasser gegen die zahlreichen Charakter- und Regierungsfehler Konstantin's verblendet, ebenso wenig verhindert sie ihn, dem Charakter Julian's, „der tragischen Erscheinung, mit welcher die Geschichte des Hellenismus als Glaubenslehre so bezeichnend und in gewissem Sinne großartig abschließt", Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Westreich wurde eine Beute der siegreichen Germanen. Die alte Welt hatte ausgelebt; aber die römische Idee, welche sie beherrschte, dauerte noch fort, als die Kraft Roms längst gesunken, als die Barbarenhorden überall siegreich, der Imperatorentitel selbst aus dem Abendlande verschwunden war. Es war die Idee der Reichseinheit, der Civilisation, die einzige Rettung vor dem Untergang im Barbarenthum für die römisch gewordenen Völker. Ja, für die Sieger selbst lag ein bestrickender Zauber in dem römischen Namen. Kein besserer Beweis, wie tief und unzerstörbar diese Idee der ganzen Welt eingepflanzt war, als daß sie mehr als drei Jahrhunderte nach dem Untergange des Reichs allen Völkern verständlich wieder zu erstehen und wenigstens dem Namen nach sich noch ein volles Jahrtausend zu behaupten vermochte.

Der zweite Band der „Geschichte der Stadt Rom" umfaßt über zehntehalb Jahrhunderte, das sogenannte Mittelalter in seiner engern Begrenzung. Für das Papstthum eine Zeit der Größe und Glorie wie des tiefsten, kläglichsten Verfalls, eines Verfalls, aus dem mehr denn einmal nur ein Wunder retten zu können schien. Für das wiederbelebte Kaiserthum die Epoche seiner welthistorischen Stellung und seines Sinkens im Kampfe mit der geistlichen Macht, die es vor dem Verderben geschützt hatte und die ihm doch gemäß dem Princip der Freiheit wie der Autorität in den Weg treten mußte, glücklich, wenn sie ihr eigenes Gebiet nicht überschritten hätte. Für die Stadt Rom Jahrhunderte schwerster Kämpfe, entsetzlichster Leiden, kurzwährender besserer Zustände; Jahrhunderte, in denen das Alte unterging, das Neue sich um so mühsamer und unvollkommener gestaltete, da dieser Untergang des Alten nicht begriffen ward und die phantastisch-willkürliche Vermengung widerstrebender Elemente die neuen Bildungen im Keim verdarb, im Wachsthum hemmte.

Der Verfasser bezeichnet es als seine Aufgabe:

durch gedrängte Schilderung der Verhältnisse zwischen Pontificat und Imperium den Boden für die Betrachtung der städtischen Dinge zu gewinnen, welche vor wie nach der Constituirung einer freien Bürgergemeinde an dem Dualismus gekrankt haben, dessen das mittelalterliche Rom sich nie erwehren konnte, und dessen Endergebniß die Unterwerfung der Republik des 12. Jahrhunderts unter die Papstgewalt des 15. gewesen ist, nachdem die damit verbundenen Krisen in der glänzendsten Zeit italienischer Bildung in geistiger wie in materieller Beziehung eine Oede geschaffen hatten, inmitten deren wenige Oasen den Sinn erfreuen.

Es war eine schwierige Aufgabe. Allerdings stand hier dem Verfasser gerade für die Stadtgeschichte ein ungleich reicheres Material zu Gebote als für die frühern Jahrhunderte, nicht nur in den Biographien und Regesten der Päpste, in der Graphie und den Mirabilien, in den Urkunden, welche Pater Augustin Theiner und A. Coppi zumeist aus den päpstlichen Archiven mitgetheilt haben, in den „Annalen" Muratori's und des Cardinals Baronius, in den zahllosen neuern Geschichten Italiens und der Päpste und den Monographien einzelner Episoden aus der mittelalterlichen Geschichte Roms, sondern auch in zwei Werken, welche die römische Stadtgeschichte im Mittelalter selbst zum Vorwurf haben, von F. Papencordt und Ferdinand Gregorovius. Außerdem standen dem Verfasser durch seine Stellung und seine Verbindungen in Rom auch wol Quellen offen, die seinen Vorgängern unzugänglich blieben. Um so mehr hatte Reumont Gelegenheit, seine bereits von uns anerkannte Meisterschaft in der Sichtung und Beherrschung des Stoffs zu bewähren.

Die uns gesteckten Grenzen gestatten uns nicht, dem Leser eine übersichtliche Darstellung des reichen Inhalts dieses Bandes zu geben. Für die beiden ersten Abschnitte des vierten Buchs bis zu dem Eingreifen der Franken in die Angelegenheiten Roms finden sie dieselbe in dem Referate des Verfassers über die beiden ersten Bände des Gregorovius'schen Werks.

Die Geschichte des mittelalterlichen Rom erscheint von nun an in der Darstellung unsers Werks wesentlich als die Entwickelung dieser großartigen Idee der doppelten geistlich-weltlichen Universalmonarchie, dieser Weltrepublik mit den beiden obersten Lehnsträgern Gottes. Indem der Verfasser selbst in diesem Verhältniß der beiden sich bedingenden und balancirenden Centralgewalten der Christenheit sein Ideal zu erblicken scheint, drängt sich uns die nirgends von ihm beantwortete Frage auf, ob er denn wirklich, wenn auch nur in der Vergangenheit,

an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Ideals glaubte, das ganz dem der großdeutschen Schwärmer von der österreichisch-preußischen Doppelherrschaft in dem geeinigten Siebzigmillionenreich entspricht.

In der Schilderung der hohenstaufischen Tragödie halten sich die Sympathie des Verfassers für die päpstliche Gewalt und seine Vorliebe für das deutsche Kaisergeschlecht die Wage. Auch erkennt er zugleich die volle Berechtigung des Freiheits- und Nationalgefühls an, welches in den italienischen Städterepubliken der mächtigste Verbündete des Papstthums gegen die deutschen Heldenkönige wurde.

Indem der Verfasser die Geschichte des Papstthums, zumal in seinem Verhältniß zum Kaiserthum, zum Angelpunkt seiner Darstellung macht, wird die römische Stadtgeschichte selbst mehr als billig aus dem Mittelpunkte in die Peripherie gerückt und bildet gleichsam nur eine Reihe von Episoden, welche den Faden der Erzählung mehrfach in nicht sehr harmonischer Weise unterbrechen und deshalb, so vortrefflich die Darstellung im einzelnen ausnahmslos ist, einen etwas unbefriedigenden Eindruck in dem Leser zurücklassen. Es ist freilich, verglichen mit der großartigen Entwickelung anderer italienischer Städterepubliken, vor allem der florentinischen, ein unerquickliches Bild, das die ewigen, im ganzen und großen resultatlosen Kämpfe der römischen Parteien unter sich wie mit Kaisern, Päpsten, Königen und Nachbargemeinden darbieten. Erfüllt von der unsterblichen Idee, der Mittelpunkt der christlichen Welt, die Quelle aller höchsten Gewalt in derselben zu sein, konnte Rom nicht von Papst und Kaiser lassen und verzehrte sich, ebenso wenig im Stande, seine volle Souveränetät zu erringen oder doch zu behaupten, wie ihr ganz zu entsagen, oder der Sitz eines nationalen Staatswesens zu werden, ruhelos in unendlichen innern und äußern Fehden, tiefer und tiefer sinkend an Reichthum, Bildung und Sitte, verachtet unter den Nationen, endlich der wiederhergestellten Papstgewalt des 15. Jahrhunderts eine leichte Beute. Und dennoch bewahrte die wunderbare Stadt ihre Anziehungskraft auf die einzelnen wie auf die Völker, die sie auch heute noch nicht verloren hat. Fast keiner der großen Männer des Mittelalters, der nicht zu ihr gekommen oder doch irgendwie mit ihr in Beziehung getreten wäre. Trefflich hat es der Verfasser verstanden, diese großen Erscheinungen in seine Geschichtserzählung zu verweben und ihr dadurch doppeltes Interesse zu verleihen. Die ehrwürdigen, oft seltsamen Gestalten der Heiligen, wie St.-Nilus, Bischof Adalbert, Pier Damiano, Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, und jener unglückliche Einsiedler (Cölestin V.), „che fece per viltà il gran rifiuto"; die kühnen politischen und religiösen Reformatoren, wie Arnold von Brescia und Rienzi, der letzte der Tribunen; die großen patriotischen Dichter Italiens, wie Dante und Petrarca: sie alle ziehen, mit Päpsten, Kaisern und Königen wechselnd, in langer glänzender Reihe an unsern Augen vorüber. Der Verfasser sucht allen gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ihm das sein Standpunkt auch keineswegs überall leicht macht. Nur Arnold von Brescia, dessen Bild Niccolini's großartige Tragödie der Neuzeit wieder so lebendig ins Gedächtniß gerufen hat, scheint er uns zu tief herabzudrücken. Dieser begeisterte, selbstverleugnende, ganz seinem Ideal hingegebene Reformator, dieser gefährlichste aller Ketzer, wie ihn Karl Hase nennt, war ein Mann von ganz anderm Goldgehalt als Cola di Rienzi, der nur dadurch, daß es ihm vorübergehend gelang, den Traum einer Auferweckung der antiken römischen Republik scheinbar zu verwirklichen, die Aufmerksamkeit und sogar die Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf sich gelenkt hat, der aber zugleich, von kleinlicher Eitelkeit und persönlichem Ehrgeiz erfüllt, schon seine Zeitgenossen, zumal seinen begeisterten Freund und Lobredner, den edeln Petrarca, gründlich enttäuschte und es kaum verdient, der Held so vieler geschichtlicher Dichtungen und dichtender Geschichten geworden zu sein.

Ein ebenso gründlicher Kenner wie großer Verehrer der italienischen Literatur des Mittelalters, liebt es der Verfasser, sein Buch durch häufige längere Citate aus ihren Werken zu beleben und zu illustriren. Vor allem ist es natürlich das großartige Meisterwerk dieser Periode, die „Göttliche Komödie", welche, alle bedeutenden Erscheinungen ihrer Epoche wie in einen Brennpunkt sammelnd und fixirend, ihm dazu die reichlichste Gelegenheit bietet.

Am Schlusse des Bandes gibt uns der Verfasser nach den auf seine Quellen bezüglichen Anmerkungen wieder eine große Anzahl der bedeutungsvollsten mittelalterlichen Inschriften Roms, von 508—1378 reichend; eine chronologische Uebersicht und eine Reihe von Stammtafeln der deutschen Kaisergeschlechter, der französischen Könige, der Normannenfürsten, der Aragonesen von Sicilien und Neapel, der Colonna, Orsini und Caëtani.

Es ist ein trübes Bild, welches diese Geschichte des mittelalterlichen Rom vor uns aufrollt. Wol treten uns hier und da großartige Heldengestalten des Schwerts und des Geistes entgegen, wol zucken einzelne leuchtende Ideen gleich Blitzen durch das tiefe Dunkel: im ganzen und großen aber erscheint die Geschichte dieser langen Jahrhunderte als ein wüstes, blut- und trümmererfülltes Chaos. Nur bei den Päpsten sehen wir ein bewußtes Ringen nach einem klar erkannten Ziele; aber einem Ziele, das, sobald es erreicht war, durch seine Widersinnigkeit, wir möchten fast sagen seine Gottlosigkeit selbst zum furchtbarsten Zusammensturz führen mußte. Nirgends ein sicherer stetiger Fortschritt, nirgends eine gemeinsame selbstbewußte Arbeit der Menschen zu materieller und geistiger Verbesserung ihres Loses. Erst in dem letzten Abschnitt erscheinen hier und da die jungen Keime einer bessern Zeit. Der dritte Band wird uns ihre Entfaltung zeigen und damit den Nachweis liefern, daß auch die wilden Kämpfe des römischen Mittelalters nicht verloren waren, um die Entwickelung des Gedankens der modernen Menschheit vorzubereiten. Sehr gespannt sind wir, bei dem politisch-religiösen Standpunkte des Verfassers zu erfahren, wie er zumal die neuesten Phasen der römischen Geschichte auffassen und wie er es rechtfertigen wird, daß durch die offenbare Schuld des Papstthums keine einzige größere Stadt der Christenheit so in jeder Beziehung hinter der modernen Entwickelung zurückgeblieben ist wie Rom.

Otto Speyer.

Albert Dulk's historisches Schauspiel „Konrad der Zweite“.

Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel in sechs Handlungen. Von Albert Dulk. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Albert Dulk gehört zu jenen dramatischen Autoren, die wie Christian Grabbe, wie Georg Büchner u. a. bis zu einem gewissen Grade originelle und kühne Schöpfungen ausführen, aber es nicht ermöglichen, sich damit die weltbedeutenden Breter zu erobern. Wie „Simson“, wie „Jesus der Christ“ desselben Verfassers, so wird wol leider auch „Konrad der Zweite“ unaufgeführt bleiben, trotzdem Dulk wie bei den andern Dramen so auch bei diesem wieder behauptet, daß es darstellbar sei. Und insofern nichts in diesem zweitheiligen Drama vorhanden ist, das geradezu unaufführbar wäre, insofern hat allerdings unser Schriftsteller hierin recht. Aber ob das Stück, wenn es gegeben würde, Erfolg zu erzielen im Stande wäre, das ist eine andere Frage; und so leid es uns thut, so müssen wir doch ehrlich bekennen, daß wir in dieser Beziehung erhebliche Zweifel hegen, Zweifel, die wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen wollen möglichst eingehend darzulegen.

So verdienstlich an sich die ganze Unternehmung ist, ein deutsches Kaiserdrama unserer Bühne zu schaffen, und so charakteristisch und lebenvoll auch einzelne Auftritte und Momente darin sind, im ganzen wird jeder Einsichtige doch einräumen müssen, daß die Handlung, breit, umständlich, schleppend, nie zu eigentlich tragischer Höhe gelangend, im Hauptconflict zersplittert und im Ausgang romantisch nebelnd verschwimmt. König Konrad der Zweite mag ein vortrefflicher Mensch und Staatsmann gewesen sein; zum Helden eines Stücks eignet er sich aber nur wenig, denn er redet und diplomatisirt, aber er tritt nicht derart in die Action hinein, daß ein drastisches Aufeinanderplatzen mit seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, zu Stande kommen könnte. Letzterer ist ein unruhiges, immer einen Anlauf nehmendes, aber eigentlich nie zur That kommendes Element; ein Element, das im Anfang wol durch ein bizarr absonderliches Wesen unser Interesse erregt, aber in der weitern Entwickelung es weder zu steigern noch festzuhalten versteht. Graf Wehelo von Kyburg bleibt eine unklare Figur und in Erzbischof Aribo tritt die dämonische Natur, der Intriguant, nicht deutlich genug ins Licht. Auch Gisela, die Mutter Ernst's, und Agnes, die Gemahlin desselben, werden nicht ganz, was sie sein sollten: der gute und böse Genius des kaiserlichen Stiefsohns. Es befindet sich zu viel Episches in dem Stück oder vielmehr in den beiden Stücken, zu wenig Sturm und Drang der Handlung, zu wenig dramatische Gipfelung. Das Ganze ist ein Zug durch die Ebene, der da, wo er an die Bergkette der Entwickelung und die Punkte kommt, wo er steigen müßte, sich in den blauen Höhenrauch der Romantik verliert. Das Drama beginnt derb realistisch, um ganz idealistisch verschwommen auszulaufen.

Um diese Aussetzungen und Rügen zu begründen, bedarf es wol nichts weiter, als den Verlauf der sechs Acte an dem Geist unserer Leser vorüberzuführen.

Das Schauspiel beginnt in der königlichen Pfalz zu Konstanz folgendermaßen:

Agnes sitzt, mit dem Weben einer Waffenbinde beschäftigt. Herzog Ernst und Graf Wehelo stehen rechts am Fenster der Galerie und schießen mit großen Armbrüsten nach einem am andern Ende der Galerie nicht sichtbar aufgestellten Ziele.

Ernst (die Armbrust spannend).
Jetzt bin ich kaum mehr gegen dich zurück!
(Er zielt.)

Wehelo.
Beim Bischof Hubert, nein! von sieben Bolzen
Nur einer fehl!
(Spannt ebenfalls.)

Ernst (der geschossen hat).
Da sitzt der siebente!

Wehelo.
Tapfer, mein Junge! (Schießt.) Schau! Da sitzt mein achter!

Ernst (der wieder spannt und einen Bolzen auflegt).
Was gilt es, Agnes, treff' ich dort den Schweif
Von deinem rothen Löwen?

Agnes (ohne sich stören zu lassen).
Während ich
Die Mähn' ihm web'?

Ernst.
Warum nicht!

Agnes (lachend und fortarbeitend).
Ei, so schieße!
(Ernst legt an. Wehelo hat von der Wand einen Panzerhandschuh genommen, springt von der Galerie und stellt sich vor Agnes.)

Wehelo.
Schad' ums Gewebe! — Sieh, in diesen Handschuh
Laß deinen Bolzen stoßen! Ganz umsonst
Erhältst du so das Hochgefühl in Kauf:
Auf eines Helden offne Brust zu zielen!
(Hält den Handschuh vor die Brust mit der Oeffnung gegen Ernst.)

Ernst (zielend).
Agnes, du hörst's? — Er will den Löwen spielen!
— Löw', zittre nicht!

Agnes (steht auf).
Wozu die Tollheit?

Wehelo (da Ernst geschossen hat).
Baff!
Fast hätt' es mich geworfen! 's war zu nah —
Da ist der Bolzen!
(Schüttet ihn aus.)

Ernst (springt herunter und hebt ihn auf).
Hei! Den heb' ich auf
Zum ersten Schuß in unserm Krieg mit Konrad!

Wehelo.
Sein Lohn zum Hohn für Thron und Kron'! — Wollt' nur,
Es wär' so weit!

Ernst.
Beim nächsten Neumond sicher
Stehn wir im Felde gegen den König.

Agnes.
Ei,
Das sagtet ihr schon öfters — doch bricht's nicht los!

Wehelo (zu Agnes).
Liegt es an uns? — Wir hier, dazu der Welf

Von Ravensburg, Gebhard, der jüngere Konrad
Von Franken, sind gerüstet — — doch die beiden
Lothringer, Herzog Gozelo und Friedrich,
Verlangen wieder Aufschub auf den Neumond ...
Obwol Robert, der König Frankreichs, jetzt
Mit vielen hochgebietenden Vasallen
Schon an der Grenze steht, sie aufzunehmen!

Agnes.

Mich macht das Frankenbündniß recht besorgt.
Denn wenn die mächtigen Vasallen Robert's,
Wenn unser Vetter Odo von Champagne,
Von Aquitanien der Herzog Wilhelm
Sich deutsches Bündniß suchen —: wohl, da ist
Kein Vortheil eines andern Vortheils Feind;
Denn in des Reichs gemeinsamer Bedrängniß
Erringt sich Wilhelm die Lombardenkrone,
Nimmt Odo sich das Erbrecht auf Burgund
Und Ernst in Konrad's Sturz die deutsche Krone —
Indeß die beiden Lothringer sich Erbrecht
Vom Königseinspruch frei, wie sie's verlangt,
In ihren Herzogthümern schaffen mögen!
Doch wenn sich Frankreich regt — wird es nicht gleich
Das Land verlangen bis zum Rhein?

Wehelo (lachend).

Natürlich! Das liegt im Blut.

Agnes.

Dann fiele Lothringen
An Frankreich! — und dies, meint ihr, sei der Wille
Friedrich's und Gozelo's?

Wehelo.

Warum nicht? Ja!
Der Herzog — hier im Reich seit Heinrich fast
Des Königs Diener nur — hat dort in Frankreich
Noch freies Erbrecht, volle Herrschermacht!

Ernst.

Die Freiheit über alles! Er hat recht.
(Tritt zum Gewebe.)
Wie prächtig wird das Wappen!

Agnes (die sich wieder zum Gewebe gesetzt hat).

Und ich hoffe,
Eh' ich's vollendet, schaffst du noch, mein Ernst,
Daß ich die Königskrone drein verwebe!

Ernst.

Gut denn, daß ich den Löwen nicht zerschoß!

Wehelo.

Nun siehst du's, Strudelkopf!

Agnes.

Doch glaubst du, Ernst,
Daß er's gehindert um des Wappens willen?
Nein! Angst für mich, für mich hat er gehabt!
(Lacht.)

Wehelo.

Um Spiel das Leben wagen, schöne Frau,
Ziemt uns, nicht dir.

Agnes.

Sieh da, sieh da den Pfaffen!
Bald darf ich nicht mit Euch mehr Eber jagen,
Die Wildhatz reiten ...

Ernst (einfallend).

Wie! aufrührerischer
Verwegener Vasall! wahr wär' es, wahr?
Du hättest dich gestellt, um sie zu schützen?
Du hättest einen Augenblick gewagt
An deines Herzogs Aug' und Arm zu zweifeln?!
O welche Welt! — Nun, so verurtheil' ich
Kraft meines herzoglichen Richteramts
Dich, Graf von Kyburg, daß du diesen Löwen,
Den du gerettet — selbst erhalten sollst!
(Lacht.)

Agnes.

Was denkst du, Ernst?! Dein Waffenband verschenken?

Ernst.

Warum denn nicht, Haustäubchen? — Bin ich besser
Als er? und ist er nicht mein ander Ich?

Agnes.

O, lieber Ernst, das deutet uns nichts Gutes,
Daß du's verschenkst — o Flattersinn der Männer!

Wehelo.

Du Strick von Leichtsinn!

Ernst (zu Agnes, lachend).

Ach! Ich seh', es deutet,
Daß mir die Krone nun verloren geht.
(Lacht kräftig.)

In diesem Augenblick erscheint Godschalk, Herzog Ernst's Knappe, und kündigt an, daß man einen Bären einbringe, den man gefangen. Nachdem der Herzog und sein Freund um das Vergnügen, den Bären niederzuhauen, gefochten und letzterer eine leichte Wunde erhalten, begibt sich ersterer in den Bärenzwinger, wo er im Begriff ist dem wüthenden Anfalle des Thiers zu erliegen, als Wehelo hinzuspringt und, die Bestie tödtend, ihn befreit.

Mitten in diese mittelalterlich deutschen, reckenhaften Ergötzlichkeiten, die indeß ein drastisches Bild von der Welt geben, in der wir uns befinden und uns Antheil für deren Hauptgestalten gewinnen lassen, tritt Erzbischof Aribo, um den König anzukündigen und Herzog Ernst seine Abhängigkeit fühlen zu lassen. Bald danach erscheint Konrad mit Gisela und seinem Gefolge. Er kündigt dem Stiefsohne an, daß seine Absichten vereitelt, die Freunde und Bundesgenossen Ernst's sich zu dem König gesellt und somit seine ehrgeizigen Plane in nichts zerfallen sind. Aber „man hat sich deiner Jugend nur bedient", meint er und vergibt ihm, während er Wehelo hart anläßt und ihm mit seinem Zorne droht. Nachdem dieser zähneknirschend, die andern aber erstaunt über Konrad's Weisheit und Milde sich entfernt, hält Konrad Berathung mit Aribo und Gisela, was demnächst zu unternehmen und zu thun. Sein Sinn steht nach Rom, weil er meint: von Rom aus werde am besten aller Widerstand besiegt. Er sagt:

Rom ist das Heft der Christenheit — das Heft
Muß ich in meiner Hand behalten! — Ja, mehr —
Du kennst die Fürsten dieses Reichs; stets fühlen
Sie sich hochfreie Mannen, des Königs Gleiche,
Den keiner stärker sehn mag als sich selbst —
Mit Kampf und Noth nur halt' ich mich im Reich.
Doch anders, war ich erst in Rom! Der Purpur
Des Kaisers zähmt sie dann, es weicht ihr Stolz
Dem anerkannten Haupt der Christenheit!

Aribo und Gisela erinnern ihn daran, daß schon zwei Kaiser in Rom an Gift starben. Während nun der König noch schwankend im Entschluß ist, kommen Gesandte von Pavia, die dem Herrscher mit glatten Worten schmeicheln, sich ihm aber nicht unterwerfen wollen. Das gibt den Ausschlag. Konrad ladet die Fürsten und Vasallen nach Aachen, um dort die Römerfahrt beschließen zu lassen. Diese Exposition ist breit, aber nicht ohne den Leser in Spannung zu versetzen.

Die zweite Handlung, nachdem sie mit einer Begegnung Wratislaw's, der von Rom nach Augsburg, mit Wezelo, der von Augsburg nach Rom reitet, eröffnet worden, bei welcher Begegnung man die Thaten und Siege der Deutschen in Italien erfährt und zugleich eine Ahnung erhält, daß es in Deutschland neu zu gären begonnen — die zweite Handlung spielt vor Rom, in der Campagna auf dem Mons Marius, wo Gisela und Ernst einen Sonnenaufgang in folgender Weise erleben:

Gisela.

Noch liegt der Dämm'rung Schleier auf dem Land.
Ein Schein nur zeigt, woher der ew'ge Gott
Sein unaufhaltsam Licht ergießen will!
Und merk', mein Ernst, nicht wie bei uns am Rhein
Schleicht hier der Uebergang von Nacht zu Tag —:
Kaum nimmt das flücht'ge Roth am Horizont
Sich Zeit, des Himmels Höhe zu erklimmen
Und, halb verglühend, an den West herüber
Zu fliehn — um leisen Athems zu verhauchen!
Schon voll und voller quillt der Strom herauf,
Den rings die weiten dunkeln Erdenformen
Einschlürfen, bis — gesättigt — selbst sie leuchten!
— Nun kommt's mit eins! ... Sieh, wie der Apennin
Sich schon mit lichten Silberstreifen schmückt —
Dort, dort —

Ernst (nach Osten weisend).

O jetzt! O jetzt! Sie glänzt empor,
Die Sonne! Sie ist da! ... O wunderbar!
Aus Nacht quillt Licht! — Dem Strom entspringt ein Funke
Am Erdenrand und taucht, ein weißes Feuer,
Herauf, gewaltsam, blendend — schwillt und wächst,
Löst sich vom Scheibenrand als Glutenball,
Und schwimmt im ew'gen Raume frei gen Himmel!
(Pause.)
O, es ist groß —: einsam, in solcher Stille
Dem Weltenwunder — Gott — ins Auge sehn!
— Wie es allmächtig glüht!
(Hinweisend.)

Gisela.

Und bringt uns gleich
Die heißen Strahlen! — Breit ergießt das Licht
Sich nun in gelben Wellen durch die Thäler —
Die Nebel schwinden; langsam irrend schweben
Sie auf zum Horizont als Himmelsschatten...
Gewandelt ist die Erde! Alle Form
Wird buntes Leben — aus den Schatten wachsen
Die Hügel Roms, die Säulen, die Paläste —
(rechts, mehr in den Vordergrund weisend)
Das Meer dehnt dort
(sie weist links)
in Silberblitzen leuchtend
Sich still, unendlich hin ... allgegenwärtig
Schwebt in den Lüften über uns der Tag!

Ernst.

Im Norden sah ich so die Berge nie
Von blauem Duft umflossen und getränkt!
Die Formen nie so weich, so aufgelöst,
In Aetherlicht vergeistet! — Und sieh, fernab
(nach dem linken Hintergrund)
Die weiße Kuppe dort im Sonnenglanz —
Wie wunderbar! — Was ist's?

Gisela.

Das ist Sorakte.

Ernst.

Das ist Sorakte, den Horaz besang?
O mächtig Haupt von Schnee, wie blickst du stolz
Gebietend in die Landschaft, fremd und riesig,
Und gibst der Sonne selbst, der Königin,
Den Glanz noch reiner, geistiger zurück!
Wie oft sah ich den Jura, sah die Alpen
Daheim im Schnee — warum erregten sie
Mir nicht wie du die Seele? —

Gisela.

O Ernst, mein Ernst!
Laß uns vereint noch oft Natur und Leben
Mit liebender Erkenntniß in uns fassen,
Gemeinsam, wie bisher, noch laß uns wandeln!
O strebe nicht nach Schwaben heim! Und laß
Den bösen Traum „Burgund" aus deinem Herzen,
Und bleibe bei uns!

Dieser Auftritt hat große Schönheiten, ist doch wol aber zu ausgeführt beschreibender Art und zu wenig im Geist der Zeit und ihrer Menschen, ja zu wenig im Geist der Handlung, um hier ganz an seinem Platze zu sein. Er zeigt uns eben nur, wie Gisela ihren Sohn zu beruhigen und sich und Konrad geneigt zu machen sucht. Rom sei gewonnen, meint sie, und die Kaiserkrönung bald geschehen; dann werde man heimziehen. Das aber stachelt Ernst aufs neue empor. Er sagt:

Du mahnst mich schwer, daß ich die Zeit verträumt!
Dir ist dies Rom der Siege Ziel! . . . mir ist's
Ein Grab der Freiheit! . . . Ja, Rom ist ein Grab!
— O, sieh nur — einsam wie ein Kirchhof liegt
Es schweigend da mit öden wüsten Feldern,
Mit riesigen unheimlichen Palästen,
Zerbrochnen Säulen, halbzerstörten Tempeln!
Der Schutt durchzieht die Stadt, Ruinen hängen
Auf Hügeln, Wüsten schleichen in der Tiefe!
Und selbst ringsum starb die Natur — der Tod
Dehnt fast sich bis ans Meer ... Fort! Fort von Rom!

Damit stürzt er ab, um sich später von Agnes und Wezelo zum Abfall von Konrad bereden zu lassen. Breitgehaltene Volksauftritte, die des echten Humors entbehren und lange Verhandlungen Konrad's und Aribo's mit einem päpstlichen Legaten über Anerkennung der Isidorischen Decretalien, die mit offenbarem Zwiespalt endigen, füllen den übrigen, vielfach sehr auseinanderfahrenden Act, der nirgends recht die Entwickelung fördert und die Gegensätze so schroff, wie es nöthig wäre, gegenüberstellt.

Der dritte Act zeigt uns den Krönungszug mit wieder ziemlich ausgesponnenen Volksunterhaltungen, denen charakteristisches Leben fehlt.

Inzwischen tritt Ernst mit Wezelo auf, welcher letztere mit Liutolt, Graf in Sachsen, in Zank geräth, weil ihn dieser verhaften und dem Kaiser überantworten will. Es entspinnt sich infolge dessen folgender Auftritt:

Ernst.

Liutolt!
Mein ist der Graf — Du weißt's, zuerst durch Recht,
Dann durch die Freundschaft. Laß ihn ziehn! Ich will's.

Liutolt (lacht).

Und wenn ich's nicht thu', fessle ich Deine Freundschaft,
In Rom zu bleiben — ist's nicht so? Man sagt,
Frau Agnes könne nicht mit einem Herrn
Mehr leben!
(Lacht.)

Ernst.

Was war das?

Gebhard.

Verflucht!

Wehelo.

Was sagst du!

Liutolt.

Zwei Hähn' — (lacht) die sich nicht zanken!

Wehelo (schlägt ihm mit dem Rücken der Hand ins Gesicht).

Da — Du Saumaul!

Ernst (reißt das Schwert aus der Scheide).

Bei meiner Ehre!

Liutolt (ebenso).

Saxnot und Feuer!

Es kommt zum Handgemenge und in diesem wird Liutolt von Wehelo niedergestochen.

Kaum ist der Sterbende hinweggebracht, so erscheint wieder der Krönungszug zurückkehrend, und Konrad und Gisela als gute Diplomaten benutzen die günstige Stimmung Kanuth's, um bei diesem für ihren Sohn Heinrich die Hand seiner Tochter zu erbitten. Nachdem die Werbung angenommen, entfernt man sich freudig. Mitten in diese Freude aber soll ein Tropfen Wermuth fallen. Deutsche und Römer gerathen sich nämlich in die Haare, weil letztere die erstern hänseln. Die Sache begibt sich in nachstehender Weise. Nachdem die Römer ein lateinisches Spottlied auf die Deutschen gesungen, sagt

Markwald

(zum Deutschen, der ein kurzes Schwert mit der Scheide erhebt, worauf Bewegung entsteht).

Still, still doch! Wir wollen Frieden halten.

Erster Deutscher.

Willst du dich von dieser Laus beißen lassen!

Markwald.

Nur nicht gleich zu den Waffen!

Erster Deutscher.

Was kannst du 'ner Laus andres nehmen als das Leben?

Markwald.

Wind und Narren laßt alleweg fahren! (Zu den Römern.)
Wir sind zu euch gekommen als eure Brüder —

Erster Römer.

Wir haben keine Brüder — wir sind Römer!

Erster Deutscher (ihren Stolz nachahmend).

Wir haben Flickhosen! Wir sind Lumpen!

Aristipp.

Die Herrn der Welt nennt uns die Weltgeschichte.

Erster Deutscher.

Du sitzest da, Herr der Welt, viel zu lange auf deiner Rindshaut vor uns! Sitz im Staube, den dein Kaiser mit Füßen trat — du Maulaffe! Herunter!
(Kegelt Aristipp von der Rindshaut herunter und hält diese fest.)

Zweiter Römer (zuspringend).

Mein ist die Haut! Laß sie los!

Erster Deutscher (ihn zurückwerfend).

Ich will drauf sitzen. (Setzt sich.)

Numa (einspringend und ihn erdolchend).

Daß du krepirst!

(Allgemeiner Tumult, Kampf und Kampfgeschrei „Räuber" — „Mörder" — „Schlagt sie nieder" — „Tod den Franken". — Der Kampf, während Deutsche und Römer fallen oder verwundet fortgeführt werden, verzieht sich hinter die Coulissen, nach allen Seiten sich ausbreitend, wobei alsbald Heersignale, Pauken, Kriegsgeschrei auf verschiedenen Seiten und in verschiedenen Entfernungen hinter der Scene sich erheben und andauern bis in den achten Auftritt.)

Die Deutschen gerathen in diesem Aufstande in einige Noth, aus der ihnen aber Ernst mit seinen Schwaben glücklich heraushilft. Ernst nämlich hat vom Kaiser den nachgesuchten Urlaub in die Heimat erhalten; er aber allein; Agnes soll gewissermaßen als Geisel bleiben und ebenso der schwäbische Heerbann. Ernst jedoch entführt seine Gemahlin und sein Volk, indem er großgemuthet zuvor seine Landsleute noch siegreich aus der Klemme haut, dann aber mit klingendem Spiele ins Vaterland heimzieht. Konrad will ihm nach und den Widerstand im Keime ersticken. Da aber Gisela und Aribo vom Blutvergießen abmahnen, beschließt man, die Kaiserin dem Sohne nachzusenden und zu versuchen, ob sie ihn mit Güte seiner Pflicht gewinnt.

Wir sind hier auf der eigentlichen Höhe des Stücks, ohne es indeß recht zu gewahren. Der Conflict tritt nicht mit der vollen zu wünschenden Schärfe hervor.

Die erste Handlung des zweiten Theils spielt zu Ulm vor dem Reichstage, vor den Ernst geladen ist. Seine Mutter hat alles aufgeboten, ihn, den seine Genossen und Anhänger einer nach dem andern verlassen, zum Nachgeben zu bestimmen; aber umsonst. Als Konrad ihm noch einmal verzeihen will, wenn er sich von Wehelo lossagt und diesen der Reichsacht überläßt, weigert er sich dies zu thun, und infolge dessen wird Kirchenbann wie Acht über ihn in nachstehender, wirksam ergreifender und tief erschütternder Art verhängt:

Konrad.

Ernst Babenberg!
So nehm' ich dir das Fahnenlehn von Schwaben
Und theil' es deinem Bruder Hermann zu!
So urtheil' ich und ächte dich, und nehme
Aus allen Rechten dich, und setze dich
In alles Unrecht, theile deine Wirthin
Zur wissenhaften Witwe, deinen Leib,
Dein Fleisch theil' ich den Thieren in den Wäldern,
Den Vögeln in den Lüften, und den Fischen
Im Wasserweg; so geb' ich und erlaube
Dein Leben jedermann auf allen Straßen.
Wo jeder Frieden und Geleit hat, sollst
Du keines haben. Ernst von Babenberg,
Ich weise dich in die vier Straßen der Welt
Rechtlos, schutzlos, ehrlos! —

Aribo (auf dem Altar, dessen Kerzen angezündet wurden).

Als Haupt der Kirche bann' ich dich, vormals
Herzog von Schwaben, Ernst, aus unsrer Kirche,
Lös' dich von Gott, werf' dich dem Teufel zu,
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch!
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg und in Waldesnacht,
In Hütten, im Palast, im Gotteshaus —
Wo dich die Erde trägt und wo das Wasser!
Verflucht sei was du issest, was du trinkest,
Verflucht was du berührst mit deinen Händen,
Verflucht das Weib am Athem deines Mundes,
Verflucht das Kind, das dir am Halse hängt —

Agnes (aufschreiend und zusammensinkend).

Fluch dir! Fluch! Fluch!

Aribo.

Verflucht dein Wachen, wie dein Schlaf und Traum,
Verflucht dein Beten auch am Hochaltar!
Hab' keinen Theil auf Erden und im Himmel
An Gottes Segen! Wie ich hier die Flamme
Der Kerze tilge, seist du ausgetilgt
Aus diesem Leben, und verflucht in jenem!

(Alle Kerzen werden gelöscht. Es herrscht das Halbdunkel der Abenddämmerung. Die Versammlung zerstreut sich allmählich.)

Während nun Agnes in das Frauengemach der Kaiserin gebracht wird und Gisela in einen Nebengang eilt, um an einem Altare zu beten, sinkt Ernst wie gebrochen in sich selbst zusammen, bis Wehelo kommt, ihn aufzurichten. Wehelo hat noch immer, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Sack. Er ist entschlossen, die Kaiserin und deren jüngsten Sohn, den sie Konrad geboren, zu entführen, um dann mit dem Kaiser in seiner und Ernst's Angelegenheit feilschen zu können. Die Mutter meint er bereits glücklich in einem Boote zu haben, als er kommt, um Heinrich fortzuschleppen. Aber diesem Ansinnen widersetzt sich Ernst so lebhaft, daß Gisela herbeistürzt, um zu sehen, was es gibt. Nun erkennt Wehelo seinen Irrthum. Er hat die ohnmächtige Agnes statt der Kaiserin forttragen lassen und verzweifelt nun, als er gewahren muß, daß das Fahrzeug im Strudel des Stromes umstürzt.

Diese Handlung ist wirr und, wie uns scheint, ohne alle Größe der Conception.

In der zweiten Handlung erfahren wir, daß Konrad gegen die Ungarn nicht eben glücklich kämpft und daß sein Heer von einem stummen Weibe, vom Volk die Schicksalsgöttin Vala genannt, begleitet wird. Der Kaiser ruft seinen Sohn Heinrich, um ihm den Heeresbefehl zu übergeben, damit er selbst nach Deutschland kommen und hier Ordnung schaffen kann, denn Ernst erregt hier unausgesetzt Aufstand und Erzbischof Aribo, durch die Gunst seines Herrn übermüthig gemacht, fängt an allerlei Ränke zu spinnen, Ränke, deren Bedeutung und Zielpunkt seine Neider und Hasser noch vermehren.

Konrad kommt also und zieht zunächst gegen Ernst, der tiefsinnig und träumerisch geworden und von Wehelo kaum noch aufrecht erhalten wird. Es kommt zum Kampf hinter der Scene und in diesem Kampfe fallen Ernst und sein Freund. Trauernd vor ihren Leichen stehend, erfahren die Majestäten, daß die Heerhaufen Polens ins Deutsche Reich gefallen und weithin die Länder verwüsten. Konrad ruft zum Zuge gegen sie auf, und da er sieht, daß die stumme Vala sich hinter Ernst's Leiche erregt aufrichtet, befiehlt er, ihr die Reichssturmfahne zu übergeben, damit sie seiner Armee voraufziehe.

Die Schlußhandlung beginnt im Conciliensaale zu Kostnitz, wo Aribo's Umtriebe aufgedeckt und ihm unter anderm auch Schuld gegeben wird, daß er Agnes im Wasser habe umbringen lassen wollen. Agnes, welche die stumme Vala ist und herbeigeführt wird, reinigt ihn aber von dieser verbrecherischen Absicht und erzielt damit, daß man ihn, aller Ehren und Würden entkleidet, nach Rom pilgern läßt. Agnes jedoch verlangt nach Genf, wo der Kaiser weilt.

Hier hält Konrad feierlich einen Reichstag ab, bei dessen Eröffnung er nachstehende Thronrede hält:

Froh heiß' ich euch willkommen, edle Fürsten,
Hochwürd'ge edle Herrn! Denn Freud' und Heil
Und frohe Zukunft deutet es, daß ich
In dieser altburgundischen Hauptstadt Genf
Die edelsten Geschlechter Deutschlands, Welschlands,
Burgunds um meinen Thron, als um den Hort
Gemeinen Römischen Reichs, versammeln kann!
Denn auch Burgund, berühmt an Wein und Mannen,
Von dem Sanct-Bernhard bis zu den Vogesen,
Von Basel bis Marseille, von Arles bis Nizza,
Ward nun entrissen der Gewalt Graf Odo's —
Im West durch mein germanisch Heer, im Ost
Durch mein italisch Aufgebot, das über
Die Alpen mir Erzbischof Aribert
Und Markgraf Bonifaz nach Genf geführt!
So kann ich dich zumal, germanisch Volk
Von Hochburgund, ihr Söhne Neuenburgs,
Murtens, Freiburgs, ihr Mannen von Luzern,
Von Wallis, Bern und Aarau froh begrüßen
Als deutschem Regiment zurückgegeben,
Gott dankend und ihn flehend, daß niemals
Ein deutscher Stamm dem deutschen Reich entfalle.
Doch auch vom Niederen Burgund erschien
Graf Hubert von Savoy'n, die Kronvasallen
Und viele Große, mich im Dom zu Genf
Nach eigner Wahl zum Könige zu küren!
Und ich verspreche diesem schönen Land,
Das maßlos innerer Kampf und Raub verwüstet,
Landfriedens Segen und die Königshand,
Die das Gesetz, das Recht, mit Macht bewaffnet!
Ja auch dem wilden Sohn Arabiens
Hoff' ich das Räuberhandwerk bald zu wehren!
— Nun erst auf festen Füßen steht das Reich,
Der Hort der Christenheit! Nun, da wir rings
Die Alpen bis zur Rhonemündung wahren,
Mit eigner Faust den Zugang Welschlands decken,
Von Meer zu Meer gegründet in uns selbst!
Hier ist die Erbschaft Karl's wie nie zuvor!
Das Kaiserthum Lothar's gleichwie das Erbe
Ludwig's des Deutschen halt' ich in der Hand,
Und das allein am Weltreich Karl's des Großen
Noch fehlt, Westfrankenreich, hört auf die Stimme
Des Reichs! So mög' in Lebensmacht erneut
Auf alles Abendland der Sonne gleich
Dies römisch-deutsche Reich herniederleuchten!

Polen, Rußland kommen, um Konrad ihren Respect und ihre Huldigung zu beweisen, zuletzt auch Agnes, welche ihre wunderbare Rettung aus den Wellen und ihr späteres Leben erzählt, in dem ihr wenig Erinnerung an die Vergangenheit blieb. Ein geheimnißvoller Zug bannte sie an die Fersen des Kaisers, und als sie diesen einst in einsamer Nacht für das Seelenheil Ernst's beten hörte, da kam ihr die Erinnerung wieder und sie entschloß sich zur Sühne alles Unrechts, das sie Konrad gethan, diesem zu dienen. In diesem Dienst hat sie sich aufgerieben, und mit einem Segen auf den Lippen verscheidet sie.

Man wird uns zugestehen müssen, daß die Wiedereinführung der Agnes (Vala) in die Handlung ebenso unklar, abenteuerlich und verschwommen, als Ernst's Untergang matt und ohne dramatische Bedeutung ist. Es fehlt das rechte Aufeinanderplatzen der Gegensätze. Konrad und Ernst ziehen nebeneinander her und hin, ohne sich recht in der Handlung zu treffen; die Handlung ermüdet infolge dessen, aber sie packt nicht.

Wenn wir dennoch das Stück Albert Dulk's in dieser eingehenden Weise behandelt haben, so geschah dies, weil trotz zahlreicher Ausstellungen uns das Werk doch Achtung einflößt. Dulk's Begabung hat etwas Verwandtschaft mit dem Talente Kleist's; einzelne große Züge sind nicht zu verkennen; nur fehlt ihm, um diese zu mächtiger Wirkung zu bringen, die dramatische Knappheit und Zusammengenommenheit jenes Dichters. Aufmerksame Leser unserer Besprechung werden ohne Zweifel in das im Eingang derselben gegebene Urtheil einstimmen und bekennen müssen, daß dieses Kaiserschauspiel, um auf

der Bühne wirksam sein zu können, mehr Concision und kühnern Aufbau besitzen müßte.

Aus einem Privatbriefe des Verfassers ersehen wir, daß er durch eigene Streichungen die Verminderung des Umfangs auf einen gewöhnlichen Theaterabend vorbereitet. Wir bedauern, daß er diese Theatereinrichtung nicht im Druck gleich mitgegeben; sie würde jedenfalls interessant sein. Daß sie ein pralles, packendes und für die Darstellung wol geeignetes Stück biete, können wir uns freilich nicht denken. Um so mehr würden wir überrascht sein, wenn es dennoch der Fall wäre.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Eine deutsche Evangelienübersetzung aus dem 14. Jahrhundert.

Wie ungemein anregend der kürzlich verstorbene Franz Pfeiffer zu wirken verstand, ließe sich durch eine große Anzahl Beispiele darthun. Außer bei kleinern Arbeiten und Untersuchungen ist er auch bei größern Veröffentlichungen als der geistige Urheber zu betrachten. Dies ist auch der Fall bei einer Publication, welche der altberühmten Deutschen Gesellschaft zu Leipzig zunächst verdankt wird, indem sie und insbesondere ihr Vorstand, der Universitätsbibliothekar Gersdorf, die Herausgabe eines literarisch und sprachlich wichtigen und interessanten Werks veranlaßte. Die Universitätsbibliothek zu Leipzig besitzt eine Handschrift vom Jahre 1343, welche eine vollständige deutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthält. Zuerst wurde sie erwähnt von Joachim Feller in seinem Katalog der Manuscripte „Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi" (Leipzig 1686). Seitdem war öfters von ihr die Rede, auch Proben wurden hier und da aus ihr mitgetheilt. Die Uebersetzung galt als das Werk eines Matthias von Beheim, eines Klosterbruders zu Halle, weil dieser Name am Schlusse der Handschrift genannt war; auch begegnete bisweilen der Irrthum, als enthalte diese Uebersetzung die ganze Bibel. Die literarische Bedeutung dieses Denkmals als einer unserer ältesten größern und zusammenhängenden Bibelübersetzungen vor Luther wurde früher gar wohl erkannt, aber an eine vollständige Ausgabe war nicht zu denken, sie hätte wenigstens gar keine Theilnahme gefunden. Nach dem natürlichen Gange der deutschen Studien waren die Dichtungen weitaus bevorzugt, und die Werke des 14. Jahrhunderts wurden als unkünstlerische oder selbst verwilderte Schöpfungen mehr oder minder misachtet. Vollends fügte sich eine Uebersetzung nicht recht in den Begriff der „Nationalliteratur" ein, welcher für die Beschäftigung mit den Geisteserzeugnissen der ältern Zeit so vielfach bestimmend war. Wenn jetzt ein vollständiger Abdruck nicht allein unternommen, sondern auch willkommen geheißen wird, so ist dies vor allem dem geistigen Einflusse Pfeiffer's zu verdanken. Denn er ist es gewesen, der die altdeutsche Prosa so recht zu Ehren gebracht hat durch seine Ausgabe der Mystiker, des Berthold von Regensburg, des Konrad von Megenberg und einer großen Anzahl kleinerer Stücke. Er vor allem hat auch gezeigt, daß auch die jüngere Zeit und nicht blos die sogenannte classische des 13. Jahrhunderts Beachtung verdiene und ferner, daß nicht blos die weltliche, sondern auch die geistliche Literatur studirt werden müsse, wenn man ein vollständiges Bild vom Geistesleben unserer Vorfahren gewinnen will. Außer diesem mehr allgemeinen Einflusse hat aber auch Pfeiffer unmittelbarer auf die Publication der gedachten Evangelienübersetzung eingewirkt. Es ist bekannt, daß Pfeiffer die Existenz einer mitteldeutschen Sprache, die zwischen dem oberdeutschen und niederdeutschen Idiom die Mitte hält, unwiderleglich nachgewiesen hat. Vor allem hat diesem Ergebnisse Jakob Grimm widersprochen, insbesondere nahm er Anstoß an der Bezeichnung „mitteldeutsch". Nun findet sich in der Evangelienübersetzung, welche die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der mittlern Lande unverkennbar aufweist, an einer Stelle das Bekenntniß, daß diese Uebertragung aus dem Latein in das „mittelste" Deutsch ausgedrückt sei. Professor Friedrich Zarncke machte Pfeiffer auf diese wichtige und bestätigende Stelle aufmerksam, Pfeiffer nahm darauf genauere Einsicht von der Handschrift und berichtete darüber in seiner „Germania" im siebenten Bande (vgl. Nr. 44 d. Bl. f. 1862). Dieser Aufsatz stellte die sprachliche Bedeutung des Denkmals in das rechte Licht. Zugleich wies Pfeiffer die Annahme von der Autorschaft des Beheim als einen Fehler nach: Matthias von Beheim war nur der erste Besitzer der Uebersetzung. Seit Pfeiffer's Aufsatz wurde der Wunsch dringender nach einer vollständigen Ausgabe, die nun auch bewerkstelligt wurde und unter folgendem Titel vorliegt: „Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache 1343. Herausgegeben von Reinhold Bechstein" (Leipzig, Weigel, 1867). Außer dem Texte und einem umfänglichen Wörterbuche enthält die Ausgabe eine längere Einleitung, welche die literarische und sprachliche Bedeutsamkeit des Werks erörtert. Wird diese Auseinandersetzung speciell nur den deutschen Sprachforscher und den Theologen angehen, so dürfte ein Kapitel auch insofern ein allgemeines Interesse haben, als es das Verhältniß der Uebersetzung zur lateinischen Vorlage hinsichtlich des stilistischen Charakters darlegt. Daraus geht hervor, daß der Uebersetzer, dessen Name unbekannt ist, der aber wol als Geistlicher aus dem mittlern Deutschland zu gelten hat, für seine Zeit Hervorragendes leistete, aber doch die Fesseln des Lateinischen noch nicht abzustreifen vermochte, was erst dem großen deutschen Manne vorbehalten war, der uns auch von noch härtern Fesseln des Latinismus befreite.

Bibliographie.

Adolf, L., Herzensstille. Lieder und Sprüche. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Beiche, W. E., Geographische Skizzen aus Europa. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde und zur Belebung des geographischen Unterrichts. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 24 Ngr.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. 1ster und 2ter Band. Jena, Costenoble. Gr. 8. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Lucretia Borgia, die fürstliche Giftmischerin, oder die Geheimnisse von Rom. Nach dem Englischen. Herausgegeben von H. J. Köppen. 1ste bis 4te Lief. Berlin, Köppen. 8. à 3 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 3ter Bd. Das Mittelalter. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann. 3ter Bd. Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von J. Tittmann. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Erinnerungen an Abby Bolton. Verfaßt von ihrer Schwester. Frei nach dem Englischen von Minna Waldner. Einzig rechtmäßige, von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe. Basel, Spittler. 8. 3 Ngr.

Guthery jun., R., Wenn Wilhelm nicht wär'?! Original-Posse mit Gesang in 1 Akt. Musik von Otto Rosenberg. Altona, Verlags-Bureau. 8. 7½ Ngr.

Herrenhaus-Raketen. I. Cardinal Pallavicino und Freih. v. Kraus. II. Kaiser Josef II. und Graf Blome. Linz, Danner. Br. 8. 10 Ngr.

Homer's Odyssee in Reimen übersetzt von A. v. Carlowitz. Dresden, Türk. 8. 1 Thlr.

Horváth, M., Auf Ludwig Kossuth's neuere Briefe. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von A. Dux. Pest, Lauffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Huet, F., Die religiöse Revolution im XIX. Jahrhundert. Aus dem Französischen nebst Einleitung und Anmerkungen von M. Hess. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lawrence, W. B., Commentaire sur les éléments du droit international et sur l'histoire des progrès du droit des gens de Henry Wheaton. Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton. Tome premier. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Ule, O., Die erste deutsche Nordpol-Expedition. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 5 Ngr.

Vonbun, J. F., Feldkirch und seine Umgebungen. Historisch-topographische Skizze, ein Führer für Einheimische und Fremde. Innsbruck, Wagner. 16. 16 Ngr.

Woll, K. A., Gedichte. Speyer, Kleeberger. 8. 25 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe" bilden bekanntlich ein unentbehrliches Supplement zu Goethe's Werken; nur hier findet sich über vieles, was in seinen Schriften und seinem Leben des Nachweises bedarf, die richtige Erklärung aus des Dichters eigenem Munde. Das Werk hat daher stets den Goethe-Forschern als quellenmäßige Autorität gegolten und ist auch in fast alle europäische Sprachen (selbst ins Türkische) übersetzt worden. Doch beeinträchtigte bisher theils der hohe Preis (6 Thlr.), theils der Umstand, daß der dritte Theil in anderm Verlag als der erste und zweite erschienen war, die allgemeine Verbreitung des Werks im größern Publikum. Nachdem es nun gelungen, alle drei Theile in einem Verlag zu vereinigen, wurde vorliegende vollständige und um die Hälfte wohlfeilere dritte Auflage hergestellt, die kein Besitzer von Goethe's Werken sich anzuschaffen versäumen sollte.

Einzelne Theile dieser dritten Auflage werden nicht abgegeben. Von der ersten Auflage aber ist noch eine Anzahl Exemplare des dritten Theils vorhanden, welche den Besitzern der ersten beiden Theile einzeln zum ermäßigten Preise von 1 Thlr. (statt 2 Thlr.) geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's

gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. **G. B. Mendelssohn.**

Neue wohlfeile Ausgabe.

Sieben Bände in acht Theilen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Diese vollständig vorliegende Ausgabe enthält die sämmtlichen Werke Mendelssohn's, herausgegeben von seinem Enkel, und empfiehlt sich sowol durch die Correctheit der Texte als durch den billigen Preis von je 20 Ngr. für einen starken Octavband. Dem ersten Bande ist Mendelssohn's Bildniß und Facsimile beigefügt.

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von **A. von Sternberg.**

Zwei Bändchen. 8. Geh. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr. 2 Ngr.

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künstlernovellen, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in Zusammenhang stehen und daher namentlich allen, welche letztere kennen oder sie besuchen wollen, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen sind.

☛ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 3 Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Zweite wohlfeile Auflage.

Zwölf Bände. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Lesebibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie Freunde der Geschichte und Biographie werden auf diese neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks besonders aufmerksam gemacht. Der Band von durchschnittlich 30 Bogen kostet in derselben nur 1 Thlr., während er in der ersten Auflage 2½ Thlr. kostete. Das Werk kann vollständig auf einmal, oder in einzelnen Bänden nach und nach bezogen werden.

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von **David Friedrich Strauß.**

Drei Theile. 8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

Nächst dem „Leben Jesu" ist dieses umfassende Lebensbild Hutten's und seiner Zeit das bedeutendste Werk von Strauß; es zählt der meisterhaften Darstellung wegen zu den classischen Erzeugnissen der deutschen Literatur. Um vielfachen Wünschen zu entsprechen, hat die Verlagshandlung den Preis für kurze Zeit auf 4 Thlr. ermäßigt.

☛ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 6 Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skizzen aus Mittelasien.

Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien.

Von **Hermann Vámbéry,**

Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen an der k. Universität zu Pesth.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 2 Thlr.

Vámbéry's gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat erschienene „Reise in Mittelasien" ist bekanntlich als eins der interessantesten unter den neuern Reisewerken allgemein anerkannt worden und hat sowol in der deutschen als in andern Sprachen (englisch, französisch, russisch, ungarisch) die weiteste Verbreitung gefunden. Eine nothwendige Ergänzung dazu, zugleich auch ein Buch von selbständigem Werth, bietet er in den vorliegenden „Skizzen", welche seine merkwürdigen Abenteuer und Erlebnisse mehr im Detail erzählen, sowie zur Ethnographie der mittelasiatischen Völker neue wichtige Beiträge liefern.

Das frühere Werk erschien unter folgendem Titel:

Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1868.

Eine Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. Von J. J. Honegger. Erster Band: Die Zeit des ersten Kaiserreichs. Leipzig, Weber. 1868. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Für die Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts sind von Karl Biedermann und andern treffliche Grundlagen gelegt worden; eine Culturgeschichte des 19. fehlt uns noch, wie viel gewichtiges Material auch in der politischen Geschichte desselben von Gervinus und in den zahlreichen Literaturgeschichten der neuern Zeit enthalten sein mag, welche mehr oder weniger auch das culturgeschichtliche Gebiet mit ins Auge fassen.

Der Verfasser des obigen Werks hat schon in seiner „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts", wie er selbst sagt, als der erste den Versuch gemacht, in wenigen scharfen Strichen die culturgeschichtliche Entwickelung unsers Jahrhunderts dialektisch zu entwerfen. Schon damals lag ihm ein größerer Plan im Sinne, zu dem er in jener Skizze blos den Rahmen spannen wollte. Das Programm des neuen größern Werks legt Honegger in der Vorrede dar:

Unter dem Titel „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" werden fünf je zwanzig bis dreißig Bogen starke Bände eines Werks erscheinen, das sich vorsetzt, die Fundamentalpunkte des culturgeschichtlichen Ganges in unserm Jahrhundert herauszuheben. Folgendes werden ihre Grundzüge und Zielpunkte sein: Erster Band. Das erste Kaiserreich. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Restauration in ihrem politischen Schwanken. Zweite Abtheilung. Die Restauration auf ihrer reactionären Höhe. Dritter und vierter Band. Das Julikönigthum und die Bourgeoisie. Fünfter Band. Dialektischer Abriß über den gesammten Culturgang unsers Jahrhunderts und seine Endresultate.

Jeder Band mit Ausnahme des dritten kann als eine Periode abschließend für sich bestehen; eine enge geistige Uebereinstimmung aber soll sie in ein Verhältniß bringen, das sie erst alle zusammen als einen bestimmt entworfenen Organismus erscheinen und abschätzen läßt. Das Ganze wird die strengste Gleichförmigkeit des Sinnes beherrschen, während umgekehrt die Ungleichheit des Stils und der Behandlung innerhalb jedes einzelnen Bandes beim Wechsel der mannichfachen Materien sich geltend machen werden.

Weiterhin heißt es:

Auch diese größere Arbeit wird wenig ins Detail gehen; was sie gibt, heiße ich deshalb «Grundsteine», denn solche möcht' ich legen für eine allgemeine Culturgeschichte, die nach mir ein anderer entwerfen mag. Die Grundgedanken der Zeit möcht' ich kurz und scharf fixiren, ihr die besondere Signatur ablauschen und das Fundament herstellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geistesgeschichte unserer vielbewegten und weithin strebenden Zeit. Die Natur hat mir so viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelheiten zu studiren, aber nicht genug, mich selber ausarbeitend mit ihnen zu befassen. An dem Bächlein, das den großen Stromlauf schwellen hilft, mag ich gern ausruhend verweilen; aber als Maler würd' ich seine idyllische Ruhe schwerlich zeichnen; mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und gewitternden Höhen. Die weitreichenden Vorstudien des Ganzen sind abgeschlossen, der Organismus und die Gliederung des ungeheuern Materials lange durchdacht; sie bleibt im Ganzen diejenige meiner frühern Skizze. Die einzelnen Bände werden sich Jahr um Jahr folgen.

Die Vorzüge, welche wir jener ersten Studie nachrühmen durften: Selbständigkeit des Urtheils, Prägnanz des Stils, Reichthum an geistvollen Reflexionen und Parallelen, fehlen auch dieser größern Arbeit nicht; doch darf die Kritik an das umfassendere Werk auch einen etwas höhern Maßstab legen.

Der erste Band behandelt die Zeit des Consulats und Kaiserreichs, und zwar zuerst die allgemeine Politik, dann die innere Politik und Gebietsgestaltung der einzelnen Staaten. Hierauf folgen in gesonderten Abschnitten: „Sociale Züge", „Erfindungen, Technik und Bauten", „Reisen, Entdeckungen und Colonisationen", „Wissenschaft und gelehrte Forschung", „Tagesgeschichte und Politik, Memoiren, Journalistik", „Bildende Künste", „Theater und Musik", „Schöne Literatur", welcher letztere Abschnitt fast die Hälfte des ganzen Bandes einnimmt.

Wir haben uns so oft mit aller Entschiedenheit gegen

die ungegliederte, alles durcheinanderwerfende, mit Notizen und Excerpten gespickte Darstellungsweise ausgesprochen, wie sie in der neuesten Auflage der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte und ähnlichen Schriften chronologischer Anordnung herrscht, daß wir gewiß keiner Misdeutung ausgesetzt sind, wenn wir umgekehrt in einer Culturgeschichte die allzu scharfe Sonderung der geistigen Production nach ihren einzelnen Fächern tadeln. Denn die Cultur geht aus der wechselseitigen Bestimmung und Durchdringung aller geistigen Bestrebungen hervor, sie ist ein Product aller dieser Factoren; doch aus der Analyse der einzelnen Factoren allein gewinnt man noch nicht die Einsicht in das Product. Wir vermissen, mit einem Wort, in Honegger's Culturgeschichte den durchgängigen Pragmatismus, der uns den Genuß gewährt zu erkennen, wie das Ganze sich aus den einzelnen Fäden herausbildet; sie hat vielfach einen encyklopädischen Charakter, der hier und dort an das Registerhafte und die trockene Nomenclatur streift. Die oft ausgezeichneten literarischen Porträts möchten wir deshalb keineswegs missen; gerade in diesen scharfgezeichneten Charakterköpfen liegt ein Hauptvorzug des Werks, und wir sind weit davon entfernt, die Bedeutung des Individuums für den Gang der allgemeinen Entwickelung zu verkennen; doch wir wünschten, daß diese Charakterköpfe nicht allzu sehr als Rahmenmedaillons erschienen, sondern daß sie in die Kette der culturgeschichtlichen Darstellung an geeigneter Stelle eingefügt wären. Schon das Porträt Napoleon's selbst, welcher die ganze Epoche beherrscht, erscheint uns als zu skizzirt; der Verfasser verläßt die Staffelei zu früh, um uns einen Excurs politischer Geschichte des Kaiserthums zu geben, einen welthistorischen Abriß, der ebenso gut an jeder andern Stelle wie in einer Culturgeschichte der neuesten Zeit seinen Platz finden könnte.

Nach unserer Ansicht hätte der Gang der politischen Ereignisse nicht vornweg dargestellt, sondern als leitender Factor in die ganze culturgeschichtliche Entwickelung verflochten werden müssen. Honegger hätte z. B. in Deutschland die Jahre der Herrschaft und des Drucks in ihrer Einwirkung auf unsere Literatur, auf unsere gesellschaftlichen Zustände, dann wieder den Befreiungskampf und alle Lebenszeichen des erwachenden Nationalbewußtseins in ihren innern Zusammenhängen schildern sollen. Statt dessen erhalten wir hier die Politik, dort die Literatur — und wenn auch diese durch jene beleuchtet wird, so geschieht dies doch nicht mehr als in jeder Literaturgeschichte, deren Verfasser Einsicht genug besitzt, die literarischen Richtungen mit den großen Zeitereignissen in Zusammenhang zu bringen. Ja es ist ein paradoxes Spiel des Zufalls, daß unsere Literarhistoriker Culturgeschichte schreiben, und unsere Culturhistoriker Literaturgeschichte; man vergleiche Julian Schmidt und Honegger, um dies bestätigt zu finden. Die literaturgeschichtliche Abtheilung des Honegger'schen Werks verdient als solche hohes Lob, seine Kritik ist weit unbefangener und treffender als die von Julian Schmidt; aber in ihrer fast selbständigen Isolirung entspricht sie keineswegs der Aufgabe, Mitträgerin einer culturgeschichtlichen Darstellung zu sein.

Während Honegger in der Geschichte unserer philosophischen Systeme mit Recht auf Kant zurückgeht, dessen Hauptwerke in das vorige Jahrhundert fallen, hält er es seltsamerweise nicht für nöthig, Goethe und Schiller mit in den Kreis seiner literargeschichtlichen Darstellung zu ziehen. Welche Momente von culturhistorischer Bedeutsamkeit ließ er sich damit entgehen, abgesehen davon, daß es schon in chronologischer Hinsicht eine Incorrectheit ist, unsere Classiker auszuschließen, da Schiller's beste Dramen nach dem 18. Brumaire das Licht der Welt erblickten und Goethe's literarische Thätigkeit weit in unser Jahrhundert hineinreicht. Hier war es offenbar die Aufgabe des Culturhistorikers, den Einfluß der Napoleonischen Weltpolitik auf den Kreis hoher und vornehmer Bildung, der in Weimar am Altar der Musen und Grazien opferte, aus den Actenstücken der Epoche nachzuweisen. Da durften die zahlreichen Aeußerungen Goethe's über Napoleon, die Begegnung der beiden großen Männer, das Mistrauen, das der Dichter gegen den Erfolg der deutschen Freiheitsbestrebungen hegte, ebenso wenig unerwähnt bleiben wie die geheimen Zusammenhänge der Schiller'schen Tragödie mit dem Fatum der Tuilerien; denn Schiller's „Wallenstein“ ist nicht blos aus dem Boden des Dreißigjährigen Kriegs emporgewachsen, wenn man näher hinsieht, erkennt man in ihm die Züge eines Bonaparte wieder, die Züge eines kriegerischen Genius, der seiner Epoche das Gepräge aufdrückt; die Physiognomie des ehrgeizigen Feldherrn, der nach uneingeschränkter Macht strebt; wie aber in der „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ der Geist nationaler Unabhängigkeit mit prophetischer Begeisterung verkündigt wird, wie namentlich in dem letztern Stück die geistigen Impulse der Befreiungskriege lebendig sind, das ist so allgemein anerkannt, daß es ein Culturhistoriker der Epoche um so weniger mit Schweigen übergehen durfte. In dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe, Körner u. s. w. findet man wenige, an die Zeitgeschichte anknüpfende Reflexionen; seine Poesie aber ist getränkt mit dem Genius derselben, den er tief in sich aufgenommen und seine Dramen bilden die Brücke von der schöngeistigen Insel, auf welcher sich Dichtung und Kunst in Weimar isolirt hatten, zu jenem nationalen Festlande, auf welchem sich die großen Massen und ihre geistigen Führer, die Vorsänger der Befreiungskämpfe, bewegten.

Ungezwungen hätte sich hieran die Darstellung angereiht, wie der Apostel deutschen Stillebens, Jean Paul, der sich so ganz in die tiefste Gemüthswelt eingesponnen hat, hinausgedrängt wurde auf das öffentliche Forum, um sich in seinen „Dämmerungen“ und „Friedenspredigten“ an das Gewissen der Nation zu wenden. Mit solcher culturgeschichtlichen Anknüpfung, immer in Beziehung zu dem Grundthema und von ihm ausgehend, würden die Dichterporträts eine über die blos literarische Kritik hinausgehende Bedeutung gewinnen. Die Genesis der Romantik, namentlich in ihrer Wendung zu altdeutsch volksthümlichem Wesen, zur Sagenwelt der Vorzeit, ist ebenfalls als ein Rückschlag gegen die Weltherrschaft des Napoleonismus zu begreifen. In die Epoche der preußischen Reformen war Fichte einzureihen; hier konnten seine „Reden an die Nation“ als Blüte seiner Weltanschauung betrachtet und mit Anknüpfung an diese Großthat patriotischer Beredsamkeit sein philosophisches System entwickelt

werden. Dann tritt uns Heinrich von Kleist entgegen, eine der culturhistorisch interessantesten Gestalten, in welcher sich der Zwiespalt der Zeit am schärfsten bis zum tragischen Abschluß ausprägte. Hier genügt nicht das kritische Porträt des Dichters, welches Honegger mit gewohnter Schärfe entwirft. Sein Leben, seine Briefe geben für den Culturhistoriker das reichste Material; in ihnen spricht sich die Grundstimmung der Epoche mit den Klängen einer herzzerreißenden Verzweiflung aus; ja Honegger vergißt sogar die patriotischen Gedichte Kleist's zu erwähnen, die in ihrem hinreißenden Odenschwung zu seinen gelungensten Productionen gehören. Auch die Charakteristik Körner's ist blos eine literarische; welche reichen Beiträge für das Culturgemälde der Befreiungskriege enthält seine Biographie, sein Briefwechsel! Die Begeisterung der damaligen Jugend für die Sache des Vaterlandes kann wol kaum schlagender dargelegt werden als durch den heldenmüthigen Entschluß des jungen Körner, der die glücklichste und verheißungsvollste Lebensstellung, eine geliebte, vor kurzem erst gefundene Braut verläßt, um die Büchse auf die Schulter zu nehmen und dem Tod für das Vaterland entgegenzugehen. Wenn ein Culturhistoriker es verabsäumt, derartige einzelne Züge in sein Werk mit aufzunehmen, so fehlt ihm auch die warme Beleuchtung für das Ganze.

Daß Ludwig Uhland vor Körner und Arndt besprochen wird, ist offenbar ungerechtfertigt, um so mehr, als das Gesammtbild dieses Dichters erst in die folgende Epoche, in die Epoche der Restauration gehört. Dasselbe gilt von Müllner und Grillparzer, deren erste Hauptwerke: „Die Schuld“ und „Die Ahnfrau“, 1816 erschienen sind. Ebenso wenig ist abzusehen, warum Thomas Moore, dessen vorzüglichste Leistungen in die nächste Epoche fallen, bereits in diesem Bande abgehandelt wird, während Lord Byron für den nächsten aufgespart bleibt.

Wir wollten hier nur an einzelnen Beispielen erläutern, wie Honegger hinter der Aufgabe des Culturhistorikers zurückbleibt, alle Lebensäußerungen einer Epoche in ihrem innigen Zusammenhang zu betrachten; es ist in seinem Werke nicht alles wie aus einem organischen Keim heraus entwickelt. Mochte er immerhin die culturgeschichtlichen Gebiete vereinzeln, um jedes schärfer beleuchten zu können — der leitende Faden, der einheitliche Zusammenhang des Ganzen durfte nicht der glänzenden Detailmalerei geopfert werden. Während die Literaturgeschichte häufig einen Misbrauch mit den Briefen der Dichter treibt und die verlorensten Blättchen zusammensucht, um in leerer äußerlicher Weise zu erklären, was nur der Genius mit innerer Nöthigung als seine Blüte ans Licht trieb, darf die Culturgeschichte durchaus nicht verabsäumen, reichen Stoff aus diesen biographischen und brieflichen Ueberlieferungen zu sammeln, in denen sich die Stimmung der Zeit oft mit überraschender Schärfe ausprägt und welche über das Verhältniß der Dichter zu den gleichzeitigen weltbewegenden Mächten die beste Auskunft geben. Möchte Honegger in den künftigen Bänden seines Werks diese Stoffquelle mehr berücksichtigen; ist doch über das sociale Leben der Zeit, über den Salon in Paris, Berlin und Weimar, über den Einfluß der Frauen das Honegger'sche Werk so schweigsam, als ob diese Momente nicht mitzählten in einer Geschichte der Cultur! Oder gehört ein Prinz Louis Ferdinand, eine Pauline Wiesel, eine Rahel nicht in dieselbe? Erscheint ein Gentz nicht in ganz anderer Beleuchtung, wenn aus den zahlreichen Memoiren und Briefen, die über ihn aus unerschöpflichem Oelkrüglein ergossen werden, uns die bezeichnendsten Wendungen in seinem Leben, die schlagendsten Anekdoten mitgetheilt werden, als wenn uns sein fertiges Bild in heller Beleuchtung gezeigt wird?

Mit einem Wort, die Culturgeschichte hat uns die Entwickelung selbst zu geben, nicht das Resultat, am wenigsten in der Gestalt summarisch abschließender Urtheile. Das erscheint als der Hauptfehler dieses ersten Bandes, daß die Kritik, namentlich die ästhetische, sich allzu oft ausschließlich des Scepters bemächtigt, während die ästhetische Seite für die Culturgeschichte keineswegs eine maßgebende Bedeutung in Anspruch nehmen kann.

Honegger sagt selbst in der Vorrede:

Ich weise auf eins als auf das mit dem lebendigsten Interesse von mir Behandelte hin: es sind die psychologischen Porträts, gewissermaßen die Genrebilder der Zustände und Personen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; ist mir etwas gelungen, so sollten sie es sein, besonders wo die subjective Begeisterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht' ich doch, soweit es irgend möglich, der Seele der Zeit selbst nachgehen und sie erfassen! Die Literatur ist dieser Anschauung nur das eine, aber das wesentlichste Element, die Sprache des Geistes der Zeit. So haben für mich jene Bilder so sehr den meisten Werth, daß ich den Rest fast blos als das zur Vollständigkeit nothwendige Material betrachte; möchten sie in ihrer fertigen Zeichnung dem Leser das werden, was sie bei der Skizzirung lange dem Autor waren, für den sie nun nach ihrer Vollendung verblaßt sind!

Wir erkennen bereitwillig die Vorzüge dieser Porträtmalerei an; es ist Kraft und Mark in der Zeichnung; die Farben haben eine wohlthuende Sattheit; der Stil Honegger's eine Prägnanz, die sich hier von den Ueberschwenglichkeiten seiner „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts“ meistens freihält. Das Porträt von Alexander von Humboldt, welcher in dem Abschnitt: „Reisen, Entdeckungen und Colonisationen“ den leuchtenden Mittelpunkt bildet, mag den Beweis hierfür übernehmen:

Das wahrhaft Geniale in Humboldt's Natur liegt in der innigen Verschlingung umfassendster Beobachtung und Empirie mit weitgehender, großartig combinirender Speculation; des strengst Wissenschaftlichen und Exacten in Forschung und Darstellung mit lebensfrischer, poetisch warmer Fassung, die sich ebenso gefühlt ausspricht; der ins einzelne und kleinste gehenden Untersuchung mit den höchsten und umfassendsten Problemen — eine Vermählung, die in ihrer Innigkeit und Geistigkeit überraschend den Eindruck eines vollen Ganzen von seltenstem Reichthum macht; er ist großartig erfüllte Harmonie. Alexander von Humboldt repräsentirt die mit scharfsinniger Philosophie verbundene Empirie, wie sein gleich großer Bruder die Verknüpfung tiefsinniger Philosophie mit empirisch-realen Studien, und so ergänzen sich die zwei hohen Gestalten wie die weiten Gebiete ihrer Wissenschaft — sie beide, verschieden und doch ähnlich, sind Sterne erster Größe. Wie in der unendlichen Mannichfaltigkeit der so verschlungenen und doch wieder so differenten Facten, die er beherrscht, die wunderwerthe Tragweite und zugleich die wissenschaftliche Klarheit des Humboldt'schen Geistes zu Tage tritt, so bekundet seine Genialitä sich in folgender Erscheinung: Keines seiner Facten steht vor seinem Geist in unverbundener Isolirtheit; es ist ein stetsfort bestimmtes großes Princip, das sie verknüpft, entweder gefunden oder Humboldt fragt nach ihm; das ist das Philosophische in ihm,

groß schon in den ungelösten Fragen und größer im Suchen als der leere Empirist mit seiner Masse abgerissen todter Facten; er will auch nicht die bloße Empirie (s. die Vorrede seines Werks); denn frühe schon strebte der tief poetisch angehauchte Geist, dessen Auszeichnendes es war, daß er die Erscheinungen in sich klar vollendet abrundete und gewissermaßen plastisch gestaltete, nach einem großen, allgemeinen, innerlich belebt erfaßten Naturbilde. Humboldt hat die bedeutsamsten Probleme theils selber gelöst, theils gestellt, und nicht ohne Interesse wäre es, zu untersuchen, wie viele derselben er überkommen, wie viele er geistig vertieft und durchdrungen, wie viele er selbst aufgegeben. Im selben Momente, da seine eine Hand festhält am empirischen Factum als Haltpunkt, greift die andere nach ebenso wissenschaftlichen als geistreichen Analogien ins Allgemeine. Und wo er sich zu großen Culturanschauungen und Civilisationsplanen erhebt, da entwickelt er neben mathematischer Abwägung und schlagender Berechnung aller Verhältnisse inniges Gefühl und echt humanen Sinn — die wahre Wissenschaft weitet das Herz, und auf der Warte seines geistigen Seins und Wissens blickt er trotz des ironischen Kammerherrnspiels von etwas frivolem Anstrich ruhig und sicher auf die Sophismen und Beschränktheiten kleinlicher Zeiten und Geister. So bricht denn auch da, wo die Größe einer tropischen Naturscene ihn faßt oder wo leise Erinnerungen über sein Herz gehen, das Gefühl in bewegte Worte aus, und die Schilderung nimmt den Charakter innerer Ergriffenheit an, um so beweglicher, je seltener der ernste Wanderer sein individuelles Gefühl Wogen schlagen läßt. So fügen sich ihm die Züge immer zu einem vollkommen abgeschlossenen Kunstwerk, das der lebende Spiegel wird hoher geistiger Ganzheit, frisch wie Meeresluft und reich wie Tropennatur die lebenvollen Striche entrollend. Die Quader seiner mächtigen Bauten aber legt er aus in einer Reihe von Einzelschriften über die speciellen Wissenschaften. Humboldt's prachtvolle Sprache ist klar wie der Geist, bestimmt und gedankenreich, streng wissenschaftlich und doch voll Reiz, ganz von seiner Wesenseigenthümlichkeit getragen, aber nie gesucht, voll, aber nie schwer. Die lichten Perioden schreiten in lebendig wechselnder Wellenbewegung vor und verknüpfen sich in weichen Rundungen; ein vergeistigtes Princip wirft wie im geheimen auf den Ausdruck ein in immer neuer Schöne blühendes Colorit.

Das Register der einzelnen Erfindungen in der Technik und Entdeckungen in der Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten ist mit Fleiß zusammengestellt, macht aber hier und dort doch den Eindruck eines unverarbeiteten Materials. Aus der encyklopädischen Zusammenstellung deutschen Gelehrtenfleißes treten wir erst mit Schleiermacher heraus, dessen vermittelnder Standpunkt in gewohnter Weise, doch mit Schärfe und Prägnanz charakterisirt wird; dem Porträt Schleiermacher's folgen diejenigen von Eichhorn und Creuzer.

Die Darlegung der philosophischen Hauptsysteme eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel geht auf den Kern derselben ein und enthält, so schwierig dies bei einem bereits so vielfach behandelten Thema sein mag, doch manches Neue. Sie ist im ganzen gerecht gegen unsere großen Denker; mit vieler Wärme ist namentlich Fichte charakterisirt. Von Hegel heißt es:

> Hegel's logische Construction ist der umfassendste und stolzeste, aber mislungene Versuch, absolut eine nicht blos weltbezwingende, sondern selber weltschöpferische Begriffsherrschaft herzustellen — Panlogismus. Die sich potenzirende Naturkraft Schelling's vertritt der logische Begriff, das Absolute als Denkthätigkeit ist die Substanz der Welt, das menschliche Denken in seiner höchsten Stufe göttliches, seine Entwickelung durch Negation und Zusammenfassen zu höherer Einheit zugleich Entwickelung der objectiven Bestimmungen der Mächte der Welt — Ontologie.

Gelungen ist im einzelnen namentlich der Nachweis, was Hegel den frühern Systemen Fichte's und Schelling's entlehnt hat, ein Nachweis, der nicht leicht zu führen ist, indem Hegel's Genius eine außerordentliche Assimilationskraft besaß und den Stempel seiner Originalität auch entlehntem Gut aufzudrücken verstand:

> Der logische Begriff, der alle Realität ist, bewegt sich in ähnlicher Weise wie Schelling's sich potenzirende Naturkraft und vertritt dieselbe. Dieser Begriff schlägt von selbst um in sein Gegentheil und kehrt wieder in sich zurück, um von neuem die Expansion zu einer höhern Stufe zu beginnen. Was bei Schelling die Natur, thut hier der Begriff — absoluter Idealismus, Panlogismus. Subject-Object wird der absolute Begriff, und die Entwickelung desselben bis zur concretesten Fülle liegt in der Logik. Diese Stellvertretung selber geht aus Schelling hervor, dem alles Leben actuelles Denken und das Absolute überall eine und dieselbe absolute Vernunft ist.

In Bezug auf Fichte heißt es:

> Die schlechthinige Voraussetzungslosigkeit und Verschmähung aller Erfahrung, das reine Denken und damit der vollendetste Apriorismus, die dialektische Methode: Setzen, Entgegensetzen und Verbinden finden sich alle schon bei Fichte und werden von Hegel durchweg aufgenommen, weiter ausgebildet und durchgreifender applicirt. Hegel ist vollständig überzeugt von der Bedeutung des Genetischen im Erkennen und insofern der treueste Fortsetzer von Fichte's Lehre. Er will keine Unmittelbarkeit im Wissen, wie sie bei Schelling und seiner Schule ins verworrenste Verquicken umgeschlagen hatte, sondern tritt — und das ist sein bestes Verdienst — diesem phantastischen Behaupten gleich von Anfang an mit der ihn auszeichnenden Energie entgegen. Ebenso sehr ist er im Rechte, wenn er der Anmaßung des Ich in dem verflüchtigten Idealismus gegenüber mit Schelling die Berechtigung der Natur festhält.

Die Hegel'sche Methode findet Honegger unzureichend:

> Sie hat mächtig gewirkt, indem sie die logischen Forderungen spannte, aber sich selbst gefällt dadurch, daß sie dieselben überspannte und entwickelnd begreifen wollte, was sich nicht begreifen läßt. Die Methode erzeugt nichts ohne die Erfahrung, das System kann auf keinem Punkte seines Fortschreitens bestehen ohne die Anschauung, es leistet auf keinem, was es behauptet.

Daß Hegel eine neue Auffassung der historischen Wissenschaften begründet hat, gibt Honegger zu; doch meint er, daß erst die linke Seite die ursprüngliche Wahrheit des Systems weitergebildet habe und erst von ihr eine allgemeine Einwirkung von ebenso überraschender Weite als Intensität ausgegangen sei. Wenn er den Stil Hegel's unverständlich, schwer, hart und unschön, die Sprache bald abgerissen, nachlässig, incorrect findet, bald die mehr wuchtigen Ideen schwerfällig in einen Schwall dunkler Worte hüllend, so verdiente der zum Theil berechtigte Tadel doch die einschränkende Ergänzung, daß sich in der Bildlichkeit der Hegel'schen Ausdrucksweise ebenso oft eine schlagende Prägnanz und grandiose Intuition ausprägt, wie sie sonst nur großen Dichtern und Sehern eigen zu sein pflegt.

In dem Abschnitt: „Theater und Musik", ist am ansprechendsten der Dithyrambus auf Beethoven, dessen Richtung übrigens auch ohne die Spielerei geistvoller Reflexionen aus dem Genius des Napoleonischen Zeitalters heraus entwickelt werden konnte.

Die allgemeinen Betrachtungen, mit denen Honegger den Abschnitt: „Schöne Literatur", einleitet, erscheinen uns in vielfacher Hinsicht lückenhaft. Die „Influenzen vom 18. Jahrhundert in der deutschen Literatur" knüpfen nur an die „Allgemeine deutsche Bibliothek",

an Lafontaine und Kotzebue an, erwähnen flüchtig Schiller und Goethe, gedenken aber Wieland's, Herder's, Lessing's, Klopstock's mit keiner Zeile. Honegger spricht von dem „schwachen Fortleben der classisch-Schiller'schen Richtung im Drama", während in die Epoche, die er schildert, zunächst noch die Schiller'schen Meisterwerke fallen. „Fast unerklärlich schnell verliert sich die echte classische Weise, wie Schiller sie vertreten hatte; es geht eine vollständige Umgestaltung vor sich, wie in den Lebensgeschicken der Völker, so in den Lebensanschauungen der Schriftsteller." Honegger erwähnt nur die beiden Collin als Nachahmer Schiller's. Er vergißt ganz Theodor Körner, dessen Dramen auf allen deutschen Bühnen heimisch waren; er vergißt, daß die Schicksalstragödie im wesentlichen an Schiller anknüpft; sagt er doch selbst von Müllner, daß die Sprache stark an Schiller mahne und reich sei an den handgreiflichsten Reminiscenzen an diesen Dichter; er vergißt, daß in Raupach und Auffenberg später wiederum die Nachahmung Schiller'scher Dichtweise auf der Bühne zur Herrschaft kam, wie überhaupt die deutsche höhere Tragödie nur auf den Bretern heimisch wurde, wo sie in das Schiller'sche Fahrwasser einlenkte, während die irrlichtelirenden „Spottgeburten aus Dreck und Feuer", mit denen uns die Shakspearomanen beschenkten, entweder gar nicht auf die Bühne kamen oder nur flüchtig vorübergaukelten.

Die Charakteristik Jean Paul's beginnt mit den Worten:

Jean Paul, gleich unnatürlich gebildet wie naturwidrig combinirend und schreibend, mit verkünsteltem und zugleich verwildertem Stil, einer in Gefühlsschwärmerei ertränkten Natur ohne reale Sinnenbildung, das unorganische Compositum von Schwärmerei und Reflexion mit einem zügellosen Humor, der gleich nah' an die Satire wie an die gläubige Verehrung streift, — Jean Paul ist der angemessene mignon der in halbwahrer Gefühlscultur hindämmernden Frauenwelt und aller weiblichen Gemüther. Starke Nerven stößt er ab, schwache überreizt er.

Wenn Honegger weiterhin von diesem Autor sagt: „Geist und Phantasie schimmern reich, sind es aber keineswegs, sondern eher arm und monoton", so muß man doch gegen dies Urtheil protestiren. Den geistigen Reichthum Jean Paul's haben selbst Schiller und Goethe in ihren „Xenien" zugegeben. Man darf hierbei zweierlei nicht verwechseln. Der Dichter ist nicht reich an Gestaltungskraft; in seinen Werken wiederholen sich dieselben Typen; er selbst hat stets das Bewußtsein, oft die Absicht dieser Wiederholung; aber sein innerer Reichthum an Gedanken und Empfindungen, an Witz und Laune, an tiefer und schwunghafter Welterfassung, an einer, wir möchten sagen expansiven Phantasie, welche mehr für den orientalischen Hymnus als die geschlossene Gestaltenwelt des Romans und Dramas geschaffen ist, sein Reichthum an Detailzügen in idyllischer Kleinmalerei, an feinen Welt- und Menschenbeobachtungen darf durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Die Innigkeit seiner oft dithyrambischen Naturempfindung wird von keinem unserer Lyriker erreicht, am wenigsten von den Landschaftsmalern der Matthisson'schen Schule. Einen solchen subjectiven Geistesreichthum gering zu achten, ist eine starke Verirrung der realistischen Aesthetik; denn auch triviale Talente verstehen die Kunst, sogenannte lebenswahre Menschen zu schaffen, beliebige Thongötzen auf ihrer Töpferscheibe zu bilden; es kommt nur auf das geistige Maß dabei an. Seit den Zeiten der biblischen Propheten hat es aber große Dichtergenien gegeben, deren Gedankenwelt so übergreifend reich war, daß sie für die Gestaltung des äußern Lebens den Sinn verloren. Will man diese großen Gedankendichter verdammen, um die Photographen und Elfenbeinschnitzer des realen Lebens auf den Thron zu setzen? Jean Paul gehört in vieler Hinsicht zu den erstern.

In seiner Beurtheilung der romantischen Schule stimmt Honegger im wesentlichen mit Julian Schmidt und dem Herausgeber d. Bl. überein; die Beleuchtung, in welche er diese Autoren rückt, ist fast noch ungünstiger. Im Widerspruch mit der herrschenden Ansicht stellt er August Wilhelm Schlegel weit über Friedrich Schlegel, der den meisten für den tiefern Geist gilt:

Die beiden Schlegel stellen sich mit mehr Berechtigung, als ihrer Poesie zukommt, wesentlich die Aufgabe, das romantische Princip in der Kritik und durch sie zu fixiren. Beide Vertreter derselben Schule, beide denselben Gebieten zugewendet, fordern sie doch sehr verschiedene Werthung. Friedrich hat wenig Bleibendes geschaffen, schon jetzt ist das meiste von dem, was er schrieb, vergessen; zu früh an weite Aufgaben gegangen, hat er sie unvollendet liegen lassen und hernach meist zerstückt gearbeitet. Anders sein Bruder. Wäre nichts weiter als die dramatischen Vorlesungen, so hat er sich mit ihnen ein bleibendes Denkmal geschaffen. Klarheit und Anmuth zeichnen seine Prosa aus. Friedrich ist ein an den Krankheiten der Schule, an denen August Wilhelm mit leidet, wirklich verkümmerter Geist geworden, das leibhafte Beispiel der sich selbst überschätzenden Unproductivität und weiblich-kokettirenden Sensualität. Er zeigt ebenso viel Zersplitterung in den überall höchst unvollständigen Studien wie Verschwimmen in der Kritik und Poesie. August Wilhelm ist der bei weitem größere Geist, weil überhaupt eine kräftigere, in sich sichere und klare Natur, die deshalb constanter bleibt und immer etwas Classisches wahrt. Es ist wahr, daß er zu Anfang des Jahrhunderts über seine Zeit, die er im Interesse der mittelalterlich katholisirenden Anschauungen herabsetzt, ebenso verkehrte Behauptungen aufstellt wie die andern und einer Vergeistigung der Materie und ihrer Beziehungen zum Menschen nachjagt, die nichts als Magie wird. Aber es sind Gedankenmomente der ebenso gut von Paris als von Wien ausgehenden Strömung, die sein geklärterer Geist wieder überwindet, und schon um die Mitte des Jahrzehnts spricht er sich mit classischer Einsicht, ja mit Bitterkeit gegen die Schlaffheit der träumerischen Poesie seiner Freunde aus, das Bedürfniß einer kräftigern Regung fühlend. Auch Dichter ist Friedrich noch viel weniger als sein Bruder. Die Lyrik der beiden Brüder, die höchstens gemachte Dichter waren, hat etwas Geschraubtes, es ist kaltes Feuer. Aeußere Vollendung: Formvariation, gewandte Technik, bestechende Sprachkunst, das ist alles.

Die Charakteristik Ludwig Tieck's ist herb, aber im ganzen begründet; nur die Parallele mit Jean Paul ist zurückzuweisen:

Man spürt bei Tieck ebenso gut als bei Jean Paul die massenhafte und zerfahrene Jugendlektüre heraus, sowie die verfrühte Anleitung zum Literatenleben und allerlei belletristischem und artistischem Arbeiten. Bei beiden mußte vorweg alles Eingesammelte verbraucht werden; sie haben nie etwas wahrhaft innerlich verarbeitet. Daher die Reminiscenzen aus aller Welt: aus Shakspeare, aus den Spaniern, namentlich aber viel breitgetretener Goethe'scher Abklatsch, alles versetzt mit pantheistischen Verquickungen und nachgemachter Natur. Es geht seinen Gebilden immer die innere Wahrheit ab: das Leben soll Schein, der Schein Leben sein; diese Phantasie treibt mit toller Lust in der „Verkehrten Welt".

Tieck war wie Jean Paul eine subjective Natur, aber ohne die tiefe Innerlichkeit, die Wärme der Ueberzeugung, die Dithyrambik des Naturgefühls. Bei ihm spukt das

Angelesene: Calderon, Shakspeare, Cervantes; für Schiller's Größe hatte er kein Verständniß. Es war eine gewisse belletristische Vornehmheit, welche dies literarhistorische Amalgam, vermischt mit eigenen Phantastereien, als Spielball einer im Spiel sich gefallenden Phantasie benutzte. Doch darf die allerdings erst später eintretende Wendung nicht übersehen werden, welche aus dem Dichter des „Phantasus" einen feinsinnigen, ironisch-satirischen Novellisten machte.

Eine der glänzendsten Charakteristiken ist diejenige, welche Honegger von Châteaubriand gibt. Schon die ersten Seiten enthalten viel Treffendes, geistvoll Combinirtes:

Geboren in St.-Malo, jenem malerischen Fischerstädtchen an der normannischen Küste, wo die wilde Romantik des die Felsenklippen stürmenden Meers großartig aufsteigt — wer mag berechnen, wie viel die jugendliche Phantasie aus diesen Gemälden einer hohen und düstern Majestät sog und treu bewahrte die 47 reichen Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit (1797 — 1844) hindurch! Châteaubriand ist der Sohn der Weite und des Meers geblieben, ein romantischer Geist, der das Verschiedenste mit Liebe umfaßt, immer mit weiten Aussichten, der in Prosa schreibende Dichter der unbegrenzten Phantasie, am glänzendsten, wo seine Melancholie das Ermatten aller menschlichen Gefühle und Kräfte verfolgt (lassitude), der dichtende Geschichtschreiber der Ruinen und des Todes. Gezogen und gebildet ist er durch zwei ganz verschiedene, von seiner reichen Natur mit derselben Liebe umfaßte Momente: weiche häusliche Erinnerungen und unermeßliche Reisen; jene wahren ihm allen Zauber der Jugendfrische, diese beflügeln seine glänzende Einbildungskraft. Auch er ist gleich Madame de Staël aus äußern und innern Gründen dem altfranzösischen Geiste, ja der Nation entfremdet. Amerika hat ihm die großen Naturanschauungen geliefert, die Bekanntschaft mit englischen und deutschen Werken einen ganz veränderten Geschmack beigebracht, der etwas von Ossian hat. Schon jung zeigt sich die unsichere Bestimmungslosigkeit seiner Natur in dem träumenden Hinleben und Herumtasten nach einer Lebensstellung. Es ist, als habe ihn dieses hastige und ziellose Drängen dahin geführt, die halbe Welt zu durchwandern und die andere durchwandern zu wollen. Ebenso früh heben die politischen und religiösen Zweifel an. Man kann ihn, namentlich mit Bezug auf seine ganz oder halb tendenziösen, halb historischen Schriften, den Schriftsteller der Restauration heißen, doch ist er auch hierin freier und mit Entschiedenheit constitutionell und kämpft immer für die Freiheit der Presse. Er anerkennt, wenn auch hier und da mit einer in Geschlecht, Erziehung, Natur, Erinnerung, Eigenthümlichkeit des poetischen Wesens liegenden leichten Klage, die Macht der neuen Ideen und das Ueberlebte der altritterlichen Sitten und der alten Vorurtheile. Er will die neue und alte Zeit versöhnen; diese Tendenz gibt ihm einen Zug, der an Schleiermacher's theologische Haltung erinnert, und macht ihn in der Combination mit jenen Elementen zu einem eigengearteten Product aus neuzeitlichem Verständniß und mittelalterlichen Phantasien; daraus erklärt sich auch die Mischung von Natur und Künstelei im Ausdruck, von Einfachheit und Ziererei im Gefühl, von Wahrheit und Ostentation in den Sympathien, von wunderbarer Anziehung und befremdender Abstoßung im Eindruck auf den Leser.

Auch die Analyse der einzelnen Werke ist eine rühmenswerthe. Nicht minder treffend ist die Charakteristik der Frau von Staël; doch vergebens suchen wir die interessanten biographischen Daten von culturgeschichtlicher Wichtigkeit, welche die Stellung beider Schriftsteller zum ersten Kaiserthum auch äußerlich illustriren; wir erhalten immer nur literarische Kritik mit flüchtigen culturhistorischen Streiflichtern. Dasselbe gilt von den deutschen Schriftstellern, die weiterhin unter die kritische Lupe genommen werden. Müllner's Verdiensten als Dramatiker wird Honegger ganz gerecht, ja er nimmt die Vorzüge des Dichters gegen seine Verkleinerer in Schutz. Doch gehörte nicht blos „Die Schuld", sondern noch mehr die literarische Klopffechterei Müllner's zur signatura temporis. Hoffentlich holt der Autor im nächsten Bande den Bericht über diese literarischen Händel nach; sie treten schon bald nach den Befreiungskriegen in den Vordergrund des Interesses und sind ein wichtiges Symptom als Zeichen geistiger Versumpfung, welche so früh der frischen Strömung jener Kriegszüge folgte.

Wir scheiden von Honegger's geistvollem Werk mit dem Wunsche, der Verfasser möge in den nächsten Bänden das summarische Verfahren, das in den literarisch-kritischen Urtheilen liegt, einschränken und unterbrechen durch die weniger nach Fächern eingeschachtelte Darstellung der culturgeschichtlichen Entwickelung und durch eine größere Fülle thatsächlicher Daten, da gerade oft aus Thatsachen im Leben der einzelnen ein unerwartetes Licht auf die von der Menschheit zurückgelegte Wegstrecke fällt.

Rudolf Gottschall.

Zur deutschen Specialgeschichte.

Geschichte von Nassau, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, auf der Grundlage urkundlicher Quellenforschung. Von F. W. T. Schliephake. Erster bis vierter Halbband. Wiesbaden, Kreidel. 1864—68. Gr. 8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Wenn man die außerordentliche Regsamkeit, welche auf dem Felde der deutschen Geschichtsforschung von Jahr zu Jahr zunimmt, und die bedeutenden Erzeugnisse derselben überschaut, so darf man der Hoffnung sich hingeben, daß das Bild der Vergangenheit unsers Volks bald ungleich richtiger und vollständiger sich werde gewinnen lassen, als es durchschnittlich in den gewöhnlichen Lehrbüchern dargeboten wird. Es wird noch eine Reihe von Jahren verlaufen, ehe man die Materialien so weit zu Tage geschafft und das gehörige Maß von Vorarbeiten fertig gemacht hat, um die Masse des Stoffs und der wissenschaftlichen Ansichten zu einem Ganzen zu verarbeiten. Die allgemeine deutsche Geschichte kann ihre Aufgabe nur mit Hülfe der specialgeschichtlichen Ausführungen, als ihrer unentbehrlichen Voraussetzung, erreichen. In Deutschland ist der geschichtliche Lebenstrieb so mächtig in die Theile und Glieder gedrungen, er hat in diese ein solches Gewicht gelegt, daß jede Vorstellung der Geschichte Deutschlands, welche die Durchforschung der besondern geschichtlichen Kreise und ihrer Eigenthümlichkeit vernachlässigt, eine sehr mangelhafte und dürftige bleiben würde. In das Ganze einzudringen und das Allgemeine zu verstehen, ist allerdings die Hauptsache, wie es auch das höhere Ziel der geschichtlichen Entwickelung ist, daß die in dem bisherigen Entwickelungslauf nur zu sehr zerfahrenen und einander entfremdeten Glieder des deutschen Staatskörpers

zu einem festen, umfassenden und lebensfähigen Organismus sich wieder vereinigen. Nur von der Einsicht in das Ganze aus, das als centralisirende und expandirende Obermacht über den Theilen waltet, kann auch die Bedeutung des Besondern und der wissenschaftliche Werth der Specialgeschichte erkannt werden; und da in der Geschichte, vorzüglich in unserer vaterländischen, Allgemeines und Besonderes sich wechselseits in aller Hinsicht berühren und bedingen, so fordern wir auch für die Auffassung des Besondern, daß sie im Geist und Bewußtsein des allgemeinern geschichtlichen Lebens gehalten werde, damit das einzelne in seinen Zusammenhang als integrirender Theil aufgenommen werde.

Wir leiten mit dieser Bemerkung die Anzeige eines größern geschichtlichen Unternehmens ein, dessen Verfasser selbst in Bezug auf seine Schrift auf jene Wechselbeziehung hinweist. Er sagt:

> Der Geschichtschreiber muß es sich angelegen sein lassen, die Schilderung der Begebenheiten und Zustände in seinem besondern Gebiete auf den Hintergrund der allgemeinen Landes- und Zeitgeschichte aufzutragen, um durch diese Beziehung die eigenthümliche Bedeutung der Sondergeschichte seines Gegenstandes ins Licht zu stellen. Der staatliche, wirthschaftliche und sittliche Entwickelungsgang, in seiner Ausdehnung über ganze Völker, Reiche und Zeitalter, ist für das Entstehen und die Schicksale der einzelnen darin umfangenen geschichtlichen Bildungskreise von nicht minder tief eingreifendem Einflusse, als es alle die theils beschränkenden, theils begünstigenden Naturbedingungen sind, welche sowol in der eigenartigen Beschaffenheit des Landes und des Himmelsstrichs, wie auch in den körperlichen und geistigen Anlagen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner bestehen.

Von Schliephake's „Geschichte von Nassau" sind jetzt zwei Bände herausgekommen. Der erste behandelt einen abgeschlossenen Zeitraum, indem er, von den ältesten Zeiten anfangend, bis zu der Theilung der Grafschaft Nassau im Jahre 1255 führt, durch welche die beiden Hauptäste des nassauischen Grafenstamms, der ältere (nachmals herzogliche) und der jüngere (nachmals oranische und königlich niederländische) sich abgeschieden haben. In diesem Bande werden die ältesten Culturzustände in den später nassauischen Landen zu den Zeiten der Römer und der Frankenherrschaft geschildert, darauf werden die verschiedenen Dynastengeschlechter in jenen Landschaften angeführt und aus deren Zahl vorzugsweise die Herren von Lipporn und Grafen von Laurenburg als Ahnherren der Nassauer hervorgehoben, von denen geschichtliche Spuren bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts und deutlicher seit dem Ende des 11. Jahrhunderts sich verfolgen lassen. Seit dem Jahre 1160 kommt die Benennung: Grafen von Laurenburg in Abgang, und es wird statt deren der Name von der 1100 erbauten Burg Nassau angenommen. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird der genealogische Zusammenhang der Grafen von Nassau sicher und man gewinnt mehr Einsicht in die alten Besitzverhältnisse derselben, worüber der Verfasser mehrere detaillirte Ausführungen gegeben hat. Wir erfahren, daß das Geschlecht, dem die Grafen von Nassau entsprossen sind, ursprünglich in verschiedenen Gauen an beiden Seiten der untern Lahn, am Taunus und Mittelrhein begütert war und mancherlei Rechte besaß, insbesondere, daß es in frühen Zeiten in mehrern zusammenhängenden Gauen auf der rechten Rheinseite, ober- und unterhalb des Einflusses des Main, die Grafengewalt ausübte. Einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielten die Besitzungen desselben in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch Erbschaft und Kauf aus der Grafschaft Arnstein, welche damals sich auflöste, theils in dem Landstrich zwischen Lahn und Rhein, theils über dem Rhein, in der Vogtei Koblenz. Es ist hier nicht der Ort, bei dem Einzelnen zu verweilen; wir bemerken nur, daß der Verfasser das aus Urkunden und sonstigen Quellen geschöpfte Material in allen Stücken seiner Darstellung zu Nutze gemacht hat, und in der Schilderung von Personen und Begebenheiten, in den Nachrichten über die verschiedenen Herrschaften, Stiftungen, Verträge, Lehnsverhältnisse, Schenkungen und anderes in das einzelnste eingeht und seine Schrift mit einer außerordentlichen Fülle von Thatsachen und Aufklärungen ausgestattet hat, die für den Leser dadurch Anziehungskraft hat, daß er alles und jedes durch den ununterbrochenen leitenden Faden der Erzählung in Zusammenhang und Ordnung hält.

Der zweite Band nimmt die nassauische Geschichte auf von der Landestheilung an. Durch diesen Hausvertrag setzten die Brüder Walram und Otto, Söhne des Grafen Heinrich des Reichen, sich auseinander, sodaß jener die Besitzungen links von der Lahn, dieser die rechts von diesem Fluß gelegenen erhielt. Damit beginnt ein neuer Zeitraum für die Geschichte Nassaus, und zwar von großer Ausdehnung, da die Anordnungen jenes Vertrags von 1255 bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nachgewirkt haben. Erst infolge der Gründung des Deutschen Bundes wurde die durch jene Landestheilung gemachte Scheidung wieder aufgehoben, indem damals die Linie Oranien-Nassau aus den alten Stammbesitzungen an der Lahn, Dill und Sieg ausgeschieden ist, jedoch unter Vorbehalt des beiderseitigen Erbrechts der stammverwandten Linien. Ueber diesen ganzen Zeitraum legt der Verfasser erst eine gedrängte Uebersicht vor, um den Leser auf den durch zahllose Zersplitterungen, Erwerbungen, Gemeinschaften, Wiedervereinigungen und Theilungen von Gütern und Herrschaften labyrinthisch verschlungenen Wegen vorläufig zu orientiren. Eine in alle Einzelheiten ausgeführte Aufzählung wird von den Besitzungen der ältern Hauptlinie zur Zeit der ersten Landestheilung gegeben, nämlich von den Herrschaften Wiesbaden, welche von alters her ein Reichslehen der Nassauer gewesen ist, Idstein, Weilburg, der Vogtei des Klostergebiets Bleidenstatt, auch von den mit der jüngern Linie gemeinschaftlichen Hausbesitzungen u. a. m. Verbindet man diese Aufzählung mit dem Antheil an der Grafschaft Nassau, welcher der andern Linie zugefallen war, wohin Dillenburg, Herborn, Siegen, Ginsberg u. a. gehört, und mit den Angaben über die während der folgenden Jahrhunderte an beiden Seiten des Rhein hinzugekommenen Besitzungen, so erhält man ein Bild von der Ausdehnung der durch Erbschaften, Heirathen, Kauf zusammengebrachten Gebiete, zu denen auf seiten der ältern Linie auch die überrheinischen Herrschaften, die Grafschaft Saarbrücken, Saarwerden, die Herrschaften am Donnersberge, Bolanden und Stauf, frühzeitig hinzugekommen sind. *)

*) Die überrheinischen Besitzungen und von den diesseit des Rheins liegenden das Fürstenthum Siegen sind bekanntlich bei der Errichtung des

Unter den Mitgliedern des nassauischen Hauses tritt in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts Graf Adolf, der Sohn Walram's, des Gründers der ältern Hauptlinie, in den Vordergrund. Er wurde am 5. Mai 1292 zum deutschen König erwählt und trug die Krone unter großen Schwierigkeiten, bis er am 2. Juli 1298 gegen seinen Nebenbuhler, den Herzog Albrecht von Oesterreich, den Sohn König Rudolf's des Habsburgers, in der Schlacht bei Göllheim unterlag und den Tod fand. Mit der Lebensbeschreibung des Königs Adolf, welche in allen Hinsichten aufs genaueste ausgeführt wird, tritt der Verfasser aus der nassauischen Specialgeschichte heraus in die allgemeine deutsche Reichsgeschichte jener Zeit. Er schickt eine Schilderung der Lage Deutschlands unter dem König Rudolf, dem Vorgänger Adolf's, voraus, wendet sich dann zu den Verhandlungen über die Wiederbesetzung des nach Rudolf's Tode erledigten Throns, setzt die Aussichten Albrecht's von Oesterreich und seine Bemühungen um die Krone auseinander und gibt eine detaillirte Erzählung aller Vorgänge, welche die Zurücksetzung des Habsburgers und die Erwählung des Grafen von Nassau zur Folge gehabt haben. Dann folgt die Geschichte der ersten Regierungsjahre des Königs Adolf.

Aus der speciellen Darstellung dieses kurzen Zeitabschnitts läßt uns der Verfasser ein deutliches Bild der damaligen heillosen Zustände in Deutschland entnehmen. Wir sehen die Nachwirkungen der tiefen Herabwürdigung des königlichen Ansehens in den Zeiten des großen Interregnums; sowol die Zustände während der ziemlich langen Erledigung des Throns nach Rudolf's Tode, wie die Umtriebe und das Verhandeln der Krone bei der Wiederbesetzung desselben geben davon Zeugniß. Die Hauptübel, an denen das Reich krankte, Zwietracht, Uebergriffe der Großen, Schwäche der königlichen Würde und der das allgemeine Wohl preisgebende Eigennutz der Gewalthaber, waren durch das Walten König Rudolf's durchaus nicht überwunden worden. Rudolf hatte nur eine höchst interessirte Hauspolitik verfolgt; in Krieg und Frieden hatte er hauptsächlich die Gründung und Vermehrung der habsburgischen Hausmacht [illegible]gen; was er im übrigen that, war nicht hinreichen[illegible]em Reiche wieder aufzuhelfen, und freilich war die [illegible] nicht dazu angethan, ein solches Bestreben gelingen zu [illegible]en. Der Verfasser sagt:

> Wenn man die Regierung Rudolf's von Habsburg überblickt, so fällt vorzüglich der Eifer auf, womit er sein Haus zu bereichern bemüht war. Die österreichischen Herzogthümer hat er gewonnen, Schwaben hatte er im Sinn, auf Burgund hatte er bestimmte Absichten und von Ungarn hat er jedenfalls den vordern Theil mit Oesterreich vereinigen wollen. Das Urtheil lastet immer auf Rudolf's Regierung, daß das habsburgische Hausinteresse die Seele seiner ganzen Reichswaltung gewesen ist, dergestalt, daß daneben kein anderes großes Bestreben für das Reich, weder nach innen, noch gegen außen, bedeutsam und thatkräftig hervorgetreten ist. Die äußere Politik dieses Königs ist die Schattenseite seiner Regierung, wie mangelhaft auch die innere gewesen ist. In Bezug auf Italien und Frankreich war bei Rudolf's Tode die Lage nicht besser als 20 Jahre früher, ja sie war insofern verschlimmert, als in den 18 Jahren einer ordnungsmäßig eingesetzten und durch keine Gegenwahl erschütterten Königsherrschaft die alten Uebel fortgedauert und sich eingewurzelt hatten. In diesem Betracht überließ er seinem Nachfolger die Krone in dem schwierigsten Zustande.

Ein Gemälde der äußersten Erniedrigung des sogenannten römischen Königthums enthüllt sich aus den Wahlcapitulationen, welche Graf Adolf mit den angesehensten unter seinen Wählern abgeschlossen hat. Wir sind darüber theils durch längst bekannte, theils durch neu aufgefundene Urkunden aufs genaueste unterrichtet, und in Schliephake's Schrift ist dieser Gegenstand vollständiger als in irgendeinem andern Werke über diesen Abschnitt der deutschen Reichsgeschichte behandelt. Die Krone wurde förmlich verhandelt und der künftige König mußte sich Bedingungen unterwerfen, deren Vollzug zum großen Theil unmöglich erscheint.

Es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden: wer unter den Kurfürsten vorzugsweise Adolf's Erhebung zum König betrieben und herbeigeführt habe. Neuerdings hat Dr. Lorenz in Wien darzuthun gesucht, daß der Erzbischof Gerhard von Mainz (aus dem den nassauischen Grafen verwandten Hause Eppstein) der Urheber der Erwählung Adolf's gewesen sei. Diese Ansicht wird von Schliephake bestritten; er schreibt vielmehr die erste Anregung der Sache dem Erzbischof Siegfried von Köln (aus dem Hause Westerburg, dem Adolf verschwägert war) zu, die weitere Förderung und Durchführung der Wahl aber allerdings dem Erzbischof von Mainz. Für die Schilderung der Umstände, unter denen Adolf die Krone erhielt, macht diese Streitfrage keinen großen Unterschied; immer bleibt es ausgemacht, daß beide, gleich herrschbegierige Prälaten, darin wetteiferten, dem künftigen Könige Versprechungen zu ihrem Vortheil abzudringen und ihm durch maßlose Verbindlichkeiten die Hände zu binden. Unter den weltlichen Kurfürsten war es der König Wenceslaus von Böhmen, dessen Politik damals durch den staatsklugen Propst Bernard von Meißen geleitet wurde, der für die Bewilligung seiner Kurstimme von dem Throncandidaten den größten Preis sich ausbedang. Um ihren herrsch- und habsüchtigen Gelüsten nachzugehen, hatten diese Wahlfürsten ihr Augenmerk auf einen Mann von geringer Hausmacht gerichtet, da sie einen solchen für willfähriger erachteten. Daher entging die Nachfolge dem habsburgischen Hause, zumal da das Haupt desselben, Herzog Albrecht von Oesterreich, nicht eben als freigebig und willfährig bekannt war. Ueber die Wahlverhandlungen mit dem Grafen Adolf sagt der Verfasser:

> Es war ein Feilschen um Vortheile, ein schamloser Raub an den Königsrechten und Königsehren, was den einflußreichsten unter den Wahlherren zur Last fällt, und was uns zeigt, wie wenig gerade diese die hohe Pflicht, die ihnen vermöge ihres Amtes oblag, achteten, wie wenig ihnen am Wohl des Gemeinwesens gelegen war, indem sie den Einfluß, den ihnen die

---

Herzogthums Nassau durch Staatsverträge abgetreten worden. Nassau erhielt bei den damaligen und bei frühern Territorialanordnungen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite, namentlich durch ehemals hessische, pfälzische, kurmainzische und kurtrierische Besitzungen. Auch das Domanialgut wurde für die Abtretungen schadlos gehalten, besonders durch Güter von kirchlichen Stiftern und säcularisirten geistlichen Fürstenthümern. Die nassauischen Fürsten haben die aus alten und neuen Bestandtheilen zusammengesetzten Domanialgüter als Hausbesitzthum angesehen. Geschichtlich angesehen, ist darüber kein Zweifel, daß das Stammgut der Domäne eigentliches Hausgut war. In den deutschen Fürstenthümern hat sich aus der Grundherrlichkeit und andern Rechten im Lauf der Zeiten die Landeshoheit herausgebildet. Geht diese, wie durch den Krieg von 1866 geschehen, verloren, so bleibt doch das Hausvermögen bestehen. Auf letzteres bezieht sich die von der preußischen Regierung dem Herzog von Nassau geleistete Geldentschädigung; mit Unrecht ist dies jener Regierung von einem Theil der Tagespresse, namentlich auf demokratischer Seite, verübelt worden.

Kurwürde gewährte, lediglich zum eigenen Nutzen und zum Schaden ihrer Gegner auszubeuten sich beeiferten.

Der Verfasser geht die Wahlcapitulationen der genannten drei Kurfürsten in allen ihren Artikeln durch. Wir begnügen uns damit, die Hauptpunkte zur Charakterisirung der damaligen Zustände im deutschen Reiche herauszuheben.

Erzbischof Siegfried von Köln, ein unruhiger, kriegerischer, kühner Mann, war unter dem König Rudolf, zu dessen Gegnern in dem Kampfe mit König Ottokar von Böhmen er gehört hatte, in empfindliche Verluste gerathen, und er hatte zuletzt durch den über den limburger Erbfolgestreit ausgebrochenen Krieg mit dem Herzog Johann von Brabant und dessen Verbündeten, durch die Niederlage bei Woringen (wo er mit dem Grafen Adolf, seinem Verbündeten, in die Gefangenschaft des Siegers fiel) die schwersten Einbußen erlitten. Diesen Schaden sollte der neue König ihm wieder gut machen helfen und an seinen Feinden, deren er viele und mächtige zählte, völlige Vergeltung verschaffen. In dieser Absicht suchte Siegfried des Thronbewerbers sich so zu versichern, daß dieser ihm versprechen mußte, die Wahl jedenfalls anzunehmen, gestützt auf die kölnische Kurstimme, sogar dann, wenn andere Kurfürsten nicht beistimmen würden. Der Erzbischof hatte also im Sinne, wenn die andern Wähler sich etwa für den Herzog von Oesterreich erklären würden, diesem den Nassauer entgegenzustellen, was zu Spaltung und Krieg geführt haben würde. Freilich dachte Herzog Albrecht nicht anders, denn auch er würde zu den Waffen gegriffen haben, wenn nur die einzige Kurstimme, auf die er sicher rechnete, nämlich die des rheinischen Pfalzgrafen Ludwig, seines Schwagers, in dem Wahlcollegium auf ihn gefallen wäre. Von den Versprechungen Adolf's an den Erzbischof Siegfried von Köln wollen wir einiges anzeigen. Es sollten dem Erzbischof die Reichsfesten Kochem, Kaiserswerth, Landskrone, Sinzig, Deisburg, Düren mit allen Einkünften, Gerichten, Zöllen u. s. w. übergeben, die von Siegfried an den Grafen von Berg verpfändeten Schlösser Lechenich, Wied, Waldenberg, Rodenberg, Aspel sollten ihm ohne Abtragung des Pfandschillings zurückerstattet werden, auch die Stadt Deutz, das Gericht Essen an ihn übergehen, die Zollprivilegien zu Andernach und Rheinberg sollen erneuert werden, eine Menge Festen, die von seinen feindlichen Nachbarn zerstört waren, soll er wieder aufrichten dürfen, die Stadt Köln, mit der Siegfried lange in Hader gestanden, soll seiner Gewalt gänzlich unterworfen werden und ihm eine von ihm selbst zu bestimmende Geldbuße entrichten. Von dem künftigen König selbst verlangt der Erzbischof 25000 Mark zum Lohn seiner Dienste. Adolf muß versprechen, die Feinde Siegfried's nicht in seinen Rath aufzunehmen, auch nicht ohne Einwilligung des Erzbischofs über das Herzogthum Limburg (das übrigens im Besitz des Herzogs Johann von Brabant war) eine Verfügung zu treffen. Alles muß Adolf mit körperlichem Eide bekräftigen; dazu kam die überaus drückende persönliche Verpflichtung und Garantie des Königs. Die nördliche Hälfte der Grafschaft Nassau, welche Adolf's Vettern von der ottonischen Linie gehörte, und andere Güter werden dem Erzbischof zu Pfand gesetzt. Adolf verpflichtet sich, auf des Erzbischofs Erfordern, mit 50 Rittern zu persönlicher Stellung in der erzbischöflichen Stadt Bonn; er muß sogar die Erklärung geben, daß er, wenn er seinen Zusagen nicht nachkommen oder dafür keine hinreichende Sicherheit geben werde, alsdann thatsächlich seiner königlichen Rechte verlustig gehe und wie zuvor darauf verzichte. Die Erfüllung der von Siegfried gestellten Wahlbedingungen mußte Adolf zu wiederholten malen versprechen, auch die Krönung des Königs zu Aachen, welche der kölnische Erzbischof dem Gebrauch gemäß zu vollziehen hatte, wurde davon abhängig gemacht. Dennoch ging von allem Versprochenen nicht viel in Erfüllung; die spätern Vergleiche zeigen ein beständiges Nachlassen des Erzbischofs von seinen Forderungen, bis es zuletzt dem König gelang, den begehrlichen Prälaten durch Anweisung einer ansehnlichen Geldsumme auf Reichsgüter und Zölle zu befriedigen.

Ueber die Zugeständnisse, welche Adolf dem Erzbischof Gerhard von Mainz machte, bemerkt der Verfasser, daß sie weit tiefer in die Reichsverhältnisse eingriffen, als alles, was zu Gunsten des kölnischen Erzbischofs verheißen war; während nämlich letzteres durchweg die Interessen des Erzstifts anging, haben sich die mainzischen Forderungen zugleich auf die Stellung des Erzbischofs als Erzkanzler des deutschen Reichs bezogen.

Gerhard verlangte die Erneuerung der alten Rechte des mainzischen Erzkanzleramts, er trachtete nach der Vorsteherschaft, nach einem amtlichen Einfluß in der Regierung, mit dem Recht, den dienstthuenden Hofkanzler zu ernennen, und forderte zugleich die dafür ihm gebührenden Einkünfte. Dieser Punkt betraf eine Reform in der Reichsverwaltung, die zugleich der erzbischöflichen Würde zu Mainz ihren Vorrang unter den Reichsgenossen sicherte.

Ueber Gerhard von Mainz, der sechs Jahre später als ein Hauptfeind Adolf's auftrat und im Bunde mit Albrecht von Oesterreich dessen Sturz herbeiführte, bemerkt der Verfasser:

Der kühne, kluge und durchgreifende Priester verstand es vollkommen, für die unter seine Leitung gebrachte Thronbesetzung eine ihm zusagende Lage herbeizuführen und sie durch Verpflichtungen des künftigen Königs auszubeuten. Sein Wille ging dahin, nicht nur seine Herrschaften zu vergrößern, sondern vermittels des Königs das Steuer der Regierung selbst zu führen. An Entschlossenheit und Geschick dafür mangelte es ihm nicht; gern hätte er das Königthum aller selbständigen Bewegung und Ausdehnung beraubt. Aber sein Ehrgeiz verrechnete sich, Adolf gab sich nicht dazu her, das Werkzeug für seine Plane zu werden.

Mit dem König Wenzel II. von Böhmen hatte die nassauische Partei frühzeitig sich zu verständigen gesucht; die Verbindung beider Häuser wurde durch eine Eheberedung zwischen Adolf's Sohn Ruprecht und einer Tochter des Böhmenkönigs befestigt. Die böhmische Politik ging auf Gebietserweiterungen aus; Böhmen, unter der Leitung deutscher Staatsmänner, begann sich wieder zu heben, nachdem Wenzel's Vater, Ottokar, gegen den König Rudolf unterlegen war und nach seinem Fall das Land durch innere Zwiste schwer gelitten hatte. König Rudolf hatte klugerweise des jungen Königs, seines Eidams, sich angenommen, er hatte die böhmische Begehrlichkeit von der österreichischen Seite abgelenkt und gegen Norden und Osten reichliche Befriedigung suchen lassen, um Böhmen für die habsburgischen Interessen zu gewinnen. Mit Albrecht von Oesterreich dagegen gerieth Wenzel, nach

Rudolf's Tode, wegen verschiedener Besitzansprüche in heftige Zerwürfnisse, und es war natürlich, daß er gegen diesen seinen gefährlichen Nachbar einen schützenden Stützpunkt suchte, den er am sichersten in dem deutschen König finden konnte.

Seitdem er auf Adolf's von Nassau Seite getreten war und dessen Sache mit Eifer betrieb, ging sein Bestreben dahin, eine ähnliche Macht Böhmens wiederherzustellen, wie die war, die es durch den Sturz Ottokar's gegen den glücklichen Habsburger eingebüßt hatte. Wir können dieses Trachten, mit Hülfe des neuen Königs eine Rückführung der böhmischen Krone auf den früher eingenommenen Stand zu erlangen, mit dem Bestreben der Erzbischöfe von Mainz und von Köln in Vergleichung bringen. Köln wollte die gegen Rudolf von Habsburg und die gegen Johann von Brabant und dessen Verbündete erlittenen Verluste wieder einbringen, Mainz die Einbuße an Staatseinfluß durch erneute Inkraftsetzung der zurückgegangenen Reichskanzlerschaft wieder gut machen, der Böhme einen Umsturz seiner Uebermacht von 14—16 Jahren her aufheben; alle drei trugen sich mit der Hoffnung, daß die durch sie geförderte Neuwahl die ihnen widerwärtigen Gestaltungen aus der letztverflossenen Regierung aus dem Wege räumen sollte. Die Abmachungen Wenzel's mit Adolf von Nassau beweisen, daß Böhmen seine Absichten gegen Oesterreich im größten Maße aufnahm. König Adolf verpflichtet sich nicht allein dazu, daß er die Rechte und Ansprüche auf österreichische Gebietstheile, welche Wenzel aus frühern Verträgen wegen der Ausstattung seiner Gemahlin herleitete, anerkennen und denselben Geltung verschaffen werde, sondern er stellt sich entschieden und ausschließlich auf die Seite Böhmens.

Wenzel's Absicht ging nämlich dahin, in dem Besitz von Eger sich zu sichern, Meißen und das links der Donau gelegene Stück des Herzogthums Oesterreich zu erlangen; und da der Fall einer Auflehnung des Herzogs Albrecht gegen den König Adolf vorausgesehen wurde, so richtete er sein Augenmerk sogar auf die übrigen österreichischen Gebiete. Das Bündniß zwischen Böhmen und Nassau war für beide Theile vielversprechend; aber es dauerte nicht lange, obschon es anfangs sehr wichtig war, um den neuerwählten König auf den Thron zu heben und in die Gewalt einzusetzen. Nach wenigen Jahren war Wenzel mit dem Herzog Albrecht ausgesöhnt und trat nachher zu Adolf's Widersachern; seine Freundschaft mit Albrecht war freilich auch nur vorübergehend.

Der Raum gestattet uns nicht, die Regierungsgeschichte Adolf's, soweit sie in dem uns vorliegenden Werke geschildert wird, im einzelnen zu verfolgen. Nachdem wir die äußerst abhängige Lage geschildert haben, in welcher der neue König gegenüber den vornehmsten unter seinen Wählern sich befand, wollen wir noch die Thatsache hervorheben, daß trotz jener drückenden Wahlbedingungen, unter deren Last Adolf die Regierung übernahm, er sich doch allmählich in die Macht und das Ansehen seines königlichen Amts zu setzen wußte. Merkwürdig ist der Verlauf der Verhandlungen mit den Erzbischöfen von Mainz und von Köln, durch die es der König dahin brachte, das Scepter aus der Verstrickung der Priesterfürsten loszumachen. Mit Klugheit stützte Adolf sich auf eine große Anzahl Fürsten von mäßiger Macht, die ihm ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen der größern darboten; es waren dies vornehmlich rheinländische und niederländische Fürsten, auch Hessen, welches durch ihn in den Reichsfürstenstand gehoben wurde, und Thüringen. Sein Gegner Albrecht von Oesterreich, wie sehr ihn auch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen auf den Thron gekränkt hatte, war doch genöthigt, noch vor Ablauf des Jahres 1292 dem Könige zu huldigen; der Pfalzgraf Ludwig, Herzog in Oberbaiern, der von allen Kurfürsten am längsten für Albrecht gewesen war, fand es rathsam, nach einigen Jahren dem König sich zu nähern; bald vermählte sich des Pfalzgrafen Sohn, Rudolf, mit einer Tochter König Adolf's. Mit den drei rheinischen Erzbischöfen stand Adolf auf freundlichem Fuße; eine bedrohliche Auflehnung in der Grafschaft Burgund wurde im Keime erstickt, ein offener Aufruhr im Elsaß mit den Waffen energisch erdrückt. So war die Lage in Deutschland, nachdem König Adolf etwa $2^1/_2$ Jahr die Regierung geführt hatte. In der auswärtigen Politik hatte Adolf gegen die Uebergriffe des französischen Königs Philipp, dessen Anmaßungen in deutschen Grenzgebieten König Rudolf nicht gesteuert hatte, einen natürlichen Verbündeten an dem König Eduard von England gewonnen. Ein Krieg mit Frankreich drohte, ohne jedoch zum Ausbruch zu kommen. Inzwischen dachte Adolf daran, sich in seiner Gewalt durch Einziehung von Reichslanden zu verstärken. Im Bündniß mit dem Landgrafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen rüstete er einen Feldzug gegen dessen Söhne. Mit dem thüringisch-meißnischen Kriege tritt ein Wendepunkt in Adolf's Regierung ein. Die Darstellung dieser Begebenheiten haben wir in der Fortsetzung von Schliephake's Werk zu erwarten.

H. A. Oppermann.

Eine neue Uebersetzung Tennyson's.

Alfred Tennyson's ausgewählte Dichtungen. Deutsch von Adolf Strodtmann. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1867. 8. 9 Ngr.

Als wir das letzte mal eine Novität der gekannten hildburghausischen Verlagshandlung in d. Bl. besprachen, war es der Dichtervater Englands, dessen Meisterwerk Hertzberg, wie ein echter Virtuos, geradezu für uns reproducirt hat. Diesmal ist es der neueste Dichterfürst, der poëta laureatus, dessen ausgewählte Dichtungen ein nicht minder gewandter Uebersetzer dem deutschen Publikum zu verdolmetschen unternommen hat. Einige der schönsten, bereits vor Jahren von Freiligrath und dem ebengenannten Hertzberg übersetzt, sind auch dieser Auswahl, welche, wie Strodtmann im Vorwort sagt, „das Beste und Werthvollste unter den kürzern Gedichten Tennyson's vereinigen sollte", einverleibt worden. Daß er dabei die Arbeiten seiner Vorgänger — und zwar solcher Vorgänger — benutzt hat, finden wir ganz in der Ordnung; ob aber „in zu starkem oder zu schwachem Maße", sind wir außer Stande zu entscheiden, da uns die Uebertragungen jener nicht vorliegen.

Das längste und zugleich das neueste in dieser Sammlung enthaltene Gedicht: „Enoch Arden", ist nun, irren wir nicht, bereits viermal ins Deutsche übertragen

worden; obgleich wir aber wenigstens eine dieser Leistungen im Augenblick vor uns haben, so wollen wir uns doch, eingedenk des comparationes sunt odiosae, auf keine Vergleichung einlassen. Es möge genügen, wenn wir von der Strodtmann'schen Uebertragung sagen, daß sie sich wie das Original selbst liest, ohne daß der deutschen Sprache dabei, einige wenige Stellen ausgenommen, irgendwie Gewalt angethan wäre. Wir wollen gleich ein Pröbchen von dieser meisterhaften Uebersetzung hier folgen lassen, damit die Kundigen sich davon überzeugen mögen, daß wir mit unserm Lobe nicht übertreiben: die des Englischen Unkundigen müssen sich freilich mit der einfachen Versicherung begnügen, daß die Uebersetzung ihnen, soweit dies überhaupt möglich, einen vollkommenen Ersatz für das Original bietet und diesem sich in Form und Ausdruck genau, ja fast minutiös, anschmiegt. Bleiben wir gleich beim Anfang stehen:

Long lines of cliff breaking have left a chasm;
And in the chasm are foam and yellow sands;
Beyond, red roofs about a narrow wharf
In cluster; then a moulder'd church; and higher
A longstreet climbs to one tall-tower'd mill,
And high in heaven behind it a gray down
With Danish barrows; and a hazelwood,
By autumn nutters haunted, flourishes
Green in a cuplike hollow of the down.

In langen Klippenreihn blieb eine Kluft;
Und in der Kluft sind Schaum und gelber Sand;
Jenseits viel rothe Dächer, um ein Werft
Geschart; dann ein verfallnes Kirchlein; höher
Zieht eine lange Straße sich hinan
Zur einzigen Mühle hochgethürmtem Bau;
Und fern dahinter eine graue Düne
Mit Hünengräbern; und ein Haselholz,
Im Herbst von Kindern gern geplündert, grünt
In einer becherförmigen Schlucht der Düne.

So, in fast wörtlicher Uebersetzung, ist die Stimmung und der Klang, also Inneres und Aeußeres der Dichtung, deren Seele und Leib, treu wiedergegeben. Diese letztere und jedenfalls wichtigere Treue vermissen wir auch da nicht, wo die wörtliche Treue nicht zu erreichen war. So z. B. bei dem beliebten, zwar kleinen, aber charakteristischen und stimmungsvollen Liede: „Am Meer.“ Hier lautet der englische Text:

Break, break, break
On thy cold gray stones, o Sea! etc.

Dagegen Strodtmann's Verdeutschung:

Schwer, schwer, schwer
Brande zum Ufer, See!
Und ich wollt', ich könnte singen,
Was so mich füllt mit Weh.
O, glücklich der Fischerbursch,
Daß ihm spielende Schwestern nahn!

O, glücklich der Seemannsbub',
Daß er singt in seinem Kahn!
Und die Schiffe segeln fort,
Bis der blinkende Port sich zeigt —
Doch weh um den Druck einer kalten Hand,
Und den Mund, der auf ewig schweigt!

Schwer, schwer, schwer
Brand' um das Riff, o See!
Nie kehrt zurück uns ein todtes Glück —
Weh, weh, weh!

Hier möchten wir freilich die letzte Zeile anders wünschen und müssen auch bemerken, daß uns das „doch weh um den Druck“ u. s. w. in der vorletzten Strophe nicht richtig scheint, da der englische Text: „But o for the touch of a vanish'd hand, and the sound of a voice that is still!“ vielmehr einen Wunsch als eine Klage bedeutet; im ganzen aber kann man sich kaum eine gelungenere Uebertragung denken.

Was die Auswahl als solche betrifft, so halten wir sie für taktvoll und zweckentsprechend, obschon wir nicht billigen können, daß „In memoriam“ ganz ausgeschlossen geblieben ist. Eine Probe daraus würde jedenfalls hier am Platze gewesen sein. Ebenso verhält es sich mit den „Idylls of the King“, aus denen ein Auszug hätte gegeben werden müssen, wären es auch nur die eingelegten Lieder gewesen. Indessen auch so, wie die Auswahl einmal ist, genügt sie vollkommen, dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit dem gefeiertsten Dichter des heutigen England zu vermitteln, dessen Charakteristik der Uebersetzer in seinem Vorwort in wenigen Zeilen treffend zusammenfaßt, wenn er sagt:

Man mag es mit Grund tadeln, daß Tennyson's Productionen der philosophischen Betrachtung, der beschaulichen Weise oft einen zu großen Spielraum gönnen, um den Namen von lyrischen Gedichten zu verdienen: einen blendenden Reichthum der Phantasie, eine meisterhafte Schilderung des Naturlebens, eine selbständige Auffassung und Darstellung der von ihm gewählten Themata, eine intensive Kraft und Glut in der Darstellung weicherer Empfindungen, eine seltene Plastik der Bilder und den melodievollsten Wohllaut der Verse wird ihm niemand abstreiten können, und diese Vorzüge sind wol bedeutend genug, ihm nicht unter den englischen allein, sondern überhaupt unter den Dichtern der Gegenwart einen hohen Rang anzuweisen.

Einen eigenthümlichen Reiz seiner Gedichte findet Strodtmann zwar ganz richtig in der „Doppelnatur des Poeten, dem rastlos nach Lösung trachtenden Widerstreit zwischen seinem romantischen Herzen und seinem aufgeklärten, das Recht der Gegenwart anerkennenden Verstande“; die Hauptsache aber bei ihm bleibt die Form. Seine Diction ist nämlich nicht blos aufs äußerste gefeilt und geschliffen, sondern zeichnet sich auch durch ihre Kraft und anregende Prägnanz aus und erinnert mehr als die irgendeines andern neuern Dichters an die ältern und ältesten Dichter Englands, also auch an Chaucer. Dieser Zauber der Sprache muß freilich in der Uebertragung verloren gehen; so viel sich aber davon erhalten läßt, hat Strodtmann versucht zu erhalten, und der Versuch ist ihm fast durchweg gelungen.

Zwischen Chaucer und Tennyson liegen fünf Jahrhunderte. Ein Vergleich zwischen dem ältesten und dem neuesten „Hofpoeten“ — denn so könnte man auch Chaucer bezeichnen, insofern er, obschon nicht amtlich dazu ernannt (soviel wir wissen, war Spenser der erste poëta laureatus), doch in engster Beziehung zum Hofe stand — müßte sehr anziehend sein; wir wollen uns auf einen solchen nicht einlassen, wie nahe er auch in mehrern Hinsichten liegt; fragen aber möchten wir, ob wol Tennyson nach fünf Jahrhunderten noch so viel Anerkennung finden werde, wie sein großer Vorgänger sie gefunden hat. Und wenn wir das bezweifeln, so hat das seinen Grund darin, daß dem jüngern Dichter die schöpferische Kraft abgeht, welche dem ältern eigen war und ihn Shakspeare so nahe rückte.

Auch seine lyrischen Sachen, seine „Blume und Blatt“, seine „Klage“ und „Legende“, und wie sie sonst noch heißen, hat der Sturm der Zeiten verweht oder doch, was die Menge betrifft, der Vergessenheit anheimgegeben; nur seine eigentliche Schöpfung: die ewig jungen „Canterbury-Erzählungen“, leben fort und werden es stets, weil der schöpferische Hauch des Dichters ihnen Leben eingeflößt hat. Soweit man nach dem, was jetzt von Tennyson vorliegt, urtheilen kann — und man darf wol nun annehmen, daß eine größere Leistung von ihm nicht mehr zu erwarten ist —, wird man ihn zwar stets zu den besten englischen Dichtern zweiten Rangs zählen und wird die Literaturgeschichte sein Andenken zu ehren wissen, die Palme der wahren Unsterblichkeit aber — das Fortleben im Bewußtsein seines Volks, als ein Theil seines geistigen Selbst — scheint ihm nicht beschieden zu sein.*)

David Asher.

*) Bei dieser Gelegenheit bin ich es dem Dichter schuldig, einen Irrthum zu berichtigen, auf dem sich Robert Waldmüller, der Uebersetzer des „Enoch Arden“, in seinem sonst vortrefflichen Artikel über Tennyson in der Aprilnummer des „Salon“ hat betreten lassen, wenn er ihn den Baronetstitel führen läßt. Angeboten ist er ihm zwar worden; der echt demokratisch gesinnte Hofpoet hat ihn aber abgelehnt, und wie Gretchen sagt: „Bin weder Fräulein weder schön“, so darf Tennyson sagen: „Bin weder Ritter (Sir) noch Baronet“; denn bekanntlich ist nicht jeder Sir auch Baronet. Wenn übrigens Robert Waldmüller aus einigen seiner Gedichte auf ein gewisses Selbstbewußtsein Tennyson's zu schließen scheint, so kann ich nach der Mittheilung eines Freundes, der seine persönliche Bekanntschaft gemacht hat, versichern, daß dies durchaus nicht der Fall sei und er vielmehr, nach Art aller Männer von echtem Verdienst, seine Leistungen nur mistrauisch ansieht. Nachdem ihm mein Freund nämlich einige seiner Lieder, die dieser componirt, vorgespielt hatte, äußerte er sich in den bescheidenen Worten, er habe stets an seinen Schöpfungen gezweifelt, nachdem er aber diese Compositionen gehört, freue er sich, etwas Schönes geschaffen zu haben.

Pietistische Naturwissenschaft.

Der Vogel und sein Leben, geschildert von Bernard Altum. Münster, Niemann. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Kein anderes Wesen im Reich der Natur ist so dazu geeignet, uns das Verständniß des thierischen Lebens zugänglich und recht verständlich zu machen wie der Vogel. Eine große Anzahl der hervorragendsten Naturforscher hat gerade ihm ihre größte oder gar ausschließliche Aufmerksamkeit zugewandt. Und erklärlicherweise liegt daher auch kein Feld der Naturforschung so gründlich beackert und mit so tief durchdachten, überzeugenden und befriedigenden Ergebnissen ausgestattet da wie das Leben der Vögel.

Auch der Verfasser des obengenannten Buchs hat die Vogelkunde durch werthvolle Beobachtungen bereichert und trägt als Ornithologe einen geachteten Namen. Sein Unternehmen: „Gedanken über den Werth und die Bedeutung des thierischen Lebens allen, denen das Verständniß des Thiers in seinem Leben von Wichtigkeit sein muß, den Theologen, Philosophen, Naturforschern wie gebildeten Naturfreunden, mitzutheilen“, darf daher von vornherein als berechtigt und beachtenswerth angesehen werden. Der Verfasser nennt sich selbst einen praktischen Fachmann, welcher Decennien hindurch seinen Gegenstand in der freien Natur wissenschaftlich zu beobachten keine Mühe gescheut hat.

Um so mehr wird unsere Aufmerksamkeit aber in Anspruch genommen, als der Verfasser erklärt, er gebe hier den Versuch einer anderweitigen Auffassung und Deutung der Lebenserscheinungen des Vogels (oder der Thiere überhaupt), mit welcher er dem Strome der allgemein geltenden Ansicht schnurstracks entgegenschwimme; er fühle sich zur Veröffentlichung derselben gedrungen, weil diese Deutung des Thierlebens bisher so unverantwortlich vernachlässigt worden.

Diese Auffassung besteht nun aber darin, daß das Thierleben nur von dem teleologischen Standpunkte betrachtet werden darf, von welchem aus der Verfasser in scharfsinniger Weise gegen die anthropomorphistische Auffassung zu Felde zieht, ihr jede reale Grundlage abspricht, das „Animal non agit, sed agitur“ zur vollsten und unbedingten Geltung zu bringen sucht und eine große Anzahl bisher anthropomorphistisch aufgefaßter Thatsachen in seinem Sinne zu erklären sucht.

Immerhin würde eine solche Polemik, mit gründlichem Wissen, scharfsinniger Beobachtung und ehrlicher Gewissenhaftigkeit geführt, selbst dem entschiedensten Gegner, wenn auch kopfschüttelnde Verwunderung, so doch Achtung abnöthigen. Denn ein Mann, der ein unleugbares Verdienst besitzt, der in der Einleitung seines Buchs mit Begeisterung von den Errungenschaften der Naturwissenschaft spricht, „die namentlich in der neuern Zeit bis zu einer kaum zu bewältigenden Größe sich ausgedehnt haben“, der zugleich seinen Gegnern mit ungewöhnlicher Toleranz entgegenzutreten scheint, sollte doch auch wol das Recht haben, in — voraussichtlich — offener und ehrlicher Weise eine ungewöhnliche Ansicht und Ueberzeugung zu verfechten! Doch noch viel früher, als man es ahnt, entpuppt sich dies Buch als eine Tendenzschrift. Es zieht in erster Linie gegen den Volksschriftsteller her, „welcher, unter allen dieses Fachs der populärste, sicher keinem andern in der Gewandtheit der Darstellung sowie in der Fülle und Schärfe der Beobachtung nachsteht, auch seinen Standpunkt keineswegs reflectirend, sondern mit vollem Bewußtsein behauptet, sodaß er sogar nicht selten zu heftigen, mit Hohn und Spott versalzenen Ausfällen gegen Andersdenkende sich veranlaßt gesehen hat“. Dies ist, wie leicht zu errathen, Dr. A. E. Brehm, und diese Schrift ist insbesondere gegen sein kürzlich auch hier besprochenes Buch: „Das Leben der Vögel“, gerichtet. Nicht wegen der zwar versteckten, jedoch dem Eingeweihten hinlänglich verständlichen persönlichen Angriffe gegen den Verfasser des letztgenannten Buchs, sondern wegen der Angriffe, welche diese Schrift gegen den ganzen heutigen Standpunkt der Naturwissenschaft überhaupt wagt, zwingt sie uns zu einer entschiedenen, doch kurzen Abfertigung.

„Wir sind der Ueberzeugung, daß ein zwecksetzendes Wesen nur ein reflectirendes, denkendes Wesen sein kann, und daß hienieden ein solches nur der Mensch ist. Das Thier denkt nicht, reflectirt nicht, setzt nicht selbst Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, so muß ein anderer für dasselbe gedacht haben.“ Hierin liegt klar und bündig die ganze Tendenz der Schrift, und wir würden es wahrlich für überflüssige Mühe erachten, angesichts aller der Thatsachen und herrlichen Erfolge, welche gewissenhafte Beobachtung und Forschung festgestellt, uns

noch mit jemand herumzustreiten, der da behauptet: jedes Geschöpf außer dem Menschen — und, wenn er consequent sein will, dieser wahrlich doch auch — werde beim Schopf genommen und in all seinem Thun und Lassen durch höhere Eingebung unmittelbar dirigirt. Da aber dieser Mann von der „gehaltlosen Sprache der Menge seiner Gegner“ und andererseits von seinen „genauen Kenntnissen“ spricht, die er sich vom „exact wissenschaftlichen Standpunkt aus über das Thier und sein Leben, namentlich durch jahrelang fortgesetzte, eingehende, eigene Forschungen verschafft“, so müssen wir ihm schon den Gefallen thun, seinen Ausführungen gegenüber uns „kleinlicher Nörgeleien“ zu enthalten, dagegen einigen der hauptsächlichsten gebührend entgegenzutreten.

Den Gesang des Vogels nennt der Verfasser „ein berechnetes Moment in dem Kreise der Lebensäußerungen des Vogels, ein unentbehrliches Glied (!) der ganzen Kette, welches nicht von dem Willen und der Lust desselben abhängt, sondern eine Natur- und Lebensnothwendigkeit ist“. Dies sucht er vorzugsweise dadurch zu beweisen, daß „jeder Vogelgesang nur Paarungsruf“ sei. Er führt in ziemlich scharfsinniger Weise aus: wie der Vogel beim Nahen der Paarungszeit zu „studiren“ beginne, wie er zur Begattungszeit am schönsten und lautesten singe, dann aufhöre, vor der zweiten Brut wieder zu singen beginne, wieder aufhöre u. s. w. Insbesondere bewiesen soll das erstere dadurch werden, daß kein fortpflanzungsunfähiger Vogel singe. Ein so erfahrener Beobachter des Vogellebens sollte aber doch z. B. daran gedacht haben, daß sehr alte Vögel im Käfige, die zur Fortpflanzung gar nicht mehr fähig sind, dennoch unaufhörlich jahraus jahrein singen, daß also diese einfache, genugsam bekannte Thatsache alle seine kategorisch hingestellten Sätze als gehaltlos über den Haufen wirft. Die Behauptung: „daß die Jungen späterer Bruten sich unvortheilhaft im Gesang von denen früherer unterscheiden“, als einen sichern Beweis für wankende Hypothesen benutzen zu wollen, ist mehr als gewagt. Daß das zögernde Einüben oder „Studiren“ der Vogellieder im Frühling, das Aufhören des Gesangs während der Erziehung der Jungen und das Neubeginnen beim Anfang einer neuen Brut auch noch andere Erklärungen zulasse als nur den erwachenden, starkgewordenen, erstorbenen und wiedererwachten Geschlechtstrieb, wird Altum, falls er ehrlich sein will, wol zugeben müssen.

Eine recht in die Augen fallende Widerlegung seiner Ansicht, daß der Vogelgesang nur Paarungsruf sei, spricht der Verfasser selbst aus, indem er erwähnt, daß eine Anzahl von Vögeln, wie Haubenlerche, Zaunkönig, Sperling u. a., sobald im Spätherbst oder im Winter sogar die Sonne warm und freundlich scheint, sogleich emsig zu singen beginnen. Daß in diesen wenigen Stunden, ja oft nur Minuten sofort der Fortpflanzungstrieb erweckt werde, kann eben nur eine solche tendenziöse Eingenommenheit behaupten. Auch die Thatsache, daß Sperlinge u. a. im Herbst und Winter oft emsig Strohhalme und anderes Baumaterial in die Nester tragen, hat der Verfasser in seinem tendenziösen Sinn als Aeußerung momentan erwachten Fortpflanzungstriebes gedeutet. In Wahrheit ist es nur das Bestreben, sich einen warmen Zufluchtsort gegen die Kälte zu schaffen.

Im förmlich krampfhaften Haschen nach Beweisen für seine tendenziösen Aufstellungen ist der Verfasser oft zu geradezu lächerlichen Aussprüchen gekommen. In den Erörterungen, wozu dem Vogel, der also weder denkt noch reflectirt, der im Gesange keineswegs subjectiv seine Gefühle, seine Liebe zum Weibchen oder seine Eifersucht gegen den Nebenbuhler äußert, bei dem von Liebe zu den Jungen, Kampfeslust gegen andere Männchen im wirklichen Sinn gar nicht die Rede sein kann — wozu diesem Vogel die dirigirende Macht denn also den Gesang gegeben, sagt er Folgendes: „Da diese Luftthiere sich nicht wie die Säugethiere durch den Geruchssinn wittern können, so müssen sie sich auf andere Art gegenseitig bemerklich machen, und das geschieht durch den Gesang.“ Welche Aufgabe des Vogelgesangs! Nur sich bemerklich zu machen, um sich gegenseitig bis auf die entsprechende Distanz vertreiben zu können!

Welch Testimonium paupertatis stellt dieser Mann seiner Gottheit aus: der Gesang eines Vogels muß den andern aufmerksam machen, damit er ihn vertreibe; dies soll geschehen, damit jeder auf einer ausreichenden Strecke Kerbthiere vertilge; nun, wenn die Gottheit so weise für die Vertilgung der Kerbthiere den Vogelgesang und den Vogelkampf arrangirt hat, dann hätte sie ja doch lieber gar keine Kerbthiere zu erschaffen brauchen! Noch sonderbarer kommt dies Dirigiren der Gottheit zur Geltung in der Bestimmung des Kukuks. Dieser Vogel hat nämlich keine Zeit zum Selbstnisten, weil er immer reisefertig sein muß, um nach jedem von den Raupen befallenen Ort dirigirt zu werden. Warum denn aber Raupen?!

Noch unzählige andere derartige Beispiele könnten wir anführen; nur eins sei uns noch gestattet:

> Die Nachtigall singt, und zwar in gewissem Sinne allerdings Liebeslieder, aber sie selbst hat keine Liebe und wird nicht geliebt, die zum Paare vereinten beiden alten Vögel hängen nicht in beglückender Liebe einander an, das zeigt beim Verlust der Geliebten und dem Einrücken eines neuen Individuums das Verhalten des andern an.

Diese Behauptung wagt ein Mann auszusprechen, der von sich rühmt, er habe in der freien Natur das Thierleben mehr und schärfer studirt als die meisten derjenigen, welche in neuerer Zeit über Thierseele und Thierpsychologie geschrieben. Auch Verfasser dieser Kritik hat von Jugend auf in und mit der Natur gelebt und glaubt sich wol berechtigt, sowol die Behauptung, daß nicht die Gatten der meisten Vogelehen mit bewußter, inniger und treuer Liebe aneinanderhängen, als auch die, daß nicht gar viele Vogelgatten, nach Tödtung des Einen aus dem Paare, längere oder kürzere Zeit in wahrlich nicht abzuleugnender Trauer verharren und jeden nahenden Bewerber abweisen, entschieden zurückzuweisen. Eine große Anzahl von Beispielen, aus der freien Natur wie aus meiner Vogelstube, habe ich mit Gewissenhaftigkeit beobachtet und verzeichnet.

Doch genug von derartigen Inconsequenzen, absichtlichen oder unbewußten Entstellungen des Thatsächlichen. Nur in einer Hinsicht bietet das Buch noch ganz besonderes Interesse, in der nämlich, daß es mit unzähligen

Auch seine lyrischen Sachen, seine „Blume und Blatt“, seine „Klage“ und „Legende“, und wie sie sonst noch heißen, hat der Sturm der Zeiten verweht oder doch, was die Menge betrifft, der Vergessenheit anheimgegeben; nur seine eigentliche Schöpfung: die ewig jungen „Canterbury-Erzählungen“, leben fort und werden es stets, weil der schöpferische Hauch des Dichters ihnen Leben eingeflößt hat. Soweit man nach dem, was jetzt von Tennyson vorliegt, urtheilen kann — und man darf wol nun annehmen, daß eine größere Leistung von ihm nicht mehr zu erwarten ist —, wird man ihn zwar stets zu den besten englischen Dichtern zweiten Rangs zählen und wird die Literaturgeschichte sein Andenken zu ehren wissen, die Palme der wahren Unsterblichkeit aber — das Fortleben im Bewußtsein seines Volks, als ein Theil seines geistigen Selbst — scheint ihm nicht beschieden zu sein.*)

David Asher.

*) Bei dieser Gelegenheit bin ich es dem Dichter schuldig, einen Irrthum zu berichtigen, auf dem sich Robert Waldmüller, der Uebersetzer des „Enoch Arden“, in seinem sonst vortrefflichen Artikel über Tennyson in der Aprilnummer des „Salon“ hat betreten lassen, wenn er ihn den Baronetstitel führen läßt. Angeboten ist er ihm zwar worden; der echt demokratisch gesinnte Hofpoet hat ihn aber abgelehnt, und wie Gretchen sagt: „Bin weder Fräulein weder schön“, so darf Tennyson sagen: „Bin weder Ritter (Sir) noch Baronet“; denn bekanntlich ist nicht jeder Sir auch Baronet. Wenn übrigens Robert Waldmüller aus einigen seiner Gedichte auf ein gewisses Selbstbewußtsein Tennyson's zu schließen scheint, so kann ich nach der Mittheilung eines Freundes, der seine persönliche Bekanntschaft gemacht hat, versichern, daß dies durchaus nicht der Fall sei und er vielmehr, nach Art aller Männer von echtem Verdienst, seine Leistungen nur mistrauisch ansieht. Nachdem ihm mein Freund nämlich einige seiner Lieder, die dieser componirt, vorgespielt hatte, äußerte er sich in den bescheidenen Worten, er habe stets an seinen Schöpfungen gezweifelt, nachdem er aber diese Compositionen gehört, freue er sich, etwas Schönes geschaffen zu haben.

Pietistische Naturwissenschaft.

Der Vogel und sein Leben, geschildert von Bernard Altum. Münster, Niemann. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Kein anderes Wesen im Reich der Natur ist so dazu geeignet, uns das Verständniß des thierischen Lebens zugänglich und recht verständlich zu machen wie der Vogel. Eine große Anzahl der hervorragendsten Naturforscher hat gerade ihm ihre größte oder gar ausschließliche Aufmerksamkeit zugewandt. Und erklärlicherweise liegt daher auch kein Feld der Naturforschung so gründlich beackert und mit so tief durchdachten, überzeugenden und befriedigenden Ergebnissen ausgestattet da wie das Leben der Vögel.

Auch der Verfasser des obengenannten Buchs hat die Vogelkunde durch werthvolle Beobachtungen bereichert und trägt als Ornithologe einen geachteten Namen. Sein Unternehmen: „Gedanken über den Werth und die Bedeutung des thierischen Lebens allen, denen das Verständniß des Thiers in seinem Leben von Wichtigkeit sein muß, den Theologen, Philosophen, Naturforschern wie gebildeten Naturfreunden, mitzutheilen“, darf daher von vornherein als berechtigt und beachtenswerth angesehen werden. Der Verfasser nennt sich selbst einen praktischen Fachmann, welcher Decennien hindurch seinen Gegenstand in der freien Natur wissenschaftlich zu beobachten keine Mühe gescheut hat.

Um so mehr wird unsere Aufmerksamkeit aber in Anspruch genommen, als der Verfasser erklärt, er gebe hier den Versuch einer anderweitigen Auffassung und Deutung der Lebenserscheinungen des Vogels (oder der Thiere überhaupt), mit welcher er dem Strome der allgemein geltenden Ansicht schnurstracks entgegenschwimme; er fühle sich zur Veröffentlichung derselben gedrungen, weil diese Deutung des Thierlebens bisher so unverantwortlich vernachlässigt worden.

Diese Auffassung besteht nun aber darin, daß das Thierleben nur von dem teleologischen Standpunkte betrachtet werden darf, von welchem aus der Verfasser in scharfsinniger Weise gegen die anthropomorphistische Auffassung zu Felde zieht, ihr jede reale Grundlage abspricht, das „Animal non agit, sed agitur“ zur vollsten und unbedingten Geltung zu bringen sucht und eine große Anzahl bisher anthropomorphistisch aufgefaßter Thatsachen in seinem Sinne zu erklären sucht.

Immerhin würde eine solche Polemik, mit gründlichem Wissen, scharfsinniger Beobachtung und ehrlicher Gewissenhaftigkeit geführt, selbst dem entschiedensten Gegner, wenn auch kopfschüttelnde Verwunderung, so doch Achtung abnöthigen. Denn ein Mann, der ein unleugbares Verdienst besitzt, der in der Einleitung seines Buchs mit Begeisterung von den Errungenschaften der Naturwissenschaft spricht, „die namentlich in der neuern Zeit bis zu einer kaum zu bewältigenden Größe sich ausgedehnt haben“, der zugleich seinen Gegnern mit ungewöhnlicher Toleranz entgegenzutreten scheint, sollte doch auch wol das Recht haben, in — voraussichtlich — offener und ehrlicher Weise eine ungewöhnliche Ansicht und Ueberzeugung zu verfechten! Doch noch viel früher, als man es ahnt, entpuppt sich dies Buch als eine Tendenzschrift. Es zieht in erster Linie gegen den Volksschriftsteller her, „welcher, unter allen dieses Fachs der populärste, sicher keinem andern in der Gewandtheit der Darstellung sowie in der Fülle und Schärfe der Beobachtung nachsteht, auch seinen Standpunkt keineswegs reflectirend, sondern mit vollem Bewußtsein behauptet, sodaß er sogar nicht selten zu heftigen, mit Hohn und Spott versalzenen Ausfällen gegen Andersdenkende sich veranlaßt gesehen hat“. Dies ist, wie leicht zu errathen, Dr. A. E. Brehm, und diese Schrift ist insbesondere gegen sein kürzlich auch hier besprochenes Buch: „Das Leben der Vögel“, gerichtet. Nicht wegen der zwar versteckten, jedoch dem Eingeweihten hinlänglich verständlichen persönlichen Angriffe gegen den Verfasser des letztgenannten Buchs, sondern wegen der Angriffe, welche diese Schrift gegen den ganzen heutigen Standpunkt der Naturwissenschaft überhaupt wagt, zwingt sie uns zu einer entschiedenen, doch kurzen Abfertigung.

„Wir sind der Ueberzeugung, daß ein zweckſetzendes Wesen nur ein reflectirendes, denkendes Wesen sein kann, und daß hienieden ein solches nur der Mensch ist. Das Thier denkt nicht, reflectirt nicht, setzt nicht selbst Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, so muß ein anderer für dasselbe gedacht haben.“ Hierin liegt klar und bündig die ganze Tendenz der Schrift, und wir würden es wahrlich für überflüssige Mühe erachten, angesichts aller der Thatsachen und herrlichen Erfolge, welche gewissenhafte Beobachtung und Forschung festgestellt, uns

noch mit jemand herumzustreiten, der da behauptet: jedes Geschöpf außer dem Menschen — und, wenn er consequent sein will, dieser wahrlich doch auch — werde beim Schopf genommen und in all seinem Thun und Lassen durch höhere Eingebung unmittelbar dirigirt. Da aber dieser Mann von der „gehaltlosen Sprache der Menge seiner Gegner" und andererseits von seinen „genauen Kenntnissen" spricht, die er sich vom „exact wissenschaftlichen Standpunkt aus über das Thier und sein Leben, namentlich durch jahrelang fortgesetzte, eingehende, eigene Forschungen verschafft", so müssen wir ihm schon den Gefallen thun, seinen Ausführungen gegenüber uns „kleinlicher Nörgeleien" zu enthalten, dagegen einigen der hauptsächlichsten gebührend entgegenzutreten.

Den Gesang des Vogels nennt der Verfasser „ein berechnetes Moment in dem Kreise der Lebensäußerungen des Vogels, ein unentbehrliches Glied (!) der ganzen Kette, welches nicht von dem Willen und der Lust desselben abhängt, sondern eine Natur- und Lebensnothwendigkeit ist". Dies sucht er vorzugsweise dadurch zu beweisen, daß „jeder Vogelgesang nur Paarungsruf" sei. Er führt in ziemlich scharfsinniger Weise aus: wie der Vogel beim Nahen der Paarungszeit zu „studiren" beginne, wie er zur Begattungszeit am schönsten und lautesten singe, dann aufhöre, vor der zweiten Brut wieder zu singen beginne, wieder aufhöre u. s. w. Insbesondere bewiesen soll das erstere dadurch werden, daß kein fortpflanzungsunfähiger Vogel singe. Ein so erfahrener Beobachter des Vogellebens sollte aber doch z. B. daran gedacht haben, daß sehr alte Vögel im Käfige, die zur Fortpflanzung gar nicht mehr fähig sind, dennoch unaufhörlich jahraus jahrein fingen, daß also diese einfache, genugsam bekannte Thatsache alle seine kategorisch hingestellten Sätze als gehaltlos über den Haufen wirft. Die Behauptung: „daß die Jungen späterer Bruten sich unvortheilhaft im Gesang von denen früherer unterscheiden", als einen sichern Beweis für wankende Hypothesen benutzen zu wollen, ist mehr als gewagt. Daß das zögernde Einüben oder „Studiren" der Vogellieder im Frühling, das Aufhören des Gesangs während der Erziehung der Jungen und das Neubeginnen beim Anfang einer neuen Brut auch noch andere Erklärungen zulasse als nur den erwachenden, starkgewordenen, erstorbenen und wiedererwachten Geschlechtstrieb, wird Altum, falls er ehrlich sein will, wol zugeben müssen.

Eine recht in die Augen fallende Widerlegung seiner Ansicht, daß der Vogelgesang nur Paarungsruf sei, spricht der Verfasser selbst aus, indem er erwähnt, daß eine Anzahl von Vögeln, wie Haubenlerche, Zaunkönig, Sperling u. a., sobald im Spätherbst oder im Winter sogar die Sonne warm und freundlich scheint, sogleich emsig zu singen beginnen. Daß in diesen wenigen Stunden, ja oft nur Minuten sofort der Fortpflanzungstrieb erweckt werde, kann eben nur eine solche tendenziöse Eingenommenheit behaupten. Auch die Thatsache, daß Sperlinge u. a. im Herbst und Winter oft emsig Strohhalme und anderes Baumaterial in die Nester tragen, hat der Verfasser in seinem tendenziösen Sinn als Aeußerung momentan erwachten Fortpflanzungstriebes gedeutet. In Wahrheit ist es nur das Bestreben, sich einen warmen Zufluchtsort gegen die Kälte zu schaffen.

Im förmlich krampfhaften Haschen nach Beweisen für seine tendenziösen Aufstellungen ist der Verfasser oft zu geradezu lächerlichen Aussprüchen gekommen. In den Erörterungen, wozu dem Vogel, der also weder denkt noch reflectirt, der im Gesange keineswegs subjectiv seine Gefühle, seine Liebe zum Weibchen oder seine Eifersucht gegen den Nebenbuhler äußert, bei dem von Liebe zu den Jungen, Kampfeslust gegen andere Männchen im wirklichen Sinn gar nicht die Rede sein kann — wozu diesem Vogel die dirigirende Macht denn also den Gesang gegeben, sagt er Folgendes: „Da diese Luftthiere sich nicht wie die Säugethiere durch den Geruchssinn wittern können, so müssen sie sich auf andere Art gegenseitig bemerklich machen, und das geschieht durch den Gesang." Welche Aufgabe des Vogelgesangs! Nur sich bemerklich zu machen, um sich gegenseitig bis auf die entsprechende Distanz vertreiben zu können!

Welch Testimonium paupertatis stellt dieser Mann seiner Gottheit aus: der Gesang eines Vogels muß den andern aufmerksam machen, damit er ihn vertreibe; dies soll geschehen, damit jeder auf einer ausreichenden Strecke Kerbthiere vertilge; nun, wenn die Gottheit so weise für die Vertilgung der Kerbthiere den Vogelgesang und den Vogelkampf arrangirt hat, dann hätte sie ja doch lieber gar keine Kerbthiere zu erschaffen brauchen! Noch sonderbarer kommt dies Dirigiren der Gottheit zur Geltung in der Bestimmung des Kukuks. Dieser Vogel hat nämlich keine Zeit zum Selbstnisten, weil er immer reisefertig sein muß, um nach jedem von den Raupen befallenen Ort dirigirt zu werden. Warum denn aber Raupen?!

Noch unzählige andere derartige Beispiele könnten wir anführen; nur eins sei uns noch gestattet:

> Die Nachtigall singt, und zwar in gewissem Sinne allerdings Liebeslieder, aber sie selbst hat keine Liebe und wird nicht geliebt, die zum Paare vereinten beiden alten Vögel hängen nicht in beglückender Liebe einander an, das zeigt beim Verlust der Geliebten und dem Einrücken eines neuen Individuums das Verhalten des andern an.

Diese Behauptung wagt ein Mann auszusprechen, der von sich rühmt, er habe in der freien Natur das Thierleben mehr und schärfer studirt als die meisten derjenigen, welche in neuerer Zeit über Thierseele und Thierpsychologie geschrieben. Auch Verfasser dieser Kritik hat von Jugend auf in und mit der Natur gelebt und glaubt sich wol berechtigt, sowol die Behauptung, daß nicht die Gatten der meisten Vogelehen mit bewußter, inniger und treuer Liebe aneinanderhängen, als auch die, daß nicht gar viele Vogelgatten, nach Tödtung des Einen aus dem Paare, längere oder kürzere Zeit in wahrlich nicht abzuleugnender Trauer verharren und jeden nahenden Bewerber abweisen, entschieden zurückzuweisen. Eine große Anzahl von Beispielen, aus der freien Natur wie aus meiner Vogelstube, habe ich mit Gewissenhaftigkeit beobachtet und verzeichnet.

Doch genug von derartigen Inconsequenzen, absichtlichen oder unbewußten Entstellungen des Thatsächlichen. Nur in einer Hinsicht bietet das Buch noch ganz besonderes Interesse, in der nämlich, daß es mit unzähligen

Aufstellungen seltsamerweise Darwin's Lehren auf das wirksamste bekräftigt und veranschaulicht.

Wenn wir nun aber für dies Buch einen viel weitern Raum in Anspruch genommen, als demselben eigentlich zukommen würde, so sei uns noch ein Hinweis, gleichsam als Entschuldigung, gestattet. Wer aufmerksam liest, muß bald zu der Ueberzeugung kommen, daß es sich hier weder um eine Bereicherung der Wissenschaft noch um die Auskämpfung eines persönlichen Straußes handelt. Man wird vielmehr zu der Annahme gedrängt: hier habe sich eine finstere Macht eines klaren, scharfsinnigen Kopfes bedient, um in anscheinend wissenschaftlicher Weise an ihrer ärgsten Gegnerin, der Naturwissenschaft, einmal jenen finster-zelotischen Ausspruch: Die Wissenschaft muß umkehren! zur Geltung zu bringen.

Karl Ruß.

Feuilleton.

Moderne Dichter.

In dem Feuilleton der wiener „Presse" bringt ein neuauftauchender Kritiker Georg Wickram unter dieser Ueberschrift eine Philippika gegen die moderne Dichtung und gegen unsere „Blätter für literarische Unterhaltung", die als ein glänzendes Beispiel literarischen Windmühlenkampfes für die Leser d. Bl. nicht ohne Interesse ist und aus der wir daher die entscheidende Hauptstelle mittheilen, nicht blos aus chevaleresker Rücksicht, um unsere Gegner zu Worte kommen zu lassen und ihnen behülflich zu sein, sich die literarischen Sporen zu verdienen, sondern auch, weil wir an diese oder jene Aeußerung eine erläuternde Bemerkung zu knüpfen haben.

Nach einer kurzen Einleitung über das Wort „modern" fährt Wickram fort: „Nirgends hören wir häufiger vom Modernen reden, als in der literarischen und Theaterkritik. Moderne Stoffe, moderne Behandlung, moderne Anschauung, moderne Empfindung, moderner Geschmack schwirren uns da unaufhörlich um die Ohren, und kein Gott und kein Teufel sagt klipp und klar, was wir uns dabei zu denken haben. Die heftigsten Gegner, Julian Schmidt und Rudolf Gottschall, Laube und Gutzkow, Hinz und Kunz reiten dasselbe Steckenpferd und sind dabei untereinander und mit sich selbst uneins. Jetzt meint man in Charles Dickens das moderne Ideal Schmidt's erfaßt zu haben, gleich darauf stellt er seinem producirenden Freunde Freytag zu Liebe den Zeiger um ein paar Jahrhunderte zurück. Gutzkow jammert, daß auf unsern gelehrten Schulen die Jugend noch immer mit den Lyrikern und Epikern des vorigen Jahrhunderts anstatt mit der classischen Prosa der «Ritter vom Geist» genährt wird. Für Laube ist modern, was er im Burgtheater aufführte, oder aufführen wollte, die ordinärste französische Posse und die «Ruth» der Frau von Binzer, und was er nicht gab, dem fehlte eben der moderne Geist. Gottschall perhorrescirt die französischen Stücke, welche den nach französischen Mustern zusammengeschweißten deutschen Dramen den Markt verderben. Und all die andern Unsterblichen, welche in den Pausen des Zeugens zur Erholung ein wenig kritisiren, alle rufen einhellig: «Raum für das Moderne! Was hängt ihr doch so am Alten? Habt ihr nicht Mosen und die Propheten, Mosenberg und Rodenthal, Gottstein und Silberschall und die kleinen Propheten Puttdix und Benelitz, Birchtey und Tempelpfeiffer?» Sich selbst läßt ein jeder in dem Verzeichniß aus, sicher, daß die andern bei Gelegenheit erkenntlich sein werden. Und bei so viel übertriebener Bescheidenheit thut es einem ordentlich wohl, wenn ein flotter Bursch resolut dazwischenspringt und ohne Umschweif schreit: «Larifari, ich bin der wahre Kerl, ich Hans Malz, und alles übrige ist Plunder!»

„So wäre denn das ganze Gerede von «modern» im Grunde nichts weiter als Selbstreclame? Fast scheint es so. Aber es scheint auch nur. Unverkennbar bildet sich eine Liebhaberei immer mehr aus, welcher die Kunst nur dann schön ist, wenn sie — neu aussieht. Wie der Antiquar selten an der Schönheit selbst Freude hat, sondern an dem Rost und Staub und Schimmel, so verlangt der Modenarr von dem Kunstwerk, daß es noch blank, noch feucht sei, noch nach dem Firnis rieche, und bald wird ihm alles Neue schön. Wir haben Musikkritiker, die nur mit Ueberwindung noch gelten lassen, was vor Gounod und Offenbach war, und in einer Schriftstellerversammlung soll — noch glauben wir, daß die Aeußerung ganz entstellt referirt worden ist — mit Jubel «constatirt» worden sein, daß es mit dem «Classikerschwindel» zu Ende sei. Nun läßt man jedem gern seine Liebhaberei; aber die Alterthümler der gekennzeichneten Art sind harmlose Geschöpfe, welche andere Leute in Ruhe lassen, wie sie selbst in Ruhe gelassen zu werden wünschen, während die Neuthümler ihre verballhornte Aesthetik aller Welt aufnöthigen möchten. Am unleidlichsten werden dabei, das liegt in der Natur der Sache, die Dichter oder die sich dafür halten: die literarischen Trabanten der neuen Mozarts, Rafaele u. s. w. bewundern wenigstens andere, die Poeten nur sich selbst. Der eitelste Schauspieler — und diese Genossenschaft steht in dem Ruf, in der Selbstschätzung etwas Erkleckliches zu leisten — fühlt sich geschmeichelt, wenn man ihn den Garrick seiner Zeit nennt; der bildende Künstler, sei er auch noch so hochmüthig, leugnet nicht, daß die Werke seiner Vorgänger für ihn ein Lehrbuch bleiben, das niemals auszustudiren ist; der Publicist oder Kritiker, dünkt er sich noch so groß, hat doch aufrichtigen Respect vor einem Gentz und Görres, vor einem Lessing und Tieck u. s. w., die Poeten («mit ehrenvollen Ausnahmen») geberden sich, als thäte die Welt ihnen das schreiendste Unrecht, wenn sie neben ihnen noch von den Verstorbenen redet, die ja doch nur ihre Vorläufer waren. Da zählen die Richard Wagner nach Dutzenden.

„Wer glaubt, das sei Uebertreibung, und nicht Gelegenheit hat, offene Bekenntnisse solcher Beneidenswerthen zu hören, der braucht nur den Moniteur dieser Schule zur Hand zu nehmen, die «Blätter für literarische Unterhaltung», deren Tendenz seit Marggraff's Tod gemeinschädlich genannt werden müßte, wenn in der Gegenwart noch Literaturzeitungen den Einfluß von einst besäßen. In jenen Blättern und deren Beiwagen, dem literarischen Theil von «Unsere Zeit», herrscht nicht allein ein Grad von — sagen wir Wohlwollen gegen alles Zeitgenössische, der ebenso verkehrt und noch verderblicher ist als das unbedingte Preisen vergangener Zeiten, sondern eine förmliche Wuth gegen die Literatur der Vergangenheit. Der Redacteur, Herr Gottschall, denuncirt förmlich als Hochverräther alle, die sich erlauben, an den Werken unserer zweiten classischen Periode mehr Geschmack zu finden als an der jeweiligen Jahresernte, die Beschäftigung mit jenen für lohnender zu halten. Da wird ein förmlicher literarischer Socialismus gepredigt, ein viel radicalerer als von den fortgeschrittensten Jüngern Lassalle's. Wenn Gottschall Minister der schönen Künste im Norddeutschen Bunde würde — und auf die Creirung einer derartigen Stelle dringt er schon seit langen Jahren, so müßte der Staat den Dichtern nicht blos den «Absatz» garantiren, sondern auch die Bewunderung, und Shakspeare würde mit Schimpf und Schande von den Bretern gejagt."

Die Leser d. Bl. wissen sehr gut, was sie von diesen Declamationen zu halten haben; sie wissen, wie oft und mit welcher Wärme von dem Herausgeber unsere Classiker, namentlich Schiller, gegen ungerechtfertigte Angriffe vertheidigt worden sind, welche bedeutende Bruchtheile der Zeitschrift den literarhistorischen, ästhetischen und kritischen Schriften gewidmet sind, die sich mit unsern Classikern beschäftigen, wie das reiche Gebiet der Shakspeare-Literatur, alle Uebersetzungen, Commentare, Analysen, eine umfassende und eingehende Besprechung, wenn auch

von unabhängigen Gesichtspunkten aus findet; sie wissen ferner, daß bei allem Wohlwollen gegen die Production der Gegenwart, das man von einer Zeitschrift erwarten darf, welche sich eines fördernden Einflusses auf die Entwickelung unserer Nationalliteratur befleißigt, die Kritik an die Werke hervorragender Zeitgenossen strenge ästhetische Maßstäbe anlegt, die von leerer Lobhudelei himmelweit entfernt sind. Die Rodomontaden Georg Wickram's bedürfen daher für unsere Leser keiner Widerlegung. Und daß sich die Zahl unserer Leser und Abonnenten von Jahr zu Jahr so beträchtlich vermehrt, zeugt für die Zustimmung, die wir in immer weitern Kreisen finden. Wir haben offenbar einen Jünger der kritischen Reitkunst vor uns, der noch nicht sattelfest ist und eines gewaltsamen Anlaufs bedarf, um sich in den Bügel zu schwingen, selbst auf die Gefahr hin, darüber hinauszufahren und auf der andern Seite wieder auf die Erde zu fallen. Gärender Most aus jenem Kreise kritischer Kraftnaturen, wie sie hin und wieder in Wien aufzutauchen pflegen; fanatische Vitzliputzli-Priester, die um ihren Götzen burleske Tänze aufführen, während sie ihren Opfern mit dem stumpfen Messer in den Eingeweiden herumwühlen!

Ueber die Sache selbst werden unsere Leser ebenso wenig in Zweifel sein. Wir haben das „Moderne“ nie als das blos Neue, noch weniger als das Modische betrachtet, sondern wie Wickram am Anfang andeutet, als den Gegensatz zu dem Romantischen und Antiken; wir haben als unsere Fahne aufgesteckt: die moderne, vom Geiste des Jahrhunderts getragene und nach künstlerischen Zielen strebende Dichtkunst; wir haben als Dilettantismus alles verurtheilt, was nicht aus dem Geiste der Zeit herausgedichtet ist, aber nicht weniger alles, was diesem Geiste huldigt, doch in platter Hingebung ohne künstlerischen Adel und Schwung. Wir haben die Genugthuung, die wahrhaft productiven Kräfte und hervorragenden Schriftsteller der Gegenwart, wie Wickram selbst zugibt, auf unserer Seite zu sehen; er hätte einem Laube, Freytag und Gutzkow noch einen Hebbel zugesellen können, der im Vorwort zur „Maria Magdalena“ sich über die Aufgabe der Poesie, das Zeitgemäße zu erfassen — natürlich nicht im Sinne des Zeitungsblattes, was auch nicht entfernt unsere Ansicht ist —, ganz ähnlich ausspricht. Alle unsere hervorragenden Lyriker: Heine, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Freiligrath u. a. sind modern in diesem Sinn. Wer steht aber auf seiner Seite? Einige vergilbte Perrüken der Literatur, einige romantische Loreleis, die keinen Kahn mehr zum Scheitern bringen, und dann die unproductiven Köpfe, welche sich für ihre geistige Kärrnerarbeit ein eigenthümliches Piedestal zurechtzimmern und mit einigen bengalischen Flammen beleuchten.

Wickram spricht schließlich die Ansicht aus, daß den Dichtern, welche jetzt den Markt beherrschen, nicht einmal so viel Nachruhm zu verbürgen sei wie einem Müllner, Houwald und Theodor Hell, einem van der Velde, Weißflog und Raupach. Mit dem Verbürgen des Nachruhms, der sich nicht auf Bestellung arbeiten läßt, hat es überhaupt seine Schwierigkeiten. Welchen Nachruhm hätten Manso und die Gegner der „Xenien“ den Sudelköchen in Jena und Weimar verbürgt? Man ist über Manso zur Tagesordnung übergegangen, man wird auch über Georg Wickram, sofern das nöthig sein sollte, dazu übergehen.

Bibliographie.

Ahrens, H., Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques. 6me édition. 2 vol. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Arnold, F., Poetische Schriften. 1ster bis 4ter Bd. Leipzig, Leiner. 8. à 15 Ngr.

Arnold, Y. v., Franz Liszt's Oratorium: „Die Legende von der heiligen Elisabeth“ und die neue Musikrichtung im Allgemeinen. Ein offener Brief an die Herren Dr. Osk. Paul u. Ed. Bernsdorf. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 6 Ngr.

August, O., Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bardenklänge aus Deutschlands Wehmuthsschachtel. Genial-komisch-hyperbolische Poesien. 2te Aufl. Berlin, Conrad. 16. 7½ Ngr.

Baussnern, G. v., Der ungarisch-oesterreichische Dualismus und die Aufgabe der modernen Demokratie. Politische und socialdemokratisch-pädagogische Studie. Hermannstadt, Filtsch. Gr. 8. 12 Ngr.

Beskow, B. v., Die Gesundheit der Seele. In deutscher Uebersetzung von E. Prätorius. Frankfurt a. M., Boselli. 16. 10 Ngr.

Beyer, C., Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekannten Aktenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückert's. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Bonath, C. A., Das heilige römische Reich deutscher Nation. Osterburg, Doeger. Gr. 8. 10 Ngr.

Lucretia Borgia, die fürstliche Giftmischerin oder die Geheimnisse von Rom. Historischer Roman aus der Zeit Papst Alexander's VI. Aus dem Englischen von H. J. Köppen. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Köppen. 8. à 3 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der blaue Cavalier. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Card, P. M. R. de, Hieronymus Savonarola und das Lutherdenkmal in Worms. Aus dem Französischen. Berlin, Jansen. 8. 7½ Ngr.

Diehl, L., Ballenheim. Culturhistorische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Dorer-Egloff, E., Gedichte. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 24 Ngr.

Ebeling, F. W., Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben. Leipzig, Wartig. 8. 25 Ngr.

Ebers, G., Aegypten und die Bücher Mose's. Sachlicher Commentar zu den aegyptischen Stellen in Genesis und Exodus. 1ster Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Finnland und die evangelisch-lutherische Kirche. Ein Hülferuf von einem deutschen Lutheraner. Berlin, Heinicke. 8. 3 Ngr.

Frank, P. J., Siebenbürgens hervorragende Bestimmung als Industrie-Land. Hermannstadt, Frank u. Dreßnandt. Gr. 8. 25 Ngr.

Heerklotz, D., Reise und Aufenthalt in Niederländisch-Ostindien. Oederan, Schlesinger. Lex.-8. 8 Ngr.

Hiltl, G., Das Geheimniß des Fürstenhauses. Historischer Roman. 2 Thle. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Höcker, G., Ein schöner Dämon. Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, J. L., Der päbstliche Nuntius in Berlin. Eine Streitschrift. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kaiserstadt an der Donau. Wiener Photographien. Zürich, Woerl. Br. 8. 1 Thlr.

Knoblich, A., Leben und Werke des Malers Michael, Lucas Leopold Willmann, 1629—1706. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens. Breslau, Goerlich u. Coch. 4. 15 Ngr.

Köhler, J. A. E., Die Geschichte der Oberlausitz vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart bearbeitet. Görlitz, Wollmann. Lex.-8. 25 Ngr.

Krah, C. W., Die Irr- und Scheinlehren der evangelischen Kirche und mein römisch-katholisches Glaubensbekenntniß. Düsseldorf, Mischel. Gr. 8. 15 Ngr.

Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitten. 4ter Bd. Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. 1ste Lief. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 7½ Ngr.

Laube, H., Dramatische Werke. 11ter Bd. — A. u. d. T.: Böse Zungen. Schauspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Müller, M., Ein mißverstandener Theologe und ein dunkler Punkt im Protestantenverein. Protestantische Lichtfunken. Manheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Ossian's Finnghal. Episches Gedicht, aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von A. Ebrard. Nebst einem Anhang: Ueber Alter und Echtheit von Ossian's Gedichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Gegenüber der großen Zahl von Manuscripten jeder Art, die mir zur Durchsicht, Beurtheilung und oft auch zur Vermittelung des Verlags übersendet werden, sehe ich mich genöthigt, mit bestem Dank für das mir geschenkte Vertrauen, zu erklären, daß ich gänzlich außer Stande bin, diesen Wünschen nachzukommen, indem meine Zeit, durch zwei Redactionen und die Lektüre der im Druck erschienenen und zur Besprechung eingesandten Werke sehr in Anspruch genommen, mir nicht erlaubt, mich noch mit handschriftlichen Productionen zu beschäftigen, am wenigsten aber geschäftliche Vermittelungen zu übernehmen. Ich bitte daher zu entschuldigen, wenn Manuscripte, die nicht zur Benutzung in den von mir herausgegebenen Zeitschriften eingehen, unberücksichtigt zurückgesandt werden.

Leipzig, den 29. August 1868.

Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 10. September 1868.

Friedrich Hebbel als Kritiker.

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Zehnter bis zwölfter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Die Gesammtausgabe der Hebbel'schen Schriften liegt jetzt vollendet vor uns; die drei letzten Bände enthalten ästhetische, dramaturgische, kritische Aufsätze und sind ganz geeignet, das Bild des Dichters nach dieser Seite hin zu ergänzen. Die kritische Thätigkeit Hebbel's ist bei Lebzeiten des Autors wenig in den Vordergrund getreten, schon deshalb weil er die Mehrzahl seiner Kritiken anonym erscheinen ließ und in den verschiedensten Blättern, wie die „Illustrirte Zeitung", die augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Europa" u. a. Wir verwerfen die kritische Anonymität auf das entschiedenste, weil in ihr eine unerlaubte Deckung liegt für jedes an andern Dichtern ausgeübte Attentat. Während man ihnen hinterrücks aus dem Dickicht der kritischen Wälder das Lebenslicht ausbläst, läßt man sie vollkommen im Dunkeln, woher die kritische Kugel kommt. Es gibt der Beispiele genug, daß derartige anonyme Kritiker die von ihnen insgeheim gemeuchelten Autoren mit schweifwedelnder Liebenswürdigkeit um günstige Urtheile über ihre eigenen Schriften bitten. Oft freilich bringt es die äußere Einrichtung der Zeitungen und Journale mit sich, daß die Kritiken anonym erscheinen und den Kritiker selbst trifft dabei keine Schuld. Wir wünschten aber, daß die Anonymität möglichst aus der Literatur verschwinde, wenigstens aus der Kritik. Jeder trete ein für sein Urtheil und trage auch die unangenehmen Folgen scharfer kritischer Aeußerungen.

In der Sammlung der literarischen Reliquien ist man im ganzen zu pietätvoll, und das möchten wir auch dem Herausgeber der Hebbel'schen Schriften zum Vorwurf machen. Die von Tag zu Tag lebende Journalistik gehört einmal nicht ins Pantheon; der Augenblick hat sein Recht, und auch die bessern Kräfte wissen, daß, was sie dem Cultus des Tages widmen, nicht auf die Unsterblichkeit berechnet ist. Wir finden unter den Kritiken der „Literaturbriefe" manches nichtssagende Wort über höchst unbedeutende Schriften, flüchtige Journaletiketten, die in den Makulaturkorb wandern mußten und keine Aufbewahrung verdienten. Den Schriftstellern selbst geschieht damit ein schlechter Dienst, wenn man alle ihre Gedankenspäne in falschverstandener Pietät zusammensucht, als wenn es lauter geistige Diamantsplitter wären.

Die vorliegenden kritischen Skizzen genügen nicht, um Hebbel zu unsern hervorragenden Kritikern, Aesthetikern und Dramaturgen rechnen zu können. Vor allem fehlt ihm zu einem Kritiker die Unbefangenheit eines Urtheils, welches sich liebevoll in die einzelnen Erscheinungen zu versenken vermag. Die volle Schwere und Wucht seines originellen aber einseitigen Talents lastet auf seinen Kritiken. Für das Unbedeutende, das nur eine verwandte Fiber in ihm berührt, ist er ein warmer Anwalt, während das Bedeutende, welches seiner Natur nicht sympathisch ist, von ihm verächtlich beiseitegeschoben wird. Dieser Mangel hängt allerdings mit dem Vorzuge einer scharf ausgeprägten Individualität zusammen, beeinträchtigt aber das Verdienst des Kritikers, der für die verschiedenartigsten Richtungen des poetischen Schaffens einen aufgeschlossenen Sinn und ein vorurtheilsfreies Verständniß besitzen muß. Hierzu kommt, daß Hebbel als Kritiker sich in einer verhängnißvollen Abhängigkeit von den Theorien der Romantiker befindet, wie er auch schon als Dichter namentlich in den gänzlich verfehlten Productionen, wie „Diamant" und „Rubin", sich als einen Schüler Tieck's bekundete. Wir werden dies Abhängigkeitsverhältniß an mehrern Punkten, besonders in der Beurtheilung Schiller's klar aufdecken.

Dagegen gereicht es dem Autor zur Ehre, daß sein kritisches Denken und dichterisches Schaffen aus einem Guß war, und daß er auf beiden Gebieten mit gleichem Ernst der Ueberzeugung die höchsten Ziele der Kunst ins Auge faßte. Dies ernste Ringen merkt man auch seiner Darstellungsweise an; es fehlt ihr Leichtigkeit, Klarheit

und Grazie; sie wälzt oft Felsblöcke, wo sie nur Steine zu schleudern brauchte. Dafür zeigt sie eine kräftig arbeitende Muskulatur, und die athletischen Gesten, selbst wo sie überflüssig sind, geben ihr ein imponirendes Air. Paradoxe, oft schlagende, oft nur blendende Bilder liebt er in Vers und Prosa; bisweilen geben sie den Gedanken eine überzeugende Prägnanz, bisweilen dem Stil einen forcirten Beigeschmack. Auch in der Kritik hat Hebbel etwas Reckenhaftes und schwingt öfter den Baldung, als daß er das kritische Secirmesser führte.

Der Kern seiner kritischen Thätigkeit ist die Dramaturgie. Die große Mehrzahl der gesammelten Aufsätze behandelt dramatische Productionen, und auch wo die allgemeine „Theorie der Kunst" dargestellt wird, handelt es sich in der Regel nur um eine „Theorie des Dramas". Diese ist wiederum eine Advocatur der dichterischen Praxis des Autors und sucht für die dramatischen Gemälde desselben eine möglichst hochgeschraubte Staffelei zu gewinnen. So gleich in dem ersten Aufsatz: „Mein Wort über das Drama", in welchem er die Frage aufwirft, ob das Drama social, historisch oder philosophisch sein soll, und dann, nach der Charakteristik dieser Richtungen, noch ein viertes für möglich erklärt, das sie alle in sich vereinigt und das ebendeshalb keine einzelne entschieden hervortreten läßt: ein Drama, das er als das Ziel seiner eigenen Bestrebungen hinstellt. Er nennt ein Drama social, wenn es in die Gegenwart hineingreift, historisch, wenn es sich nach der Vergangenheit zurückwendet, und philosophisch, wenn es sich um keine von beiden bekümmert. Wie nun aber das vierte Drama beschaffen sein soll, das gleichzeitig die beiden Glieder eines disjunctiven Schlusses und seine Negation in sich vereinigt; das gleichzeitig in die Gegenwart hineingreift, sich nach der Vergangenheit zurückwendet, und sich doch um keine von beiden bekümmert: das ist schwer zu sagen; wir gerathen hier in logische Ungeheuerlichkeiten, deren Tendenz doch offenbar ist, dem Hebbel'schen Drama ein aus den Dramen aller Zeiten gebildetes Piedestal für seine eigene, alles überragende Erhöhung unterzuschieben.

Weit bedeutender und überhaupt der bedeutendste von Hebbel's kunsttheoretischen Aufsätzen ist das Vorwort zu „Maria Magdalena", welches das Programm der Hebbel'schen Dramatik in kühnen Umrissen entwirft. Die Aufgabe des Dramas stellt er hier im Lapidarstil wie folgt fest:

Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, d. h. das höchste, das epochemachende -- denn es gibt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein subjectiv-individuelles, die sich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charaktere zum ganzen Stück, die dasselbe aber so lange, bis ein alles umfassender Geist erscheint, vertreten, und wenn dieser ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in seine Stelle rücken —, das Drama ist nur dann möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht, es ist daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine solche Zeit selbst ein Product aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will.

Wir sehen hier gleich, daß er das „Moderne" im höchsten Sinne erfaßt und ebenso dem Drama eine in diesem Sinne reformatorische Tendenz geben will. Unser Jahrhundert erscheint ihm als der Anfang einer neuen Zeit, in welcher das menschliche Bewußtsein sich erweitere und wieder „einen Ring zersprengen will". Wir befinden uns in einer Uebergangsepoche, deren Schwankungen und Spaltungen aber weder unnatürlich noch gefährlich sind:

denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußern Haken, an dem sie bisjetzt zum Theil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Dies ist, nach meiner Ueberzeugung, der welthistorische Proceß, der in unsern Tagen vor sich geht; die Philosophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zersetzend und auflösend, vorbereitet, und die dramatische Kunst, vorausgesetzt daß sie überhaupt noch irgendetwas soll — denn der bisherige Kreis ist durchlaufen und Duplicate sind vom Ueberfluß und passen nicht in den Haushalt der Literatur — soll ihn beendigen helfen, sie soll, wie es in einer ähnlichen Krisis Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes, die nicht von ungefähr und etwa blos, weil das Schicksal es mit dem Theater der Athener besonders wohl meinte, so kurz hintereinander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinanderflutend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit, in welcher alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüberstehen wird wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee, erzeugen. Damit ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann, und da ein Erdbeben sich nicht anders darstellen läßt, als durch das Zusammenstürzen der Kirchen und Häuser und die ungebändigt hereindringenden Fluten des Meers.

Die dramatische Kunst hat, nach Hebbel's Ansicht, nicht historische oder andere Anekdoten in Scene zu setzen, nicht einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzunehmen, sondern nur wo ein Problem vorliegt, hat die Kunst etwas zu schaffen, wo ihr „das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich im Geist des Dichters das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet". Das ist das Programm Hebbel's und der beste Schlüssel zur Beurtheilung seiner eigenen Werke. Keinesfalls fällt die Aufgabe aus der Kunst heraus; denn Hebbel verlangt ja, daß das Problem nicht als eine äußerliche Tendenz über dem Kunstwerk schwebe, sondern in den künstlerischen Organismus hineingearbeitet sei. Dennoch ist diese Fassung eine durchaus einseitige. Shakspeare war kein Problemdichter in diesem Sinn, und auch die moderne Zeit verlangt nicht, daß das Problem in ausschließlicher Weise zur Seele der dramatischen Kunst gemacht werde. Die Hebbel'schen Dramen beweisen, welche Gefahren eine nach dieser Theorie sich gestaltende Praxis mit sich bringt. Nicht blos das Bedenkliche und Bedenklichste, das in voller realer Gegenwart uns vorgeführt wird, während die Correctur doch blos als ein ideales Postulat darüber in den Lüften schwebt, nicht blos das Vorwiegen des pathologischen Factors in

einer geist- und thatlähmenden Breite ist mit dieser Theorie gesetzt; auch ist die Gefahr unvermeidlich, daß der Dichter in visionärer Ueberreizung dort Probleme sucht, wo in Wahrheit keine vorhanden sind, oder Conflicte, deren Charakter ganz anderer Art ist, zu Problemen zuspitzt. Es gibt bekanntlich im Schachspiel Schachproblemdichter, deren Kunst darin besteht, aus einer gefundenen Aufstellung der Figuren in einer bestimmten Zahl von Zügen ein nothwendiges Matt hervorgehen zu lassen. Es gehört dazu ohne Frage viel Scharfsinn, der überraschende Combinationen beherrscht. Dennoch wird das Problem nur durch die anfängliche Stellung der Figuren ermöglicht. Aehnlich ist es mit der dramatischen Problemdichtung; der Dichter löst oft ein Räthsel, das er selbst nur aufgibt. Wir ziehen eine lebendig gespielte Schachpartie einer fein ersonnenen Schachaufgabe vor, und so ergeht es uns auch mit den Schachpartien Shakspeare's und Schiller's gegenüber den Schachproblemen Hebbel's. Was Hebbel weiterhin über die echte Zeitgemäßheit spricht, welche die dramatische Poesie bewähren soll, was er gegen die ausgangs- und gehaltlosen deutschen Kaiserhistorien, gegen das Inspiritussetzen der Hohenstaufenbandwürmer sagt: das hat seine vollkommenste Berechtigung. Ueber das bürgerliche Trauerspiel sagt er, es sei in Deutschland in Miscredit gerathen und hauptsächlich durch zwei Uebelstände:

Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen innern, ihm allein eigenen Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wol gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial, und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tag mit größerer Bereitwilligkeit wie sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln; dafür haben sich aber die resp. Armenvorsteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatische Kunst. Dann auch dadurch, daß unsere Poeten, wenn sie sich einmal zum Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht blos ein Mensch sein dürfe, um ein Schicksal, und unter Umständen ein ungeheueres Schicksal haben zu können, die gemeinen Menschen, mit denen sie sich in solchen verlorenen Stunden befaßten, immer erst durch schöne Reden, die sie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorstreckten, adeln, oder auch durch stöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunkt in der Welt hinabdrücken zu müssen glaubten.

Er verurtheilt also gleichmäßig die Iffland'schen Dramen wie Schiller's „Cabale und Liebe", in welchen der noch immer berechtigte Conflict der Stände einen stets die Gemüther mächtig ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Das ist wiederum eine schroffe Einseitigkeit. Hebbel hat die dumpfe Gedrücktheit und Beschränktheit kleinbürgerlicher Lebenssphären in seiner „Maria Magdalena" allerdings mit Meisterschaft dargestellt, und in dieser stimmungsvollen Beleuchtung, in diesem Grundton von rührender Lebenswahrheit liegt ein Hauptverdienst des Stücks. Nur das Duell gehört in eine andere Lebenssphäre und ist nicht geeignet, hier als tragisches Motiv verwandt zu werden. Was aber übrigens die Handlungsweise der Heldin betrifft, so ist sie über ein „Hätte sie" und „Wäre sie" so wenig hinaus, daß das Grundmotiv ihrer Hingebung aller innern Nothwendigkeit entbehrt und nur aus einem auf die Spitze getriebenen Raffinement hervorgeht. Der Problemdichter wird uns nachweisen, daß gerade dies die schärfste Fassung des Problems ist, daß bei solcher Stellung der Figuren das eclatanteste Matt herauskommt. Doch mit diesem Scharfsinn idealer Combinationen richtet er eben den Charakter als solchen zu Grunde, indem er ihm unsere Theilnahme entzieht. „Alle Wirkung geht von den Motiven aus", sagt Hebbel selbst in der Kritik des Massinger'schen „Duke of Milan", den er zu Gunsten seines damals im Entstehen begriffenen Dramas: „Herodes und Mariamne", kritisch zerfasert, oder vielmehr aus dessen Eingeweiden er als Vogelschauer das Horoskop für sein eigenes Werk herausliest; doch aus kleinlichen und niedrigen Motiven kann nie eine tragische Wirkung hervorgehen.

Sehr viel und eingehend beschäftigt sich Hebbel mit Schiller; wir finden eine höchst umfangreiche Analyse des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, einen Aufsatz über das Werk von Boas: „Schiller und Goethe im Xenienkampf", und in fast allen andern Kritiken zahlreiche kritische Plänkeleien gegen unsern großen Dramatiker. Das Verhältniß Hebbel's zu Schiller würden wir als ein sehr eigenthümliches bezeichnen müssen, wenn es nicht seine Vorgänger hätte. Ganz so standen Tieck und die Schlegel zu Schiller; sie machten seiner allgemein anerkannten Dichtergröße einige Complimente, zerpflückten aber seine Werke im einzelnen, daß auch nichts Haltbares und Werthvolles übrigbleibt. Die empörende Aeußerung Ludwig Tieck's, welcher unsern größten Dramatiker einen „spanischen Seneca" nannte, klingt uns immer in die Ohren, wenn wir Hebbel über Schiller sprechen hören. Wir erfahren zunächst, was oft genug wiederholt wurde, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zusammenging, sondern weit auseinanderfiel. Es tritt natürlich nicht überall so schneidend hervor, wie bei den „Künstlern", einem Product, das schon seiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schiller's gründliche Erkenntniß der Kunst sein muß als eine über allen Zweifel erhabene künstlerische That; es verleugnet sich jedoch fast nirgends ganz und gibt seinen Compositionen, den dramatischen sowol wie den lyrischen, im ganzen und im einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rousseau'schen, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweist.

Mit diesem Urtheil hätte Hebbel um so vorsichtiger sein müssen, als es auf den Schützen zurückprallt. Weiterhin heißt es:

Dem Deutschen müssen vermöge der Grundzüge seines Nationalcharakters Schiller's Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbestimmt-Verschwimmende, das eins sein und doch daneben etwas anderes scheinen will, und darum ist Schiller, der ihm nie etwas ganz Exclusives, etwas durchaus nur Poetisches bietet, sein Lieblingsdichter. Es entsteht hier die interessante Frage, ob ein dichterisches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit seines Volks, für das es schafft, seine eigene Eigenthümlichkeit, aus der und mit

der es schafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will sie unentschieden auf sich beruhen lassen, aber so viel ist klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem andern die Quelle seiner Kraft selbst verstopfen und sich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatischer Dichter statt seiner bekannten Vorliebe einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenwesen gehabt und hinreichendes Gestaltungsvermögen besessen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oekonomie seiner Stücke entstanden wäre, zu decken: was würde seiner Nation gegenüber die Folge davon gewesen sein? So gewiß er dann vor dem höchsten Forum der Aesthetik ganz anders bestehen würde wie jetzt, ebenso gewiß würde er drei Viertheile seines großen Publikums verloren haben; denn der Deutsche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Dramas nicht eine Art von höherm Alphabet erblicken, aus dem er sich das Lösungswort selbst zusammensetzen soll; ihm ist eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, sogleich eine räthselhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet sich herausnimmt, die Kunst befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyrischen ebenso; ein Bild ohne Unterschrift ist ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deshalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philosophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies sich nur als echter Deutscher, wenn er in den „Künstlern“ so lange, bis das „Lied von der Glocke“ kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt sicher nicht an Leuten, welche mit Rücksicht auf dieses zweifellos feststehende Factum geneigt sind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umstände dahin zu beantworten, daß das Individuum sich unbedingt in den Nationalcharakter schicken müsse. Diese mögen jedoch, ehe sie sprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publikum gibt, ein im Raum beisammenlebendes und ein in der Zeit aufeinanderfolgendes, und daß sich zwischen beiden im Lauf der Jahrhunderte sogar das numerische Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in seinen Absichten äußerst faßlich und fand Tausende von Lesern; Heinrich Kleist war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern und der Verfasser des „Kohlhaas“ hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publikum, wie der Verfasser des „Mimili“ jemals gehabt hat.

Der langen Rede kurzer Sinn ist doch nur, daß Schiller vor dem höchsten Forum der Aesthetik nicht besteht, weil es ihm an Gestaltungsvermögen fehlt, weil er diesen Mangel durch Sentenzenwesen deckt, daß er aber damit einer nationalen Neigung der Deutschen entgegenkam und deshalb Lieblingsdichter der Nation wurde, während seine Chancen für die Zukunft ungünstige sind und er alle Aussicht hat, von Heinrich von Kleist in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wir haben dieser vornehmen Aesthetik, so oft wir ihr begegnet sind — und wir begegnen ihr bei dem ganzen Schweif, den die romantische Schule nach sich zieht —, auf die Finger geklopft. Wenn uns zugemuthet wird, das Gestaltungsvermögen Kleist's oder Hebbel's für größer zu halten als dasjenige Schiller's, so setzen wir uns gegen solche Zumuthung, die nur aus einer einseitigen oder verkehrten Auffassung der dramatischen Charaktere hervorgeht, auf das entschiedenste zur Wehr. Den nachtwandelnden „Prinzen von Homburg“ und das somnambule „Käthchen von Heilbronn“, den Grafen Bertram und den Juden, der den Diamanten verschluckt, alles mehr oder weniger Ausgeburten einer krankhaften oder spielerischen Phantasie, — mit Schiller'schen Gestalten, einem König Philipp, einem Leicester und Mortimer in Eine Linie setzen zu wollen, halten wir für eine Absurdität, die, wenn sie zum Dogma würde, die Entwickelung unserer dramatischen Literatur auf den Standpunkt der Stürmer und Dränger zurückschrauben müßte. Mit Recht faßt unser bedeutendster Aesthetiker, Friedrich Vischer, die Aufgabe der neuen dramatischen Dichtung in das Wort: Shakspeare's Stil, geläutert durch wahre freie Aneignung des Antiken; um diesen Punkt oscillire die neuere dramatische Poesie der Deutschen. Gervinus sagt ebenso mit Recht, daß Schiller's Charaktere in einer Mitte zwischen der typischen Art der Alten und der individuellen des Shakspeare stehe, während Vischer allerdings meint, die Schiller'sche Charakterwelt sei mehr antik sentenziös. Wir sind mit Gervinus der Ansicht, daß Schiller von allen neuen Dramatikern der von Vischer formulirten Aufgabe am nächsten gekommen sei, daß die gegen ihn auftretende Reaction wieder von dem Ziele ablenkt, indem sie in einen shakspearisirenden Naturalismus zurückfällt, ohne das unnachahmliche Genie des Briten und die Größe seiner Weltanschauung zu besitzen.

Schiller's Charaktere sind schärfer gezeichnet, als es dem oberflächlichen Anblick erscheint, da der gleichmäßige Adel der Diction, eine schon von Aristoteles in dem ἡδυσμενος λογος aufgestellte Forderung dramatischer Kunst, darüber zu täuschen vermag; sie haben vor allem den innern Einheitspunkt, ohne den es keinen wahren dramatischen Charakter gibt. Ueberladung mit Detailzügen schafft noch keine Charaktere, und Ueberladung mit Absonderlichkeiten und Verrücktheiten schafft Caricaturen. Was das vielgetadelte Sentenzenwesen betrifft, so möge man, ganz abgesehen von den antiken Mustern, erst noch den Beweis führen, daß Schiller sentenzenreicher ist als Shakspeare, was keineswegs der Fall ist. Es ist nur eine Stileigenthümlichkeit Schiller's, daß die Sentenz bei ihm in der mehr logischen Form der Antithese erscheint und so schärfer hervortritt, während sie bei Shakspeare in der bildlichen Einkleidung einen phantasievollern, freiern Eindruck macht. Der Dichter aber hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, den geistigen Inhalt der Erscheinungen, der dramatischen Situationen in unvergänglichen Formen auszusprechen. Wenn dies im gewöhnlichen Leben nicht geschieht, so ist die Kunst hier keineswegs an die platte Nachahmung der platten Wirklichkeit gebunden. Die Größe der großen Dichter, eines Aeschylus und Sophokles, Shakspeare und Schiller, besteht gerade in dem unmeßbaren Gedankenreichthum, der aus ihren Werken in den Sprach- und Gedankenschatz der Nationen überging. Jeder allgemeine Gedanke aber, in welchem der Dramatiker, wie Hegel mit Recht verlangt, „sein Pathos explicirt“, wird mehr oder weniger die Form der Sentenz annehmen. Die Declamation gegen das Sentenzenwesen geht daher aus einseitiger dramaturgischer Theorie hervor und ist in der Regel nur eine oratio pro domo der Geistesarmuth. Uns erscheint die maßvolle, prägnant gefaßte Sentenz im Drama bei weitem berechtigter und künstlerischer als die aufgedonnerte Kraftphrase, mit welcher die Titanen des Naturalismus ihre dramatischen Brühen würzen.

Die Ungunst, mit welcher Hebbel unsern größten Dramatiker betrachtet, zeigt sich auch in der Kritik der einzelnen Stücke:

Jetzt geräth Schiller über die Geschichte der Jungfrau von Orleans und begeistert sich für sie. Mir ist es immer unerklärlich gewesen, wie er sich diesem Gegenstand gewachsen

glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird niemand bestreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein psychologisches werden mußte, und daß es eben darum über Schiller's Kreis hinausging, läßt sich ebenso wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über sich selbst reflectiren, sie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geschlossenen Augen ihre Bahn vollenden und sogar mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen, der sich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das französische Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Processes ersehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerlaßlich, und Schiller mußte selbst wissen, daß er ihr diese nicht einzuhauchen vermochte. Seine Heldin schwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebaren setzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und sie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt ist, auf dem aber keine Weintrauben wachsen. Körner meint nichtsdestoweniger, der Dichter habe sich diesmal selbst übertroffen, und auch Goethe erklärt die „Jungfrau" für sein bestes Werk.

Wir legen auf das Urtheil Körner's und Goethe's bei weitem mehr Gewicht als auf dasjenige Hebbel's, der mit solchem Hochmuth auf das Schiller'sche Werk herabsieht. Wir möchten diese naive, nach den Proceßacten aufgefaßte Jungfrau wol als Heldin eines Dramas sehen! Eine Somnambule nach Kleist'schen Vorbildern, oder eine Hexe wie sie Shakspeare im ersten Theil von „Heinrich VI." geschildert hat! Die Jungfrau Schiller's ist eine echt tragische Heldin gerade durch den innern Bruch und Conflict, der in sie hineinverlegt ist; die Anlage der Tragödie mit ihrer großartigen Peripetie ist meisterhaft. Daß Hebbel hiervon keinen Begriff hatte, zeigt zur Genüge sein „Demetrius", in welchem alle großen dramatischen Züge halb verlöscht sind in musivischer Genrearbeit, und der dem Schiller'schen Fragment gegenüber zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit verblaßt. Die Kritik der „Braut von Messina", welche ein namhafter Aesthetiker wie Weiße für Schiller's vorzüglichstes Drama hält, darf man eher unterschreiben; dagegen lautet das Urtheil über „Wallenstein" und „Tell", das wir aus einer Kritik der Wienbarg'schen „Dramatiker der Jetztzeit" mittheilen, wie folgt:

Schiller's „Wallenstein" ist trotz seiner Breite doch bloßes Charakterbild, der Dreißigjährige Krieg guckt nur hin und wieder, nur dann, wenn dem Herzog die Sentenzen ausgehen und wenn Max und Thekla von ihrer Liebe ausruhen, schüchtern hervor. Das Stück hat, mit aller Achtung gegen den großen Todten, dem ich nicht am Lorberbaum zu pflücken gedenke, sei es gesagt, bei der Aufführung etwas Lächerliches: ein Gewitter, während dessen zwei Turteltauben sich schnäbeln. „Wilhelm Tell" ist schon anders, Bertha und Rudenz sind bescheidener und halten ihre Seufzer, Thränen und Ahnungen besser zu Rathe; doch die dargestellten Verhältnisse sind zufällige, die sich unter ähnlichen Verhältnissen überall wiederholen, und man kann danach germanische Natur, wenn man auch die Schweiz als Mitrepräsentantin derselben gelten lassen will, nicht beurtheilen, sowenig wie einen Menschen nach dem Porträt, das während seiner Krankheit entstand; auch kann ich den Anblick der Kraft, die äußere Fesseln bricht, nicht so erbaulich finden wie manche; warum ließ sie sich welche anlegen? Kleist's „Hermannsschlacht" und sein „Prinz von Homburg" führen uns, die zu weit zurück, jene zu weit vorwärts. Uhland wählte die historischen Momente besser wie Kleist, er behandelte sie würdiger und größer wie Schiller. Schon darum steht er im Vorgrund.

Man traut hier kaum seinen Augen, wenn man liest, daß Uhland die historischen Momente würdiger und größer als Schiller behandelt habe; ganz abgesehen von einer Kritik, welche die größten Dramen des Dichters wie Schülerexercitien mit vornehmem Lächeln beiseiteschiebt. Freilich, es gibt nichts so Verkehrtes, was nicht von dieser aparten Kritik behauptet würde, die einen Trumpf dareinsetzt, im Bewußtsein ihrer directen olympischen Herkunft der allgemeinen Meinung ins Gesicht zu schlagen. Die Nation hat die Uhland'schen Dramen mit vollem Recht abgelehnt, weil ihnen aller dramatische Nerv und alles dramatische Leben fehlt; sie verhalten sich zu den Schiller'schen wie durchs Fenster durchgezeichnete Bilder zu den farbenreichsten großartigsten Gemälden.

Die Geringschätzung Schiller's ist, wie gesagt, ein Erbe der romantischen Schule. Einem scharf ausgeprägten Talent, das nach der entgegengesetzten Seite gravitirt, darf man solche Einseitigkeiten, so entschieden man dagegen protestiren muß, nicht allzu sehr zum Vorwurf machen; nur muß ihm der Beruf zur Kritik abgesprochen werden. Hebbel war ein Autodidakt; ihm fehlte die classische Bildung. Nirgends in seinen Werken, auch nicht in dem verlorensten Hinweis, findet sich eine Spur derselben. Sein Evangelium ist Shakspeare, so sehr er auch gegen die Shakspearomanie und die immer neuen Shakspeare-Commentare protestirt, und der „große" Dichter Ludwig Tieck, dem er einen begeisterten, ganz im Stil der Börne'schen Rede über Jean Paul gehaltenen Nachruf widmet. Nächstdem ist der „große" Heinrich von Kleist aufgenommen in den geistigen Heroencultus des Dichters. Ueber andere Dichtergrößen lautet Hebbel's Urtheil bei weitem weniger günstig. So heißt es von Byron:

Ich lese jetzt wieder die Sachen von Byron. Seine erstaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Respect eingeflößt, aber ich finde jetzt, daß sie mit der Scott'schen einen und denselben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewissen Einförmigkeit, um nicht zu sagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsstufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und diese ebenfalls auszusprechen, sondern er blieb bis zum „Don Juan" so ziemlich auf der nämlichen stehen, und sein Produciren bestand in dem etwas unfruchtbaren Geschäft, dieser einen immer neuen Ausdruck zu geben.

Heine wird ein echter deutscher Dichter genannt:

Aus dem Innern des Gemüths quellen seine Lieder hervor, und wenn, seinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meistens die Gestalt des Witzes annimmt, so ist sein Witz doch nur das launige Veto, was dem Herzen gegenüber der Geist einlegt, niemals aber, oder selten, das kahle Centrum des Gedichts. Heine ist Humorist. Was ist Humor, was ist, da wir es hier nur mit dem Liederdichter zu thun haben, zunächst lyrischer Humor? Was man gewöhnlich so nennt, ist ein leeres Product der Ohnmacht und der Lüge. Wer seine verworrenen Geistes- oder Gemüthszustände nicht klären oder den hierzu nothwendigen innern Proceß nicht mit Resignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wol den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und sucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es sei eine werdende Welt. Der Humor ist empfundener Dualismus; nicht die Caricatur des Ideals soll er zeichnen, oder seinen Schatten, sondern das Ideal selbst in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung. Allein, wenn die positive Kunst den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen scheidet, zu übersteigen sucht, so stürzt der Humor, als die negative, sich in diesen Abgrund hinunter, und hierin liegt so viel Verzweiflung, aber nicht so viel Trost, wie in der erschütterndsten Tragik, wenn er, was allerdings sehr selten ist, rein und rund zur Erscheinung kommt. Das ist bei Heine z. B. in dem schönen Gedicht: „Mein Herz, mein Herz ist traurig" u. s. w., der Fall.

Seltsam contrastirt damit die folgende Stelle aus einer spätern Kritik:

Bei unserm Heinrich Heine dagegen, der sich eine gute Weile als Conductführer und Leichenmarschall des Jüngsten Tages geberdete, ging der „große Riß", über den er jammerte, nicht einmal durch die Weste, geschweige durch das Herz; er brauchte sowenig den Schneider als den Chirurgen zu bemühen, und er zeigte auch bald genug durch die Grimassen, die er schnitt, wie es mit dem schwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint gewesen war.

Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" wird gerühmt, weil es den Ansprüchen, die unsere Zeit an das Lustspiel macht, in hohem Grade genügt; „Uriel Acosta" dagegen soll hinter einer lebendigen Schöpfung und der höchsten Aufgabe der Tragödie zurückbleiben. Das Selbstporträt von Gutzkow, das Hebbel bei Gelegenheit der Stiftung des Schillerpreises aus dem Protest jenes Autors gegen diesen Preis zu extrahiren sucht, ist wenig schmeichelhaft. Hebbel tritt mit Recht als Anwalt jener Preisstiftung auf, sagt aber dabei von Gutzkow:

Man erzählt von einem Proteus, der verdammt sein soll, sich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwischendurch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menschengestalt auf der Bühne erscheinen und ein vernünftiges Wort sprechen darf. Auf drei Metamorphosen eine Menschwerdung, aber eine bucklichte, auf drei bucklichte eine regelmäßige, aber eine schwächliche, auf drei schwächliche eine normale. An diesen Proteus fühlt man sich zuweilen durch unsern Autor erinnert. Wer hatte das Geheimniß seiner Natur? Niemand als er selbst, und er hat es jetzt verrathen. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organisation, in der das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten ist, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt alles; wir aber haben es jetzt nachgewiesen, und zwar aus dem eigenen Bekenntniß.

Dies einseitig scharfe Urtheil datirt vom Jahre 1860; die frühern von 1849. Das steht in der Sammlung alles kunterbunt durcheinander, unter die verschiedensten Rubriken: Kritiken, Charakteristiken u. s. w. vertheilt. Welches Urtheil wandelt sich nicht mit den Jahren? Doch wo die chronologische Folge fehlt, da stutzt man über den Widerspruch.

Sehr glänzend ist das Urtheil, das Hebbel über die „Gedichte" Dingelstedt's und über dessen „Studien und Copien nach Shakspeare" fällt, welche er eine Leistung von seltener Gediegenheit nennt. Die „Lieder eines kosmopolitischen „Nachtwächters" bezeichnet er als eine merkwürdige Production, die bedeutendste von allen der damaligen politischen Lyrik und die einzige von bleibendem Gehalt, und mit Recht sagt er, daß der Rausch, der in unsern Tagen die reine Freude und das stille Entzücken so oft vertreten muß, nie hinreißender geschildert worden ist als in dem „Roman".

Treffendes wird über Feuchtersleben, Bogumil Goltz u. s. w. gesagt, eine Art Rettung von Gentz versucht, während die Polemik gegen Bodenstedt wol das gebührende Maß überschreitet, da es sich dabei um gar keine principielle Frage handelte.

In einer Fülle einzelner Bemerkungen enthält die Sammlung viel Glänzendes und Barockes, Tiefsinniges und Befremdendes, markig Treffendes und geistreich Spielendes, gibt aber jedenfalls gerade in den Schroffheiten und Herbheiten eines einseitig ausschweifenden Urtheils das treue Spiegelbild einer groß angelegten Dichternatur, die es aber infolge romantischer Schrullen und Marotten, trotz aller Begeisterung für das Moderne und die Probleme der Neuzeit, zu keiner nationalen Bedeutung bringen konnte und eine markige Gestaltungskraft an bizarre Aufgaben vergeudete.

Rudolf Gottschall.

Neue Dichtungen.

1. Blätter und Blättchen gefunden in guten und bösen Tagen von A. Brook. Berlin, Kortkampf. 1867. 16. 22½ Ngr.

Das hübsch und sauber ausgestattete Bändchen enthält kurze Aphorismen und meist kleinere Sinngedichte, welche in schlichter und einfacher Fassung manche wahre, tief empfundene Wahrnehmung wie auch tröstliche und erhebende Gedanken enthalten.

Um eine Vorstellung von dem Ganzen zu geben, mögen ein paar Proben daraus mitgetheilt werden:

Das rechte Geben.

Gib mit dem Herzen und mit der Hand,
So hast du das rechte Geben erkannt.
Gibt nur der Wille, so macht's dir Schmerz:
Dein Beutel war leer, so reich auch dein Herz.
Gibt nur die Hand: o, so wird's ein Nein,
Drückt bleiern das Glück des Armen ein.
Halt' Herz und Hand denn fröhlich bereit,
Das Scherflein hat Werth, wenn Liebe es beut,
Ohne die Liebe bleibt's immer doch klein,
Und legtest du Indiens Schätze hinein!

Das Bild der Mutter.

Du blickst mich an so ernst, so mild,
Daß sich mein Aug' mit Thränen füllt;
Und schweigt dein Mund, so spricht er doch
Zu mir in alter Liebe noch:
„Gott ließ derweil' voran mich gehn,
Bald sollst auch du den Himmel sehn;
Geduld dich, ich schau' dir zu,
Hart mußt' ich kämpfen. — Kämpf' auch du!"

Das Gewitter.

Die Luft ist heiß, ihr Druck so schwül,
Sie zittert wie bei Feuersglut;
Das Meer, wie schwarz ist seine Flut!
Das Fischlein spielt' im Sonnenschein,
Nun schießt es in die Tief' hinein;
Da ist das Meer so still, so kühl.
Die Luft ist heiß, ihr Druck so schwül!

Am Himmel steigt der Wolke Grau,
Die Sonne schwindet. Falbes Licht
Nun durch die Wetterwolken bricht;
Ein Wirbelwind spielt auf zum Tanz,
Die Blätter fliegen wild im Kranz,
Der Staub fliegt mit, verbirgt das Blau,
Und Erd' und Luft ist wettergrau.

Da zuckt der Blitz, der Donner rollt,
Die Wolke hänget schwarz und schwer,
Als ob das Ende nahe wär';
Das Vöglein hält sich scheu versteckt,
Was lebt und athmet ist erschreckt;
Es ist, als ob der Schöpfer grollt,
So zuckt der Blitz, der Donner rollt!

Der Himmel flammt, der Donner kracht!
Das Feuer sprüht von Süd und Nord,
Die Funken zucken fort und fort!
Das Menschenkind voll Sorgen kniet:
„Hilf, Gott, daß bald es weiter zieht!“
Doch schwärzer wird des Tages Nacht,
Es flammt der Blitz, der Donner kracht!

Da bricht die Wolke, Regen rauscht!
Der Wald sich beugt dem mächt'gen Schwall.
Doch leiser wird des Donners Schall;
Das Korn, es liegt; die Blume brach;
Doch auch der Sturm schweigt allgemach.
Das Menschenkind, es hofft und lauscht:
„Das Wetter schweigt, der Regen rauscht.“

Die graue Wolke, goldumsäumt,
Läßt Sonnenstreifen wieder sehn;
Der Regen säuselt mild und schön,
Und an dem Himmel blau und rein
Strahlt siebenfacher Farbenschein.
Das Menschenkind, es denkt und träumt:
„Wo blieb die Wolke, goldumsäumt?“

Du Menschenkind voll Furcht und Pein,
Laß doch das Sorgen ohne Noth;
Dem Sturm gebeut ja auch dein Gott.
Sieh, an dem Himmel glänzt aufs neu'
Das Bundeszeichen seiner Treu'.
So gib doch deinem Gott allein
Dein Schicksal hin, ohn' Furcht und Pein!

Jeder Leser von nur einiger Beurtheilungsgabe wird leicht erkennen, daß diese Verse einen gemüthvollen und tiefgedanklichen Inhalt haben, einen Inhalt, dem es blos an sicherer Durchgestaltung und Prägnanz des Ausdrucks fehlt, um bedeutend zu sein. Die Verfasserin — A. Brook ist eine Dame in Holstein — verfährt noch etwas zu dilettantenhaft, zu zutastend und ungenau in ihrem Produciren. Die Idee tritt nicht immer klar und erkennbar genug hervor, findet nicht stets das rechte Wort. Größere Uebung wird ihr hierin die nöthige Fertigkeit und Vollendung schaffen.

2. Neuere Lieder und Gedichte von Niclas Müller. Neuyork. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vor ungefähr dreißig Jahren erschienen im Cotta'schen Verlage zu Stuttgart gesammelte Lieder von Niclas Müller, die, theils im „Morgenblatt“, theils in Musenalmanachen abgedruckt, in der literarischen Welt wie im Publikum durch eine zum Theil recht glückliche Frische und Ungebundenheit ein gewisses Aufsehen machten. Noch klangen Uhland's Verse: „Singe, wem Gesang gegeben“, mächtig durch ganz Deutschland hin und leisteten den sogenannten Naturdichtern wesentlichen Vorschub, einen Vorschub, der auch unserm Poeten zu statten kam. Ueber den oft ungelenken, zum Theil burschikosen und gewöhnlichen Ausdruck fortsehend, fortsehend über manche Unebenheit und Lässigkeit der Form, hielt man sich mit Vorliebe an den lebendig quellenden Inhalt, an die Wärme des angeschlagenen Tons, an manchen das Herz nicht selten in seinen Tiefen erfassenden und bewegenden Einfall.

Nachher kamen die Tage der politischen Erhebung, die Tage des Aufstandes und der Revolution, welche die Lieder unserer Sänger verstummen machten oder ihnen eine andere Richtung gaben. Niclas Müller warf sich mit seinem ganzen Menschen und Talente in diese gewaltige Zeitströmung hinein und hatte infolge dessen auch den spätern Rückschlag derselben zu ertragen und auszubaden. Er flüchtete nach Amerika und hat sich dort endlich nach einer nicht wenig stürmischen Lebensfahrt in den Hafen gewerblicher Thätigkeit begeben, in dem er nun als Buchdruckereibesitzer einen ruhigen Abend seines Daseins meint genießen zu können. Zur Erhöhung dieses Genusses gehört für ihn eine Sammlung seiner alten und neuern Gedichte, welche letztere in dem uns zur Besprechung untergebreiteten Buche zusammengestellt sind. In der Vorrede zu demselben sagt der Autor am Schlusse:

Nun sollte ich noch für wahrscheinlich in den vorliegenden Gedichten da und dort vorkommende Schwächen um Entschuldigung nachsuchen; weil ich nicht manches geändert, nicht anderes ganz weggelassen habe. Wenn, wie kaum zu zweifeln, das der Fall ist, so möge man es damit entschuldigen, daß ich bei meinem vorgerückten Alter nicht mehr wohl Horazens Rath befolgen konnte, wenn ich noch die Herausgabe und Aufnahme meiner Sachen erleben wollte, und so kommt es, daß manches im ersten Eifer der Production auch sogleich gesetzt und stereotypirt wurde. Schwächere Producte sehe man bei einem Dichter als unbedeutendere Blümchen oder Blätter an, welche zwischen reichern Blumen in einem Strauße stehen. Oft zieht man auch ein bescheidenes Veilchen oder eine unscheinbare Resede ihres Duftes wegen der prächtigsten Tulpe vor.

Diese Entschuldigung und Gebrauchsanweisung ist dem Dichter immerhin nachzusehen und kann möglicherweise dem Publikum empfohlen werden; für die Kritik jedoch wird sie keineswegs maßgebend sein dürfen, sondern diese hat sich einfach an ihr ästhetisches Gewissen zu halten und danach ihr Urtheil zu fällen, das den Niclas Müller'schen Dichtungen gegenüber ungefähr darauf hinauszulaufen hätte, daß in ihnen manches Artige und Anmuthende, aber kaum etwas anzutreffen ist, das einen bleibenden Werth in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Es fehlt diesen „Neuern Liedern und Gedichten“ meistentheils an wirklicher Originalität, und wo sich ja die Spur einer solchen entdecken läßt, da ist sie nicht selten als unausgetragen in ihrem Wesen oder als ziemlich geschmacklos anzusehen, wie wir durch Belege beweisen werden. Daneben freilich zeigt sich immerhin auch gar mancherlei, das sich sehen lassen und seinen Platz neben dem Bessern auf unserm modernen Parnaß einnehmen darf. Zuweilen überrascht uns ein kecker Gedanke, eine gesunde Empfindung, ein klar gefaßtes Bild, die, ohne gerade neu zu sein, doch eine gewisse Wirkung haben, selbst wenn sie im Ausdruck nicht immer correct sind.

Wir wollen davon sogleich ein paar Proben geben:

Schlummer und Kummer.

An mein Bett hin trat der liebe Schlummer;
Doch schon stand davor der trübe Kummer:
Schlummer wollte mir die Augen schließen;
Kummer machte Thränen sie vergießen,
Daß sie wollten enden nicht zu fließen.

Und sie kämpften lange miteinander:
Schlummer siegte, endlich überwand er
Seinen Gegner, und ich lag geborgen
Unter seinem Schutze bis zum Morgen;
Fern vom Lager hielt er mir die Sorgen,

Und um meines Bettes stille Räume
Ließ er tanzen jugendgoldne Träume;
Und so lag ich, ohne daß mir graute,
Bis ich froh die Morgensonne schaute,
Und, statt Thränen, mich der Lenz bethaute.

An die Deutschen in Amerika.

Du Edelreis vom Menschheitsstamme,
O deutsches Volk, steh fest zur Stund';
Versinke nicht im Zeitenschlamme,
Schlag' Wurzel in dem neuen Grund!

Ein Baum sollst du dem Lande werden,
Mit gradem Stamm und festem Mark.
Verpflanzet, in der freien Erden
Zum Himmel ragen hoch und stark.

Des Kampfes Stürme sind verrauschet,
Der Strom der Zeit fließt wieder rein;
Der Spaten, mit dem Schwert vertauschet,
Glänzt hell im Freiheitssonnenschein.

Nun treibe Knospen, öffne Blüten,
Des Strebens goldne Früchte zeig'!
Die höchsten Schätze sollst du hüten
Und schirmen sie mit jedem Zweig.

Und unter deinem Schutz gedeihen
Wird deutsches Werk und Wissenschaft;
In deinem Schatten wird sie weihen
Der deutsche Geist, die deutsche Kraft.

So wachse denn in frischem Streben,
Im Völkerwald der schönste Baum:
In deinen Wipfeln rausche Leben,
Und Freiheit weh' in deinem Raum!

In deines Laubes dichter Krone,
Den ew'gen Weltenfrühling lang,
Mit tausend frohen Liedern wohne
Und töne laut der deutsche Sang.

Rettung der Freude.

Die Freude ist ein leichtes Ding,
Und bunt sind ihre Flügel;
Sie flattert wie ein Schmetterling
Hin über Thal und Hügel.

Jüngst sang der Holden ich zum Lob
Das zartste meiner Lieder;
Und als ich meinen Blick erhob,
Da flog sie zu mir nieder.

Tanzt' auf dem Rand des Glases mein
Gar lieblich, mich zu necken;
Da fiel sie plötzlich tief hinein,
Zu meinem großen Schrecken.

Mit beiden Händen griff ich zu,
Und wollt' heraus sie fischen;
Sie sank hinab in einem Nu,
Ich konnt' sie nicht erwischen.

Da blieb mir nur ein Mittel noch:
Daß sie nicht sollt' ertrinken,
Nahm ich das Glas und schwang es hoch,
Um schnell es auszutrinken.

Wie hab' ich aber da geguckt —
Sie war nicht auf dem Grunde:
Ich hatte sie hinabgeschluckt
Mit meinem durst'gen Schlunde.

Nun wohnt die Freude mir im Leib,
Drum bin ich auch so heiter;
Ich lebe nur zum Zeitvertreib,
Und kümmre mich nicht weiter.

Einzelne Verse, wie der Schlußvers in dem zuletzt ausgezogenen Gedicht, erscheinen gewöhnlich und matt, wie denn überhaupt Austrag und Steigerung schwache Seiten unsers Poeten sind. Da ist z. B. ein Gedicht: „Anonymus", das folgendermaßen lautet:

In meinem Dichterbuche
Da stehn der Lieder viel;
Manchmal ich drinnen suche
Ganz ohne Plan und Ziel.
Und hab' ich eins gefunden,
Das mir gewährt Genuß,
Les' ich den Namen unten,
Heißt er — Anonymus.

Ich blättre wieder weiter
Und lese hier und dort;
Hier traurig und dort heiter
Fließt manches sinn'ge Wort,
Gefällt mir eins der Lieder,
Kommt mir zu früh der Schluß,
So steht darunter wieder
Mein Freund Anonymus.

Den Sänger möcht' ich kennen,
Der so viel singen kann;
Doch hör' ich nirgends nennen
Den mir so theuern Mann. —
Ich bin kein scharfer Richter,
Doch das ich sagen muß:
Der allerliebste Dichter
Ist mir Anonymus.

Die Idee zu dem Gedicht ist reizend und eines Béranger oder bei uns eines Gaudy würdig; aber in seiner Ausführung ist es, ohne alle epigrammatische und humoristische Zuspitzung, ein unvollkommener Versuch geblieben. Ihm zur Seite stehen andere wie etwa: „Mein Serail", in dem der Dichter die Blumen als die Schönen dieses Serails erklärt und z. B. singt:

Dort stehen auf der Rasenbank —
Voll Duft noch im Verwelken —
Auf Füßen schlank — braun, roth und blank,
Gleich Sennerinnen, die melken —
Die frischen, duft'gen Nelken —

gewiß ein abgeschmackter Vergleich. Auch hier gelangt der Inhalt zu keiner Pointe. Wo dem Dichter jedoch hier und da einmal eine solche glückt, ist es meist eine jedenfalls nicht feine und eben sinnige, wie: „Am Wasserfall", wo uns geschildert wird, wie das Wasserrauschen allen Ausspruch der Gefühle vereitelt, und es dann endlich heißt:

Wenn die Sinne uns umwunden,
Ist die Sinnlichkeit gebunden —
Doch verschwunden sind nicht all':
Wär' der Tastsinn nicht geblieben,
Ach, was wär' das für ein Lieben
Bei der Nacht am Wasserfall?

„Die Kirschendiebe", „Auf dem Faulhorn", „Auf Eberstein" u. s. w. sind in Verse gebrachte Erinnerungen und Anekdoten, denen aller Humor fehlt. Kirschen auf dem Baume heimlich naschen, während darunter die Base, der sie gehören, Gras abzumähen beginnt, die Prellerei eines Gastwirths erörtern, ein Trinkgelag mit Freunden besingen, um schließlich zu fragen:

Wo seid ihr andern beide blieben?
Wo spanntet auf ihr eure Zelte? —

das sind wahrhaftig armselige Motive für Gedichte, wenn nicht glänzender Witz und Heine'sche Ironie sie schimmernd zu umgaukeln im Stande sind.

In der Romanze und Ballade ist Niclas Müller jedenfalls auch nicht hervorragend. Zur schwäbischen Dichterschule gehörend, bleibt er gerade hierin weit hinter

ihr zurück. „Spuk", „Der Weber", „Margareth", „Das thränende Bild" sind z. B. sehr passende Vorwürfe, aber verwischt in der Zeichnung und matt in der Farbe, wie uns Sachverständige einräumen werden. Niclas Müller's poetischer Schwerpunkt liegt jedenfalls im einfachen Stimmungsliede und in jenen Gedichten, welche träumerisch mit irgendeinem sinnvollen Einfall oder einem zarten Vergleiche spielen. Auf diesen Gebieten finden sich auch in dieser neuen Sammlung einige Perlen, von denen wir eine auswählen, um unserer Besprechung einen guten Schluß zu geben:

Was ist das Lächeln?

Das Lächeln ist des Blümleins Duft,
Das im Gemüth
Emporgeblüht.
Die zitternde Gedankenluft
Trägt ihn herauf,
Und süß geht er im Antlitz auf.

Das Lächeln ist ein Scheideblick
Der Lebenssonne;
In Schmerz und Wonne
Flammt sterbend er auf uns zurück —
Ein Trauerfest,
Das goldne Träume funkeln läßt.

Das Lächeln ist die zarte Brücke,
Darüber hin
Mit heiterm Sinn,
Von wundersüßem Liebesglücke
Heimlich durchglüht,
Das volle Herz zum Herzen zieht.

Das Lächeln ist ein holder Traum
Vom Paradies,
Das Gott uns ließ
In unsers Herzens stillem Raum;
Dort lebt und webt,
Was droben auf den Lippen schwebt.

3. Frühlingsblüten von H. Tebasile. Basel, Riehm. 1867. 16. 24 Ngr.

Nicht der rückwärts gelesene Name allein (Elisabeth), sondern die ganze Dichtungsweise lassen uns erkennen, daß wir es hier mit einer poetisch dilettirenden Dame zu thun haben. Der Inhalt der hier gebotenen Lieder ist meist nur unklar, blaß und nicht selten, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, an das Kindliche streifend, wie etwa in einem Gedicht, in welchem uns die Verfasserin eine schaurige, einsame Nacht in ihrem Hause zu schildern sich bestrebt, indem sie uns von dunkeln Schatten meldet, die nähere und nähere Kreise um dasselbe ziehen, bedrohliche Gestalten annehmen und kurz die Dichterin in Schrecken erbeben machen. Endlich heißt es:

Ich eile still verstohlen,
Um heimlich Licht zu holen
Und mache sonnenhell;
Da stiebt's nach allen Seiten
In ferne, ferne Weiten,
In dunkle, dunkle Nacht.

Was war's? — Es waren Schatten
Von schwarzen, großen Ratten,
Die mir so bang gemacht.

Man wird uns zugestehen, daß diese Lösung nicht nur sehr unpoetisch, sondern auch mehr als naiv ist. Daß die Diction dabei nur unfertig und schwach erscheint, wird die Probe zugleich ergeben haben. Die Autorin ist wahrscheinlich noch jung und unerfahren, hat mancherlei gelesen und von diesem Lesen unbestimmte Eindrücke in ihrer Seele, die sie glaubte zu Papier bringen zu müssen. Hätte sie dieser Meinung nicht nachgegeben, die Welt würde entschieden nichts verloren haben. Was daraus entstanden, sind schüchterne Versuche, die vorerst zwar guten Willen, aber wenig Talent erkennen lassen. Das Beste ist noch dasjenige, wo das Gebotene mehr oder weniger als bloßer Nachklang erscheint und sich an Vorhandenes anlehnt, wie z. B. in „Maiglöcklein", durch deren dünn verschwimmenden Ton man Heine's „Kleines Frühlingslied" vernehmlich genug hindurchklingen hört, wenn es lautet:

Was soll es bedeuten,
Das Glockengetön?
Das liebliche Läuten
Aus Thälern und Höhn?

Sie läuten zu Maien,
Die Glöcklein im Thal;
Es läutet zu Maien
Allüberall.

Ein anderes Liedchen heißt:

Ein Tag ist wie im Fluge,
Ein Jahr ist rasch dahin;
Es ist wol nicht sehr kluge,
Zu mäkeln viel darin.

Du siehst, wie alles stiebet,
Und Raum und Zeit entschwebt;
Und was du nicht geliebet,
Das hast du nicht gelebt.

Daß: „Es ist wol nicht sehr kluge", eine nicht nur unrichtige, sondern ebenso unschöne Ausdrucksweise ist, wird man uns wol zugestehen, wie zugleich auch, daß Verse dieser Gattung überhaupt wenig Anspruch auf Anerkennung haben. Sie sind Früchte eines Dilettantismus, der im eigenen oder in dem Album einer Freundin, nur nicht im gedruckten Buche als Waare für den Büchermarkt am Platze ist.

4. Gedichte von Janke-Karola. Zwei Theile. Dresden. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Die lyrischen Versuche dieser Dame stehen ziemlich auf derselben Stufe wie die der vorhergehenden, nur daß der Inhalt bedeutender ist und mehr wirklichen poetischen Fonds besitzt. Es herrscht in ihnen in der That etwas dichterisches Leben, ein Leben freilich, das noch unruhig gewissermaßen im Dunkeln zuckt und nirgends feste Gestalt gewinnt. Wenigstens tritt es noch nirgends in recht bestimmten Umrissen und mit klarem Ausdruck dem Leser vor den Geist. Die Mehrzahl der Gedichte, die das Heftchen enthält, sind wie ein hastiges und oft qualvolles Ringen, Tasten und Suchen nach Form und Begriff: ein Suchen, Tasten und Ringen, das hier und da anzieht und fesselt, aber, weil es zu keinem rechten Ziele gelangt, selbstverständlich auch keine Befriedigung zu gewähren im Stande ist. Die Dichterin befindet sich vielleicht auf dem Wege zur Poesie, aber jedenfalls noch nicht am Ziel. Ein Gedicht: „Ich schrieb erst wider Willen", lautet wie folgt:

Ich schrieb erst wider Willen,
Um meine Angst zu stillen,
Die mir die Liebe gab;

Den Quell hab' ich gefunden
Und werde nun gesunden,
Wo ich geträumt das Grab.

Ich schrieb und konnt' nicht hassen,
Obwol er mich verlassen
Im Unglück und in Noth;
Was Gott mir neu gegeben,
Erhält mir Kraft zum Leben
Und gibt mir Muth im Tod.

Es ist möglicherweise ein Fingerzeig, dieses Gedicht; denn es sieht wie ein Bekenntniß aus, aus dem sich abnehmen läßt, was unsere Autorin veranlaßt hat, die Feder zu ergreifen. Schon gar manches in seinem heiligsten Interesse beeinträchtigtes und verletztes Gemüth hat Trost und Aufrichtung im künstlerischen Schaffen gesucht. Die Musen, Grazien und Charitinnen sind verwandte Seelen und reichen sich oft genug zu einem so innigen Bunde die Hände, daß man sie kaum voneinander zu unterscheiden vermag. In den Poesien von Janke-Karola ist das einigermaßen der Fall. Es ist noch keine rechte Klärung und Abscheidung darin. Man sieht eine schwebende, anmuthige Gruppe, in der man aber die Dichtung noch nicht sicher zu erkennen im Stande. Sie ist mehr Ahnung, Wolke, Hauch, als sie Erscheinung ist. Ein wirkliches, fertiges Gedicht finden wir in dem kleinen Heftchen jedenfalls noch nicht. Es sind nur Ankäufe, Vorübungen dazu, die zu Zeiten ihr Hübsches und Sinniges, aber noch nicht jene malerische Abrundung und ideelle Plastik haben, die wir für das Lied, die Romanze und kurz für das lyrische Erzeugniß denn doch beanspruchen müssen. Halten wir uns zunächst an die Diction, an das Aeußerliche, so ist es z. B. durchaus wol unangemessen, „Das sterbende Kind" sagen zu lassen:

Keiner will an schönen Tagen
Mit mir unter Dach und Fach.

Dach und Fach ist kein Ausdruck für den rührenden Kindermund.

Wenn theure, liebe Bande
Von ganzer Seel' dich küßt —

ist höchst ungeschickt ausgedrückt. Bande küssen nicht; es soll heißen: wenn eine dir treu Verbundene dich küßt, und „Bande" ward nur gewählt, um den Reim auf „Lande" zu gewinnen. In einem andern Gedicht: „Des Fürsten Wahl", erscheint eine Verszeile, wie: „Das Herz blieb ziemlich kalt", abschreckend trivial. An Anklängen fehlt es nicht. „Ein Mädchen, schön und wunderbar" z. B. fällt schlagend in die Augen.

Dabei sind die Gedichte innerlich, d. h. der Idee und dem Stoffe nach, fast nirgends voll zum Austrag gebracht und bleiben, weil ohne jede epigrammatische Zuspitzung, hinter den Mustern, denen sie nachgeahmt sind oder an welche sie erinnern, nebelweit zurück. Wir haben hier z. B. ironische Gedichtchen, wie: „Stille Liebe"; „O achtet wohl auf euer Wort" oder gar „Die Geächtete" im Sinn. Wir geben das mittelste als das kürzeste zur Probe:

Man lud mich zur Gesellschaft ein,
Daß es recht heiter sollte sein. —
Es waren, unter uns gesagt,
Kaum zweie, die mich nicht gefragt,
Wie ich das Leben durchgelebt,
Ob Kummer nie sich drin verwebt? —
Ich fühlte neu des Herzens Pein,
Die Wund' wollt' ja vergessen sein;
Doch eine Frag' — gar unbedacht —
Hat blutend sie hervorgebracht. —
O achtet wohl auf euer Wort,
Prüft Zeit, Gelegenheit und Ort! —
Oft weint das Herz in seiner Noth
Und wünscht sich sehnlicher den Tod
Als Frühstück, Kaffee und Soireen,
Wenn es den Kampf dort soll bestehen.

Dies Gedicht und die ähnlichen sind Stümperarbeit: hier fehlen Geist und sanglanter Witz, wie Heine sie besessen. Das einfache Lied mit sinniger Austönung dürfte die eigentliche Domäne dieser angehenden Dichterin sein, wenn sie lernt, die Empfindungen in mehr eigenartiger Tiefe zu fassen und sprachlich und rhythmisch zu concreterer Ausprägung zu bringen.

5. Erzählende Dichtungen von Agnes Le Grave. Dritte Sammlung. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 16. 22½ Ngr.

Hierin tritt uns eine Autorin von mehr fertiger, wenn auch zugleich meist mehr landläufiger Mache entgegen. Agnes Le Grave ist wenig wählerisch sowol im Stoff als in der Ausdrucksweise. Sie dichtet ein wenig im Stile Langbein's, nur daß sie weit von dessen Laune und Drolligkeit entfernt und speciell im Komischen ohne drastische Begabung ist. „Spinnunterricht", „Negative Liebeserklärung", „Offene Liebeserklärung" z. B. sind ohne Humor und deswegen ziemlich wirkungslos. Wenn einem spinnenden Mädchen die Mutter Anleitung gibt und es zum Fleiße auffordert, den aber der auftretende Geliebte unterbricht; wenn ein linkischer Anbeter auf alle Erkundigungen, ob ihm Kirschen, Blumen, Musik u. s. w. gefallen, stereotyp antwortet: „Keine! Keine!"; wenn am Theetisch zwischen dem Plaudern der andern ein Liebespärchen sich verstohlen verständigt — so sind dies alles keine sehr originellen Einfälle, aber doch immer Einfälle, die sich wirksam hätten gestalten lassen. Aber gerade solche Gestaltung fehlt. Unserer Verfasserin geht das Versemachen augenscheinlich leicht von der Hand und über dieser poetischen Fingerfertigkeit versäumt sie nun eingehendere Ausarbeitung des in Angriff genommenen Vorwurfs. Eine Braut, die an ihrem Hochzeitstage in einen Abgrund fällt und ums Leben kommt; ein Liebespaar, das sich „nicht kriegen kann", weil Friedrich der Große dem Cavalier nicht erlauben will, die Tochter eines Invaliden seines siegreichen Heers zu heirathen und welches deswegen in den Wald stürmt und sich den Tod gibt — das genügt unserer Dichterin, „eine erzählende Dichtung" daraus zu machen und damit zu belegen, daß ihr das eigentliche Compositionstalent mangelt. Wo sie fertige Geschichten, indische Legenden oder christliche Sagen vorfindet und es sich nun wesentlich nur um die Einkleidung handelt, da ist die Sache rasch und man darf sagen zuweilen nicht ganz uneben gethan, wie z. B. in: „Der Einsiedler am Flusse Gomati", wo Goethe's „Der Gott und die Bajadere" in Vers und ganzer Darstellung nicht ungeschickt nachgeahmt sind. Diese Romanze hat einen gefälligen poetischen Schliff und viel Colorit und Wärme

des Tons. Wir wollen als Beleg hierfür den Eingang des Gedichts anführen, der folgendermaßen lautet:

Kandu wohnt am heil'gen Flusse
Einsam in dem stillen Wald,
Wo im warmen Sonnenkusse
Früchte reifen, wo erschallt
Des Gefieders muntre Kehle,
Wo der Hirsch durchs Dickicht zieht,
Die Gazell' in scheuer Hehle
Ueber duft'ge Moose flieht.
Doch Kandu entzieht sich der lieblichen Muße,
Er übet die strengste, die quälendste Buße,
Nicht Früchte beachtend, nicht Düfte, nicht Lied.

Wenn des Sommers Glut die Fluren
Sengte, zum Verschmachten heiß,
Gab er seiner Sonne Spuren
Den entblößten Scheitel preis!
Wenn des Winters frost'ge Bande
Engten jede Welle ein,
Hüllten triefende Gewande
Sein erstarrendes Gebein.
Gebete und Fasten, Entsagen, Entbehren
Ohn' Ende, sie waren sein einzig Begehren;
Gefühle der Wonne, sie waren ihm Pein.

So geht es weiter und wir vernehmen in fernern Strophen, daß Gott Indras, von seinen Dienern angefleht, die Göttin Pramnocha ausersicht, Kandu durch irdische Liebe von seinen religiösen Märtyrerthum abzuziehen, was ihr denn auch gelingt, sie aber so sehr an den Sterblichen kettet, daß sie Indras bittet, sie zu dessen menschlicher Gefährtin zu machen:

Indras aber weiß zu lohnen,
Reicher als mit Erdennoth,
Nicht soll treue Liebe wohnen,
Wo auch Kummer, Schmerz und Tod!
Und er sendet milde Lüfte,
Tragend durch den Dämmerschein
Eines Lotus Schlummerdüfte.
Jedes Hälmchen schlummert ein,
Die Blüte am Stengel, die Blätter an Zweigen,
Die Vögel im Wipfel, sie schlummern und schweigen,
Es hüllet ein magisches Dunkel den Hain.

Aus diesem Hain läßt Indras die Liebenden empor „zum himmlischen Raume" heben — das Ganze wird so zur Verherrlichung der Liebe, die Liebe zur verklärenden Macht Gottes, zum Symbol der Unsterblichkeit — eine Unternehmung, die man sich wol gefallen lassen und loben kann, auch wenn sie ohne die Meisterschaft Goethe's und gewissermaßen blos in seinen dichterischen Fußspuren bewerkstelligt wird. Jedenfalls ist dies Gedicht eins der schönsten der Sammlung, in der immerhin manches enthalten ist, das sich sehen lassen, wenn auch freilich schon auf keinen ersten Platz gestellt werden darf. Im allgemeinen bietet das Buch achtbares Mittelgut, keine Schöpfungen, die mit ähnlichen, wie sie Annette Droste-Hülshoff geboten, den Vergleich ertragen. Hierzu vermißt man den Hauch und Athem eigenartig gestaltender, tief gewaltiger Phantasie und Schöpferkraft. Agnes Le Grave ist kein originelles Genie wie jene, sie ist nur ein gemächlich und mehr gewöhnlich redseliges literarisches Naturell, das wacker zugreift und keck von der Leber weg dichtet. Der Anhang, der einen Kranz von Sonetten und eine Reihe von wohlgemeinten und oft treffenden Distichen aufweist, belegt das ebenfalls; zugleich aber auch einen immerhin ernsten und gewissenhaft denkenden Geist, was nachstehende Auszüge erhärten mögen:

Willst du das Gute erlangen, erstrebe beharrlich das Beßre,
Dann erst bist du gut, wenn du das Beste erlangt.

Will dir auch nimmer gelingen das Gute, das heiß du erstrebtest, —
Strebe nur weiter, und gut bleibet dein Streben und Thun.

Zeus ist der Vater der Musen; geboren im himmlischen Lichte,
Fliehn sie, was unrein ist, nahen dem Lauteren nur.
Sei drum lauter und rein im Gemüth und im Geiste der Dichter,
Und nur in solchem erkenn', ehre den Dichter, o Welt!

6. Borussia. Bilder aus der vaterländischen Geschichte von Karl Bornemann. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. 8. 15 Ngr.

Diese Gedichte, deren etwaiger Ertrag für die Victoria-Nationalstiftung bestimmt ist, verrathen eine jedenfalls höchst anzuerkennende Gewandtheit im Gebrauch der sogenannten gebundenen Rede. Die Verse sind fließend, schwungvoll und nicht ohne einen gewissen Pomp. Es athmet immerhin ein Hauch von Größe darin, wie sich aus nachstehenden Strophen ergeben wird, die wir auf gerathewohl auswählen:

Georg Wilhelm, in dessen schwachen Händen
Der Herrscherstab gleich einem Rohr sich bog,
War nicht der Mann, das Unheil abzuwenden,
Das über Brandenburg verheerend zog, —
Sein Sohn war ausersehn, das Weh zu enden,
Er, dessen Adlerblick zur Sonne flog,
Der edle Friedrich Wilhelm, den die Brennen
Voll Dank und Stolz den großen Kurfürst nennen.

Er sucht' und fand den Weg zum großen Ziele,
Zur Selbstmacht zu erheben seinen Staat;
Er ging ihn festen Schritts im Schlachtgewühle,
Wie auf der Staatskunst vielverschlungnem Pfad;
Und unbeirrt von krankhaftem Gefühle,
Nutzt' er die Zeit und schritt, wenn's galt, zur That:
Zuerst sein Land aus tiefer Schmach zu retten,
Sodann zu brechen die Vasallenketten.

Ob auch betroffen von gar schweren Schlägen,
Doch ungebeugt — wie im bewegten Meer
Dem Wogendrang der Fels sich stemmt entgegen,
Dem niedern Binnenland zu Schutz und Wehr —
So stand der Kurfürst mit gezücktem Degen,
Um ihn geschart sein treues, tapfres Heer,
Und facht' in seines Volks urkräft'gem Stamme
Aufs neue an die alte Heldenflamme.

In dieser Weise geht es fort. Die Gesänge sind etwas einförmig, aber klar und immerhin pathetisch genug, um von Wirkung zu sein, wo diese einigermaßen durch den Vorgang begünstigt und unterstützt wird. Im ganzen jedoch ist der Inhalt trocken, und es bedünkt uns ein Hauptversehen dieser Dichtung, daß ihr Verfasser sie in Form einer Regentengeschichte geboten, statt sie an diejenigen historischen Ereignisse zu knüpfen, die den Aufschwung und die Bedeutung Preußens zur Folge hatten. In dieser Gestalt würden die „Bilder" mehr wirkliche Bilder aus der preußischen Geschichte und nicht bloße Bildnisse preußischer Regenten geworden sein. Wir räumen ein, daß die meisten in großen Umrissen und Zügen gemalt und ähnlich sind; hier und da aber vermißt man denn doch nähere Details, wie z. B. bei Friedrich dem

Großen, dessen Heldenfigur mit ihrer Zeit und mit allen Großthaten derselben sich nur kümmerlich aus dem Gedichte abhebt, das mit einer oft erlahmenden Gleichmäßigkeit am Geiste des Lesers vorüberzieht. Hätte Karl Bornemann die Hauptmomente der preußischen Geschichte sich auserlesen und in dieser Auswahl für seine Stoffe veränderte Versmaße und Einkleidung gewählt, so würde ohne Zweifel in seine Schöpfung mehr Leben und Bedeutung gekommen sein, als wir jetzt darin finden. Die „Bilder aus der vaterländischen Geschichte" sind in ihrer gegenwärtigen Verfassung mehr ein Hohes Lied auf die Hohenzollern, als auf die Borussia, deren Namen sie doch an der Stirn tragen. Aber das Königshaus Preußens würde unserm Ermessen nach nicht zu kurz gekommen sein, wenn der Dichter sich mehr an das Volk gehalten. Noch sind zum Glück in allen großen geschichtlichen Augenblicken Volk und Herrscher in Preußen eins und einig gewesen.

7. Jakoba von Baiern. Historisch-romantische Erzählung von J. van Lennep. Im Versmaße des Originals aus dem Holländischen übersetzt von Eduard Wegener. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Jakob van Lennep, am 24. März 1802 zu Amsterdam geboren, ist gegenwärtig wol der berühmteste Dichter Hollands, mit dem man seit einiger Zeit angefangen hat, sich in Deutschland eingehend zu beschäftigen. August Glaser hat kürzlich seinen Roman „Hänschen Siebenstern" übertragen, und Eduard Wegener bietet uns hier seine erzählende Dichtung: „Jakoba und Bertha", einen Roman in Versen, der eine spannende romantische Handlung mit vielem und anmuthigem Geschick zum besten gibt. Jakoba, die Regentin Hollands, Witwe des Herzogs Johann, zweitem Sohne Karl's VI. von Frankreich, liebt einen ihrer Vasallen, einen Hrn. von Ackel, den aber eine schändliche Intrigue ihrer Umgebung in Krieg und Aufstand gegen sie treibt, in dem er fällt, während dem Hoffräulein Bertha Eggert, einer Busenfreundin der Herzogin, das Glück der Liebe nach vielen Stürmen, in die jene Intriguen auch sie gestürzt, im reichsten Maße zutheil wird.

Die Wegener'sche Uebertragung ist gefällig und sauber ausgeführt. Sie läßt sich mit Antheil und Lust lesen, wie der nachstehende kleine Auszug bekunden mag:

Allein ging nun der Ritter fort
Und überdachte, was soeben
Sich mit der Herzogin begeben.
Da horch! Was tönt melodisch dort?
Welch Zauberklang, welch ein Accord
Fällt seinen Träumen in das Wort?
Die Thür zu jenem Saal steht offen,
Er schleicht hinein und steht betroffen.
Ein Mägdlein saß am Fensterrand,
Still ruht ihr Köpfchen in der Hand,
Ihr Auge sprach von tiefer Minne.
Wie war so lieblich ihr Gesang,
Indeß van Zijl mit freud'gem Sinne,
Daß ihm kein Ton, kein Laut entrinne,
Den Athemzug bezwang. —
Die Säng'rin schwieg. Hält sie ein Wahn,
Hat Täuschung sie und Traum umfahn?
Wer naht, wen sieht sie hier?
Der Jüngling, der sie angehört,
Der ihres Herzens Ruhe stört,
Van Zijl, zu Füßen ihr!
„Mein Gerard!" ruft sie mit den Blicken
Des Staunens und der höchsten Lust
Und sinkt dem Ritter an die Brust. —
„O, meine Bertha!" mit Entzücken
Ruft stammelnd der Geliebte drauf,
Und fängt sie mit den Armen auf.
Dann schwiegen beide, wonnetrunken
Im Glück des Wiedersehns versunken:
Die Liebe scheut der Worte Pracht!
Wozu auch sollten Worte dienen?
Lebendig sprach's aus ihren Mienen,
Und wahrlich, dieser Sprache Macht
War größer, mußte mehr beglücken,
Als was der Mund weiß auszudrücken.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Bosnien und die Herzegowina.

Studien über Bosnien und die Herzegovina von Johann Roskiewicz. Mit 11 Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bosnien schiebt sich gleich einem Keil zwischen Ungarn und Dalmatien in die kaiserlich österreichischen Staaten hinein. Ueberblickt man die Karte, so fühlt man sich zu der Frage veranlaßt, warum Dalmatien niemals versuchte, sich weiter östlich auszudehnen; warum in den Zeiten ihres Glanzes die Republik des heiligen Blasius, Ragusa, oder Venedig, welches einst hier herrschte, sich nicht auf Kosten der Türkei vergrößert haben, deren zum Theil christliche, aber ganz stammverwandte Grenzländer ihnen sozusagen vor der Thür lagen. Ein einziger Blick auf die Grenze erklärt jedoch alles; man erkennt, daß die Natur hier selbst in dem öden Plateau einen Scheidewall gezogen hat, der so leicht nicht überstiegen werden kann. Ueberall nackte Felsen, mit Steinen besäter Boden, aber kein Baum, kein Grasfleckchen, kein Wasser, keine Vegetation. Selbst der Mensch hat in dieser Steinwüste keine Spur seines Durchgangs hinterlassen. Im Norden begrenzt die Save Bosnien gegen die Militärgrenze, und hat hier auch die Natur nicht dieselbe Scheidemauer wie gegen Dalmatien gezogen, so thaten doch die Regierungen das Ihrige, um das serbische Volk auseinanderzuhalten, das hüben und drüben wohnt. Betrachtet man seine Lage auf beiden Seiten, die bei denselben Menschen, denselben klimatischen und Bodenverhältnissen sich doch gleichartig hätte gestalten sollen, so gewahren wir einen gewaltigen Unterschied, hervorgerufen durch den abendländischen Einfluß, welchen Oesterreichs Herrschaft seinen serbischen Unterthanen vermittelte.

Hier die Anfänge einer deutschen oder in Dalmatien italienischen Cultur, dort noch sehr urthümliche, fast barbarische Zustände unter türkischem Régime, die uns an der Zukunft des Volks fast verzweifeln lassen müßten, wüßten wir nicht, daß in ihm ein guter Kern steckt, der eine Entwickelung dermaleinst zuläßt.

Ueber die Stellung, die Bosnien und die Herzegowina bei einer kommenden Lösung der orientalischen Frage, einer Umgestaltung der politischen und nationalen Verhältnisse im illyrischen Dreieck einst einnehmen werden, ist schon viel geschrieben worden; wir kennen die fortwährenden Zuckungen und Revolutionen, die russischen Einflüsse in den südslawischen Landen, das Selbständigkeitsstreben Serbiens. Noch im September des verflossenen Jahres versammelten sich die Bewohner der bosnischen Hauptstadt Serajewo mit dem Rufe: „Es lebe Michael Obrenowitsch, König von Bosnien und Bulgarien, Fürst von Serbien, Herzegowina und Montenegro!“ Ob nun die Lösung der südslawischen Krisis in einem neuen Groß-Serbien besteht, ob dort andere Verhältnisse sich herauskrystallisiren: jedenfalls hat Oesterreich alle Ursache sich über die Dinge in seinen Grenzländern gehörig zu unterrichten. Haben doch fast alle andern europäischen Staaten, England, Rußland, Frankreich, der Norddeutsche Bund (vertreten durch den gelehrten O. Blau) und Italien ihre Consuln in Serajewo, um über die politischen und commerziellen Verhältnisse des Landes stets auf dem Laufenden erhalten zu werden.

Auch Oesterreich hat sein Generalconsulat in Bosnien; nicht genug hiermit sandte es jedoch noch speciell zwei Offiziere aus, um das Land zu durchforschen und eine Karte desselben aufzunehmen. Ihre Reisen fallen in das Jahr 1863. Hauptmann Thoemmel veröffentlichte bereits vor einem Jahre sein „Vijalet Bosnien“, und nun folgt ihm Major Roskiewicz mit den angezeigten „Studien“.

Es ist uns einigermaßen schwer geworden, uns durch das etwas trocken gehaltene Buch hindurchzuarbeiten; den Lohn für unsere Mühe fanden wir in manchen neuen Beiträgen, gewissenhaft aufgeführten, aber ohne Verbindung aneinandergereihten Thatsachen, die, wenn sie geschmackvoll nochmals bearbeitet, mit den nöthigen Schlaglichtern und Perspectiven versehen wären, wol auch eine genußreiche Lektüre bilden könnten. Gewiß ist der Abschnitt über das Militärwesen in der Türkei, den wir als Laie nicht zu würdigen wissen, das Werthvollste an dem Buche und Fachleuten sicher willkommen, da nicht allein schon jetzt, sondern auch später die türkische Armee Gelegenheit haben wird, sich genügend zu zeigen. Der Verfasser hatte vollauf Gelegenheit, das Heer des Sultans kennen zu lernen, ja er machte sogar das Lagerleben der Türken mit und hörte beim Abendgebete die Truppen in den reglementsmäßigen Ruf „Hoch lebe der Padischah!“ ausbrechen: ein Ruf, der bei Sonnenuntergang niemals vernachlässigt wurde. Gleich diesem Abschnitte über die Armee ist das Kapitel über die Administration des Landes, die politische Eintheilung, das Sanitätswesen, die Steuern, Zölle u. s. w. vollständig und augenscheinlich nach den besten Erfahrungen und Quellen gearbeitet. Besondern Werth legt der Verfasser auf seine Karte, die zum großen Theil nur auf Compilationen aus ältern Karten beruht und nur einige neue Routen bietet. Wo ein Kiepert und Petermann in dieser Beziehung bereits geredet haben, liegt es uns nur ob, auf deren Urtheil zu verweisen.

Hier sei es nur noch gestattet, einige Blicke auf die Culturzustände des Landes und Volks zu werfen, die allerdings, wie unter türkischer Herrschaft zu erwarten steht, nicht die allererfreulichsten sind. Bei der Fruchtbarkeit Bosniens liefert der Boden mehr, als das Land bedarf, und es führt sogar noch Getreide aus. Allein diese Ausfuhr ist dem Reichthum des Vijalets gegenüber nur gering. Fast alle Gebirge sind mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, die in den meisten Gegenden noch nie von der Axt berührt waren; allein die Stämme verfaulen, bilden dicke Humusschichten, welche wegen der schwer eindringenden Sonnenstrahlen feucht bleiben und selbst an den Gebirgsabfällen die grundlose und morastige Beschaffenheit der Straßen genannten elenden Wege veranlassen. Als Ackerbauer ist der Bosnier träge, seine landwirthschaftlichen Werkzeuge sind die primitivsten, an den roh bearbeiteten Wagen findet man nicht einmal einen eisernen Nagel. Freilich kann der Grundbesitzer keinen Sinn für Verbesserungen haben, da man ihm selbst bei gutem Ertrag nur das Nothwendigste zum Lebensunterhalt läßt, wodurch er gleichgültig dagegen wird. Wie der Ackerbau, steht auch die Industrie auf sehr niedriger Stufe, und die wenigen Producte derselben unterscheiden sich sowol in der Herstellung wie in der Qualität kaum von denjenigen der Negervölker: gebrannte Tabackspfeifen, Wollstoffe, Roßhaarsäcke, Leder, das alles fabricirt der Wilde auch, und die Eisenhochöfen, die uns z. B. Antinori bei den Dschur-Negern im Gebiete des Weißen Nil beschreibt, sind complicirter und praktischer als diejenigen, welche Roskiewicz bei den Bosniern fand. Die Verkehrswege sind im grauenhaftesten Zustande, der Reisende brach z. B. sammt seinem Pferde durch die über die Pratscha führende Brücke; die Schiffbarkeit der Flüsse, wenngleich nicht sehr bedeutend, wird gar nicht benutzt. Auch die Sicherheit mancher Wegstrecken ist heute noch nicht die erwünschte. Um sich gegen die Räuber zu schützen, sieht man oft reisende Kaufleute eine der türkischen Offiziersuniform sehr ähnliche Kleidung anlegen, um dadurch größere Sicherheit zu erzielen und Ansehen bei der Bevölkerung zu erlangen. Ueber sein eigenes Land weiß der Bosnier so gut wie nichts, ja die Bewohner kennen die Umgebung ihrer Wohnsitze nur auf wenige Stunden Entfernung. Sehr schlecht steht es mit Schulen, Apotheken, Aerzten. Warmes Lob ertheilt der Verfasser den Franciscanermönchen, die bei der katholischen wie mohammedanischen Bevölkerung in großem Ansehen stehen. Sie üben einen bedeutenden Einfluß selbst auf die letztere, leben einfach und armselig und erhalten durch Gaben der Wohlthätigkeit und aus den Renten ihres Grundbesitzes Elementarschulen. Interessant ist es zu erfahren, daß diese Franciscaner von der österreichischen wie französischen Regierung Geldzuschüsse empfangen, was wol kaum ohne politische Nebenabsicht geschieht, so gut wie Rußland in der von ihm unterstützten Geistlichkeit der griechisch-nichtunirten Kirche seine thätigen Agenten besitzt. Die religiösen Verhältnisse sind um deswillen in Bosnien von großem Belang, weil sie mit der Politik im Zusammenhange stehen. Voran stehen der Zahl nach die Griechen mit 590000 Seelen, dann folgen die Mohammedaner mit 378000, die Katholiken mit 164000 Köpfen. Die Zahl der Zigeuner beträgt 13300, diejenige der Juden 5700, eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl, wenn wir den starken Procentsatz annehmen, welchen die Juden in andern slawischen Ländern ausmachen.

Seit Major Roskiewicz Bosnien besuchte, hat sich dort mancherlei wieder verändert. Er gibt noch an, daß Serajewo keine Druckerei besitze. Dem Mangel ist jetzt abgeholfen und Bosnien weist nun seit dem Frühjahr 1866 seine eigene Presse auf. Das erste Erzeugniß derselben, das uns nach dem Abdrucke einer kroatischen Zeitung vorliegt, ist ein Loblied auf den Sultan Abdul Aziz und zugleich Einladung auf die erste Wochenschrift, den „Bosnischen Boten" („Bosanski Vjestnik"). Das Gedicht selbst ist in türkischer und serbischer Sprache (mit cyrillischer Schrift) gedruckt, und wir können uns nicht enthalten, die Schlußverse hierherzusetzen:

Auch du, o Bosnien, hast nun erblickt
Dieses für die Menschheit nützliche Werk;
Frucht wird es bringen
Und hervorrufen verständiges Thun.

In dir wird unter der Regierung des Sultans Aziz
Eine neue Epoche ihren Lauf beginnen,
Geschmückt mit der Blüte der Aufklärung
Wirst du im Glücke große Fortschritte machen.

Deine Kinder, deine späten Enkel
Werden diesem Werke Kränze flechten,
Und dann wirst du, überglückliches Bosnien,
Sie zum Andenken an diesen Vezier aufreihen.

Wir wollen wünschen, daß die Hoffnungen des loyalen Poeten in Erfüllung gehen mögen. Ob aber die Enkel der jetzigen Generation auf die aufgeklärte Epoche des Sultans Abdul Aziz mit Bewunderung zurückschauen werden, steht allerdings stark zu bezweifeln.

Richard Andree.

Feuilleton.

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Am 25. August starb in Berlin Frau Charlotte Birch-Pfeiffer am Nervenschlag. Von einer karlsbader Cur war sie mit ihrer Tochter, der Frau von Hillern, nach Nauheim gereist, wo sie von den Solbädern eine erfolgreiche Nachcur hoffte. Am 24. August berief eine telegraphische Depesche sie nach Berlin an das Krankenlager ihres Gatten, des hochbejahrten Dr. Birch, der an einem Nervenfieber daniederlag. Die Aufregung über die hoffnungslose Erkrankung rief ihre gewöhnlichen asthmatischen Zufälle hervor, die sich diesmal auf das bedenklichste steigerten. Frau Birch verlor die Besinnung und verharrte in Bewußtlosigkeit bis zu ihrem Tode, der am nächsten Mittag erfolgte.

An Frau Birch hat die deutsche Bühne eine ihrer eifrigsten Producentinnen verloren; sie hat Jahre hindurch das Repertoire beherrscht wie wenige. Nicht jener Thätigkeit, welche dem Unterhaltungsbedürfniß des großen Publikums durch geschickte Einrichtung von Romanen entgegenkommt — mochten auch die künstlerischen Festtage durch diese dramaturgischen Werkeltage oft allzu sehr eingeschränkt werden —, nur den Ausschreitungen dieser Thätigkeit in mannichfachen Misgriffen, wie sie in letzter Zeit sich kundgethan und welche die Geschmacksbildung des Volks zu gefährden drohten, galt der Protest der Kritik, welche die Bühnengewandtheit und praktische Tüchtigkeit der Schriftstellerin nie verkannte. Rechtsgültig bestehen bleibt die culturgeschichtliche Thatsache, daß die deutschen Schauspieldirectoren der Frau Birch ihre vollsten Häuser verdanken und von diesem Standpunkt aus verdiente sie wol eine Todtenfeier auf deutschen Theatern. Ebenso unleugbar ist es, daß sie den jungen weiblichen Talenten die dankbarsten Rollen geschaffen hat; wir brauchen blos an „Jane Eyre", „Das Lorle" und die „Grille" zu erinnern.

Frau Birch war zu Stuttgart am 23. Juni 1800 geboren als Tochter des Domänenraths Pfeiffer und betrat schon im dreizehnten Lebensjahre gegen den Wunsch ihrer Aeltern die Hofbühne in München. Ihre Blütezeit auf dem Gebiete darstellender Kunst fällt in die Jahre 1818—23, in denen sie Kunstreisen in die Hauptstädte Deutschlands machte und durch ihr energisches, wenn auch von keiner anmuthigen Erscheinung unterstütztes Spiel großen Beifall erntete. Im Jahre 1825 heirathete sie den Schriftsteller Dr. Christian Birch aus Kopenhagen, der bei der münchener Hoftheaterintendantur angestellt wurde. Bald darauf fing sie zu schriftstellern an und fand gleich für den ersten Proviant, mit dem sie die Winterfeldzüge der deutschen Stadttheater unterstützte, großen Absatz. Im Jahre 1837 übernahm sie die Theaterdirection in Zürich, welche sie 1843 niederlegte. Das Jahr darauf wurde sie am berliner Hoftheater für ältere Rollen engagirt und lebte bis zu ihrem Tode in der preußischen Hauptstadt.

Man kann in ihrer dramaturgischen Wirksamkeit drei Perioden unterscheiden. Die erste, die bis zu ihrem Engagement in Berlin reicht, ist ihre Sturm- und Drangperiode, in welcher ihre Stücke noch mauvais genre waren und die Hoftheater sich vor ihnen bekreuzigten. „Pfefferrösel" (zuerst 1828 aufgeführt), „Hinko", „Der Glöckner von Notre-Dame" und andere Dramen von ähnlichem Kaliber waren mit Effecten gepfefferte Sonntagsstücke für die große Menge. Frau Birch war damals keck und resolut in der Anlage der Stücke, volksthümlich trivial und flach in der Diction. In ihrer zweiten Epoche machte sich alsbald der Einfluß des berliner Hoftheaters geltend; ihre Muse eignete sich von dem Salonton der französischen Intriguenstücke so viel an, als sich mit ihrer schwäbischen Kernhaftigkeit nur irgend vertrug. Das hervorragendste Product, welches die neue Epoche einleitete, war „Die Marquise von Villette" (1845), ein nach keinem Roman gearbeitetes Originalstück, in welchem der buntgrelle Tapetendruck der frühern Arbeiten zu einer Farbengebung von mäßigem Effect herabgedämpft war, während die auch schon früher bewährte Bühnenkenntniß hier die Scenen zu feinern Pointen zuspitzte. Dieselbe Richtung vertrat: „Anna von Oesterreich", „Der Ring" und „Wie man Häuser baut". „Die Familie", ebenfalls ein Originalschauspiel, und nicht, wie mehrfach neuerdings in den Blättern erwähnt wurde, nach irgendeiner Erzählung gearbeitet, lenkte in das Iffland'sche Genre ein. Erwähnenswerth ist ferner ein Kleeblatt von Stücken, welche zu den Haupttreffern der Birch-Pfeiffer'schen Muse gehören und auf jugendliche weibliche Originalcharakter basirt sind: „Dorf und Stadt" (1848), „Die Waise von Lowood" (1856) und „Die Grille" (1856). Diese drei Stücke haben sich auf allen deutschen Bühnen erhalten. Will man ihr Verdienst richtig abschätzen, so muß man sich nicht auf den literarisch-kritischen Standpunkt stellen und sorgsam nachwägen, wie viel von dem Dialog, dem Geist, den Charakteren und Situationen der Bühnendichterin angehört und wie viel den Autoren, deren Werke sie zum Theil gegen den Willen derselben benutzte, sondern auf den bühnenpraktischen Standpunkt, indem für die darstellende Kunst eine unleugbare Förderung in den Hauptrollen dieser drei Stücke lag. Das verblaßte Fach der ersten Liebhaberinnen wurde durch dieselben außerordentlich aufgefrischt; die Nachzügler der Classiker waren in einen Jambenstil verfallen, in welchem die jungen Vertreterinnen der Liebe nur auftreten angekränkelt von der Röthe einer poetischen Schwindsucht, durchsichtig bis ins Herz hinein, ohne alle Handhaben für die Charakterdarstellung; die jungdeutschen Autoren, welche politische und sociale Probleme auf die Bühne brachten,

kümmerten sich wenig um die ersten Liebhaberinnen, die in ihren Stücken nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet wurden, und die Gestalten, welche Hebbel auf die Breter stellte, waren nur für die Auserwählten des Kothurns geschaffen, gigantische Ausnahmenaturen für eben solche Ausnahmedarstellerinnen. Da schuf Frau Birch im „Lorle“ eine moderne Gurli, in der „Jane Eyre“ einen trotzig reservirten, in der „Grille“ einen seltsam irrlichtelirenden Charakter von paradoxer Keckheit; in allen diesen Gestalten war Entwickelung, waren Uebergänge, es waren Aufgaben für die darstellende Kunst, an denen sich auch rasch hervorragende Talente entwickelten. Das Fach der ersten Liebhaberinnen war von der dramaturgischen Schablone erlöst — und das war eine That der Frau Birch, die zwar nicht in den Annalen der Literaturgeschichte, doch in denen der Theatergeschichte einen auszeichnenden Platz verdient.

Die dritte Epoche, das letzte Jahrzehnt, war ein Amalgam der beiden ersten. Die alternde Dramaturgin hatte die Sicherheit des Stils verloren und experimentirte in der Wahl der Stoffe. Daher ist hier, wie in dem „Erdbeben auf Martinique“, in der „Dame in Weiß“ und andern Productionen, gegen welche sich als geschmackverderbende Effecthaschereien mit Recht die Kritik und zum Theil auch das Publikum auflehnte, ein Rückfall in die Knalleffecte der ersten Epoche unverkennbar.

Frau Birch-Pfeiffer hat mehr als 70 Stücke geschrieben und die größten Bühnenerfolge errungen. Die Thatsache, welche Kossak in der „Schlesischen Zeitung“ mittheilt, daß ihr Nachlaß nicht 8000 Thlr. übersteigt, verdient daher die größte Beachtung. Mag ihre Wohlthätigkeit noch so groß gewesen sein, mag sie, wie Kossak aus eigener Anschauung erzählt, armen Künstlern oft die Hälfte einer eben einlaufenden Tantième geopfert haben: welch ein Verhältniß zwischen Frau Birch und einem Scribe, der zum Millionär geworden, einem Sardou, der sich nach kaum zehnjähriger Thätigkeit als dramatischer Schriftsteller das Herrenschloß von Marly kaufen konnte. Eine dunkle Sage, das zagende Talent ermuthigend, das für die Bühne arbeitete, ging durch die literarische und die Theaterwelt von den seltenen Schätzen, welche der rastlose Fleiß der Frau Birch dem dornenvollen Boden der dramatischen Schriftstellerei, den glänzenden Tantièmen der Hoftheater abgewonnen habe! Und das ist des Pudels Kern! Man frage, welche Schlösser Roderich Benedix, nächst Frau Birch der fruchtbarste und erfolgreichste Bühnenschriftsteller der Neuzeit, sich hat von seinen Einnahmen bauen können, und die Antwort wird unfehlbar darthun, daß eine durch den Staat selbst durchzuführende gesetzliche Festsetzung das Los der deutschen dramatischen Schriftsteller verbessern muß.

Bibliographie.

Albrecht, A. H., Der Fall Jerusalems. Für's evangelische Volk. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Die deutsche Arbeiterpartei, ihre Prinzipien und ihr Programm. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 5 Ngr.

Barth, C. G., Hinauf und herab. — Die Reise in den Krebs. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Elvenich, P. J., Die Beweise für das Dasein Gottes nach Cartesius. Breslau, Aderholz. Gr. 4. 7½ Ngr.

Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spies'schen Faustbuches vom Jahre 1587. Nebst den Varianten des Unicums vom Jahre 1590. Mit Einleitung und Anmerkungen von A. Kühne. Zerbst, Luppe. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fuchs, J., Die Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634. Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Weimar, Voigt jun. Gr. 8. 27½ Ngr.

Georg II. und die schöne Minette. Erzählung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von der Verfasserin von „Ein Pfarrhaus vor 50 Jahren“. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Goethe, Das Tagebuch. Bisher noch nicht gedrucktes Gedicht. 3te Aufl. Berlin, Lemke. 16. 5 Ngr.

Haupt, O., Leben und dichterische Wirksamkeit des Hans Sachs. Posen, Merzbach. Gr. 8. 15 Ngr.

Hirsch, F., Die Oper und der Literaturgeist. Ein Wort zur Operntextreform. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 12 Ngr.

Höfler, C., Aus Avignon. Prag, Calve. Gr. 4. 20 Ngr.

Horowitz, L., Alumoth. Garben auf den Gefilden des Judenthums. Eine Sammlung origineller Novellen. 1ste Lief. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 16. 20 Ngr.

Kannegießer, G., Die Stellung Moses Mendelssohn's in der Geschichte der Aesthetik. Frankfurt a. M., Boselli. Br. 8. 12 Ngr.

Karajan, T. G. v., Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Kászony, D. v., Wegweiser in die Alterthumskunde. Mythologie und Archäologie theils noch bestehender theils verschollner Völker. Nebst einer Uebersicht ihrer Sagen und Gebräuche. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 15 Ngr.

Kohlschütter, O., Venedig unter dem herzog Peter II. Orseolo 991 bis 1009. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Lang, V. v., Ueber unsere Kenntnisse von den optischen Eigenschaften der Krystalle. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Laubert, E., Länder- und Städtebilder. 3te Folge: Thüringen, Wien, Paris. Danzig, Kafemann. 16. 20 Ngr.

Lindner, G. A., Das Problem des Glücks. Psychologische Untersuchungen über die menschliche Glückseligkeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lorbeer und Cypressen von 1866. Nordarmee. Dem Heere und Volke Oesterreichs gewidmete Blätter der Erinnerung an schöne Waffenthaten. Wien, Prandel. 8. 16 Ngr.

Mähl, J., Jean. Lütj Denkmal. Eine Theodicee in Form eines Cultur- und Liebeslebens. Nebst Glossar. Altona, Mentzel. 8. 1 Thlr.

Märzroth, Geister und Gestalten aus dem alten Wien. Bilder, Geschichten und Erinnerungen. Wien, Prandel. 16. 16 Ngr.

Michaelis, G., Ueber Jakob Grimm's Rechtschreibung. Berlin, F. Lobeck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, Louise, Deutschland im Sturm und Drang. Historischer Roman. 4te Abth.: Frankreich gegen Deutschland. 5 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Münster, G. H. Graf zu, Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem Deutschen Reiche. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Nordmann, J., Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des oesterreichischen Hochlandes. Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oberleitner, C., Perikles. Drama. Bern, Jenni. 8. 8 Ngr.

Reidt, H., Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Richter, J., Gruss an die Universität Bonn zur Feier des 3. August 1868. Berlin, Oehmigke. Gr. 4. 25 Ngr.

Richter, L., Skizzen über sociales Leben. 3tes Heft. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 10 Ngr.

Rochefort, H., Die Laterne. Berlin, Schlingmann. 16. 5 Ngr.

Rommel, E., Gedichte. Poesie und Kunst, Liebe, Glaube, Wissen, Arbeit und Vaterland. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenauer, J., Welches ist der Unterschied zwischen sogenannten „öffentlichen“ und sogenannten „Privatschulen“? Ein Wort zur Aufklärung, zuvörderst an Eltern gerichtet. Nebst einem Anhang: Ueber religiös-sittliche Erziehung in konfessionslosen Schulen. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Rubin, S., Spinoza und Maimonides. Ein psychologisch-philosophisches Antitheton. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 12 Ngr.

Schlesinger, W., Die Prostitution in Wien und Paris. Skizzen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Schönau, H. v., Cavalier und Jüdin. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausgewählte Schriften von der Verfasserin der Familie Schönberg-Cotta. Autorisirte Uebersetzung von Charlotte Philippi. 1ster und 2ter Bd. Basel, Schneider. 8. 2 Thlr.

Starikoff, A. H., Die Welt und ihre Gesetze. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steinhofer, F. C., Gedanken über das Leben im Glauben des Sohnes Gottes. Basel, Spittler. 8. 12 Ngr.

Stephan Victor, Erzherzog von Oesterreich. Sein Leben, Wirken und sein Tod. Wiesbaden, Kreidel. Lex.-8. 3 Thlr.

Toeppen, M., Die ältesten Nachrichten über das Geschützwesen in Preußen. Danzig, Bertling. 8. 10 Ngr.

Tölle, W., Beweis der christlichen Wahrheit. Apologetische Betrachtungen für die Gegenwart. 1stes Heft. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Tschischwitz, B., Shakspeare-Forschungen. II. und III. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungewitter, O., Johann Mattheson, ein Musiker mit „Zopf und Schwert“. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 6 Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. 9ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 3 Thlr.

Vierordt, K., Der Zeitsinn nach Versuchen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr.

Wackerhagen, Emma, Auf den Wellen. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 21 Ngr.

Georg Washington. Ein freimaurerisches Lebensbild gezeichnet nach Sidney Hayden's Werk „Washington and his masonic Compeers, New-york 1866“. Zwickau, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Weihe, M., Haideblumen. 2te veränderte und reich vermehrte Auflage. Leipzig, Friese. 16. 25 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein gutmüthiger Mephisto. Komischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, H., Ueber Föhn und Eiszeit. Mit Nachtrag: Der Schweizer-Föhn. Entgegnung auf Dove's gleichnamige Schrift. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, A. T., Die Geistlichkeit und die Schule. Aus Anlaß der Vorlage über die Schulpflege-Aemter. Berlin, F. Duncker. 8. 2½ Ngr.

Wolf, G., Der Abfall vom Christenthume und der Uebertritt zum Judenthume. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 5 Ngr.

— — Joseph Wertheimer. Ein Lebens- und Zeitbild. Beiträge zur Geschichte der Juden Oesterreichs in neuester Zeit. Mit Benutzung archivalischer Quellen. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Würdinger, J., Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347 bis 1506. 1ster Bd. Kriegsgeschichte und Kriegswesen von 1347—1458. München, Literar.-artist. Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zwiefach verloren. Von der Verfasserin der „Königin Isabella“, „Nina“ rc. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. v. Bischoffshausen. 2 Bde. Cassel, C. Luckhardt. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ossian's Finnghal.

Episches Gedicht,

aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von

Dr. August Ebrard.

Nebst einem Anhang:

Ueber Alter und Echtheit von Ossian's Gedichten.

8. Geheftet 24 Ngr. Cartonnirt 1 Thlr.

„Finnghal", die Hauptepopöe Ossian's, erscheint hier zum ersten mal in einer Uebersetzung, welche sich, obwol dem gälischen Urtext in Bezug auf Reim und Versbau getreu nachgebildet, doch in echt deutscher poetischer Form bewegt. In der angehängten Abhandlnng werden die Fragen, die sich an den Ursprung der Ossian'schen Dichtungen knüpfen, auf überzeugende Weise erörtert und gelöst.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

von Dr. Gerd Eilers,

weil. königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe.

Sechs Theile. 8. Geh. (10⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

Selten hat ein Werk in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt wie diese interessanten und werthvollen Memoiren zur Zeitgeschichte, die für die Beurtheilung der jüngsten Vergangenheit sowol wie der gegenwärtigen Zustände in Schule und Staat die wichtigsten Beiträge liefern. Infolge vielseitigen Wunsches wurde der Preis für das vollständige Werk auf 4 Thlr., für einzelne Theile auf je 1 Thlr. vorübergehend ermäßigt.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 10⅓ Thlr. wieder ein.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. (2½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie schließt sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend an. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich auch vorzüglich zum Selbststudium.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 2½ Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger,

Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi.

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's „Handbuch" noch immer unübertroffen da. Es ist für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht. Die von J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage hatte dem Werke eine so große Anzahl neuer Freunde erworben, daß schon wenige Jahre nach ihrer Vollendung eine vierte Auflage nöthig geworden ist.

Preisermässigung bis Ende 1868. 

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Englischen Reiches in Asien.

Von **Karl Friedrich Neumann.**

Zwei Bände. 8. Geh. (7 Thlr.) Ermässigter Preis 2⅔ Thlr.

Die Reichhaltigkeit dieses werthvollen Geschichts- und ethnographischen Werks erhellt aus den nachstehenden Ueberschriften der zehn Bücher, in die es eingetheilt ist: I. England und die ostindische Hansa. — II. Hindu und Muselman. — III. Baber und die Grossmongolen. — IV. West- und Mittelasien. — V. Die Gründung des angloindischen Reiches. — VI. Der Fortbau des angloindischen Reiches. — VII. Die Erweiterung nach Osten und Norden. — VIII. Lord Bentinck und die Reformbewegung. — IX. Afghanistan und Sind. — X. Die Sikh und China.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von

Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.

Drei Theile. 8. Geh. (11 Thlr.) Ermässigter Preis 6 Thlr.

Während das Neumann'sche Werk eine abgegrenzte Periode der asiatischen Staatengeschichte behandelt, hat Käuffer die gesammte Geschichte der ostasiatischen Völker von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, nach sorgfältiger Durchforschung der vorhandenen Quellen, für einen weitern Leserkreis dargestellt.

Oeffentliche wie Privatbibliotheken, denen das eine oder andere der beiden Werke noch fehlt, werden gewiss gern die gegenwärtige Preisermässigung zu dessen Anschaffung benutzen.

Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 17. September 1868.

Jean Paul's Dichtung.

Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung. Ein Stück deutscher Culturgeschichte von K. Th. Planck. Berlin, G. Reimer. 1868. 8. 25 Ngr.

Unsere neuere Literaturgeschichte hat eine sehr empfindliche Lücke: es fehlt uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Paul's. Formlos durch und durch, ein „Tragelaph" neben den geraden Gestalten unserer Classiker, ist er doch viel zu bedeutend, um eine tief eingehende Zergliederung nicht zu verdienen, nicht verlangen zu dürfen. Er erwartet sie, weil sie die Wissenschaft, die Kritik, die Psychologie, die Aesthetik um wichtige Erkenntnisse bereichern wird; er erwartet sie, weil das öffentliche Urtheil, das zwischen blinder Ueberschätzung und blinder Verwerfung, Verurtheilung ohne Verhör und Proceß dunkel hin- und herschwankt, endlich zurechtgestellt werden, weil ihm endlich ein Licht aufgesteckt werden soll, um aus dieser in Extremen schwankenden Ahnung eines Mittelwesens zwischen Größe und Kleinlichkeit, zwischen Kraft und Krankheit ins Klare zu gelangen. Jean Paul ist wol eine pathologische Erscheinung, aber die Section wird wahrlich nicht blos der pathologischen Anatomie des Geistes ein interessantes Material zuführen, sie wird auf große Organe stoßen, nicht nur auf ein ursprünglich schön gebautes, aber freilich krankhaft erweitertes Herz, auch auf ein ungewöhnlich mächtiges, wiewol bizarr verschlungenes Gehirn und auf ein Nervengeflecht von der äußersten Feinheit und feurigsten Schwingung. Jean Paul ist ein Kauz, ein Narr und doch ein Fürst an Geistesmacht, unendlich reich an Kräften. Er kann und will ihre Fülle nicht beherrschen und ordnen, aber sie ist vermöglich genug, um manchem Schlucker, der mit einem „Bah" glaubt über ihn weggehen zu dürfen, ein ansehnliches Kapital testiren zu können.

Jean Paul hat Ansätze zur Größe; er ist nicht blos sentimental, um von der Sentimentalität zum Humor umzuspringen, er ist auch im ernsten Gebiet feurig, saftig, es fehlt ihm nicht die volle Sinnlichkeit, ohne die man kein Künstler und Dichter ist; nur leider glaubt er da, wo er dies Feuer in blassen Mondschein verdünnt, die Manneskraft des Nervs in grabes-sehnsüchtige Thränen, die brennende Farbe in blasses Lila verschwemmt, im Elemente seiner wahrern Größe zu sein. Jean Paul ist aber eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt gerade dadurch namentlich, daß die Sentimentalität in ihm ihren Gipfel erstieg. Eine Stimmung, die von so großer Macht war in England, Frankreich, Deutschland, die uns so lang' beherrschte, verdient an sich schon eine eigene Untersuchung. Was ist ihr Wesen? Wie und warum entstand sie, verbreitete sie sich? Das sind Fragen, die eben nicht leicht, die der Antwort auf Grund einläßlicher Prüfung gar wohl werth und die doch bis heute nur erst ganz dürftig beantwortet sind. Aber noch merkwürdiger ist der seltene und seltsame Mensch dadurch, daß diese weltflüchtige Stimmung in ihm mit so lebhaftem und energischem Purzelbaum wie doch gewiß in keinem seiner englischen Geistesverwandten und Muster in den Humor umschlug. Es ist freilich kein Umsprung, worin sie verschwunden, es ist nicht Heilung; der Springer fängt, kaum auf den Füßen, gleich wieder an, mit nassen und verzückten Augen nach Mond und Sternen und Milchstraße zu blicken, und hebt die Arme wie Flügel, um in die fernen Höhen zu schweben; doch nur um dann mit neuem Sprung die Sohlen derb auf die grobe Erde zu stoßen. Das Spiel beginnt immer von neuem; es ist kein Aufheben des einen Extrems im andern, es ist ein unaufhörlich neues Nebeneinander. Nun aber, wenn und solange er mit festem Fuß auf dem Boden steht, welche Schärfe des Blicks in die Wirklichkeit, welches Falkenauge, welche schneidende Sachlichkeit! Und welcher Reichthum an Witz, an Gleichniß, an Phantasie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den englischen Humoristen sprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufschießende Quell! Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 17. September 1868.

Jean Paul's Dichtung.

Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung. Ein Stück deutscher Culturgeschichte von K. Th. Planck. Berlin, G. Reimer. 1868. 8. 25 Ngr.

Unsere neuere Literaturgeschichte hat eine sehr empfindliche Lücke: es fehlt uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Paul's. Formlos durch und durch, ein „Tragelaph" neben den geraden Gestalten unserer Classiker, ist er doch viel zu bedeutend, um eine tief eingehende Zergliederung nicht zu verdienen, nicht verlangen zu dürfen. Er erwartet sie, weil sie die Wissenschaft, die Kritik, die Psychologie, die Aesthetik um wichtige Erkenntnisse bereichern wird; er erwartet sie, weil das öffentliche Urtheil, das zwischen blinder Ueberschätzung und blinder Verwerfung, Verurtheilung ohne Verhör und Proceß dunkel hin- und herschwankt, endlich zurechtgestellt werden, weil ihm endlich ein Licht aufgesteckt werden soll, um aus dieser in Extremen schwankenden Ahnung eines Mittelwesens zwischen Größe und Kleinlichkeit, zwischen Kraft und Krankheit ins Klare zu gelangen. Jean Paul ist wol eine pathologische Erscheinung, aber die Section wird wahrlich nicht blos der pathologischen Anatomie des Geistes ein interessantes Material zuführen, sie wird auf große Organe stoßen, nicht nur auf ein ursprünglich schön gebautes, aber freilich krankhaft erweitertes Herz, auch auf ein ungewöhnlich mächtiges, wiewol bizarr verschlungenes Gehirn und auf ein Nervengeflecht von der äußersten Feinheit und feurigsten Schwingung. Jean Paul ist ein Kauz, ein Narr und doch ein Fürst an Geistesmacht, unendlich reich an Kräften. Er kann und will ihre Fülle nicht beherrschen und ordnen, aber sie ist vermöglich genug, um manchem Schlucker, der mit einem „Bah" glaubt über ihn weggehen zu dürfen, ein ansehnliches Kapital testiren zu können.

Jean Paul hat Ansätze zur Größe; er ist nicht blos sentimental, um von der Sentimentalität zum Humor umzuspringen, er ist auch im ernsten Gebiet feurig, saftig, es fehlt ihm nicht die volle Sinnlichkeit, ohne die man kein Künstler und Dichter ist; nur leider glaubt er da, wo er dies Feuer in blassen Mondschein verdünnt, die Manneskraft des Nervs in grabes-sehnsüchtige Thränen, die brennende Farbe in blasses Lila verschwemmt, im Elemente seiner wahrern Größe zu sein. Jean Paul ist aber eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt gerade dadurch namentlich, daß die Sentimentalität in ihm ihren Gipfel erstieg. Eine Stimmung, die von so großer Macht war in England, Frankreich, Deutschland, die uns so lang' beherrschte, verdient an sich schon eine eigene Untersuchung. Was ist ihr Wesen? Wie und warum entstand sie, verbreitete sie sich? Das sind Fragen, die eben nicht leicht, die der Antwort auf Grund einläßlicher Prüfung gar wohl werth und die doch bis heute nur erst ganz dürftig beantwortet sind. Aber noch merkwürdiger ist der seltene und seltsame Mensch dadurch, daß diese weltflüchtige Stimmung in ihm mit so lebhaftem und energischem Purzelbaum wie doch gewiß in keinem seiner englischen Geistesverwandten und Muster in den Humor umschlug. Es ist freilich kein Umsprung, worin sie verschwunden, es ist nicht Heilung; der Springer fängt, kaum auf den Füßen, gleich wieder an, mit nassen und verzückten Augen nach Mond und Sternen und Milchstraße zu blicken, und hebt die Arme wie Flügel, um in die fernen Höhen zu schweben; doch nur um dann mit neuem Sprung die Sohlen derb auf die grobe Erde zu stoßen. Das Spiel beginnt immer von neuem; es ist kein Aufheben des einen Extrems im andern, es ist ein unaufhörlich neues Nebeneinander. Nun aber, wenn und solange er mit festem Fuß auf dem Boden steht, welche Schärfe des Blicks in die Wirklichkeit, welches Falkenauge, welche schneidende Sachlichkeit! Und welcher Reichthum an Witz, an Gleichniß, an Phantasie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den englischen Humoristen sprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufschießende Quell! Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch

gesucht, gemacht; aber wir reden von der Gabe an sich, und niemand kann ihre Fülle bezweifeln. Und etwas wollen wir nur sogleich hinzusetzen: das Element ist reiner als im englischen Humor. Das Lüsterne in Sterne, von Smollet nicht zu reden, die Neigung zur feinen, nicht einmal immer feinen Zote ist gerade im Humor ein störendes Element. Der Humor darf und soll keck, cynisch sein, aber eben weil er es soll und darf, so ist er, wenn echt, darin ganz unschuldig; er spielt nicht mäckernd an, er setzt unsere Begriffe von Scham und Sitte nicht als gültig voraus, um sie pikant und aufreizend zu lüften und zu lockern. Wieland hat einen ähnlichen Umsprung gemacht wie Jean Paul, aber er hat dies unreine Element aufgenommen und er ist schon darum, auch abgesehen von der mindern komischen Begabung, kein eigentlicher Humorist.

Interessant aber und von historischer Bedeutung ist an dem wunderlichen Heiligen selbst seine Formlosigkeit. Sie ist belehrende Erscheinung einer alten deutschen Unart. Der Eigensinn gegen die Disciplin, die Eitelkeit interessanter sein zu wollen durch Unordnung, durch Grillen, wilde Ranken, Schnörkel, Stöße, Stiche, Sprünge als durch Ordnung, Vernunft und Ebenmaß, die Verpuffung des Geistes in Irrwischen und romantischen Lichtern: das sitzt tief in unserm Wesen; die ältesten germanischen Zeichner sind Virtuosen in traumhaften Arabesken, lange ehe sie eine Gestalt richtig zu umschreiben vermögen; ein Fischart steckt in uns allen, und wer war wol je ein begabter Deutscher und jung, der nicht den Kitzel gefühlt hätte, lieber eine „Affentheuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung" zu schreiben als eine Geschichte? Der schnurrige Mainzer und Jean Paul: ja wohl, die werden sich lustig begrüßt haben im Elysium! Auch in unsern großen Malern des 16. Jahrhunderts war der Zug zum Phantastischen stark genug, um dem geraden Schritte zur Schönheit ein Bein zu stellen; auch zwischen Albrecht Dürer und Jean Paul besteht mehr als Vetterschaft. Im Grunde handelt es sich bei diesem Hang zur Formlosigkeit, der so tief in uns sitzt, einfach um eine Verwechselung, eine Uebertragung des Inhalts auf die Form: statt Närrisches zu beschreiben, lieben wir närrisch zu schreiben, statt den Rausch darzustellen, rauschig darzustellen, statt Krummes und Hartes zu zeichnen, krumm und hart zu zeichnen. Specielleres Interesse aber hat die Formlosigkeit Jean Paul's dadurch, daß sie auf die verwandte Willkür unserer romantischen Schule überleitet. Freilich in aller Unschuld. Das beständige Ausgehen vom Ich und Zurückgehen auf das Ich, die Durchbrechung jedes Zusammenhangs mit dem Vordrängen der eigenen Person und Reflexion ist bei diesem sonderbaren Schwärmer noch nicht das blasirte Spiel, noch nicht die berüchtigte Ironie der Schlegel, Tieck und Genossen; er glaubt sich vorschieben zu dürfen, weil er's ehrlich meint; er ist gut, er ist ein Kind; er ist im Grunde Rationalist; wenig Dogma und redliche Moral sind die Hebel seiner Entzückungen; er spielt nicht Komödie mit Mysticismus. Aber ein unartiges Kind ist er doch mit seinen Koboldsprüngen, und er hat es zu verantworten, daß wir von ihm den Unfug der Willkür datiren.

Das Unglück ist nun, daß man die Geduld nicht mehr hat, die wunderlichen Erzeugnisse des Querkopfs zu lesen, während er doch der rechten Kritik auf Grund vollständiger Lektüre so sehr bedürfte. Für uns Leute der Klarheit fordernden Zeit ist ja diese Lektüre ein wahrer „Kelch". Die Form sollte dem lautern Wasser gleichen, durch das man einfach die Gewächse, Felsen, Perlen auf dem Grunde sieht; hier müssen wir das Wasser immer erst seihen. Kleider sind Kleider: hier haben wir in jedem Momente die liebe Noth, Knöpfe und Schleifen zu öffnen, zu lösen, als ob der Mensch um des Kleides willen da wäre. Und man will doch nicht mit Siebenkäs sagen: „Ich habe keine Zeit, das Buch zu recensiren, geschweige denn, zu lesen." Schreiber dieses wollte sich einmal an die Arbeit machen, den Mann genau zu studiren, um über ihn zu schreiben, also zuerst, nachdem er wol manches gelesen, sollte alles oder doch das meiste, und gründlich gelesen werden. Allein damals kam er eben von Italien und Griechenland, von der Welt der reinen Formen; es war nicht möglich, nicht zum Aushalten, nach mehrern Anläufen flog das Buch an die Wand. Die Literaturgeschichte von Gervinus erschien; was sie über Jean Paul sagt, trägt wol den Charakter des körnigen Urtheils, der Sättigung dieses Urtheils aus reichem Material wie das ganze gediegene Werk; es wird auch der springende Punkt im Grund ausgesprochen, z. B. mit den Worten: Contrast der Idee mit dem Leben, Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit, stetige Bewegung in Extremen, namentlich durch das schlagende Bild: „Mit Kothurn und Soccus je an einem Fuße wandeln ist ein hinkender Gang"; der sentimentalen Seite von Jean Paul's Welt hat Gervinus zuerst die rechten Namen gegeben, indem er ihren Charakter als juvenil bezeichnet, festgerannt in der Stimmung des achtzehnjährigen Jünglings; allein er benutzt den gefundenen Faden nicht zum Leiter durch das Labyrinth, ja er sagt im Widerspruch mit seinem eigenen Fund, ein springender Punkt sei in dem vielseitigen Charakter nicht zu finden, der Versuch mislinge, in die heterogenen Theile den bindenden elektrischen Funken hineinzuschlagen. Es scheint doch, man reiche ohne die eigentliche Philosophie hier nicht aus; es wird schon dieses Schlüssels bedürfen, um des Mannes Wesen wirklich aus der stets erneuten, in stets neuen Wendungen wiederkehrenden Contraststellung zweier Welten, in die er sich die eine zerrissen hat, in logischer Ableitung zu erklären und Einheit in das verworrene Bild zu tragen. Man muß unter anderm den Fichte'schen Idealismus sich etwas genauer angesehen haben, um das Phänomen Jean Paul im Zusammenhang zu verstehen. Der Wahnsinn Schoppe's z. B., eine der tiefsinnigsten Erdichtungen unsers Humoristen, ist ohne diesen Schlüssel dem Verständniß ganz versperrt, und man sieht aus den paar Worten, die Gervinus über diese Figur und das Verrücktwerden durch Brüten über das Ich sagt, daß sie dem strengen Historiker nur wildfremd vorkommt. Er kann im Geistesleben und den Werken Jean Paul's auch keinen Fortschritt, keine Entwickelung entdecken; das haben ihm viele nachgesprochen; es fragt sich aber, was sich ergeben wird, wenn man die Fäden, die freilich tiefer und dunkler verschlungen sind als bei andern Geistern, mit dem richtigen Instrument auseinanderzieht. Keine unserer Schriften über neuere deutsche

Literatur ist wirklich in diese Lücke getreten. Jean Paul's Biograph Spazier hatte commentirt, nicht analysirt. Julian Schmidt setzt den Mann mit der Essigsäure an, worein er alles taucht, und sagt von den gemüthvollsten Partien, von einem Wuz und Fixlein, es fehle der Färbung „etwas Liebe". Gottschall nimmt sich mit Wärme des Vielgetadelten und Halbvergessenen an, sagt im einzelnen Treffliches, namentlich über Charaktere, Composition, Motivirung, Stil; aber das hohe Lob der Einführung ist mit dem Tadel, der ihm unparteiisch nachfolgt, nicht in innern Zusammenhang gebracht, die großen Prädicate und die scharfen Rügen fallen auseinander, es fehlt das Band, der leitende Begriff, den wir bei Planck finden werden; er streift in manchen Andeutungen an dessen Gedanken. So erkennt er namentlich, daß Jean Paul moderner ist, das Leben schärfer anfaßt als Goethe und Schiller; er bemerkt, nur zu viel einräumend, daß die Classicität der Form vorerst durchbrochen werden mußte, wenn dieser Schritt geschehen sollte; denn damit ist das Jean Paul'sche Maß an Formlosigkeit nicht gerechtfertigt.

Es sei erlaubt, hier ein Wort über eine größere Lücke in unserer Literatur anzuknüpfen. Es fehlt uns über das Ganze der Geschichte der deutschen Dichtung sehr empfindlich noch ein Werk, das ernste, umfassende Forschung und gründlich durchdenkenden, verarbeitenden, ordnenden Geist mit geschmackvoller, in gutem Sinn populärer Form vereinigte. Wir haben die Grundrisse von Koberstein und Goedeke, solide, höchst nützliche Werke des Sammlerfleißes und wol auch des zusammenfassenden, tragenden, leitenden gediegenen Urtheils, aber doch nicht eigentliche Geschichtsdarstellungen, nur höchst dankenswerthe Hülfsmittel für einen eigentlichen Geschichtschreiber; wir haben Handbücher, Leitfäden, wie die guten von Schaefer, aber das sind nur Skizzen; wir haben wirkliche Darstellungen, z. B. von Vilmar und Roquette, in einzelnen Theilen zu empfehlen, in andern befangen wie die erstere, oder flüchtig wie die letztere. Es steht eben doch so, daß man keine Antwort weiß, wenn man von einem strebenden Jüngling, einem gebildeten Weltmann, einem Familienvater, der seine Töchter nicht oberflächlich erziehen will, gefragt wird: welche deutsche Literaturgeschichte sollen wir lesen? Wir brauchen namentlich ein Werk, das nicht blos Urtheile bringt und voraussetzt, man habe die Dichter sämmtlich gelesen; nein, mit guter Auswahl auch Inhaltsdarstellungen, wenigstens da, wo man nur bei speciellern Studien die Stoffkenntniß annehmen darf, wie bei unserer ältern Literatur, oder wo die Erinnerung so leicht sich verwischt, wie gerade bei Jean Paul's Romanen. Wie dankbar wären wir z. B., erzählte uns der Historiker geduldig die Fabel des „Hesperus" und „Titan"! Vilmar und Roquette bringen bei der altdeutschen Literatur manchen willkommenen Auszug, aber in der neuern bekommt man eben überall den Senf ohne das Fleisch.

Doch ich vergesse über der großen Lücke die kleinere und den Mann, der Hand angelegt hat sie auszufüllen.

Planck ist mit der Ausrüstung der Philosophie an sein Werk gegangen; er besitzt also den Hebel, den wir verlangten, wenn es gelingen solle, den Stein vom Geheimniß Jean Paul's zu wälzen; er durchschaut das Wesen des geistigen Processes, um den es sich handelt, im Mittelpunkt, aber er bezahlt seinen Vortheil theuer. Mit eiserner Abstraction, mit unerbittlicher Einseitigkeit verengt er von vornherein den leitenden Begriff durch eine Auffassung, die eine Entdeckung zu nennen, die aber zu begrenzt ist, um alles zu erklären, alles unter ihr zu befassen. Man ermüdet über der Härte der durchgehenden logischen Tautologie, und doch ist eine gewisse Kraft, eine substantielle Gediegenheit, eine gewisse classische Wucht in diesem unentwegten Schauen auf dem einen Punkt; man möchte dem gestrengen Manne der Begriffseinheit gram werden, und man fühlt doch weit zu viel Respect vor ihm, um ernstlich zu grollen. Planck hatte das Phänomen des pathologischen sentimentalen Humors zu erklären, das theilweise seinen Grund in der Zeit, in den damaligen öffentlichen Zuständen hat. Er erklärt es ganz und allein aus diesen. Der Contrast der hohen und idealen Welt, die der deutsche Geist damals aufbaute, gegen alles kleinlich Dumpfe und Verkümmerte der äußern bürgerlichen und nationalen Verhältnisse: dies ist nach ihm der innerste Kern und Ursprung der Jean Paul'schen Dichtung und Anschauungsweise. Jean Paul sieht dieses Elend schärfer und wahrer als andere, namentlich als die Heroen unserer Dichtung, Goethe und Schiller, die ganz in der Idealwelt lebten und sich in ihr ein Bild der harmonischen, naturvollen Menschheit schufen; aber er bleibt im Bewußtsein des Contrastes gefangen, er kann ihn nie vergessen, er entnimmt aus ihm den ganzen Inhalt seiner Dichtung, ohne ihn jemals in wahre und ganze Versöhnung aufzulösen; denn nirgends erhebt er sich zum Bild eines Handelns, wodurch das Ideal in die politische und bürgerliche Welt praktisch hineingearbeitet würde. Er blickt auf diese klägliche Wirklichkeit herab, den Trümmerhaufen unmächtiger Duodezstaaten, die Dumpfheit, Enge und Unfreiheit einer verkommenen kleinbürgerlichen Existenz, mißt sie am Ideal und vernichtet sie komisch mit der ganzen beißenden Schärfe des satirischen Humors, oder er flieht hinweg in ein verschwimmendes Jenseits und schwärmt wie ein erfahrungsloser Jüngling in Träumen der unendlichen Sehnsucht, und jeder von beiden Wegen führt durch tiefen, grenzenlosen Schmerz. Dort unerbittlicher einseitiger Realist, hier sentimentaler einseitiger Idealist, kennt er nirgends die Mitte, wo der Geist und das Leben einander die Hände reichen.

Der weltflüchtige Idealismus und der weltdurchbeizende Humor sind also nur die zwei Seiten eines Contrastes, beide schärfen sich aneinander; es sind zwei Negationen, die in steter Unruhe einander setzen und aufheben; „Frau Mutter, leih' mir d' Scheer": dieses herüber- und hinüberschickende Kinderspiel wird hier unablässig aufgeführt. Jean Paul kennt allerdings auch eine Versöhnung: er steigt herab von seiner Höhe in das kleine Lerchennest, die Hütte, wo gute, beschränkte, kindliche Menschen hausen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heitern Contrast innerer Seligkeit, mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, sich Königen gleich zu träumen, mit mikroskopischem Auge und mit dem Lächeln des innigsten Gemüths auffindet und anschaut. Das Schulmeisterlein Wuz, Quintus Fixlein, und andere Gestalten und Schilderungen sind die Geschöpfe dieser schönsten und reinsten unter Jean Paul's

Stimmungen. Es ist dies der zweite unter den drei Wegen zum Glücke, die Jean Paul in der bekannten Stelle der Vorrede zum „Quintus Fixlein" aufzählt; der erste ist der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechseln, und gerade hier verräth Jean Paul die große Lücke seiner Weltanschauung. Man erwartet nun, Jean Paul werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des eng begrenzten Humors der gemüthlichen Idylle auf das Ganze des Lebens, Nestmachen auch im Großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln. Planck sagt, das dritte wäre: mit festem Schritte und weit um sich schauenden Blicke über die Erde hingehen und in kräftig zugreifendem Handeln sie zu einer würdigen Wohnstätte machen; er verlangt also hier den Uebergang zum ernsten Ideal des mit dem Realismus versöhnten Idealismus. Auch gut; im Grunde ist es gleich, ob man sich eine ernste oder komische Form der Poesie als das richtige Dritte denkt, das kommt auf den Unterschied der Art, des Talents und seiner Grundstimmung hinaus; auch der Humor hat ja seine Basis im Ernste, und es ließen sich kräftig handelnde Menschen darstellen, die recht in dieser Welt zu Hause sind und doch mild über ihre Widersprüche lächeln. Genug, Jean Paul bekennt in der Theorie, wie er in der Praxis zeigt, daß ihm die rechte, die wirklich rechte Mitte fehlt. Gewiß ist er dadurch ein Bild und Typus seiner Nation, wie sie war, als sie zwischen der idealen Höhe, der weltbürgerlichen Weite ihres Geistes, ihrer innern Bildung und der Kläglichkeit ihrer äußern Zustände im tiefen Widerspruche lag, noch ohne Streben und ohne Aussicht, sich davon zu befreien; und gewiß zeigt diese Schrift mit feinem Blick auf die Stellen, wo Jean Paul zu einer Erkenntniß seiner Blöße gelangt und sie selber komisch negirt und vernichtet, als auf vorbildliche Fingerzeige für die Zukunft und die Ziele unserer Nation hin: der Deutsche war damals der gute, liebenswürdige, träumerische, schlechthin unpraktische Gottwalt, und wie der Dichter den gefühlseligen Burschen lächelnd auf seinen dunkeln Wegen begleitet, ohne selbst ein Ende des Wegs zu finden, so blieb der Nation in ihrem jünglinghaften Zustand nichts übrig als die Ironie über seine halberkannte Unreife.

Dennoch ist dieser Begriff offenbar zu eng, um das Ganze der Erscheinung Jean Paul's daraus zu erklären; zwiespältige Geister wird es immer geben, auch bei befriedigten Nationen, in wohlbestellten öffentlichen Zuständen; der Humor neigt immer und überall zu ruhelosem Neuerzeugen von Contrasten, zu ewigem Herüber- und Hinüberschicken; die Welt, die Gesellschaft, der Staat bietet dem krankhaft genialen Geiste jederzeit Stoff genug, um grimmig zu lachen, schmerzlich zu weinen, und nur selten, gemüthlich zu lächeln; der Humor neigt ebenso überhaupt zur Formlosigkeit, wie aus Jean Paul's nächstem Vorbild, aus Sterne, zu ersehen ist; einsiedlerische Bildung könnte heute noch, und wäre Deutschland ganz geeinigt, im Fichtelgebirge, den Alpen oder im Schwarzwald oder auf märkischen Sandflächen in dieselbe grillenhafte Subjectivität sich verrennen. Es liegt in der Natur des Humors, daß er vom eigenen Ich ausgeht, die Widersprüche sich zum Bewußtsein bringt, womit die eigene Persönlichkeit behaftet ist, dann auf die Welt hinausblickt und in ihr das auseinandergelegte Bild des selbsterlebten Conflicts erkennt und anschaut: der Widerspruch im Ich und der Welt Widerspruch sind einer und derselbe. Dies verführt nur allzu leicht zur falschen Einmischung des Ich in die Kunstform. Auch so könnte und sollte der Humor dennoch zur Versöhnung des Ich mit sich und der Welt fortschreiten und immer noch Humor bleiben. Er soll objectiv werden; der Humorist soll frei den Narren zeichnen, der er selber gewesen. Jean Paul schreitet im ganzen und großen nicht zu dieser Freiheit fort; sein Humor bleibt, wie wir öfters genannt, pathologisch; nur in der Idylle kennt er Versöhnung und Objectivität, und ein stärkerer Anlauf gelangt, wie wir sehen werden, nicht zum Ziele. Einen Theil der Schuld dieser innern Verrennung tragen gewiß die öffentlichen Zustände Deutschlands zu Jean Paul's Zeit, aber gewiß nicht die ganze. Planck hätte allgemein vom Wesen des Humors ausgehen und dabei namentlich die Natur der Sentimentalität als des einen Pols von Jean Paul's Humor untersuchen, dann hätte er zeigen sollen, wie leicht er im Subjectiven, im endlosen Herüber und Hinüber der Contraste stecken bleibt, und hierauf erst, wie viel leichter das geschehen konnte in der Enge, Dumpfheit und Kläglichkeit der damaligen politischen und socialen Verhältnisse. Die Abstraction, womit er stets nur auf den einen Punkt schlägt, führt auch zu gewaltsamen symbolischen Deutungen. Es ist wol richtig, aber doch auch gefährlich, verführerisch, wenn man von der Bedeutung, die ein Dichter mit Bewußtsein in seine Erfindungen legt, die sachliche unterscheidet, die sie, ihm unbewußt, für uns haben, und es will uns doch gesucht vorkommen, wenn es z. B. über die „Flegeljahre" heißt: „Im ganzen betrachtet ist also das van der Kabel'sche Testament und die Bestimmung, welche dem Helden vorgezeichnet ist, sachlich nichts anderes als ein humoristisches Sinnbild der Bestimmung der deutschen Nation." Selbst die Unform Jean Paul's, die Ueberwürzung, Versalzung, Abirrung und Ausweichung, Zersplitterung soll nicht etwa angenommene Manier, sondern direct aus dem innern Grundmangel in der ganzen Denk- und Anschauungsweise zu erklären sein. Gewiß hängen beide zusammen, aber gewiß nicht unmittelbar. Jean Paul's Manier besteht ja gar nicht blos in Umschlägen von einem Extrem ins andere; die Polyhistorie des Witzes kann man wol, wie Planck thut, aus einem Bedürfniß erklären, dem Engen und Kleinen ein universalistisches Gegengewicht zu geben, aber schließlich liegt eben eine Unart und falsche Gewöhnung vor, die rein ästhetisch für sich zu betrachten ist und mit dem innersten Widerspruch nur überhaupt das Prädicat des Disharmonischen theilt.

Friedrich Vischer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Erzählungen.

1. Arnstein. Roman in drei Bänden von Gustav vom See. (G. von Struensee.) Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Romane Gustav's vom See, die gegenwärtig in einer Gesammtausgabe erscheinen, sind zwar ungleich an Werth, indem in einzelnen nicht der erste Wurf gelungen ist und dadurch eine gewisse Breite und Mattigkeit in die Ausführung kommt, haben aber alle den Vorzug einer tüchtigen Beherrschung der realen Lebensverhältnisse, die ihnen einen soliden Unterbau gibt, und einer geschmackvollen stilistischen Einkleidung. Was die Romantechnik betrifft, so macht der Autor offenbar von Roman zu Roman größere Fortschritte in Bezug auf die Anwendung derjenigen äußern Mittel, durch welche eine sich steigernde Spannung hervorgerufen wird.

„Arnstein" gehört zu den besten Werken Gustav's vom See und hat vor dem letzten Roman: „Heimatlos", den Vorzug engern Zusammenhalts, präciserer Fassung und einer minder gewagten Katastrophe voraus, obgleich auch hier die Lösung allzu kühn in den Bereich der Möglichkeiten hereingreift, um nicht auf die Erfindung den Schein romanhafter Absichtlichkeit zu werfen. Doch die Lösung ist hier wenigstens psychologisch wahr, während sie in „Heimatlos" durch einen Hokuspokus hervorgerufen wird, der sich allenfalls culturgeschichtlich durch die Verirrungen einer Epoche motiviren läßt, aber für die Gegenwart keine überzeugende Beweiskraft hat.

Doch die Vorzüge des neuen Romans sind noch anderer Art. Der Held ist eine durchaus interessante Erscheinung mit düsterer, gedankenvoller Physiognomie, wie wir sie in den bisherigen Werken unsers Autors nicht fanden, und diese Schwermuth ist nicht Laune und Blasirtheit, sondern durch tragische Erlebnisse vollkommen motivirt. Sehen wir ihn doch im ersten Bande, wie er, von einem geliebten Mädchen begleitet, das er dem Aelternhause entführt hat, als deutsch-französischer Offizier mit dem Heere Napoleon's nach Rußland zieht. Wir befinden uns in einer preußischen Festung an der Weichsel; noch glaubt man nicht an den Ernst des Kriegs. Als derselbe unvermeidlich erscheint, muß der Offizier sich von der Geliebten trennen, die ihm inzwischen ein Töchterchen geboren hat. Er läßt sich vor dem Abmarsch mit ihr trauen, sie bleibt dann in guter Pflege zurück. Mit krankhafter Spannung sieht sie den Briefen des Geliebten entgegen, die allmählich ausbleiben, während die Nachrichten von den Schreckenskatastrophen des russischen Kriegs allgemeine Bestürzung verbreiten. Sie ist überzeugt von dem Tode des Geliebten, da das Regiment, dem er angehört, nach den Berichten vom Kriegsschauplatz bei Borodino fast aufgerieben wurde; vor Schmerz und Sehnsucht erkrankend, stirbt sie dahin. Eine Pfarrerswitwe nimmt das Kind zu sich und flüchtet mit ihm, als der Sturm und Drang des verwilderten Rückzugs und Kriegsgefahr die Festung bedroht; doch sie selbst wird von plündernden Kosacken getödtet und von dem Kinde ist jede Spur verloren. Der im Elend zurückkehrende Offizier steht am Grabe seines Weibes und sucht vergebens seine Tochter.

Dies Gemälde ist bewegt, lebendig, reich an spannenden und rührenden Zügen. Nur überwiegt zu sehr das physiologische und pathologische Element. Wir werden gleich bei Beginn des Romans in die Wochenstube geführt und verweilen fast während des ganzen ersten Bandes am Krankenbett. Dafür entschädigt der poetische Reiz, der die junge anmuthige Dulderin umschwebt. In den kleinbürgerlichen Genrebildern ist vielleicht etwas zu breite Detailmalerei, die hin und wieder ins Triviale fällt, während der Pfarrer und seine Frau zwei treffliche Charakterköpfe sind. Doch für den Charakter des Helden selbst ist eine unerschütterliche Grundlage gewonnen. Wer so in seiner Jugend die Schrecknisse des grausamsten Feldzugs mit erlebt, wer sein kaum begründetes häusliches Glück so rettungslos im Sturm der Zeit zerschellen sah: den darf man nicht einen launischen Kopfhänger schelten, einen blasirten Weltschmerzler, wenn sich seine Stirn in Falten legt gegenüber dem furchtbaren Ernst des Lebens. Gleichwol ist Graf Arnstein kein träumerischer Müßiggänger, der sein Herz mit dreifachem Erz gegen die Kämpfe und Bestrebungen der Zeit umgürtet hat; er betheiligt sich an den Bestrebungen der deutschen Jugend gegenüber der politischen Reaction, wie an dem griechischen Freiheitskampf, und es ist ein feiner Zug des Autors, daß er ihn zum Genossen Byron's in Missolunghi macht. Graf Arnstein hat etwas von einem Byron'schen Helden; der düstere Zug eines Lara und Konrad ist ihm aufgeprägt. Ist doch auch seine Geliebte gestorben wie Medora als ihr versprengte Banden die falsche Nachricht von Konrad's Tode brachten.

Das eigentliche Problem dieses Romans — und wir haben es diesmal, wie selten bei Gustav vom See, mit einem wahren psychologischen Problem zu thun — ist die Erlösung eines so verdüsterten, dem Glück entfremdeten Helden durch die Liebe. Das epische Hemmniß, das dieser Lösung entgegengestellt wird, ist noch problematischer und gehört jenem Gebiete an, auf welchem Hebbel und manche neufranzösische Autoren heimisch sind. Graf Arnstein wird durch ein auffallendes Zusammentreffen von Umständen zu der Ueberzeugung gebracht, daß das Mädchen, das er liebt, seine verlorene Tochter ist, und er erkennt dieselbe, trotz einer Lücke in dem Zusammenhang der beweiskräftigen Thatsachen, gerichtlich als solche an. Der Kampf im Herzen zweier Liebenden, die auf einmal genöthigt sind, das Gefühl leidenschaftlicher Hingabe herabzustimmen zu der kühlern Zuneigung der Aeltern- und Kindesliebe, ist von dem Autor mit vieler psychologischer Wahrheit dargestellt. Kühnere Romandichter hätten aus dem Grafen Arnstein einen umgekehrten Oedipus gemacht, der seine Tochter heirathete, wie jener die Mutter, und mit vermessener Polemik den Incest zu einer gesellschaftlichen Satzung herabgesetzt, von welcher die Natur nichts weiß; andere hätten wenigstens die Möglichkeit desselben in der Luft schweben lassen und nach der Wiedererkennung von Vater und Tochter mit einer Dissonanz geschlossen. Bei Gustav vom See ist das Problem nur eine Ausweichung, die wieder zu voller Harmonie führt, nur eine roman-

hafte Hemmung, welche nicht ernst genommen wird; denn es ergibt sich am Schluß, daß Alice nicht seine Tochter ist, die er in einer andern Else, der Tochter eines Steuereinnehmers, wiederfindet, und das Glück des Vielgeprüften ist zugleich mit der Beruhigung des Lesepublikums gesichert.

Die Erfindung des Autors ist nicht verlegen um Motive und im einzelnen correct in ihrer Beweisführung. Das Duplicat zweier älternloser Töchter, die beide nach dem russischen Feldzug, um dieselbe Zeit und in derselben Gegend, von Fremden aufgefunden und angenommen werden, fällt zwar nicht aus dem Bereich der Möglichkeit heraus, wird aber von uns nicht ohne den Hintergedanken acceptirt, daß ein solches Zusammentreffen doch nur in Romanen wirklich wird. Davon abgesehen, könnte kein Jurist gegen die Logik der Thatsachen, die der Autor ins Feld führt, irgendwelche Einwendungen machen. Dasselbe gilt von dem Erbschaftsproceß des gräflichen Onkels gegen den Neffen, ein Proceß, dessen Voraussetzungen und Motive verwickelter Art, aber doch durchsichtig genug sind, und von der Darstellung der mainzer Centraluntersuchungscommission, welche hier aus ihrem Grabe heraufbeschworen wird. Daß der Autor in seinen Erfindungen oft originell und pikant ist, beweist die Situation des Steuereinnehmers, der längere Zeit, ohne es zu wissen, in der Waldhütte über der ihm geraubten Kasse schläft. Das Streben nach parallelgehenden Handlungen, wie wir sie in vielen Shakspeare'schen Dramen finden, ist unverkennbar, wenn wir den Grafen und den Steuereinnehmer, jenen vor einer unverschuldeten politischen Untersuchung, diesen unschuldig vor einem Criminalproceß fliehend, gleichzeitig sich im Walde verbergen sehen. Es ist ein Schimmer romantischer Ironie, der die Begegnung der beiden Flüchtlinge beleuchtet.

„Arnstein" ist einer der gedankenreichsten Romane Gustav's vom See. Offenbar ist die Muse dieses Autors, welche der Sentenz und Reflexion bisher mit einer gewissen Absichtlichkeit aus dem Wege ging, in eine neue Phase getreten, in der sie selbständige Albumblätter mit sinnigen Zügen ausführt und in die Erzählung verwebt. Nicht blos in dem Dialog, wie früher, findet die Sentenz jetzt ihre Stelle; die Reflexion tritt uns nicht allein aus der Seele des Helden heraus entgegen; der Autor selbst tritt als reflectirender Chorus auf, indem er mit Gedankenguirlanden die Scene der Handlung umwindet. Wir geben einige Proben:

Wie die leichten Cirruswolken, hoch durch den blauen Himmel gen Norden ziehend, die Strahlen der Sonne nicht beeinträchtigen, aber doch die herannahende Trübung, den kommenden Regen und Sturm verkünden: so bilden auch die ersten in der Seele des Menschen entstehenden unscheinbaren Zweifel an die Fortdauer eines glücklichen begehrenswerthen Zustandes oder an die eigene Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu die unsichtbaren Anfänge seiner Zerstörung. Hoch oben auf der sonnenbeschienenen First unsers Wünschens und Begehrens kräuselt ein unbeachteter Lufthauch den blendend darüber lagernden Schnee, er rieselt hinab von der idealen Höhe, auf welcher wir dem Himmel näher zu sein glaubten, und begräbt, zur zerstörenden Lavine sich verdichtend, unten im Thale des bescheidenen irdischen Wohlergehens alle die daselbst zum Kampfe mit dem Geschick mühevoll errichteten Werke....

Keiner unserer Sinne steht in so unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen als das Gehör. Für eine jede Schwingung der Seele besitzen wir einen besondern Ton der Stimme, und dieser Ton erweckt wieder in dem Herzen dessen, der ihn vernimmt, die gleiche Empfindung. Der Gesang wie die Sprache, mit dem ersten Menschenpaar geboren, ist das Streben und Verlangen, die zu mächtig im Herzen wogenden Gefühle und Empfindungen in Töne zu übertragen, Schmerz und Freude sich nach außen ergießen zu lassen. Der Sänger ist der Gebende, aber, Gaben spendend, steigert er sein Gefühl und findet selbst unbekannte Schätze, der Hörende empfängt, aber auf den sympathisch an sein Ohr schlagenden Tonwellen schwebt die Seele des Gebenden, um sich mit der seinigen zu vereinen. Nicht von Auge zu Auge, sondern von Ohr zu Ohr schwingt sich jene leichte ätherische Brücke, auf der die seelischen Empfindungen von Herzen zu Herzen hinüberschweben; die Sprache ist die verkörperte Schlange des Paradieses, der Gesang die über die von Schmerzen überflutete Erde hinfliegende Friedenstaube....

Was der Mensch nicht wirklich ist, sondern sich nur einredet oder einbildet zu sein, ist aber niemals seine wahre Gestalt, sondern nur eine Verkleidung, in welcher er umhergeht. Es gibt niemand, welcher nicht bemüht wäre, die Nacktheit seines Innern, seine schlechten und selbst seine guten Eigenschaften durch solche Verhüllungen anders darzustellen, als sie wirklich sind; dieselben Beweggründe, welche uns bestimmen und nöthigen, die Blößen unsers Körpers zu verdecken und mit den verschiedenartigsten und stets wechselnden Dingen zu behängen, walten auch bei der Toilette unsers Innern ob; sie ist ganz so der Mode, dem Klima, den in jedem Lande herrschenden Vorurtheilen und Anschauungen unterworfen, wie die Bekleidung unsers Körpers; aber in den wichtigsten und entscheidendsten Momenten des Lebens reichen diese künstlichen Hüllen nicht aus, und — „die nackte Wahrheit", oder „die Wahrheit des Nackten", das heißt: der Mensch, wie er wirklich ist, nicht wie er sich oder andern vorspiegelt zu sein, kommen dann immer wieder allein zur Geltung. Deshalb die Erfolge derjenigen, welche in Wahrheit und auch unbekleidet schön, edel und nach dem Urbilde ihres Schöpfers gebildet sind, und das spurlose Vergehen derer, welche ihre Misgestalt mit noch so bunten, vor dem Winde dahinstäubenden Lappen behängen.

Wir fügen eine im Byron'schen Stil opalisirende Reflexion des Helden hinzu:

Wäre ich zu einer andern Zeit geboren — sprach er leise murmelnd vor sich hin —, so würde ich in ein Kloster gehen, in ein Cistercienserkloster, ich könnte dort unter dem Banne des ewigen Schweigens täglich an meinem Grabe arbeiten und die Nächte in meinem Sarge schlafen. Jetzt geht das nicht, jetzt kann ich das nicht, weil mir die Empfänglichkeit, die Hingebung zu solchen Anschauungen durch die nivellirenden Wogen des Lebens geraubt sind. Die Zeit ist zu klein und zu erbärmlich zur Erzeugung und Verkörperung jeder großen und erhabenen Idee! Alles, was die Menschen erstrebt und erreicht, war Irrthum: die kommenden Geschlechter erkennen immer denjenigen der vorhergegangenen und klügeln und spotten darüber, indem sie einen neuen an seine Stelle setzen. So ist es von jeher gewesen, und so wird es immer sein! Die Zeit war die größte und beneidenswertheste, in welcher sich die Menschheit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für das selbstgeschaffene Ideal eines Irrthums aufopferte und bereitwillig für einen religiösen oder politischen Wahn in den Tod ging. Wie beneidenswerth waren jene Cisterciensermönche, welche die Ruhe und das Schweigen des Grabes anticipirten und so aus eigenem und freiem Willen jenen Zustand für sich herbeiführten, der das Ziel und das Ende alles menschlichen Strebens, die alleinige und sichere Erfüllung alles Sehnens und Bangens ist.

Auch der Reiz landschaftlicher Schilderung ist in diesem Roman oft in hohem Maße anmuthend. Es sind namentlich die rheinländischen Gegenden mit dem Duft, der über diesen Landschaften schwebt, in deren Darstellung unser Autor am glücklichsten ist; es scheint, als ob der verklärende Zauber der Jugenderinnerungen unserm Autor, einem geborenen Rheinländer, hier die Feder führe.

Daß der Wald zu seiner Lieblingsscenerie gehört, ist aus seinen frühern Romanen bekannt; die Oberförster sind regelmäßig wiederkehrende Figuren. Doch scheint uns durch die Situation, die etwas an Stifter's „Hochwald“ erinnert, hier die Waldeinsamkeit noch poetisch bedeutsamer; und wenn auch die mystische Naturandacht des böhmischen Studienmalers unserm Autor fernliegt, so drückt er auf der andern Seite auch nie das Geschick der Menschen zur Staffage herab, und niemand wird sich dem sinnigen Reiz verschließen, mit welcher die einsame Nacht im Walde geschildert ist.

2. Das Fräulein von Augsburg. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert von Adolf Stern. Leipzig, Weber. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die alte Reichsstadt Augsburg spielt in unsern neuen geschichtlichen Romanen eine große Rolle. Storch schildert sie im „Deutschen Leineweber“, Gutzkow in „Hohenschwangau“; wir werden vertraut mit Straßen und Plätzen, als wenn wir selbst dort heimisch wären. Diesen Autoren schließt sich Adolf Stern mit der obigen Erzählung an, welche, was die Sattheit der Farben betrifft, mit denen das reichsstädtisch-patricische Leben gemalt ist, keinesfalls hinter ihnen zurücksteht. Wir erinnern nur an das Fest im Hause der Welser, dessen Mittelpunkt der lebenslustige Kurfürst von Köln bildet, wir erinnern an die Hochzeitsfeier in Zusmarshausen, an die Volksscenen auf dem Markt vor dem Rathhaus nach dem Bankrott der Welser. Die Heldin ist nicht jene, im deutschen Drama und der deutschen Novelle eingebürgerte Philippine Welser, welche die Hand des österreichischen Erzherzogs zu erobern wußte; es ist eine Namensgenossin aus späterer Zeit, in welcher der Stern der Welser nicht mehr so glänzend schimmerte wie früher. Um das Haus vor dem Untergang zu retten, geben die zwei Träger der Firma ihre Zustimmung, daß Philippine einem reichen kölner Jungherrn verlobt wurde, der eine bedeutende Summe zur Rettung der Welser auszahlte. Diese Summe floß aber aus der Kasse des Kurfürsten von Köln, eines österreichischen Ferdinand, der gegenüber der augsburger Schönheit die zweideutigsten Absichten hegte und wie sein Namensvetter, wenn auch in minder offener und redlicher Weise, nach dem Genuß so seltenen Liebreizes trachtete. Der Held der Erzählung ist der Reiterführer Wolfgang Berg, der die schöne Philippine liebt und wieder geliebt wird, aber aus Mistrauen und Misverständniß sich vom Hochmuth der hoch über ihm stehenden Patriciertochter zurückgestoßen glaubt. Gleichwol ist er bereit, sich für sie zu opfern, nachdem er erkannt hat, daß sie verkauft und verrathen ist; doch eine unblutige Katastrophe führt die Entdeckung der bösen Intentionen des Kurfürsten herbei, und nach dem Bankrott des Hauses der Welser, der uns in den anschaulichsten Bildern vorgeführt wird, erhält Wolfgang die Hand des von ihrer Familie verstoßenen augsburger Fräuleins.

Das Gemälde ist mit kunstverständiger Hand entworfen; die Gruppen sind wohl vertheilt und heben sich wirksam voneinander ab. Die Scenen am Hochzeitstage sind von großer Lebendigkeit; mit reger Spannung folgen wir den Vorgängen. Nur im Gang der Handlung vermissen wir hier und dort die überzeugende Folgerichtigkeit, und das Motiv des Lauschens, ein allzu rostiges Glied in der Kette der Motivirungen, wird mehrfach eingeschoben. Daß der Marschall Pappenheim statt des kölner Kaufmanns auf einmal den Wolfgang Berg für geeigneter hält zur Scheinehe mit der schönen Philippine und deshalb einen Ritt bis zum Bodensee in sein Heimwesen zu ihm macht, erscheint uns nicht einleuchtend. Zwar sagt Wolfgang: „Er sucht einen Gemahl für das Fräulein, einen Gemahl, der draußen auf der Landstraße oder im Felde sein kann, wenn nur die holde Dame daheim am Hofe ist. Und weil ihm noch zweifelhaft dünkt, ob Herr Melchior Bassenheim so stattliche Rolle spielen mag, so seid Ihr auf den Einfall gekommen, Wolfgang Berg, der Reiter, der Landfahrer, sei der Mann, den Ihr braucht.“ Doch dies Motiv erscheint nicht stichhaltig für den Schritt des Marschalls. Er mußte sich sagen, daß ein Bassenheim für eine solche Scheinehe brauchbarer ist als ein Wolfgang Berg; denn jener hatte bereits den Beweis dafür geliefert, den dieser, seinem ganzen Charakter zufolge, niemals liefern konnte, und jenen liebte das Fräulein nicht, während hier jedes Attentat des Kurfürsten auf eine durch Leidenschaft der Liebe gefestigte Ehe gestoßen wäre. So bleibt nichts übrig, als den Marschall Pappenheim für einen schlechten Diplomaten zu halten, was ja bei einem solchen Haudegen weiter keine große Verwunderung erregen darf.

Den Stil und die Darstellungsweise Adolf Stern's kennen wir von seinen Novellen her; sie haben einen feinen und vornehmen Zug und bei aller Glätte doch Wärme und Leben. Zur Probe theilen wir die Schilderung des Hochzeitszugs in Zusmarshausen mit:

Gegen 2 Uhr mochte es sein, als das dumpfe schwirrende Geräusch zu lautem Jubel emporschlug und wachsendes Freudengeschrei erscholl. Es flog vor den Wolken Staubes einher, die sich fern auf der Straße zeigten, es pflanzte sich in den Reihen der Zuschauer fort und sprang zu allen Fenstern und Dachluken, zu allen Zäunen und Hofmauern empor, aus denen Kopf an Kopf lugte. Wolfgang erbebte und mußte all seine Kraft zusammennehmen, um auszuharren und den Zug, der ihn und ihn allein unter den Hunderten mit Grimm erfüllte, an sich vorübergehen zu lassen. Seine Augen schmerzten ihn — geblendet, aber fest, schaute er auf den Trupp prächtiger Reiter, der vorantrabte. Der Staub, welcher auf den reichen Decken ihrer Rosse, auf den schimmernden Sammtgewändern und Federhüten lag, zeigte, wie sie sich getummelt hatten. Wolfgang erkannte sie alle, die Jungherren der Geschlechterstube von Augsburg — es waren kräftige Gestalten, scharfgeschnittene, von Stolz und Festfreude leuchtende Gesichter unter ihnen. Dicht hinter den Reitern, welche ab- und zusprengten, begann der eigentliche Zug — Carrosse an Carrosse, schwerfällige, hochgebaute, prunkhaft vergoldete Wagen, mit vier und sechs Rossen bespannt, die vor dem Menschengewühl, dem brausenden Lärm scheuten und von den hochsitzenden Wagenführern kaum gelenkt werden konnten. Zur Seite jedes Wagens befanden sich gleichfalls Reiter; zahlreiche Dienerschaft in Gestalt von Läufern, Pagen, Mohren und bewaffneten Trabanten, alle in schimmernd reicher Tracht, füllte die Zwischenräume. Die Reihen der Zuschauer jauchzten jedem Wagen, jedem Trupp des Geleits zu: Wolfgang's Auge aber flog ungeduldig über die bunte, bewegte, glänzende Masse dahin, ihn kümmerten die stattlichen Patricier von Augsburg in den vordern Carrossen und all ihre Hausdienerschaft nicht, sein Blick streifte kalt und feindselig den Prunkwagen, in dem Herr Matthäus und Herr Paulus Welser dem alten Kaspar Bassenheim von Köln gegenübersaßen. Endlich kamen sie heran, denen dieser festliche Schimmer, diese tobende Freude galt! Von den prächtigsten und vornehmsten der gelei-

tenden Jungherren umgeben, mit sechs falben italienischen Rossen bespannt, zeigte sich ihr Wagen, und in ihm die Braut selbst an der Seite des Stadtpflegers Marcus Welser, vor ihr Herr Melchior Bassenheim im reichsten Festgewand. Wolfgang's Augen drohten unter hervorquellenden Thränen den Dienst zu versagen, aber mit letzter Kraft drängte er die Thränen zurück und sah fest, immer fester auf den langsam herankommenden Wagen hinab. Er fühlte in diesem Augenblick, wo er die Gestalten, die Mienen drunten deutlich wahrnahm, wie sein eigenes Gesicht von kalter Blässe überzogen ward, wie schwere Tropfen auf seine Stirn traten. Er verschlang mit den Augen jeden Zug Philippinens, des neben ihr sitzenden Oheims und des Bräutigams. Philippine Welser strahlte auch heute trotz ihres bleichen überwachten Ansehens in Schönheit und Liebreiz. Durch das blonde Haar schlang sich ein kostbarer Schmuck von Gold und blitzenden Steinen, in dem der Schleier befestigt war, ein Prachtgewand von violettem Sammt hob die schlanke Gestalt, um den Nacken legte sich ein gleich kostbares Geschmeide wie um die Flechten. Wolfgang's Blick aber glitt von der Herrlichkeit hinweg und haftete an ihrem Antlitz. Die weiße Stirn, die blauen Augen, die nur tiefer zu liegen schienen als sonst, kannte er nur zu wohl, aber eins war ihm fremd in diesem Gesicht, eins hatte er nie geschaut, selbst in der Stunde nicht, wo sie ihn mit dem ganzen Stolz ihres Hauses von sich stieß. Ein herber harter Zug um den Mund, der die schönen Lippen fest zusammenschloß und selbst, wenn sie ein Wort zum Stadtpfleger sprach, nicht wich, erfüllte ihn mit tiefem Leid. Finster und zürnend wandte sich sein Blick zu dem Bräutigam, im Antlitz desselben meinte er die Bestätigung für seine schlimmsten Gedanken zu lesen. Herr Melchior Bassenheim lächelte zwar nach allen Seiten, er rückte den kurzen Mantel mit dem Schmuck der reichsten brabanter Spitzen selbstgefällig zurecht, er sprach lebhaft zu den jungen Patriciern, die dem Wagen zunächst ritten: aber Wolfgang's eindringenden Augen entging eine gewisse Unruhe, eine argwöhnische Unsicherheit nicht. Ihm kam es vor, als ob der kölnische Jungherr den Blick weder zu seiner schönen Verlobten noch zu Herrn Marcus Welser frei zu erheben wage. So durfte der Mann, der heute einen so hohen Tag beging, nicht dreinschauen, so nicht, wenn keine geheime Schuld auf seiner Seele lag, so nicht, wenn ihn nur das Bewußtsein drückte, all den Liebreiz der Gestalt, all die Schönheit der Züge, die für ihn blühten, nur mit seinem Gold erkauft zu haben.

3. Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman von Leopold von Sacher-Masoch. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr.

Kein größerer Gegensatz in Stil und Behandlung, als zwischen diesem Roman und der Stern'schen Erzählung! Sacher-Masoch hat eine glühende Phantasie, die jede marmorne Plastik verschmäht. Eine vibrirende Unruhe verstattet seiner stürmischen Muse selten, eine Situation auszutragen; schon folgt sie neuen Anlockungen zu neuen glänzenden Bildern. Eine orientalische Farbenpracht, ein wildes heißes Wogen der Leidenschaft reißt uns wie in Wirbeln fort und läßt nirgends ein streng episches Behagen aufkommen; es ist historische Sensationsromantik, reich an Verwickelungen, Verkleidungen, Ueberraschungen, Effecten. Oft tritt die Farbenskizze an die Stelle des Gemäldes, und oft sind einige dramatische Acte von sich überstürzender Handlung zu einem Romankapitel zusammengeballt.

Dies Colorit ist wenig episch, aber es ist magyarisch, und darin liegt zum Theil seine Rechtfertigung. Es ist nicht blos der subjective Geist des Autors, der sich gegen das Gesetz der dichterischen Gattung auflehnt, es ist auch wieder die objective Treue der Darstellung, die den Feuergeist der Nation treu widerspiegelt.

Der letzte König von Ungarn ist Ludwig II., ein schwacher, schwankender Monarch, der in der Schlacht bei Mohácz gegen die Türken fiel. Nach seinem Tode theilten sich bekanntlich der österreichische Erzherzog Ferdinand und Zapolya von Siebenbürgen, eine der Hauptgestalten des Romans, in das von den Türken nicht eroberte Reich. Doch die eigentliche Heldin des Romans ist jene Königin Maria von Ungarn, die als feingebildete und staatskundige Fürstin auch in Gutzkow's „Hohenschwangau" erscheint, von Sacher-Masoch aber als ein Ideal weiblicher Schönheit, das alle Herzen erobert, als eine zur Herrschaft geborene Frauengestalt von Geist, Feuer und rücksichtsloser Unerschrockenheit dargestellt wird. Dabei stattet sie der Autor mit zarter Empfindung, wie in ihrem Verhältniß zu dem geheimnißvollen Unbekannten, und dann wieder mit Zügen von Wildheit und Grausamkeit aus, die er nicht einmal auf eine dämonische Natur zurückzuführen, sondern aus den politischen Gewohnheiten des Jahrhunderts zu erklären sucht. Immerhin bleiben diese Contraste für unser Empfinden etwas unvermittelt; wir können uns keine schwärmerische Liebesromantik denken bei einer Frau, welche einen jungen schönen Edelmann entkleiden läßt und in die Folterkammer schickt und der Folterung selbst beiwohnen will; wir können uns keine feine classische Bildung denken bei einer Megäre, welche den türkischen Gesandten wider alles Völkerrecht in einen Sack nähen und in die Donau werfen läßt, nachdem sie vorher mit einer scharfen Nadel in den Sack gestochen und ihr Opfer grausam gepeinigt hat. Wenn diese brutalen Thatsachen von der Geschichte überliefert sind, so glauben wir wenigstens nicht an die Fähigkeit einer solchen Gewaltherrscherin zu zarten Gefühlen, sondern nur zu jener üppigen Sinnlichkeit, wie sie von unserm Autor in die Schlangennaturen der schönen Kumanierin und der heimtückischen Irma Peren gelegt ist und mit berauschendem Hauch, mit östlicher Glut den ganzen Roman durchweht.

Der historisch bedeutsame Gegensatz, der im Fortgang der Geschichte zum Austrag kam, ist der zwischen dem ehrgeizigen Zapolya, der ein selbständiges Ungarreich aufrecht halten wollte, und zwischen Königin Maria, welche im Lauf der Ereignisse zu der Einsicht kommt, daß nur die Vereinigung von Ungarn und Oesterreich diese Ländergruppe zu einem hinlänglich starken Bollwerk gegenüber den Angriffen der Türken macht, und Ungarn den Habsburgern in die Hände zu spielen sucht. Im Nachweis dieser geschichtlichen Nothwendigkeit liegt eine stillschweigende Verherrlichung der Mission Oesterreichs und zwar nach jener Seite hin, wohin selbst die Gegner desselben seinen Schwerpunkt verlegen. Doch ist der patriotische Hymnus des Autors keineswegs vorlaut und tendenziös. Im Gegentheil, wir hätten eine schärfere Betonung dieses geschichtlichen Gegensatzes gewünscht, der durch die Zuneigung Zapolya's zu der Königin Maria etwas an seiner Schärfe verliert.

Die in Glut getauchte, brillante Farbengebung des Romans läßt zwar die Mitteltöne allzu sehr vermissen, aber die verschwenderische Phantasie des Autors entschädigt dafür durch den luxuriösen Reichthum der vorgeführten Bilder. Zum wilden Ritt in das romantische Land der Magyaren darf der Pegasus schon eine farbenprunkende Schabracke tragen. Auch stimmt der Grundton des

Gemäldes in den Costümen wie in dem Ausdruck der Leidenschaften einheitlich zusammen. Nur hätten wir neben diesen blut- und rachedürstenden, üppigen und heimtückischen Magyarinnen, der Kumanierin und der stolzen Irma, irgendeine zarte weibliche Gestalt als Gegensatz gewünscht; denn die erzgepanzerte Amazone auf dem Thron kann, trotz ihrer sentimentalen Anwandlungen, nicht die echte Weiblichkeit vertreten. Selbst die Idylle hat ein unruhiges wildes Colorit. Man vergleiche „Paul und Virginie" und die hundert Nachahmungen dieses Romans mit dem Zusammenleben Matthias Perens und der schönen Kumanierin in den Wäldern von Vicske, und man sieht, wie hier alles in die Glut der Leidenschaft getaucht ist, selbst das einfachste Naturleben mit seinen friedlichen Beschäftigungen.

Die Charaktere sind mit kecken Strichen gezeichnet; das Verhältniß von Maria und Ludwig ist nicht ohne psychologischen Reiz, und unter den Palatinen und Portefeuilleträgern befinden sich echt humoristische Gestalten, wie der ungarische Falstaff Verböczy und der Finanzjude Szerencses.

Das war die originellste Gestalt an dem seltsamen Hofe Ludwig's II. Wie viele lebten noch, die den kleinen Szerencses gekannt hatten, als er mit Pack und Elle von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus schlich und seine Rechnungen mit einem kleinen Stück Kreide an die Hausthüren schrieb. Jetzt war er ein großer Mann, saß im Staatsrathe, trug seinen schweren Titel und eine große Gnadenkette, und seine Tochter war eine Dame, deren Hand er für einen Magnaten, Banus oder Palatin aufhob. Etwas war ihm von dem unterwürfigen jüdischen Wesen geblieben. Leise, auf den Fußspitzen trat er bei der Königin ein, unter zahllosen Bücklingen, die Hände aneinanderreibend, und demüthig lächelnd. Sein kleiner schlottriger Körper stak in weiten schwarzen Stiefeln, engen rothen Beinkleidern, einem rothen Dolman, in dessen Aermel er geschlüpft war. Ein weiter grüner Ueberwurf flatterte um ihn, den Kalpak hielt er in der Hand. Seine ahnungsvolle Seele witterte etwas wie eine Finanzoperation in der Luft des königlichen Cabinets, ängstlich blickte er auf die lächelnde schöne Frau, und machte das jämmerlichste Gesicht von der Welt, als sie ihm noch zum Ueberfluß einen Sitz anbot. Er nahm nur den äußersten Rand desselben in Besitz, zog Luft durch die Nase, und fragte leise nach den Befehlen der Majestät.

Nur die Berufung auf die geschichtliche Wahrheit stört hier, wie in vielen neuern historischen Romanen; wie überhaupt im letzten Bande die Geschichte die freie Erfindung der Phantasie durch die Wucht ihrer großen Thatsachen zu ersticken droht.

Einzelne Schilderungen, wie die der Wolfsjagd, haben durch Treue und Lebendigkeit epischen Werth:

Im Galop sprengte Ludwig heran, die Königin begrüßte ihn mit ein paar kecken Lancaden. Hundertstimmig tönte der Ruf der Treiber aus dem Walde, erst weit entfernt, dann immer näher. Endlich schlugen die Hunde an. Es war ein muthiger, aber ernster Ton, mit dem sie die Spur der Wölfe begrüßten. Laut und lauter klang ihr Gebell durch den Forst. Jetzt brachen zur Seite drüben die Zweige, ein großer Wolf sprang aus dem Walde, hielt an beim Anblick der Feuer, zog sich erst ein paar Schritte zurück und verschwand dann mit wilden Sätzen im Walde. Bald tönte das Hussa der Treiber ganz in der Nähe, die Hunde, welche kurze Zeit geschwiegen, schlugen jetzt um so kräftiger an. Jetzt erschien ein grauer Kopf mit funkelnden Augen, blitzenden Zähnen zwischen den schwarzen Stämmen, und endlich sprang das ganze Rudel Wölfe von den Hunden verfolgt ins Freie. Rasch ließen die Rüdenknechte, welche sich hinter den königlichen Jägern postirt hatten, ihre Fanghunde los. Die Wölfe, von zwei Seiten angegriffen, suchten einen andern Ausweg, aber schon eilten hier die Jäger mit vorgehaltenen Lanzen, dort der König, seine Gemahlin und Czetrics, sie vollends einzuschließen. Zwei große Wölfe sprangen auf die Königin los, mit dumpfem Geheul, die Zähne fletschend, der eine auf den Hals ihres Pferdes, während der andere vor demselben anhielt und ein entsetzliches Geheul ausstieß. Das Pferd der Königin scheute vor ihm, stieg und stieg wieder, schon wankte sie im Sattel, schon zerrissen die Krallen des zweiten Wolfs den Hals ihres Thieres, Blut strömte herab, schon bedrohte er sie mit seinen Zähnen, da war Ludwig wie im Sturme an ihrer Seite, ein Blitz zuckte an ihr vorbei, ein Schuß — und der eine Wolf sank vor ihre Füße. Sie trieb das Pferd zugleich vorwärts, sodaß es über ihn hinwegsetzte, und stieß dem Wolfe, dessen Zähne gegen ihren Arm zuckten, den Jagdspeer tief in den Rachen. Ein Blutstrahl spritzte über sie, über ihr Pferd; das Raubthier bäumte sich wild empor, stieß einen furchtbaren Schrei aus, die Krallen, welche in den weißen Hals des Pferdes geschlagen waren, öffneten sich ohnmächtig, und mit einem male fiel es zur Erde und blieb da liegen, ohne zu zucken.

4. Liebe und Brot. Familienroman aus dem 19. Jahrhundert von Hugo Oelbermann. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1868. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Form des neuen Romans ist so elastisch, daß sie dem Drucke jeder Individualität nachgibt. Von der vornehmsten marmornen Plastik bis zu der gemüthlichsten Planderei verträgt der Roman alle Stilarten, und wenn jede nur consequent durchgeführt ist, kann die Kritik keine begründeten Einwendungen machen. Kraftnaturen, welche durch unruhige Beweglichkeit oder die Wucht ihrer theils urwüchsigen theils aufgedonnerten Originalität die straffer gespannten Stühle der Lyrik gleichsam durchsitzen, können sich in dem breiten Polstersitz des Romans mit Vergnügen hin- und herwerfen.

Hugo Oelbermann hat als Lyriker hier und dort einen glücklichen Wurf gethan; doch störte die Bizarrerie, der hyperbolische Kraftstil, die Prosa der Fremdwörter in seinen Gedichten. Im Roman stört dies alles weniger; auch hat sich die Muse des Dichters, wie es scheint, ihre radicalen Hörner abgelaufen. Unser Roman, dem es nicht an einzelnen genialen Gedankenblitzen fehlt, spielt in bürgerlichen Kreisen, die er im humoristischen Planderstil schildert. Der Titel ist die ideale Formel der Dichtung; ihre Tendenz spricht im zweiten Band der Dr. juris Martin aus, eine durch die Liebe bekehrte Verstandesnatur. Er unterscheidet drei große Gesellschaftsklassen:

die eine besitzt unnöthig viel, überflüssig viel materielles Gut und zu wenig ideelles; wir finden mit dem Reichthum entweder blos die Cultur des Conventionellen, der leeren Form, oder höchstens eine einseitige Verstandesausbildung verknüpft. (Siehe die reiche vornehme und siehe die reiche industrielle Welt!) Die andere Klasse besitzt Ueberfluß an einseitiger Fachbildung, Mangel an allgemeiner Bildung und zu wenig Vermögen. (Siehe unsere Gelehrten- und Beamtenwelt, unsere Schriftsteller und Künstler ꝛc.!) Die nächste Klasse, den kleinen unbemittelten Bürger, übergehe ich und wende mich zur nächstfolgenden: diese besitzt weder Geld noch Bildung. (Siehe unser Proletariat, das gemeine Volk!)

Wie der letzten Klasse zu helfen ist, will er nicht entscheiden, wohl aber meint er, daß die beiden ersten durch das einfache Mittel ehrlicher Compromisse die sociale Frage leicht lösen könnten:

Zunächst müssen jene beiden Klassen der Beobachtung und Erfahrung die Lehre entnehmen, daß weder die Liebe allein, noch das Geld allein zum Glück genügt, daß die Liebe nicht in

unvernünftig blinde Leidenschaft und phantastische Ueberschwenglichkeit, der Geldbesitz nicht in Reichthum ausarten darf, wenn jede Ehe auf Liebe und Wohlhabenheit, auf das was noth und auf das was nothwendig ist, gegründet werden soll. Alsdann müssen diese Klassen, statt wie bisher meist nur innerhalb der einen und andern, fortan quer in- und durcheinander heirathen. Es soll also der vermögende Mann nicht, wie es jetzt meist geschieht, eine gleichvermögende oder noch vermögendere Frau nehmen, denn dadurch entsteht Reichthum, der auf Seite der armen Ehen die Armuth nur vermehrt, sondern er soll sein Augenmerk darauf richten, ein armes Mädchen zu finden, das ihm zu seinen materiellen die ideellen Güter zubringt, oder letztere, wenn er selbst welche besitzt, vermehrt, denn deren kann man in auskömmlichen Ehen nicht wol zu viel haben. Und umgekehrt soll die begüterte Jungfrau nicht mehr, wie heute, nach einem ebenso reichen oder noch reicheren Manne trachten, sie soll vielmehr den wählen, der ihrem todten Metall lebendiges Leben einzuhauchen vermag, der ihr an Geist und Bildung über-, an materiellem Besitze untergeordnet ist, und den sie lieben kann um seiner selbst willen. Sie soll absichtsvoll darauf ausgehen: unter ihren Bewerbern, wenn er ihr sonst zusagt, gerade den äußerlich mittellosesten zu wählen. Dadurch entsteht ein Ausgleich zwischen dem ideellen und reellen Kapital; durch Generationen fortgesetzt, würde und müßte dies Verfahren die Misstände, an denen die Ehen beider Klassen kranken, allmählich ganz beseitigen.

Das ist zugleich das Schema der Handlung. Gleichzeitig sucht der Autor den Gegensatz von Gemüths- und Verstandesnaturen durchzuführen und den Satz Schopenhauer's zu widerlegen: „Es gibt nur Einen angeborenen Irrthum; es ist der, daß wir da seien, um glücklich zu sein."

Die Ausführung in Gestalten und Situationen ist keck, springend, bizarr, oft überschwenglich im Ausdruck der Empfindung, oft trivial in der Darstellung des Alltäglichen; die unverkennbare Kraft der Charakteristik neigt zu Extremen. Onkel Tiberius huscht auf die Bühne, wie ein Hoffmann'sches Gespenst; das Sprühteufelchen Emma hat romantische Koboldzüge. Die Motive in Angelika's Erzählung erscheinen zu abenteuerlich, zu grell und unvermittelt für den kleinbürgerlichen Kreis, in dem sich die Handlung des Romans bewegt. Dagegen ist die „Novelle des alten Mannes" reich an köstlichen Detailzügen, von echter Wärme der Empfindung durchdrungen und erinnert an einen Autor, an dessen Plauderton und Gemüthsfülle manches in dem Roman anklingt — an Karl von Holtei.

Rudolf Gottschall.

Neue Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 37.)

8\. Marc Anton Muret's Dichtungen. Heilige Lieder. In Ursprache und Uebersetzung herausgegeben von Adolf Frantz. Würzburg, Julien. 1866. 16. 7½ Ngr.

Marc Anton Muret ist am 12. April 1526 in Muret, einem Dorfe bei Limoges (in Frankreich) geboren und starb, nachdem er 1576 Priester geworden war, am 4. Juni 1585. Seine humanistischen Reden und seine Gedichte in lateinischer Sprache sind berühmt geworden. Adolf Frantz gibt von den religiösen Gedichten einige Proben, die nicht ohne Interesse sind, aber auf eine allgemeine Geltung doch entschieden nicht rechnen dürfen. Sie sind zu specifisch katholisch und dabei nicht von großem poetischen Zauber. Es liegt tiefer Ernst und ein gewisser Hauch von Würde darüber, allein die Sprödigkeit des Ausdrucks und Trockenheit des Inhalts können daneben nicht weggeleugnet werden. Die Uebersetzung hat nicht Geschick genug, diese Fehler zu verbergen, sondern legt sie nur noch mehr bloß. Das kleine Buch ist im ganzen also eigentlich nur eine poetische Novität, keineswegs aber von dichterischer Bedeutung. Eine Probe wird das besser als eine weitläufige kritische Auseinandersetzung documentiren:

St.-Stephanus.

Des frommen Jünglings tapfre Brust,
Des Jünglings, der um Lebenspreis
Die erste Krone heil'ger Märt'rerlust
Errang, des schönsten Sieges Lorberreis,
Des Jünglings Stirn, umkränzt von Ruhm,
Levitenhauptes Heiligthum
Schlug Pöbelwuth mit dichtem Regen
Von Steinen, wie mit Hagelschlägen: —
Der Märt'rer steht, in sich versunken,
Als wär' er heil'gen Geistes trunken.
Er schaut, von Wurf auf Wurf getroffen,
Gen Himmel. — „Ich seh' den Himmel offen",
Ruft plötzlich er entzückt, „o seht,
Der dort zur Rechten Gottes steht,
Für den ist's süß zu sterben,
Um seinen Schos zu erben.
O Christus, nimm mich auf in Lieb'
In deinen Schos, und die verblendet
Nicht sehen, was sie hier vollendet,
Für sie ich fleh' zu dir: «Vergib!»" —
Die himmlische Dreieinigkeit
In ewiger Wahrhaftigkeit
Soll stets gepriesen werden
Im Himmel und auf Erden!

9\. Hawaii-Nei. Ein Bild aus der Inselwelt des Stillen Oceans in sechs Gesängen von Karl Eduard Fürer. Barmen, Langewiesche. 1867. 8. 15 Ngr.

Karl Gerok, der Dichter der „Palmblätter", hat nicht unrecht, wenn er, wie die Verlagshandlung in einem Beiblatt mittheilt, dem Verfasser von „Hawaii-Nei" schreibt:

Schon die Wahl Ihres Stoffs war ein glücklicher Wurf. Bilder aus der Missionsgeschichte, mit gesundem christlichen Sinn und wirklichem poetischen Talent behandelt, wären meines Erachtens ein wahrer Fund, ein köstlicher Schatz für unsere geistliche Dichtung und könnten namentlich unserer evangelischen Kirche die großentheils apokryphen, vielfach unevangelischen, und doch auch oft wieder so schönen, hochpoetischen und mit Unrecht vergessenen Märtyrergeschichten und Heiligenlegenden ersetzen. Die weltüberwindende Kraft des Evangeliums, die Heldenthaten christlichen Märtyrerthums, die Sitten fremder Völker, die blutigen Greuel des Götzendienstes wie die Reste des göttlichen Ebenbildes, die idyllischen Züge von Sitteneinfalt und ungeschwächter Naturkraft auch bei rohen heidnischen Stämmen, die Naturwunder ferner Zonen von der Eiswelt des Nordpols bis zur üppigen Pracht der Tropenländer — dies alles gäbe köstliche Ingredienzen, glühende Farbenvorräthe für die dichterische Palette eines christlichen Freiligrath, und ich selber habe mir schon manchmal Muße gewünscht, um mich in der Missionsgeschichte etwas genauer umzusehen und von ihren heiligen Bergen und Wassern, Zeiten und Gestalten für meine

eigenen, allerdings keineswegs Freiligräthlichen poetischen Versuche etwas zu gewinnen. Sie haben aus jenem weiten Gebiete zunächst eine besonders liebliche und lohnende Partie poetisch angebaut und zwar nicht nur mit warmer christlicher Empfindung, sondern auch mit dichterischem Geschmack. Das Versmaß scheint mir sehr glücklich gewählt und mit Geschick behandelt. Die klangvollen Strophen, wie sie beim mündlichen Vortrag allem nach trefflich wirkten, gehen auch beim Lesen lieblich ein, und der schön abgerundete Cyklus, in den wol auch noch ein oder das andere Glied eingereiht werden könnte, wird gewiß auch einen größern Leserkreis erfreuen und erbauen und wird, was ich aufrichtig wünsche und hoffe, auch noch manche andere ähnliche Production aus Ihrer Feder nach sich ziehen.

Geschähe letzteres, so müßten wir freilich wünschen, daß die neue Schöpfung noch mehr volles Leben in der Gestaltung, mehr Abrundung in der eigentlichen Erzählung erhalte. Dem jetzt vorliegenden Gedicht fehlt eine schärfere Herausarbeitung der Grundidee ebenso wie ein frischerer Hauch und Athem der Diction. Das Lied nimmt sich, so verdienstlich es im allgemeinen ist, doch immerhin nur dürftig aus. Es mangelt darin ein großer Zug und Wechsel der Form und Gestaltung. Der Erzählungsfaden, der sich durch ein volles Jahrhundert hindurchzieht, ist etwas zu dünn und gleichmäßig gezogen. Die Darstellung könnte mehr Gruppirung und in den verschiedenen Abtheilungen mehr Verschiedenheit im Verse aufweisen. Der allerdings ziemlich gewandt behandelte achtfüßige Trochäus hat auf die Länge etwas Abspannendes und Einschläferndes, wie die erste Seite bekunden mag:

Aber vierzig Jahre schwanden, seit erschien die Gottes-Brigg —
Heute auf Hawaii's Inseln laß vergleichend ruhn den Blick!

Des Kanakavolkes Sonne — hier auf Erden abwärts steigt;
Reißend starb hinweg der braune, seit der weiße Mann sich zeigt!

Wie zum Fluch der Kinderstimmen, die einst hier durch Mord erstickt:
Jährlich dünner, schmilzt das Häuflein derer, die das Licht erblickt.

Erst am Abend hier der Liebe Gottesstrahl herniederscheint,
Mild die Thräne noch verklärend, die dies Volk auf Gräbern weint.

Doch — ob nicht mehr ganz sie rettet die Kanakanation:
Noch durchstrahlt sie hell die Seelen dem am Kreuz zum ew'gen Lohn.

Und — am Rest des Volkes Wunder schuf der Liebe heil'ge Kraft:
Neue Herzen, neue Sitten; Wunder stets die Liebe schafft.
Wunder! Denn die Heidengreuel hat im Sturm sie weggefegt,
Und ein frisches Volkesleben unter ihrem Strahl sich regt.

Das Gedicht ist im ganzen, wie auch schon diese Probe belegt, vorwiegend zu berichtender Art: es läßt ein gewisses dramatisches und plastisches Element vermissen, welches die epische Dichtung bedarf, um Bewegung und Höhe zu erlangen.

10. Die Frithjofssage des Esaias Tegnér. In den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit einleitenden und erläuternden Bemerkungen versehen von L. Freytag. Bremen, Kühtmann und Comp. 1867. 16. 18 Ngr.

L. Freytag ist ohne Zweifel der junge Mann, der uns schon bei anderer Gelegenheit („Racine's Athalia") den schlagenden Beweis von seiner Uebersetzungstüchtigkeit gegeben und diesen Beweis uns hier wiederholt. Seine Verdeutschung der „Frithjofssage" dürfte in der That wol die beste sein, welche unsere Literatur bisjetzt besitzt. Er versteht sich in die Eigenthümlichkeit des fremden Dichters zu versetzen und sie mit klugem Verständniß für die seiner Muttersprache zu verwenden. Er dichtet die ausländische Dichtung deutsch nach — das ist ein großes Verdienst, ein Verdienst, das sich nur wahrhaft poetisch empfindende, mit virtuoser Sprachgewandtheit ausgestattete Naturen erwerben können, wenn sie daneben gleichzeitig nicht ohne allen feinen Geschmack und kritischen Geist geblieben sind: Dinge, die wir bei L. Freytag finden und welche ihn zunächst mit seinen Vorgängern in der Uebersetzung der „Frithjofssage", ja manchmal sogar mit dem Dichter selbst, dessen Poem er überträgt, streng ins Gericht gehen lassen. Er sieht scharf und erkennt genau: es ist also nicht blinder Enthusiasmus, der ihn zum Uebersetzen treibt, sondern sein Talent und klare Würdigung der Sache, und mit diesen Eigenschaften, welche noch der Duft und Zauber der Jugend umhaucht, d. h. zu denen sich Phantasie, Schwung und Fluß der Sprache gesellen, wird und muß so Vorzügliches erreicht werden, wie wir es hier geboten finden. L. Freytag's Verdeutschung der „Frithjofssage" ergreift durch Lebhaftigkeit und Frische des Tons, durch Adel des Wesens und Ausdrucks, durch Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung. Plastik und Wärme haben sich glücklich vereinigt, um ein seelenvolles und zugleich in der Form wohl ausgetragenes und gestaltetes Epos der Schweden in unser „geliebtes Deutsch" so zu verpflanzen, daß es wie heimisch bei uns erscheint.

Der erste beste Auszug dürfte hinreichen, dafür den Beleg zu geben, z. B.:

Der König Helge stand
Und rief in grimmem Muth
Vom hohen Felsenstrand
Die Trollen aus der Flut.

Da umnachtet sich der Aether,
Fernher dumpf der Donner brüllt,
Und die Segel, stets gebläh'ter,
Wilder Sturmwind sausend füllt.
Im Gewölke Blitze ziehen
Blut'ge Streifen da und dort;
Alle Meeresvögel fliehen
Schreiend nach dem sichern Port.

„Hart wird's Wetter, Brüder! Flattern in der Ferne
Hör' ich Sturmesschwingen; doch wir beben nicht!
Ruh' in Balders Haine, denke mein im Traume,
Schön in deinem Harme, schöne Ingeborg!"

Da ziehn aus der Fluten Gebraus
Trollen mit Zaubergewalt
Heran wie des Sturmes Gesaus,
Heid' wie der Schnee so kalt.

Und der Sturm entrollt die Schwingen,
Taucht sie in den tiefsten Grund,
Läßt sie in die Wolken dringen
Zu des Göttersitzes Rund.
Alle Schreckensmächte reiten
Auf der Flut in wildem Trab,
Ziehen dräuend aus dem weiten,
Schäum'gen, bodenlosen Grab.

Wie selig nah' ich mich dem Strande!
Dich möcht' ich küssen, Thal so grün,
Euch Blumen, die am Wegesrande
So blendend weiß und purpurn blühn!

Du Mond, der du die Tempel, Haine,
Die Hügel schaust mit bleichem Strahl,
Dort thronst du auf dem Hünensteine,
Wie Sag' im hochzeitlichen Saal!

Bach, dessen Wellen um Blumen wallen,
Kennst du mein sehnsuchtsvolles Herz?
Wer sagte euch, ihr Nachtigallen
Des Nordens, meinen bangen Schmerz?
Mit Abendroth die Alfen malen
Ihr Bildniß in den blauen Duft;
Doch Freia haßt die blassen Strahlen
Und bläst es neidisch in die Luft.

Das Bild entschwind' in ferne Weiten;
So wie die Hoffnung rein und klar,
Mild wie ein Traum aus Kinderzeiten
Stellt sich die Theure selbst mir dar!
O komm, Geliebte! Laß dich drücken
Fest an mein Herz in sel'ger Lust!
O du mein Heil, du mein Entzücken,
O komm an meine glühnde Brust!

Hold, wie die Lilie sprießt im stillen,
Schön, wie der Rose Kelch erblüht,
Rein bist du, gleich der Götter Willen,
Und feurig doch, wie Freia glüht!
O daß mein seliges Empfinden
Durchflammt' auch dich! Der Erde Pracht,
Des Aethers hehre Wölbung schwinden
Bei deinem Kuß in weite Nacht.

11. Blüten einer Weltanschauung. Dichtungen von Ulrich Rudolf Schmid. Jena, Neuenhahn. 1867. 16. 18 Ngr.

Diese „Blüten einer Weltanschauung" bestehen in Gedichten, welche in nachfolgende Abtheilungen gebracht sind: 1) „Naturleben"; 2) „Leben des Geistes und der Menschheit" (in lyrischer und dramatischer Form); und 3) „Das Leben in Gott". Der Dichter, aus dessen Geist sich diese poetischen Blüten erzeugt, hat sogleich mit der Benennung und Eintheilung derselben ihren Charakter sowol als ihre innerste Bedeutung zu Tage gelegt. Ulrich Rudolf Schmid ist jedenfalls kein Lyriker gewöhnlicher Art. Mann der Kirche und Kanzel, wie er ist, hat sich auch in seine Poesie etwas von seinem Beruf eingewebt, etwas von geistiger Sammlung und Ruhe, von versöhnender Liebe, von heiliger Pietät und jener Beschaulichkeit des Gemüths, die in allem Irdischen, und wenn es auch das Elend der Menschheit oder das Weh der eigenen Brust sein sollte, einen Abglanz des göttlichen Seins und Wesens erkennt. Man darf aber beileibe nicht etwa zu der Meinung kommen, die Verse von Ulrich Rudolf Schmid seien frömmelnder Art. Nein, vom Muckerthum ist darin auch keine Spur zu finden. Selbst im dritten Theil der Sammlung, wo unser Dichter: „Glaube", „Gebet", „Kindschaft Gottes", „Jesu Leben, Leiden und Sterben" besingt, weht und athmet der Hauch geläuterten Christenthums, der zu zeiten wol einmal ins Predigerhafte und Salbungsvolle verfallen, aber nie orthodox oder zelotisch werden kann. Die Art, wie der Poet die Natur, das Leben der Geschichte und seiner Gegenwart in den beiden vorhergehenden Abschnitten ansieht und poetisch zur Erscheinung oder zum Ausdruck bringt, bewahrt ihn davor. Sein Talent hat nichts religiös Enges oder Beschränktes, im Gegentheil, es zeigt einen freien und weiten Blick über einen sehr ausgedehnten Horizont. Selbst wenn er eine weiße Lilie betrachtet und besingt, geschieht es nicht, ohne aus ihrem Kelche einem hohen Gedanken gleichsam eine Himmelsleiter aufzurichten. Er dichtet von dieser Blume:

Mit freud'gem Staunen seh' ich dich entfalten,
Du blickst mich mit der Unschuld Augen an,
Und einfach, schmucklos willst du dich gestalten;
Doch geht zum Lichte mächtig deine Bahn,
Tief saugt dein Blick das Licht in sich hinein.
Sollst mir ein schönes, tiefes Sinnbild sein:
Nur Unschuld sehnt sich nach des Himmels Strahl,
Es wohnt im Herzen nur, das kindlich rein,
Mit seiner ganzen Macht das Ideal.

Im Wald, im Alpenglühen, im Schnee und Schmetterling, in allem erblickt er schöne und sinnige Symbole der Gottheit. Noch mehr thut er das in der Geliebten, in der Kraft des Mannes, in der Macht des Weibes. In der That des Columbus erkennt er nur den ewigen Fortentwickelungstrieb der Menschheit, indem er singt:

Manches Schiff treibt auf den Wellen,
Welches wild das Meer verschlingt,
Und kein Boot, kein Bret, kein Blättchen
Vom verlornen Kunde bringt.
Ein Columbus-Schiff — wenn's müßte
Auch im Meere untergehn,
Neugeboren aus den Fluten
Wird es wieder auferstehn!

An Schleswig-Holstein, am Glück und der Größe des Vaterlandes, an den Bewegungen der Zeit nimmt Ulrich Rudolf Schmid den wärmsten und lebendigsten Antheil. In dem Gedicht: „Die Wahrzeichen", das er 1860 sang, hat er eine Vorahnung jüngst eingetretener Ereignisse gehabt, denn das Gedicht lautet wie folgt:

Von jenem Geist, der in uns schafft,
Am Geistesthron der Völker baut,
Hat Gott die Glut in gleicher Kraft
Wol jedem deutschen Stamm vertraut,
Doch soll ein Volk mit hellem Schein
Der Brennpunkt aller Gluten sein.

Zu solchem herrlichen Beruf
Hat Gott ein Land selbst ausersehn,
Dazu es die Geschichte schuf,
An dem die klaren Zeichen stehn:
Wenn sie erkennt das Vaterland,
Dann hat es Gottes Ruf erkannt.

Auf Deutschlands Karte glänzt ein Reich,
In Ost und West, in Nord und Süd,
Das einem starken Gürtel gleich
Sich um die losen Glieder zieht;
Und Preußen heißt das mächtige Band
Fürs ganze deutsche Vaterland.

Aus Preußen klang der Freiheit Gruß,
Der uns geweckt vom Schlummer auf,
Vom ersten bis zum letzten Schuß
Ging Preußen vor im Siegeslauf;
Und gehn zu neuem Kampfe wir
Sei Preußens Fahne das Panier.

In Preußens großem Friedrich stellt
Sich dar des Barbarossa Bild;
Drum führe leuchtend durch die Welt
Sein König Deutschlands Schwert und Schild,
In alter Kaiserkrone Pracht
Erstrahle neu die deutsche Macht!

Das ist ein Deutschland, welches schuf
Im Sturmeswehen eine Zeit.
Noch nicht erfüllt ist ihr Beruf,
Und ihre Schöpfung, schön erneut,
Das Chaos siegend noch durchbricht
Und steigt verkläret an das Licht.

Ein Preuße mit des Siegers Kraft
Das Schwert im Geisterstreite schwang,
Der Freiheit, die das Denken schafft,
Den wahren Boden es errang;
Drum steige Preußens Herrscherlauf
Nur auf der Freiheit Schwingen auf!

Doch wann das Große wird vollbracht,
Das liegt allein in Gottes Rath.
Gebt erst nur dem Gedanken Macht!
Der Himmel bringt die Zeit der That.
Und schönste Hoffnung that schon kund
So manches deutschen Fürsten Mund.

Ja! Deutschlands Fürsten auch bezwingt
Der Geist, der nach der Einheit strebt,
Wie er in Arndt uns warm durchdringt,
In Schiller mächtig uns erhebt.
Durch ihre Opferfreudigkeit
Sei Deutschlands Einheit einst geweiht!

Ueber die dramatische Dichtung: „Iphigenie in Aulis", welche die zweite Abtheilung schließt, müssen wir noch einige besondere Worte sagen. Sie behandelt den Opfertod der Iphigenie und zwar insofern in einer neuen Weise, als es hier Iphigenie selbst ist, die sich für diesen bestimmt. Die Art, wie diese Selbstbestimmung in der Tochter Agamemnon's erzeugt wird, ist nicht ohne psychologische Feinheit und Kunst. Jedenfalls wird der Kampf mit dem Schicksal in echt tragischer Weise und dadurch dargestellt, daß dieses sich sogleich als Götterwille ankündigt und als solcher mit dem Menschenwillen identificirt, wodurch die Dichtung ihre Gipfelung erhält. Die Iphigenie ist ein erhabener religiöser Charakter oder wird wenigstens ein solcher.

Das Ganze ist mehr Epos als Drama. Es ist ein psychologisch-poetisches Gemälde, in dem sich der Kampf mit dem Schicksal in epischer Breite vollzieht, aber dadurch dramatisches Leben gewinnt, daß dabei die Willens- und Thatkraft des Menschen zur höchsten Entwickelung gelangt.

Unerwähnt wollen wir schließlich nicht lassen, daß die in die verschiedenen Abtheilungen eingestreuten Räthsel in einem innern und gewissermaßen organischen Zusammenhang dazu stehen. Die Räthsel des ersten Theils: Schall und Echo; Nebel; Wolken; Knospe, Blüten und Frucht (S. 6—12), schildern das Leben der Natur, insofern sie ein Bild des geistigen Lebens ist. Die Räthsel des zweiten Theils: Stirn; Auge; Thräne; Hals (S. 62—64), schildern eine Verschmelzung des geistigen Lebens mit dem Naturleben, insofern der Körper der lebendige Ausdruck des Geistes ist. Die folgenden (S. 65 und 66): Die Freude; Hoffnung und: Vernunft, Phantasie und Gefühl zur Religion vereinigt, schildern unmittelbar Aeußerungen des Geisteslebens in poetischer Form.

12. Lenz und Liebe. Gedichte von Adolf Treblin. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 12½ Ngr.

sind lyrische Ergüsse, welche den Eindruck von Jugendliedern machen, aber kein tiefes Interesse erregen, weil ihnen der Reiz lebendiger Empfindung, sowie der Zauber vollendeter Form gebricht. Sie sind von gewöhnlichem Inhalt und dabei ungelenk im Ausdruck. Es klingt und singt allerdings in diesem Büchlein, aber nur in ziemlich alltäglicher Weise. Es ist nicht selten mehr der Reim, als der Gedanke, der sich in dem Gedicht ausleben soll, oder das darin zur Erscheinung kommende Gefühl, der das Gedicht macht. Ein paar Beispiele mögen diesen Ausspruch erhärten. So lautet z. B.:

Liebesklage.

Ach, daß du so weit, so weit,
Denk' ich voller Traurigkeit.
Tausend Fragen, die doch*) meinen,
Streben ungehört dir zu,
Mag ich jauchzen, mag ich weinen,
Keins von allem hörest du.

Ach, daß du so weit, so weit,
Denk' ich voller Traurigkeit.
Wünschte nur in Augenblicken,
Lauschig wie der Abendstern,
In dein Kämmerlein zu blicken,
Wenn du betest vor dem Herrn.

Aber da du weit, so weit,
Denk' ich dein voll Innigkeit,
Bis der Geist mich sehnsuchtsbange
Ueber Berg und Thale trägt,
Traumversunken Wang' an Wange,
Hand in Hand uns segnend legt.

Ein anderes:

Die Liebe als Weltenkönigin.

Dir müssen Erd' und Himmel dienen,
Von dir grüßt mich das Morgengold,
Dir strahlen Sternlein, Triften grünen,
Das Bächlein dir melodisch rollt,
Und alle Vöglein sich erkühnen,
Von dir zu singen wunderhold —
Wär' heute wol der Tag erschienen,
Da Welten der Mensch beherrschen sollt'?

Man wird uns einräumen, daß das erste zwar freundlich gemeint, aber sehr unfertig erscheint. Der zweite Vers, eine ganz vereinzelte Situation aufgreifend, ist so gut wie überflüssig; der erste und dritte aber jedenfalls in der Conception unvermittelt.

Das zweite Gedichtchen muß vollends für unlogisch erklärt werden. Die Fassung ist im ganzen stümperhaft, und blühende Ueberschwenglichkeit, die sich in den Worten darlegt, die von dem Tage handeln, da der Mensch Welten beherrschen sollte, steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Der Verfasser hat hier einen unverstandenen und unverständlichen Einfall für einen großen Gedanken gehalten — etwas, was Anfängern häufig geschieht. Sie lassen sich durch eigene Unklarheit und Dunkelheit verblüffen und meinen, daß das auch andern so gehen werde.

13. Gedichte aus Ungarn, patriotisch-lyrischen Inhalts. In die deutsche Sprache übertragen durch Stefan Graf Pongrácz. Pesth. 1867. 32. 10 Ngr.

Diese Uebersetzungen sind von Patriotismus und warmer Begeisterung für die magyarische Poesie dictirt, die wir hier in ihren jüngsten Erscheinungen kennen lernen. Die glühende Liebe zum ungarischen Heimatlande, der Schmerz über das Schicksal desselben oder die Hoffnungen und Wünsche, die man daran knüpft, interessiren uns wohl und ziehen uns an, wenn wir auch freilich schon dabei erkennen müssen, daß uns ganz besonders hervorragende Dichterbegabungen aus der Neuzeit nicht wahrnehmbar werden. Petöfi, Arany, Eötvös und Vörösmarty sind

*) Soll wol „dich" heißen.

und bleiben die bedeutendsten Dichter Ungarns; denn was Bachot, Idnua, Virág, Dobsa u. a. liefern, ist, wenn auch für ihre Landsleute immerhin von bewältigendem Reiz, doch für uns und das sonst noch mit ruhmvoller Nationalliteratur ausgestattete Ausland nur von untergeordnetem Werthe. „Des kleinen Ungarn Lied“ von Lubacs z. B., das an den „Kleinen Hydrioten“ von Wilhelm Müller erinnert, hält doch keinen Vergleich mit diesem aus, wie jeder eingestehen wird, der sich die Mühe nehmen will, es in Gedanken mit letzterm zusammenzustellen. Es lautet:

Bin ein Ungarknabe,
Als Ungar geboren,
Hab' die Ungarkleidung
Eigens mir erkoren.

Und als Ungar lieb' ich
Meine Heimat wieder,
Und begrüße ungrisch
Meine Landesbrüder.

So sind ja die ersten
Laute, die ich hörte,
Als die Ungar-Mutter
Mich am Busen nährte.

Und als Ungar fühl' ich
Meine Adern wallen,
Und als Ungar bet' ich
In den heil'gen Hallen.

Dennoch geht als Ungar
Nicht dahin mein Trachten,
Andre Landesbrüder
Schnöde zu verachten.

Hochmuth und Verachtung
Ist die gröbste Sünde,
Für die ich als Ungar
Schwer den Namen finde.

In der Fremde lass' ich
Mich als Ungar nieder,
Kehr' als guter Ungar
In die Heimat wieder.

Glaube, Kleid und Sprache
Tausche ich mit keinem,
Wo es gilt, dort leb' ich
Immer mit dem Meinen.

Nur der Tod kann mich vom
Land und König trennen,
Doch im Tode selbst will
Ich mich Ungar nennen.

Das Gedicht von Papp Endre:

Die Geschichte eines Herzens.

Er kam aus weiter Ferne
Zurück mit treuem Sinn
Und blickte nach der Heimat
Mit frohem Gruße hin.

Dort sah er in der Jugend
Den Frühling oft erblühn,
Bei seiner Liebe Liedern
Die holde Maid erglühn.

Wol stehn die alten Zinnen,
Doch geht es anders her,
Und wo er heimlich liebte,
Ist jetzt der Garten leer.

Und wo sie treulich sprachen,
Dort heult der Sturm dahin;
Und die beim Abschied weinte,
Ließ ihn jetzt gerne ziehn.

Und unter allen Zeichen
Süßer Vergangenheit
Ein Baum in mildem Schatten
Sein Auge noch erfreut.

Die Stelle fehlt am Baume,
Wo er den Namen schrieb,
Doch, gleich wie jetzt im Herzen,
Ein Riß im Baume blieb.

Oder ein anderes, von Mentovich Ferencz:

Die Theilung.

Ein Rosenstrauch lacht uns das Leben an;
Viel Freuden und auch Dornen sind daran.

Die grünen Blätter reicht die Hoffnung dar,
Die Stacheln nimmt man an der Sorge wahr.

Und das Vergnügen ist der Knospe Bild,
Wo auch der Thau des Kummers häufig quillt.

Geliebtes Mädchen, laß der Zweige Grün
Die Formen deiner holden Brust umziehn.

In deinen Haaren ende jedes Blatt
Von allen Knospen, die die Rose hat.

Zu mir, der manche Sorge schon gehegt,
Sei nur der Stachel und der Thau gelegt —

erscheinen sinnig und von artiger Anmuth, sodaß sie sympathisch ansprechen und gefallen. Doch bleiben sie hinter ähnlichen lyrischen Klängen unserer eigenen Literatur immer noch um ein Bedeutendes zurück.

Die Uebertragung des Grafen Pongrácz ist mit ersichtlicher Liebe und unverkennbarem Fleiß gemacht, leidet indeß doch oft an Härten, lockerer Form und der Wahl unrichtiger Worte. Falsche Reime wie „Freude“ und „Weide“ kommen oft vor; eine Schwalbe, wenn man ihr nahe tritt, erschrocken „weiter schreiten“ zu lassen, ist doch wol ungehörig.

Solcher Ausstellungen ließen sich noch manche geben. Wir wollen indeß den begeisterten Freund und Verehrer von Ungarns Poesie nicht allzu sehr von weiterer Arbeit abschrecken. Lust und Uebung werden ihn die mangelnde Fertigkeit wol bald erlangen lassen.

14. Thalkönigs Sohn. Ein Märchen in sechs Gesängen von Karl Gotthelf Häbler. Leipzig, Leiner. 1866. 16. 8 Ngr.

Häbler ist kein Modepoet und kümmert sich in seinem dichterischen Schaffen deshalb wenig darum, ob das, was er dichtet, dem Geschmack des Tags entspricht oder nicht. Was ihn erfüllt und begeistert, das singt er und stets mit so viel warmer Hingebung an die Sache, mit so viel feinem Sinn und männlichem Ernste zugleich, daß er mit jeder Schöpfung seiner Muse und Muße sich immer aufs neue die Achtung und Anerkennung aller edeldenkenden Leser gewinnt.

Das ist auch mit diesem Märchen der Fall, das wie eine Idylle der Fabelwelt mit Feen, Nixen, Zwergen und allerhand seltsamen Ungethümen an uns vorübergeführt wird, um uns zu zeigen, daß nach allen Abenteuern in der Fremde das sich in die Welt sehnende Herz mit um so größerer Genugthuung zu dem beschränkten Glück der Heimat zurückkehrt. Einfach im Gang der Erzählung wie im Austrag der Moral, erfreut es durch Ruhe in der Darstellung, Wärme des Tons und eine ebenso gefällige als gediegene Behandlung des Verses. Eine erste beste Probe mag das belegen:

Und er beginnt: „Als mich zum ersten male
Die Sehnsucht aus der engen Heimat trieb,
Da drang ich aufwärts aus dem tiefen Thale;
Und wie mein schneller Fuß entfloh, so blieb
Kaum ein Gedanke dort zurück. Ich prahle
Mit jenem Fühlen nicht. Es ward zu lieb
Dem undankbaren Jünglinge die Ferne,
Daß er die Heimat höher achten lerne.

„Und an des Heimatbaches Quell, von Weiden
Beschattet, saß des Heimatthales Fee,
Und ernsten Blickes sah sie auf mein Scheiden
Und hob die Hand und sang ein Lied voll Weh:
«Die Fülle suchst du; doch dein harrt das Meiden!
Süß ist das Bächlein; salzig ist die See!
Mistönig draußen schwirrt der Welt Gedränge!
Was strebst du thöricht aus beglückter Enge?»"

Ich aber rief: „Entlaß mit besserm Worte
Den Sohn des dumpfen Thales in die Welt!
Nicht rückwärts in das Düstre von der Pforte,
Ins Freie will ich, das der Tag erhellt!"
Sie sprach: «Erst halten Geister fern vom Horte;
Dann schafft er Weh, noch wenn er heim dir fällt.
Doch kämpfe nur! Ist erst der Sieg gewonnen,
Dann wird dich reun, daß du den Kampf begonnen.»"

„So sprach die Fee. Von ihren Worten allen
Klang nur die Silbe Sieg mir hold ins Ohr;
Die andern ließ ich aus der Seele fallen
Und stieg zu steilem Gipfel stolz empor.
Pfadweisend durch der Felsen hohe Hallen
Flog unsichtbaren Vogels Sang mir vor;
Nun lag vor mir die letzte Felsenrippe,
Und lockend sang der Vogel von der Klippe."

Diese Strophen werden genügen, von dem Ganzen die zupassende Vorstellung zu geben. Es ist eine Dichtung, welche etwas abseits von der Neigung der Zeit und nach der Richtung von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose" liegt; aber sie hat wie diese, bei aller Weiche des Wesens und Inhalts, doch auch ein echtes Pathos und einen immerhin schlicht-geistvollen Kern. **Feodor Wehl.**

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von Johann Peter Eckermann's „Gesprächen mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" ist jetzt die dritte Auflage (Leipzig, Brockhaus) erschienen, in welcher zum ersten male die drei Bände des Werks unter Einen Hut gebracht worden sind. Im Jahre 1836 waren nämlich die beiden ersten Bände im Brockhaus'schen Verlag erschienen, die im Jahre 1837 eine neue Auflage erlebten. Erst im Jahre 1848 wurde der dritte Theil vollendet und bei W. Heinrichshofen in Magdeburg verlegt. Die Vereinigung dieser disjecti membra poetae ist nur dadurch möglich geworden, daß für die neue Auflage die Firma Brockhaus das Verlagsrecht aller drei Bände erwarb. Zugleich wurde der Preis des Werks auf die Hälfte des bisherigen ermäßigt, und der Gebrauch durch ein vollständiges Namen- und Sachregister bequemer gemacht. Es hieße Eulen nach Athen tragen, die Bedeutung und den Werth dieser Goethe'schen Gespräche noch einmal hervorheben zu wollen, sie sind ebenso inhaltreich wie die in seine Werke aufgenommenen Maximen und Sprüche und bilden überhaupt die wichtigste Ergänzung zu Goethe's Schriften.

Von Georg Weber's „Allgemeiner Weltgeschichte" ist die zweite Hälfte des siebenten Bandes erschienen, welche den dritten Theil der „Geschichte des Mittelalters" enthält (Leipzig, Engelmann, 1868). Die Darstellung des Zeitalters der Kreuzzüge und der Hohenstaufen wird hier zu Ende geführt, während eine andere Abtheilung den „Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontificats und die Herausbildung ständischer Verfassungen" in Spanien, England, Frankreich und Deutschland behandelt. Die Tüchtigkeit der Behandlung ist anerkannt. Werthvoll ist besonders der erste Abschnitt dieser Bandhälfte, welcher das Culturleben und den Bildungsstand im 13. Jahrhundert bespricht und eine Darstellung der ersten Glanzepoche unserer Nationalliteratur enthält, deren Urtheilen in ihrer maßvollen Fassung man nur beistimmen kann.

Von Hartenstein's neuer Gesammtausgabe von „Immanuel Kant's sämmtlichen Werken" (Leipzig, Voß), ist jetzt der siebente Band erschienen, welcher außer der „Metaphysik der Sitten" und der „Anthropologie" eine Reihe kleinerer Aufsätze des königsberger Philosophen enthält.

Von der sehr eleganten Gesammtausgabe von Friedrich Rückert's „Poetischen Werken" (Frankfurt, Sauerländer) liegen die elfte bis neunzehnte Lieferung vor, welche eine Fortsetzung der „Lyrischen Gedichte" enthalten. Und zwar werden zu den lyrischen Gedichten auch die „Erzählungen" gerechnet, die bei ihrer durchaus epischen Haltung vielleicht besser den größern Epen angereiht worden wären. Das vierte Buch enthält die Abschnitte „Heimat", „Winterträume" und „Brahmanische Erzählungen". Hier ist es nur zu billigen, daß aus der „Weisheit des Brahmanen" die mehr erzählenden Gedichte, in denen sich die zweizeiligen Gnomen zu einem parabolischen Ganzen die Hand reichen, ausgeschieden und den „Brahmanischen Erzählungen" beigefügt sind. Der zweite Theil der Erzählungen bringt „Morgenländische Sagen und Geschichten". Das fünfte Buch: „Wanderungen", versammelt unter einer Fahne die „Italienischen Gedichte", „Lieder und Sprüche der Minnesänger", „Ghaselen" und „Oestliche Rosen".

Ein größeres biographisches Denkmal: „Friedrich Rückert", hat C. Beyer (Frankfurt, Sauerländer, 1868) herausgegeben; wir kommen auf das interessante Werk demnächst zurück.

Hoffmann's von Fallersleben Aufzeichnungen und Erinnerungen: „Mein Leben" (Hannover, Rümpler, 1868), sind mit dem jetzt erschienenen sechsten Bande vorläufig abgeschlossen. Das Urtheil, das wir über die vier ersten Bände fällten, kann durch die beiden neu hinzugekommenen keine Aenderung erleiden; wir stoßen auf zu viel ungesichtetes Material, auf zu viele Tagebuchnotizen, die nur für den Autor selbst von Interesse sind. Die Scene des fünften Bandes spielt meistens am Rhein, die des sechsten in Weimar. Auch die poetischen Schätze dieser biographischen „Fundgrube", die Operntexte „In beiden Welten" und „Der Graf im Pfluge", sowie die zahlreichen mitgetheilten Gelegenheitsgedichte sind leichte Waare, und nur unter den „Sprüchen" findet sich manches Sinnige und Ansprechende.

Der achte Jahrgang des „Europäischen Geschichtskalenders" von H. Schultheß (Nördlingen, Beck, 1868) gibt in der aus frühern Jahrgängen bekannten Form eine Geschichtschronik des Jahres 1867. Einer allgemeinen Chronik, welche die Hauptdaten enthält, folgt eine genauere chronologische Tabelle von jedem der einzelnen Hauptstaaten, und eine zusammenfassende Uebersicht des Jahres 1867 schließt das Werk.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. — Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Björnson, B., Das Fischermädchen. Erzählung. Aus dem Norwegischen von E. J. Jonas. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Giehne, F., Zwei Jahre österreichischer Politik. Aus einem Tagebuch. 1ster Bd. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gramming, M., Heimathlos. Schauspiel. München, Fritsch. Gr. 8. 21 Ngr.

Gross, F., Religion und Bühne. Leipzig, Rhode. 16. 4 Ngr.

Hipler, F., Nikolaus Kopernikus und Martin Luther. Nach ermländischen Archivalien. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1868.

Jean Paul's Dichtung.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Die Härte der Identität, womit der Verfasser seine Gedanken durchführt, erscheint auch in seiner Darstellungsweise als eine Kreisbewegung, ein Drehen im Ring, das den Leser in eine Art von Schwindel versetzt. Es fehlt im einmal gezogenen Kreise durchaus nicht an Fortschritt des Gedankens, namentlich der Abschnitt über Jean Paul's Entwickelungsgang, von dem noch die Rede sein wird, geht lebendig vorwärts, indem er mit tiefem Blicke zeigt, wie der Dichter vorwärts geht; aber Planck meint, er müßte bei jedem Schritte verhüten, daß der Leser früher Gesagtes nicht vergesse, bei jeder Beleuchtung einer Seite des Ganzen dafür sorgen, daß man die andere nicht übersehe; so entstehen Kreise in Kreisen, sich schneidende Kreise, es ist uns, als würde eine in Schwung gesetzte Scheibe nach wenigen Drehungen immer wieder in entgegengesetzter Richtung bewegt, oder als müßten wir jene Procession mitmachen, wo je nach zwei Schritten vorwärts ein Schritt rückwärts gethan wird. Verdrossene Leser werden dem Verfasser aufzählen, wie oft auf einer Seite „einerseits, andererseits", „theils, theils" vorkommt, oder wie oft die Vergleichung Jean Paul's mit Goethe und Schiller fast mit denselben Ausdrücken wiederkehrt. Wer gerecht ist, wird sich besinnen, daß er doch tüchtig vom Platze kommt, und an diese Wiederkehr sich weniger stoßen, als an der Wahrheit und Neuheit der Gedanken in der Zusammenstellung des Dichters mit unsern classischen Meistern sich erfreuen. Es ist bereits hervorgehoben, wie der Verfasser dem Idealisten Jean Paul den schärfern Blick in die Realität zuerkennt. Goethe und Schiller sind in dem Sinne mehr Idealisten, daß sie sich von der eigentlichen Wirklichkeit des Lebens ihrer Nation abwenden und in der Welt der reinen Formen das Ideal reiner Menschlichkeit, harmonisch naturvoller Persönlichkeit aufbauen; allein dieses Ideal ist doch Ideal ganzer Menschlichkeit, es ist zugleich wesentlich Erneuung des antiken Geistes im modernen; der antike Geist war aber der Welt ja nicht fremd, sondern in ihr zu Hause: so ist implicite, „als letzte Consequenz" in dieser Anschauung mit inbegriffen, daß die Harmonie der Persönlichkeit auch die active Kraft sein muß, die gegenwärtigen und realen Aufgaben des Menschen zu ergreifen, die Wirklichkeit mit ihrem Gehalte zu durchdringen. Wie dieser Keim in „Hermann und Dorothea", in den „Wanderjahren", im Schlusse des „Faust" (obwol in den zwei letztern poetisch sehr unzulänglich) bereits zur Entfaltung gelangt, wird wiederholt aufgewiesen, und Schiller's Dramen lassen ohnedies keinen Zweifel, daß der Dichter nicht im quietistischen Ideale stehen blieb. „Jean Paul aber", sagt der Verfasser treffend, „bringt zu jener Abwendung, jener Zurückziehung unserer großen Dichter in die Idealwelt nur die negative Ergänzung." Er sieht und zeigt die nackte Realität; aber nur, um zu rathen, daß wir aus ihr in ein nebelhaftes Jenseits fliehen.

Man möchte nun freilich dem Knochengerüste der auf Begriffe gezogenen Gestalt, welche aus dieser Analyse hervorgeht, mehr Fleisch wünschen. Da es so wenige mehr über sich bringen, Jean Paul zu lesen, so würde der, welcher die schwere Arbeit auf sich genommen, ein gutes Werk thun, wenn er uns soviel als möglich von den Früchten seiner Arbeit zugute kommen ließe. Es wäre ein Dienst des stellvertretenden, für unsere Unterlassungssünden genugthuenden Leidens. Das Nähere der Anschauungsweise, die Regionen des Lebens, worin sie sich bewegt, die Zeichnung der Charaktere, der Geschlechter, der bestimmte wiederkehrende Apparat von Scenerie, Staffage, die Motivirung der Handlung, dann die Formgebung in mehrfachem Sinn: die Composition, die Schilderungen, Bilder, Vergleichungen, zu denen die gegebene Stimmung und Auffassung vorzüglich neigt, der Sprachstil — nach allen diesen Seiten wünschte man die eigenthümliche Dichtergestalt näher beleuchtet und die Beleuchtung mit farbigen Belegen, Beispielen, Stellen ausgestattet. Nicht

daß der Verfasser dies ganz unterließe; er bringt treffliche Bemerkungen über diese concreten Züge, so auch über die bestimmte Farbe der Naturempfindung und die daraus entspringenden Gemälde, die beliebten Park- und Gartenanlagen; er vergißt nicht die geisterhaften, phantastischen, schon stark an die romantische Schule erinnernden Motive (Automaten, Wachsfiguren, Bauchredner u. dgl.); die willkürliche, unzulängliche, abenteuerliche Composition, die überdies durch Extraseiten, Extrablättchen, Schalttage, Postscripte und wie sonst die Einschiebsel heißen, jeden Zusammenhang unterbricht und dadurch, wie durch die Ueberfracht von Reflexion und Witz durchaus den Eindruck hervorbringt, als sei es dem Mann eigentlich gar nicht Ernst, etwas zu erzählen, die „Bilderhatz", die Excerptensammlungen, Zettelkästen, woraus er das Material zu dem vertrackten Aufputz nahm: alles dies kommt an die Reihe, aber zu knapp und nur um, wie wir an einem Punkte schon angedeutet, zu direct und geradlinig aus dem leitenden Grundbegriff abgeleitet zu werden. Um nur das eine und andere herauszugreifen, sei bemerkt, wie sehr es doch Jean Paul zu gönnen wäre, wenn nicht blos auf seine blaß verschwimmenden, sondern auch auf seine feurigen, gewaltigen, machtvoll erhabenen Naturschilderungen mehr hingewiesen würde als bisher, ausgenommen etwa die Charakteristik von Gottschall, geschehen ist. Dagegen wäre ihm freilich auch eine gründlichere, gehörig colorirte Aufdeckung seiner ganzen Geschmacklosigkeit nicht zu schenken. Ich greife ein paar Beispiele davon heraus, bis zu welcher Absurdität des rein prosaischen gelehrten Brockens mitten im Ueberschwenglichsten den Querkopf seine Polyhistorie verführt. Dahore im „Hesperus" in seiner Todesentzückung sagt: „O Ewiger, ich gehe u. s. w., laß mich zwischen fliegenden Blüten und Schmetterlingen taumelnd unter der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfließend, leise über der Erde schwebend sterben, und die Bluthülle falle zerronnen zu einer rothen Maienflocke gleich dem Ichor des Schmetterlings, der sich befreit, in die Blumen herab" u. s. w. Zu Ichor Anmerkung unten: „Den Schmetterlingen entfallen in ihrer letzten Verwandlung rothe Tropfen, die man sonst Blutregen hieß." Von Clotilde: „eine Gestalt, deren unbefleckte Seele kein Leib, sondern der Schnee umwallet, der um den Thron Gottes liegt und aus dem Engel ihre flüchtigen Reisekörper bauen". Anmerkung: „Wie die Rabbiner nach Eisenmenger's entdecktem Judenthum P. II, 7 glauben." Auch von der Art der Satzbildung hätten wir gern etwas gelesen; ihre Verzwicktheit ist absichtlich, aber doch auch einfach ein Beweis, daß Jean Paul der rhythmische Gehörsinn ganz abging. Bei den theoretischen und politischen Schriften verweilt Planck fast gar nicht; es ist zu bedauern, daß wir nicht wenigstens von der politischen Friedenspredigt und andern mehr vernehmen. Je consequenter der Verfasser das Politische als Angelpunkt im Auge hält, desto wünschenswerther war es, den Verehrer Rousseau's, den Vertheidiger der Charlotte Corday auch nach dieser Seite näher kennen zu lernen und zu erfahren, wie er sich zu den großen Begebenheiten seiner Zeit verhielt.

Doch erhält diese straffe Kürze manche Ergänzung im zweiten Abschnitt, der den Entwickelungsgang Jean Paul's behandelt, nachdem der erste ein Bild des Gesammtcharakters gegeben. Es ist dies der bedeutendste und verdienstvollste Theil der kleinen gedankenvollen Schrift; Planck erkennt, wie schon gesagt, Fortschritt und Entfaltung, wo andere nur Drehen um einen Punkt fanden. Mit der Tiefe des philosophischen Blicks zeigt er, wie Jean Paul von Stufe zu Stufe steigt: wie nach Schließung der satirischen „Essigfabrik" und den ersten kleinen Humoresken das reiche Gemüth zum ersten mal im „Wuz" sich aufthut; wie in der „Unsichtbaren Loge" dann das Thema: Kampf des Ideals mit der Welt, aufgestellt wird, welches immer neu zu variiren, immer tiefer zu verfolgen von da an Jean Paul's Ziel und Drang ist. Sinnreich und überzeugend wird erwiesen, warum dieser erste größer angelegte Roman unvollendet blieb. Der Held Gustav ist noch zu kinderartig weich und schwach, idyllisch, dem Schulmeisterlein Wuz verwandt; er war bestimmt, mit der umgebenden Welt in Kampf zu treten, dazu aber nicht angelegt; der Dichter wächst im Dichten über ihn hinaus und legt ihn daher zurück. Er hatte neben ihn den schmerzlich mit der Welt entzweiten Ottomar und den Humoristen Fenk gestellt, Naturen, in denen der Contrast eine bewußtere und schneidendere Gestalt annimmt; im „Hesperus" faßt er diese drei Gestalten, Seiten seines eigenen Wesens, in Eine zusammen. Gilt es ja von ihm wie von keinem andern, daß er sein eigenes Wesen und Leben in seinen Romanen dargestellt hat.

Vom „Hesperus" wird dann gezeigt, wie er nur das um eine Stufe hinaufgerückte und zugleich in einen engern und bestimmtern Rahmen zusammengezogene Abbild der Intentionen ist, die in der „Unsichtbaren Loge" niedergelegt sind. Victor ist es, in welchem die Contraste, wie eben gesagt, sich zusammenfassen; in Emanuel (Dahore) treibt sich die Sentimentalität, die Todessehnsucht auf eine Höhe wahnsinniger Verzückung, worin der Dichter halbwegs, mit halbem Bewußtsein zeigt, daß solche Weltflucht des Idealismus eigentlich heißt: sich aufreiben, — mit halbem nur, denn es bleibt bei der Ahnung, der Dichter weiß am Ende doch nichts Besseres, ja der „Hesperus" ist vielmehr gerade der Gipfel der schmerzlich sehnsüchtigen und thränenseligen Sentimentalität. Das Ziel, das dem Dichter vorschwebt, kann daher auch hier nicht erreicht werden: ein idealer Charakter sollte auf den Höhen des Lebens zur kräftigen Reife kommen; aber dazu ist Victor, obwol so viel reicher ausgestattet als jener Gustav, doch zu beschaulicher Art, zu sehr blos ein Ebenbild des Dichters; er wird nicht zum Charakter erzogen; er schreitet nur an innerer Schönheit der Seele fort und „die Dichtung bleibt in dem unüberwundenen Gegensatze zwischen der Denkweise des Helden und der unbefriedigenden äußern Wirklichkeit stehen"; Flamin, der männlichere Freund, bleibt Nebenfigur. Treffendes wird hier über die Wahl des Schauplatzes in fürstlichen und höfischen Regionen gesagt, über den Grund, warum Jean Paul immer nach jenen Höhen hinaufblickt und dort seine idealen weiblichen Charaktere sucht; über den schneidenden Hohn, womit er gleichzeitig die Verdorbenheit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Hof- und Adelsverhältnisse behandelt und so hier seine grellsten Contraste concentrirt.

Wir müssen überspringen, was zwischen dem „Hesperus" und dem „Titan" liegt; ungern zwar, denn der „Quintus

Firlein" und „Siebenkäs" sind nicht unwichtige Schritte im Dichtergange Jean Paul's. Ueber den letztern sei nur die feine Bemerkung des Verfassers angeführt, daß der humoristisch-sentimentale Armenadvocat, der soviel zu leiden hat von der Beschränktheit seiner Lenette, doch keineswegs ohne alle Schuld leidet, nicht schlechthin über ihr steht, daß vielmehr die zwar bornirte, aber doch praktische Natur über den bloßen Idealisten, der nicht für sein Weib zu sorgen weiß, sich mit so viel Recht zu beklagen hätte, als er über sie. Die Bemerkung ist mehr als fein, sie geht mit tiefem sittlichem Blick hinter des Dichters eigenes Bewußtsein und entdeckt, wie die Romantik des Idealismus die Gesundheit des sittlichen Gefühls trüben kann. Daß dieselbe Trübung im Motive des Scheinbegräbnisses vorliegt, haben auch andere erkannt. Wir eilen also zum „Titan"; hier namentlich muß unsere Literatur dem Verfasser Dank wissen, daß er Fortschritt aufgezeigt hat, wo andere nur Stillstand und Kreisbewegung sahen. Wirklich, es muß dem Manne des Schaukelns zwischen Gelächter und Thränen hoch angeschlagen werden, daß er einmal einen ernstlichen Anlauf nimmt, einen Helden zum Leben der That heranzubilden. Der Gegensatz soll einmal überwunden, ein volleres Ziel soll erreicht werden als ein Rückzug in den Reichthum der innern Welt, sei es ein schmerzlich sehnsüchtiger oder humoristischer oder eng idyllisch versöhnter. Der Held Albano ist ein männlicher Charakter, kein Humorist; Thatendurst, der Geist der Freiheit schwellt die hohe Seele des Fürstensohnes; ja der Dichter, dem sonst nichts ferner liegt als der Geist des classischen Alterthums, sein Heroismus, sein lebensvolles Pathos, sein plastischer Stil, die großen Formen der umgebenden Natur: er gewinnt es über sich, dies ihm so fremde Element aufzunehmen, und führt seinen Albano, begeistert vom griechischen Heldenthum, nach Rom und Neapel. „Das alles ist gewiß ein höchst beherzigenswerther Gegensatz gegen den ganz in theoretische und genießende Beschaulichkeit versunkenen Goethe, wie ihn seine «Italienische Reise» uns zeigt; weit näher berührt sich hier die Jean Paul'sche Gefühls- und Auffassungsweise mit der des gleichzeitigen Hölderlin, welcher gleichfalls mehr noch als das rein Schöne des griechischen Wesens den freien und hohen Geist des Alterthums und seinen Abstand vor allem gegen das Elend deutscher Zustände hervorkehrt" u. s. w. (S. 100; man muß weiter lesen, um zu sehen, wie der Verfasser Goethe wieder gerecht wird.) Allein dieser Aufschwung bleibt nun doch wirklich bloßer Anlauf: Albano will in den gallischen Freiheitskrieg ziehen, er wird, vereint mit der gefundenen gleichgestimmten Lebensgefährtin Idoine, als Fürst seine hohen Ideen verwirklichen; aber wir sehen ihn nicht handeln, nicht wirken, es bleibt bei dem Bilde des Hinstrebens, der idealen Vorschule.

Man könnte hier einwenden, daß wol etwa die Darstellung von Thaten, nicht aber von stetigem politischen Wirken die Sache des Poeten ist, daß der Romandichter seinen Helden mit Fug und Recht nur bis an die Schwelle begleitet, wo er fürs Leben reif geworden. Im Verfolge der ganzen Schrift mag manchem Leser wiederholt die Frage auf die Zunge treten, an welche dieser Bericht gleich zu Anfang gestreift hat: wie denn die bürgerliche, öffentliche Thätigkeit, welche Planck als das richtige, versöhnende, den Contrast lösende Dritte überall aufstellt, zum politischen Bilde hätte werden können. Einzelne Thaten der Tapferkeit wären wol, wie gesagt, ein dankbarer Stoff, doch mehr für ein Epos als einen Roman, auch sind sie keine Zeugen und Bürgen eines von den großen Zielen des Völkerlebens durchdrungenen Charakters; daß Jean Paul unterlassen hat, seinen Albano wirklich in den Krieg zu führen, heißt der Verfasser selbst gut; stetiges Wirken aber auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit verläuft sich in so viel Prosa, daß es sich dem Griffel des Dichters entzieht. Doch wäre wol der Verfasser nicht verlegen um eine Antwort auf diesen Einwand; es ist nur eine Lücke, daß er ihm nicht Wort geliehen, also die Antwort auch nicht gegeben hat. Der Dichter kann doch die Anfangspunkte der Fäden des Wirkens aufzeigen, wenn er auch die Fäden nicht verfolgt. Er schildere seinen Albano empört über die Zerrissenheit, Schwäche und Unehre Deutschlands, er zeige ihn entschlossen, Wege zu suchen zur Einigung seiner Theile; er lasse ihn nicht für die Freiheit in abstracto, im Stile der Revolution schwärmen, sondern zeige ihn mit dem Gedanken beschäftigt, aus seinem Lande einen Musterstaat gesetzmäßiger Freiheit zu bilden: das braucht nicht in seine Einzelheiten auseinandergezogen zu werden; man gebe nur ein überzeugendes Bild der Anfänge und geselle etwa dem Helden eine Gruppe von Charakterfiguren bei, die uns lebendig mit verbürgen, daß gehandelt werden wird. „Wilhelm Meister's Lehrjahre", ein Kunstwerk, das sich der Wirkung des Epos nähert: warum gehen wir doch so unbefriedigt hinweg von diesem großen, reichen, weiten Lebensbilde? Wo liegt der Rechnungsfehler am Schluß, den Goethe selbst gesteht, da er sich vorkommt wie einer, der viele Zahlen aufreiht und am Ende vergißt, das Facit zu ziehen? Wir sehen nicht ab, wozu schließlich so viele Anstalten gemacht sind, einen Menschen zu erziehen, zum Manne zu bilden, darum nicht, weil alles öffentliche Leben fehlt. Wilhelm wird ein Gutsbesitzer, er wird wohlthätig im kleinen Kreise wirken, wird sich der nützlichen Kunst der Chirurgie widmen, er wird den Boden entlasten (das ist allerdings etwas und darf nicht übersehen werden), er wird in Pflege der Kunst und edler Geselligkeit ein menschlich schönes Leben führen; aber wir sehen kein Vaterland, keinen Staat, kein Volk; wir sind in der vorrevolutionären Gesellschaft; es gibt nur Adel, er allein vertritt die edlere Menschheit; es gibt kein gebildetes Bürgerthum; der Handelsstand, so respectabel er hingestellt wird, vertritt es nicht, und ein lustiges Lumpenvölkchen von Schauspielern ist nicht angethan, dem Künstlerstand unsere Achtung zu gewinnen. Darum fühlen wir bei aller hohen Anerkennung der Kunstform, der Traubenreife des Geistes uns angefrembet, darum weht ein erkältender Hauch kühler und bei der reichsten Fülle leerer Vornehmheit aus den Hallen dieses so edel gebauten Palastes entgegen. Es ist nicht unsere Welt, auch nicht die Welt eines vernünftigen Aristokraten unserer Zeit; es ist Rococo. Jean Paul aber, so tief bewegt von den Ideen der Zeit, hatte viel nähern Weg zur Auffindung poetischer Mittel, um die großen Fragen und Ziele des realen Lebens hereinspielen zu lassen, als Goethe, der beschauliche Todfeind des Lärmens und der Confusion in

gefunden; der Genius ist nicht vorhanden, der es aus dem Boden stampft. Da nach einer verbreiteten Meinung der Roman das Epos der Gegenwart ist, so haben wir in Lucian Herbert, Alvensleben und den verschiedenen Retcliffes die Homere der Gegenwart zu suchen. Wir hegen über diesen Punkt ketzerische Ansichten und gehören zur ecclesia pressa jener armen Poeten, die noch auf das Scandiren Werth legen und meinen, daß ohne den Lapidarstil künstlerischer Vollendung weniger Literatur als Makulatur zu Tage gefördert werde, mag auch ein hungeriges Lesepublikum noch so viele Ries herunterschlingen.

Doch wenn auch ein Epos fehlt, so haben wir doch wenigstens ein Schlachtgemälde in Horace Vernet'schem Stil. Ch. F. Scherenberg, der Dichter des „Waterloo“, „Leuthen“, „Abukir“, hat einen originellen Wurf bekundet, welcher auch die Taktik militärischer Massen durch eine gewisse grandiose Bildlichkeit in ein dichterisches Gewand kleidet. Wenn irgendeine Schlacht, so scheint die von Königgrätz für derartige Schlachtmalerei geeignet, nicht nur wegen der großen Entscheidung, wegen des politischen Gedankens, der über ihr schwebt, sondern auch wegen ihres echt dramatischen Verlaufs, des an eine Peripetie erinnernden Glückswechsels, der mit dem Erscheinen des Kronprinzen und seines Heers eintrat, und der großartigen Katastrophe, welche durch das Bild des greisen Heldenkönigs an der Spitze seiner Reiter in glänzender Weise illustrirt wird.

Gleichwol befindet sich unter den vorliegenden poetischen Productionen auch kein größeres, zusammenhängendes Schlachtgemälde; Scherenberg's Muse scheint zu feiern und eine Schule gleichstrebender Jünger konnte ein Dichter nicht begründen, dessen Originalität sich jede Nachahmung verbat.

So blieb eben nur die militärische Ballade und Anekdote übrig, oder das politische Reflexionsgedicht; und in der That haben alle obenerwähnten Dichter die eine oder die andere Seite der dichterischen Bedeutung des Kriegs herausgegriffen.

Wir können uns bei der Beurtheilung der einzelnen Gedichte kurz fassen, wenn wir einige allgemeine Gesichtspunkte vorausschicken, die mehr oder weniger für alle gelten. Wo hört die versificirte Zeitungschronik auf, und wo fängt die Poesie an? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Beurtheilung dieser Gedichte ab. Und doch gibt nur das Talent die richtige Antwort, wenn es eine einzelne Situation zu einem kleinen in sich abgeschlossenen Kunstwerk gestaltet oder ein größeres Gemälde in jene ideale Beleuchtung rückt, in welche es sich von selbst den menschheitlichen Geschichtsfresken anreiht; ein drittes wäre noch das volksthümliche Lied, welches aber ebenfalls nur dann entsteht, wenn eine bestimmte Situation oder ein bestimmter Charakter mit drastischer Lebendigkeit erfaßt und dabei in einzelne hervorspringende Züge zerlegt wird, die durch einen gemeinsamen Refrain wieder zusammengehalten werden.

Die Prägnanz des dichterischen Ausdrucks und die tadellose Geschlossenheit der Kunstform ist dabei unerlaßlich.

Nach allen diesen Seiten bieten die vorliegenden Gedichtsammlungen keine ausgiebige Ernte. Wir stoßen fast überall auf Zeitungsstil in Versen und auf eine Darstellung, welche die Begebenheiten ins Breite verlaufen läßt, ohne sie künstlerisch zu formen und zusammenzufassen.

Am mislichsten ist eine Eigenthümlichkeit, die als eine fast durchgängige erscheint und auch in den patriotischen Gedichten Hesekiel's u. a. hervortritt. Man glaubt preußische Kriegsthaten nicht anders feiern zu können, als in einem martialischen Stil, der sich mit Kernflüchen den Schnurrbart streicht. Dieser militärische Realismus, den man auch als preußischen Commißstil bezeichnen könnte, stammt nicht von heute und gestern; Arndt und Rückert in ihren „Patriotischen Gedichten“ haben ihn angewendet und sich dabei oft bedenklich dem Bänkelsängerton genähert; die Dichter hauen gleichsam mit Schwadronshieben um sich, setzen über alle Verhaue der Metrik hinweg; je schroffer, rauher, desto volksthümlicher. Allerlei unpoetische Wendungen, eine Sprachmengerei, die an den Walliser Fluellen, eine schnauzbärtige Renommage, die an den Fähnrich Pistol erinnert, sind unerlaßliche Ingredienzien in diesem preußischen Mischtrank, in den man möglichst wenig classischen Nektar schüttet.

Uns erscheint indeß dies poetische Borussenthum, welches den Musen den Haudegen in die Hand drückt, antiquirt. Die Musen und Grazien aus der Mark haben kein Recht mehr auf eine absonderliche Poetik; Preußen, welches sich allmählich in Deutschland verwandelt, hat Anspruch auf eine Poesie, welche nicht aus des Knaben Wunderhorn unmelodische Klänge hervortutet, sondern unter dem Doppelgestirn eines Schiller und Goethe nach künstlerischer Vollendung strebt.

Man könnte sagen, die Bedienungsmannschaft dieser poetischen Geschütze ist unvollständig; für das Richten und Losbrennen sind sie ausgerüstet, doch es fehlt der Mann mit dem „Wischer“, der den Kanonenlauf reinigt. So bleiben diese Wischer der fremden Kritik überlassen, welche die eigene ergänzen muß.

Am gelungensten erscheinen die Gedichte von Hans Köster: „König Wilhelm und sein Heer“ (Nr. 1), weil in einzelnen in der That die dargestellte Situation an ihrer poetischen Seite gefaßt ist. Der glückliche Griff ist auch für den Lyriker die Hauptsache, und es kommt dabei nicht blos auf das Was, sondern auch auf das Wie an. Leider schielt aber auch Köster nach der burschikosen altpreußischen Volksthümlichkeit, und kokettirt oft mit den Härten und Herbigkeiten eines absonderlichen Kraftstils. Ein so zerhacktes Gedicht wie: „Nun danket alle Gott“, fällt aus aller Poesie heraus. „Vogel von Falckenstein“ hat einen populären Schick und Wurf:

> 'S hat jeder seine Sitten — so mag nicht Falckenstein,
> Rückt er ins Feld, zwei Nächte ins selbe Bett hinein. —
> Drum spricht er auch zu Kummer,
> Dem Generalmajor:
> „Rückt Ihr mit Eurer Nummer
> Gleich auf Hannover vor,
> Und schlagt, viellieber Kampfgenoß,
> Ein Bett mir auf im Welfenschloß.“ —
> Und Kummer that, wie General
> Von Falckenstein befahl.

Der humoristische Grundgedanke gliedert sich wirksam an den einzelnen Strophen; doch ob sich derselbe nicht auch mit reinen Reimen ohne solche unmögliche Verse wie:

Als Feldherr Alexander — der Große war es nicht —
Der Prinz von Hessen-Darmstadt, Wind von der Abred' kriegt' —

hätte durchführen lassen, geben wir dem Dichter zu bedenken. Derartige triviale Wendungen und mit einem Molossus choliambisch austönende Verse entstellen jedes Gedicht, auch das humoristische. Ebenso wenig liegt der Lakonismus des Ausdrucks in harten Elisionen und Apostrophirungen oder in Kernflüchen. So beginnt das Lied „Der Landwehrmann“:

Da schlag' das Donnerwetter drein —
Wir sollen Schuster und Schneider sein?
Ja, Nadeln führ'n wir von schnellem Stich,
Aufs Versohlen verstehn wir uns meisterlich,
Und zieht sich dem Feind wo die Hose kraus,
Da bügeln mit Eisen die Falten wir aus; —
Hat man des Königs Rock aber an,
So heißt man in Preußen nur „Landwehrmann“.

Abgesehen von diesen Mängeln der Form, die sich auch in einigen der bessern Gedichte wiederfinden, haben indeß die meisten ein energisches Gepräge. Es ist dichterische Anschauung darin. „Graf Bismarck“, der kühne Reiter, der sich trotz des Gezisches der Natternbrut, trotz des Gekrächzes der Eulen nicht umsieht, sondern furchtlos fortreitet durch die Schrecken des Waldes, wird zwar anfangs im Ton der schottischen Volksballade gefeiert, wie irgendein Douglas oder anderer Clanheld; doch von ehernem Guß und Vollklang sind die Schlußverse dieser politischen Ballade:

„Mein Stern! Mein Stern! — Ich überwand;
Ich ritt, ich ritt fürs Vaterland“ —
Fürs Vaterland, Graf Bismarck! —

„Mein Ziel! Mein Ziel! — Ich hab's erreicht;
Des Großen Friedrich Adler streicht
Mit seiner Schwingen lichtem Saum
Die Sterne hoch im Himmelsraum —
Ich hab's erreicht für Deutschland! —

„Und mußt's mit Blut und Eisen sein,
Das meine gab ich mit darein; —
Die Nacht verging — der Morgen tagt;
Für Deutschland hab' ich es gewagt
Mit Gott und König Wilhelm.“

In „König Wilhelm's Gebet“ ist eine spannende Situation aus der Schlacht von Königgrätz glücklich erfaßt: das Harren des Königs auf die rettende Ankunft des Kronprinzen, das hier in einem Gebet seinen wärmsten Ausdruck findet. Schwunghaft sind die Schlußverse:

Doch ein segensreicher Amen, als es Feuerschlünde brüllen,
Sollt' in König Wilhelm's Herzen sich am deutschen Volk erfüllen; —
Des Gebetes nicht vergaß er in des Sieges hohem Muthe;
Uns erwachsen ist ein Zweiglein aus dem königgrätzer Blute —

Eine Eiche, festgewurzelt, um im Sturm und Drang der Zeiten
Hoch von Meer zu Fels die Krone heilverheißend auszubreiten; —
Deutschen Lenzes frohe Botin, König Wilhelm's Sieg zu künden,
Und um seine Heldenstirne unsers Dankes Reis zu winden —

Immergrün — wie er's gebrochen auf den königgrätzer Planen;
Unverwelklich — in den eignen und den Thaten seiner Ahnen;
Demuthsvoll — wie vor Sadowa wir ihn im Gebet gesehen;
Treu — in Noth und Tod für unsern König Wilhelm einzustehen! —

Noch schwunghafter ist das Gedicht: „Porta triumphalis“, durch und durch ein poetischer Siegesmarsch mit den brillanten Schlußaccorden:

Tritt ein, o Herr, tritt ein; — dich grüßen deine Ahnen,
Vor dir nur neigen sich Borussia's Siegesfahnen,
Wie demuthsvoll dein Knie vor Gott dem Herrn sich beugt;
Wie deine Väter einst von Fels zu Meer gegangen,
Sollt'st du von Meer zu Fels jetzt an dein Ziel gelangen —
Der Himmel hat für dich gezeugt!

Wol war's ein Wunder, ja, vor unserm Aug' geschehen —
„Herr Gott, dich loben wir“ — die Banner Preußens wehen,
Und der Kanonen Gruß tönt zum Hallelujah! —
Da sprühn im Abendgold des Viergespannes Nüstern,
Die Göttin loht in Glut, der Linden Wipfel flüstern:
„Gott mit uns und Victoria!“

Das letzte Gedicht, welches die Rechnung Preußens und Oesterreichs zu reguliren sucht, ist sehr wohlmeinend; doch mehr eine Vision als ein Programm, welches die nächste Zukunft auszuführen verspricht.

In O. F. Gruppe's „Vaterländischen Gedichten“ (Nr. 2) liegt uns eine umfangreiche Sammlung vor; es waren in der ersten Ausgabe sechs Bücher preußischer Geschichte in Versen, welche jetzt durch ein hinzugeheftetes siebentes Buch, eine Verherrlichung der Thaten von 1866, vermehrt worden sind. Die Aeußerlichkeit dieser Zuthat tritt dadurch störend hervor, daß der Schluß der ersten Ausgabe von einer Art Anhang gebildet wurde, einer Zusammenstellung von Sagen und Begebenheiten aus der Geschichte des Ordens in Preußen, und daß sich jetzt hinter diesen Anhang eine Darstellung des Kriegs von 1866 schiebt. Es kann nur einen befremdenden Eindruck machen, wenn man den Uebergang von Düppel nach Königgrätz über die deutsche Ordensschlacht von Tannenberg machen muß.

Die vaterländische Ruhmeschronik zerfällt in sieben Bücher: das erste behandelt die brandenburgische Geschichte bis zum Regierungsantritt der Hohenzollern, Albrecht der Bär, Otto mit dem Pfeil, der falsche Waldemar sind die Haupthelden; das zweite Buch ist den ersten Hohenzollern in der Mark bis zum Großen Kurfürsten gewidmet; das dritte den nächsten Regenten, Friedrich den Großen mit eingeschlossen; das vierte schildert die unglücklichen und glücklichen Franzosenkriege unter Friedrich Wilhelm III.; das fünfte den Dänenkrieg; das sechste ostpreußische Ordenssagen; das siebente den Krieg mit Oesterreich.

Wir haben es mit einem poetischen Nationalmuseum zu thun, mit einer Art Gemäldegalerie in einem preußischen Versailles, müssen also von Haus aus auf Ungleichheit des künstlerischen Werths bei den einzelnen Gemälden gefaßt sein, und werden darunter in der That auch einzelne neuruppiner Bilderbogen finden, mit denen hier und dort die Wände austapezirt sind. Zwar sagt Gruppe:

Die vorstehenden Gedichte, zu verschiedenen Zeiten entstanden, beanspruchen nicht durchaus eine fortlaufende Geschichte des preußischen Staats zu sein; es wäre dies auch nicht die Weise, wie Poetisches erwachsen kann: gleichwol hat die Aufmerksamkeit auf die Entwickelung und den Schwerpunkt des Staats neben den Persönlichkeiten und der hervortretenden Einzelheit auch die Hauptwendepunkte der preußischen Geschichte in einer gewissen Vollständigkeit zuführen müssen, sodaß ich nicht Anstand genommen, die Stücke in chronologischer Ordnung zu geben.

In der That überwiegt aber die patriotische Tendenz

die künstlerische, und der gereimte oder wenigstens mit poetischen Bildern illustrirte Leitfaden brandenburgischer Geschichte drängt sich mehr vor, als sich mit dem Behagen eines unbefangenen Genusses verträgt. Namentlich aber findet sich in dem mithinzugefügten Buche, welches uns berechtigt, die Gruppe'sche Sammlung an dieser Stelle zu besprechen, eine solche Menge von Versen, die nur gereimte Zeitungsprosa sind, daß wir in diesem Zuwachs durchaus keinen Vortheil für die Sammlung sehen können. Das Schlachtgemälde von Königgrätz ist ohne allen poetischen Hauch, ohne Spannung, ohne Glanz, und wenn wir das Gedicht „Die Siegesbotschaft" mit dem Köster'schen „Porta triumphalis" vergleichen, so müssen wir es weit hinter dasselbe zurückstellen. Wie lahm klingen Verse wie der folgende Schlußvers:

Ja, helle Freude war's! Ja, diesem Tage
Gleicht sich kein zweiter, vorher noch hinfort!
Und diese Meldung doch, daß ich es sage,
Wie klein und wie bescheiden klang ihr Wort:
Wie groß der Sieg, in spätern Tagen haben
Wir's erst erkannt, wie herrlich, wie erhaben!

In dem Gedicht: „Es ist entschieden", kommen Verse vor wie die folgenden:

Und deutsche Völker lassen sich bethören?
Sie schließen solchem Werk sich gläubig an?
Die Kleinen sind's, sie träumen sich zu mehren,
Und Preußen soll aus seiner großen Bahn!
Die Völker hat man längst in Schlaf gesungen
Mit Liedern, die von Preußenhaß erklungen.

Nicht fehlen Helfer, die gewandt zu trügen,
Die Dunkelmänner alle regen sich,
Sie stellen eine Legion von Lügen,
Des Haders Flamme schürend emsiglich,
Indessen rüsten insgeheim sich Heere,
Daß man vereint sich gegen Preußen kehre.

Schlagfertig stehn sie schon an unsern Grenzen,
Den Plan der Hauptstadt in den Händen schon,
Sie sehn sich schon geschmückt mit Siegeskränzen,
Sehn schon gestürzt des Großen Friedrich Thron,
Sie theilen sich in die zerrissnen Stücke,
Und die Verblendung gleicht sich ihrer Tücke!

Wenn sich auch unter den übrigen brandenburgisch-preußischen Gedichten viel Mattes findet, so übertreffen sie doch bei weitem den schwächlichen Nachtrag. Unter den Gedichten des sechsten Buchs sind einige, in denen der epische Stil, bei breiter Entfaltung und würdevoller Getragenheit, anschauliche Bilder vorführt, namentlich in der Schilderung der Ordensschlachten; „Hans von Kneiphof", „Der Meßner von Bartenstein", „Der Verräther von Marienburg" sind Anekdoten, aber wie plastische Gemmen gefaßt. Auch in den frühern Büchern finden sich neben trockenen historischen Pastellbildern einige recht saftige humoristische Farbenskizzen, wie „Hans von Sagan vor Drossen", das im Hans Sachs'schen Stil gehaltene: „Des Teufels Saujagd", „Der Petrikirchthurm", „Die berliner Handschuhe", „Der Fasan" u. a. Dies ist das Gebiet, auf welchem Gruppe's Muse am meisten heimisch ist. Auch mehrere ernste Gedichte haben Schliff und Fassung: „Das eiserne Kreuz", „Nun sagt nicht mehr", „Vom Fels zum Meer". „Bei Leipzig" ist ganz im Stil der Rückert'schen Jugendgedichte gehalten, dasselbe gilt von dem „Düppler Siegesmarsch", der volksthümlich componirt, wenn auch durch einige unpoetische Kraftausdrücke entstellt ist. Einzelne Schlachtgemälde, wie das von Malwitz, sind lebendig und am Schluß energisch zusammengerafft; schwunghaft ist „Der Große Kurfürst zur See":

Das stolze Spanien schuldet dem Fürsten Kriegessold,
Doch warum denn ihm zahlen so viel, so gutes Gold?
Weit ist der Weg nach Spanien vom fernen Brandenburg,
Mit Reiterstiefeln schreitet er nicht das Meer hindurch!

Der aber lässet fällen die Tann' am Pregelfluß,
Und Erze läßt er schmelzen in feuerglühndem Guß,
Und eh' das Jahr vollendet, in langen Wimpeln wehn
Die Hohenzollerfarben und Segel hoch sich blähn!

Und wandeln, donnertragend, das blaue Meer entlang
Die mächtigen Fregatten in majestät'schem Gang,
Den Sund durch, ohne Fragen, hinaus ins Nordermeer,
Zum Ocean, sie wandeln gebieterisch daher.

Das Gedicht endet mit dem kräftigen Schlußvers:

O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Muth:
Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut!

Nicht episch-lyrischer Art, sondern ein Reflexionsgedicht ist die „Germania" von Adolf Peters (Nr. 3). Wenn wir bei Köster und Gruppe mehrfach den Ton angeschlagen fanden, mit welchem Rückert in seinen patriotischen Gedichten debutirte, so herrscht dagegen in dem Zeitgedicht von Peters der Ton aus der „Weisheit des Brahmanen" — ein schlagender Beweis dafür, daß der Einfluß des Einsiedlers von Neuseß ein in der Literatur stetig nachwirkender ist. Wir begegnen bei Peters dem bekannten alexandrinischen Zweigespann, auf welchem der weise Brahmane durch Erd' und Himmel fährt. Es ist die Frage, ob diese Versart, die sich vortrefflich für einzelne oder in kleine Gruppen zusammengebundene Sentenzen eignet, auch für eine zusammenhängende Gedankendichtung passend sei. Offenbar leidet sie an einer Monotonie, die sie nur bei kurzathmigen Dichtungen genießbar macht. Zu diesen gehört im Grunde auch die „Germania" von Peters, welcher zuerst die Heldin als allegorische Gestalt erscheinen läßt, ausgerüstet mit allen Attributen, die sich aus einem Cursus deutscher Geschichte in nuce herausentwickeln lassen, dann einen gespenstischen Kampf zwischen dem Geiste Metternich's und Bismarck schildert, der etwas in allegorischen Nebel gehüllt ist, und nach dieser Frescomalerei erst ein Gedankenfüllhorn über Deutschlands Beruf, Einheit und Freiheit ausschüttet. Unter diesen poetischen Blüten mit ihrer zweigespaltenen Verskrone findet sich manches Anmuthende; sie sind oft zu einem sinnig geordneten Kranze verbunden, wie das folgende Loblied der Freiheit beweisen mag:

Die rechte Freiheit trägt ein Füllhorn, segenschwer,
Die Freude spielt, ihr Kind, frischblühend um sie her.

Kaum zieht sie ein, geweckt sind alle Lebenstriebe,
Gebadet Aug' und Herz in lichter Luft und Liebe.

Da reiht sich Kraft an Kraft, wie eine Knabenschar
Den Frühlingsreigen tanzt im neuerwachten Jahr.

Da scheidet Jünglingslust vom lieben Vaterhaus
Und tritt aus heißem Kampf als Heldenmuth heraus.

Dem Vaterland zuerst gehörten seine Söhne,
Den Heimgekehrten lohnt die still geliebte Schöne.

Bald mit dem jungen Weib des eignen Herdes Hüter
Pflegt er das Herzensglück und alle höhern Güter.

Er müht sich für das Haus, den Staat und die Gemeine,
Ein jeder dient und herrscht, der Große wie der Kleine.

Und jeder wird, was er nach Gottes Gaben kann,
Ist seines Standes froh, froh als ein freier Mann.

Erfindung thut dem Ruf nach ird'schem Wohl Genüge,
Der Aether tönt vom Schwung der Zeitgedankenflüge;

Bald fliegt der Dichter aus in urbildliche Weiten,
Lenkt bald das Flügelpferd zu schönen Wirklichkeiten.

Still pilgert fort der Greis auf freier Forschung Bahnen,
Läßt eine neue Welt und neue Himmel ahnen.

Auf klimmt das ganze Volk wie Wanderer am Stab
Und tief vom Gipfel schaut's der Herrlichkeit herab.

Die Sprache ist edel und würdig und opalisirt oft im westöstlichen Schimmer der Rückert'schen Diction. Hier und dort leidet sie indeß an Unklarheit und Gezwungenheit der Construction. Gleich die ersten Verse:

Zum Dichterwort vermählt der ewige Gedanke
Mit Welt und Wirklichkeit sich in der Schönheit Schranke.

Drum hat's der Jugend Huld und minder nicht des Weisen,
Der Herzen alle, noch nicht ganz Papier und Eisen —

zeigen eine gesuchte Gedrängtheit und Kürze, welcher die dichterische Grazie fehlt. Auch an prosaischen Wendungen fehlt es nicht:

Deutschlands Gemüth und Geist schuf seines Friedens Größe,
Doch aus dem Glanz hervor sah die polit'sche Blöße.

Im ganzen aber erhebt sich die Dichtung durch Schwung, Ernst und reife Form über die Alltagslyrik.

Karl Cappeller's „Heimkehr aus dem Kriege" (Nr. 5) ist ein idyllisches Epos mit Militärmusik, eine Hexameterdichtung, aus welcher uns hier und dort Goethe's „Hermann und Dorothea" entgegenklingt. Der Inhalt ist sehr einfach: Empfang der rückkehrenden Truppen in einer kleinen Stadt am Bahnhof, Fest auf dem Schloß eines Barons, der seine Tochter einem jungen, etwas demokratischen Arzt gibt nach der Rückkehr desselben aus dem Kriege, in welchem er sich ausgezeichnet hat. Verwebt sind in die Handlung eine Schilderung der Schlacht bei Königgrätz und des Einzugs in Berlin. Alles ist einfach, hin und wieder finden sich prosaische Stellen, ebenso oft aber auch stimmungsvoll beleuchtete Schilderungen in Hexametern, welche dem strengen spondeischen Schema zwar nicht entsprechen, aber doch meistens einen wohllautenden Fall haben. Wir theilen die Schilderung der Schlacht von Sadowa als Probe mit; der Erzähler gehörte der Armee des Kronprinzen an:

Also brachen wir auf; ein Nebel deckte die Gegend,
Und aus den Wolken troff ein feiner sprühender Regen.
Bald vernahmen wir auch aus der Ferne den rollenden Donner
Von der begonnenen Schlacht, er wurde lauter und lauter;
Aber noch waren wir weit vom Ziel, wir mußten marschiren,
Daß uns der Schweiß von der Stirne rann und vom Mantel der Regen,
Bis zur Hälfte des Tags; da hielt die Schlacht uns umfangen.
Vor uns lag das brennende Chlum, auf waldiger Höhe
Standen die Feinde gedeckt und sandten aus hundert Geschützen
Tod und Verderben herab in die wankenden Reihen der Unsern.
Noch war (!) der Sturm nicht geglückt; ermattet kam auch die Garde
Von dort oben zurück, mit arg gelichteten Gliedern.
Da ward (!) uns der Befehl, die furchtbare Höhe zu nehmen.
Jeder schloß mit dem Leben nun ab, so gingen wir vorwärts.
Schrecklich war das Gekrach, als wenn sich hundert Gewitter
Uns zu Häupten entlüden, als wenn die Hölle zur Erde
Tosend herniederstieg' zum Untergange der Menschheit.
Aber wir wichen nicht mehr; mit Hurrah ging's und im Sturmschritt
Durch das brennende Dorf; wir achteten nicht der Granaten,
Die mit gewaltigem Knall in unsern Reihen zerplatzten,
Nicht des entflammten Gebälks, das unsre Häupter bedrohte,
Bis wir den trotzigen Feind aus der festen Stellung geworfen.
Daß uns die Garde gerächt für den siebenundzwanzigsten Juni,
Gaben wir heut' zurück; genommen ward und gehalten
Chlum, ein wichtiger Punkt für die Schlacht und ihre Entscheidung.
Und von dem Berge blickten wir jetzt hernieder und sahen,
Wenn der verziehende Rauch zuweilen gewährte die Fernsicht,
Wie dort unten im Thal und rings auf den waldigen Höhen
Weiter tobte die Schlacht und die Leichen zu Bergen sich thürmten;
Sahn, wie die Unsrigen dann in immer kühnerem Andrang
Rückwärts warfen den Feind, der schon mit dem Sieg sich gebrüstet;
Sahn, wie der König selbst mit den Cavalerieregimentern
Sausend vorüberritt zu des fliehenden Heeres Verfolgung.
Eben brach die Sonne hervor aus düstrem Gewölke,
Das sie bis dahin verdeckt, den herrlichen Sieg zu beleuchten,
Den das bewaffnete Volk mit seinem König erstritten.
Welch ein Jubel im Heer! Von hunderttausenden (!) Lippen
Tönte der fromme Choral mit gleicher Rührung und Inbrunst,
Wie er bei Leuthen erscholl; der Thränen schämte sich niemand.
Doch hier sah ich den Krieg mit allen Greueln und Schrecken;
Das ist der Ruhm nicht werth, und schaudernd denk' ich des Tages.

Der Dichter des „Lorberkranzes", A. von Segerström (Nr. 6), schließt sein einleitendes Gedicht mit den Versen:

So leihet nun das Ohr auch diesen Klängen!
Obgleich kein Dichtergenius sie sang,
Sind doch entsprungen sie dem Herzensdrang.

Nicht meßt sie mit der Meisterschaft Gesängen,
Nur mit der Liebe, die für That entbrennt;
Und ihnen gern des Daseins Wonne gönnt!

Wir gönnen diesen „Gedichten" gerne des „Daseins Wonne", sie sind anspruchslos und wohlmeinend und haben den Vorzug, daß sie nicht ins Große gehen, sich nicht ins Weite verlaufen, sondern einzelne Situationen herausgreifen, die von volksthümlich anekdotischer Bedeutung sind. Der Dichter besingt den Rittmeister Stromer, der sich eine Kugel vor den Kopf schoß, weil er seine Mannschaften nicht nutzlos nach dem Befehle des bairischen Feldherrn opfern wollte; den Feldwebel Radler, der bei Königgrätz eine Batterie eroberte durch muthige Initiative; den Tod des Prinzen von Hohenzollern; er zeigt Sinn für poetische Situation, indem er den deutschen Bruderkrieg durch zwei Hirten versinnlicht, die eng befreundet an der hannoverschen und preußischen Grenze treiben und dann sich in feindlichen Heeren auf dem Schlachtfeld bei Langensalza begegnen, indem er die Heldenthaten des Königs sich im Geist eines Veteranen spiegeln läßt. Doch die Ausführung entspricht nicht dem guten Griff; die meisten Verse sind nur gereimte Prosa, und das Metrum ist in den daktylischen Maßen ein sehr holpriges, fortwährend durch schwere Silben gehemmtes:

Es lebe der Kronprinz! Sein Zug ist geglückt,
Von Nachod schon Siegespost tönt:
Wie hat er die Reiter des Kaisers geknickt,
Des uralten Rufes entkrönt,
Durch Kühnheit des Angriffs in ruhmvoller Schlacht
Vernichtet die Feinde trotz doppelter Macht!

Ich lob' mir den Steinmetz auf siegreichem Gang
Bei Skalitz vor mächtigem Feind!
Wie rasch über Jaromierz vorwärts er drang! —
O Blücher! dein Geist noch erscheint,
Macht siegen im Fluge uns überall:
Prinz Karl bracht' Gitschin durch Stürmung zum Fall.

Auch die Anwendung der nordischen Mythologie auf die Schlacht bei Königgrätz, wenn z. B. der Kronprinz von Preußen „ein Baldur voll Güte und ein Odin im Schlachtgewühl" genannt wird, ist eine unglückliche.

Fließender und wortgewandter sind die „Kriegsgedichte" von Moritz Blanckarts (Nr. 6). Der düsseldorfer Schlachtenmaler greift bisweilen auch zur Feder, um seinen kriegerischen Phantasien künstlerische Gestalt zu geben. Wie er Reiterbilder mit Schwung zu malen weiß, so dichtet er auch mit Vorliebe Reiterlieder, von denen die Sammlung zwei enthält. Außer dem Krieg von 1866 wird auch der Befreiungskrieg in einzelnen poetischen Bildern uns wieder vorgeführt. Die Verse sind meist correct, der Inhalt schlicht und anspruchslos. Eine für poetische Behandlung geeignete Anekdote hat Blanckarts in dem Gedicht „Das Vierklee" ausgewählt:

Im Feuer der Granaten,
Durch Rauch und Pulverdampf,
Ziehn preußische Soldaten
Heran zum blut'gen Kampf.

Die Felder stehn in voller Pracht:
Was kümmert's sie in heißer Schlacht?
Sie müssen vorwärts ziehen.

Doch von den Grenadieren
Bemerkt ein junger Held,
Als sie nun aufmarschiren
In kleebesäetem Feld,
Mit schnellem Blick ein Vierblatt stehn
Und neigt sich, als er es gesehn,
In Eile es zu pflücken.

Solch Blatt bringt allerwegen,
Wie seine Mutter sprach,
Dem Finder Glück und Segen,
Drum greift er rasch danach.
Und über ihn mit schrillem Schall
Saust der Kanone Eisenball
Im selben Augenblicke.

Hätt' aufrecht er gestanden,
Traf ihn der sichre Tod,
Wie ihn so viele fanden
Von Feinden rings bedroht.
Doch weil er eben sich gebückt,
Ward nun er der Gefahr entrückt,
Das Blatt hat ihn gerettet.

Und als die Schlacht geendet,
Hat er's dem Brief vertraut,
Den er zur Heimat sendet
An seine liebe Braut.
Die jetzt, so oft sie es erblickt,
Ein Dankgebet zum Himmel schickt
Und treu das Blatt behütet.

Die reimlose Schlußzeile jeder Strophe lähmt leider die Wirkung der Verse, sodaß besonders der letzte Abschluß matt ausklingt. Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

Geschichte und Kritik der Unterhaltungsliteratur müssen Act davon nehmen, daß nicht blos einheimische Prälaten und Bischöfe auf das eifrigste bedacht sind, auf die einschlagende Production Einfluß zu gewinnen und alles mit Acht und Bann zu belegen, was nach ihrem Urtheile unter den Titel „schlechte Presse" gehört, sondern daß auch von dem Heiligen Stuhl her Aussprüche ergehen, um diese culturgeschichtlich keineswegs unwichtigen Bemühungen gutzuheißen und zu unterstützen. Zur Bestätigung citiren wir wörtlich aus einem Sendschreiben des Papstes an den Bischof von Orleans, Dupanloup, und wundern uns nur, daß uns von dem „Plane" nichts zu Ohren gekommen, von dem in diesem Sendschreiben die Rede ist:

Es ist ein Plan, welchen schamlos freche Schriftsteller seit lange zu Tage gefördert haben, die Jugend zu verführen, um dadurch besser dahin zu gelangen, endlich, wie sie es wünschen, die Religion und alle Autorität zu vernichten. Auch wird dieser Plan mit der ausdauerndsten Anstrengung ausgeführt, sei es durch die Verderbung der Erziehung, sei es durch die trügerische Aenderung der Geschichte, sei es durch die Anreizung der schlechten Leidenschaften oder durch alle Kunstgriffe einer Gottlosigkeit ohne Scham. Weil nun aber diese Mittel eher auf die Männer als auf die Weiber wirken, und weil deshalb die Absicht bisjetzt noch nicht so schnell erreicht wurde, als man wünschte, so will man jetzt nun auch die Weiber selbst angreifen, sie ihrer angeborenen Schamhaftigkeit berauben, sie in die Oeffentlichkeit einführen, sie vom häuslichen Leben und dessen Pflichten abwendig machen, sie mit einer falschen und eiteln Wissenschaft aufblasen, sodaß die, welche, wohl und religiös erzogen, einem reinen und glänzenden Lichte in ihrem Hause gleichen, der Ruhm ihres Mannes, die Erbauung ihrer Familie, ein Band des Friedens, ein Anziehungsmittel zur Frömmigkeit sein würde, im Gegentheil, geschwollen von Stolz und Anmaßung, die Sorgen und Pflichten, welche der Frau zukommen, verachten und in ihrer Häuslichkeit ein Keim der Zwietracht werden, ihre Kinder verderben und für alle ein Stein des Anstoßes werden wird. Und, ein tief zu beklagender Umstand, diejenigen, welchen die Fürsorge für die öffentlichen Angelegenheiten anvertraut ist, achten nicht einer so großen Gefahr, die nicht weniger drohend für die Gesellschaft wie für die Religion ist, und begünstigen die Absichten der Gottlosigkeit durch neue und unerhörte Versuche und legen somit in der allergrößten Unvorsichtigkeit die letzte Hand an die schon begonnene Vernichtung der gesellschaftlichen Ordnung. Aber je mehr dieses ungeheuere Unternehmen das christliche Volk mit schwerem Uebel bedroht, um so mehr schätzen wir dich würdig des Lobes, dich, der du, obschon mit andern Kämpfen beschäftigt, ein immer wachsamer und treuer Hüter, einmal und noch einmal die Stimme muthvoll erhoben hast, um die Fallstricke, die in solchem Unternehmen vorbereitet und verborgen sind, zu enthüllen und zu beseitigen.

Wir gehören auch ein wenig zu der Zunft der Schriftsteller, aber wir gestehen, daß wir von einer solchen Conspiration niemals gehört haben, und daß wir, falls wir von deren Planen in dem von Sr. Heiligkeit angedeuteten

Sinne wüßten, ihnen entschieden in den Weg treten würden. Mit derselben Entschiedenheit protestiren wir aber auch gegen die Proselytenmacherei durch Unterhaltungsschriften. Wiederholt haben wir diese tendenziösen Romane gekennzeichnet, die in Unmassen im Lande colportirt werden, um dem mit blinder Lesewuth alles verschlingenden Publikum auch bei dieser Gelegenheit etwas „geistliche Medicin" einzuflößen. Das neueste Werk dieser Art ist einfach betitelt:

1. Veronia. Ein Roman. Nach dem Englischen. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1867. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Daß es nach einem englischen Original gearbeitet ist, müssen wir glauben, weil es auf dem Titel steht; daß es aber trotzdem nicht ein Werk ist, welches dem Bearbeiter zur literarischen Ehre gereicht, glauben wir verbürgen zu können.

Daß Veronia nach allerlei selbstverschuldetem Unglück in der Liebe, die übrigens bei der angeblichen Klarheit und Energie der jungen Dame keineswegs zur Genüge motivirt ist, eines Tags katholisch wird, wie ihre reichen Verwandten es sind, überrascht uns keineswegs, da sich hierfür hinreichende Beispiele finden.

Daß aber auch der sehr verständige Dr. van Helder schließlich als Proselyt aus dieser Welt scheidet, das gefällt uns nicht. Der arme Doctor war schon sehr leidend, als der ihn behandelnde College ihm einen protestantischen Geistlichen, einen „Bekenner der gereinigten Lehre Gottes", mitbringen zu dürfen wünschte.

„Sie sind wirklich gar zu gütig, College", versetzte van Helder in freundlicher Weise, „ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten recht verbunden; doch, um ganz aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß der würdige Mann, von welchem Sie sprechen, meinetwegen den Islam predigen mag. Mir soll er vom Leibe bleiben. Wenn Sie meinen, daß ich, weil ich nicht Katholik bin, Protestant sein müsse, dann irren Sie sehr. Wie könnte ich dem Andenken meines vortrefflichen Lehrers in der Logik eine solche Schmach zufügen! In der ganzen Polemik des Protestantismus gegen den katholischen Glauben sehe ich nichts anderes als die Angriffe des Don Quixote auf die Windmühlen, wobei das wahre Christenthum wie ein zweiter Sancho Pansa sich vergeblich abmüht, die Täuschung aufzuklären."

Man kann anderer Ansicht als Dr. van Helder sein, aber man darf nicht behaupten, „blaß vor Aerger", daß das nicht gut von ihm gesagt worden sei. Der protestantische Tröster war „zu früh" gekommen; der Doctor, „dessen zähe Natur seinen Geist in auffallender Weise wach und klar erhielt", wie im Kapitel XLIII „Es werde Licht" gestanden wird, wollte noch nicht. Einige Tage später, als die Zähigkeit seiner Natur der gewachsenen Krankheit gewichen war, da gab der Sterbende den inständigen Bitten Veronia's und eines ihm befreundeten katholischen Priesters nach, wurde katholisch und starb. Weshalb sollte der brave Mann nicht auch noch in der Sterbeminute einem Freunde einen Wunsch erfüllen, der ihm so leicht fiel und jenem so viel galt?

Aber wir wollen wörtlich citiren, damit der Leser genau erfährt, welcher Tendenz der Verfasser von „Veronia" huldigt:

Am Lager des Sterbenden knieten nun die treuen Freunde, die so lange um ihn gebangt, so heiß für ihn gebetet hatten. Jetzt waren ihre Herzen, obgleich sie die Schatten des Todes rasch über die Züge des Kranken hingleiten sahen, von hoher, überirdischer Freude erfüllt. Dieses Gefühl leuchtete aus dem nassen Auge des Geistlichen hervor, als er, über den Sterbenden gebeugt, die brechenden Augen, die kalten Lippen und die regungslosen Glieder desselben mit dem heiligen Oel benetzte und die segensvollen Worte des Glaubens sprach, auf welche die Umstehenden für den müden Wanderer, der in die dunkeln Pforten des Todes eingehen sollte, antworteten. Die heilige Handlung der letzten Gnadenspende war vorüber. Zusehends neigte das Lebenslicht des Neubekehrten sich dem Erlöschen zu. Die letzten Minuten waren gezählt u. s. w.

2. Die Geheimnisse von St.-Louis von Heinrich Börnstein. Vier Bände. Zweite Auflage. Altona, Verlagsbureau. 1868. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman, sicher vielfach dem wirklichen Leben entnommen und jüngst als Feuilleton in 4000 Exemplaren durch den „Anzeiger des Westens" verbreitet, hat sich diesseit und jenseit des Oceans großen Beifalls bei dem Lesepublikum zu erfreuen. Er ist ein strictes Widerspiel zu „Veronia". Mit keckem Humor geiselt er die Umtriebe der Jesuiten und erinnert an vielen Stellen an geschichtliche Thatsachen. Aber nicht seiner antiklerikalen Grundtendenz halber behagt seine Lektüre dem Publikum, sondern weil er überall in spannenden Combinationen das wirkliche Leben selbst und Charaktere mit scharfen Zügen schildert, wie sie eben besonders in den Vereinigten Staaten vorkommen. In der ganzen und schon sehr reichen Mysterienliteratur fehlt es an Abenteuerlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten nicht, so auch nicht in diesen offenbarten „Geheimnissen", aber die Tendenz ist gut. Das Buch darf besonders Auswanderungslustigen und solchen empfohlen werden, die liebe Angehörige drüben haben. Die mancherlei Beschwerden und Gefahren, denen Einwanderer in Amerika sich aussetzen müssen, sind lebenswahr geschildert, und besonders ist der Zug der jungen Männer nach Californien in frischer und anschaulicher Sprache erzählt. Mit classischer Feder ist das Buch nicht geschrieben. Der Verfasser wird auf solches Lob keinen Anspruch erheben; aber sein Buch ist lesenswerth.

3. 1866. Geschichtlicher Roman von Julius Mühlfeld. Leipzig, Minde. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Stephan Türr. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Von H. J. Schwarz. Zwei Bände. Wien, Last. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir können auch diese beiden Romane einander gegenüberstellen; der eine ruft uns vom deutschen, der andere vom österreichischen Gesichtspunkte aus die denkwürdigen Ereignisse der letzten Jahre in die Erinnerung. Zunächst machen wir die Freunde des Generals Türr darauf aufmerksam, daß sie das Buch, das seinen Namen trägt, nicht mit der Illusion zur Hand nehmen mögen, sie würden eine Apologie oder doch wenigstens eine Biographie desselben finden. Wenn der Verfasser auch oft einen derartigen Anlauf zu nehmen scheint, so wird er doch schließlich wieder Parteigänger und verunglimpft den Helden seines Buchs in unbarmherzigster Weise. Unbarmherzig ist er überhaupt und besonders auch gegen die Sprache, wir wissen nicht, ob blos gegen die deutsche. Einige Excerpte, die wir geben wollen, mögen zugleich als Stilproben dienen.

Als warnendes Exempel, wohin Stilvernachnässigung führt, wollen wir für einige charakteristische „Photogra-

Es lebe der Kronprinz! Sein Zug ist geglückt,
Von Nachod schon Siegespost tönt:
Wie hat er die Reiter des Kaisers geknickt,
Des uralten Rufes entkrönt,
Durch Kühnheit des Angriffs in ruhmvoller Schlacht
Vernichtet die Feinde trotz doppelter Macht!

Ich lob' mir den Steinmetz auf siegreichem Gang
Bei Skalitz vor mächtigem Feind!
Wie rasch über Jaromierz vorwärts er drang! —
O Blücher! dein Geist noch erscheint,
Macht siegen im Fluge uns überall:
Prinz Karl bracht' Gitschin durch Stürmung zum Fall.

Auch die Anwendung der nordischen Mythologie auf die Schlacht bei Königgrätz, wenn z. B. der Kronprinz von Preußen „ein Baldur voll Güte und ein Odin im Schlachtgewühl" genannt wird, ist eine unglückliche.

Fließender und wortgewandter sind die „Kriegsgedichte" von **Moritz Blanckarts** (Nr. 6). Der düsseldorfer Schlachtenmaler greift bisweilen auch zur Feder, um seinen kriegerischen Phantasien künstlerische Gestalt zu geben. Wie er Reiterbilder mit Schwung zu malen weiß, so dichtet er auch mit Vorliebe Reiterlieder, von denen die Sammlung zwei enthält. Außer dem Krieg von 1866 wird auch der Befreiungskrieg in einzelnen poetischen Bildern uns wieder vorgeführt. Die Verse sind meist correct, der Inhalt schlicht und anspruchslos. Eine für poetische Behandlung geeignete Anekdote hat Blanckarts in dem Gedicht „Das Vierklee" ausgewählt:

Im Feuer der Granaten,
Durch Rauch und Pulverdampf,
Ziehn preußische Soldaten
Heran zum blut'gen Kampf.

Die Felder stehn in voller Pracht:
Was kümmert's sie in heißer Schlacht?
Sie müssen vorwärts ziehen.

Doch von den Grenadieren
Bemerkt ein junger Held,
Als sie nun aufmarschiren
In kleebesäetem Feld,
Mit schnellem Blick ein Vierblatt stehn
Und neigt sich, als er es gesehn,
In Eile es zu pflücken.

Solch Blatt bringt allerwegen,
Wie seine Mutter sprach,
Dem Finder Glück und Segen,
Drum greift er rasch danach.
Und über ihn mit schrillem Schall
Saust der Kanone Eisenball
Im selben Augenblicke.

Hätt' aufrecht er gestanden,
Traf ihn der sichre Tod,
Wie ihn so viele fanden
Von Feinden rings bedroht.
Doch weil er eben sich gebückt,
Ward nun er der Gefahr entrückt,
Das Blatt hat ihn gerettet.

Und als die Schlacht geendet,
Hat er's dem Brief vertraut,
Den er zur Heimat sendet
An seine liebe Braut.
Die jetzt, so oft sie es erblickt,
Ein Dankgebet zum Himmel schickt
Und treu das Blatt behütet.

Die reimlose Schlußzeile jeder Strophe lähmt leider die Wirkung der Verse, sodaß besonders der letzte Abschluß matt ausklingt. **Rudolf Gottschall.**

Unterhaltungsliteratur.

Geschichte und Kritik der Unterhaltungsliteratur müssen Act davon nehmen, daß nicht blos einheimische Prälaten und Bischöfe auf das eifrigste bedacht sind, auf die einschlagende Production Einfluß zu gewinnen und alles mit Acht und Bann zu belegen, was nach ihrem Urtheile unter den Titel „schlechte Presse" gehört, sondern daß auch von dem Heiligen Stuhl her Aussprüche ergehen, um diese culturgeschichtlich keineswegs unwichtigen Bemühungen gutzuheißen und zu unterstützen. Zur Bestätigung citiren wir wörtlich aus einem Sendschreiben des Papstes an den Bischof von Orleans, Dupanloup, und wundern uns nur, daß uns von dem „Plane" nichts zu Ohren gekommen, von dem in diesem Sendschreiben die Rede ist:

Es ist ein Plan, welchen schamlos freche Schriftsteller seit lange zu Tage gefördert haben, die Jugend zu verführen, um dadurch besser dahin zu gelangen, endlich, wie sie es wünschen, die Religion und alle Autorität zu vernichten. Auch wird dieser Plan mit der ausdauerndsten Anstrengung ausgeführt, sei es durch die Verderbung der Erziehung, sei es durch die trügerische Aenderung der Geschichte, sei es durch die Anreizung der schlechten Leidenschaften oder durch alle Kunstgriffe einer Gottlosigkeit ohne Scham. Weil nun aber diese Mittel eher auf die Männer als auf die Weiber wirken, und weil deshalb die Absicht bisjetzt noch nicht so schnell erreicht wurde, als man wünschte, so will man jetzt nun auch die Weiber selbst angreifen, sie ihrer angeborenen Schamhaftigkeit berauben, sie in die Oeffentlichkeit einführen, sie vom häuslichen Leben und dessen Pflichten abwendig machen, sie mit einer falschen und eiteln Wissenschaft aufblasen, sodaß die, welche, wohl und religiös erzogen, einem reinen und glänzenden Lichte in ihrem Hause gleichen, der Ruhm ihres Mannes, die Erbauung ihrer Familie, ein Band des Friedens, ein Anziehungsmittel zur Frömmigkeit sein würde, im Gegentheil, geschwollen von Stolz und Anmaßung, die Sorgen und Pflichten, welche der Frau zukommen, verachten und in ihrer Häuslichkeit ein Keim der Zwietracht werden, ihre Kinder verderben und für alle ein Stein des Anstoßes werden wird. Und, ein tief zu beklagender Umstand, diejenigen, welchen die Fürsorge für die öffentlichen Angelegenheiten anvertraut ist, achten nicht einer so großen Gefahr, die nicht weniger drohend für die Gesellschaft wie für die Religion ist, und begünstigen die Absichten der Gottlosigkeit durch neue und unerhörte Versuche und legen somit in der allergrößten Unvorsichtigkeit die letzte Hand an die schon begonnene Vernichtung der gesellschaftlichen Ordnung. Aber je mehr dieses ungeheuere Unternehmen das christliche Volk mit schwerem Uebel bedroht, um so mehr schätzen wir dich würdig des Lobes, dich, der du, obschon mit andern Kämpfen beschäftigt, ein immer wachsamer und treuer Hüter, einmal und noch einmal die Stimme muthvoll erhoben hast, um die Fallstricke, die in solchem Unternehmen vorbereitet und verborgen sind, zu enthüllen und zu beseitigen.

Wir gehören auch ein wenig zu der Zunft der Schriftsteller, aber wir gestehen, daß wir von einer solchen Conspiration niemals gehört haben, und daß wir, falls wir von deren Planen in dem von Sr. Heiligkeit angedeuteten

Sinne wüßten, ihnen entschieden in den Weg treten würden. Mit derselben Entschiedenheit protestiren wir aber auch gegen die Proselytenmacherei durch Unterhaltungsschriften. Wiederholt haben wir diese tendenziösen Romane gekennzeichnet, die in Unmassen im Lande colportirt werden, um dem mit blinder Lesewuth alles verschlingenden Publikum auch bei dieser Gelegenheit etwas „geistliche Medicin" einzuflößen. Das neueste Werk dieser Art ist einfach betitelt:

1. Veronia. Ein Roman. Nach dem Englischen. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1867. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Daß es nach einem englischen Original gearbeitet ist, müssen wir glauben, weil es auf dem Titel steht; daß es aber trotzdem nicht ein Werk ist, welches dem Bearbeiter zur literarischen Ehre gereicht, glauben wir verbürgen zu können.

Daß Veronia nach allerlei selbstverschuldetem Unglück in der Liebe, die übrigens bei der angeblichen Klarheit und Energie der jungen Dame keineswegs zur Genüge motivirt ist, eines Tags katholisch wird, wie ihre reichen Verwandten es sind, überrascht uns keineswegs, da sich hierfür hinreichende Beispiele finden.

Daß aber auch der sehr verständige Dr. van Helder schließlich als Proselyt aus dieser Welt scheidet, das gefällt uns nicht. Der arme Doctor war schon sehr leidend, als der ihn behandelnde College ihm einen protestantischen Geistlichen, einen „Bekenner der gereinigten Lehre Gottes", mitbringen zu dürfen wünschte.

„Sie sind wirklich gar zu gütig, College", versetzte van Helder in freundlicher Weise, „ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten recht verbunden; doch, um ganz aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß der würdige Mann, von welchem Sie sprechen, meinetwegen den Islam predigen mag. Mir soll er vom Leibe bleiben. Wenn Sie meinen, daß ich, weil ich nicht Katholik bin, Protestant sein müsse, dann irren Sie sehr. Wie könnte ich dem Andenken meines vortrefflichen Lehrers in der Logik eine solche Schmach zufügen! In der ganzen Polemik des Protestantismus gegen den katholischen Glauben sehe ich nichts anderes als die Angriffe des Don Quixote auf die Windmühlen, wobei das wahre Christenthum wie ein zweiter Sancho Pansa sich vergeblich abmüht, die Täuschung aufzuklären."

Man kann anderer Ansicht als Dr. van Helder sein, aber man darf nicht behaupten, „blaß vor Aerger", daß das nicht gut von ihm gesagt worden sei. Der protestantische Tröster war „zu früh" gekommen; der Doctor, „dessen zähe Natur seinen Geist in auffallender Weise wach und klar erhielt", wie im Kapitel XLIII „Es werde Licht" gestanden wird, wollte noch nicht. Einige Tage später, als die Zähigkeit seiner Natur der gewachsenen Krankheit gewichen war, da gab der Sterbende den inständigen Bitten Veronia's und eines ihm befreundeten katholischen Priesters nach, wurde katholisch und starb. Weshalb sollte der brave Mann nicht auch noch in der Sterbeminute einem Freunde einen Wunsch erfüllen, der ihm so leicht fiel und jenem so viel galt?

Aber wir wollen wörtlich citiren, damit der Leser genau erfährt, welcher Tendenz der Verfasser von „Veronia" huldigt:

Am Lager des Sterbenden knieten nun die treuen Freunde, die so lange um ihn gebangt, so heiß für ihn gebetet hatten. Jetzt waren ihre Herzen, obgleich sie die Schatten des Todes rasch über die Züge des Kranken hingleiten sahen, von hoher, überirdischer Freude erfüllt. Dieses Gefühl leuchtete aus dem nassen Auge des Geistlichen hervor, als er, über den Sterbenden gebeugt, die brechenden Augen, die kalten Lippen und die regungslosen Glieder desselben mit dem heiligen Oel benetzte und die segensvollen Worte des Glaubens sprach, auf welche die Umstehenden für den müden Wanderer, der in die dunkeln Pforten des Todes eingehen sollte, antworteten. Die heilige Handlung der letzten Gnadenspende war vorüber. Zusehends neigte das Lebenslicht des Neubekehrten sich dem Erlöschen zu. Die letzten Minuten waren gezählt u. s. w.

2. Die Geheimnisse von St.-Louis von Heinrich Börnstein. Vier Bände. Zweite Auflage. Altona, Verlagsbureau. 1868. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman, sicher vielfach dem wirklichen Leben entnommen und jüngst als Feuilleton in 4000 Exemplaren durch den „Anzeiger des Westens" verbreitet, hat sich diesseit und jenseit des Oceans großen Beifalls bei dem Lesepublikum zu erfreuen. Er ist ein strictes Widerspiel zu „Veronia". Mit keckem Humor geiselt er die Umtriebe der Jesuiten und erinnert an vielen Stellen an geschichtliche Thatsachen. Aber nicht seiner antiklerikalen Grundtendenz halber behagt seine Lektüre dem Publikum, sondern weil er überall in spannenden Combinationen das wirkliche Leben selbst und Charaktere mit scharfen Zügen schildert, wie sie eben besonders in den Vereinigten Staaten vorkommen. In der ganzen und schon sehr reichen Mysterienliteratur fehlt es an Abenteuerlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten nicht, so auch nicht in diesen offenbarten „Geheimnissen", aber die Tendenz ist gut. Das Buch darf besonders Auswanderungslustigen und solchen empfohlen werden, die liebe Angehörige drüben haben. Die mancherlei Beschwerden und Gefahren, denen Einwanderer in Amerika sich aussetzen müssen, sind lebenswahr geschildert, und besonders ist der Zug der jungen Männer nach Californien in frischer und anschaulicher Sprache erzählt. Mit classischer Feder ist das Buch nicht geschrieben. Der Verfasser wird auf solches Lob keinen Anspruch erheben; aber sein Buch ist lesenswerth.

3. 1866. Geschichtlicher Roman von Julius Mühlfeld. Leipzig, Minde. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Stephan Türr. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Von H. J. Schwarz. Zwei Bände. Wien, Last. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir können auch diese beiden Romane einander gegenüberstellen; der eine ruft uns vom deutschen, der andere vom österreichischen Gesichtspunkte aus die denkwürdigen Ereignisse der letzten Jahre in die Erinnerung. Zunächst machen wir die Freunde des Generals Türr darauf aufmerksam, daß sie das Buch, das seinen Namen trägt, nicht mit der Illusion zur Hand nehmen mögen, sie würden eine Apologie oder doch wenigstens eine Biographie desselben finden. Wenn der Verfasser auch oft einen derartigen Anlauf zu nehmen scheint, so wird er doch schließlich wieder Parteigänger und verunglimpft den Helden seines Buchs in unbarmherzigster Weise. Unbarmherzig ist er überhaupt und besonders auch gegen die Sprache, wir wissen nicht, ob blos gegen die deutsche. Einige Excerpte, die wir geben wollen, mögen zugleich als Stilproben dienen.

Als warnendes Exempel, wohin Stilvernachnässigung führt, wollen wir für einige charakteristische „Photogra-

phien“ aus dem Zeitgemälde von H. J. Schwarz hier Platz erbitten. Von Garibaldi und seinem Marsalazuge und von Mazzini heißt es wörtlich:

Wenn wir diese in der Geschichte epochemachende That des als Räuber und Flibustier verschrienen, jahrelang in bitterer Verbannung lebenden Mannes, der in wenigen Tagen, mit einer Hand voll ungeübter, wenig geschulter und kriegsunerfahrenen Freischaren, fast im Angesicht einer mächtigen Flotte und eines starken, wenngleich durch Demoralisation geschwächten Landheers landend, Unglaubliches leistet, die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, sich zum Herrn und Dictator Beider Sicilien emporschwingt, und endlich das eroberte Land und seine mächtige, vom Volk vergötterte Stellung in der uneigennützigsten Weise zu den Füßen seines Königs niederlegt, in betrachtende Erwägung ziehen, wissen wir nicht, ob wir mehr seine fatalistische Kühnheit, sein fabelhaftes Glück oder die edle Uneigennützigkeit bewundern sollen, mit der er jede Belohnung zurückweist, und nur für seine Umgebung Sorge tragend, für sich selbst die öde Ziegeninsel von Caprera zu seinem bescheidenen, fast an allem, was das Leben angenehm macht, Mangel leidendem Aufenthalt wählt, und so der Welt das seltene Beispiel eines wahren, über allen Ehrgeiz und jede Selbstsucht erhabenen, nur der Befreiung seines Volks lebenden Patrioten liefert. — Sein an dem eingebildeten Nimbus eines gottberufenen Reformers krankender, blutdürstiger, jedes noch so verwerfliche Mittel zum Zweck benutzender, aber wenig durch persönliche Thaten ausgezeichneter politischer Glaubensgenosse Mazzini tritt gegen die heroisch-patriarchalische, bescheidene und anspruchslose, an die größten Männer Roms und Griechenlands erinnernde Gestalt des Mannes von Caprera weit in den Hintergrund.

Kann man schwerfälliger schreiben? Wer so sprechen wollte, müßte Riesenlungen haben. Auf Türr kommt der Verfasser immer nur gelegentlich, nachdem er über alles Mögliche, oft über die größten Trivialitäten sich in seiner breiten, selbstgefälligen Weise ergangen hat. An einer Stelle sagt er von Türr:

Türr, der es von der mehr als bescheidenen Stellung eines simpeln Offizierdieners zuerst im österreichischen Heer durch Nachsicht und Vertrauen seines Regimentscommandanten zum Offizier gebracht, und diese seine Erhebung in die höhere Gesellschaft durch Meineid und Verrath befleckend, ohne Genie oder besonderes Talent, nur den politischen Combinationen der Neuzeit, einiger Bravour, vorzüglich aber dem auf seine Umgebung zurückstrahlenden Verdienste seines Gönners Garibaldi zu danken hatte, daß er das geworden, was weit verdienstvollere Männer im jahrelangen Bemühen nicht zu erstreben vermochten, hält sich nun nicht mehr für zu gering, um selbst einer Prinzessin die Hand zu reichen.

Noch zwei Sätze sei es uns erlaubt einzuflechten, in denen Benedek und die Preußen gebrandmarkt werden:

Alles und gar nichts besetzen, Cordonsystem und strategisch und materiell gebotene Maßnahmen, rasches, entschiedenes und zum Theil vernichtendes Handeln, die blitzähnliche Ueberrumpelung und Vernichtung einzelner Armeecorps vor ihrer Concentrirung, und der erst im letzten Augenblick so tragisch und bedeutungslos entwickelte, oft bewitzelte und in so großes und unverdientes Geheimniß gehüllte „Plan“, der, anstatt den Gegner vor seiner Concentrirung zu vernichten, im ganzen Kriege sich auf nichts, als dessen im letzten Augenblick, als er schon zu wesentliche Vortheile errungen hatte, auf österreichischem Boden zu vereitelnde Vereinigung erstreckte, bilden eben einen so großen Unterschied, als die katzenbehändige Beweglichkeit der Preußen, und die trostlose, im eigenen Heer und Volk Geist und Muth ertödtende Zauderhaftigkeit und festgebannte Unbeweglichkeit des Benedek'schen Heers.... Die preußische Regierung, die kein noch so verwerfliches Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, und um des lästigen Rivalen deutscher Suprematie los zu werden, scheute,....

Es wirkt wohlthuend auf das Gemüth, nach einem solchen Buche das Werk „1866“ von Julius Mühlfeld zu ergreifen. Hier ist der Gedanke klar, die Sprache edel und rein, und die durchgehende Tendenz die eines gebildeten, vorurtheilsfreien und patriotischen Mannes, mit dem jeder es sich zur Ehre schätzt, sich zu beschäftigen. Hören wir nur zwei Perioden von ihm:

Mit Donnergang durchschritt der Kriegsgott Deutschlands Fluren, daß die Erde unter seinen Füßen erbebte und alle Creaturen zitterten vor dem glühenden Hauche seines Mundes. Die Bewegungen der preußischen Angreifer waren wohl berechnet und wurden ebenso exact als mit blitzgleicher Schnelligkeit ausgeführt. Nur durch fast unsagliche Mühen und Strapazen konnte alles dieses erreicht werden.

Nachdem der Verfasser das glückliche Familienleben eines leipziger Hauses geschildert, das Aufblühen kaufmännischer Geschäfte, Verlobungen, Heirathen, kommt das Jahr 1866 heran, Begeisterung und Befürchtung mancher Art erweckend. Die jungen Männer nehmen am Kampfe theil, das Glück ist gestört: einer kehrt verkrüppelt zurück, einer erliegt der erlittenen Verwundung, dem Fall des Geschäftshauses wird nur durch große Opfer von Verwandten und Freunden vorgebeugt. Aber wenn auch gegen Schluß des Jahres „eine Braut in Trauerkleidern an den Altar tritt“, neues kräftiges Leben und neue Hoffnungen erwachen, und der Vater des Bräutigams bringt folgenden Toast aus:

Groß und allgemein sind die Opfer, welche die jüngste Vergangenheit gefordert hat. Auch uns alle hat sie hart getroffen. Auch wir müssen fast von vorn anfangen mit unserer Arbeit, denn die Früchte eines arbeitsamen Lebens gingen uns im Sturm der Krisis verloren. Doch es galt dem Glück, der machtvollen Einigung Deutschlands, der lange erstrebten, einem großen, erhabenen Ziele! Solche Ziele aber haben stets große Opfer gefordert. Diejenigen, welche sie bringen, sind Arbeiter für die Zukunft. Gebe Gott, daß auch die Opfer unserer Gegenwart nicht umsonst gebracht wurden, sondern daß für die glückliche Zukunft Deutschlands herrliche Früchte aus ihnen reifen mögen!

5. Drei verhängnißvolle Jahre. Zeitroman von Louise Otto. Zwei Bände. Altona, Verlagsbureau. 1867. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk spielt in der Zeit von 1848, ist überall durchweht von den Ideen jener Periode, die immer einen glücklichen Ausdruck finden, und scheint kurz nach jener Zeit geschrieben zu sein. Aehnlich wie in „1866“ von Mühlfeld sehen wir hier durch die Wirkungen von 1848 das Glück einer großen und liebenswürdigen Familie gefährdet, gestört und, nachdem die Opfer gefallen und zum Theil verschmerzt sind, wiederhergestellt. Die Verfasserin, die sich unter den schriftstellernden Frauen eines geachteten Namens erfreut, schließt ihr Buch mit den Worten: „Nur die Mutter schüttelte schwermüthig das Haupt und preßte die Hand auf das vor Schmerzen brechende Herz. Ein Mutterherz kommt nie zur Ruhe.“

6. Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau von August Becker. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Mit Unrecht nennt der Verfasser sein Werk einen Roman, denn der erzählte Romanstoff ist dürftig über alle Gebühr und, wie auch in dem Vorwort zugegeben wird, Nebensache. Einem jungen münchener Lieutenant wird von vorn bis zum Schluß ausschließlich das Wort gegeben und er misbraucht diese Freiheit oft genug, indem er Trivialitäten, wie jeder sie täglich erlebt, in allzu

ausführlicher, wenngleich nicht ungefälliger Manier erzählt. Nach Landau versetzt, entflieht er dem langweiligen Festungsleben oft durch Streifereien in das Wasgau, wo er als Freund nicht blos landschaftlicher Schönheiten, sondern auch ländlicher Schönen in eine der letztern sich verliebt. Trotzdem verlobt er sich mit einer reichen, jungen, schönen Cousine und hat so gewissermaßen zwei Bräute. Sein Herz gibt aber der ländlichen den Vorzug, sein Kopf also der städtischen den Abschied. Er leiht nun den Schweißfuchs eines landauer Kameraden, jagt zu der geliebten, jetzt einzigen Braut, belauert sie im Garten, hält ihren Stiefbruder für einen begünstigten Liebhaber, seine Hedwig also für ungetreu, reitet sehr verdrießlich zurück und verwundet auch den vermeintlichen Liebhaber im Duell. Endlich löst sich das Misverständniß und die Braut wird sein, was ihn um so glücklicher macht, als sie — die Caution stellen, also bald seine Ehefrau werden kann, ohne daß er zum — Postfach übertreten genöthigt ist.

Manche landschaftliche Schilderungen sind nicht ohne Geschick und Freude an Naturreizen geschrieben, stehen aber z. B. denen von Adalbert Stifter weit nach. Die eingeflochtenen „historischen Reminiscenzen" fordern, um zu interessiren, mehr Kenntniß der pfälzischen Localgeschichte, als bei der überwiegenden Mehrzahl der Leser vorausgesetzt werden darf.

Feuilleton.

Freiherr von Sternberg.

Wieder ist ein Schriftsteller gestorben, der lange Zeit mit seinen Werken Publikum und Tageskritik auf das eifrigste beschäftigte; doch so wechselnd und launenhaft ist die Mode auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur, daß ein Schriftsteller, der ein Jahrzehnt hindurch feiert, bereits zu den Todten gerechnet wird, daß die ältern Leser sich mühsam besinnen auf das, was er geschaffen, und die jüngern ihn kaum dem Namen nach kennen.

Und doch steht Sternberg, was die ursprüngliche Gabe der Erzählung, die Eleganz der Darstellung und einen allerdings oft ins Rococogenre abschweifenden Humor betrifft, hinter keinem der Erzähler zurück, welche jetzt den literarischen Markt beherrschen.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg ist ein Sohn des deutschen Bruderstammes an der Ostsee und war am 22. April 1806 auf einem Gute seines Vaters bei Reval in Estland geboren. Er erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium und der Universität zu Dorpat, wo er die Rechtswissenschaft studiren sollte, ein Studium, das er indeß bald aufgab. Mit einer Unterstützung der Kaiserin unternahm er eine Reise nach Deutschland 1830 und verweilte mehrere Jahre hier, in Dresden, Stuttgart, namentlich in Manheim und Weimar. Nach einem Besuch in der Heimat ließ er sich 1842 in Berlin nieder. Hier sahen wir ihn oft in den Salons von Varnhagen, eine elegante chevalereske Erscheinung, mit feinen, geistreichen Zügen, eine hohe, schlanke Gestalt. Mit besonderm Zeichnentalent begabt, liebte er es, in der Gesellschaft rasch skizzirte Porträts auf das Papier zu werfen, die meist von frappanter Aehnlichkeit waren. Varnhagen secundirte mit der Silhouttenschere, mit der er blitzesschnell charakteristische Profile auszuschneiden verstand.

Die berliner Epoche war Sternberg's Glanzepoche. Er hatte bereits am Anfang der dreißiger Jahre mehrfache Novellensammlungen herausgegeben, die ein gewandtes und gefälliges Talent bekundeten und in dem Roman: „Die Zerrissenen" (1832) einen Accord auf der jungdeutschen Leier gegriffen. Dann hatte er geistreiche Literaturbilder aus dem vorigen Jahrhundert verfaßt, wie „Lessing" (1834) und „Molière" (1836), ein Genre, in welchem er seine Neigung zu der geistigen Aufklärung jener Epoche bekundete und zu welchem er in einem seiner spätern Werke „Macargan" (1853) noch einmal zurückkehrte, nicht ohne bereits durch die Beimischung greller Zuthaten den Verfall seiner erzählenden Kunst an den Tag zu legen.

Bedeutender war der „Missionair" (1842), ein großes Lebensbild der geistigen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts in seinen geheimbündlerischen Tendenzen, wie in den offenen Proclamationen seiner Dichter und Denker und den Revolutionen in Europa und Amerika; am bedeutendsten „Diana" (1842) und „Paul" (1845), das erste Werk ein Triumph seines darstellenden Talents, von ungemeiner Leichtigkeit und Grazie, großer Spannnng, trefflicher Charakteristik, namentlich der Frauen, und mit fein hereinspielender Tieck'scher Ironie; das zweite, hervorgegangen aus den Tendenzen der preußischen Bewegungsepoche, der gegenüber Sternberg eine feste Stellung nehmen mußte, ein Adelsroman, aber keine blinde Verherrlichung feudalen Wesens, sondern hinausgehend auf eine Pädagogik, welche den Adel geistig stärkt und kräftigt, indem der Held alle Kreise des bürgerlichen Lebens und seine Arbeit selbstthätig kennen lernt. Der Adel erhält so gleichsam seine ersten Weihen durch das Bürgerthum, um sich dann desto glorreicher über dasselbe zu erheben. Im Geiste der damaligen Zeit, die Cabet's „Ikarien" und ähnliche Werke erstehen sah, war der dritte Band die Darstellung einer breitangelegten Organisation der Gesellschaft nach den neuen aristokratischen Principien. Zahlreiche Unterhaltungsschriften von gefälliger Einkleidung, doch ohne tiefere Bedeutung: „Georgette" (1840), „Jena und Leipzig" (1844), „Die gelbe Gräfin" (1848) fallen ebenfalls in das Jahrzehnt von 1830—40. Mit dem Jahre 1848 und dem herben Zusammenstoß der politischen Parteien beginnt Sternberg's Gestirn sich zu neigen, indem sein Talent nach zwei Seiten hin die absteigende Linie verfolgt, nach der Seite schroffer politischer Parteitendenz und derjenigen maßloser Rococofrivolität. Mit der Kreuzzeitung als Feuilletonist eng verbunden, schrieb er die „Neupreußischen Zeitbilder", „Die Royalisten" (1848) und „Die beiden Schützen" (1849), in Novellen umgesetzte Leitartikel, in denen ihn selbst die Leichtigkeit seines Talents verließ und deren einseitige Verblendung und Verbissenheit so groß war, daß Sternberg selbst später dieselben für eine Verirrung erklärte. Die andere Richtung wird durch seinen „Tutu" (1847—48) und seine „Braunen Märchen" (1850) bezeichnet, denen alle Naivetät fehlt, während die Frivolität dieser barocken Zwerggeburten der Phantasie an abgeblaßte französische Muster aus der Rococozeit erinnert.

Von diesen Abirrungen vermochte Sternberg nie wieder in die rechte Bahn einzulenken, mindestens nicht so, daß er seine alte Bedeutung wiedergewonnen. Ein Zug von Mattigkeit geht durch seine „Ritter von Marienburg" (1853), und statt des Geistes, der sich nicht mehr in alter Weise citiren lassen wollte, citirte er die Geister in dem „Stillen Haus" (1854).

Der Autor war inzwischen von Berlin nach Dresden übergesiedelt, wo ihm der Cultus der zahlreichen, von Scheve phrenologisch untersuchten Schriftstellerinnen entgegenkam und die Erinnerungen an Tieck gewisse schöngeistige Traditionen aufrecht hielten, in denen er sich behaglich fühlte. Hier sahen wir ihn im Jahre 1858 wieder; doch er war nur noch der Schatten seiner frühern Eleganz, und selbst die durchleuchtende Feinheit des Geistes schien einer gewissen Stumpfheit gewichen

zu sein. Seine Production war versiecht. Und nicht lange darauf meldeten die Zeitungen von einer schweren Erkrankung, welche seine geistigen Fähigkeiten gänzlich lähmte.

Seitdem war er verschollen für die Literatur und die Tagespresse und wurde erst wieder in die Erinnerung der vielbeschäftigten Zeitgenossen zurückgerufen, als neuerdings die Nachricht seines Todes einlief, der den Dichter am 24. August auf dem Gute Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz erlöste. Und was liegt zwischen jetzt und der Zeit seiner Erkrankung? Gewiß eine Dichtertragödie, ähnlich wie die von Heinrich Heine und Julius Mosen, doch durch die Weltverlassenheit eines mecklenburgischen Ritterguts vor der Neugierde und Theilnahme der Zeitgenossen geschützt. Werden wir noch etwas Näheres über sein Leiden erfahren? Wir wissen es nicht; man kümmert sich in Mecklenburg nicht viel um die deutsche Literatur und betrachtet das Los eines Schriftstellers als eine Privatangelegenheit. Und doch — wie schmerzlich und wehmüthig muß die Verschollenheit eines einst so namhaften Schriftstellers die Mitstrebenden mahnen! Wer nicht immerfort auf dem Kampfplatze der Literatur erscheint, der wird ausrangirt; nur die wenigsten Dichter können sich vergangener Leistungen in Ruhe erfreuen, mit dem Bewußtsein, daß auch die Nation derselben gedenkt. Sternberg war einer der ersten Salonschriftsteller; „er hat", wie wir in unserer «Nationalliteratur» sagten, „den Salon nicht in erhabener Indifferenz aus dem ganzen Leben der Zeit herausgehoben, sondern ihn mit allen Fragen, Interessen, mit allem, was die Welt bewegt, in lebendiger Beziehung erhalten. Er beleuchtet nicht blos seine eigenthümliche Bewegung, seine Physiognomie, mag sie rococo oder modern sein, seine frivolen Gruppen, seine psychologischen Feinheiten; er greift zum Schwerte der Tendenz gegen die Revolution; er brütet über reformatorischen Gedanken, welche die aristokratischen Helden des Salons in maßgebende Männer der Zeit umwandeln sollen."

Mag die Nation auch seiner vergessen — die deutsche Aristokratie sollte einem ihrer begabtesten Vorkämpfer eine dauernde Erinnerungsstätte weihen.

Ein politisches Gedicht von Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, welcher bezeichnende Momente der Neuzeit, wie die Eröffnung des Norddeutschen Reichstags, durch poetische Denksteine zu verewigen sucht, hat auch die Anwesenheit des Königs von Preußen in Lübeck durch ein Gedicht verherrlicht, welches von einem frischen Lorber- und Eichenkranz umwunden dem Monarchen am 13. September früh beim Kaffee überreicht wurde. Geibel, obgleich ein langjähriger Neubaier, Schützling und Pensionär der bairischen Könige und poetischer Großmeister des Maximilianordens, ist begeistert für die neue Wendung der Dinge und gibt dieser Begeisterung Ausdruck in dem Gedicht, dessen nachfolgende Schlußstrophen namentlich schwunghaft austönen:

Im engen Bett schlich unser Leben
Vereinzelt, wie der Bach im Sand;
Da hast du, was gebrach, gegeben,
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft — o habe Dank!

Nun weht von Thürmen, flaggt von Masten
Das deutsche Zeichen allgeehrt,
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.
Nun mag am harmlos rüst'gen Werke
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,
An die kein Feind zu rühren wagt.

Drum Heil mit dir und deinem Throne!
Und flicht als grünes Eichenblatt
In deine Gold- und Lorberkrone
Den Segensgruß der alten Stadt!
Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Pfeiffer's „Germania".

Mit diesem Jahre begann die von Franz Pfeiffer im Jahre 1856 begründete „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde" den ersten Jahrgang einer neuen Reihe oder in fortlaufender Folge gezählt den dreizehnten Band. Das erste Heft wurde noch von Pfeiffer herausgegeben. In einer Subscriptionseinladung konnte die Redaction mit vollem Rechte und nicht ohne Befriedigung auf die stattliche Reihe der zwölf ersten Bände mit ihrem reichen und gediegenen Inhalt hinweisen. „Wir haben", heißt es da, „die Grammatik der verschiedenen deutschen Sprachstämme, die Literatur, die Alterthümer berücksichtigt, wir haben Denkmäler der ältern Sprache und Literatur herausgegeben, haben den nachbarlichen Gebieten der romanischen Philologie, wo sie sich mit unserer Wissenschaft berührten, Beachtung geschenkt, haben durch Anzeigen, bibliographische Uebersichten unsere Leser auf der Höhe der laufenden Literatur zu erhalten gesucht, keines der mannichfachen Felder unserer deutschen Alterthumswissenschaft ist ganz brach liegen geblieben, so manche bedeutsame Frage wieder aufgenommen oder angeregt, manche auch glücklich gelöst worden. Und selbst über unser Programm hinaus haben wir zuletzt unsere Mittheilungen auf Personalnotizen, Briefwechsel u. dgl. ausgedehnt." Wer die „Germania" genau verfolgte, wird mit der Redaction gern darin übereinstimmen, daß sich die Zeitschrift ebenso sehr von beengender Schuldoctrin wie von dem Eindringen des Dilettantismus frei gehalten hat. Altbewährte Kräfte, voran die nun hingeschiedenen Meister Jakob Grimm und Ludwig Uhland, sowie eine ansehnliche Zahl Jüngere wurden fleißige Mitarbeiter der „Germania", und mancher dieser Jüngern ist hier zuerst in die Reihen der Mitforschenden eingetreten. Pfeiffer bekennt, durch den Erfolg gehoben beginne er mit frischem Muthe und froher Zuversicht diese neue Folge. Aber leider sollte er die Vollendung und Ausgabe des zweiten Heftes nicht mehr erleben. Daß mit dem Scheiden des Gründers nicht auch sein Werk verloren gehe, dafür werden — deß sind wir sicher — die Freunde Pfeiffer's und der „Germania" schon Sorge tragen. Zunächst ist der laufende Band gesichert. Das Manuscript wurde vollständig und wohlgeordnet im Nachlasse des Entschlafenen vorgefunden. J. M. Wagner wird die Vollendung dieses dreizehnten Bandes besorgen, der schon bei der Redaction der letzten Hefte Pfeiffer hülfreich zur Seite stand. Karl Bartsch richtet am Schlusse einer kurzen Skizze über Pfeiffer in jenem zweiten Hefte des letzten Bandes an alle Freunde die Bitte, ihre Unterstützung der, wie er zuversichtlich hofft, noch jahrelang forterscheinenden „Germania" zuzuwenden. „Ein frischer Hauch weht seit Jahren durch die germanische Philologie, theilnahmsvoll ruht das Auge unsers Volks auf ihr, die Zahl der Mitstrebenden hat sich beträchtlich gemehrt, und so dürfen ihre wissenschaftlichen Organe nebeneinander wirken, Brüder von verschiedenem Ausdruck des Gesichts, die aber hoffentlich die gemeinsame Mutter nicht verleugnen."

Zur Literatur des „Simplicissimus".

Das von J. Stargardt in Berlin herausgegebene Verzeichniß der Klöden'schen Bibliothek enthält auch eine Anzahl der seltensten Drucke des „Simplicissimus" und seiner Nachbildungen, darunter unter Nr. 2259 das berühmte Exemplar vom Jahre 1669, wonach der stuttgarter Literarische Verein seine Ausgabe veranstaltete. Das Exemplar ist von Holland in seinem Berichte über die verschiedenen Ausgaben genau beschrieben. Von dem ebenfalls sehr seltenen Drucke des Jahres 1670 finden sich zwei verschiedene Exemplare unter Nr. 689 und 692 aufgeführt, ferner werden durch verschiedene Anmerkungen die von Kurz, Heyse, Goedeke gegebenen Mittheilungen über diesen noch unklaren Theil der Literatur theils ergänzt, theils verbessert.

Bibliographie.

Militärisch-politische Aufsätze in Bezug auf einige Tagesfragen. Wien, Hartleben. Gr. 8. 8 Ngr.

Balde's, J., geschichtliche Oden des ersten Bandes seiner gesammelten Werke, metrisch übertragen von F. X. Binhack. Neuburg, Griessmayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Bauck, O., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt. 2te vermehrte Aufl. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bastian, A., Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Becker, B., Enthüllungen über das tragische Lebensende Lassalle's. Auf Grund authentischer Belege dargestellt. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 20 Ngr.

Berard, S., Alice Favre, oder viel Schatten und noch mehr Licht. Eine Dorfgeschichte. Aus dem Französischen. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 24 Ngr.

Berthold, G., Die Höllenbrüder. Romantische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. 1ste und 2te Lief. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Bischof, H., Grundriß des positiven öffentlichen internationalen Seerechts. Graz, Bock. Gr. 8. 1 Thlr.

Blätter für Menschenwohl. I.: Ueber die Grundquellen des menschlichen Elends. Erlangen, Besold. 16. 7½ Ngr.

Blöchlinger vom Bannholz, C. F., Chevalier Jean de Baillou, erster Director des k. k. Hof-Naturalien-Cabinets zu Wien und Oberstlieutenant in der Artillerie. Ein Beitrag zur Geschichte der Gelehrten, der Kunst und der Erfindungen. Wien, Schlieper. Gr. 8. 10 Ngr.

Bluntschli, Die nationale Bedeutung des Protestanten-Vereins für Deutschland. Berlin, F. Lobeck. Gr. 8. 3 Ngr.

Bodenhausen, G. v., Gedichte. 1ster Thl. Wittenberg, Zimmermann. 8. 1 Thlr.

Borrasch, V., Der Mönch Gottschalk von Orbais. Sein Leben und seine Lehre. Eine historisch-dogmatische Abhandlung. Thorn. Gr. 8. 12 Ngr.

Braun, E., Jesus von Nazareth. Nach Richard's von der Alm theologischen Briefen an die Gebildeten der deutschen Nation. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Briefe eines Mannes nach dem Herzen Gottes. Mitgetheilt von A. Bienengräber. Bernburg. 8. 10 Ngr.

Des Briganten Liebe. Indiscretionen einer Beichte. Berlin, Internationale Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Bünger, R., Staat und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung. Altona, Mentzel. 1869. 8. 12 Ngr.

Bülau, F. A., Schiller's Gräfin Terzky, ein merkwürdiges Doppelwesen. Ein historisch-kritischer Beitrag zu Schiller's Wallenstein. Hamburg, W. Oncken. 1867. 16. 6 Ngr.

Cludius, C. F., Goethe's Faust als Apologie des Christenthums. Berlin, Prochnow. 16. 4 Ngr.

Contzen, H., Der Einfluß des Waldes. Vortrag. Leipzig, Willferodt. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Ueber die Geschichte des Goldes und über Goldwährung. Vortrag. Leipzig, Priber. Gr. 8. 6 Ngr.

Crosby, F., Das Leben Abraham Lincolns des 16ten Präsidenten der vereinigten Staaten. Nach dem Englischen bearbeitet von C. T. Eben. Philadelphia, Schäfer u. Korabi. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dittmann, F., Walter Ralegh. Eine historische Skizze. Vortrag. Philadelphia. Gr. 8. 10 Ngr.

Dixon, W. H., Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Oberländer. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Doehn, R., Die politischen Parteien in den vereinigten Staaten von Amerika mit Rücksicht auf die gegenwärtige politische Parteistellung in Deutschland. Eine politisch-historische Studie. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Dukes, L., Philosophisches aus dem zehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Mohamedaner und Juden. Nakel, Kallmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Sieben Bücher französischer Geschichte. 1ster Bd.: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl IX. (1515—1564.) 2te veränderte, verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, Wöller. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Elsner, D., Stille Wasser. Briefe. Mit einer Vorrede von W. Ziethe. Berlin. 8. 9 Ngr.

Elsner, O., Bar-Cochba, der Messias. Trauerspiel. Breslau, Heidenfeld. 16. 18 Ngr.

Das Evangelium der Zukunft. Skizze zu einer Lebensgeschichte Jesu im Lichte der Wissenschaft. Von einem alten Theologen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Fick, E. J. H., Das Geheimniß der Bosheit im römischen Pabstthum, aus seinen Lehren und Werken dargethan. Nach den zuverlässigsten Quellen. St. Louis-Mo. 1866. 8. 25 Ngr.

Fischer, K., Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. Vorträge. Heidelberg, Bassermann. 8. 21 Ngr.

Flammberg, Ein Leben in Liedern. Gedichte. Erlangen, Deichert. 16. 24 Ngr.

Franck, H., Paulus vom Rode. Ein Beitrag zur pommerschen Reformations-Geschichte. Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

Freybe, A., Von unsers Herren Christi Wiederkunft. Versuch einer theologischen Auslegung der eschatologischen Reden im Evangelium Matthaei, begleitet mit einer Beigabe „das Hochgericht“ aus Cynevulfs Christ. Parchim, Wehdemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Gerber, G., Gabelsberger's Leben und Streben. Aus dessen hinterlassenen Papieren. Festschrift. München, Fleischmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Gerhard, F., Der Nachdruck deutscher Schriften in den vereinigten Staaten, und seine Gegner. New-York. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Gerland, G., Ueber das Aussterben der Naturvölker. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Giebel, C. G., Der Mensch. Sein Körperbau, seine Lebensthätigkeit und Entwickelung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Gierke, O., Das deutsche Genossenschaftsrecht. 1ster Bd.: Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Thlr.

Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Griesinger, T., Die heilige Maria von Mörl oder das glaubenstreue Tyrol. Ein Beitrag zur Kenntniß des jesuitisch-pfäffischen Theaterapparats. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 16. 17 Ngr.

Grothe, W., Frauenhaß und Frauenliebe. Historischer Roman. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guseck, B. v., Katharina von Schwarzburg. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr.

Hartung, G., Ueber R. Burns poetische Episteln und über den nordamerikanischen Dichter Will. Cullen Bryant. Kritik und Beispiele im Original-Text nebst metrischer Uebersetzung. Wittstock, Rother. Gr. 4. 8 Ngr.

Häusser's, L., Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648. Herausgegeben von W. Oncken. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Heinrichs, Emilie, Der Erbe von Grundhoff. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Herzog von Koburg und die Schlacht von Langensalza in der Schwurgerichtsverhandlung vom 23. Juni 1868 gegen den Redacteur des Volksboten Ernst Zander. Nach stenographischen Berichten. München. Gr. 8. 8 Ngr.

Hinterseher, J., Masse und Geist oder die Schule für den Menschen in der Erkenntniß des Guten und des Bösen. München, Merhoff. Gr. 8. 9 Ngr.

Hirsch, F., Der Freunde Lebewohl. Allegorisches Festspiel. Leipzig, Grohmann. 16. 5 Ngr.

Jahn, O., Eduard Gerhard. Ein Lebensabriss. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Jeß, T., Zur kirchlichen Verfassungsfrage. Reisestudien. Itzehoe, Nusser. Gr. 8. 1 Thlr.

Kahnis, K. F. A., Die heilige Elisabeth. Vortrag. Gotha, F. A. Perthes. 8. 8 Ngr.

Kanitz, E. Graf v., Ein Mahnwort zu Gunsten der Nachwelt an die historische Literatur der Gegenwart. Nebst einem Auszuge aus dem „Zeugenverhör“ von Diestel. Basel, Riehm. Gr. 8. 9 Ngr.

Kardorff-Wabnitz, W. v., Präfectur oder Selbstverwaltung. Ein Beitrag zu den schwebenden Fragen innerer Politik. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Kemmler, G., Die Berechtigung der Todesstrafe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Prälaten von Mehring: „Die Frage von der Todesstrafe.“ Tübingen, Osiander. 8. 10 Ngr.

Kinkel, G., Polens Auferstehung, die Stärke Deutschlands. Wien, Tendler u. Comp. 8. 10 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's VI., 1.: Geschichte des italienischen Drama's. 3ter Bd. 1ste Abth. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Klette, A., Verzeichniss der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung. Nebst Mittheilungen ausgewählter Proben des Briefwechsels mit den Gebrüdern v. Humboldt, F. Schleiermacher, B. G. Niebuhr und J. Grimm. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 4. 18 Ngr.

Knapp, G. F., Leipzig's Bevölkerung. 1stes Heft der Mittheilungen des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 4. 10 Ngr.

Leonhardi, H. K. Freih. v., Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie als Entwurf zur Besprechung auf dem für den 26. September 1868 und die folgenden Tage nach Prag berufenen Philosophencongress. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 Ngr.

Lewald, Fanny, Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Lieball, Der Welt Verderb durch Todtenverbrennung. München, Fritsch. 8. 12 Ngr.

Ludwig, F., Dramaturgisches. Sammlung kleinerer Aufsätze. Leipzig, Rhode. 16. 6 Ngr.

Mürdter, J. F., Englische Reformatoren und Märtyrer in Biographieen. 1stes Bdchn.! Sir John Oldcastle. — Dr. Thomas Bilney. — Dr. Rob. Barnes zc. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Novellen. Aus dem Französischen von ***. (Herzog Max.) München, Franz. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Richter, A. L., Die Beihilfe der Völker zur Pflege der in Kriegen Verwundeten und Erkrankten und ihre Organisation. Stuttgart, G. Weise. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheppach, J. A., Romfahrt im Sommer 1867. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 6 Ngr.

Schilling, A., Die chronischen Krankheiten des Clerus. München, Neuburger jun. 16. 25 Ngr.

Die erste Session des deutschen Zollparlaments. (27. April—23. Mai 1868.) Drei Wochen in Berlin. Aus dem Tagebuche eines süddeutschen Abgeordneten. München, Fritsch. Gr. 8. 26 Ngr.

Sievers, G. R., Das Leben des Libanius. Aus dem Nachlasse des Vaters herausgegeben von G. Sievers. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Strauß, B. v., Die Bauern. Des Lebens Nachtseite. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Ungewitter, O., Die Tanzmusik in ihrem Einflusse auf die moderne Musik und in ihrer culturhistorischen Entwickelung. Eine musikgeschichtliche Skizze. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 25 Ngr.

Walden, Adele, Gedichte. Sondershausen, Eupel. 16. 22½ Ngr.

Wehl, F., Dramen. IV. Lustspiele. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Winter, F., Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des deutschen Mittelalters. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wislicenus, P., Die Geschichte der Elbgermanen vor der Voelkerwanderung in ihren Hauptzuegen. Halle, Heynemann. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster und zweiter Band. 8. Geh. 6 Thlr.

Wie Varnhagen's berühmte „Tagebücher“, liefern nicht minder die hier zur Oeffentlichkeit gelangenden Aufzeichnungen desselben die wichtigsten Beiträge zur Geschichte des preußischen Staats auf allen Gebieten der Politik und Diplomatie, der Wissenschaft und Literatur, des Hof- und gesellschaftlichen Lebens während der langen Reactionszeit, welche dem Aufschwunge des Volks im Befreiungskriege unmittelbar gefolgt war. Varnhagen nennt die Dinge, ohne officiöse Vertuschung, immer beim rechten Namen, und in derselben Weise bespricht er auch die gleichzeitigen Ereignisse des Auslandes sowie die dabei betheiligten Personen. Das meiste des Mitgetheilten ist bisher nirgends gedruckt, vieles erscheint in völlig neuem Lichte, und auch bereits Bekanntes gewinnt durch die prägnante, schlagende Ausdrucksweise des Verfassers erhöhtes Interesse.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Carus, Carl Gustav. Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit Steintafeln. 8. (20 Ngr.) Ermässigter Preis 6 Ngr.

—— System der Physiologie. Zweite, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 2 Theile. 8. (8 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

—— Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. (12 Thlr.) Ermässigter Preis 4 Thlr.

—— Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzschnitten. 8. (2⅔ Thlr.). Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Cotta, Bernhard. Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Zweite, vermehrte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und 3 Tafeln. 2 Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. (1⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Ennemoser, Joseph. Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. 1. Theil: Geschichte der Magie. 8. (4½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Eyrel, Franz. Physiologie der menschlichen Tonbildung nach den neuesten Forschungen gemeinfaßlich dargestellt. Ein praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menschen. Mit 38 Figuren. 8. (2½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Lewes, George Henry. Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 2 Bände. 8. (3⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Die vorstehenden werthvollen Werke sind gegenwärtig zu den ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen“) 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt“) 2½ Ngr.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

Von A. von Sternberg.

Sechs Theile.

8. Geh. (4 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 1½ Thlr.

Sternberg's pikante Memoiren haben mit Recht vielfaches Aufsehen erregt. An seine Erlebnisse während der letzten 25 Jahre anknüpfend, bietet der Verfasser ergötzliche Bilder aus der Zeit und wohlgetroffene Porträts interessanter Persönlichkeiten.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von A. von Sternberg.

Zwei Bändchen. 8. Geh. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr. 2 Ngr.

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künstlernovellen, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in Zusammenhang stehen und daher namentlich allen, welche letztere besuchten, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen sind.

☞ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 3 Thlr. wieder ein.

Im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Adalbert von Chamisso's

Poetische Werke.

2 Bände. 8.

Preis 16 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1868.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Cultur und Kunst im Mittelalter.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. Dritter Band. Das Mittelalter. Erste Abtheilung: Das christliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Zweite Abtheilung: Das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Im Fortgang des interessanten Werks, welches wir als weitere Ausführung von Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit", wenn auch mit dem ausgesprochenen Schwerpunkt nach der Seite der Kunst hin, mit Freuden begrüßten und dessen erste Bände wir bereits eingehend analysirten (vgl. Nr. 34 und 15 d. Bl. f. 1866), wendet sich Moritz Carriere jetzt der Darstellung des Mittelalters zu, jener Geschichtsepoche der Menschheit, über welche die Ansichten der heutigen Welt am weitesten auseinandergehen. Denn während die einen dasselbe verherrlichen als eine Zeit, in welcher die reinsten und edelsten Eigenschaften der Menschen sich zu schöner Blüte entfalteten, in welcher das Seelenleben selbst sich in der Außenwelt verwirklichte und zu deren Ganzheit im Fühlen und Handeln die aus den Fugen gegangene Gegenwart zurückkehren müsse, um sich wieder zu erfrischen, wird es von den andern verdammt als eine Zeit der Roheit und Geistesbeschränktheit, der Erniedrigung und Entwürdigung der Menschheit, in welcher nur „rohe Kräfte sinnlos walteten" und das Volk systematisch unterdrückt wurde durch die geistlichen und weltlichen Machthaber, welche das Licht der Vernunft ausbliesen, wo es sich nur zeigte, und seine Funken mit dem Fuße austraten.

Zwischen beiden Anschauungen hält die Darstellung Carriere's die Mitte; sie predigt weder die Rückkehr zu einer untergegangenen Zeit, noch sucht sie im Mittelalter einen bedauerlichen Abfall von den hohen Idealen des Alterthums, sondern sie hält den leitenden Faden fest, der die fortschreitende Culturentwickelung der Menschheit durch die sich ablösenden Zeiten hindurchführt.

Das Mittelalter bezeichnet die Periode zwischen dem Untergang des römischen Reichs und der Wiederbelebung der antiken Cultur in der Neuzeit, für die europäische Menschheit selbst ein Alter in der Mitte zwischen kindlicher Empfänglichkeit oder sinnlicher Naturkraft und Schönheit und zwischen geistiger Reife, eine Stufe der Jugend, in welcher sich die körperliche Stärke und die seelenhafte Innigkeit der Empfindung in abenteuerlichen und schwärmerischen Ausbrüchen zeigen, und das Gemüth, der Idealismus des Gefühls, die Phantasie als treibende Mächte des Lebens erscheinen. Wie noch immer in der Entwickelung des einzelnen, so gesellt sich nun in den Nationen der Waffenlust und dem frischen Muth eine träumerische Sehnsucht, in welcher die männliche Kraft der weiblichen Milde sich hingibt. Können auch Geist und Gemüth nicht ohneeinander sein, so dürfen wir doch das Gemüthsideal vornehmlich als weiblich, das des Geistes als männlich bezeichnen, und so treten folgerichtig die Frauen an die erste Stelle in der ritterlichen Gesellschaft, die ebenso ihre Poesie im Minnedienst findet, wie die Liebe selbst zur Seele der Dichtung wird und in der Religion der Mariencultus dem Zuge des Herzens die der Zeit gemäße Befriedigung gewährt. Es gilt das nicht blos für uns, es ist eine Stufe im Fortschritt der Weltgeschichte, eine Entwickelungsepoche der Menschheit; wie diese durch Griechenland und Rom das Naturideal verwirklicht hat, so lebt und gestaltet sie nun das des Gemüths im Zusammenwirken des Christenthums mit den celtischen, slawischen, vornehmlich aber germanischen Völkern. Zugleich aber ist das Mittelalter eine Zeit der Vermittelung zwischen den Trümmern und Resten einer fremden Cultur und den neuen naturfrischen Stämmen, bis diese in ihrer Subjectivität erstarkt und herangereift das Alterthum objectiv betrachten, das eigene Wesen bewahren und jenes doch als formales Vorbild wie als gehaltvolle Geistesnahrung schätzen und verwerthen lernen. Es ist eine Vermittelung zwischen dem Christenthum und den starken Herzen, denen es in der Kirche mit priesterlicher Autorität gegenübersteht, bis sie es gläubig in sich aufnehmen und in ihm wiedergeboren werden. Es ist die Vermittelung

zwischen der Staatsidee, die über die Individuen herrscht wie in Hellas und Rom, und zwischen der persönlichen Selbständigkeit der einzelnen im Germanenthum, zwischen der Einheit und Freiheit.

Aus dieser Grundanschauung ergibt sich ihm die feudale Ordnung in Staat und Kirche, der am Aeußerlichen hängende Glaube, die Scholastik, die symbolische und personificirende Kunst, die persönliche Selbständigkeit und die Fülle individuellen Lebens.

Es ist leicht begreiflich, daß der Geschichtsphilosoph, der im Nachweis der allgemeinen Entwickelung seine Stärke sucht, vorzugsweise diejenigen Momente betont, die als Hebel des Fortschritts betrachtet werden können. Hierzu kommt, daß Carriere im wesentlichen eine Geschichte der Kunst schreibt, die er nur stets mit den Zuständen und der Entwickelung der Cultur im innigen Zusammenhang zu halten sucht. Und die Kunst, wenn auch nur als die äußerlichste und innerlichste, als Baukunst und Poesie, hat im Mittelalter eine anziehende Blüte erreicht. Daraus läßt es sich erklären, daß die Beleuchtung, welche Carriere dieser Epoche zutheil werden läßt, im ganzen eine mehr günstige ist. Hierzu kommt die Betonung der religiösen Ideale, welche in Wahrheit die einzigen Gedankenmächte des Mittelalters waren. So wird von unserm Autor nicht blos das Christenthum, sondern auch der Mohammedanismus mit bengalischen Flammen beleuchtet; die geistigen Schätze christlicher Mystik und orientalischer Dichterweisheit, die Prachtbauten der Araber, des romanischen und gothischen Baustils, die Herrlichkeiten des deutschen Volksepos und der Tiefsinn eines Dante, die großen Gestalten der römischen Päpste und der deutschen Kaiser — das sind alles ebenso viele Bausteine für das Pantheon des Mittelalters, das Carriere mit einer hohen und hellen Gedankenkuppel überwölbt.

Doch der Culturhistoriker, der nicht vorzugsweise Kunsthistoriker ist, würde nicht mit solcher Freigebigkeit von oben herab Ströme geistigen Lichts über eine Zeit ausgießen, deren Detailzüge ihm doch vielfach Veranlassung zur düstersten Beleuchtung bieten müßten. Keinesfalls ist der Fortschritt der Menschheit so anzusehen, als ob er sich auf einer geraden Linie, ohne Krümmungen, Schwankungen und Rückbiegungen als auf dem nächsten Wege zum Ziele der Entwickelung hinbewege. Wenn man mit den alten Aegyptern nach Weltjahren zählt, welche das Gestirn des Sirius über die Menschheit hinaufführt und die sich erst in Jahrtausenden erfüllen, da mag solche Betrachtung angebracht sein; doch wo Jahrhunderte das Maß sind, da geht solche Linie vielfach im Zickzack vor- und rückwärts. Und es kann nicht geleugnet werden, daß der Fortschritt der Menschheit im Mittelalter jener Pilgerschaft nach dem Heiligen Grabe entsprach, welche zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts machte. Die dunkelsten und dumpfesten Jahrhunderte, nur vergleichbar dem Druck, der unter orientalischen Despoten auf den Geschlechtern der Menschen lastete, gehören dem Mittelalter an; die Schmach geistiger Knechtschaft hat nie so gewaltthätig den einzelnen bedrückt, und auch philosophische Schönfärberei sollte über diese Schattenseiten nicht so gleichgültig hinweggehen. Wol sagt auch Carriere:

Die subjective Innerlichkeit, das Gemüth ist das Lebensprincip des Mittelalters, aber eben indem es sich mit der seitherigen Welt vermittelt, erscheint es gerade in äußerlichen Formen. Die Religion ist Satzung und steht rohen Völkern mit sinnlichen Zuchtmitteln gegenüber; die hochmüthige trotzige Naturkraft wird durch schwere Erniedrigungen und harte Bußübungen gebrochen, nicht blos ekstatische Eremiten geiseln sich selbst, auch Kaiser und vornehme Frauen bieten den entblößten Nacken der Ruthe des Priesters dar. Das Heidenthum war aus Land und Volk erwachsen, die Religion vollendete und verklärte das Leben selbst im Naturideal; jetzt aber haben wir einen Bruch des Christenthums mit der Natur, die alten Götter werden zu Dämonen, führen noch ein gespenstiges Dasein im Bewußtsein fort, sofern nicht einzelne Züge hier mit Christus und den Heiligen, dort mit dem Teufel verschmelzen; es ist die Zeit der Gärung, des Widerspruchs, der erst vermittelt werden soll, alte Sitte und ungebändigte rohe Kraft ringt mit den Forderungen einer neuen Sittlichkeit, Ausschweifung und sinnliche Wildheit wechselt mit Zerknirschung, weltentsagender Schwärmerei und träumerisch holder Empfindung.

Doch wie diese Barbarei Jahrhunderten einen verhängnißvollen Stempel aufgedrückt, das geht aus so allgemeiner Schilderung nicht hervor. Die Culturgeschichte der neuen Zeit hat eine wichtige Hülfswissenschaft, die Statistik; eine Statistik des Mittelalters gibt es nicht. Wäre sie vorhanden, wir würden die Millionen Opfer zählen können, welche der Brutalität geistlicher und weltlicher Tyrannei gefallen sind, und einen Begriff bekommen von der Ausdehnung menschlichen Elends, wie es sich durch ganze Geschlechter hinzog. Das Wüthen der Inquisition gehört zwar zum Theil noch der sogenannten neuern Zeit, die Hexenprocesse gehören ihr fast ganz an; doch beides sind echte Ausflüsse mittelalterlichen Geistes, und wer kann dafür stehen, daß spätere Jahrhunderte nicht die in usum delphini und für die Bürger des 19. Jahrhunderts gemachte Eintheilung der Weltgeschichte umstoßen und die neue Zeit etwa von der Französischen Revolution datiren werden? Schon aus äußerlichen Rücksichten wird man nach einem Jahrtausend nicht mehr die neue Zeit mit Columbus und Luther beginnen.

Wenn daher Carriere das Mittelalter ein Weltalter des Gemüths nennt, welches das sittliche Ideal zu verwirklichen hat, so durfte doch die andere Seite nicht übersehen werden, welche uns zeigt, wie oft sich das Zeitalter des Gemüths in ein Zeitalter geistiger Roheit verwandelt und das sittliche Ideal an der Inhumanität und Barbarei scheitert. Auch in den hervorragenden Werken und Thaten der Zeit mußte dies nachgewiesen werden; selbst den vorzüglichsten Dichtungen und hervorragendsten Männern sind jene Züge eigen, welche die volle Harmonie einer reifen Kunst- und Staatsbildung nicht aufkommen lassen.

Carriere beginnt sein Werk mit einer Darstellung des sittlichen Ideals in Christus; er sagt in der Vorrede:

Ich kann mir selber voraussagen, daß in meiner Darstellung den einen die reale Gegenwart des selbstbewußten Gottes in Jesu, den andern die Hervorhebung seiner vollen und reinen Menschlichkeit anstößig sein wird. Ich strebe nach Wahrheit, nach philosophischer und geschichtlicher, um der Wahrheit willen; jede wissenschaftliche Belehrung werde ich selbst dankbar annehmen, das Schimpfen aber der Pfaffen des Dogmas und des Materialismus kann ich nicht hindern.

Wir wollen über den vermittelnden Standpunkt des Philosophen hier nicht zu Gericht sitzen; die Darstellung der ersten Anfänge des Christenthums ist durchweg anziehend und maßvoll gehalten, mit Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Kritik. Doch drängt sich jener Standpunkt des Autors mehr hervor, als für eine objective Darstellung

wünschenswerth ist. So scheint uns z. B. eine moderne Interpretation der Frömmigkeit, durch welche sich Carriere mit Tertullian und Augustinus zu verständigen sucht, außerhalb der Aufgabe einer Cultur- und Kunstgeschichte zu liegen, wenn auch sonst die Schilderung der Kirchenväter uns lebensvolle, scharfgezeichnete Charakterköpfe vorführt. Von Tertullian heißt es:

Der Afrikaner Tertullian (um 200) erscheint als eine heißblütig großartige Natur, heftig, bitter, selbst in beständigem Kampf mit den brennenden Begierden, sodaß er die Gefahr jeder sinnlichen Freude kennt und fürchtet, Schönheit für unnütz, Kunst für Götzendienst, Philosophie für Trug und Wahn erklärt, und sich äußerliche Kämpfe aufsucht, um den innern Sturm und Zwiespalt zu beschwichtigen. Sein Denken ist blitzartig, seine Sprache voll rhetorischer Gegensätze, den chaotischen Inhalt seiner Seele bringt er nicht zu klarer Ordnung und Entwickelung, die lichte Wahrheit steht neben seltsamer Ueberspannung. Er will das Thatsächliche im Christenthum nicht zu Allegorien verflüchtigen lassen, darum hält er mit derbem Realismus an der Ueberlieferung.

Die Darstellung der religiösen christlichen Dichtung, der Anfänge der Kirchenmusik, des Basilikenbaues und des Byzantinerthums in Kunst und Cultur ist bezeichnend und prägnant, indem sie mit geschicktem Griff das Wesentliche heraushebt. Treffend ist die Kritik byzantinischer Kirchlichkeit:

Das Gemüth ging leer aus bei dem endlosen theologischen Wortstreit, dessen Satzungen die Kirchenlehre immer noch nachschleppt, und der Buchstabendienst in der befohlenen Annahme der ausgeklügelten Dogmen mußte zum Aberglauben führen; der hielt sich an die Reliquien, und zollte den Bildern bald eine abgöttische Verehrung; die Bilder traten an die Stelle derer, die sie darstellten, sollten vom Himmel gefallen und mit wunderthätiger Macht begabt sein, Wunderkräfte sollte ein Tuch erlangen, das sie oder die angeblichen Knochen von Aposteln oder Märtyrern berührt hatte, und Feilspäne von Petri Ketten oder dem Roste des Laurentius galten in goldenen Schlüsselchen für das wirksamste Amulet. Längst war die Anbetung des einen Gottes im Geist und in der Wahrheit durch den Mariencultus und die Heiligenverehrung zersplittert und in den Hintergrund gedrängt.

Doch bedurfte jene Epoche kirchlicher Entartung wol nicht blos einer flüchtigen Skizzirung, sondern einer schärfern und eingehendern Darstellung, schon wegen ihrer Jahrhunderte hindurch reichenden culturgeschichtlichen Bedeutung. Hier zeigt sich der Culturhistoriker allzu milden Sinnes, indem er die Lichtseiten breit ausmalt und die Schattenseiten blos andeutet.

Trefflicher, weil nicht so verquickt mit der versöhnenden Philosophie des Autors und den subjectiven Auslegungen der kirchlichen Dogmen, ist die Darstellung des „Islam", in welcher sich nicht nur die unbefangene Toleranz des Autors, sondern auch sein poetischer Sinn und seine ansprechende Schilderungsweise bewähren. Arabisches Volksleben und Dichterworte, die geschichtlichen Thaten des Religionsstifters und sein Koran, die morgenländische Literatur der Araber nach Mohammed's Tod, ihre Wirksamkeit in Spanien und Sicilien, die neupersische Dichtung, welche den Mohammedanismus mit dem altiranischen Geist und zum Theil auch mit dem indischen Pantheismus vermittelt — das alles gibt ein Gesammtbild, in welchem Kunst und Cultur auf das innigste verwebt sind, und keiner wird diese Abschnitte durchlesen, ohne eine ganze geistige Welt lebendig und farbenreich seinem Verständniß erschlossen zu sehen. Carriere sagt in der Vorrede:

Mohammed erscheint nach unbefangener Forschung als ein Mann der Wahrhaftigkeit und der Kraft, als ein gottbegeisterter Prophet, der sein Volk durch die Religion vom Aberglauben befreit, zur That beruft und für Jahrhunderte zum Culturträger der Menschheit macht. Was die Araber selbst in Dichtung und Wissenschaft leisten und was der Islam unter den Persern in der epischen und lyrischen Poesie reich und tiefsinnig entfaltet, das wird zu einem unvergänglichen Besitzthum der Bildung. Der Kampf der christlichen und mohammedanischen Welt beginnt und schließt mit Karl dem Großen und mit der Eroberung von Granada und Konstantinopel das Mittelalter; die Blüte der Romantik ist in den Kreuzzügen im Zusammenwirken jener beiden Elemente aufgebrochen.

In diesen großen geschichtlichen Rahmen sind nun die Einzelbilder mit warmen Farben eingefugt. Firdusi, durch den wir mit Schack vertraut geworden sind, die Neuperser, der leichtfertige Hafis, der tiefsinnige Dschelaleddin, den Rückert bei uns eingeführt hat, treten an rechter Stelle und sich ergänzend zu einem Gesammtbild persischen Dichtens und Trachtens in die Erzählung. Von der geschmackvollen Form, welche die stofflichen Daten niemals nüchtern aneinanderreiht, sondern wie farbige Fäden in ein harmonisches Gewebe verschlingt, mag die folgende Darstellung der Märchen aus „Tausendundeine Nacht" eine Probe geben:

Es war von alters her Nomadenbrauch, des Abends unter dem Sternenhimmel sich zusammenzusetzen und an Liedern und Erzählungen sich zu erfreuen, wie es noch heute in den Kaffeehäusern des Orients gewöhnlich ist, einem Erzähler zu lauschen. Als die Araber sich erobend ausbreiteten, hörten sie auch neue Sagen und ergötzten sich am Spiel der Phantasie, indem sie sich das Fremdartige mundgerecht machten. Aegypten und Syrien, Juden und Griechen steuerten bei, vor allem aber Persien und Indien. Ich habe I, 481 fg. erörtert, wie sich aus dem Götter- und Heldenmythus die Märchenpoesie in Indien entwickelt hat, wie indische Märchen weiter getragen und in die Weltliteratur aufgenommen wurden, wie ursprünglich indische Stoffe von Ariost oder Shakspeare die vollendende Form empfangen haben. So bot denn auch das, was durch Persien aus Indien gekommen, den Grundstock für die Ueberarbeitungen und Sammlungen der Araber, zumal schon die Art und Weise der Verflechtung und Ineinanderschiebung vieler Erzählungen innerhalb einer sie umspannenden Geschichte eine von den Indiern geübte Kunstform war, die sich nun die Araber aneigneten. So ward nach eigener Angabe der Araber das Buch der Veziere aus dem Persischen übersetzt; es bildet einen Bestandtheil von „Tausendundeine Nacht", und ist dem Inhalt nach eins mit dem „Syntipas" der Byzantiner, mit dem mittelalterlich europäischen Roman von den sieben weisen Meistern. Dort durch Veziere, hier durch Philosophen wird die Hinrichtung eines fälschlich angeklagten Königsohns stets mittels einer Erzählung um einen Tag aufgeschoben, von der bösen Stiefmutter aber mittels einer Gegengeschichte wieder gefordert, bis der Jüngling sich rechtfertigen kann. Das arabische Aegypten ward nun die Stelle, wo die alten und neuen Sagen, Novellen und Märchen des Orients zusammenflossen, wo sich allmählich eine Sichtung wie von selbst oder durch das Volk vollzog, das die schönsten immer wieder hören wollte, minder anziehende beiseiteschob oder die Erzähler antrieb, sie umzuschmelzen und fremdartige Motive durch heimische zu ersetzen. Im Lauf der Jahrhunderte schliff sich die Form im Munde der Erzähler, und die Phantasie erging sich gern in den traumartigen Gebilden, die mit Raum und Zeit spielen, Wunder auf Wunder häufen und doch stets wieder den tiefen Sinn durchschimmern lassen, der ursprünglich eine Mythe veranlaßt hatte, die nun statt der Götter des Volksglaubens Geister und Zauberer aufnahm, welche jetzt in der Einbildungskraft die

Träger geheimnißvoller und übermenschlicher Kräfte waren. Zu den phantasievollen Dichtungen aus Indien gesellen sich dann persische Liebesgeschichten, zart und empfindungsreich, oft voll Schwärmerei, neben Lebensbildern voll Kraft und Klarheit und geistreichen Anekdoten, die unter den Arabern selbst entstanden sind. Schon im 9. Jahrhundert begann der Dichter Dschehestavi nach dem Vorgange des Persers Nasti eine allgemeine Märchen- und Novellensammlung, und sie scheint den Grundstock von „Tausendundeiner Nacht“ zu bilden, deren Redaction, wie sie in die europäische Literatur übergegangen ist, aber erst einige hundert Jahre später in Kairo vollendet ward. Viele Länder und Geschlechter haben ihre Beiträge geliefert, ein glückliches und reiches Erzählertalent hat ihnen zuletzt die classische Form einer klaren und behaglichen Darstellung gegeben, in der diese anmuthigen Geburten schöpferischer Phantasie das Ergötzen der ganzen Welt geworden sind. Mehrere hundert kürzere oder längere Geschichten, theils sinnig aneinandergereiht, theils ineinander eingeschaltet, werden von Scheherzad in „Tausendundeiner Nacht“ dem Sultan so erzählt, daß stets der Morgen anbricht, ehe ein Ziel gefunden ist, sodaß die Erwartung gespannt bleibt und zur Fortsetzung eine neue Dämmerstunde erwartet wird. In bunten Bildern zieht das Leben und Treiben des Orients an uns vorüber, gewöhnlich veranschaulicht auch hier jede Erzählung einen Gedanken, und die meisten sind mit Lehren der Weisheit, viele mit lyrischen Ergüssen freudiger oder schmerzlicher Empfindung durchwoben. Duldung und Freiheitsliebe, Unwille über bestechliche Richter und heuchlerische Geistliche, Achtung vor der Tugend und Ehre für die Arbeit, diese edle Gesinnung bildet die Seele der meisten und besten Geschichten, die mit Geistern, Riesen und Zwergen, Sängerinnen und Tänzerinnen in Palästen und Rosengärten, um Springbrunnen und unter Lauben wol einen gaukelnden Reiz traumhafter Wunder entfalten, immer aber wieder auch das Nachdenken anregen und in dem scheinbaren Gewirre der Abenteuer auf das geheime Walten der Vorsehung, auf Allah's vergeltende Gerechtigkeit und erbarmende Liebe hinleiten, durch die das vielverschlungene Räthsel des Lebens seine Lösung findet. Rosenkranz hat das universelle Product ein weltliches Seitenstück zum Koran genannt; wir können ebenso gut sagen, daß „Tausendundeine Nacht“ uns veranschaulicht, wie die Araber die Erbschaft des orientalischen Alterthums erobernd angetreten und mit eigener Schöpferkraft fortgebildet haben.

Die zweite größere Abtheilung des dritten Bandes behandelt das europäische Mittelalter und charakterisirt zuerst die verschiedenen Volksstämme, die sich in Europa ansiedelten: die Slawen, die Finnen, die Celten und Germanen. Schon das Slawenthum bietet eine Stofffülle, zu deren Beherrschung die geschickteste Auswahl erforderlich ist. Die Kunst verständiger Beschränkung, welche das ganze Werk charakterisirt, zeigt sich namentlich in solchen Abschnitten, in denen aus einem zu Excursen verlockenden Reichthum von Detailzügen ein Gesammtbild zu schaffen ist. So stellt Carriere mit vielem Geschick aus der slawischen Mythologie der verschiedenen Völker das Verwandte zusammen, das Gemeinsame, was für den Charakter des Stammes selbst von bezeichnender Wichtigkeit ist, ehe er sich den künstlerischen Lebensäußerungen der besondern slawischen Volksgruppen, den russischen Heldenliedern, der epischen und lyrischen Volkspoesie der Böhmen und dem epischen Volksgesang der Serben zuwendet, die er mit Recht hervorhebt als die wichtigsten für die Weltgeschichte der Kunst unter den slawischen Stämmen. Aus den serbischen Heldenliedern, die vorzugsweise den Königssohn Marco feiern, gibt er geschmackvolle Auszüge; er rühmt ihnen den echt epischen Ton, die klare Anschaulichkeit, den stetigen und ruhigen Fluß der Erzählung nach, der sie von der sprunghaft lyrischen Weise der semitischen Araber unterscheidet und sie der hellenischen Dichtung noch näher stellt als die mehr innerliche germanische Darstellungsart. Ueber die Bedeutung des Slawenthums sagt Carriere Folgendes:

> Der Ausspruch des Czechen Kollar ist berühmt geworden: alle Völker Europas hätten schon ihr Wort gesprochen, jetzt sei die Reihe es zu führen an den Slawen. Wir müssen es der Zukunft überlassen, ob die Slawen ihre Herolde und Führer werden, ob sie das erlösende, befreiende, weiter gestaltende Wort für die Menschheit reden, indem sie zugleich ihr eigenes Wesen zu klarem Bewußtsein, zu voller Verwirklichung bringen, und erinnern mit dem großen polnischen Dichter Mickiewicz daran, daß in Religion, Sitte, Thaten und Volksliedern allerdings schon eine beachtenswerthe Lebensäußerung des slawischen Geistes vorliegt. Seiner Natur nach ist derselbe weniger auf Anschauung, auf die bildende Kunst, als auf Innigkeit des Gefühls, auf Musik und Poesie gestellt. Bauten, Statuen, Gemälde der andern Völker, sagt der Czeche Ludewit Stur, sind bei den Slawen in Töne, Stimmen und Lieder zerflossen. Wie die Lieder sich durch tiefe stille Empfindung auszeichnen, so ist es besonders die Melodie, welche dieser den rechten Ausdruck verleiht. Freude an der Musik und Anlage für dieselbe ist ein Grundzug des Slawenthums. Der passive weiche Sinn, das umschleierte Gemüth gibt sich hier vornehmlich in Molltönen kund, es ist die Wonne der Wehmuth, was uns in ihren Melodien so rührend ergreift.

Der Autor berührt hier flüchtig eine in die Gegenwart eingreifende Frage, die Frage des Panslawismus. Der stets mächtiger heranwachsende russische Koloß, dessen neueste Eroberungen in Centralasien, wie schon Vámbéry mahnt, durchaus nicht mit gleichgültigen Blicken angesehen werden dürfen, läßt diese Frage nicht als müßig erscheinen; ein Volksstamm, der den Kern einer politischen Weltmacht bildet, kann an und für sich die geschichtliche Führung übernehmen. Gleichwol theilen wir nicht die Ansicht jener Publicisten, welche, wie der gelehrte Kritiker der Synoptiker, das Evangelium des siegenden Zarenreichs aller Welt verkünden und Deutschland erdrücken lassen von der Wucht des russischen Riesenstaats. Deutschland und Frankreich zusammen, die allerdings auf ein Bündniß angewiesen sind, statt sich auf einen durch nichts gerechtfertigten Kriegsfuß zu stellen, bilden einen genügenden Wall gegen russische Uebergriffe im Westen. Die asiatische Mission Rußlands wird hierdurch nicht berührt. Ob aber das Slawenthum überhaupt mit seinem elegischen Grundzug, mit seiner Abhängigkeit von den modernen Gedankenschöpfungen des germanischen Stammes, mit seinem geringen Talent für Organisation berufen sei, das Banner der europäischen Zukunft zu ergreifen, das möchten wir bezweifeln. Der schlagendste Gegenbeweis ist der Sieg der Germanen über das Slawenthum auf nationalökonomischem Gebiet in den deutschen Mischprovinzen, z. B. in Posen. Die Germanisirung schreitet hier rastlos vor. Freilich wird sie von der Regierung in jeder Weise begünstigt, und insofern sind die Waffen der kämpfenden Völker nicht gleich. Doch wo dies auch der Fall ist, muß das Slawenthum vor den Culturthaten des germanischen Geistes zurückweichen, der ihm an städte- und staatengründender Energie, wie an geistiger Vertiefung überlegen ist. Selbst eine wilde Völkerüberflutung, welche für einen Augenblick die Dämme westeuropäischer Cultur durchbräche, würde nichts Dauerndes schaffen, sondern nur einen weltgeschichtlichen Schlamm zurücklassen, dessen

Fruchtbarkeit für die Cultur doch wieder der deutsche Genius ausbeuten würde.

Interessant und auf gründlichen Quellenstudien ruhend ist die Darstellung, die Carriere von den Finnen und ihrer Poesie, namentlich von dem Epos „Kalewala" gibt. Bei aller objectiven Klarheit enthält es doch Hyperbeln, die für den naiven Ursprung dieses dichterischen Bildes in der übertreibenden Volksphantasie das beste Zeugniß ablegen:

Das rege, sinnige Naturgefühl, die sprudelnde Fülle von Mythen und Bildern, die Verherrlichung des zaubermächtigen Geistes, der gleich den weisen Büßern am Ganges hier die größten Thaten vollbringt, zeigt eine Verwandtschaft der finnischen und indischen Phantasie; und gewiß ist hier wie dort der anfangs einfache Kern von den Ranken der Wunder allmählich umwuchert worden. Gewöhnlich sind die Gegenstände mit warmer Empfindung aufgefaßt, mit treuer Beobachtung geschildert, sodaß das Epos zum klaren Spiegel des Landes und der Sitte wird; dazwischen aber ergeht sich die Einbildungskraft im Maßlosen und Ungeheuern. Die Pohjolawirthin schlachtet zur Hochzeit der Tochter einen Ochsen von solcher Größe, daß das Wiesel während einer Woche längs des Weidenbandes an seinem Halse läuft, die Schwalbe den ganzen Tag braucht, um von einem Horn zum andern zu fliegen, das Eichhorn einen Monat, um von der Schulter zum Schwanz zu hüpfen. Wäinämöinen sucht im Meer nach seiner Harfe mit einer Harke, deren Zinken hundert Klafter lang sind; er singt einmal von einer Fichte mit einer Blumenkrone, und sie sprießt sofort auf bis in die Wolken, da singt er den Mond und den Großen Bären in ihre Zweige. Dem Kalewi-Poeg erzählt ein Mann, warum er so müde sei; er habe in einer Stube mit zwei Riesen übernachtet, deren Abendmahlzeit eine so lustige Wirkung gehabt, daß er, einmal in den Windzug aus ihren Hinterpforten gerathen, stundenlang wie ein Fangball von einer Wand zur andern geschleudert worden.

Der Darstellung der Celten, welche mit einer Charakteristik der Ossian'schen Dichtungen oder vielmehr ihrer volksthümlichen Grundlagen schließt, und derjenigen der Germanen, welche namentlich die nordische Mythologie in ihrem Zusammenhang und ihrer Bedeutung charakterisirt, folgt eine kurze historische Skizze der Völkerwanderung, des Heldengesangs und der Heldensage, die aus ihr herauswuchsen. „Karl der Große und die Zeit der Karolinger" möge man mit Gustav Freytag's vorzüglicher Darstellung des Heldenkaisers vergleichen. Zwischen die Schilderung des „Deutschen Kaiserthums und der römischen Hierarchie" und der „Kreuzzüge und ihrer Folgen für Staat und Kirche" ist eine sehr eingehende Abhandlung über den „Romanischen Stil in bauender und bildender Kunst" eingeschoben, die wol besser, um das culturhistorische Gemälde im ganzen und großen nicht zu zerreißen, der Darstellung der Kreuzzüge gefolgt wäre.

Sehr ansprechend ist der Abschnitt: „Ritterthum und Frauendienst", in welchem die provenzalische Lyrik der Troubadours und der deutsche Minnesang, namentlich Walther von der Vogelweide die Anhaltspunkte der Darstellung hergeben. Hier werden auch die Schattenseiten des minniglichen Cultus nicht verschwiegen:

Er war nicht der Ausdruck einer sehnenden Liebe, die die Geliebte für das Leben erwerben will, er ging nicht der Ehe voraus, sondern neben derselben her, die Huldigung galt zumeist verheiratheten Frauen, die Männer gestatteten dem andern, was sie für sich selber in Anspruch nahmen. Der Mönch Nostradamus stellte sogar die Behauptung auf, daß zwischen Ehegatten gar keine Liebe stattfinden könne; denn das Wesen der Liebe sei mit seinen Gaben an keinen Zwang gebunden, sondern freie Huld, die Ehe aber verlange, daß eins sich in den Willen des andern unbedingt füge, und schließe damit die Liebe aus: eine Verwechselung von Freiheit und Gesetzlosigkeit, die wir nicht zu widerlegen brauchen; die Liebe ist gerade die Gesetzerfüllung aus freier Lust, in beglückendem Wohlwollen. Trennte man aber Ehe und Minnedienst, so war dieser letztere entweder nur ein Spiel der Phantasie, oder die Gefahr, die in demselben lag, führte zur Sittenlosigkeit, zu einer Raffinerie der Lust im Versagen und Gewähren. Ja wie der Lehnsherr sich von den Vasallen zu Bett geleiten ließ, so folgte auch der Ritter seiner Dame ins Schlafgemach, und entfernte sich erst, nachdem sie sich niedergelegt, was damals gewöhnlich ohne Gewand geschah.

Den Gegensatz zwischen den französischen Troubadours und deutschen Minnesängern faßt Carriere in die folgenden Worte zusammen:

Bei den Troubadours nun ist die Liebe entweder mehr sinnliches Feuer oder Verstandessache und Spiel, bei den Minnesängern mehr Gemüthsstimmung und Herzenssache; jene sind männischer, kecker, verwegener, diese frauenhafter, inniger, schmachtender, und statt frischer Eroberungslust und freudigen Muths waltet diese selbstquälerische Klage, ein Verzagen und Erbangen, ein stilles Sinnen. Die Liebespoesie ist dem Provenzalen eine frohe Wissenschaft, ein gai saber, dem Deutschen weit mehr eine Wonne der Wehmuth, das Träumen und Schmachten der Frühjugend in den Selbsttäuschungen der Einbildungskraft, ein Sichbesiegtfühlen und schüchternes Hoffen, das sein Empfinden kaum zu bekennen wagt; statt leidenschaftlicher Erlebnisse spiegelt die Dichtung sanft und stet die Zustände des Gemüths ab. Darum drängen denn auch die Troubadours ihre Persönlichkeit überall vor, und ihr Schicksal ist oft poetischer als ihre Verse: sie nehmen theil an den Kämpfen der Zeit, sie ergreifen Partei und machen sich durch ihre Rügen- und Fehdelieder gesucht und gefürchtet.

Carriere nennt Walther von der Vogelweide mit Recht den größten Lyriker der Ritterwelt, würdig neben Petrarca zu stehen.

Die folgenden Abschnitte sind meistens reichhaltige Beiträge zur Charakteristik der epischen Dichtung und der Volkssage, aus der sie herausgewachsen ist. Das französische Volksepos, die spanische Nationalpoesie, die Arthur- und Gralsage, das deutsche Volksepos werden in lebendigen Bildern an uns vorübergeführt; Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg selbständig charakterisirt, ohne eine durchgeführte Parallele, wie sie in neuer Zeit mehrfach beliebt worden ist. Wolfram's „Parzival" wird für das tiefsinnigste und umfassendste Werk eines mittelalterlichen Dichters nächst Dante's „Göttlicher Komödie" erklärt, und die Weisheit bewundert, mit welcher er das geistige Christenthum und die Seelengeschichte des Helden hineingestellt in das mannichfaltige Weben und Treiben des weltlichen Ritterthums und so seine Phantasie zu einem treuen Spiegel des Jahrhunderts gemacht hat, dessen verklärte Gestalt sie wiederstrahlt. Wolfram liebt seltsame Gleichnisse, die das Entlegene anknüpfen, räthselhafte Bilder, ja barocke Wendungen, in welchen aber nicht sowol seine Geschmacklosigkeit anzuklagen, als ein Aufdämmern des Humors zu erkennen ist. Gottfried's von Strasburg „Tristan und Isolde" wird wegen seiner psychologischen Motivirung und lebensvollen Seelenmalerei eins der vorzüglichsten Kunstwerke des Mittelalters genannt, das sich mit gefälliger Glätte den Sinnen einschmeichelt, an innerm und äußerm Reize der Darstellung allen Zeitgenossen überlegen ist; doch fehlt dem

Lobe nicht die Beschränkung, die wir bei Gervinus vermissen:

> Lieb' ist so reich an Seligkeit,
> So selig macht ihr Glück, ihr Leid,
> Daß ohne ihre Lehre
> Niemand Tugend hat und Ehre.

Dieser Spruch Gottfried's setzt den Enthusiasmus der Leidenschaft an die Stelle sittlicher Grundsätze; die Allgewalt eines Gefühls, das begeisternd den Menschen über alles Gemeine zum Höchsten erhebt, läßt ihn aber auch in trunkener Selbstvergessenheit sich über alles hinwegsetzen, andere Rechte und Gesetze verletzen, und so sehen wir in unserm Gedicht, wie das Leben Tristan's, einst so reich an edelm Ruhm im Heldenkampf fürs Vaterland, nun aufgeht in den kleinen Fährlichkeiten und Listen, durch die er die verbotene Lust gewinnt, indem er den Oheim mit verwerflichem Truge hintergeht, und sich später in eine Sophistik der Sinnlichkeit verstrickt, aber doch wieder die Gattin, der er sich vermählt, lieblos täuscht. Man kann sagen, daß die Ehe, gegen welche die Liebe kämpft und als das Höhere gefeiert wird, nur eine Scheinehe, nur äußerlich geschlossen war; aber man wird zugeben müssen, daß uns hier der Grundschaden des mittelalterlichen Minnedienstes klar wird, welcher die Liebe nicht zum Ausgangspunkt und zur Seele der Ehe machte, sondern sie neben dieselbe stellte. Es ist die Tragik der sich über alles hinaussetzenden Leidenschaft, daß sie Glück und Leid nothwendig verbindet, daß ihr Feuer den Menschen verzehrt, auch wenn es ihn verklärt; so hat Goethe seine „Wahlverwandtschaften" gedichtet, an die wir hier erinnert werden. Aber Goethe läßt Ottilien sich entsagend läutern und die Schuld sühnen, während Gottfried in einem Zwielichte zwischen natürlichem Recht und sittlichem Unrecht als ein Sohn seines Jahrhunderts befangen bleibt. Die Wächter ehelicher Zucht sind ihm bösartige Aufpasser und Angeber; Liebestreue in ehelicher Untreue dünkt ihm schön, wie uns das im 18. Jahrhundert in den pariser Salons wieder begegnet.

Die Darstellung des „Nibelungenliedes" und der „Kudrun" ist eine liebevolle; von der zweiten Hälfte des „Nibelungenliedes" wird gesagt, daß ihre intensive Kraft anderer Art sei als die klar harmonische Entfaltung in der „Ilias", aber sie sei nicht minder bewundernswürdig. Statt der behaglichen Breite, mit welcher Homer's Helden ihr Inneres darlegen, faßt das deutsche Gedicht ganze Gedankenfamilien in einzelne Schlagworte zusammen, deren inhaltschwere Kürze an die größten Dramatiker gemahne.

Von den übrigen Abschnitten des Bandes, welcher noch die „Poetischen Erzählungen", die „Epische Gedankendichtung", „Die Anfänge des Dramas", „Die gothische Architektur", „Die Scholastik", „Plastik und Malerei", „Lyrik" u. a. behandelt, ist die Charakteristik Dante's wol der hervorragendste. Carriere erwähnt selbst in der Vorrede, daß er diesen Dichter ausführlich behandle, weil er die Ideale des Mittelalters zusammengefaßt und herrlich ausgesprochen habe. Die Charakteristik selbst beginnt mit den inhaltsvollen und schwunghaften Zeilen:

> So hat kein anderer Dichter sein ganzes Selbst in Ein großes Werk ergossen, und zugleich das politische und religiöse Leben seines Volks, das Empfinden, Glauben und Wissen seines Jahrhunderts allseitig und großartig darin zusammengepreßt wie Dante. Während die Auflösung des Mittelalters beginnt, vertieft er sich noch einmal in das Ideal desselben, um es in dichterischer Gestaltung als das einzige Heil und Rettungsmittel mahnend und begeisternd aufzustellen, er der erste gewaltige Sprecher des Bürgerthums, des Seelenadels, des freien Geistes, die nun an die Stelle der feudalen Ritterlichkeit und Kirchlichkeit treten; der erste Mann, welcher in der Schule des Alterthums die Kunstvollendung plastischer Formen für den romantischen Inhalt gewinnt, indem er dem schwärmerischen Idealismus der Gedanken und Gefühle einen naturwahren und gesunden Realismus der Weltauffassung und des Ausdrucks gesellt. Er ist ganz subjectiv, er legt uns seine Seelengeschichte dar, er selbst mit seinem Zorn und seiner Liebe ist der Mittelpunkt seines Gedichts, des Epos vom innern Menschen, in welchem das zum Abschluß kommt, was Wolfram von Eschenbach begonnen, aber seine Darstellungsweise ist von einer plastischen Bestimmtheit, die das Auge des Jägers, Malers oder Naturforschers voraussetzt. Seine Bildung ist scholastisch, aber sein Gemüth erfaßt das Ewige und Allgemeingültige des Christenthums und hält sich an die Liebe, die Freiheit als Grund und Ziel des Lebens. Rückwärts gewandt ist er doch ein Prophet der Zukunft, der erste Herold der staatlichen Einheit und der von weltlicher Herrschaft gelösten Religion für sein Vaterland, ein geistiger Stammvater Italiens, dem er in einem überwältigenden Kunstwerk die gemeinsame volksthümliche Schriftsprache schafft; Italien, das bisher in der Poesie hinter Frankreich und Deutschland zurückgestanden, gewann durch sein Genie mit einem Schlage den Vorrang, er selbst ward als Begründer der neueuropäischen Literatur genannt, und sein Vaterland hat nach 600 Jahren in unsern Tagen seine eigene Auferstehung durch das Jubelfest seiner Geburt gefeiert.

Neben der eindringlichen Schilderung Dante's, welche indeß die dogmatisch-scholastischen Grenzen des Dante'schen Geistes nicht verkennt, ist namentlich Petrarca's Porträt mit Liebe entworfen. Die letzten Aufsätze, so besonders die über die Maskenspiele und Fastnachtsschwänke bilden den Uebergang zur Darstellung der neuern Zeit, dem Inhalt der beiden nächsten Bände, welche das Werk zum Abschluß bringen werden.

Es ist unvermeidlich, daß gründliche Forschung, die einen oder den andern Gegenstand zu erschöpfen sucht, Werken wie dem von Carriere den Vorwurf der Oberflächlichkeit macht, welche der Biene gleich Honig aus allen Blumen zusammensuche, um ihre Zelle zu bauen. Doch das Verdienst architektonischer Thätigkeit wird man der Biene nicht absprechen können, und es bleibt ein Verdienst, ein Ganzes nach idealen Maßstäben aus geistig verarbeiteter Stofffülle zu schaffen. Es gehört ein kritischer Proceß von größter Energie dazu, das unbrauchbare Material auszuscheiden, das brauchbare an rechter Stelle zu verwerthen. Takt und Geschmack, Anlehnung und Berufung auf erprobte Gewährsmänner, maßvolle Darstellung von geistiger und stilistischer Harmonie, das Festhalten bedeutender Gesichtspunkte und die Aufstellung mancher eigenthümlichen Betrachtungsweise wird man dem Carriere'schen Werk nicht absprechen können.

Rudolf Gottschall.

Trauerspiele von Widmann.

1. Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Frauenfeld, Huber. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.
2. Orgetorix. Ein Trauerspiel. Dem schweizerischen Volke von Joseph Victor Widmann. Frauenfeld, Huber. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Es fehlt in unsern trockenen kaufmännischen Zeiten so sehr an wirklichen Dichtern von Gottes Gnaden, daß es wol zu begreifen ist, wenn Victor Widmann mit seiner „Iphigenie" ein weit über die Grenzen der Schweiz sich erstreckendes Aufsehen erregte. Dieses Erstlingswerk, in welchem der junge Dichter ein nicht unwürdiges Gegenstück der „Iphigenie" von Goethe geliefert hat, wurde auch in d. Bl. freudig begrüßt, und dem Verfasser der „glücklichen Studie" eine Zukunft versprochen.

Seither hat Widmann zwei neue Dramen von sehr ungleichem Werth geschrieben. Der Held des einen ist der Freiheitsmärtyrer Arnold von Brescia, eine der herrlichsten Gestalten, die uns in der Geschichte entgegentreten. Das andere behandelt den großen Aufbruch der Helvetier unter ihrem mächtigen Bürger Orgetorix.

Die Stärke unsers Dichters liegt in der Behandlung der Sprache. Seine Jamben sind im allgemeinen mustergültig. Das echte Dichterfeuer spricht aus ihnen, und zur rechten Zeit weiß Widmann den Flug der Bilder und Gleichnisse zu hemmen. Ein herrliches Werk, in welchem sich dies so recht mit Muße entfaltet, ist die Einleitung des „Orgetorix", ein Genrebild für sich, das, losgerissen von dem schwächern Ganzen, hohen Genuß gewährt.

Die innere Entwickelung, die psychische Behandlung zeigt neben großen Schönheiten auch bedeutende Mängel. Wir werden besonders bei Besprechung des „Orgetorix" hierauf zurückkommen. Victor Widmann sucht die Theilnahme an seinen Helden dadurch zu steigern, daß er sie zu Trägern großer, weltumwälzender Gedanken macht. Es ist dieses heute so beliebte Kunststück immer gewagt. Die Gestalt des Mannes, für den wir uns begeistern sollen, wird der Allegorie genähert; die Individualität tritt zurück; wir erhalten ein unfaßbares Spiegelbild, das unserer Berührung neckisch ausweicht und sich nicht zu selten in grauem Nebel verliert. Daß man ohne diese Verallgemeinerung Gewaltiges wirken kann, hat Schiller in seinem „Wallenstein" und noch mehr in seinem echt schweizerischen „Tell" glänzend bewiesen. Bei „Arnold von Brescia" lag diese künstliche Vergrößerung im Stoffe selbst, und Widmann hätte seinem Arnold nur ein klein wenig mehr wirkliches Leben zu geben gebraucht, um eine der vollendetsten Gestalten der neuen Dichtung zu schaffen; aber gänzlich mislungen ist das gleiche Experiment bei den alten Celten. Es ist ohnehin eine misliche Sache, die riesigen Hünen in den kleinen Frack unserer Zeit zu zwängen, und wäre dieser noch so elegant zugeschnitten. Die Sucht, einen neuen, noch nie dagewesenen Charakter zu bringen, hat unsern Dichter zu ganz wunderlichen Sprüngen veranlaßt.

Eine bedenkliche Schwäche zeigt Widmann bei der Vertheilung des Stoffs. Fürs erste begegnen uns alle seine Helden erst dann, wenn sie bereits die höchste Staffel des Glücks erklommen haben. Es fällt dadurch dem Dichter doppelt schwer, uns seine Helden wirklich werth zu machen, während sich dies von selbst gegeben hätte, wenn wir auch Zeugen ihres Ringens gewesen wären. Indem er sich ferner über die alten Regeln wegsetzt, läßt er im „Arnold" die eigentliche Entscheidung schon nach dem zweiten Acte eintreten, wodurch der dritte den natürlichen Schluß bildet, der vierte und fünfte aber nur ziemlich überflüssige Zugaben sind. Bei allen einzelnen Schönheiten ist der letzte Theil des Dramas für den Leser peinlich; auch tritt Arnold vor Giordano und Andrea und selbst vor Nebenfiguren wie Bentivenga zurück.

Die Geschichte Arnold's ist bekannt. Ein eifriger Schüler Abälard's, zog er sich den Haß des Heiligen dieser Zeit, des Abtes Bernhard von Clairvaux, zu. Für sein Eifern gegen die Weltliebe der Geistlichkeit wurde seine Zunge von Innocenz II. zu ewigem Schweigen verdammt. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich, das den Volksredner schützte, eilte er nach Rom, wo sein Freund der Cardinal Guido als Cölestin II. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Diesem folgte aber schon nach fünf Monaten Lucius II., der sich mit dem Geschlecht der Frangipani zur Unterdrückung der römischen Freiheit verband. An der Spitze des Volks stand der Bruder des Gegenpapstes Anaklet, Jordan oder Giordano Pierleone als Patricius. Lucius fand bei einem Straßenkampfe seinen Tod. Sein Nachfolger Eugen III. mußte aus der Stadt fliehen. Arnold aber, der hier ein reiches Feld für seine Thätigkeit fand, hielt auf den öffentlichen Plätzen feurige Reden in der Volkssprache, in denen er auf Errichtung der alten römischen Republik drang. Die längst verschollenen Formen wurden auch wirklich wiederhergestellt; den Geist aber, der allein Leben und Kraft verleiht, vermochte Arnold bei den gesunkenen Römern nicht zu erwecken. Eugen III. starb nach achtjähriger Herrschaft in Tivoli; vier Tage nachher trug Anastasius IV. die dreifache Krone, die nach kurzer Zeit durch seinen Tod wieder frei wurde. Während so in Rom das Volk die Oberhand behielt, zog der deutsche Kaiser Friedrich Rothbart zur Unterstützung des hohen Adels herbei.

Dies ist der Zeitpunkt, mit dem Widmann sein Trauerspiel beginnt. Er thut es, ohne auch nur mit einer Silbe der Vergangenheit zu erwähnen. Es findet sich ein Senat vor, ein Bannerherr, Arnold ist das Haupt der Republik, ohne daß man erfährt, wie das alles gekommen. Selbst über Arnold's verflossenes Leben gibt Widmann die dürftigsten Notizen.

Wir lernen zuerst die adelsstolze Familie des Patricius und Bannerherrn, hierauf diesen selbst, einen Kämpfer für die Menschenrechte, kennen. Er ist auf der Straße angefallen und verwundet worden; mit diesem Zuge versetzt uns der Dichter sehr glücklich mitten in die blutigen, jede Sicherheit aufhebenden Wirren. Die zweite Scene spielt vor dem Lateran, in welchem die Cardinäle zur Papstwahl versammelt sind. Der durch eigene Kraft

emporgestiegene Mönchssohn Breakspeare setzt sich als Hadrian IV. die Tiara aufs Haupt. Die Erhebung dieses thatkräftigen Mannes bereitet den Wendepunkt vor. Aus diesem lärmenden Auftritt führt uns der Dichter in das stille Gemach Arnold's. Der Volksredner ergeht sich in geistvollen Betrachtungen über die Nichtigkeit des weltlichen Treibens:

Klingelnd über unsern Köpfen
Dreht sich in tollem Fastnachtspiel die Welt,
Fährt hin und her im bunten Rock der Narrheit,
Den sie, wie Joseph, einem schwachen Vater
Zu schulden glaubt, drum diesen kindisch ehrt
Mit täglich neuem Mummenschanz. Dazwischen
Hier Brudermord, dort Bund und Anerkennung:
Da nicken Papst und Kaiserkron' einander
Vergnüglich zu, wie schlechte Versemacher,
Die ihrer Träume wüsten Aberwitz
Sich gegenseitig freundlich gelten lassen.

Ein überschwenglicher Jünger, der nun mit andern hereintritt, spricht die Hoffnung aus, sein Meister werde die geistliche und weltliche Gewaltherrschaft stürzen. Schließlich enthüllt uns Arnold selbst sein Inneres. Er steht auf seiner Höhe allein; was er aus freiem Willen schon früh begonnen, muß er nun unter den ängstlichen Blicken Tausender fortführen, und das Ende liegt selbst für ihn im Dunkeln.

Der zweite Act beginnt in der Hütte, in der die Geliebte Giordano's, Marietta, bei ihrem Vater, dem Schuster Andrea, wohnt. Ein unglücklicher Nebenbuhler des Patricius, der excentrische Maler Bentivenga, klagt dem Alten sein Leid. Er wird durch die athemlos hereinstürzende Marietta unterbrochen. Der Cardinal Girardus,

...der die süßen Verse macht
Und süßen jungen Kohl so gerne speist —

hat ihr Ungebührliches zugemuthet. Dies gibt dem Ingrimm des Malers ein willkommenes Ziel; er eilt, den Lüstling aufzusuchen. Hierauf sehen wir den Senat, mit dem der Papst durch Gesandte unterhandelt. Da er auf der Auslieferung Arnold's besteht, werden seine Anträge verworfen, obwol sich Arnold freiwillig als Friedensopfer anbietet. Im dritten Auftritt wird Arnold von einer Unbekannten angefleht, ihren Sohn zu retten; sie enthüllt sich, und der Prediger erkennt Cornelia Pierleone, die verlangt, daß er den Bannerherrn in die Arme seiner Familie zurückführe. Nach kurzem Wortwechsel ist sie aber so sehr bekehrt, daß sie ausruft:

Und wär' ein Mann ich, wär' auch ich dein Jünger!

In der vierten Scene erfüllt sich das Verhängniß. Bentivenga hat den Cardinal Girardus niedergestoßen; in Erwiderung dieser That „blitzt es vom Vatican". Die Stadt ist mit dem Interdict belegt, d. h. alle kirchlichen Handlungen sind aufgehoben, die Kirchen werden geschlossen. Noch fühlt das Volk die Strafe nicht; es jubelt dem Maler zu. Nur Andrea blickt bange in die Zukunft.

Der dritte Aufzug, der Glanzpunkt des Stücks, spielt drei Monate später. Schwer lastet das Interdict auf Rom; der Mörder des Cardinals wird verwünscht und gemieden. Von der Wucht des päpstlichen Fluchs erhalten wir ein gräßliches Beispiel in Giordano und Marietta, die sich soeben, den kirchlichen Satzungen gemäß, auf dem — Kirchhofe trauen ließen. Alle sind gedrückt; Marietta schmäht sogar auf den „Ketzer" Arnold. Andrea verweist ihr dies; als Giordano sie entschuldigen will, da bricht der Alte los:

O, ich seh's!
Ich sehe mehr als dies. Die junge Wahrheit
Muß vor der alten Lüge sich verkriechen,
Die sitzt mit greisem Haupt an jedem Herde
Und summet ihre Märlein fort und fort
Den Enkeln, wie sie sie den Ahnen sang.
Mit welken Fingern knetet sie den Teig
Zum Kindtaufkuchen wie zum Hochzeitsmahle,
Flicht Braut- und Todtenkranz des Hauses Töchtern
Und Gift und Nesseln flicht sie mit darein. —
Vom Staub, der auf dem Crucifix im Winkel
Sich häufet, fristet ihre Tage sie,
Und von der nächsten Kirche Glockenklängen,
Auch wol vom Kuß auf eines Heil'gen Leichnam,
Von abgeschornen Haaren eines Mönchs,
Vielleicht vom Duft aus Ketzerscheiterhaufen;
Und froh berauscht sie sich an Zwietrachtthränen
Der durch die Priester feindgewordnen Gatten.

Ein Schüler Arnold's, Stefani, bringt nun schlimme Kunde. Das Volk steht auf; hetzend und schürend schleichen Pfaffen umher; angebliche Wunderzeichen steigern den Groll der Menge zum rasendsten Fanatismus.

Die zweite Scene versetzt uns mitten unter die gegen ihren Senat meuterischen Römer. Umsonst sucht Giordano die verlorene Sache zu retten. Auf die Nachricht von dem Heranrücken des deutschen Königs muß er fliehen; als eben das Rathhaus erstürmt werden soll, tritt Arnold an der Spitze der Senatoren heraus. Er spricht herrliche Worte zu den Tobenden, erhält jedoch nur die sich wiederholende Antwort:

Es ist zu spät; wir wollen Ostern feiern —

und endlich:

Wir wollen nichts von dir, auch nicht dein Blut,
Verlasse diese Stadt; wir wollen Frieden.

Er sieht, alles ist verloren. Warnend ruft er ihnen noch zu:

Ihr Schwachen! Frieden säet ihr und Krieg
Geht auf. Ihr seid verloren. Wem vertraut ihr?
Dem deutschen König, der aus euern Leichen
Sich eine breite Treppe bauen wird
Zur Kaiserkrone? — — — — —
— — — — Es kommt der Tag,
Da rauscht's wie Adlerflügel durch die Luft,
Es schließt das Raubgevögel über euch
Ein Friedensbündniß, und das Festmahl hält
Die gier'ge Schar auf euern blut'gen Leibern.
An jenem Tage werdet ihr mich suchen,
Wie Kinder, die den Vater erst verjagt,
Nun, in Gefahr, nach seinem Schutze heulen.
Und leb' ich noch, so will ich dann vergessen
Der Kränkung, will die Augen blind mir weinen,
Am Katafalk der röm'schen Freiheit knien.
Lebt wohl — ihr armen Irrenden — lebt wohl!

Er verläßt die Stadt allein; keiner seiner Schüler darf ihn begleiten.

Damit schließt der dritte Act. Den Inhalt der beiden folgenden können wir kurz fassen. Arnold's Ende naht mit raschen Schritten. Er irrt umher, wird von dem wahnsinnig gewordenen Bentivenga, der dabei seinen Tod findet, umsonst gegen die deutschen Söldner vertheidigt und geräth in die Hand Friedrich's. Die Römer

sehen sich von dem Papste getäuscht, der sich mit dem Kaiser zu ihrer Bestrafung verbindet. Da überfallen sie die rothgelockten Fremden, werden aber nach kurzem Siegesjubel auf allen Punkten geschlagen. Ihr Führer Giordano fällt; an seiner Leiche söhnt sich die Mutter Cornelia mit der niedriggeborenen Gattin Marietta aus. Indessen wird dem gefangenen Arnold das Urtheil gesprochen; er ist zum Feuertode verdammt. Bevor er den Holzstoß betritt, fragt ihn ein Hauptmann um seinen letzten Willen. Da spricht Arnold:

Was meines Lebens erster Wille war,
Der Menschheit Glück — es ist mein letzter Wille.
Doch bleibt er unerfüllt, wo nicht Vernichtung
Ich denen wünsche, die mich jetzt verderben.
Nicht wohnet Rachedurst in meiner Seele,
Doch, weil sie böse sind, weil Lug und Trug
Zu ihren Rechten stehn, und ihre Krone
Gewaltthat heißt, und Blut ihr Herrschermantel,
Drum ist mein letzter Wille gegen sie,
Die gegen jedes Guten Willen sind.

Hauptmann.

Ohnmächt'ger Wunsch. Es thronen Papst und Kaiser
In hehrer Majestät. Du fällst sie nicht!
Zeit braucht's, bis eine Welt in Stücke geht.

Arnold.

Dies Wort macht zum Propheten dich. Fürwahr!
Zeit braucht's — sonst nichts.

Priester.

Und deine Zeit ist um.

Nach Arnold's Tode verlassen Kaiser und Papst den Schauplatz der Greuelthat. Das Volk besitzt wieder die Gewalt. Doch der Geist der Sühne lebt in den Gemüthern. Am Katafalk Giordano's werden die gefangenen Todfeinde des Märtyrers, die Priester, freigegeben. Mit dieser Handlung, die eine friedlichere Zukunft verspricht, endet das Trauerspiel.

Der „Orgetorix" ist dem schweizerischen Volk gewidmet. Wir haben weder aus dem Stoff noch aus dem Inhalt den mindesten Grund zu dieser Widmung entdecken können. Die Helvetier, ein celtischer Stamm, sind nichts weniger als die Ahnherren der Schweizer unserer Tage. Der Inhalt vollends widerspricht dem republikanischen Geiste aufs grellste. Das Trauerspiel ist von Anfang bis zu Ende nichts als eine — gewiß ganz unabsichtliche — ungeheuerliche Lobrede auf Cäsar, den Unterdrücker römischer und gallischer Freiheit. Widmann hätte sein Drama mit mehr Recht und, fügen wir es nur hinzu, auch mit mehr Dank dem Cäsar an der Seine zugeeignet, der seine kühnsten Lobsprüche von diesem „Orgetorix" übertroffen sehen muß.

Widmann läßt den Orgetorix aus ehrsüchtigen oder vielmehr civilisatorischen Beweggründen den Aufbruch der Helvetier bewirken. Er will die Welt mit celtischer Art und Gesittung beglücken und alle Völker Europas unter seiner segensreichen Hand vereinigen. Ein großer Gedanke, gewiß, der wol in dem Gehirn eines Ehrgeizigen entstehen kann, wie die neue Geschichte hinlänglich bewiesen hat. Da geräth durch Zufall ein römischer Späher in seine Hände, der ihm von Julius Cäsar und seinen weitgreifenden Absichten eine überschwengliche Schilderung entwirft. Der gewaltige Celte glaubt natürlich dem listigen Valerius aufs Wort und erkennt gleich einen gefährlichen Nebenbuhler seiner Plane; man würde nun erwarten, daß er jetzt erst recht vor Begierde brenne, sich mit jenem zu messen. Aber nein. Widmann's Orgetorix hat ohne Zweifel Mommsen's „Römische Geschichte" gelesen; er ist gebildet und vorsichtig genug, das Nutzlose eines solchen Kampfes einzusehen. Er beugt sich vor dem Größern — man vergesse nicht, daß sich alles nur auf die Worte eines einzelnen, angeblich wegen Blutschuld flüchtigen Parteigenossen Cäsar's stützt — und gibt sein Vorhaben auf. Es beirrt ihn nicht, daß der falsche Fremdling bei erster Gelegenheit mit der wegkundigen Tochter des Helvetiers, die er verführt hat, entflieht. Seine Landsleute sind aber nicht so aufgeklärt, um den plötzlichen Gesinnungswechsel ihres erwählten Führers zu verstehen. Jahrelang haben sie sich vorbereitet; ihre Städte und Dörfer stehen in Flammen; drohend dringen sie in die Wohnung des Helden. An die Spitze der Unzufriedenen stellt sich der alte Tigurinerfürst Diviko, den Widmann zu einem lächerlichen Cato umgestaltet hat. Orgetorix scheint für seinen hochherzigen Entschluß durch die Hände seiner Stammesbrüder fallen zu müssen, da erscheinen zur rechten Zeit Abgesandte der Cimbern, die wie vom Himmel herabgeschneit in der Nähe lagern. Nach der Geschichte wurden sie zwar durch Marius vollständig vernichtet; bei Widmann aber ist der gewaltige Heerhaufen, der auf den raudischen Feldern unterlag, nur ein Theil des Stammes; ein anderer sitzt noch in der alten Heimat, im heutigen Nordjütland, und kommt Rache zu nehmen an Orgetorix, der vor Jahren zersprengte Ueberbleibsel der Vernichtungsschlacht überfallen und dabei den Sohn des Fürsten Segest getödtet hatte. Ihnen bietet sich Orgetorix als freiwilliges Opfer dar, und rettet so seine Stammesgenossen vor einem Kampfe, dessen Ausgang für die Helvetier sehr zweifelhaft erscheint. Diese erkennen nun erst die Größe des Mannes; tiefbetrauert folgt er den Cimbern in ihre ferne Heimat zu sicherm Tode.

Das ist die dramatische Fehlgeburt, die Widmann auf sein glänzendes Debut folgen ließ. Das Streben nach Neuem, nach Originellem allein kann den Dichter auf den Abweg geführt haben.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das Gesagte, so kommen wir zu dem Schluß, daß uns in Widmann ein Dichter entgegentritt, der bei ernstlichem Ringen und bei hinlänglicher äußerer Begünstigung einen bedeutenden Rang in der Literaturgeschichte behaupten wird. Seine poetische Begabung ist über jeden Zweifel erhaben; seine Fehler, die wir gewiß schonungslos aufgedeckt, sind leicht zu vermeiden. So Anerkennenswerthes er auch bereits geleistet hat, so befähigt ihn doch sein Talent zu ungleich Höherm, und wir hoffen, daß er durch eine neue Leistung bald seinen letzten Misgriff vergessen machen wird.

Ingo Ettmüller.

Neuere Geschichte Italiens.

Geschichte von Italien vom Jahre 1815—50 von Emil Ruth. Zwei Bände. Heidelberg, Bassermann. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo es an Werken über die neueste Geschichte Italiens vollständig mangelte, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien. Dort fehlte es an Interesse, hier an Freiheit, überall an zugänglichen Quellen. Noch vor 18 Jahren verursachte es dem Referenten die größten Schwierigkeiten, aus zum Theil verbotenen Büchern und Broschüren, aus Journalartikeln, gedruckten und ungedruckten Documenten und mündlichen Informationen das erforderliche Material zu einer übersichtlichen Darstellung der Geschichte der Halbinsel von 1815—49 zusammenzubringen.*) Im Laufe der letzten zwanzig Jahre hat sich dies Verhältniß wesentlich umgestaltet. Der plötzliche Aufschwung, der unter der wunderbaren Aegide eines reformirenden Papstes die Halbinsel auf einmal an die Spitze der nach Freiheit ringenden Nationen Europas stellte, hat nicht nur die Blicke der Völker von neuem auf ein Land gelenkt, welches man sich schon als ein abgestorbenes Glied am Leibe der Europa oder, im Metternich'schen Sinne, als einen bloßen „geographischen Ausdruck" zu betrachten gewöhnt hatte; nicht nur ist ganz besonders in Deutschland ein reges Interesse an den geistesverwandten Bestrebungen des südlichen Nachbarvolkes erwacht, das sich in mannichfacher Weise in Schrift und Wort kundgegeben hat; sondern in Italien selbst hat sich seitdem eine stets wachsende Flut freilich nicht durchweg gleich klarer und unverfälschter Quellen erschlossen. Nicht nur neu entstandene Werke, sondern eine Menge von Schriften und Actenstücken, welche die unerbittliche Censur und die persönliche Gefahr für den Herausgeber lange Jahre im Pulte zurückgehalten, kamen plötzlich zum Vorschein und boten dem Historiker reiche, wenn auch nur mit großer Umsicht zu verwendende Mittel für eine vollständige Geschichte Italiens seit der Restauration, soweit dieselbe in unserer Zeit, die den wichtigsten, ohne völligen Abschluß gebliebenen Ereignissen noch zu nahe steht, überhaupt möglich ist. Außer zahlreichen Sammlungen wichtiger Documente, wie die von Coppi, Zobi, Bianchi, Gualterio u. a., einer Unzahl von politischen Broschüren, Briefsammlungen und Biographien, Geschichten der Einzelstaaten, wie Brofferio's von Piemont, Farini's vom Kirchenstaate u. a., erschienen die größern Werke von L. C. Farini („Storia d'Italia dall' anno 1814 fino al nostri giorni"), Gualterio („Gli ultimi rivolgimenti italiani"), Zobi („Storia civile dell' Italia"), F. Ranalli („Le Istorie italiana dal 1846 al 1853", Umarbeitung und Fortsetzung seiner „Storia degli avvenimenti d'Italia"), Montanelli („Memorie sull' Italia"), zum größern Theile allerdings, weil die Verfasser noch inmitten der von ihnen berichteten Ereignisse standen, an denen sie zum Theil einen nicht unerheblichen Antheil nahmen, nicht ohne Einseitigkeit und mehr oder weniger scharf markirte Hervorhebung des Parteistandpunktes.

*) Vgl. den Artikel „Italiens nationale und politische Bewegung" in der Zeitschrift „Gegenwart" von 1850, III, 149—185 und 600—666.

Bereits vor neun Jahren erschien von Ruth die Schrift: „Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens" (Leipzig, G. Mayer, 1859). Obgleich dieselbe sich auf dem Titel als selbständiges Werk einführte, konnte es doch dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß sie eigentlich nur als Einleitung zu einem größern Werke über die neueste Geschichte Italiens zu dienen bestimmt war. In der That ist sie weniger eine wirkliche Geschichte Italiens unter der Napoleonischen Herrschaft; als vielmehr eine Erzählung des Sturzes eben dieser Herrschaft nebst einer Charakteristik der Zustände der Halbinsel vor 1815. Auch gibt der Verfasser in der Vorrede zu dem größern Werke die Richtigkeit dieser Auffassung zu. Der Verleger wollte keine Einleitung veröffentlichen; deshalb mußte der Titel geändert werden. Die kurz nachher veröffentlichte „Geschichte Italiens" von H. Reuchlin (als 3. und 4. Band von Biedermann's „Staatengeschichte der neuesten Zeit"), die großen Ereignisse von 1859 und 1860, und die Vermehrung der Hülfsquellen, welche die Umarbeitung ganzer Abschnitte nöthig erscheinen ließen, bewogen den Verfasser, die Veröffentlichung des Hauptwerks zu verschieben. In der That erscheint die Geschichte Italiens seitdem in ganz anderm Lichte als früher. In dem einleitenden Werk bezeichnet der Verfasser das Dulden als den Grundcharakter des politischen Lebens Italiens. Die Geschichte der Halbinsel ist ihm eine Geschichte der Hierarchie. Das ist inzwischen anders geworden. Das jahrhundertelang in politischem Todesschlaf liegende Volk ist wieder lebendig geworden. Der Talisman, der es gebannt hielt, ist zerbrochen. Die italienische Geschichte ist nicht mehr nur passiv, sondern auch activ eine Geschichte der italienischen Nation; nicht nur eine Geschichte des Volks, sondern auch für das Volk.

Allerdings ist die gegenwärtige Phase der italienischen Geschichte noch weit von ihrem Abschlusse. Nicht einmal äußerlich ist die Einheit eine vollständige, sondern in ihrem Mittelpunkte von einer wesentlich feindlichen Macht unterbrochen, die wegen ihres geistlich-weltlichen und kosmopolitischen Charakters ein um so schwerer zu besiegender, man könnte sagen, unfaßbarer Gegner ist; ein Gegner, der durch seinen jahrtausendjährigen Einfluß auf die Seelen abergläubischer und unwissender Völkerschaften, durch das Interesse, welches die fremden Monarchen theils um ihrer eigenen Autorität, theils um der von ihnen regierten, von Rom geistig abhängigen Völker willen, an seiner Erhaltung nehmen, endlich durch seine Unbedenklichkeit in der Wahl der Kampfesmittel, seine sprichwörtliche Zähigkeit und alte Uebung und Kunst im Beherrschen der Menschen gefährlicher ist als irgendein anderer. Dazu der geringe innere und äußere Zusammenhang zwischen Ober- und Unteritalien, die alte, unter der Asche fortglimmende Eifersucht der Städte und Völkerschaften, die gare municipali, über die schon Dante klagt, die furchtbare Roheit und Unwissenheit der untern Klassen zumal im Kirchenstaat und dem ehemaligen Königreiche Beider Sicilien, die hergebrachte Demoralisation eines großen Theils des Beamtenstandes, die Ungewohntheit, der

Freiheit und Selbstregierung, die dringende Finanznoth bei der trotz der reichsten natürlichen Hülfsquellen für die großen Bedürfnisse des Staates ungenügenden Steuerkraft des Landes, die Eifersucht großer Nachbarmächte endlich, vor allem der unleidliche Druck, mit dem Frankreich auf seinem Schützling lastet: alles das begründet einen Zustand, der dem Freunde Italiens noch immer die ernstesten Sorgen wegen der Zukunft des schönen Landes einflößen mag. Aber Italien ist doch nicht länger la terre des morts; eine frisch lebendige Volkskraft ist zur Erscheinung gekommen; der Alp der österreichischen Herrschaft ist abgewälzt, Italien hat, nach Ruth's Ausdruck, sein Geschick in seiner Hand, und wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß, wenn auch bestimmt, noch durch mancherlei schmerzhafte Kämpfe und Krisen hindurchzugehen, die italienische Nation einer neuen Zeit der Blüte und des Gedeihens entgegensieht und dereinst wieder einen Ehrenplatz unter den großen Culturvölkern Europas einnehmen wird.

Indem der Verfasser in grellen, hier und da wol etwas zu stark aufgetragenen Farben ein trostloses Bild von den Zuständen Italiens vor der großen Französischen Revolution entwirft, leitet er in eigenthümlicher Auffassung das Unglück des Landes von dem Umstande ab, daß es der Sitz des Papstthums ist. „Italien ist ein Opfer der Hierarchie, die seiner bedarf, um den andern Völkern gegenüber eine compacte abgerichtete Masse für ihre Experimente zu haben." Bis zum Ende der Kreuzzüge sei die Kirche eine lebendige, wohlthätige Macht gewesen; von da an aber habe sie in ihrer starren Unveränderlichkeit, um trotz der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeistes die Zügel der Herrschaft zu behalten, die Völker verdummen und einschläfern müssen, vor allem dasjenige, in dessen Mitte sie ihren Centralsitz aufgeschlagen hatte. Von den drei gefährlichsten Angriffen, die sie zu bestehen gehabt, dem der Hohenstaufen im 13., der Reformation im 16., der Aufklärung, der Französischen Revolution und der durch sie frei gewordenen Geistesmächte im 18. Jahrhundert endlich, habe sie den ersten mit Hülfe der Welfen, den zweiten mit der der Jesuiten glücklich bestanden, sei aber dem dritten unterlegen. Wenn Ruth in der Geschichte des Papstthums zur Zeit der großen Revolution und unter Napoleon den Zusammensturz des hierarchischen Gebäudes sieht, so vergißt er wol die Zeit des babylonischen Exils in Avignon und manche andere Stöße, welche dies feste Gebäude schon ausgehalten hat, ohne zertrümmert zu werden. Wie fest es noch steht, lehrt die Zeitgeschichte Tag für Tag diesseit wie jenseit der Alpen.

Das italienische Volk des 18. Jahrhunderts war durch die Schuld der Regierungen und der Geistlichkeit wie durch seine eigene sittenlos, roh, unwissend und abergläubisch; der Mittelstand unbedeutend, macht- und grundsatzlos; der Adel dem weichlichsten Sinnengenuß ergeben, ohne Thatkraft, ohne irgendein höheres Streben, selbst ohne Religion trotz der minutiösesten Beobachtung der kirchlichen Ceremonien. Die Literatur war unfrei, servil und tief unmoralisch. Französischer Einfluß herrschte in Sprache und Sitten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts brachen allmählich unter dem Einfluß der von außen her durch die nicht hermetisch zu schließenden Grenzen eindringenden allgemeinen Erhebung der Geister auch die Ideen von Recht, Licht und Freiheit durch. Voltaire und Rousseau fanden auch Jünger jenseit der Alpen. Perini geiselte in seinem „Giorno" die verweichlichte adliche Jugend; Alfieri stachelte in seinen exaltirten Dramen das Volk zu Ideen antiker republikanischer Freiheit, die nur dazu dienten, der Jugend die Köpfe zu verdrehen und sie mit den verkehrtesten Anschauungen und unrealisirbaren Idealen zu erfüllen. Bei alledem hielten sich die Italiener noch für das erste Volk der Welt, eine naive Ueberzeugung, die erst die allerneueste Zeit zu erschüttern vermocht hat. Die Revolutionsstürme der neunziger Jahre rissen Italien gewaltsam aus seinem Traumleben empor; aber ihre ephemeren Bildungen ließen nur breite Blutspuren zurück. Die Hierarchie, die sich anfangs mit der Demagogie trefflich abzufinden gewußt hatte, gewann wenigstens in Unteritalien bald wieder die Oberhand; die scheußlichen Mordbanden der Sanfedisten unter Cardinal Ruffo zeigten den neapolitanischen Liberalen, auf welch erbärmlicher Grundlage die Parthenopeische Republik gegründet war. Es folgte das Königreich Italien und das Königreich Neapel unter Murat, beide die gehorsamen Schleppträgerinnen des kaiserlichen Frankreich, während Lord Bentinck Sicilien mit seiner seltsamen Constitution von 1812 beglückte. Dennoch befand sich Italien unter dem erleuchteten Despotismus Napoleon's und der Seinen relativ glücklich. Aber die Fremden mußten den Italienern nicht nur alles bringen, sondern auch alles für sie vertheidigen. Mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft verschwanden auch fast alle ihre guten Gesetze und Einrichtungen. Unter der Aegide Oesterreichs zogen die alten Fürsten und mit ihnen die alten Misbräuche und die alte Willkürherrschaft wieder ein. Damit schloß die einleitende Schrift, gleichsam die Exposition des historischen Dramas, das der Verfasser uns vorzuführen beabsichtigt.

Von den zwei Bänden des jetzt erschienenen Hauptwerks enthält der erste die Geschichte Italiens bis zum Tode Gregor's XVI., während der zweite dieselbe bis zum Siege Oesterreichs und der Reaction im Frühling und Sommer 1849 fortführt. Jeder Band zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, die wir als die Geschichte der Restauration (1815—30), der Bildung einer gemäßigt-liberalen Nationalpartei (1831—46), der Reformperiode unter dem Vortritt Pius' IX. (1846—48), der Revolution und Reaction (1848—49) bezeichnen können.

Der Verfasser gibt an der Spitze seines Werks eine Uebersicht der Vertheilung Italiens nach dem Wiener Congreß sowie der Stellung der Regierungen gegeneinander, und schildert dann die Verhältnisse und die Entwickelung der einzelnen Staaten der Reihe nach. Es kommt dabei ein Uebelstand zu Tage, der allerdings eine einheitliche Geschichte Italiens wenigstens bis zum Jahre 1847 fast zu einer Unmöglichkeit macht. Lagen in der gemeinsamen Schriftsprache und Literatur und in der in den Köpfen der besten Patrioten mehr und mehr sich entwickelnden Idee der nationalen Zusammengehörigkeit allerdings schon die Keime der künftigen Einheit, so war Italien doch bis zu seiner Revolution in der That nur ein geographischer Begriff. Wir erhalten somit in des Verfassers Darstellung vielmehr eine Geschichte der verschiedenen politisch abgegrenzten Gebiete der Halbinsel, die ohne allen

und jeden äußern Zusammenhang waren, als eine Geschichte Italiens. Die Folge davon ist, daß wir uns selbst erst aus der Masse der Einzelheiten ein Bild des Gesammtzustandes der Nation und ihrer politischen Entwickelung zusammensetzen müssen. Vielleicht hätte der Verfasser durch Zusammenfassungen an geeigneten Ruhepunkten, durch Hindeutung auf das mancherlei Gemeinsame in den Schicksalen der einzelnen Landestheile uns dabei mehr zu Hülfe kommen können. Dazu kommen die fast unvermeidlichen und auch in unserm Buche nicht ganz vermiedenen Wiederholungen. Aeußere und innere Ereignisse, die auf sämmtliche Staaten Italiens mehr oder minder stark reagirten, müssen in jedem einzelnen von neuem zur Erscheinung gebracht werden. Wir erinnern in dieser Beziehung an die politischen Sekten, die durch die französische Revolution von 1830 hervorgerufenen Zuckungen, die Bewegungen von 1845 u. s. w.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist im ganzen einfach, klar und sachgemäß. Nur hier und da erscheint der Stil etwas phrasenhaft, wahrscheinlich durch allzu wortgetreue Aufnahme von Stellen aus den gleichzeitigen italienischen Schriften. Ueberhaupt legt der Verfasser den neuesten jenseit der Alpen erschienenen Geschichtswerken, wenigstens denen, die von liberaler Seite ausgegangen sind, wol eine zu unbedingte Geltung bei. Auch tritt sein eigener Parteistandpunkt, der des Nationalitätsprincips und des gemäßigten Liberalismus, so sehr wir denselben übrigens als berechtigt anerkennen mögen, oft allzu stark und einseitig hervor und verleitet ihn, gegen einzelne wie gegen ganze Richtungen in fast persönlicher Weise polemisch aufzutreten. So sehr es dem Historiker ansteht, ja so sehr es seine Pflicht ist, das Gute gut, das Schlechte schlecht zu nennen, das sittliche Princip hochzuhalten und das Richteramt der Geschichte ohne Ansehen der Person zu üben, ebenso sehr muß er durch vollkommene Leidenschaftslosigkeit, durch die Anerkennung der Berechtigung verschiedener Richtungen in Religion, Politik und Leben unser Vertrauen auf sein Urtheil zu gewinnen suchen und vor allem vermeiden, sowol den handelnden Personen als den einer verschiedenen politischen oder religiösen Richtung angehörenden Geschichtschreibern Motive unterzulegen, die nicht aus ihren Thaten oder ihren Schriften unwiderleglich hervorgehen. In letzterer Beziehung verweisen wir auf des Verfassers Bemerkungen über A. von Reumont als Historiker (II, 147 und 345). Dergleichen beiläufige kritisch-polemische Seitenblicke sollten in einem Werke wie dem vorliegenden ganz vermieden oder doch wenigstens nicht in den Text aufgenommen werden. Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen verdient jedoch das Werk im ganzen unsere volle Anerkennung und wird, wenn es, wie wir hoffen, eine weite Verbreitung in allen gebildeten Kreisen findet, die öffentliche Meinung in Deutschland in bisher noch nicht dagewesener Weise über die Entwickelung der Zustände der südlichen Nachbarnation aufklären. Vor dem Reuchlin'schen Werke zeichnet es sich vor allem durch das weit umfangreichere Material aus, das ihm zu Grunde liegt. Nur in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse, auf die diplomatischen Verhandlungen und das Eingreifen der fremden Mächte in die neueste Geschichte Italiens überhaupt ist Reuchlin ungleich vollständiger und erschöpfender. Weshalb Ruth nicht gesucht hat, es ihm in dieser Hinsicht gleichzuthun, statt anerkennend auf diesen Vorzug seines Vorgängers hinzuweisen, vermögen wir nicht zu sagen.

Die Restauration und Reaction nach dem Wiener Congreß ging aus dem Bunde zwischen der Hierarchie und der ungläubigen Aristokratie hervor, als deren Repräsentanten uns der Verfasser Müller und Gentz in ihrem bekannten Briefwechsel vorführt. Charakteristisch für die leitenden Staatsmänner war es, daß trotz der Legitimität und der zur Schau getragenen Achtung vor dem „historisch Gewordenen“ die beiden Republiken Venedig und Genua nicht wieder erstehen durften. Im übrigen wurde der Status quo ante in Italien wiederhergestellt. Dem piemontesischen Gesandten Le Maistre gelang es, auch Savoyen und Nizza für Sardinien zurückzuverlangen.

Dennoch vermochte die Reaction nicht, wie sie gewünscht und gehofft, die ganze Zwischenzeit wie mit einem Schwamme wegzuwischen und für einen Traum zu erklären. Auch Italien versank nicht wieder vollständig in Schlaf; das Nationalgefühl und mit ihm der Wunsch nach Freigebung der Volksrechte war erwacht; die Eigenthümlichkeit des italienischen Volkscharakters, die politische Unreife der Nation und der tyrannische Druck bewirkten, daß die neu keimenden Elemente zuerst unter der Gestalt geheimer Sekten, Verschwörungen und Revolutionen ans Licht traten. Die politischen Umwälzungen in Neapel und Piemont 1820 und 1821 scheiterten an ihrem Entstehen aus geheimen Gesellschaften, an der Gleichgültigkeit der Volksmassen, an der Unklarheit und Verschiedenheit ihrer Ziele, an dem persönlichen Ehrgeiz, der Eitelkeit, Verblendung und Selbstüberhebung der Führer, vor allem an dem gänzlichen Verkennen der wirklichen Machtverhältnisse und des Volkscharakters. Von dem letztern entwirft der Verfasser ein trübes, im ganzen wol zu düster gefärbtes Bild. In Bezug auf Unteritalien hat es die Geschichte auch der letzten Jahre freilich im wesentlichen bestätigt. Schon bei der Revolution von 1820 weiß man kaum zu entscheiden, ob sich das Volk oder der König jämmerlicher und verächtlicher benommen habe. „Die Neapolitaner sind“, das ist das Résumé von ihrer Charakteristik in unserm Buche, „ein unnationales, charakterloses Volk, für den weltlichen wie geistlichen Despotismus trefflich geeignet.“ Ob ein im Lauf vieler Jahrhunderte sittlich so gänzlich verkommener Volksstamm durch eigene Kraft sich je wieder zu erheben vermöge, muß billig bezweifelt werden. Wenn jedoch der Verfasser zu glauben scheint, auch das kräftigere und moralisch wie staatlich weit höher stehende Volk Oberitaliens werde an der unlösbaren Aufgabe, den Süden mit sich emporzuheben und zu verschmelzen, zu Grunde gehen, so halten wir ihn für allzu schwarzsichtig. Freilich bedarf es dazu der Zeit. Der Verfasser bezeichnet selbst, wo der Hebel zuerst angesetzt, die Heilung begonnen werden muß. Es ist die Hebung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts, welche in Italien vor allem noththut. Freilich wird die Regierung hier auf Schritt und Tritt wie im katholischen Süddeutschland dem zähen Widerstand der in ihrem festesten Besitzthum bedrohten Hierarchie begegnen; aber er wird

und muß überwunden werden. Im Kirchenstaat ist dazu freilich keine Aussicht, solange er eben ein Staat der Kirche bleibt. „Es ist der Fluch des Kirchenstaats seit 1815, daß alles, was für den Staat wirkliches Bedürfniß seiner Existenz und Fortentwickelung ist, von der Kirche als ein Schaden an ihrem Rechte und Bestand angesehen wird.“ (I, 400.) Deshalb wird die Volksbildung in den engsten Schranken gehalten, die Wissenschaft, selbst die scheinbar unschuldigste, aufs ängstlichste überwacht. Noch heute ist die Archäologie die einzige freie Wissenschaft in Rom. Noch immer gilt jenes Wort eines italienischen Schriftstellers, der kurz vor dem Tode Gregor's XVI. sagt: „Willst du auf einer Karte Europas die verschiedenen Völker, Staaten je nach der Höhe ihrer sittlichen und politischen Zustände mit mehr oder weniger hellen Farben unterscheiden, so bezeichne den Mittelpunkt Italiens mit einem dunkeln Flecken und daneben schreibe den Namen Rom.“ Und doch ist es auch hier schon etwas besser geworden. Eisenbahnen und Telegraphen gelten nicht mehr als Teufelswerk, einzelne materielle Verbesserungen sind eingeführt. Greuelscenen, wie bei dem Wuth- und Rachekriege, den die Cardinäle Rivarola und Invernizzi in den zwanziger Jahren in den Legationen und Marken gegen die politischen Sektirer und alle des Liberalismus Verdächtigen führten, werden kaum noch vorkommen. Welche demoralisirende Wirkung ein solches im Kirchenstaate wie in Neapel nach jeder Revolution oder liberalen Bewegung sich erneuernde Auftreten der Regierungen und derer, die sich ihre Freunde nannten, haben mußte, schildert uns der Verfasser (I, 152 fg.):

> Von der Religion nicht zu reden, die dem Volke von den Männern der Kirche mit Feuer und Schwert gründlich ausgetrieben wurde, so gingen auch die einfachsten Begriffe von Recht und Unrecht, von Unrecht der Empörung verloren. Gegen solche Bestien zu conspiriren war kein Unrecht, einen solchen sanfedistischen Mörder aus der Welt zu schaffen, war kein Mord. Rache und Befreiung von solchen scheußlichen Machthabern war das einzige natürliche Gefühl, das unter den Greuelscenen aufkommen konnte, und man muß sich nicht wundern, noch weniger jene Bevölkerung als schlecht verschreien, wenn sie wenige Jahre später die Gelegenheit zur Empörung wieder ergriff.

Dagegen werden, solange ein Papst, der zugleich weltlicher Herrscher ist, in Rom thront, die Bemühungen Napoleon's für ein civiles, den Forderungen, die selbst der „erleuchtete“ Cäsarismus stellt, genügendes Regiment, stets ebenso wol einem ausdrücklichen oder doch thatsächlichen non possumus begegnen, wie die der vereinigten Großmächte nach den Ereignissen von 1831. Wie kann man in der That von einem Herrscher, dessen Grundsätze in dem „Syllabus“ aller Welt kundgethan sind, verlangen, daß er nach den politischen und socialen Principien regiere, die er als eine Ausgeburt des Teufels betrachtet? Um die Regierung des Kirchenstaats in freisinniger, ja nur in vernünftiger und aufgeklärter Weise zu handhaben, müßte sich die Hierarchie zunächst selbst aufheben.

Anders lagen die Dinge in Toscana. Obgleich Willkürherrschaft und Polizeiregiment hier im Grunde dieselben waren wie im übrigen Italien, so waren doch sowol die Fürsten von milder Gemüthsart, jeder auffallenden Härte und Tyrannei ebenso abgeneigt, wie der schmiegsame und etwas weichliche Charakter des talentvollen und liebenswürdigen Volks den gewaltsamen Revolutionen. Dazu kam die feinere gesellige Bildung, die hier nie erstorbene Liebe zur Kunst und der Stolz des Toscaners auf das Hüteramt der Nationalsprache und Nationalliteratur. So konnte das Großherzogthum, wo sogar Flüchtlinge aus den andern Staaten eine Zuflucht fanden, die Wissenschaften gepflegt wurden und unter ihrem Mantel die Bestrebungen der neuen italienischen Reformpartei sich bethätigen konnten, als das italienische Eldorado gelten und, sehr mit Unrecht, sogar von Reisenden und Publicisten aus dem Norden als das Muster eines glücklichen Landes gepriesen werden.

Auch in Piemont herrschte nach dem ephemeren Triumph der Revolution von 1821 das absolute Königthum mit seiner obligaten Begleitung von Jesuiten, Spionen, Denuncianten und Polizeiwirthschaft unter dem König Karl Felix. Unter seinem Nachfolger Karl Albert, der seit der zweideutigen Rolle, die er während der Revolution gespielt, aus der Hoffnung und dem Schoskinde des Liberalismus zu dem „verabscheuten Carignan“ geworden war, blieben die alten Zustände unverändert; nur daß der ehrgeizige und früher von Oesterreich sehr demüthigend behandelte Monarch eine viel entschiedenere Stellung gegen die italienische „Vormacht“ einnahm.

Im Lombardisch-venetianischen Königreich waren die Oesterreicher anfangs von einem großen Theil der Bewohner freudig empfangen. Auch als die Hoffnungen auf die Herstellung eines Königreichs Italien sich als eitel erwiesen, hätte eine freisinnige und volksthümliche Regierung auf eine Zeit lang die italienischen Provinzen aufrichtig an den Kaiserstaat fesseln können. Wir sagen: eine Zeit lang, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das erwachende Nationalgefühl früher oder später die Losreißung von Wien und die Vereinigung mit dem übrigen Italien gefordert haben würde. Aber Metternich dachte nur daran, den liberalen Ideen möglichst bald mit allen Mitteln den Garaus zu machen. Jede Regung des Nationalgefühls wurde auf das strengste unterdrückt, das Land unter einer eisernen Zwingherrschaft gehalten und so, trotz mancher guter Einrichtungen, trotzdem der öffentliche Unterricht hier besser war als in irgendeinem andern Theil Italiens, Handel und Verkehr sich heben und die übrigen Bewohner des Kaiserreichs über eine Bevorzugung der Italiener in Bezug auf die materiellen Interessen klagen konnten, die Sympathien des gebildeten Theils des Volks dem Herrscherhause mehr und mehr entfremdet.

Schlimmer fast noch wirkte der Druck, den Metternich auf die andern Staaten der Halbinsel ausübte. Man wußte, daß sich die Heilige Allianz von allen restaurirten Fürsten das feierliche Versprechen hatte geben lassen, keine constitutionellen Verfassungen einzuführen. Die geringste Maßregel von liberalem Anschein ward von Wien aus streng gerügt. Oesterreichische Soldaten dienten als Schergen gegen jeden Aufstand der Parteien oder des Volks von den Alpen bis zur Meerenge von Messina. Die Fürsten selbst, die Oesterreich nicht entbehren zu können glaubten, wenn sie auch heimlich über ihre demüthigende Abhängigkeit ergrimmt waren, bedienten sich seiner ihren Unterthanen gegenüber zur Entschuldigung ihrer Willkürmaßregeln. So wurde bei allen, die noch eine Spur von

nationalem Sinne oder auch nur einen Funken von Selbstgefühl besaßen, der Name der Oesterreicher (Tedeschi), der bis zum Jahre 1847 nach uralter Tradition mit dem der Deutschen zusammenfiel, ein Symbolum des nationalen Hasses.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Poesie und Prosa.

Seit Theodor Mundt ist es mehrfach vorgekommen, daß man die Prosa für die moderne Kunstform, und den Vers gewissermaßen für ein Vorurtheil der Poetik erklärt hat. Auch Ernst von Lasaulx behauptet in seiner „Philosophie der schönen Künste", daß die Kunst der Prosa und insbesondere die der Geschichtschreibung in ihren Wirkungen eine höhere göttliche Kunst sei als die der Poesie. Einen weitern Scheingrund gegen die Verssprache gibt die Geläufigkeit her, mit welcher sich auch die Poesielosigkeit derselben zu bedienen weiß.

Der Protest gegen diese Anschauungen, den wir mehrfach zu Protokoll erklärten, wird neuerdings wieder erhoben von Wilhelm Buchholz in einem trefflichen Artikel der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung": „Ueber die rhythmische Gebundenheit der Rede als Endziel der Sprachkunst", ein Artikel, der mit einem besondern Hinblick auf Goethe's verschiedene Bearbeitungen seiner „Iphigenie" abgefaßt ist. Mit Recht sagt Buchholz: „Das Ideal der Poesie, die selbst durchweg einen idealen Charakter bekundet, erstreckt sich auf das gesteigerte Ebenmaß der Rede; deshalb hat der Dichter dem Prosaiker gegenüber den schönen Beruf: die äußere Sprachform als kunstvoller Rhythmiker nach idealen Gesetzen zu gestalten. Bei der Untrennbarkeit von Form und Inhalt müssen aber die Gedanken, welche in den festen abgeschlossenen Strophenbau eingeglüht werden, eine der idealen Form entsprechende Physiognomie behaupten. Wendungen und Ausdrücke des kalten abstracten Denkens hat also der Poet zu meiden und dem Prosaiker zu überlassen, während dieser auf der andern Seite, um nicht in einen ähnlichen Conflict zu gerathen, den erhöhten Redeschmuck des Dichters aus seinem Bereich verbannen muß."

Und weiterhin rühmt er die Vorzüge des Kunstdichters mit den treffenden Worten: „Im künstlerischen Wettkampf wird also der wahre Dichter, weil er das reinste Ideal der Kunst verfolgt, den Prosaiker in Bezug auf Schönheit, Musik und Malerei der Sprache weit überflügeln. Durch die erhöhte Ordnung der Wörter steigert sich ihre Tugend erstaunlich; sogar diejenigen Ausdrücke, über welche das an ihren Klang gewöhnte Ohr in der Prosa hinweggeilt, ohne von einer tiefern Macht erfaßt zu werden, treten in der gebundenen Rede frischer und lebendiger auf; ihre eigentliche Kraft und Fülle kehrt zurück, da selbst häufig gebrauchte Wörter wegen der gehobenen Stellung und des rechtzeitigen Ausklingens den Eindruck auf die Seele des Hörers unmittelbar verstärken. Was dem Prosaiker geringfügig und gleichgültig erscheint, hat für den Kunstdichter noch Bedeutung; der letztere entfernt von seiner Darstellung sozusagen jedes Stäubchen, und anstatt den natürlichen Gedankenwuchs zu beeinträchtigen, weiß er ihn vielmehr durch die liebevollste Pflege zur schönsten Blüte zu bringen."

Glücklicherweise bietet die Bearbeitung von Goethe's „Iphigenie" in Prosa und in Versen für einen Vergleich der beiden Formen die beweiskräftigsten Anhaltpunkte, welche von Buchholz mit Glück und mit eingehender Detailforschung benutzt werden. Wer nicht fühlt und einsieht, daß die Darstellung durch den Vers in eine ganz andere Sphäre gehoben wird, dem fehlt eben alles Kunstgefühl, und es läßt sich mit ihm ebenso wenig rechten, wie über Musik mit einem Müllnerianer, der behauptet, daß ihm von allem Lärmen die Musik noch der liebste sei. Percy freilich ruft aus, er wäre lieber ein Kätzchen und schriee Miau als einer von den Versballadensängern — und man darf ihm recht geben, wo es sich um trivialen Leierton in Versmaßen oder salope Bänkelsängermanier handelt. Form und Inhalt müssen sich gegenseitig bedingen und decken, damit das Kunstwerk erstehe. Für den Adel der höhern Tragödie und des Epos, das durch den Roman in keiner Weise überflüssig gemacht wird, ist die Versform unerläßlich; für das Lustspiel verdient sie wegen ihres Lapidarstils, welcher auch dem komischen Einfall ein unvergängliches Gepräge gibt, mehr Beachtung als sie bisher gefunden hat; die Epistel und Satire in Versen würde wesentlich dazu beitragen, die Zersplitterung des modernen Feuilletons aufzuheben und dem Humor ein dauerndes Piedestal zu leihen. Hierin liegt durchaus keine Herabsetzung der Prosaleistungen, und wir stimmen ganz den Schlußworten von Buchholz bei: „Eine vollendete Prosaschöpfung behauptet eben deswegen, weil sich der Stoff nur auf dem freiern Formgebiet der menschlichen Rede entwickeln kann, keinen geringern Werth als ein mustergültiges Werk der poetischen Muse. Das Vollkommene ist natürlich in seiner Art immer vollkommen. Lessing's Minna ist z. B. ein echtes lachendes Kind unserer Erde und will nichts anderes sein. Nur ein Unverständiger könnte ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie keinen Zug von der idealen Schönheit einer Iphigenie habe. Der Prosaiker bleibt ja, wie schon erwähnt, freiwillig hinter dem kunstvollen Rhythmiker zurück; den Adlerflug des letztern bewundern wir aber nicht allein wegen seiner Kühnheit, sondern namentlich deshalb, weil sich der wahre Dichter trotz der erhöhten Leidenschaften, welche die Flügel seiner Seele sind, nicht in einen phantastischen Nebel mit fortreißen läßt. Hinsichtlich des Gedankenreichthums ist freilich die Poesie der Prosa gegenüber nicht im geringsten bevorzugt; getrennt sind beide nur durch die verschiedene Art der sprachlichen Ausdrucksweise, da der ungebundene Darsteller von einer Stimmung ausgeht, wie sie im wirklichen Leben waltet, wo die Herrschaft des Verstandes jene Begeisterung nicht gestattet, welche den Dichter in die reine Sphäre idealer Weltbetrachtung emporträgt."

Tennyson und seine Uebersetzer.

Judex damnatur, quum nocens absolvitur.

Mit diesem Motto der „Edinburgh Review" leitet David Asher einen uns zugesendeten Nachtrag zu seiner in Nr. 36 d. Bl. erschienenen Besprechung der Strodtmann'schen Uebersetzung Tennyson'scher Gedichte ein. „Es ist mir nämlich", fährt er fort, „von mir unbekannter Hand eine Abschrift der, wie man mich erinnert, bereits in Nr. 11 d. Bl. f. 1866, rühmlichst erwähnten Uebertragung des «Break, break, break» von Gisbert Freiherrn von Vincke in seiner «Rose und Distel» betitelten Sammlung englischer und schottischer Dichtungen zugegangen, und muß ich nach geschehener Einsichtnahme dieser Vincke'schen Uebertragung entschieden den Vorzug vor der Strodtmann'schen einräumen. Sie ist eine vollständige Wiedergabe der Tennyson'schen Dichtung und durchaus treuer als die Strodtmann's. Schade, daß dieser sie nicht seiner Sammlung einverleibt hat, statt einen neuen Versuch zu wagen. Das Bessere erweist sich auch hier wieder als der größte Feind des Guten. Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, mehrfach an mich eingegangene Zuschriften dahin zu erwidern, daß ich zu den Dichtern ersten Ranges nur die großen Epiker und Dramatiker aller Zeiten und Länder zähle und nur im Verhältniß zu ihnen Tennyson einen Dichter zweiten Ranges genannt habe. Als Lyriker indessen stelle auch ich ihn unter die ersten Ranges, obschon ich nicht den Dichter von Gottes Gnaden in ihm zu erkennen vermag. Sein Verdienst scheint mir größer als seine Begabung zu sein. Keine seiner Dichtungen macht den Eindruck des freien und unbewußten Schaffens, sondern vielmehr des kunst- und mühevoll Producirten. Der Aufwand von Kunst und Mühe aber ist so groß, daß er seinen Erzeugnissen eine hohe Vollendung und insofern auch einen vorzüglichen Werth verleiht. Statt aller weitern Auseinandersetzung jedoch möchte ich meinen Herren Correspondenten lieber rathen, erst eine Seite in Byron oder Shelley und dann

eine in Tennyson zu lesen, und ich zweifle nicht, sie werden mich dann besser verstehen und vielleicht schließlich mein Urtheil unterschreiben."

Die Quelle von Hartmann's „Gregorius".

Der neueste Herausgeber der Dichtungen Hartmann's von Aue, Fedor Bech, sagt über die Quelle, welche der Dichter bei Abfassung seines „Gregor" benutzte, Folgendes: „Die Legende ist wahrscheinlich nach jenem altfranzösischen Gedichte des 12. Jahrhunderts umgedichtet worden, das vor zehn Jahren herausgegeben wurde unter dem Titel: «Vie du pape Grégoire le grand, legende française, publiée pour la première fois par Victor Luzarche» (Tours 1857). In dem Gange seiner Erzählung schließt sich Hartmann dieser Quelle genau an; in einigen Stellen stimmt er sogar wörtlich mit ihr; doch hat er ebenso wie beim «Erec» bald kürzere, bald längere Reflexionen eingeflochten." Bech führt dann mehrere Stellen an, welche dem deutschen Dichter eigenthümlich seien, namentlich gehöre dahin ein längerer Excurs über Aneignung der ritterlichen Kunst, sowie ein Selbstgespräch.

Dieser Frage hat Joseph Strobl eine eingehendere Untersuchung gewidmet in Pfeiffer's „Germania" (neue Reihe, I, 188 fg.). Die Annahme — auch Bech spricht nur von Wahrscheinlichkeit —, daß jenes französische Gedicht Hartmann's Vorlage gewesen sei, ist allerdings noch nicht bestimmt erwiesen. Strobl vergleicht zunächst beide Dichtungen in einer Anzahl correspondirender Stellen und gelangt zu dem Ergebnisse, daß sich Hartmann ziemlich genau an die Anordnung und hier und da sogar an die Worte der französischen Dichtung anschließt. Und doch könne der Text, wie er bei Luzarche steht, nicht die Vorlage Hartmann's gewesen sein. Das zeige das von Leo entdeckte und in Nr. 352 d. Bl. f. 1837 abgedruckte Bruchstück einer lateinischen Legende, das zu Hartmann in einigen Punkten viel näher stimmt als die entsprechende Stelle des Franzosen. Zumal ein Vergleich mit Jonas („Von des genâden Jônas in dem wilden mere genas u. s. w.", V. 759 fg.) ist beiden ersten eigenthümlich und fehlt im letzten. Jakob Grimm hielt das Lateinische für die Quelle Hartmann's; Strobl gibt dies zu, sieht aber im Lateinischen blos die mittelbare. Das theilweise wörtliche Uebereinstimmen des deutschen Textes theils mit dem französischen, theils mit dem lateinischen führt auf die Vermuthung, eine dem bei Luzarche gedruckten Texte verwandte französische Bearbeitung habe Hartmann vorgelegen. Der Text bei Luzarche wäre dann verkürzt oder lückenhaft, oder weiche blos an einzelnen Stellen von dem gemuthmaßten ab. Beider Quelle ist das lateinische Gedicht, aus welchem in die Vorlage Hartmann's der Vergleich mit Jonas und vielleicht noch einiges andere, das sich jetzt nicht mehr genau bestimmen läßt, übergegangen ist. Vielleicht oder sagen wir lieber hoffentlich wird ein guter Fund in einer französischen Bibliothek die Vermuthung Strobl's bestätigen.

Literarische Notizen.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegen die Hefte 72—82 vor, welche, außer einigen Shakspeare-Uebersetzungen von Simrock und Viehoff, eine Uebersetzung der „Corinna" von Frau von Staël, von M. Bock, enthält; ferner die „Empfindsame Reise" von Sterne, von M. Eitner, und den ersten Theil der „Ausgewählten Komödien" Holberg's, von Robert Prutz, welcher bereits früher eine Uebersetzung derselben für den Cotta'schen Verlag veranstaltet hat und der neuen Bearbeitung eine kurze biographische und erklärende Einleitung vorausschickt.

Der „Illustrirte Familienkalender des Lahrer hinkenden Boten" auf das Jahr 1869 für die Provinz Westfalen (Minden, Bellening) erscheint in der Monstreauflage von 500000 Exemplaren, eine Thatsache, um derentwillen wir hier dieses mit praktischem und gesundem Sinn redigirten Miniaturkalenders Erwähnung thun.

Bibliographie.

Kemmler, G., Heinrich Zeller. Ein schwäbisches Zeit- und Lebensbild. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß entworfen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kresse, Z., Die Geschichte der Landwirthschaft in poetischem Gewande. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 12 Ngr.

Kretzschmar, A., Die Erbschaft oder des Gottes Fluch und Segen. Ein Lebensbild. 3 Bde. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 3 Thlr.

Laun, A., Dichtercharaktere. A. Chénier, Béranger, Burns ꝛc. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. 8. 24 Ngr.

Lübben, A., Mittelhochdeutsche Gedichte aus Handschriften herausgegeben. Oldenburg, Stalling. 8. 12½ Ngr.

Maade, J., Die Stellung der Krone Böhmens in der Geschichte. Eine historisch-politische Entwickelung. 1stes Heft. Prag, Merch. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Marenholtz-Bülow, Bertha v., Das Kind und sein Wesen. Beiträge zum Verständniß der Fröbelschen Erziehungslehre. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Habel. Gr. 8. à 15 Ngr.

Mayrhofer, J. K., Ueber den Brenner. Von Innsbruck nach Botzen und in die Seiten-Thäler. Topographisch-kulturhistorische Schilderung. München, Merhoff. 16. 27 Ngr.

Maximilian von Habsburg, Kaiser von Mexico. Ballade. Triest, Schimpff. 4. 2 Ngr.

Melgunoff, G., Das südliche Ufer des Kaspischen Meeres oder die Nordprovinzen Persiens. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

Mendel, H., Giacomo Meyerbeer. Eine Biographie. Berlin, Heimann. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möllhausen, B., Der Hochlandpfeifer. Erzählung. 6 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Moser, O., Die Umgebung Leipzig's in geschichtlichem Abriß der nächstliegenden 56 Dörfer dargestellt. Leipzig, Priber. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, R., Die höhere und niedere Gemeinde. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Nicht Einigung, sondern grundsätzliche Spaltung Deutschlands durch Preußen. Aus historischen Quellen nachgewiesen vom Verfasser der „göttlichen Mission Preußens". Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Noë, H., Der Frühling von Meran. Bilder und Gestalten. Meran, Moser. 16. 18 Ngr.

Ortloff, F., Geschichte der Grumbachischen Händel. 1ster Thl. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Personalunion, Centralisation, Dualismus. Reden und aus Reden cisleithanischer Minister über Oesterreichs staatsrechtliche Gestaltung. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 Ngr.

Peter, A., Zuckmantler Passionsspiel. Troppau, Schüler. Gr. 4. 10 Ngr.

Maximilian Robespierre. Historisches Trauerspiel. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Rohlfs, H., Medicinische Reisebriefe aus England und Holland 1866 und 1867. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ruß, K., In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. 2te Reihe. Berlin, Boettcher. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Soergel, J., Cornelia, die Mutter der Gracchen. Ein römisches Frauenbild. Erlangen, Deichert. 16. 6 Ngr.

Sperber jun., B. H. W., Gedichte. Memel, v. Trenenfels. Gr. 16. 15 Ngr.

Wickede, F. v., Der falsche Erbe. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gegenüber der großen Zahl von Manuscripten jeder Art, die mir zur Durchsicht, Beurtheilung und oft auch zur Vermittelung des Verlags übersendet werden, sehe ich mich genöthigt, mit bestem Dank für das mir geschenkte Vertrauen, zu erklären, daß ich gänzlich außer Stande bin, diesen Wünschen nachzukommen, indem meine Zeit, durch zwei Redactionen und die Lektüre der im Druck erschienenen und zur Besprechung eingesandten Werke sehr in Anspruch genommen, mir nicht erlaubt, mich noch mit handschriftlichen Productionen zu beschäftigen, am wenigsten aber geschäftliche Vermittelungen zu übernehmen. Ich bitte daher zu entschuldigen, wenn Manuscripte, die nicht zur Benutzung in den von mir herausgegebenen Zeitschriften eingehen, unberücksichtigt zurückgesandt werden.

Leipzig, den 29. August 1868.

Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

Friedrich Nippold.

Erster Band. Jugendzeit und römische Wirksamkeit.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Richmond.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die längst erwarteten biographischen Memoiren unsers berühmten Landsmanns Bunsen, des ausgezeichneten Gelehrten und Diplomaten, sind vor kurzem durch dessen Witwe in England veröffentlicht worden und fanden dort als ein für die Zeitgeschichte überaus wichtiges Werk die glänzendste Aufnahme. Auch die deutsche Ausgabe derselben wird um so willkommener sein, da sie der Herausgeber, Professor Friedrich Nippold in Heidelberg, wie der vorliegende erste Band beweist, durch zahlreiche bisher unbekannte Originaldocumente und andere interessante Mittheilungen aus Bunsen's handschriftlichem Nachlaß noch wesentlich bereichert hat. Der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregorovius, Ferdinand. Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Hammer, Julius. Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniaturausgabe. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

—— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Jordan, Wilhelm. Demiurgos. Ein Mysterium. Drei Theile. 8. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Mosen, Julius. Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. (1⅕ Thlr.) Ermäßigter Preis 8 Ngr.

Müller, Wilhelm. Gedichte. Miniaturausgabe. Zwei Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Prutz, Robert. Aus der Heimat. Neue Gedichte. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Schulze, Ernst. Cäcilie. Miniaturausgabe. Zwei Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

—— Gedichte. Miniaturausgabe. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 6 Ngr.

—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Octavausgabe. Achte Auflage. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr. Mit Kupfern, gebunden. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Die vorstehenden beliebten Dichtungen sind zu den ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Pantschatantra:

Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen.

Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen

von Theodor Benfey.

Zwei Theile. 8. Geh. (8 Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

„Pantschatantra" ist das älteste und wichtigste Fabelwerk der alten Inder und zugleich die Grundlage aller Fabel- und Märchenpoesie nicht blos des Orients, sondern auch Europas. Die vorliegende erste Uebersetzung desselben hat daher neben dem sprachlichen auch allgemein literarhistorisches Interesse.

In demselben Verlage erschien:

Bhartriharis. Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Bohlen. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Dschami (Abdurrhaman ebn Achmed). Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder zum ersten mal deutsch gegeben von Moritz Wickerhauser. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer. Zwei Theile. 12. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten mal übersetzt von Max Müller. 12. (20 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Sadi (Moslicheddin). Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. 12. (1 Thlr. 6 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Somadeva. Märchensammlung. Aus dem Sanskrit übersetzt von Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. (1 Thlr. 18 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Tuti-Nameh. Das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersetzt von Georg Rosen. Zwei Theile. 8. (3 Thlr. 16 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

☞ Ende 1868 treten für obige Werke die Ladenpreise wieder ein.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von Carl Leo Cholevius.

Zwei Theile. 8. Geh. (5⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 2⅔ Thlr.

Die gesammte Kritik empfiehlt dieses Werk als eins der hervorragendsten auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte. Um es weitern Kreisen zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung den Preis für kurze Zeit auf die Hälfte ermäßigt.

☞ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 5⅓ Thlr. wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 8. October 1868.

Neue Tagebuchblätter Varnhagen's.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense. Erster und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 6 Thlr.

Nulla dies sine linea — war Varnhagen's Wahlspruch. In der That, was ein regelmäßiger Fleiß vermag, das zeigt der Nachlaß des Diplomaten. Wir sehen jetzt, daß er nicht blos die interessante Epoche der preußischen Revolution und Reaction, das fünfte und sechste Jahrzehnt des Jahrhunderts, in der Santa Casa heilige Register eingetragen, die er als schweigsamer Gewissensrath des aus seinen Fugen gegangenen Zeitalters mit unerschütterlicher Ausdauer fortführte, sondern daß er schon bald nach den Befreiungskriegen die große preußische Reactionsepoche von 1819—30 mit der gleichen Gewissenhaftigkeit registrirt hat. An und für sich erscheint es als eine geringe Arbeit, die Ereignisse und Eindrücke des Tags in kurzen Notizen festzuhalten. Sobald aber diese Arbeit als eine regelmäßig andauernde auftritt, welche durch ein Jahrzehnt hindurch jedem Tag gerecht wird: so bildet sich aus diesen einzelnen Bemerkungen ein großes Ganzes, die Chronik des Zeitalters, eine unersetzliche Quelle für den Geschichtschreiber, um so unersetzlicher, wenn der Chronist sich in jenen Kreisen bewegt, wo Geschichte gemacht wird, mag diese Geschichte auch oft nur aus Geschichten bestehen. Wie wir aus der Vorrede der Herausgeberin, Ludmilla Assing, ersehen, wird die Julirevolution den dramatischen Abschluß der vorliegenden Blätter bilden, welche mit dem 16. November 1819 beginnen. Das Jahrzehnt, welches hier mit Varnhagen's Glossen und Randzeichnungen versehen wird, gehört zu den ödesten und todtesten in der preußischen Geschichte; es ist weder durch politische noch militärische noch geistige Großthaten ausgezeichnet. Um so interessanter ist es, aus diesen Aufzeichnungen zu erfahren, wie der Kampf der Geister trotz dieser äußerlichen Stagnation ein nicht minder lebhafter war, als er in den bewegtern Epochen der Geschichte zu sein pflegt. Gerade hier tritt das Tagebuch ergänzend ein, indem es uns in geistige Regionen einführt, welche von den trockenen Daten der Geschichte nicht erhellt werden können.

Die Verdienste und Vorzüge der Varnhagen'schen Chronik verkündigt Ludmilla Assing mit den folgenden Worten:

> Gewiß hat Varnhagen in diesen Aufzeichnungen viele bisher noch verborgen gebliebene politische Thatsachen niedergelegt, was ihnen allein schon einen bleibenden Werth gibt; was hier über die preußischen Verhältnisse, über Metternich, über den Kaiser Nikolaus von Rußland, über den Kurfürsten von Hessen ꝛc. mitgetheilt wird, ist noch nirgends gedruckt. Was aber außerdem Varnhagen's Schilderungen des Lebens, der Charaktere, der Gesellschaft, der Sitten, wie sie hier enthalten sind, einen besondern Reiz verleiht, das ist nicht blos sein anerkanntes Talent der Auffassung, der Darstellung, der prägnanten Bezeichnung, in dem ihn niemand übertreffen kann; sondern es gehörte auch dazu die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, die tiefe Redlichkeit und Unparteilichkeit seines Charakters, dem die Wahrheit über alles ging; es gehörte dazu neben dem scharfen Geist sein aufrichtiges Herz, welches gegen Freund und Feind Gerechtigkeit walten läßt, und endlich sein kühner, vorurtheilsloser Blick, welcher seiner Epoche voraneilte und sie übersah. Er war im vollsten Sinne ein Priester der Wahrheit, der mit treuem Eifer die Denkwürdigkeiten seiner Zeit in die Tafeln der Geschichte einschrieb. So nehmt sie denn hin, diese lehrreichen Blätter, die dem Vaterlande zu übergeben mir die ehrenvolle Pflicht zutheil geworden; in ihnen ist vor allem die Gewähr enthalten, daß wir unaufhaltsam einer Zukunft entgegeneilen, die so verschieden sein wird von unserer heutigen Gegenwart, als jene Vergangenheit von dieser!

Man darf diesem Urtheil im allgemeinen beistimmen. Varnhagen war gewissenhaft und ein Meister scharfer Auffassung, selbst wo er mit seiner Silhouettenschere nur schnitzelte; dennoch sind seine Tagebuchblätter nur mit Vorsicht zu benutzen. Sie geben selbstverständlich, was der Tag bringt, Gerüchte, Halbwahres, Gerede, Anekdoten, und wenn sie auch oft später berichtigen, so findet diese Revision keineswegs immer statt. Sie geben daher oft

mehr das Spiegelbild der öffentlichen Meinung, als das der Thatsachen und Ereignisse selbst. Hierüber sagt Varnhagen selbst treffend:

Goethe empfiehlt an mehrern Orten das genaue Aufzeichnen einzelner Züge und Tagesbemerkungen; es sei darin oft das Wesentliche der Geschichte enthalten, und manches Geringfügige der Gegenwart in der Zukunft wichtig. Er hat recht: das Wahre in den Vorgängen ergibt sich nach und nach von selbst und erhält sich als gedrängte Thatsache; aber was man für wahr gehalten, was so geschienen, darin liegt das wahre Lebensbild einer Zeit, eines Kreises. In Tagebüchern kann daher nicht der Inhalt in seiner Wirklichkeit verbürgt werden, sondern nur die augenblickliche Gestalt desselben.

Je nachdem sich eine Persönlichkeit von dieser oder jener Seite zeigt, wechselt auch mit dem Tage das Urtheil. Es liegt im Wesen eines Tagebuchs, daß dasselbe keine Summe zieht; um dies zu thun, muß man selbst ein geistiger Rechner sein und sich durch die einzelnen Posten nicht zerstreuen lassen. Auch viel Bedeutungsloses läuft mit unter, die persönliche Notiz, die nur für den Autor des Tagebuchs Interesse hat, die blos andeutende Skizze, die für den dritten gleichgültig ist, da sie nur dazu dient, dem Aufzeichner selbst einen Anhaltpunkt für seine Erinnerungen zu 'geben. So wird auch die äußere Form ungleich; die Bemerkung begnügt sich mit der Abbreviatur, mit dem nicht ausgetragenen Satz. Je weniger sich der Verfasser in selbständigen, zusammenhängenden Reflexionen ergeht, desto mehr überwiegt das skizzenhaft Hingeworfene, das die marmorne Glätte des Varnhagen'schen Stils vermissen läßt. Es fallen auch viele Schlacken mit ab, doch Farbe haben sie immer, wie alles, was Varnhagen schreibt. Zweierlei Bemerkungen drängen sich bei der Lektüre dieser neuen Tagebuchblätter von selbst auf. Man hat dem Verfasser vorgeworfen, daß er in der letzten Zeit, nur wegen vereitelter Hoffnungen auf eine glänzendere Carrière, sich der Opposition in die Arme geworfen habe. Ein Blick in diese Tagebuchblätter zeigt uns aber, daß die Tendenz desselben im Jahre 1819 ganz dieselbe war, wie im Jahre 1849. Mag man den durchgängigen Grundzug ein misvergnügtes Knurren nennen — immerhin, Varnhagen knurrte 1819 wie 1840 und 1850. Dabei springt denn auch die große Aehnlichkeit der allgemeinen Stimmung in die Augen: die Unzufriedenheit mit der Staatsleitung, die freiere Richtung, die sich gegen die hemmenden Schranken auflehnt. Das Verlangen nach Reichsständen war 1819 nicht minder lebhaft als 1840.

Und hieran schließt sich sogleich die zweite, in vieler Hinsicht tröstliche Bemerkung. Jahrzehnte, so endlos sie dem ungeduldigen Menschengeist erscheinen mögen, zählen kaum für den Gang des Fortschritts, oft holt ein einziges Jahr das lange Versäumte nach. Die Nothwendigkeit preußischer Reichsstände war damals allgemeine Ueberzeugung — sie mußten kommen! Und sie sind gekommen — wenn auch erst dreißig Jahre später, eine Frist, die den damals Strebenden gewiß wie eine unabsehbare Ewigkeit erschienen wäre. Schon damals waren die schärfer Blickenden davon durchdrungen, daß das Regiment der Bourbons ein jähes Ende finden werde. Und es nahm dies Ende, wenngleich zehn Jahre später! Die Muse der Geschichte hat, wenn sie ihren Blick in die Zukunft wendet, etwas Somnambules; die Zeit wird zu einem gleichgültigen Medium herabgesetzt.

Die vorliegenden zwei Bände der „Blätter aus der preußischen Geschichte" umfassen den Zeitraum vom 16. November 1819 bis zum 31. December 1823, der den Sieg der Restauration gleichsam auf der ganzen Linie zeigt. Die Constitutionellen in Neapel und Turin wurden von Oesterreich, die siegreichen Männer der Cortes in Spanien von Frankreich unterworfen. Nur in Griechenland lodert das Feuer des Aufruhrs gegen die Türken. Alle diese politischen Thatsachen werfen ihre Reflexe in die Varnhagen'schen Tagebuchblätter, welche die wichtigsten Neuigkeiten jedes Tags sich einverleiben. Der Werth eines fortlaufenden Zeitauszugs wäre indeß gering, wenn nicht die Aufnahmen dieser Neuigkeiten, die Aeußerungen über dieselben in gesellschaftlichen Kreisen ebenfalls registrirt würden und daraus das politische Meinungsbild der damaligen Zeit hervorginge. Das tritt mit unwidersprechlicher Klarheit hervor: schon die damaligen politischen Parteien betrachteten sich in ganz Europa als solidarisch. Der Sieg der Ultras in Frankreich und Spanien wurde auch von den Ultras in Preußen als ein Sieg betrachtet, und umgekehrt jauchzten die deutschen Liberalen den Siegen der Constitutionellen in Italien und Spanien zu. Ja, die politischen Parteien waren damals jungfräulicher, man möchte sagen abstracter als jetzt, wo sie durch ihre Stellung zu nationalen und socialen Fragen vielfach zersetzt sind. Namentlich bildet das spanische Notizenfeuilleton einen rothen, durch die zwei Bände der Blätter hindurchgehenden Faden. Wie verschieden stellen sich die Parteien zu ihr. Da sagt Ancillon am 22. September 1820:

Die Revolutionen seien jetzt wie eine Seuche. Daß man nicht mehr durch sie überrascht werde, sei ein fürchterliches Zeichen der Zeit. Die Regierungen arbeiteten unablässig an der Wohlfahrt der Völker, es sei entsetzlich, daß diese es nicht erkennen wollten. Alle Staaten würden am Ende zu Verfassungen gelangen, aber dann würden diejenigen, die auf falschem Wege danach getrachtet und ins Unglück gerathen wären, es zu spät bereuen, wenn sie das Glück und den Segen derer betrachteten, die gewartet hätten. Die Cortes in Spanien seien ein Verein, bei dem keine Regierung Europas ruhig bestehen könne.

Anders jedoch ist die öffentliche Meinung. Varnhagen schreibt am 18. Januar 1821:

Großes Gerücht, daß der König von Spanien abgesetzt worden; die Nachricht soll von Dresden gekommen sein. Alle Leute theilen sich die Neuigkeit mit, viele können ihre Freude kaum verbergen.

Und am 1. März 1823:

Unglaubliche Dinge werden hier zu Gunsten der Spanier in Gesellschaften ausgesprochen, vor Staatsbeamten und Offizieren, die zum Theil mit einstimmen; gegen die Heilige Allianz, gegen Verona erklärt sich fast alles; die Rede im englischen Parlament, das ganze Benehmen Englands, die Haltung seiner Minister machen einen furchtbaren Eindruck, auch die französischen Reden bleiben nicht ohne Wirkung. In allen mittlern Gesellschaften ist die Stimmung constitutionell und demokratisch, und dem Wesen nach pflichten dieser Stimmung auch solche Leute bei, deren Stellung und Willen eigentlich im Widerspruch damit sind. Die Hof- und Ministercirkel sind in ihrer Denkart und Sprache ganz einsam, wer sie berührt, nimmt ihre Weise an, wenigstens so lange er sie berührt; entgegengesetzte Ansichten verlauten dort nie. Aber Minister selbst sprechen anderswo anders; der alte Kircheisen z. B. schimpft auf die mainzer Commission, hat seine Freude am englischen Parlament, und nimmt theil an den Spaniern.

König Friedrich Wilhelm III. selbst aber meint, Griechenland und Spanien seien ihm zu weitab, um sich dareinzumischen: ein ganz praktischer Ausspruch, der beweist, wie wenig dieser Monarch Talent zu einem politischen Doctrinär besaß.

Es hatte sich in Berlin sogar eine „Spanische Gesellschaft", gebildet; „spanisch" war damals zum Stichwort für liberale Tendenzen geworden. Am 31. December 1823 berichtet Varnhagen:

Gestern feierte die sogenannte Spanische Gesellschaft hier das Fest des Generals Grafen York, d. h. den Tag, da er die berühmte Convention unterzeichnete; seine Büste stand auf dem Tische. Zugegen waren Geheimrath Beuth, Rother, Friese, Belitz, Spiker, Schleiermacher, Reimer, Maßen, Link, Graf Schmising, Otto, Erhard, Stägemann, Eichhorn u. m. a. Es wurden unendliche Späße angebracht, über Spanien, York (der ein Riego genannt wurde), Umtriebe, Iturbide u. s. w. Stundenlang dauerte die rauschende Fröhlichkeit. Wer als Fremder das alles mit angehört hätte, dem wären die Haare zu Berge gestanden über den gefährlichen Geist! Und war doch alles eitel Scherz und Laune!

An Riego nahm man in Berlin fortwährend den allergrößten Antheil. Nach seiner Hinrichtung sagte man sogleich: „den werden sie doch wieder einmal zu hohen Ehren bringen und ihm Denksäulen und Feste widmen". Wie curios die politischen Ultras sich aussprachen, zeigt die Mittheilung Varnhagen's vom 12. October 1823:

Herr Geheimrath Beckedorff sagte gestern in einem kleinen vertrauten Kreise, wenn König Ferdinand erst wieder in Madrid als unbeschränkter Herrscher sein würde, dann dürfte man erst rechte Unordnung in Spanien befürchten, dann würden tolle Geschichten vorgehen, und sein Betragen die Franzosen in große Verlegenheit setzen. Dieser König könne nicht regieren und sollte auch nicht, er habe sich auch schon viel zu sehr mit den Cortes eingelassen; „es wäre am besten, wenn der erst im stillen abgethan würde". Das sagt Beckedorff! Mir wurde es von unbefangenem Munde wiedererzählt, mit großem Lobe, wie klug und verständig der Mann zu reden wisse.

Das heißt nicht blos königlicher sein als der König, sondern aus Royalismus den Königsmord predigen.

Dasselbe lebhafte Interesse folgt den Kämpfen in der französischen Kammer, den Oppositionsmännern, einem Benjamin Constant, Manuel. So heißt es am 28. November 1822:

Benjamin Constant ist verurtheilt zu einem Monat Gefängniß und 500 Franken Strafgeld. Es ist nur Ein Schrei der Empörung darüber unter den Leuten hier. Constant wird angegriffen, und weil er sich vertheidigt, wird sein Gegner geschützt und er bestraft! Solcher Hohn öffentlich gegen die Gerechtigkeit geübt, sagt man, werde sich furchtbar bestrafen!

Als Manuel seine fulminante Rede gegen den spanischen Feldzug gehalten hatte und aus der Kammer ausgestoßen worden war, zeigte Berlin den lebhaftesten Antheil. Es heißt am 23. März 1823:

Große Bewegung im hiesigen Publikum über die spanischen, die englischen und die französischen Angelegenheiten; lebhafte Theilnahme für Manuel; dieser Gegenstand vereinigt für den Augenblick alles Interesse. Auf der Börse billigten ein paar Leute dessen Ausstoßung, es war nahe daran, daß sie geprügelt worden wären. Heute erschallt die Kunde von der Sitzung am 4. März, und es ist eine allgemeine Aufregung deshalb. Auf der Straße, am Eingange des Theaters, in den Logen selbst, vernimmt man den Namen Manuel. Man ist ganz begeistert über den Muth und die Haltung der Liberalen, über das Zurücktreten der Nationalgarde und der Veteranen. Mehrere Leser der französischen Blätter erzählten mir, sie hätten vor Wuth und Empörung über das Betragen der Ultras und der Minister gezittert und gebebt, darunter sind Rechtsgelehrte, angesehene Beamte, Kaufleute und Literatoren; ein Maler sprach ebenso, ein ehemaliger französischer Emigrant war entzückt über Manuel und die Nationalgarde; eine Generalin, ein Legationsrath, ein angesehener Gelehrter desgleichen. Der Eindruck ist außerordentlich! Von Herrn von Humboldt erzählt man misfällig, er habe sich einigermaßen gegen Manuel und für den spanischen Krieg erklärt.

Die Stimmung gegen Oesterreich war um dieselbe Zeit eine sehr feindselige; Varnhagen berichtet am 8. März 1823:

Bei den Vorstellungen des „König Johann" von Shakspeare auf hiesiger Bühne wurden die Hohnreden gegen Oesterreich vom Publikum beklatscht und belacht. Der Haß gegen Oesterreich ist hier noch stets im Zunehmen. Die Berliner sagen von den beiden Chinesen, die hier zu sehen sind, es sei jetzt heraus, daß sie keine Chinesen seien, sondern Oesterreicher; andere setzen hinzu, Metternich habe sie hierher geschickt, damit sie die Constitution für Preußen machten!

Welches das Glaubensbekenntniß der preußischen Hochtories damals war, das beweist das von Varnhagen unter dem 20. August 1822 mitgetheilte politische Credo des Fürsten Alexander von Solms-Lich, dem König Ludwig XVIII. noch zu freisinnig war:

Der Fürst Alexander von Solms-Lich hält mir eine große Rede über die politischen Zustände, im Sinne Châteaubriand's und Bonald's; spricht von seinem Unglück und Verlust, von seiner Standhaftigkeit, daß er nie mit der Revolution unterhandelt, dagegen die eigene Würde bewahrt habe. Alle Regierungen hätten die Schuld auf sich geladen, die Revolution und Bonaparten um Vortheils willen anzuerkennen, das Unwesen mitzumachen und zu befördern; ja sie thäten es alle noch immer fort, alle hätten die Gerechtigkeit verletzt, und verletzten sie fortwährend, sie hätten die Revolution in ihr Innerstes aufgenommen u. s. w. Die Strafe würde nicht ausbleiben, neue Stürme würden kommen, neue Civilisationspunkte sich bilden u. s. w. Frankreich würde aufs neue zu einer großen Höhe steigen, die Religion und christliche Gesinnung finde dort jetzt fruchtbaren Boden, man solle nur die Herrlichkeit der neuern französischen Literatur betrachten! Auf christliche Unterwerfung und Demuth komme alles an; er selbst, Reformirter, glaube den Katholicismus einer neuen Entwickelung fähig, die den Protestantismus damit aussöhne. Mit dem jetzigen Papste sei aber nichts anzufangen, ein Mensch, der sich in so ungeheuerm Irrthum gezeigt, sei keines Vertrauens mehr fähig, man müsse einen neuen Papst abwarten. In Frankreich gehe alles gut, die Revolution sei besiegt, es gehe so weit, daß alles, was revolutionär ist, schon anfange, antinational zu werden. Der Graf von Artois, der Herzog und die Herzogin von Angoulême seien wahre Christen, voll Demuth und Verzeihung; es sei rührend, wie liebevoll und mitleidig sie von den Mördern ihrer Familie sprächen. Ludwig XVIII. aber sei nicht religiös, liebe die Revolution, und hasse eigentlich den jetzigen Gang der Dinge in Frankreich, ein revolutionäres Ministerium wäre ihm eigentlich lieber, doch habe ihn das gegenwärtige Ministerium dadurch etwas gewonnen, daß es ihm in persönlichen Sachen mehr Willen und freiere Hand ließe als das vorige. (Dieser Solms-Lich ist derselbe, der mir einmal in Karlsruhe sagte, er gestehe offen seine Schwäche, es sei ihm nicht wohl, wenn ein Bürgerlicher in der Gesellschaft sei.)

Die innern Zustände Preußens bieten damals ein höchst unerquickliches Bild, welches durch die Personalien der damaligen Regierungsmänner keineswegs günstiger beleuchtet wird. Der Staatskanzler, der mehr im Hintergrund des Bildes erscheint, macht, trotz seiner Altersschwäche, seines Verhältnisses zu Frau von Kimsky und seiner Familienärgernisse, doch noch den würdigsten Eindruck. Sehr im Schatten steht Wilhelm von Humboldt, von

dem Varnhagen ja an anderer Stelle eine zusammenhängende und in vieler Hinsicht glänzende Charakteristik gegeben hat. Hier wird er nur mit fortwährenden kleinen Streiflichtern beleuchtet, die aber tiefe Schatten werfen; er erscheint als ein ehrgeiziger beiseitestehender Frondeur voll Bitterkeit, und Frau Rahel glaubt nicht einmal an seine Thränen. Vom Fürsten Wittgenstein werden Antecedentien erzählt, die ihn als einen Spieler, Geldjäger und Schwächling erscheinen lassen; Altenstein wird als schwach und „erbärmlich" geschildert, ein Etikette, das ihm von den verschiedensten Seiten her angeheftet wird; Schuckmann's Verwaltung erfährt fortwährend den herbsten Tadel; Ancillon erscheint als eine Mischung von Aristokrat, Prediger und geziertem Hofmann.

Am Anfang der Berichte treten die Demagogenriechereien in den Vordergrund; man hört von nichts als Verhaftungen, Untersuchungen, Listen über politische Denkart und Gesinnung, die sich über alle Civilbeamte und alle Offiziere erstrecken sollen und von den Präsidenten, Ministern, Commandanten, Generalen eingefordert werden. Der Ursprung der Conduitenlisten führt also nicht in unvordenkliche Zeit zurück, sondern ist vom April 1822 zu datiren. Die neuen Umtriebsuntersuchungen wurden indeß damals allgemein gemisbilligt, man schimpft auf deren Urheber als Leute ohne Einsicht und Verstand, die blos wilder Leidenschaft und blindem Wahn folgen und sich vor ganz Deutschland prostituiren. Von Jahn's Verhaftung ist häufig die Rede; auch andere Demagogen, wie Mühlenfels, Follenius, spielen eine Hauptrolle. Dem Heere vertraut man nicht unbedingt. „Besonders mistrauisch", schreibt Varnhagen am 28. April 1822, „ist man gegen die Artillerieoffiziere; sie sind meist alle des Demagogismus verdächtig." Die wichtigste Affaire, die außerhalb studentischer Kreise spielte und in der That von einer weitverzweigten Misstimmung Kunde gab, war die Hedemann'sche Verschwörung; wir theilen die Hauptdaten über dieselbe aus Varnhagen's Tagebuchblättern mit. Den 7. Juni 1821:

> Bei einem Oberförster in der Gegend von Marienwerder hat man den Entwurf eines Aufrufs an das preußische Heer und Volk gefunden, worin das Beispiel der spanischen Nation angepriesen wird zur Nachahmung; der Mann soll Ausreden gebrauchen von Proben, die er gegen die Treue und Zuverlässigkeit seiner Frau und Schwiegermutter durch dies Papier habe anstellen wollen, Ausreden, die man gelten zu lassen geneigt scheint.

Den 9. Juni 1821:

> Mit dem Oberförster, man nennt Herrn von Hedemann, der die spanische Verfassung ausrufen lassen wollte, sollen viele Edelleute verbunden, und der Verein sogar schon mit Waffenvorräthen versehen gewesen sein.
>
> Acht Personen sollen in der Sache des Herrn von Hedemann wirklich eingezogen sein, darunter zwei Husarenoffiziere; die Absicht ging dahin, sich Danzigs zu bemächtigen, und von dort aus das Weitere zu machen. Die Verschworenen wollten erst in Stargard, nach Verführung oder Verjagung der dortigen Schwadron, die Landwehrwaffen wegnehmen, und dann auf Danzig marschiren. Der eingezogenen Personen sollen gegen zwanzig sein; die spanische Constitution sollte ausgerufen werden; einer der Leute ist Herr von Pannwitz, Unteroffizier bei den Husaren. Sie hatten dem Volke Steuerfreiheit versprochen.

Den 15. Juni 1821:

> Herr von Schön hatte die westpreußische Verschwörung zuerst sehr leicht genommen; sein Bericht an Herrn Geh. Cabinetsrath Albrecht schien jedoch den König, wie der Kanzler meint, nicht zu beruhigen, und es wurden genauere Untersuchungen anbefohlen. Man beobachtete bei dem Oberförster von Hedemann mehrere Zusammenkünfte, und überfiel nachts jeden der Bemerkten einzeln in seiner Wohnung, wo sich denn viele Aufruhrzettel fanden, gar nicht ungeschickt abgefaßt.

Den 27. Juni 1821:

> Man macht die Bemerkung, daß von der Verschwörungsgeschichte in Westpreußen seit der langen Zeit noch kein öffentliches Wort erschollen ist, selbst nicht in auswärtigen Zeitungen. Ein Beweis, wie sehr der Verkehr dort stockt, und wie erfolgreich die Niederhaltung der öffentlichen Mittheilungen ist.

Den 29. October 1821:

> Von dem Oberförster von Hedemann fängt man an mit bedeutendern Worten zu reden. Man legt ihm einstimmig große Energie und zum Theil auch schon Talent bei; er soll selbst die Ausflucht, daß er wahnsinnig sei, auf das kräftigste widerlegt haben, und nichts bereuen und bedauern als das Mislingen seines Vorhabens. Man meint, sein toller Einfall habe doch vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß man hier ernstlicher an Constitution denke.

Den 14. December 1821:

> Herr Präsident Hippel versichert, das Urtheil über Hedemann sei noch nicht gefällt; erst neuerlich seien die Beweisstücke, welche von der Mutter über seine frühern Geistesverwirrungen gesammelt worden, von hier abgegangen, und diese gehörten noch zu seiner Defension.

Den 15. April 1822:

> Das Urtheil über den Oberförster von Hedemann soll gesprochen und vom König bestätigt sein: lebenswierige Festungsstrafe; für die Mitschuldigen 25 und 10 Jahre Festung.

Es ist diese ziemlich unbekannte Affaire interessant als eine der wenigen preußischen Militärverschwörungen im Stil der romanischen Völker. Es verlautet zwar noch von andern, doch erfahren wir von Varnhagen nichts Näheres über den Fortgang der betreffenden Untersuchungen.

Den zweiten Mittelpunkt der Varnhagen'schen Mittheilungen bilden die Reichsstände, welche damals so lebhaft die Gemüther beschäftigten wie später wiederum nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Am 15. Juni 1821 hören wir von Varnhagen, daß der König in Betreff der Constitutionssache geäußert haben solle, er sei über 50 Jahre alt und würde schon noch zurechtkommen, die Sache gehe weniger ihn an als den Kronprinzen, und der habe dabei zu reden. Weiterhin heißt es, daß auch die Philister schon anfangen, Constitution zu wünschen, es wird ihnen bange und sie sehen darin einen Ableiter. Am 28. August meldet Varnhagen:

> Herr Graf von Hohenthal über Preußens Verwaltung, Bestand, Constitution u. s. w., will volksvertretende Stände u. s. w. Er und Herr Graf von Henkel behaupten, der Haß und der Unmuth der Einwohner in ihren respectiven Provinzen sei auf den Gipfel gekommen, man verkenne sogar schon das viele Gute, das doch in der That die preußische Regierung auszeichne.

Am 24. October 1821:

> Der König hat die unter Leitung des Kanzlers ausgearbeitete Gemeindeordnung verworfen, und ihm mit der Aeußerung zurückgestellt, sie sei zu demokratisch für jetzige Zeit. Dagegen ist nun eine Commission zum 5. November zusammenberufen, um eine Urkunde zur Einführung von Provinzialständen zu entwerfen; anfangs sollte sie der Kanzler präsidiren, allein Herr von Voß wollte dann nicht Mitglied sein; jetzt heißt es, der

Kronprinz sei Präsident, und die Herren Fürst von Wittgenstein, von Voß, von Schuckmann, Ancillon und Albrecht Mitglieder. „Sie werden bald", sagte jemand, „mit ihrem Latein zu Ende sein; ob sie aber nun Griechisch wissen, das wird die Zeit lehren."

Gleich darauf erfahren wir, daß den Kanzler das Dasein und die Zusammensetzung der Constitutionscommission sehr belästigt, daß dieselbe nicht fertig werden kann, trotz aller Conferenzen bei dem Kronprinzen, trotz der Zuziehung des Oberpräsidenten von Vincke u. s. w. Am 27. März 1822 heißt es:

Von den Ständesachen hört man Folgendes. Es sei die Absicht, Provinzialstände in jeder Provinz nach besonderm Wahlgesetze zu berufen; sie sollen durch die Gnade des Königs selbst da, wo früheres Recht dies nicht begründet, das Steuerbewilligungsrecht üben, jedoch nur insofern von neuen, noch nicht eingeführten Steuern die Rede ist. Die Provinzialstände sollen aus ihrer Mitte dem König zu den Reichsständen Leute vorschlagen, aus denen der König eine gewisse Anzahl auswählt. Die Reichsstände werden nach Gutdünken berufen, eröffnet, vertagt, aufgelöst; sie brauchen in vielen Jahren, wenn es nicht nöthig dünkt, nicht zusammenzukommen; man wird sie äußerst einschränken und kurzhalten. Die Pairs ernennt der König, vermehrt sie u. s. w. Zu Regierungscommissarien wird man keine Minister, sondern nur Beamte zweiten Rangs gebrauchen. Die Leute schütteln sehr die Köpfe, das werde nichts Rechtes werden, und selbst dies Wenige noch nicht zur Ausführung kommen. Die hier versammelten Notabeln führen sehr unangenehme Reden, über diese und ihr ganzes Betragen ist man nicht wenig betroffen. Herr von Ancillon hatte vorgeschlagen, für die Rheinprovinzen, da diese mit dem übrigen Staate doch nicht ohne Gefahr in enger ständischer Verknüpfung sein könnten, eine besondere Einrichtung zu treffen, und ihnen ein eigenes, von den allgemeinen preußischen Reichsständen getrenntes, Parlament von zwei Kammern zu geben; allein sein Vorschlag wurde verworfen.

Später erfahren wir, daß sich Vincke und Minister von Voß in der Constitutionscommission entzweit haben, und Vincke dem Minister vorwirft, kleinlich und beschränkt am Altherkömmlichen zu kleben und das jetzt wirklich Bestehende nicht zu kennen. Der Tod des Staatskanzlers und bald darauf des Ministers von Voß unterbrachen nur kurze Zeit diese Bestrebungen. Das Resultat derselben sind Provinzialstände. Am 23. Juni 1823 berichtet Varnhagen:

Das Ständeedict für die Mark ist wirklich unter der Presse; am 1. September sollen die Stände zusammenkommen; der Kronprinz, der nach Italien reisen wollte, bleibt deshalb noch bis im December hier. Seltsame Urtheile von diesen Ständen im Publikum. Man kennt die nähern Bestimmungen der Sache noch nicht. Doch will man wissen, daß die Verhandlungen geheim bleiben, auch späterhin nicht gedruckt werden sollen. Als einen Hauptgegenstand der nächsten Ständesitzung bezeichnet man die bäuerlichen Verhältnisse, dann den Blasenzins u. s. w. Ein hiesiger Staatsdiener sagt: die Provinzialstände fangen gleich mit einer falschen Stellung an; sie sind ihrem Wesen nach, sobald Reichsstände kommen, und für diese der Platz offen bleibt, auf eine sehr untergeordnete Rolle beschränkt; nun aber, da die Reichsstände fehlen, müssen die Provinzialstände sie gleichsam suppliren; sie selbst, das Publikum, die Regierung, ja was noch mehr ist, die Sache selbst macht an sie diese Aufforderung. In der Beschränkung aber das Ausreichende und Umfassende zu betreiben, ist ohne schlimme Kämpfe nicht möglich. Jeder kleinste Gegenstand führt übrigens sogleich in die allgemeine Gesetzgebung, ja in die hohe Politik. Bei der Empfindlichkeit und dem Mistrauen der Regierung wird das Verhältniß nur um so schwieriger, da auch die Ständemitglieder bei den besten Absichten ungeschickt und roh sein werden. Es wird viel dazu gehören, ehe diese Institutionen sich ins Gleiche setzen. Sie werden entweder sogleich in traurige Nullität versinken, und dann hätte man sich die Beschwerde besser sparen können, oder durch viel Ungemach und Verdruß zu völliger Spaltung und endlich zu Reichsständen führen, die man auf besserm Wege hätte haben können. Wir wollen sehen, ob dies Prognostikon zutrifft!

Allerdings traf dies Prognostikon zu, aber erst in weit späterer Zeit als die Propheten glauben mochten. An einer andern Stelle heißt es:

Man spricht viel von der aristokratischen Gestalt und den ungeheuern aristokratischen Absichten der Provinzialstände; daß sie gegen die Behörden in Kampf treten sollen; daß der Kronprinz die ganze Beamtenwelt verächtlich ansehe, und ganz für den Adel sei u. s. w. Die meisten Stimmen vereinigen sich aber dahin, daß die Provinzialstände entweder bald gehemmt und in Unbedeutendheit erschlafft sein würden, oder die unheilvollste Verwirrung und Erbitterung in die ganze Monarchie bringen müßten. „Ja, es kann so schlecht gehen, daß schneller, als es uns lieb ist, diese Provinzialstände uns als letztes einziges Hülfsmittel die Reichsstände herbeiführen!"

Bei den Provinziallandtagen steht indeß die damalige politische Bewegung stille. Parturiunt montes — dieser Vers spricht den ganzen Charakter jener Zeit aus, der in seiner Kleinlichkeit gegen den Aufschwung der Befreiungskriege so auffallend absticht. Die Intriguen und Befehdungen der Hofparteien und der Minister untereinander haben keine principielle Bedeutung; sie drehen sich meist um geringfügige persönliche Interessen oder bureaukratische Fragen. Der Ton der Ultras, eines Herzog Karl von Mecklenburg, Fürsten Wittgenstein, ist so hochfahrend wie der der französischen Ultras jener Zeit. Dabei sind die Conflicte zwischen Adel und Bürgerthum an der Tagesordnung; unbedeutende Formfragen machen das größte Aufsehen. So schreibt Varnhagen am 20. December 1822:

Die ganze Stadt ist in Bewegung! Der Minister von Voß hat an den Herrn Ribbentrop, und auch, wie man sagt, an Rother, statt Ew. Hochwohlgeboren nur Ew. Wohlgeboren geschrieben, da doch nicht nur in der letztern Zeit alle höhere Beamte bürgerlichen Standes, sondern schon vor 1806 die Geh. Oberfinanzräthe jene Titulatur empfingen. Alle mittlere und untere Beamten sind darüber in Aufruhr, und gewiß hätte Herr von Voß nicht leicht eine Kleinigkeit finden können, die ihn gleich im Anfang seiner Verwaltung ungünstiger bei dem ganzen Publikum erscheinen ließe. Man hört die gehässigsten Urtheile über ihn, man nennt ihn pedantisch, unfähig, albern, man prophezeit ihm keine lange Dauer seines Ministeriums. Selbst von den Personen des Hofs wird manches Misfällige über ihn geäußert, die entschiedensten Aristokraten fangen an zu zweifeln, ob er der Mann sei, der ihre Sache fördern könne. Jene erste Probe ist nicht sehr versprechend! Man sagt, Voß sei über den Eindruck jenes Versuchs der Zurückführung zu Früherm einigermaßen erschrocken, und erklärte die ganze Sache für ein Versehen seines Privatsecretärs, welches nicht weiter vorkommen würde. Allein sein Sohn schrieb in derselben Zeit, wird erzählt, an einen hiesigen angesehenen Bankier Ew. Hochedelgeboren, welches längst schon kaum einem Handwerker noch gegeben wird; daraus ließe sich denn doch auf ein ganzes zwischen Vater und Sohn verabredetes System schließen! Wenn Voß auch jetzt die Absicht dabei leugnet, so glaubt es ihm niemand, und der üble Eindruck ist gemacht!

Am 30. Juni 1822:

Der alte Generalchirurgus Görcke, dem der König eine Sommerwohnung im Schlosse zu Potsdam erlaubt hat, ist dort verrückt geworden; die Eitelkeit hat ihn übernommen, er glaubt, er sei Friedrich der Große, gibt Befehle u. s. w. „Da sieht man, was es wird, wenn man die Leute nicht auf ihren Stand beschränkt, Bürgerliche durch Hofehre gegen alle Gebühr

auszeichnet"; die Hofleute wissen aus allen Dingen ihre vortheilhaften Nutzanwendungen zu ziehen!

Als der Enkel des Feldmarschalls, Lieutenant Graf Blücher, den Schauspieler Stich, von dessen Frau er vermummt kam, ohne auf dessen Frage ihm Rede zu stehen, mit dem Dolch lebensgefährlich verwundete, nimmt Adel und Offiziercorps Partei für den Grafen. Am 8. Februar 1823 heißt es:

Graf Blücher soll versichern, an ihm liege es nicht, wenn jener davonkomme; er habe nur gethan, was jeder Offizier zur Sicherung seiner Ehre thun müsse, wenn sich ein solcher Kerl an ihm vergreife. Der Commandant Herr General von Brauchitsch wollte Blüchern gleich auf Ehrenwort freilassen; doch hat er jetzt Stubenarrest. Das Publikum ist empört über die Art, wie die Sache in den höhern Cirkeln, und besonders von adelichen Offizieren, beurtheilt wird; Blücher findet die wärmsten Vertheidiger, im Rang und Stand wird alle Entschuldigung gefunden, der Schauspieler wird mit Verachtung angesehen. Die verbotene Waffe, der Dolch — bei Jahn machte man die größte Sache daraus, daß dergleichen in seiner Tischlade gefunden worden — ist leicht zu entschuldigen; wenn ein Offizier auf verliebtes Abenteuer ausgeht, sagt der Herzog Karl von Mecklenburg, so kann er nicht Uniform tragen, zur Vertheidigung seiner Ehre, die verletzt werden könnte, darf er aber auch nicht ohne Waffen sein, und so war es sehr natürlich, daß er jenen gebrauchte! Mad. Stich ist gestern schon verhört worden; man findet es höchst unschicklich, daß der Herzog Karl diesem Verhöre aus Neugier, wie man sagt, beiwohnen mochte und durfte. Der König soll höchst entrüstet über den Vorfall sein, aber man glaubt, seine Umgebungen werden ihn schon mildern. Ein adeliches Fräulein rief in Gesellschaft, wo die Sache erzählt worden, bedauernd aus: „Ach der arme Blücher! der könnte nun wol noch am Ende wegen der Geschichte aus Berlin zu einem andern Regiment versetzt werden!" Im Publikum stellt man Vergleiche an, wie ein Bürgerlicher in solchem Falle behandelt und beurtheilt werden würde; man spricht unverhohlen die Meinung aus, daß es für Adel und Bürger zweierlei Maß und Recht hier gebe, trotz alles Preisens unserer rücksichtslosen Justiz; eine böse Stimmung, großer Erbitterung dienend!

Aehnliches haben wir vielfach in neuer Zeit erlebt.

Am fremdartigsten gemahnen uns die damaligen Censurschereien; es sind namentlich zwei Buchhändler, die darunter zu leiden haben, Brockhaus und Reimer. Das Verbot des „Conversationsblatts", die Recensur des ganzen Brockhaus'schen Verlags haben wir bereits in unserer, diesen Jahrgang einleitenden Geschichte der „Blätter für literarische Unterhaltung" erwähnt; bei Varnhagen finden wir die bestätigenden Daten. Selbst im Grunde harmlose Humoresken, wie Hoffmann's „Meister Floh", mußten eine lange und bedrohliche Quarantäne aushalten, ehe sie ans Licht treten durften. So durften Ulrich von Hutten's Werke nicht weiter gedruckt werden, weil die Censur dadurch die guten Verhältnisse Preußens mit dem Papst zu gefährden glaubte. Eine literarische Größe ersten Ranges war damals der Redacteur der „Staatszeitung", Geheimrath Heun, der Mimilidichter Clauren, doch macht auch er es nicht immer zu Dank.

Am 30. Juni 1822:

Der König ist sehr aufgebracht gegen Herrn Geheimrath Heun (Clauren) wegen der satirischen Ausfälle auf die Finanzen, den Adel u. s. w., die dieser Redacteur der Staatszeitung sich in seinem Lustspiel „Der Bräutigam aus Mexico" erlaubt hat, und will das Stück nicht mehr sehen. Ein Mann in diesem Verhältniß, soll der König gesagt haben, müsse doppelt vorsichtig und bescheiden sein.

Auch beschwert sich dieser Redacteur über die Censur, die alles Aufkommen seines Blattes hindere, während er immer ihr Loblieder singen muß.

Noch merkwürdiger ist das Verbot tadelnder Recensionen über Spontini's „Olympia", das, wie man sagte, in einem Cabinetsbefehl erlassen worden sei. Am 27. Mai heißt es:

Im „Gesellschafter" (von Gubitz) steht eine angefangene Recension der Oper „Olympia", die sichtbar zum Tadel einlenkt; da, wo dieser entschiedener ausgesprochen sein mußte, finden sich aber Censurlücken durch Striche bezeichnet, und am Schlusse wird bemerkt, die Fortsetzung des Aufsatzes bleibe, aus Gründen, noch aufgeschoben. Es scheint also bestätigt, was man von einem Verbote des Tadels der Spontini'schen Oper gesagt.

Spontini war ein großer Günstling des Hofs, während das Publikum gerade aus Opposition Weber auszeichnete und dessen „Freischütz" einen nach Verdienst glänzenden Erfolg bereitete. Im übrigen sind die Theaterverhältnisse sehr unerquicklich, Stagnation herrscht in der dramatischen Literatur, selbst einzelne Schiller'sche Dramen sind durch Censurrücksichten verbannt, ein Verbot, das auf den Wunsch des Kronprinzen aufgehoben wurde. Das Interesse des Königs für das Theater ist ebenso lebhaft, wie sein Interesse für die Liturgie und Union; er besucht die Theaterproben, ist in den Zwischenacten häufig auf der Bühne und verkehrt in Teplitz mit Ballettänzerinnen wie Fräulein Lemière so familiär, daß die adelichen Damen daran Anstoß nehmen und sich weigern, auf demselben Ball mit den berliner Tänzerinnen zu tanzen. Abgesehen von diesen kleinen Schwächen erscheint indeß das Bild des Königs in den Varnhagen'schen Aufzeichnungen, wenn man die einzelnen Züge zusammenstellt, als ein wohlthuendes; er ist stets gerechter und vorurtheilsfreier als seine Umgebungen und macht in der That jenen ehrwürdigen und antheilheischenden Eindruck, von dem Rahel nach einer persönlichen Begegnung spricht.

Für den Historiker sind alle diese Mittheilungen von höchstem Interesse; sie „grundiren" eigentlich erst die ganze Epoche, und Gervinus könnte viele Seiten seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" nach denselben retouchiren.

Rudolf Gottschall.

Poetische und literarische Albums.

1. Rastbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbstschau. Berlin, Guttentag. 1867. 16. 1 Thlr.
2. Ernst Litfaß' Neues Declamatorium. Eine Sammlung wirkungsvoller, ernster und humoristischer Gedichte zu öffentlichen und Privatvorträgen, redigirt von Karl Töpfer sen. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, Gaßmann. 1866. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Dichterblüten. Eine Festgabe für deutsche Frauen von Karl Hoffmann. Bonn, Henry. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mitten in blühenden Rosengärten kann jemand bei Zusammenstellung eines Bouquets keine große Gefahr laufen, daß wir seine Auswahl als eine verfehlte bezeichnen. Nicht anders ist es bei der Herausgabe einer lyrischen Blumenlese aus unsern besten Dichtern, denn offenbare Misgriffe gehören hier schon zu den Schwierigkeiten. Indem aber die bereitwilligen Käufer solcher Anthologien, welche jederzeit als sinnige Festgeschenke zu verwenden sind, eine vergoldete Inhaltlosigkeit nicht zu befürchten haben, glauben sie natürlich um so mehr von einer zeitraubenden Prüfung des schönen Sammelwerks absehen zu dürfen. Aber dessenungeachtet kann das bequeme Publikum sehr anständig betrogen werden, denn es gibt noch immer Allerweltsleute, mit denen nach Hiob die Weisheit stirbt, und die Eitelkeit dieser Däumlingsnaturen ist groß genug, um sich an unsern größten Genien die Sporen zu verdienen. Auf die Weise erhalten die unschuldigen Käufer unsere herrlichsten Gedichte häufig nicht in der Form, worin sie geschrieben wurden, sondern in der genialen Umarbeitung des geehrten Herausgebers, welcher nach dem berühmten Vorbilde von Ramler aller Welt positiv zeigen möchte, wie man das Mangelhafte verbessern müsse. In Bezug auf die unbezwingbare Verböserungswuth der Herren Wager u. Comp., welche der witzige und schlagfertige Kritiker Otto Banck so treffend gegeiselt hat, finden wir später Gelegenheit, dem Publikum eine neue Musterkarte vorzulegen.

Als eine unverfälschte Blumenlese bietet uns das „Rastbüchlein" (Nr. 1) eine lyrische Weltliteratur en miniature. Nicht mit Unrecht erinnert uns das gediegene Büchlein an Herder, indem dieser seltene Mann es war, der zuerst eine umfassende Würdigung der Poesie aller Zeiten und Völker anregte. Homer und Ossian, Sophokles und Sakuntala, die Lieder der Lappen und Araber, Jakob Balde und die griechische Anthologie, Horaz und vergessene deutsche Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, die hebräische Poesie und halbverschollene Volkslieder: alles suchte Herder seinen Zeitgenossen wieder lebendig vorzuführen. Der ungenannte Herausgeber des „Rastbüchlein" hat ebenfalls nach den verschiedensten Richtungen seinen Forschergeist bethätigt und selbst an poetischen Reliquien fehlt es nicht. Zugleich erscheint der universelle Charakter des Ganzen in einem weihevollen Lichte, und so ist die Sammlung als Symbol dessen zu betrachten, was das Leben für uns sein soll: eine Heimkehr aus dem bunten Treiben der Gesellschaft und der Welt in das eigene Herz.

Ernst und Heiterkeit sind aber zwei wohlgeprüfte Freunde, welche als die Unzertrennlichen Arm in Arm durch das Leben wandern. E. Litfaß' „Neues Declamatorium" (Nr. 2), das unter der geschickten Redaction des Lustspieldichters Karl Töpfer sein zweites Wiegenfest gefeiert hat, liefert uns hierzu die mannichfaltigsten Illustrationen. Besonders angenehm hat es uns berührt, daß Töpfer als echtes Kind der Zeit dem alten Geheimrath Goethe und seinem erlauchten Zwillingsbruder Schiller den Zutritt versagte; die Herrschaft des theuern Dioskurenpaares, dessen marmorner Ruhm längst gesichert ist, war auf dem modernen Gebiet der Anthologien nachgerade unerträglich geworden. Wozu sollen wir der heutigen Dichterjugend unnöthigerweise den Platz versperren? Alle Welt hat den Classikern infolge ihrer nationalen Freilassung Guten Tag gesagt, möchten wir ihnen denn in dieser Hinsicht ebenso entschieden Gute Nacht wünschen. Töpfer's Sympathie mit der Gegenwart wird gewiß nicht unerwidert bleiben.

Ein heiteres Versehen des Redacteurs wollen wir nur des Scherzes halber erwähnen. Die ausgezeichnete Ballade „Kaiser Franz und Baron Wesselenyi" von Karl Beck, deren künstlerische Physiognomie beinahe so ernst als möglich gestimmt ist, hat sich in die — humoristische Abtheilung verirrt.

Aber wo bleibt unser Schulmeister, welcher für die höhern Töchterpensionate die Ausbesserung classischer Gedichte besorgt? Ganz nach Art der großen Häupter reist Karl Hoffmann mit seinen „Dichterblüten" (Nr. 3) incognito, doch was hilft ihm die Maske, da der „Ballhorn'sche Familienorden" den Verräther spielt!

Bei einer so berühmten Abkunft sind allerdings dem Verfasser bedeutende Vorrechte einzuräumen. Auch kann Karl Hoffmann eine seltene Originalität beanspruchen, indem er ein neues System erfunden hat, durch welches das Mangelhafte ohne Nachdenken auf die Stufe der höchsten Vollendung zu bringen ist. Reinhard Wager, der als Umdichter altdeutscher Lieder wol manchmal ein Königreich für ein solches System gegeben hätte, dürfte infolge dessen als echter Kunstreiter über alle Schwierigkeiten leicht hinwegspringen. Und worin beruht das staunenswerthe Geheimniß? Nur im einfachen Ausstreichen der schlechten Verse.

Vielleicht errichtet Karl Hoffmann mit der Zeit ein Generalliteratur-Beschneidungsbureau, sodaß die modernen Poeten sämmtlich von seiner Schere profitiren können. Verschiedene poetische Auswüchse, welche in Gedichten von Brentano, Schenkendorf, Eichendorff, Halm, Geibel u. s. w. sehr störend waren, sind schon so glücklich beseitigt, daß wir nur fortzufahren brauchen, um den Gehalt auf ein Minimum zu beschränken. Dies erhabene Ziel wird unser Ballhorn gewiß noch später erreichen; wenigstens hat er zuweilen bei den schönsten Volksliedern einen Verkleinerungstrieb entwickelt, der uns deutlich erkennen läßt, wie gern er alles in Wohlgefallen auflösen möchte. Freilich dürfte Hoffmann gerade hier in Bezug auf das Wegschneiden der allzu üppigen Ranken einen schweren Standpunkt haben, denn bekanntlich schlagen die in der Natur festbegründeten, innig mit ihr verzweigten Wurzeln stets wieder

aus. Die herrliche altdeutsche Ballade „Die Nonne“ wird z. B. noch jetzt von unsern Volksliedern am meisten gesungen, und wie soll da Hoffmann's Entdeckung, daß die Ballade um sechs volle Strophen zu lang ist, eine allgemeine Geltung erlangen? Ferner ist das Gedicht „Die verschwiegene Nachtigall“ von Walther von der Vogelweide, das die ersten Kenner volksthümlicher Lieder, wie Uhland, Simrock, Barthel, Hoffmann von Fallersleben und Scherr, einstimmig für eine der köstlichsten Perlen unserer mittelalterlichen Poesie erklärt haben, leider in der ursprünglichen Fassung viel zu sehr verbreitet, um von der beschnittenen Form des Herrn Ballhorn siegreich verdrängt zu werden. Bei der nachstehenden Strophe:

> Da that er streuen
> Uns ein Bette
> Von süßen Blumen mancherlei;
> Deß wird sich freuen
> Noch, ich wette,
> So jemand wandelt dort vorbei.
> An den Rosen er wol mag —
> Tandaradei! —
> Merken, wo das Haupt mir lag —

dachte wol Walther von der Vogelweide, daß diejenigen Frauen, welche an so unschuldigen Versen Anstoß nehmen würden, selbst nicht zu den Reinen zählten. Hoffmann hat aber vom Standpunkt ascetischer Naturverleugnung, den jede gut erzogene Salondame behaupten muß, die reizende Strophe ganz ruhig beiseitegeschafft. Der geistige Organismus, der die eigentliche Seele eines wahren Kunstwerks bildet, ist also von Grund aus zerstört. Schließlich müssen wir noch die merkwürdige Thatsache anführen, daß Hoffmann die Courage gehabt hat, eine Reihe von sehr bekannten Gedichten unverkürzt abdrucken zu lassen, darunter befindet sich sogar Schiller's „Glocke“!

4. Album nordgermanischer Dichtung. Deutsch und mit biographisch-literar-historischen Notizen von Edmund Lobedanz. Zwei Bände. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. 2 Thlr.

Eine wirklich gediegene Anthologie schwedischer, finnischer, norwegischer und dänischer Dichter dürfte um so mehr auf unsere lebhafte Theilnahme rechnen, als es uns von Haus aus interessiren muß, wie es mit der poetischen Literatur der alten Töchterstämme Germaniens beschaffen ist. Das Unternehmen von Edmund Lobedanz würde daher unsere ganze Sympathie gewinnen, wenn nämlich die Ansicht des Autors, daß er uns in diesem Album „Kunstwerke der Uebersetzungsliteratur“ geboten habe, vollständig mit unserer Meinung harmonirte.

Nach der Auffassung von Lobedanz macht aber nicht der Wille den Menschen groß und klein, sondern das angeborene Talent, das wir unter anderm auch in seiner Person als eine himmlische Gabe anzustaunen haben. In dem Selbstporträt, das Lobedanz mit den wenigen Strichen des Meisters von sich entworfen, erkennen wir ihn sofort als ein echtes literarisches Sonntagskind:

> Die, ich möchte sagen, mir angeborene inbrünstige Hingabe an ein schönes Gedicht in fremder Sprache erweckt in mir eine Stimmung, wie der Originaldichter sie nicht ausgeprägter gehabt haben kann, und die regt dann wieder dermaßen die poetisch sprachliche Schöpfungskraft in mir an, daß sich alles so sehr und so leicht in die gegebene Form fügt, daß ich es meist wie ein Nachtwandler gleich fertig rein niederschreibe und oft gar nicht erst nachdenke, ob z. B. für die kommende Zeile denn auch ein passendes Reimwort für den genommenen Anfang zu Gebote steht. Mein Verdienst ist somit, bei einer so glücklichen Naturanlage, im Grunde gering. Schweiß oder saure Mühe hat nichts gekostet, selbst das anscheinend Schwerste nicht.

Der bekannte griechische Dichterspruch, daß den Göttern nur um Arbeit alles feil, daß nur durch tüchtige Anstrengung jene wahre Freiheit sich erringen lasse, die das Gesetz der Kunst überwunden und zu ihrem eigenen Willen gemacht, ist natürlich nicht mehr zeitgemäß, denn die Griechen lebten offenbar in dem eisernen Alter des schweren Geistes. Fleiß und Ausdauer im Vollenden als die Grundlage des Genies zu betrachten, ist ein ganz veralteter Zopf! Wie sonderbar klingen die Worte des großen Guido Reni:

> Was natürliche Anlage, was angeborenes Talent! Mit Mühe und Arbeit habe ich mein Können und Wissen erworben. Das kommt niemandem (außer Lobedanz und den Gleichgesinnten, von deren Urkraft Reni noch keinen Begriff hatte!) im Schlafe. Jene vollkommenen Ideale sind mir nicht im Traum und in der Verzückung offenbart worden — in den antiken Naturen liegen sie, die ich länger als acht Jahre nach allen Seiten hin studirt habe, um ihre wunderbare Harmonie mir anzueignen. Diese allein that Wunder.

Zufälligerweise sind wir in den Stand gesetzt, die Uebersetzung bedeutender Gedichte von Lobedanz mit der Wiedergabe eines andern Poeten vergleichen zu können, eines Poeten, der noch die schlechte Eigenschaft hat, mehr zu denken als zu schreiben. Vielleicht erfahren wir bei dieser Gelegenheit am besten, was von sogenannten Sonntagskindern zu halten ist. Folgende Strophen, die dem köstlichen Gedichte „Lebewohl“ von Esaias Tegnér angehören, sind unter den Händen von Lobedanz zum Zerrbild herabgesunken:

> Dein Bild scheint mir, wo Sonnen lohen,
> Das Wort des Baches Murmeln sacht,
> Am Firmament, dem hehren, hohen,
> Deut'st du mir Räthsel in der Nacht.
> Was Erd' und Himmel nur zu eigen
> An Herrlichem, ich seh's in dir,
> Dein Aug' glänzt mir wie Sternenreigen
> Gleich Lilien scheint dein Busen mir.
>
> Und trennt uns auch des Raumes Weite,
> Wir bleiben uns doch ewig nah,
> Du sitzt zwar nicht an meiner Seite,
> Doch in ihr bist du ewig da.
> Ja, in der Linken, dort erglühet
> Ein Herz und in ihm wohnest du u. s. w.

Schon nach dieser einen Probe dürfte sich der ungläubigste Thomas zu der Ansicht bekehren, daß dem Verfasser das Uebersetzen ein Kinderspiel ist. Hundert Versjünglinge, denen die glückliche Naturanlage fehlt, werden solche Strophen ebenfalls fix und fertig niederschreiben, und wollen sie zum Ueberfluß einem müßigen Setzer Beschäftigung geben, so wird der Druck auf schönem Papier mit gleicher Geschwindigkeit besorgt. Hören wir dagegen einmal die Verdeutschung obiger Verse von Willatzen, der als ein echter Pedant verfährt, wobei er freilich Ausdruck und Stimmung, welche bei einem lyrischen Gedichte so genau verbunden sind, „wie der Duft mit dem Blumenblatte“, dergestalt miteinander verschmolzen hat, daß wir ein Originalproduct zu lesen meinen:

Ich seh' dein Bild im Sonnenfunkeln,
Ich hör' dein Wort im Quellenlaut,
Beim Sternenschein hast du die dunkeln
Räthsel der Nacht mir leis vertraut.
Was Schönes auf der Welt und Hehres,
Das mahnt an dich mich jederzeit —
Ich seh' dein Aug' im Blau des Meeres,
Die Lilie, sie trägt dein Kleid.

Das glaube mir: Ob wir uns trennen,
Wir bleiben doch einander nah,
Mein Herz wird ewig sein dich nennen,
Es lebt dein Bild umfriedet da.
Es lebt da sicher und verborgen
Und herrschet unumschränkt allein u. s. w.

In der Schlußstrophe hat Lobedanz den Sinn merkwürdig entstellt:

Leb' wohl! Bleib treu! Wie jäh Verderben
Packt's mich, daß (!) du nicht ewig treu!
Bleib treu! Die Stunde müßt' ich sterben,
Wo andre Lieb' du fühltest neu.
Du Morgenstern in meinem Leben,
Mein beſſres Ich, mein süß Idol,
Du höchstes Ziel für heißes Streben!
Geliebtes Weib, leb' wohl, leb' wohl!

Wie ganz anders lautet die Strophe in der schönen Fassung von Willatzen:

Leb' wohl, sei treu! — Mein Blut geronne,
Wenn meiner du vergäßest je!
Sei treu! Wenn dich wer sonst gewönne,
Mein Herz ertrüge nicht das Weh.
Du beſſre Hälfte meiner Seele,
Du meines Lebens Stern und Pol,
Du, die ich hier und dort erwähle,
Ewig Geliebte, lebe wohl!

Einer solchen Uebersetzung, die das Original nicht im geringsten vermissen läßt, folgt ein freudiges Bravo! In der That, man muß es als ein besonderes Glück preisen, wenn man den Stümpern auf praktischem Wege zeigen kann, daß sie Stümper sind, „denn nie geglaubt noch haben sie's den Kritikern". Anstatt weitere unbeholfene Verdeutschungen von Lobedanz anzuführen, wie z. B.:

Ein süß wehmüthig Flüstern geht
Durchs Birkenlaub so stille
Vom Schlummer, der bevor nun steht,
Mit süßer Träume Fülle —

wollen wir gern das Vorhandensein wirklich gelungener Schöpfungen anerkennen. Die meisten Gedichte von Oehlenschläger, Andersen, Ingemann u. a. erhalten wir keineswegs als matte Gipsabdrücke, sondern gerade so, wie sie aus der Werkstatt dieser Künstler hervorgegangen sind. Freilich steht der Leser dann entweder vor deutschen Originalen, welche ihr Dasein in den nordischen Ländern empfingen, oder aber der Name einer guten Uebersetzung ist ein bekannter Freund wie Chamisso, Gandy und selbst Platen. Nur ausnahmsweise finden wir auch von Lobedanz Verdeutschungen und eigene Gedichte (unter den letztern ist „Kleine Bildergalerie" recht hübsch), die seine „glückliche Naturanlage" wenigstens nicht ganz bezweifeln lassen. Hier sei vor allem „Ein Freund in der Stille" von Sturzenbecker erwähnt, worauf schon der Autor den Leser, damit er ja nicht diese Heldenthat übersieht, höchsteigenhändig hingewiesen hat. Gleichwol ist die Wiedergabe des Gedichts noch mit sehr empfindlichen Schwächen behaftet. Wie schwülstig klingt z. B. die an eine Schwalbe gerichtete Zeile: „Du, in deren Herzen Blumen sprießen?" Ferner dürfte die Wendung: „Blickend auf mich lächelnd", nicht von den Grazien adoptirt werden.

Im ganzen repräsentirt Lobedanz jene Sorte von Talenten, welche als ein bloßes Glücksspiel erscheinen, in welchen zwar einzelne Gewinne, aber in der Regel nur Nieten vorkommen. Der echte Dichter steht jedoch über dem Zufall, denn unter dem beharrlichen Fleiße hört er deutlich das Geriesel der prophetischen Quelle, die in der Schlucht bei Delphi rauscht. Nur das ernste unermüdliche Studium macht also seine Kunst dazu, was sie sein soll, zu einer sichern, bewußten Kunst.

5. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1867. Begründet von Ludwig Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von Franz Lauterburg. Sechzehnter Jahrgang. Mit zwei Abbildungen. Bern, Haller. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit Ausnahme der einen Ballade: „Rudolf von Erlach's Ermordung", zu deren Autorschaft sich drei dunkle Sterne bekennen, enthält der diesmalige Jahrgang des „Berner Taschenbuch" keine mislungenen Gedichte. Diese erfreuliche Thatsache, die namentlich bei solchen Sammlungen als eine große Seltenheit erscheint, ist hier allerdings dadurch zu erklären, daß auch die guten Gedichte fehlen. Aber das gleichzeitige Nichtvorhandensein von schlechten Versen — denn obige Ballade ist kaum zu rechnen — entschädigt uns in der Beziehung hinlänglich. Und da lyrische Plattheiten weit unerträglicher sind als eine mittelmäßige Prosa, so ist es noch immer ein Vorzug, daß sich die Mitarbeiter des Taschenbuchs, welche nicht über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgelangen, nur auf dem Gebiet der ungebundenen Rede bewegen.

Die Lebensbeschreibung des Generals Johannes Weber (geb. 1752, gest. 1798), die Theodor Zeerleder als eine Frucht der wissenschaftlichen Studien von Bernhard Zeerleder bezeichnet, verräth hinsichtlich der Gedankenfassung eine dilettantenhafte Unreife. Uebrigens ist die harmlose Schlußbemerkung des Autors, wonach jeder Ehrenmann besser handeln als schreiben soll, für seinen Standpunkt in der Kunst charakteristisch genug. Dem Genius unserer Sprache würde freilich am meisten damit gedient sein, wenn sich solche Ehrenmänner, denen das Schreiben nicht so gut als das Handeln gelingt, lediglich auf das letztere beschränkten.

Von einem Schullehrer dürfte man schließlich die Aufrechthaltung der ästhetischen Gesetze fordern. Wie weit aber W. Fetscherin von der angenehmen Accuratesse einer geschmackvollen Darstellung entfernt ist, beweist er in der kleinen Skizze: „Madame Perregaux", einer Skizze, die ohnehin ihres localen Stoffs halber nur durch eine gefällige Ausführung gehoben werden konnte. Irgendein beliebiger Satz mag als Probe der stilistischen Flüchtigkeit des Autors dienen: „Während daheim die starrste, engherzigste Rechtgläubigkeit jeden vom Buchstaben der Bekenntnißschriften Abweichenden, besonders die Wiedertäufer, aufs schonungsloseste verfolgte, fand dagegen die Wohlthätigkeit, die Opferwilligkeit gegen verfolgte vertriebene Glaubensbrüder keine Grenzen."

Wenn Karl Merz zu Anfang seiner „Silhouetten aus

Nordamerika" hervorhebt, daß die emancipirten Sklaven der Gegenstand lebhafter Theilnahme der ganzen gebildeten Welt geworden, so dürfte sich dies Interesse doch nicht auf die „schwarzen Bekannten" erstrecken, die uns der Verfasser mit großem Behagen vorstellt. Dergleichen Aprilscherze, wie sie zwischen ihm, Nat Johnson und der Köchin Kate gespielt, sind höchstens ein gutes Unterhaltungsfutter für gedankenmatte Seelen.

Bei dem Lebensbilde von Niklaus Manuel, das uns Otto von Greyerz entwirft, ist die Breite der pastoralen Schreibweise nicht der geringste Fehler. Hinsichtlich der Darstellung des damals in üppigster Blüte stehenden Ablaßschwindels hätte sich der Autor mit knappen Umrissen begnügen müssen. Den Geistesreichthum von Manuel erklärt Greyerz einerseits sehr naiv „aus natürlichen Verhältnissen", andererseits erscheint ihm derselbe als eine Tugend! Manuel gehört allerdings zu den wahrhaft verdienstvollen Männern seines Jahrhunderts; ihn aber auf das Piedestal eines bedeutenden Künstlers zu stellen, wie es Greyerz gethan, ist noch keinem Literarhistoriker in den Sinn gekommen.

Nicht uninteressant sind die „Erinnerungen aus Griechenland", die wir dem Pfarrer Gottfried Ludwig verdanken. Schade, daß der Autor häufig in das religiöse Gebiet hinüberschweift, denn bei einer solchen Gelegenheit vertauscht er augenblicklich das heitere Gewand des einfachen Erzählers mit dem Pfauenglanze des Predigervortrags. Als sich z. B. Ludwig in der längst zerfallenen Akademie des Platon an dessen „Phädon" erinnert, folgen die salbungsreichen Ausrufe: „Welche Erhabenheit, welcher Ernst, welche Tiefe, welche Wärme, welche religiöse Weihe!" sodaß wir hinzufügen möchten: Welche unerträgliche Rhetorik! Verschiedene Schilderungen, in denen die Kanzelstimme nicht hindurchklingt, sind dem Verfasser sehr gelungen. Hier empfinden wir bisweilen die Frische des unmittelbaren Eindrucks. Die Ankunft in Eleusis und die Einkehr in dem echt volksthümlichen ländlichen Khan, wo alles so sauber und lieblich aussieht wie bei uns in einer Schenke an einem Montag früh nach der Kirchweih, ist z. B. mit lebhafter Natürlichkeit gezeichnet. Stilistische Unarten wie: „Wir machten uns daran, die ehrwürdige Kirche zu betreten", oder: „Wir machten uns daran, Eleusis besser kennen zu lernen", wird sich Ludwig hoffentlich abgewöhnen.

Bei dem in Prosa abgefaßten Trauerspiel: „Samuel Henzi", von Theodor Meyer-Merian aus Basel, hat der Autor die Angabe einer Hauptperson ganz vergessen, indem der Würgengel der Langeweile, der sich wesentlich an der Handlung betheiligt, gar nicht mit angeführt worden ist. Wenn Wernier gegen den Schluß der fünfactigen Tragödie vor seiner Hinrichtung sagt: „Das Beste ist, daß nicht die mislungene Komödie von neuem angeht", so hat er hiermit das Gesammtbewußtsein der Leser ausgesprochen. „Ich will in dieser letzten Stunde", fügt Wernier treffend hinzu, „nicht besser scheinen als ich bin; o hätt' ich's nie gewollt! Ist's Reue nicht, so sei's doch Wahrheit!"

Der Kampf um die Bürgerfreiheit bildet den Knotenpunkt des Stücks. Die Bewohner von Bern erhalten durch Henzi, den Helden des Trauerspiels, die unzweideutigsten Beweise, daß sie der Rath um ihre verbrieften Rechte betrügt. Unter Henzi's Fahne wird deshalb der Sturz des Patricierthums beschlossen, und zur Freude aller gewinnt Henzi auch den Candidaten Ulrich für die edle Sache. Den Heiligenschein, womit sich Ulrich umgibt, erkennen aber die Bürger zu spät als eine nachgemachte Glorie, indem der nichtswürdige Scheinheilige schließlich den Verräther spielt. Henzi, Stadtlieutenant Fueter und Niklaus Wernier müssen darauf in den Kerker spazieren, um ohne Gnade geköpft zu werden. Die Stühle des Patricierthums, die bereits zu wackeln anfingen, stehen mithin wieder auf festen Füßen, und so bleibt nur das Bedauern, daß wir nicht den Instinct der Eichhörnchen besitzen, welche die Inhaltlosigkeit einer tauben Nuß schon von außen wittern.

6. Wandlungen. Gedenkbuch an ein großes Jahr. Dresden, Heinrich. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber dieser „Wandlungen", welche bereits das „Gewesensein" deutlich an ihrer Stirn tragen, bekennt in aller Unschuld, daß er keinen künstlerischen Zweck verfolgt habe. Aber wenn es ihm blos darum zu thun war, der Prinz Friedrich August-Stiftung in Dresden ein pecuniäres Dankopfer zu bringen, so hätte er unbedingt seine löbliche Absicht auf dem einfachen Wege einer christlichen Collecte weit besser erreicht.

Allerdings ertönen in diesem Album einige echte Dichterstimmen; aber bei einem Buche von über 200 Seiten will das nicht mehr bedeuten, als ein paar Schwalben, die noch keinen Sommer machen. Zu den werthvollen Gedichten zählen wir: „An den König von Preußen" (vermuthlich von Dingelstedt); „Friedensruf", von Gottschall; „Westfälisches Sommerlied", von Freiligrath; „Friede auf Erden!", von A. Traeger; „Mahnung", von Karl Weller und „Herbst 1866", von Pauline Schanz. Daneben behaupten sich noch verschiedene recht anständige Erzeugnisse von Rittershaus, Johannes Käubler, Moritz Horn, Bodenstedt, Feodor Wehl u. s. w. Das traurige Uebergewicht behalten jedoch die hundert Kinder, die ihr nutzloses Dasein der Eitelkeit prosaischer Väter verdanken. Strophen wie:

„Ade, du mein Land, mein Stolz, meine Lust!
Wie! Werd' ich dich wiedersehn?"
So seufzte Johann in seiner Brust
Und blieb an dem Markstein stehn.

Oder:

Die Ehre ist gewahrt. Zwar nicht als Sieger
Doch hochgepriesen von dem Feind sogar
Sieht Sachsen wieder seine tapfern Krieger,
Mit ihnen das geliebte Prinzenpaar.

Oder:

Obgleich gar viel' betrübet
Den König und sein Haus —
Im Gottvertraun geübet
Hielt er im Leiden aus —

sind für die Tonart der meisten Verse höchst bezeichnend.

Eine mit künstlerischem Geschmack ausgewählte Sammlung der poetischen Kriegsliteratur von 1866 würde gewiß jeder willkommen heißen. Unser Herausgeber rechnet aber das Unkraut unter die Früchte. Auch fehlt es ihm an dem nöthigen Forscherfleiß, denn sonst hätte er hervorragende Gedichte, wie von Geibel, Herwegh, Lingg,

Julius Schanz u. s. w. nicht völlig übersehen können. In dieser Hinsicht werden wir lebhaft an einen deutschen Literarhistoriker erinnert, von dem die dunkle Sage geht, daß ihm solche Bücher, die ihm nicht ins Haus geschickt sind, als „unzugänglich" erscheinen.

7. Gedichte aus Riga. Riga, Kymmel. 1867. 16. 1 Thlr.

Für die Unschädlichkeit vorliegender Sammlung leistet die hohe Obrigkeit in Riga Bürgschaft, denn auf dem Titelblatt ist deutlich zu lesen: „Von der Censur erlaubt." Leider ist aber der Erlaubnißschein von einem Polizeicommissar ausgestellt, der wol niemals ein ästhetisches Handbuch zu Gesicht bekommen hat. Euterpe, die Muse der lyrischen Dichtkunst, ist wenigstens an der Herausgabe dieses Albums unschuldig.

Die Namen aller dieser Dichter sind nur in dem Inhaltsverzeichniß angeführt worden. Ohne dasselbe würde der Leser überhaupt nicht wissen, an wen er sich zu halten hätte, denn infolge der wunderbaren Harmonie sämmtlicher Autoren müßte er unfehlbar die Ueberzeugung gewinnen, daß der ganze Gedichtband das geniale Werk eines einzigen Verfassers wäre. Vergleichen wir zum Vergnügen mehrere Strophen von verschiedenen Poeten. Der erste, den wir citiren, ging einmal durch die schönen Straßen der alten deutschen Stadt Riga, wobei er namentlich über die ungeheuere Höhe des Kirchthurms von St.-Peter erstaunte. Was wunder, wenn dies Erstaunen einen Schwindel der Phantasie bewirkte? Kurz und gut, unser Zuschauer geräth auf den kühnen Einfall, alle die edeln Kirchenväter, welche sich um Riga ein besonderes Verdienst erworben, mit Hülfe des Zauberstabes der Poesie zu beschwören. „Ich rufe die Geister aus der Tiefe", sagt bekanntlich Glendower bei Shakspeare. „Ich auch, sie kommen aber nicht", versetzt unser Poet mit Percy. Doch nein! Sie erscheinen wirklich, wenn auch als Schatten ohne Körper, da sie blos als die Träger ihres eigenen Namens an uns vorbeipassiren:

> Voran dem langen Zuge der würd'ge Albert schritt,
> Der Rigas Grundstein legte, für Christi Lehre stritt.
>
> Sylvester Tegetmeier, Brismann, des Luther Freund,
> — Reformatoren — schritten sie Hand in Hand vereint.
> Spenkhusen, Albrecht Hinske, zwei Männer voller Kraft,
> Die muthig kämpften, wirkten zum Wohl der Bürgerschaft.
>
> Ich sah im Zug sie schreiten, in dem noch mancher ging*),
> Der mit dem Wohle Rigas genau zusammenhing.

Ein anderer Poet besingt den interessanten Abbruch der Wälle von Riga:

> Stark bewehrt mit Stangen, Spaten, Hauen,
> Macht man sich zum großen Werk bereit.
> Gilt es zu zerstören? Gilt's zu bauen?
> Rigas Wälle sind dem Sturz geweiht.
>
> Eine frühre Zeit hat Wall und Schanze,
> Kriegsnoth fern zu halten, hingestellt;
> Doch der Friede naht im Oelzweigkranze,
> Und die Schutzwehr, nun ein Hemmniß, fällt.
>
> Und wenn jemand fragt in künft'gen Tagen,
> Wie so schnell die schöne Frucht gereift,
> Wird dem Frager man als Antwort sagen:
> Weil die Wälle Rigas man geschleift.

Noch ein anderer Autor leiht seinen eigenen und den Gefühlen seiner Collegen einen sehr treffenden Ausdruck:

> Bin zum Dichter nicht geboren!
> In des Lebens engen Schranken
> Ward die Fülle der Gedanken
> Nicht vergönnt mir von den Horen.
>
> Und so glaub' ich, auserkoren
> Bin ich von der Poesie,
> Daß — nie selig ohne sie —
> Einst ich werde neu geboren.

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht", lautet der Refrain eines bekannten Liedes. Wer will es uns daher verübeln, wenn wir ebenfalls die Caprice haben, die Namen dieser Sänger zu verschweigen. Vielleicht verhilft ihnen diese neue Art von Reclame zu einem plötzlichen Ruhm. Die hohe Obrigkeit von Riga hat ja gottlob der Neugier heißhungriger Leser keinen Riegel vorgeschoben, und somit werden gewiß alle nichts Eiligeres zu thun haben, als in den nächsten Buchladen zu stürzen, um die Autorschaft der Gedichte zu ermitteln.

Wilhelm Buchholz.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

*) J. V. Plettenberg, Lohmüller und Knöpken.

Neuere Geschichte Italiens.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Inzwischen waren die traurigen Erfahrungen der Jahre 1820 und 1830 nicht ohne Einfluß auf die italienischen Patrioten geblieben. Der Verfasser weist nach, wie sich seit dem Jahre 1831 allmählich eine gemäßigte Partei bildete, welche in der Erkenntniß, daß das Sektenwesen, die Verschwörungen und gewaltsamen theilweisen Revolutionen nie zum Zweck führen würden, eine allmähliche Verbesserung der Zustände durch innere Reformen, durch Volksbildung und Aufklärung der Nation über ihre wahren Interessen anstrebte. Trotz der strengen Censur gelang es ihr, durch gelehrte Vereine, Zeitschriften und Bücher eine allmählich wachsende Wirksamkeit zu bethätigen.

In der richtigen Erkenntniß, wie innig die Literatur eines Landes mit seinen politischen Schicksalen zusammenhängt, und wie dies in Italien in der neuesten Zeit fast mehr als irgendwo anders der Fall gewesen ist, zeichnet uns der Verfasser die literarischen Zustände der Halbinsel, die er bekanntlich auch zum Gegenstande eines besondern Werks gemacht hat, mit scharfen Strichen, und geht sogar so weit, nicht nur die Schriftsteller zu charakterisiren, sondern sogar ihre bedeutendsten Werke bis ins einzelne zu analysiren. So finden wir schon in der Einleitung eine eingehende Charakteristik Ugo Foscolo's, den der Verfasser mit Recht als Typus für eine gewisse Gattung italienischer Schriftsteller betrachtet; doch liebt er es, hier wie anderswo, indem er der großen Mängel des Dichters, zumal der eiteln Selbstbespiegelung gedenkt, an der er endlich moralisch zu Grunde ging, die schlimmen Seiten

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Weber's „Illustrirter Kalender" für das Jahr 1869 liegt vor uns als höchst empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk, indem nicht nur die astronomische Zukunft des Jahres 1869 in demselben auf das sorgfältigste enthüllt ist, sondern auch die Chronik der Vergangenheit des Jahres 1868 nach allen Richtungen hin vollständig mitgetheilt wird. Geschichtskalender, Militär- und Marinekalender, Landwirthschaftskalender, Handels- und Verkehrskalender, Naturwissenschafts-, Geographischer, Heilwissenschafts-, Kirchen- und Schulkalender, Literatur-, Kunst-, Theater-, Musikkalender u. s. w. lösen sich ab und gewähren einen Ueberblick über die gesammte geistige Thätigkeit des Jahres 1868 auf allen Culturgebieten. Die Illustrationen bringen eine Anzahl politischer, literarischer und künstlerischer Charakterköpfe namhafter Persönlichkeiten, die mehr oder weniger im Laufe dieses Jahres von sich sprechen machten. Zur Orientirung dient ein reichhaltiger statistischer Kalender, dem eine übersichtlich geordnete Todtenschau folgt.

Eduard Trewendt's „Volkskalender für 1869" hat nach wie vor seinen landschaftlichen Mittelpunkt in Schlesien, Altvater Holtei sorgt durch seine „Schlesischen Gedichte" dafür, daß diese Hauptbeziehung des Kalenders nicht verloren geht. Von hier aus beschreibt er seine Radien nach allen Seiten. Novellen, naturwissenschaftliche Aufsätze von Karl Ruß, und gut ausgeführte Stahlstiche sorgen für die reichhaltige Popularität des weitverbreiteten Volksbuchs.

Der neue Jahrgang von **Berthold Auerbach's „Deutschem Volkskalender"** bringt, nach einer langen Pause, wiederum zwei Dorfgeschichten von diesem Autor, der sich in jüngster Zeit mehr dem Roman zugewendet hat, wie denn auch im Feuilleton der „Presse" ein neues größeres Dichtwerk dieser Gattung von seiner Feder erscheint. Die Dorfgeschichten des Kalenders sind von dem hochbegabten Maler Meyerheim mit ansprechenden Originalzeichnungen illustrirt.

Von der **Bodenstedt'schen „Shakspeare-Uebersetzung"** (Leipzig, Brockhaus) ist das zwölfte und dreizehnte Bändchen erschienen, welche eine Uebersetzung des „Timon von Athen" von Paul Heyse und „König Heinrich V." von Otto Gildemeister bringen. Paul Heyse weist in seiner Einleitung auf die Auseinandersetzungen von Delius über das Stück im „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft für 1867" zurück, denen zufolge „Timon" nicht ganz von Shakspeare herrühre, sondern ursprünglich von einem andern untergeordneten Dichter verfaßt und dann von Shakspeare umgegossen und mit neuen Scenen bereichert worden sei. Heyse meint, Shakspeare habe einem Schauspieler eine Virtuosenrolle schreiben wollen und deshalb die Hauptrolle dieses Stücks aufgefrischt, dem alten Körper gleichsam ein neues Rückgrat eingesetzt, was denn nicht abgehen konnte, ohne auch andern Theilen nachzuhelfen. Mit unsern Begriffen vom geistigen Eigenthum steht das Verfahren allerdings im Widerspruch; eine derartige Annexion aus geschäftlichen Rücksichten würde heute nicht geduldet werden, um so weniger, wenn sie ihrem Raub für ewige Zeiten den Stempel aufzudrücken bedacht ist. Doch vielleicht könnte sich Shakspeare gegen Delius rechtfertigen; das feinste Stilgefühl selbst, wie es diesem Kritiker nicht abzusprechen ist, täuscht oft. Kein Dichter befindet sich immer auf der Höhe seiner Kraft, und was er in schwachen Stunden geschrieben, kann leicht für die Arbeit eines untergeordneten Talents gelten. Die Kraftreden des Menschenhasses hat Heyse im ganzen wol mit größerer Grazie übersetzt als seine Vorgänger; doch bleibt immer noch ein Rest ungelöster Härte und Schwerfälligkeit übrig. — „König Heinrich V.", das schwunghafteste Königsdrama Shakspeare's, ist von Gildemeister nicht nur mit einer zweckmäßigen geschichtlichen Einleitung versehen, sondern auch mit dem entsprechenden Schwung übersetzt worden. Wir verweisen nur auf den großen Königsmonolog des vierten Actes, der in der geklärten Form Gildemeister's einen bedeutendern Eindruck macht als in der gesuchten, etwas engbrüstigen Knappheit seiner Vorgänger.

Von der **„Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts"** (Leipzig, Brockhaus) ist der funfzehnte und sechzehnte Band erschienen. Der funfzehnte enthält Herder's „Cid" mit einer Einleitung über „Herder und seine Bedeutung für die deutsche Literatur" von Julian Schmidt. Die Abhandlung enthält eine Skizze von Herder's Entwickelungsgang und faßt am Schluß den Kern von Herder's Werken mit den folgenden Worten zusammen: „Er hat den Geist der Abstraction, den er in seinem Zeitalter vorfand, durch Vertiefung in das geschichtliche Leben gebrochen; er hat, indem er die Fülle der Erscheinungswelt in der Mannichfaltigkeit ihrer Farben und Formen anschaute, durch große Perspectiven zur Geltung brachte und in ihrer freien Bewegung das Gesetz feststellte, ein concreteres Ideal auf den Altar der Menschheit gestellt, als der blasse, blutlose Schemen war, den man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vergötterte; er hat der Dichtkunst einen freien Blick, der Wissenschaft den Begriff eines tiefern Zusammenhangs aller Seelenkräfte gewonnen." Die Erläuterungen zum „Cid", die sich besonders über die Quellen, über den historischen Cid und sein Verhältniß zu dem Cid der Sage und Dichtung verbreiten, sind von einer Dame, Karoline Michaëlis, abgefaßt.

Der sechzehnte Band enthält **Johann Gottfried Seume's „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802"**, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Hermann Oesterley. Man mag über die Bedeutung dieser Reiseskizzen verschiedener Ansicht sein; in Bezug auf die Darstellung von Kunst und Natur sind sie längst von zahlreichen spätern Reisebildern überholt worden. Doch ein Verdienst bleibt Seume: er hat zuerst das italienische Volksleben beobachtet und geschildert, über welches die Kunstenthusiasten stets hinwegsehen; er hat zuerst protestirt gegen das Dogma: Italien sei ein Paradies, von Teufeln bewohnt; er erklärt zuerst, der Italiener ist ein edler herrlicher Mensch; aber seine Regenten sind Mönche oder Mönchsknechte. Ueberhaupt ist das Werk ein Denkmal tüchtiger Gesinnung; nicht Italien, aber Seume wird man daraus kennen lernen, und auch das lohnt sich der Mühe.

Die in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung erscheinende **Schulausgabe deutscher Classiker** sollen dem deutschen Sprachunterricht an Lehranstalten jeder Art einen Lesestoff von mustergültiger Form und bedeutendem Inhalt zuführen, der den Werken großer Schriftsteller entnommen wird. Die Anmerkungen und Einleitungen beschränken sich auf das unentbehrliche historische und sachliche Material. So liegen bereits Goethe's „Ausgewählte Gedichte", „Hermann und Dorothea", „Iphigenie", Prosa erste und zweite Abtheilung vor, ebenso Schiller's „Wilhelm Tell" und „Geisterseher", denen sich neuerdings Schiller's „Gedichte" anreihen. In Bezug auf die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten wie auf die allgemeinen Bemerkungen ist das richtige Maß zu rühmen.

Ein kühnerer Versuch ist das folgende Werk: „Titan von Jean Paul. Durch Weglassen der am schwersten verständlichen Stellen und durch Namen- und Worterklärungen einem größern Leserkreise zugänglich gemacht von **Emil Wendt**. Erster Band: Albano und Liane" (Zerbst, Dörffling, 1868). Man hat mit Jean Paul schon verschiedene Experimente gemacht, um ihn der Ungeduld heutiger Leser genießbarer erscheinen zu lassen. Zahlreiche Anthologien treiben Jean Paul'schen Spiritushandel; Karl von Holtei hat seine Sentenzen in Verse gebracht; Emil Wendt veranstaltet jetzt eine editio castigata, nicht im Sinn ähnlicher Ausgaben römischer Classiker, obgleich die Verwischung des abscheulichen Treibens von Roquairol gegen Rebekka und Linda auch diesem Princip huldigt, sondern durch Abkürzung, durch Wegschneidung allzu üppiger humoristischer und sentimentaler Ranken u. s. w. Jeder Versuch, einen so reichen und geistig bedeutenden Autor wie Jean Paul dem Geschmack unserer Leser näher zu bringen, verdient Anerkennung; denn wie viel oder wie wenig man von Jean Paul

geben mag, in allem ist immer der ganze Dichter. Der letzte Zweck kann immer nur die Hinführung zur Lektüre des Autors selbst sein; es ist möglich, daß dieser Zweck durch derartige Ausgaben erreicht wird, welche den Dichter in usum delphini zurechtmachen. Nur in den Namen- und Sacherklärungen nimmt der Herausgeber doch ein zu niedriges Niveau der Bildung an, auf das er sie berechnet. Man kann Jean Paul's „Titan" nicht verstehen oder nicht lesen wollen und doch recht gut wissen, wer Julius Cäsar und Cato von Utica war und noch besser, was eine Citrone ist, die uns als die reife Frucht des aus Ostindien stammenden Citronenbaums auf dem gelehrten Präsentirteller der Noten vorgesetzt wird. Eine allgemeine Einleitung über das Werk, den Gang der Geschichte und Begebenheiten, die sich bei Jean Paul oft schwer voneinander loslösen lassen, namentlich aber über die geistige Bedeutung der Composition und der leitenden Grundgedanken erscheint bei einem so geistvollen und im ganzen wenig analysirten Werke für das tiefere Verständniß unerlaßlich.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die „Römische Geschichte" von W. Ihne sagt die „Saturday Review" vom 15. August: „Es spricht nicht minder für den Scharfsinn Gibbon's als es zu seinem Ruhme beiträgt, daß er zum Thema seiner Geschichte einen Zeitabschnitt gewählt hat, in welchem die Thatsachen so ziemlich festgestellt sind. Der gegenwärtige Stand der ältesten römischen Geschichte ist dem des kaiserlichen Rom in der von Gibbon geschilderten Epoche nicht unähnlich. Kaum ist ein neuer Herrscher gewählt, bestätigt und eingesetzt, so ist schon wieder eine neue Wahl nöthig geworden. Nachdem nämlich erst kürzlich Niebuhr von Mommsen entthront worden, kommt nun Ihne mit Ansprüchen, den letztern zu verdrängen. Die Meldung seines Anspruchs indessen ist dessen eigene Widerlegung. Mommsen soll nicht gründlich genug sein. Er weise die Ergebnisse, aber nicht das Verfahren der Kritik auf. Ihne seinerseits strebt danach, ein Werk zu schreiben, welches seinen eigenen Commentar bilden und den Leser nicht allein über die Wahrheit der Geschichte, sondern auch über die Gründe des Glaubens daran belehren soll. Das heißt so viel, als daß er nach nur wenigen Lesern strebt, und zwar nicht nach der Klasse, welche über den Ruhm zu verfügen hat. Eine Geschichte, welche sich damit aufhält, jede Schwierigkeit zu erörtern, kann durchaus nicht den Fluß und die classische Vollendung der Meisterschaft besitzen, noch auf das größere Publikum einwirken. Sie kann nur mit Ehren eine untergeordnete Stellung einnehmen, bis wieder ein noch schärferer Kritiker auftritt, der von seinen Vorgängern selbst gelernt hat, sie zu verdrängen. Gleichwol ist Ihne's Werk ein vortreffliches Muster in seiner Art. Der Verfasser ist ebenso scharfsinnig wie fleißig, und die gefeilte Gedrängtheit der Erzählung sowol wie seiner Erläuterungen verdient die höchste Anerkennung. Seinen Mangel an Originalität ersetzt eine entsprechende Freiheit von paradoxen Behauptungen, wenigstens von solchen, die er selbst erfunden. Bei seiner Abhängigkeit jedoch von den in seinem eigenen Kreise geltenden Ansichten ist er von dem mächtigen Rückschlag, welcher gegen die skeptische Uebertreibung eingetreten ist, und welcher verspricht, so vieles von dem alten Glauben wieder zurückzubringen, unbeeinflußt geblieben. Er hängt viel zu sehr von Schwegler ab, der zwar ein sehr scharfsinniger, aber auch ein vorzugsweise unbesonnener, anmaßender und unsicherer Kritiker ist! Sir George Lewis wird häufig mit Beifall angeführt; wir hätten indessen gern einige Bezugnahme auf Dyer gesehen, dessen Nüchternheit und prunkloser Verstand vortrefflich geeignet wären, der deutschen Kritik gerade diejenigen Eigenschaften zu geben, die ihr am nöthigsten sind."

Ueber Bastian's „Beiträge zur vergleichenden Psychologie u. s. w." äußert sich die „Saturday Review" wie folgt: „Bastian, der berühmte Reisende, ist ein Mann, dessen Unternehmungen stets von kolossalem Umfange sind. Mit seinen Reisen verglichen, sind die eines Speke und Baker bloße Sommertouren, und die in seinen Schriften zu Tage tretende Gelehrsamkeit verbindet die Kenntnisse der Anthropologischen Gesellschaft auf der einen mit denen der Universität Göttingen auf der andern Seite. Sein letztes Werk ist zwar nicht voluminös, erregt aber das größte Erstaunen durch das darin enthaltene Wissen. Es ist fast ausschließlich eine dichtgepackte Masse von Citaten aus allen denkbaren Autoren in Bezug auf den Glauben aller Völker der Erde. Da Bastian sich selten die Mühe gibt, seine Anführungen zu übersetzen, so bildet sein Werk ein wahres Sprachgemengsel und enthält so wenig Selbständiges, daß man unmöglich sagen kann, ob seine Beherrschung des Gegenstandes in irgend richtigem Verhältniß zu seiner Fähigkeit, Details anzuhäufen, stehe. Es ist indessen eine unschätzbare Vorrathskammer von Thatsachen, die durch Belege sorgfältig gewährleistet und für Theologen, Philosophen und Ethnologen von der größten Wichtigkeit sind."

Bibliographie.

Aschbach, J., Roswitha und Conrad Celtes. 2te vermehrte Auflage mit nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift der Roswitha, über die Legende des heil. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Graf Ellern. Roman. 3 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1869. 8. 4 Thlr.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. 1ster Bd.: Jugendzeit und römische Wirksamkeit. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Duvernoy, G., Freude nach Leid, oder die Ansiedler in Texas. Texanisches Lebensbild nach Quellen bearbeitet. Regensburg, Pustet. 8. 15 Ngr.

Ernesti, Luise, Unauflösliche Bande. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1869. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Geilfus, G., Helvetia. Vaterländische Sage und Geschichte. 3ter Bd. 5te Aufl. — A. u. d. T.: Geschichte der Schweiz von 1800 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche. Stuttgart, Cotta. 8. 26 Ngr.

Hausmann, M., Geschichte der päpstlichen Reservatfälle. Ein Beitrag zur Rechts- und Sittengeschichte. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hegewald, L., Aus den Papieren eines deutschen Patrioten. Carlsruhe, Creuzbauer. Gr. 8. 14 Ngr.

Lataste, Marie, Leben und Werke, veröffentlicht von Abbé P. Darbins. Nach der 2ten französischen Aufl. Sorgfältig durchgesehen und mit dem Original-Manuscripte verglichen, nebst einer neuen Lebensbeschreibung von einer Klosterfrau ꝛc. 3 Thle. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Laurier, F. W., Die evangelisch-protestantische Kirche der Pfalz. Eine Denkschrift zur 50jährigen Jubelfeier der pfälzischen Union. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 20 Ngr.

Lubojatzky, F., Der Kaplan von Königgrätz. Roman aus der Neuzeit. 1stes bis 16tes Heft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Meyer, G., Grundzüge des norddeutschen Bundesrechtes. Leipzig, Serig. Gr. 8. 1 Thlr.

Meyer, K., Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Basel, Georg. Gr. 8. 15 Ngr.

Oschwald, J. U., Johann Heinrich Oschwald. Ein religiöses Charakterbild aus der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 7ter Bd. Von 1653—1670. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ratzinger, G., Geschichte der kirchlichen Armenpflege. Gekrönte Preisschrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rutenberg, A., Aesthetische Studien. Berlin, Rauh. 16. 15 Ngr.

Schuler, G. M., Was sind die Gotteslengner eigentlich für Leute? Ein Beitrag zur religiösen Aufklärung. Köln, Bachem. 8. 6 Ngr.

Schultz, W., Natur- und Culturstudien über Südamerika und seine Bewohner, mit besonderer Berücksichtigung der Colonisationsfrage. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 25 Ngr.

Sivers, J. v., Herder in Riga. Urkunden. Riga, Kymmel. Gr. 8. 10 Ngr.

Steffens, F., Künstlerstreben und Alltagsleben. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Stöckel, A., Lehrbuch der Philosophie. Mainz, Kirchheim. Lex.-8. 3 Thlr.

Sybel, H. v., Die Gründung der Universität Bonn. Festrede. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Ulrichs, K. H., „Memnon". Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Eine naturwissenschaftliche Darstellung. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. 2 Abtheilungen. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weiland, G., Wind und Wetter. Vortrag. 2ter Abdruck. Dortmund, Krüger. 8. 7½ Ngr.

Zehnel, G., Lose pädagogische Blätter. Skizzen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Zum Frieden zwischen Kirche und Staat in Oesterreich. Leipzig, Heitmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur, von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (15 und 16) ausgegeben:

Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley.

Die früher erschienenen Bände (1—14) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner.

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

☛ **Preisermäßigung bis Ende 1868.** ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie von Ferdinand Lassalle.

Zwei Theile. 8. Geh. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis 3 Thlr.

Der bedeutende wissenschaftliche Werth dieses Werks ist allgemein anerkannt; kein Jurist und kein Philosoph, der sich mit Erforschung der Rechtstheorien beschäftigt, kann es ignoriren. Und da die vom Verfasser entwickelten Ansichten mit seinem öffentlichen Auftreten als socialistischer und politischer Agitator im engen Zusammenhang stehen, bietet das Werk auch Nichtjuristen vielseitiges Interesse.

☛ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 5 Thlr. wieder ein.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Die Opfer mangelhafter Justiz.

Gallerie

der interessantesten Justizmorde

aller Völker und Zeiten.

Von

Dr. Karl Löffler,

früherer Redakteur der Berliner Gerichtszeitung, Ritter ꝛc.

Ausgabe in Octav-Bänden. Format des „Neuen Pitaval". Eleg. brosch. Preis pro Band 2 Thlr.

Ausgabe in Heften. Format des „Neuen Pitaval". Eleg. brosch. pro Heft 15 Sgr.

In allen Ländern beschäftigt die Frage über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe die Gemüther und es ist daher wohl an der Zeit, dem Publikum die Justizmorde aller Zeiten und Völker vorzuführen. Der Herr Verfasser (Begründer der Berliner Gerichtszeitung) hat jahrelange Mühen auf dies Werk verwendet, das mit dem bei C. Minde in Leipzig erscheinenden Colportagewerk nichts gemein und mit dem der Herr Verfasser durchaus nichts zu thun hat, und seine Befähigung für diesen Zweig der Literatur ist zu bekannt, als daß wir denselben erst ausführlicher gedenken müßten.

Aus dem reichen Inhalte der ersten zwei Bände erlaube mir nur folgende interessante Fälle anzuführen:

François Ramel. Raubmord. 1846. — Der Mord in der Brüderstraße zu Berlin. Diebstahl. 1781. — Anton Keil. Diebstahl. 1775. — Conrad Grebe. Raubmord. 1815. — Victorine Salmon. Giftmord. 1781. — Der Hexenmeister zu Lindheim. Hexerei. 1661. — Maria Mendoza. Giftmord. 1817. — Die feindlichen Brüder. Brudermord. 1774. — Die Opfer des 2. December 1851 u. s. w.

☛ Preisermässigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Corda, A. Jos. C. Prachtflora europäischer Schimmelbildungen. Mit 25 color. Tafeln. Fol. (15 Thlr.) Ermässigter Preis 7½ Thlr.

—— Flore illustrée des mucédinées d'Europe. Avec 25 planches coloriés. Fol. (15 Thlr.) Ermässigter Preis 7½ Thlr.

Kützing, F. Trg. Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln. 4. (40 Thlr.) Ermässigter Preis 20 Thlr.

—— Species algarum. 8. (7 Thlr.) Ermässigter Preis 2⅔ Thlr.

—— Grundzüge der philosophischen Botanik. 2 Bände. Mit 38 Tafeln Abbildungen. 8. (5⅓ Thlr.) Ermässigter Preis 1⅔ Thlr.

Pritzel, G. A. Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. (14 Thlr.) Ermässigter Preis 6 Thlr. Auf Schreibp. (21 Thlr.) Ermässigter Preis 8 Thlr.

Die vorstehenden wichtigen botanischen Werke sind zu den ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☛ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

//
Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 42.** — 15. October 1868.

Aphorismen und Sentenzen.

Seitdem Goethe, außer seinen in rhythmische Formen eingekleideten Gnomen und Epigrammen, auch in Prosasprüchen Maximen und Reflexionen niedergelegt hat, ist diese aphoristische Form des Gedankenausdrucks in Deutschland häufig benutzt worden. Nach unserer Ansicht verleiht die metrische Gewandung erst der Sentenz den eigentlich lapidaren Charakter. Dennoch gibt es ein breites Gebiet der Lebensprosa und vielverzweigter geistiger Interessen, welche zu spröde sind für die metrische Prägnanz. Hier läßt man sich gern Reflexionen gefallen, welche ein Thema hin- und hergehend beleuchten, ehe sie den Inhalt in eine epigrammatische Spitze zusammenfassen; hier ist daher die geräumige Form der Prosa angebracht. Doch wo derartige Aphorismen und Reflexionen selbständig auftreten, ohne aus einem größern dichterischen Organismus herauszuwachsen, da verlangen wir, daß sie wenigstens von einem originellen Geist Zeugniß ablegen. Dies ist selbstverständlich in der folgenden Sammlung der Fall, in welcher einer unserer geistvollsten Schriftsteller eine Art von gnomischer Aehrenlese hält, nach seinen epischen und dramatischen Erntefesten:

1. Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche von **Karl Gutzkow.** Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 26 Ngr.

Der letzte Roman Gutzkow's: „Hohenschwangau", gab in seiner epischen und geschichtlich treuen Haltung wenig Gelegenheit, Reflexionen, Sentenzen und Maximen in die Erzählung einzufügen, um so weniger, als der Gedankenhorizont des Reformationszeitalters doch von dem modernen wesentlich unterschieden ist. Die geistige Bewegung hatte damals die theologische Farbe, und diese auszuspielen wird der freie Gedanke der Gegenwart nicht gerade geneigt sein. Der Autor konnte also, während er den Bau jenes Romans zusammenschichtete, in freien Nebenstunden den Gedanken Audienz ertheilen, die für „Hohenschwangau" nicht hoffähig waren, und indem er mit diesen neuen Reflexionen zusammenstellte, was ihm von früher, etwa aus den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und aus sonst zerstreuten Gedankenspänen aufbewahrenswerth erschien, bildete sich von selbst die vorliegende Sammlung.

Gutzkow besitzt nicht die eigentliche epigrammatische Schärfe, wie sie selbstgewissen und schlagfertigen Geistern eigen ist, die sich gegen alles fremde Andrängen mit gewaltigen Hieben wehren. Ein kaustischer Epigrammatiker muß wie ein sich kugelndes Stachelschwein, überall mit Spitzen bewehrt, nirgends eine Blöße geben. Er selbst ist fix und fertig, durchweg abgeschlossen — und so geht er der Welt zu Leibe. Gutzkow's Talent besitzt nicht diesen stahlharten Geistespanzer; es ist weicher geartet; sinnend bildet es sich fort, nimmt anderes empfänglich auf, das es selbständig fortentwickelt, stellt der Welt eine eindrucksfähige Seite gegenüber. Seine epigrammatischen Funken sprühen nicht aus gekreuztem Stahl hervor, sondern sie rühren von den innern Gluten eines geistigen Hohofens her, der in beständiger Thätigkeit ist. Wenn man diese Aphorismen liest, so lauscht man einem Bildungsproceß, einer Gedankenarbeit. Dabei hat Gutzkow's ganze Art und Weise etwas Herumknuspernder, Nagendes, Bohrendes; immer unbefriedigt wendet er eine Frage nach allen Seiten hin und entdeckt dann wirklich eine neue Seite an ihr. Und ist's nicht an der Oberfläche, so dringt er nagend und bohrend tiefer ein. Hierzu kommt ein Geist, der eine reiche und vielseitige Bildung beherrscht und daher überall Stoffquellen für seine Probleme findet.

Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte: „Gott"; „Weltlauf"; „Das innere Gesetz"; „Kampf und Bewährung"; „Bildung"; „Die Zeit"; „Die Stände"; „Erziehung"; „Das Geschlecht"; „Der Mensch zum Menschen"; „Walten und Schaffen des Genius."

Im ersten Abschnitt sehen wir den Theologen Gutzkow; er enthält Sentenzen, die eines bedeutenden Mystikers nicht unwürdig wären; freilich sind es nicht Resultate

einer klaren Weltanschauung, sondern Niederschläge von der Gärung eines ringenden Geistes. Feuerbach und St.-Martin treten sich auf die Fersen. Wir hören den erstern aus den folgenden Sentenzen heraus:

Wenn uns der Zweifel beschleicht, daß unsere Ahnungen über die Natur und Größe Gottes nur Täuschungen gewesen, so erhebe uns der Gedanke, daß es doch sicher keine Täuschungen waren über die unergründliche Tiefe des Menschengeistes. —

Die Meinungen, die man dir als Religion aufdrängt, abzulehnen, das eben sei deine Religion.

Dann aber erfahren wir wieder, daß unser Leben ein Versuch zur Unsterblichkeit ist, daß die Bestimmung des Menschen nicht zusammenfällt mit dem Zweck dieser Erde. Ueber die Unsterblichkeit bringt Gutzkow sogar eine längere Rhapsodie, welche bei aller Anerkennung der Naturwissenschaften doch in einem Protest gegen ihre zu weit gehenden Schlußfolgerungen gipfelt und sich zum Glauben an ein Jenseits bekennt. „Die Erde ist für den Menschen da, der Mensch nicht für die Erde." Sollten sie nicht beide für einander da sein? Mit dem Spruch: „Die Disharmonie der Welt liegt nur in unserer Vorstellung", predigt Gutzkow den vollständigsten Optimismus, während die Anschauung, daß für die Lebenden nichts in der Zeit geschehen kann, das nicht auch irgendwie noch den Todten gehört, mit der erläuternden Frage: Sollte Christus nie erfahren haben, was daraus entstanden, daß er am Kreuz gelitten hat? doch bereits in mystische Gebiete hereinragt.

Treffend sind die folgenden Sprüche:

Uebereinstimmung verlange in der Liebe, nicht im Glauben. —

In meiner frühsten Kindheit hatt' ich Gefühle, die mich durchbebten, wunderbarer und erhabener, als sie mir je eine spätere Wirklichkeit bieten konnte. Sicher werden es solche Gefühle sein, die uns wieder beim Nahen des Todes befallen.

Dagegen erscheinen uns die beiden ersten Sentenzen des Abschnitts schief und schielend:

Nie wirst du in die leere Luft verzweifelnde Gebete entsenden und Bitten an das allwaltende Geschick richten um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn du dich früh gewöhnt hast, die natürliche Folgerichtigkeit aller deiner Handlungen als eins der ersten Attribute der Gottheit, ja als die waltende Gottheit selbst zu erkennen. —

Die Liebe Gottes dürfen wir doch wol besonders darin finden, daß sie uns, wenn nicht befiehlt, doch verzeiht, wenn wir nach den Gesetzen der Natur leben. —

Unser Schicksal hängt nicht allein von der Folgerichtigkeit unserer Handlungen ab, sondern auch von unberechenbaren Eingriffen äußerer Mächte. Warum soll der Schiffer im Sturm nicht um Abwendung der Gefahr bitten, die sein folgerichtigstes Handeln allein nicht abzuwenden vermag? Welch ein Abgrund des Mysticismus aber thut sich uns bei der zweiten Sentenz auf, welche Kluft zwischen Gott und dem Naturgesetz, die für die Einsicht der Gegenwart längst nicht mehr besteht.

Der zweite Abschnitt: „Weltlauf", bringt meistens Lehren der Lebensweisheit, oft in sehr glücklicher Fassung. Charakteristisch für den Autor selbst ist die folgende Betrachtung:

Es ist eine oft vorkommende Erscheinung, daß Gemüthsmenschen für Verstandesmenschen und Verstandesmenschen für Gemüthsmenschen genommen werden. Das Misverständniß entsteht daraus, daß der Gemüthsmensch fürchtet, in der Welt, wie sie nun einmal ist, mit seinem Gemüth nicht auszukommen. Dadurch wird er immer geneigt sein, seinen Verstand, soviel er davon eben besitzt, in lebhafteste Thätigkeit zu versetzen. Er setzt ihn aus Angst in Thätigkeit und bei oberflächlicher Beurtheilung kann er sogar als ein Dialektiker und Sophist erscheinen. Verstandesmenschen dagegen wirken um deswillen oft wie gleichsam gemüthliche, weil sie sich vor den Gefahren des Gemüths vollkommen sicher wissen. Wehe jedoch dem, der dieser gemüthlich behaglichen Ruhe, diesem Gemüth der Verstandesmenschen allzu sehr vertraut! Sie können dein innerstes Herz schon in Stücke gerissen haben und dich mit Lächeln verenden sehen, während ihre erste Cigarre noch nicht ausgeraucht ist. —

Gutzkow hält sich offenbar selbst für einen Gemüthsmenschen, während er im Leben und in der Literatur meist für einen Vertreter des berechnenden Verstandes gilt. Sein Protest hiergegen ist berechtigt und die Erklärungsweise der beliebten Verwechselung eine fein- und scharfsinnige. Widmet er doch den Gemüthsmenschen noch die folgende begeisterte Lobrede:

Ihr Verstandesmenschen, ja, euere Weisheit blieb über die Gemüthsnaturen, die euch an Tiefe und Bedeutung weit überlegen waren, zuletzt siegreich! Ihr habt sie erdrückt, ihr habt sie beseitigt. Aber nach Jahren vergleiche einer die Thaten, die von jenen und die, die von euch zeugen! Wie stehen da die siegreichen Handlungen der Kaltvernünftigen so welk und entblättert, während aus den Irrthümern, aus den Niederlagen des Gemüths wie über Trümmern ein unverwelklicher Frühling emporragt.

Von den treffenden Bemerkungen dieses Abschnitts theilen wir die folgenden mit:

Wir schwachen Menschen leben lieber von den Vorschüssen, die wir der Zukunft abborgen, als von den zwar mäßigen, aber sichern Renten der Vergangenheit. —

Ein Geheimniß nicht nur der Chemie, sondern des ganzen Lebens ist, aus Kohle Diamanten zu schaffen. —

Ein ganzes Unglück verdrießt uns nicht so sehr, wie ein nur zur Hälfte eingetroffenes Glück. —

Anerkennung geht in der Regel nur so weit, als sie dazu dient, dem Anerkennenden selbst Relief zu geben. —

Kein Tod ist so tragisch, wie der des Gecken. —

Grauenhaft ist das Bewußtwerden unserer irdisch beschränkten und thierischen Natur, wenn viele Menschen in einem und demselben Augenblick einer gleichen Gefahr ausgesetzt sind. Der einzige gräßliche Schrei beim Zusammenbrechen einer von hundert Menschen bestandenen Estrade, das Umschlagen eines zu stark bemannten Bootes, oder das gemeinsame sorglose und doch gefahrvolle Schlafen bei einer nächtlichen Eisenbahnfahrt, die Seekrankheit auf einem Schiffe und ähnliche gemeinsame und gleichbedingte Erlebnisse machen uns in dem Grade zu einer wenn auch etwas höher organisirten Thiergattung, daß auf Augenblicke unsere kühnsten Einbildungen vom Werth unsers Daseins zerstört werden können.

Hin und wieder findet sich auch ein geschmackloses Bilderspiel, wie in der folgenden Sentenz:

Das Meer ist salzig wie die Thräne, die Thräne ist salzig wie das Meer. Das Meer und die Thräne sind sich durch die Einsamkeit verwandt. Das Meer hat sie schon, die Thräne sucht sie.

Hier ist das tertium comparationis gesucht und affectirt zugleich.

Auch der Abschnitt: „Das innere Gesetz", enthält viel Treffendes und zeugt namentlich von dem Spürtalent des Autors, der mit seiner Diogeneslaterne in die Menschen hineinleuchtet. Da erfahren wir, daß, was wir Charakter

nennen, oft nur Trotz ist, daß, wenn wir unsere Fehler andern eingestehen, wir die Absicht haben, aus diesen Fehlern ebenso viele Tugenden zu machen, daß man sich natürlich nennt, wenn man die Unart hat, alles auszusprechen, was uns über die Zunge läuft, daß man seinen Mangel an Fleiß und stetiger Aufmerksamkeit Phantasie und die Schwäche seiner Nerven Gefühl nennt. Eine weitere Ausführung wird diesem Thema in der folgenden Variation zutheil:

Es ist unglaublich, welche Anstrengungen die Menschen machen, um ihren Mangel an Unternehmung und Muth zu verbergen. So mancher Knabe, der ganz einfach — wir geben dies zur Beherzigung für Erzieher — seine Schüchternheit nicht eingestehen will, gibt seiner Verlegenheit den Schein des Trotzes, des Eigensinns, ja nicht selten der Roheit. Die Unbeholfenheit erfindet tausend Schleichwege, um hinter dem Zugeständniß ihres wahren Schadens herumzukommen. Bald prahlt, bald spottet sie, bald wird sie zügellos, bald blasirt, ja sogar scheinbare Tugenden und Pseudo-Charakterbildungen entstehen aus dem einfachen, stillverborgenen Bewußtsein, sich im Leben und Umgang mit den Menschen nicht recht helfen zu können. Von einer großen Bevölkerung, der berlinischen und sogar der ganzen specifisch-preußischen, ist es längst bekannt, daß im Grunde ihr so viel gerügtes, vorwitziges, auftrumpfendes Wesen nur ihren Ursprung hat an der Quelle eines tiefen Gefühls von Unzulänglichkeit und verlegener, sich natürlich für die beanspruchte Stammesgröße nicht schickender Unerfahrenheit.

Für die Schlußanwendung mögen sich die Berliner bei dem Autor bedanken, uns scheint sie ungerechtfertigt. Dies tiefe Gefühl von Unzulänglichkeit und Unerfahrenheit haben die Berliner nicht und auch keinen Grund dazu.

Der Abschnitt: „Kampf und Bewährung", enthält treffende Sentenzen:

Laß doch all dein Lockenschütteln, dein Augenrollen und dein Händeballen! Das rechte Sturmesbrausen und der rechte Drang, das rechte Wehen zur That führt nur über den ruhigen Meeresspiegel der Ueberzeugung. —

„Unbemußt" lautete neulich ein Druckfehler, den wir in „unbewußt" zu corrigiren hatten. Unbemußt aber leben zu dürfen, unbemußt denken und fühlen zu dürfen, welch ein Glück wäre es —! Rings um uns her weht uns gerade das Gegentheil, das Bemußtsein, wie die eigentliche Luft unsers Daseins an. —

Sich den Neugestaltungen der Zeit zu entziehen, rächt sich an jedem Geist, selbst an dem bedeutendsten — Goethe nicht ausgenommen. —

Lotterie führt zu Lotterei. —

Die Weisheit soll die Klugheit zur Dienerin haben. Jene thront, diese regiert. —

Bitter ist es, das heute zu müssen, was man gestern noch wollen konnte.

Wir sehen aus den letzten Sentenzen, daß Gutzkow bisweilen seine Behauptungen zu scharfen Antithesen zuspitzt, selbst einen wortspielenden Calembourg gelegentlich nicht verschmäht. Ebenso häufig finden sich ausgeführte Gleichnisse, wie wenn er die Menschen in ihrem Lebensgang mit dem Däumling im Märchen vergleicht, der aus dem Walde zurückwollte und die Brotkrumen als Wegspuren von den Vögeln verzehrt fand, weil auch wir keinen Fehltritt ungeschehen, kein Unrecht wieder gutmachen können. Das tertium comparationis ist hier nicht ganz klar; ebenso gesucht erscheint der folgende Vergleich in dem nächsten Abschnitt: „Bildung":

Unbekannte, nie besuchte Stellen des Waldes durchschneidet oft die mathematisch gerade Linie einer neuen Eisenbahnanlage. Solchen plötzlich mit der Welt vermittelten und gleichsam aus einem langen stillen Traum aufgeschreckten Geheimgegenden des Naturlebens gleichen gewisse, zuweilen überraschend zum Vorschein kommende, seltsame und höchst wunderbare Menschen.

Bisweilen verliert sich der Autor in kaleidoskopische Wortcombinationen, die man mit eben demselben Recht auch anders zusammenschütteln kann, z. B.:

Verschiedenes zu Verschiedenem sucht der Sammlerfleiß, Verschiedenes zu Gleichartigem der Scharfsinn, Gleichartiges zu Verschiedenem der Witz, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poesie.

Alle Glieder dieser spielerischen Antithesenhascherei oder Wortverschiebungen lassen sich leicht umstellen, ohne den Sinn sonderlich zu gefährden.

Dagegen enthalten auch die nächsten Abschnitte eine Fülle tiefer und sinniger Sentenzen und Betrachtungen, deren Form eine durchaus wohlerwogene, adeliche, hier und dort an den poetischen Lapidarstil anklingende ist, wie die folgende kleine Blütenlese beweisen mag:

Tief glaubst du zu sein? Du bist nur schwerfällig. —

Warum rührt uns das Schöne? Es schmerzt uns seine Einsamkeit, sein unerwartetes Kommen, sein baldiges Vergehen. —

Weise ist derjenige, der zugleich gut von Natur und gut aus Ueberzeugung ist. Mit andern Worten der, dessen Verstand ihn zwingen würde, gut zu sein, wenn er nicht schon gut von Natur wäre. —

Der schönste Schmuck eines großen Menschen ist seine Harmlosigkeit. Freilich gehört selbst eine Art Größe dazu, sich in die Natürlichkeit und Einfachheit eines großen Menschen finden zu können. —

Im achtzehnten Jahrhundert hatten die Menschen eine Leidenschaft, sich gegenseitig groß und bedeutend zu finden. Im neunzehnten kann man sich nicht genug bis ins armseligste anatomiren. —

Wird der Philister großartig, so platzt in der Regel die Baßgeige. —

Um in unsern kleinen Residenzen nur einigermaßen erträglich leben zu können, hat man sich daselbst nicht einzubürgern, sondern einzuadeln. —

Wer Schriftsteller ist, habe an seinen Fingern getrost Tinte. —

Die wahre Liebe ist die treue Begleiterin der Alltäglichkeit. —

Freundschaft und Liebe wollen bewiesen sein. Freundschaft und Liebe verstehen sich nicht von selbst. Was die Freundschaft thut und die Liebe voraussetzt, muß eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Lebens sein. —

Manche Mädchen treten ins Leben, wie die Buchhändler neue Bücher in die Welt schicken. Sie sind so lose gebunden, daß, wer sie öffnet und nur eine Weile in ihnen blätterte, sie eigentlich — sogleich kaufen und behalten müßte. Andere sind weniger leicht delabrirt. Diese werden sogar nur versiegelt abgelassen. Wunder denkt man, welches Geheimniß sich hinter so viel Sprödigkeit verbirgt. Die Käufer mögen sagen, ob der Inhalt die Neugier und den hohen Preis werth gewesen. —

Eine Frau, die Geist und Talent hat, steht unter ihrem Geschlecht einsam. Vergebt ihr, wenn sie sich zu den Männern flüchtet. —

Größe isolirt. Seid nachsichtig, wenn große Männer mehr, als ihr billigt, die Frauen suchten. —

Anerkenne fremdes Verdienst und der Anerkannte wird dich fördern.

Der letzte Abschnitt: „Walten und Schaffen des Genius", enthält die Poetik Gutzkow's in nuce. Da nach der Ansicht derselben jeder Künstler nach einem andern System der Aesthetik schafft, so sind diese Sentenzen nur als ästhetische Selbstgeständnisse zu betrachten, obgleich die meisten berechtigten Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben. Die Bemerkungen über Genie und Talent, Idealismus und Realismus, über die Schönheit der Prosa, über Volk und Publikum, über den Unterschied von Roman und Novelle verdienen durchaus Berücksichtigung von seiten der Fachästhetiker. Einzelne Aphorismen sind als Unterschriften unter den Bildern zeitgenössischer Poeten zu betrachten. Man wird zu den folgenden die Adressen von selbst hinzufinden:

Diese Reckenpoeten —! Sie pflanzen Eichbäume in irdene Scherben. —

Katzenhumor hat derjenige Autor, der uns zumuthet, etwas belachen zu sollen, was doch in seinem wahren Grund nur verletzt und beängstigt. —

Daß Gutzkow ein reicher Geist ist, beweist diese Sammlung von neuem. Die geistigen Singletons, die er hier ausspielt, sind fast ebenso viele geistige Forcen.

2. Aus Kämpfen des Lebens. Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Weiß. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Sammlung zerfällt in „Bilder und Betrachtungen", „Sprüche und Widersprüche", „Einfälle und Ausfälle". Der Verfasser dieser Aphorismen besitzt noch weniger als Gutzkow eine eigentlich epigrammatische Begabung; die Bilder, durch die er die Reflexionen erläutert, sind oft nebenherleuchtend; es fehlt ihnen die intensive Leuchtkraft; es stört noch eine gewisse belletristische Fülle und Ueberschwenglichkeit im Apostrophiren, Allegorisiren, jener knappe Ausdruck, dessen Prägnanz unsere Epigrammatiker bei Kästner und Lichtenberg studiren mögen. Hier phantasirt der Autor von grauer und blauer Langeweile, dort redet er den Takt als ein wunderbares, zartes und kluges Geschöpf an. Am meisten sind die „Bilder" überladen und ohne Prägnanz. Der politische Standpunkt des Verfassers ist ein streng conservativer; er nennt das Politikmachen eine Modethorheit und die heutige Preßfreiheit den unumschränkten Misbrauch der öffentlichen Leichtgläubigkeit. Selbstverständlich prägt sich die gleiche conservative Gesinnung in allen andern Lebensanschauungen des Verfassers aus. Man wird vergebens in irgendeiner Sentenz einen geistigen Trieb suchen, der über das Hergebrachte hinauswächst, Ahnungen einer bessern socialen Zukunft, Orakelsprüche und Prophezeiungen, wie sie der Genius vor sich hin auf seine Pfade streut. Die Goethe'sche Neoterpe hat nichts mit diesen Sentenzen zu thun, es sind alles Aussprüche des Palaeophron.

Innerhalb dieser Schranken aber zeigt Georg von Oertzen eine nicht zu unterschätzende Beobachtungsgabe, einen sinnigen Geist, dem auch hier und dort die prägnante Fassung in geschlossener Form gelingt, wie nachfolgende Proben zeigen:

Das Geheimniß einer liebenswürdigen Verträglichkeit im Umgange ruht nicht in der zurückhaltenden Vorsicht nach außen, sondern, was schwerer ist, in der wachsamen Strenge nach innen. —

Unzufriedenheit mit andern ist häufig eine verirrte Unzufriedenheit mit uns selbst. —

Gerecht und frei der Mann, dessen Urtheil über Nebenmenschen in keinem Augenblick ein Spiegel oder Echo ihres Verhaltens gegen ihn ist. —

Schwerer als wirkliches Unglück drückt auf lebensvolle Gemüther das trübe Grau des Alltags, wenn der Sonnenglanz einer lieben Gewohnheit aus ihm verschwunden ist. —

Der ist fürwahr ein gewaltiger Mann, dessen große Thaten man über ihn selbst vergißt. —

Es gibt eine Sorte Bescheidenheit, welche nahe betrachtet nichts anderes als den Bettschirm vorstellt, hinter welchem der schläfrige Wille heuchlerisch seine Trägheit verbergen möchte.

3. Aphorismen. I. II. III. Wien, Mayer und Comp. 1866—67. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wenn Oertzen conservativ ist, so sind diese Aphorismen ganz aus dem Lager der hochkirchlichen und hochtoryistischen Partei hervorgegangen. Apotheose des Mittelalters, des Stuhles Petri, des Ritterthums kennzeichnen die geschichtlichen Aphorismen des dritten Heftes, die oft in kleine Abhandlungen auslaufen. Die politischen Aphorismen zeichnen sich durch ihren Widerspruch gegen die gangbarsten und zum Theil auch gegen die berechtigtsten Meinungen der Zeit aus, z. B.:

„Das Ende der Revolution wird die Freiheit sein", hat Frau von Staël gesagt, und das Wort ist oft bewundert worden. Wir meinen, das Ende der Revolution wird die Bekehrung sein, und diese wird alles andere in ihrem Gefolge haben. —

Vieles ist in dieser Zeit verloren. Eines der Bedauerlichsten darunter ist das Bewußtsein der rechtmäßigen Gewalt von sich selbst und ihrer Sendung. —

Ein Gedanke, der allgemein wird, und die bewegten Massen für sich und hinter sich hat, ist allemal ein falscher, oder schlechter und verkehrter, und selbst, wenn ihm eine ursprüngliche Wahrheit zu Grunde läge, ein entstellter, und im besten Falle ein beschmuzter. —

Welches ist das politisch unmündigste Volk des Jahrhunderts? — Wir antworten ohne die mindeste Furcht vor dem Tagesgeschrei: die Engländer. —

Es folgen sprachliche Aphorismen, unter denen sich, besonders in Bezug auf die Namen und ihre Herleitung, manche treffende Bemerkung findet. Die Bemerkungen über Glauben, Erkenntniß und inneres Leben sind streng kirchlicher Art. Der Verfasser theilt die Ansicht der Johanna Franziska von Chantal: „Was haben wir mit Beweisen zu schaffen, als Gott dafür zu danken, daß er sie für diejenigen gesetzt hat, welche dergleichen bedürfen?", und in der Aeußerung Jean Paul's: „Das Unglück selbst unsers besten Freundes habe etwas an sich, was uns nicht ganz unangenehm ist", findet er die Erbsünde klar und schrecklich ausgesprochen.

Weiterhin nimmt sich der Verfasser der Vorurtheile gegen die Aufklärungsjünger an, macht einige Ausfälle auf die Juden und Lessing und erklärt, bei einem Streifzug auf das ästhetische Gebiet, „die Regel für den Feind der Kunst"; dies bestätigt die alte Wahrheit, daß ein Stückchen Freigeisterei auch in den conservativsten Köpfen steckt. Der Verfasser, in der Politik ein Anwalt der Regel und

des Bestehenden ist ein revolutionärer Freigeist auf ästhetischem Gebiet.

4. Späne aus epikuräischem Gedankenholze. Ein Buch für alle, die weder das Leben für eine Hölle, noch die Erde für ein Jammerthal ansehen. Von Hugo von Rittberg. Berlin, Grothe. 1868. 8r. 8.

Da sind wir mit einem Sprunge aus aller sich den Kopf zerbrechenden Gedankenarbeit heraus und plätschern lustig mit einem Jünger Epikur's im frischen Leben herum. Es sind nicht einzelne Aphorismen, welche Hugo von Rittberg hier ausstreut; sie sind mit allerlei Geschichten und Anekdoten vermischt, zu kleinen Artikeln zusammengefaßt. Ueber Trinken und Schlafen, über Rauchen und Spielen, Lesen und Reden erhalten wir derartige Abhandlungen, denen es nicht an den pikantesten Ingredienzien fehlt. In dem Kapitel über die Frauen erfahren wir, daß ein Epikuräer nicht heirathen darf; die kleinen und großen Leiden der Ehe werden uns in allerlei Randbildern und Arabesken vorgeführt. Wo der Epikuräer die Schönheiten der dreißigjährigen Frauen schildert, verliert er sich fast so tief ins Detail, wie Mercutio bei seiner Beschwörung Rosalindens, wir werden etwas zu sehr an den „Turf" erinnert, wo der Pferdekenner die Vorzüge der Rasse prüft. Das „Duell" wird in treffender Weise verspottet. Am interessantesten war uns der Abschnitt über das „Raffinement des Genusses". Man hat das Raffinement oft thierisch genannt, mit Unrecht — gerade die Thiere sind desselben nicht fähig. Unser epikuräischer Festredner — denn ihm ist das ganze Leben ein Fest — sagt hierüber:

> Man thut Unrecht, das Raffinement zu befehden, den Bildner des Geschmacks. Das Raffinement ist der Todfeind des Uebermaßes, der Völlerei; das Raffinement hält den Menschen stets auf der Stufe des denkenden Wesens, läßt ihn nicht zum Fresser und Säufer werden, läßt ihn nicht in schmuzigen Cynismus verfallen, sondern zaubert ihm das beneidenswerthe Lächeln der Zufriedenheit um die Mundwinkel. Ohne Raffinement kein Geschmack, wie ohne Geschmack kein Genuß. Genuß ohne Geschmack ist ein Gespenst ohne wahrhaftes Sein, ein Golem ohne Seele. Je mehr und mehr sich der Geschmack vermittels des Raffinements ausbildet und verfeinert, desto mehr auch der Genuß, und umgekehrt: je höher der Genuß, desto veredelter der Geschmack.

Hauptbedingung ist ihm die Ruhe bei süßen Genüssen; in der Hast bei bewegtem Blute geht der Geschmack zum Teufel. Deshalb muß alles Störende entfernt werden. Folgende Apotheose des „Wechsels" schließt diesen Abschnitt:

> Ein Gericht mag sehr wohlschmeckend sein, verliert aber sicher seinen Reiz, wenn es zur Gewohnheit wird. Gänseleberpastete morgens, mittags und abends, und sie wird uns in acht Tagen überdrüßig, wie ja auch die Conditoren Süßigkeiten nicht genießen mögen. Wie der wirkliche Gourmand nie von einer Speise so viel ißt, daß er sich daran den Magen verderbe, so soll jeder Genießende verfahren. — „Nur nicht fort und fort Blondinen!" rief ein berühmter Don Juan, „eine Brünette hat auch ihre Reize." Der Mensch erträgt jeden Wechsel leicht, ja dieser conservirt ihn; durch das fortwährende Einerlei geht er zu Grunde, verdickt sein Blut in den Adern, hat die Verwesung begonnen. Der Mensch, der ein bewegtes Leben führt, wie der Reisende, dessen Blick wechselnde Bilder erfreuen, behält seine Jugend trotz größerer Anstrengungen länger, als derjenige, welcher in dem Einerlei der Tage, in der Zunahme des Fettes die Elasticität verliert. Der wirkliche Lebemann wechselt mit seinen Genüssen und wird trotz seiner Leichtlebigkeit nie zum frühen Greise, bewahrt sich auch noch als Greis das Herz der Jugend, unverknorpelt, empfindsam, frisch, blutreich. Das Rouéthum hat mit dem Raffinement des Genusses nichts zu thun; es ist ein Verkennen der Natur, ja stellt diese auf den Kopf. Das Rouéthum kennt nur jenes Raffinement, welches die sinkende Kraft fort und fort belebt, bis der Mensch unter dieser Anstrengung thatsächlich ein Geräderter (un roué) wird.

Die Gegenpartei, welche für die Epikuräer stets ihre Anathemen in Bereitschaft hat, könnte doch auch vieles von ihnen lernen, denn mit Ausnahme der nicht heuchlerischen Asceten wollen sie alle das Leben genießen, die meisten thun das aber plump und ungeschickt und im Dunkeln tappend, sodaß sie wol mit einigen „Spänen aus epikuräischem Gedankenholz" ihre Lebenspfade erhellen könnten.

Rudolf Gottschall.

Poetische und literarische Albums.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

8. Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. Mit Beiträgen von K. Bartsch, J. Brinckmann, K. Eggers u. a. herausgegeben von Eduard Hobein. Rostock, Stiller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Mecklenburg's Landstriche längs der Ostsee werden in geographischen Lehrbüchern als eben und fruchtbar bezeichnet. Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Handel behaupten dort immer den alten Ruhm, der zum Glück der Bewohner sehr einträglich ist. Weit weniger günstig ist aber das Klima dem Wachsthum der neuhochdeutschen Lyrik, denn den Mangel einer idealen Atmosphäre, ohne welche ihr Dasein äußerst bedenklich ist, halten die Mecklenburger gar für einen Vorzug. Volk und Landschaft haben durchweg ein reales Gepräge, ein Gepräge, das besonders der plattdeutschen Muse behagt, dieser herzensguten bürgerlichen Halbschwester unserer höher gebildeten Poesie. Den reinen Adel des Ausdrucks, um den es der letztern zu thun ist, muß jene ihrer ganzen Natur nach entschieden von der Hand weisen. Greifen Form und Gedankeninhalt in das Gebiet des Hochdeutschen hinüber, so geräth der plattdeutsche Dichter nicht minder auf Irrwege, als wenn der hochdeutsche Lyriker, den ahnungsvollen Laut seiner edeln Sprache verkennend, umgekehrt verfahren wollte. Auf beiden Seiten entsteht dadurch ein seltsames Gemisch von Hoch und Platt. So hat Fritz Reuter — beiläufig gesagt — gerade deshalb das vielbewunderte Gestirn von Klaus Groth wesentlich verdunkelt, weil er im Gegensatz zu diesem begabten Poeten, der häufig aus der Art geschlagen ist, alle seine kerngesunden Kinder (mit Ausnahme von „Ut mine Festungstid") auf dem Mutterboden seines eigenen Volks erzeugt und großgezogen hat.

Leider gehören die Sänger vom Ostseestrand, welche uns hier ihre Aufwartung machen, zu den unglücklichen

Zwitternaturen. Die plattdeutschen Gedichte bewegen sich selten in ihrem volksthümlichen Element und sie könnten daher meist ebenso gut in einer andern Sprache geschrieben sein. In den hochdeutschen Liedern wimmelt es dagegen von Plattheiten. Auch werden wir lebhaft an die barbarische Epoche von Hoffmannswaldau erinnert, sodaß wir alle Untugenden hübsch beisammenfinden. Nicht etwa die kleinsten Sünden gegen den guten Geschmack hat der Herausgeber auf sein Haupt geladen. Hören wir nur ein paar an Maria Magdalena gerichtete Verse:

> Und ging das schwache Fleisch auch irr',
> Das Schmuzgeschirr wird Prunkgeschirr,
> Wird ein Gefäß der Herrlichkeit,
> Statt ein Gefäß, der Schmach geweiht.
> Dem ein'gen Gott sei Ruhm und Preis
> Für so vielfält'ger Gnad' Erweis,
> Der Straf' erläßt und tilgt die Schuld
> Und Lohn uns zutheilt voller Huld!

Von Christus, dem „unbesiegten Löwen", singt Eduard Hobein:

> Ihm bringen unser Flehn wir dar,
> Dem König wir, der Krieger Schar,
> Daß er uns einst zu all der Zier
> Berufe in sein Hauptquartier!

Anderswo heißt es:

> Mein Jesus, Herr und Meister,
> Du frommer Pelikan,
> Dein Blut hat vom Befleckten
> Die Flecken abgethan.

Eine buchstäblich unbekannte Größe, welche sich Y nennt, hat die Abgeschmacktheiten von Eduard Hobein nach Kräften zu erreichen gesucht:

> Die Sonne wankt wie eine arme Frau
> Von Haus zu Haus, und streckt den dünnen Arm
> Durchs Fenster wie ein stummes „Gott erbarm!"
> Bis sie nach kurzem Gang auf seiner Schau
> Nach Bettelvoll, das durch die Gassen streicht,
> Der harte Vogt ertappt, der rauhe Nord,
> Und sie mit Stoß und barschem Scheltewort
> Ins kalte Kämmerlein der Nacht verscheucht.

Der Sänger der „Heidebilder", Rudolf Voß, hat die abstracte Reflexion in eine leibhafte Person verwandelt:

> Betrachtung sitzt auf unberührtem Hügel
> Und schauet sinnend auf das arme Land,
> Wo keine Nahrung finden Schein und Tand,
> Der Ehrsucht Wild, gejagt mit wildem Zügel.

In diese obscure Gesellschaft ist zu unserm Erstaunen ein wirklicher Poet gerathen, nämlich Gustav zu Putlitz. Seine Dichtung: „Eine Stunde vor der Weihnachtsbescherung", treibt ein leichtes heiteres Spiel mit vielen unserer schönsten Volksmärchen, zu deren Erzählung eine hoffnungsvolle Mutter von drei Kindern greift, um die Ungeduld derselben bis zum Erscheinen des heiligen Christbaums zu zügeln. Die dramatische Gesprächsform ist anmuthig und lebendig; doch erscheint die Redeweise des zweiten Knaben manchmal zu altklug und pathetisch:

> Schön Agnes könnte noch mit Blaubart schalten,
> Nur wie es Frauen ziemt, mußt' sie gehorsam sein.

Einen treuherzigen, nicht gewöhnlichen Humor entwickelt Alfred von Wolzogen in seiner Volkslegende: „Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen hat." Die Liebhaber der sogenannten hausbackenen Dichtweise, die gewiß in Mecklenburg zahlreich vertreten sind, werden an einzelnen Beiträgen von Karl Bartsch und Lina Graff großes Gefallen finden. Das Gedicht der letztern: „Das neue Comptoir oder was sagt Johann dazu?" dürfte namentlich in einem ausgewählten Kreise von Bedienten allgemeine Heiterkeit erregen. Eine ganz besondere Zärtlichkeit legt die Dichterin für die Kinder an den Tag; sie möchte die niedlichen Wesen von den Bäumen schütteln, aus Teichen und Seen herausfischen und endlich möchte sie gar, daß ihr die ungeflügelten Englein vom Himmel in die Schürze hineinregneten! Bei einer solchen Passion für die lieben Kleinen hat Lina Graff jedenfalls die wahre vocatio divina zur Vorsteherin eines Kindergartens.

Als ein paar neue Beiträge zur gegenwärtigen Stilverschlechterung müssen wir leider die prosaischen Erzählungen bezeichnen, welche uns Julius von Wickede und der Verfasser des „Bilderbuch eines armen Studenten" bieten. Die kleine Geschichte von Wickede, in der wir die treue Liebe eines Landmädchens zu einem als Krüppel heimkehrenden Soldaten geschildert finden, erinnert uns hin und wieder an jenen berühmten Regenschirm, der in Gedanken stehen geblieben ist. Das Gedächtniß des Autors ist so kurz, daß er häufig nach einer halben Zeile schon den Anfang des Satzes wieder vergessen hat. So erzählt er von Wilhelm: „Sein jubelndes Hurrah tönte weit durch all den Donner der Geschütze — da traf eine feindliche Kanonenkugel seinen rechten Fuß und riß ihn oberhalb des Knies fort. Blutend stürzte er zu Boden, und dem Liegenden zerschmetterte noch eine zweite ricochettirende Kugel den linken Unterarm." Etliche Zeilen später sagt der Verfasser im Hinblick auf den armen Krüppel höchst naiv: „Leider waren seine Wunden schwer und gefährlich."

Nicht besser schreibt der ungenannte Verfasser des „Bilderbuch eines armen Studenten". Die Geschichte: „Wann ein Stern vom Himmel fällt", erscheint als eine unfreiwillige Caricatur auf Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder". Vor allem sind die Farben, womit der Autor die Natur in weitschweifiger Manier schildert, nicht der Wirklichkeit entlehnt, sondern dem Malkasten einer unwahren Phantasie. Die Wolkenflöckchen irren z. B. „verwaist und hülflos im blauen Weltrevier"; dagegen „schleicht der harte Wind, nachdem er sich müde getobt, mühsam an das Ufer, um zwischen den Kronen der Bananen still zu träumen".

Die verschiedenen plattdeutschen Beiträge in Vers und Prosa sind verhältnißmäßig noch am besten. Von einer Hebung der poetischen Schätze, die im plattdeutschen Leben vorhanden sind, ist freilich keine Rede. Die Verfasser sind leider hinsichtlich ihrer Ansprüche an die Kunst gar zu genügsam. Wären sie weniger bescheiden, so würden wir weniger unzufrieden sein. Die Abencerragen, jenes maurische Heldengeschlecht in Granada, führten als Wahlspruch das große Wort: „Alles ist wenig!" Und in der That, es ist das rechte Wort für den Künstler, der danach strebt, seine Gebilde so weit zu vollenden, als es ihm die eigene Kraft gestattet.

9. Friederiken-Album. Liedergaben deutscher Dichter und Dichterinnen im Auftrage des Brion-Denkstein-Comité herausgegeben von Friedrich Geßler. Lahr, Schauenburg. 1868. 16. 24 Ngr.

Goethe's Jugendverhältnisse mit Friederike Brion, die

vorzugsweise unter dem charakteristischen Namen Friederike von Sesenheim berühmt geworden, haben bekanntlich die Musen so auffallend protegirt, daß wir dieser bedeutsamen Liebesepisode des olympischen Zeus einzelne lyrische Genüsse verdanken, wovon wir uns bis dahin wenig oder nichts träumen ließen. Aber mehr als einen Frühling der Production, so reiche Blüten er auch trug, konnte Friederike nicht in Goethe hervorrufen. Nachdem der beneidenswerthe Rausch verflogen, war all ihre jugendliche Anmuth und Herzensgüte nicht im Stande, den empfindlichen Mangel eines tiefern geistigen Lebens zu ersetzen. In den Worten, die Goethe an Salzmann schrieb, ist dieser Mangel sehr zart angedeutet: „Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!" Allerdings war Goethe, bewegt von einem genialischen Drange, überhaupt kein Liebhaber von ehelichen Verbindungen; aber doch bildete wol die fehlende Zugabe allein den Grund, weshalb er jeden Schritt zur Wiederannäherung geflissentlich vermied. Friederike, „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt", offenbarte jedoch in ihrer schweren Passionsgeschichte einen seltenen Adel der Gesinnung, einen Adel, der zugleich mit lauten Zungen für ihre wahrhaft kindliche Bescheidenheit spricht. Sie fühlte sich selbst nicht würdig genug, den Herrlichen zu besitzen, und das hohe Bewußtsein, der Gegenstand seiner unsterblichen Lieder gewesen zu sein, gab ihr die Kraft, all die heimlichen Thränen hinwegzulächeln.

Das ärmliche Holzkreuz auf dem Kirchhof zu Meißenheim, das früher die Grabstätte des vortrefflichen Mädchens bezeichnete, mußte natürlich in kurzer Zeit Wind und Wetter zum Spielzeug dienen. Der ganze Schmuck des eingesunkenen Hügels bestand nach dem treuen Bericht von Geßler nur noch aus einem harmlosen Nelkenstrauß. Dies letzte mitleidige Gedenkzeichen der Natur weckte in Geßler den dankenswerthen Entschluß, das Gedächtniß der vergessenen Friederike durch einen würdigen Grabstein zu ehren, und im Verein mit Hugo Oelbermann, der die allgemeine Theilnahme schnell dafür zu gewinnen wußte, ist ihm die Ausführung dieser Idee vollständig gelungen. Das einfache, aber schöne Erinnerungsmal stammt aus der Werkstätte des Künstlers Hornberger von Manheim.

Zum weitern Ruhme der „guten Tante", wie sie der Todtengräber Hockenjos nennt, suchte Geßler's Gedankenflug eine noch höhere Richtung zu nehmen, indem er ein besonderes Friederiken-Album stiftete. Hierbei ist freilich die Kraft allzu sichtbar hinter dem ehrlichen Willen zurückgeblieben. In der Ausführung des poetischen Denkmals empfinden wir fast nach allen Seiten die Abwesenheit einer künstlerischen Hand. Der Sinn für das Schöne ist dem Gründer offenbar nicht aufgegangen. Seinem dreiactigen Drama: „Reinhold Lenz", schickt er eine kurze Widmung an Georg Herwegh voraus, in der sich der Autor gleich als Sonderling präsentirt, dem es Genuß gewährt, die dramatischen Grundgesetze auf den Kopf zu stellen. Das fragmentarische Genie von Lenz tauge schwerlich zum Helden eines Dramas; aber es sei ihm blos darauf angekommen, die Zerrissenheit seines Charakters mit historischer Treue zu veranschaulichen. Deshalb habe er eine Form gewählt, ähnlich derjenigen, die Lenz in seinen eigenen Werken innegehalten. Das ist um kein Haar anders, als wenn ein Baumeister wegen eines vorhandenen Risses, nach welchem augenscheinlich kein ordentliches Haus gebaut werden kann, nicht von der Idee abzubringen ist, dessenungeachtet das Gebäude aufzuführen.

Lenz gehörte bekanntlich zu den Naturen, die aus Originalitätssucht alles anders wollen, als es die Kunst verlangt. Goethe konnte sich nur kurze Zeit an seinen allerdings oft geistreichen Wortspielen und Narrenspossen ergötzen. Niemand war damals nach der Versicherung des Altmeisters fähiger als Lenz, „die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakspeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden". Der tief in das Wesen der Kunst eingedrungene Schöpfer der „Emilia Galotti" wurde aber vollends, wie wir aus einem Briefe von Weiße an Uz wissen, durch „Lenzens Gewäsche über das Drama" verdrießlich gestimmt; ein Dichter, der Aristoteles aus dem Sattel zu heben versuchte, brach sich natürlich in Lessing's Augen selbst den Hals.

Verschrobene Talente wählen freilich instinctmäßig verschrobene Vorbilder zum Muster. Geßler hat daher seinen Meister in Lenz gefunden und dessen Seltsamkeiten in dramatischen Dialogen zu copiren versucht. Die ernstliche Nachbildung des scheingenialen Tons kann den übeln Eindruck nur verstärken. Bei der kurzen Erzählung des Inhalts dürfte der Leser wie vor einem schattenhaften Gespenst zurückschrecken.

Ein paar wunderliche Toaste, ausgebracht von Lenz und drei Studenten, denen das Studium der Philosophie sehr heilsam wäre, eröffnen das Stück. Meyer von Lindau weiht den Neigetrunk der Welt, dem „großen Faß, wo hoch am Spundloch oben der Herrgott sitzt". Den bacchantischen Jubel unterbricht Jung Stilling mit zarten schwärmerischen Reflexionen. Inzwischen ist ein Fremder, der „in sich gekehrt im Hintergrunde gestanden", dem Lampenlicht näher gekommen. Dante's verhängnißvolle Ueberschrift am Höllenthor: „Lasciate ogni speranza!" hat das Schicksal mit unauslöschlichen Zügen seiner Seele eingeprägt. Jeder Versuch, ihn aufzuheitern, erscheint dem Unglücklichen Hohn. Als ihn aber Lenz an das stoische Dictum: „Die Thür steht offen", erinnert, finden seine Worte begeisterten Widerhall. Er steigt ohne Verzug auf die Brüstung, sagt dem „pockennarbigen Angesicht der schönen Welt" Lebewohl und springt mit Hurrah in die Tiefe. Voll Bewunderung für den „freiheitfühlenden" Fremden widmet Lenz ihm einen pathetischen Nachruf. Eine Verwandlung führt uns hierauf in die Hütte der Witwe Lene, wo das hübsche Lenchen, ihre Tochter, eine christliche Unterredung mit der Mutter hält. Nach einer flauen Begrüßung zwischen Lenchen und ihrem Verlobten Martin, den sie nebst der Mutter sehr geschickt zu entfernen weiß, übernimmt Lenz die freigewordene Stelle des Liebhabers mit desto größerm Feuer, während sein Freund Meyer aus Lindau, dessen „Zünglein schnalzt" und sich „wie ein unbändiger Löwe im Käfig geberdet", den Aufpasser spielen muß: eine Rolle, die aber verunglückt, da Mutter Lene und der rechtmäßige Bräutigam eine Spürnase comme il faut besitzen. Was ist

natürlicher, als daß jetzt eine düstere Verfluchungsscene folgt? Lenchen und Lenz sind zu einer unfreiwilligen Wanderschaft verurtheilt; dieser begibt sich mit einem Empfehlungsschreiben von Salzmann nach Sesenheim; wohin aber seine Herzenstaube flüchtet, dürfen wir nicht ausplaudern, denn das kommt erst im dritten Act an den Tag.

Der zweite Aufzug beginnt mit poetischen Ehestandsbetrachtungen, die der Hirte des Kleinviehs zu Sesenheim, genannt Schulmeister Ehrmann, in halber Verzweiflung anstellt. Marie, des Pfarrers schöne Tochter, ahnt leider nicht im entferntesten, daß er sich ihretwegen die „wenigen Zeugen seines Kummers", die letzten Haare ausraufen möchte. Plötzlich dämmert ein Gedanke in seinem Kopfe, er nimmt die Kreide zur Hand und veranschaulicht seine Gefühle an der Schultafel in Form eines Bildes. Liese, die treue Magd des Pastors Brion, ist entzückt davon, doch hat ihr Entzücken ein Ende, als sie erfährt, die Zeichnung wäre der schönen Marie dedicirt, welche zu ihrer Genugthuung Ehrmann's Malerkunst nicht zu schätzen versteht. Unterdessen hat sich Lenz in Sesenheim häuslich eingerichtet; seine stillen Vergleiche zwischen Lenchen und der reizenden Friederike sind natürlich zu Gunsten der letztern ausgefallen. Je mehr sich sein Auge an dem himmlischen Glanze von Friederike weidet, desto lebhafter gelangt er zur Einsicht, daß er bisher in der Sternkunde der Liebe ein bloßer Ignorant gewesen. Auch in Strasburg, wohin wir vor dem Schluß des zweiten Actes versetzt werden, ist im Hause der Witwe Lene eine bessere Stimmung eingetreten. Sie und der gekränkte Martin ergreifen schließlich auf das gütige Zureden von Salzmann den Palmzweig des Friedens.

Im dritten Acte begegnet uns Lenz in der Nähe von Sesenheim. Als er eine Bauernmagd um den Weg dorthin befragt, der ihm sonderbarerweise unbekannt ist, erfolgt eine unglückliche Erkennung. Die Bauernmagd ist das verstoßene Lenchen, um welche er sich während der langen Zeit seines Aufenthalts in Sesenheim nicht gekümmert hat. Gleichwol ist Lenz noch immer das Bild ihrer Träume; ihr bleibt aber die schlimme Entdeckung nicht erspart, daß sich der ideale Reinhold unter den obwaltenden Umständen nicht zu einer Verbindung der Dichterleier mit der ländlichen Heugabel verstehen kann; indeß versucht er wenigstens das einst so heißgeliebte Naturkind durch die Versicherung seiner aufrichtigen Freundschaft zu besänftigen. Ohne Groll verläßt ihn Lenchen, während Salzmann und Martin, welche bei ihrem Abgang auf der Bühne erscheinen, die Vorbereitung zu einer glänzenden Versöhnung treffen. Allerdings findet diese Feierlichkeit nicht vor unsern Augen statt, dagegen sind wir bald die Zuschauer verschiedener haarsträubender Auftritte. Nachdem Lenz vom Baum der Erkenntniß gekostet hat, d. h. nachdem er aus dem Munde seiner angebeteten Friederike gehört, daß Goethe der unumschränkte Eigenthümer ihres Herzens, schlagen die Flammen des Wahnsinns über seinem Haupte zusammen. Dieser Fieberparoxismus der Liebe ist aber von der seltsamsten Art; er beginnt mit Hitze und endigt mit Kälte, denn aus Verzweiflung wandert Lenz nach einem nahegelegenen Teiche, wo er den armen Schulmeister, der dort gerade die merkwürdigsten Vergleiche zwischen dem Monde und seiner Person anstellt, vermöge einer dämonischen Kraft gewaltsam mit sich in die „grauenvolle Tiefe" reißt, um neben ihm an „kalter Unkenbrust" auszuruhen. Hülfreiche Dorfbewohner verdienen sich bei dieser Gelegenheit die Rettungsmedaille, Friederike aber, die in kindlicher Unschuld all dies Unheil angestiftet, schickt einen dankenden Blick nach oben.

Nicht weniger unnatürlich und absurd als der Inhalt ist die Ausdrucksweise des Ganzen. Ueberall stoßen wir auf phantastische Nebelflecke, welche, anstatt sich in Sterne auflösen zu lassen, unter dem kritischen Teleskop immer dunkler und seltsamer erscheinen. Georg Herwegh, den der Verfasser zum Schiedsrichter seines Dramas ernannt, dürfte zur Vertheidigung Geßler's schwerlich die Secundantenrolle übernehmen. Ein so satirischer Kopf, wie es Herwegh ist, ironisirte sich selbst, wenn er für die abenteuerlichen Productionen eines bloßen Phantasten ins Feuer ginge.

Der den Lyrikern des Albums angewiesene Raum ist zwar zum Theil weit besser ausgefüllt als jener große Platz, welchen Geßler's Drama in Anspruch nimmt, aber dennoch tragen die meisten Gedichte einen unfertigen Charakter. Es ist natürlich. Da die eigenen Erzeugnisse des Herausgebers einen ganz verfehlten Kunstgeschmack an den Tag legen, so kann eine Sammlung seiner Lesefrüchte nicht gerade erquicklich sein. Die Vertreter der guten Lieder bilden deshalb auch eine erschreckende Minorität.

Ludwig Auerbach bekundet eine dichterische Kraft, die aber noch wesentlich der Läuterung einer strengern Selbstkritik bedarf. Sein Gedicht „Schwarzwaldstimmen" athmet eine wohlthuende Frische; hier ist der Most klar und ausgegoren, was bei den übrigen Liedern keineswegs zu behaupten ist. „Der Legionär" von Banspach zeichnet mit düstern anschaulichen Pinselstrichen ein verfehltes Leben. Eine Curiosität in jeder Beziehung ist das an Goethe gerichtete Sonett von Julius Bercht. Die zweite Strophe lautet:

> Die Excellenz, damit sie Größres böte,
> Gab Tasso, Egmont, voll von Freiheitstrieben,
> Dann Iphigenia, marmorkalt(!) geblieben,
> Und Faust, des Dichterkönigs Abendröthe.

„Als wahrer Proteus unsers Erdenkloßes" zeigt sich die „Excellenz" nach dem erlauchten Urtheil von Bercht im „engen Raume der Sonettenschalen"!

Kinkel's Schilderung eines Sonntags in London verräth leider allzu deutlich, daß der Dichter nicht mehr gesonnen ist, die Kunst des Wortes ernstlich zu pflegen. Der Geschmack des armen Tagelöhners, dem das Gedicht gewidmet ist, dürfte durch folgende Strophen nicht gerade gebildet werden:

> Der schönste Traum, der Morgentraum,
> Den sonst er brechen muß,
> Schwebt durchs Gelaß mit buntem Saum,
> Preßt auf sein Haupt den Kuß.
>
> Und Gottes Gleichniß wascht die Stirn
> Vom Ruß der Arbeit rein;
> Ins frische Herz, ins klare Hirn
> Zieht hell die Luft herein.
>
> Das Eisen, das sein Arm erschuf,
> Führt schneller, als den Lord
> Zur Jagd trägt seines Vollbluts Huf,
> Ihn zu den Fluren (zu welchen?) fort.

Am Seestrand geht er auch einmal.
Und trinkt den salz'gen Wind u. s. w.

Glauben wir nicht den vollständigen Anfänger zu hören? Diese Verse sind 1862 entstanden; dagegen ist das Sonett: „Nur Wahrheit", worin uns der Poet nachdrücklich bittet, seine Werke „ohne Schonung" zu kritisiren, schier 30 Jahre alt! Und doch ist dies Sonett im Vergleich zu obigem Gedicht ein Meisterstück. Hat Kinkel nicht die gehörige Muße, das Dichten wieder künstlerisch zu betreiben, so erinnern wir ihn an den vortrefflichen Rath des klugen Tiresias: die Leier als Brennholz zierlich aufzuschichten.

Von den Brüdern Adolf und August Stöber, welche Karl Goedeke kurzweg unter Deutschlands „beste Lyriker" gerechnet, hat Adolf allein seinen Ruhm zu wahren gewußt. In der poetischen Erzählung „Friederike von Sesenheim" lebt der Herzschlag des Dichters; zugleich ist die Phantasie desselben in einer gewissen romantischen Weise thätig gewesen, die sich dem Stoff harmonisch anschließt, weil sie nichts mit der Phantastik zu schaffen hat. Deshalb lassen wir auch kleine Mängel durchschlüpfen, wie z. B. den schlechten Reim „ebenbürtig" und „würdig". August Stöber ist diesmal freilich ganz von seiner Höhe heruntergekommen, und wenn der genannte Literarhistoriker von ihm sagte, er übe „die Poesie immer wie etwas Heiliges und Hehres, dem man nur mit feierlich gesammelter Seele nahen dürfe", so beweisen nachstehende Verse hinreichend das Gegentheil:

Wie die Wolken schwach sich thürmend
Zürnend üb'reinander klettern!
Böse Geister sind's, die stürmend
Sich in Rache woll'n zerschmettern.

Schleudern Bombendonnerstücke
Plumpe, schwere Riesenballen,
Und dazwischen, gelb vor Tücke,
Blitzespfeile zischend fallen.

Später wird der Dichter zum Humoristen wider Willen:

Wie die Reihen schon sich lichten!
Sanfter fallen schon die Schläge;
Alten Hader galt's zu schlichten
Und es klingt schon wie Verträge.

In Scheffel's „Erinnerungen" dagegen ist ein wahrhaft gesunder naturwüchsiger Humor. Bei dem Anblick jubelnder Kinder, die ihren Papierdrachen zum Flug bringen, reist der Dichter auf Kosten einer lebendig frischen Einbildungskraft nach dem herrlichen Sorrent, wo er vor Jahren in Wirklichkeit am Arm der reizenden Graziella umhergewandelt. Als gutmüthiger Schalk ruft er am Schluß seiner italienischen Geliebten nach:

Und darf ich einst vor deinem Dach
Spät wiedrum Anker legen,
Fliegst du wol selbst als alter Drach'
Dem deutschen Freund entgegen.

Nächst Victor Scheffel verdienen August Frenzel und Georg Herwegh ein Lorberblatt. Frenzel's Ghasel „Dichtkunst" behauptet durchweg den feingeschnittenen morgenländischen Gesichtsausdruck jenes berühmten Poeten, welchen Bodenstedt unter dem Namen Mirza-Schaffy in Deutschland einführte. Herwegh's Muse bietet uns zur Abwechselung zwei zarte Liebeslieder; das erste von beiden bewegt sich aber in einer zu allgemeinen Reflexion, deren Glanz uns nicht erwärmt wie das Feuer der echten lyrischen Empfindung. Das zweite Lied dagegen befriedigt weit mehr; den anmuthigen Sieg, welchen die selige Liebe eines unentweihten Herzens über die lärmende Außenwelt davonträgt, schildert der Poet in einer wirklich rührenden sinnbildlichen Weise.

Die Hervorhebung anderer Gedichte, an denen kein Mangel ist, wird uns der billig denkende Leser gewiß erlassen. Unsere Bekanntschaft mit dem „Friederiken-Album" ist nicht von gestern, und wir zweifeln deshalb stark daran, daß der Leser im Finden besonderer Perlen mehr Glück haben sollte, als uns trotz aller Bemühungen zutheil wurde.

Wilhelm Buchholz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Nachklang von der preußischen Expedition nach Ostasien.

Aus vier Welttheilen. Ein Reisetagebuch in Briefen von Max Wichura. Mit dem Porträt des Verfassers. Breslau, Morgenstern. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nicht ohne einige Bedenken haben wir dieses Buch in die Hand genommen. Die Literatur über die preußische Expedition nach Ostasien war bereits zu einer bedenklichen Höhe angeschwollen; Berg hatte die vortreffliche, mit königlicher Pracht ausgestattete officielle Beschreibung geliefert; Kapitän Werner anerkannt das lebhafteste und ansprechendste Werk darüber veröffentlicht, und mehrere der übrigen Mitglieder, wie Spieß, Heine, Maron hatten gleichfalls ihre Erfahrungen herausgegeben. Jetzt, nachdem acht Jahre seit jener Expedition vergangen und Japan ein ganz anderes Gesicht erhalten hat, erscheint ein verspätetes Reisetagebuch von einem wissenschaftlichen Mitglied der Expedition, das allerdings auch abweichend von der letztern noch einige andere Gegenden besuchte. Im ganzen aber finden wir die in jeder Weltumsegelung aufgeführten und zur Genüge bekannten Hafenstädte beschrieben, mit denen wir vertrauter sind als mit manchen Orten des eigenen Vaterlandes. Stationen wie Madeira, Rio-de-Janeiro, Singapore, Schanghai, Hongkong, Macao, Manila, Point de Galle, Kalkutta, Aden, Suez mögen daher in dem vorliegenden Buche getrost überschlagen werden, da der flüchtige Aufenthalt des Reisenden in jenen Städten immer nur eine oberflächliche Kenntnißnahme zuließ.

Aber wir wollen das Buch noch von einer andern Seite ansehen. Wem es darum zu thun ist, im engen Rahmen, kurz zusammengefaßt und in liebenswürdiger Weise, ohne Anspruch auf tieferes Studium Bilder aus vier Welttheilen an sich vorübergehen zu lassen, dem wollen wir diese Reisebriefe angelegentlich empfehlen. Wenn wir auch selbst das Leben in London oder auf dem Schiffe genügend durchgekostet haben, um es zu kennen, wir haben dennoch die hier entworfenen Schilderungen gerne wieder gelesen, uns an ihrer Wahrheit erfreut und dem gesun-

den Humor des Buchs Rechnung getragen. Gewiß war es nicht das erste mal, daß wir Sturmeswogen und Meerleuchten, Haifische und Möven, das Passiren der Linie und das Auftauchen des südlichen Kreuzes beschrieben fanden; aber wir haben trotzdem die betreffenden Stellen bei der Lektüre nicht überschlagen. Ziehen wir ferner in Erwägung, daß es Briefe an die Mutter sind, welche der verstorbene Verfasser in die Heimat schrieb, daß er das „Fragmentarische, gleichsam Zerhackte“ derselben anerkennt, so haben wir gewiß eine genügende Entschuldigung für die schwächern Partien des Buchs, wenn wir auch den Herausgeber, den Bruder des Verfassers, von Vorwürfen keineswegs freisprechen werden.

Heben wir aber gleich eine werthvolle und auch neue Seite des Buchs hervor. Es sind dieses die musikalischen Bemerkungen, die wir in andern Reisewerken bisher vermißten, hier aber in ziemlicher Fülle, dank dem Talente des Verfassers, eingestreut finden. Wie die verschiedenen Völker, die er kennen gelernt, singen, wie die Instrumente, welche sie spielen, beschaffen und der Gesang tropischer Vögel sich zu Beethoven'schen Melodien verhält, das studirt er mit einer Emsigkeit, die wir in andern Reisewerken umsonst suchen würden. Die Japanesen, deren aufrichtiger Freund sonst der Verfasser mit Recht ist, erhalten bezüglich ihrer musikalischen Ausbildung kein besonderes Lob, ja er wirft ihnen vor, daß ihr Gesang nicht viel mehr als ein Gurgeln und Kreischen sei. Alle schwere Arbeit, so auch das Rudern der Boote, begleiten sie mit ihren einförmigen Liedern. Dabei entdeckte Wichura, daß in den Melodien dieser Ruderer ganz dieselbe Figur wie in einer Beethoven'schen Sonate vorkommt und fährt nun fort:

Da ich aber in Berlin sogar einmal einen Pumpenschwengel hatte, der in meiner Nachbarschaft aus einer Beethoven'schen Symphonie zu quietschen sich unterstand, ja, da ich entdeckt habe, daß die berühmten vier ersten Noten der C-moll-Symphonie schon seit Anbeginn der Schöpfung von der Gerstenammer gepfiffen werden, so will ich aus meiner heutigen Entdeckung nicht gerade einen Beweis für die musikalische Begabung der Japaner herleiten, die in der That nicht weit her ist, sondern mich vielmehr an der Ueberzeugung freuen, daß Beethoven mir überall gegenwärtig ist.

Auch zu Funchal auf Madeira hörte der deutsche Musikfreund plötzlich aus dem Fenster eines Landhauses eine Beethoven'sche Sonate erklingen und nicht minder erfreut ist er, im Garten des Residenten zu Sumedang auf Java eine Art von Drossel zu entdecken, welche zwei Takte aus der neunten Symphonie Beethoven's mit heller durchdringender Stimme pfiff. Endlich gibt er uns Aufklärung über die Musik der Javaner, wobei er die Bemerkung macht, daß nur Dur-Tonarten auf Java herrschen, während die Japanesen sich, gleich der slawischen Musik, in Molltönen bewegen.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt in den Beschreibungen Japans und Javas, dort hielt der Verfasser sich am längsten auf, fand er die reichste botanische Ausbeute. Seine wissenschaftliche Bedeutung als Naturforscher kommt freilich in diesen Briefen nicht zum Ausdruck und über der Vollendung seiner größern Arbeit, die seine Tüchtigkeit gewiß noch mehr ans Licht gestellt haben würde, riß ihn ein jäher Tod hinweg. So müssen wir uns denn an seine Schilderungen von Land und Leuten halten. Daß er über Japan in einzelnen Stücken falsche Ansichten hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, denn die betreffenden Aufklärungen haben wir erst in der allerletzten Zeit erhalten, lange nachdem die preußische Expedition das herrliche Sonnenaufgangsland wieder verlassen. So nimmt er noch Japan für „das Land der Spionage“, während die Ometskés, die er für Spione hält, gesetzmäßige Obercontroleure sind. Auch ist die Darstellung der Ursache von der Ermordung des Dolmetschers Heusken keineswegs richtig, denn die Regierung des Sjogun war hierbei durchaus unschuldig. Das ganze Mordtreiben in jener Zeit ist, wie sehr bekannt, nur auf Rechnung des Führers der conservativen Partei, des Fürsten Mito, zu schreiben, welcher, gegen die ungesetzlich abgeschlossenen Verträge auftretend, die Mordthaten nach dem alten Landesgesetz (Gongensama) begehen ließ, und Heusken speciell wurde von den Dienern seines verstorbenen Privatfeindes, des Ministers Hori, ermordet. Unter diesem Gesichtspunkte freilich erhält man eine ganz andere Anschauung der politischen Vorgänge in Japan, als sie das vorliegende Buch bietet.

Wo dagegen Wichura's eigene Beobachtung zur Geltung kommt, bekommen wir richtige, farbenfrische Bilder voller Leben.

Die Japanesen gewinnt man bald lieb. Es ist ein heiteres, geistig aufgewecktes und dabei fleißiges Volk. Ueberall neugierig freundliche Gesichter. Der japanische Gruß „Annets oheio“ klingt dem Fremden von allen Seiten entgegen. Wahrhaft zu bewundern ist der Anstand ihres Betragens; selbst ihre Neugier, in der sie stark sind, wird nicht lästig. Wie oft habe ich, von einem großen Haufen staunender Zuschauer umgeben, Pflanzen im Freien eingelegt. Nie aber hat auch nur einer sich eine störende Zudringlichkeit erlaubt. In ihrer Kleidung freilich weichen sie von unsern Begriffen des Anstandes bisweilen ziemlich weit ab und es erstreckt sich dies sogar auf das weibliche Geschlecht. Doch was die Sitte eines ganzen Volks billigt, kann im Bereiche desselben kaum unsittlich genannt werden.

Auch später noch, nachdem er dem schönen Lande bereits den Rücken gewendet, ist das liebenswürdige Culturvolk das stete Gespräch der Schiffsgenossen an Bord der Thetis. Der Verfasser wirft dabei einen prophetischen Blick in die Zukunft des Reichs:

Schon beginnt die Morgenröthe der neuen Zeit zu tagen. In der Berührung mit den Fremden kann das auf strenge Abgeschlossenheit gegründete politische System Japans sich nicht halten. Die Gärung hat begonnen und sie wird unaufhaltsam fortschreiten, bis aus dem alten Most ein neuer Wein sich abgeklärt haben wird. Viel Schönes, viel liebenswürdige Eigenschaften des Volkscharakters werden dabei zu Grunde gehen. Man wird an die jetzigen Zeiten zurückdenken, wie man sich der romantischen Zustände unserer europäischen Staaten im Mittelalter erinnert, halb bedauernd, daß sie untergegangen, halb erfreut, daß man ihrer Barbarei entwachsen ist. Aber als Kind der modernen, alles nivellirenden Civilisation noch in solche völlig lebendig gebliebene Vorzustände unserer eigenen Geschichte hineinzublicken, zumal wenn sie wie in Japan das fabelhafte Colorit des Orients an sich tragen, das bleibt ewig interessant und unvergeßlich und regt zu immer neuen Betrachtungen an.

Mit besonderm Vergnügen wird man die Schilderung des Aufenthalts in Nagasaki lesen, wo durch Vermittelung des holländischen Arztes Dr. Pompe Wichura mit den japanischen Studiosen der Medicin verkehrte, deren

burschikoses wie wissenschaftliches Treiben in ergötzlichen kleinen Bildern an uns vorübergeht. Dort hatte der Verfasser auch Gelegenheit, in das Innere der japanischen Häuser einzudringen, die Familien in ihrem alltäglichen Leben zu belauschen und mit ihnen zu speisen. Der japanische Vorstand der medicinischen Akademie, Hr. Mats-Moto-Lyozun (so hieß er und nicht, wie Wichura schreibt, Masmotto), wurde des Verfassers guter Freund, mit dem er auf einem Fuße verkehren konnte, wie nur immer bei uns wissenschaftliche Leute miteinander umgehen. Das höfliche, urbane und durchaus noble Wesen dieses japanischen Gentleman findet auch in dem holländischen Werke des Dr. Pompe genügende Anerkennung, und wie feinfühlend derselbe war, möge man am besten aus dem Stammbuchblatte erkennen, das er dem Verfasser zum Abschied schrieb:

> Auf Reisen denkt man immer an sein Vaterland. Eine große Gesellschaft machte sich auf den Weg und unternahm eine weite Reise. Viele kehrten zurück und hörten den Gesang der Nachtigallen in ihrer Heimat und waren heiter und wohlgemuth: Ein anderer blieb in der Ferne und hörte denselben Gesang. Aber er gedachte der Nachtigallen seines Vaterlandes und weinte.

Bei solchen Kundgebungen begreifen wir, wie alle Fremden von neuem das japanische Volk lobpreisen und wie jeder gleich dem großen Jesuitenpater Franz Xaver (Mitte des 16. Jahrhunderts) von ihnen ausrufen kann: „Sie sind das Entzücken meines Herzens!"

Neben Japan erscheint Java in dem vorliegenden Werke besonders hervorgehoben. Während die gewöhnlichen Touristen meist nur Batavia besuchen und von da einen Ausflug nach dem Vulkan Gedeh und in die Preanger Regentschaften unternehmen, hatte Wichura das Glück, das schöne Tropeneiland fast seiner ganzen Länge nach von Surabaja bis Batavia durchwandern zu können. Die Fahrt nahm gerade einen Monat in Anspruch und ließ in Bezug auf Bequemlichkeit nicht viel zu wünschen übrig, denn Java ist kreuz und quer von schönen Landstraßen und Telegraphen durchzogen, die Holländer haben es in einen prächtigen Culturgarten umgewandelt, und die überaus große Gastfreundschaft derselben gegen die preußischen Gäste erleichterte diesen das Fortkommen noch ungemein. Der Gouverneur von Batavia hatte ihnen zur Landreise vierspännige Post unentgeltlich zur freien Disposition gestellt, was für die Person auf eine Strecke von etwa fünf Längengraden 1000 holländische Gulden ausmachte. Mit unterlegten Pferden durchjagten sie nun auf Regierungskosten das Land; ein Beamter begleitete die Fremden und die Behörden sorgten, daß sie weder leiblich noch geistig Noth litten. Für Essen war gesorgt, nicht minder dafür, daß alle Sehenswürdigkeiten ihnen vorgeführt wurden. „Es ist gewiß, daß kein Fürst in Europa aufwandsvoller und prächtiger reist als wir schlichte Sterbliche hier." Bei dieser Reiseart erscheint natürlich Java nur von der Lichtseite; es bleibt dem Verfasser wenig Möglichkeit, die Schatten aufzusuchen, und so erhalten wir denn ein meist freudiges Bild:

> Von dem materiellen Wohlleben der Europäer in diesen indischen Besitzungen kann man sich in dem kümmerlich mäßigen Europa kaum eine Vorstellung machen. Das lebt alles wie die Fürsten. Eleganz der Einrichtung, opulente Mahlzeiten, zahlreiche Dienerschaft finden sich überall. Die Häuser sind nicht groß, aber geschmackvoll, in der Regel mit einer auf Säulen ruhenden Veranda versehen. Häuser, die von der Straße zurücktreten, und das ist bei allen größern der Fall, sind von Gartenanlagen umgeben, in denen Palmen und Casuarinen, was Baumwuchs betrifft, die Hauptrolle spielen. Eine ganze Straße mit solchen höchst sauber und appetitlich aussehenden Villen eingefaßt, erinnert an die Thiergartenstraße von Berlin oder an die Weltbäder von Europa, wo Reichthum und Wohlleben ihren Sitz aufgeschlagen haben. Productivität und Reichthum des Bodens sind erstaunlich. Java gibt jetzt jährlich 60—70 Millionen Gulden Ueberschuß, die in die Staatskasse von Holland fließen. Es ist ein Besitz vom unschätzbarsten Werth. Tausende von holländischen Beamten, die in der Heimat hungern würden, haben hier die bequemste Gelegenheit, ihr Lebensglück zu gründen und Reichthümer zu erwerben. Was wäre Preußen mit einem solchen Juwel in der Krone!

Gewiß, und wären die Niederlande nicht widernatürlich von uns abgerissen, was hätte aus all jenen Colonien werden können! Aber nationalen Sinn für unser Seewesen haben in der deutschen Geschichte nur die Hansestädte und ein einziger Fürst, der Große Kurfürst, gezeigt; die Kaiser und übrigen Herren von Gottes Gnaden haben da eine der gröbsten Unterlassungssünden begangen, deren Folgen jetzt allen in die Augen springen, am schmerzlichsten aber von dem Staate empfunden werden, in dessen kräftiger Hand die Wiedergeburt der nationalen Flotte liegt. Auch die Colonialpolitik Hollands bespricht Wichura in sehr verständiger Weise. Er schildert einen Besuch beim Kaiser von Solo und beim Sultan von Djokdjokarta, jenen beiden Scheinfürsten, denen die Holländer noch eine beschränkte Herrlichkeit gelassen haben. Samarang, der großartige, in Ruinen liegende Tempel Boro Budor (richtiger Boro Budo) gehen in lebhaften Bildern an uns vorüber, der Vulkan Papandaian wird erklettert und hierbei zur Unterstützung der Bergsteiger von seiten der Holländer der kolossale Apparat von 600 Pferden und 800 Menschen in Bewegung gesetzt. Mit Schilderungen aus Batavia, Buitenzorg und den Preanger Regentschaften schließt die javanische Fahrt, auf der auch die Bewohner des Landes ihre gebührende Berücksichtigung finden. In der ebenso anregenden wie knapp zusammenfassenden Manier, welche als ein Vorzug dieser Reisebriefe gelten kann, führt uns der Verfasser auch den Sprachenreichthum der ostasiatischen Inselwelt vor, wobei er bezüglich des Malayischen folgende Bemerkung macht:

> Kinder lernen von ihren Wärterinnen regelmäßig eher die Landes- als die europäische Muttersprache. Eine Dame meinte neulich, die Kinder würden dadurch dumm, was sehr glaubhaft scheint, wenn man an die ungeheuere Gymnastik denkt, zu der der junge Kopf genöthigt wird, der eine complicirte Sprache, wie z. B. die unserige bewältigen soll. Es ist möglich, daß diese in den jüngsten Stadien des erwachenden geistigen Lebens vollzogene Riesenarbeit, als Uebung betrachtet, später durch nichts mehr ersetzt werden kann.

Den Schluß des Buchs machen die abermalige Fahrt nach Singapore, Streifereien auf Ceylon, ein Besuch Kalkuttas und die Reise nach Darjiling im Sikkim Himalaja aus. Am 31. Juli 1862 betrat nach zweiundeinhalbjähriger Abwesenheit der Verfasser in Triest wieder europäischen Boden.

Wir haben bezüglich der Herausgabe des Buchs hier noch einige Bemerkungen zu machen. Die Briefe waren auf der Reise oft flüchtig niedergeschrieben und nicht für die Veröffentlichung bestimmt; hätte der Verfasser später dieselben herausgegeben, er würde die nöthigen Studien

dazu gemacht und viele Unrichtigkeiten vermieden haben. Wir können ihm daraus keinen Vorwurf machen, hätten aber gewünscht, daß nicht blos Pietät bei der Publication geherrscht hätte, sondern daß ein Fachmann vorher die Durchsicht übernommen. Wichura schrieb die Namen von Personen und Orten auf, wie er sie gerade hörte und dadurch entstanden manche Verstöße. Wir lesen z. B. „Haeusgen“ für „Heusken“, „Taysmann“ für „Teijsman“, „Badhen“ wiederholt für „Radhen“, „Madjopei“ für „Modjopahit“, „Merbapu“ für „Marbabu“, „matschopei“ für „maatschappij“; wir hören mit Erstaunen, daß die Dajaks auf Borneo Menschenfresser sein sollen, was ganz bestimmt nicht der Fall ist, und ob sie, wie in dem Buche für sicher ausgegeben wird, bei der Brautwerbung einen abgesäbelten Menschenkopf vorweisen müssen, erscheint mindestens für frühere Zeiten zweifelhaft, für heute aber als unrichtig. Beim Besuch der Gräber in Griseh auf Java findet eine Verwechselung des Grabmals von Mulana Malik Ibrahim, der den Islam einführte, mit jenem des Suhunan Giri, der zuerst den Glauben an die indischen Götter mit der Lehre Mohammed's vertauschte, statt, und daß der javanische Kaffee „wenig oder verdorben auf den europäischen Markt gelange“, erscheint als ganz fabelhafte Bemerkung, wenn man weiß, daß gerade der Kaffee der wichtigste Ausfuhrartikel der Insel ist. Der Zoolog wird verwundert sein, den Elefanten von Sumatra als „eigene Species“ aufgeführt zu sehen, und in einem Buche, das 1868 erscheint, muß wenigstens, wenn es im Texte heißt: „Vorbereitungen zu einer Eisenbahn (auf Java) werden getroffen“, eine Anmerkung ergänzen, daß jetzt dieses Verkehrsmittel bereits in bedeutender Ausdehnung die Insel durchzieht. Wir wiederholen nochmals, daß wir den Verfasser selbst hier freisprechen wollen, daß wir aber dem Herausgeber diese und noch manche andere Verstöße nicht verzeihen können.

Richard Andree.

Unterhaltungsschriften.

Man erzählt von Demosthenes, dem classischen Vorbilde für die Redner aller Zeiten, er habe das Geschichtswerk des Thucydides über den Peloponnesischen Krieg zweimal mit eigener Hand abgeschrieben, um in dieser gründlichen und eindringlichen Weise sich mit dem kunstvollen Periodenbau des großen Historikers vertraut zu machen und seinen eigenen Stil danach zu bilden. Vor solchen mühevollen Uebungen, welche nicht mechanisch, sondern mit stetem gründlichen Nachdenken angestellt wurden, schreckten die Schriftsteller des Alterthums nicht zurück. Dafür ist aber auch ihr Lohn ein herrlicher gewesen: ihr Stil und insbesondere ihr Periodenbau, in welchem dieselben Regeln einer vollendeten architektonischen Schönheit herrschen wie in dem Bau ihrer Tempel, bleibt für immer bewunderungswürdig und mustergültig. Wer möchte heutzutage noch solche Uebungen anstellen! Und doch würde mancher, der durchaus seine Feder in Bewegung setzen und als Schriftsteller auftreten will, nichts Besseres thun können, als wenn er dieselbe zuerst im Abschreiben unserer classischen Meisterwerke übte, und sich dabei bemühte, sich mit den Grundlehren der Stilistik vertraut zu machen. Unter den zur Beurtheilung vorliegenden Romanen sind einige — und dies ist gewöhnlich der Fall —, welche in einem ganz unglaublich schlechten Stile geschrieben und eine wahre Versündigung an der Muttersprache sind. Hätten diese Herren — oder Damen — anstatt mit einer selbständigen Arbeit aufzutreten, einen Band von Lessing, Schiller oder Goethe abgeschrieben, so wäre diese Uebung für sie selbst, für den Verleger und für — die Recensenten ersprießlicher gewesen.

Am mangelhaftesten in Bezug auf Stil ist von den vorliegenden Werken

1. Die Epigonen Friedrich's und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. Erste Abtheilung: Nordlandsfahrten. Bilder aus dem letzten Dänenkriege von Oldwig von Uechtritz. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser hat offenbar die besten Absichten gehabt, und hätte er sich beschieden, möglichst einfach und natürlich zu schreiben, so wäre sein kleines Werk wenigstens lesbar geworden. Aber er hascht nach geistreichen und pikanten Ausdrücken und Wendungen, und versucht überall hochpoetische Bilder anzubringen; da dies aber über seine Kräfte geht und meistens für den Gegenstand überhaupt nicht paßt, wird sein Stil zu einer oft lächerlichen Caricatur. Der Raum d. Bl. kann unmöglich dazu benutzt werden, eine Sammlung der sehr fehlerhaften Ausdrücke und Perioden zu geben; man lese beispielsweise S. 20, 50, 51, 69, 81, 82, 212, 213. Der Inhalt ist zu bekannt, als daß wir auf denselben näher eingehen könnten. Das Buch bietet in keiner Weise neue und interessante Einzelheiten. Der Standpunkt, von dem aus es geschrieben ist, war auch bereits bei dem Erscheinen des Buches veraltet: der Verfasser schwärmt für die preußisch-österreichische Allianz. Dieselbe hat nie anders als scheinbar existirt.

2. Des Adlers Aufflug. Zeitgeschichtlicher Roman von Ewald von Kalenberg. Vier Bände. Leipzig, Kummer. 1867. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Roman behandelt die Umgestaltung Deutschlands im Jahre 1866 und schildert insbesondere, wie ein kleines Fürstenthum seine Selbständigkeit verliert. Wir fürchten, das Buch wird keinen großen Leserkreis finden, denn es leidet an zwei sehr erheblichen Fehlern: es ist zu breit und ermüdend und ist außerdem noch in einem schlechten Stil geschrieben. Die weitschweifigen Unterhaltungen zwischen zwei Personen, welche in echt doctrinärer Weise sich gegenseitig Vorträge über ihre politischen Ansichten halten (z. B. II, 46—83, 92—136 u. ähnl.), werden jeden Leser abschrecken. Handlung ist in dem Roman im Vergleich zu seinem Umfange nur wenig vorhanden; erst im vierten Bande wird dieselbe etwas lebhafter; bis dahin schleppt sie sich mühsam vorwärts und wird von den endlosen politischen Kannegießereien einzelner Personen ganz erdrückt. Der Periodenbau ist oft in unglaublicher Weise steif und ganz und gar fehlerhaft; man lese z. B. I, 154, 198; II, 25. Manche Perioden sind labyrinthartige Anakoluthe.

Die Sprache ist zu gesucht und unnatürlich, und der Stil leidet an einer geschmacklosen Geschraubtheit und Manierirtheit.

Der Standpunkt, von dem aus der Verfasser den Stoff behandelt hat, ist ein verfehlter, jedenfalls ein für ihn sehr ungünstiger. Bestimmte Localitäten und Personen sollen in dem Roman nicht dargestellt werden; das würde nach der Ansicht des Verfassers unschicklich sein, und es würde dabei die schöpferische Kraft der dichterischen Phantasie nicht zur Geltung kommen. Beides ist falsch. Die dichterische Productivität findet Spielraum genug, wenn sie gegebene wirkliche Verhältnisse und Persönlichkeiten zum Sujet nimmt und nur solche Veränderungen einführt, wie nothwendig sind, damit ein selbständiges und in sich abgerundetes Kunstwerk entstehe. Man denke an einige der Dramen Shakspeare's. Geschichtliche Verhältnisse und Personen der Jetztzeit zu schildern kann an sich nicht unschicklich sein; sehr nahe allerdings liegt die Gefahr, daß die Art und Weise der Darstellung unschicklich wird. Bei Vermeidung dieses letztern Fehlers ist der Verfasser in einen andern gefallen: der Roman ist ein schlecht verarbeitetes Gemisch von Wirklichkeit und Phantasie, welches nach keiner Seite hin unser Interesse erregen kann.

3. Zwei Fürstinnen. Roman von Luise Ernesti (Malwine von Humbracht). Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Die Hauptpersonen des Romans sind ein alter Maler, dessen Neffe, die Fürstin Vera Surowieff und die Tochter eines reichen Bankiers, welche Moorenfürstin genannt wird, weil sie Besitzerin von weiten Strecken Moor- und Heideland ist. Die Menschen sind seltsam und wunderlich; an sich ist dies noch kein Fehler; aber es fehlt hier vollständig die psychologische Begründung und die innere Entwickelung, sodaß die Personen nebelhaft und räthselhaft bleiben und nichts Anziehendes haben. Der Stil ist mangelhaft, geschraubt und pathetisch und häufig geradezu incorrect. Ein besonders auffallender Fehler ist die ungemein häufig vorkommende poetische Wortstellung, wodurch Jamben entstehen. Wie ist es möglich, eine solche Prosa zu schreiben!

4. Ein nordischer Richelieu. Historischer Originalroman von Hermann Kleinsteuber. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Dieser Roman ist besser geschrieben und in jeder Beziehung lesbarer als die vorigen. Der Inhalt ist in Kürze folgender. Peter Schuhmacher, der Sohn eines Weinhändlers in Holstein, war unter der Regierung Friedrich's III. in Kopenhagen Bibliothekar. Der König mußte einst einem fremden Gesandten eine Audienz geben, und es war nothwendig, daß die Anrede desselben in lateinischer Sprache erwidert wurde. Niemand aus der Umgebung des Königs war hierzu im Stande, und man gerieth in große Verlegenheit. Da erinnerte man sich des jungen gelehrten Bibliothekars. Es wurde ihm der Auftrag ertheilt, die lateinische Erwiderungsrede zu halten, und er führte dies in so glänzender Weise aus, daß der König ihn sofort zum Geheimen Secretär ernannte. Von da an stieg er rasch von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1673 wurde er von Christian V. zum Grafen von Griffenfeld gemacht und zum Reichskanzler ernannt. Die Liebe zu der französischen Prinzessin Amalie von Tremouille, der Nichte des Königs, stürzte ihn zuletzt in das Verderben. Da Amalie von Tremouille seine Liebe nicht erwiderte, ließ er kein Mittel unversucht, um sie für sich zu gewinnen. Zuletzt wurde er von seiner blinden Leidenschaft so weit fortgerissen, daß er, um sich die Mitwirkung des Königs von Frankreich zur Erreichung seines Plans zu verschaffen, eine landesfeindliche Politik zu Gunsten Frankreichs einschlug. Seine Gegner gaben dem Könige die Beweise von seinem Verrath in die Hände, und er wurde darauf nach der Festung Munkholm verbannt, welche unter dem 64° nördl. Br., eine halbe Stunde von Drontheim entfernt, auf einem einsamen Felsen im Meere liegt. Hier verbrachte Griffenfeld den Rest seines Lebens. Der Stoff ist gut gewählt und im ganzen interessant dargestellt. Einige Nebenpartien sind zu breit gehalten. Der Ausdruck könnte zuweilen einfacher und natürlicher sein. Es kann nicht nachdrücklich genug vor dem Fehler gewarnt werden, in den so viele neuere Romanschriftsteller verfallen, daß sie durch geschraubte pathetische Ausdrücke den Stil geistreich und kraftvoll machen wollen; sie erreichen gerade das Gegentheil.

5. Vlämisches Leben. Geschichten und Bilder. Deutsch von Ferdinand von Hellwald. Wien, Hilberg. 1867. 8. 1 Thlr.

Das Buch enthält folgende einzelne Erzählungen: „Jack, der Spielmann", von G. J. Dodd; „Das Irrlicht", von L. van Ruckelingen; „Schneeflöckchen" von A. Snieders; „Der letzte Trost", von B. J. Mees; „Die Gebrüder Nolting", von Joh. von Rotterdam; „Kirchendiebe", von L. van Ruckelingen; „Eine Mutter", von Joseph Cauwenbergh; „Maria", von B. J. Mees; „Die Mutter des Rekruten", von Em. van Driessche; „Die verlorene Wette", von Dom. Sleckx. Die Erzählungen sind von dem mannichfaltigsten Inhalte, humoristische und heitere wechseln mit tragischen und tief ergreifenden. Die meisten derselben sind im höchsten Grade anziehend. Die Stoffe sind aus dem wirklichen Leben gegriffen und mit frischen kräftigen Farben dargestellt. Die Erzähler bekunden entschiedenes Talent für feine und richtige Beobachtung und haben ein warmes echtes Gefühl für die Leiden und Freuden des Volks. Das Buch ist daher sehr zu empfehlen. Hin und wieder kommt einmal ein schlecht gewählter Ausdruck vor, z. B. S. 38 eine „inundirte Wiese"; warum nicht den deutschen Ausdruck? Die Präposition „ohne" ist auffallenderweise mehrmals mit dem Dativ construirt, z. B. S. 235 „ohne ihr", und 238. Im übrigen ist die Uebersetzung sehr lesbar.

Rudolf Sonnenburg.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der Volksausgabe von Dante Alighieri's „Göttlicher Komödie" in der metrischen Uebertragung von Philalethes (Leipzig, Teubner, 1868) liegt jetzt auch der zweite Theil: „Das Fegfeuer", vor uns, nebst einer Karte und einem Grundriß des Fegfeuers. Die Anmerkungen des gelehrten Uebersetzers, welche in dieser Volksausgabe oft den Text zurückdrängen, sind ganz dazu geeignet, das Verständniß des großen Dichters auch bei einer cursorischen Lektüre zu fördern. Ohne solche Handlaterne, welche uns Schritt für Schritt den Pfad beleuchtet, wird kein moderner Leser sich in Dante's unsterblichen Terzinen zurechtfinden. Glücklich aber hat der Interpret die Resultate tiefer Studien in allgemein verständlicher Weise, ohne alle unnöthigen Abschweifungen, streng sich an das Thatsächliche anlehnend, dabei aber die ganze unerläßliche Fülle des historischen Details erschöpfend, niederzulegen gewußt.

Friedrich Wilhelm Ebeling hat die letzte, von uns bereits besprochene Abhandlung aus seinem Werke „Mosaik" unter dem Titel: „Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben" (Leipzig, Wartig, 1868), jetzt auch noch als selbständiges Werk erscheinen lassen. Dasselbe ist im „Athenaeum", das sich in neuester Zeit, wie auch die eingehende Besprechung der dramatischen Werke des Herausgebers d. Bl. beweist, mehr als früher mit deutscher Literatur zu beschäftigen anfängt, angezeigt und beurtheilt worden. In buchhändlerischer Hinsicht ist die Schrift ein Beweis für die polypenartige deutsche Bucherzeugung. Nicht nur wird aus einer Menge Abhandlungen ein Buch zusammengeschweißt, sondern aus einem solchen Buch werden auch wieder einzelne Aufsätze losgelöst. Wie bei den Polypen wächst jedes abgeschnittene Stück sich unter günstigen Umständen zu einem Ganzen aus. Da darf man sich nicht wundern über die Dickleibigkeit der deutschen Büchermeßkataloge.

Von der neuen Delius'schen Ausgabe von „Shakspeare's Werken" (Elberfeld, Friderichs, 1868), liegen die Lieferungen 6, 7, 8 und 9 vor; sie enthalten: „Much ado about nothing", „Love's labour lost", „Midsummernightsdream", „Merchant of Venice". Außer den Noten, die durchweg klar und sachgemäß sind, verdienen namentlich die Einleitungen zu den einzelnen Stücken hervorgehoben zu werden, da sie nicht blos auf die Quellen Shakspeare's hinweisen, sondern auch die wichtigsten Stellen in Auszügen mittheilen. So lesen wir in der Einleitung zum „Sommernachtstraum" die Chaucer'sche Beschreibung der Feenkönigin, Stellen aus dem kleinen Volksbuch: „Robin good-fellow", das Shakspeare für die Streiche seines Puck benutzte, eine Ballade, angeblich von Ben Jonson, in welcher die Thaten des neckischen Kobolds registrirt sind, einen Auszug aus Chaucer's „The Knight's Tale", welcher Shakspeare die Figuren des Theseus und der Hippolyta, ihren Krieg und ihre Vermählung entlehnte, und auch aus der Legende Chaucer's, welcher das Possenspiel von „Pyramus und Thisbe" entnommen ist. Schon diese Mittheilungen lassen begreifen, wie ein Theil von Shakspeare's Zeitgenossen in dem Dichter eine sich mit fremden Federn putzende Krähe sah, während sie gleichzeitig über Shakspeare's dramatische Dichtweise, Aneignung, Verarbeitung und Neudichtung der benutzten Stoffquellen dem Aesthetiker lehrreichen Aufschluß gaben.

Das zweite Heft des dritten Bandes der neuen Serie des „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) enthält folgende Criminalgeschichten: „Ein Preßproceß im Königreich Sachsen aus dem Jahre 1701 fg.", „Albert Troll und Katharina Petrsilka (Raubmord, Wien, 1867)", „Das Gespenst im Kapplerthal (Großherzogthum Baden, 1848—57)".

Von Eduard Loewenthal's „System und Geschichte des Naturalismus" (Leipzig, Gebhardt) ist die fünfte verbesserte und vermehrte Auflage erschienen; von Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom" (Hamburg, J. P. F. E. Richter) die vierte Auflage, ein bei lyrisch-epischen Dichtungen in der Neuzeit seltener Erfolg. Der zehnte Band von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften" (Berlin, Decker) enthält erzählende Dichtungen, darunter die größere „Andreas und Marfa", die mit einer Elegie auf Groß-Nowgorod beginnt.

Der neunte Band der „Collection of German Authors" (Tauchnitz Edition) enthält die Uebersetzung von Lessing's „Nathan dem Weisen" und seiner „Emilia Galotti". Der Uebersetzer des ersten Stücks ist W. Taylor, der des zweiten Charles Lee Lewis. Die Verse des „Nathan" mit ihren geschwätzigen Enjambements, ihrer conversationellen Breite, die sich vor melodischem Tonfall hütet, lassen sich im Englischen gut wiedergeben. Als Probe führen wir den Anfang der berühmten Erzählung der drei Ringe an:

> In days of yore, there dwelt in east a man,
> Who from a valued hand receiv'd a ring
> Of endless worth: the stone of it an opal,
> That shot an ever-changing tint: moreover,
> It had the hidden virtue him to render
> Of God and man belov'd, who in this view,
> And this persuasion, wore it. Was it strange,
> The eastern man ne'er drew it off his finger,
> And studiously provided to secure it
> For ever to his house? Thus—He bequeath'd it;
> First, to the *most beloved* of his sons,
> Ordain'd that he again should leave the ring
> To the *most dear* among his children — and
> That without heeding birth, the *favourite* son,
> In virtue of the ring alone, should always
> Remain the lord o' th' house — You hear me, sultan?

„Die deutschen Prosaiker des neunzehnten Jahrhunderts" (Dresden, Helfer) sollen eine „Hausbibliothek" bilden, gesammelt aus den Werken unserer beliebtesten Schriftsteller in einer Auswahl ihrer bessern Erzählungen, Novellen und Romane und der jüngsten Generation aufs neue Geistesproducte zuführen, die ihren Platz in der Literaturgeschichte fanden. Offenbar bedarf der Titel eines einschränkenden Zusatzes; denn nach seiner jetzigen Fassung ist man berechtigt, auch eine Auswahl aus den Werken unserer Historiker, Philosophen, Kanzelredner, selbst einzelner Naturforscher wie eines Alexander von Humboldt zu erwarten. Es handelt sich indeß nur um die „schöngeistige" Prosa; die ersten Hefte bringen K. Weisflog's „Historien", denen in der ersten Serie noch F. C. van der Velde, E. T. A. Hoffmann und W. F. Waiblinger folgen sollen. Wenn man nach dem Geläut des Leithammels die Heerde beurtheilen soll, so ist es vorzüglich auf die beliebte Erzählungsliteratur unserer Restaurationszeit abgesehen. Doch hätte wol Amadeus Hoffmann den Reigen eröffnen müssen und nicht Weisflog, der im Grunde nur ein etwas blasser Nachahmer des berliner Romantikers war.

Unter dem Titel „Humaniora" gibt Privatdocent S. Liebmann ein „Jahrbuch für Freidenker" (Manheim, Löffler) heraus, von welchem der erste Jahrgang 1868 vorliegt. Das Buch ist mehr ein „Aufklärungskalender" als ein Jahrbuch. Liebmann sagt in der Vorrede: „Kirchliche und confessionelle Kalender gibt es genug, auch Volkskalender, welche mehr die socialen Fragen behandeln, sind zahlreich vertreten; allein ein Kalender, welcher hauptsächlich religiös-philosophische Fragen vom Standpunkt des freien Forschens unparteiisch beurtheilt, ohne irgendwie confessionell gefärbt zu sein, ist mir bis jetzt nicht bekannt. Aus diesem Grunde habe ich mich zur Herausgabe dieses Jahrbüchleins entschlossen, welches von einem jeden Freidenkenden, welcher Confession er auch sei, wol mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden kann. Während früher der Priester den Ersten eines jeden Monats ausrief, welcher Tag deshalb calendae (vom lateinischen calare rufen) hieß und dann an diesem Tage die Abgabe für Priester und Organist erhoben wurde, die sogenannte «Kalenda», woraus sich das Wort «Kalender» gebildet hat, ist es heute die Wissenschaft, die Philosophie, welche den Völkern lehrt, die «Zeichen der Zeit» zu verstehen. Die Wissenschaft aber wünscht nichts für sich, sie bedarf nicht des äußern Scheins und Prunkes, der nur

die Augen blendet, die Sinne gefangen hält; ihr ist es um die Wahrheit und den innern Inhalt zu thun. Anstatt zu empfangen, zu betteln, spendet sie mit vollen Händen aus dem Schatze, welchen der Forschergeist der edelsten Denker aus allen Nationen seit Jahrtausenden aufgehäuft hat. Ihren Lohn findet sie in der Verminderung der geistigen Beschränktheit und des Aberglaubens."

Auch beginnt das Werk mit einem Kalender; wo in andern Volkskalendern die Bauernsprüche stehen, wie: „Mai kühl und naß füllt den Bauern Scheu'r und Faß", da stoßen wir hier auf Sentenzen von Goethe, Schiller, Rückert, Heine und auf kurze Aphorismen des Herausgebers über die Engel, den persönlichen Gott u. s. w. Einer Genealogie der regierenden Häuser folgt dann eine Abhandlung über die Messiasideen; Aufsätze, wie: „Die Lehre von der Hölle", „Das letzte Opfer der Inquisition", Stellen aus Sallet's „Laienevangelium", daneben Mittheilungen über einen gezähmten weißen Walfisch, der in diesen theologischen oder vielmehr antitheologischen Gewässern gestrandet ist. Die mitgetheilten Gedichte des Herausgebers feiern den Baum der Wahrheit und Erkenntniß, bringen Toaste zum neuen Jahr auf das Wohl der Liebenden, Duldenden auf Erden, der Hoffnung, Liebe und den freien Glauben, und auch noch eine Allegorie von einer Spinne, deren Gewebe die Hausmagd fortfegt, als welche sich „der Genius" muß signalisiren lassen. Der Charakter des Jahrbuchs ist polemisch; dafür ist indeß wol ein „Kalender" nicht die geeignete Form.

Ein neues Erinnerungsmal an Schiller.

Neuerdings ist in Eger an dem in der Bahnhofsstraße belegenen, dem Früchte(Delicatessen-)händler Thomas Zekoll gehörigen Hause eine in einen Sandsteinrahmen gefaßte eiserne Gedenktafel errichtet worden, auf der sich folgende Inschrift befindet:

In diesem Hause
wohnte im Jahre 1798
Friedrich von Schiller
behufs seiner Studien
zur Wallensteintrilogie.

L. W. Grimm.

Bibliographie.

Auer, M. v., Bilder aus dem Lehrerleben. Ehingen a. D., Feger. 8. 14 Ngr.

Bähring, B., Die Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms am 24., 25. und 26. Juni 1868. Eine genaue Darstellung der Enthüllungsfeier, nebst Auszügen aus sämmtlichen Predigten, Reden ꝛc. für weitere Kreise dargeboten. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bell, Carola, Passionsblumen. Skizzen aus dem Leben. Düsseldorf, Budich. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Berthold, G., Monte Christo, oder: Die Hand des Todten. Roman. 1stes Heft. Dresden, Tittel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Birlinger, A., Die alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrnundert. 1ster Thl.: Grenzen. Jahrzeitnamen. Grammatik. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Braun, J. W., Ein politischer Verbrecher. Lustspiel. Cassel, C. Luckhardt. 1869. 16. 15 Ngr.

Brockhaus, F., Das Legitimitätsprincip. Eine staatsrechtliche Abhandlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Burow, Julie, Im Wellenrauschen. Roman. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 1869. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten. 4tes Heft. — A. n. d. T.: Basler Zauberprocesse aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 8 Ngr.

Cordenons, P., Das Problem der Luftschifffahrt gelöst. Verona, Münster. 8. 7½ Ngr.

Deiters, H., Ueber die Verehrung der Musen bei den Griechen. Bonn, Weber. 4. 15 Ngr.

Dincklage, E. v., „Hochgeboren". Roman. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dupanloup, F., Ueber Frauenbildung. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Aschendorff. Gr. 16. 15 Ngr.

Eben, H., Die Idee der Gotteseinheit bei den Griechen. Neuwied, Heuser. 4. 6 Ngr.

Essellen, M. F., Geschichte der Sigambern und der von den Römern bis zum Jahre 16 n. Chr. im nordwestlichen Deutschland geführten Kriege. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

Ficker, J. B., Annaberg von 1843 bis 1868. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Stadt. Annaberg, Graser. Gr. 8. 25 Ngr.

Fresenius, F. C., Die psychologischen Grundlagen der Raumwissenschaft. Wiesbaden, Kreidel. 8. 24 Ngr.

Gerstäcker, F., Die Missionäre. Roman aus der Südsee. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Greif, M., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Gusek, B. v., Der Welfenlegionär. Erzählung aus der Geschichte der Gegenwart. Berlin, Janke. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vergiftete Halsband. Criminalroman vom Verfasser der „Afrikanerin". 3 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Heinrichs, Emilie, Auf der Menschheit Höhen. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heister, K. v., Die Gefangennehmung und die Gefangenschaft Philipps des Grossmüthigen, Landgrafen von Hessen. 1547 bis 1552. Marburg, Elwert. Gr. 8. 18 Ngr.

Hitopadesa, ausgewählte Fabeln, im Urtexte (in lateinischer Umschrift) nebst metrischer deutscher Uebersetzung von A. Boltz. Offenbach. Gr. 8. 16 Ngr.

Holtsch, K. H., Eigenheiten des Sprachgebrauches in unseren neuesten Dichtungen. Beiträge zur neuhochdeutschen Onomatik. 1ste Reihe: Sprachliche Streifzüge durch unseren modernsten lyrischen Dichterhain. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Januasch jun., R., Die Strikes, die Cooperation, die industrial Partnerships und ihre Stellung zur socialen Frage. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Jellinek, A., Studien und Skizzen. 1ster Thl.: Der jüdische Stamm. Ethnographische Studie. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1869. 8. 24 Ngr.

Klette, H., Gesammelte Schriften. I.: Ein neues Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

Kuttler, G., Reisebriefe aus Schwaben. 1ste Lief. Zum Blautopf und zum Bodensee. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 8. 5 Ngr.

Lafitte, E., Gedichte. 1ste, 2te und 3te Sammlung. 4te, bedeutend veränderte Aufl. Dresden, Schilling. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieder einer Patrepka. (Diesjährige.) Hamburg, Grüning. 1869. 8. 15 Ngr.

Löhn, Anna, Humoresken. Nebst einer Biographie der Verfasserin. Berlin, Rehmann. 8. 7½ Ngr.

Long, Catharina, Sir Roland Ashton oder des Christen Glück im Unglück. Aus dem Englischen. Bevorwortet von W. F. Besser. Leipzig, Naumann. Br. 8. 2 Thlr.

Marggraff, R., Georg Kaspar Nagler, Verfasser des neuen allgemeinen Künstlerlexikons und der Monogrammisten. Erinnerungsblätter. München, Franz. Lex.-8. 8 Ngr.

Margot, P., Die Gefangenen der Apachen. Erlebnisse unter den Indianern Nordamerika's. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Meyer, V., Tile Kolup (der falsche Friedrich) und die Wiederkunft eines ächten Friedrich, Kaisers der Deutschen. Historische Studie. Wetzlar. Gr. 8. 15 Ngr.

Naomi oder die letzten Tage Jerusalems. Aus dem Englischen. 1stes Heft. Leipzig, Verl. des christl. Ver. im nördl. Deutschland. 1867. 8. 11¼ Ngr.

Flüchtige Reisebilder und Skizzen von einem alten Offizier. Bremen, Heyse. 8. 1 Thlr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. 3ter Bd. Rückverlegung des heil. Stuhls bis zur Gegenwart. 1ste Abth. Die Restauration. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ring, M., Fürst und Musiker. Zeitroman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Robinson, F. W., Großmutters Geld. Roman. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Scheidemacher, C., Die Nachteule des Materialismus scheel und scheu vor dem Lichte der Thatsachen oder Materialismus und Psychologie. Köln, Rommerskirchen. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Der deutsche Protestantismus und seine Bedeutung in der Gegenwart, nach den Akten dargestellt. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneider, Das Gespenst des Czaren. 1ster bis 3ter Bogen. Berlin, H. E. Schneider. à 1 Ngr.

Silberstein, A., Mein Herz in Liedern. Neue Lieder. Stuttgart, Grüninger. 16. 1 Thlr.

Stein, W., Us'm Neckerdhal. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Grüninger. Gr. 16. 18 Ngr.

Kleines Theater. Mit Original-Beiträgen von J. Pape, F. W. Grimme, W. Hosaeus u. A. 2tes und 3tes Bdchn. Paderborn, Kleine. 16. à 3½ Ngr.

Thomas, G. M., Belagerung und Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453 aus der Chronik von Zorzi Dolfin. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Uechtritz, O. v., Die Epigonen Friedrichs und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. 2te Abth.: Von den Karpathen zum Rhein. Bilder aus den Kämpfen des Jahres 1866. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr.

Venedey, J., Heinrich Friedrich Karl v. Stein. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr.

Vigny, A. de, Cinq-Mars. Eine Verschwörung unter Ludwig XIII. Deutsch von R. v. Hof. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Villari, P., Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit. Nach neuen Quellen dargestellt. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von M. Berduschek. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Vogel, T., Die Lebensweisheit des Horaz, eine übersichtliche Zusammenstellung der schönsten Sentenzen aus den Werken desselben für Lernende und Freunde des Dichters. Meissen, Mosche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vondel's, J. von den, Lucifer. Ein Trauerspiel. Uebersetzt von M. W. Quadt. Aachen, Jacobi u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Zollmann, T., Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Gekrönte Preisschrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 22. October 1868.

Vom baltischen Bruderstamme.

1. Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Kurland. Schilderung von Land und Leuten von Ludwig Brunier. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seitdem die nationalrussische Partei, nach der letzten polnischen Erhebung im Jahre 1863, gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen einen erbitterten Kampf begonnen hat, richten sich die Augen unsers Volks wieder mit größerm Antheil auf jenen Bruderstamm, der, einem andern Staate angehörig, nach einem andern politischen Schwerpunkte gravitirt und deshalb den Stammesverwandten diesseit der Memel längere Zeit hindurch mehr als billig aus dem Sinn gerückt wurde. Denn unvergessen mußte bleiben, daß der geistige Schwerpunkt ein gemeinsamer ist, daß mit der deutschen Sprache bis an den Peipussee auch die deutsche Bildung herrscht und daß dies geistige Band weit über die Landesgrenzen hinüberreicht. Den Angriff auf deutsches Wesen, den sich in jüngster Zeit die Moskowiter erlauben und den sie mit wahrem Fanatismus ausführen, muß die deutsche Nation empfinden als gegen sich selbst gerichtet, denn er tastet nicht blos die deutschen Bewohner der baltischen Gestade, er tastet den innersten Kern des deutschen Geistes an. Auch die deutsche Politik, jetzt glücklicherweise eine Großmachtspolitik, hat die Pflicht, sich der Deutschen in Kurland, Livland und Estland zu erinnern und die Russificirungstendenzen der jüngsten Zeit mit Protest zurückzuweisen. Ist doch Preußen am Strand derselben Ostsee groß geworden, an welcher die Deutschrussen wohnen, und die Geschichte des Ordenslandes Preußen ist Jahrhunderte hindurch verwandt der Geschichte des Ordenslandes Livland, nur daß dies vom Deutschen Reich aufgegebene Vorland nach der Verweltlichung des Ordensherzogthums nicht deutschem Erbe anheimfiel, sondern unter wechselnde Fremdherrschaft gerieth.

Bei der erhöhten Theilnahme für diese Länder, deren politische Interessen sie nach Rußland verweisen, während sie die geistigen mit Deutschland gemein haben, sind alle Schriften doppelt willkommen, welche uns über beide aufzuklären suchen. Dies geschieht in den obenerwähnten Werken sowol von Julius Eckardt als auch von Ludwig Brunier mit genauer Sachkenntniß und patriotischer Wärme. Keiner dieser Autoren predigt indeß den Abfall vom Russenreich; keiner reclamirt die Ostseeprovinzen für das umgestaltete Deutschland; sie erkennen beide gleichmäßig die großen Fortschritte an, welche die Ostseeprovinzen seit 1856 und großentheils durch die Initiative der russischen Regierung gemacht haben. Brunier ruft aus:

> Weg mit der Verdächtigung, als ob die Ostseeprovinzen nicht mitstrebten an der Größe und dem Ruhme des Gesammtvaterlandes! Sie sind im Gegentheil das vornehmste Glied dieses gewaltigen Reichskörpers. Wir rufen ins Gedächtniß zurück, was wir, in Ahnung der jetzigen ungerechten Angriffe, vor sechs Jahren aussprachen: es sei das deutsche Wesen in den Ostseeprovinzen von jeher kein Schmarotzergewächs am Riesenbaume des Slawismus gewesen, sondern habe ihm im Gegentheil die frischesten und edelsten Säfte zugeführt.

Auch Eckardt denkt nicht entfernt an deutsche Hülfe; er stimmt eher der deutschen Nationalität in Rußland ein Grablied an:

> Des versprengten Postens am Ostseestrande sich zu schämen, hat das deutsche Volk niemals ein Recht und, wenigstens in der Gegenwart, nicht Grund gehabt; als Männer haben die deutschen Beherrscher Liv-, Est- und Kurlands sich jederzeit bewährt, und wenn es mit ihnen wirklich einmal vorbei ist, auf die Achtung ihrer Gegner werden sie sicherlich Anspruch haben. Rußland selbst wird dann gestehen müssen, es habe an dem deutschen Element an der Ostsee einen tüchtigen und kernigen Stamm besessen, dessen Verlust schwerer wiegt, als die Thorheit derer, welche ihn verschuldeten, einzusehen im Stande war.

Wir aber glauben, daß dieselbe Theilnahme, welche wir den Deutschen in Schleswig schenkten, als sie von der dänischen Regierung in ihren Rechten gekränkt wurden, auch den Deutschen in den Ostseeprovinzen zukommt, falls

die russische Regierung den Einflüsterungen des Moskowiterthums noch mehr Gehör geben sollte als bisher. Eine starke Nation schützt ihre Stammesgenossen auf der ganzen Erde, und wenn Deutschland diese Länder durch seine Gleichgültigkeit und Ohnmacht verloren hat, so kann es dieselben ja gelegentlich, von seinen wahren Bundesgenossen unterstützt, die es nur im Westen zu suchen hat, durch nationalen Aufschwung und Energie wieder zurückerobern.

Das Werk von Eckardt ist sehr umfangreich und enthält eine große Zahl geschichtlicher und culturgeschichtlicher Aufsätze über die letzten 150 Jahre der Ostseeprovinzen, über welche, wie der Autor in der Vorrede behauptet, alle Darstellungen fehlen, bei denen Beobachter der Gegenwart sich Raths erholen könnten. Der Stil Eckardt's hat einen durchaus gediegenen, wissenschaftlich gehaltenen und gehaltvollen Ton und behauptet durchweg die Würde des Historikers. Um so mehr müssen wir bedauern, daß sein Werk nicht den journalistischen Ursprung verleugnet und statt einer zusammenhängenden Darstellung nur eine Häufung von Aufsätzen bietet, die zwar Land und Leute und die verschiedenen Geschichtsepochen von sehr vielen Seiten beleuchtet, auch nach den wichtigsten Gesichtspunkten mit Geschick gruppirt ist, aber doch ein aus Einem Guß geformtes Geschichtswerk nicht ersetzen kann. Wie leicht hätte sich das reichhaltige Material zu einem Ganzen ordnen oder mindestens als bedeutender Theil in ein Ganzes einfügen lassen, welches die Geschichte und Culturgeschichte der Ostseeprovinzen seit anderthalb Jahrhunderten in einheitlicher Darstellung behandelt hätte! Auch hat der Verfasser keineswegs überall die äußerlichen Spuren ausgemerzt, die uns an die Herkunft des Werks und seine Zusammenstellung aus Journalartikeln erinnern. Nachdem wir eine ausführliche Biographie von Garlieb Merkel erhalten, wird uns derselbe in einem spätern Aufsatz wieder als ein Unbekannter vorgestellt, „ein Livländer, der Dr. Merkel, den wir später unter den rigaischen Freunden Jochmann's wiederfinden". Ebenso erhalten wir von Marquis Paulucci eine ausführliche Lebensskizze, und kaum 60 Seiten später, wo der Marquis in einem Briefe Jochmann's erwähnt wird, heißt es in einer erläuternden Note: „Marquis Paulucci, Generalgouverneur der Ostseeprovinzen von 1814—30, ein freisinniger und energischer Administrator, der namentlich in Kur-, Est- und Livland wesentlich mitgewirkt hat. Nach seiner Entlassung aus dem russischen Staatsdienst kehrte er in sein Vaterland Sardinien zurück und ist als Gouverneur von Genua gestorben." Diese Note belastet den Autor als Redacteur mit einer levis notae macula; denn wie kann er uns unter dem Text mittheilen, was wir im Text längst und weit ausführlicher gelesen haben? Dergleichen Versehen sind nicht gleichgültig, denn sie geben dem Buch den Anschein zusammengehefteter Journalnummern, und weisen allzu auffällig auf seine Schwäche und, wie wir hinzufügen, auf seine einzige Schwäche hin, den journalistischen Grundzug.

Im übrigen ist das Werk durchweg fesselnd, lebendig in den Schilderungen, klar in den geschichtlichen Erzählungen und staatsrechtlichen Entwickelungen. Der erste Abschnitt schildert „Land und Leute an der Ostsee", und wirft einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Zeiten des Schwertordens und auf die verhängnißvolle Epoche der Loslösung dieser Länder vom Deutschen Reich, als Iwan der Schreckliche mit einem russisch-tatarischen Heere sie verwüstete:

> Gleichzeitig mit den Russen drangen schwedische und polnische Heere über die Grenzen des alten Ordenslandes, es fragte sich nur noch, welchem der Eindringlinge man sich unterwerfen sollte. Vergebens wandten die schwerbedrohten Landesherren sich mit verzweifelnden Bitten an das Reich; Kaiser Ferdinand I., zugleich von widerspenstigen Reichsfürsten und eroberungslustigen Türken bedrängt, war taub für den Hülferuf der Livländer; das Schreiben, mit welchem er auf Andringen des Reichstags von Augsburg einen „Hatschier" an den Zaren absandte (1559), blieb ebenso wirkungslos, wie eine später angeordnete, nicht einmal in Angriff genommene „Reichsexecution" — es schien, man wollte den Livländern den Abschied vom Reiche nicht allzu schwer machen. In dieser Noth und von aller Welt verlassen wandten der Ordensmeister Gotthard Kettler und der Erzbischof von Riga ihre Blicke auf den König Sigismund August von Polen; sie verpfändeten ihm gegen die Summe von 160000 Gulden einen bedeutenden Theil ihrer Territorien; der Herzog Magnus von Holstein, der sich in der Folge als livländischer Schattenkönig unter russischen Schutz stellte, kaufte gleichzeitig die Stifte Oesel, Kurland und Reval. Da er aber außer Stande war, dem durch die Russen hartbedrängten Estland irgendwelche Hülfe zu gewähren, unterwarf die Stadt Reval sich am 4. Juli 1561 dem König Erich von Schweden; ihrem Beispiel folgten wenig später die vereinigten estländischen Ritterschaften von Harrien, Wierland, Jerwen und Allentaken. Diese Unterwerfung Estlands unter ein fremdes Scepter war das Signal zu einer vollständigen Zerstückelung des livländischen Staatenbundes. König Sigismund August von Polen unterwarf sich im November 1561 das südliche Livland (Dorpat blieb bis 1582 in russischen Händen), Kurland wurde unter Kettler ein polnisches Lehnsherzogthum, nur die Stadt Riga wahrte noch 20 Jahre lang ihre Selbständigkeit, bis auch sie sich im Januar 1582 der Krone Polen unterwerfen mußte.

Das Jahr der Trennung von Deutschland war 1561; 1556 hatte das Deutsche Reich die Städte Toul, Metz und Verdun an Frankreich verloren. Die Habsburger gaben diese Länder preis; sie konnten, von den Reichsfürsten und den Türken zugleich bedrängt, den Bestand des Reichs nicht wahren.

In der Schilderung dieser verhängnißvollen Katastrophe tritt Brunier ergänzend ein in dem Aufsatz: „Kur- und Livlands Lossagung von Deutschland." Er theilt den Eingang des Documents mit, durch welches sich Kur- und Livland vom Deutschen Reiche lossagten:

> Copia der Vollmacht der Ritter- und Landschaft für ihre Abgeordneten an die königliche Majestät von Polen, Herren Sigismundum Augustum, da das ganze Land vom römischen Reiche hülflos, verlassen und denen Moskovitern zum Raube übergeben, aus unvermeidlichen nothdringenden Ursachen nach Veränderung des Ordens der Krone Polen sich hat ergeben müssen 1561.

Man glaubt dem Verfasser gern, daß er dies Document in schmerzlicher Aufregung las; wer könnte ohne Wehmuth und Bitterkeit von der nothgedrungenen Lostrennung deutscher Stämme vom Mutterlande hören. Wie Estland wurde auch Livland 1629 nach dem schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg eine schwedische Provinz. Das polnische Lehnsherzogthum Kurland wurde von Gotthard Kettler, der die Fürstenwürde seinen Nachfolgern vererbte, mit Weisheit verwaltet und vor polnischen Eingriffen

geschützt. Hier widersprechen sich indeß unsere beiden Gewährsmänner: Eckardt rühmt das Los Kurlands unter der polnischen Oberhoheit als ein sehr günstiges; Frieden und Wohlstand sei befördert worden, sodaß im 17. und 18. Jahrhundert selbst die kurischen Bettler zweispännig fuhren; er tadelt nur die Unfreiheit des leibeigenen Bauernstandes und die unumschränkte Herrschaft des Adels. Den Bürgerstand habe nur eine Klasse vertreten, die der „Literaten", d. h. gelehrter Bürgerlicher, die, nach Hippel's geistreichem Ausdruck, „den Rinnstein" zwischen Edelmann und Bauer bildeten. Brunier aber betont, daß die Zusammengehörigkeit mit Polen den Kurländern nicht viel Glück und Segen gebracht, daß eine Verbindung mit Polen dem Zurückfallen in das Chaos geglichen habe. Die Geschichte des polnischen Einritts, den Brunier erzählt, beweist zur Genüge, welche Anarchie zeitweise in Kurland herrschte.

Brunier erzählt uns ferner die Erstürmung des mitauer Schlosses durch die Schweden und die Hinwegführung der kurischen Herzogsfamilie in die Gefangenschaft von Iwangorod; er erzählt uns die Eroberungen und Rückeroberungen von Goldingen in der leichten feuilletonistischen Weise, die ihm eigen ist und welche die aus alter und neuer Chronik geschöpfte Anekdote in den Vordergrund stellt. Doch diese Thatsachen genügen, um die von Eckardt verkündigte Friedensaera wenigstens für das 17. Jahrhundert anzuzweifeln. Für das 18. Jahrhundert gibt er uns selbst in seiner so durchsichtig klaren Erzählung der kurländischen Geschichtsepisode, welche den Prätendenten Moritz von Sachsen zum Helden hat, eine Handhabe für berechtigten Zweifel. Man kann unmöglich die Lage eines Landes glücklich preisen, welches durch derartige politische Intriguen zerrüttet wurde. Der König von Polen wollte seinen natürlichen Sohn, den Marschall Moritz von Sachsen, zum Herzog erheben, im Einverständniß mit den Kurländern, denen die ritterliche Erscheinung des Herzogs imponirte, und mit der Herzogin Anna, deren Herz der in Liebeshändeln so erfolgreiche Sohn der Liebe erobert hatte, aber im Widerspruch mit den Polen selbst, welche verlangten, daß den Kurländern jede eigenmächtige Herzogswahl auf das strengste untersagt werde, und mit den Russen, welche sich bereits seit dem Nystädter Frieden als Herren von Est- und Livland gebieterisch in die innern Angelegenheiten Kurlands mischten. Menschikoff strebte selbst nach dem kurländischen Herzogshut, was sogar zu einem kurzen, nicht unblutigen Kampf in Mitau führte. Moritz floh zuletzt aus Kurland, nachdem er die Insel des Usmaitenschen Sees vergebens zu befestigen versucht und von den russischen Invasionstruppen umlagert wurde. Das Herz der Herzogin Anna hatte er schon früher durch einen Liebeshandel in Mitau verloren, dessen Geheimniß durch einen Zufall verrathen wurde. Diese sich von selbst zur Novelle und zum Drama zuspitzende Episode wird von Eckardt mit einem Pragmatismus erzählt, der die verschiedensten Fäden mit klarer Lösung des oft verworrenen Zusammenhangs darlegt.

Kurland selbst fiel ganz an Rußland nach der letzten Theilung Polens, wo sich auch dies polnische Lehnsherzogthum der Kaiserin Katharina II. unterwarf. Ueber die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Zeit, in welcher großentheils Herzog Biron in Kurland herrschte, finden wir weder bei Eckardt noch bei Brunier nähere Auskunft; weder die staatsrechtlichen Abhandlungen des erstern, noch die anekdotischen Skizzen des letztern weisen auf diese Zeit zurück. Nur eine literar- und culturgeschichtliche Studie Eckardt's: „Anno 1765", trägt ein Datum aus jener Epoche; sie bringt uns interessante Mittheilungen über Herder und Hamann in Kurland. Außerdem verdient dies Jahr deshalb in dem livländischen Geschichtskalender roth gedruckt zu werden, weil in dasselbe der Beginn jener reformatorischen Bestrebungen der Agrarverhältnisse fällt, welche sich bis in die Gegenwart hineinerstrecken. Und zwar war es die muthige Initiative eines Privatmanns, des livländischen Gutsbesitzers Karl Friedrich Schoultz von Ascheraden, der einzig von seinem Gewissen gedrängt und ohne irgend durch äußere Einflüsse bestimmt worden zu sein, das Ascheradensche Bauerngesetz erließ. In diesem Gesetze schränkte er seine eigene Machtvollkommenheit über die leibeigenen Bauern seiner Güter Ascheraden und Römershof aus freien Stücken ein, nur um seine Unterthanen materiell und moralisch zu heben. Die vier Hauptpunkte dieses Privatgesetzbuchs waren:

1) Der Bauer bleibt zwar leibeigen und zum Gehorsam verpflichtet, der Herr darf ihn aber von dem Gute, zu welchem er gehört, nicht trennen, und weder verkaufen noch verschenken.

2) Was der Bauer erwirbt, bleibt sein rechtmäßiges freies Eigenthum, über welches er frei schalten und walten darf. Solange er seine Dienste und Abgaben entrichtet, muß der Herr ihn in dem Besitz seines Pachthofs lassen.

3) Von den Bauern sollen keine andern Abgaben und Dienste gefordert werden dürfen, als die durch das Wackenbuch (ein Arbeitsregulativ, das auf Grund der Katastrirungen zusammengestellt war) festgesetzten.

4) Der Bauer hat das Recht, den Herrn wegen Verletzung seiner Person oder seines Eigenthums beim Landgericht zu verklagen.

Gleichzeitig verlangte indeß auch die Kaiserin Katharina II. Einschränkung der grundherrlichen Rechte. Die Aufregung der livländischen Gutsherren war unbeschreiblich. Schoultz hatte sein Gesetzbuch dem Landtag vorgelegt mit einem Schreiben, welches eine entschiedene, im Geist der philosophischen Zeitbestrebungen abgefaßte Kriegserklärung gegen die überkommenen Zustände enthält:

„Die unbedingte Leibeigenschaft", so fuhr der edle Freiherr mit wachsender Erregung fort, „hat ihren Ursprung unstreitig in jenen barbarischen Zeiten, da die Humanität bis auf den Namen unbekannt war, da kein anderes Recht galt als die überwiegende Gewalt, da Rauben und Plündern rechtmäßige Erwerbsmittel waren, da der Eigenthümer solcher geraubten Sachen, wenn er unglücklich genug war, selbst mitgefangen zu werden, dadurch das Recht der Menschheit verlor und zu einem Sklaven, das ist zu einer Sache gemacht wurde..... Setzen wir uns nicht selbst Schranken, wählen wir nicht selbst Richter zwischen uns und unsern Bauern, so ist nichts gewisser, als daß uns solche Schranken gesetzt werden, die uns nicht accomodiren, und solche Richter angewiesen werden, die wir sonst zu verbitten alle Ursache hätten. Vergeblich will man uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß eine solche Gewalt durch Vorstellungen aufgehoben werden könnte. Wenn wir auch glauben sollten, daß alles übrige durch Vorstellungen zu redressiren sei, so wird man doch nimmer uns zu Gefallen die einmal retablirten Rechte der Menschheit anéantiren und, sozusagen, aus Menschen wieder Vieh machen."

So entschieden die Ritterschaft indeß die verwegenen Neuerungsplane eines unberufenen Mitbruders zum Schweigen brachte, so mußte sie doch den Regierungspropositionen gegenüber einige Zugeständnisse machen, indem den Bauern selbsterworbenes Geld, Vieh und Getreide als Eigenthum gelassen, für die zu verlangenden Arbeiten ein gewisses Maß festgesetzt, das sich nach den besessenen Ländereien richtete, und ihnen selbst ein Klagerecht gegen die Herren eingeräumt wurde.

Seitdem spielen die Agrarverhältnisse in den Ostseeprovinzen die wichtigste Rolle. Eckardt sagt:

Das Elend der baltischen Agrarzustände wurde das Leck, durch welches die feindliche Brandung in das Bollwerk des alten Sonderstaats eindrang und dieses unterspülte. Der Starrsinn und die Beschränktheit, welche der Adel auf dem agrarischen Gebiet bewies, haben wesentlich verschuldet, daß die Achtung vor den Institutionen des baltischen Provinziallebens bei der Regierung wie bei dem Volke Rußlands systematisch untergraben wurde, und daß das westliche Europa an dem Vorwurfe, die baltischen Deutschen hätten durch unmenschliche Behandlung der von ihnen unterworfenen Letten und Esten ihr Existenzrecht selbst verwirkt, noch in einer Zeit festgehalten hat, in der den Forderungen der Humanität und einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung thatsächlich in ausgedehntester Weise entsprochen worden ist.

Die Leibeigenschaft wurde zwar in allen drei Provinzen zwischen den Jahren 1816 und 1819 aufgehoben;

der unglückliche Modus aber, den man für diese Emancipation gewählt hatte, machte schon 15 Jahre später die ländlichen Zustände zum Gegenstande allgemeiner Besorgniß und zu einer Gefahr für das gesammte Land. Man hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, ohne den freigewordenen Bauern eine irgend genügende Existenzbasis zu sichern: „freie Contracte" zwischen Bauern und Herren sollten das Maß der Leistungen bestimmen, welche die Pächter der Bauerhöfe den verpachtenden Gutsherren zu entrichten hatten, und den letztern stand außerdem das Recht zu, diese Hufe nach Belieben einzuziehen und durch Knechte bewirthschaften zu lassen. Die durch diese Verhältnisse bedingten Uebelstände steigerten sich beim Beginn der vierziger Jahre zu einer Unerträglichkeit, die dringende Abhülfe gebot. Nachdem das Elend der agrarischen Zustände Tausende und aber Tausende von Letten und Esten in den Schos der Abhülfe verheißenden griechisch-orthodoxen Kirche getrieben hatte, wurde die Nothwendigkeit principiellen Verzichts auf die „freien Contracte" und das Einziehungsrecht der Herren anerkannt und ein neues Bauerngesetz ausgearbeitet, welches die Verwandlung des Pachtverhältnisses in freies Eigenthum der Bauern zum Ziel hatte.

Einen neuen Fortschritt auf diesem Gebiet bezeichnet das Wirken des livländischen Landesmarschalls von 1848—51, Hamilcar Fölkersahm, von dem uns Eckardt eine interessante Charakterskizze entwirft. Wie Schoultz von Ascheraden durch die französische Philosophie, so war Fölkersahm durch die deutschen Denker und Dichter, durch Hegel und Schiller, durch die jungdeutsche Reformliteratur geistig angeregt, selbst ein brillanter Originaldenker, wie seine von Eckardt mitgetheilten „Aphorismen" beweisen. Die Humanität war ihm keine leere Phrase, er suchte sie praktisch zu verwirklichen. Aristokrat in gesellschaftlicher Beziehung war er ein politischer Freidenker, der die ständischen Vorurtheile überwunden hatte, schon bevor er in das öffentliche Leben trat. Von Haus aus besaß er eine klare Einsicht darüber, daß die Eigenthümlichkeiten des baltischen Lebens nur zu conserviren sind, wenn sie eine höhere Culturstufe innerhalb der Reichsgrenzen bildeten, und daß in ihnen ein wirklicher Fortschritt nur möglich sei, wenn die agrarischen Verhältnisse auf sicherer Grundlage ruhten. Dies erstrebte das von seinem Geist getragene „Bauerngesetzbuch" von 1849:

Die leitenden Grundsätze dieses Gesetzbuchs enthielten einen so vollständigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältnisses der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zustände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht" ein für allemal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das sie längst verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeschränkten Disposition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbesitz als das Ziel der gesammten Entwickelung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frone, die für einen ägyptischen Fleischtopf galt und doch nur Hungersuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wol Dämpfer aufgesetzt werden — wie erfinderisch man in der Wahl und Construction derselben sein konnte, hat der Landtag von 1856 bewiesen —, an der eingeschlagenen Richtung ließ sich beim besten oder, richtiger gesagt, beim schlechtesten Willen nichts mehr ändern.

Die Reaction gegen diese Bestrebungen blieb nicht aus. Erst als am 19. Februar 1861 der kaiserliche Emancipationsukas erschien, der die Leibeigenschaft aufhob, zeigte sich auch in den baltischen Provinzen regeres Leben, wennschon dieselben nicht unmittelbar von jenem Ukas berührt wurden. Früher bereits principiell angebahnte Reformen kamen zur Ausführung: die Aufhebung der Arbeitspacht (Frone), der Schutz des Pächters gegen willkürliche Steigerungen und Kündigungen des Pachtgebers, die Abgrenzung des zur Benutzung des Bauernstandes bestimmten Grund und Bodens, die möglichste Förderung des bäuerlichen Grundbesitzes durch Etablirung von Creditbanken u. s. w.

Ueber die Bewegungen der jüngsten Zeit in den Ostseeprovinzen geben reichhaltige Mittheilungen und gediegenen Aufschluß die beiden Artikel in „Unsere Zeit" (Neue Folge, III, 721—732 und 823—839): „Die Ostseeprovinzen und Rußland", welche Eckardt in seiner Vorrede zu erwähnen versäumt hat. Er selbst erkennt die großen Fortschritte des letzten Jahrzehnts an in dem Schlußaufsatz „1856 und 1866"; er meint, sie seien größer, als sonst die Fortschritte eines Menschenalters zu sein pflegen:

Die Agrarfrage, das A und O von damals, nimmt jetzt inzwischen all der Umgestaltungen auf andern Lebensgebieten eine wenigstens scheinbar sehr bescheidene Stellung ein. Wer will noch die Fronabolitionsordnung abschaffen? — in wenigen Wochen wird die gänzliche Abschaffung der Frone selbst in allen drei Provinzen eine vollendete Thatsache sein. Der Gedanke, die bäuerlichen Zeitpächter zu freien Grundeigenthümern zu machen, der sich nur in Livland schüchtern hervorwagte und für die Ausgeburt einiger revolutionären Köpfe galt, in Liv-, Est- und Kurland ist er zum Rettungsanker der Conservativen geworden. Die damals für allgemein nothwendig gehaltene Aufrechterhaltung der patrimonialen Polizeigewalt der Gutsverwaltung ist durch eine neue Gemeindeordnung in ihr Gegentheil verwandelt worden, und wenn von der Bauer-Rentenbank noch die Rede ist, so geschieht es nur mit Klagen darüber, daß die Thätigkeit dieses Instituts nicht ausgebreitet und fruchtbringend genug ist. Das Gedächtniß für die jahrelange vergebliche Arbeit, mit der man sich diesen Neuerungen widersetzt hat, ist selbst denen, die unter der Last dieser Arbeit geseufzt haben, vollständig abhanden gekommen, und es dürfte sich z. B. kaum mehr jemand finden, der sich zur Feindschaft gegen die Idee des Bauerlandverkaufs bekennen wollte.

Was den großen Grundbesitz betrifft, so ist die vollständige Freigebung des Rechts zum Erwerb von Rittergütern in

Kurland bestätigte, in Livland beschlossene Sache, in Estland eine Frage der Zeit und zwar der allernächsten. Brunier sucht in einem interessanten Artikel nachzuweisen, daß das jüngst erworbene Recht der Bürgerlichen, in Kurland Güter besitzen zu dürfen und an den Landtagsverhandlungen theilzunehmen, schon früher bestanden hat, und daß sie in diesem unzweifelhaften Recht erst behindert wurden, als Kurland ein Lehnsstaat Polens geworden war. Er theilt eine Eingabe der Bürgerlichen an den Herzog auf dem Landtag von 1790 mit, in welcher sie die ihnen so lange vorenthaltenen Rechte zurückfordern und die von großem Interesse ist, weil die Stichwörter der Französischen Revolution, Menschenrechte, Aufklärung u. s. w. in derselben vorkommen. In der ausführlichen Motivirung der Eingabe wird nachgewiesen, daß der Bürgerstand früher nicht nur zur landtäglichen Verhandlung zugelassen wurde, sondern daß er auch als ein Landstand des Lehnsbesitzes fähig gemacht und später ohne Standesunterschied die allodificirten Güter verschreiben, verkaufen, darüber disponiren konnte. Der nähere geschichtliche Nachweis ist unwidersprechlich.

Die Ueberhebungen des kurischen Adels und sein starres Festhalten an unberechtigten Privilegien gaben den Russen vielfach Anlaß zu heftigen Angriffen, welche seit der großen russischen Reformbewegung und dem gekräftigten nationalen Geist sich bis zur Erhitzung steigerten. Die Ostseeprovinzen erschienen dieser russischen Anschauung als ein unterdrücktes Land, dessen Urbewohner von der Minorität der eingewanderten Fremden geknechtet wurden, als eine deutsche Adelscolonie, deren ferneres Fortbestehen unzulässig sei in dem demokratisch-communistischen Altrußland oder vielmehr Neurußland. Der polnisch-litauische Aufstand von 1863 rief eine hitzige Krisis hervor, in welcher für den russischen Staatskörper nur im Ausscheiden aller fremdartigen nationalen Elemente oder in der Erstickung derselben die Rettung zu liegen schien. Die große Losung des exclusiv-nationalen Fanatismus wurde: die Vernichtung alles nichtrussischen Lebens in den westlichen Grenzprovinzen und die Herstellung eines einheitlichen, nationalrussischen Bauernstaats. Eckardt sagt:

> Die Demokratie hielt es hiernach für ihre providentielle Aufgabe, wie allenthalben so auch in Litauen und Polen das aristokratische westeuropäische Element zu vernichten und mit Hülfe des communistischen Gemeindebesitzes alles politische Gewicht in die ländliche Bevölkerung zu verlegen und diese zu russificiren. Rußlands Bestimmung sollte sein, auf diese Weise die sociale Frage zu lösen und an der Hand dieser Lösung die Welt zu erobern. Im Namen dieses Princips wurde dem schwedischen Element in Finland wie dem deutschen in den Ostseeprovinzen förmlich der Krieg erklärt; Letten und Esten sollten die Herren Liv-, Est- und Kurlands werden, im Bunde mit ihnen hoffte die russische Demokratie über die Trümmer der germanischen Culturwelt ihren Einzug zu halten; der Köder, mit welchem man das Landvolk für diese Plane zu gewinnen suchte, war das Versprechen allgemeiner Landvertheilung, nicht nur an Pächter und selbständige Wirthschaftsunternehmer, sondern auch an Knechte und Tagelöhner.

Die religiöse Frage spielt mit herein. Die baltischen Deutschen werden nicht nur als separatistische Reichsfeinde, sondern auch als Gegner der griechisch-orthodoxen Kirche und ihrer baltischen und estischen Bekenner verketzert. Man verlangt nicht nur Reform der ständisch zerklüfteten Justiz, die mit ihren dreierlei Arten von Gerichten, adelichen, städtischen und bäuerlichen, allerdings unhaltbar ist, man verlangt Einführung des altrussischen Gemeindeeigenthums, Zerschlagung selbst des großen Bauernbesitzes in Parcellen für die Arbeiter und Tagelöhner, Einführung der russischen Geschäftssprache, Vernichtung des deutschen Schulwesens, Emancipation der Esten und Letten u. s. w. Gegen diese Anmuthungen wendet sich Eckardt mit folgender gerechten Vertheidigung des deutschen Elements in den Ostseeprovinzen:

> Ein naturgemäßer Fortschritt ist in den Ostseeprovinzen nur im Bunde mit dem deutschen Element möglich, jeder andere Weg führt unfehlbar zur Barbarei. In einem aristokratischen Lande, dessen Bildung jahrhundertelang von Einer Schicht der Bevölkerung getragen wurde, schließen sich alle tüchtigen und wirklich strebsamen Kräfte dieser an. Die Opposition gegen ihre Herrschaft fällt zusammen mit der Opposition gegen die Bildung, mit welcher sie sich einmal identificirt hat; soll die natürliche Entwickelung ihren Verlauf nehmen und zum Ziel gelangen, so kann das nur dadurch geschehen, daß alle Bewohner des Landes schließlich zur herrschenden Klasse gehören und in diese aufgehen. Der umgekehrte Verlauf — im vorliegenden Fall der, den die russische Demokratie verlangt — würde zu einem Bildungsrückschritt, zum Herabsinken auf eine niedere Stufe führen. Wenn die moskauer Nationalen des Glaubens sind, mit ihrer Hülfe werde es gelingen, die Letten und Esten sofort zu einer höhern, das deutsche Niveau überragenden Bildungsstufe zu führen, so bewegen sie sich in einem Irrthum der gröbsten Art. Weder kommt die Cultur des innern Rußland der der Ostseeprovinzen gleich, noch besitzt Rußland das Maß an überschüssigen Bildungskräften, das erforderlich wäre, um das deutsche Arbeitsfeld am Rigaischen und Finnischen Meerbusen zu überfluten.

Brunier meint, trotz einzelner Uebertreibungen bleibe es gewiß, daß brave und liebe Stammesgenossen gegenwärtig für das Heiligste und Ehrwürdigste erbangen und daß sie von der Zukunft noch Schlimmeres befürchten; er erklärt es für eine Aufgabe der deutschen Presse, ihre Stimme zu erheben und einen treuen Bericht über die Unbilden der Ostseeprovinzen an den Kaiser selbst gelangen zu lassen:

> Welch herrliches Schauspiel wäre es, wenn die deutschen Ritter vom Geiste im 19. Jahrhunderte vollbrächten, was die deutschen Ritter vom Schwerte im 16. Jahrhunderte nicht vermochten, nämlich die Ostseeprovinzen zu schützen gegen die „grimmen Moskowiter".

Wir stimmen diesem Wunsche vollkommen bei! Möge die deutsche Presse ihre Schuldigkeit thun; mögen aber auch die Nachkommen der livländischen Schwertritter sich immer mehr in deutsche Geistesritter verwandeln!

Wir haben aus beiden Schriften diejenigen historischen Daten und Gesichtspunkte herausgehoben, welche für die Beurtheilung der brennenden Frage der Gegenwart von Interesse sind. Sowol Eckardt wie auch Brunier bringen indeß außerdem auch mannichfache Schilderungen von Land und Leuten, die lebendig und farbenfrisch, im wesentlichen übereinstimmend sind. Brunier schildert die Kuren, den kurischen Adel, die kurische Jagd, alles mehr in leichter feuilletonistischer und anekdotischer Weise, während Eckardt mehr an das wissenschaftliche Interesse appellirt. Ein Cabinetstück von trefflicher Genremalerei ist die Darstellung von Polnisch-Livland, von Dünaburg und den benachbarten Ortschaften. Außerdem sind die Biographien und Charakteristiken Merkel's, dieses Kotzebue'schen

Bundesgenossen, und Jochmann's ein nicht unwichtiger Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, während die livländischen Charakterköpfe, die verklungenen Namen Maler Graß, Jagdschriftsteller Baumann, Marquis Paulucci, Schauspieler Grohmann, Geheimrath von Vietinghof, Publicist Lindner nicht blos an und für sich eine Galerie wohlgelungener Porträts bilden, sondern auch gleichzeitig das culturhistorische und geistige Leben der Ostseeprovinzen nach den verschiedensten Seiten hin illustriren.

Unsere Brüder und Stammesgenossen in den baltischen Provinzen bilden die Vormacht des deutschen Geistes gegen Osten; die wachgerufene öffentliche Meinung unserer Nation soll sich dieses Vorpostens annehmen und gegen eine Ueberflutung durch das entzügelte Slawenthum in die Schranken treten. Die deutsche Presse mag den Krieg aufnehmen mit der Presse an der Moskwa und gegenüber ihren Maßlosigkeiten der vielfach gehemmten Publicistik der Ostseeprovinzen secundiren. Ob Eiderdänen oder Altrussen, ob das kleine Dänemark oder das große Rußland sich an dem deutschen Genius versündigen — Deutschland bleibe die Schutzmacht der Deutschen überall und trete dem mächtigen Gegner gleich entschlossen gegenüber wie dem geringen.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

1. D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens von G. Stier, in Verbindung mit F. Stier. Erste Hälfte, die Zeit von 1800—25 umfassend. Mit einem photographirten Brustbilde. Wittenberg, Kölling. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kurz nach dem Hingange Ewald Stier's erschienen in den theologischen Zeitschriften vereinzelte biographische Abrisse über diesen eigenartigen Mann. So im „Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen", in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung", in der „Allgemeinen Kirchenzeitung", endlich im dritten Supplement zu Herzog's „Real-Encyklopädie". Es waren meist Richtungsverwandte Stier's, die sein Leben zu schildern versuchten: ich nenne hier die Namen Krummacher und Tholuck. Ein nicht weniger subjectives und parteiisches Urtheil haben wir in der vorliegenden Schrift zu erwarten: zwei Söhne des Verblichenen haben in treuer Pietät das stillbewegte Leben einer beschaulichen, mystisch angelegten Natur zu erzählen begonnen. Allein auch die Tendenz fehlt dem Buche nicht; dieser Lebensabriß ist nicht umsonst geschrieben, „und wäre es nur, um eifrigen Unionsgegnern zu zeigen, welche evangelische Bekenntnißtreue mit der Vertheidigung der vielgeschmähten Union sich vereinigen läßt". Vielleicht tritt diese Tendenz in dem zweiten zu erwartenden Theile stärker hervor; im ersten Theil, der uns vorliegt, verschwindet sie neben den für die innere Geschichte religiöser Strebungen und Strömungen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts sehr interessanten Mittheilungen aus Stier's Seelenleben. G. Stier scheint hier der Hauptbiograph zu sein; von ihm stammt auch die Vorrede. Wenn wir über eine gewisse schulmännische Breite der Darstellung und eine etwas ungeschickte Oekonomie der Stoffvertheilung hinwegsehen, so hat G. Stier das Verdienst, uns ein recht anschauliches Lebensbild seines immerhin bedeutenden Vaters geschaffen zu haben. In Ewald Stier's Lebensgang und innerlicher Entwickelung spiegelt sich die Richtung und Geistesschulung der Restaurationsmenschen wider. Die Leo, Hengstenberg, Stahl haben ähnliche Wandlungen durchgemacht. Wie verschieden ist Stier von seinem Landsmann Richard Rothe, mit dem er zusammen das wittenberger Predigerseminar besucht (1821—23)! Hier hat Rothe's scharfes Urtheil das Richtige herausgefunden. Hören wir den feinen Menschenkenner selbst:

Mein Christenthum hatte eine sehr moderne Art an sich; es hielt sich furchtlos offen für alles, woran irgend es sich menschlich angesprochen fühlte in Gottes weiter Welt. Aber hier griff mein Verhältniß zu Stier mächtig ein in der entgegengesetzten Richtung. Stier war ein Christ vom alten Schlag, eine edle Mischung oder vielmehr Durchdringung von bibelfester Gläubigkeit des 16. Jahrhunderts und inniger Spener'scher Frömmigkeit.

Wer die nähere Begründung des Unterschiedes beider Naturen erfahren will, der lese S. 183 und 184 nach. So war es denn wol auch begreiflich, daß Stier während seiner berliner Studentenzeit wenig Sympathie für Schleiermacher fühlte:

Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, Schleiermacher zu verstehen; es half nichts, bis ich endlich auf den Gedanken kam, daß er ein Atheist sein müsse; da fiel mir's mit einem mal wie Schuppen von den Augen, und von dem Augenblicke an leuchtete mir der Atheismus durch jedes seiner Worte durch.

Stier hatte während seiner berliner Zeit viel Anhang und Einfluß auf seine Commilitonen. Jetzt, wo neuerdings das Verbot von Werner's „Weihe der Kraft" für eine berliner Bühne gegeben worden, ist es nicht uninteressant, in Stier's Biographie das Verhalten der berliner akademischen Jugend bei Gelegenheit der Aufführung genannten Stücks (1817) nachzulesen. Stier war auch hier der Urheber der lärmenden Demonstration gegen das Auftreten der Reformatorgestalt auf der Bühne. Er war wie Leo zu jener Zeit Deutschthümler und eifriger Bursch, Freund und Jünger Jahn's. Merkwürdig und wegen der Kraftsprache à la Jahn, die damals die burschenschaftliche Literatur durchdrang, stilistisch interessant, ist Stier's Entgegnung auf des Demagogenriechers Kamptz „rechtliche Erörterung" über die Vorfälle auf der Wartburg, die der feuereifrige Theolog unter dem Namen Rudolf von Fraustadt in die Welt sandte; Aehnliches leistet Stier als hallischer Bursch in seinem „Deutschen Burschenspiegel zum Jahr 1819, unserer Freiheit dem sechsten". Allein bald sollte Stier die „Umwandlung" erfahren. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin führte ihn Tholuck, damals Privatdocent, in eine jener pietistischen Abendversammlungen ein, die in den zwanziger Jahren Modesache der aristokratischen berliner Kreise waren. Es war der Baron von Kottwitz, ein schlesischer Edelmann, bei dem sich wöchentlich einen Abend eine große Gesellschaft Herren und Damen, Theologen und Juristen,

hohe Militärs und arme Studenten zusammenfand. In diesen Kreis ward jeder aufgenommen, der die Frage: „Hast du den Herrn Jesum lieb?" mit „gutem Gewissen" bejahen konnte. Aehnliche Kreise, meist von Aristokraten geleitet und angeregt, zogen Stier später wechselseitig in ihre Berührung. In dieser Beziehung begegnen wir den Namen Belan, Pfeil u. a. Da wird nun der Burschenschafter ausgezogen, und ein neuer Mensch mit einer wunderlichen Mischung von Orthodoxie und freier Mystik beginnt. Als Stier sich um ein Lehramt am neugegründeten Schullehrerseminar zu Karalene in Litauen bewirbt, reicht er dem Unterrichtsminister, um alle Bedenken gegen seine burschenschaftliche Richtung zu beseitigen, ein Exposé ein, in dem er offen bekennt, daß „jene sogenannt demagogische Lebensansicht, welche das Heil des Menschengeschlechts und der Völker in gewissen äußern Gestaltungen der Sitte und des Volksthums, namentlich im Bestehen gewisser, dem Volke mehr Recht gebender Staatsverfassungen sucht, kurz in Dingen, die nur Träume, ohne wahre Kenntniß der Menschheit und des Völkerlebens sind" — daß jene Ansicht ihm in seiner nachherigen Lebensführung völlig verschwunden ist vor einer höhern. In dieser Tonart geht das Schreiben und Stier's nachfolgender Gedanken- und Lebensgang weiter. In Karalene beliebt und geachtet (er muß eine seltene pädagogische Begabung gehabt haben), verheirathet er sich, nimmt jedoch bald eine Lehrerstelle im baseler Missionshause an.

Bis hierher reicht die erste Hälfte der Biographie, welche, die obenerwähnten Fehler ausgenommen, klar, warm und angemessen gehalten ist. Vielleicht wäre noch eine seltsame, ich möchte sagen evangelisch-topographische Manier der Verfasser zu rügen, die gewisse Oertlichkeiten nur von Bedeutung durch lutherische Beziehungen glauben. So ist doch wol Fraustadt, die Geburtsstadt Stier's, nicht nur ein „als Geburtsort Valerius Herberger's bekannt gewordenes Städtchen", und der Gasthof „Zum Bären" in Jena nicht nur „aus Luther's Geschichte bekannt". Noch hätten wir gern Näheres über die curiosen „Umdichtungen" Stier's erfahren, die der fromme Mann mit Schiller'schen Gedichten, die er ins Christliche übersetzte, vornahm. Ein paar Proben wären der Merkwürdigkeit halber nicht am unrechten Orte gewesen.

2. Die Herzogin Henriette von Würtemberg, geb. Prinzessin von Nassau-Weilburg. Ein Lebensbild aus der Gegenwart von Karl Friedrich Ledderhose. Heidelberg, K. Winter. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Wie anders spricht der Geist dieses Buchs gegenüber der geistvollen Gestalt eines Gläubigen und dennoch Denkenden, die uns in der Stier'schen Biographie vorgeführt wird! Wir wissen nicht, welcher Art das Publikum ist, für das Ledderhose seine Lebensbilder verfertigt: sind es Kinder, die gläubig und demüthig (denn Demuth ist der Kern dieser Biographie) werden sollen, oder schon im Glauben und in der Gnade Ergraute? Immerhin mag die fromme Frau Herzogin eine ihrer Umgebung und wol auch weitern Kreisen gegenüber wohlthätige und werkthätige Frau gewesen sein; zu einer Biographie von Bedeutung und mehr als eng privaten Beziehungen reicht ihr Leben doch nicht aus. Um so weniger, wenn es einen Biographen, wie Ledderhose findet, der Gläubigkeit und Christenthum mit falscher Kindlichkeit verwechselt. Ein geschickterer Biograph hätte nicht nur die wichtigen und allgemein interessanten Lebensmomente der gläubigen Dame von der Fülle des Alltäglichen gesondert, er hätte auch nimmermehr mit einer gewissen Genugthuung eine Menge kleinlicher Züge, die das Bild der Herzogin entstellen (so S. 109 die Geschichte mit dem Rauchen und der Kunstreitergesellschaft), hervorgehoben. Die Serie der „Christlichen Biographien", deren neuntes Bändchen dieses Lebensbild ausmacht, wird durch dasselbe keine Bereicherung, der Leser keine sonderliche Erquickung empfangen. Wenn schon im Stil und Geist der kaiserswerther Diakonissentractätchen geschrieben, sind die „christlichen Biographien" doch werthloser als jene Schriften, welche neben der christlich-gläubigen Gesinnung auch von einer wahrhaft sittlichen Grundlage Zeugniß ablegen.

3. Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem englischen Original bearbeitet. Parchim, J. Heuſſi. 1868. 8. 15 Ngr.

Ein gelungener Versuch, die Hauptmomente aus dem Hochlandstagebuch der Königin, das Sir Arthur Helps herausgegeben, für einen deutschen Leserkreis zu bearbeiten. Eine geographisch-descriptive Einleitung macht uns mit den Verhältnissen Schottlands, insbesondere seiner Hochlande bekannt, dann führt uns der Bearbeiter gleich die Königin mit ihren eigenen Worten vor, die ihr Tagebuch von Ende August 1842 an beginnen. Jenes idyllische Familienleben, das die hohe Frau an der Seite des unersetzlichen Prinz-Gemahls cultivirte, rollt sich uns in lieblichen Bildern, von einer klaren, verständnißvollen Feder geschildert, auf. Manchem deutschen Leser ist das Tagebuch aus den schottischen Hochlanden schnell vertraut geworden. Für einen weitern Kreis — ja auch für Kinder im reifern Alter, die aus den sachgemäßen statistisch-topographischen Anmerkungen eine klare geschlossene Anschauung von schottischem Land und Leuten gewinnen können — ist dieser Tagebuchauszug durchaus zu empfehlen.

4. Das Leben Johann Jakob Moser's. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von August Schmid. Stuttgart, S. G. Liesching. 1868. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das deutsche Reich und deutsche Staatsrecht ist verschwunden, ein neues ist im Entstehen begriffen; die Nation feiert jetzt die Grundsteinlegung zu einem festen und wohlgeschirmten Palast ihrer Größe und Bestimmung. Da scheint es an der Zeit zu sein, aus dem Marke deutscher Art den Führern wie dem Volke Charaktere vorzuführen, an deren Wort und Bild man in so entscheidenden Zeiten sich stärken kann. So ungefähr leitet der Verfasser vorliegender Schrift sein Werk ein. Es ist ein wackeres Unternehmen, das Schmid begonnen und mit ungemeiner biographischer Begabung ausgeführt hat. Wie man sich an dem plastisch gezeichneten Bilde des Vaters deutschen Staatsrechts die Seele erquickt, so erfreut man sich nicht weniger der saubern angemessenen Manier des Zeichners, der von seinem Vorwurf tüchtig erwärmt zu sein scheint. Die Lebensbeschreibungen der Schubart, Moser u. a. m. lassen uns einen klaren Blick in die Culturzustände des würtemberger Landes im vorigen Jahrhundert thun: das

genial-tyrannische Walten des Herzogs Karl gegenüber der selbstwilligen knorrigen Schwabennatur, Verfassungskämpfe wie Kämpfe um das Recht der individuellen Persönlichkeit, Maitressen- und Günstlingswirthschaft am Hofe neben streng bürgerlicher Sitte in den Städten: das alles und noch mehr gibt uns in anschaulicher Schilderung die Biographie des schwäbischen Patrioten. Der reiche vielbewegte Lebensgang Moser's wird uns in stufenweiser folgerechter Entwickelung vorgeführt. Aus der biographischen Disposition heben sich nun sehr oft culturgeschichtliche Genrebilder von prächtiger Frische ab. Für den Sittengeschichtschreiber des Rococojahrhunderts ist diese Lebensbeschreibung von höchster Bedeutung. Die Schilderung der tübinger akademischen Zustände, die Morgenstern'sche Disputation in Frankfurt a. O., die wiener geselligen und öffentlichen Verhältnisse unter Karl VI. dürften nicht ohne hohes Ergötzen gelesen werden. Nicht minder ergötzt Moser's schlagfertige Zunge den Leser. Als der würtembergische Minister Schütz auf Moser's Gesuch, ihm den Regierungsrathscharakter zu verleihen, ihn abschlägig bescheidet, weil er noch keinen Bart habe, antwortet Moser, daß wenn es auf den Bart ankäme, der Bock der größte Philosoph wäre. Die grenzenlose Corruption der Höfe zeigt sich in dem Vergiftungsversuch, den man in Ludwigsburg mit Moser gemacht. Man mache sich in Ludwigsburg kein Gewissen daraus, meint ein adelicher Geheimrath, wenn man einen Mann, der vieles von den Geheimnissen des Hofs und des fürstlichen Hauses wisse und dem man doch nicht trauen dürfe, in die andere Welt schicke. Mannhaft und selbstbewußt wie immer benimmt sich Moser in der frankfurter Disputationsaffaire; er nöthigt selbst Friedrich Wilhelm I. Achtung ab. Die Intriguen gegen ihn vertreiben ihn, der sich tapfer gewehrt, von der frankfurter Professur. Er geht nach Ebersdorf im Voigtlande, um dort ein Stillleben im Schos seiner Familie zu führen. Hier erstarkt in ihm die streng religiöse Gemüthsrichtung, die den kernigen Mann bis an sein Ende nicht verlassen, die ihn in der Trübsal des Hohentwiel stets aufrecht und standhaft erhalten hat. Später tritt er als Geheimrath in landgräflich hessen-homburgische Dienste, quittirt dieselben jedoch bald und errichtet zu Hanau eine Staatsakademie, ein höchst bedeutungsvolles Unternehmen. Es ist dies wol der erste Versuch, eine praktisch staatswissenschaftliche Anstalt zu begründen; nur schade, daß Moser das Unternehmen nach kaum drei Jahren aufgab. Näheres darüber findet man im achten Kapitel unserer Biographie. Es war eine gut dotirte, mit tüchtigen akademischen Lehrkräften besetzte Anstalt. Der staatsrechtlichen Thätigkeit in Hanau folgten Moser's staatswirthschaftliche Verdienste um das würtemberger Land. Als Landschaftsconsulent des Herzogthums begann er jene großartige selbstverleugnende Thätigkeit, die ihm im Verein mit seinem Leiden die Hochachtung und Bewunderung der europäischen Welt eintrug. Eine lebhafte und, was mehr wiegt, gründlich quellenmäßige Darstellung zeichnet hier den Biographen aus. Nicht minder ist der Aufenthalt im Kerker zu Hohentwiel ein wohlgelungenes Stück des Buchs. Die Curiosa, wie Moser sich im Kerker zu helfen und sich Schreibmaterial zu verschaffen weiß, werden auch weitere Kreise interessiren; des Gefangenen Scharfsinn ist nicht weniger bewunderungswürdig als seine physische und moralische Ausdauer.

Der zweiundsechzigjährige Mann schreibt mit seltener Jugendkraft und trefflichem Humor, mitten unter den Drangsalen der härtesten Kerkerhaft ein satirisches Werkchen: „Eines alten Mannes muntre Stunden während eines engen Festungsarrestes." Sehr lesenswerth ist die von Schmid mitgetheilte Probe daraus: „Der unglückliche patriotische Fuhrmann, eine Staatsfabel zum Gebrauch eines jungen Erbprinzen." Erst die preußische Fürsprache erlöste den trefflichen Mann aus dem Gefängniß. Die preußische Vermittelung erwirkte es endlich, daß ein Reichshofrathsbeschluß den Herzog nöthigte, den Gefangenen freizugeben. Moser's Lebensabend war ein ungetrübter: vierundachtzig Jahre alt ging der Unermüdliche zur Ruhe ein. Den Anhang der Biographie bilden kleinere Aufsätze, sowie Briefe und geistliche Dichtungen von Moser's Autorschaft. Wenn auch Moser's Selbstbiographie und die zahlreich vorhandenen Familienpapiere dem Biographen feste Grundlagen gegeben und ihm vieles erleichtert haben, so ist Stoffbewältigung wie Disposition und Tonfärbung des lebensreichen wirksamen Gemäldes eine durchweg gelungene zu nennen und dasselbe jedem Denkenden, der Verständniß für Charaktergröße und echten Mannesmuth besitzt, zur eingehenden Lektüre zu empfehlen.

5. Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günstling. Von Karl Ludwig Blum. Heidelberg, K. Groß. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Blum hat uns in der Biographie des Livländers Sievers bereits bewiesen, daß ihm das Feld der biographischen Literatur ein durchaus adäquates ist. In der Lebensbeschreibung des bedeutenden Genfers tritt uns jene Sauberkeit und Präcision, welche die Sievers'sche Biographie auszeichnet, wieder vortheilhaft entgegen. Gleichwol ist die Schilderung von Lefort's Wirken in dem vorliegenden Schriftchen nur eine kurzgefaßte Bearbeitung der größern quellenmäßigen Darstellung von Lefort's Leben, die wir von Posselt, dem Oberbibliothekar der petersburger Bibliothek, besitzen. So ist denn auch, wie Blum selbst bekennt, sein Buch nur eine übersichtliche Darstellung von den Resultaten der Posselt'schen Forschungen. Dem deutschen Gelehrten lag viel daran, das ungerechte Vorurtheil, das die altrussischen Geschichtschreiber Karamsin und hauptlich Peter's des Großen neuerer Historiograph Usträlow über den berühmten Genfer verbreitet hatten, zu entkräften. Da ist denn Blum mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit seinem Original gefolgt; nur beeinträchtigt eine hier und da auftauchende Kurzathmigkeit des Stils die glatte Darstellung.

Von dem fleißigen Forscher auf dem Gebiete der Geschichte und Zustände der Juden in Oesterreich, G. Wolf in Wien, liegen uns zwei neue Schriften vor:

6. Der Abfall vom Christenthum und der Uebertritt zum Judenthume. Von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1868. Lex.-8. 5 Ngr.
7. Joseph Werthheimer. Ein Lebens- und Zeitbild. Beiträge zur Geschichte der Juden Oesterreichs in neuester Zeit. Mit Benutzung archivalischer Quellen von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ersteres, den Manen des Dr. von Mühlfeld gewidmete Schriftchen weist unter Anführung einer Reihe

von amtlichen Gutachten mehrerer Landesstellen und Ordinariate nach, daß es bereits vor Erlassung der neuesten Staatsgrundgesetze (vom 21. December 1867) in Oesterreich nicht verboten war, vom Christenthum zum Judenthum überzugehen. Die Schrift wird bei etwa in Oesterreich vorkommenden Mortarafällen wol zu berücksichtigen sein.

Das zweite, größere Werk, welches sich zugleich unter Benutzung archivalischer Quellen als Beitrag zur Geschichte der Juden Oesterreichs in neuester Zeit empfiehlt, ist ein ebenso ehrendes Denkmal für den in demselben gefeierten Kämpfer für seine Glaubensgenossen, dessen verdienstliches Wirken auch vom Kaiser durch Erhebung in den Adelstand jüngstens anerkannt worden, wie eine werthvolle Schatzkammer von historischem, die Verhältnisse der österreichischen Juden beleuchtenden Material, welches den künftigen Historikern dieser im Kaiserstaate zahlreich vertretenen Glaubensgenossenschaft, ja dem Geschichtschreiber des Kaiserstaats selbst unentbehrlich sein dürfte. Welche beklagenswerthe Beschränktheit der Regierenden gibt sich in dem Bilde, das hier entrollt wird, kund, und wie bestätigt sich bei der Lektüre eines solchen Buchs der Ausspruch Buckle's, daß alle Staatsweisheit nur darin bestehe, die Hemmnisse, welche das Vorurtheil und die Beschränktheit dem Fortschritte in den Weg gelegt haben, zu beseitigen und der Freiheit eine Gasse zu lassen! In diesem Sinne können wir auch unsern christlichen Lesern die hier angezeigten Schriften zur Beherzigung empfehlen.

Poetische und literarische Albums.

(Beschluß aus Nr. 42.)

10. Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1867. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der vierundzwanzigste Geburtstag des vorliegenden „Album“ bietet uns leider keine Veranlassung zu heitern Betrachtungen. Die Poeten des nürnberger Jahrbuch erschienen diesmal fast so gedrückt und kleinlaut wie arme Waisen; die frischen muntern Gesichter, welche sie sonst zur Schau getragen, haben einer Leichenbittermiene Platz gemacht, denn der Verlust, den der Verein zu beklagen hat, ist ein so bedeutender, daß seine weitere Existenz in Frage kommen dürfte. Unter der Fahne von J. L. Hoffmann, dem kräftigen Streiter einer hellern Zukunft, führte der Literarische Verein ein ziemlich unbekümmertes Dasein. Die Entwerfung neuer Plane und deren Ausarbeitung blieben in der Hauptsache Hoffmann überlassen, und mit liebenswürdiger Geduld verstand derselbe alles leicht zu ordnen, jedes Mitglied auf seinen rechten Wachtposten zu stellen, und bei irgendeiner Stockung besaß er wiederum die schöne Kunst, jene störenden Elemente ohne Mühe zu entfernen. Die Vielseitigkeit des Wissens war bei Hoffmann keine bloße Vielwisserei; der treffliche Mann, der so mancher Länder Herrlichkeiten und Wunder auf seinen Zügen gesehen, glich auch in der Wissenschaft und Kunst einem Reisenden, für den Hitze und Kälte nicht vorhanden sind. Weniger bedeutende Gebiete durcheilte er im Fluge, um nur eine Anschauung davon zu gewinnen; boten sich ihm aber interessante und große Erscheinungen dar, so wandte er seinen klaren Forscherblick nicht eher von ihnen ab, als bis er alle die einzelnen Schönheiten in sich aufgenommen hatte. Seine Kraft wurde demgemäß nicht überflutet von der Fülle der Gegenstände, und aus der langen anhaltenden Beschäftigung mit den alten und neuen Classikern, zu welchen er stets wie zu lieben Freunden zurückkehrte, erwuchs allmählich seine kernhafte selbständige Bildung. Aber neben seiner Tiefe und Gründlichkeit verfügte Hoffmann über einen schlagfertigen herzerfrischenden Humor, wodurch er in gesellschaftlichen Kreisen Licht und Leben um sich verbreitete. Sein Mutterwitz war leicht und gefällig und summte jedem angenehm um die Ohren. Auch der personificirte Perrükenernst verlor ihm gegenüber nicht selten das Gleichgewicht; feierten doch alle, die mit ihm zusammenkamen, sozusagen den Sonntag Lätare, und dergestalt war Hoffmann nicht nur, wie Priem in seiner Gedächtnißrede bemerkt, die Seele des Ganzen, sondern er repräsentirte — um mitten ins Schwarze zu treffen — den eigentlichen Geist des Vereins.

In Bezug auf das nürnberger Album erinnern uns daher die dem literarischen Nachlaß entnommenen Beiträge von Hoffmann, die uns als letzte Gabe geboten werden, nicht mit Unrecht an den Glanz der untergehenden Sonne. Ohne diese Beiträge — wie dürftig erschiene das ganze Jahrbuch! Bei dem Anblick der lyrischen Kränze, womit Knapp, Bartsch, Fennimore und Ebersberger den Sarg des Todten schmücken, vermissen wir gänzlich die Blume, welche die Franzosen Immortelle nennen. In den acht Octaven, die Karl Bartsch „Den Dahingeschiedenen“ widmet, haben die Musen nur an der Schlußstrophe einen höhern Antheil; den prosaischen Ton der übrigen sieben Strophen charakterisiren die nachstehenden Verszeilen:

> Du zogst hinaus, wie schon seit manchen Jahren,
> Der Menschen Städt' und Länder zu erschaun,
> Nachdem du ganz Europa fast durchfahren,
> Diesmal nach Spaniens romant'schen Aun.
> Wie Gatt' und Gattin nie geschieden waren,
> So zog mit dir die treueste der Fraun,
> Und keinem bangte, daß den muth'gen Seelen
> An froher Wiederkehr es könne fehlen.

Die schon erwähnte ziemlich umfangreiche Gedächtnißrede von J. Priem kann in den Gemüthern der Hörer schwerlich das von dem Verfasser gewünschte Gefühl hervorgerufen haben. Die schlichte und beinahe trockene Darstellungsweise von Priem bildet einen wehmüthigen Gegensatz zu der dichterischen Gedankenfärbung und dem eigenthümlichen Redefeuer, womit Hoffmann die Herzen zu entzünden wußte. Die Schilderung eines bedeutenden Mannes fordert die Begeisterung in die Schranken; hier müssen unsere Worte gleichsam von Blitz und Donner getragen sein, denn es ist unmöglich, andere für die

Größe desselben zu entflammen, wenn nicht vor allem die Hörer empfinden, daß aus uns selbst' die Stimme der Begeisterung spricht. Priem verfährt aber wie ein bloßer Berichterstatter; er erzählt uns mit dürren Worten die vielfachen Schicksale Hoffmann's, gibt uns ein Verzeichniß seiner Schriften und hebt dann seine übrigen Verdienste hervor. Was ist damit gethan? Haben wir so ein Bild von Hoffmann empfangen, ein Bild, das sich mit unauslöschlichen Zügen in unser Gedächtniß prägte? Sollte Priem dies wirklich glauben, so würde es ihm wie manchem Romandichter gehen, welcher die Eigenthümlichkeit seiner Heldin treffend geschildert zu haben meint, indem er uns wiederholt versichert: dieselbe sei mit allen Reizen der Jugend geschmückt. In der Hervorhebung unbedeutender und gleichgültiger Dinge ist der Verfasser so gewissenhaft wie der heilige Augustin in seinen „Confessiones". Ueber das Ausgabenbuch von Hoffmann während seiner Reise von Jativa nach Alicante erhalten wir die wichtige Mittheilung, daß die letzte Rechnung in Engina mit 4 Realen und 8 q. bezeichnet ist. Mit Buchstabentreue sind Hoffmann's letzte Aufzeichnungen vom 24. August (1865) wiedergegeben. Diese lauten kurz:

> Morgenbad. In der Stadt von dem Alten mit dem bösen Bein herumgeführt. In den Stierplatz darf man nicht. Mit Herrn Krause noch in eine bairische Brauerei. Der Zug ging erst um 5 Uhr 30 Minuten. Gespräch mit dem Geistlichen: Eisleben, Wittenberg. Um 8 Uhr abends in Jativa. Ein Mensch, vor dem sich Luise fürchtet, bringt uns ins Wirthshaus. Eier. Uebrigens reinlich.

Diese Notizen mögen nach den ersten Todesnachrichten von Hoffmann und seiner Gattin in einem flüchtigen Zeitungsartikel am Platze gewesen sein, nicht aber hier, wo die Pietät gegen solche Papierschnitzel nur dazu dient, das Bild eines ungewöhnlichen Mannes in den hölzernen Rahmen einer Alltagsfigur zu zwängen. In einem ganz andern bedeutungsvollen Licht erscheint die Anführung des schmerzlichen Ausrufs, mit welchem Hoffmann verschied: „Wo sind meine Freunde, meine Landsleute!" Den Schluß der Gedächtnißrede bilden ein paar Verse, die eine völlig unpassende Verbindung mit der schlecht angeschriebenen Firma von Wenn und Aber eingehen. Unter der Voraussetzung nämlich, daß es mit der geträumten Unsterblichkeit seine Richtigkeit habe, verspricht der Dichter den seligen Hoffmann im schönen Jenseits zu bewillkommnen; Priem hätte aber hierzu in jedem Fall sein erlauchter Vorläufer sein müssen.

Eine vielverheißende Ueberschrift trägt der Aufsatz von Karl Lützelberger: „Das deutsche Schauspiel und Jakob Ayrer." Da sich gerade wieder in den letzten Jahren hervorragende Köpfe dem tiefern Studium der dramatischen Schöpfungen von Ayrer zugewandt haben, welche nach den jüngsten Entdeckungen in eine frühere Periode fallen, als bisher geglaubt wurde, so gingen wir in unsern Ansprüchen nicht zu weit, wenn wir von Lützelberger in die aufgehellten Gründe neuer Forschungen geführt zu werden meinten. Doch schon in der vorausgeschickten Darstellung der damaligen Verhältnisse des deutschen Schauspiels leistet Lützelberger auf eigene Mittheilungen Verzicht; hier begnügt er sich hauptsächlich mit dem Abdruck von zwei verschiedenen und in ihrer Eigenartigkeit ganz interessanten Proben aus geistlichen Spielen, Proben, die der Schletter'schen „Geschichte des deutschen Singspiels" und der Devrient'schen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" entlehnt worden sind. Im Anschluß daran folgen Betrachtungen über den berühmten Schuster Hans Sachs, wobei Lützelberger wieder seinen Posten im Hintergrund behauptet, indem er uns die ziemlich bekannten Urtheile anderer, wie Devrient's, Gervinus' und Goethe's, zum besten gibt. Gervinus' Urtheil, Hans Sachs sei in der Poesie so gut ein Reformator gewesen wie Luther in der Religion und wie Hutten in der Politik, ist aber doch wesentlich einzuschränken. Wir halten es in dieser Hinsicht mit Koberstein, der den Dichter weder zu hoch noch zu niedrig schätzt. Dieser Literarhistoriker erkennt zwar Sachs als den bedeutendsten Vertreter seiner Epoche an, sagt aber nichtsdestoweniger, daß seine dichterischen Producte nur im allgemeinen einen Fortschritt bekundet hätten, denn alle Mängel früherer Autoren wären bei ihm noch in verschiedenen Graden zum Vorschein gekommen. Und ein anderer wichtiger Punkt ist trotz der großen Verehrung für seinen Genius nicht zu übersehen. In allen Stücken, die seiner eigenen Erfindung angehören, ist Hans Sachs gleichsam auf einem Flecke stehen geblieben. Nur in den bunten, nicht von ihm selbst erdachten Spielen, wie der „Henno" und der „Streit der Pallas und Venus", gelangt er in Bezug auf Inhalt und theatralische Fassung zu einer höhern Stufe. Das Bild von Jakob Ayrer endlich, das Lützelberger zum Schluß entwirft, besteht ungeachtet dessen, daß uns die Ueberschrift des Aufsatzes besonders an die Adresse dieses Dichters verweist, in sehr flüchtigen mangelhaften Umrissen. Die von Dr. Holland neu herausgegebenen Theaterstücke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, die zur richtigen Beleuchtung von Ayrer auf keinen Fall unerwähnt bleiben durften, scheinen für Lützelberger nicht vorhanden zu sein. In ein ganz schiefes Licht geräth dadurch z. B. folgende höchst oberflächliche Bemerkung:

> Man hat früher gemeint, Ayrer habe von Shakspeare geborgt, weil einige Stücke gleichen Gegenstand mit Shakspeare'schen haben, z. B. seine „Phönicia" mit „Viel Lärmen um nichts"; aber sie schöpften beide nur aus einer Quelle, und eine Vergleichung beider Stücke gewährt vielen Genuß.

Hinter dem allgemeinen „man" verbirgt sich, was der Verfasser hinzufügen mußte, das ehrwürdige Haupt der romantischen Dichterschule. Dem alten Ludwig Tieck war der Irrthum zu verzeihen, denn die Stücke des Herzogs Heinrich Julius konnten ihm bei Herausgabe seiner „Dramaturgischen Blätter" nicht zu Gesicht gekommen sein. Gesteht doch selbst der gelehrte Koberstein (im ersten Bande seiner „Nationalliteratur" von 1847), ihm habe bisher die Gelegenheit gefehlt, auch nur ein Stück des Herzogs kennen zu lernen. Der „Vincentius Ladislaus" des Herzogs, der wieder eine Copie des italienischen „Capitano" ist, verschafft uns aber insofern die Lösung, als uns dadurch der Zusammenhang der Stücke untereinander mit großer Bestimmtheit entgegentritt. In Bandello's Novelle, in der nur die rohesten Elemente zu dem Lustspiel „Viel Lärmen um nichts" enthalten sind, vermissen wir völlig die herrlichen Gestalten von Benedict und Beatrice, und weil gerade diese auch in Ayrer's Lustspiel „Von der schönen Phänicia (nicht Phönicia, wie Lützelberger schreibt)

und Graf Tymbrus von Golisan aus Aragonien" zu finden sind, konnte eben Tieck zu der Annahme gelangen, Ayrer habe aus Shakspeare geschöpft. Bei dem „Vincentius" haben wir dagegen allein das Zwischenspiel, und so ist die Existenz eines Stücks erwiesen, in welchem nach dem Zuschnitt der Novelle von Bandello zugleich der italienische Capitano sein Wesen treibt. Hinsichtlich der Vergleichung der „Schönen Phänicia" mit „Viel Lärmen um nichts", die nach Lützelberger vielen Genuß gewährt, ist es daher rathsam, den „Vincentius Ladislaus" ebenfalls in die Hand zu nehmen. Der Herzog und Ayrer gehen beide sozusagen in schwerfälligen Wasserstiefeln einher, wenn sich auch entschieden der letztere mit größerm Anstande zu bewegen weiß. Shakspeare's Dichtergröße leuchtet aber hier in vollem Glanze; er war der Tausendkünstler, der aus dem plumpen Bauer den liebenswürdigen Edelmann hervorgehen ließ. Das ist eben echte Originalkraft, und wer dem Stammbaum des Edelmanns nachforscht, muß in ihm die Macht des Schöpfers loben, der schwachen Thon zu solcher Ehre brachte.

Ein hübsches Erzählertalent offenbart F. Knapp in der kurzen Schilderung seiner „Pilgerfahrt von Merida nach der tultekischen Ruinenstadt Uxmal". Knapp ist offenbar kein Liebhaber von poetischer Aufschneiderei, worin sich der alte Don Pedro Jetina gefiel, der ihm als halber Münchhausen versichert hatte, daß ein Reisender, wenn er anders nicht indianischen Schnapphähnen zum Leichenschmaus dienen wolle, bei seinem Streifzuge nach dem tultekischen Baalbek mindestens ein Dutzend Dragoner mitnehmen müsse. Im Gegensatz dazu erzählt der wahrheitsliebende Verfasser sehr humoristisch, wie er auch ohne die geharnischten Dutzendritter mit ihrem kostspieligen Säbelrasseln fertig geworden, indem seine Begleitung anfänglich nur aus zwei braunen schweigsamen Indianern bestanden, später habe jedoch der ritterliche Don Alejandro als praktischer Wegweiser fungirt, derselbe Alejandro, welcher bereits der Cicerone von Stephens und Heller gewesen. Als geschickter Photograph verfährt Knapp in der detaillirten Beschreibung der denkwürdigsten Riesenglieder, die von dem ehemaligen Koloß der sagenhaften Stadt noch übriggeblieben sind. Allerdings würde die ganze Schilderung weit wirksamer gewesen sein, wenn sie der Autor als Unterlage zu einem größern Gemälde benutzt hätte. Jetzt glauben wir am Schlusse nur das phantastische Bruchstück aus einer längern Reisebeschreibung gelesen zu haben.

Der lyrische Anhang des „Album", worin Hans Barth, Ebersberger, Knapp, Heinrich Petzet, Priem, A. S. und Karl Walpurg ihre Stimmen bunt durcheinander erheben, erinnert uns vielfach an das Säculum der Gleim. Die christliche Gesinnung von Heinrich Petzet ist gewiß nicht zu bezweifeln, wol aber seine dichterische Befähigung, auf welche es hier ankommt. Wendungen wie:

> Und ist Er (Jesus) nicht in seines Fleisches Tagen
> Bei einer Hochzeit selber eingekehrt —

oder:

> Drum nehmt Ihn auf und laßt Ihn bei euch bleiben:
> Der Schmerzensmann wird allen Schmerz vertreiben —

kennzeichnen die nüchterne Ausdrucksweise des Verfassers. Von der gemeinen Landstraße niederer Prosa sucht sich freilich Knapp möglichst fern zu halten; anstatt eigener Schwingen, die ihm fehlen, bedient er sich aber einer künstlichen Flugmaschine, deren Mechanismus nicht in Ordnung ist, und so fällt er häufig in das Gestrüpp des Absonderlichen hinein:

> Der klare See, des Haines Heiligthum,
> Regt wie im Traume die krystallnen Wellen,
> Den schlummertrunken noch, in Ehrfurcht stumm,
> Der Stämme stolze Gruppen rings umstellen.

Bei dem Gedicht: „Unter den Palmen", das ein seltenes Naturschauspiel zum Vorwurf hat, bedauern wir wegen des interessanten Stoffs lebhaft, daß der Poet den schweren Kampf zwischen Inhalt und Form nicht durchzufechten vermochte. Der stürmische Rundreigentanz der anapästischen Strophenform, an den seine Muse gar nicht gewöhnt ist, indem sie über ihre eigenen Füße sehr oft stolpert, harmonirt übrigens mit dem Stoffe in einer Weise, welche uns beleidigt, anstatt zu erfreuen, denn die Harmonie beider beruht nur auf gegenseitiger Abneigung. Das entzückende Schauspiel einer Nordlichtsonne verlangt von Haus aus die ruhige Betrachtung, also auch eine gemäßigte leidenschaftlose Darstellung, wodurch wir gleich in eine dem Ganzen entsprechende Stimmung versetzt werden.

Am umfangreichsten ist der poetische Festdialog von J. Priem, der den Schluß des „Album" bildet. Als Personen erscheinen hier Hans Sachs, Konrad Grübel, die von Genien umgebene Muse und ein unbekannter Dichter, dem der Glaube an die hohen Ideale der Kunst abhanden gekommen ist. Zur Bekehrung dieses halbverzweifelten Jünglings thun alle mit bestem Erfolg das Ihrige. Der ehrliche Grübel spricht frisch von der Leber weg und zwar in seinem derben Volksdialekt. Weniger natürlich ist die Sprache der Muse:

> Was sie (die Götter) auch bringen und was sie auch bieten,
> Ist ein Geschenk, das sie alle geweiht,
> Und mit der Muse süß duftenden Blüten
> Ist auch die rauchende Esse bestreut u. s. w.

Schade um diese Dichterblüten! Manche Verse, die der Muse und Hans Sachs in den Mund gelegt sind, verrathen deutlich einen Freundschaftsbund mit dem sogenannten Schiller-Pathos; die meisten Nachahmer bleiben aber wie Priem bei den oratorischen Aeußerlichkeiten stehen, denn die drängende Intention und die dichterische Kraft des Redners, welche den Grundcharakter der Schiller'schen Poesie bilden, sind eben nicht wie jene zu erlernen.

Wohlweislich haben wir nicht schon im Anfang das Pulver verschossen. Der Schuß, der noch in unserm Rohre steckt, soll dem Leser das Erscheinen des alten Hoffmann ankündigen, den wir deshalb erst jetzt citiren, weil wir mit einem gehobenen Eindruck zu scheiden gedachten. Die leuchtende Spur, welche sein Geist zurückgelassen hat, läßt uns vergessen, daß den einst so rastlosen Wanderer ein Grabhügel deckt. Noch in seinen letzten Gaben, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, verscheucht der lebendige Pulsschlag alle Gedanken an die Hinfälligkeit menschlicher Natur. Zwar ist die geistvolle übersichtliche Schilderung der schriftstellerischen Thätigkeit von Christoph von Grimmelshausen nicht ganz

bis zum Abschluß gediehen; aber dennoch schreiben wir der jetzigen Redaction des nürnberger Album nicht die Worte nach, daß wir es hier mit einem Bruchstück zu thun hätten. Nur der Rahmen fehlt dem farbenfrischen Bilde; sonst steht es fertig da.

Die interessante Frage, weshalb wir einen deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts so selten seiner staubigen schweinsledernen Verborgenheit entreißen, erörtert Hoffmann zunächst im Eingang seiner Darstellung. Schleppt sich die Literatur jenes Zeitalters durch flache Unbedeutendheit dahin und hat der waldbrandartige Krieg, der damals hauste, auch in ihren Feldern alles Wachsthum verkümmert, sodaß kein Talent mehr Wurzel fassen konnte? Vortrefflich sagt der Autor:

Was soll man Stroh dreschen? Es fallen doch keine Körner heraus. Ja, wenn man lieber ehrlich als ruhmredig sein will, so bleibt man nicht beim 17. Jahrhundert stehen, sondern erklärt frischweg: die 500 Jahre, welche zwischen Friedrich II. von Hohenstaufen und Friedrich II. von Preußen liegen, haben uns Deutschen überhaupt keinen nationalen Dichter gebracht, welcher den besten Söhnen dieser oder jener fremden Nation ebenbürtig zur Seite stünde. Warum will ich aber dennoch so einen alten Schläfer aus seiner langen Ruhe scheuchen? Noch dazu einen Schriftsteller, den der größte Theil meines Publikums kaum dem Namen nach kennt? Weil er der bedeutendste war, nicht blos unter seinen Zeitgenossen, sondern weithin vorwärts und rückwärts, erstlich als getreuer drastischer Maler der Sitten, zweitens als wohlmeinender, einsichtsvoller Patriot, der den Kopf hochhielt im Elend, drittens als frommer Mensch, der bei Fortuna's übermüthigem Gaukelspiel ein Christ blieb, endlich als witziger Kopf derbkörnig im Ausdruck, spruch- und anekdotenreich, ein Meister des Stils, der das rechte Wort zur Hand hat am rechten Ort, und nur selten der geschmacklosen Mode etwa durch eine lang gesponnene Allegorie oder eine ungeschickte Häufung von Citaten ein kleines Opfer bringt, sonst allezeit gediegen und fest, wo es gilt mehr Grobschmied als Goldschmied zu sein, die Sprache nach löblichen Grundsätzen meisternd und beherrschend wie wenige.

Traurig genug, daß ein so wahrhaft genialer Mann, dessen volksthümlichen Romanen auch Koberstein nachrühmt, sie wären als die besten und innerlich gesündesten Dichtungen seiner Epoche zu betrachten, zwei Jahrhunderte unbemerkt bleiben konnte. Seine Gestalt aus dem Dunkel hervorzuziehen und sein Andenken zu retten, sollte erst der Neuzeit gelingen. Das Räthsel der langen Verschollenheit, welcher Grimmelshausen anheimfiel, erklärt Hoffmann vorzugsweise aus der vielbeliebten damaligen Unsitte, wonach die Schriftsteller gern mit ihrem wirklichen Namen hinter anagrammatischen Umbildungen Versteckens spielten. Wer gab sich die Mühe, sagt unser Gewährsmann, alle Andeutungen zusammenzusuchen, die Anagramme aufzulösen, kurzum ernstlich nach einem Autor zu spähen, dessen Wichtigkeit und Vielseitigkeit man noch nicht ahnte? Aber Hoffmann mußte weit mehr die innern als die äußern Gründe betonen. Können wir denn wegen eines sonderbaren unverständlichen Aushängeschildes achtlos an Gebäuden vorübergehen, in welchen wir Schätze aufgespeichert finden? Der Name ist doch mit Recht Rauch und Schall, wenn sich keine geistige Physiognomie dahinter verbirgt. So kann die geringe Beachtung der Schriften von Grimmelshausen hauptsächlich nur an der staunenswerthen Unreife des Geschmacks seiner Zeitgenossen gelegen haben. Als er einmal in Vergessenheit gerathen war, stieß aber allerdings seine Ausgrabung auf große Schwierigkeiten. Erst vor 30 Jahren kamen Hermann Kurz, Echtermeyer und Passow dem untergegangenen Dichter auf die Spur; seine Persönlichkeit umzieht freilich eine chinesische Mauer, zumal der unsterbliche Theil seines Genius, der endlich doch dem Tode abgerungen ist, wenig Anhaltepunkte zu einer klaren Vorstellung seiner einstigen Existenz auf Erden bietet. Seltsame Dinge berichtet Gervinus, nach welchem Grimmelshausen von seinem zehnten Jahre an Musketier gewesen sein soll. Diese biographische Notiz veranlaßt Hoffmann billig zu einem Kopfschütteln; ein zehnjähriger Knabe habe höchstens zum Reiterjungen, zum Offizierpagen oder allenfalls noch zum Trommelschläger getaugt, nicht aber zum wirklichen Soldatendienst. Der genannte sehr verdienstvolle Literarhistoriker beruft sich nebenbei zum Unglück auf die Vorrede zu dem „Satirischen Pilgram", in welchem Grimmelshausen dergleichen erzählen soll; in der echten Ausgabe besteht aber die ganze Vorrede zu den 20 kurzen Abhandlungen, die den Inhalt des Werks bilden, blos aus dem lakonischen Titelblatt.

Auf dem Großvaterstuhl der Autoritäten, auf dem sich so bequem schlummern läßt, pflegt Hoffmann nicht gern oder doch nur sehr behutsam Platz zu nehmen. Während Keller, Jakob Grimm, Passow und Koberstein (letzterer stützt sich auf den vorhergenannten) den Dichter des „Simplicissimus" als einen Repräsentanten der evangelischen Kirche hinzustellen versuchen, hat Hoffmann im Gegentheil aus seinen Schriften den Geist des Katholicismus so stark herausgewittert, daß die Bestrebungen, Grimmelshausen zum Protestanten zu stempeln, als ganz verfehlt erscheinen. Auch über eine dunkle Stelle in dem von Passow beigebrachten und zuerst in Nr. 273 d. Bl. f. 1847 abgedruckten Todtenschein von Grimmelshausen verbreitet unser Autor ein neues Licht. Das Werkchen: „Warum er nicht katholisch wurde", haben die erwähnten Autoritäten hauptsächlich zum Nachweis für die protestantische Gesinnung des Dichters benutzt, wobei dieselben jedoch in den eigenthümlichen Fehler verfielen, von dem Lieblingshelden einen voreiligen Schluß auf den Verfasser zu ziehen. Uebrigens finden wir bei Koberstein den Titel nur in der eben citirten Form angegeben, nicht aber, wie er wirklich lautet: „Simplicii angeregte Ursachen, warum er nicht katholisch wurde, von Bonamico in einem Gespräch widerlegt." Hoffmann bezeichnet dies geistvolle Gespräch als ein wahres Muster populärer Apologetik. Von Bonamicus vollständig in die Enge getrieben, sagt schließlich der gute Simplicissimus nach Art der Trägen und Lässigen: „Solchergestalt mag der katholische Glaube wol recht sein. Aber ich bin nunmehr zu alt dazu, ich will nur bleiben, wie ich gezogen und geboren bin, ich werde wol auch selig werden." — Bonamicus: „Bist du zu alt, den katholischen Glauben anzunehmen, so bist du auch zu alt, selig zu werden, und mußt wol ein rechter alter Narr sein, der du deines Alters wegen die ewige Seligkeit verscherzen willst."

Keller's Ansicht, Grimmelshausen habe wol überhaupt tiefe und nachhaltige religiöse Bedürfnisse nicht gekannt, schwimmt zu sehr auf der Oberfläche. Ein geborener Volksschriftsteller wird gewiß am wenigsten über eine die ganze Menschheit bewegende Frage mit der Leichtigkeit

eines Bonvivant hinweggehen. Am liebsten möchte Grimmelshausen, wie Hoffmann mit seinem Verständniß bemerkt, die Confessionen ausgleichen und ein Christenthum schaffen, wie der künftige Held seines Jupiter. Aber seine Furcht vor dem „erschrecklichen Donnerstrahl des Bannes", den die Priester neben ihrer „heilsamen Absolution" in Händen haben, war zu groß, um nicht den katholischen Pfaffen gegenüber in beständiger Devotion zu verharren. Einzelne aphoristische Thatsachen sprechen freilich dafür, daß Grimmelshausen gleich seinem Simplicissimus Convertit gewesen; nur muß er es noch vor seinem ersten Schriftstellerdebut geworden sein. Durch Hoffmann's Forschungen ist in der Beziehung dem Zweifel kein Spielraum mehr gelassen.

Unter der Aufsicht des Verfassers passiren die Schriften von Grimmelshausen der Reihe nach Revue. Höchst wohlthuend ist dabei das Gefühl, keinen kritischen Zollinspector vor uns zu haben; auch bei der genauen Zerlegung der einzelnen Theile entfällt dem Autor niemals das geistige Band. Die Darstellung behauptet jedoch nicht einen chronologischen Gang, der hier am unrechten Platze wäre, sondern richtet sich sozusagen nach dem ästhetischen Heimatboden, dem die verschiedenen Werke angehören.

Den Ausgangspunkt bilden die Abhandlungen und Betrachtungen, an diese schließen sich die lehrreichen Erzählungen, dann folgen die Romane im Geschmack der höhern Stände und endlich gelangen wir zu seinen echt volksthümlichen Romanen, in welchen Grimmelshausen den zeitgenössischen Dichtern mit der Fahne seines Jahrhunderts siegreich voranflog. Am wenigsten entsprechen seiner Natur die Romane im vornehmen Stil; dessenungeachtet hebt aber Hoffmann hervor, daß dieselben im Verhältniß zu der weitschweifigen und phantastisch aufgeputzten Schreibweise, welche damals florirt habe, eine erfreuliche Kürze und Prunklosigkeit an den Tag legten. Aber die Wahl der Stoffe habe eine frische lebhafte Darstellung unmöglich gemacht. Besonders charakteristisch für das Lesepublikum jener Zeit ist die Vorrede zum „Keuschen Joseph". Sowol von hohen als niedern Standespersonen, sagt der Verfasser, sei ihm der Wunsch zu Ohren gekommen, daß er Joseph's interessante „Historia" mit größerer Ausführlichkeit beschreiben möge. Es wären freilich noch viel seltsame Sachen von Joseph's Leben zu berichten, und demgemäß habe er alles, was der Heiligen Schrift nicht gerade zuwiderlaufe, gewissenhaft zusammengetragen und nur diejenigen Dinge weggelassen, welche sich zu sehr in das Gebiet des Fabelhaften verlören. Hoffmann bemerkt dazu treffend: „O kindliche Begnügsamkeit jener Lesewelt! Naive Gläubigkeit jenes Zeitalters! Joseph's allbekannte Lebensgeschichte wollte man weitläufiger erzählt haben. Wie sich die «tiefgefühlten Bedürfnisse» des Publikums ändern!"

Diese und andere gottselige Geschichten hätten natürlich niemals dem Namen Grimmelshausen einen so starken Glanz verleihen können, daß derselbe noch in unser Jahrhundert hinüberstrahlt; dazu verhalf ihm erst sein umfangreicher Volksroman „Simplicissimus", dessen Titel keinem, der auch nur den Schaum von der Literatur gekostet hat, unbekannt sein dürfte. Unter den hervorragenden Literarhistorikern ist Koberstein, wie schon erwähnt, hinsichtlich dieser Schöpfung des Lobes voll; auch Heinrich Kurz, der nicht minder gelehrte Kenner des 16. und 17. Jahrhunderts, stellt dem köstlichen Volksbuch ein Anerkennungspatent aus, womit der Dichter zufrieden sein kann. Nur Gervinus hat den Werth des „Simplicissimus" wesentlich zu verdunkeln gesucht; seine Tadelstimme, die gern eine vornehme Einseitigkeit herauskehrt, da er alles in dem Weltspiegel des Absoluten betrachten möchte, muß aber doch Hoffmann gegenüber verstummen. Mit sehr geschickter Hand hat unser Autor das ganze vielverschlungene Gewebe des Romans entfaltet, und seine drastische Erzählung darf als eine musterhafte Reproduction bezeichnet werden. Wenn Otto Banck gelegentlich die Monstreromane von heutzutage ein Labyrinth nennt, und dabei hinzufügt, ein solches wäre noch nie zugleich ein schönes Gebäude gewesen, so trifft dieser Ausspruch nicht unsern „Simplicissimus". Derselbe bildet sogar in mehr als einer Hinsicht einen classischen Gegensatz zu den modernen Riesenromanen, bei welchen der Hauptheld meist von endlosen Nebenepisoden dergestalt verdrängt zu werden pflegt, daß wir, wenn er plötzlich wieder erscheint, eine ganz neue Figur zu sehen meinen. Das große Kunststück, durch welches Grimmelshausen gelingen sollte, seinen Simplicissimus nicht das Opferlamm der zahlreichen Ver- und Entwickelungen werden zu lassen, beruht einfach auf dem freien Ueberblick, den wir deshalb behalten, weil die Nebenpersonen nicht pilzartig hervorschießen, sondern sich großentheils wohlgeordnet um den Helden gruppiren. Allerdings beschreiben die Abenteuer desselben, als er nach Rußland und in das Land der Tataren geräth, allzu weite Kreise, und Hoffmann räumt auch willig ein, daß dem Verfasser hier der Boden unter den Füßen verschwunden sei. Aber diese extemporirten Affensprünge der Phantasie sind glücklicherweise sehr episodenhafter Natur, und bei der sonstigen Vorzüglichkeit des Ganzen lächeln wir gern darüber, anstatt eine ärgerliche Miene anzunehmen. Simplicissimus ist eben eine Art Falstaff, den wir wegen einiger phantastischer Ausschweifungen nicht zur Rechenschaft ziehen dürfen. Nichts weniger als ein bloßer Abenteurer folgt er im allgemeinen keineswegs ohne innern Halt den wechselnden Impulsen, die ihm Zufall, Augenblick und flüchtig ihn berührende Menschen geben, sondern er weiß, um mit Egmont zu reden, muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder am leichten Wagen seines Schicksals abzulenken. Für ihn ist es daher kein Unglück, wenn er gleichsam den ins Meer geworfenen Siegelring nicht wie der Glückspilz Polykrates in dem Bauch eines Fisches wiederfindet; er hat in jedem Misgeschick einen erstaunlichen Vorrath von Beruhigungsgründen, und hilft ihm kein anderer, so ist er bereitwilligst sein eigener Protector. Ein besserer Held konnte gewiß für einen Volksroman nicht gefunden werden.

Die übrigen im Geschmack des „Simplicissimus" geschriebenen und mit diesem in Verbindung gebrachten Werke verleugnen zwar nicht ihre Abkunft, sind aber doch die weit weniger berühmten Kinder eines berühmten Mannes. Der Trutz-Simplex oder die Courage, welche der Inbegriff eines weiblichen Dragoners ist, erscheint als ein überaus saftiges Seitenstück zum Simplicissimus. Ihre

öffentliche Generalbeichte, durch die sie ihren ehemaligen Liebhaber zu prostituiren beabsichtigt, faßt Hoffmann in den ergötzlichsten Hauptzügen zusammen; die amazonenhafte Courage sticht aber zu ihrem größten Nachtheil gegen den männlichen Simplicissimus ab, denn sie verwechselt Derbheit mit Kraft und niedrige Handlungen mit Geniestreichen. Die Fortsetzung dieses Romans bildet die ebenfalls von Hoffmann kurz erzählte Biographie ihres besser gearteten Sprößlings, des grüblerischen Springinsfeld, dessen abenteuerliche Enthüllungen durch die echt dramatische Einleitung schon im voraus einen besondern Reiz gewinnen. Hier sind wir in Bezug auf die Schilderung der dichterischen Thätigkeit von Grimmelshausen an dem Grenzstein angelangt, da dem Autor die Betrachtung der nachfolgenden „Geschichte des wunderbaren Vogelnestes“, die sich als letztes Glied der langen Kette einreiht, nicht mehr vergönnt sein sollte. Haben wir jedoch sehr zu bedauern, daß die Arbeit endet, ohne zu schließen? Wir unserntheils freuen uns des heitern Rückblicks auf die bisherige Darstellung, welche uns diejenigen Schöpfungen lebhaft vor Augen führte, in denen sich das eigentliche Wesen des Dichters vollkommen abspiegelt.

Der zweite Beitrag von Hoffmann versetzt uns, um einen bildlichen Ausdruck zu gebrauchen, mitten auf die Freundschafts- und Gesellschaftsinsel des Literarischen Vereins. Die fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit desselben veranschaulicht uns der Autor in einer höchst geistvollen Festrede, die er trotz der localen Färbung so zu halten wußte, daß wir unwillkürlich in das Interesse mit hineingezogen werden. Nur selten wird die Gehobenheit der Rede durch eine triviale Zwischenbemerkung unterbrochen; doch einmal wird uns sogar à la Priem der ganze Speisezettel der ersten Jahresfeier aufgetischt. Die unschuldige Streichung solcher Dinge wäre im Geiste Hoffmann's um so wünschenswerther gewesen, als im allgemeinen das Geringfügige und Flache sehr glücklich vermieden ist. Von den herkömmlichen Festrednern, die eine unerschöpfliche Gießkanne bei der Hand haben, ist der Autor durch eine himmelhohe Wand geschieden. Auch hat er nicht die moderne Angewohnheit, seine Figur im Hintergrunde mit Lorbern zu schmücken. Hingegen fehlt es nicht an den nöthigen Streiflichtern, die zur Charakterisirung des behandelten Zeitraums dienen. Dazu gehört unter anderm die enthusiastische Begrüßung des ersten Erscheinens von Geibel. Am meisten ehren den Sprecher die muthigen Paukenschläge, durch die er den Literarischen Verein seinem gelinden Halbschlummer zu entreißen sucht. Die Lauheit der Mitglieder kennzeichnet folgende Stelle in wahrhaft erschreckender Weise: „Hundertfunfzehnmal bin ich nun als Vortragender hier aufgetreten, und wenn ich manchen unter uns auch nur um einen einzigen literarischen Beitrag anflehe, er schlägt mir ihn ab, wie ich schon oft erfahren.“ Leider geht es unserer Kritik wie der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Wir nannten zu Anfang die Poeten des nürnberger Albums arme Waisenkinder, und jetzt sehen wir, wie gerechtfertigt diese Benennung ist. Im schirmenden Schatten ihres rastlosen Ernährers sind sie groß geworden, ohne an ein späteres selbständiges Fortkommen zu denken. Wenn daher nicht jemand unter sie tritt, wie Alfred unter die Dänen, so steht der geistige Bankrott vor der Thür.

Wilhelm Buchholz.

Feuilleton.

Der wiener Lustspielpreis.

Der wiener Preiscommission für das beste Lustspiel sind 197 Lustspiele eingesendet worden, ein Beweis für die außerordentliche Productivität, die auf diesem Gebiete herrscht, und eine ausnehmend schwierige Aufgabe für die Preisrichter, welche sich in diesem kaum mit der kritischen Axt zu lichtenden Urwald zurechtfinden sollen. Wir glauben, daß das Princip der Arbeitstheilung, einer solchen Arbeitslast gegenüber, in größerm oder geringerm Maße zur Anwendung kommen mußte und daß daher die Preisrichter die sogenannte „grobe Arbeit“, das Aussieben der Spreu, durch Vertrauensvoten einem oder dem andern aus ihrer Mitte übertragen haben, der für ein derartiges Ausfegen den nöthigen Radicalismus und die nöthige Ausdauer besitzt. Diese Thätigkeit besteht wesentlich im „Anlesen“ und in einem gewissen kritischen Gemeingefühl, das aus Stoff, Stil u. s. w. alsbald die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Stücks herauswittert. Die Möglichkeit, daß schon bei diesem ersten Anlesen und Aussieben ein oder das andere brauchbare Stück mitbeseitigt wurde, wenn entweder der Stoff dem prüfenden Anleser antipathisch war oder die Form zu flüchtig berücksichtigt wurde, ist keineswegs ausgeschlossen. Dies würde das Resultat der Preisausschreibung noch günstiger erscheinen lassen, als es in der That schon ist, indem eine immerhin nicht unbeträchtliche Zahl von Stücken den Bühnen empfohlen oder genannt werden konnte.

Wie den großen Geschicken ihre Geister stets vorangehen, so spukten auch vor der abschließenden Entscheidung der Commission in den wiener Blättern Gerüchte in Hülle und Fülle über das künftige Preisstück. Wir glauben nicht, daß man diese Gerüchte alle als Feuilletonenten absichtlich schwimmen ließ, sondern daß sie die Genesis des schiedsrichterlichen Urtheils in ihren verschiedenen Phasen darstellen, vor seiner endlichen Klärung durch die Entscheidung der Majorität. Anfangs wurde ziemlich einstimmig als Preisstück das Lustspiel: „Der Landfriede“, bezeichnet, und mit großer Sicherheit als Verfasser Victor Scheffel, der Autor des „Trompeter von Säkkingen“, genannt. Hierauf trat eine Schwenkung ein; es hieß auf einmal, der notabelste wiener Lustspieldichter, ohne Frage Bauernfeld, der sich in der That jetzt als Verfasser des „Landfriedens“, den er umarbeiten will, bekannt hat, werde mit dem ersten Preis gekrönt werden, das beste Stück aber, als dessen Verfasser man Gustav Freytag vermuthe, ein Stück, das sich durch geistvolle Behandlung und Technik am meisten vor den übrigen auszeichne, werde gänzlich aus der Zahl der Preisstücke geschieden werden, weil es kein „reines Lustspiel“ sei. Das Bauernfeld'sche Lustspiel finden wir unter den empfohlenen Stücken wieder. Was es aber mit jenem Stücke für eine Bewandtniß hatte, das man Freytag zuschrieb, darüber fehlt jede Aufklärung; nur so viel scheint klar, daß es nicht den Preis erhalten hat.

Ein absolut gutes Stück fand die Commission nicht auszuzeichnen; für das relativ beste erklärte sie das Lustspiel: „Schach dem König“, als dessen Verfasser man, nach den Berichten der wiener Zeitungen, den Herausgeber d. Bl. vermuthete, bis der geöffnete Zettel den Polizeicommissar Schaufert in Rheinbaiern als Autor angab. Jetzt war man wieder in Wien so hartnäckig

vermuthen zu wollen, daß Schaufert ein Pseudonym für Heinrich Laube oder daß Laube diesem Autor an die Hand gegangen sei und so seine dramaturgische Thätigkeit bis nach Dürkheim an der Hardt erstreckt habe. Der Autor hielt es für nöthig, gegenüber diesen Gerüchten das vollständige geistige Eigenthum für sein Product zu reclamiren. Schaufert ist bisher noch mit keinem seiner zahlreichen Stücke auf die Bühne gedrungen; namentlich soll das münchener Hoftheater alle seine Zusendungen remittirt haben, während bei einer Preisausschreibung in Mainz eins seiner Stücke als beachtenswerth den Bühnen empfohlen wurde. Der Dichter ist geboren in dem pfalzbaierschen Gerichtsstädtchen Winnweiler, einst Hauptort der josephinisch-österreichischen Grafschaft Falkenstein am Donnersberg, und jetzt Polizeicommissar (nach andern Nachrichten Gerichtsassessor) zu Dürkheim.

Der zweite Preis (100 Dukaten) wurde dem Lustspiel: „Ueber den Parteien", von Wolfgang Müller von Königswinter zutheil. Ein drittes Stück: „Der Narr des Glücks", für dessen Verfasser man Benedix hielt, bis der Stadtrichter Ernst Wichert in Königsberg als Autor enthüllt wurde, erhielt ein Accessit von 50 Dukaten auf den Vorschlag der Preiscommission, der von der Generalintendenz acceptirt wurde. Ernst Wichert ist nicht so unbekannt wie Schaufert; er hat bereits einige zur Aufführung gelangte Dramen ernsten und heitern Stils verfaßt, denen Compositionstalent und gefällige Form nicht abzusprechen sind.

Da wir es nur mit „relativ besten" Stücken zu thun haben, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die beiden ersten Preisstücke noch einmal ihren Verfassern zur Aufbesserung und Abänderung für die Aufführung am wiener Burgtheater zugesendet wurden.

Außer den Preisstücken sind neun Stücke den Bühnen zur Aufführung empfohlen worden: „Frauenrechte", „Mademoiselle Bertin", „Landfrieden", „Siegbert", „Zwei Testamente", „Jeder nach seiner Art", „Ergänzungen", „Vollendete Thatsachen", „Unsere Sklaven". Neben diesen wurden noch in die engere Berathung gezogen: „Der geheime Rath", „Kinder der Zeit", „Poesie und Prosa", „Mit gleichen Waffen", „Durch eigene Kraft", „Die Verlobten", „Gewagtes Spiel". Das ist Proviant für mehr als einen Winterfeldzug der deutschen Bühnen! Wohin wird sich Melpomene vor dieser Concurrenz der deutschen Thalia flüchten?

Wenn Gutzkow seinerzeit den preisgekrönten Dichter der Zukunft als Alfred Timpe bezeichnete und damit meinte, daß irgendein unbekannter Neuling gewiegte Lustspielveteranen bei diesem Preisrennen um eine Nasen- und Halslänge schlagen würde, so scheint ihm das Resultat der wiener Preisconcurrenz wieder recht zu geben. Gleichwol will es uns gerade als ein Vorzug derartiger Preisausschreibungen erscheinen, daß sie bisher unbekannten Talenten die Bahn eröffnen, während die Intendanzen und Directionen nur selten den Einsendungen derselben die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. Welche Bühne würde das Lustspiel von Schaufert zur Aufführung gebracht haben, wenn es nicht den Preis erhalten hätte? Wenn dagegen das Stück eines namhaften Autors, sei es nun verfehlt oder von den Preisrichtern verkannt und vernachlässigt, mit keinem Preise ausgezeichnet wird, so ist das Unglück nicht so groß, da dasselbe auch ohne die Preisetikette den Weg auf die Bühnen findet. Die Entscheidung über den eigentlichen Werth der Stücke geben schließlich immer die Aufführungen; die Preisausschreibungen haben aber das Verdienst, die Dichter anzuregen und das Repertoire der Bühnen zu befruchten.

Wenn die drei besten Stücke gleichzeitig drei verschiedene Genre des Lustspiels vertreten, das historische, das politisch-sociale und das bürgerliche, so war dies eine Gunst des Zufalls, keinesfalls aber durfte dies von der Commission als Motiv der Preisvertheilung angeführt werden, da die Preisausschreibung auf die Lustspiel*gattungen* keine Rücksicht nahm und die Preisrichter sich streng an das dort aufgestellte Programm zu halten hatten. Es mußten daher z. B. auch an drei historische Lustspiele die Preise vertheilt werden, wenn sie sonst den Vorzug verdienten.

Noch eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Die Preisrichter, durchaus competente, im Bühnenfach und in der neuern Literatur bewanderte Männer, irrten sich in den Autoren der Preisstücke. So trüglich ist das „Stilgefühl". Das gibt einen ungefähren Maßstab für den Werth der sogenannten philologischen Kritik, die einem Autor, wie z. B. Shakspeare, nach dem Stilgefühl Stücke sowie einzelne Theile derselben, ja selbst einzelne Verse ab- und zuspricht.

Bibliographie.

Bastian, A., Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Baxmann, R., Die Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII. 1ster Thl. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Baxmann, R., Friedrich Schleiermacher. Sein Leben und sein Wirken für das deutsche Volk dargestellt. Elberfeld, Friderichs. 8. 15 Ngr.

Blätter aus dem Tagebuche der Königin Victoria, während des Aufenthaltes der königl. Familie in den Hochlanden von 1848 bis 1861 nebst Auszügen aus demselben Tagebuche über frühere Besuche in Schottland, Touren in England und Irland und Seefahrten. Autorisirte deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Lese schweizerischer Gebäckenamen. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Führich, J. Ritter v., Von der Kunst. 3tes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerlach, E., Die Klagelieder Jeremiä erklärt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Glaeser, A., Das Lincoln-Monument. Eine Rede des Senator Charles Sumner. Nebst einer Lebensskizze Sumner's und der in seiner Rede erwähnten Künstler. Zugleich ein Beitrag zur Kunstgeschichte Amerika's. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Gräfin. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 8. 16 Ngr.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Erzählungen. Wien, Sartori. 8. 9 Ngr.

Harms, F., Abhandlungen zur systematischen Philosophie. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, F., Urgeschichte der Stadt und des ehemaligen Fürstenthums Ansbach. Zugleich älteste Geschichte der meisten Pfarreien, Schlösser, Burgen, Städte und Dörfer in Mittelfranken. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Janke Carola, Das Räthsel der Unsterblichkeit gelöst von einer Somnambule. Dresden. 8. 5 Ngr.

Königsmark, W. v., Ein neuer Don-Juan oder: Die modernen Kavaliere in Berlin und Hamburg. Ein Sittengemälde aus der Neuzeit. 1ste bis 8te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 8. à 4 Ngr.

Die Berliner Laterne von Heinrich Rooche-fort. Mitarbeiter am „Cigarro". 1stes Heft. Berlin, Kiessling. 8. 2½ Ngr.

Lewald, A., Anna. Schaffhausen, Hurter. Br. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Marx, K. F. H., Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 24 Ngr.

Mullens, Henriette C. (geb. Lacroix), Prasanna oder des Glaubens Sieg. Eine Geschichte aus Bengalen. Aus dem Englischen von **H. Hauff**. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 18 Ngr.

Nathusius, Johanne, Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Deutung in Bilder geordnet. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Nöldeke, T., Die alttestamentliche Literatur in einer Reihe von Aufsätzen dargestellt. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Obsieger, A., Der Künstler. Erzählung. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr.

Opzoomer, C. W., Die Religion. Aus dem Holländischen übersetzt von **F. Mook**. Vom Verfasser corrigirt und revidirt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pape, J., Der treue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung in zwölf Gesängen. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 27 Ngr.

Reich, A., Nekropolis. Grabschriften auf noch lebende Personen. Berlin, Bloch. Gr. 16. 10 Ngr.

Reinhardstoettner, C. v., Die italienische Sprache: ihre Entstehung aus dem Lateinischen, ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen, und ihre Dialekte nebst einem Blick auf die italienische Literatur. Halle, Schwabe. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Rückert, E., Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropa's, besonders der Donaufürstenthümer. Würzburg, Stuber. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, F. X., Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Grundlinien der philosophischen Ethik (philosophische Rechts-Sitten-Religions-Erziehungslehre.) Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Schneider, J., Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. 2te Folge. *Der Kreis Rees unter den Römern.* Düsseldorf, Schaub. 8. 20 Ngr.

Silberstein, A., Land und Leute im Naßwalde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Für eine von dem Unterzeichneten vorbereitete Ausgabe von **Hölty's Gedichten und Briefen** werden Besitzer Hölty'scher Schriftstücke ersucht, ihm genaue Abschrift der in ihren Händen befindlichen Originalien gefälligst zukommen zu lassen.

München, am 4. October 1868.

Dr. **Karl Halm,**
Oberbibliothekar und Professor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 29. October 1868.

Jordan's Nibelungenepos.

W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied: Sigfridsage in vierundzwanzig Gesängen. Zwei Theile. Frankfurt a. M. 1867—68. Gr. 8. 4 Thlr.

Mehrere Jahre hindurch ist Wilhelm Jordan als Rhapsode von einer deutschen Stadt zur andern gezogen und hat seine Nibelungendichtung zum Vortrag gebracht, nicht ohne in einzelnen Städten, namentlich in Wien, glänzende Erfolge damit zu erreichen. Ein langathmiges Epos ist bekanntlich einer der sauersten Aepfel, in welchen unser modernes Publikum zu beißen verurtheilt werden kann; es ist daher nicht mehr als billig, daß die Dichter so ernster und großer Werke, um sich von vornherein die Theilnahme desselben zu sichern, durch öffentliche Vorlesung ihrer Dichtung, namentlich wenn sie über einen fesselnden Vortrag gebieten, seine Sprödigkeit zu überwinden suchen. Ist ihm erst das Gelungene und Bedeutende in ansprechender Weise vorgeführt worden, so wird es sich eher an die Lektüre des Ganzen wagen und auch auf jenen Sandwegen nicht ermüden, auf denen man in jedem Epos, wie Jean Paul sagt, „watend-fahrend" einschläft. Unter den Hörern wirbt sich der Dichter dann die Leser und Käufer seines Werks und schützt dasselbe so vor dem traurigen Los der Krebse, zu welchem epische Gedichte von Natur besondere Anlagen besitzen.

Die Nibelungensage paßt jedenfalls besser für epische als für dramatische Neudichtung; denn nicht nur ist ihr Grundton epischer Art, auch das Wildfremde der Volkssitte, das im Drama störend wirkt und die Bühne, welche dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten soll, zu unklaren und phantastischen Spiegelungen untergegangener Zeiten verführt, kann in der Farbengebung des Epos einen gewissen fesselnden Reiz ausüben. Gleichwol sind wir durchaus nicht der Ansicht, daß das Epos der Gegenwart mit Nach- und Neudichtungen alter Volksepen seinen wahren Beruf erfülle, sowie es Jordan durch das Zauberweib mit dem Runenstäbchen nicht ohne Ueberschwenglichkeit verkünden läßt:

„So theile denn", sprach sie, „den Irrthum des Tages,
Erfinde Fabeln statt fertiger Sagen,
Ersinne dir selbst den Stoff zu Gesängen;
Man lauscht nicht länger leibeigenen Liedern.
Heize dein Hirn mit dem hohlen Hochmuth,
Zu wähnen, mit deiner winzigen Weisheit
Könnest du erkünsteln, was Völker nur erkämpfen,
Die Gesammtheit nur ersinnt mit ewiger Seele
Und Jahrhunderte erst häufen zum Hort des Gesanges.
Was du münzest aus Masse, die du selber gemischt hast,
Mag gelb sein, doch gilt's nicht, es ist nicht golden.
Aus dem edelsten Erze des uralten Erbes
Von Erden und Rost das reine Rothgold
In leuchtender Schönheit lauter zu scheiden,
Mit dem Zeichen der Zeit es preiswerth zu prägen,
Das nur, bedenk' es und laß den Dünkel,
Ist der Dienst des Dichters, des Gedankenwardeines."

Die erhabene Muse wird es uns nicht übel deuten, wenn wir der Ansicht sind, daß das deutsche Volk der Nibelungensage und das deutsche Volk der Neuzeit gar nichts miteinander gemein haben, daß sie durch eine Kluft der Cultur getrennt sind, welche sich nur mit Hülfe einer Balancirstange der Gelehrsamkeit überspringen läßt. Dies alte Rothgold mit dem Zeichen der Zeit preiswerth zu prägen, ist deshalb eine Unmöglichkeit. Ueberhaupt soll man nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen. Das neue Volksepos muß aus unserer Cultur, aus unsern Gedanken- und Gefühlskreisen herauswachsen; dann braucht es nicht mit dem Zeichen der Zeit geprägt zu werden, da es das Leben der Zeit in sich trägt. Wir können daher auch nicht die berauschende Hoffnung des Dichters theilen, welcher der „Sage", seiner Muse, antwortet:

Nicht welken laß mir die Wurzel der Dichtkunst,
Bevor ich vollendet, was du verlangt hast,
Und dein Offenbaren in Bildern dasteht,
Die zu leben vermögen, solang' ein Mund noch
In deutschen Worten das Weltall deutet.

Dennoch wollen wir der in „Wundergeschichten verwobenen Weisheit“ mit gemüthvoller Andacht lauschen, uns wohlig an solchen Wundern weiden und dem Liede des Sängers ein aufmerksames Ohr leihen; denn der Sänger hat in der That „dämmernden Schatten deutliche Schönheit geliehen“; Jordan's Talent in der Wiedergeburt der alten Sage hat sich von mancher glänzenden Seite gezeigt und, wie man über die Wahl des Stoffs denken mag, doch in der Darstellung manche mustergültige Probe des epischen Stils gegeben. Von diesem epischen Stil hat aber die neue Dichtung, namentlich die neue Romandichtung so wenig klare Begriffe, daß schon eine Studie, welche diesen Stil unverfälscht zur Darstellung bringt und der aus den Fugen gehenden Vielschreiberei wieder ein würdiges Vorbild gibt, der Anerkennung von seiten der Kritik gewiß sein darf.

An Umfang wird die Jordan'sche Nibelungendichtung nach ihrer Vollendung wol alle neuern epischen Versuche und selbst Hermann Lingg's „Völkerwanderung“ übertreffen; denn das erste Lied: „Sigfridsage“, enthält bereits zwei Theile und 24 Gesänge, und das zweite Lied, das bereits unter dem Titel: „Hildebrant's Heimkehr“, angekündigt wird und von dem der Verfasser die ersten Gesänge im Laufe dieses Winters in verschiedenen deutschen Städten zum Vortrag zu bringen gedenkt, wird gewiß an Umfang nicht hinter dem ersten zurückstehen.

Keineswegs sind indeß diese „Nibelunge“ eine Neudichtung, die sich an das Nibelungenlied des Ritters von Kürenberg anschließt, an jene letzte Redaction volksthümlicher Gesänge, die bis in die neueste Zeit ihre Volksthümlichkeit behauptet hat. Die Nibelungensage ist nach Jordan's Ansicht von den Minnesängern ihrer Größe und Herrlichkeit entkleidet, für den höfischen Geschmack zurechtgemacht, für die galanten Damen der Ritterburgen zugestutzt worden. Die Reimstrophe hat dazu beigetragen, die erhabene Sage der Urzeit in eine luxuriöse Gewandung zu kleiden und ihr ein einschmeichelndes Lächeln zu geben, was zu ihren runzelvollen Zügen wenig paßt. Nach Jordan's Ansicht ist unser „Nibelungenlied“ daher kein eigentliches Volksepos mehr, sondern ein in Sammt und Seide einherstolzirendes Rittergedicht, das die großen Gestalten der Vorwelt auf das Niveau einer schon herabgekommenen und vielfach verbildeten Zeit herabdrückt. Der Dichter selbst wühlt daher die alten Hünengräber der Sage auf, wie sie in der „Edda“ und „Wölsungasage“ enthalten sind. In diesen Stoffquellen findet er die reckenhafte Größe, das unverfälschte urgermanische Heidenthum; er gräbt die poetischen Mammuthknochen der ultima Thule hervor, die gleichsam in den Eispalästen des Nordens conservirten Götter- und Heldensagen, und seine Muse kommt mit Gigantenschritt, reichbeladen mit flimmernden, seltenen Schätzen von dieser Polarexpedition zurück, Eisreif und Schneenebel in den wallenden Locken.

In der That hat Jordan's Dichtung einen unverkennbaren großen Wurf; auch der meist harte, schroffe Ton einer nicht schmelzenden nordischen Kraft zieht sich durch das Ganze hin, und nur hin und wieder sickert das Moderne in einzelnen Reflexionen durch; denn so absperren kann sich kein Dichter von der Luft des Jahrhunderts, daß er nicht auf seiner Skaldenharfe doch einzelne Passagen spielte, die ihm nur von dem Genius der Neuzeit eingegeben sind. Vor allen Dingen mußte auch die Form fern gehalten werden von den bestrickenden Reizen moderner Dichtung, wenn der alterthümliche Charakter der Sage unverkümmert bewahrt werden sollte. Daher verwies Jordan den Reim als ein Kind der Neuzeit aus seinem Epos; denn der Reim hat etwas Weiches, Schmelzendes, Berauschendes; er paßt nach Jordan's Ansicht nur für ein Capua der Poesie, wo dieselbe, uneingedenk ihrer heldenmüthigen Aufgaben, in Ueppigkeit verkommt. Nach unserer Ansicht bezeichnet er die Vollendung des sprachlichen Wohlklangs, und eine Reaction gegen denselben ist nur erlaubt im Interesse des sprachlich charakteristischen Elements, welches „die Nachdichtung“ eines ältern Epos nicht entbehren kann, ohne aus dem Ton zu fallen.

Der Stabreim, welchen Jordan in der ganzen Dichtung durchgeführt, hat etwas Primitives; er regt an, ohne zu befriedigen; diese consonantischen Anklänge mögen das Wesen und Walten der Elemente, den Schritt und das Lispeln der Geister malerisch darstellen; sie stehen doch noch diesseit der Grenze, wo der Wohlklang beginnt, der sich erst melodisch in den gleichtönenden Vocalen ausprägt; sie sind der erste Versuch der Sprache, durch regelmäßige Wiederkehr eines gleichartigen Elements ein Gefühl von Befriedigung hervorzurufen. Gern geben wir dem Dichter zu, daß das alterthümliche Colorit durch den Stabreim treuer wiedergegeben wird, als durch den modernen Reim, nur darf die Ausnahme nicht zur Regel gemacht werden und die Alliteration nicht mit dem Anspruch auftreten, den Reim verdrängen zu wollen.

Auch das Versmaß Jordan's ist altdeutsch und primitiv, der Vers mit den vier Hebungen und Senkungen, der unserm modernen rhythmischen Gefühl keineswegs immer genehm ist; wir müssen z. B. die anerzogenen Begriffe reiner Daktylen beiseitelegen und uns unter Umständen einen Daktylus wie „Holzklotzblock“ auf Conto altgermanischer Verskunst gefallen lassen; wir dürfen an die altehrwürdigen Hebungsverse durchaus nicht den Maßstab moderner Vierfüßler anlegen, es befinden sich unter ihnen manche, die, mit diesem Maßstab gemessen, zu den Vielfüßlern gehören; denn was sich alles in eine Senkung stopfen läßt, ohne ihre Tonlosigkeit zu verwischen — davon hat ein pedantischer moderner Dichter gar keinen Begriff; er sieht dort einen Trimeter, wo der Urgermane nur seine vier Hebungen und Senkungen mit elastischen Silben ausgepolstert hat.

Nehmen wir als Muster des Jordan'schen Versmaßes Verse wie die folgenden:

> So wurde geschädigt, geschändet, verschüttet
> Die herrliche Halle des Heldenruhms —

so wird auch moderne Verskunst nichts gegen die vier Hebungen und Senkungen einzuwenden haben, da sie sich ungezwungen als vier Füße betrachten lassen. In Versen wie dem folgenden:

> In wüster Verwirrung mit Schlingkraut bewachsen —

stolpern wir aber bereits über den Spondeus, der den geflügelten Daktylus schädigt. Solcher Verse finden sich unzählige auf jeder Seite, nicht aus Nachlässigkeit des Dichters, sondern weil die altgermanische Senkung nicht

so scrupulös war, zwischen langen und kurzen Silben zu unterscheiden. Nun kommen aber Verse wie der folgende:

Eichenlaub im Haar, im Arm eine Harfe —

die uns bereits wie trochäische Fünffüßler gemahnen. Verse vollends wie den folgenden:

Plätscherten mit den Schweifen und plauderten geschwätzig —

noch als vier Hebungen und Senkungen zu empfinden, ist dem modernen rhythmischen Gefühl unmöglich; es finden sich öfter derartige Versungeheuer, die auch gegen den rhythmischen Tonfall der übrigen Dichtung verstoßen, mögen sie immerhin als onomatopöische Tonmalereien eine gewisse Rechtfertigung finden.

Wie aber belebt der Dichter den Kern der alten Sage? Welchen geistigen Odem, der auch uns noch erquickend anweht, weiß er diesen Ueberlieferungen einzuhauchen? Wie erweitert er, in einem so umfangreichen Gedicht, das Gemälde der eigentlichen Fabel zu einem Weltgemälde?

Es sind dies wohl aufzuwerfende Fragen; denn die Cultur jener Zeit war eine durchaus arme und dürftige, und ihre Gedankenwelt hatte nichts von alledem, was die Menschen der Gegenwart beschäftigt; die Dichtung aber braucht der reichen Farben und der erläuternden und ergänzenden Bilder, außer denen, welche die Erzählung selbst an die Hand gibt. Jordan benutzte als Stoffquellen hierfür die Göttersage und die Naturdarstellung; in jener spiegelt sich ewig Menschliches, wenn auch oft in Hohlspiegelart; diese bleibt unwandelbar dieselbe und erschließt zu jeder Zeit gleichmäßig scharfer Beobachtung ihre ureigenen Wunder.

Jordan's „Nibelunge“ haben noch die alten starken Urgötter, nicht jenes epigonische Zwerggeschlecht, welches als eine zweideutige Secundogenitur des germanischen Himmels in dem deutschen Nibelungenliede spukt. Diese Urgötter haben etwas Ungeheuerliches; sie können einen phantasiereichen Dichter zu kolossalen Bildern und zu weitreichenden Combinationen begeistern, welche sich der Controle des nüchternen Verstandes entziehen; aber sie haben auch etwas gestaltlos Zerflossenes und entbehren der klaren Plastik der Olympbewohner. Jordan handhabt die Göttermaschinerie ganz im Stil der alten Volksepiker, und läßt sie so in die Handlung eingreifen. Gleich im ersten Gesang werden wir in die Götterversammlung eingeführt, begrüßen den erhabensten Wodan, den Beherrscher der Welt, den mit Katzentritten in den Saal hereinschleichenden König der Tiefe, die liebliche Freya und Fro, den Spender des Lichts und Lenker der Sonne; da oben wird nun die ganze Verwickelung angezettelt. Brunhilde, die frechste der Frauen, die mit gottloser Zunge gefrevelt hat, indem sie sich überhebend mit Siegfried achtellige Enkel, die Erben der Zukunft, erzeugen will, soll für ihren Uebermuth gezüchtigt werden, Siegfried sich von ihr abwenden und die wahre Minne, die süßeste Wonne des Menschengeschlechts, kennen lernen. Vater Wodan geht über diese Vorschläge des Götterparlaments nicht zur Tagesordnung über; er acceptirt sie, doch mit dem wohlerwogenen Zusatz, daß Siegfried zwar der süßesten Minne volles Gefühl beseligen, die Folgen aber fein bleiben sollen. Durch diese Hinterthür, die er seiner Allmacht offen läßt, sehen wir dann hinaus ins Freie, wo die Menschen sich menschlich bewegen, ohne an den Fäden der himmlischen Götter zu tanzen.

Uns erscheint die eigentliche Angel, an welcher sich diese Göttermaschinerie bewegt, weniger germanisch als hellenisch. Die Nemesis, welche den Ueberhebungen großdenkender Sterblichen auf dem Fuße folgt, ist griechischen Ursprungs; Brunhild verwandelt sich in eine Titanide, und nur daß den Göttern die achtelligen Enkel unwillkommen sind, das ist ein naiver nordischer Zug, da die Naivetät der Urzeit die Größe nur in der körperlichen Hoheit und Kraft sah. Für unser Gefühl beeinträchtigt diese Göttermaschinerie gänzlich die Theilnahme, die wir menschlichem Handeln und Leiden, das aus freier unbeeinflußter Entschließung erfolgt, schenken würden. Das deutsche Nibelungenlied steht hierin unserm modernen Denken und Empfinden weit näher, mag es auch weniger urwüchsig sein als das kraftstrotzende Heidenthum, dem Jordan seine poetischen Huldigungen darbringt.

Wo die Behandlung der Göttersage unsere Theilnahme erregt; da ist sie allerdings mit modernen, in allen Zeiten gültigen Elementen versetzt. Dies ist der Fall in dem „Nornenlied“, einer Perle der Dichtung, deren Fassung aber weit über die germanische Sage hinausgeht und jenem Fatalismus angehört, den die Schicksalsgötter des Alterthums nicht weniger vertreten, als jene Naturnothwendigkeit des Spinoza, die das All und den Charakter der Menschen mit unerbittlichem Gesetz beherrscht. Wir theilen zum Beweis hierfür einige Verse des prächtigen Liedes mit:

Dein eigen ist alles,
Dein Heil wie dein Unheil,
Dein Wollen und Wähnen,
Dein Sinnen und Sein.
Wol kommen, gekettet
In ewige Ordnung,
Die Larven des Lebens,
Die Scharen des Scheins;
Sie ziehen die Zirkel,
Sie zeigen die Ziele,
Sie impfen den Abscheu,
Sie wecken den Wunsch;
Doch dein ist das Dünken,
Und wie du geworden,
So wirst du dich wenden,
Wir wissen die Wahl.

— — — — — — —

Wol gönnen's die Götter
Des lauteren Lichtes,
Allmählich zu mehren
Das menschliche Maß;
Doch die Nachtwelt beneidet
Das Wachsthum gen Walhall,
Und theil hat die Tiefe
Am sterblichen Stoff.
Sie mengt in das Muster
Verbotene Bilder:
Da trübt sich die Treue,
Da schwindet der Schwur;
Da knüpft sich der Knoten,
Das Gewebe verwirrt sich,
Und schnell dann zerschneidet's
Die Schere der Schuld.

Wenn hier die Modernisirung der alten Nornengesänge unverkennbar ist, so trägt der Dichter ebenso wenig Scheu,

seine Prophetinnen in ihren Wahrsagungen bis in die neueste Geschichte vorgreifen, den Sturz des Zwingherrn verkünden zu lassen, der auf einsamer Insel in Verbannung Buße thut, und den deutschen Patriotismus des 19. Jahrhunderts mahnend anzuregen in den folgenden Versen:

Drum, ob auch der Erde
Mehr Krieger als Kräuter
Zum Weltkampf entwüchsen,
Sei furchtlos, mein Volk.
Voll stolzer Gedanken
Durchdauert unsterblich
Der Deutsche die Stürme
Mit starker Geduld.

Einst naht die Genesung,
Wir finden den Führer,
Der Väter entsinnt sich
Zum Siege mein Volk.
Da schlägt es die Schlachten,
Da schmückt sich's mit Kränzen
Und schmiedet die Krone
Der einigen Kraft.

Neben der Götterwelt ist der Kosmos, das weite Reich der Natur, eine poetische Stoffquelle des Dichters, die er namentlich in seinen Vergleichungen ausbeutet. Diese haben ein echt episches Gepräge; es sind meistens kleine selbständig ausgeführte Gemälde, welche für die angehende Naturkenntniß und treue Naturbeobachtung des Dichters ein günstiges Zeugniß ablegen. Selbst wo er ein schon oft zu dichterischen Bildern benutztes Naturphänomen herausgreift, weiß er durch eine Menge kleiner, der realen Erscheinung abgelauschter Züge dem Bild den Reiz der Originalität zu verleihen. Nirgends sind diese Bilder stimmungsvolle Tropen, wie sie die Lyrik liebt, nirgends jene energischen, gleichsam compressen Metaphern, wie sie die geschlossene Knappheit des dramatischen Stils verlangt, überall sind sie ausgeführt mit der liebevoll verweilenden Klarheit und Anschaulichkeit, welche dem echten Epos eigenthümlich sind. Wir können uns nicht versagen, einige dieser echt epischen Vergleichungen mitzutheilen, deren Detailausführung von dem Leben der Pflanzen, Thiere und Elemente getreue Bilder gibt:

Nie fällt aus den Wolken durch irgendein Wunder
Die Tugend und Thatkraft, dem nächtlichen Thau gleich,
Der wahllos benetzt die Wiesenkräuter,
Ja, nährender fließt in das niedrige, flache,
Wie bänglich am Boden klammernde Becken
Des Wegerichblatts, als auf Eichen des Waldes.

Das edle Kampfroß,
Das wunderbar schnelle, schnaubt und wiehert,
Daß es wie Donner in der Wölbung der Durchfahrt
Den Widerhall weckt. Die weiten Höfe
Der Burg erbeben, es wankt der Boden, —
Wie wann dem Winter sein Ende weissagt,
Die Erde entsargend, von Süden her sausend,
Der feurige Föhn: da zittern die Firnen,
Die Gletscher zerthauen und gleiten zu Thale,
Die Berge beben, denn riesige Ballen
Donnern von den Wänden als wilde Lawinen;
Knirschend und strudelnd zerknicken die Ströme
Ihr Joch in Schollen und schieben zerschellend
Und allmählich zermalmend die Massen meerwärts;
Aus dichten Decken enthüllt sich dampfend
Das braune Brachland und schmückt sich bräutlich
Zur freudenvollen Hochzeit mit dem holden Frühling.

Wie, wann der Hummer den braunen Harnisch,
Den ausgewachsnen, im Sommer wechselt
Und nun sänftlich gelöst vom noch weichen Leibe
Die Scheide sich schält in muschligen Schilden:
So sanken auf die Seite vom unversehrten
Leibe des Schläfers, schlaglos durchschnitten,
Die eisernen Schalen der schönen Schultern;
Und wie, alljährlich ihr Aussehn verjüngend
Und befreiend von Rissen und Altersrunzeln,
Die stolze Platane in breiten Tafeln
Die rauhgewordene Rinde wegstößt:
So schälten sich die Schenkel frei von den Schienen;
Und wie im Lenze, den Boden lockernd
Und ein Schöllchen Erde vom Scheitel schiebend,
Wann es warm ist und naß, die welsche Nuß springt —
Die hohle Hülse fällt in zwei Hälften
Zurück zum Verwesen, weißlich entwindet
Der Kern sich der Kapsel, spaltet sich zum Keimblatt
Und färbt sich saftgrün am Feuer der Sonne —:
So sank vor dem Balmung nach beiden Seiten
Geräuschlos der Helm, in zwei Hälften gesondert.

Mit grausigem Krampfe
Durchschwillt urplötzlich die lange verschwundne
Hünische Kraft die Glieder Brunhildens, —
Wie wann ein Segel, das in sanftem Südhauch
Mit schlaffen Falten den Mast umschlottert,
Mit plötzlicher Wuth ergreift eine Windsbraut:
Da bauscht es sich bis zum Bersten, da beugen sich krachend
Raaen und Mast; meerwärts gerissen
Durchschießt das Schiff die schäumenden Wogen.

Wie durch Regengewölk, wann's beginnt zu zerreißen,
In die Sturmnacht auf Erden ein ewiger Stern blickt,
Um drunten der Drangsal den Frieden da droben
Ungefährdet und fest wie zuvor zu zeigen,
Doch neidisch mit niedrig geborenem Nebel
Dann schleunigs der Wind ihn wieder verschleiert,
Als ob er sich schäme der Schönheit des Himmels:
So regte sich nun im racheburchstürmten
Gemüthe Krimhildens ein heimliches Mahnen,
Daß die stolze Feindin da vor ihr im Staube
Mit selbstloser Demuth bedenkenswerth rede.

Doch nicht blos, wo die Naturschilderung nur der epischen Vergleichnng dient, auch wo sie selbständig in die Erzählung verwebt ist, zeigt sich der Natursinn des Dichters, und zwar nicht nach der Seite lyrischer Stimmungen hin, sondern mit voller epischer Anschaulichkeit. So ist die Verzauberung der Natur bei der Verzauberung Brunhild's in einer Reihe lieblicher, dem Stillleben der Schöpfung entnommener Bilder geschildert:

Da hing ein Heimchen auf einem Halme,
Die Beine gespreizt, als wollt' es springen,
Allein es sprang nicht; da war im Sprudeln
Erfroren ein Quell, ein Frosch im Quaken
Mit geblähten Blasen stecken geblieben;
Da hielt eine Ameis ihr gelbliches Eichen
Zärtlich am Zipfel mit sanften Zänglein
Und wollt' entlaufen dem lauernden Laubmolch,
Allein sie lief nicht; lüstern lugten
Nach ihr die Augen des flinken Erbfeinds,
Doch mitten im Fangsprung stand er gefesselt.
Da hockte wie zwitschernd auf einem Zweige
Ein zierlicher Zeisig; man sah sein Zünglein
Emporgeschnörkelt im offenen Schnabel,
Doch vom Schlafe betroffen im Schlagen eines Trillers.

Vorzüglich ist die Landschaftsmalerei bei dem Beginn des dreiundzwanzigsten Gesangs, die Schilderung der Stätte, an welcher Siegfried fällt; hier ist auch die Beleuchtung stimmungsvoll, ohne daß wir in eine lyrische

Stimmung versetzt werden. Diese bleibt episch; der Gegensatz zwischen dem traulichen idyllischen Naturbilde und dem hereindrohenden schrecklichen Ereigniß hält uns mit geheimer Spannung fest:

Und eben malt der Mittjahrsmorgen
Die Säume der Wipfel im Süden und Westen
Mit goldigem Roth. Jetzt lugt vom Rande
Der östlichen Berge, vom Laub der Bäume
Noch gedämpft und gesänftigt, die Sonne selber.
Nun schwingt sie sich höher, um göttlich verschwendend
Die thauigen Matten mit Diamanten
Aus strahlenden Händen dicht zu bestreun.
Gelockt und gelenkt vom Odem der Linde,
Die das gipfelnde Jahr mit gelblichen Blüten
Voll süßen Duftes bis oben bedeckt hat,
Kommen die Bienen aus hohlen Bäumen
Und beginnen ihr Tagwerk. Etliche taumeln,
Allzu eifrig und ohne Vorsicht
Vom Nektar naschend, benetzt und belastet
Von den blütengetragenen blitzenden Tropfen
Des Thaus, in die Tiefe, und manche zum Tode
Durch die rothgefleckten raschen Forellen.
Eine andere aber vermeidet dies Unheil;
Denn fallend erfaßt sie mit klammernden Füßchen
Den schwankenden Stengel der Sternenblume,
Die das nickende Haupt im Hauche der Frühe
Zum Bache gebückt hat, als böte sie Grüße
Dem Vergißmeinnicht unten, das goldenäugig
Und so liebevoll blickt aus blauen Lidern.

Auf diesen Zauber des naiven Contrastes, der immer epischer Art bleibt, weil er an Begebenheiten anknüpft, versteht sich der Dichter. Wie Siegfried vor dem Todesritt mit dem Knaben seiner grimmen Feindin Brunhild spielt: das ist mit demselben Reiz homerischer Naivetät geschildert, wie etwa der Abschied Hektor's von seinem Astyanax.

Im ganzen und großen folgt der Gang der Handlung der Nibelungensage; ja die Glanzstellen der Dichtung sind auch die Hauptstellen der alten Erzählung. Nur die Gestalt der Brunhild erhebt sich bedeutsamer als in dem deutschen Epos und, wie wir hinzufügen wollen, als in Hebbel's Tragödie, deren größter Compositionsfehler das spurlose Erlöschen dieses großartig angelegten Hünenweibes ist. Die Entzauberung der Brunhild im vierten Gesang gehört zu den dichterisch schönsten Partien des Werks; der Ritt durch die Flammen, die Erlösung der geharnischten Riesin ist der Wölsungasage nachgedichtet. Jordan hat die Granitblöcke derselben zurechtgemeißelt zum Piedestal für seine gewaltige Walkyre; auch der Tod der Brunhild, die sich mit Siegfried in den Flammen verbrennen läßt, ist dieser Sage entnommen. Was aber Jordan sonst mit breiter Ausführlichkeit, nirgends den epischen Stil verleugnend, aus andern Quellen altnordischer Sage oder aus eigener Erfindung schöpfend, episodisch in die Fugen der Handlung eingefügt, die in Holmgart spielende Vorgeschichte mit der Heldin Hulda, die Sage von Sinfiötli, die Kämpfe Siegfried's mit Sachsen und Dänen, die Intriguen des Schmieds Mime, die einen sehr großen Raum einnehmen — das verwirrt den Blick durch die hin und her sich rankenden Sagen, die wie mythologisches Schlingkraut die Dichtung überwuchern, und steht außerdem nicht in der stärkern Beleuchtung des dichterischen Talents. Selbst für die freispielende Phantasie ist die Lockung gering, diesen sich meist um ältere Geschichten oder um die äußern Requisite und Kleinodien der Sage schlingenden Arabesken zu folgen. Auf diesen Nebenwegen der Phantasie, wo wir den großen, zum Ziel führenden Pfad der Handlung verlassen, tritt rasch Ermüdung ein. Auch gibt es der Stellen genug, wo die Pflicht des Epikers, ein Culturbild der Zeit zu entrollen, mit unserer Gleichgültigkeit gegen die genau dargestellten alten Kampfweisen, Ringspiele und ähnliches von germanistisch-archäologischem Interesse in mislichen Conflict tritt. Hier bestraft sich die Wahl eines vorzeitlichen Stoffs; denn unsere Theilnahme kommt nur der Schilderung einer von unserm Geiste durchdrungenen oder mindestens geistesverwandten Cultur entgegen, und es ist ein allzu kühnes Verlangen, daß ein Zeitalter der Eisenbahnen sich für die Beschreibung eines Knüppeldamms interessiren soll.

Von den Schönheiten der Dichtung, unter denen sich Schönheiten ersten Ranges befinden, heben wir außer den erwähnten Prachtstellen (Entzauberung und Tod der Brunhild) noch hervor: die Brautbewerbung Siegfried's um Krimhild (zehnter Gesang), ein altgermanisches Cabinetsbild von großem Liebreiz der Behandlun; ferner die Brautwerbung Gunther's, und die Räthselrunen der Brunhild, die Siegfried erräth, alterthümliche Naturallegorien mit mythologischer Verschnörkelung, die sich jeden Vergleich mit den Räthseln der Turandot verbitten (vierzehnter Gesang). Ein grandioses Bild, die Walkyre Brunhilde auf dem Meerfelsen ihrer Insel im Zwiegespräch mit den Elementen (elfter Gesang), ist mit den glänzendsten und tiefsinnigsten Reflexionen durchwirkt, welche die Dichtung enthält; nur fehlt ihnen das alterthümliche Gepräge, sie haben einen stark modernen Beigeschmack, etwas Faustisch-Titanenhaftes, ja man glaubt, daß der Geist Fichte's in die hünische Jungfrau gefahren ist, wenn sie sich mit dem Nichtich in den folgenden alliterirenden Philosophemen auseinandersetzt:

Ach, Wellen und Wolken sind Wahngebilde
Und Luft und Licht nur ein Lügenleben,
Ein Schweben und Schwanken und Kraftverschwenden.
Ihr flieget, ihr flutet, ihr flammt vergebens;
Ein ziellos Zerren und Zürnen seid ihr,
Weil immer eines das andre aufhält,
Und nichts erzeugt ihr im Zeitenzirkel
Als immer und ewig die alte Erde.
Nur Ich bin Ich und eigenes All.
Ich weiß was ich will. Mein Werkzeug werdet,
Ihr Wahngewalten, und Wunder wirk' ich.

Zu den Cabinetsmalereien der Dichtung gehört auch die Scene der Brautnacht (dreizehnter Gesang), in welcher Krimhild an Siegfried's Seite ruhend, den Bändiger der Brunhild belauscht und den rothen Rubinring an seinem Finger erblickt, und die Badescene der beiden Königinnen, in welcher Krimhild das Geheimniß verräth. Das Incarnat dieser Bilder erinnert an Tizian's Pinsel; doch ist bei aller sorgfältigen Ausführung doch eine gewisse Größe und Keuschheit der Pinselführung nicht zu verkennen. Wir führen als Beleg hierfür die folgende Stelle an:

Da das Wasser des Rheins ihre Hüften erreichte,
Entrollte Krimhilde des röthlichen Haares
Ueppigen Knoten, und knietief sanken

Die vierfach gezeilten prächtigen Zöpfe.
Mit dem Zauber bekannt, der die zärtlichsten Küsse
Und das innigste Anschaun der flammenden Augen
Ihr eingetragen vom trauten Gemahle,
Entflocht sie die Flechten mit flinken Fingern
Und stand bis zur Flut hinunter umflossen
Wie von goldenem Mantel. Begehrlich mühten
Die Wellen sich ab in wedelndem Spiele,
Die glänzenden Strähne glatt zu streicheln,
Und zogen sie nieder geneigt wie ein Zeltdach.
Entzückend war es, ihr zuzuschauen,
Wie sie den Vorhang von seidenen Fäden,
Wann er so fortschwamm, zusammenfaßte
Und hinter sich warf mit den weißen Händen,
Daß die blühenden Formen in blendender Fülle
Und unverschattet den Marmor beschämten.
Doch wieder und wieder begannen die Wellen
Das nämliche Spiel, als wären sie neidisch,
Auch nur den Anblick der üppigen Glieder
Mit andern zu theilen, die sie betasten
Und wohlig erwärmt umwallen durften,
Bis nochmals umwoben das reizende Weib stand
Vom goldenen Mantel.

Zu den vorzüglichsten Partien des Gedichts gehören namentlich die letzten Gesänge, Siegfried's Abschied und Tod.

Wilhelm Jordan ist ein sprachgewaltiger Dichter; er bewegt sich nirgends in überkommenen Phrasen; und wenn nach Platen der echte Dichter „der Sprache Zierden ablockt, daß alle Welt erstaunt", so lockt ihr Jordan wenigstens manche neue Bildung ab, prägt manches alterthümliche oder beiseitegeschobene Wort mit dem Prägstock seines Talents zu vollgültiger Bedeutung. Ueberall ist es das Streben nach höchster epischer Anschaulichkeit, was auch bei diesen Wortbildungen und Wortstempelungen vorwiegt, nicht die affectirte Lust des Sprachbändigers, der sich eitel seiner Virtuosität erfreut.

Immer aber müssen wir von unserm Standpunkte unser Bedauern wiederholen, daß alle diese Vorzüge nur die Sagen und Dichtungen einer untergegangenen Cultur phantasievoll erneuern, statt daß der Sänger die Skaldenharfe an die Wand hängt und auf der Lyra der Gegenwart volle epische Accorde greift.

Rudolf Gottschall.

Eine Biographie des Geschichtsforschers Johann Friedrich Böhmer.

Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Johannes Janssen. Drei Bände. Mit Porträt und Facsimile. Freiburg im Br., Herder. 1868. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich Böhmer's Name ist keinem Geschichtsforscher unbekannt; wo immer deutsche Herzen schlagen, im Süden und Norden seines großen Vaterlandes, da wird derselbe mit Hochachtung und Bewunderung, wenn nicht mit Liebe und Verehrung genannt. Doch nicht nur auf den Kreis seiner Fachgenossen in Deutschland beschränkt sich seine wohlbegründete Berühmtheit, in allen Staaten Europas, wo die historischen Wissenschaften gepflegt werden, wissen die Eingeweihten, wie viel ihm die Förderung ihrer Studien zu danken hat. Mit freudigem „Willkommen!" wird daher das von einem vertrauten Freunde desselben, Professor Janssen, mit umfassendster Sachkenntniß und ergreifender Wärme entworfene und ausgeführte Lebensbild begrüßt werden. Den kühnen Steiger, der aus so tiefen Schachten so reichlich die kostbaren Erze geschichtlicher Daten zu Tage geholt, und mit so unermüdlichem Fleiße und so geschickter Hand damit jene Gebäude aufgeführt hat, welche nur noch der Ausschmückung, kaum der Erweiterung, jedenfalls nicht der Umänderung in den Hauptzügen ihrer Grundrisse bedürfen, den genialen Baumeister auch als Menschen kennen zu lernen, diesem Verlangen vieler entspricht vollkommen die vorliegende Biographie nebst der dieselbe begleitenden und dieselbe rechtfertigenden Briefsammlung. Die deutsche Literatur enthält schon eine größere Zahl bedeutenderer Briefsammlungen, unter denen einige ausgezeichnet sind durch einen großen Vorrath feiner ästhetischer Bemerkungen, andere durch Ueberfluß an historischen Notizen, manche auch dadurch, daß sie, neben dem aus edeln Erzen geschmolzenen Metalle belebender und schwunghafter Ideen, einen Haufen unreinster Schlacken, heilloser Klatschereien und Verleumdungen enthalten; die vorliegende Briefsammlung steht durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit, sowie durch die Tiefe und Schönheit ihres Gehaltes so hoch, daß sie die meisten der schon bekannten weit überragt. Durch den mit dem ganzen Lebensgange des Geschilderten bis ins Einzelnste innig vertrauten Biographen werden wir zu Zeugen der immer weitern und höhern Entwickelung einer in ihren Anlagen schon höchst ausgezeichneten Natur, und fühlen uns mit ihr emporgehoben. Wir wollen nun, an der Hand des Biographen, den Geschilderten durch sein Leben begleiten und die Hauptereignisse und Haltpunkte darin näher bezeichnen.

Durch seine Geburt, als in einem Freistaate geboren, durch seine politischen Grundsätze, durch seine Erziehung und vor allem durch seine Gesinnung gehörte Böhmer, so zu sagen, zu den Bürgern des Freistaats, welcher zumal in den letztvergangenen zwei Jahrzehnten, unter allen europäischen Staaten das belehrendste Beispiel gesetzmäßiger politischer Fortentwickelung gegeben hat; die Schweiz kann mit einem gewissen Rechte daher behaupten: „Er war unser."

Johann Friedrich Böhmer wurde am 22. April 1795 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sich im Jahre 1792 sein Vater, ein rheingräflicher Hofrath, niedergelassen hatte und im Herbste jenes Jahres, nach dem Tode seiner ersten Frau (um 1779), in seine zweite Ehe, mit der Tochter des Reichskammergerichts-Procurators K. F. von Hofmann getreten war. Von seiner ersten Gattin, welche kinderlos gestorben, war ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen worden, das er durch unermüdlichen Fleiß noch vergrößert hatte. Als jedoch die Güter, selbst die Chatoullegüter der verwitweten Herzogin von Zweibrücken von den Franzosen sequestrirt wurden, stellte der edle Mann ihr sein ganzes Vermögen zur Verfügung. Später, nach Zurückstellung der Chatoullegüter durch Napoleon, erhielt er mehrere derselben, die jedoch zu einem höhern Preise ihm überlassen

wurden, als der Betrag seines der Herzogin zur Verfügung gestellten Vermögens ausmachte, sodaß er, um deren Besitz anzutreten, genöthigt war Geld aufzunehmen. Es gelang ihm, diese Schuld allmählich abzutragen durch die größte Einfachheit in seinem häuslichen Leben, durch strenge Ordnung und Sparsamkeit, ohne jedoch seiner Wohlthätigkeit gegen Arme sowol in seiner damaligen als in seiner frühern Heimat Schranken zu setzen. Solch ein Vorbild hatte Böhmer an seinem Vater! Die häuslichen Arbeiten wurden unter thätiger Mitwirkung der Mutter verrichtet, und zu manchen derselben wurde auch Johann Friedrich von Kindheit auf herbeigezogen. Abgeschlossen von der Außenwelt, brachte der „kräftige und unruhige Knabe", wie sein Vater den kaum Geborenen bezeichnet hatte, mit seinen zwei jüngern Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, die Jahre seiner Kindheit und Jugend im älterlichen Hause „als in einer verriegelten Burg" zu. Der Kirchgang mit der Mutter und der Gang nach dem Institute mit dem Hausdiener, letzterer von seinem neunten Jahre an, waren damals seine einzigen Berührungen mit der Außenwelt. Als daher, im Frühjahr 1806, der Vater ihn zum ersten mal an die Ufer des Mains führte, wo ihm der Ausblick in die ferne Blütenpracht zutheil wurde, ergriff ihn eine so tiefe Sehnsucht nach der Natur, daß er, nach Hause zurückgekehrt, in Thränen ausbrach und zum Andenken an diesen Spaziergang in dem kleinen Hausgärtchen ein wildes Kastanienbäumchen pflanzte, auf dem, als es zum Baume gediehen, oft des Greises Blick mit stiller Wehmuth ruhte. In diesem Jugendereigniß ist die erste mächtigere Veranlassung zum Erwachen seines nicht unbedeutenden Dichtungstalents nicht zu verkennen. Wäre nicht durch den Totalcharakter seines Lebens im Aelternhause, dessen Losungswort „Ernst und Arbeit" war, sein Gemüth gekräftigt worden, so hätte die durch den Mangel an Verkehr mit der Außenwelt ihm anerzogene „Blödigkeit und Unentschlossenheit" verderbliche Folgen für ihn haben müssen. Von 1809—12 besuchte er das unter dem Director Mathiä stehende Gymnasium, wo er sich den nach der Abstimmung der Lehrer und Schüler ihm zuerkannten ersten Preis bei seinem Austritte erwarb. Auf dem Gymnasium war ihm auch Schlosser's, des Historikers, und Grotefend's Unterricht zutheil geworden; aber durch seinen Großvater von mütterlicher Seite, von Hofmann, ward ihm die erste Anregung zur Geschichtsforschung, wie einst unserm Johannes von Müller. Das nachher auf dem Lyceum zugebrachte Jahr bezeichnete er in der Folge als ein „verlorenes". Die trockene Methode, nach welcher ihm der Religionsunterricht ertheilt wurde, wozu noch die vom Vater eingehaltene Strenge im Kirchenbesuch kam, würde seine Pietät gefährdet haben, hätte nicht das Lesen von Claudius' Schriften und der Anklang, den Worte der Heiligen Schrift in seinem Innern fanden, ein Gegengewicht gegen diese Nüchternheit gebildet. Doch bezog der achtzehnjährige Jüngling, im Herbst 1813, die Universität Heidelberg, ohne über die christliche Kirche und seine Stellung zu derselben einen bestimmten Begriff dorthin mitzubringen. Indessen hatte doch der Gegensatz, den das Thun und Treiben der Menschen zu den ihm bekannt gewordenen Hauptlehren des Christenthums bildete, ihn frappirt, und Ausfälle seines Lehrers der „Moral" gegen christliche Dogmen ihn geärgert, sodaß er „eine Sehnsucht nach einer frommen Weisheit, die beseligen könnte", in sich fühlte, und der unparteiische Rechtssinn seines Vaters hatte ihm genügende Weitherzigkeit durch Wort und Beispiel eingeflößt, um die Wahrheit nicht nur auf dem Gebiete seiner Confessionsgenossen (der Protestanten) zu suchen.

Ende October 1813, am Tage, an dem sich Böhmer zur Abreise nach Heidelberg rüstete, war die Nachricht von Napoleon's Niederlage bei Leipzig nach Frankfurt gelangt, und von seinem Vater mit den Worten begrüßt worden: „Freuen wir uns! Wir haben Hoffnung auf bessere Zeiten!" Und am Morgen vor Böhmer's Abfahrt kam ein Brief des Großvaters, welcher unter anderm sagte: „Möge der liebe Fritz wol bedenken, daß es noch nicht damit geschehen ist, wenn die Feinde alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben werden, denn es handelt sich sodann um eine neue Gestaltung des Vaterlandes, wobei jedermann auf seinem Posten sein muß." Mit Recht betrachtete der junge Student diese Worte wie ein Vermächtniß für seine Zukunft. Daß Böhmer die Rechtsgelehrsamkeit wählte, lag mehr in den Umständen als in seiner Vorliebe. Walch, der über die Institutionen las, war ihm zu pedantisch, Thibaut, über römische Rechtsgeschichte, zu gelehrt, Erb dagegen, über die Pandekten, entsprach seinen Wünschen; doch schenkte er allen drei Vorlesungen den gleichen gewissenhaften Fleiß. Creuzer's öffentliche Belobung Böhmer's „als eines seiner besten Schüler" zeugt für des letztern Fortschritte auch auf dem Gebiete der Sprachkunde und Archäologie. Dagegen gewann er Daub's Religionsphilosophie keinen Geschmack ab. „Ich konnte mir nicht einreden", sagt er, „daß man die Lehren des Christenthums durch philosophische Speculationen verflüchtigen und sich einige davon zum Hausgebrauch zustutzen dürfe." Als Lektüre bot ihm Jean Paul Erfrischung, sowie das Sammeln deutscher, englischer und spanischer Volkslieder, auch fertigte er zu seiner Erholung Uebersetzungen aus dem Englischen, zumal aus Shakspeare. Selbst an der Schwelle des Greisenalters angelangt, führte er einen jüngern Freund bei einem Besuche Heidelbergs im Jahre 1857 an alle die Stellen, an die sich die wonnereichsten Erinnerungen seines dortigen Universitätslebens anknüpften. „Dort war es auch", schreibt er, „wo zum erstenmal im Leben ich tiefe, tiefe Liebe empfand; aber die Musik des Herzens war voll unbefriedigter Accorde. Ich weinte damals. So sollte ich denn niemals glücklich sein! Später erst fand ich die tröstenden Worte von Voß:

> Süßer ist es, ungeliebt zu lieben,
> Als geliebt kein Liebender zu sein —

und verstand sie." In die Schar der Freiwilligen zu treten, um gegen Napoleon ins Feld zu rücken, erlaubte ihm sein Vater nicht, und zwar weniger aus Rücksicht auf seinen zu Feldzugsstrapazen wenig geeigneten Körperbau, als „weil er den Zweck noch nicht für den hohen hielt, zu dem keinem biedern Deutschen ein Opfer zu groß wäre", nämlich „ein einiges großes deutsches Reich herzustellen". Böhmer beugte sich stets unter des Vaters Willen; er schrieb einem Freunde daher: „Es muß noch andere Kämpfe geben, wenn die Freiheit errungen werden soll!

Für diese wollen wir uns aufsparen, und dann zeigen, daß nicht Feigheit uns anfänglich zurückhielt." Die Herbstferien 1814 brachte er in Frankfurt zu, wo ihn die sorgenschweren Blicke des greisen Vaters in Deutschlands Zukunft sehr düster stimmten. „Die deutsche Nation, vom französischen Joche befreit", meinte jener, „wird von den deutschen Fürsten, auf Rußland gestützt, niedergehalten werden", und das drohende Moskowiterthum schien ihm noch gefährlicher, als der französische Cäsarismus es gewesen.

In Göttingen wurde Böhmer der arbeitsamste Student, aber weder Heise noch Hugo befriedigten ihn, und „da er einsam und ohne Freunde war", so gewährte ihm sein erstes dortiges Universitätsjahr wenig Genüge. Im zweiten dagegen fand er in Sartorius' Vorträgen über Staatswissenschaft und Nationalökonomie und auch vorzüglich in dessen Persönlichkeit volle Befriedigung. Dieser legte nämlich seinen Zuhörern ans Herz, durch Selbstthätigkeit nach Befestigung ihrer Kenntnisse und nach Sicherheit im eigenen Urtheile zu ringen, und nicht den Besitz des geistigen Eigenthums, sondern dessen Verwerthung als das Ziel des männlichen Strebens zu betrachten. Goethe, ihm durch Sartorius als „ein vorzügliches Bildungsmittel" empfohlen, und Johannes von Müller, wegen seiner „Gemüthswärme, idealen Richtung und edeln Bescheidenheit", waren damals seine Lieblingsautoren, und der letztere blieb es ihm bis zu seinem Tode, sodaß er nie anstand, denselben als den „größten deutschen Historiker" zu bezeichnen, und nicht müde wurde, dessen „Briefe" als anregendste Lektüre jüngern Freunden zu empfehlen. Böhmer excerpirte damals manche Briefsammlungen, Biographien und Memoiren und legte „sorgfältige Personen- und Sachregister" davon an. Am 4. October 1817 wurde er zum Doctor beider Rechte promovirt. Reich an Kenntnissen, gereift an Charakter, den Geist gehoben durch Ideale eilte er, auf den Ruf der Mutter, heim ans Krankenbett des sterbenden Vaters, dessen letzte Worte an ihn waren: „Werde ein Mann!" Die Zustände Deutschlands hatten den alten Kanzleidirector mit Besorgnissen erfüllt; „die Kleinfürsterei muß uns zu Grunde richten!" hatte er an den Sohn nach Göttingen geschrieben, „man hat gegen Napoleon gefochten, allein seine Grundsätze beibehalten; diese werden mit solcher Härte angewendet, daß die von Napoleon Unterdrückten auch nicht einmal das Gute genießen, was er ihnen zusicherte und erwiesen hat." Nahe ging ihm besonders, daß seine Vaterstadt, welche „vorzugsweise durch die Bemühungen des Kaisers Franz von Oesterreich ihre alte Freiheit wieder erlangt hatte", nicht die Kraft in sich fand, zu ihrer alten Verfassung, „die mit der Existenz und Größe der Stadt wie verwachsen schien", ohne weiteres zurückzukehren.

In Göttingen waren die Anklänge an die religiösen Saiten in Böhmer allmählich verstummt und hatten in seinem Gemüth eine Leere zurückgelassen, die er damals, beim Tode seines Vaters, um so schmerzlicher empfand, als dieser ihm vorausgesagt hatte, „daß seine unchristlichen Grundsätze in Zeiten der Noth keine Probe halten würden". Vergebens suchte er nun überall herum nach innerer Befriedigung, bei Spinoza, Goethe, Herder, Pestalozzi, Tauler; selbst in der Bibel fand er sie nicht, weil er dieselbe auf das gleiche Niveau mit jenen stellte. Mitten in diese Dunkelheit seiner fruchtlosen Bemühungen leuchtete ein Brief hinein, den er von seinem Freunde Struckmann erhielt mit dem Vorschlag: „Tendimus in Latium!" und auf den September 1818 wurde die Reise nach Italien festgesetzt. Am 16. November kamen die Freunde zu Rom an, wo Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler u. a. m. ein „geistiges Deutschland" bildeten, wie es im Vaterlande selbst an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Um die Mitte August 1819 war er wieder in seiner Heimat, körperlich sehr angegriffen, „abgemagert und abgezehrt", aber geistig gehoben und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Deutschlands politische Wiedergeburt nur von christlichen Ideen zu erwarten sei. Unter fortschreitendem Mismuth über die trostlosen Zustände Deutschlands näherte er sich doch seiner Lebensbestimmung durch seine Anstellung und Mitwirkung bei der Stadtbibliothek (1822), bei dem Städel'schen Kunstinstitut (auch 1822), bei der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1823) und bei dem Stadtarchiv (1825). Miskennung von seiten der in den zwanziger Jahren in Frankfurt „tonangebenden Regierungsmänner" hinderte ihn, die Laufbahn der Regierungsgeschäfte zu betreten. Innerlich vereinsamt, suchte und fand er in der Freundschaft das einzige Asyl seines Gemüthslebens. „Unentbehrlich", schreibt er, „sind mir Freunde, mit denen ich nach jenen idealen Zielen ringe, welche Johannes von Müller in seinen Jugendbriefen sich und seinem Bonstetten vorgezeichnet hat." Wir geben hier die darauf bezügliche Stelle der Biographie Janssen's wörtlich:

> Wer das Glück gehabt, Böhmer im Leben näher zu stehen, bedarf keiner fremden Zeugnisse für die Treue seiner Freundschaft, allen andern liegt zum Erweis derselben seine Briefsammlung vor. Diese Briefe zeugen nicht blos für die Tiefe, Klarheit, Vielseitigkeit und selbstbewußte Bestimmtheit seines Geistes, für sein unbestechliches Rechtsgefühl, seinen sittlichen Ernst, seine Willenskraft und rastlose Arbeitsamkeit, sondern sie erschließen uns vor allem, trotz mancher Schärfen und Schroffheiten im Urtheil, den Reichthum eines edeln Gemüths und sind in Wahrheit für ihn ein würdiges Denkmal, welches er der Liebe gegen seine Freunde, der lebendigsten Theilnahme an ihren Leiden und Freuden, der Belehrung und Warnung, der Tröstung und Aufmunterung, aufopfernder Hülfeleistung, hülfreicher Güte gegen strebsame junge Männer, und zugleich seiner eigenen so großen Bescheidenheit und Dankbarkeit gesetzt hat, wie sie nur großangelegten, reinen Naturen eigen sind.

Diese vortreffliche Charakteristik seines Biographen würdigt durchaus nach der Wahrheit den reichen Gehalt und die hohe Bedeutung der vorliegenden Briefe und ihres Verfassers. Pertz hat daher vollkommen recht, wenn er im Jahre 1831 an Böhmer schreibt: „Es wird mich nie überraschen, etwas von Ihnen zu vernehmen, was der Ausdruck eines reinen und edeln Herzens ist!"

Ins Einzelne der Bestrebungen desselben, zur Förderung der Kenntniß altdeutscher Kunst und zur Verbreitung richtigerer Beurtheilung der neudeutschen Kunst beizutragen, näher einzugehen, dazu fehlt uns hier der Raum, wir verweisen daher auf die ebenso lichtvolle als gründliche Auseinandersetzung seines Biographen (S. 76—89), deren einleitende Worte lauten:

> Böhmer sah die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen als das wichtigste Ergebniß seiner italienischen Reise

an, und wollte die deutsche Vorzeit auf dem Gebiete der Kunst, der Sprache und Literatur und der Geschichte, also nach den drei Verzweigungen, worin sich damals die vaterländische Forschung unter der Führerschaft der Gebrüder Boisserée, der Gebrüder Grimm und des Freiherrn vom Stein entwickelte, kennen lernen, und zwar zunächst mit einem genauern Studium der Kunst beginnen.

Dem Lebensberufe jedoch, wozu er von Natur am höchsten begabt und durch seine Erziehung befähigt war, weit näher standen schon seine im Jahre 1820 begonnenen Studien der altdeutschen Literatur, und daß er sich auch darin bald einen reichen Vorrath von gründlichen Kenntnissen erworben, dafür zeugen die zahlreichen Dankschreiben an ihn, welche von den Meistern auf diesem Gebiete für vielfache Unterstützung, welche denselben von ihm zutheil geworden, vorliegen, so von Jakob Grimm, von der Hagen, Uhland, Haupt u. a. m. Wir müssen uns hier auf die Andeutung beschränken, daß er „im Verlauf der Jahre immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthum wurzele, und darum auf christliche Grundlagen zurückzuführen sei, und daß hierzu, wie alle Wissenschaften, so auch die Künste mitwirken müßten, und daß die christliche Kunst insbesondere dazu berufen sei, das jetzige in sich verfallene Geschlecht zu erfassen und zu edlerer Einigung und Befriedigung zu führen". Seine Worte bezeichnen sein eigenes Wesen am besten, wenn er sagt: „Ich bin aus innern Beweggründen für die höhern Wahrheiten thätig gewesen; denn als Historiker wollte ich durchs Wahre zum Guten, und schon als Kunstjünger wirkte ich für den Satz: «Das Schöne soll das Heilige bedeuten», alles im Dienste meines Volks, meines Vaterlandes!"

Der innigern Verbindung Böhmer's mit Clemens Brentano widmet der Biograph mit Recht eine eingehendere Darstellung, die, wer immer Sinn für tiefere Lebensauffassung hat, mit hohem Genusse lesen wird. Sowie Böhmer in Johannes von Müller in vieler Hinsicht ein Ideal gefunden zu haben bekannte, dem nachzustreben er sich zur Ehre anrechnete, so „ging ihm plötzlich", im Beginn seiner ernstern historischen Studien, „beim Lesen der «Briefe J. Georg Müller's an einen schweizerischen Jüngling über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte» (Zürich 1798, zweite Ausgabe 1817) der Gedanke auf, in ähnlichen Briefen einen rheinischen Franken anzusprechen; sie sollten heißen: «Briefe an einen rheinländischen Jüngling über Wissenschaft, Kunst und Vaterland.»" Unterm 8. August 1822 schrieb er an seinen Freund J. D. Passavant in Rom: „Diese Idee ist noch immer der leuchtende Stern, der mir vor Augen steht" (Briefe, I, 105 fg.). Die Disposition der unausgeführten Arbeit hat sich erhalten, und zeugt ebenso wol für den hohen Standpunkt, als für den Ideenreichthum des jungen Verfassers (Biographie, S. 112, Anmerk.). Die verdiente Anerkennung, welche jener Arbeit des jüngern Bruders unsers Johannes von Müller hier durch Böhmer zutheil geworden, ist geeignet, die Aufmerksamkeit unserer angehenden jüngern Staatsmänner wieder darauf hinzulenken. Hier sei es uns auch vergönnt, auf die vertrautern Beziehungen hinzuweisen, in welchen Böhmer später mit mehrern der namhaftesten schweizerischen Historiker stand, wie mit Meyer von Knonau in Zürich, Zellweger in Appenzell, Wurstemberger in Bern, Friedrich Hurter in Schaffhausen (später in Wien), vor allen aber mit J. E. Kopp zu Luzern.

Am 20. Januar 1819 hatte Freiherr vom Stein die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" ins Leben gerufen, und ihr das große Nationalunternehmen der „Sammlung und Herausgabe der ältern deutschen Geschichtschreiber" als Aufgabe gestellt. Böhmer, der sich bereit erklärt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen, wurde im März 1823 dem Gründer vorgestellt und von diesem in die Centraldirection berufen. Böhmer's erste literarische Veröffentlichung war das Register zum vierten Bande des von Fichard herausgegebenen „Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde". Im Juni 1824 hatte Böhmer Gelegenheit, zu Strasburg, wo er für die Zwecke der historischen Gesellschaft vom 11.—24. Juni arbeitete, Joseph Görres, welcher damals dort in der Verbannung lebte, persönlich näher zu treten. Görres, bei dem schon nicht blos der Jugendtraum einer „europäischen Völkerrepublik" längst verflogen war, sondern dem auch die Hoffnungen seines Mannesalters, „die Wiederherstellung von Kaiser und Reich", als eine bloße schöne Illusion sich herausgestellt hatten, hielt das politische Spiel für verloren und erhoffte Gewinn für die Nation lediglich noch von einer „innern Einkehr", von einer religiösen Vertiefung und Einigung des Volks, von einer Wiederherstellung der einen ungetheilten Kirche, ohne die eine politische Einigung unmöglich sei. Von da an bis zu dem Tage, an welchem, im Januar 1848, Böhmer am Todesbette des greisen Görres weinend stand, war er dessen Hausfreund geblieben. „Ich weiß niemand", schrieb er einst, „der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältig im edelsten Sinn des Worts wäre als er; da ist Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit". Und wem zutheil ward, mit Görres in persönliche Berührung zu kommen, wird diesem Urtheil ungetheilten Beifall schenken.

Böhmer erkannte in den Urkunden — wir lassen ihn hier seiner Erkenntniß derselben Worte geben, weil sie so entscheidend für seinen ganzen künftigen Lebensberuf war — die echtesten, wichtigsten und reichhaltigsten Geschichtsquellen, weil sie fast ausschließlich von solchen abgefaßt worden, welche die Wahrheit wußten und sagen wollten, weil sie als stets gleichzeitige Nachrichten die Sachen zeigen, wie man zur Zeit ihrer Abfassung sie sah und kannte, nicht wie man sie später sich vorstellte, weil sie durch ihre genauen Orts- und Zeitangaben für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und die räumliche Bewegung der handelnden Personen einen unfehlbaren Leitfaden gewähren, alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens getreu abspiegeln und uns auch an jenen Orten und zu jenen Zeiten nicht verlassen, wo kein Geschichtschreiber geschrieben, keine Sage aus der Vorzeit sich erhalten hat.

Am 22. Februar 1829 begann er die Anfertigung seiner ersten „Kaiserregesten", und im Juli 1831 erschienen dieselben unter dem Titel: „Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII. (911—1313) in kurzen Auszügen u. s. w." (Frankfurt a. M. 1831). Während deren Ausarbeitung (Anfang 1830) schrieb er: „Nicht als Geselle der Zunft bin ich zur Geschichte gekommen, und so scheint es mir noch gewaltig an den ersten Grundlagen zu fehlen. Nun führe ich meine geraden festen Straßen durch die Jahrhunderte." Und:

„Es bedarf grundlegender Arbeiten, zwar mühsam für den, der sie macht, aber alle Mühe versüßend durch den Lohn unbefangener Forschung, durch das Bewußtsein, daß man durch solche Arbeiten den Weg zur Wahrheit weise. Meine „Kaiserregesten" sollen einen treugemeinten Versuch eines grundlegenden Werks darbieten. «Sanctus amor patriae dat animum», wie der Wahlspruch meines edeln Gönners Freiherrn vom Stein lautet." Böhmer konnte jedoch sein Werk seinem „väterlichen Freunde" nicht mehr überreichen; dieser war am 29. Juni 1829 gestorben. Die Aufnahme seiner „Regesten" war allgemein eine günstige; am meisten erfreute ihn Jakob Grimm's Urtheil:

Alle Urkunden der deutschen Könige und Kaiser aus den vier Jahrhunderten, in welchen sich die Kraft unsers Volks am größten zeigte, hat der Verfasser in ein höchst lehrreiches und fortan jedem Bearbeiter deutscher Geschichte unentbehrliches Verzeichniß zusammengestellt. Die Zeit einer solchen durch das Herz von Europa waltenden Kraftentwickelung kann keine rohe heißen, denn nur das Thatenlose ist roh und barbarisch, nicht aber Deutschland in der ersten Hälfte des Mittelalters mit einer Verfassung, welche, wie sich Böhmer treffend ausdrückt, aus der Freiheit entstanden und auf das Recht gegründet war, und unter Regenten, von denen ich nicht weiß, ob je ein anderes Volk innerhalb 400 Jahren eine Reihe von mannichfaltigerer Größe besessen.... Noch niemals sind die Diplome der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Könige mit einer solchen Umsicht und Genauigkeit zusammengestellt worden.

Ermuthigt durch diese Aufnahme, nahm er sofort die Bearbeitung der „Regesten der Karolinger" in Angriff, und am 28. Januar 1832 hatte er bereits über 800 karolingische Urkunden extrahirt, und schon im Juni 1833 erschienen dieselben unter dem Titel: „Die Urkunden sämmtlicher Karolinger in kurzen Auszügen" (Frankfurt 1833). Diese Regesten jedoch hatte er schon etwas erweitert, nicht nur durch Vereinigung der bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen, sondern auch durch Aufnahme der eigentlich politischen Actenstücke, der Wahl- und Krönungsacten, der Friedensschlüsse, der Theilungen des Reichs u. s. w.

Im Spätsommer 1831 hatte er eine Reise nach Frankreich unternommen, um das Schicksal der Archive in den dortigen ehemals zum Deutschen Reich gehörigen Provinzen kennen zu lernen, und sich zu Metz, Rheims, Paris, Dijon, Besançon aufgehalten. Zur Benutzung der bairischen Archive trat er im August 1833 eine Reise an.

Während er seine Regesten anfertigte, arbeitete er noch unausgesetzt an der Herstellung eines „Urkundenbuchs der Reichsstadt Frankfurt", und dies mit solchem Fleiß, daß 1836 der erste Theil desselben, auf 98 Bogen in Quart fertig vorlag; er widmete es „dem Andenken der Reichsstadt Frankfurt, ihrer Magistrate, die mit Gerechtigkeit, mit Weisheit, mit Würde dem gemeinen Wesen vorgestanden; ihrer edeln Geschlechter, ihrer achtbaren Bürger, die bis zuletzt treu an Kaiser und Reich gehalten u. s. w." Wieder war es Jakob Grimm, der, einer der ersten, den hohen Werth dieser Arbeit freudigst anerkannte: „An dem Buch ist alles höchlich zu rühmen, Plan wie Ausführung, Inhalt und Gestalt." Auch Pertz fand dasselbe vortrefflich. Im Spätsommer 1836 war Böhmer im Reichsarchiv zu München mit den Vorarbeiten zu den „Regesten Ludwig's des Baiern" thätig. Bei seiner Heimkunft, um Mitte Octobers, fand er eine vertrauliche Anfrage, ob er nicht zur Annahme einer Geschichtsprofessur an der Universität Tübingen geneigt wäre? Er verneinte es. „Ich erkenne in meinen Regestenarbeiten meinen eigentlichen Beruf" schrieb er am 29. October 1836 an Rath Schlosser. Und dabei blieb er auch bis an sein Lebensende, und immer vollkommenere Arbeiten, in rascher Aufeinanderfolge, auf dem Gebiete liefernd, das er zuerst in vollendeterer Gestalt betreten, und auf dem er eine auch von seinen Nachfolgern anerkannte Meisterschaft errungen hat und noch behauptet.

Im Frühjahr 1837 trat er eine wissenschaftliche Reise nach Italien, durch die Schweiz an. Wir müssen uns hier darauf beschränken, die Resultate derselben kurz zu bezeichnen, vor allem aber, daß er den Hauptzweck erreichte, die Urkunden der sächsischen und salischen Könige in den Archiven Ober- und Mittelitaliens, durch des Fürsten von Metternich Empfehlungsschreiben, benutzen zu können, und daß er das Glück hatte, einen Theil des alten Reichsarchivs, welches beim Tode Heinrich's VII. in Pisa zurückgeblieben, in dem Archiv einer italienischen Familie wiederaufzufinden.

Im Juli 1839 erschienen seine „Urkunden Ludwig's des Baiern, König Friedrich's des Schönen und König Johann's von Böhmen, nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päpste u. s. w. von 1314—47" (Frankfurt 1839). Auf einer Herbstreise 1839 faßte er den Plan zur Herausgabe einer eigenen Sammlung von Geschichtsquellen Deutschlands: „Fontes rerum germanicarum". Mit dem Beginn der „Kaiserregesten" im Jahre 1829 hatte er seine geistige Wanderzeit zur Auffindung des rechten Berufs abgeschlossen. Er wollte sich nicht blos „als Baustein vermauern lassen", sondern sprach immer rückhaltloser seine Ueberzeugungen in Bezug auf Kirche und Staat aus.

Im Frühjahr 1840 trat er seine dritte Reise nach Italien an, und gelangte über München, Verona, Mantua, Modena, Pistoja, Pisa und Florenz am 22. März nach Rom. Das durch die 20000 Fremden, welche dort den Winter zubringen, nun abgeriebene, geglättete, verflachte und gefirnißte Rom jedoch war nicht mehr das seines Jünglingsalters, welches er 21 Jahre früher besucht und liebgewonnen hatte, sodaß sein Mismuth darüber, noch gesteigert freilich durch die Schwierigkeiten, welche ihm, „der es doch so ehrlich mit der Wissenschaft und wahrlich auch mit der Kirche meinte", in Benutzung der wissenschaftlichen Schätze gemacht wurden, ihn bewog, die Stadt schon nach einem Aufenthalt von blos 18 Tagen wieder zu verlassen. Mit frischem Eifer widmete er sich nach seiner Rückkehr der Herausgabe der „Fontes". In der Vorrede zum ersten Bande sagt er:

Während die Zeugen der Größe unserer eigenen Nation nur ein- oder zweimal gedruckt und nur ganz wenigen bekannt sind, haben wir die Historiker der Griechen und Römer in allen Formaten unzählbar oft herausgegeben, commentirt und übersetzt, die uns doch viel weniger angehen.... Es war in den Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweiten mal schlaftrunken aufwacht und — spät genug! — sich selbst wiederfinden will, so werden ihr auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen sein. „Denn hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro ex carne nostra." Hier sind lebendige und wahrhafte Zeugen der Geschichte unsers Vaterlandes.

Mit den Regesten Rudolf's von Habsburg war er schon im Frühjahre 1843 fertig geworden, und arbeitete im Spätherbst jenes Jahres schon an der neuen Ausgabe der Regesten von 1246—1313. „Sein Freundschaftsverhältniß mit Kopp in Luzern war immer inniger und herzlicher geworden", sagt sein Biograph.

Durch eisernen Fleiß brachte er im September 1844 seine erneuerten Kaiserregesten von 1246—1313, Auszüge aus nicht weniger als 3786 Urkunden, zum Abschluß. Wie durch äußern Umfang, so erschien das Werk auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffs als ein durchaus neues. Die erschöpfenden Urkundenauszüge ergänzte er durch die in den gleichzeitigen Geschichtschreibern vorkommenden Thatsachen. Wilhelm Giesebrecht urtheilt darüber so: „Diese Arbeiten Böhmer's sind für das Studium des deutschen Mittelalters, man kann wol sagen in gleicher Weise epochemachend gewesen, wie die Herausgabe der «Monumenta Germaniae» selbst."

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Militärische Schriften.

1. Zwei Kriege, 1809 und 1866. Von E. Heusinger. Braunschweig, Graff und Müller. 1868. 8. 25 Ngr.

Ein Veteran, der schon seit einer langen Reihe von Jahren als Militärschriftsteller bekannt ist, tritt hier mit einem neuen Werke hervor, welches zwischen den beiden im Titel genannten Kriegen eine Parallele ziehen soll. „Nicht leicht", sagt er in der Einleitung, „möchte die neuere Geschichte über zwei andere Kriege zu berichten haben, die in ihrem Entstehen, in ihren raschen Erfolgen und in ihren Endresultaten größere Aehnlichkeit miteinander trügen." Diese Parallele festhaltend, hat der Autor die kriegerischen Ereignisse, ohne sie strategisch zu verfolgen, nur „als eine erläuternde Staffage" zur Charakteristik der beiden Kriege behandelt. Doch ist Napoleon's Winterfeldzug in Spanien, das Vorspiel zum österreichisch-französischen Kriege, etwas ausführlicher vorgetragen, namentlich die persönlichen Beziehungen des Kaisers mit Vorliebe ausgemalt. Wir haben die vier ersten Abschnitte des Werks, welche diesen Feldzug enthalten, mit vielem Interesse gelesen; nach englischen und französischen Quellen zusammengestellt, geben sie eine gute Uebersicht und sind frisch geschrieben, oft mit lebendiger Schilderung, so besonders die Vorgänge vor Madrid. In der Somosierra finden wir hier noch die polnischen Reiter als Lanciers erwähnt, was einer der Mitkämpfer, Niegolewski (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1855), widerlegt hat. Den Rückzug der Engländer nach Coruña mit seinen Schrecken vergleicht der Verfasser dem der Franzosen über die Beresina. Vor Coruña nach dem Siege, der mit dem Tode des Oberbefehlshabers erkauft war, wurden 3000 Pferde, die nicht mit eingeschifft werden konnten, auf Befehl von ihren Reitern erschossen, „fast das jammervollste Ereigniß auf der ganzen Retirade!" Für die Politik Napoleon's gegen Spanien nimmt der Verfasser entschieden Partei: Spanien, sich selbst überlassen, würde in Englands Hände gefallen sein, „im Streben der Selbsterhaltung versuchte er, Spanien einen ebenso menschenfreundlichen als erleuchteten Prinzen zum König und eine liberale Verfassung zu geben". Ob aber England, weil es Napoleon dort bekämpft, für alles verantwortlich zu machen ist, was in den 50 Jahren nach dem Halbinselkriege in Spanien vorgefallen ist, möchte doch zu bezweifeln sein.

Der Krieg gegen Oesterreich wird dann in der fortlaufenden Reihe der Abschnitte besprochen. „Krieg war für den Kaiser eine traurige Nothwendigkeit. Indem er von der Revolution den französischen Thron annahm, machte er sich ganz Europa zum Feinde. Es blieb ihm nur die Wahl schimpflicher Unterwerfung unter die absoluten Throne, oder unnachlassender Kampf für das nationale Recht der europäischen Völker, wie er seine Politik, ebenso wie Napoleon III. die seinige, nannte." So nannte er sie allerdings; war sie es aber? Die Schuld an dem Kriege von 1809 mißt der Verfasser unbedingt der habsburgischen Politik zu, welche sich nur den Anschein für Deutschlands Befreiung zu kämpfen gegeben habe. Ueber die Kriegführung der österreichischen Feldherren urtheilt er streng, wenn er auch, wie sich von selbst versteht, dem Erzherzog Karl und in späterer Zeit dem Heldengreise Radetzky volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von den Feldherren im zweiten italienischen Kriege (1859) sagt er: „Was man von ihnen gesehen hat, war ganz dazu angethan, an die Irrfahrten von Nachtwandlern zu erinnern, welche die sie bedrohende Gefahr nicht eher erkennen, als bis sie mit kräftiger Hand aus ihrem Somnambulismus zur Wirklichkeit des Lebens erweckt werden."

Die letzten Abschnitte, den Krieg von 1866 und die eigentliche Parallele mit 1809 enthaltend, sind kürzer gefaßt. Daß unter den preußischen Feldherren S. 92 Ramming genannt ist, kann nur ein Druckfehler sein. Den Schluß bilden politische Betrachtungen, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Wir heben daraus nur ein paar Stellen hervor:

> Eine Thatsache aber steht fest. Der Tag, an welchem Graf Bismarck den Grundsatz des berühmten Grafen Hertzberg — daß die größte und kühnste Politik zugleich für Preußen die sicherste sei — zur Regel seiner eigenen Politik gemacht hatte, der Tag ist es gewesen, an dem für Preußen eine neue Aera begann.... Zwei Männer, Graf Bismarck und Baron Beust, beide geistig hochbegabt, mit fester Willenskraft gerüstet, zum Ziel zu kommen, das sie sich vorgesteckt, sie sind es, in deren Hände Deutschlands Geschicke zunächst gelegt erscheinen.

Als Anhang folgen noch zwei Episoden aus dem Leben der Kaiserin Eugenie, sehr interessant zu lesen; inwiefern sie mit den vorangegangenen Darstellungen in Verbindung stehen, überläßt der Verfasser den Lesern zur Entscheidung. Er glaubt, sie würden um deshalb von Interesse sein, „weil es immer mehr den Anschein gewinnt, als sei Eugenie Gräfin von Teba vom Schicksal auserkoren, zum Drama der Napoleoniden den letzten Act einzuleiten, dessen Ausgang über Fortsetzung oder endliches Ende der zuharrenden Welt die Entscheidung bringen wird."

2. Die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutschland 1796 und 1797. Von W. Rüstow. Mit 14 Kriegskarten. Zürich, Schultheß. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.

Die italienischen Feldzüge von 1796 und 1797 sind insofern von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung, als sie das Piedestal wurden, auf welchem Napoleon Bonaparte das französische Kaiserreich errichtete. Aber abgesehen davon, haben sie speciell für die Kriegsgeschichte und die Geschichte des Kriegswesens eine hervorragende Wichtigkeit. Mit diesen Bemerkungen, denen jeder denkende Leser zustimmen wird, leitet der Verfasser sein Vorwort ein und erklärt zunächst, wie das Werk schon seit 15 Jahren von ihm durch Sammlung von Material vorbereitet worden, weil er gefunden, daß die bisherigen Bearbeitungen dieses Kriegs in Bezug auf seine einzelnen Perioden höchst ungleich und lückenhaft, vorzüglich aber beeinflußt durch die bonapartistische Literatur sind. So hat Rüstow schon ein ansehnliches Material zusammengehabt, als das Buch von Charras über den Feldzug von 1815 erschien und viele Franzosen seinem Beispiel folgten. Er sagt:

Auf den Verfasser dieser Blätter machten diese Werke einen Eindruck, der schwerlich von den Autoren beabsichtigt war, nämlich diesen, daß doch am Ende bis 1813 Napoleon ein Gott gewesen und dann nur zufällig — etwa von der großen Kälte in Rußland — verrückt geworden sei. Wie nämlich alles Verdienst an den glücklichen napoleonischen Feldzügen — ohne alle Rücksicht auf den wirklichen Zusammenhang der Dinge — Napoleon allein zugemessen wird, so wird ihm auch nun von den antibonapartistischen Schriftstellern alle Schuld an den unglücklichen Feldzügen beigemessen. Das eine ist ebenso unwahr, folglich ungerecht, als das andere.

Der Verfasser ist durch dieses Verfahren noch mehr angeregt worden, seine Darstellung der Feldzüge von 1796 und 1797 zu Ende zu führen, um zu zeigen, daß auch hier Napoleon keineswegs ein Deus ex machina war, sondern daß man auf die gottlose Theorie von großen Männern, die alles beherrschen, „der schlechtesten, verderblichsten, unsittlichsten, die die Welt jemals adoptirt, verzichten und sich entschließen müsse, zuzugeben, daß der göttliche Geist der großen Massen in freier Bewegung allein der Schöpfer großer und größerer Männer sein kann". Wir geben diese Apotheose der Massen anstatt der Apotheose einzelner Heroen der Menschheit unsern Lesern zur Ueberlegung.

Wenden wir uns zu der Arbeit selbst, welcher wir das Verdienst, alle Nachrichten nach den jahrelang gesammelten Materialien genau abgewogen zu haben, gern zugestehen. Von Rüstow's scharfsinnigem und kritischem Geiste durften wir das, wenn er mit einem Werke über einen frühern Krieg hervortritt, wol erwarten. Dasselbe ist in zehn durch den Gang der Begebenheiten vorgezeichnete Abschnitte getheilt. Eine Einleitung geht voran, welche die Zustände Frankreichs Ende 1795 und Anfang 1796, die Vorgeschichte Bonaparte's nebst dem Kriegsplan für 1796 und die Lage der italienischen Staaten mit der gewohnten Klarheit des Verfassers schildert. Von Bonaparte hebt er hervor, daß er durch den 4. October (den Sieg über die Sectionen) sich einen Namen für ganz Frankreich gewonnen, und daß schwerlich ein General besser vorbereitet seinen Oberbefehl übernommen als er 1796. Im Feldzuge von 1794 und auf seiner Reise durch die Riviera und nach Genua habe er das Terrain vollständig kennen gelernt, auf welchem er seine Operationen eröffnen mußte, im Operationsbureau des Wohlfahrtsausschusses volle Gelegenheit gehabt, sich statistisch und topographisch zu unterrichten und bei seinen Arbeiten den Blick von dem Einzelfeldzug in Italien auf das Ganze des beabsichtigten Kriegs zu richten.

Der erste Abschnitt enthält die Eröffnung des Feldzugs bis zum Waffenstillstand von Cherasco. Die Armeen mit ihren Führern, die gegenseitigen Stellungen und deren Schauplatz werden geschildert, letzteres vortrefflich, die Feldzugsplane kritisch besprochen. Dabei lesen wir lehrreiche strategische Bemerkungen, welche auch an andern Stellen des Werks, wo sie durch die Thatsachen veranlaßt, eingefügt sind. Letztere in ihrem Zusammenhang sind, wie man es von Rüstow gewohnt ist, so dargestellt, daß der militärische Leser vollkommen befriedigt wird; Irrthümer in frühern Werken über diesen Krieg werden berichtigt. Die französischen Schriftsteller verhüllen die Periode vom 15.—21. April mit einem Schleier; auch Napoleon geht in seinen „Memoiren von St.-Helena" sehr kurz über diese Tage hinweg. Rüstow weist ihm nach, daß er unsicher und verhältnißmäßig langsam zu Werke gegangen, ehe er nach seinen ersten Erfolgen die Sarden angegriffen und bei Mondovi entscheidend geschlagen habe. Er erklärt auch, warum er, der „in dieser Zeit ein so guter Revolutionär und Republikaner als nur einer war", sich vorläufig gegen die Revolutionirung und Republikanisirung von Piemont und Genua aussprach.

Im zweiten Abschnitte wird die Eroberung der Lombardei vorgetragen, in den folgenden vier der Kampf um Mantua. Ueber die Fehlerhaftigkeit des Operationsplans zum ersten Entsatzversuch ist kein Zweifel: „Die Armee, die in Tirol beisammen war, wird getrennt, um sie erst nachher wieder zu vereinigen; ob sie aber vereinigt werden kann, das ist wesentlich vom Feinde abhängig gemacht worden." Bekanntlich wurden die beiden Colonnen auch vor ihrer Vereinigung einzeln geschlagen. Den großen Entschluß Napoleon's, die Belagerung mit Preisgebung seines Parks aufzuheben, um sich auf eine jener Colonnen zu werfen, würdigt Rüstow vollkommen; aber er erzählt den Kriegsrath zu Brescia, in welchem Bonaparte von seinen Generalen starke Sachen hören mußte, sehr drastisch. Die politischen Verhältnisse nach dem zweiten mislungenen Entsatzversuche, die Unterhandlungen mit Neapel und Rom werden scharf beurtheilt. „Es ist nicht zu verkennen, daß durch die ganze Politik Napoleon's I. ein Zug der Liebe für das päpstliche Verdummungsregiment geht, ein Zug, der sich schon jetzt kundgibt." Interessant und treffend ist das Urtheil an einer spätern Stelle:

Er wollte den neuen Geist in die alten Formen gießen, hat der Neffe gesagt. Dies ist ein unmögliches Experiment, wenn es mit dem neuen Geiste Ernst ist, und ein gefährliches bleibt es selbst dann, wenn es nicht Ernst ist mit dem neuen Geiste, sondern sich nur um die Interessen der neuen Personen handelt. Napoleon's Geschichte hat dies hinlänglich bewiesen. Die Furcht vor der Macht der alten Formen und das verlogene Verhalten zu dem neuen Geiste, dies und nichts anderes war die Achillesferse Napoleon's I. Aber ein großer Politiker war er und wurde es nicht erst. Schon in diesen italienischen Kriegen tritt er als solcher auf. Für den Kenner neuerer Geschichte ist es geradezu unglaublich, wenn er in Mommsen's „Römischer

Geschichte" liest, Napoleon habe den zum Feldherrn aufgedienten Artillerielieutenant nicht verleugnet. Er brauchte ihn nicht erst zu verleugnen, er hatte ihn niemals in sich; er war es nie gewesen. Er war immer Staatsmann, das kann man nicht leugnen, wie feindlich man auch seinen staatsmännischen Maximen sein mag. In der ganzen neuern Geschichte gibt es keinen einzigen Feldherrn, der wie Bonaparte 1796, ohne Monarch zu sein, sich so stetig der Combination der Kriegführung und der Politik erinnerte, der so wie er jeden militärischen Act vom politischen Standpunkte aus behandelte, wie er jeden politischen Act wieder mit Rücksicht auf seinen militärischen Erfolg ansah.

Den Feldzug gegen den Kirchenstaat, der nach der trefflichen Darstellung der beiden letzten Entsatzversuche und des Falls von Mantua im siebenten Abschnitte erzählt wird, charakterisirt der Verfasser als keinen ernstlich gemeinten. „Bonaparte wollte nichts weniger, als der Herrschaft des Papstes ein Ende machen, er wollte Frieden mit ihm haben." An die Verhältnisse der Gegenwart anknüpfend, heißt es ferner:

Heute noch, wenn es sich darum handelt, daß dem weltverderbenden Papstthum ein Ende gemacht werden solle, hören wir von den Regierungen, denen dergleichen zugemuthet wird, äußern, sie möchten es sehr gern, aber die ganze Christenheit würde sich gegen ein solches Unternehmen erheben. Die meisten Regierungen haben aber eine innige Liebe zu der katholischen Kirche oder sonst einer Kirche, die, ihnen verbündet, das passendste Werkzeug zur Durchführung ihrer unterdrückerischen Tendenzen scheint.

Kirche und Religion sei erheblich zu unterscheiden; es kommt hier nach unserer Meinung darauf an, was man unter Religion versteht, die christliche gewiß nicht.

Im achten Abschnitte folgt der Feldzug Bonaparte's gegen den Erzherzog Karl, als der wiener Hof sich endlich entschlossen, dem jungen französischen General den ebenso jungen und als Feldherrn bereits erprobten Erzherzog gegenüberzustellen. Es war aber zu spät, die Armee, die ihm zu Gebote stand, kaum 32000 Mann stark und nur ein einziger General dabei, der mit Verstand und Energie im Sinne des Erzherzogs handelte, Gontreuil. Ueber Bonaparte's Bemühungen, nach seinen Erfolgen, weil er sich vom Directorium verrathen glaubte, lesen wir ganz im alten Tone, den wir schon beseitigt glaubten:

Bonaparte war zu dieser Zeit nicht mehr sauber ums Nierenstück. Die Päpstelei hatte ihn gründlich verderbt. Wie ist doch die Geschichte dieser Zeit verballhornt und verdorben worden! Von dummen Kerls und von schlechten Kerls! Es ist sehr schwer zu entscheiden, ob die dummen oder die schlechten Kerls sie mehr corrumpirt haben. Unter dem Eindruck der Depesche des Directoriums, welche ihm anzeigte, daß Moreau in Deutschland nicht vorgehen könne, schrieb Bonaparte an den Erzherzog einen schönen Brief. Am Schlusse desselben heißt es: „Was mich betrifft, Herr Obergeneral, wenn die Eröffnungen, die ich die Ehre habe, Ihnen zu machen, einem einzigen Menschen das Leben retten, ich würde stolzer auf die Bürgerkrone sein, welche ich dadurch verdient haben könnte, als auf allen traurigen Ruhm, den kriegerische Erfolge geben." Die kleinen Menschen, welche alle großen Niederträchtigkeiten des Bonapartismus vortrefflich finden, begreifen es nicht, daß es Bonaparte mit diesem Briefe völlig, völlig Ernst war. Ein Mann von großem Sinne hat sich viel öfter über seine Freunde zu beklagen als über seine Feinde. Seine Freunde sind meistens eine schlimme Sorte.

Der Erzherzog mußte den Brief auf Anweisung von Wien ablehnend beantworten, und der Präliminarfrieden zu Leoben kam erst nach fortgesetztem Rückzuge 14 Tage später zu Stande. Lesenswerth ist, was bei dieser Gelegenheit in unserm Werke über die Geschichte a posteriori gesagt ist, welche Napoleon in seinen spätern Memoiren getrieben.

Der neunte Abschnitt berichtet den Aufstand in Venetien und den Untergang der Republik. Dabei wurde von den Franzosen fürchterlich und schamlos gestohlen. „Napoleon ist später an dieser Räuberei, als deren Erfinder er (für seine Zwecke) bezeichnet werden muß, zu Grunde gegangen, weil dadurch auch die ruhigsten Völker gegen die Franzosenherrschaft erbittert wurden."

Im zehnten Abschnitte endlich wird der Frieden von Campoformio besprochen, und wie Rüstow beim Anfang seiner kriegsgeschichtlichen Werke ohne Weitschweifigkeiten zur Sache kommt, und wenn der Stoff erledigt ist, mit einem kurzen bündigen Schluß endigt, so auch hier. „Die Wahrheit kann nur gewinnen", sagt er, „wenn der blinden Vergötterung einzelner Menschen, welche immer aus schlechten Motiven hervorgeht, gründlich ein Ende gemacht wird. Das wirkliche Verdienst wird dabei nichts an Anerkennung verlieren." Wir sind vollkommen damit einverstanden.

Karl Gustav von Berneck.

Hartmann von Aue.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von Franz Pfeiffer. Fünfter Band. Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Zweiter Theil: Lieder. Erstes Büchlein. Zweites Büchlein. Gregorjus. Der arme Heinrich. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Der erste Band Hartmann's von Aue hat wie seine Vorgänger in der Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" in d. Bl. bereits seine verdiente Anerkennung gefunden. Der zweite, selbstverständlich von demselben Herausgeber, bringt die Lyrik und die kleinern Erzählungen des Altmeisters der höfischen Kunst. Denn als solcher wird der Autor doch mehr und mehr sich darthun, je mehr sich unser Blick für das, was im specifischen Sinne Kunst zu nennen ist, schärft. Es wird sich herausstellen, daß er allein die glückliche haarscharfe Mitte zwischen den verschiedenen Abwegen des wahren Kunstprincips zu treffen verstanden hat, die nach den Voraussetzungen seines Materials und nach den Anforderungen des Geschmacks der Zeit schwerer zu treffen war, als es ein in beiden Beziehungen so viel freier gestellter Leser oder Darsteller von heute in seiner modernen Unbefangenheit und subjectiven Autonomie zu ahnen vermag. Denn was man so gewöhnlich mit dem Gesammtnamen „conventionell" in der mittelalterlichen Kunst abzuthun und nach der Art, wie man es abthut, als ein untergeordnetes Moment zu beurtheilen pflegt, das ist für sie im gewissen Sinne die Hauptsache, und der damalige wahre, große Künstler muß sich eben darin zeigen wie er dies conven-

tionelle oder allgemeine, ein für allemal objectiv gefestete und unantastbare Wesen in Stoff und Formgebung bis ins einzelne durch freie Zuthaten zu einer individuellen Physiognomie umzugestalten versteht. Wie dazu ein auf glücklichster Anlage gegründeter und durch die sorgsamste und feinste Pflege geschulter Takt erforderlich war, das zeigt kein anderer der mittelalterlichen Dichter — nicht blos unserer deutschen mittelalterlichen Dichter — so lehrreich und zugleich so anmuthig für den, dem der Sinn für das eigentliche Machen in der Kunst, die Technik oder Formengebung oder wie man dies nennen will, erschlossen ist. Wahrscheinlich dürfte dies der größte Gewinn sein, den ein sinniger Leser von heute aus einer Wiedererweckung Hartmann's schöpfen könnte, ein Leser nämlich, der wirklich blos kunstverständiger Leser und nicht philologischer oder culturgeschichtlicher Forscher ist, denn ein solcher wird natürlich den alten Dichter nach ganz andern Gesichtspunkten zerpflücken und stückweise zur Bereicherung seines und unsers Wissens verwenden. Vielleicht daß dann auch einmal die Zeit kommt, wo uns jemand in zusammenhängender Darstellung die Gesetze und Principien des künstlerischen Wesens und Schaffens der deutschen Epik des Mittelalters darlegt, denn daß dasjenige, was unsere berufenen Literarhistoriker darüber sagen, zwar oft sehr anmaßlich klingt, aber doch ausnahmslos, von Gervinus an durch die ganze Tonleiter hinauf oder hinunter bis zu dem ihm nicht in der Literatur, aber in der zarten Inbrunst gegen den Kurfürsten von Hessen gesinnungsverwandt gewordenen Vilmar, oberflächlich und in den Wind geredet ist, darüber dürften stillschweigend nunmehr so ziemlich alle einerlei Meinung haben, nur daß die meisten es vorziehen, sie bei sich zu behalten, während wir uns kein Bedenken, vielmehr ein Vergnügen daraus machen, in ein Wespennest zu stoßen. Glücklich derjenige, der Zeit und das Zeug zu einer solchen behaglichen Versenkung in die Tiefen eines wahrhaft eminenten Kunstgenius hat, wie der fränkische Ritter oder Dienstmann Hartmann gewesen ist. Denn der verdiente Herausgeber wird uns erlauben, den von ihm in der Vorrede zum ersten Theil versuchten Beweis, daß Hartmann nach Schwaben gehöre, für gänzlich mislungen zu halten. Wir wissen wol, daß die landläufige Meinung eben dahin geht, aber wir wissen auch, daß diese erstens die entscheidenden eigenen Angaben des Dichters in ihrem gewöhnlichen Dusel übersehen hat. Bech versucht nun zwar genannte Angaben durch allerlei Interpretations- und Eliminationsmaßregeln zu entkräften, aber eben darin scheint er uns nicht blos zu weit zu gehen, sondern etwas ganz Ueberflüssiges zu unternehmen. Wir wissen aber auch zweitens, daß selbst wenn jene bestimmten Zeugnisse fehlen oder nicht gelten würden, aus der ganzen Art Hartmann's schon allein seine landsmannschaftliche Zugehörigkeit erschlossen werden könnte, so gut wie des Wolfram von Eschenbach, des Gottfried von Strasburg, oder so gut wie man daraus allein schon z. B. den negativen Beweis führen kann, daß Walther von der Vogelweide kein Oesterreicher war, womit selbstverständlich noch nicht gesagt ist, daß er kein Tiroler gewesen sein könnte, obgleich auch dies aus innern Gründen wenig wahrscheinlich ist. Solche innere Gründe behalten freilich immer ihren subjectiven Beigeschmack, d. h. es ist schwer die einmal festgewurzelten Vorurtheile der andern durch Berufung auf die feinsten und geistigsten Momente der Urtheilskraft zu beseitigen; aber sie sind und bleiben doch immer die stärksten und die einzig unwiderleglichen. Denn was will gegen sie eine auf Eselshaut oder Löschpapier überlieferte „authentische urkundliche“ Notiz irgendeiner Hand, deren zugehöriger Kopf vielleicht aus demselben Material geformt war wie das, auf dem sie schrieb.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Spielhagen's Romane vor dem Forum der englischen Kritik.

In einem längern, Spielhagen's Wirken gewidmeten sehr anerkennenden Artikel in der „Westminster Review“ vom October d. J. heißt es unter anderm:

„Spielhagen's Romane lassen ihren Verfasser als ein echtes Kind seiner Zeit und seines Vaterlandes erkennen. Nur ein Deutscher konnte so schreiben, wie er geschrieben hat, und keiner, der nicht mit dem neuesten socialen und politischen Leben Deutschlands genau bekannt ist, kann die Charaktere, die er schildert und die Schauplätze, auf denen sie handeln, völlig verstehen und würdigen.“ Nach einigen biographischen Notizen sagt der Recensent weiter: „In seinen beiden letzten Romanen («Die von Hohenstein» und «In Reih' und Glied») hat er sich auf den gefährlichen Boden des sogenannten «Tendenzromans» gewagt. Doch sind wir der Ansicht, daß der eigentliche Zweck des Verfassers nicht sowol das Ergebniß eines bewußten Wunsches sei, gewissen politischen und socialen Theorien das Wort zu reden, als vielmehr der natürliche Ausfluß seiner eigenen Individualität und der Eindrücke, welche das Revolutionsjahr 1848 sowie die darauf folgende Reactionsperiode auf seinen jugendlichen Geist gemacht haben. Wie warm auch einige der Charaktere in den beiden letzten Romanen politisch-sociale Fragen aufnehmen und nach Umwälzungen streben, so wird doch die altväterische Moral, daß häusliche Tugenden und gewissenhafte Erfüllung der nächstliegenden Pflichten am meisten zum Glücke der Einzelnen und zum Wohle der Gesellschaft beitragen, im ganzen nicht beeinträchtigt. Die Helden in vielen von Spielhagen's Romanen sind jedoch nicht aus gewöhnlichem Zeuge gemacht; es sind vielmehr sehr ungewöhnliche Naturen, die selbst für unser geistreiches Zeitalter mit mehr als durchschnittlich geistiger Kraft begabt sind. Einige wenige haben sogar titanische Eigenschaften: hochstrebenden Ehrgeiz, unersättliches Verlangen und überwältigende Leidenschaften, die sie zu einem kläglichen Ende führen. Daß Romanhelden wenigstens einen Fuß höher stehen als gewöhnliche Menschen, ist nur, was wir zu erwarten berechtigt sind.... In Spielhagen's Helden wird jedoch die psychologische Wahrheit nie verletzt. Die Hauptpersonen in seinen Romanen leben vor uns und nehmen unsere Theilnahme in Anspruch. Ihre Charakterzüge werden nicht beschrieben, sondern durch ihre Handlungen uns eingeprägt. Auch die Verwickelungen seiner Romane sind trotz der großen Anzahl von Scenen und Charakteren, die darin vorkommen, dennoch geschickt, consequent und künstlerisch. Er macht keinen übertriebenen Gebrauch von unwahrscheinlichem Zusammentreffen; ebenso wenig wird der Leser in unruhiger Spannung gehalten, während die verschlungenen Fäden einer Verwickelung entwirrt werden. Schiller, glauben wir, war es, der den Romanschreiber den Stiefbruder des Dichters nannte. Spielhagen's glühenden Naturschilderungen, die nie langweilig, minutiös

und stets entweder den Stimmungen und Handlungen seiner Charaktere angemessen sind oder durch den Contrast sie heben, wohnt ein echter poetischer Reiz inne. In dieser Hinsicht läßt sich von ihnen sagen, daß sie eine glückliche Stellung zwischen den unbestimmten und schattenhaften Bildern, denen man früher in deutschen Romanen begegnete, und dem für Leser von Geschmack so ermüdenden photographischen Realismus in vielen unserer neuern englischen Romane einnehmen. Auch die zarten Regungen und das Sehnen des Herzens schildert er besonders in seinen weiblichen Gestalten mit geschickter Hand. Die Theilnahme des Lesers an seinen Erzählungen versteht er sich zwar im allgemeinen durchweg zu erhalten; doch viele derselben enden traurig, und man ahnt ein solches Ende vielleicht zu bald als Folge der Laster, Irrthümer oder Schwächen der handelnden Personen. Wie in den griechischen Tragödien, so scheint auch bei ihm ein unerbittliches Schicksal seine Opfer zu verfolgen, und nur wenige Romane dieses Schriftstellers wird man nach beendigter Lektüre aus der Hand legen können, ohne daß sich ein schmerzliches Gefühl mit der Bewunderung seiner Begabung vermenge. Indessen fehlen auch die komischen Elemente, die Satire, der Witz und Humor nicht, um dem Leser Unterhaltung zu gewähren. Abgesehen von der nationalen Färbung seiner Charaktere, zeigt er uns, daß ihre besondern Eigenschaften mit den äußern Umständen wenig zu thun haben. Wir sehen die erblichen Einflüsse des Temperaments und anderer organischen Bedingungen angedeutet, und in den Beschreibungen von den Geberden des Körpers und dem Ausdruck des Gesichts bekundet sich viel Kenntniß der menschlichen Natur in ihrem krankhaften sowol wie in ihrem gesunden Zustande."

In Uebereinstimmung mit deutschen Kritikern hält auch unser Recensent „Problematische Naturen" für die interessanteste und am meisten dichterische Schöpfung des Verfassers. Zum Schluß heißt es: „Als Schilderer individueller Charaktere, als Maler verschiedener Situationen, landschaftlicher sowie socialer, scheint uns Spielhagen unerreicht von irgendeinem andern neuern deutschen Romandichter. Auch finden sich moralische und philosophische Betrachtungen in seinen Werken ausgestreut, welche, wenn sie auch für Höhergebildete nicht immer den Reiz der Neuheit besitzen, sich doch wenigstens durch die Diction empfehlen."

Literarische Notizen.

Ein Prachtwerk ist soeben in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig (bekanntlich Eigenthum von J. G. Cotta in Stuttgart) veröffentlicht worden, eine Ausgabe des Wieland'schen „Oberon" mit 20 Folioholzschnitten auf chinesischem Papier und mit 22 größern und kleinern im Text. Zunächst liegen sechs Lieferungen von dem auf zwölf berechneten Werke vor. Die historischen Compositionen hat Gabriel Marx, die landschaftlichen Gustav Cloß geliefert. Der phantastische, üppige Reiz der Dichtung spiegelt sich in den Illustrationen wieder. Wir erhalten glänzende Architekturbilder, wie „Oberon's Zauberschloß" und den „Khalifenpalast", auf andern, wie gleich auf dem ersten: „Hüon erschlägt Charlot", erscheint die Handlung mehr als Staffage für ein Landschaftsbild, nach dem Vorgang Poussin's und Claude Lorrain's, dem neuerdings auch Doré's Zeichnungen öfter folgten; andere sind phantastisch traumhaft, wie „Hüon und Rezia im Feenlande" und „Sylphe trägt Hüon durch die Luft". Wieland's „Oberon", der sich mehr und mehr als das eigentlich bleibende Werk dieses Autors erweist, wird in solcher Prachtausgabe jedem Salon zur Zierde gereichen.

Von Friedrich W. Ebeling's „Sieben Bücher französischer Geschichte" ist eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage erschienen (Leipzig, Wöller). Der erste Band behandelt die „Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz' I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX." Der Autor ist oft mit Adolf Ebeling, einem in Paris lebenden Schriftsteller von ultramontaner Tendenz, verwechselt worden; er beschwert sich hierüber in der Vorrede.

Die Schrift desselben Verfassers: „Gottfried August Bürger und Elise Hahn" ist nicht, wie wir neulich irrthümlich erwähnten, ein bloßer Wiederabdruck aus der „Mosaik", sondern eine wesentlich umgearbeitete Ausgabe, in welcher sich Ebeling von manchen frühern Rücksichten frei gemacht und außerdem selbstverschuldete Lücken der Darstellung, namentlich was die künstlerische Laufbahn der Elise Hahn betrifft, ausgefüllt hat. Der Vorwurf der Buchmacherei, den wir gegenüber der deutschen Hyperproduction im allgemeinen aufrecht halten, findet also auf vorliegenden Fall keine Anwendung.

Bibliographie.

Becker, A. W., Charakterbilder aus der Kunstgeschichte. Zur Einführung in das Studium derselben zusammengestellt. 3te Aufl., völlig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von C. Clauß. 1ste Abth. Das Alterthum. Leipzig, Seemann. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Birlinger, A., So sprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime. Berlin, Dümmler. 16. 12 Ngr.

Braun, T. S., Aus der Ehewelt. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, F. P., Die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefe zweier Mütter über Erziehung und Bildung ihrer Töchter. Aus dem Nachlasse einer heimgegangenen Mutter herausgegeben von O. v. Zabel. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 16. 12 Ngr.

Bürgener, J., Das Saullied in 14 Gesängen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Christiansen, C., Die rechtliche Unmöglichkeit der Todesstrafe. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 5 Ngr.

Claudianus, C., Dichtungen, übersetzt von G. Freih. v. Wedekind. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Constanze. Eine Geschichte in 4 Abschnitten. Halle, Fricke. 8. 18 Ngr.

Cremer, H., Jenseits des Grabes. Eine Vorlesung über den Zustand nach dem Tode. Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 7½ Ngr.

Decher, C., Zur Verständigung in dem Streit der Religion mit der Zeitbildung. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Denkschrift Sr. königl. Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, betreffend die Auflösung des deutschen Bundes und die Usurpation des Kurfürstenthums durch die Krone Preußen im Jahre 1866. Prag, Satow. Gr. 4. 10 Ngr.

Donner Grollen der democratischen Lyra. Leipzig, Pardubitz. 16. 4 Ngr.

Dühring, E., Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preussische Staatsministerium. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. Berlin, Heimann. Gr. 8. 10 Ngr.

Egger, A., Schiller in Marbach. Wien, Beck. Lex.-8. 10 Ngr.

Barbara von Eichstetten, Eine Novelle von der Verfasserin „Hast du gelernt? Wohl dem, dem seine Sünden vergeben sind." Bevorwortet von Phil. v. Nathusius. Halle, Fricke. 8. 12 Ngr.

Ettig, F., Deutsche Bäume. Neue Gedichte. Grimma, Gensel. 16. 3 Ngr.

— — Blumen. Gedichte. Grimma, Gensel. 16. 6 Ngr.

— — Lebenszeichen. Gedichte. Grimma, Gensel. 16. 3 Ngr.

Neue Forschungen zur Aufstellung des Urchristenthums: Die Jugend- und Bildungsgeschichte Jesu, unter historisch-kritischer Beleuchtung der evangelischen Traditionen. Von Imml. P. L., Theologus. Bern, Dalp. Gr. 8. 12 Ngr.

Frauenholz, A., Das Sonnensystem in der Vorzeit. Eine kurze wissenschaftliche Abhandlung. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Maximus Casus, der Oberlehrer von Druntenheim. Social-pädagogische Cartons. Berlin, Frank. 1869. 8. 1 Thlr.

Hager, A., Die Münzen der Bibel. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 6 Ngr.

Hecker, G., Eines Andern Frau. Eine Erzählung. Elberfeld, Lucas. 8. 1 Thlr.

Das Kurfürstenthum Hessen, seine Annexion und seine Wiederherstellung. Von einem Revolutionär-Legitimisten. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutscher Humor in Poesie. Illustrirt von Osk. Pletsch, J. Fülhaas u. A. Leipzig, Amelung. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Kászony, D. v., Der Sohn des Deportirten. Original-Novelle. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 22½ Ngr.

Kehrein, J., Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. 1stes und 2tes Heft. Zürich, Woerl. Lex.-8. à 8 Ngr.

Luther an die Christen in Livland. Riga, Deubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Stelzmüller, A. J., Das Leben des Volkes. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 20 Ngr.

Stern, A., Ueber die zwölf Artikel der Bauern und einige Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen deutschen Bauernkrieges. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 25 Ngr.

Stern, B., Valentin. Ein bürgerliches Trauerspiel. Wien, Lechner. 8. 22 Ngr.

Walter, C., Echo vom Soracte. Horazische Gedichte in modernen Versmassen bearbeitet. Göttingen, Dieterich. 8. 10 Ngr.

Weber, A., Indische Streifen. Eine Sammlung von bisher in Zeitschriften zerstreuten kleineren Abhandlungen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolff, M., Die natürliche Religion in neuer Auflage. Hamburg, Grüning. 1869. Gr. 8. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Aufklärung über den Spiritismus. Von einem Spiritisten. Wien, Lechner. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Legitimitätsprincip.

Eine staatsrechtliche Abhandlung

von

Friedrich Brockhaus,

Dr. und Privatdocent der Rechte an der Universität Jena.

8 Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das moderne Staatsrecht hat die Frage noch nicht gelöst, wodurch sich der rechtliche Bestand derjenigen unter den gegenwärtigen Dynastien erkläre, welche ihre Herrschaft im Widerspruch mit den berechtigten Ansprüchen eines andern Fürstenhauses erworben haben. Dem Versuche, auf diese in unserer Zeit so wichtige Frage eine ausreichende Antwort zu geben, ist die vorliegende Schrift gewidmet.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Acht psychologische Vorträge von Dr. C. Fortlage, Professor an der Universität Jena. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr.

Inhalt:

1. Ueber die Natur der Seele.
2. Ueber das Gedächtniß.
3. Ueber die Einbildungskraft.
4. Ueber den Charakter.
5. Ueber die Temperamente.
6. Ueber den Instinct.
7. Ueber die Freundschaft.
8. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena, 1868.

Mauke's Verlag (Herrmann Dufft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe. Zweite Auflage.

In 20 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 6 Ngr. für die Lieferung.

Von der wohlfeilen Octav-Ausgabe der so allgemein bebeliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg erscheint eine zweite Auflage in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr. Den Verehrern Schiller's, insbesondere auch den zahlreichen Besitzern von Schiller's Werken ist somit von neuem Gelegenheit geboten, diese gelungene künstlerische Darstellung der Idealgestalten des Dichters gegen eine geringe monatliche Ausgabe sich anzuschaffen.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung (Wilhelm Tell; Prinzessin Eboli; Max Piccolomini) **vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.**

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Hrsg. von einem Verein praktischer Aerzte. 7 Bände. 8. (18⅔ Thlr.) Ermässigter Preis 3½ Thlr.

Busch, Dietrich W. H. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. 5 Bände. 8. (18 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Carus, Karl Gustav. Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. (1½ Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen. Unter Mitwirkung von *C. A. F. Kluge* hrsg. von *F. J. Behrend.* Mit 40 Tafeln. Folio. (8 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr.

Dieffenbach, Johann Friedrich. Die operative Chirurgie. 2 Bände. 8. (12 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von *A. Schnitzer und B. Wolff.* 2 Bände. 8. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 1 Thlr.

Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten. Für praktische Aerzte und Studirende bearbeitet von mehreren Aerzten und herausgegeben von *A. Schnitzer.* 2 Bände. 8. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 24 Ngr.

Jäger, Joseph Nicolaus. Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter. Zweite Auflage. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Longet, Friedrich August. Anatomie und Physiologie des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere, mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift. Uebersetzt von *J. A. Hein.* 2 Bände. Mit 8 Tafeln Abbildungen. 8. (8 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr.

Underwood, Michael. Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach der zehnten Ausgabe ins Deutsche übertragen von F. W. Schulte. Bevorwortet und mit neuen Zusätzen versehen von F. J. Behrend. 8. (3½ Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Watson, Thomas. Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde. Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie. Nach der dritten Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von *J. H. Steinau.* 4 Bände. 8. (10 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Wicke, Ernst Konrad. Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. 8. (2⅔ Thlr.) Ermässigter Preis 16 Ngr.

Die vorstehenden werthvollen medicinischen Werke sind gegenwärtig zu den beigesetzten bedeutend ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die frühern Ladenpreise wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 45. —— 5. November 1868.

Revue neuer Gedichte.

1. Täubchen im Nest. 1860. Elegien von Karl Beck. Wien, Gotthardt. 1868. 16. 15 Ngr.

Nach langer Pause hat der Dichter der „Gepanzerten Lieder" in letzter Zeit wieder mehrere Lebenszeichen gegeben, indem er dem wiedergeborenen Oesterreich einige begeisterte Gesänge seiner Muse widmete und jetzt diese Elegien unter dem Titel: „Täubchen im Nest", veröffentlicht. Auch hier sind Oesterreich viele Distichen gewidmet. Die Wiedergeburt dieses Staats kann freilich nicht oft genug besungen werden, da sie immer wieder von neuem anfängt.

Karl Beck führte sich mit schwunghaft melodischen Dichtungen von ehernem Gedankenpathos in die Literatur ein; die jugendliche Begeisterung, die sie durchwehte, Tochter eines echten Dichtertalents, verschaffte dem jungen Poeten alsbald einen glänzenden Namen. In unmittelbarem Gegensatz zu seiner Jugendpoesie, deren hinreißender Wurf dort, wo er gelang und nicht ins Verworrene und Schwülstige ausartete, Bleibendes von dauerndem Werthe schuf, haben die Dichtungen Karl Beck's aus späterer Zeit einen Zug künstlerischer Besonnenheit, die den Hauptnachdruck auf das Wohlerwogene, Gefeilte, Durchgearbeitete legt, oft aber auch ins Verzierte und Manierirte verfällt.

Der Dichter ist sich dieses Gegensatzes vollkommen bewußt; er citirt im „Täubchen im Nest" ein früheres Lied, dessen gereimte Jamben sich fremdartig in den Fall der Distichen einschieben; dieses Lied ist eins der besten, die Beck gedichtet hat; es enthält schöne Strophen wie die folgenden:

> O denket nicht vom Lied gering,
> Denn segnen will's und rathen,
> Sein Silbenfall, sein Bilderschwung
> Sind unterdrückte Thaten.
>
> Von Göttern war der Himmel voll,
> Doch öde war ihr Busen,
> Stumm war noch die Unsterblichkeit,
> Da schuf sich Zeus die Musen.
>
> Das Lied, es ist des Herzens Brot,
> Wir können es nicht missen,
> Am Sarg und an der Wiege nicht,
> Es ist der Welt Gewissen!

Der Freund fragt, ob dieser Sänger verdorben ist und erschöpft, lässig und trotzig verbittert zu schweigen gelobt hat? Darauf antwortet der Dichter:

> Wohl, du Theurer, ich kenne das Lied; nachstarb es den andern,
> Kaum daß strahlenden Blicks mir es die Muse gebar! —
> Denkend des Ikarusflugs, tiefunten die Schäden zu heilen,
> Ewiger Meister gedenk, ewig zu lernen die Kunst,
> Rastlos schaffend im Dienst, ihr volles Vertrauen gewinnen,
> Ihre Geheimnisse treu wahren in glücklicher Brust,
> Reuig die sonst in bacchantischem Rausch vollzogene Schändung
> Ihres geweiheten Hains sühnen mit redlichem Trieb,
> Still, andauernd erglühn, statt eitel verpuffende Schwärmer
> Steigen zu lassen — es thut nicht ein Verdorbener so!
> Suchst du zeitig am Tag frischduftende Freuden der Arbeit,
> Führt jahrüber der Fleiß deine besonnene Hand,
> Füllt lammherzige Schöpfergeduld dir abends das Lämpchen,
> Jagt heißblütig die Uhr immer um Stunden voraus,
> Folgt dir selber ins Schlummergemach dein tönendes Drangsal,
> Bis das empfindliche Ohr schließlich befriedigt entschläft,
> Saugst du mählich in Tropfen die Kraft, vorsparend der späten,
> Scheinbar plötzlichen Saat — wäre das lässig und matt?

Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß des Dichters bessere frühere Gedichte des Todes verblichen sind; wir schätzen den Fleiß der Feile nicht gering, aber höher den ursprünglichen Schwung einer in die Feder dictirenden Begeisterung als die „lammherzige Schöpfergeduld", welcher der Vers als ein „tönendes Drangsal" erscheint. Die Muse, die, jetzt nicht mehr wie früher, „wildfliegenden Schwarzhaars" kommt, sondern das Haar züchtig zu scheiteln gelernt hat, wie es an einer spätern Stelle heißt, macht sich hier und dort doch eine zu mühsam künstliche Thurmfrisur, wir möchten sie zur Abwechselung auch einmal wieder mit fliegenden Haaren sehen.

„Täubchen im Nest" ist ein zages verschlossenes Knöspchen, welches der Freund vom Strauch gepflückt:

Sieh, dein heimliches Lied ähnelt dem Täubchen im Nest.

In der That haben diese Elegien etwas Unerschlossenes; es sind halbentfaltete Blütenblätter des Gedankens. Die Composition fordert den Commentar heraus, ähnlich wie bei den römischen Elegikern; wir wollen in Bezug auf den Gedankengang der Otto Gruppe Karl Beck's sein. Die Elegien beginnen mit den vollen Accorden der Reisesehnsucht; das dichterische Schwärmen hat seine Reize, aber hinterher folgt die Enttäuschung. Trotz des „diamantnen Fleißes" fehlt der endliche Segen; um es ohne Umschweif auszudrücken, der Dichter hat kein Reisegeld:

> Fehlendes, nimmer erschwang ich's, dieweil Vorhandenes hinschmolz,
> Zwischen dem Haben und Soll tobte der ewige Kampf.
> Wenig besagt der Triumph altrömischer Imperatoren,
> Wenig die seidene Schnur eines geärgerten Schachs;
> Weit selbstherrlicher thronet die Zahl, ihr Hauch ist Gewaltthat,
> Ihren erflossenen Spruch heiligt fanatisch die Welt.

Er gedenkt der Jugendzeit, wo der feurige Poet, minnend mit Degen und Laute, von Gebiet zu Gebiet zog. Ihm fehlen die Märchenschätze der Jugend, der Siebenmeilenstiefel, das Tarnkäppchen, das Tischchen deck dich; der Muse fehlt heutzutage der Schutz der Könige und der Klöster und die Gunst der Minne:

> Nimmer beschützt leuherzig ein Richard die heutigen Blondels,
> Schauernd bekreuzt sich der Abt vor der entchristeten Zunft,
> Auch Frau Venus vergaß Tanhäuser's für immer, sie sucht jetzt
> Emsig im Börsengewühl, in der Kaserne den Freund.

Der Dichter ist aber solchen Schutzes werth; er leugnet nicht, daß Zeichen und Wunder geschehen. Als ein solches Wunder der Schöpfung wird in anmuthigen Versen der Lenz gefeiert. Da erscheint ihm der Freund, der ihn einladet, ihm auf sein heiteres Schloß zu folgen. Hier schließen sich Reisebilder aus Sachsen, Baiern und Böhmen an, die in lapidarem Stil Land und Volk zu charakterisiren versuchen. Von Sachsen heißt es:

> Fort ging's heiteren Flugs; sieh, weißgrün ragte der Schlagbaum,
> Sei mir, Sachsen, gegrüßt, kleines gefeiertes Land!
> Große, gedankliche Welt, still ruhend in winziger Nußschal'!
> Rief ich erhobenen Sinns, Luther's und Lessing's bedacht.
> Kreuzten sich nicht zwei Himmelsplaneten an deinem Geburtstag?
> Mars rothblutigen Lichts kreuzte den blanken Mercur:
> Drum hat donnernden Gangs auf diesen Gefilden der Kriegsgott
> Stets mit homerischer Kraft gern Epopöen entrollt,
> Aber der Gott des Geschäfts hat gnädig beflügelt den Fuß dir,
> Führte die rührige Hand an das berechnende Buch.
> Auch das entlegenste Thule beschickt preislüstern den Jahrmarkt,
> Zahllos, zeitig und spät keuchen die Güter heran,
> Was hinrasend das Eisen verbrach, sühnt heilendes Gelbgold,
> Welches in sicherem Schrank unter den Augen erwächst.

Das Schloß selbst liegt in Böhmen, das holde Asyl wird mit allen seinen idyllischen Reizen geschildert. Es finden sich hier sehr anmuthige Distichen:

> Siehe, da laden zur Rast anheimelnde Sommergemächer,
> Reblaub fahrigen Sinns stieg zu den Fenstern herein u. s. w.

Auch die heilkräftige Najade ist nicht fern. Es folgt ein classisches Abendbild, welches ohne die allzu gesuchte Metapher von den „Zehen des Gefälls" vollendet zu nennen wäre:

> Wisperndes Laub! Erlkönig erscheint mit den hüpfenden Töchtern,
> Seinen Gebieter begrüßt freudig das graue Gebüsch;
> Sanft abgleitet der Bach, nur schüchtern den Kiesel verklagend,
> Welcher dem zarten Gefäll täppisch die Zehen verletzt;
> Freundlich vom Monde gelockt, ist herauf die Forelle geschossen,
> Immer zu schäkern gelaunt, steuert sie gegen die Flut;
> Würmlein, neckische, irren umher mit gezündeten Fackeln,
> Leuchten den Blumen am Strauch in das verschlafne Gesicht;
> Sieh, Sternschnuppen, geschnellt aus tiefblau schimmernden Höhen,
> Haben das Kätzlein geschreckt, welches den Vogel beschlich —
> Singendes Laub, flink tanzender Bach, ihr funkelnden Würmlein,
> Keinen der Schlummernden weckt euer vergnügliches Spiel,
> Mächtigen Schwungs durchkreuzet die Luft ein entzückender Sternfall,
> Keinen der Schlummernden weckt eine sich bildende Welt.

Die nächsten Distichen sind dem Czechenthum gewidmet, „welches sich gestern verschwor, heut im Gewedel erstirbt". Der Dichter sucht nach dem tiefen Weh des Hussitengebiets; seine Verse werden indeß dem skandallustigen Czechenthum nicht die deutschen Sympathien erwerben, so schöne Verse er dem verbotenen Lied der unterdrückten Nationalität weiht. Freilich, des Deutschthums geistige Uebermacht feiert auch Beck:

> Murrende Völker, verneigt euch diesem verketzerten Deutschland!
> Euere Geister? sie gehn, Flüßchen, im schmächtigen Bett,
> Alle die Wässerchen müssen hinab ins ewige Großmeer
> Deutschen Gedankens, und doch müssen die spröden hinab?

An die idyllische Schilderung knüpft sich die Elegie, die Gedankendichtung. Der Poet feiert das havannesische Kind, die nußbraune Vertraute, gedenkt, im Parke weilend, den Glimmstengel dampfend, der Jugend und ihrer Minne:

> Aber der Jugend gedenk, wenngleich karglockigen Scheitels,
> Aber des Schwunges gedenk, selber in lahmender Zeit,
> Rufst du wach im Gemüth dir alte, olympische Träume,
> Rufst ein entthrontes Geschlecht herrlicher Götter zurück!

Dann feiert er wieder das arabische Kind, die phantasieerregenden Kräfte des Mokkatranks, und weiht den Zeitungen ein satirisches Strafgericht, das mit den lapidarischen Versen abschließt:

> Weh, daß eherner Zeit aus Lumpen die Zunge besorgt ward!
> Faust mit den Hexen im Tanz, wahrlich ein düsteres Bild!

Die „wehklagenden Blätter" rufen indeß Germania und dann „Felix Austria" vor die Seele des Dichters. Felix Austria — der Poet gibt selbst zu, daß dies Epitheton nicht mehr paßt; doch er gibt auch die Erklärung dafür:

> O, wir wurden gescheit, seitdem uns Erkenntniß gemundet,
> Doch den Gescheiten verläßt eilig das närrische Glück.

Der Schluß knüpft wieder an den Anfang an; der Freund befriedigt die Reiselust des Poeten und wandert mit ihm nach Weimar und zu den Alpen.

Wir haben den zusammengefalteten Gedankengang dieser Elegie auseinandergeblättert; man wird aus unserm Referat ersehen, daß es ihr nicht an wechselndem poetischen Reiz fehlt, sowie aus den mitgetheilten Versen, daß sie das Gepräge eines echten dichterischen Talents tragen. Man wird sich gedrungen fühlen, einzelne derselben immer von neuem zu lesen, und das ist die Probe auf ihre Trefflichkeit. Der Vers muß einen monumentalen Charakter an sich haben, nicht spurlos in den Lüften verwehen. Das ist bei vielen dieser Distichen der Fall. Sie geben

anmuthige Naturbilder in voller Rundung, Gedanken in eherner Geschlossenheit:

> Wisse, die Flut färbt stetig der Grund, darüber sie hinströmt,
> Und der Gedanke des Volks färbt sich nach dessen Geschick!

Doch, wie wir schon erwähnten, es fehlt auch nicht an Versen, in denen ein gesuchter, manierirter Ton herrscht, die einen geschnörkelten, gedrechselten Charakter tragen. Zunächst liegt in der Aufbauschung des Alltäglichen eine Gefahr, wenn dasselbe nicht mit Humor, sondern mit einem gewissen Pomp geschieht. Man läßt sich die Anrede an die Cigarre gefallen, welche blaublühende Märchen zu pflegen versteht; auch der Mohr Mokka ist in einer mehr heitern Weise personificirt, wennschon die Vergleichung mit dem gewandten Bolingbroke etwas Gesuchtes hat. Wenn aber die Thatsache, daß man im Frühling nicht mehr heizt, in folgenden Versen ausgeprägt wird:

> Nicht mehr schlang der Kamin, ein Gigant voll schnaubender Eßgier,
> Stämmige Burschen des Hains, schwarze Brillanten des Schachts —

so ist nicht nur der Vergleich des Kamins mit einem Giganten bombastisch und übertrieben, sondern auch die poetische Verherrlichung der Holz- und Steinkohlenheizung eine allzu brillante Fassung des Alltäglichsten. Dergleichen Stellen, in denen ein trivialer Gedanke auf ellenhohe Socken gestellt wird, finden sich mehrfach in der Dichtung. Hin und wieder haben die Constructionen, im Streben nach Prägnanz, etwas Unklares und Verrenktes:

> Frühling, sanfter Prophet, als ob die bekehrte Natur nun
> Einen vergrämelten Gott mündig zu Ostern verwarf,
> Singend, auf blumigem Pfad, lichtfunkelnde Tempel beschritten,
> Liebend, versöhnend, versöhnt ihrem Erlöser gefolgt!

Der Satz ist bei der ersten Lesung fast unverständlich. „Als ob" verlangt im correcten Stil den Conjunctiv. Nun ist bei „beschritten" „hätte", bei „gefolgt" „wäre" zu ergänzen. Diese dichterischen Abbreviaturen stellen zu starke Zumuthungen an uns; sie sind mehr Verstümmelungen als lapidare Kürzungen. Ebenso haben einzelne Verse etwas Geziertes, namentlich gebraucht der Dichter öfter das Wort „erfließen" und „erflossen" in einer ungewohnten und nicht zu rechtfertigenden Weise, z. B.:

> Ward der gefeierte Spruch auf hohes Erfließen der Hofburg
> Eilig vom fronenden Kiel schmeichelnder Dichter besorgt?

Die Distichen sind besser als die von Weimar und Jena; die Trochäen sehr selten; Daktylen und Spondeen sind meist melodisch gruppirt zu einem, dem Ohr sich einschmeichelnden Tongemälde. Nur unreine Daktylen sind zu tadeln: Gleich Bolingbroke, Moldaugefild u. a. Trotz dieser Ausstellungen gewährt uns die Beck'sche Dichtung die Freude, wieder einmal einem echten Dichter zu begegnen.

2. **Madeira.** Episches Gedicht in vier Gesängen von **Pauline Schanz.** Leipzig, Matthes. 1868. 16. 7½ Ngr.

Diese poetische Erzählung, in welcher das eigentlich epische Element gegen das lyrische zurücktritt, wie dies bei Byron, seinem Nachahmer Adolf Böttger und andern der Fall ist, besingt eine Heldin aus den Zeiten des dritten Edward, Anna d'Arfet, welche aus unwürdigen Banden, von einem geliebten Retter befreit, mit ihm nach Madeira flüchtet und dort auf dem seligen Eiland selige Tage verlebt. Es ist die Geschichte eines „liebenden Frauenherzens", wie die Dichterin in der Widmung sagt. In der That bietet sie wenig Neues, denn liebende Frauenherzen sind glücklicherweise keine Seltenheit. Pauline Schanz ist in Vers und Prosa eine anmuthige Erzählerin; doch hat sie auch in diesem Gedicht nicht den fast allgemeinen Fehler der poetischen Erzählungen vermieden, den motivirenden Zusammenhang, die eigentlichen Verbindungsglieder nicht klar darzulegen. Wir haben wenigstens die Entführungsgeschichte mehrmals mit gespannter, manche Lücke selbständig ergänzender Aufmerksamkeit lesen müssen, um die Verkettung der Begebenheiten zu begreifen. Eine sorgfältige, auch im Aeußerlichen eingehende Motivirung ist für die epische Darstellung unerlaßlich. In der poetischen Erzählung überwiegt aber gewöhnlich der Reiz der Schilderung; die Dichter eilen über die trockenen Motive, die hierzu keine Veranlassung geben, eilfertig hinweg, um mit vollem Behagen bei den farbenprächtigen Schilderungen zu verweilen. Im letzten Gesang, wo die Insel Madeira mit allem Zauber exotischen Colorits vor uns hintritt, gipfeln die Vorzüge der Schilderung.

Wenn der Inhalt der Dichtung nicht gerade bedeutend zu nennen ist, so verdient die Form fast durchweg das Lob der Kritik. Wenn sich auch im Lauf der Erzählung hin und wieder die Klarheit der Stanzen trübt, so haben doch sehr viele dieser ottave rime einen so kunstgerechten Bau und melodischen Zauber, daß sie uns an „Die bezauberte Rose" erinnerten. Wir führen zum Beweis hierfür die einleitenden Strophen des ersten Gesangs an:

> So grüß' ich dich, geliebte Heimat, wieder,
> Die düster zwar, doch traulich mich empfängt!
> Ihr alten Thürme schauet auf mich nieder,
> Den schwarzen Epheumantel umgehängt,
> Indeß so hold die altersstarren Glieder
> Das ros'ge Licht des Sommertags umfängt!
> Und aller Glanz, der magisch mich umsponnen,
> Liegt hinter mir, ein schöner Traum, zerronnen!
>
> Wie süß der Duft, wie weich der Lüfte Kosen,
> Das mir den Schleier neckend löst vom Haar,
> Von grünen Hecken bieten mir die Rosen
> Den jungen Kelch zum holden Schmucke dar;
> Wie anders heut', als da beim Festestosen
> Von Demantglanz umglüht die Stirn' mir war,
> Wie anders heut' schmiegt sich an Haar und Mieder
> Der bunte Putz des Heimatgartens wieder.
>
> So spricht sie lächelnd, zu den Blumen neiget
> Erröthend sie das süße Angesicht,
> Sie pflückt die Blüten, die, zum Kranz verzweiget,
> Sie tändelnd in die goldnen Haare flicht,
> Und wie sie zögernd wandelt, sinnt und schweiget,
> Welch heiß Erinnern ist's, das stürmisch bricht,
> Gleichwie ein scheues Reh aus Waldesschatten,
> Durch ihres Herzens stille Blumenmatten?
>
> Und weiter, wie geschreckt vom Sonnenbrande,
> Der seine glühen Pfeile niederschießt,
> Zum Schatten hin, im flatternden Gewande,
> Eilt sie, der mild und friedlich sie umschließt,
> Wo durch der Ulmen Laub zum moos'gen Sande
> Der Strahl im zitternden Gefunkel fließt,
> Im Park hinwandelnd, in verwachsnen Gründen,
> Sucht sie des Herzens Räthsel zu erkünden.

3. Gedichte von Martin Greif. Stuttgart, Cotta. 1868. 16. 1 Thlr.

Hier tritt ein junger Dichter anspruchslos und harmlos auf, in einer ganzen Sammlung kaum über die Form des Liedes hinausgehend; denn auch die Ballade, wo er sie pflegt, hat einen durchaus kurzathmigen, liederartigen Charakter. Die Lieder selbst sind nach den Mustern der Volkslieder gedichtet, Prägnanz und Innigkeit das Ziel, dem sie nachstreben; es sind theils hingehauchte Weisen, welche die musikalische Fassung herauszufordern scheinen, theils kleine plastische Gemmen, auf denen ein scharfbegrenztes Bild hervortritt. Dieser lyrischen Filigranarbeit liegt die Gefahr des Bedeutungslosen nahe, sowie der Miniaturplastik die des Ausdruckslosen. Jene Weisen können leicht ganz in Luft verwehen, diese Bilder bis zur Unscheinbarkeit verblassen. In der That gibt eine große Zahl der Gedichte Belege dafür.

Im Vorgesang verherrlicht der Dichter die Volksweise. Seine Lieder sollen Waldgeruch athmen, in das Wanderbuch gelegt werden:

Vorerst fahr' ich nicht zur Stadt,
Wo man Lieder kunstvoll hat
In Octaven und Sonetten,
In Terzinen, Trioletten,
Wo die hohen Dichternamen
Tönen aus dem Mund der Damen.
Was ich auch zumeist erfunden,
Hab' ich draus im Wald empfunden,
Wo die frühen Drosseln singen,
Und die klaren Bächlein springen.
In der Stille der Natur
Fühlt man seine Seele nur.

Komm heraus, du Sängerchor,
Aus dem morgenstillen Thor;
Unter grünen Blütenästen
Singt es sich am allerbesten.
Früh beim Sang der Nachtigallen
Laßt den Strom hinauf uns wallen,
Wenn die ersten Strahlen schimmern
Von den rothen Burggetrümmern,
Bis wir bei dem Klang der Saiten
Nachts im Kahn zu Thale gleiten;
Denn dem Leben nur gesellt
Lebt des Sängers Wunderwelt.

Er gibt:

Braunem Kriegsvolk und Matrosen
Meine roth' und weißen Rosen,
Die auf Schulen sind gewesen,
Mögen es den andern lesen.

Hat nun in der That diese Poesie einen so volksthümlichen Charakter? Wir müssen es verneinen. Diese künstlich nachgedichtete Volkspoesie wird nicht im Munde des Volks leben; es fehlt ihr dazu das Kecke und Drastische, das sich unmittelbar einprägt. Ihr Genuß wird immer durch die Bildung vermittelt sein.

Davon abgesehen haben manche dieser Lieder einen Goethe'schen Reiz; die lyrische Pointe, die wir scharf von der epigrammatischen sondern, der Lakonismus der Empfindung, unerlaßlich für solche kurzathmige, zum Abschluß drängende Gedichtchen, ist in manchen glücklich zur Geltung gebracht:

Einkehr.

Habe manches Land durchmessen
So zu Fuße, so zu Roß —
Jetzo bin ich abgesessen
Und verschwunden aus dem Troß.

Mir im Busen ward verrathen,
Welches Los mir sei erwählt:
Nicht zu Kämpfen, nicht zu Thaten,
Rief es, ward dein Herz gestählt.

Bücke dich zur Erde nieder,
Pflück' die Blümlein auf der Flur:
In dem Hauche deiner Lieder
Wohnet deine Seele nur.

Juninächte.

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb' durchströmte ohne Ruh.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Thaubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

Schattenleben.

Still ist's, wo die Gräber sind
Meiner Liebe;
Nur bisweilen klagt der Wind
Bang und trübe.

Seh' die Schattenwelt auf Erden
Rings vergehen,
Fühle alles spurlos werden
Und verwehen.

Neben den gelungenen Stimmungsbildern findet sich indeß auch viel nichtssagender Singsang:

Am Neckar.

Im Fluß ist ein goldiges Spielen
Von Flut und Mondenschein;
Die Wellen fließen im Kühlen
Hinab zum fernen Rhein.

Hinab zum fernen Rheine
Zieht meine Seele wol auch;
Entgegen im Mondenscheine
Weht ein sehnsüchtiger Hauch.

Abend am See.

III.

Die Ufer erheben
Sich dämmernd umher,
Die Berge, sie streben
Ins wollige Meer.

Ein Kahn noch durchschneidet
Die dunkelnde Flut;
Die Sonne verscheidet
Und sinket und ruht.

IV.

Rings ziehet verbündet
Gewölke heran,
Das Schifflein verschwindet
Auf nebliger Bahn.

Schon kräuselt und rühret
Die Welle sich mehr;
Ein Donner verlieret
Von ferne sich her.

Dergleichen Liederchen gleichen kleinen Nipptischpagoden, die gedankenlos mit den Köpfen nicken.

Nur wenig ausgeführter sind die Situationsbilder: „Das Matrosenlied", „Soldatenbraut", in welchem der Refrain eine gelungene Steigerung enthält; „Frauengemach". „An Mylady" und „Fieber" sind heinisirend; doch erscheint der Heine'sche Esprit hier in homöopathischer Dosis. In den Gedichten: „Die Winzerin", „Die Schnitterin" u. a. gibt es der matten Pointen so viele, daß man bisweilen die versus memoriales in einem Bilderbuch für Kinder zu lesen glaubt. Auch unter den Balladen, die meistens nicht viel mehr als Situationsbilder sind, finden sich einige überkindliche:

Das Bild von Alabaster.

„O Vater, o Vater!
Ich weiß ein Bild
Von weißem Albater,
Das vieles gilt." —

„Und wär's auch geringer,
Weis' mal den Stein!"
Da führt er am Finger
Ein Mägdelein.

„Sieh, Vater, die Hände,
Die schneeweißen Knie!
Ohn' Grenzen und Ende
Ich liebe sie."

Nicht viel besser ist „Der Urlauber" und einige andere dialogisirte Balladen. „Der Morgentrank" ist stimmungsvoller und gemahnt wie ein Wouwerman'sches Reiterbild.

Gedichte, die über das Stimmungs- und Situationsbild hinausgehen, sind spärlich in der Sammlung verstreut. „Das Völkergebet", das um einen Helden fleht, der die Schmach der Völker ende, hat in seiner allgemeinen Haltung etwas Unreifes:

Send' ihn aus als Friedensboten,
Seiner Ankunft harrt die Welt.
Mitten unter die Bedrohten
Stelle sein gefürchtet Zelt.

Salb' ihm gnädig Haupt und Hände,
Brust und Arm ihm wappne du.
Daß er herrlich es vollende
Gib ihm deinen Schreck dazu.

Winke du durch seine Werke,
Du in deiner Glorie Licht.
Gib ihm du der Engel Stärke,
Daß er alle Fesseln bricht.

Das sind doch bloße legendarische Phrasen! Wozu die Engel herbeibeschwören? Wir hätten lieber erfahren, von welcher Schmach, von welchen Fesseln der Dichter spricht.

Andere Töne schlagen nur die drei langathmigen letzten Gedichte an: „An der Lethe", das in seiner klaren Form an Schiller'sche Muster erinnert; „Sagunt", eine reimlose Hymne in freier Metrik und in einem Stil, welcher sich theils der Lakonismen befleißigt, theils durch häufige Anaphoras weitschweifig wird, und „Nachgesang", von dem wir die beiden Schlußverse herausheben:

Und ach! In welchem Volke durft' ich singen,
Verloren ganz im vollen Sängerchor!
Gelähmt empfind' ich oft die kleinen Schwingen,
Schau ich, wie mancher Fittich schwebt empor.
Doch gibt mir Muth die Zeit, in der wir ringen,
Da Deutschland sich von neuem kämpft hervor,
Bis wir, wie vormals stark, vereinigt wohnen,
Voran im Wettkampf allen Nationen.

O Vaterland! Mit deinen stolzen Warten,
Im Duft von Sagen zart und wunderbar,
Mit deinem liederreichen Rosengarten,
Mit deiner narbenschönen Heldenschar,
Die sich im Bilde deiner männerharten
Und doch so süßen Sprache stellten dar,
An dir, o Heimat, hängt mein tiefstes Leben,
Laß mich in deinen hohen Wundern weben!

Dem Dichter fehlt offenbar noch die künstlerische Reife; die Naturlaute der Empfindung trifft er oft mit dem richtigen Instinct des Liederdichters; doch noch weiß er ebenso oft dem eigenen Gefühl nicht einen allgemein gültigen Ausdruck zu geben. Das sogenannte „Unsagbare" ist keine Entschuldigung für den Poeten, dem ein Gott gab, zu sagen, was er leide und was er überhaupt empfindet.

4. Gedichte von Emil Claar. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 20 Ngr.

Diese Gedichte sind einem träumerischen Naturell entsprungen; wilde Lebens- und Liebeslust, Passion, Weltschmerz wechseln in ihnen ab und finden oft einen Ausdruck von ursprünglicher Stärke und Gewalt, der nur hin und wieder sich in das Verworrene und Unklare verliert. Die meisten dieser Gedichte sind Lieder, leichtgeflügelt, kurz angebunden, oft mit Pointen gewaffnet, welche bisweilen zur Unzeit die Schmetterlinge in Bienen verwandeln. Doch fehlt es manchen dieser kleinen Liederchen nicht an originellen Wendungen. Gleichwol halten wir nicht das Lied für das Genre, welches wir dem noch jugendlichen Dichter zu besonderer Pflege empfehlen möchten, sondern jene höhern schwunghaften Dichtgattungen, welche die Poetik als Oden bezeichnet, und die sich in jüngster Zeit nur einer stiefmütterlichen Pflege zu erfreuen haben. Gerade hier winkt dem Dichter eine um so lohnendere Aufgabe, je seltener die erhabene Dichtgattung in neuer Zeit gepflegt wird und je weniger die Talente nach diesem Centrum hin gravitiren. Freilich gilt hierbei der Spruch: „Ex ungue leonem"; denn es sind nur zwei oder drei Gedichte dieser Art in der ganzen Sammlung. Der „Gesang der Vernichtung" enthält zwar einige Ungeheuerlichkeiten, auch geschmacklose Verse wie die folgenden:

Ich liebe an Riffen zerstückelnden Schiffbruch
Und liebe an Schiffen zerbröckelnden Riffbruch —

doch auch Verse von Schwung und einem gewissen großen Stil. Tadellos aber ist das folgende „Fragment", das wir oben als unguis leonis bezeichnen; denn es hat echten Oden- und Hymnenstil und ist nach dieser Seite hin eine vielversprechende Probe:

Erfüllung!
Vollbusige Göttin
Mit dem Kranze
Aufbrechender Knospen ums Haupt!
O laß mich schauen dir
Ein einzigmal
Ins große tiefleuchtende Auge,
Vor dessen sieghafter Süße
Endlich ersterben
Wunsch und Sehnsucht
Und jede lechzende Marter!
O Göttin, walte, gönne,
Daß die kußtriefende Lippe

Verstumme in Wonne,
Klagevergessen!
O göttlichste Göttin,
Laß mich den Adler sein,
Der sehn darf
In die schleierlose, lodernde
Segnende Sonne,
Ein Gesegneter!
O Göttin,
Ich harre, ich harre, ich harre!

Die Grundstimmung der ganzen Sammlung ist in dem folgenden „Präludium“ ausgesprochen, das an die Jugendgedichte von Karl Beck erinnert und dem man Schwung und Grazie gewiß nicht absprechen wird:

Der Himmel weiß, ich wollte gerne
In Frieden meine Bahnen gehn,
Und in der Melodie der Sterne
Das Abbild meines Wandels sehn.

Doch hat das Schicksal mich gegeben
Dem Sturme in den schwanken Schos,
Und wie der Sturm, so ist mein Leben:
Verworren, sehnend, heimatlos.

Und wie mein Leben ist mein Dichten;
Drum wenn es dir verwildert naht,
Nicht magst du seine Wildheit richten,
Es flutet, ein Gesang der That.

Mit wenig vollerblühten Rosen
Kann ich durchduften mir das Lied.
Zerpflückte muß ich oft erlosen,
Die manch Gewitter mir beschied.

Muß Blätter haschen aus dem Streifen
Des Windes, der den Lenz entlaubt,
Und aus dem Blitze Strahlen greifen
Zu schmücken meiner Liebe Haupt.

Mit Blumen schmückt ich's, die im Leide
Gesprossen, die der Schmerz gebiert,
Von Disteln ist der Kranz der Heide,
Der des Verirrten Schläfe ziert.

5. Aus vergangenen Tagen. Gedichte von Ludwig Evers. Leipzig, O. Wigand. 1868. 16. 24 Ngr.

Eine sehr umfassende Sammlung, welche außer einer großen Zahl von Lenz- und Liebesgedichten auch „politische Lieder und Zeitgedichte“ bringt. Es spricht sich in diesen Gedichten ein gebildeter Sinn und formelle Gewandtheit aus; aber es fehlt jene Ursprünglichkeit, die bei Emil Claar trotz einzelner Geschmacksverirrungen doch vielverheißend erscheint. Nirgends stoßen wir auf Wendungen, die uns wie mit eigenthümlichem Zauber gefangen nehmen, auf Bilder, in denen sich eine große Intuition ausspricht; namentlich hat die politische Lyrik nicht den feurigen Béranger'schen Schwung; es finden sich in ihr manche blasse Herwegh'sche Reminiscenzen. Die besten Gedichte der Sammlung sind unter den kleinen Liedern und Sonetten zu suchen. In Bezug auf die Form stören oft unreine Reime: „Hauch“ und „Aug'“, „Humanität“, „versteht“, „will“, „viel“, „Meere“, „wäre“ u. s. w. Wir führen zwei der bessern Lieder als Probe an:

Wären Träume wahr!

Die Rose neigt zur Rose sich
Mit wonnevollem Kuß,
In süßem Liebestaumel schlich
Murmelnd der Bach zum Fluß.

Die Taube naht dem Täuber sacht,
Als er zum Kosen rief,
Dem Tage nahte still die Nacht —
Ich aber lag und schlief;

Ich aber lag in süßem Traum
Gefesselt ganz und gar:
O wären Träume doch nicht Schaum,
Und meine Träume wahr!

Wär' ich beglückt wie du!

Dem Lenz bist du entsprossen,
Es küßte die Sonne dich groß;
Von Duft und Glanz umflossen,
War Freud' und Lust dein Los.

Du wiegtest dich im Winde
Auf grüner Blätter Zier,
Nun prangst als Angebinde
An schönerm Platz du hier;

Nun wiegst du dich mit Kosen
An ihrer Brust zur Ruh —
O Rose aller Rosen,
Wär' ich beglückt wie du!

6. Bienen. Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches von Johannes Schrott. Augsburg, Kranzfelder. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der lyrische Honig ist bei diesen Bienen nicht die Hauptsache, der Stachel wiegt vor. Der Verfasser ist ein eifriger Katholik und mißt die Welt nach dem Maßstab der alleinseligmachenden Kirche. So finden wir in der zweiten Abtheilung: „Bildersaal“, die Gemälde Rafael's, Leonardo da Vinci's, Overbeck's u. s. w. in Sonetten verherrlicht, welche wie auf legendarischem Goldgrund hingemalt und mit polemischen Arabesken verziert sind. Die dritte Abtheilung: „Rom“, bringt uns gar eine Bildergalerie der Päpste, um welche die anmuthigen Vierzehnzeiler, allerdings in einer mehr rauhkräftigen Behandlung, ihre Versguirlanden kränzend und krönend schlingen. Wir erfahren, daß nur das Papstthum Italiens Ruhm ist und dies Land herrlich gemacht hat; Alexander VI. wird von den Anklagen der Verleumdung freigesprochen; für die Frage der Gegenwart aber bleibt die Losung:

Frei bleibe Roma unter den drei Kronen,
Ein Tempelstaat des Friedens und des Schönen,
Ein Sprachenpfingsthaus aller Nationen.

Das zweite Buch enthält Spruchgedichte, einen „neuen Theognis“, in welchem manches Treffende mit kräftigem, oft holzschnittartigem Ausdruck gesagt ist; wir theilen die beiden folgenden Gnomen mit:

Schweigen.

Muß sich ein Mann in rechtem Worte zeigen,
Durchsichtig, klar wie ein Krystall,
So lern' er auch verstehn das rechte Schweigen,
Das ihn umgibt gleich einem Wall;
Der sei so fest gethürmt,
Daß ihn nicht die Gewalt und keine List erstürmt.

Wie Tauben sei ohn' alles Arg
In Reden, treu und gut,
Im Schweigen listig wie die Schlange, die sich barg.
Wirf manch Geheimniß in die Flut,
Und manches in den Sarg,
Wo tief es eingesenkt und still begraben ruht.
Wo andre weibisch flüstern, raunen, summen,
Bewahre du ein königlich Verstummen.

Vergnügen.

Wenn von Genuß du hörst und von Vergnügen,
Wozu die Welt sich festlich putzt,
Hab' acht, die abgenützten Worte lügen,
Und was sie meinen ist beschmuzt!
Ich bin, so sei's bestimmt,
Stets einer der da gibt, nicht einer der da nimmt.

Drum sehe mir deshalb nicht schel,
Du hast zu jeder Lust,
Zu jeder Heiterkeit Erlaubniß und Befehl;
Die Freude, die du suchen mußt,
Sei aber ohne Fehl
Und senke Harmonie und Licht in deine Brust!
Die wahre Wonne gleicht dem tiefsten Ernste,
Thörichtem Sinn ist diese Lust die fernste.

Doch der Medaille, welche die Päpste mit dem dichterischen Lorberkranz geschmückt zeigt, darf der Revers nicht fehlen; auf diesem sehen wir unsere Classiker mit der Strohkrone und der epigrammatischen Dornenkrone verherrlicht. So heißt es von Schiller:

Du kannst begeistern, doch auch nur berauschen.
Du hast manch blinkendes Metall gebracht in glühnden Fluß,
Jedoch nicht jedesmal gelang der reine Guß.
Von keinem Dom schallt deiner Glocke Gruß:
Der Rathhaus-Glocke Marbachs kann ich nicht mit Andacht lauschen.

Klopstock muß hören, daß es in Tempes Thal kein Schlittschuh-Eisgefild gibt und daß aus halbgefrorenen Blöcken sich kein leuchtendes „Carrara-Marmorbild“ erhebt.

Das Porträt Lessing's wird durch folgende Unterschrift illustrirt:

Lessing.

Es ist vom reinsten Stahle deine Prosa, Lessing,
Doch aber deine Verse sind zum guten Theile Messing.
Als kleiner Theolog und großer Dramaturg
Die Bühne solltest du nur baun, nicht brechen Gottes Burg.

Ihn, der sich selbst verscharrte, hast du ausgegraben,
Den Reimar, daß wir unverloren haben,
Was dieser Todte gegen den bezeugt, der auferstand.

Als Lessing-Mendelssohn gabst du als Zwitterpfand
Den Nathan uns, den man so rührend fand,
Daß noch an jüdischer Süßigkeit sich deutsche Christen laben.

Das sind Verunglimpfungen, gegen welche die deutsche Literatur protestiren muß. Was Schott uns bietet, mag hier und dort an Abraham a Sancta Clara oder Görres erinnern; es mögen sich in diesen Gedichten, die mit Ausnahme der drei letzten fast nie über das Sonettenmaß um mehr als einen Fuß hinausgehen, einige gelungene Sinnsprüche finden, namentlich wo es einer Lebensbeobachtung und allgemeinen sittlichen Tendenz gilt. Gegenüber den Gedichten unserer Classiker verblaßt diese Poesie, die in der Form rauh und hart oft in gereimte Prosa übergeht und im Inhalt den Geist der Neuzeit ins Gesicht schlägt, trotz aller ihrer buntgemalten Initialen und sonstigen Schnörkel doch nur zu einer bedeutungslosen Mönchsschrift.

Rudolf Gottschall.

Umschau auf dem Gebiete der neuesten populären Naturkunde.

1. Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco. Von H. W. Dove. Mit Holzschnitten. Berlin, D. Reimer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der berühmte Verfasser hat auf seinen literarischen Wegen gar oft Gelegenheit gehabt, eifrigen Widersachern zu begegnen, und dieselben mit seinen gefürchteten scharfen Waffen der rationalen Erfahrungswissenschaft ebenso gewandt als gründlich aus dem Felde zu schlagen. Das liegt aber viel mehr in der Natur der Sache als in einer besondern Neigung zur Polemik. Dove hat in der Theorie der Winde und Stürme, der Barometer- und Thermometerschwankungen, überhaupt in der gesammten geographischen Wetterkunde sich eigentlich erst Bahn brechen, Aberglauben und tiefeingewurzelte Vorurtheile beseitigen müssen; da konnte er also natürlich auf Gegner gefaßt sein. Das vorliegende Werk ist nun abermals eine entschiedene Kampfschrift, und wieder eine solche, welche der schon längst errungenen Siegeskrone einen neuen ehrenvollen Schmuck zu verleihen verspricht. Er wendet auch hier die ganze Kraft und Fülle seines bewunderten Scharfsinns und Wissens an, um mit einem derben Schlage das Haltlose der entgegengesetzten Ansicht zur klaren Anschauung zu bringen. Es ist ein Hochgenuß für jeden unparteiischen Denker, den alten bewährten Meister unserer heutigen Meteorologie für seine, mit seinem ganzen Leben innig zusammengewachsene Lehre kämpfen zu sehen. Die schon längst ausgesprochene Ansicht, daß Dove's große Ideen sich erst eigentlich in der Polemik gegen feindliche Angriffe mit voller Klarheit entwickeln, findet nirgends eine so schöne Bewahrheitung als in der vorliegenden Schrift.

Die geologischen Forschungen über die europäischen Gletscher führen bekanntlich zu einer frühern Zeit, in welcher sie wahrscheinlich eine weit größere Ausdehnung hatten, der Eiszeit; man nahm dieses allgemein für eine bewiesene Thatsache an und bemühte sich nun, die erklärende Ursache aufzufinden. Die Sache wollte aber gar nicht recht gelingen und sie ist, offen gestanden, noch heute ein ungelöstes Problem. Seit einiger Zeit hatte aber Escher von der Linth eine Theorie aufgestellt, welche besonders von den schweizer Naturforschern mit Jubel begrüßt wurde. In dieser neuen Lehre lag indeß ein Eingriff in die Dove'schen Gesetze der Winddrehung, und es war daher natürlich, daß dieser dagegen das Wort ergriff. Wir wollen nun diesen Gegenstand etwas näher ins Auge fassen.

In Dollfuß Ausset's „Matériaux pour l'étude des glaciers“ (Paris 1865, III, 172) ist jene neueste Ansicht am entschiedensten ausgesprochen. Die Beweisführung beruht hauptsächlich auf den folgenden Gründen. Die gewaltige Menge Winterschnee in der Schweiz wird zu Anfang des Frühjahrs mit unglaublicher Geschwindigkeit geschmolzen, es werden Weideplätze ins Leben gerufen, an deren zwar kurzem, aber würzigem Grase die Schafe sich erlaben. Fragt man die erfahrenen Männer jener Gegend nach der Ursache, so erhält man die charakteristische Antwort: „Das thut der Föhn. Der lieb Gott und die guldi Sunn vermöged nüd, wenn der Föhn nüd chunt.“ In diesem Aus-

spruch findet nun Escher von der Linth den ersten Fingerzeig zu seiner Theorie. Bliebe der Föhn auf immer aus, meint er, so bekämen wir in der Schweiz ein Klima wie in Südamerika unter gleichen Breiten, wo sich die Gletscher bis ins Meer erstrecken; es würden sich dann auch die schweizer Gletscher in Osten und Westen bis zur See ausdehnen, sodaß sie wieder die frühere Eiszeit repräsentirten. Nach Karl Ritter's geistreicher Forschung sei es aber gewiß, daß die Sahara in verhältnißmäßig sehr neuer Zeit noch unter dem Meeresspiegel gelegen, also müßte auch die brennend heiße Luftströmung dieser Wüste, welche den Föhn bildet, noch nicht existirt haben. Escher von der Linth sagt:

Ist dem so, so kann der Föhn damals bei uns noch nicht geweht haben, und es stellt sich somit als gar nicht unwahrscheinlich dar, daß wirklich das Aufsteigen eines Theils von Afrika aus den Meeresfluten das Gletscherklima unserer Gegend in dasjenige umgewandelt hat, welches wir jetzt genießen.

Die Theorie ist nun in der That derart, daß sie für den ersten Augenblick stark besticht; daher kam es denn auch, daß sie schon 1852, als sie in einer Versammlung von Geologen der Schweiz zuerst angedeutet wurde, gleich einen großen Anhang erhielt. Als nun aber Desor mit Escher von der Linth und Martins im Herbst 1863 eine Reise nach der Sahara ausgeführt hatte, erhielt die Ritter'sche Ansicht von der verhältnißmäßig jüngern Erhebung der Wüste aus dem Meeresgrunde erst eine streng wissenschaftliche Grundlage und damit auch die Escher'sche Theorie den eigentlichen Halt. Im Jahre 1864 bei der Versammlung der schweizer Naturforscher, wo auch Dove zugegen war, wur denn viel für und gegen diese Theorie gesprochen, und man war nicht wenig erstaunt, als der große Meteorologe ganz entschieden das Wort gegen Escher von der Linth ergriff und dabei bemerkte, daß er schon seit 1842 durch akademische Vorträge nachgewiesen habe, wie der Föhn seinen Ursprung nicht in der Wüste Afrikas, sondern im Mexicanischen Meerbusen habe. Diese Ansichten und ihre wissenschaftliche Begründung theilte Dove seinem Freunde Desor später brieflich mit. Der Hauptinhalt dieser Briefe und der bezeichneten Abhandlungen bildet nun die Grundlage der vorliegenden Schrift. Uebrigens wendet der gelehrte Verfasser alle ihm zu Gebote stehende geistige Kraft an, um seine Ansicht als die richtige erkennen zu lassen, wobei dann auch vorzugsweise die wirklichen Erfahrungen durch Beobachtungen in Bezug auf das Aufsteigen und Abfließen des afrikanischen Wüstenwindes zur Sprache gebracht werden. Dove steht indeß mit seinen Ansichten auch gar nicht allein; so hat unter andern Sir John Herschel in seiner 1861 erschienenen physikalischen Geographie den Verlauf des untern und obern Passats in Afrika mit Hülfe einer Karte genau ebenso zur Darstellung gebracht, worauf um so mehr Gewicht zu legen ist, als Herschel selbst längere Zeit am Cap verweilte. Der Föhn und der Scirocco werden speciell charakterisirt und mancherlei irrthümliche Ansichten über sie berichtigt. Sehr interessant ist aber dann noch die Schlußbemerkung der Schrift. Das Ganze, meint Dove, würde es rechtfertigen, daß er dem eigenthümlichen Wunsch seines Freundes Desor — „Möge die Sahara noch lange Wüste bleiben, daß sie durch ihren warmen und trockenen Hauch die Gletscher der Alpen in ihre Grenzen bannt!" — nicht beistimmen könne. Er fürchtet keinen Nachtheil für die Schweiz, wenn sich auch noch oft die schöne Erzählung Desor's wiederholen sollte, mit der er dann seine Arbeit beschließt:

Als im Jahre 1854 nach der Schlacht bei Meggarin der General Desvaux in der Oase bei Sidi-Rasched lagerte, bemerkte er, daß die Palmbäume von dürftigem Aussehen waren, während sie anderwärts kräftig und gesund erschienen. Als er nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung fragte, wurde ihm geantwortet, es mangele an Wasser, da ein Hauptbrunnen zusammengestürzt sei, und sie nicht die Mittel besäßen, einen neuen zu graben; so sähen sie nun dem Tage entgegen, an welchem ihre Palmbäume keine Früchte mehr trügen und sie verhungern müßten. Allah wolle es so haben. Da beschloß der General auf seine eigene Verantwortung einen Bohrapparat aus Frankreich kommen zu lassen. Sofort wurde ein Ingenieur des Hauses Degousée aus Paris berufen. Er fand die Sache ausführbar. Im folgenden Winter, nach viertägiger Arbeit einer Abtheilung Spahis sprudelte ein 4300 Liter in der Minute gebender Quell aus dem verlassenen Schacht. Die Eingeborenen eilten in Menge herbei und stürzten sich über» en gesegneten Quell, der aus den dunkeln Tiefen der Erde heraufgeholt worden. Die Mütter badeten ihre Kinder darin, der alte Scheik von Sidi-Rasched konnte beim Anblick des Wassers, das seiner Familie und der Oase seiner Väter das Leben wiedergab, seine Rührung nicht bewältigen, er sank auf die Knie, und Thränen in den Augen erhob er seine Hände mit einem Dankgebet zum Himmel. Von allen Oasen liefen jetzt Bittgesuche um gleiche Begünstigung ein, und an funfzig Brunnen sind seitdem angelegt, ohne eine wesentliche Verminderung in den bereits früher erbohrten zu bewirken.

2. Der Schweizer Fön. Nachtrag zur Eiszeit, Föhn und Scirocco von H. W. Dove. Berlin, D. Reimer. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Diese stark gepfefferte Zugabe läuft in manchen Punkten Gefahr, den würdevollen Ernst einer wissenschaftlichen Streitschrift in einen unangenehmen Personenkampf zu verkehren, wozu ganz besonders absichtliche Entstellungen von seiten der Gegenpartei gereizt haben mögen. Doch ist die Sache nirgends zu einem eigentlichen persönlichen Zanke ausgeartet.

In einer gleich zu Anfang gegebenen Anmerkung macht der Verfasser darauf aufmerksam, warum er hier nicht mehr Föhn, sondern Fön schreibe. Von Herrn Dr. Titus Tobler aus Horn bei Rorschach habe er am 27. November 1867 eine briefliche Belehrung erhalten, worin es unter anderm heißt: „Gothisch schlägt ein fôn, ignis. Nach einer von Grimm angeführten alten Glosse in Mone's «Anzeiger» (8. 503. c.) ist fönne favonius, diu fönne ist warm und bringet den Regen" u. s. w.

Die Veranlassung zu dieser polemischen Zugabe lag in einer Rectoratsrede des Prof. Wild, welche am 15. November 1867 zur Feier der Stiftung der Hochschule in Bern gehalten und 1868 veröffentlicht wurde. Sie ist eigentlich ein starker Angriff der in Nr. 1 besprochenen Arbeit. Die Darstellung wird darin verwerflich genannt, weil sich Dove in der mit Prätension geschriebenen Schrift mehr als Pamphletist, denn als Mann der Wissenschaft gerire. Dove sagt nun:

Die von mir in meiner Schrift S. 86 in Uebereinstimmung mit Hann gegebene Ableitung local hervortretender Trockenheit des Fön nach dem von mir im Jahre 1852 ausführlich erörterten Erwärmen der Luft durch die bei dem Herabsinken derselben am Abhang eines Bergs erfolgende Verdichtung wird verschwiegen, und dieses Herabsinken in eine horizontale Bewegung verdreht.

Von dieser mir untergeschobenen Absurdität nimmt Herr Wild meiner wissenschaftlichen Ehre zu Liebe an, daß ich sie nur gemacht habe, um einen Witz zu machen, da er doch selbst weiß, daß ich sie nie gemacht habe, sondern sie nur von ihm mir angedichtet ist. Das sachliche Interesse hat mich bestimmt, den Widerwillen zu überwinden, einem solchen Angriff Rede zu stehen.

Diese Festrede des Prof. Wild bildet nun die Grundlage aller weitern Erörterung. Dove sagt schließlich über dieselbe:

Die in naturwissenschaftlichen Arbeiten bisher übliche Darstellungsweise unterscheidet sich so wesentlich von dem Ton der Festrede, daß man es gewiß gerechtfertigt finden wird, wenn ich mit der Erklärung schließe, daß ich derartige Angriffe von jetzt an unbeantwortet lassen werde. Ich kann eben die, welche meine Ansichten kennen lernen wollen, nur bitten, auf meine Schrift über Eiszeit, Föhn und Scirocco selbst zurückzugehen, um sich die Mühe zu ersparen, das aus ihr Citirte in das Gegentheil umkehren zu müssen.

Das ist ein Entschluß und ein Wort, wie es dem Charakter und dem Rufe eines Dove zukommt.

3. Der Novemberschwarm der Sternschnuppen. Von R. O. Meibauer. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieses Schriftchen ist mit viel Geist abgefaßt und verdient besonders wegen der durchgreifenden neuen Ansicht über die Grenze unserer Atmosphäre recht sorgfältig beachtet zu werden. Die Sternschnuppen können sich nur durch Reibung in den dichten Theilen unserer Atmosphäre bis zur Glühhitze erwärmen. Nun haben aber G. Forbes, Sir John Herschel, Foerster, Petersen und Erdmann gefunden, daß die Sternschnuppen noch in einer Höhe von 20, 100, ja bis 300 geographische Meilen leuchten. Es muß also in dieser Höhe nicht blos noch atmosphärische Luft vorhanden sein, sondern auch sogar noch in merklich dichtem Zustande. Von einer eigentlichen obern Luftgrenze kann überhaupt weder bei der Erde, noch bei irgendeinem andern himmlischen Körper die Rede sein. Auf diese Grundlagen gestützt kommt dann der Verfasser zu seiner Hypothese:

Reißen wir diese Schranke überhaupt nieder und stellen wir die Hypothese auf, daß unser ganzes Sonnensystem, ja der ganze Weltenraum mit den bekannten permanenten Gasen erfüllt ist. Wir werden von dieser sehr dünnen Luft zu unterscheiden haben die Erdatmosphäre im engern Sinne, welche dadurch entsteht, daß sich die Erde durch ihre Anziehungskraft aus der Luft eine Atmosphäre verdichtet, die außerdem noch verschiedene, nicht permanente Dämpfe enthält. Die Grenze dieser Atmosphäre ist nach Laplace dort, wo die mit der Höhe zunehmende Centrifugalkraft der Schwerkraft das Gleichgewicht hält, was nach ihm in einer Höhe von $6_{,41}$ Erdradien geschieht. In dieser Höhe hat die Luftmasse ein Streben, sich von der Erde zu entfernen und den ganzen Weltenraum zu erfüllen.

Mit dieser Hypothese fällt natürlich die Annahme von der Existenz eines Himmelsäthers zugleich mit hinweg, worüber wol schwerlich viel Trauer entstehen dürfte, denn seitdem man in einer rationalen Naturlehre gar nicht mehr an die Möglichkeit einer imponderabeln Materie denkt, ist die schwerelose Materie des Aethers immer ein unangenehmer Stein des Anstoßes gewesen. Uebrigens ist die Hypothese des Verfassers eigentlich ganz wieder dieselbe, welche schon Newton, Halley und später Laplace zu der ihrigen gemacht haben; diese Männer konnten sich nie dazu verstehen, den Cartesianischen Aetherphantasien irgendwelchen Glauben zu schenken. Newton behauptet in der zehnten Proposition des dritten Buches seiner unsterblichen „Principien der mathematischen Naturphilosophie", daß die Himmelskörper durch die Luft im Weltenraum keinen wahrnehmbaren Widerstand erleiden können, und beweist seine Behauptung durch ein schlagendes Beispiel. In einer Höhe von 200 englischen Meilen müßte die atmosphärische Luft schon 75 Millionen mal dünner sein als unten auf der Erde; „und wenn der Jupiter", fügte er hinzu, „in einem so dünnen Mittel eine ganze Million Jahre seinen Umlauf machte, so würde er noch nicht den millionensten Theil einer einzigen Umlaufsbewegung durch den Widerstand der Luft eingebüßt haben." Er denkt daher nicht daran, den Himmelsraum für wirklich luftleer anzunehmen, sondern er ist nur überzeugt, daß der Widerstand der Luft im Weltenraum für die Bewegung der himmlischen Körper so verschwindend klein ist, daß man ihn ohne Fehler stets außer Acht lassen kann. Die noch immer herrschende Ansicht, daß unsere Atmosphäre nur 10 Meilen Höhe besitze, stammt ursprünglich von dem arabischen Naturforscher Alhazen des 11. Jahrhunderts her, und hätte sich schwerlich so lange gehalten, wenn die Astronomen nicht zu der Ueberzeugung gekommen wären, in dieser Höhe sei die Luft schon so verdünnt, daß ihr Einfluß auf Reflex und Strahlenbrechung des Lichts für Null zu achten sei. Daß in einer Höhe von 10 Meilen unsere Luft schon aufhöre zu existiren, hat eigentlich noch niemand gedacht, der die Sache selbst kennt. Darauf machen schon Laplace, Arago, Bessel und andere Männer von Fach aufmerksam. — Ueber alle diese Gegenstände spricht die kleine Schrift so verständig und eindringlich, daß man aufrichtig wünschen kann, sie werde recht aufmerksam und viel gelesen.

4. Das Entwickelungsgesetz der Natur. Von Recht. Zweite Auflage. München, J. A. Finsterlin. 1868. Lex.-8. 18 Ngr.

Wahrscheinlich ist diese Schrift im Selbstverlage erschienen, obwol auf dem Umschlag der Stempel der Buchhandlung von J. A. Finsterlin in München angebracht ist. Hat man sich übrigens den Inhalt derselben nur etwas näher angesehen, so ist man bald überzeugt, daß es schwer halten dürfte, für eine solche Arbeit einen Verleger zu finden. Auf den Leser macht das äußerlich geschmackvoll ausgestattete Büchelchen einen eigenthümlichen Eindruck. Es führt ihn ohne ein Wort der Vorrede oder Einleitung gleich mitten in eine sehr abstracte Untersuchung. Er staunt und liest und hofft recht bald auf einen Punkt zu kommen, der dem Ganzen Licht und Verständniß geben soll; aber vergebens! Hochtrabende Redensarten, wichtige spannende Vorbereitung auf ein Nichts bleibt die Tonart und der Text von Anfang bis ans Ende. Damit hätte er eigentlich den Hauptproceß des Komischen durchgemacht, und der Schluß sollte ein recht herzliches Lachen sein; dazu kommt es aber nicht, weil die gar zu große Enttäuschung vielmehr Unmuth oder Wehmuth in ihm wach ruft.

In dieser Stimmung befinde ich mich jetzt, und möchte am liebsten über diesen Gegenstand gar kein Wort weiter verlieren, wenn ich nicht befürchten müßte, daß man dies

Urtheil, diesen Entschluß für zu persönlich und eigenmächtig halten möchte. Darum gebe ich nun aber ganz unparteiisch dem Buche selbst das Wort:

§. 1. „Das lineare Leben." Wie wir in der Mechanik die Kräfte kennen gelernt haben, so konnten wir dieselben durch begrenzte gerade Linien von bestimmten Punkten aus in gegebenen Richtungen darstellen, und jede solche Kraft konnte ihre Angriffspunkte nur auf ihrer eigenen Richtung mit einer Geschwindigkeit, die das Maß der Kraft vorstellen mußte, bewegen. Die Natur des Raums und das Wesen der geradlinigen Kräfte sind aber von der Art, daß, um von einem einzigen Punkte aus eine Gerade nach zwei Richtungen zugleich herzustellen, immer zwei entgegengesetzte Kräfte nothwendig sind, die unabhängig voneinander wirken müssen. Nun sei uns aber die Aufgabe gegeben, eine Kraft zu suchen, die für sich allein einen gegebenen Punkt nach den zwei entgegengesetzten Richtungen einer gegebenen Geraden zugleich bewegt. Diese Kraft ist gegeben in der Elasticität der Spirallinie....

In ähnlicher Weise bespricht §. 2: „Das Flächenleben"; §. 3: „Das Körperleben"; §. 4: „Das Universum":

Die ganze Entwickelung der Natur durch das materielle, organische und geistige Leben in seinen Ursachen und Wirkungen geht in polaren Gegensätzen nach den Eigenschaften von Doppelspiralen, die in Ebenen oder selbst wieder auf Spiralflächen liegen, mit zwei elastischen Kräften auf einem neutralen Gebiete vor sich, und zwar in einfacher linearer Richtung, in zweifacher oder in flächenartiger Ausdehnung, und in dreifacher oder räumlicher Ausdehnung, während die Pole fixe Punkte, fixe Linien und fixe Flächen sind, und die Grenzen der Objecte im Raume und in der Zeit (Geschwindigkeit) bilden.

Damit bezeichnet der Verfasser den Cardinalpunkt seines von ihm selbst aufgefundenen „Entwickelungsgesetzes der Natur":

§. 5. „Die Entstehung der Materie." Schon wollte ich meine Arbeit abbrechen und den saltum mortale der Zukunft überlassen, allein ich habe eingesehen, daß ich nicht auf dem halben Wege stillstehen darf, weil ich in dem Vorhergehenden manche Annahme gemacht habe, die entweder entfernt(?) oder erklärt werden muß, und so habe ich mich zum zweiten Schritt entschlossen....

Zu noch weitern Mittheilungen kann ich mich nicht gut entschließen, und ich glaube auch nicht, daß noch einer meiner Leser dies besonders wünschen sollte. Darum rasch zu einer verständlichern, erquicklichern Lektüre.

5. Ueber den Entwickelungsgang der Naturwissenschaften. Ein Vortrag in populär-wissenschaftlicher Form bearbeitet von Heinrich Buff. Gießen, Ricker. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Das ist eine vortreffliche Arbeit, welcher man um so mehr Interesse abgewinnt, als sie zu der unter Nr. 4 besprochenen den directen Gegensatz bildet. Der Verfasser ist Herr eines gründlichen, erfahrungsreifen Wissens und theilt seinen Lesern in leicht verständlichen, schlichten Worten seine Reflexion darüber mit. Er beabsichtigt, seinen Zuhörern und Lesern die Wege zu zeichnen, welche die Naturforscher eingeschlagen haben, um von dem Wahrnehmen natürlicher Dinge zu deren Erkennen und Wissen zu gelangen. Das erste und Hauptziel bleibt hierbei das Auffinden und Sicherstellen der Naturgesetze. Und nur hierin ist die Bezeichnung eines exacten Wissens am rechten Orte; wobei natürlich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Theorien und Ansichten über die Ursachen der Erscheinungen im Laufe der Zeit sich verändern, erweitern, verbessern können. Nach dieser Vorbereitung kommt er auf Ulrici's „Gott in der Natur". Er leugnet nicht, daß dieses Werk ein ausgezeichnetes sei, glaubt aber dennoch, daß dasselbe in Bezug auf den wahren Standpunkt der exacten Wissenschaften nicht alles reiflich erwogen habe, weil es sonst nicht behaupten könnte, daß die Naturwissenschaft sich nur einbilde, in ihren Resultaten ein exactes Wissen zu besitzen, daß Philosophie, Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft mit der gesammten Naturkunde in das schwankende Gebiet des wissenschaftlichen Glaubens gehörten. „Streichen wir", sagt Ulrici, „alles hinweg, was in Wahrheit nur wissenschaftlicher Glaube ist, so schrumpft die Wissenschaft zusammen zu einem kleinen Reste von Sätzen, deren Inhalt so dürftig und unbedeutend ist, daß er der Mühe der Forschung kaum lohnt."

Das ist ein starker Ausspruch, der die Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie sehr empfindlich verletzt, und es kann daher gar nicht wundernehmen, daß man von dieser Seite sich tapfer seiner Haut wehrt. Möchten die Gegenkämpfer nur alle so kühnen Muths und so sattelfest sein wie Heinrich Buff, dann würde ihr Sieg wol nicht lange zweifelhaft bleiben.

Nachdem der Verfasser für Physik und Chemie mit dem besten Erfolg gefochten, wendet er sich auch dem Gebiete der belebten Natur zu. Da gesteht er selbst, daß man hier noch nicht zu der Höhe eines durchweg exacten Wissens gelangt sei, und daß es sich dabei hauptsächlich um das ehrliche Streben nach einem so erhabenen Zielpunkte handle. Er sagt:

So kommt es, daß in Botanik, Zoologie, Physiologie, obwol Thatsachen in großer Menge vorliegen und fortwährend neue gefunden werden, doch die Theorien, daß insbesondere umfassende Erklärungsgrundlagen, was Sicherheit in der Begründung, Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks anbelangt, verhältnißmäßig weniger ausgebildet sind.

Unter anderm kommt er dann auch auf die bekannten Theorien Cuvier's, welche er als menschliche Satzungen betrachtet, die stets nur für ihre Zeit, niemals für die Ewigkeit berechnet sein können. Daß man mit unsern neuern Erfahrungen nicht mehr so entschieden für Cuvier gestimmt ist, hält er für natürlich, kann es aber nicht billigen, daß man mit so tobender Gewalt dagegen ankämpft, wie Ernst Häckel in seiner „Generellen Morphologie der Organismen", wo es z. B. heißt:

Ein einziges kolossales Dogma beherrscht die gesammte Wissenschaft nach Art des drückendsten Absolutismus. Denn nur ein kolossales Dogma, welches ebenso durch hohes Alter geheiligt und durch blinden Autoritätsglauben mächtig, wie in seinen Prämissen haltlos und in seinen Consequenzen sinnlos ist, müssen wir offen die gegenwärtig immer noch herrschende Ansicht bezeichnen, daß die Species oder Art constant und eine für sich selbständig erschaffene Form der Organisation sei.... Nur durch die Annahme einer völligen Verstumpfung der Organe des Anschauens begreift man, wie dieses in sich hohle und widerspruchsvolle Dogma 130 Jahre hindurch fast unangefochten bestehen und wie dasselbe auch die besten und denkendsten Köpfe der Wissenschaft beherrschen konnte.

Damit wird ein Dogma verworfen, um dafür ein anderes Dogma an den Platz zu setzen. Ist dies nun auch der Gang, der Geschichte, so sollte Häckel doch gehörig eingedenk sein, daß man veraltete Vorurtheile nie durch bloße excentrische Redensarten, sondern immer nur durch ruhig vorgetragene überzeugende Gründe zu besiegen

im Stande ist, wie dies z. B. der denkende Darwinge than hat. Der Verfasser sagt:

Erfahrungen dieser Art, welche von Darwin u. a. in großer Zahl gesammelt worden sind, bilden die Grundlage zu der sogenannten Descendenztheorie, d. h. der Hypothese, daß im Gegensatz zu der frühern Theorie der Constanz die Arten keine unveränderliche Schöpfung sind, daß vielmehr die zu einer Gattung zusammengehörigen Arten in directer Linie von einer andern, gewöhnlich erloschenen Art abstammen, in ähnlicher Weise, wie die anerkannten Varietäten einer Art Abkömmlinge von dieser sind.

Damit wird man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dieses Schriftchen einen sehr verständigen Blick auf die neuesten Ansichten und Entwickelungen der Naturwissenschaft wirft, und daß es in der That ebenso interessant für die Männer von Fach als für das große Publikum ist.

6. Zwei populäre Vorträge über Optik. Von Ernst Mach. Graz, Leuschner und Lubensky. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Der erste Vortrag bespricht die Geschwindigkeit des Lichts, während der andere die Frage zu beantworten sucht, warum der Mensch zwei Augen hat. Im ganzen besitzt das Schriftchen einen recht heitern Zuschnitt auf einer wissenschaftlich gründlichen Basis, auch sucht es überall den neuesten Fortschritten der Wissenschaft gehörig Rechnung zu tragen. Nur scheint dasselbe zuweilen sich darin zu gefallen, flotte Witze zu machen, welche eher für einen muthwilligen Studenten, als für einen ehrsamen Professor passen dürften. Aber es herrscht Geist im Ganzen, veranlaßt seine Leser zum Nach- und Mitdenken, und läßt sich daher jedem, der sich für diese Art der Lektüre interessirt, mit gutem Gewissen empfehlen. Doch um etwas davon zur Mittheilung zu bringen, wählen wir einige Reflexionen, welche dem zweiten Vortrage angehängt sind:

Ich habe Sie nun auf mancherlei Wegen und Stegen rasch über Stock und Stein geführt, um Ihnen zu zeigen, wohin man überall durch consequente Verfolgung einer einzigen naturwissenschaftlichen Thatsache gelangt. Die genauere Betrachtung der beiden Augen des Menschen hat uns nicht nur in das Kindesalter der Menschheit, sie hat uns auch über den Menschen hinausgeleitet.

Dann wendet er sich zu dem humanistischen und naturwissenschaftlichen Bildungsgegensätzen, und man merkt es ihm an, daß er gerade hierüber Lust hat sich auszusprechen. Er sagt dann:

Ich muß gestehen, ich glaube nicht an dieses Zweierlei der Wissenschaft. Ich glaube, daß diese Ansicht einer gereiftern Zeit ebenso naiv erscheinen wird, wie uns die Perspectivlosigkeit der ägyptischen Malerei. Sollte man wirklich aus einigen alten Töpfen und Pergamenten, die doch nur ein winziges Stückchen Natur sind, allein die höhere Bildung schöpfen, aus ihnen allein mehr lernen können als aus der ganzen übrigen Natur? Ich glaube, daß beide Wissenschaften nur Stücke derselben Wissenschaft sind, die an verschiedenen Enden begonnen haben. Wenn auch beide Enden noch als Montecchi und Capuleti sich geberden, wenn sogar deren Diener aufeinander loshauen, so glaube ich, sie thun nur so spröde. Hier ist doch ein geheimer Romeo und dort eine geheime Julie, welche hoffentlich mit minder tragischem Ausgang die beiden Häuser vereinigen werden.... Kurz gesagt, wir lernen manches in uns verstehen durch den Blick nach außen, und umgekehrt. Jedes Object gehört beiden Wissenschaften an. Sie, meine Damen, sind gewiß sehr interessante und schwierige Probleme für den Psychologen. Sie sind aber auch recht hübsche Naturerscheinungen. Kirche und Staat sind Objecte des Historikers, nicht minder aber auch Naturerscheinungen, und zwar zum Theil sehr sonderbare.... Wenn Sie mich aber jetzt fragen, wozu hat der Mensch zwei Augen, so müßte ich antworten: damit er sich die Natur recht genau ansehe, damit er begreifen lerne, daß er selbst mit seinen richtigen und unrichtigen Ansichten, mit seiner haute politique blos ein vergängliches Stück Naturerscheinung, daß er, mit Mephisto zu sprechen, ein Theil des Theils sei, und daß es gänzlich ungegründet ist:

Wenn sich der Mensch — die kleine Narrenwelt —
Gewöhnlich für das Ganze hält.

7. Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte des Menschen von Robert Schweigel. Leipzig, Denicke. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

In diesem Werkchen tritt die im vorhergehenden prophezeite Einigung zwischen den Humanisten und Naturforschern schon auf das klarste zu Tage. Es stehen hier die Sprachforscher und Naturforscher nicht blos nicht mehr einander entgegen, sondern sie gehen in innigster Befreundung auf dasselbe Ziel los, auf die naturgemäße Urgeschichte des Menschen. Wir können es dem Verfasser nur Dank wissen, daß er uns in einem so kleinen Rahmen ein für jedermann faßliches, durch und durch interessantes Bild von dem Zusammentreffen beider Forschungswege gegeben hat; während man sich bisher immer nur in gesonderten großen Werken von jedem einzeln den befriedigenden Aufschluß holen konnte, je nachdem das eine ausschließlich blos der Geologie, das andere ebenso nur der Philologie diente. Hoffentlich läßt der auf beiden Seiten tüchtig gebildete Verfasser diesem ersten kleinen Versuch bald eine umfassendere, tiefer eingehende größere Arbeit folgen. Nur wäre es dringend zu wünschen, daß er den so glücklich betretenen Weg der populären Form nicht verlassen möchte. In linguistischer Hinsicht steht Jakob Grimm mit seinem geistreichen Anhang Zeuß, Max Müller, Mone, Obermüller, Riecke, Bacmeister, Frenzel u. a. auf der einen Seite der Erforschung der Urgeschichte des Menschen; und in geologischer Hinsicht steht Darwin mit seinen begeisterten Nachfolgern Karl Vogt, Virchow, Nägeli, Häckel u. a. zu derselben Erforschung auf der andern Seite. Durch die Forschungen beider Parteien steht jetzt ganz entschieden fest, daß das gesammte Menschengeschlecht auf Erden nicht von einem Paar ausgegangen sein kann, daß eine Ueberflutung der ganzen Erdoberfläche zu keiner Zeit vorgekommen ist, daß es nie eine solche vernichtende Völkerwanderung gegeben haben könne, wie in früherer Zeit die Weltgeschichte für wahr gehalten hat. Ueberall, wo die Bedingungen zu seinem Dasein vorhanden waren, entstand der Mensch, sowie alle Abänderungen in seiner Cultur und Körperbeschaffenheit auf dem Wege eines naturgemäßen allmählich wirkenden Gesetzes zu Stande gekommen sind. So nimmt unser Verfasser mit Heer an, daß die ganze Civilisation der Pfahlbauer aus Nordafrika und Aegypten stamme. Er bemerkt:

Wenn dies der Fall ist, so wird man wol jene mondartigen Thonstücke, die in den Pfahlbauten in so großer Menge gefunden worden sind, nicht mit Karl Vogt für Kopfkissen halten, sondern sie wirklich für das nehmen dürfen, was ihre Gestalt anzeigt: Mondbilder. Seit uns die jüngsten Reiseforschungen in Afrika den Nil erschlossen haben, wissen wir, daß alle Völkerstämme in den herrlichen Ländern der Nilquellen Mondanbeter sind. Alle diese Völker verstehen auch die Kunst, aus Getreide und andern Pflanzen ein Bier zu bereiten, dieses

Nationalgetränk der Germanen, dessen Namen kein Gothisch und Althochdeutsch zu erklären vermag. Darf man es von dem Celtischen bior ableiten, so bedeutet es etwas Flüssiges. Nach dem deutsch-celtischen Wörterbuch von W. Obermüller hieß im Gaëlischen das Bier corma, curmi, gleichwurzelig mit dem deutschen „gären", „vergoren". Es ist daher keineswegs unwahrscheinlich, daß unser Nationalgetränk aus Afrika stamme und die Pfahlbauer die Urahnen der deutschen Bierbrauer waren.

Heinrich Birnbaum.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Biographie des Geschichtsforschers Johann Friedrich Böhmer.

(Beschluß aus Nr. 44.)

In einem Briefe an seinen Oheim, den General von Hofmann, spricht Böhmer seinen politischen Glauben aus: „Ich bin ein altreichsstädtischer Republikaner und hatte darum von jeher mit dem modernen bureaukratisch-militärischen Despotismus ebenso wenig zu schaffen, als mit dem constitutionellen Phrasenthum einer sogenannten liberalen Partei, die alles, was nicht in ihr Horn bläst, noch mehr anfeindet und zu unterdrücken sucht, als es der Absolutismus thun möchte."

Je tiefer sein Scharfblick in die Werkstätten der Geschichte drang, desto begreiflicher ist uns seine düstere Stimmung bei den anbrechenden Revolutionsstürmen im Jahre 1847, und seine Entrüstung über die Halt- und Gehaltlosigkeit der vaterländischen Zustände nach dem Jahre 1848. (Biographie, S. 295 fg.) Mit ungebrochenem Muthe jedoch arbeitete er vom Jahre 1845—48 an der neuen Ausgabe seiner „Staufischen Regesten", sodaß dieselben im Jahre 1849 in ihrer neuen Gestalt erschienen: „Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich (VII.) und Konrad IV. 1198—1254" (Stuttgart 1849). Die wissenschaftliche Kritik hat sich darüber dahin ausgesprochen, daß erst jetzt nach Erscheinen dieses Werks der thatsächliche Verlauf des Geschehenen (1198—1254) erkannt werden könne, „daß noch niemand auf dem Gebiete deutscher Geschichte für einen so kurzen Zeitraum von 56 Jahren so festen Grund gelegt, so Treffliches mit Meisterhand aufgebaut, so viel Frucht geboten und so viel neuen Samen zu neuer Frucht gestreut habe" (Biographie, S. 313 fg.) Die 88 Quartseiten starke „Einleitung" zu diesen Regesten enthält eine gedrängte Geschichte der Zeit und eine Charakteristik der Kaiser, ganz besonders Kaiser Friedrich's II., weil Böhmer in dessen Geschichte die „cardo rerum" für die mittlern Zeiten erkannte, „etwa wie bei Gustav Adolf für die neuern; wer diese beiden Persönlichkeiten falsch auffaßt, muß folgerichtig in allem übrigen irren". Die eingehendere Besprechung des reichen Gehaltes dieser bewunderungswürdigen Einleitung, sowie genaue Mittheilungen über die Aufnahme, welche das Werk weit über Deutschlands Grenzen hinaus in Frankreich und in Italien fand, finden sich auf S. 314 fg. der Biographie.

Im October 1849 entschloß er sich rasch, seinen Freund, Architekt Hübsch, auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Die Reisenden gelangten über Florenz, Siena, Perugia, Assisi u. s. f. am 30. November nach Rom, der Ewigen Stadt. Böhmer weinte vor Freude, da ihm durch Pater Theiner zur Benutzung der Vaticana die Studirstube Raynald's daselbst zur Verfügung gestellt wurde. Seine Freude aber sollte bald wieder getrübt werden durch die Beschränkungen, welche seine Benutzung der Vaticana erlitt, sodaß er auch diesmal mit bitterer Stimmung seinen Aufenthalt zu Rom abkürzte und am 12. Februar 1850 nach Neapel abreiste, wo er besonders mit Alfred von Reumont, dem großen Kenner der italienischen Geschichte, den belehrendsten Verkehr bis zum 24. März pflegte. Die Plackereien auf der Vaticana veranlaßten ihn, zu Rom selbst, vor seiner Abreise, über die „Anliegen deutscher Wissenschaft" einen Aufsatz zu entwerfen, in welchem er die Mängel und Verkehrtheiten in der Verwaltung der Vaticana Fremden gegenüber gründlichst bloßlegte.

Am 22. Januar 1851 ward ihm Schlosser durch plötzlichen Tod entrissen; jener war nicht blos in der Jugend für ihn „ein Leitstern" gewesen, sondern stets noch „hatte er auf denselben mit der Pietät eines Jüngern geblickt".

Im Herbst 1852, während eines Aufenthalts zu München, verkehrte er viel mit E. von Lasaulx und J. von Döllinger, welch letzterm wir den ausgezeichneten „Nekrolog auf Böhmer" verdanken (Sitzungsberichte der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1863, Bd. 2, Heft 4, S. 399—411.)

Im April 1853 brachte er den dritten Band der „Fontes" zum Abschlusse. Am 12. Januar 1854 begann er „Die Wittelsbachischen Regesten", und schon am 4. März jenes Jahres lag das Werk in 57½ Bogen Reinschrift zum Druck bereit. Gegen die ungerechten Vorwürfe, welche ihm seine freimüthigen Aeußerungen über die bisherige bairische Geschichtsforschung und die Mittel dieselbe zu heben zugezogen hatten, bildete die hohe Anerkennung von seiten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen durch Ertheilung eines der Wedekind'schen Geschichtspreise ein mehr als hinlängliches Gegengewicht (Biographie, S. 364 fg.). Böhmer bestimmte die ganze Preissumme (500 Thaler in Gold) für seinen Freund Kopp „zur Unterstützung der Druckkosten bei der erwünschten Weiterführung seines Geschichtswerks" („Geschichte der eidgenössischen Bünde"), und überschickte ihm dieselbe „in ihrer Originalverpackung". Die großmüthige Gabe von seiten Böhmer's und die einfache Annahme derselben von seiten Kopp's bieten ein ergreifendes Bild wahrhaft antiker Einfalt dar, welches sich vortheilhaft unterscheidet von den bei Acten der Liberalität unter gewissen Leuten von andern politischen und religiösen Grundsätzen gewöhnlich vorkommenden Zierereien, Ostentationen und gegenseitigen Beräucherungen. „Mit aller Treue und Bescheidenheit und mit wirksamstem Erfolg", sagt Böhmer's Biograph, „hat Kopp nach dem Vorsatz gehandelt, diese edle Freundschaftshandlung sich als mächtige Anspornung dienen zu lassen, auf dem betretenen und gebilligten Pfade alle noch vorhandene Kraft für die Reichsgeschichte zu verwenden." Im Spätsommer 1857 brachte Böhmer einige

Wochen in der Schweiz zu; nachdem er auf der Hinreise mit Stälin den Hohenstaufen bestiegen hatte, besuchte er von Brugg aus die Trümmer der Habsburg, dann das Kloster Königsfelden, war mehrere Tage bei Kopp in Luzern, bestieg den Rigi und hielt sich acht Tage in Zürich auf, wo er mit den Gebrüdern von Wyß im wohlthuendsten Verkehr stand.

Noch im Herbst desselben Jahres ging er nach Berlin, um sich mit Pertz über die Herausgabe der Kaiserurkunden von 919 an zu verständigen; Böhmer versprach, einen Probedruck in handlicherm Format als das der „Foliocrinolinischen Monumente“ zu liefern. Wie bei seinem Besuche Berlins im Sommer 1832, wo ihm dort „mit größter Liberalität“ die Schätze des Staatsarchivs geöffnet wurden und wo er von G. W. von Raumer und von Ledebur Beweise wohlverdienter Anerkennung erhalten hatte, wurde ihm auch diesmal sein dortiger Aufenthalt verschönert durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, „deren man“, wie er schreibt, „schwerlich eine solche Zahl in einer zweiten Stadt Deutschlands antreffen würde“. Wir nennen hier nur die beiden Grimm, Ranke, Jaffé u. a. m. Böhmer's belebender Einfluß hatte sich um jene Zeit schon nach allen Seiten hin verbreitet, und eine größere Zahl jüngerer Freunde hatten sich seinen Bestrebungen angeschlossen, zu denen Wilhelm Arnold, Julius Ficker, Alexander Kaufmann, Karl Stumpf u. a. m. gehören, und unter welchen, wir wiederholen es hier gern mit dankbarer Anerkennung, dem Verfasser der vorliegenden, mit so großer Liebe als tiefer Sachkenntniß geschriebenen Biographie der Vorrang gebührt. Es bedurfte für Böhmer eines solchen Gegengewichts liebender Theilnahme, damit die Last seines über die Verworrenheit der Zeiten stets zunehmenden Unmuths, wozu noch sein wachsender Ekel an mancherlei seinem Beruf durchaus heterogenen Arbeiten kam, ihn nicht lähme und erdrücke. Doch wollte er es als ein Bild abnehmenden Lebens betrachten, daß er beim Antritt seiner Herbstreise nach Wien im Jahre 1858 „sich leider sagen mußte, daß seit der im vorigen Jahre vorausgegangenen“ (zweites Ergänzungsheft der Regesten von 1246—1313) „keine Arbeit fertig geworden“. Dort erfrischte er sich zwar durch Freundesverkehr mit Chmel, Feil, Karajan, Franz Pfeiffer u. a. m. und lernte auch „neue Leute“ zu seiner Freude kennen, Sickel u. a.; um so schwerer aber fiel ihm der Abschied von Chmel, „seinem ältesten und liebsten Freund“, es war, als ob er dessen bald darauffolgenden Tod geahnt hätte!

Allmählich nur hatte sein durch den Krieg in Italien und Oesterreichs Niederlage tief erschüttertes Gemüth wieder die zur Arbeit nöthige Ruhe gefunden; „aber zugleich erwachte in ihm“, wie er an einen Freund schrieb, „das seit Jahren zurückgedrängte Bedürfniß, sich mehr mit dem innern Leben zu beschäftigen.“ „Die beste Beruhigung“, bekannte er, „sollte man doch im Innern tragen, und die höchsten Fragen liegen doch eigentlich am nächsten.“ Er kam jetzt im höhern Alter auf den „Briefwechsel Johannes von Müller's“ zurück. „Es ist in keinem andern Buche so viel Wärme, Anregung, auch Belehrung für die Richtungen, die auch die meinen sind“, schrieb Böhmer im Jahre 1860 an einen Freund. Wie Müller, ahnte auch Böhmer, „daß alles, was uns wahrhaft befriedigen soll, von oben kommen müsse“; aber wie jener durch Sinnentaumel, so ließ sich Böhmer durch die freilich weit reinere und höhere Lust an der Arbeit wieder abwendig machen von dem „unmittelbaren Nahen zu Gott“, welches durch Demuth und Gebet vermittelt wird. So warf er sich denn mit einer wahrhaften Arbeitswuth (labor improbus) im Herbst 1860, „sobald er endlich seine schon zum dritten male reclamirten 400 Kaiserurkundenabschriften von Berlin wieder zurückerhalten hatte“, auf die Herausgabe der „sächsischen Kaiserurkunden“, von denen er, als bloßen „Versuch“, ein Probeheft, welches nicht in den Buchhandel kam, sondern nur „den Freunden und Kennern des Gegenstandes, vor allen G. H. Pertz zu geneigter Beurtheilung und Würdigung vorgelegt wurde“, und welches die Urkunden Konrad's I. enthielt, schon im Jahre 1859 veröffentlicht hatte. Ganz versenkt in seine Arbeit, entsagte er selbst seinen Besuchen bei befreundeten Familien (Wedever und Harnier), gab auch seinen gewohnten täglichen Spaziergang auf, verließ dagegen sein Bett um eine Stunde früher als gewöhnlich, schon um 5 Uhr, sodaß sich sein leidender Zustand in den zwei letzten Monaten des Jahres 1860 von Tag zu Tag verschlimmerte. Am 20. December jenes Jahres klagte er einem Freunde über schon fünf Nächte dauernde gänzliche Schlaflosigkeit, und am 22. December stürzte er, von der Bibliothek zurückkehrend, bewußtlos auf der Straße nieder, und, nachdem er sich mit Mühe nach Hause geschleppt, nochmals auf seinem Zimmer. Während seiner hierauffolgenden Krankheit machte er die mündliche Mittheilung, daß er in seinem Testamente seinen Freunden Janssen, Arnold und Ficker die Ordnung und Herausgabe seines literarischen Nachlasses übertragen habe. „Auf die Urkunden und auch die Regesten des sächsischen Kaiserhauses, auf die Regesten Karl's IV. und die der Erzbischöfe von Mainz soll bei der Herausgabe meines Nachlasses hauptsächlich Rücksicht genommen werden!“ sagt er.

Im Sommer und Frühherbst 1861 hatte sich Böhmer wieder so erholt, daß er sich „förmlich verjüngt“ fühlte, und mit einem Freunde seine gewohnten stundenlangen Spaziergänge im frankfurter Walde, ja sogar im September einen Ausflug in den Taunus machte und den Feldberg bestieg. Den Winter über von 1861—62 und im Frühjahr des letztern Jahres war er wieder unausgesetzt thätig, vorzüglich an der „Mainzer Geschichte“. „Ueber der Arbeit, mit der ich mich stets noch wie verwachsen fühle, muß ich mich selbst vergessen!“ sagte er. Noch im Juli jenes Jahres setzte er sich die Herausgabe darauf bezüglicher „Regesten der Erzbischöfe, vollständig bis 1512“, und „Urkundenbuch, vollständig bis ins 12. Jahrhundert“ vor, und „um für Durchführung dieser Arbeiten freier zu werden, reichte er am 4. September 1862 dem Senat sein Entlassungsgesuch von der Bibliothekarstelle“ ein. Aber an demselben Tage brach er „gleichsam zusammen“, mußte mehrere Wochen zu Bett liegen und durfte von da an den ganzen Winter hindurch meist das Zimmer nicht verlassen. Der bedürfnißlose Mann beklagte es, nicht mehr selbst das für den täglichen Bedarf nöthige Brennholz spalten und herauftragen, ja, nur mit Anstrengung sein Bett, wie er's gewohnt war, machen und seine Schlaf- und Studirstube kehren zu können.

Sein Studirzimmer lag im Hinterhause und bot ihm den Ausblick in das Hausgärtchen und auf den Kastanienbaum, den er selbst dorin zum Andenken an seinen ersten Spaziergang an den Main (im Frühsommer 1806) gepflanzt hatte; im Winter fiel monatelang kein Sonnenstrahl darein, aber er mochte es mit keinem andern im Hause vertauschen, „weil er hier alle seine größern Arbeiten angefertigt und seine besten Freunde gesehen hatte", deren Porträts dies Heiligthum zierten. Ordnung und Sauberkeit waren bei ihm das Symbol innerer Reinheit und gewissenhafter Pflichterfüllung. Seine Kleidung war, wie seine Wäsche und seine Hände, stets rein; die erstere aber einfach und altväterlich, so auch die Schuhe mit Riemchen, die er Sommer und Winter trug. Seine körperliche Erscheinung war freilich durch die zunehmende Krankheit allmählich sehr verändert: sein hochgewachsener Körper, den er früher sehr gerade hielt, war gebeugt, sein mächtiger Kopf, den er sonst aufrecht trug, vorwärts geneigt, seine große edle Stirn mit Falten durchfurcht, die Augen hatten Glanz und Schärfe verloren, und ein Ausdruck von Wehmuth lag um den einst oft trotzigen Mund, sein sonst rascher kurzschrittiger Gang war schleichend geworden. So oft er jedoch geistig lebhafter erregt war, wandelte sich dies alles wieder plötzlich um, Gestalt, Blick und Bewegung erschienen wieder frisch, frei und wie verklärt.

Im April 1863 äußerte er: „Mein liebstes Leben lebe ich nur noch mit meinen heimgegangenen Freunden!" Die meisten derselben waren ihm wirklich im Tode vorangegangen: Thomas, Vater Görres, General von Hofmann, Schulz, der tiefgemüthliche, Hübsch, der treue alte Genosse des wonnevollen ersten Aufenthalts zu Rom, 1818—19; der letztere starb im April 1863. Mit dem Juni 1863 nahm seine Hinfälligkeit fortwährend zu. So schwer ihn auch oft die Beherrschung seiner körperlichen Leiden ankam, so verdient doch hier Erwähnung, daß er, der im reifern Mannesalter oft an der Erneuerung und Fortentwickelung seiner Nation gezweifelt hatte, kurz vor seinem Ende sich von neuem gefestigt fühlte in seinem frühern Vertrauen auf das Volk, auf den noch gesunden Kern des Volks, auf dessen neue Lebensthätigkeit und darum bessere Zukunft. „Ich glaube noch immer an mein Volk!" so sagte er einen Monat vor seinem Tode, „ich rechne nur noch aufs Volk!" und fügte als ein eingefleischter reichsbürgerlicher Republikaner hinzu: „auf einen großen Kriegshelden aus dem Volke!"

Eine von dem trefflichen Biographen seinem Werke vorangestellte „Zeittafel über Böhmer's Leben und Schriften" gibt ein klares und staunenerregendes übersichtliches Bild von der riesenhaften Arbeitskraft Böhmer's, und die Summarien der acht Abschnitte der Biographie enthalten eine genaue Inhaltsanzeige der darin geschilderten Lebensereignisse; überhaupt ist das ganze Lebensbild, wir wiederholen dies hier am Schlusse unserer Besprechung desselben, mit einer ebenso tiefen und umfassenden Kenntniß seines ganzen reichen Gehaltes, als mit der größten Gewandtheit, Sicherheit und Klarheit in der Beherrschung des Materials entworfen und ausgeführt: Böhmer hätte das Andenken an ihn keinem dankbarern Herzen und keiner geschicktern Hand anvertrauen können!

Feuilleton.

Robert Griepenkerl.

Wie die Zeitungen melden, starb Robert Griepenkerl am 17. October in Braunschweig. Der Dichter des „Robespierre" und der „Girondisten" hat seinerzeit viel von sich sprechen gemacht; er ist von begeisterten Verehrern, von Karl Andree und Adolf Stahr, in tonangebenden deutschen Organen als der dramatische Messias begrüßt worden. Jedenfalls besaß Robert Griepenkerl das Zeug zu einem dramatischen Dichter — und wenn auch er nach den ersten begeisterten Anläufen verstummte, so theilt er das Los so vieler echter Talente in Deutschland, die sich der Bühne widmen, aber im Kampf mit den tausend Schranken, Rücksichten und Feindseligkeiten alsbald erlahmen. Robert Griepenkerl hatte den modernen Instinct in der Wahl seiner Stoffe, ja in der Vorrede zum „Robespierre" sprach er es selbst aus, daß er im Gegensatz zu den überwundenen Standpunkten des Classicismus und Romanticismus das Seinige thun wolle, um den Kunsthorizont zu erweitern und durch Hereinziehen der Gegenwart und der lebendigen Interessen der Zeit die moderne Tragödie gründen zu helfen. Diesen Tendenzen, welche durchaus die unserigen sind, ist der Dichter bis zum Schluß seiner dramatischen Laufbahn treu geblieben; aber er hat auch alle die Widerwärtigkeiten auszukosten gehabt, welche mit der Verfolgung derselben verknüpft sind. Von modernem Geist durchdrungenen Dichtungen treten alsbald die tausend Rücksichten entgegen, an denen unsere Bühnen kranken. So konnte der Dichter wol seinen „Robespierre" und seine „Girondisten" durch eigene Vorlesung in vielen deutschen Städten und in weitern Kreisen bekannt machen; aber keine der größern tonangebenden Bühnen hat diese Dramen zur Aufführung gebracht. Außerdem wandte sich die Zopfkritik zum Theil gerade gegen die moderne Bedeutung der Stoffe. Als sich Griepenkerl später einigen mehr socialen und volksthümlichen Dramen zuwandte, eroberte er wol die berliner Hofbühne damit, aber die Kraft seiner ersten Impulse war bereits gebrochen. Zugeständnisse an die Bühnenmöglichkeit in Bezug auf tendenziöse Rücksichten wirken stets abschwächend auf das Talent. Sein letztes Drama stieg ziemlich klanglos in den Orkus hinab. „Wieder ein verunglückter dramatischer Messias!" mochte die Schadenfreude der Altgläubigen triumphiren, aber sie vergessen, wie große Schuld die Bühne, die Zeit und das Volk an dem Untergang der Talente tragen und daß tüchtig Strebende, trotz ihrer Misgriffe und Miserfolge, doch immer die Bahnbrecher der Zukunft sind.

Robert Griepenkerl war am 4. Mai 1810 zu Hofwyl in der Schweiz geboren, wo sein Vater Friedrich Karl Griepenkerl, ein durch mehrere Werke bekannter Aesthetiker, damals als Lehrer wirkte. Auch der Sohn, der nach vollendeten Studien in Braunschweig lebte, beschäftigte sich anfangs mit ästhetischen Arbeiten. Seine Thätigkeit als Lehrer der Aesthetik am Carolinum seit 1839, später als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cadettenanstalt, wies ihn auf diesen Wirkungskreis hin. Er hatte aus dem Kreise der Aesthetik die Musik als seine Specialität ausgewählt, und seine ersten Schriften, wenn wir von der Uebersetzung einiger griechischer Trauerspiele absehen, bewegten sich auf diesem Gebiet. Schon vor Richard Wagner trat er in seiner Schrift: „Die Oper der Gegenwart" (1847), hier reformatorisch auf. Der Literaturgeschichte oder vielmehr der geistvollen Betrachtung über Literatur war sein nächstes Werk gewidmet: „Der Kunstgenius der deutschen Literatur im letzten Jahrhundert" (1846).

Wodurch Griepenkerl veranlaßt wurde, sich als Dramatiker der Bühne zuzuwenden, ist uns unbekannt. Mit seinem

„Robespierre“ (1851) errang er auf einmal eine große Popularität, da er als tüchtiger Vorleser von energischen Mitteln und bei nicht zaghafter Benutzung derselben selbst für das Bekanntwerden seiner Schöpfung sorgte. „Die Girondisten“, das in der Zeit vorausgehende Stück der Revolutionsbilogie, folgten 1852. Ein oft grandioser Kraftstil, begeisterter Schwung, hin und wieder geniale Blitze der Charakteristik und des Dialogs zeugten von dem ursprünglichen Talent des Dichters; aber in dem Bestreben, „die Breter“, wie er es selbst nannte, „unter dem Kothurn der Wirklichkeit donnern zu lassen“, sprengte er die geschlossene dramatische Form zu Gunsten einer historischen Chronik, der bei allen großen Zügen doch der bewältigende Zauber des Kunstwerks fehlte. Eine Ueberfülle von Gestalten bewegte sich in dem Rahmen der fünf Acte, es waren mehrere Tragödien in einer einzigen zusammengedrängt. „Maximilian Robespierre“ enthält eine zweite Tragödie Danton; die „Girondisten“ gar einen ganzen Cyklus von Trauerspielen bei ihrem vielköpfigen Heldenthum. Es waren eben Revolutionshistorien, wie die Shakspeare'schen Königshistorien; die Revolution selbst erschien als Heldin. Doch diese Neuerung in der Form verstieß gegen das Grundgesetz dramatischer Spannung, die ihr Alles, wie auf eine große Nummer, nur auf ein einzig Haupt setzen kann. Es war der moderne Geist, der auf die Bühne gebracht wurde, aber in einer unruhigen, gärenden Form ohne künstlerischen Abschluß.

Die Freudenfeuer des bewundernden Enthusiasmus waren leider bald in den Zeitungen heruntergebrannt. Die Resultatlosigkeit des ersten Anlaufs veranlaßte den Dichter zu einem zweiten, durch den er allerdings die Bühnen eroberte, aber ohne sich auf denselben behaupten zu können. Das sociale Drama: „Ideal und Welt“ (1855), und das Volksstück: „Auf der hohen Rast“ (1861), mit seiner Bergwerksstaffage, zeigen die Beschränkung des Dichters, aber auch die Abschwächung seines Talents. Noch einmal griff Griepenkerl einen großartigen Stoff auf, die eigentliche Tragödie des Jahrhunderts: Napoleon auf Sanct-Helena; doch das Drama, in welchem er sie behandelte: „Auf Sanct-Helena“ (1862), war zu genrebildlich und sentimental, um die Dimensionen des prometheischen Stoffs zu umfassen.

Seitdem verlautete nur Mistiches von dem Dichter, und so hören wir denn, daß er in sehr dürftigen Verhältnissen in Braunschweig gestorben sei. Solcher Verfall ist kein seltenes Los deutscher Dichter, aber doppelt schmerzlich für den, der einmal den verhängnißvollen Cymbelklang lautschmetternden Tagesruhms vernahm und nun in Einsamkeit den Schiffbruch aller seiner Hoffnungen beklagen mußte.

Emanuel Geibel.

Geibel's „Sophonisbe“ ist am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen, ohne mehr als einen Achtungserfolg zu erringen, und nachdem sie durch die wiener Kritik Spießruthen gelaufen ist, scheint sie wieder spurlos von den weltbedeutenden Bretern zu verschwinden. Unsere Blätter werden auf das auch im Druck erschienene Stück näher zurückkommen; hier soll es uns nur zu zwei Bemerkungen Veranlassung geben. Die erste betrifft die Wahl antiker Stoffe, deren Unfähigkeit, sich auf den Bretern der Gegenwart zu behaupten, mit jedem neuen antiken Stück von neuem hervortritt. Wo ist das Preisstück: „Brutus und Collatinus“ geblieben? Wie viele Sophonisben sind bereits klanglos in den Orkus gewandelt! Das ewige Menschliche all dieser Stoffe ist eine leere Phrase! Wenn wir uns für die Römer und Numiden und gelegentlich für die Löwen und Hyänen nicht interessiren, so läßt uns der größere Theil der Handlung, die ganze Einkleidung derselben, ihr historischer Gehalt gleichgültig. Die zweite Bemerkung betrifft die von der wiener Kritik fast durchgängig aufgestellte Behauptung, daß Geibel kein Dramatiker sein könne, weil er eben ein hervorragendes lyrisches Talent besitze. Diese Behauptung ist grundfalsch. Im Gegentheil, es wird kein Dichter ein wahrhaft großer Dramatiker sein, der nicht zugleich ein großer Lyriker ist. Oder waren etwa die griechischen Tragiker nicht, wie schon ihre Chöre beweisen, große Lyriker? Oder Shakspeare, der Dichter der „Sonette“, deren lyrischer Zauber „Romeo und Julie“, seine Feenstücke, seine Lustspiele umschwebt? Oder Schiller und Goethe? Es kommt freilich auf das Genre der Lyrik an, und eine leidenschaftliche Energie darf ihr nicht fehlen, wenn der Lyriker auch als Dramatiker große Wirkungen erzielen will.

Gleichzeitig wird gemeldet, daß Geibel, wegen seines Gedichts an den König von Preußen, seine Pension von 1400 Gulden, die ihm die bairischen Könige zahlten, verloren und daß er infolge dessen auch seine Professur in München niedergelegt hat und sich von allen seinen dortigen Beziehungen loszusagen gedenkt. So ist die poetische Tafelrunde des Königs Max jetzt gesprengt: Dingelstedt wirkt als Hofoperndirector in Wien, Bodenstedt als Intendant in Meiningen, während Geibel wahrscheinlich seine hanseatische Vaterstadt zum bleibenden Aufenthaltsort wählen wird.

Bibliographie.

Craven, Frau Augustus (geb. La Ferronnays), Erzählungen einer Schwester. Familienerinnerungen. Deutsch von A. Cornelius. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dempwolff, C. A., Vor und hinter den Coulissen. Skizzen und Erinnerungen. 2 Bdchn. Wien, Hartleben. 8. à 10 Ngr.

Dolder, J., Pilger-Reise nach dem heiligen Land. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 21 Ngr.

Ernesti, H. F. T. L., Die Ethik des Apostels Paulus in ihren Grundzügen dargestellt. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr.

Felder, F. M., Reich und arm. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. 5te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

— — Sophonisbe. Tragödie. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Giseke, B., Ahasverus der ewige Jude. Berlin, Schweigger. 8. 22½ Ngr.

Grabowski, St. Graf, Die Jungfrau von Orleans. Historisch-romantische Geschichte. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 4 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 17te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Kinderleben. Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit. Mit Illustrationen von L. Richter. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Koch, E., Die Sage von den Nibelungen. Grimma, Gensel. Gr. 4. 10 Ngr.

Kohler, K., Die Bibel und die Todesstrafe. Eine Zeitfrage vom kritisch-historischen Standpunkte aus betrachtet. Leipzig, Pardubitz. 8. 7½ Ngr.

Krauß, A. E., Die Lehre von der Offenbarung. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Frau v. Krüdener. Ein Zeitgemälde. Bern, Mann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebenau, T. v., Geschichte des Klosters Königsfelden. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 18 Ngr.

Michelis, F., Vernünftige Unterhaltung eines Berliner Katholiken und Protestanten über Knak. Berlin, Jansen. 8. 5 Ngr.

Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preussischen Diplomaten herausgegeben von dessen Neffen L. v. L. 1ster Bd. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr.

Mohr, E., Reise- und Jagd-Bilder aus der Südsee, Californien und Südost-Afrika. Bremen, Schünemann. 8. 15 Ngr.

Müller, H. G., Deutsche Klänge aus den für das deutsche Vaterland so ereignißvollen Jahren 1866 und 1867. Nebst einem Anhang vermischter Gedichte. Ohrdruff, Stadermann jun. Gr. 16. 12 Ngr.

Mützelburg, A., Der Bockreiter. Eine Criminal-Novelle. Berlin, Mecklenburg. 8. 25 Ngr.

Petermann, A., Die deutsche Nordpol-Expedition. Verlauf vom 24. Mai bis 20. Juni 1868. Gotha, J. Perthes. 4. 10 Ngr.

Petzholdt, J., Zur Litteratur der Kriege in Folge der französischen Revolution 1789—1815. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 8 Ngr.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. 3te Folge. Augsburg, Kranzfelder. 8. 18 Ngr.

Ponson du Terrail, Das Geheimniß des Arztes. Criminal-Roman. Berlin, Mecklenburg. 8. 20 Ngr.

Die badische Regierung und das Domcapitel von Freiburg. Eine historische Studie über eine Frage der Gegenwart mit Benutzung neuer Documente. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmid, H., Sanct Barthelmä. Eine Dorfgeschichte aus alter Zeit. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Schrader, H., Die Sirenen nach ihrer Bedeutung und künstlerischen Darstellung im Alterthum. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Schumann, A., und P. Gleisberg, Antigeorgica. Letztes Wort in der Vogt'schen Streitfrage. Herausgegeben von der Gesellschaft für Botanik und Zoologie zu Dresden. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 6 Ngr.

Talvj, Funfzehn Jahre. Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vor und nach Custozza und Königgrätz. Historisch-romantische Enthüllungen aus Oesterreichs neuester Geschichte. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Weinhold, K., Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wohlfahrt, J. F. T., Glückseligkeitslehre. Ein Laienbrevier. Leipzig, T. O. Weigel. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zahn, T., Der Hirt des Hermas untersucht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bunsen's Bibelwerk.

Sechster Halbband. Zweite Hälfte.

Herausgegeben von **Adolf Kamphausen.**

Inhalt: Das Buch Nehemia und die beiden Bücher der Chronik.

8. Geh. 18 Ngr.

Die erste Abtheilung von Bunsen's Bibelwerk: „Uebersetzung und Erklärung der Bibel" (in 4 Bänden), liegt nunmehr vollständig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) sind zwei Bände erschienen, der dritte ist unter der Presse und der vierte in Vorbereitung. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeschichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" sind bereits ausgegeben. Somit nähert sich das ganze Werk seiner baldigen Vollendung.

Bunsen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit 1½ Ngr. berechnet.

Der jetzt beendete dritte Band erschien gleichzeitig in einer Separatausgabe unter dem Titel:

Die Hagiographen des Alten Bundes, nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Adolf Kamphausen. 8. Geh. 2 Thlr. 26 Ngr.

Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M.

Augustin's Bekenntnisse.

Aus dem Lateinischen übersetzt

von Dr. **Fr. Merschmann.**

Gr. 8. XX u. 403 S. Brosch. 1 Thlr.

Erste vollständige Uebersetzung mit kurzer Biographie.

Augustinus, „einer der größten Geister" wie Niebuhr sagt, der erste Meister religiöser Confessionen, war Petrarca's Vorbild. Beide hatten in Gutem und Bösem die Welt so lange und so viel von sich reden gemacht, daß es ihnen selbst fast zur moralischen Nothwendigkeit wurde, sich selbst und andere über den wahren Zustand ihrer Gesinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren.

Die „Bekenntnisse" sind das nützlichste, jedenfalls das tiefsinnigste Buch des kirchlichen Alterthums, sie gehören zu den classischen Erbauungsbüchern aller Confessionen und lassen sich an Popularität nur mit der Nachfolge Christi von Th. v. Kempis und Bunyan's Pilgerreise vergleichen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu je 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Das hochgeschätzte Werk liegt hier in einer wohlfeilen Volksausgabe vor, deren Preis um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen. Eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die sich allgemeiner und dauernder Popularität erfreuen, wird es nun um so leichter in jede Haus- und Familienbibliothek Eingang finden.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Schriften Friedrich von Raumer's:

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Acht Bände. 8. (24 Thlr. 13 Ngr.) Ermäßigter Preis 8 Thlr.

Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. 1763—1783. Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 12. (6⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. 12. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Dritte, nochmals wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. (1⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. 12. (6½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. 12. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. 12. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Spree. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 8 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. (8½ Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Von vielen Seiten an sie ergangenen Wünschen zu genügen, hat die Verlagshandlung vorstehende Schriften des berühmten Historikers für kurze Zeit im Preise ermäßigt und so zu billiger Anschaffung derselben Gelegenheit geboten.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

HERMANN, Godfr.,

Epitome doctrinae metricae. Editio Quarta

Den zahlreichen Verehrern des verewigten Herrn Verfasser wird diese neue unveränderte Auflage des, auf dem Gebiete der Metrik hervorragenden, Werkes in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Ausstattung gewiß willkommen sein.

Verlag von **Ernst Fleischer (R. Hentschel)** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 12. November 1868.

Romane und Erzählungen von Hackländer, Hoefer, Fanny Lewald.

1. **Das Geheimniß der Stadt.** Von **F. W. Hackländer.** Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Leichtgeschürzt, behäbig plaudernd beginnt Hackländer's Muse diesen Roman. Da ist das alte Rathhaus als Vignette des Werks; das erste Genrebild führt uns below stairs, in den Holzverschlag des Marktmeisters, an den Schreibtisch des städtischen Beamten, der die kleinen Steuern der Marktleute zu erheben hat. Geplauder zwischen dem Amtsdiener, dem Steuerschreiber und dem Dienstmädchen des Stadtschultheißen versetzt uns in die Stimmung des Genrebildes, und selbst als der Vorhang vor dem großen Tableau in die Höhe geht, das uns den Stadtrath in voller Sitzung und Berathung zeigt, verbleiben wir in dieser Stimmung. Was da der Stadtschultheiß und der Seifensieder-Oberzunftmeister sagen, das sind Worte von Gewicht. Es handelt sich da um eine eiserne Gitterthür im großen Keller des Rathhauses, die endlich einmal zugemauert werden soll, um den übeln Ausdünstungen in den untern Räumen des Rathhauses zu steuern.

Da haben wir ja die Krähwinkelei in voller Blüte! Satirische Arabesken, die das städtische Abderitenthum umrahmen, derbkomische Figuren, das wenig ästhetische Motiv der Zumauerung bis zur Beängstigung für den Geruchssinn breit getreten — offenbar will der Dichter in seinen Humoresken die Wichtigthuerei der kleinstädtischen Würdenträger geiseln!

Bestärkt werden wir in dieser Vermuthung durch die folgenden Schilderungen. Da führt uns der Autor zunächst auf den Ball bei dem Stadtschultheißen, und dieser Ball wird uns mit der reichsten genrebildlichen Detailmalerei geschildert. Die Obersteuerräthin, die Bankdirectorin, die Frau Haupt-Staatsschuldentilgungs-Kassen-Oberrevisorin und andere kleinstädtische Originale, Frauenköpfe u. s. w. werden mit scharfer Schere silhouettirt. Obgleich auch ein Baron Rivola mit seiner Tochter Lucy, ein liebenswürdiger Ingenieur Welden, der schon mehr den Charakter des ersten Liebhabers an sich trägt, auftreten — unsere Stimmung bleibt die eines heitern Beobachters, der sich auf dem Jahrmarkt des Lebens amusiren will und dabei besonders die drolligen Puppen und Nußknacker der gesellschaftlichen Kreise ins Auge faßt.

Auch die Frau Revisorin gibt eine Kaffeegesellschaft, die unser Interesse außerordentlich in Anspruch nimmt. Der äußerliche Apparat und die Requisite eines Kaffeetisches werden uns mit der Sauberkeit niederländischer Genremalerei dargestellt. In dem Frauenkreis, der um ihn herumsitzt, befinden sich wieder einige Musterexemplare, welche wir mit dem Autor sorgfältig unter die Lupe nehmen, darunter die Frau Majorin, die nie zu Worte kommen kann und keine Rede weiter bringt als bis zu dem erfolglosen Citat: „Mein Mann, der Major.“

Diese Kaffeegesellschaft wird am Anfang des zweiten Bandes geschildert. Wir sind schon weit genug in dem Werke vorgeschritten und haben noch immer den Eindruck, als handle es sich um eine erquickliche Anekdote, ausgeführt in burlesk-satirischem Stil und durchwoben mit einem kleinen Liebeshandel, in dessen Darstellung sich einige lyrische Empfindung flüchtet. Wie amusant Hackländer dergleichen zu malen versteht, daß uns die Schellen vom Fasching des Lebens ganz allerliebst in die Ohren klingeln — das ist hinlänglich aus seinen frühern Schriften bekannt.

Doch wir sind auf falschem Wege, wenn wir meinen, hier mit einer harmlosen Geschichte unterhalten zu werden. So leichten Kaufs kommen wir nicht davon. Es ist eine vollkommene Tragödie, und zwar noch dazu eine Tragödie grellster Art, eine Criminaltragödie, die sich aus diesen humoristischen Hüllen herausschält. In Wahrheit streift sie diese Hüllen nie ganz ab, sondern auch da, wo bereits der criminalistische Ernst mit aller Nacktheit uns

..tritt, behält die Darstellungsweise den leichten, .weilen schäkernden Ton.

Da tritt im spätern Verlauf der Handlung ein Polizeirath auf, ein schöner Mann von elegantem Aeußern und den besten gesellschaftlichen Manieren:

> Wer ihn nicht kannte, hätte ihn aber eher für alles andere als für einen Polizeibeamten gehalten; seine offenen, wohlwollenden Züge schienen Einblicke zu gestatten bis in das Innerste seiner Seele, und seine Redeweise war so harmlos, daß es jeder Unbefangene für Unrecht halten mußte, diesem Manne nicht mit dem größten Vertrauen entgegenzukommen.

Dieser brave, joviale Mann verliert seine gute Laune nie, ja sie wird sichtlich rosenfarbiger, je mehr er der Entdeckung eines Verbrechens auf die Spur kommt.

Polizeirath Merkel könnte als Vignette dienen für Hackländer's Roman. Auch die Muse dieses Autors bleibt jovial und kreuzfidel, wenn es sich um Galgen und Rad handelt; sie stützt sich gewiß dabei auf das Recht des humoristischen Romans, das ihr nicht verkümmert werden dürfe. Es handelt sich hierbei um eine Principienfrage, die vor das ästhetische Forum gehört. Wol gibt es einen Humor, wie der Humor Jean Paul's, dem die höchsten Interessen der Welt zugänglich, die tiefsten und schmerzlichsten Conflicte des Herzens nicht unnahbar sind. Anders ist es mit dem Humor der realistischen Schule, als dessen Hauptvertreter man Dickens bezeichnen kann. Dieser Humor schlägt wol auch bisweilen Töne an, die das Gemüth rühren, meistens aber ist er nur die Einkleidung für eine Beobachtung des äußern Lebens und überdies eine Darstellungsmanier, die immer stereotyp und unwandelbar bleibt. Für das feinere ästhetische Gefühl paßt schon das Grelle und Criminalistische, das wir bei Dickens finden, durchaus nicht zu dieser ewig lächelnden Darstellungsweise; es gibt eben brutale Thatsachen, denen gegenüber jede humoristische Verklärung aufhört. Hier liegt oft in der humoristischen Form eine gewisse Selbstgefälligkeit, welche die Ueberlegenheit des Autors über den Stoff bekundet und sich leicht in eine permanente Ironie verwandelt, die mit der Ironie der Romantiker weniger gemein hat, als mit dem studentischen „Ennuyiren". Einige deutsche Nachahmer von Dickens verfallen in diesen durchgängigen ironischen Ton, der als vornehme Feinheit gepriesen wird; andere, zu denen wir Hackländer rechnen möchten, verlieren wenigstens auch dem Schrecklichen und Schauerlichen gegenüber nirgends die heiter lächelnde Fassung, der Humor ist bei ihnen nicht durchweg die Seele des Inhalts; er ist eine Manier des Stils, in welche wie in eine fertige Form auch das Widerstrebende gegossen wird.

Wir haben es also bei Hackländer mit einer Criminaltragödie zu thun, deren Held ein vornehmer Falschmünzer, ein Baron Rivola, ist. Das Atelier dieses Verbrechers, in einem alten Thurm, der im Zusammenhang steht mit dem geheimen unterirdischen Gang, wird uns mit allen Vorkehrungen, welche das unheimliche Geschäft verlangt, auf das genaueste beschrieben. Die Kunst der Detailschilderung gipfelt aber in den Prüfungen der Fünfhundertgulden-Banknoten, welche von mehrern fachkundigen Seiten angestellt wird. Die Kenntnisse eines Bankdirectors und eines Vertreters der Criminalpolizei vereinigt hier der Autor, der jedenfalls in einem ähnlichen Proceß als Sachverständiger fungiren könnte. An allen diesen Stellen verläuft der Roman in einer Breite der realistischen Darstellung, die zwar nirgends ermüdet, da immer geschickte Hebel der Spannung angesetzt sind, die aber doch mehr oder weniger aus der Poesie herausfällt. Wir würden diesen Auseinandersetzungen im „Pitaval" mit großem Interesse folgen; doch ist das Interesse, das ein Roman einflößen soll, nicht ein anderes als das, welches wir bei Lesung eines Criminalprocesses empfinden? Die langen Untersuchungen über Papier, Wasserzeichen, Arabesken, Schrift sind im wesentlichen doch technologischer Art. Wenn der Polizeirath zwei echte Banknoten, die aus einem von dem Bureau der Notenfabrikation erhaltenen noch unberührten Packete kommen, an dem brennenden Lichte anzündet und aus dem feinen, bräunlich-gelben Streifen erkennt, daß hier anderes Notenpapier vorliegt als bei der angebrannten Fünfhundertguldennote und bei einem Stückchen Banknotenpapier, das er in dem Atelier des Hrn. von Rivola gefunden und dann als Fidibus benutzt hat, so sind das Thatsachen, welche außerordentlich beweiskräftig erscheinen, sich aber doch schon auf der am feinsten zugespitzten Spitze sachlicher Motivirung bewegen, wo alles warmpulsirende poetische Leben aufhört.

Von einem gewissen Raffinement der Erfindung, welches durchaus und um jeden Preis Neues bieten will, ist Hackländer überhaupt nicht freizusprechen, es zeigt sich auch in jenen Partien des Romans, in denen wir es nicht mit der Banknotenfälschung zu thun haben. Der erste Liebhaber des Romans, wenn man dies „Bühnenfach" auf die Romandichtung übertragen darf, ist ein Ingenieur Welden, der die Tochter jenes zweideutigen Barons liebt. Mit seinem Freund, dem Sohn des Stadtschultheißen, geräth er bei Gelegenheit eines Spielclubs, als er jenen vor Ausschreitungen warnt, in einen Conflict, der nur durch ein Duell gelöst werden kann. Eigenthümliche Verhältnisse, nicht ohne romanhaften Reiz, lassen nun den jungen Ingenieur in dem zweifelhaften Licht erscheinen, als ob er sich dem Duell selbst entzogen und dasselbe durch Verhaftung seines Gegners verhindert hätte. Dieser Zweifel an seiner Ehre läßt ihn das Aeußerste wagen und sogar auf ein amerikanisches Duell, ein neues Romanmotiv, das zuerst Holtei in „Haus Treustein" benutzt, mit seinem polizeilich überwachten Gegner eingehen. Um den ersten Schuß zu würfeln, verbietet ihnen der anwesende Polizeibeamte Schmetterer. Doch die jungen Männer, Ferdinand Welkermann und Welden, oder vielmehr der Dichter, sind um ein pikantes Auskunftsmittel nicht verlegen. Sie treten ans Fenster:

> Herr Schmetterer, der nicht ganz mit sich im Reinen war, folgte ihnen dorthin, wo von dem vorübergezogenen Gewitter noch immer schwere Tropfen gegen die Scheiben geworfen wurden; er traute diesen beiden unbesonnenen jungen Leuten, von denen besonders der eine sich in einer furchtbaren Aufregung befand, jede mögliche Thorheit zu — wer weiß, ob der Sohn des Stadtschultheißen nicht die Absicht hatte, das Fenster zu öffnen und sich auf die Straße hinabzustürzen? Doch sah der Polizeiagent im nächsten Augenblicke, daß er sich in dieser Voraussetzung getäuscht, denn beide lehnten ruhig an der Fensterbrüstung und führten ein ganz harmloses Gespräch. „Sehen Sie diese beiden schweren Tropfen", sagte Ferdinand zu Welden, „die soeben in gleicher Höhe gegen die Scheibe geworfen wurden und die sich zu besinnen scheinen, ob sie abwärts rollen

sollen? Ich wette, daß der auf meiner Seite zuerst unten ankommt." — „Gut, so nehme ich den andern." — „Und der, welcher zuerst ankommt", sagte Welkermann in englischer Sprache, „hat den Vortritt." Es hätte für einen eingeweihten Zuschauer etwas Grauenhaftes sein müssen, die starren Blicke der jungen Leute zu beobachten, wie sie bald den einen, bald den andern der Wassertropfen mit gleichem Interesse betrachteten. Derjenige des Ingenieurs fing zuerst an, langsam abwärts zu rollen, doch eine Secunde später folgte der andere rascher und überholte ihn um ein paar Linien: beider Athem ging schwer und ein gleichförmiges, eigenthümliches Lächeln zeigte sich auf ihren Zügen. Welden kam etwas vor, jetzt hatte ihn der andere wieder erreicht und war dicht neben ihm. Die Wolken am Himmel waren verschwunden, fortgejagt von einem leichten Winde, und der heitere, fröhliche Sonnenschein blitzte gegen das Fenster und ließ die beiden Tropfen erglänzen wie Edelsteine oder wie Thränen. Sie sahen nichts davon, sondern achteten nur, schwer athmend, auf das langsame Fortschreiten der Zeiger dieser furchtbaren Todtenuhr. Es wurde an die Thür geklopft: sie hörten ebenso wenig davon, als daß Herr Schmetterer den Schlüssel im Schlosse umdrehte und sie öffnete. Noch einen halben Zoll hatten die beiden Regentropfen zu durchlaufen, und als fürchteten sie selbst eine Unterbrechung, beeilten sie sich, das zu thun. Da wurde der Welden's, auf welchen er jetzt seine heißen, starren Blicke richtete, plötzlich aufgehalten, wahrscheinlich durch ein unbedeutendes Korn im Glase, während der andere Wassertropfen sich zwar langsam aber stetig fortbewegte.

Nach einer Störung ruft der Ingenieur, der sich auf das frevelhafte Spiel nur widerwillig eingelassen hatte, aus, daß sein Tropfen, seitwärts überfließend, sich mit dem Tropfen seines Gegners vereinigt habe, während Ferdinand sein Spiel als verloren betrachtet und bei dem amerikanischen Duell verharrt.

Wir haben vor nicht langer Zeit über den „Hundetelegraphen" in dem Leo Wolfram'schen Roman: „Ein Goldkind", berichtet. Unsere Romandichter kommen doch auf sonderbare Erfindungen! Hundetelegraphen, amerikanische Duelle, ein Losen durch zwei an den Fensterscheiben herunterlaufende Regentropfen — man möchte wie der Cardinal den Meister Ariosto fragen: „Wo nehmen Sie all das tolle Zeug her?" Mit solchen hirnverbrannten Unsitten, wie das amerikanische Duell, sollten aber unsere Romanschreiber nicht Ernst machen, daraus keine Spannung herleiten. Hackländer läßt es glücklicherweise nicht dazu kommen, daß der grelle Abschluß des Romans durch Ausführung des Duells noch greller gemacht wird; aber schon daß sein Lieblingsheld, trotz aller innern Misbilligung, doch dem Gesetz falscher Ehre so weit huldigt, auf dies Selbstmordduell einzugehen, setzt ihn in unsern Augen herab.

Wir fügen indeß gleich hinzu, daß das alles ganz allerliebst geschildert ist, und daß die Leser deshalb vielleicht in den von uns getadelten Schwächen ebenso viele Vorzüge finden werden. Das ist ja originell, pikant und liest sich so anziehend! In der That disponirt Hackländer über die Mittel der Romantechnik mit großer Virtuosität; aber auch von dieser richtigen Vertheilung der Ereignisse nach dem Schwerpunkte der Spannung hin abgesehen, sind einzelne Naturbilder, die Schilderung der Rivola'schen Villa, sowie die genrehaften Darstellungen des Spielclubs, der Schlittenpartie so anschaulich und anmuthig, daß man sich ihnen mit Behagen hingibt.

2. Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters von Fanny Lewald. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Nach dem Vorbild des „Decamerone" und der „Canterbury Tales" hat Fanny Lewald für diese ihre neuesten Erzählungen sich eine Art von Rahmenerzählung gesucht, die freilich selbst keinen Fortgang und keinen Abschluß hat, sondern mehr eine äußerliche Einkleidung ist. Ein alter befreundeter Tanzmeister hat eine Villa am Comersee, wohin er die Dichterin einladet, und dort erzählt er die vier Erzählungen, welche den Inhalt der Sammlung bilden. Ein Nachtheil dieser Form der Einkleidung tritt indeß alsbald hervor. Boccaccio und Chaucer bringen eine beträchtliche Zahl von Jünglingen und Jungfrauen zusammen, welchen sie ihre Geschichten vortragen lassen. Bei Fanny Lewald erzählt ein einziger, der alte Tanzlehrer, drei Haupterzählungen, während die zweite Erzählung von einem Mädchen vorgetragen wird. Selbsterlebt ist nur die erste Geschichte des Tanzmeisters; die beiden andern betreffen fremde Erlebnisse. Für eine Erzählung, wenn sie nicht gerade ein Märchen der Scheherezade ist, liegt aber der Hauptreiz darin, daß die bestimmte Persönlichkeit, die sie vorträgt, uns in der ersten Person und mit aller Frische des eigenen Eindrucks und der eigenen Empfindungen ihre Erlebnisse mittheilt.

Sowie z. B. die letzte Geschichte erzählt wird, hört alle Wahrscheinlichkeit auf, welche zu Gunsten einer solchen Darstellungsweise im Munde eines wirklichen Erzählers von Fleisch und Blut sprechen könnte. Das ist eine Novelle, wie sie kunstvoll am Schreibtisch gearbeitet wird, die überhaupt zu dem Vortragenden selbst nur in den beiläufigsten Beziehungen steht. Davon abgesehen, daß sie den Rahmen, in den sie gefugt ist, als überflüssig, ja unbrauchbar erscheinen läßt, ist sie freilich die am besten und sorgfältigsten ausgeführte, welche den meisten poetischen Reiz athmet. Fanny Lewald hat für italienische Volkssitten, Zustände, Landschaftsbilder, wie ihr „Italienisches Bilderbuch" beweist, offenen Sinn und feines Gefühl; sie hat sich hineingelebt in das Costüm, und nicht blos in das äußerliche, auch in das des Denkens und Empfindens. Das gibt ihrer Darstellung große Sicherheit. Ein alter verfallener römischer Palazzo, ein anderer in Pracht und Glanz, Adel und Klerus in Rom, die geistliche Polizei, die genrehaften Volksgestalten: die Obstverkäuferin und der Schuhmacher; dann wieder die Kunstgegenstände und Gemälde, die sie bis in das Detail hinein kennt und deren Beschreibung sie poetisch an geeigneter Stelle in die Handlung zu verweben weiß — das bildet einen lebendigen, farbenreichen Hintergrund, von dem sich das Bild einer schwärmerischen Liebe, wie sie der Maler Domenico zu der verarmten Grafentochter empfindet, mit größerer Lebenswahrheit abhebt. Auch ist die Verknüpfung der Handlung nicht ohne Spannung. Die Gestalt der Giuditta hat echt italienische Naivetät und dabei jenen Zauber des Colorits, den die Verfasserin von Haus aus gleich bei der ersten Begegnung durch den Vergleich mit einem bekannten Gemälde in der Seele wach zu rufen weiß:

Oben in dem letzten Stockwerk des Palastes, da, wo der flammende Schein der untergehenden Sonne die Mauern noch mit seinem letzten Purpur schmückte wurden die Fensterladen

zurückgeschlagen, und strahlend, wie zwischen den geöffneten Flügeln eines Altarschreins, sah sie zu ihm hernieder — die herrlichste von Melozzo da Forli's Gestalten — die schöne Lautenspielerin. Er traute seinen Sinnen, seinen Augen nicht! Er fuhr sich mit den Händen nach dem Kopfe, um sich durch diese willkürliche Bewegung zu überzeugen, daß er wache und nicht träume; aber sie war es, sie war es ganz und gar, ganz unwiderleglich war sie es! So, gerade so hatte er sie eben erst in der Kapelle der Peterskirche stundenlang vor Augen gehabt, nur daß ihm das Leben noch viel herrlicher erschien, als das Gebild der Kunst. Weit mit dem üppigen Oberkörper vorgebeugt, das Haupt herabsenkend, welches von der lockigen Fülle des röthlich-braunen Haars umflossen war, blickte sie mit ungeduldiger Erwartung in den Hof hinunter.

Die Bestimmung der Geliebten für das Kloster durch die Mutter und die Verwandten, ihre Entführung durch einen englischen Lord bringen Bewegung in die Handlung, welche durch den Tod der beiden römischen Grafen, der feindlichen Brüder, eine etwas düstere Färbung annimmt. Domenico eilt der Geliebten nach, ihre zufällige Begegnung am Genfersee ist wiederum poetisch reizvoll geschildert:

Die Sonne war schon stark im Sinken, aber es war noch immer so heiß, daß man die Hitze sehen zu können meinte. Ein starker, würziger Geruch stieg von dem Rasen auf, und von Licht und Luft und Duft berauscht, stützte Domenico sich auf den Arm, um in halb träumender Betrachtung, mit müde sinkendem Auge dem Farbenspiele zu folgen, das drüben in verschwimmenden Tönen die lange Kette des Jura in immer volleres Rosenroth zu kleiden begann, während das Blau des Sees tiefer und tiefer wurde und breite goldene Streifen mit blendendem Glanze sich über das Wasser lagerten. Er sah, wie die rothen Lichtflammen auch durch die Aeste der Bäume zu dringen begannen und zuckend über den grünen Rasen flogen; er sah und sah, bis die Augen ihn schmerzten und er sie schließen mußte. Und wie er nun so mit sich allein war, und das Summen der Käfer und das sommerliche Schwirren der Cykaden an sein Ohr klang, während es in allen Zweigen sang und aus der steilen Tiefe der Schlucht das Rauschen des niederfallenden Bergwassers sich vernehmen ließ, kam eine Reihe von Erinnerungen über ihn, die in rascher Folge wechselten und eine die andere überflutheten, bis sie zusammenflossen in ein einziges Empfinden, in eine Sehnsucht nach der Geliebten, die ihm die Seele erweichte. Er sah sie wieder vor sich, wie sie sich am ersten Tage, gleich der schönen Lautenspielerin des Melozzo, vom Lichte der untergehenden Sonne umstrahlt, zu ihm herniedergeneigt hatte. Er hörte wieder die Fontaine im Hofe des alten Palastes rauschen, er wanderte wieder durch die kühlen Waldwege am Nemisee, wo der Gedanke zu seiner Arethusa in ihm lebendig geworden war, und saß wieder in seiner stillen Werkstatt zu Rom, versunken in das Glück, sich die Geliebte im Bilde darzustellen; und dann fühlte er wieder, wie ihre Arme ihn mit der Kraft der Liebe an das Herz gedrückt in jener einzigen glückseligen Stunde: und sie fehlte ihm so unaussprechlich, sein Verlangen nach ihr war so grenzenlos, daß er es nicht fassen konnte, wie es denn möglich sei, daß sie nicht bei ihm wäre, daß sie nicht hier, hier in diesem friedensvollen Thale, in dieser heißen, ursprünglichen Natur, in die sie hineingehörte mit dem Zauber ihrer blühenden Schönheit — daß sie nicht hier an dieser Stelle neben ihm im Grase ruhte. Er konnte dieses Sehnen nicht ertragen, es war vorbei mit seiner Ruhe, die Thränen drängten sich ihm in die hellen, fröhlichen, des Weinens nicht gewohnten Augen. Er sprang empor — und wie geblendet, wie verwirrt, seinen Augen, seinen Sinnen nicht mehr trauend, blieb er an der Stelle gebannt. Vor ihm, auf dem flammenden, rothen Goldgrunde, der den Raum zwischen den Stämmen der Bäume ausfüllte, keine funfzig Schritte von ihm, in fast greifbarer Nähe, da stand sie — schöner, als er sie je gesehen, den üppigen, schlanken Leib von weißem Gewande umflossen, einen Strauß von Rosen und Lorbern in der Hand. Sie war es, sie, Giuditta, ganz unwiderleglich! Aber er wagte nicht, näher zu treten, aus Furcht, das Götterbild könne ihm entschwinden. Es war die Lautenspielerin, es war seine Arethusa, und sie war schöner als die beiden — denn sie war Giuditta.

Die erste Erzählung, welche am meisten dem gewählten Namen entspricht, indem ein Jugenderlebniß des alten Tanzmeisters ihren Inhalt bildet, stellt ebenfalls das Leben einer wandernden Reitergesellschaft und eines kleinen Fürstenhofes mit satten Farben gegenüber. Doch der Kern derselben, die Liebe der Prinzessin zu dem jungen Kunstreiter, von dem sie sich sogar entführen lassen will, kann unsere Theilnahme nicht gewinnen. Die abenteuerliche Romantik im Charakter der Prinzessin geht so weit, daß wir ihr nicht mit Antheil folgen können; denn so liebenswürdig, geistvoll und weltgewandt der alte Tanzmeister auf seiner Villa erscheint, so war er doch in seiner Jugend als Kunstreiter noch ein „dummer Junge", und die Neigung zu einem solchen „dummen Jungen" kann doch nur durch die sinnlichsten Aeußerlichkeiten hervorgerufen werden. Daß aber die Prinzessin zeitlebens diese Neigung bewahrt und diese blöde Jugendeselei in ihrem Herzen einbalsamirt haben sollte, das würde doch auf eine gewisse Geistesbeschränktheit deuten, sodaß wir den Marmorwürfel mit dem erinnerungsreichen Motto aus der Jugend weniger für einen Denkstein ihres ganzen Lebens, als für eine in Stein gehauene Caprice halten möchten.

Die zweite Erzählung: „Eine traurige Geschichte", hat manches psychologisch Interessante, ist aber im Detail, namentlich in der ersten Hälfte, zu weitschweifig. Die Moral dürfte etwa sein, daß es auch in den Kreisen des Volks innerlich unbefriedigte Ehen gibt, die zu Ausschreitungen verlocken. Es galt dies bisher für ein Monopol der fashionabeln Welt.

Die dritte Erzählung: „Ein Schiff aus Cuba", ist im Grunde eine Anekdote, die am besten von Haus aus nicht mit so feierlichem Ernst, sondern im humoristischen Ton, der die Verschnörkelungen des Mynheerthums graziös verspottet, vorgetragen worden wäre. Es ist eine glückliche Schlußpointe, wie der junge Bräutigam auf dem Schiff durch die Quarantäne festgehalten wird. Der Verfasser der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" hätte gewiß diese Burleske mit den erheiterndsten Arabesken ausgestattet. Der Stil der Fanny Lewald paßt nicht recht für diesen Stoff; er hat etwas Feierliches, Würdevolles, einen Zug, der durch klare Bestimmtheit, harmonisches Maß, wohlerwogene Farbengebung und sichere Lebensweisheit theils imponirt, theils gewinnt. So zeigt er sich namentlich in der letzten Erzählung: „Domenico."

3. Ein Findling. Roman in vier Büchern von Edmund Hoefer. Vier Bände. Schwerin, Hildebrand. 1868. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

„Wer ist sie?" heißt das nachgelassene Stück der Frau Birch; „Wer ist er?" könnte man diesen neuen Hoefer'schen Roman betiteln. Es handelt sich indeß bei dieser Parallele nicht um eine müßige Titelarabeske, sondern der verwandte Stoff führte dieselben Schwierigkeiten der Lösung mit sich. Man tadelt an dem Birch-Pfeiffer'schen Stück, daß diese unbefriedigend ist, weil sich für die Aeltern des weiblichen Findlings durchaus kein Interesse

herausstellt, und der gleiche Tadel trifft den Hoefer'schen Roman. Im Drama ist überhaupt von Haus aus die Richtung nach der Vergangenheit hin eine verfehlte, weil die Spannung des Schauspiels nach der Zukunft gehen muß; im Roman ist sie zwar berechtigt, aber es muß aus dieser Vergangenheit doch für den Helden selbst eine wesentliche und wichtige Wendung des Schicksals hervorgehen. Dies ist bei Hoefer nicht der Fall. Die Vermittelungen der Vergangenheit, sehr complicirte Hofintriguen, erregen unsere Spannung nicht, und für den Findling selbst erwächst aus der authentischen Feststellung seines Stammbaums kein Vortheil von irgendwelcher Bedeutung.

Die Einkleidung des Hoefer'schen Romans ist die autobiographische, eine Einkleidung, die einen gewissen frischen Zug der Erzählung mit sich bringt. Namentlich hat sie den Vorzug, das innere Erlebniß, den Kreis der Empfindungen, den Gang der Gedanken mit größerer Unmittelbarkeit darstellen zu können, als es einem Dichter möglich ist, der sich und die Leser erst in die Seele seiner Helden hineinversetzen muß. Was indeß nach dieser Seite ein Gewinn ist, erscheint als ein Verlust nach der andern. Denn nach außen hin ist dem Autor, der seinen Helden zum Autobiographen macht, wieder eine Beschränkung geboten: er kann nur erzählen, was er selbst gesehen oder gehört hat; die Allgegenwart der Phantasie ist aufgehoben, mit welcher der Romandichter sonst in die verschwiegensten Geheimnisse dringt, den Gesprächen dritter und vierter Personen lauscht und uns selbst ihre Gedanken enthüllt. Der Autobiograph kann eben nur sein eigenes Denken und Empfinden schildern, und wenn er die Thür hinter sich zumacht, so bleibt es ihm auch verschlossen, was hinter ihm in dem Zimmer geschieht. Dies ist selbstverständlich; gleichwol läßt auch Hoefer seinen erzählenden Helden hiergegen verstoßen. Am Schluß des vierten Kapitels im ersten Buch wird der junge Sohn vom Vater nach einer Strafpredigt zur Thür hinausgejagt. Dieser verläßt sehr gegen seinen Willen, doch gehorsam das Zimmer. Gleichwol erzählt er uns im fünften Kapitel alles, was sich darauf in diesem Zimmer zugetragen, wie der Vater seine Serviette zusammenwickelt, wie er die Perrüke ein wenig nach hinten schiebt, und welche Gespräche er mit der Mutter führt. Dies ist nun gegen alle Illusion; Hoefer vergißt, daß sein Held, wenn er draußen ist, nicht erzählen kann was drinnen vorgeht, er müßte denn durch das Schlüsselloch gesehen und gelauscht haben. Hierüber fehlt uns indeß jede authentische Mittheilung. In der That darf der Autor die Schranken einer selbstgewählten Form nicht überspringen, ohne sein Werk selbst zu schädigen.

Hoefer ist im Grunde mehr Novellist als Romandichter; wir konnten schon bei seinem vorletzten Roman: „In der Irre", diese Bemerkung nicht unterdrücken. Sein Compositionstalent reicht nicht für eine umfassendere Architektur aus. Da läßt die Gruppirung leicht das Spannende und doch Ungezwungene vermissen; er weiß für das Ganze unsern Antheil nicht immer wach zu halten, während er das einzelne Erlebniß, das sich zur Novelle zuspitzt, spannend und graziös zu erzählen versteht. So steht in unserm Roman die ganze Vorgeschichte im ungünstigsten Licht; es ist ein Wirrwarr von Begebenheiten, deren Interesse mehr genealogisch als psychologisch und pathologisch oder überhaupt romanhaft ist. Die erste Begegnung des Findlings, der als verwundeter Offizier auf ein Schloß in Sachsen gebracht und dort verpflegt wird, mit seinen vornehmen Verwandten hat noch den Reiz des Abenteuers und läßt eine pikantere Lösung erwarten, als sie in der spätern aufdröselnden „Geschichtsklitterung" liegt. Auch führt hier die erschwerende Form der Autobiographie zu allerlei Weitläufigkeiten der Darstellung, die sonst hätten vermieden werden können.

Jeder unserer neuen Romanschriftsteller hat sein besonderes Monopol für gewisse Gestalten, die den Stempel der Firma so deutlich tragen, daß sich jede Nachahmung von selbst verbietet: Gustav Freytag für die Männer des überlegenen Humors, die mit vielem Geist und vieler Grazie der übrigen Menschheit ihre Vorzüge klar machen; Spielhagen für die Fauste der modernen politischen und socialen Revolution, die sich gelegentlich in Don Juans verwandeln; Auerbach für die Bauern von Schrot und Korn, die unbeugsam an Hab und Gut, Recht und Ueberlieferung festhalten. So hat auch Edmund Hoefer seine Specialität: die städtischen Patricier, die allerdings in der heutigen Zeit nicht mehr in der Wolle gefärbt sind, aber doch noch den Glanz ihrer frühern Herrlichkeit sich nicht ganz aus den Kleidern bürsten lassen. Es sind eigenthümliche Charakterköpfe, diese perrükenlosen und unbezopften Nachkommen ihrer würdevollern Vorfahren; selbstgewiß, streng, oft von wunderlichem Humor haben sie sich, wo es kaufmännisches Geschäft und städtisches Wesen gilt, noch etwas von einer an den Staat verlorenen Selbstherrlichkeit gewahrt. Zahlreiche Charaktere aus den Hoefer'schen Novellen, Aldermann Ryke, der Held eines vierbändigen Romans, der Commerzienrath Marden aus dem vorletzten Roman „In der Irre", dürften schon ein Album mit derartigen photographischen Köpfen von Epigonen der Hansa füllen. Der Senator und Stadtrichter Lorenz Wohlgemuth ist ein neuer Charakter dieser Serie, eine barock-liebenswürdige, patriarchalische Erscheinung; sein Schwiegersohn de Potter aber kennzeichnet bereits eine Abart dieser Species, die in das Moderne hinüberschillert, nach der fürstlichen und aristokratischen Vornehmheit schielt, und an dem übertriebenen Luxus zu Grunde geht. Der Roman hat etwas deutsch Anheimelndes in den Schilderungen der alten Stadt und des städtischen Lebens; sehr lebendig ist der Einbruch der Franzosen, sind die Kriegsabenteuer der Freiwilligen erzählt; sowie die Liebe des Helden zu der kleinen Martha, ungefährdet durch die Neigungen zur schönen Lucie, treu und siegesgewiß, einen echt deutschen Charakter trägt.

Die Vorzüge Hoefer'scher Darstellungsweise sind bekannt. Tadellos in den Novellen, lahmt sie in den Romanen an einer gewissen Breite, an einem plauderhaften Behagen, das sich allzu sehr gehen läßt. So schließt gleich eins der ersten Kapitel mit folgender breiter Parabase:

> Und nun, da Monsieur Emmerich Florian Max durch das Wohlwollen des Herrn Lorenz und der Frau Fides von einem ordinären Findling und verlorenen Subject zu einem ganz anständigen Pflegekinde geworden ist, das eine Heimat gefunden und sogar einen Namen erhalten hat — Korbach hatte ihn der Stadtrichter nach seiner frühesten, bekannt gewordenen Ruhestätte,

dem Schienenkorbe genannt — darf er es vielleicht wagen, sich den verehrten Lesern und Leserinnen auch als Schreiber dieser Zeilen zu präsentiren und sie um wohlwollende Geduld und Theilnahme für die merkwürdigen und vielleicht auch nicht merkwürdigen Fata zu bitten, welche er auf seinem so geheimnißvoll beginnenden Lebenswege bisher zu bestehen gehabt. Wollen sie wenigstens nicht vor ihm zurückschrecken. Nach dem Urtheil der Besten unter seinen Freunden und Bekannten ist er ein ganz solider und umgänglicher Mensch geworden.

Und zum Ueberfluß fängt das nächste gleich wieder mit folgender Ouvertüre an:

Wenn der Held und Autor dieser lehrreichen und unterhaltenden Erzählung ein Schriftsteller von Profession wäre, würde er sich wohl hüten, den verehrten Leserinnen den Hauptinhalt seines zweiten Lebenskapitels anders als in einzelnen raschen und scharfen Zügen vor Augen zu führen. Es ist ihm nicht verborgen geblieben, daß gewisse Schriftsteller von alten Städten und Häusern bereits genug erzählt haben, um verehrungswürdiges Publikum nachgerade mit immer steigendem Verlangen nach neuen Wohnungen, Menschen und Verhältnissen ausblicken zu lassen. Allein er ist eben kein Autor von Profession, und da er nun einmal unternommen hat, seine Lebenshistorie zu erzählen, muß er am Ende wol auf dem Schauplatz bleiben, welcher ihm — nicht vom lieben Gott, sondern von recht lieblosen oder unglücklichen Menschenkindern, angewiesen und auf welchen ihm durch des Stadtrichters Lorenz Michael Wohlgemuth und seiner Ehegattin liebreiche Gesinnung ein Recht eingeräumt worden ist.

Doch meistens ist die Darstellung stilistisch wohlerwogen, gewählt, oft von charakteristischer Kraft, oft von großer Anschaulichkeit. Wenn der kleine Held vom Dachfenster aus den Anmarsch der Franzosen beobachtet, da ordnen sich die Bilder, die er erblickt, mit geschmackvollem Colorit zu klarster Gesammtwirkung:

In der Gasse hinter unserm Grundstück, wie berichtet der letzten in dieser Richtung, zeigte sich keine lebende Seele; auf dem Wall, jenseit der Stadtmauer, war es aber dafür desto voller und bewegter. Alt und jung trieb sich dort umher, steckte die Köpfe zusammen, lugte über die halbverfallene Brustwehr. Eine Bürgercompagnie wurde durch die geschlossene Masse und das Aufblitzen einzelner nicht völlig verrosteter Waffen bemerkbar, und wenn sich die Menge einmal theilte, sah man wirklich hier und da ein Geschütz aufgefahren.

Es machte einen schier unheimlichen Eindruck, dies Treiben und Bewegen zu sehen, ohne den leisesten Laut zu vernehmen, und ich sah über das alles hinaus auf die Felder mit ihren üppig sprossenden Saaten, auf die Wiesen mit dem noch leuchtenden Grün, auf die Wäldchen, welche sich hier und da erhoben, und das ganze Land, das bis an die aufsteigenden Hügel drüben wie eine Landkarte vor mir lag. Denn es war keine Spur von Dunst und Duft bis in die Ferne hinein, und der Sonnenschein lag glänzend über dem allen und drang in alle Winkel und Tiefen.

Auf dem Felde zeigte sich kein Mensch noch Gethier, die Landstraße war todeseinsam; die Weiler und Dörfer, die hier und da aus den ihre Gärten füllenden Obstbäumen hervortraten, sahen auch so seltsam still aus, als rege sich nichts in ihnen. Und so weit ich blickte, war es das Gleiche.

Aber da — da! Dort ganz hinten, wo die staubige weiße Straße noch einmal wie ein heller Strich sichtbar wurde, bevor sie in das Hügelland trat, wurde sie plötzlich schwarz von einer hervorquellenden Masse, aus der es hier und da grell aufblitzte, vor der einzelne dunkle Punkte, abgelöst, sich in fliegender Eile gegen den nächsten Weiler bewegten. Nun waren sie schon hinter ihm verschwunden. Die große Masse schob sich ihnen nach, wie eine schillernde Schlange; es kam ein leerer Zwischenraum, und dann quoll es von neuem dunkel hervor. Die einzelnen Punkte zeigten sich nun schon diesseit des Gehöftes, und mit einem mal quoll aus diesem letztern eine anfangs leise, dann sich immer verstärkende Rauchsäule empor, fächerartig sich ausbreitend und mit dem leichten Wind hinziehend über die friedlichen Fluren, und es war mir, als sähe ich es dort, wo sie ihren Anfang nahm, fahl durch die immer schwärzern Wirbel auf- und niederflattern.

Wir haben es durchweg mit einem feingebildeten Autor zu thun, der sich durch die Pflege der Darstellungsform, trotz einzelner Schwächen derselben, hoch über das Gros der gewöhnlichen Unterhaltungsschriftsteller erhebt.

Rudolf Gottschall.

Umschau auf dem Gebiete der neuesten populären Naturkunde.

(Beschluß aus Nr. 45.)

8. Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen von J. G. Kohl. Mit 3 lithographirten Karten. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als der Verfasser in den Jahren 1854—57 sich in den Vereinigten Staaten mit den Vorstudien zur Geschichte der Entdeckung der Neuen Welt beschäftigte, wurde er von seinem jetzt verewigten Freunde Professor Bache, dem damaligen Superintendenten des United States Coast-Survey, eingeladen, für dieses Institut eine Geschichte der Erforschung des Golfstroms von der Zeit des Columbus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwerfen. Er folgte dieser Einladung und überreichte seine in englischer Sprache geschriebene Arbeit dem Institut, wo sie zu gelegentlicher Verwendung im Archiv aufbewahrt wird. Der Verfasser hatte sich dabei aber eine Bearbeitung in deutscher Sprache zur freien eigenen Benutzung vorbehalten. Einiges hiervon wurde schon früher in der von Koner redigirten „Zeitschrift für Erdkunde“ veröffentlicht. Das vorliegende Werk enthält nun das Ganze in gehöriger Vervollständigung und Berichtigung. Den deutschen Freunden der historischen Erdkunde hat der berühmte Verfasser sich hierdurch aufs neue in Erinnerung gerufen, wofür ihm die freundliche Anerkennung und Dankbarkeit sicher nicht fehlen wird, denn die Arbeit zeichnet sich ebenso sehr durch ein eifrig zusammengebrachtes umfangreiches Material, als durch eine übersichtliche Klarheit und Gründlichkeit in der Bearbeitung desselben aus. Das Werk liest sich vortrefflich und zeigt überall die Spuren, daß dem Verfasser sehr gute Quellen zur Benutzung vorgelegen haben müssen.

Außer der Einleitung zerfällt das Buch in elf Hauptabtheilungen: „I. Ein Blick auf die Kenntnisse und Ideen über Strömungen im Atlantischen Ocean in den Zeiten vor Columbus“; „II. Columbus und seine Zeitgenossen“; „III. Von Columbus bis Antonio de Alaminos oder von 1503—19“; „IV. Antonio de Alaminos 1519“; „V. Von Antonio de Alaminos oder von der Entdeckung des Ausfalls des Golfstroms im Jahre 1519—1620“; „VI. Ge-

schichte des Golfstroms von 1620—1770"; „VII. Benjamin Franklin und der Engländer C. Blagden, 1770—86"; „VIII. Die Fortschritte der wissenschaftlichen Erforschung des Golfstroms von Benjamin Franklin bis auf den Beginn der Operationen des amerikanischen Bureau der Küstenvermessung oder von 1786—1845"; „XI. Neueste Darstellung des Golfstroms"; „X. Geschichte der Operationen der Offiziere des amerikanischen Bureau der Küstenvermessung im Golfstrom"; „XI. Geschichte der Operationen der Coast-Survey innerhalb der Gewässer des Golfstroms". Bei der Aufzählung dieser Hauptkapitel ist es mir aufgefallen, daß der Verfasser von V. gleich zu VII. übergegangen, und das nicht blos im Inhaltsverzeichniß, sondern auch im Text selbst. Eigentliche Störungen im Zusammenhange des Ganzen sind indeß dadurch nicht gerade veranlaßt worden.

Es ist allgemein bekannt, wie der Golfstrom für die Seefahrer erst durch Benjamin Franklin bekannt geworden und zweckmäßig benutzt worden ist. Seitdem wurde er auch ein von Naturforschern und Weltumseglern sehr beachteter Gegenstand. Er bildet den Hauptcharakterzug des Nordatlantischen Oceans, die einflußreichste Quelle der Temperatur, der Winde und Stürme dieses Meers und hat sich dadurch den Namen „Sturm- oder Wetterkönig" errungen. Man hat ihn schon längst als den Regulator des Klimas in den angrenzenden großen Continenten erkannt und in ganz Europa als den Erzeuger der fruchtbaren feuchten Wärme im Sommer und der milden Kälte im Winter hochzuschätzen gelernt. Wir stimmen dem Verfasser gern bei, wenn er geneigt ist, ihn die Hauptarterie der ganzen Masse von Gewässern zwischen Europa und Nordamerika zu nennen, in ähnlicher Weise, wie man die Anden das Rückgrat des amerikanischen Continents genannt hat. Als man die Wichtigkeit dieses großen Meeresstroms erkannt hatte, legte man auch immer mehr Hand an, allmählich alle dabei aufstoßenden Fragen zu beantworten. Die Angaben der Schiffer wollten nicht mehr genügen. Um den Umfang seines Laufs zu bestimmen, kam der Franzose Mr. Dayssy zuerst auf den Gedanken, mit Hülfe ausgeworfener Flaschen eine Karte zu entwerfen. Er sammelte eine Menge von Beobachtungen, bezeichnete den Fleck des Oceans, wo die Flaschen ausgeworfen waren, und auch den ihres Wiederfindens, verband beide Orte durch Linien, welche dann den wahrscheinlichen Weg ihrer Wanderung bezeichnen sollten. Viel genauer wurde dies später von Kapitän A. R. Belcher, einen englischen Seefahrer und königlichen Hydrographen, 1843 ausgeführt. Er combinirte aus 119 Flaschenexperimenten eine solche Karte, und im Jahre 1852 eine durch neue Versuche noch sehr verbesserte. Wurden nun diese Werke von den Seefahrern schon für außerordentlich brauchbar befunden, so zeigten sich die von Redfield mit Hülfe der Beobachtung an Eisbergen angefertigten, sogenannten Eiskarten noch vortrefflicher. Der Verfasser sagt:

> Er stellte auf dieser Karte die Geschichte und Schicksale von mehr als 100 beobachteten Eisbergen dar, und seine Eiskarte mag mit den genannten Flaschenkarten als eine Vervollständigung und Fortsetzung von Rennell's Stromkarte betrachtet werden. Redfield's Karte zeigt, daß die Eisberge aus Norden meistens nur bis zum Golfstrom kommen und in seinen warmen Gewässern zerschmelzen, daß zuweilen aber einige durch den ganzen Golfstrom quer hindurchsetzen und ihre kalten Massen und niedrigen Wassertemperaturen bis an die südliche oder innere Grenze des Golfstroms hinabtragen. Am 18. Juni 1842 war ein Eisberg von 100 Fuß Höhe und 170 Fuß Länge von der Mannschaft des Schiffs Formosa in 38° 50′ nördl. Br. und in dem Meridian des südöstlichen Endes der Neufundlandsbänke beobachtet worden. Es wurde hierdurch zum ersten mal genügend nachgewiesen, daß unter dem Golfstrom eine von Norden nach Süden gerichtete Strömung wegsetzen müsse, und daß diese Unterströmung, welche die Eisberge in einer den Golfstrom kreuzenden Richtung herabführte, wahrscheinlich eine Fortsetzung der arktischen Strömung sei.

Ziemlich um dieselbe Zeit wurde auch eine unter Paul Gaimard stehende Commission scientifique du Nord vom König Ludwig Philipp ausgesandt, welche von dem Golfstrom berichtete, daß er in seiner Hauptachse auf Großbritannien gerichtet sei, dann, zwischen Schottland und den Faröer-Inseln passirend, längs der Küste von Norwegen bis zum Nordcap streife, und sich von da aus nach Norden zu den Cherry-Inseln und auf Spitzbergen wende. Und der Gelehrte von Bär, von Rußland ausgesandt, um die Lage und übrigen Verhältnisse der Insel Nowaja-Semlja in Hinsicht auf die wärmern Winde und Meeresströmungen aus Westen zu bestimmen, brachte noch auffallendere Resultate mit nach Hause. Er zeigte, daß diese Insel eine scharfe Scheidewand zwischen Osten und Westen bilde, und daß sie gleichsam einen Wall gegen das Vordrängen des östlichen Eises abgebe; das Meer auf der Westseite sei meistens frei von Eis, da es durch den Einfluß des Golfs und durch die westlichen Winde beständig erwärmt wird. Wenn Nowaja-Semlja nicht existirte, meinte Hr. von Bär, so würde das sibirische Eis in den westlichen Ocean hineinbrechen, zu den Küsten von Norwegen herantreiben und dieses Land, das jetzt unter dem Einfluß des warmen Golfstroms grünt und blüht, ebenso durch Kälte veröden wie das nördliche Sibirien. Etwas später machte Leopold von Buch seine berühmte Reise nach Nordeuropa und bestätigte den mildernden Einfluß des Golfstroms an der Küste Norwegens.

Diese Forschungen wurden aber in den letzten zehn Jahren außerordentlich viel weiter geführt durch die Vermessungen der Offiziere der Vereinigten Staaten. Und gerade hierüber gibt der Verfasser Mittheilungen, welche sein Werk zu einem der interessantesten unserer Tagesliteratur machen. Wir wollen nur noch die denkwürdigen bescheidenen Schlußworte desselben zur Mittheilung bringen:

> Mit dieser kurzen Schilderung dessen, was die Amerikaner für die nähere Erforschung des an ihren Küsten fließenden Abschnitts des Golfstroms in neuerer Zeit thaten, schließe ich meine Untersuchung der Geschichte dieses Phänomens, die ich als unparteiischer Berichterstatter von den Zeiten Columbus' bis auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwickeln und fortzuführen bestrebt gewesen bin. Die Acten über dasselbe sind noch lange nicht abgeschlossen, und demnach bleibt auch mein Versuch ein Bruchstück, das später vollendet werden wird, doch aber, wie ich hoffe, auch jetzt schon in seiner Unvollkommenheit nicht ganz überflüssig und in mancher Beziehung nützlich befunden werden mag.

9. Aristoteles' Thierkunde. Kritisch berichtigter Text, mit deutscher Uebersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärung und vollständigem Index. Von H. Aubert und F. Wimmer. Mit 7 lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1868. Lex.-8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk macht im ersten Augenblicke einen so specifisch philologischen Eindruck, daß es für unsere heutige

dem Schienenkorbe genannt — darf er es vielleicht wagen, sich den verehrten Lesern und Leserinnen auch als Schreiber dieser Zeilen zu präsentiren und sie um wohlwollende Geduld und Theilnahme für die merkwürdigen und vielleicht auch nicht merkwürdigen Fata zu bitten, welche er auf seinem so geheimnißvoll beginnenden Lebenswege bisher zu bestehen gehabt. Wollen sie wenigstens nicht vor ihm zurückschrecken. Nach dem Urtheil der Besten unter seinen Freunden und Bekannten ist er ein ganz solider und umgänglicher Mensch geworden.

Und zum Ueberfluß fängt das nächste gleich wieder mit folgender Ouvertüre an:

Wenn der Held und Autor dieser lehrreichen und unterhaltenden Erzählung ein Schriftsteller von Profession wäre, würde er sich wohl hüten, den verehrten Leserinnen den Hauptinhalt seines zweiten Lebenskapitels anders als in einzelnen raschen und scharfen Zügen vor Augen zu führen. Es ist ihm nicht verborgen geblieben, daß gewisse Schriftsteller von alten Städten und Häusern bereits genug erzählt haben, um verehrungswürdiges Publikum nachgerade mit immer steigendem Verlangen nach neuen Wohnungen, Menschen und Verhältnissen ausblicken zu lassen. Allein er ist eben kein Autor von Profession, und da er nun einmal unternommen hat, seine Lebenshistorie zu erzählen, muß er am Ende wol auf dem Schauplatz bleiben, welcher ihm — nicht vom lieben Gott, sondern von recht lieblosen oder unglücklichen Menschenkindern, angewiesen und auf welchen ihm durch des Stadtrichters Lorenz Michael Wohlgemuth und seiner Ehegattin liebreiche Gesinnung ein Recht eingeräumt worden ist.

Doch meistens ist die Darstellung stilistisch wohlerwogen, gewählt, oft von charakteristischer Kraft, oft von großer Anschaulichkeit. Wenn der kleine Held vom Dachfenster aus den Anmarsch der Franzosen beobachtet, da ordnen sich die Bilder, die er erblickt, mit geschmackvollem Colorit zu klarster Gesammtwirkung:

In der Gasse hinter unserm Grundstück, wie berichtet der letzten in dieser Richtung, zeigte sich keine lebende Seele; auf dem Wall, jenseit der Stadtmauer, war es aber dafür desto voller und bewegter. Alt und jung trieb sich dort umher, steckte die Köpfe zusammen, lugte über die halbverfallene Brustwehr. Eine Bürgercompagnie wurde durch die geschlossene Masse und das Aufblitzen einzelner nicht völlig verrosteter Waffen bemerkbar, und wenn sich die Menge einmal theilte, sah man wirklich hier und da ein Geschütz aufgefahren.

Es machte einen schier unheimlichen Eindruck, dies Treiben und Bewegen zu sehen, ohne den leisesten Laut zu vernehmen, und ich sah über das alles hinaus auf die Felder mit ihren üppig sprossenden Saaten, auf die Wiesen mit dem noch leuchtenden Grün, auf die Wäldchen, welche sich hier und da erhoben, und das ganze Land, das bis an die aufsteigenden Hügel drüben wie eine Landkarte vor mir lag. Denn es war keine Spur von Dunst und Duft bis in die Ferne hinein, und der Sonnenschein lag glänzend über dem allen und drang in alle Winkel und Tiefen.

Auf dem Felde zeigte sich kein Mensch noch Gethier, die Landstraße war todeseinsam; die Weiler und Dörfer, die hier und da aus den ihre Gärten füllenden Obstbäumen hervortraten, sahen auch so seltsam still aus, als rege sich nichts in ihnen. Und so weit ich blickte, war es das Gleiche.

Aber da — da! Dort ganz hinten, wo die staubige weiße Straße noch einmal wie ein heller Strich sichtbar wurde, bevor sie in das Hügelland trat, wurde sie plötzlich schwarz von einer hervorquellenden Masse, aus der es hier und da grell aufblitzte, vor der einzelne dunkle Punkte, abgelöst, sich in fliegender Eile gegen den nächsten Weiler bewegten. Nun waren sie schon hinter ihm verschwunden. Die große Masse schob sich ihnen nach, wie eine schillernde Schlange; es kam ein leerer Zwischenraum, und dann quoll es von neuem dunkel hervor. Die einzelnen Punkte zeigten sich nun schon diesseit des Gehöftes, und mit einem mal quoll aus diesem letztern eine anfangs leise, dann sich immer verstärkende Rauchsäule empor, fächerartig sich ausbreitend und mit dem leichten Wind hinziehend über die friedlichen Fluren, und es war mir, als sähe ich es dort, wo sie ihren Anfang nahm, fahl durch die immer schwärzern Wirbel auf- und niederflattern.

Wir haben es durchweg mit einem feingebildeten Autor zu thun, der sich durch die Pflege der Darstellungsform, trotz einzelner Schwächen derselben, hoch über das Gros der gewöhnlichen Unterhaltungsschriftsteller erhebt.

Rudolf Gottschall.

Umschau auf dem Gebiete der neuesten populären Naturkunde.

(Beschluß aus Nr. 45.)

8. Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen von J. G. Kohl. Mit 3 lithographirten Karten. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als der Verfasser in den Jahren 1854—57 sich in den Vereinigten Staaten mit den Vorstudien zur Geschichte der Entdeckung der Neuen Welt beschäftigte, wurde er von seinem jetzt verewigten Freunde Professor Bache, dem damaligen Superintendenten des United States Coast-Survey, eingeladen, für dieses Institut eine Geschichte der Erforschung des Golfstroms von der Zeit des Columbus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwerfen. Er folgte dieser Einladung und überreichte seine in englischer Sprache geschriebene Arbeit dem Institut, wo sie zu gelegentlicher Verwendung im Archiv aufbewahrt wird. Der Verfasser hatte sich dabei aber eine Bearbeitung in deutscher Sprache zur freien eigenen Benutzung vorbehalten. Einiges hiervon wurde schon früher in der von Koner redigirten „Zeitschrift für Erdkunde“ veröffentlicht. Das vorliegende Werk enthält nun das Ganze in gehöriger Vervollständigung und Berichtigung. Den deutschen Freunden der historischen Erdkunde hat der berühmte Verfasser sich hierdurch aufs neue in Erinnerung gerufen, wofür ihm die freundliche Anerkennung und Dankbarkeit sicher nicht fehlen wird, denn die Arbeit zeichnet sich ebenso sehr durch ein eifrig zusammengebrachtes umfangreiches Material, als durch eine übersichtliche Klarheit und Gründlichkeit in der Bearbeitung desselben aus. Das Werk liest sich vortrefflich und zeigt überall die Spuren, daß dem Verfasser sehr gute Quellen zur Benutzung vorgelegen haben müssen.

Außer der Einleitung zerfällt das Buch in elf Hauptabtheilungen: „I. Ein Blick auf die Kenntnisse und Ideen über Strömungen im Atlantischen Ocean in den Zeiten vor Columbus“; „II. Columbus und seine Zeitgenossen“; „III. Von Columbus bis Antonio de Alaminos oder [illegible] 1503—19“; „IV. Antonio de Alaminos 1519“; „V. [illegible] Antonio de Alaminos oder von der Entdeckung des [illegible]falls des Golfstroms im Jahre 1519—1620“; „V[illegible]

schichte des Golfstroms von 1620—1770"; „VII. Benjamin Franklin und der Engländer C. Blagden, 1770—86"; „VIII. Die Fortschritte der wissenschaftlichen Erforschung des Golfstroms von Benjamin Franklin bis auf den Beginn der Operationen des amerikanischen Bureau der Küstenvermessung oder von 1786—1845"; „XI. Neueste Darstellung des Golfstroms"; „X. Geschichte der Operationen der Offiziere des amerikanischen Bureau der Küstenvermessung im Golfstrom"; „XI. Geschichte der Operationen der Coast-Survey innerhalb der Gewässer des Golfstroms". Bei der Aufzählung dieser Hauptkapitel ist es mir aufgefallen, daß der Verfasser von V. gleich zu VII. übergegangen, und das nicht blos im Inhaltsverzeichniß, sondern auch im Text selbst. Eigentliche Störungen im Zusammenhange des Ganzen sind indeß dadurch nicht gerade veranlaßt worden.

Es ist allgemein bekannt, wie der Golfstrom für die Seefahrer erst durch Benjamin Franklin bekannt geworden und zweckmäßig benutzt worden ist. Seitdem wurde er auch ein von Naturforschern und Weltumseglern sehr beachteter Gegenstand. Er bildet den Hauptcharakterzug des Nordatlantischen Oceans, die einflußreichste Quelle der Temperatur, der Winde und Stürme dieses Meers und hat sich dadurch den Namen „Sturm- oder Wetterkönig" errungen. Man hat ihn schon längst als den Regulator des Klimas in den angrenzenden großen Continenten erkannt und in ganz Europa als den Erzeuger der fruchtbaren feuchten Wärme im Sommer und der milden Kälte im Winter hochzuschätzen gelernt. Wir stimmen dem Verfasser gern bei, wenn er geneigt ist, ihn die Hauptarterie der ganzen Masse von Gewässern zwischen Europa und Nordamerika zu nennen, in ähnlicher Weise, wie man die Anden das Rückgrat des amerikanischen Continents genannt hat. Als man die Wichtigkeit dieses großen Meeresstroms erkannt hatte, legte man auch immer mehr Hand an, allmählich alle dabei aufstoßenden Fragen zu beantworten. Die Angaben der Schiffer wollten nicht mehr genügen. Um den Umfang seines Laufs zu bestimmen, kam der Franzose Mr. Dayssy zuerst auf den Gedanken, mit Hülfe ausgeworfener Flaschen eine Karte zu entwerfen. Er sammelte eine Menge von Beobachtungen, bezeichnete den Fleck des Oceans, wo die Flaschen ausgeworfen waren, und auch den ihres Wiederfindens, verband beide Orte durch Linien, welche dann den wahrscheinlichen Weg ihrer Wanderung bezeichnen sollten. Viel genauer wurde dies später von Kapitän A. N. Belcher, einen englischen Seefahrer und königlichen Hydrographen, 1843 ausgeführt. Er combinirte aus 119 Flaschenexperimenten eine solche Karte, und im Jahre 1852 eine durch neue Versuche noch sehr verbesserte. Wurden nun diese Werke von den Seefahrern schon für außerordentlich brauchbar befunden, so zeigten sich die von Redfield mit Hülfe der Beobachtung an Eisbergen angefertigten, sogenannten Eiskarten noch vortrefflicher. Der Verfasser sagt:

Er stellte auf dieser Karte die Geschichte und Schicksale von mehr als 100 beobachteten Eisbergen dar, und seine Eiskarte mag mit den genannten Flaschenkarten als eine Vervollständigung und Fortsetzung von Rennell's Stromkarte betrachtet werden. Redfield's Karte zeigt, daß die Eisberge aus Norden meistens nur bis zum Golfstrom kommen und in seinen warm[illegible] Gewässern zerschmelzen, daß zuweilen aber einige dur[illegible] ganzen Golfstrom quer hindurchsetzen und ihre kalten Massen und niedrigen Wassertemperaturen bis an die südliche oder innere Grenze des Golfstroms hinabtragen. Am 18. Juni 1842 war ein Eisberg von 100 Fuß Höhe und 170 Fuß Länge von der Mannschaft des Schiffs Formosa in 38° 50′ nördl. Br. und in dem Meridian des südöstlichen Endes der Neufundlandsbänke beobachtet worden. Es wurde hierdurch zum ersten mal genügend nachgewiesen, daß unter dem Golfstrom eine von Norden nach Süden gerichtete Strömung wegsetzen müsse, und daß diese Unterströmung, welche die Eisberge in einer den Golfstrom kreuzenden Richtung herabführte, wahrscheinlich eine Fortsetzung der arktischen Strömung sei.

Ziemlich um dieselbe Zeit wurde auch eine unter [illegible] Gaimard stehende Commission scientifique du Nord [illegible] König Ludwig Philipp ausgesandt, welche von dem [illegible] strom berichtete, daß er in seiner Hauptachse auf [illegible] britannien gerichtet sei, dann, zwischen Schottland und [illegible] Faröer-Inseln passirend, längs der Küste von [illegible] bis zum Nordcap streife, und sich von da aus [illegible] den zu den Cherry-Inseln und auf Spitzbergen [illegible] der Gelehrte von Bär, von Rußland ausgesandt [illegible] Lage und übrigen Verhältnisse der Insel [illegible] in Hinsicht auf die wärmern Winde und [illegible] gen aus Westen zu bestimmen, brachte [illegible] Resultate mit nach Hause. Er zeigte, da[illegible] eine scharfe Scheidewand zwischen Osten [illegible] und daß sie gleichsam einen Wall gegen [illegible] des östlichen Eises abgebe; das Meer [illegible] sei meistens frei von Eis, da es durch [illegible] Golfs und durch die westlichen Winde [illegible] wird. Wenn Nowaja-Semlja nicht [illegible] von Bär, so würde das sibirische [illegible] Ocean hineinbrechen, zu den Küsten [illegible] treiben und dieses Land, das [illegible] n warmen Golfstroms grünt und [illegible] gen veröden wie das nördliche Sibirien [illegible] asser Leopold von Buch seine berühmte [illegible] weg- und bestätigte den mildernden [illegible] ethodo- der Küste Norwegens. [illegible] Punkte

Diese Forschungen [illegible] r großer Jahren außerordentlich viel [illegible] ufachungen, sungen der Offiziere der [illegible] angaben an- hierüber gibt der Verfasser [illegible] dazu vor; be- Werk zu einem der [illegible] schnitt von den machen. Wir wollen [illegible] hr in dem Ab- denen Schlußworte [illegible] Darin hat der

Mit dieser kurzen [illegible] reunde einen Liebes- für die nähere Erforschung [illegible] ragen wird, die all- schnitts des Golfstroms [illegible] ke zu erhalten, von Untersuchung der [illegible] Verstorbenen ganz vor- parteiischer Berichterstatter [illegible] die Mitte des 19. Jahrhunderts [illegible] war. Wir wünschen dem bestrebt gewesen [illegible] eser neuen Bearbeitung die nicht abgeschlossen, [illegible] nung. Bruchstück, das [illegible] ich hoffe, auch [illegible] überflüssig und [illegible] den mag.

9. Aristoteles [illegible] Bücher in drei Theilen. Von deutscher [illegible], unter Mitwirkung von C. W. Neu- und voll[illegible] mer. [illegible] er. Erster Theil. Stuttgart, Grü- Engel[illegible] 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

[illegible] ieses Werks soll zur Vorbereitung [illegible] beschlossene Kepler-Denkmal zu [illegible] arum reden wir derselben aus inni- [illegible] oßen Deutschen mit warmer Be- [illegible] Aber auch abgesehen von diesem [illegible] Werk in rein literarischer Hinsicht

literarische Unterhaltung gar nicht zu passen scheint. Es besitzt einen griechischen Titel, den wir nur weggelassen haben, um unsere Leser nicht abzuschrecken, und neben der deutschen Uebersetzung einen griechischen Text; hat eine Fülle von Anmerkungen unten und vorn, und hinten eine Textberichtigung, eine Anführung von verschiedenen Lesarten u. s. w. Läßt man sich aber, als Nichtphilologe, hiervon nicht abschrecken und beschränkt die Aufmerksamkeit nur auf die deutsche Uebersetzung, so wird man von dem Inhalte der Schrift ungemein gefesselt. Alles, was der große Stifter der Peripatetischen Schule zu Stagira in Macedonien gelehrt hat, erweckt noch heute, nach einem Zeitraum von 22 Jahrhunderten, Ehrfurcht und Staunen. Die Resultate eines solchen Denkens, Forschens und Wissens können verändert, vernichtet und vergessen werden, doch darf und wird die Hochachtung vor dem schaffenden Geiste nie zu Grunde gehen, diese muß unsterblich allen Jahrhunderten angehören. Wir können daher nicht anders als mit vollkommenster Anerkennung und Dank auf die vorliegende meisterhafte deutsche Wiedergabe des großen Weisen blicken. Sobald man nur eingedenk bleibt, daß Aristoteles vor 22 Jahrhunderten lehrte, sobald man sich bewußt bleibt, was Aristoteles wissen konnte und wie er dieses Wissen zu verwerthen im Stande war, so wird man das Große, das eigentlich Unsterbliche seiner Leistungen gewiß nie verkennen können.

Da wir uns natürlich ganz fern halten müssen von dem höhern philologischen Standpunkte des Werks, so beschränken wir unsere weitere Besprechung nur auf einige Mittheilungen aus der vortrefflichen deutschen Uebersetzung. In Kapitel 10, Buch 4, ist von dem Schlafe und Traume der Thiere die Rede. Aristoteles sagt:

Außerdem haben offenbar nicht nur die Menschen Träume, sondern auch Pferde, Hunde, Rinder, desgleichen Schafe und Ziegen und überhaupt alle lebendiggebärenden Vierfüßer; namentlich geben dies die Hunde durch das Bellen zu erkennen. Ob die Eierlegenden träumen, ist ungewiß, daß sie aber schlafen, ist augenscheinlich. Desgleichen die Wasserthiere, wie die Fische. .... Man kann sich nämlich oft den Fischen so unvermerkt nähern, daß man sie mit der Hand greifen oder ungesehen stechen kann. Sie verhalten sich alsdann ganz ruhig und bewegen nur die Schwanzflosse ein wenig. Daß sie aber schlafen, ersieht man auch aus ihrem Auffahren, wenn sich, während sie ruhen, etwas bewegt: sie fahren dann wie aus dem Schlaf empor. Auch der Fang der Fische bei Fackelschein weist auf den Schlaf derselben hin. Auch die Thunfischjäger fangen die Thunfische oft schlafend in ihren Netzen, was daraus hervorgeht, daß sie stillliegend und das Weiße nach oben kehrend gefangen werden. Die Fische schlafen mehr bei Nacht als bei Tage, sodaß sie sich bei dem Auswerfen der Netze nicht bewegen. Meistentheils schlafen sie am Grunde, indem sie sich am Boden oder Sande oder an einem Steine halten, oder sich unter einem Felsen oder am Strande verbergen. Die breiten Fische schlafen im Sande, wo man sie an der Gestalt des Sandes erkennt und sie mit dem Dreizack spießt. Auch der Seebarsch, die Dorade, die Meeräsche und ähnliche werden oft bei Tage mit dem Dreizack während des Schlafs gefangen. Schliefen sie nicht, so dürfte schwerlich einer von diesen Fischen mit dem Dreizack zu erlangen sein. Die Selachier schlafen mitunter so fest, daß man sie mit der Hand greifen kann. Der Delphin und die Phalaena und die übrigen mit einer Athemröhre versehenen Thiere schlafen, indem sie die Röhre über den Meeresspiegel emporhalten, durch welche sie unter einer leisen Bewegung der Flossen Athem holen. Die Delphine haben manche auch schon schnarchen hören. ... Daß auch die Insekten des Schlafes theilhaftig sind, geht daraus hervor, daß sie ausruhen und völlig bewegungslos sitzen; am deutlichsten ist dies bei den Bienen, welche bei Nacht still werden und aufhören zu summen. Dasselbe bemerkt man auch bei den überall vorhandenen Arten von Insekten: sie verhalten sich im Dunkeln nicht blos deswegen still, weil sie nicht scharf sehen — denn alle hartäugigen Thiere sehen mangelhaft —, sondern sie sind auch ebenso ruhig bei Lampenlicht. — Träume hat unter allen Thieren vorzugsweise der Mensch. Ganz kleine Kinder träumen noch nicht, sondern bei den meisten beginnt dies erst um das vierte oder fünfte Jahr. Auch hat es schon Männer und Frauen gegeben, welche niemals geträumt haben. Bei manchen derselben ist der Fall vorgekommen, daß sie im höhern Alter ein Traumbild sahen, nach welchem eine Veränderung im Organismus eintrat, welche mit dem Tode oder einer Krankheit endigte.

In Hinsicht des Charakters der Thiere wird ferner darauf aufmerksam gemacht, daß eine rauhe und wilde Oertlichkeit einen wesentlichen Einfluß ausübe. Als Beispiel dienen die Sauen auf dem Athos, denen selbst nicht einmal die Eber aus den Ebenen standzuhalten wagen.

Auch zeigen die Gegenden Verschiedenheiten in Bezug auf die Giftigkeit des Bisses mancher Thiere: so sind um Pharos und an einigen andern Orten die Skorpione nicht gefährlich; anderwärts aber, namentlich in Skythien, sind große und gefährliche Skorpione häufig, und wenn sie einen Menschen oder ein Thier stechen, so sterben diese, ebenso die Schweine, welche gegen die Bisse der andern Thiere unempfindlich sind, und unter ihnen besonders die schwarzen. Am schnellsten verenden die vom Skorpion gestochenen Schweine, wenn sie sich ins Wasser begeben. Auch die Wirkungen des Bisses der Schlangen sind sehr verschieden. Die Schildviper lebt in Libyen; man bereitet aus ihr das „Fäulniß erregende Gift“, und ihr Biß ist überall unheilbar. Auch unter dem Silphium lebt eine kleine Schlange, als deren Gegengift ein Stein gilt, den man von dem Grabmale eines alten Königs holt und wovon man einen Aufguß in Wein trinkt. In einigen Gegenden Italiens ist auch der Biß des Gecko tödlich. Die Bisse aller giftigen Thiere sind gefährlich, wenn eines von dem andern gefressen hat, z. B. die Viper vom Skorpion. Den Bissen der meisten dieser Thiere wirkt der Speichel der Menschen entgegen. Es gibt eine Art kleiner Schlangen, welche man die „heilige“ nennt, vor welcher die größten Schlangen fliehen. Sie wird eine Elle lang und ist von haarigem Ansehen. Die Stelle, wo sie gebissen hat, wird sogleich im ganzen Umkreise faulig. Auch in Indien gibt es eine kleine Schlange, dort die einzige, gegen welche es kein Mittel gibt.

Reich an Sagen und Dichtungen der Naturgeschichte ist Aristoteles, wie das bereits Mitgetheilte schon beweist; wir wollen indeß noch ein Beispiel zum besten geben:

So wie sich die Handlungen der Thiere nach ihren Zuständen richten, so verändert sich andererseits mit ihren Handlungen auch ihr Charakter, ja bisweilen sogar manche Organe, wovon man Beispiele bei den Vögeln findet. Wenn die Hennen z. B. über die Hähne gesiegt haben, so fangen sie an, das Krähen der Hähne nachzuahmen, und versuchen zu treten; zugleich erhebt sich bei ihnen der Kamm und der Steiß, sodaß es nicht leicht zu erkennen ist, daß es Hennen sind. Bei manchen treten auch kleine Spuren von Sporen hervor. Auch hat man schon beobachtet, daß Hähne nach dem Tode der Henne die mütterliche Sorge für die Jungen übernahmen, indem sie sie umherführten und auffütterten, dergestalt, daß sie aufhörten zu krähen und zu treten. Es gibt aber auch Hähne, die von Haus aus so weibisch sind, daß sie sich sogar treten lassen.

Wir können von diesem Werke nicht ohne den drin-

genden Wunsch Abschied nehmen, daß es dem Verleger gefallen möchte, für das gebildete große Publikum die deutsche Uebersetzung ohne griechischen Text u. s. w. herauszugeben.

10. Blicke durch das Mikroskop. Bilder und Skizzen aus dem Unsichtbaren der Natur. Von Julius Stinde. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Lex.-8. 15 Ngr.

Nach diesem vorliegenden Anfange zu urtheilen, verspricht das Unternehmen ein ganz vortreffliches zu werden. Die Einleitung trägt in geistvoller edler Sprache den neuesten wissenschaftlichen Forschungen Rechnung. Der darauffolgende erste Blick durch das Mikroskop bezieht sich auf unsere Stubenfliege, wobei außer dem anziehenden populären Texte auch noch zwei ausgezeichnet schöne Photographien von dem stark vergrößerten Fuße und Rüssel des Thiers als illustrirender Schmuck gegeben werden.

Der von Natur beschränkte Sinn des Gesichts ist mit Hülfe des Fernrohrs und des Mikroskops ungemein erweitert worden; es wurden uns dadurch im Großen und Kleinen ganz neue Welten eröffnet, wovon besonders die letztere Erschließung mehr als die erstere ein angestauntes Werk unserer Tage ist. Hier haben die mikroskopischen Betrachtungen der Sonnenstäubchen zur endlichen Entscheidung der Streitfrage geführt, ob ein Thier, eine Pflanze von selbst entstehen kann, oder ob das Ei oder der Keim zur Grundlage seines Werdens vorausgesetzt ist. Dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, auf die interessanten Untersuchungen von Pasteur zu kommen. Man weiß, daß die in luftdicht verschlossenen Büchsen und Gläsern durchkochten Speisen vor dem Verderben bewahrt werden, weil dadurch die Keime zur Bildung der Infusorien getödtet worden sind. Es stellte sich heraus, daß schon ein Pfropfen von Baumwolle ausreiche, um den Zutritt der Infusorienkeime aus der äußern Luft abzuhalten.

Ein noch helleres Licht werfen die Untersuchungen von Pasteur auf die Entstehungsweise der Infusorien in Aufgüssen, der sich statt der gewöhnlichen Baumwolle der Schießbaumwolle zum Verstopfen der Ballons bediente und dieselbe nach einiger Zeit in Aether auflöste. Aus der Lösung der Schießbaumwolle setzte sich alsbald ein Bodensatz ab, der unter dem Mikroskope eine Menge von winzig kleinen Eiern — Keime der Infusorien — erkennen ließ. Die Keime mußten also aus der Luft in die Flüssigkeit gelangt sein. Weitere Untersuchungen ergaben auch, daß Millionen dieser Keime von dem Winde in die Höhe getrieben werden und sich alsbald zu ausgebildeten Individuen entwickeln, wenn sie in günstige Verhältnisse gebracht werden. Jeder wirbelnde Staub enthält neben zertrümmerten Gesteinsorten und kleinen Resten zerstörter Pflanzengebilde stets eine mehr oder minder große Anzahl der gedachten Keime — leichte Sonnenstäubchen!

Ebenso bespricht er auch andeutungsweise die Infusionsgeschöpfe, welche man in dem Meeresboden gefunden hat, der 12000 Fuß tief heraufgeholt worden ist; er erwähnt auch der Infusionsthierchen im Blute lebender Menschen und Thiere, der Blutflecken auf den Hostien u. s. w. Von allen diesen vorläufig nur berührten Gegenständen soll dann später ausführlich die Rede sein und photographische Illustrationen sollen als Schmuck und zur Belehrung beigegeben werden.

11. Populäre Himmelskunde und astronomische Geographie. Von Adolf Diesterweg. Siebente Auflage. Herausgegeben von F. Strübing. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Berlin, Th. Enslin. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Obgleich dies Buch ursprünglich nur für die Volksschule und ihre Lehrer geschaffen war und auf diesem Felde ganz vortreffliche Früchte zur Reife gebracht hat, so fehlte ihm doch auch nicht die regste Aufmerksamkeit der übrigen Lehranstalten und des denkenden Publikums im allgemeinen. Dadurch erhielt dasselbe eine sehr ausgedehnte populäre Anerkennung. Dies spricht vorzugsweise für die pädagogische Güte seiner Methode, denn an populären Astronomien war vor ihm und neben ihm wahrlich kein Mangel. Der neue Herausgeber, ein langjähriger Freund des Verfassers, hielt es für seine erste Pflicht, das Buch in seiner vollen Eigenthümlichkeit zu belassen, worüber wir uns nur freuen können. Es ist übrigens bekannt, wie Diesterweg in der letzten Hälfte seines bewegten Lebens gewaltig viel zu kämpfen hatte gegen die Männer, denen jeder Fortschritt in der freien Entwickelung der Schule ein Aergerniß ist, und daß er daher leicht dazu kam, seiner Feder auch da Parteiäußerungen zu gestatten, wo sie der Natur der Sache nach nicht gut hingehörten. Daß nun der jetzige Verfasser diese polemischen Stellen, von denen besonders in den letztern Vorworten einige Spuren vorkamen, ganz beseitigt hat, können wir nur loben. Es bezog sich dies auf Ansichten des Verstorbenen, die nur, solange er lebte, Bedeutung hatten. Diesterweg's Buch der Natur des Himmels paßt jetzt für alle Parteien der Schule und der Kirche, es geht, wie es sein anfänglicher Beruf war, den friedlichen Weg einer durch und durch naturgemäßen Lehrmethode. Uebrigens hat der gegenwärtige Verfasser auch aus den frühern Vorworten mit Recht nichts weggelassen, was nur irgend Werth besaß für die Methodologie dieses Unterrichts, denn gerade in diesem Punkte war ja Diesterweg ein allgemein anerkannter großer Meister. Und wo auch im Buche selbst Vereinfachungen, Verbesserungen und genauere neuere Zahlenangaben angebracht sind, lag wirkliche Nothwendigkeit dazu vor; besonders war dies der Fall in dem Abschnitt von den Asteroiden und Fixsternen, und noch mehr in dem Abschnitte von der Zeit und dem Kalender. Darin hat der neue Herausgeber seinem verewigten Freunde einen Liebesdienst erwiesen, der gewiß dazu beitragen wird, die allgemeine Zuneigung zu dem Werke zu erhalten, von welchem bekannt ist, daß es dem Verstorbenen ganz vorzugsweise ans Herz gewachsen war. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke auch in dieser neuen Bearbeitung die volle Beachtung und Anerkennung.

12. Johannes Kepler. Vier Bücher in drei Theilen. Von Edmund Reitlinger, unter Mitwirkung von C. W. Neumann und C. Gruner. Erster Theil. Stuttgart, Grüninger. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Herausgabe dieses Werks soll zur Vorbereitung und Beisteuer für das beschlossene Kepler-Denkmal zu Weil der Stadt dienen, darum reden wir derselben aus inniger Verehrung des großen Deutschen mit warmer Begeisterung das Wort. Aber auch abgesehen von diesem Zwecke wird sich das Werk in rein literarischer Hinsicht

viele Freunde erwerben, da es die Resultate eines ebenso emsigen als zuverlässigen Forschens über alle biographischen Beziehungen in sich schließt. Die drei Begründer haben einen erstaunlichen Fleiß an den Tag gelegt, um das Material zu einer in jeder Beziehung authentischen Lebensbeschreibung zu Stande zu bringen. Wir besitzen schon viele und zum Theil vortreffliche Biographien des großen astronomischen Reformators, und es werden sicher auch in Zukunft noch mehrere entstehen, aber für alle diese Arbeiten möchte wol kaum eine befriedigendere Stütze der Quellenforschung nachzuweisen sein als das vorliegende Werk. Darin besteht der Hauptwerth desselben. Ob nun bei diesem Streben nach Gründlichkeit und Ausführlichkeit der biographischen Grundlagen nicht hier und da ein Mangel im wohlgefälligen Flusse der Darstellung zu verspüren sei, ist eine Frage, deren Verneinung schwer fallen dürfte. Doch hat die Erfahrung schon lange gelehrt, daß eine solche ausführliche Gelegenheitsschrift zur Gedächtnißfeier großer Verstorbener sich selten durch abgerundeten Redefluß ausgezeichnet hat, zumal wenn daran wie hier mehrere Arbeiter thätig waren. Und es liegt in der Natur der Sache, daß dies schwer zu ändern ist, darum sehen wir auch gern davon ab.

An der Spitze des Buchs steht ein meisterhaft ausgeführtes Porträt Kepler's, von C. Wander gezeichnet und T. Bauer gestochen, nach dem Original zu Strasburg, mit der autographirten Unterschrift „M. Jo. Kepler". Dann kann man den Holzschnittt von Michael Mästlin, Kepler's hochverehrtem Lehrer und treuestem Freunde, welchen das Buch etwas weiter unten im Texte bringt, nicht anders als mit Freude begrüßen, er zeigt das Antlitz eines würdigen Alten, eines klaren, scharfen Denkers, eines edeln Menschenfreundes. Ebenso dienen das Geburtshaus von Weil der Stadt, das Abbild von Weil der Stadt, die lateinische Schule in Leonberg, Tübingen zu Kepler's Zeit, das Schlößchen Mühleck im berühmten Murthale, aus welchem Kepler, der „Wettermacher", einst von den abergläubischen Bauern vertrieben wurde, ferner Graz zu Kepler's Zeit und noch mehrere andere Illustrationen zu einem wirklichen Schmuck des Werks.

Um nun auch etwas von dem Werke selbst zur Mittheilung zu bringen, so wählen wir dazu das siebente Kapitel, welches von der ersten Heirath Kepler's handelt. Seine Wahl fiel auf Barbara Müller, welche, obgleich erst 22 Jahre alt, doch schon zum zweiten male Witwe geworden war. Alle frühern Biographien nennen Kepler's erste Hausfrau eine geborene „Müller von Mühleck". Ihr Vater war aber nicht adelich, sondern ein schlichter Müllermeister zu Gössendorf in der Nähe von Graz, dem das heutige Mühleck als Eigenthum angehörte. Dagegen erhielt ihr Bruder Michael das Privilegium, sich „Müller von und zu Mühleck" schreiben zu dürfen. Kepler's Bewerbung war anfangs vom Glück begünstigt, dann trat ihm aber der Landschaftssecretär Speidel als Mitbewerber in den Weg, und er hatte nur Aussicht zum erwünschten Ziele zu gelangen, wenn er seine eigene adeliche Abkunft unzweifelhaft nachweisen konnte. Dazu war eine Reise nach Würtemberg nöthig. Kaum war er aber abwesend, so rührte sich Speidel, und fast wäre Kepler von ihm ausgestochen worden. Seine Rückkehr brachte indeß bald alles wieder in Ordnung. Er schrieb an Mästlin im Anfang des Jahres 1597:

Wie ich glaube, lebt kein Sterblicher, dessen Geschick so sehr all seiner Vorhersicht spottet, wie es bei mir der Fall ist. Denn wenn ich Gutes hoffe und schon zu genießen glaube, dann entschlüpft es meinen Händen; dagegen wenn ich Böses fürchte und schon vor mir erblicke, dann ereignet sich Gutes ... Doch vernimm die Komödie: Im Jahre 1596 wählte ich mir eine Gattin, und während eines vollen Halbjahrs dachte ich nicht anders, als daß ich sie heimführen würde, worin mich die Briefe der verläßlichsten Männer bestärkten. Freudig kehrte ich nach Steiermark zurück. Als ich ankam, wünschte mir niemand Glück, und heimlich wurde mir angezeigt, ich sei der Gattin verlustig geworden. Feste Wurzeln hatte die Hoffnung des Ehestandes während eines halben Jahres geschlagen, es bedurfte nur des Verlaufs eines andern halben Jahres, um sie zu entwurzeln und mich auch beinahe zu überreden, es sei vergeblich, es müsse ein anderer Lebensplan gefaßt werden. Als so die Sache fast verzweifelt stand, indem sie dem Pfarramt bereits übergeben war, siehe, da tritt eine neue Wendung ein. Auf die Betheiligten machte Eindruck: die Autorität des Pfarramts und die Betrachtung ihres eigenen Spiels. Da bestürmten alle, die Einfluß auf die Witwe und ihren Vater erlangt hatten, dieselbe um die Wette und verhalfen mir neuerdings zur Heirath. Dadurch brachen wieder alle meine Rathschlüsse über einen andern einzuschlagenden Lebensweg zusammen. So ist nicht der morgige Tag in des Menschen Gewalt.

Die Hochzeit erfolgte am 27. April 1597 in der Stempfergasse zu Graz im Hause des Herrn Georg Hartmann von Stubenberg. Das noch jetzt für Kepler's Wohnung genommene Haus besitzt einen zu astronomischen Beobachtungen sich vortrefflich eignenden Thurm, der etagenweise immer nur ein Zimmer mit vier nach den Weltgegenden gerichteten Fenstern besaß, von denen das oberste unheizbar war und an dem gen Süden liegenden Fenster eine große Steinplatte hatte zum festen Aufstellen astronomischer Instrumente. Das Haus heißt noch jetzt das Stubenberg'sche, sowie der Thurm immer noch den Namen „Keplerthurm" führt. Merkwürdig ist es, daß derselbe Thurm eben jetzt wieder zu astronomischen Beobachtungen benutzt wird von dem geistlichen Herrn, Professor Falb, der sich als Privatgelehrter der Astronomie einen nicht unbeachteten Namen erworben hat.

Ebenso trägt das Schlößchen Mühleck, in welchem Kepler auch wohnte, noch sichtbare Spuren von einem astronomischen Observatorium, von dem man bis auf den heutigen Tag die wunderbare Erzählung hören kann, daß dies der Thurm gewesen sei, womit Kepler Sturm und Regen, Schnee und Hagel herbeigezaubert habe. Mühleck diente wahrscheinlich unserm Kepler als Landsitz.

In jener glücklichen Zeit konnte Keppler — berichtet das Werk — bald in der geräuschvollen Stadt und bald auf dem stillen Landsitze verweilen, hier wie dort an der Seite der geliebten Gattin, hier wie dort in der Lage zu forschen und Himmelsbeobachtungen anzustellen. Das Erscheinen seines schwungvollen Jugendwerks und die langersehnte Vermählung mit Barbara waren durch Schicksalsfügung bis auf wenige Wochen zusammengetroffen. Das „Geheimniß des Weltbaues", die erste bedeutende Schöpfung seines Geistes, trug seinen Namen durch alle Lande, und an seinem Herde waltete die geliebte Hausfrau, schön, fromm und treu. Selbst seinen Günstlingen pflegt das Glück den Ruhm erst im Greisenalter zu gewähren und in der Jugend blos die Liebe, beide getrennt durch ein ganzes Mannesalter. Auf die Jünglingsstirn Kepler's drückte das Schicksal jedoch einen Kranz, halb aus Lorber und halb aus Rosen; es schenkte ihm in jenem kurzen Momente seiner Huld zugleich Ruhm und Liebe, die beiden höchsten Erdengüter.

Daher fühlte er sich damals in so seltenem Maße zufrieden, daß er, wie wir schon oben sahen, an Mästlin schrieb: „Von Gott wage ich mehr nicht zu verlangen, als er mir in dieser Zeit gewährt hat."

Wer die vielen Leiden kennt, welche der große Gelehrte besonders am Abend seines bekümmerten Lebens zu erdulden hatte, wird in der anmuthigen Schilderung seiner frühern Lebensperiode eine wohlthuende Freude genießen. Das Glück, in das innerste Walten der Welt blicken zu können, hier ewig geltende Gesetze aufzufinden, war so groß, daß er alles irdische Ungemach gern darüber vergaß. Wir sind gespannt, die Fortsetzung dieses Werks zu sehen und freuen uns schon im voraus auf ihre Besprechung.

13. Gemeinfaßliche Belehrung über die Maikäfer und ihre Verheerungen, sowie die geeigneten Mittel dagegen. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Fauna. Für den Bürger und Landmann, sowie die Fortbildungsschulen nach eigenen und fremden Beobachtungen zusammengestellt von Th. Plieninger. Zweite Auflage, nach dem derzeitigen Stand der Erfahrungen umgearbeitet. Stuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Das ist eine zweckmäßig abgefaßte, praktische Schrift, von der man aufrichtig wünschen muß, daß sie von jedermann gelesen und beherzigt werden möchte. Die Veranlassung zu ihrem ersten Entstehen gab eine 1833 im Würtembergischen vorgekommene große Verheerung durch die Maikäfer. Die königliche Regierung für den Jaxtkreis machte damals der königlichen Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins den Vorschlag, eine für den Landmann faßliche Schrift über diesen Gegenstand zu veranstalten, welche die königliche Kreisregierung unter den Gemeinden des Jaxtkreises behufs einer allgemeinen Belehrung und Benutzung in den Sonn- und Werktagsschulen vertheilen zu lassen beabsichtigte. Der Verfasser, damals wissenschaftlicher Secretär jener königlichen Centralstelle, folgte bereitwillig der an ihn erfolgten Aufforderung zur Abfassung der Schrift. Dieselbe erschien 1834 und erfüllte ganz den erwarteten Zweck. Im Jahre 1867 war wieder große Klage über starke Verwüstungen durch die Engerlinge; da die Schrift längst vergriffen war, so wurde die Verlagshandlung aufgefordert, eine zweite Auflage zu veranlassen, wozu sich denn der Verfasser gern bereit erklärte, indem er damit den Wunsch verbindet, „daß es ihm gelungen sein möge, mit seiner Arbeit einen gemeinnützigen Beitrag zur Belehrung seiner Mitbürger und Erhöhung ihres Wohlstandes durch Abwendung von Schaden an ihren Culturen geliefert zu haben".

Das Werk besteht aus 10 Hauptabschnitten, wovon die beiden ersten sich auf seine Genesis beziehen. Dann hat der dritte den Zweck Vorurtheile zu beseitigen, während der vierte die Stellung des Maikäfers im Thierreich nachweist, und der fünfte die nähere Beschreibung der Natur des Maikäfers liefert; der sechste thut dasselbe vom Engerling; der siebente gibt eine Beschreibung der Verwüstungen durch die Käfer, durch die Engerlinge; der achte bespricht die Veranstaltungen der Natur zur Niederhaltung des Insekts; der neunte deutet auf den möglichen Nutzen der Maikäfer; der zehnte gibt dann in großer Ausführlichkeit die dem Menschen zu Gebote stehenden Mittel an zur Abwehr des Schadens der Maikäfer.

Um auch etwas aus dem Buche selbst zur Sprache zu bringen, wählen wir aus dem zehnten Abschnitt die Vorschriften, welche bei dem Einsammeln der Maikäfer zu beobachten sind:

Des Morgens, vor oder mit Sonnenaufgang fängt man an, die Obstbäume auf der Markung, einen Baum nach dem andern, plötzlich und auf einmal, damit die Käfer sich nicht anklammern, zu schütteln und die heruntergefallenen Käfer sorgfältig aufzulesen. Jeder mit Auflesen Beschäftigte hat einen Sack von grober Leinwand, dessen Oeffnung er mit der einen Hand verschließt, sobald er die mit der andern Hand gesammelten Käfer hineingebracht hat. Auf Grasboden breitet man Tücher unter den Bäumen aus, weil die abgeschüttelten Käfer sich sonst leicht unter dem Grase verkriechen könnten . . . Diese Jagd müßte die ganze Dauer des Schwärmens über jeden Tag wiederholt werden. Am besten ist die Zeit zwischen Sonnenaufgang und 3 bis 4 Uhr mittags, wo die Käfer in ihrem schlafähnlichen Zustand an dem Laub der Bäume hängen und oft von einem leichten Windhauch schon abgeschüttelt werden. Auch die auf der Markung befindlichen Weiden, Pappeln und andere holztragende, zur Zierde in Alleen gepflanzte oder einzeln stehende Bäume, sowie die von den Käfern vorzugsweise besuchten Waldbäume sollten, wo es nicht anders ausführbar ist, durch eigens dazu angestellte und nach dem Quantum der von ihnen eingelieferten Käfer belohnte Leute auf die angegebene Art gereinigt werden, zumal, da es nicht sowol die in dichtem Waldbestande stehenden Bäume, sondern mehr nur die vereinzelt oder an den Waldrändern stehenden Eichen, Ahorne, Vogelbeeren u. a. sind, welche von dem Maikäfer besucht werden. In den feuchten Waldboden legen die Käfer ihre Eier nicht, daher sie sich auch in den dichten Waldbeständen nicht, wol aber in Lichtungen, Waldwiesen, Saatschulen und Forstpflanzungen aufhalten.

Heinrich Birnbaum.

Theaterstücke von Karl von Holtei.

Theater von Karl von Holtei. Ausgabe letzter Hand. Sechs Bände. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 3 Thlr.

Der unter diesem Titel erschienenen Ausgabe letzter Hand der Theaterstücke Holtei's halten wir uns für besonders verpflichtet einige Worte zu widmen. Zwar sind die kritischen Acten über die dramatischen Schöpfungen unsers schlesischen Dichters längst geschlossen und mit des Verfassers eigenem Bekenntniß besiegelt, daß es nur ein Jugendwahn von ihm gewesen sei, dramatisches Talent zu besitzen; aber dennoch rühren und bewegen uns seine Bühnenproductionen noch heute so mächtig, leben viele derselben noch so unverwüstlich auf unsern Bretern, daß es wol angebracht sein dürfte, darüber und über die ganze dramatische Thätigkeit Holtei's eine etwas eingehendere Besprechung folgen zu lassen.

Holtei, der neben dem Dramatiker zugleich als Lyriker, Dialektdichter, als Romanschriftsteller und Memoirenschreiber auftrat, ist in allen Fächern gleichsam ein poetischer Freischärler, ein Lützow'scher Jäger geblieben. Zur literarischen Linie hat er wenigstens nie eigentlich gehört. Er liebte nicht in Reih und Glied zu stehen und sich nach dem Commando zu richten. Er plänkelte gern auf eigene Faust und nach der Eingebung des Augenblicks. Er kannte keine Subordination, aber auch keinen Marschall-

ehrgeiz. Die Folge davon ist, daß er geblieben ist, was er von jeher war: ein liebenswürdiger, origineller Dilettant, der nie ein vollendetes Meisterwerk, ja nicht einmal irgendein Werk nach der Schnur, wol aber Leistungen von gewinnender Innigkeit des Gefühls und von bestrickendem Impulse dargeboten hat.

Darin liegt das Geheimniß seiner Wirkung und Popularität. Es ist beinahe alles schwach, was er geschaffen, unregelmäßig, zerfahren, verwaschen in der Form; aber trotz dieser verwaschenen, zerfahrenen, unregelmäßigen Form athmet es den warmen Hauch des Lebens und eine Anmuth der Erscheinung, der sich nicht widerstehen läßt. Man kann sie tadeln, ja verwerfen, seine Arbeiten, aber niemand wird sagen können, daß sie ohne Eindruck auf ihn geblieben. Indem man sie herunterkanzelt, ihnen ihre Verstöße, ihre Fehler nachrechnet, lacht man oder weint man zugleich mit ihnen. Es liegt trotz allem und allem ein göttlicher Hauch des Genies in ihnen, dessen sie keine, auch die rigoroseste Kritik nicht wird entkleiden können. Die Kritik mag sie darum auch immerhin verurtheilen, soviel sie will, die Verurtheilung wird nie vollzogen werden. Mit wie viel Anklagen und ästhetischer Schuld man sie auch überschütten und belasten will, doch werden sie der Mehrzahl nach Lieblinge der Nation verbleiben.

Sehen wir hier zunächst die Theaterstücke an, mit denen wir es zu thun haben. Diese „Lenore", dieser „Alte Feldherr", diese „Wiener in Berlin", dieses „Lorberbaum und Bettelstab", diese „Wiener in Paris", dieser „Hans Jürge", dieses „Achtel vom großen Lose" und diese „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" (wir nennen mit Absicht nur Holtei's berühmteste Stücke), wie anekdotenhaft im Stoff, wie locker in ihrem scenischen Aufbau sind sie! Es fehlt alle Concision, alle strenge, stilvolle Ausführung, alle höhere Technik. Und doch reißen sie hin, erheitern oder erschüttern, weil in ihnen etwas von einer unwiderstehlichen Naturgewalt vorhanden ist, die sich allerdings weder recht nachweisen noch erklären läßt.

Holtei ist kein Mann der Kunst, nicht einmal der Mache. Ist das erstere sein Unglück, so ist das letztere sein Glück. Er hat zu zeiten wol einmal gekünstelt, aber nie blos äußerlich nach der Schablone gearbeitet. Nie hat er durch hohle Phrasen, durch leere Declamation, durch seichte Politur geblendet. Er dichtete und schrieb wie ihm zu Muthe und ums Herz war, natürlich und sozusagen von der Leber weg, ohne je für das, was er schrieb und dichtete, eine literarische Stellung zu suchen. Nichts in seinen Dramen ist nachgeahmt, erzwungen oder von andern entliehen; jedes ist in doppelter Beziehung ein Stück von Holtei, Holtei wie er leibt und lebt, Holtei mit seinen Vorzügen und seinen Schattenseiten. Durch Lehre, Studium und Erfahrung ist sein Schaffen weder geläutert noch gereift; sein letztes Stück ist gerade so gut und so schlecht wie sein erstes. Fortschritte und Wandlungen hat unsers Poeten Muse nie erfahren; wie sie war, so blieb sie: immer impulsiv, sensibel, warm aus dem Herzen quellend, lachend und weinend, ein Kind des Augenblicks, der Gelegenheit.

Ja, Gelegenheitsstücke, so könnte man nicht mit Unrecht alle dramatischen Werke Holtei's nennen. Er schrieb dieselben auf irgendeine flüchtige Anregung hin für seine Frau, für sich selbst, für dieses oder jenes darstellende Talent. Und er that es ohne lange Vorbereitung, ohne genaue Erwägung des Plans, oft in ein paar Stunden, in einer Nacht, höchstens in ein paar Tagen. Improvisationen sind die meisten seiner Arbeiten; Arbeiten, die, sozusagen aus dem Aermel geschüttelt, trotz aller Oberflächlichkeit und mangelnden Abrundung, doch so viel Gefälligkeit, Grazie und Accent der Wahrheit haben, daß es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich wird, sich ihrer Wirkung zu entziehen.

Einen besondern Reiz in Holtei's Stücken üben seine Lieder und Couplets aus. In diesem Genre zeigt sich in ihm eine Ader von Béranger. Er trifft oft auf ganz wunderbare Weise Ton und Stimmung der Situation, so z. B. in „Schwerin, der hat uns kommandirt", „Schier dreißig Jahre bist du alt" in „Lenore", in „Fordre niemand mein Schicksal zu hören", in „Wohl tragen wackre Fürstendiener Orden!", „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka" im „Alten Feldherrn", in „In Berlin, sagt er", „Gnäd'ge Frau, wie ick anitzt" in „Die Wiener in Berlin", u. s. w. Hierin ist er geradezu Meister.

Die Composition ist in allen seinen Stücken schwach, der Dialog breit und schleppend, die Katastrophe ungenügend in Motivirung wie Austrag. Aber dennoch fesselt die Handlung, ziehen die Personen an. Da ist die schon erwähnte „Lenore", die, nach der Bürger'schen Ballade dramatisirt, als Drama keineswegs musterhaft, aber glücklich im Charakter der Zeit und ihrer Personen ist. Sie ist ein rechtes Volks- und Soldatenschauspiel, wenn auch als letzteres weit hinter Lessing's „Minna von Barnhelm" zurückstehend oder gar nicht mit ihr zu vergleichen. Diese ist ein classisches Meisterwerk; die „Lenore" ein dilettirendes Werk, aber doch ein Werk durch und durch erfüllt von populärem Geist und einem echten Zuge der Zeit, in der es spielt. „Der dumme Peter" ist eine harmlose, ziemlich geschickte Variation auf den „Onkel aus Surinam". „Ein Trauerspiel in Berlin" kann als ein kühner Versuch gelten, einen Criminalfall für die Breter auszubeuten. Es ist ein gewisser derber Realismus in der Sache, geadelt durch einen Zug berechtigter Volkssentimentalität. „Der alte Feldherr" ist eigentlich nur ein Genrestück, aber als solches von glücklichem Wurf und bezwingender Macht in der Gestalt Kosciuszko's. „Robert der Teufel" ist ohne Zweifel dasjenige Schauspiel, in welchem Holtei noch mit am meisten künstlerisch verfahren. Es ist nach der bekannten Legende und Gustav Schwab's ansprechenden Romanzen von ziemlich wohlgegliedertem Bau und poetischem Ausdruck, wenn auch freilich schon die Romantik ein wenig im etwas trockenen dramatischen Jargon von Ernst Raupach. „Wiener in Berlin", „Berliner in Wien", „Wiener in Paris", „Pariser in Wien" sind Singspiele von heiterm und oft höchst graziösem Geist, dabei keck im Ton, lebensvoll und charakterhaft in nationaler Zeichnung, wie dankbar in den Rollen. „Lorberbaum und Bettelstab" ist mehr novellistisch als dramatisch im Stoff, dabei sentimental bis zur Verzerrung, aber doch in einigen Momenten herzerschütternd und wahrhaft tragisch. Es ist der volle Ausdruck jener Zerrissenheit und Weltschmerzlichkeit, die unter den deut-

schen Poeten eine Zeit lang grassirt hat. „Des Adlers Horst“ darf als Operntext bekanntermaßen zu den besten gerechnet werden, welche in Deutschland verfaßt wurden. „Der Kalkbrenner“, „Die weiblichen Drillinge“, „Herr Heiter“, „Ein Achtel vom großen Lose“ und „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ sind Liederschwänke und Possen, welche, frisch in Laune und Humor, beinahe noch alle oft und immer mit Beifall dargestellt werden. Sie bieten jedenfalls höchst ergötzliche und dankbare Aufgaben für gewandte Darsteller und Darstellerinnen, die zugleich ohne opernhafte Manierirtheit, anspruchslos und liederartig zu singen verstehen. „Shakspeare in der Heimat“ ist ein wirklich feines und in seiner Weise treffliches Schauspiel, das die Bühne viel zu früh vernachlässigt und aus dem Repertoire hat fallen lassen. „Erinnerung“, „Die Farben“, „Der Dichter im Versammlungszimmer“, „Der berliner Droschkenkutscher“, „Margarethe“, „Welch ein Auftritt“, „Das Liederspiel“ sind anspruchslose, allerdings zum Theil auch ziemlich schwache Vorspiele. „Sie schreibt an sich selbst“ ist artig nach dem Französischen bearbeitet, „Hans Jürge“ ein erprobtes, wirksames Stück, „Des Sohnes Rache“ ein kleiner dem Geschmack an düstern Ritter- und Schicksalsstücken abgetragener Zoll. „Der Brunnenarzt“ behandelt eine nicht eben sehr geistvolle Anekdote in zu ausgeschliffener und behäbiger Breite, um auf die Länge zusagend bleiben zu können. „Zum grünen Baum“ und „Erich der Geizhalz“ sind sorgsam, aber zu wenig aufsteigend in der Handlung verfaßte Tendenzstücke. In diesen wollte Holtei einen höhern Flug annehmen und strengern Anforderungen genügen — ein Wollen, das den Dichter aus seinem eigentlichen Element und Fahrwasser riß und langweilig werden ließ. Die Stücke machten kein Glück und wurden Ursache, daß ihr Verfasser den Bretern entsagte. Er dankte dramatisch ab, als er anfing das Dramatisiren zu lernen. Bis dahin hatte er nur leicht mit der Bühne gleichsam getändelt, mit diesem Tändeln sich aber das Herz des Publikums erobert. Verwöhnt dadurch, zog er sich verletzt zurück, als er ziemlich spät anfing, sich ernsthafter Studien zu befleißigen, und diese ernsthaftern Studien nicht den gewohnten Anklang fanden. Er hörte mit Anfängen auf. Seine frühern Stücke sind im wahren Sinne des Worts Spiele, harmlose, anmuthige Spiele, die, gaukelnd und ins Blaue hinein unternommen, doch meist das Richtige trafen und ganz die Physiognomie der Zeit tragen, der sie entstammen und welche in Deutschland, in kleine Neigungen und Interessen verloren, auch nur Kleines gebären konnte. Daß dieses Kleine bei Holtei so artig, heiter, gefällig und mit einem Anfluge tiefer Empfindung und naiven Gefühls erschien, wird man ihm dauernd zu danken haben.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Aus der Dichterwelt.

Heinrich Laube, der auf die von Leipzigs städtischen Behörden gemachten Bedingungen eingegangen ist, wird am 1. Februar 1869 die Direction des leipziger Stadttheaters übernehmen. Eine tüchtige und bewährte dramaturgische Kraft, bestrebt, dem Prachtgebäude, das Leipzigs Bürgerschaft der dramatischen Kunst erbaut hat, einen würdigen künstlerischen Inhalt zu geben, thätig in der Mitte einer theaterlustigen und kunstsinnigen Bevölkerung an einer von allen conventionellen Rücksichten freien Bühne, muß jedenfalls mit Freuden begrüßt werden. Gleichwol dürfen wir bedauern, daß Heinrich Laube nicht als artistischer Director der Stadt, wie ein Theil der Stadtverordneten beantragte, sondern als Geschäftsmann und Privatdirector die Leitung der Bühne übernimmt, vielleicht der erste namhafte deutsche Dichter, der in solcher, allen Chancen des Zufalls preisgegebenen Stellung sich dramaturgisch bethätigt. Wie ganz anders hätte er als artistischer Director, mit ausschließlichem Hinblick auf künstlerische Interessen und auf Wahrung des städtischen Ruhms in begeisterter Kunstpflege wirken können, als jetzt, wo die Rücksicht auf Erwerb, so weitreichenden Verpflichtungen gegenüber, eine unabweisliche ist und das künstlerische Gewissen mit dem Streben, die Massen anzulocken, oft in unvermeidlichen Conflict gerathen wird.

Wie wir neulich erwähnten, hat Emanuel Geibel, nach Entziehung der ihm vom Könige von Baiern gewährten Pension, seine Professur niedergelegt und gleichzeitig seine Stelle als Capitular des Maximiliansordens, woraus irrthümliche Zeitungsberichte alsbald eine Rücksendung dieses Ordens machten. Das Schreiben, das Geibel bei dieser Veranlassung an den König richtete, ist inzwischen veröffentlicht worden; es schlägt einen durchweg würdigen Ton an. Inzwischen hat der König von Preußen dem Dichter eine Pension von 1000 Thalern zu der frühern von 300 Thalern bewilligt, in deren Besitz sich Geibel bereits befand. Gleichzeitig hat Paul Heyse auf seine Pension verzichtet, weil er die politischen Ansichten seines Freundes Geibel theile. Seit jener Zeit, wo Herwegh Spottlieder auf Geibel und Freiligrath, als Pensionäre des preußischen Königs, sang, wo Freiligrath, vor Veröffentlichung seines Glaubensbekenntnisses, auf seine Pension verzichtete, waltet über den Dichterpensionen in Deutschland, insoweit sie Ausfluß fürstlicher Gunst sind, ein eigenthümlicher Unstern. Die neuesten Vorgänge mahnen wieder lebhafter daran, wie wünschenswerth in Deutschland eine Dichterakademie wäre, nach dem Muster der Académie française, durch welche den dichterischen Talenten freie Muße zu schöpferischer Thätigkeit gewährt würde und die von der Nation anerkannte Stellung, ein Ziel berechtigten Ehrgeizes, unabhängig bliebe von politischen Meinungen. Die Schiller-Stiftung gewährt zwar vielen namhaften Schriftstellern Pensionen; doch der große Andrang der Bedürftigen und der Nachdruck, den die Statuten selbst in erster Linie auf die Bedürftigkeit legen, wird der Schiller-Stiftung, solange sie nicht wesentlich reformirt wird, die Aufgabe einer Akademie erschweren, welche den Schriftstellern eine würdige und unabhängige Lebensstellung sichern soll. Gibt es nicht Dichter genug, die sich durch Tüchtigkeit auf andern Gebieten tapfer durch das Leben schlagen, dabei aber die Muße opfern, durch welche ihr Talent zu bedeutenden Leistungen befähigt wäre? Wer sorgt für diese? An die Schiller-Stiftung haben sie kein Recht! Nationale Sammlungen wie die für Ferdinand Freiligrath, welche eine Summe von 54000 Thalern ergab, können immer nur zu den Ausnahmen gehören.

Freiligrath hat sich übrigens gegenwärtig in Stuttgart niedergelassen und dadurch bereits seine keineswegs preußenfreundliche Gesinnung an den Tag gelegt. Jener Gruppe preußischgesinnter Dichter, die nach München verschlagen war, tritt eine andere großdeutscher Poeten entgegen, deren Mittelpunkt Stuttgart zu sein scheint. Als Moritz Hartmann, ein Hauptvorkämpe dieser Partei, deren Anschauungen auch Georg Herwegh in heimisirenden Spottpoemen vertritt, nach

Wien übersiedelte, um sich an der Redaction der „Neuen Freien Presse" zu betheiligen, feierte ihn Freiligrath in einem Gedicht, aus dem wir die letzten Strophen mittheilen wollen:

Und wie der Hügel und der Reben,
Gedenk' er auch der Männerschar,
Die, eins mit ihm in Sinn und Streben,
Am Neckar ihm verbunden war.
Er ging mit ihr die gleichen Bahnen,
Er focht mit ihr den gleichen Streit,
Er trug mit ihr die gleichen Fahnen —
Und dieses ist ihr Festgeleit!

So nimm denn einmal noch von allen,
O Freund, den treuen Druck der Hand;
Laß dir in seiner Pracht gefallen,
Noch einmal dieses Schwabenland!
Dann, über dir die ew'gen Lichter,
Ergreife fröhlich du den Stab;
Zieh' hin, Freiheitssoldat und Dichter,
Von Uhland's Grab zu Lenau's Grab!

Da sieht die Donau bald dich schaffen,
Wie dich der Neckar schaffen sah;
Glück auf den Weg, Freund, deinen Waffen!
Kein Lebewohl — du bleibst uns nah.
Du bleibst uns nah! Was hier, was dorten?
In unsern Herzen, unsern Reihn
Wirst du der Unsre allerorten,
Auch an der deutschen Donau, sein!

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber H. Blankenburg's Werk „Der deutsche Krieg von 1866" äußert sich die „Saturday Review" wie folgt: „Die Zahl der Geschichten des letzten Kriegs, die bereits in Deutschland erschienen sind, ist Legion, alle aber unterliegen dem Tadel, daß sie entweder zu populär oder zu technisch gehalten sind. Die Werke ersterer Klasse sind gewöhnlich ungenau, besitzen keinen schriftstellerischen Werth, und da sie zum Ergötzen oder zum Sporn eines engherzigen Patriotismus compilirt sind, so strotzen sie von Anmaßung und Vorurtheilen der schlimmsten Art. Die der letztern Klasse mögen wol jedes andere Verdienst haben, nur das nicht, den Bedürfnissen der Laien angepaßt zu sein. Blankenburg scheint so glücklich gewesen zu sein, die Verdienste beider Behandlungsweisen in seinem Werke zu vereinigen und dabei ihre Mängel zu vermeiden. Politische Ursachen und militärische Resultate stellt er mit Gründlichkeit und Einsicht, doch ohne allzu genaues Eingehen ins Technische dar. Im ganzen betrachtet, ist sein Buch (zum Theil aus «Unsere Zeit» abgedruckt) das befriedigendste, das uns vorgekommen. Seine Erzählung ist klar und gedrängt und hat die Lebendigkeit sowol wie die Voreingenommenheit eines Parteigängers. Ein solcher muß er freilich sein. Die Zeit ist noch sehr fern, wo eine leidenschaftslose Darstellung dieser Ereignisse in Deutschland zu erwarten ist; auch wäre es gar nicht zu wünschen, daß die deutsche Nation, in der Aufwallung und im Triumph über ihren großen Fortschritt zur organischen Einheit, fähig wäre, sich ruhig hinzusetzen und nach den Mitteln zu forschen, mit welchen diese denkwürdige Leistung vollbracht worden ist. Die Folge davon würde ohne Zweifel eine bedeutende Abkühlung jener stolzen Selbstzufriedenheit sein, welche man Deutschlands und Europas wegen so gern erhalten sehen möchte, bis Graf Bismarck's großes Werk sich consolidirt hat. Wir hoffen daher, alle solche lästige Forschungen mögen dem nächsten Geschlecht von Historikern überlassen bleiben und das gegenwärtige möge, wie Blankenburg, das Vorrecht genießen, über den errungenen Sieg mit der Annehmlichkeit eines guten Gewissens zu frohlocken".

Ueber „J. F. Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften" von J. Janssen sagt sie: „Böhmer hat sich weder durch einen originellen Geist, noch durch einen ereignißvollen Lebenslauf, noch durch den Einfluß, den er etwa auf seine Zeitgenossen ausgeübt hätte, ausgezeichnet, nichtsdestoweniger aber ist das Studium seiner Biographie und seines Briefwechses von seltenem Interesse. Er war ein vortreffliches Musterbild eines beachtenswerthen Charaktertypus, eines Mannes nämlich, dessen Conservatismus ihn zum Alterthumsliebhaber macht und dessen Alterthumsliebhaberei auf seinen Conservatismus stark zurückwirkt. Er war amtlicher Bibliothekar zu Frankfurt, wo er fast sein ganzes Leben hingebracht hat. Die Feder kam selten aus seiner Hand; doch hat er nur wenig Selbständiges versucht. Seinen Ruhm verdankt er seinen unermüdlichen und unschätzbaren Arbeiten in der Veröffentlichung von Urkunden zur Beleuchtung der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands. Während er so alleinstehend eine Aufgabe vollbrachte, für welche man in England eine gelehrte Gesellschaft oder ein öffentliches Bureau ins Leben gerufen haben würde, verlor er allmählich alle Theilnahme für seine eigene Zeit und identificirte sich gänzlich mit der Vergangenheit. Das würde nichts geschadet haben, wenn er sich damit begnügt hätte, in der idealen Welt seinen Studien zu leben; er konnte aber nicht ruhen, ohne seine Ansichten auf die ihn umgebende wirkliche Welt anzuwenden; daher ist sein Briefwechsel, ausgenommen da, wo er rein literarische Gegenstände berührt, eine lange Kundgebung peinlicher und quengelnder Unzufriedenheit mit der Gesellschaft, der er durch Geburt anhörte. Wäre er ein glänzender Geschichtschreiber statt eines arbeitsamen Compilators gewesen, so würde sein Einfluß höchst schädlich gewesen sein; denn trotz seiner innigen Vaterlandsliebe bekannte er sich doch zu allen jenen Ideen, welche noch immer das Haupthinderniß zum Zustandekommen der deutschen Einheit bilden. Als Studie über einen in vielen Hinsichten höchst liebenswürdigen Charakter und als vollständige Schilderung eines eigenthümlichen politischen Typus ist dieses Werk von hohem Interesse; auch die Briefe sind sehr lesenswerth. Die meisten beziehen sich natürlich auf des Verfassers Beschäftigungen und sind an Personen gerichtet, die ähnlichen Studien oblagen. Von den übrigen sind die wichtigsten die an Brentano, der Böhmer charakteristischerweise in eine seiner Märchen als «Urkundius Regestus» eingeführt und einen mächtigen, aber nicht sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben scheint. In früherer Zeit interessirte sich Böhmer sehr warm für die Wiedergeburt deutscher Kunst, und so bieten seine Briefe eine werthvolle Quelle der Belehrung über ihre Geschichte dar; in seinen letztern Jahren jedoch berührt er dieses Thema immer seltener. Das Werk ist vortrefflich edirt, und die Biographie, welche den ersten Band einnimmt, ist eine sehr verdienstvolle Leistung."

„Haller's Bibliothek humoristischer Dichtungen" gibt der „Saturday Review" Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Die Deutschen sind zu gutmüthig, um witzig zu sein, und der schwerfällige Reichthum ihrer Sprache ist der zugespitzten Schärfe, welche der Witz unbedingt fordert, nicht sehr günstig. (?) Sie eignen sich besser dazu, als Humoristen zu glänzen, doch bedarf ihr Humor in der Regel eines sehr breiten Bodens zu seiner Entfaltung. Oft ist er das beseelende Princip eines ganzen Werks; selten aber ist er zu einem Epigramm zusammengedrängt. Es haben sich daher Haller's Versuch, eine Sammlung humoristischer deutscher Dichtungen zu veranstalten, bedeutende Schwierigkeiten entgegengestellt. Nach jedem andern als einem deutschen Maßstab beurtheilt, muß man den Versuch für mislungen erklären, denn es findet sich weit mehr gute Laune als Humor in seiner Sammlung. Die meisten Stücke haben zwar Verdienst einer oder der andern Art, nur nicht die besondere Art Verdienst, welche der Sammler doch wol gesucht haben muß. Der dritte Band kennzeichnet sich am meisten als deutsch: er enthält nämlich eine Uebersetzung der «Acharner» des Aristophanes. Das deutsche Publikum, zu seiner Ehre sei es gesagt, ist sicherlich das einzige, dem ein solches Werk alles Ernstes als Volkslektüre dargeboten werden darf. Die Uebertragung ist gut, und die Freiheiten, welche der Uebersetzer sich erlaubt hat, sind unter den Umständen völlig gerechtfertigt."

Zum Schluß möge ein Auszug aus einer längern Besprechung einer soeben erschienenen englischen Uebersetzung der Curtius'schen „Geschichte Griechenlands" von A. W. Word hier Platz finden. Nachdem der Recensent in der Einleitung sich dahin ausspricht, daß, so bedeutend auch Curtius' Geschichtswerk sei, es doch die ältern englischen von Thirlwall und Grote nicht entbehrlich mache, da aus jedem etwas ihm Eigenthümliches zu lernen sei, geht er zu einem Vergleich des gedachten Werks mit der römischen Geschichte von Mommsen über und sagt:

„Im ersten Band vermissen wir bei beiden Hinweisungen auf ihre Quellen; wir müssen daher annehmen, daß sie sich hierin der Vorschrift des Verlegers fügten. Curtius scheint indessen gefunden zu haben, daß eine solche Beschränkung nicht thunlich sei, und so enthalten die folgenden Bände ziemlich viel Anmerkungen, wenn auch nicht unter dem Text, doch am Ende jedes Bandes. Indessen selbst in dem Theil, wo die Anmerkungen fehlen, empfindet man den Mangel bei Curtius nicht so lebhaft wie bei Mommsen. Bei jenem ist keine Spur von dem schroffen Dogmatismus vorhanden, mit welchem Mommsen auf fast jeder Seite irgendeine auffallende Theorie aufstellt, ohne sich herabzulassen, auch nur einen Schatten von Grund dafür anzugeben, und mit welchem er gegen alle, die nicht auf der Stelle glauben wollen, ein Schimpfwort schleudert. Das einzige Befremdliche, was Curtius im ersten Band vorzubringen hat, spricht er ruhig und nüchtern aus, keineswegs in dem alles über den Haufen werfenden Stil seines Collegen, und unterstützt es überdies durch einen Excurs am Ende. Auch in einer andern Hinsicht ist Curtius Mommsen vorzuziehen. Als Deutscher, der sich vornimmt deutsch zu schreiben führt er auch aus was er sich vornimmt. Niemand kann das halbfranzösische Kauderwelsch Mommsen's, bei dem fast jedes dritte Wort ein unnöthiger französischer oder lateinischer Eindringling ist, mit dem Namen hochdeutsch beehren. Nichts Derartiges findet sich bei Curtius. Wenig neuere Bücher, deutsche oder englische, sind freier von dieser erbärmlichen Ziererei als das seinige. Er zeigt, daß die Schätze seiner eigenen edeln Sprache vollkommen fähig sind, seinen sowie jeden andern Gegenstand zu behandeln. Ja noch mehr wie dies: sein Buch ist eins der wenigen in deutscher Prosa, die sich mit wahrem Vergnügen lesen lassen. Er ist stets klar und anmuthig, und könnten auch einige seiner Sätze vortheilhaft gekürzt werden, so verbreiten sie sich doch wenigstens nicht über ganze Seiten. Abgesehen von seinem historischen Werth, sind wir geneigt, Curtius' Werk auch von blos literarischem Gesichtspunkt aus sehr hoch zu stellen."

Bibliographie.

Aimard, G., Rosas. Roman. Deutsch von A. Wießner. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnd, E., Geschichte der Jahre 1860 bis 1867. 2ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Arnd's, K., Leben, von ihm selbst beschrieben. Frankfurt a. M., Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Auer, Adelheid v., Modern. Roman. 2 Bde. Berlin, Lesser. 8. à 15 Ngr.

Baader, J., Die Preußen in Nürnberg und den benachbarten Gebieten in den Jahren 1757, 1758 und 1762. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, nach archivalischen Quellen bearbeitet. Bamberg, Reindl. Gr. 8. 8 Ngr.

Baumgaertel, C., Die deutschen Bestandtheile des lettischen Wortschatzes, zum ersten Male gesammelt und mit kritischen Nachweisen versehen. Leipzig, Graebner. Gr. 8. 12 Ngr.

Besser, M. K., Neue Principien der politischen Oekonomie. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 25 Ngr.

Bodemann, F. W., Züge aus dem Leben von Johann Heinr. Jung, genannt Stilling. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. 5 Ngr.

Bölke, A., Ueber Platons Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Berlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Braun, K., Frankfurt's Schmerzensschrei und Verwandtes. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Politische Briefe über Russland und Polen oder wenn man will: Die polnische Frage. Von einem Polen. 1ste Serie. (Brief 1—8.) Lemberg, Wild. Gr. 8. 20 Ngr.

Calinich, R., Der Papst und das ökumenische Concil. Ein Fürstenprotest aus der Zeit der Reformation. Gewidmet den Völkern Oesterreichs. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Calmberg, A., Der Erbe des Millionärs. Ein Schauspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.

Collins, W., Der Mondstein. Roman. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dillenius, F., Florian Geyer von Geyern, Hauptmann der schwarzen Schaar im großen Bauernkriege von 1525. Drama. Stuttgart, Metzler. 8. 24 Ngr.

Dixon, W. H., Seelenbräute. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von J. Frese. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. 8. 3 Thlr.

Eras, W., Der Zwangsstaat und die deutschen Sozialisten. Volkswirthschaftliche Studien. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Euler, G. A., Ottmar Schönhuth. Eine biographische Skizze. Tauberbischofsheim, Lang. 16. 3 Ngr.

Fischer, K., Geschichte der Philosophie. 5ter Bd. 1ste Abth. Fichte und seine Vorgänger. Heidelberg, Bassermann. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Griepenkerl, R., Novellen. Braunschweig, Graff u. Müller. 8. 1 Thlr.

Grimm, H., Leben Michelangelo's. 3te durchgearbeitete Auflage. 3 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Thlr.

Hartmann, M., Die Diamanten der Baronin. Roman. 2 Bde. Berlin, Lesser. 8. à 15 Ngr.

Kaszony, D. v., 1872. Ein Roman der Zukunft. 4 Bde. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 4 Thlr.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. Leipzig, Weißbach. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lasson, A., Das Culturideal und der Krieg. Berlin, Moeser. Gr. 4. 15 Ngr.

Louvet de Couvray, Die Abenteuer des Chevalier von Faublas. Nach dem Französischen. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 1 Thlr.

Pfizmaier, A., Beiträge zur Geschichte der Edelsteine und des Goldes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Reichthum und Armuth in dem alten China. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Pitawall, E., Der Brandstifter. Criminal-Geschichte aus der neuesten Zeit. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — 500,000 Thaler oder Fabrik-Arbeiter und Millionair. Roman aus unsern Tagen. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

— — Der Jäger von Königgrätz. Historische Erzählung aus dem Kriege im Jahre 1866. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — Maria Stuart. Historisch-romantische Geschichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland, Maria Stuart. Dem Volke erzählt. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

— — Wilhelm Tell. Historisch-romantische Geschichte. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 10te Folge. Aus Staub und Asche. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 25. Aufl. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr.

Rethwisch, C., Die Berufung des deutschen Ordens gegen die Preussen. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 10 Ngr.

Riegel, H., Deutsche Kunststudien. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Salis, A. v., Georg Jenatsch. Eine dramatische Dilogie. Basel, Richter. 8. 1 Thlr.

Sarggott, E., Aus dem Leben eines Atheisten. Posen, Lißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scheffel, J. V., Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weiteren. 2te Aufl. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. v. Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 2te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 6 Ngr.

Schlosser, G., Evangelische Friedensgedanken. Eine Beleuchtung der Schrift des Herrn Bischofs v. Ketteler zu Mainz über „die wahren Grundlagen des religiösen Friedens". Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneider, H. E., Das Gespenst des Czaren, oder: die Schlittenfahrt von Moskau nach Warschau. Erträumtes und Erlebtes aus der Mappe eines literarischen Handwerksburschen. Berlin, H. E. Schneider. 1869. 8. 1 Thlr.

Schönfeld, A., Der Prophet von Berlin oder: der Rächer der Todten. Historische Erzählung. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schottmüller, K., Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgang der karolingischen Periode. Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 20 Ngr.

Stützle, J. N., Versuch einer Harmonisirung der Welt- und Kirchengeschichte und einer Paralisirung des alten und neuen Bundes oder der israelitischen und christlichen Kirche. Zürich, Woerl. Gr. 8. 6 Ngr.

Verfassungskämpfe Oesterreichs unter Beust. Von einem Norddeutschen. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Volz, B., Die geographischen Entdeckungen und Entdecker der neuesten Zeit in orientirender Uebersschau. Fünf Vorträge. Mühlhausen, Heinrichshofen. 8. 18 Ngr.

Vondel's, J. van den, Lucifer. Trauerspiel. Aus dem Holländischen übersetzt von F. Grimmelt. Münster, Russell. 16. 12 Ngr.

Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitsucher. 3te gesichtete und auf's Doppelte vermehrte Aufl. Barmen, Langewiesche. 1869. 8. 1 Thlr.

Der Wahnsinnige, oder ein Opfer der Liebe und des Verbrechens. Erzählung aus der Gegenwart vom Verfasser von „Nelly oder die Kettengefährten ꝛc." 1stes bis 10tes Heft. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Wangemann, Pastor Knak und seine Gegner. Ein Beitrag zur Orientirung in den Motiven des neuesten Kirchenstreites. Berlin, Beck. 8. 3 Ngr.

Weismann, A., Ueber die Berechtigung der Darwin'schen Theorie. Ein akademischer Vortrag. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Wichert, E., Die politischen Stände Preußens, ihre Bildung und Entwickelung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 15 Ngr.

Willkomm, E., Die Welt des Scheines. Vier Erzählungen. 1ster Bd. Gera, Issleib u. Rietzschel. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Modelle. Humoristisch-socialer Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Norddeutsches Wochenblatt. Politisch-sociales Organ. Herausgegeben von K. Wartenburg. 1ster Jahrgang. Oktober 1868 bis September 1869. 52 Nummern. Gera, Strebel. Gr. 4. Vierteljährlich 10 Ngr.

Ein Wort über Bildung mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht, seinen Lebenszweck und seine Erziehung. Mit einem Vorwort von E. Brachmann. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 7½ Ngr.

Zingerle, I. V., Bericht über die in Tirol im Jahre 1867 angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 19. November 1868.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Dritter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1868. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Essay über William Shakspeare's König Richard III. Von Wilhelm Oechelhäuser. Berlin, G. Reimer. 1868.
3. Shakspeare's Charakterentwickelung Richard's III. Vorträge gehalten in der Rose zu Jena im Februar 1868 von Kuno Fischer. Heidelberg, Bassermann. 1868. 8. 21 Ngr.
4. Shakspere-Forschungen von Benno Tschischwitz. I. Shakspere's Hamlet, vorzugsweise nach historischen Gesichtspunkten erläutert. Halle, Barthel. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Shakspeare's Leben und Schaffen. Altes und Neues von Hermann Kurz. München, Merhoff. 1868. 8. 20 Ngr.
6. Goethe's Faust, Shakespeare's Macbeth und König Lear, im Lichte des Evangelii von August Schwartzkopff. Schönebeck, Berger. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Der von Karl Elze herausgegebene dritte Jahrgang des „Jahrbuchs der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" (Nr. 1) beginnt mit einem Aufsatz von Hermann Ulrici: „Ueber Shakspeare's Fehler und Mängel", welcher die Shakspeare-Gesellschaft von dem Vorwurf zu reinigen sucht, daß sie in ihren Bestrebungen, das Studium des großen britischen Dichters nach allen Seiten zu fördern, von einer blinden Verehrung ausgehe, welche über das Ziel hinausschieße. Dieser Vorwurf konnte in der That dem vorigen Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs nicht erspart werden, da die Art der Abwehr gegen Rümelin und Gleichgesinnte einen Geist persönlicher Gehässigkeit athmete und mehr einem Ketzergericht glich, für welches eine unfehlbare Orthodoxie die Scheiterhaufen zurechtmachte, als einem literarischen Duell zwischen gleichberechtigten Gegnern. Jetzt streckt der Präsident der Gesellschaft, in dem einleitenden Vortrag zum Jahresbericht für 1865—66, denjenigen, die weder an Shakspeare's Unfehlbarkeit, noch an die Unfehlbarkeit der Shakspeare-Päpste glauben, die Hand zur Verständigung entgegen. Er spricht selbst über Shakspeare's Fehler und Mängel, indem er die durchaus richtige Bemerkung vorausschickt, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen den Mängeln und Fehlern eines Genius, die nur den Schatten zum Licht bilden und daher in gleichem Maße wie seine Vorzüge zu denken und zu lernen geben, und den Gebrechen eines Stümpers, die eben nur Flecken sind und mithin nur vom pathologisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte Interesse haben; denn für die Naturwissenschaft gebe es keinen Schmuz.

Zunächst wendet sich Ulrici gegen die Ansicht Rümelin's, daß Shakspeare kein „Nationaldichter" gewesen sei und sein Publikum theils aus der jeunesse dorée des damaligen England, theils aus den untersten Klassen des Volks bestanden habe. Ulrici beweist aus der Thatsache, daß nicht nur die großen Lords, sondern auch die Mayors und Aldermen der größern Städte, z. B. York, Coventry, Lavenham, Chester, Kingston, Stratford u. a., Schauspieltruppen in ihrem Dienst hatten und sie oft auf ihre Rechnung, immer unter ihrer Autorität, öffentlich spielen ließen, daß auch an der Universität zu Oxford 1583 mehrere Dramen unter der Leitung G. Peel's, des ältern Zeitgenossen Shakspeare's, zur Aufführung kamen, die nicht geringere Betheiligung des damaligen Bürgerthums und der gelehrten Welt an dramatischen Vorstellungen und damit die allgemeine Verbreitung und nationale Bedeutung der damaligen Dramen und der Dramen Shakspeare's in erster Linie. Die Wahrheit mag hier in der Mitte liegen. Die ausgehungerten Provinzstädte trachteten, wie auch heutigentags, den Vergnügungen der Hauptstadt nach; es wurden dabei auch manche Kreise zur Theilnahme mit herangezogen, welche ihr in der Hauptstadt fremd blieben. Für London wird Rümelin's Behauptung, wenn auch nicht in scharfer Ausschließlichkeit, Geltung behalten. Daß das Bürgerthum in Shakspeare's Historien und Römerstücken eine klägliche Rolle spielt, läßt sich nicht fortleugnen; es erscheint nur bei großen Aufzügen als Staffage oder bei Aufständen, die wie der von Cade, lächerlich gemacht werden, oder um sich von

Königen wie Richard III. betrügen, von Aristokraten wie Coriolan verspotten zu lassen. In den großen Tragödien war seine Betheiligung durch den Stoff ausgeschlossen, in „Romeo und Julie“ ist es nur durch den verhungerten Apotheker vertreten, der das Gift verkauft. Die Lustspiele bewegen sich fast durchweg in aristokratischen Kreisen. Auf den ersten Anblick scheint „Der Kaufmann von Venedig“ die einzige Ausnahme zu bilden; doch die Bürger von Venedig verwandelten sich bei Shakspeare unter der Hand in Edelleute; diese Antonios, Bassanios, Grazianos haben alle ein ritterliches Gebaren, und es würde uns schwer fallen, sie in ihren Comptoiren aufzusuchen. Einen Vertreter des geistigen, wissenschaftlichen Strebens, wie etwa Marlow's Faust, ja selbst einen Lustspielhelden, wie Ben Jonson's Alchemisten, würden wir bei Shakspeare umsonst suchen — die Gelehrten erschienen ihm, wie sein Schulmeister Holofernes beweist, am geeignetsten für die Posse. Daß Bürgerthum und gelehrte Welt zahlreiche bühnenfeindliche, puritanische Elemente damals in sich schlossen, ist eine unleugbare Thatsache. Aus den Aufführungen in den Provinz- und Universitätsstädten auf die lebhafte Theilnahme des Bürgerthums und der Gelehrten an der dramatischen Dichtung, namentlich Shakspeare's, schließen zu wollen, wäre ungefähr dasselbe, wie wenn man Leipzig für eine höchst aristokratische Stadt hielte, weil sie alljährlich nach dem Muster der vornehmen Residenzen große Wettrennen veranstaltet.

Was nun die Fehler Shakspeare's betrifft, so gibt Ulrici zunächst zu, daß er häufig durch zweideutige Scherze, durch vulgäre, unschöne Ausdrücke und Bilder, durch Anspielungen auf Dinge, die in guter Gesellschaft unberührt bleiben müssen, den Geschmack und das Gefühl aller feinerbesaiteten Seelen verletze. Doch sei der Fehler bei ihm nur ein Fehler der Diction, der sich fast überall durch Ausmerzung oder Umänderung eines Wortes, einer Zeile leicht beseitigen lasse. Einen zweiten, weit wichtigern Punkt berührt Ulrici in der folgenden Stelle, wobei er vorausschickt, daß die Dramen Shakspeare's nur für die Bühne geschrieben, nicht zum Lesen, sondern nur zum Schauen bestimmt waren:

> Aus dieser Bestimmung derselben, die das Grundprincip ihrer Form und Fassung, das Hauptmoment in Shakspeare's Stil bildet, erklärt sich ein zweiter Fehler, den man in seinen Dichtungen gefunden hat. Shakspeare vernachlässigt es nicht selten, die Motive für die Entschlüsse, für das Benehmen, Thun und Lassen seiner handelnden Personen bestimmt und ausdrücklich anzugeben. Ich will damit nicht sagen, daß ihr Handeln wirklich unmotivirt ist, d. h. aus ihrem Charakter und den gegebenen Umständen sich nicht erklären lasse; ich bin meinerseits vom Gegentheil überzeugt. Aber Shakspeare überläßt es in vielen Fällen dem Zuschauer, sich selber die Motive zu suchen; er deutet sie nur an, er läßt sie zuweilen nur aus dem Zusammenhang errathen. Denn er weiß sehr wohl, daß die Impulse unsers Wollens und Thuns in letzter Instanz aus dem innersten Kern und Grund unsers Wesens quellen und daher in ihrem wahren Sinne und Werth uns selbst oft verborgen bleiben. Er weiß daher, daß eine genaue und strenge Motivirung nur erreichbar ist durch eine Enthüllung jenes innersten Kerns und Grundes, auf welchem sie ruht, und daß sie mithin dem Zuschauer nur klar vor Augen gestellt werden kann durch eine weitläufige Darlegung der ganzen Fülle von Empfindungen und Gefühlen, Gedanken und Reflexionen, Trieben und Begehrungen, welche die Seele des Menschen beherbergt. Aber Shakspeare weiß auch sehr wohl, daß solche Ergüsse aus dem innersten Seelenleben den Gang der Action nothwendig hemmen, daß sie, in reicherm Maße eingewebt, dem Drama seinen dramatischen Charakter nehmen, und daß daher der dramatische Dichter nur bis zu einem gewissen Grade die dargestellte Handlung motiviren darf. Er weiß andererseits, daß der weitaus größte Theil der Zuschauer, auch der gebildeten, urtheilsfähigen, während des Schauens eine solche tiefere, gründliche Motivirung nicht vermißt. Versenkt in das echt dramatische Streben, jeder einzelnen Scene ein prägnant drastisches Gepräge aufzudrücken, jede einzelne Situation in diesem Sinne möglichst auszubeuten und das Interesse an ihr bis zum höchstmöglichen Grade zu spannen, vernachlässigt es Shakspeare oder, richtiger, vermag er es nicht zugleich, den Zuschauer ausdrücklich und überall auf die innern Motive, auf den innern Zusammenhang der Handlung hinzuweisen. Ich räume ein, daß er in jenem Streben hier und da zu weit gegangen sein mag. Aber der Fehler entspringt doch nur aus einem wesentlichen Vorzuge, wie der Schatten aus dem Wesen des Lichts, aus dem großen Vorzuge, dem es Shakspeare zu danken hat, daß seine Haupt- und Meisterwerke heutzutage, nach beinahe 300 Jahren, noch immer die Theater füllen, noch immer, wenn sie gut dargestellt werden, eine Macht über die Gemüther üben, mit der sich die Wirkung kaum irgendeines andern Dramas vergleichen lassen dürfte.

Im allgemeinen gibt Ulrici hier dem Realisten recht, doch seine Vertheidigung Shakspeare's ist gerade hier unhaltbar. Es gibt eine doppelte Art der Motivirung, eine äußere und innere. Was jene betrifft, so ist die Frage, bis zu welchem Glied des ins Unendliche sich erstreckenden Causalnexus der Dichter in einem bestimmten Fall zurückzugehen hat, zum Theil von den äußerlichen Bedingungen der Bühne abhängig. Das Kommen und Gehen der Personen auf einer nur durch einen Zettel signalisirten und oft im Handumdrehen umgewandelten Scene, welche alles der Phantasiethätigkeit übrigläßt, bedurfte natürlich nicht einer so eingehenden Motivirung wie bei uns, wo die bestimmte, bis ins Detail ausgeführte Decoration auch von seiten des Dichters die genaue Beobachtung ihrer Anforderungen verlangt. Die kunstlose und unreife Form der Shakspeare-Bühne trägt die Schuld, wenn Shakspeare's Personen oft auf die Bühne platzen, ohne daß ihr Auftreten äußerlich motivirt ist. Anders verhält es sich mit der innern Motivirung der dramatischen Situationen. Wenn Ulrici meint, daß die Impulse unsers Wollens und Thuns in letzter Instanz aus dem innersten Kern und Grunde unsers Wesens quellen, daß es sich nicht um weitläufige Ergüsse des Seelenlebens handle, so wird die Frage durch diese Stellung schon etwas verschoben und auf ein anderes Gebiet hinübergespielt. Nicht eine Fülle verwirrender Motive verlangen wir von dem Dramatiker, sondern das rechte Motiv in dem rechten Moment, das entscheidende durchschlagende Motiv, welches gleichzeitig aus dem innersten Wesen des Charakters hervorgeht und dasselbe ins Licht setzt. Hieran aber läßt es Shakspeare oft fehlen, und es ist gerade die Wonne der Commentatoren, die Lücken seiner dramatischen Bauwerke, wie Heine sagt, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen auszustopfen. Namentlich bei pathologischen Zuständen läßt uns seine Motivirung vollkommen im Stich. Wir sehen Ophelia wahnsinnig, wir sehen die Lady Macbeth wahnsinnig; doch wie sich dieser Wahnsinn in den beiden Frauengestalten entwickelt hat, darüber bleiben wir vollkommen im Unklaren, um so mehr, als weder das sinnige Mädchen, noch die stahlharte Lady bei dem letzten

Auftreten, welches den Wahnsinnsscenen vorausgeht, Spuren irgendwelcher Geistesstörung zeigen. Im Gegentheil, Ophelia beklagt die Geisteszerrüttung Hamlet's, und Lady Macbeth sucht die Exaltationen ihres Gatten auf das rechte Maß zurückzuführen. Hier klafft eine große Kluft in den Dichtungen, in welche sich freilich unsere kritischen Curtiusse todesmuthig hineinstürzen, um Rom zu retten, die nichtsdestoweniger aber unausfüllbar für jede gesunde Kritik bleibt. Durch diese Lücke in der Motivirung wird aber das Wesen des Charakters selbst beeinträchtigt, jener „innerste Kern und Grund", in dessen Enthüllung Ulrici die Hauptaufgabe des Dramatikers setzt. Auch würde die Consequenz einer Ansicht, welche die Ausbeutung der einzelnen Situation auf Unkosten ihrer Motivirung in Schutz nimmt, nothwendig zur Effecthascherei führen; denn Effecte sind ja sehr treffend als Wirkungen ohne Ursache definirt worden.

Weiterhin protestirt Ulrici gegen den Vorwurf, Shakspeare habe seinen Helden absurde Motive untergelegt, gibt aber zu, daß die Auffassung von Hamlet's Charakter, wie man sie auch formen und ausdrücken möge, immer zweifelhaft bleibe. Wir müssen uns auf die Seite Ulrici's stellen, gegenüber der Anklage des Realisten, daß „Shakspeare die Handlung in weit stärkerm Grade aus den Charakteren ableitet, als die Erfahrung uns zeigt". Hierin aber besteht eben das Wesen dramatischer Dichtkunst, welche ja keineswegs blos die Wirklichkeit abzuschreiben hat.

Das eigentlich Zuständliche gehört in das Epos. In den Historien tadelt Rümelin, daß die Ereignisse als etwas durch die Chronik einfach schon Gegebenes ohne weitere innere Begründung hingenommen würden, von der Macht und Wirkung bestimmter gesellschaftlicher Zustände sei niemals die Rede. Der erste Satz ist gewiß zuzugeben; was aber den zweiten betrifft, so hat das culturhistorische Element im Drama nur eine durchaus untergeordnete Rolle zu spielen; es ist theils Hintergrund, theils Stoff für den Charakter und die That, die es gestalten. Der Pragmatismus der heutigen Geschichtschreibung, welche die Charaktere in die Begebenheiten verstrickt und nur zu Trägern einer stillschweigenden, doch unwidersprechlichen geschichtlichen Logik macht, ist für den Dramatiker durchaus unersprießlich; er kann nur die geschichtliche That als freies Product des geschichtlichen Charakters verwenden. Aehnlich spricht sich Ulrici aus, wenngleich er das Wesen des Dramas nicht so scharf betont. Auch räumt er in Bezug auf den ersten Punkt ein, daß Shakspeare in den historischen Stücken bei dem verwickeltern Stoffe, den sie ihm boten, noch öfter als sonst es verabsäumt haben mag, die Motive der Action und ihres Verlaufs dem Zuschauer klar und deutlich darzulegen. In Bezug auf die Lustspiele räumt Ulrici schließlich ein, daß sich hier häufig Situationen finden, die mit den Charakteren wie mit der Wahrscheinlichkeit in Widerspruch stehen, und daß in ihnen der Wortwitz zu sehr überwiege und zuweilen den Mangel an sachlicher Komik ersetzen müsse, während die Action hier und da zu sehr an den Ernst schwerwiegender sittlicher Gebrechen und Conflicte streife.

Jedenfalls ist der Aufsatz von Ulrici verdienstlich; er bezeichnet die äußerste Grenze der Zugeständnisse, welche die Shakspeare-Freunde der stricten Observanz gesonnen sind der modernen Kritik zu machen. Und viele der Shakspeare-Orthodoxen werden Ulrici nicht bis an diese äußerste Grenze folgen. In der That würde eine Betrachtung Shakspeare's von diesen Gesichtspunkten aus einen ganz andern Commentar ergeben und nöthig machen, als er selbst in der eben erschienenen neuen Auflage von Ulrici's philosophischen Shakspeare-Erläuterungen vorliegt.

Als Vertreter der eigentlichen philologischen Shakspeare-Kritik tritt Nikolaus Delius in diesem Jahrgang des Jahrbuchs mit einem Aufsatz „Ueber Shakspeare's Pericles, Prince of Tyre" auf. Wie er im vorigen Jahrgang „Timon von Athen" mit kritischem Scheidewasser analysirte, um den von Shakspeare selbst gedichteten Theil von der Dichtung eines Vorgängers zu sondern, so sucht er auch hier Shakspeare's Antheil an „Perikles", den er im wesentlichen für das Werk desselben Vorgängers hält, auf die authentischen Bestandtheile des Werks zurückzuführen. Die Mittel, deren sich Delius bei dieser immerhin schwierigen chemischen Scheidung bedient, sind zunächst die Urkundenkritik, welche aus der Nichtaufnahme des „Perikles" in das Folio von 1623 schließt, der geringe Antheil Shakspeare's an der Dichtung sei den Herausgebern bekannt gewesen und habe sie zum Ausschluß dieses Dramas bewogen. Dann aber sucht die auf feinem Stilgefühl beruhende Kritik von Delius die leuchtenden Spuren des Shakspeare'schen Genius auf und kommt zu dem Resultat, daß diejenige Partie des Stücks, welche die Schicksale von Perikles' Tochter Marina betrifft, einzig und allein Shakspeare's Meisterhand verräth. Delius geht in der Detailkritik so weit, daß er die Chöre sogar genau unterscheidet, die von Shakspeare und die von seinem Vorgänger herrühren. Nicht genug damit, auch die Frage, wer denn dieser Vorgänger war, wird von Delius beantwortet. Eine von Twine aus den „Gestis Romanorum" übersetzte und bearbeitete Novelle, sowie Gower's „Confessio Amantis", sind bekanntlich die Hauptquellen des „Perikles". Eine spätere Novelle, welche mit Benutzung dieser beiden Quellen erschien, hatte einen George Wilkins zum Verfasser. Und dieser George Wilkins ist nach der Ansicht von Delius auch der Verfasser des ursprünglichen, von Shakspeare bearbeiteten Dramas „Perikles". Das ist eine neue Schachaufgabe, welche scharfsinnige Combinationen zu ihrer Lösung verlangt, und es ist eine Freude, zu sehen, wie siegsgewiß der Kritiker an sein Werk geht. Von Wilkins ist noch ein anderes Drama vorhanden: „The Miseries of Inforst Marriage." Dies Drama wird nun in Bezug auf Inhalt und Form mit „Timon" und „Perikles" in Parallele gesetzt und jede Aehnlichkeit rasch mit Beweiskraft für die gemeinsame Autorschaft ausgerüstet:

> Wie im „Timon" und im „Perikles" sehen wir auch hier einen dankbaren und anziehenden Stoff aus Mangel an Consequenz und an Motivirung in der Entwickelung der Handlung wie in der Charakteristik der handelnden Personen nicht zu dem vollen dramatischen Ausdruck gebracht, dessen derselbe gewiß fähig gewesen wäre.

Dann werden alle stilistischen und metrischen Merkmale hervorgehoben, welche eine auffallende Familienähnlichkeit zwischen „Perikles" und den „Miseries" verrathen: die Vermischung von Prosa, Blankvers und gereimtem Vers ohne genügende Motivirung, die nur des

Reims wegen angebrachten unklaren und scharfen Sentenzen, die geschmacklosen Antithesen und Metaphern, die hohlen, bombastischen Phrasen. Eine Zahl im Sinn und Ausdruck verwandter Stellen soll den Beweis vervollständigen.

Nehmen wir nun auch an, dieser Beweis sei gelungen, obgleich er doch nirgends über die Conjectur hinausgeht, da eine gewisse Gleichartigkeit der Phraseologie bei den untergeordneten Talenten in jeder Epoche herrscht — was ist denn für die Aesthetik und Literaturgeschichte dabei gewonnen? Ob der Autor eines schlechten und verfehlten Stücks Wilkins heißt oder irgendeinen andern Namen führt: das ist doch eine sehr gleichgültige Thatsache, die kein Kopfzerbrechen verlohnt. Wir mögen den Apparat von Gelehrsamkeit und Scharfsinn anerkennen, den Delius hier wie immer zur Anwendung bringt, doch können wir in dieser Anwendung nur eine Art von geistiger Gymnastik sehen, die kaum einen andern Zweck hat, als die Muskeln zu stärken.

Karl Eitner veröffentlicht eine Untersuchung über „Die Troilus-Fabel in ihrer literaturgeschichtlichen Entwickelung und die Bedeutung des letzten Actes von Shakspeare's «Troilus und Cressida» im Verhältniß zum gesammten Stück". Dies Drama ist bekanntlich ein crux interpretum; man weiß nicht recht, was man aus ihm machen soll, und das ist zunächst der Fehler des Dichters, der hier die rechte Mischung des Komischen und Tragischen verfehlt hat. Ein Drama bedarf nicht blos der Einheit der Handlung, es bedarf auch der Einheit der Stimmung, einer herrschenden Tonart, die alle Ausweichungen in ihre Grundharmonie zurückführt. Sonst fehlt dem Ganzen die Theilnahme, die sich an einzelnes und nach entgegengesetzten Seiten hin zersplittert. Das Werk war verfehlt; aber die kritische Weisheit in Deutschland durfte dies Zugeständniß englischer und französischer Ausleger nicht adoptiren; sie suchte in ihren dramatischen Rubriken umher, und wenn keine paßte, so machte sie rasch eine neue zurecht. Ein Theil der Kritiker fand in „Troilus und Cressida" eine Parodie, hervorgerufen durch Chapman's „Ilias", deren damals zur Mode gewordenen Helden Shakspeare habe ironisiren wollen. Hiergegen wendet Eitner ein:

> Wie wenig übrigens Shakspeare gesonnen und geneigt gewesen ist, die homerische Welt zu parodiren, läßt sich auch daraus ersehen, daß er nirgends mit einer Silbe der griechischen Götter erwähnt, deren Wirthschaft ihm doch so reichen Stoff zur Steigerung seiner komischen Darstellung würde geboten haben; sie würde dann noch drastischer geworden sein. Aber er begnügte sich damit, blos die homerischen Charaktere mit dem Rittercostüm des Mittelalters zu bekleiden.

Daß Shakspeare nicht die Götter parodirt, sondern sich mit der Parodie der Helden begnügte, ist wol kein Grund, die letztere in Abrede zu stellen, um so weniger, als ein parodirter Olymp das Stück in eine phantastische Sphäre gehoben hätte, die außerhalb der praktischen Bühnenzwecke lag. Offenbach's „Schöne Helena", in welcher keine Götter vorkommen, ist doch gewiß ebenso gut eine Parodie wie sein „Orpheus in der Unterwelt". In der That erinnert nun Cressida auffallend an die „schöne Helena", und ein beträchtliches parodistisches Element wird sich aus dem Stück nicht fortleugnen lassen. Gleichwol ist es nicht durchweg Parodie; es enthält auch außer dem letzten Act viel Ernstgemeintes; selbst die vorherrschende bittere Satire ist viel zu schwer lastend für eine nur parodirende Ironie. Eitner nennt das Stück, nachdem er die Bedeutung des letzten Actes dahin festgestellt, daß er den Abschluß bilde für die olympische Seite der Dichtung, die unsere Sympathien von Haus aus auf die Seite der Trojaner lenke, eine „Tragikomödie", und man mag mit dieser Taufe einverstanden sein, jedoch nur unter dem Zusatz, daß die Tragikomödie eben eine unberechtigte ästhetische Zwittergattung sei. Das Gesammturtheil von Eitner lautet:

> „Troilus und Cressida" ist eine satirische Komödie, in welcher der Dichter zusammenhangsvoll einmal die Welt unter dieser grellkomischen, wie im „Hamlet" unter der melancholischen Beleuchtung zeigt. Man könnte es als die Komödie des absoluten Widerspruchs bezeichnen: als Widerspruch der großen Unternehmung mit ihrer Veranlassung; als Widerspruch des Verhaltens mit dem Zwecke; als Widerspruch der An- und Absichten der Hauptcharaktere mit ihrer Handlungsweise; als Widerspruch des Ganzen mit einer höhern Weltansicht. Kurz der Dichter stellt alles mit humoristischer Willkür auf den Kopf; nur die schlechtesten Charaktere stimmen in sich überein, und der gemeinste sieht alles klar durch und hat darum allein das Recht, seine gemeine Spottlauge über den ganzen Unfug auszugießen. Es ist eben eine freie Komödie ohne alle besondern Zwecke, als den, den Ingrimm über so manche Erscheinungen des Weltlaufs durch eine Art von „Göttergelächter" über die Tollheit der Menschen los zu werden.

„Troilus und Cressida" ist entschieden eins der geistreichsten Stücke Shakspeare's, bis zur Ueberladung reich an Sentenzen, Reflexionen, Witz und Satire; aber auch nach der Eitner'schen Auslegung ein monstrum biceps, mit einem satirischen und elegischen Kopf, und deshalb in der Composition eine Misgeburt.

Interessant ist die Vorgeschichte der Dichtung, die Geschichte der Quellen, ein Beitrag zur history of fiction, in dessen Ausführung sich Eitner an Moland und d'Hericault und ihre Einleitung zu den neuveröffentlichten „Nouvelles françaises en prose du XIVe siècle" anschließt.

Troilus ward von Homer nur mit einem halben Hexameter bedacht, von Virgil bereits mit fünf Sechszeilern. Ausführlicher ist von ihm die Rede bei den alexandrinischen Rhetoren und Grammatikern und bei den Verfassern der erdichteten Chroniken des Alterthums, namentlich Dictys Cretensis und Dares Phrygius. Die Erfindungen des Dares gehen in altfranzösische Gedichte über, die Liebesgeschichte zwischen Troilus und Briseida wird zuerst ausführlich angeführt von Benoit de St.-Maure in dem „Roman von Troja". Guido della Colonna in Italien, John Lydgate in England geben anders geartete Ausführungen. In eine neue Phase tritt die Troilus-Fabel mit Boccaccio's „Filostrato", in welchem zuerst Pandarus als Hauptperson der Fabel hinzugefügt wird, den Chaucer in den „Canterbury tales" in „The Boke of Troilus and Criseida" zuerst in den Shakspeare'schen Onkel verwandelt. Von weitern französischen Bearbeitungen ist die wichtigste von Raoul le Fevre, welche William Caxton ins Englische übersetzte. Aus der „Ilias" des Chapman nahm Shakspeare dann noch den Charakter des Thersites auf. Eitner sagt:

Wozu hatte Shakespeare nöthig, altfranzösich oder italienisch zu können, oder lateinisch, um „Troilus und Cressida" zu dichten? Er fand die Geschichte in den alten, vom Volke geliebten Büchern seines Landes: Lydgate ersetzte ihm das Lateinische des Guido della Colonna, Chaucer das Italienische des Boccaccio, und Caxton das Französische des Raoul le Fèvre.

Diese Untersuchung der Stoffquellen Shakspeare's zeigt uns die Wandlungen desselben Stoffs unter verschiedenen Händen, bis die einzelnen Charaktere eine feste typische Gestalt gewinnen. Daß sie diese Gestalt nicht erst durch Shakspeare gewonnen haben, geht aus dem Vergleich mit seinen Vorgängern klar hervor.

Eine andere Stoffquelle Shakspeare's und das Verhältniß des Dichters zu derselben analysirt Theodor Vatke in dem Aufsatz: „Shakspeare's «Antonius und Kleopatra» und Plutarch's Biographie des Antonius." Vatke sucht nachzuweisen, daß das geschichtlich Bedeutende in diesem Stück sich dem „Aesthetischen und Persönlichen" unterordnet. Die Schönheiten der Dichtung, die Scene auf der Galere des Pompejus, die Vatke einem Gemälde von Paolo Veronese vergleicht, der letzte Monolog der Kleopatra, wo sie gleichsam vor unsern Augen zu Marmor wird, werden von Vatke mit Verständniß gewürdigt.

Karl Elze sucht in einer Studie zum „Sommernachtstraum" die Verwandtschaft dieses Stücks mit den Maskenspielen, sowie die Annahme zu beweisen, daß es im Frühjahr 1590 zur Vermählung des Grafen Essex mit Lady Sidney geschrieben worden sei. Die Beiträge „Zur Shakspeare'schen Textkritik" von Alexander Schmidt erklären sich mit Recht gegen überflüssige Conjecturen und suchen manche scharfsinnig beseitigte Variante wieder scharfsinnig herzustellen. Lindner gibt eine „Einrichtung des «Cymbeline» für die Bühne"; doch auch durch diese wird das Stück nicht bühnenfähig werden. Oechelhäuser berichtet über „Die Shakspeare-Aufführungen in Meiningen" und vergleicht Bodenstedt's treue und Dingelstedt's freie Bühneneinrichtungen; Reinhold Köhler weist ein dänisches Märchen als Quelle für das Vorspiel zu „The Taming of the Shrew" nach. Außer dem Berichte über die berliner Generalversammlung, Notizen, literarischer Uebersicht und Bibliographie finden sich noch zwei Hamlet-Artikel; denn ein Shakspeare-Jahrbuch kann ohne mehrere Hamlet-Artikel nicht gedacht werden. H. Freiherr von Friesen liefert eine Glosse zu der bekannten Stelle in der Schauspielerscene über die Aufgabe der „Schauspielkunst", wie Friesen das Wort „playing" interpretirt. Der Glossator sucht den Ausdruck, diese Kunst habe das Zeitalter in seiner Form und seinem Gepräge darzustellen, auf die darstellende Kunst zu beschränken, indem der Dichter seinem Poëm das Gepräge „ewiger Wahrheit" geben müsse. Es ist mit dieser „ewigen Wahrheit" ebenso bestellt wie mit der „reinen Menschlichkeit"; es sind Abstractionen, mit denen eben ein echter Dichter nichts anfangen kann. Der Dichter soll auf der Höhe seiner Zeit stehen, womit keineswegs gesagt ist, wie Friesen zu glauben scheint, daß er sehr vergängliche politische oder sonstige Tendenzen und äußerliche Schlagwörter zum Mittelpunkte seiner Schöpfungen mache; aber er soll die Form und das Gepräge der Zeit, ihren wesentlichen Inhalt in seine Werke aufgenommen haben. Diese tiefsinnige Meinung Shakspeare's möchten wir uns nicht fortinterpretiren lassen. Gerade dadurch sind Shakspeare und Dante so groß und unsterblich geworden, daß sie den Inhalt ihrer Zeit mit der ganzen Macht ihres Genius verewigt haben.

Der Aufsatz von W. Oehlmann: „Die Gemüthsseite des Hamlet-Charakters", nimmt vielfach Rücksicht auf das Werk von Tschischwitz (Nr. 3), und wir wollen deshalb beide im Zusammenhang betrachten. Oehlmann wendet sich gegen die philosophischen Grundgedanken unserer Denk-Destillateurs; er wendet sich gegen den Ueberschuß des Verstandes, den man bei Hamlet anzunehmen pflegt; im Gemüthe Hamlet's liege der Quell seiner Unentschlossenheit, seiner übergroßen Bedenklichkeit u. s. w. Es ist dies im Grunde ein Streit um des Kaisers Bart, denn als abstracter Verstandsmensch, wie Oehlmann meint, ist Hamlet wol kaum einem seiner Ausleger erschienen; einen Napoleonischen Verstand besitzt er durchaus nicht. Er gehört zu den geist- und phantasievollen Naturen, und der „Ueberschuß der Reflexion" stammt eben aus diesem Phantasiereichthum, aus den sich durchkreuzenden Elementen des Charakters, aus dieser Fülle des innern Seelenlebens. Damit ist die Gemüthsseite selbstverständlich mitgemeint; einen kalten nüchternen Verstand, der überhaupt gerade auf das Ziel loszugehen pflegt, hat niemand einer Hamlet-Natur zugesprochen. Mit Recht hebt Oehlmann hervor, daß Hamlet's Grundleidenschaft die innere Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit ist. Hierin secundirt Tschischwitz, der außer dem von Goethe angeführten Grundgedanken noch einen andern in dem Trauerspiel findet: „charaktervolle und consequente Durchführung des Princips kindlicher Pietät und Verklärung und Besiegelung durch den Tod."

Das Buch von Tschischwitz ist jedenfalls eine gediegene Bereicherung der Hamlet-Literatur, weil es im wesentlichen nicht neue Gedankengespinste, sondern neue Thatsachen anführt. Durch Belegstellen aus Giordano Bruno, der sich bekanntlich einige Zeit vor dem Beginn von Shakspeare's dramatischer Thätigkeit in London aufhielt, auch später Professor in Wittenberg war, sucht Tschischwitz nachzuweisen, daß das specifisch Philosophische, das uns in Hamlet entgegentritt, namentlich die materialistischen Theorien des Stoffwechsels aus diesem Philosophen geschöpft sind, daß Shakspeare das einzige Lustspiel des Philosophen: „Il Candelajo", gekannt und ihm einzelne Wendungen entlehnt habe, ja daß das Buch, in welchem Hamlet liest, als Polonius an ihn herantritt, kein anderes gewesen sei als Bruno's Werk: „Spaccio della bestia triomfante", in dessen erstem Dialog sich eine ganz entsprechende Stelle befinde wie diejenige, welche Hamlet dem „satirischen Schuft" in den Mund legt. Das Einzelne dieser Beweisführung darf man um so gewisser preisgeben, als Shakspeare wol kaum italienisch verstand. Gleichwol behält sie ihren Werth, indem sie zeigt, daß die Bruno'schen Ansichten die geistige Atmosphäre der damaligen Zeit durchdrungen, gleichviel durch welche Vermittelung sie dem Dichter selbst zugänglich wurden, bis er auch hierin das Gepräge des Jahrhunderts seinen Dichtungen aufdrückte. Dasselbe gilt von dem Princip „germanischer Blutrache", in Betreff dessen Tschischwitz manche interessante Mittheilung macht. Auch den Charakter der Ophelia entwickelt er eingehend, ohne indeß die

Lücken und Mängel der Dichtung zu rügen, die gerade aus seiner Darstellung um so schärfer hervorgehen. Denn wenn er meint, Hamlet münze in seinem Gespräch mit Ophelia vieles auf die Lauscher, den König und Polonius, so fehlt doch die unerlaßliche Motivirung, daß Hamlet um das Lauschen der beiden weiß. Weiterhin sagt Tschischwitz:

Nach seiner Rückkehr finden wir Hamlet mit Horatio auf dem Kirchhofe, wo eben Opheliens Grab gegraben wird. Es ist nicht anzunehmen, daß der Prinz dem Könige hier auflauern will, denn er hat von dem Begräbniß keine Ahnung; man darf also vermuthen, daß er entweder die Gruft des Vaters besuchen oder die Nähe des Hofs und den Anblick Bekannter geflissentlich habe vermeiden wollen.

Hier fehlt wieder wie in frühern Scenen, bei Hamlet's Eindringen ins Cabinet, bei der Anwesenheit des Polonius neben dem Schlafgemache der Königin, jede vorausgehende Motivirung. Die Kritik nimmt an, vermuthet, wo für Annahmen und Vermuthungen gar kein Platz sein darf. Diese Verstöße gegen die wohlgeordnete Motivirung des Dramas und der einzelnen Scenen sollten doch endlich eingestanden werden, wie dies mit einer gewissen Verschämtheit von Ulrici in dem obenerwähnten Artikel geschieht; man sollte einräumen, daß ein großer Theil der scharfsinnigen Commentare nicht durch die Vorzüge, sondern gerade durch die Fehler Shakspeare's, durch seine lückenhafte äußere und innere Motivirung nothwendig geworden sind.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Von Spitzbergen zur Sahara.

Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Von Charles Martins. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Karl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die kürzlich durch die Zeitungen verbreitete Nachricht, daß jenseit der Behringsstraße, unweit des Cap Jakan, ein bisher noch unbekanntes Polarland entdeckt sei, darf uns nicht wundern, denn die eisigen Regionen des Nordpols sind noch gar zu wenig bereist. Höchst erwünscht kommt uns daher jedes Werk, das uns über jene ewig in Schnee und Eis gehüllten Länder nähere Kunde gibt. Das vorliegende Buch hat noch den großen Vorzug, daß es uns von Spitzbergen bis zur Sahara führt, also einen Erdbogen von 50 Breitengraden umfaßt, nämlich von der Nordspitze von Spitzbergen bis zu den Pyramiden Aegyptens. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Reise sind in zahlreichen Abhandlungen dargelegt und schon vor Jahren in verschiedenen französischen Zeitschriften veröffentlicht, dann vom Autor gesammelt, redigirt und zu vorliegendem Werke bearbeitet worden.

In der Einleitung erhalten wir eine kurze Geschichte der „Pflanzengeographie", wobei die Gelehrten aller Länder namhaft gemacht werden, welche diesen Wissenszweig mit begründet und bearbeitet haben. Die Gesammtzahl unserer Pflanzenarten schätzt unser Autor mit A. Decandolle auf 500000 und bemerkt:

Das Verhältniß der Monokotyledonen nimmt in der Richtung vom Aequator zum Pole zu. So ist es in der tropischen Zone wie 1 : 6 beschaffen, d. h. auf sieben Pflanzen kommt nur ein Monokotyledon; in der gemäßigten Zone steigt es auf 1 : 4 und in den kalten Regionen auf 1 : 3. Diese Gesetze treffen aber nur im allgemeinen zu. Betrachtet man besondere Länder, so findet man sie in der einen oder andern Richtung verändert. Auf Spitzbergen z. B. zähle ich 93 Phanerogamen, nämlich 66 Dikotyledonen und 27 Monokotyledonen, was, wie man sieht, ein Verhältniß bildet wie 3,4 : 1. Auf der Insel Melville, im Hintergrunde der Baffinsbai, bei einem noch rauhern Klima, gestaltet sich das Verhältniß wie 1 : 2, d. h. wie das Einfache zum Doppelten; dasselbe ist der Fall auf Island, den Faröerinseln, und auf der andern Erdhälfte auf den Maluinen. Ein physisches Element, die Feuchtigkeit, bewirkt eine Zunahme der relativen Zahl der Monokotyledonen und eine Verminderung der Dikotyledonen.

Der Einfluß der physischen Kräfte, welche sich gegenseitig unterstützen, modificiren oder aufheben, verursacht Abweichungen von diesem Gesetz. „Die dunkle Wärme wirkt nicht wie die von Licht begleitete Wärme; eine feuchte Wärme bringt Wirkungen hervor, welche denen der trockenen Wärme ganz entgegengesetzt sind. Das Wachsthum einer jeden Art entspricht einem bestimmten Abschnitt der thermometrischen Scala."

Das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen erklärt er mit Decandolle aus den empfangenen Wärmesummen. Die Gerste reift in hohen Breiten, wenn sie eine Wärmesumme von 1800 Graden empfängt. Der Weizen fängt an zu wachsen, wenn die Temperatur 6 Grad über Null erreicht. Damit das Korn zur Reife gedeihe, bedarf es einer Wärmesumme von etwa 2000 Graden. Der Mais erfordert zum Reifen eine Summe von 2500 Graden, von 13 Graden an gerechnet; der Weinstock, wenn er ein trinkbares Gewächs liefern soll, 2900 Grad von dem Tage an gerechnet, wo das Mittel 10 Grad im Schatten beträgt. Die Datteln bedürfen wenigstens 6000 Grad; die Kokospalme, der Muskatbaum erfordern noch höhere Summen.

Da die Natur aber gewollt hat, daß auch die kältesten Regionen ihren Schmuck besäßen, so begnügen sich die Alpen- und Polarpflanzen, um ihre Blätter und Blüten zu entwickeln, mit 50—300 Graden. Nun begreift man, warum gewisse Pflanzen in einem Lande leben, ohne Blüten zu treiben, andere, ohne Früchte zu tragen, nämlich, weil die Wärmesumme, welche genügt, um ihre Blätter zu entwickeln, nicht auch genügt, um ihre Blüten zur Entfaltung, noch weniger um ihre Früchte zur Reife zu bringen. Dieselben Ursachen, welche der Ausbreitung der Pflanzen nach Norden Schranken setzen, hemmen sie auch an den Abhängen der Gebirge. Der Botaniker, der vom Fuße der Alpen oder Pyrenäen ausgehend einen ihrer Gipfel erklimmt, durchschreitet Klimate, welche denen ähnlich sind, die er antreffen würde, wenn er, ohne die Ebene zu verlassen, sich nach Norden wendete. Je höher er kommt, desto mehr nimmt die Feuchtigkeit zu, die Nebel werden häufiger, die Temperatur fällt im Sommer äußerst rasch, im Winter langsamer, im

Durchschnitt aber um einen Grad Celsius auf je 180 Meter senkrechter Erhebung. Man trifft ein analoges Klima, sei es, daß man sich 180 Meter erhebt oder in den Ebenen Frankreichs 22 Myriameter nach Norden vorrückt. Dem entsprechen die Pflanzenzonen. Am Fuße des Canigou z. B. bringt die Orange ihre Früchte zur Reife; dann passirt der Reisende Oliven- und Maisfelder, Gruppen von Steineichen und durch ihre Sorten berühmte Weingärten; in einer Höhe von 420 Meter aber verläßt ihn der Oelbaum, mit 550 Meter macht der Weinstock halt, mit 800 Meter der Kastanienbaum, und mit 1320 Meter stößt man auf die ersten Rhododendren, deren Blütenbüschel stets das Auge des Gebirgsfreundes entzücken. Die letzten Roggen- und Kartoffelfelder, welche der unermüdliche Catalonier noch an der äußersten Grenze, wo er auf eine Ernte hoffen darf, baut, gehen nicht über 1640 Meter hinauf. In dieser Höhe beschatten die Buche, die Silbertanne, die Kiefer, Birke den Boden, ihre Höhe aber nimmt allmählich unter dem vereinten Einfluß der Kälte, des Windes und der Schneelast ab. Die Fichte endet bei 1950 Meter, die Birke bei 2000 Meter, die Kiefer erklimmt das Gebirge bis zu einer Höhe von 2430 Meter. Darüber dehnt sich ein aus Alpen- oder Polarpflanzen, welche den gemäßigten Regionen unbekannt sind, bestehender Rasenteppich aus. Das Rhododendron geht nicht über 2540 Meter hinauf. Nur der Wachholder, krüppelhaft am Boden gelagert, steigt bis zum Gipfel an 2785 Meter empor, wo die Pflanzen neun Monate lang unter Schnee begraben schlummern und binnen drei Monaten wachsen, blühen und Früchte ansetzen.

So gelehrt auch der Verfasser in den Naturwissenschaften, hauptsächlich in der Botanik ist, mit den neuesten Resultaten der Chemie und besonders der Agriculturchemie ist er doch nicht bekannt, denn er schreibt — nach Decandolle — den physischen Beschaffenheiten, dem Klima entscheidende Bedingung, also viel größern Einfluß zu als der Bodenbeschaffenheit und Mischung der chemischen Grundstoffe. Wir wissen aber, daß das Klima und andere physische Ursachen mit entscheidend sind, daß jedoch auch das Vorhandensein gewisser chemischer Grundstoffe zum Gedeihen dieser und jener Arten erforderlich ist. Der Verfasser scheint aber gar nicht zu wissen, daß jede Pflanzenart nur diejenigen Bestandtheile aus dem Boden und aus der Atmosphäre aufnimmt, aus denen sie besteht, sonst würde er nicht Beispiele anführen, daß gewisse Arten sowol auf Kalkfelsen wie auf krystallinischem Gestein gefunden sind, um zu beweisen, daß die Bodenbeschaffenheit ziemlich gleichgültig sei. Es steht aber mit mathematischer Gewißheit fest, daß die eine Pflanzenart mehr Kali, Natron, Phosphorsäure und Kieselerde bedarf, die andere dagegen mehr Kalk, Bittererde, Schwefelsäure u. s. w. Hierauf beruht die Lehre von der Düngung. Es werden dem Boden nur diejenigen Bestandtheile zugeführt, welche die zu bauende Fruchtart erfordert. Und man hat gefunden, daß eine Wiese mit 666 Pfund Salmiak und phosphorsaurem Kalk gedüngt einen Mehrertrag von 12172 Pfund Heu gab, während eine ohne phosphorsauren Kalk gedüngte Wiese nur einen Mehrertrag von 3488 Pfund Heu lieferte. Auf einem an Kali armen und an Phosphorsäure reichen Boden darf man keine Kartoffeln bauen, weil sie viel Kali und sehr wenig Phosphorsäure bedürfen, während Hafer darauf sehr gut gedeiht; die Kartoffel enthält 58 Procent Kali, der Hafer nur 26, erstere 12 Procent Phosphorsäure, und letzterer 44 Procent. Alles dies wird in der Theorie gelehrt und durch die Praxis bestätigt.

Folgen wir nun dem Verfasser nach Spitzbergen. Eine viermonatliche Nacht, 26. October bis 16. Februar, umhüllt diese eisige Erde. Dann zeigt sich ein kleiner Sonnenabschnitt, 128 Tage wechseln Tag und Nacht, endlich erblickt man die Sonne vier Monate lang am Horizont, doch wird sie oft von Wolken umflort. Im April hat Scoresby das Thermometer auf dem Meere nicht über — 1,1° stehen sehen. Im Mai betrug die höchste Temperatur + 1,1°, das Thermometer stieg aber nur sechsmal über den Gefrierpunkt. Im Juni geht das Quecksilber öfters über Null und stieg bis zu + 5°. Im Jahre 1810 sank es aber in demselben Monat zu — 9° herab. Auch im Juli steigt es nicht oder nur selten über 5° und fällt nicht unter 2°. Daher sind sämmtliche Thäler, sowol im Norden wie im Süden Spitzbergens, mit Gletschern angefüllt, welche bis ans Meer hinabreichen. Dennoch hat auch dieses Fleckchen Erde seinen Pflanzenschmuck. An geschützten Felsen gewahrt man Moose und Flechten. Am Fuße der von Seevögeln bewohnten Gestade, deren Guano die Vegetation befördert, erreichen Ranunkeln, Löffelkraut, Gräser zuweilen eine Höhe von mehrern Decimetern, und mitten im Geröll erhebt sich ein gelbblühender Mohn, welcher unsern Gartenbeeten nicht zur Unzierde gereichen würde. Auch einige Gewächse von holziger Consistenz erblickt man; kleine am Boden geschmiegte Weidenarten, ein sich über den feuchten Moosen erhebender Strauch, die Schwarzbeere, und viele niedrige Kräuter ohne Stengel, deren Blüten sich dicht über dem Boden erschließen. Die Totalsumme der von Spitzbergen bekannten Pflanzen schätzt der Verfasser auf 245 Arten, darunter nur 93 Phanerogamen und 152 Kryptogamen.

Auch lebende Wesen wohnen in diesen Eisregionen. Der weiße Bär, der blaue Fuchs, die Feldmaus der Hudsonsbai und das wilde Renthier haben sich dies ungastliche Land zur Wohnstätte erkoren. Zahlreiche Fische, Weich- und Krustenthiere bevölkern das kalte Meerwasser. Im Sommer ziehen unzählbare Vögelscharen dorthin, um zu brüten: Sperlinge, Hühnervögel, Strandläufer und Schwimmvögel. Die Abdachungen der übereinanderliegenden Felsschichten sind mit unzähligen Weibchen bedeckt, die ihre Eier ausbrüten. Vor dem Felsen bilden die Männchen eine wahre Wolke; schießt man hinein, so erheben sich noch tausend andere und der tolle Lärm ist ganz unbeschreiblich.

„Ein wissenschaftlicher Winteraufenthalt in Lappland" bringt ebenfalls interessante Notizen. Am interessantesten ist die Beschreibung des Nordlichts, welche Beaumont in der französischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat. Daraus erfahren wir, daß sich mehrere Bogen bilden, man hat ihrer neun zugleich gezählt. Die Breite derselben, welche im Durchschnitt 7—8 Grad beträgt, steigt über 25 Grad. Sie sind parallel mit der Erdoberfläche abgeplattet und lassen sich als die Perspectiven kreisförmiger Ringe betrachten, deren Mittelpunkt im Erdhalbmesser des magnetischen Pols liegt und deren Ebene senkrecht auf diesem Halbmesser steht. Man hat berechnet, daß diese Bogen sich in einer Höhe von 100 —200 Kilometer in der Region befinden, wo die Sternschnuppen und Meteorsteine weißglühend und leuchtend

werden, d. h. nahe an den äußersten Grenzen der Erdatmosphäre. Sie bewegen sich sehr schnell und schießen dann in glänzende Strahlen aus. Diese vereinigen sich zuweilen im magnetischen Zenith, um dort eine Krone zu bilden. Wenn diese Strahlen, in Bewegung gerathend, einen lebhaften Glanz annehmen und sich roth und grün färben, dann bietet die Krone den höchsten Grad von Pracht dar, den das Nordlicht zu entfalten vermag.

Vom 12. September 1838 bis 18. August 1839 sahen die französischen Gelehrten 153 Nordlichter, sieben Nächte mit zweifelhaftem Schimmer ungerechnet. Man erblickt sie nicht während des ununterbrochenen Sommertags, erst gegen Ende August und hauptsächlich zur Zeit des Herbstäquinoctiums beginnen sie in Lappland häufiger zu werden, während ihre Häufigkeit mit dem Frühlingsäquinoctium und gegen Ende April abnimmt. Alle Bewegungen der Bogen und Strahlen des Nordlichts folgen der Drehungsbewegung der Erde.

Der zweite Band des gelehrten und unterhaltenden Werks führt uns in südliche Regionen und bringt ein sehr belehrendes Kapitel über die Ursachen der Kälte auf den Hochgebirgen und der physiologischen Kälte beim Menschen. Die relative Erwärmung des Bodens im Verhältniß zur Luft ist im Gebirge viel größer als in der Ebene, weil die Sonnenstrahlen ungehinderter in den Boden dringen und nicht durch dicke Luftschichten aufgehalten und gebrochen werden, wie es in der Ebene der Fall ist. Die geringere Dichtigkeit der Atmosphäre auf den Gebirgen, welche die Erwärmung des Bodens leichter begünstigt, bewirkt aber noch mehr die Erkältung desselben, denn die Wärmeausstrahlung des Nachts wird nicht durch eine dichte Atmosphäre zurückgehalten wie in der Ebene. Der vom Regen, Nebel oder Schnee befeuchtete Berg dunstet thätiger aus als die Ebene, weil der Druck der Atmosphäre auf den Gebirgen geringer ist. Und dies ist bekanntlich eine starke Kälteursache.

Ueber die Ursachen der physiologischen Kälte sagt der Verfasser:

Wenn man die Bedingungen der Kälteempfindung untersuchen will, muß man dem hygrometrischen Zustande der Luft Rechnung tragen. Jedermann weiß, daß die Empfindung der feuchten Kälte sehr verschieden von der der trockenen Kälte ist, und daß ihre Wirkungen auf den menschlichen Körper es gleichfalls sind. Unter den bekannten Ursachen sind zwei zunächst rein physikalische. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft widersetzt sich der Verdunstung des Schweißes, und da diese Luft zugleich ein besserer Wärmeleiter ist, so erkältet sie diesen Schweiß schnell. Wir haben demnach auf der Haut die Empfindung der Berührung mit kaltem Wasser, aber nicht jene entschiedene und packende, von einem Rückschlag begleitete Empfindung, welche das Auflegen nasser Tücher, der Gebrauch eines Regen- oder Sturzbades hervorruft, sondern die einer feuchten und kalten Luft. Das Hinderniß, welches die kalte und feuchte Luft der Ausdünstung entgegensetzt, ist die häufigste Ursache der katarrhalischen Affectionen der Schleimhäute in der Nase und Luftröhre. Eine trockene, selbst viel strengere Kälte ruft diese Wirkungen seltener hervor, denn sie erkältet einfach die Haut, begünstigt aber die Verdunstung des Schweißes, statt sich derselben zu widersetzen.

Außer den auf Reisen erlangten wissenschaftlichen Resultaten theilt uns der Verfasser auch Forschungen der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft mit. Daraus erfahren wir, daß ein Herr Rouget dahin gelangt ist, die Enden der Nerven in ganz dünnen und durchscheinenden Muskeln von Reptilien, darauf bei Säugethieren und beim Menschen zu gewahren. Die bewegenden Nerven durchbohren zuerst die Hülle der Muskelfaser und breiten sich dann zu einer Art von Scheibe aus, welche sich über die Faser selbst ausdehnt. Hierdurch wird die im Nerven strömende Elektricität in den Muskel geleitet und das Glied bewegt.

Interessant ist die Mittheilung des Prof. von Siebold in München über einen Bienenstock, welcher eine große Menge Hermaphroditen lieferte, die sogleich von den Arbeiterinnen getödtet und hinausgeworfen wurden:

Diese Hermaphroditen haben bald den Stachel von Arbeiterinnen, bald die Geschlechtsorgane der Drohnen, bald alle beide zugleich. Oft bietet der Hermaphrodit, während er außen rechts männlich und links weiblich ist, innen eine umgekehrte Anordnung dar. Nur eins ist beständig, daß diese Hermaphroditen keine Eier wie die gewöhnlichen Arbeiterinnen enthalten. Bekanntlich erzeugt eine vollständige Befruchtung Arbeiterinnen, die weiter nichts als unfruchtbare Weibchen sind, die Abwesenheit der Befruchtung bringt Männchen hervor. (?) Die Hermaphroditen kommen aus Eiern, welche von Arbeiterinnen in die Zellen gelegt wurden. Wenn die Befruchtung aber aus Gründen, die man nicht kennt, unvollständig oder zu langsam vor sich geht, so entspringen Hermaphroditen daraus.

Diese Ansicht muß wol noch bewiesen werden. Ein Herr Filippi führt Beispiele von Seidenwürmern an, welche ausgekrochen sind, ohne befruchtet gewesen zu sein.

Eine interessante Erscheinung ist der „Mont Ventoux" in der Provence. An den Abhängen dieses Bergs, dessen Gipfel sich zu 1911 Meter über das Mittelländische Meer erhebt, stufen sich alle Klimate Europas ab, von dem der Provence und des nördlichen Italiens bis zu demjenigen Lapplands. Und jedem dieser Klimate entspricht nothwendig eine verschiedene, aber mit der des analogen Klimas in den Ebenen Europas vergleichbare Flora. Am Fuße desselben pflückt man Citronen, Pfirsiche und athmet die süßen Blütendüfte Italiens; auf dem Gipfel erblickt man die öden Moose und bleichen Flechten Lapplands und sogar eine Pflanze Spitzbergens, den Steinbrech. Ja fast sämmtliche Pflanzen Islands, Lapplands und Spitzbergens stehen auf dieser Bergeshöhe, während in der Ebene die Oliven Griechenlands und Kleinasiens blühen und ihre Früchte reifen. Alle großen Gebirge bieten eine ähnliche Stufenfolge dar, jedoch findet man nirgends einen geographisch besser gelegenen, mehr von der Hauptgruppe getrennten Berg, welcher so ganz systematisch sämmtliche Klimate Europas, Spitzbergens und Islands an seiner Anhöhe darstellt und die diesen Ländern angehörenden Pflanzen enthält.

Der Verfasser behandelt fast zu eingehend die Gletscher und deren ehemalige große Ausbreitung in ganz Europa. Wer sich dafür interessirt, findet hier reichlichen Stoff. Martins nimmt, wie noch andere Naturforscher, eine Eiszeit Europas vor der gegenwärtigen Schöpfung an. Ich glaube aber, er findet zu viel Spuren von ehemaligen Gletschern. Wo viel Steine und große Blöcke liegen, sollen sie durch Gletscher dahin geführt worden sein. Das ist nicht überall wahrscheinlich, andere Ursachen können sie dahin geführt haben, wie wir sie noch heute erleben.

Der Verfassers „Botanischer Spaziergang längs der

Küsten von Kleinasien, Syrien und Aegypten" ist zu skizzenhaft, bringt jedoch ebenfalls wissenswürdige Notizen. Die 146 Meter hohe Pyramide bei Gizeh bestieg er nachts bei Mondschein. Eine Stunde lang blieb er auf der Höhe dieses Riesenmonuments, staunend über die phantastische Großartigkeit des Schauspiels.

Die letzten Kapitel des belehrenden und unterhaltenden Buchs sind Algerien gewidmet. Schön beschrieben ist der von den Franzosen gegründete Acclimatisationsgarten zu Hamma bei Algier. Da erblickt man alle Arten Feigen, Palmen, Bananen, ja die Pflanzen fast aller Zonen. Ueberhaupt ist Algier eins der fruchtbarsten Länder, und dennoch wird es jetzt von entsetzlicher Hungersnoth heimgesucht! Viel Schuld soll die dortige Verwaltung tragen. Der Verfasser dieses Werks, ein eifriger Franzose, dem die Nationalehre und la gloire über alles geht und der noch gegenwärtig im Staatsdienst steht, sprach sich schon vor Jahren dahin aus:

> Eins scheint mir klar zu sein: die Vielregiererei sowie das System unwillkürlicher Scherereien, welches die nothwendige Folge davon ist, sind dort wie anderwärts der wunde Fleck der französischen Verwaltung. All jene den Ankommenden auferlegten Bedingungen, all jene provisorischen Concessionen, denen ein Colonist jahrelang auf seinem Grund und Boden unterworfen bleibt, ohne zu wissen, ob er eines Tags Eigenthümer desselben sein wird, sind offenbar falsche Maßregeln. Ahmen wir das Beispiel der Länder nach, wo die Colonisation gedeiht.

Aus den citirten Stellen des Werks ersteht jeder, welchen wissenschaftlichen Werth es hat. Und da der Stil durchgehends klar verständlich, bei vielen Schilderungen großartiger Naturphänomene sogar poetisch schön gehalten ist, so gewährt es allen Lesern Genuß und Belehrung. Die Wissenschaft soll Gemeingut aller Menschen werden, dies ist des Verfassers Wunsch. Er beginnt seine Vorrede:

> Die Wissenschaft war anfangs in Tempeln vermauert, dann in Klöstern vergraben, endlich in Akademien verzäunt; es ist Zeit, daß sie sich nach außen verbreite und alle Glieder des gesellschaftlichen Körpers durchdringe; es ist Zeit, daß die positiven Resultate und errungenen Thatsachen zur Kenntniß derer gelangen, die sie interessiren; kurz, es ist Zeit, daß die Wissenschaft ins Volk dringe.

Diesem Wunsche kann man nur beistimmen; es gilt, alle Bestrebungen zu ermuthigen, die auf die Verwirklichung desselben gerichtet sind.

Johann Schucht.

Vom Büchertisch.

1. Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866. Von Karl von Seebach. Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Eruption des Vulkans von Santorin hat unter den Geologen mindestens dieselbe Aufregung hervorgebracht wie der große gleichzeitige deutsche Krieg unter den Staatsmännern. Konnte man doch hier frisch und in Thätigkeit studiren, was man sonst nur im erstarrten Zustande vor sich hatte. Viele wichtige Fragen, welche die neuere Geologie beschäftigen, galt es hier zu lösen, und namentlich war es eine Schule jüngerer deutscher, höchst talentvoller Geologen, welche an Ort und Stelle ihre Beobachtungen anstellten. Zu ihnen gehören Alfons Stubel, Karl von Fritsch, Wilhelm Reiß und last but not least Karl von Seebach aus Göttingen, der sich durch seine Arbeiten über die Vulkane Nicaraguas bereits einen Namen in der wissenschaftlichen Welt machte. Die vorliegende Schrift, welche sich wegen ihres ganz speciell fachwissenschaftlichen Inhalts einer eingehenden Besprechung in d. Bl. entzieht, bringt mit Berücksichtigung aller übrigen auf den Gegenstand bezüglichen Literatur eine genaue Geschichte der berühmten Eruption. Besonders werthvoll wird sie durch die äußerst sorgfältig angestellten Originalbeobachtungen und daraus abgeleiteten Schlüsse.

2. Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda Ha-Nast. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Arnold Bodek. Leipzig, Duncker und Humblott. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Mit dieser Erstlingsschrift führt sich ein junger Gelehrter, der bereits vor einigen Jahren eine Probe seiner Stilistik und ästhetischen Bildung in d. Bl. gegeben, auf eine würdige Weise in die Gelehrtenwelt ein. Sie ist dem Andenken seines berühmten Großvaters und Lehrers, Salomo Rapoport, weiland Oberrabbiners zu Prag, gewidmet und stellt sich zur Aufgabe, dessen Ansicht, daß der im Talmud in Verbindung mit Rabbi Jehuda Ha-Nast mehrfach erwähnte römische Kaiser Antoninus kein anderer als Marcus Aurelius gewesen sei, näher zu begründen und eine Wechselwirkung zwischen dem römischen und jüdischen Rechte als Folge der vermutheten freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem genannten Kaiser und dem vorerwähnten Mischnasammler und Redactor Rabbi Jehuda nachzuweisen. Wie natürlich bei einem jungen Kämpen, der sich seine Sporen verdienen will, wird mit jedem der Vorgänger, der anderer Ansicht ist, eine Lanze gebrochen, und nachdem Jost, Cassel, Grätz, Frankel und Sachs, lauter würdige Ritter, mit ihren Conjecturen aus dem Felde geschlagen sind, behauptet unser mit dem Panzerrock classischen Wissens und den Waffen talmudischer Gelehrsamkeit ausgerüsteter Knappe das Feld allein und schwingt das Schwert siegreich über sein Haupt.

Wir wollen dem kunstreichen, wenn auch oder gerade weil auf einer bloßen Hypothese beruhenden Aufbau des Werks unsere Anerkennung nicht versagen, und das um so weniger, als der Verfasser bescheiden und einsichtsvoll genug ist, am Schluß sich nicht zu verhehlen, „daß man über viele Resultate der vorliegenden Untersuchungen im einzelnen zweifelnd den Kopf schütteln kann". Dabei wollen wir ihm aber auch andererseits gern zugeben, daß die von ihm behandelte Frage „gerade von höhern Gesichtspunkten aus der eingehendern Untersuchung wol werth erscheint", und ihrer „nähern Erörterung", wie er sie hier versucht, eine culturgeschichtliche Bedeutung nicht

abgesprochen werden kann. In dieser letztern Hinsicht glaubten wir denn auch das interessante Schriftchen nicht übergehen zu dürfen. Der Verfasser scheint übrigens ganz das Zeug dazu zu besitzen, sein Vorhaben auszuführen, „Römische Kaiser in jüdischen Quellen“ (so nämlich lautet der Haupttitel) zu beleuchten; wir wünschen ihm Kraft und Muße zur Fortsetzung seiner Arbeit.

3. Auerbach's Roman „Auf der Höhe“. Vortrag gehalten den 6. Februar 1867 von Hermann Dalton. Zweite Auflage. Petersburg, Röttger. 1867. 16. 6 Ngr.

4. Der ewige Jude und der ewige Johannes. Vortrag gehalten von Hermann Dalton. Petersburg, Röttger. 1867. 16. 5 Ngr.

Den Verfasser dieser Vorträge haben wir wol unter den deutschen protestantischen Geistlichen der russischen Hauptstadt zu suchen. Alle Eigenheiten des deutschen Theologen, die sich nur sehr selten verleugnen, treten uns aus der Besprechung des Romans sowol, wie aus dem Referat und Deutungsversuch der Sagen vom Ewigen Juden und vom Ewigen Johannes entgegen. Immerhin ist es eine Concession an den Zeit- und Literaturgeist, wenn ein Prediger einer christlichen Gemeinde auch den Worten und Anschauungen, die aus der großen pantheistischen Gemeinde in die der Frommen hinüberfließen, Rechnung trägt. Nur wird Dalton uns entschuldigen müssen, wenn wir über diese Art, die Idee eines epochemachenden Buchs zu reproduciren, schnell hinweggehen. Man merkt dem Vortragenden an, wie er, ein ästhetisch sattsam feinfühlender Mann, sich vor dem gewaltigen Eindruck des Auerbach'schen Werks krümmt und windet: nur schade, daß er, während er dem Teufel des Spinozismus das Crucifix orthodoxer Anschauung entgegenhält, seine heimliche Sympathie für die prächtigen Menschen, die der Dichter geschildert, nicht verbergen kann. Der alte Unkenruf der Orthodoxie, der uns ein Wehe, Wehe! über die abtrünnigen Dichter wimmert, tönt uns in dem Vortrag über den Roman Auerbach's von S. 15 an ununterbrochen entgegen. Fort mit dem Taumelwein Auerbach's! — ist der Refrain des Vortrags: dieser Wein hat nichts gemein mit „dem lebendigen Wasser, was uns der Herr bietet“; und eine Kraftstelle aus Jesaias muß dieser Philippika gegen die Modernen und den Spinozismus den pointirten Schluß geben.

Wahrhaft rührend ist der naive Versuch desselben Autors, sich auf das Gebiet der Mythenforschung zu begeben. Bekanntlich besteht eine alte Antipathie zwischen der Mythenforschung und der Gottesgelahrtheit. Die eine möchte gern den Schleier lüften, den die andere um sich hüllt. Wo aber eine gänzliche Unwissenheit über die ersten Daten der Mythenliteratur herrscht, wo eine so tiefsinnige Sage wie die vom Ewigen Juden weder exponirt noch gedeutet, sondern nur zur Folie für ein Predigtthema über die Seligkeit im unverfälschten Glauben dient, da darf doch eine ernste Rüge der Kritik nicht ausbleiben. Zahlreich zumeist sind die Ungenauigkeiten und geschichtlichen Irrthümer des Verfassers. So heißt es S. 14: „Gerade damals (im 13. Jahrhundert!) sann die deutsche Phantasie über der Faustsage.“ „Königinhof“ ist nach Dalton jetzt oftmals genannt als Siegesstätte der Preußen im vorjährigen Kriege. Königgrätz liegt jedoch von Königinhof sechs Meilen weit entfernt. Ich weiß nicht, nach welcher Monographie über den Ewigen Juden der Verfasser seine Daten über das Erscheinen desselben ausgeschrieben hat; jedenfalls hat er dies sehr flüchtig gethan, da er angibt: die letzte Kunde von dem Ewigen Juden ist 1604 aus Paris. Wir können dem Verfasser noch aus späterer Zeit Ort und Zeit von vermeintlichen Erscheinungen des Ewigen Juden anführen. Nach Mitternacht's Dissertatio in Johannem, 21, 19, S. 400 fg., ist „dieser Ahasverus noch gewesen: anno 1610 zu Lübeck, 1612 zu Tarnowitz, 1614 zu Reval, desgleichen zu Krakau und Moskau“. Ferner nach Wolf, „Niederländische Sagen“, 1640 in Brüssel; 1642 nach Große's „Geschichte der Stadt Leipzig“, S. 265, in Leipzig. In England war er zu Anfang des 18. Jahrhunderts, auch in München noch 1721.

In diesem Vortrag wird im Gegensatz zu dem Pantheisten Auerbach der christliche Hofpantheist Schelling gerühmt; ja, als die Legende von St.-Johannes nach Jacobus a Voragine erzählt und der liebliche Geruch und Verwandtes vom Grabe des Heiligen berichtet wird, ist dies Hrn. Dalton ein sinniger und lieblicher Zusatz! Noch wunderlicher ist es, daß der Autor, der Feind der Frivolität, seinen Vortrag mit den Worten eines großen Weltkindes schließt, „sie reden“ — das ist sein letztes Wort — „gern von des Liebes wundersamer gewaltiger Melodei“.

5. Meine maurerische Büchersammlung. Ein Wegweiser durch die neuere und ältere Literatur der FrMrei und zugleich ein Nachtrag zu G. Kloß, Bibliographie. Von J. G. Findel. Leipzig, Förster und Findel. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieser bibliographische Abriß kündigt sich selbst als einen Nachtrag zu Kloß' „Bibliographie der Freimaurerei“ an, deren Material, eins der reichhaltigsten auf diesem Gebiete, sich gegenwärtig im Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande befindet. In 12 Rubriken eingetheilt finden sich in dem Findel'schen „Wegweiser“ die mannichfaltigen Branchen maurerischer Literatur. Sorgsam alphabetisch geordnet und größtentheils mit den Urtheilen der Kritik versehen, ist dieser Katalog wol jedem Besitzer einer maurerischen Bibliothek unentbehrlich und bietet die werthvollsten Belege und Ergänzungen zu desselben Verfassers rühmlich bekannten Arbeiten in der „Bauhütte“ und in andern Zeitschriften. Interessant dürfte es sein, daß wir von vielgenannten Autoren in der Freimaurerliteratur folgende antreffen: Krause (den Philosophen), Oswald Marbach, Bluntschli, Feßler, Hengstenberg, Proudhon, Venedey, Bechstein, Eckstein, Lübke. Sehr vortheilhaft unterscheidet sich Findel's bibliographische Manier von der Kloß'schen durch die alphabetische Ordnung des Materials, die vor der chronologischen wol immer den Vorzug verdienen wird.

6. Beiträge zur nähern Kenntniß der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. Von P. A. F. Walther. Darmstadt, Jonghaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Jubiläum, das die darmstädter Hofbibliothek (gestiftet 1817) im September vergangenen Jahres feierte, gab dem Verfasser Anlaß, eine Art Führer durch die Schätze der bedeutungsvollen Bibliothek herauszugeben. In recht ansprechender Form und von einem nicht nur dem Bibliographen interessanten Inhalt, verzeichnet das

Werkchen viele und werthvolle Wiegendrucke, neben Holzschnittwerken und einer reichen Handschriftensammlung. Auch ein „Thesaurus picturarum" fehlt nicht. Von den vorhandenen Handschriften theilen wir einige seltenere hier mit: Nr. 8: „Le romant de Ysage le Tristre et de Marcqissilliet son fil" (Fortsetzung von „Tristan und Isolde"); Nr. 10: Die einzige bisjetzt bekannte Handschrift des Karlmeinet; Nr. 47: Die Chronik Adalbert's von Aachen und Nr. 49: ein Gebetbuch in niederdeutscher Sprache (auf feinstes Pergament in sehr zierlicher Minuskel geschrieben. Waagen im „Deutschen Kunstblatt" nennt es „das schönste ihm bisher bekannt gewordene Denkmal der Miniaturmalerei"). Die „Thesaurus picturarum" bezeichnete Sammlung von Abbildungen enthält sehr werthvolle Darstellungen zur Costümkunde des 16. Jahrhunderts. Aus dem beschreibenden Inhalt der „Palatina" (nach dem pfälzischen Donator so genannt) theilt Walther zum Schluß einige merkwürdige Proben mit. Die Arbeit Walther's ist eine sehr verdienstliche und dem deutschen Geschichtsforscher dringend zur eingehenden Kenntnißnahme zu empfehlen.

7. Der Olymp in Reimen. Von E. Ebeling. Bern, Heuberger. 1866. 8. 5 Ngr.

Ein nicht mehr origineller Versuch, dem Schülergedächtniß einen mnemotechnischen Anhaltspunkt für die Namen der antiken Mythologie zu geben. Denn „was durch Reimes Macht wir binden, pflegt der Erinn'rung nicht zu schwinden". Daß bei diesem Unternehmen mancherlei Trivialitäten und seltsam geformte Wort- und Reimbildungen mit unterlaufen, ist leicht vorauszusehen; im ganzen hält sich jedoch das Büchelchen in angemessener, anspruchsloser Form.

8. Die Feste der Republik Venedig. Von Rainer Graf. Klagenfurt, Leon. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Der schon oft gerügte Uebelstand, daß die Schulprogramme für den literarischen Verkehr begraben sind, tritt auch bei der vorliegenden Arbeit klar zu Tage. Die Form einer literarischen Publication scheint dem Verfasser nicht recht geläufig zu sein. Bei einer compilatorischen Arbeit ist es zunächst Pflicht des Autors, seine Quellen fortlaufend zu verzeichnen: nicht nur, sie im Vorwort (und auch hier nur die Namen, nicht einmal die Titel) flüchtig zu erwähnen. Wenn der Verfasser am Schluß des Vorworts schüchtern gesteht, „ihm wäre mit Hinblick auf den Zweck dieser Abhandlung als Schulprogramm die Beachtung unerlaßlicher Rücksichten auferlegt gewesen", so wissen wir nicht recht, was der Verfasser damit meint. Etwa seine mangelhafte Quellenkritik, die bei einer Monographie über ein culturhistorisches Moment des Mittelalters doch gewiß gründlich geübt werden muß? In der Eintheilung des Stoffs ist die Form des Festkalenders beliebt worden, in der Behandlung des Materials das spärlich Beigebrachte über die mittelalterlichen Feste zu Gunsten des 16. und 17. Jahrhunderts sehr in den Hintergrund gestellt. Die Sprache des Werks ist, wenn auch nicht frei von Breite, doch gewählt, und die Schilderung im ganzen anschaulich und farbenreich. Der Reinertrag der Schrift ist zum Vortheil des Unterstützungsfonds für die Studirenden des klagenfurter Gymnasiums bestimmt.

9. Johann Winckelmann's Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Aus des Verfassers Handexemplar mit vielen Zusätzen von seiner Hand, sowie mit inedirten Briefen Winckelmann's und gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine letzten Stunden herausgegeben von Albert Dressel. Mit einer Vorbemerkung von Konstantin Tischendorf. Mit Porträt und Facsimile. Leipzig, Mendelssohn. 1866. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegende Säcularausgabe der für die Kunsthermeneutik epochemachenden Schrift veranstaltete der Herausgeber, Albert Dressel in Rom, aus Winckelmann's Handexemplar, in Rücksicht auf das Säcularjahr des Werks und die sinnentstellenden Druckfehler der ersten dresdener Ausgabe. Prof. Tischendorf versah die Schrift mit einem Vorwort; der Herausgeber hing der Abhandlung noch 13 Briefe Winckelmann's an römische Freunde an, die nichts Wichtiges enthalten. Ebenso bieten die dem Säcularabdruck beigegebenen Aufzeichnungen über Winckelmann's Tod nichts Neues; sie sind aus den Papieren des verstorbenen Advocaten Carlo Fea.

Um die höchst elegante Ausstattung des Winckelmann'schen Werks haben sich Verleger und Drucker verdient gemacht. Dem zu erwartenden zweiten Bande von Justi's Biographie des großen Archäologen wird diese Säcularausgabe einer noch immer nicht genug gewürdigten Schrift gewiß einen Dienst leisten.

10. Johann Martin Lappenberg. Eine biographische Schilderung von Elard Hugo Meyer. Hamburg, Mauke Söhne. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vortheilhafte Wärme der Darstellung dieser Biographie wird wesentlich abgeschwächt durch eine unvortheilhafte Hinneigung des Biographen zum rhetorischen Element. Bilderreichthum und Pathos der Erzählung passen am wenigsten in die Lebensschilderung eines Mannes, dem die nackte Wahrheit, die historische ungeschminkte Thatsache, die treue Liebe zur Objectivität Bedürfniß und Eigenthümlichkeit geworden war. Freilich hat Lappenberg niemals einem engherzigen Lampengelehrtenthum angehört: die Verwandtschaft zwischen Dichter und Historiker, die schon die antike Anschauung forderte, ist dem Geschichtschreiber Englands und der Hansa nie abhanden gekommen. Es ist kein deutsches Gelehrtenleben, das sich in Beschaulichkeit und regelmäßigem Stufengange abspinnt; ein reger Blick für reales Leben, ein anfangs realistisches Studium, die Medicin, mannichfache ausgedehnte Reisen, ja selbst ein diplomatisches Amt schärften unserm Historiker frühzeitig den Blick für Welt und Menschen. Der biographischen Schilderung von Meyer haben häufig Lappenberg's Tagebücher, die des Bedeutungsvollen viel bieten, zur Grundlage gedient; vielleicht entschuldigt die zu genaue Wiedergabe einschlagender Stellen aus den Tagebüchern die stilistische Ueberschwenglichkeit der Biographie.

Von Meyer erfahren wir unter anderm, daß Hamburg das deutsche Saragossa, ein andermal das deutsche Florenz, Berlin das deutsche Timbuktu ist. Auch erfahren wir zu unserm Erstaunen, daß das deutsche Timbuktu die Hauptstadt des europäischen Festlandes ist; ein paar Perioden weiter klärt uns der Autor auf: er hat Paris gemeint. Die Eigenthümlichkeiten von Lappenberg's Natur werden

wol erzählt, nicht aber folgerecht entwickelt und hervorgehoben. Lappenberg war eine durchaus historische Natur. So ward er allen Erscheinungen des Seelen- und Völkerlebens gerecht. Man merke nur auf Lappenberg's eigene Aeußerungen über Bücher, Staaten, Menschen, die der Biograph anführt. Wie fein und verständnißreich ist nicht Lappenberg's Urtheil über Machiavelli's „Principe", das sich sehr dem Macaulay'schen nähert. Schon in den zwanziger Jahren beurtheilt Lappenberg die italienische Bewegung, die damals vielfach unterschätzt ward, mit prophetischem Blick. Die Ablösung Italiens von Oesterreich hält er für ein Glück der österreichischen Erbstaaten, die in sich die verlorene Kraft wiedererzeugen könnten. Ebenso motivirt der Fernblickende die Anziehungskraft Italiens auf die moderne Menschheit schön und gedankenreich. Lappenberg denkt immer schon ein Decennium voraus.

Friedrich Schlegel's Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", das er eifrig ein paar Jahre nach seinem Erscheinen studirt, bietet ihm Gelegenheit, ein weisheitvolles Wort über den Werth der indischen Studien auch für die Geschichtsforschung zu sprechen. Er ruft aus: „Was heißt Geschichtsforschung, wenn wir nicht auf Indien zurückgehen!" Ein beachtenswerther Ausspruch, auch für unsere Geschichtschreiber und Forscher, die der vergleichenden Sprachwissenschaft noch meist den Rücken zuwenden.

Andererseits macht sich in unserer Lebensschilderung sehr oft die streng kirchliche und conservative Richtung Lappenberg's geltend, so in dem Urtheil über die Heilige Allianz, allerdings mit etwas schwärmerischem Beigeschmack. Von höchster Bedeutung und durchaus beherzigenswerth für jeden Geschichtschreiber sind Lappenberg's goldene Worte über Geschichtschreibung und die Grundsätze der historischen Darstellung. Hier ist es, als hörten wir den Geist der „Monumenta Germaniae historica" sprechen, jenen unverfälschten monumental-nationalen Geist, den Stein dem großartigen Unternehmen eingehaucht wissen wollte. Auch von dem Plan, in Hamburg unter Lappenberg's Beihülfe eine Universität durch Umwandlung des akademischen Gymnasiums zu gründen, erfahren wir, sowie von den mühseligen Ausgrabungen der Hamburgensien, die Lappenberg mit größter Emsigkeit während der Ruhe von seinen größern Arbeiten unternahm. So weiß der sinnige Forscher auch Beziehungen der Gegenwart geschickt mit verwandter Vergangenheit zu vermitteln. Nach dem großen hamburger Brandunglück von 1842 veröffentlichte Lappenberg sofort ein kleines Werkchen über den großen londoner Brand von 1666. Literarhistorisch hat Lappenberg vielfach geforscht und geschildert. Aus verschollenen genealogischen Notizen, einigen Mittheilungen des Archivs zu Herrnhut und wenigen Briefen setzt er das Urbild der „schönen Seele" aus „Wilhelm Meister", in Gestalt des Fräuleins von Klettenberg zusammen, und weist eingehend nach, wie Goethe die interessantesten Figuren der Lehrjahre jenem Kreise entlehnt hat. Jedem Germanisten wird endlich Lappenberg's geistvolle Untersuchung über das Eulenspiegelwerk von hohem Interesse sein, die er 1854 veröffentlichte. Lappenberg weist als Verfasser des uns erhaltenen ältesten Ulenspiegeltextes von 1519 den berüchtigten Gegner Luther's, Thomas Murner, nach, der aber wieder aus einer niederdeutschen Darstellung geschöpft haben müsse. Es würde zu weit führen, das Anregende und Belehrende, was des tiefdenkenden Geschichtsforschers Lebensschilderung bietet, hier des Breitern auszuführen. Man lese Meyer's Buch und lasse sich nicht von dem reichlichen Bombast der Stilistik, durch die Bilderjagd und die schwerfälligen Satzeinschachtelungen zurückschrecken; das Verdienst Meyer's, die eigenthümliche und ein feines biographisches Verständniß fordernde Natur Lappenberg's gewürdigt und in ihren verschiedenen Geistesausstrahlungen belauscht und geschildert zu haben, überwiegt bei weitem die oben gerügten Mängel der Darstellungsform.

11. Geschichte der polnischen Literatur. Uebersichtlich dargestellt von E. P. Breslau, Günther. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Diese „Geschichte der polnischen Literatur" ist nichts anderes als ein ziemlich flüchtiger und unvollständiger Leitfaden für dieses Gebiet. Zahlreiche Ungenauigkeiten verunzieren das kaum drei Bogen starke Werkchen. Weil Celtes, der Franke, in Krakau sich zwei Jahre aufgehalten, mit Albert Brudzewski Astronomie getrieben und später einmal die Ufer der Weichsel und die wieliczkaer Bergwerke besungen, wird er von dem Verfasser sofort zum polnischen Dichter gestempelt. Auch ist Martinus Gallus, nicht, wie der Anonymus meint, aus Frankreich eingewandert, sondern nach neuern Ermittelungen höchst wahrscheinlich ein Italiener gewesen. Ebenso willkürlich wird Martin von Troppau der polnischen Literatur annectirt. Und warum? Vermuthlich, weil Bruder Martin 1278 von Nikolaus III. zum gnesener Erzbischof ernannt ward, seine Würde aber bekanntlich nicht mehr antreten konnte, da er ein Jahr darauf in Bologna starb, wie E. P. selbst erzählt. Warum hat der Verfasser bei Dlugosz das 1863 neu herausgegebene „Liber beneficiorum dioecesis Cracoviensis" aufzuführen vergessen? In der Annexion ausländischer Geister ist der anonyme Literarhistoriker sehr stark. Abgesehen von Buonacorzi, dem vielleicht die Berechtigung, in der polnischen Literargeschichte zu figuriren, nicht abzusprechen ist, prangt der Name Nikolaus Kopernik unter der Rubrik der polnischen Gelehrten des goldenen Zeitalters! Dr. L. Prowe's Arbeiten, der mit unermüdlichem Eifer die deutsche Abstammung und die deutsche Geistesrichtung des großen Astronomen ans Licht gestellt hat, scheinen für E. P. nicht vorhanden zu sein. Ganz unerwähnt ist bei der Uebersicht des fünften Literaturzeitraums der bedeutende Einfluß der warschauer „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" geblieben. Daß Kefalinsky's Shakspeare-Uebersetzung unangeführt ist, ist eher verzeihlich, als daß Czaikowski ganz unerwähnt bleibt: Czaikowski, der dem polnischen Roman ganz neue Bahnen eröffnet und selbst einen zahlreichen deutschen Leserkreis gefunden hat.

Sprachlich leidet das Werk an vielen Mängeln. Sigismund Krasinski vollendet seine Heilung bei Gräffenberg (sic), soll wol heißen bei Prießnitz in Gräfenberg; die „Mäcenase" auf S. 35 wirken geradezu lächerlich.

12. Theater-Regulative. Beiträge zur Organisation des deutschen Theaters. Von Gotthard Hübner. Wien. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Das kleine Heftchen verdient jedenfalls Beachtung. Es knüpft an die „Idee eines neuen Deutschland" an,

und indem es meint, daß „in der bisherigen Entwickelung des deutschen Theaters ein zu kräftiger Impuls liege, als daß er unbeachtet bleiben können sollte", empfiehlt es der „neuen deutschen Staatspolitik", ein Auge darauf zu haben und sich der Sache in einer Weise anzunehmen, wie sie hier in Vorschlag gebracht wird.

Des Autors Vorschlag ist eine Organisation des ganzen Theaterwesens. Er theilt Deutschland in drei Theile: in den Norddeutschen Bund, in den süddeutschen Bund und Oesterreich; jedem Theil gibt er in Bezug auf Theater eine Centralbehörde in Berlin, München und Wien, welche ihre Länder in Theaterkreise und Bezirke zu theilen haben sollen. Dann bespricht er das Präsidium, eine allgemeine Theatersteuer an Orten, wo eine Bühne besteht, die Einnahmen, die Benefize, die Pensions-, Kranken- und Sterbekasse, sonstige Gagenabzüge, allgemeinen Geschäftsverkehr, Functionen und Verwaltungszweige des Präsidiums, Theaterakademie, Engagements, Censurbehörde, Theaterjustiz und anderes.

Jedenfalls scheint uns manches Neue und Brauchbare in der Broschüre zusammengetragen zu sein, und darum mag sie den verschiedenen Cultusministerien und Sachverständigen, auch dem deutschen Schriftstellerverein immerhin empfohlen sein. Es ist hier, wie uns scheint, wirklich nutzbares Material geboten.

13. Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr. Von Otto Mejer. Rostock, Stiller. 1867. 16. 12½ Ngr.

Dieses Büchlein, welches aus einem Vortrage im Evangelischen Verein zu Berlin besteht, faßt hauptsächlich nur eine Einzelseite jenes berühmten Mannes, wenn auch freilich die innerlich wichtigste, nämlich sein Verhalten zu Religion und Christenthum ins Auge. Niebuhr, berühmt wegen seiner „Römischen Geschichte", seiner preußischen Gesandtschaft in Rom und seiner Universitätsvorträge in Bonn, starb bekanntlich am 2. Januar 1831 als ein Mann, dessen umfassende Gelehrsamkeit, praktischer Geist und energisches Wesen von vielen Seiten her anerkannt und gewürdigt worden sind. Daß man auch die Stellung zu erforschen gesucht hat, die er zu Kirche und Glauben eingenommen, darf uns unter solchen Umständen nicht in Verwunderung setzen. Der kleinen Schrift von Mejer gegenüber haben wir aber zu bekennen, daß hier diese Aufgabe uns sehr zweckmäßig und würdig gelöst zu sein scheint. Zunächst hat der Autor den Lebensgang des bedeutenden Mannes kurz geschildert, sodann aus dieser Schilderung heraus mit vielem Geschick das religiöse Verhalten abgezweigt und zum besondern Gegenstande seiner Betrachtung gemacht. Er erörtert den Einfluß von Niebuhr's Erziehung, seiner Jugendbildung und spätern Lebensstellung, wobei wir das Familienleben der Aeltern, das Boie'sche Haus in Meldorf, die Busch-Reimarus'schen Kreise in Hamburg, den Philosophen Reinhold in Kiel, Niebuhr's Aufenthalt in England und Schottland, Kopenhagen und Holland, sowie manches andere im Fluge kennen lernen und daraus erfahren, daß das alles nicht danach angethan war, aus dem jungen Gelehrten und Staatsmanne ein gläubiges Gemüth zu schaffen. Das bildete sich in Niebuhr erst in spätern Tagen und namentlich in seiner zweiten Ehe und bei der Erziehung seiner Kinder aus: ein Umstand, der von dem Verfasser, wie eingeräumt werden muß, mit vielem Takt und geistvoller Feinheit behandelt worden ist. Die Darlegung des geistigen Umschwungs in Niebuhr vollzieht sich mit großer Ruhe und in einer Weise, daß man sie Schritt für Schritt und durch Thatsachen belegt überzeugend vor sich treten sieht. Niemand, der mit Achtsamkeit liest und sich in seine Lektüre auch geistig vertieft und versenkt, wird das kleine Büchelchen, das von aller Orthodoxie und Pietisterei frei ist, ohne Nutzen und gute Wirkung in sich aufnehmen. Er wird ein klares Bild von Niebuhr's religiösen Anschauungen und dadurch zugleich für seine eigenen einen festen Halt gewinnen.

14. Geschichte der Musik. Von August Wilhelm Ambros. Dritter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Musik im Zeitalter der Renaissance bis zu Palestrina. Breslau, Leuckart. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Der vorliegende Band des fleißigen, detailreichen Werks behandelt in drei Büchern: 1) „Die Musik der Niederländer", 2) „Die Musik in Deutschland und England", 3) „Die italienische Musik des 15. Jahrhunderts". Der Abschnitt „Palestrina und seine Nachfolger bis zum Epochejahre 1600", wo mit Peri-Caccini's „Euridice" eine neue Zeit begann, mußte wegen zu großer Umfänglichkeit des Bandes dem nachfolgenden überlassen bleiben.

Das Jahrhundert von 1450—1550 verdient in der Musikgeschichte recht eigentlich den Namen des Jahrhunderts der Niederländer. Dem niederländischen Musiker war, wie später dem italienischen, schon seine Heimat eine Empfehlung, denn die Niederlande galten für die Hochschule der Musik, selbst noch dann, als Italiens musikalischer Ruhm schon im vollen Glanze strahlte.

Die damalige niederländische Schule läßt sich nach ihren vorzüglichsten Vertretern als die Epoche Okeghem's, Josquin's und Gombert's bezeichnen. Eine vierte Epoche, jene Orlando Lasso's, fällt schon mit der Zeit Palestrina's zusammen, mit welcher die musikalische Oberherrschaft auf die Italiener übergeht. Kiesewetter sagt mit Recht von ihnen: ihr Bemühen sei im wesentlichen dahin gegangen, einen reinen Contrapunkt unter irgendeinem sich selbst willkürlich auferlegten Zwange darzustellen; und die zur Schau getragene Eingenommenheit Ambros' für die Gesangswerke jener Schule ist nicht im Stande, uns von der Ansicht abzubringen, welche in den Werken jener Epoche nichts sieht als eitle scholastische Spitzfindigkeiten. Freilich ist durch diese Einseitigkeit die Kunst vor dem Zerplatzen in Seifenblasen behütet und ihr eine solide Grundlage gegeben worden, die später in der Fuge das Höchste der polyphonischen Form erreichte. Bekanntlich nahmen die niederländischen Tonsetzer auch weltliche Volkslieder zur Grundlage für ihre Messen; Ambros leitet diese vielbesprochene Erscheinung von der französischen Musikschule ab. Die Motette war übrigens eine gewandte Dienerin, sie entzog sich kaum irgendeiner Aufgabe. Die niederländischen Tonsetzer im Dienste des spanisch-österreichischen Herrscherhauses haben sogar eine Anzahl von Motetten componirt, die man füglich politische, in Musik gesetzte Leitartikel nennen könnte, bestimmt, auf die Kriegs- und sonstige Macht des Erzhauses aufmerksam zu machen. Selbst zu Dedicationsvorreden ließ sich die Motettenform willig finden. Von den tauben Künsten und unfrucht-

baren Räthseldevisen der Niederländer mögen wir unsere Leser nicht unterhalten. Sie haben auch für den Musiker von Fach kein Interesse und gelten nur noch als antiquarische Spielereien. Ebenso wenig können wir unsern Lesern die ausführlichen Erörterungen von Ambros über die damalige Musiklehre der Theoretiker und Lehrer vorführen. Die nächsten Kapitel bilden Johannes Okeghem und seine Schule, Josquin de Prés, die niederländische und niederländisch-französische Musik von Josquin bis zu Orlando Lasso. Des letztern Name ist dem allgemeinen Publikum wol am bekanntesten geworden.

Das zweite, die Musik in Deutschland und England behandelnde Buch bespricht die deutschen Tonsetzer Adam von Fulda, Heinrich Finck, Heinrich Isaak, Ludwig Senft, Johannes Walter und viele andere; von den Engländern sei nur William Bird erwähnt. In welcher überschwenglichen Ausdrucksweise Ambros durchgängig sich zu ergehen beliebt, zeigt sich auffallend bei Gelegenheit Bird's, dem er Reinheit und Harmonie, Eleganz der Form in dem Eintritt der Stimmen, Klarheit des Stils, richtiges Einhalten der Tonalität, Anmuth in seinen weltlichen Compositionen, edle Würde, wahrhaft innige Frömmigkeit in seinen geistlichen und Bewältigung schwieriger Satzprobleme zuerkennt, der aber nicht genannt werden dürfe neben dem herrlich strömenden Phantasiereichthum, dem idealen Zuge, der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit in Lösung der verschiedenen Aufgaben, der überirdischen Hoheit, der Weihe und Großartigkeit, der lieblichen Anmuth und entzückenden Holdseligkeit Palestrina's. Wer soll bei solcher Phrasenhaftigkeit nicht lächeln? An Instrumenten fehlte es der damaligen Zeit nicht. Gegen ihre endlosen Arten, Abarten, Nebenarten von Instrumenten würde selbst ein neueres Orchester dürftig erscheinen, aber man wendete sie blos zur Begleitung des Gesanges an.

Im dritten Buche, die italienische Musik enthaltend, erscheinen neben zahlreichen andern Tonsetzern Adrian Willaert, Andreas und Johannes Gabrieli und die Deutschen aus der venetianischen Schule: Leo Hasler, Jakob Gallus, Michael und Hieronymus Prätorius, Sethus Calvisius, Johannes Eccard u. s. w. Unter den Namen der Vorgänger Palestrina's in Rom möchte der des Claude Goudimel noch am ehesten dem Publikum bekannt geworden sein. Die totale Verschiedenheit damaliger Kunst von der unserigen bringt es mit sich, daß wir, um nicht Langeweile bei unsern Lesern zu erregen, uns darauf beschränken mußten, blos den allgemeinen Gang der Darstellung des Verfassers anzudeuten. Aus jener Periode ist uns nichts allgemein Wirksames überkommen, außer den Choralmelodien. Erst ein paar Jahrhunderte später wurden der Tonkunst ihr Rafael und Michel Angelo zutheil.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der J. J. C. Donner'schen Uebersetzung des Sophokles in den Versmaßen der Urschrift ist soeben die sechste verbesserte Auflage (Leipzig, Winter, 1868) erschienen. Von allen Uebersetzungen des Sophokles hat die von Donner die meiste Verbreitung gefunden. Die Uebersetzung von Wilhelm Jordan, welche die ganze Sprachgewalt dieses talentvollen Dichters bewährt, ist durch sie in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwol dürfte die neue Auflage des Donner'schen Sophokles eine geeignete Veranlassung sein, auf das verdienstliche Concurrenzwerk aufmerksam zu machen.

Die „Auswahl dramatischer Werke" von August von Kotzebue ist mit dem zehnten Band, welcher zwei der besten Stücke dieses Autors, die Posse „Der Wirrwarr" und das Schauspiel „Die Stricknadeln", außerdem noch das einactige Lustspiel: „Die Gefangenen" enthält, zum Abschluß gediehen.

Von Arnold Ruge's „Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern" (Berlin, Stuhr), ist die zweite Auflage erschienen. Dieser Pendant zu Schleiermacher oder Anti-Schleiermacher, wie man die Schrift nennen könnte, beschäftigt sich indeß nicht blos mit der Geschichte und Kritik der Mythen- und Religionsbildung, sondern Ruge wendet sich auch mit gewohnter Schlagfertigkeit gegen Karl Heinzen und den Materialismus, der ihm gegenüber eine äußerste Linke bildet.

Gleichzeitig hat Arnold Ruge eine Schrift: „Ans Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umschwunges seit 1866", veröffentlicht (Berlin, Stuhr). Die Schrift sammelt zum Theil bereits in Zeitungen veröffentlichte Briefe und Sendschreiben; ihre Tendenz ist, die Annahme des Jahres 1866 von seiten der Demokratie zu befürworten.

Alexander Schöppner's „Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Geographische Bilder aus der gesammten neuern Reiseliteratur" (Leipzig, Weber), erscheint in einer zweiten, vielfach vermehrten und verbesserten Auflage, bearbeitet von Sophus Ruge, mit 32 Ansichten in Tondruck und 46 Vignetten. Diese Auflage ist um 30 Bogen vermehrt, eine Bereicherung, die bei der Fülle neuer Forschungen namentlich den außereuropäischen Erdtheilen zugute kommt; es sind ganze Gruppen von Schilderungen, wie Niederlande, Süddonauländer, Japan und Australasien neu hinzugetreten. Das Werk ist eine jedenfalls takt- und geschmackvolle Zusammenstellung, welche uns einen Orbis pictus mit besonderer Colorirung des ethnographischen Elements liefert. Der Takt bewährt sich in der geschickten Auswahl aus den Werken unserer besten Reiseschriftsteller und in einer derartigen Zusammenstellung der meistens kleinen Artikel, daß sich aus ihrer Gesammtwirkung doch ein ausdrucksvolles Mosaikbild ergibt. Hier und dort vermissen wir einen tüchtigen Reiseschriftsteller unter den Quellen; so in Bezug auf das etwas stiefmütterlich bedachte Spanien den Kaiser Maximilian, der treffliche Schilderungen, namentlich auch von Stiergefechten gibt, und Arthur Stahl, der den Alhambra, Sevilla u. s. w. mit großem Farbenreichthum dargestellt hat. Für den Kaukasus hätte noch F. Bodenstedt, für die Alpen Otto Banck mit benutzt und angeführt werden können. Die kurzen biographischen Notizen über berühmte Reisende in dem Quellenverzeichniß werden zur Orientirung willkommen sein.

Bibliographie.

Fuchs, C., Ungleiche Verwandte unter den Neudeutschen. Ein kritischer Essai zu Wilh. Tappert's Buch „Musikalische Studien". Berlin, Kießling. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Händel und Shakespeare. Zur Aesthetik der Tonkunst. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Glaß, R., Warwick. Drama. Leipzig, Weber. Gr. 16. 1 Thlr.

Greyerz, O. v., Johann Caspar Lavater. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hebel's, J. P., Werke. 2 Bde. Berlin, Grote. 32. 10 Ngr.

Jahn, O., Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

baren Räthseldevisen der Niederländer mögen wir unsere Leser nicht unterhalten. Sie haben auch für den Musiker von Fach kein Interesse und gelten nur noch als antiquarische Spielereien. Ebenso wenig können wir unsern Lesern die ausführlichen Erörterungen von Ambros über die damalige Musiklehre der Theoretiker und Lehrer vorführen. Die nächsten Kapitel bilden Johannes Okeghem und seine Schule, Josquin de Près, die niederländische und niederländisch-französische Musik von Josquin bis zu Orlando Lasso. Des letztern Name ist dem allgemeinen Publikum wol am bekanntesten geworden.

Das zweite, die Musik in Deutschland und England behandelnde Buch bespricht die deutschen Tonsetzer Adam von Fulda, Heinrich Finck, Heinrich Isaak, Ludwig Senft, Johannes Walter und viele andere; von den Engländern sei nur William Bird erwähnt. In welcher überschwenglichen Ausdrucksweise Ambros durchgängig sich zu ergehen beliebt, zeigt sich auffallend bei Gelegenheit Bird's, dem er Reinheit und Harmonie, Eleganz der Form in dem Eintritt der Stimmen, Klarheit des Stils, richtiges Einhalten der Tonalität, Anmuth in seinen weltlichen Compositionen, edle Würde, wahrhaft innige Frömmigkeit in seinen geistlichen und Bewältigung schwieriger Satzprobleme zuerkennt, der aber nicht genannt werden dürfe neben dem herrlich strömenden Phantasiereichthum, dem idealen Zuge, der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit in Lösung der verschiedenen Aufgaben, der überirdischen Hoheit, der Weihe und Großartigkeit, der lieblichen Anmuth und entzückenden Holdseligkeit Palestrina's. Wer soll bei solcher Phrasenhaftigkeit nicht lächeln? An Instrumenten fehlte es der damaligen Zeit nicht. Gegen ihre endlosen Arten, Abarten, Nebenarten von Instrumenten würde selbst ein neueres Orchester dürftig erscheinen, aber man wendete sie blos zur Begleitung des Gesanges an.

Im dritten Buche, die italienische Musik enthaltend, erscheinen neben zahlreichen andern Tonsetzern Adrian Willaert, Andreas und Johannes Gabrieli und die Deutschen aus der venetianischen Schule: Leo Hasler, Jakob Gallus, Michael und Hieronymus Prätorius, Sethus Calvisius, Johannes Eccard u. s. w. Unter den Namen der Vorgänger Palestrina's in Rom möchte der des Claude Goudimel noch am ehesten dem Publikum bekannt geworden sein. Die totale Verschiedenheit damaliger Kunst von der unserigen bringt es mit sich, daß wir, um nicht Langeweile bei unsern Lesern zu erregen, uns darauf beschränken mußten, blos den allgemeinen Gang der Darstellung des Verfassers anzudeuten. Aus jener Periode ist uns nichts allgemein Wirksames überkommen, außer den Choralmelodien. Erst ein paar Jahrhunderte später wurden der Tonkunst ihr Rafael und Michel Angelo zutheil.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der J. J. C. Donner'schen Uebersetzung des Sophokles in den Versmaßen der Urschrift ist soeben die sechste verbesserte Auflage (Leipzig, Winter, 1868) erschienen. Von allen Uebersetzungen des Sophokles hat die von Donner die meiste Verbreitung gefunden. Die Uebersetzung von Wilhelm Jordan, welche die ganze Sprachgewalt dieses talentvollen Dichters bewährt, ist durch sie in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwol dürfte die neue Auflage des Donner'schen Sophokles eine geeignete Veranlassung sein, auf das verdienstliche Concurrenzwerk aufmerksam zu machen.

Die „Auswahl dramatischer Werke" von August von Kotzebue ist mit dem zehnten Band, welcher zwei der besten Stücke dieses Autors, die Posse „Der Wirrwarr" und das Schauspiel „Die Stricknadeln", außerdem noch das einactige Lustspiel: „Die Gefangenen" enthält, zum Abschluß gediehen.

Von Arnold Ruge's „Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern" (Berlin, Stuhr), ist die zweite Auflage erschienen. Dieser Pendant zu Schleiermacher oder Anti-Schleiermacher, wie man die Schrift nennen könnte, beschäftigt sich indeß nicht blos mit der Geschichte und Kritik der Mythen- und Religionsbildung, sondern Ruge wendet sich auch mit gewohnter Schlagfertigkeit gegen Karl Heinzen und den Materialismus, der ihm gegenüber eine äußerste Linke bildet.

Gleichzeitig hat Arnold Ruge eine Schrift: „Ans Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umschwunges seit 1866", veröffentlicht (Berlin, Stuhr). Die Schrift sammelt zum Theil bereits in Zeitungen veröffentlichte Briefe und Sendschreiben; ihre Tendenz ist, die Annahme des Jahres 1866 von seiten der Demokratie zu befürworten.

Alexander Schöppner's „Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Geographische Bilder aus der gesammten neuern Reiseliteratur" (Leipzig, Weber), erscheint in einer zweiten, vielfach vermehrten und verbesserten Auflage, bearbeitet von Sophus Ruge, mit 32 Ansichten in Tondruck und 46 Vignetten. Diese Auflage ist um 30 Bogen vermehrt, eine Bereicherung, die bei der Fülle neuer Forschungen namentlich den außereuropäischen Erdtheilen zugute kommt; es sind ganze Gruppen von Schilderungen, wie Niederlande, Süddonauländer, Japan und Australasien neu hinzugetreten. Das Werk ist eine jedenfalls takt- und geschmackvolle Zusammenstellung, welche uns einen Orbis pictus mit besonderer Colorirung des ethnographischen Elements liefert. Der Takt bewährt sich in der geschickten Auswahl aus den Werken unserer besten Reiseschriftsteller und in einer derartigen Zusammenstellung der meistens kleinen Artikel, daß sich aus ihrer Gesammtwirkung doch ein ausdrucksvolles Mosaikbild ergibt. Hier und dort vermissen wir einen tüchtigen Reiseschriftsteller unter den Quellen; so in Bezug auf das etwas stiefmütterlich bedachte Spanien den Kaiser Maximilian, der treffliche Schilderungen, namentlich auch von Stiergefechten gibt, und Arthur Stahl, der den Alhambra, Sevilla u. s. w. mit großem Farbenreichthum dargestellt hat. Für den Kaukasus hätte noch F. Bodenstedt, für die Alpen Otto Banck mit benutzt und angeführt werden können. Die kurzen biographischen Notizen über berühmte Reisende in dem Quellenverzeichniß werden zur Orientirung willkommen sein.

Bibliographie.

Fuchs, C., Ungleiche Verwandte unter den Neudeutschen. Ein kritischer Essai zu Wilh. Tappert's Buch „Musikalische Studien". Berlin, Kießling. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Händel und Shakespeare. Zur Aesthetik der Tonkunst. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Glaß, R., Warwick. Drama. Leipzig, Weber. Gr. 16. 1 Thlr.

Greyerz, O. v., Johann Caspar Lavater. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hebel's, J. P., Werke. 2 Bde. Berlin, Grote. 32. 10 Ngr.

Jahn, O., Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1868.

Tschudi's südamerikanische Reisen.

Reisen durch Südamerika von Johann Jakob von Tschudi. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Die allgemeine Anerkennung, welche die beiden ersten Bände dieses ganz vortrefflichen Werks gefunden haben *), ist den folgenden gleichfalls im reichen Maße und wohlverdient zutheil geworden. Auch hier finden wir wieder die nämlichen Vorzüge, welche jene kennzeichneten: die unbedingte Wahrheitsliebe gegenüber den vielfach grauenhaften Zuständen Südamerikas vereint mit jener Unparteilichkeit, die den Verfasser vor manchen andern einseitigen südamerikanischen Reisenden vortheilhaft auszeichnet. Hat er auch über die socialen und politischen Zustände des Landes mehr Schlimmes als Gutes zu berichten, so fühlt man doch heraus, daß er dabei nicht im geringsten gehässig verfährt, ohne gerade schonend zu sein, was übel angebracht wäre. Die Ethnographie, Geographie und Naturgeschichte Südamerikas erhalten durch ihn vielfache Bereicherung; sein Hauptaugenmerk bleibt aber auf die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, auf die Auswanderung und das Colonialwesen gerichtet und hier werden die gewissenhaften Untersuchungen in minutiöser und mustergültiger Weise derart durchgeführt, daß Tschudi's Werk jetzt als wichtigste Quelle über die trotz ungeheurer Fehler doch immer noch vielversprechenden und zukunftreichen Colonien Brasiliens, namentlich Südbrasiliens, gelten muß.

Keine einzige der wichtigern Colonien blieb von ihm unbesucht und alle die verschiedenen in Brasilien angewandten Systeme kommen zur genauen Erörterung, seien es nun die Parceriacolonien, die Regierungscolonien oder jene, welche Privatleute anlegten. Da ist denn der Verfasser nach seinen langjährigen Reisen vollberechtigt, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Nach ihm hat vierzig Jahre lang die brasilianische Regierung nichts als Fehler begangen, unfähige Leute standen an der Spitze und die für die Colonisation bestimmten Gelder wurden in gewissenloser Weise vergeudet. Die Einwanderer selbst wurden in den fernen Urwald versetzt, sie blieben ohne Wege und verkümmerten zum Theil in schmachvoller Weise. Auch zeigte sich die Gesinnung der einheimischen Brasilianer, die einem engherzigen Nativismus huldigen, allem Fremden feindlich, obgleich letztere schließlich doch durch die ihnen innewohnende Tüchtigkeit die Oberhand gewinnen. Wir sind vollkommen mit dem Verfasser der Ansicht, daß in Südbrasilien mindestens ein so gutes Feld für die deutsche Auswanderung ist, als in den Vereinigten Staaten. Die Verhältnisse haben sich in der letzten Zeit dort wesentlich gebessert und das deutsche Element geht, da es unvermischt bleibt, auch einer nationalen Zukunft entgegen. Dort läuft es nicht Gefahr zu veryankeen, und die Stimmen werden immer lauter, welche dahin wirken, den Strom deutscher Auswanderung nach Rio Grande do Sul zu lenken. Gelegentlich der Schilderung der Colonie São-Leopoldo sagt der Verfasser:

> Die Feinde all und jeder brasilianischen Colonisation sollten doch einmal hier nachfragen, wie viele dieser Colonisten ihr Los mit ihrem frühern in Deutschland vertauschen möchten. . . Sie haben ihre deutschen Sitten und Gebräuche bewahrt, aber größtentheils den Servilismus abgestreift. Und wie sie an ihren heimischen Sitten festhalten, so bewahren sie auch ihre deutsche Sprache. Es ist vielleicht bis jetzt noch gewagt, behaupten zu wollen, daß die Deutschen mit der Zeit durch Geld die Brasilianer aus einem großen und fruchtbaren Theile der Provinz verdrängen werden. Aber es ist unbestreitbar, daß das Deutschthum in der Provinz São-Pedro do Rio Grande do Sul jetzt schon eine Macht geworden ist, gegen deren unaufhaltsames Wachsthum die Eifersucht der Brasilianer vergeblich kämpft. Was war dieses herrliche Land vor der deutschen Einwanderung und was ist es heute? Handel, Industrie und Ackerbau sind erst durch die Deutschen zur wahren Geltung gekommen; der Wohlstand der Provinz hat sich durch sie mehr als verdoppelt.

Sehen wir uns aber danach um, wie man die Deutschen anfangs behandelte, ehe sie erstarkten, und welch

*) Vgl. Nr. 8 und 9 d. Bl. f. 1867. D. Red.

schmähliche Misgriffe, ja Niederträchtigkeiten bei der Gründung von Colonien vorkamen. Ein Gang mit dem Verfasser in die Provinz Espiritu Santo gibt uns Gelegenheit, schauderhafte Bilder kennen zu lernen. Nachdem er den Zustand der kleinen deutschen Colonie Santa-Isabel als günstig bezeichnet, hebt er den Schleier von dem Elend der Colonien Santa-Leopoldina (nicht zu verwechseln mit São-Leopoldo) und Rio Novo. Die Colonisten hatten schlechten Boden erhalten und diesen nicht einmal in gehöriger Menge, Willkür und Ungerechtigkeit herrschten auf seiten der Verwaltung im höchsten Grade, Hungersnoth riß ein und Frauen wie Mädchen ergaben sich der Prostitution, um nur das nackte Leben fristen zu können. Die Verwalter waren schamlose Betrüger, die Versprechungen, die man den Leuten gemacht, wurden nicht gehalten, Aerzte, Lehrer, Geistliche fehlten und die Sittenlosigkeit hatte den allerhöchsten Grad erreicht.

Ein kaum weniger trauriges Bild bieten uns die Parceriacolonien der Provinz São-Paulo, die mit fast allzu großer Ausführlichkeit geschildert werden. Unter Parceria versteht man bekanntlich ein Gesellschaftsverhältniß zwischen dem Grundbesitzer und dem Colonisten, das auf einer Theilung der Ernte von Kaffeebäumen, an welcher der Colonist durchaus keinen Eigenthumsanspruch hat, basirt, also ganz das nämliche ist, wie das eines Fabrikarbeiters, der mit den Werkzeugen des Fabrikinhabers arbeitet und statt des Lohns einen Antheil des Reinertrags erhält. Für seine Wohnung zahlt der Colonist Miethe und für jedes Stück Vieh, das er auf die Weide treibt, eine bestimmte jährliche Abgabe. Dieses System, an und für sich gut, ging von einem gewissen Vergueiro aus, verfiel aber im Jahre 1857 gänzlich theils durch Schuld der Colonisten, theils durch jene der Grundbesitzer. Das schamlose Getreibe des Vergueiro jedoch, von dem Tschudi seitenlang zu erzählen weiß, übersteigt wirklich alle Begriffe. Indessen wollen wir den Leser mit freundlichern Bildern bekannt machen, wozu die deutschen Colonien der Provinz Santa-Catharina und Rio Grande do Sul den Stoff abgeben.

Die in der erstgenannten Provinz liegende deutsche Colonie Dona Francisca hatte anfangs auch eine üble Zeit durchzumachen. An ihrer Spitze stand ein französischer Director Aubé, welcher bei der Gründung zuerst einen Tanzsaal errichten ließ und den Colonisten lieber Vorschuß zu einem Frack als zu einer Handmühle gab. Ein echt romanisches Colonisationssystem! Erst als ein Deutscher an die Spitze trat und statt Champagner und Bordeauxwein Ackergeräthe anschaffte, wurde die Sache besser und Dona Francisca steht heute auf eigenen Beinen. Die Unfähigkeit der Franzosen zu colonisiren, die wir überall glänzend documentirt sehen, haben wir hier in einem guten Beispiel vor uns. Auch die vielbesprochene Colonie des Dr. Blumenau besuchte Hr. von Tschudi. Es ist seinerzeit über den Gründer viel Nachtheiliges geschrieben worden, da sein Unternehmen anfangs misglückte und er die Colonie an die brasilische Regierung abtreten mußte. Aber Blumenau war ein ehrlicher und tüchtiger Mann, dem im vorliegenden Werke das beste Zeugniß zuerkannt wird. „Es mag ihm die Ueberzeugung, daß die von ihm gegründete und geleitete Colonie die bestorganisirte Ackerbaucolonie Brasiliens ist, diejenige, die sich heute in dem blühendsten Zustande befindet, Befriedigung und Beruhigung gewähren.“

Wie das deutsche Element in Rio Grande do Sul erstarkte, wurde schon oben angeführt, und São-Leopoldo wie Santa-Cruz sind mit ihrer befriedigenden Lage der schönste Beweis für dessen Tüchtigkeit. Dort macht sich, und auch in der wichtigen Hafenstadt Porto Alegre, das moralische und politische Uebergewicht unserer Landsleute immer fühlbarer und erregt den Neid der Brasilianer, deren Blut durch Kreuzung mit Negern schon gründlich verdorben wurde, während die Deutschen sich rein erhalten. Die Anerkennung der deutschen Verdienste geht überhaupt wie ein rother Faden durch Tschudi's Buch und nicht nur ihre Verdienste um den Handel und den Ackerbau, sondern auch um die Wissenschaften in Brasilien werden nach Gebühr gewürdigt. Man lese nach, was über die freiheitlich und lichtfreundlich gesinnte Akademie São-Paulo gesagt wird, die ganz in den Schuhen deutscher Wissenschaft steht. Dort wirkte als berühmter Lehrer Julius Frank aus Gotha, ein Mann aus edler Familie, der seinen Vaternamen dort abgelegt hatte. Als er, erst 32 Jahre alt, 1841 zu São-Paulo starb, beerdigten ihn die Studenten im Kreuzgang der Akademie, da ihm, dem Protestanten, der katholische Friedhof verschlossen blieb. Noch heute gilt sein „Lehrbuch der Weltgeschichte“ und steht sein Name in hohen Ehren.

Sehen wir uns aber, nachdem wir die Deutschen in Brasilien kennen gelernt, nach den socialen Zuständen des herrschenden Volks selbst um und wägen wir dort Licht und Schatten ab. Leider überwiegt der letztere ganz unverhältnißmäßig und auf ein Lichtbild kommen mindestens zwölf Schattenbilder. Die Corruption bei den höhern Ständen ist im Durchschnitt greulich. „Es ist traurig, gestehen zu müssen“, sagte ein patriotisch gesinnter Brasilianer zu Tschudi, „daß ein so bedeutender Theil unserer Großen ihre Reichthümer auf unehrliche Weise erworben hat, im Norden des Reichs durch Meuchelmord, im Süden durch Schwindel und Betrug.“ Bei den Wahlagitationen lernt man das befleckte Privatleben der Candidaten ganz genau kennen; allein Geld heilt alles und man stimmt ohne Scheu für einen Schurken. Wie dann die Deputirten beschaffen sind, ersehen wir aus einer andern Stelle. Die Abgeordneten der Provinzialkammer zu São-Paulo warfen sich gegenseitig die größten Schandthaten vor, nannten sich Mörder, Diebe, Betrüger, Trunkenbolde u. s. w. Vieles mag wahr gewesen sein, denn Tschudi berichtet selbst Mordgeschichten in genügender Anzahl und schildert auch die von den Großen zu ihren Schandthaten benutzten Werkzeuge:

In ganz Brasilien befinden sich (nach brasilianischen Quellen) ungefähr 200000 männliche Individuen, die ohne bestimmte Beschäftigung als Schmarotzer auf großen Gütern leben und jederzeit die bereitwilligen Diener ihrer Protectoren sind. Diese „Capangas“ lassen sich von ihnen zu jeder, auch der schlechtesten Handlung gebrauchen, sie bilden die Leibgarde ihrer Beschützer und werden auf einen Wink von ihnen zu Meuchelmördern. Der reiche Brasilianer befleckt seine Hände nicht mit Blut, er kann ja einen Capanga dingen, der das Geschäft für ihn vollführt. Diese Capangas, fast ausnahmslos der farbigen Bevölkerung angehörend, sind eine Pestbeule der menschlichen Gesellschaft und können nur in einem Staate bestehen, in dem die

sittliche Depravation nicht blos auf einzelne niedere Klassen beschränkt ist, sondern auch in den höhern Schichten platzgegriffen hat.

Diesen Zuständen entsprechend steht es natürlich mit dem Schulunterricht und der allgemeinen Bildung aus, wovon ergötzliche Proben mitgetheilt werden. Zu São-Paulo waren sechs Mädchen von 17—23 Jahren zu Lehrerinnen herangebildet und an verschiedene Provinzialinstitute versetzt worden. In dem Berichte über diese Damen heißt es: „Sie können Gedrucktes und Geschriebenes nur nothdürftig lesen, wissen einige der vorzüglichsten Gebete auswendig, rechnen in ein Paar der vier Species, obgleich nicht fehlerfrei, und verstehen einige Nadelarbeit.“ Brasilianische Lehrerinnen! Fast überall, wo wir hingreifen, zeigen sich ähnliche verlotterte Erscheinungen. Die Flotte ist in einem greulichen Zustande, meistens mit Indianern aus dem Amazonenstromgebiete bemannt, die natürlich mit europäischen Matrosen keinen Vergleich aushalten. Alle für die Ausrüstung der Schiffe nöthigen Gegenstände, selbst die Verproviantirung, müssen aus dem Auslande bezogen werden, von den Kanonen an bis zum Maschinenöl und — Mehl. Die Schiffe der Handelsmarine, die in Brasilien selbst gebaut werden, sind außerordentlich theuer, da nachgewiesenermaßen durchschnittlich 20 Procent der Unkosten auf Douanengebühren für Rohmaterial aufgehen. Zwei Drittel der Bemannung auf den Kauffahrteischiffen sind Sklaven, die natürlich, wenn die Emancipation eintritt, nicht mehr arbeiten werden. Das versteht sich von selbst, aber woher dann Matrosen nehmen? „Der Brasilianer ist nicht zum Seemann geboren“, sagt Tschudi, und die Zukunft der Handelsflotte ist eine außerordentlich trübe. Auch die Regierung ist in vielen Fragen von hoher volkswirthschaftlicher Bedeutung völlig blind. So ist zum großen Nachtheil des Ganzen die Cabotage den Schiffen eigener Flagge vorbehalten. Wohin aber hat dieses überall aufgegebene unsinnige System geführt? Hören wir eine brasilianische Autorität:

> Nach Dr. Manoel de Almeida fanden es die Besitzer einer Baumwollspinnerei vortheilhafter, das Rohmaterial aus England kommen zu lassen, als es der hohen Fracht wegen aus den baumwollliefernden Provinzen Brasiliens zu beziehen. Ein Ballen Baumwolle von Pernambuco z. B. direct auf einem brasilianischen Schiffe nach Rio de Janeiro gebracht, kommt theuerer zu stehen, als wenn dieser Ballen auf einem fremden Schiffe nach Liverpool oder Southampton und von dort wieder zurück nach Rio de Janeiro gebracht wird.

Das ist die Volkswirthschaft der brasilianischen Regierung, in einem Lande, „wo die freieste Verfassung herrscht“. Natürlich kann unter solchen Verhältnissen eine Flotte nicht gedeihen, wozu sich noch unglaubliche Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit gesellen. Grauenhaft sind die Schilderungen, die Tschudi von den brasilianischen Postdampfern entwirft, und man wundert sich nur, wie er seine Person denselben anvertrauen konnte. Die Dampfer eines gewissen Ferreira waren öffentlich vom Ministerpräsidenten als „schwimmende Gräber“ gebrandmarkt worden, fuhren aber nichtsdestoweniger weiter, bis sie der Reihe nach mit Mann und Maus zu Grunde gingen oder verbrannten. Unordnung, Unreinlichkeit, schlechte Behandlung, miserable Küche voller krauser Negerhaare waren noch das Geringste gegenüber der steten Lebensgefahr:

> Die Schiffe sind in der Regel in solch erbärmlichem Zustande, daß man nicht weiß, ob man mehr über die Unverschämtheit der Administration, über die unverantwortliche Nachlässigkeit der Seebehörden, die solche Wracks auslaufen lassen, oder über den Muth der Seeleute, die sich auf ihnen einschiffen, staunen soll.

Kaum weniger drastisch sind die Beschreibungen des brasilianischen Militärs, „des schönsten, tapfersten, bestdisciplinirten der Welt“, wie die Brasilianer renommiren. In einer Compagnie von 82 Mann, die ganz aufgelöst marschirte, fand Tschudi nicht 10 gleichgekleidete; Kopfbedeckung, Waffen, Kleidung alles war verschieden. „Es war die jämmerlichste Militärcaricatur, die man sich nur denken kann.“ Gehen wir auf das industrielle Gebiet, so ist die Geschichte des Hüttenwerks Ipanema in der Provinz São-Pedro do Rio Grande ein neues Beispiel brasilianischer Unfähigkeit. Das Werk war von Schweden angelegt worden, stand dann unter der Direction eines deutschen Kellners und hatte später ein halbes Dutzend brasilianische Dirigenten. Kein einziger von ihnen war technisch gebildet und zu solcher Stelle befähigt, die meisten Protégés irgendeines Ministers. Nachdem die Hütte ungeheuere Summen verschlungen und bei der allerrohesten Gußarbeit per Pfund mit $7\frac{1}{2}$—10 Sgr. Schaden gearbeitet hatte, mußte sie 1861 aufgelassen werden. Doch verlassen wir die Schattenseiten.

Neben manchen heruntergekommenen, dem gänzlichen Verfall nahen Städten schildert Tschudi auch wieder freundliche, wohlorganisirte Orte oder einzelne gut verwaltete Institute, die als Lichtpunkte in der allgemeinen Finsterniß erscheinen. Dahin gehört z. B. das Strafhaus in São-Paulo, das den Reisenden durch vortreffliche Organisation überraschte und welches er den besten europäischen Anstalten ähnlicher Art an die Seite stellt.

Weniger reich als die frühern Bände sind die vorliegenden beiden bezüglich der Ethnographie ausgefallen. Der Verfasser klagt darüber, daß mit der Anthropologie der brasilianischen Indianer trotz des leicht zugänglichen Materials noch kein einziger Forscher sich gründlich und umfassend abgegeben habe. Hier hat allerdings das neue Werk von Martius in vieler Beziehung abgeholfen, doch bleibt immer noch das meiste zu thun übrig. Jede Notiz über die untergehenden Jäger- und Fischernomaden Brasiliens, deren Zahl von Jahr zu Jahr abnimmt, ist daher willkommen. Tschudi sah die elenden, faulen, unreinlichen und dem Trunke ergebenen braunen Menschen am Parahybastrome, die, je mehr die Wälder niedergeschlagen werden, um so mehr verschwinden. Auch für eine Thatsache, welche wir in d. Bl. bereits wiederholt betonten, finden wir bei dem vorurtheilsfreien Verfasser abermals einen Beleg, nämlich für die Unfähigkeit des größern Theils unserer Missionare und für die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen:

> Die gänzliche Demoralisation und die viehische Verkommenheit dieser Indianer sind vorzüglich Schuld der Missionare, die zuweilen nicht den geringsten Begriff ihrer Aufgabe haben. Zu allen Zeiten und in allen Gegenden sind die Kapuziner die schlechtesten Missionare gewesen, nirgends haben sie Erfolge aufzuweisen, wie sie andere Orden erreicht haben, selbst nicht einmal wie die übrigen Brüderschaften des Franciscanerordens, die sich ebenfalls mit der Katechese der wilden Indianer beschäftigt haben.

Die Colonien im Süden haben von den sogenannten Bugres, die durch den stets weiter vordringenden Ackerbau mehr und mehr in ihrem Jagdterritorium eingeengt werden, viel zu leiden. Räuberische Ueberfälle und Mordthaten sind nicht selten, namentlich dann, wenn den Söhnen der Wälder die Lebensmittel ausgehen oder die öligen Samen der Araucaria, von denen sie sich nähren, misrathen. Dann treten sie, gleich Wölfen, die der strenge Winter in die Dörfer treibt, ihre Raubzüge an, werden aber von den Colonisten wie Thiere niedergeschossen. Auch ihr Schicksal ist besiegelt.

In ethnographischer Beziehung sind noch die Sambaquis oder Muschelhügel an der Küste Brasiliens von großem Interesse. Es wurde schon von verschiedenen Forschern, z. B. Woldemar Schulz, auf dieselben hingewiesen und in ihnen Ueberreste der Mahlzeit der untergegangenen Urbewohner vermuthet, entsprechend den Kjökenmöddinger Dänemarks. Tschudi pflichtet dieser Ansicht gleichfalls bei und findet zwischen den Muschelhügeln und Pfahlbauten eine große Analogie. Für diejenigen, welche überall Celten wittern, dürfte dies ein herrlicher Anhaltepunkt sein, auch Südamerika zu annectiren, während vorurtheilsfreie Beobachter nur eine Bestätigung des alten Satzes hier zu finden vermögen, daß unter gleichen natürlichen Umständen die verschiedensten Menschenrassen zu denselben Sitten und Gebräuchen gelangten oder daß hier Südamerikaner und dänische Küstenbewohner der Urzeit sich von Muscheln nährten und die Schalen auf Haufen am Strande zusammenwarfen.

Was die Neger Brasiliens angeht, so kann man nicht behaupten, daß Tschudi über sie ein günstiges Urtheil fälle. Er nimmt bei allem Wohlwollen die Thatsachen nackt und kahl, wie sie liegen, und abstrahirt von der heute sehr billigen philanthropischen Floskel. Die Lebensweise der Sklaven ist größtentheils noch eine urafrikanische, der Heimat angemessene, wohin namentlich das geschlechtliche Zusammenleben in der schrankenlosesten Weise gehört. „Auf den meisten Gütern wird bezüglich der Ehe keinerlei Förmlichkeit beobachtet, und die Neger leben in geschlechtlicher Beziehung so ziemlich wie die Viehheerden in den Pampas." Sehr genau schildert der Verfasser das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren, die Arbeiten, welche sie zu verrichten haben, die Strafen, welche über sie verhängt werden. Läuft hier auch viel Grausames und Scheußliches mit unter, so scheint uns doch, als wären die Neger in Brasilien immer noch besser daran als in ihrer Urheimat. Eine anthropologische Merkwürdigkeit ist auch eine nur an reinen Negern beobachtete Krankheit, wobei an jeder Stelle des Körpers, die von einer äußern Verletzung betroffen wird, Geschwülste erstehen, die als „Narbenkrankheit" bezeichnet werden. Werden z. B. einem Kinde die Ohren für Ohrgehänge durchbohrt, so entstehen bald darauf aus den Löchern längliche Auswüchse. Alle gegen dieses Uebel angewandten Mittel haben bisher nicht den geringsten Erfolg gehabt. Daß übrigens die Neger ihre humoristische Ader auch in Brasilien bewahrt haben, dafür wollen wir als Beleg eine hübsche Anekdote mittheilen:

Der Pastor Klingelhöfer (Colonie São-Leopoldo) soll einen Schlingel von Neger gehabt haben, der den reinsten Hundsrückdialekt sprach. Wenn Schiffe mit Auswanderern anlangten, so machte er sich den Spaß und begrüßte die Ankömmlinge als Landsleute. Wenn ihm dann irgendeiner der gaffenden Bauern schüchtern die Bemerkung machte: „Aber Sie sein ja schwarz", so erwiderte er mit trauriger Mine: „Wenn ihr einmal, wie ich, 30 Jahre in diesem Lande gelebt habt, so werdet ihr genau so wie ich ausschauen." Manches Mädchen soll sich bei dieser Bemerkung weggestohlen und bitterlich über seine schwarze Zukunft geweint haben.

Seit auch Chinesen als Kulis in Brasilien eingeführt wurden, ist dort die Rassenmischung immer bunter geworden, da außer den verschiedenen europäischen Völkerschaften, den eingeborenen Indianern und den schwarzen Negern nun auch die weizengelben Söhne des Himmlischen Reichs für neue Kreuzungen sorgen, die jedoch nur höchst unvollkommene Producte erzielen. So beobachtete Tschudi den Bastard eines Chinesen mit einer Benguelanegerin, ein vier- bis fünfjähriges schwarzbraunes Mädchen, das ungemein thierähnlich aussah. „Einer der Begleiter meinte, wenn er dieses Geschöpf unbekleidet im Walde umherkriechen sähe, er ohne weiteres darauf schießen würde, denn er könnte kein menschliches Wesen dahinter vermuthen." Wo hinaus soll es noch mit all diesen Rassenmischungen kommen, die durch den neuen Weltverkehr ungemein begünstigt werden! Die Ergebnisse, die bisher erzielt wurden, sind alles Beispiele dafür, daß die Menschen durch die Kreuzung verschlechtert wurden und nur, wo man das Blut rein erhielt, blieben auch die physischen und moralischen Eigenschaften der Menschen gut. Wo aber, wie gerade in den sogenannten Republiken Südamerikas, fortdauernde Mischungen stattfanden, degenerirte das Volk in grauenhafter Weise.

Die Naturwissenschaften erhalten im vorliegenden Werke durch einige Abhandlungen über die Ameisen und Schlangen Brasiliens schätzbare Bereicherung und bei der Schilderung der Landesproducte werden namentlich die Nutzhölzer, ferner der Kaffee und Theebau, die Anpflanzung des Maté oder Paraguaythees ausführlich und mit Sachkenntniß behandelt. Wir können hier nur auf die betreffenden Abschnitte verweisen und schließen damit zugleich unsern Bericht über den brasilianischen Theil der Reise des Hrn. von Tschudi. Es sind die Provinzen Espiritu Santo, Rio de Janeiro, São-Paulo, Santa-Catharina, Rio Grande do Sul und São-Pedro, welche in den vorliegenden Bänden behandelt wurden; dann folgt die Reise nach den Staaten am La Plata, über die wir hier noch einige kurze Bemerkungen anknüpfen wollen.

Der Besuch in Montevideo war nur kurz, aber er genügte, um ein höchst ungünstiges Urtheil über die durch das Parteitreiben der Colorados und Blancos gründlich zerrüttete Republik Uruguay zu fällen. Seit den zehn Jahren, die seit dem Besuche Tschudi's dort verflossen sind, hat sich zwar manches wieder geändert, wol auch zum Bessern; ob aber die Hauptstadt Montevideo bereits wieder Gasbeleuchtung besitzt, wissen wir augenblicklich nicht zu sagen. Als der Verfasser nämlich dort war, fand das souveräne Volk in der Gasbeleuchtung die Ursache des Gelben Fiebers und zerstörte die Laternen. Die hochweise Regierung, unterstützt von einer blödsinnigen Sanitätscommission, sanctionirte diese unvernünftige Handlung und ließ die Gasbeleuchtung gänzlich beseitigen. Uns

erscheint der Pöbel überall gleich, und ähnliche Dinge passirten bei uns auch. In das nämliche Gebiet gehört z. B. das Verhalten des münchener Janhagels und Magistrats im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Kurfürst Max III. regierte und die Akademie der Wissenschaft gegründet wurde. Von den Kanzeln donnerte der Bettelmönche feuriges Geschlecht gegen die Freigeister. Willig erhob sich das gemüthliche Volk und zerstörte die Druckerei der Akademie; ja, der „bornirte Magistrat“ bat sogar um deren Aufhebung. Nur 100 Jahre liegen dazwischen und die muß man den Leuten von Montevideo zugute rechnen, sonst ist — alles wie bei uns.

Nach dem kurzen Besuche Montevideos wandte sich Tschudi der Argentinischen Republik zu, in der wieder Ansätze zu einer glänzenden Zukunft vorhanden sind. Die weiten Regionen, welche der La-Plata mit seinen Nebenflüssen durchströmt, haben durch ihre Weltlage schon Anspruch auf bessere Zeiten. Sobald sie noch mehr fleißige Bewohner erhalten und wenn an die Stelle der blutigen innern Kämpfe einmal Ruhe und Ordnung tritt, werden sie zu Wohlstand und Gedeihen sich emporschwingen. Aber seit nun bald 50 Jahren sind sie fast ununterbrochen von Bürgerkriegen heimgesucht worden, die bis in unsere Tage anhalten. Merkwürdig ist, daß hier die Romanen sich ein Feld ihrer Thätigkeit erwählt haben, auf dem sie — die einzige Ausnahme in der ganzen Colonialgeschichte der Neuzeit — gegenüber den germanischen Völkern das Uebergewicht behaupten. Namentlich sind die Italiener und Franzosen stark vertreten, die auch im Handel das Uebergewicht haben. Was den Eingewanderten besonders zu statten kommt, ist die absolute Freiheit in jeder Beziehung und der Mangel alles Know-nothingthums unter den Argentinern. Indessen lassen die politischen Zustände und das Ueberwiegen des romanischen Elements wol kaum eine starke deutsche Einwanderung aufkommen, von der wir ernstlich abrathen möchten, da Südbrasilien ohnehin ein günstigeres Feld darbietet. Ueber die Einwanderung liegen uns neuere Daten als Hrn. von Tschudi vor. Danach langten 1865 am La-Plata an 5001 Italiener, 2822 Franzosen, 1701 Spanier und nur 363 Deutsche neben 1583 Engländern. Das germanische Element geht somit hier in nationaler Beziehung verloren, so trefflichen Culturdünger es auch für jene Gegenden abgeben mag. Es bleibt daher besser dem La-Plata fern.

Mit Ausführlichkeit behandelt der Verfasser auch, um ein Bild der ehemaligen Zustände der Conföderation zu geben, die siebzehnjährige Periode der Dictatur des Juan Manuel Rosas, „die für Buenos-Ayres eine Zeit voll namenlosen Elends, blutiger Greuel und unerhörter Schandthaten war. Die niedrigsten Eigenschaften: Feigheit, Roheit, Rachsucht, Grausamkeit, Blutdurst, Treulosigkeit vereinigten sich in diesem Scheusal. Rosas verlangte, daß seinem Bilde göttliche Ehre erzeigt werde; es wurde von den Geistlichen im vollen Ornate empfangen und auf den Hochaltar gestellt. Seiner Tochter, die er zwang, mit den gemeinsten Meuchelmördern zu fraternisiren, übersandte er auf einer silbernen Schüssel die eingesalzenen Ohren des erschossenen Generals Facundo Borda, welche die Dame mit lächelnder Miene in einer Theegesellschaft vorzeigte. Im Jahre 1840 bildete er den fürchterlichen Masorca-Mörderverein, welcher den argentinischen Boden von allen seinen politischen Gegnern, den Unitariern, säubern sollte. Rosas ließ die Bande allemal los, wenn er es für angemessen hielt, seinen Gegnern wieder einen Schreck einzujagen; dann folgte ein massenhaftes Morden.

Den von Rosas bezeichneten Meuterern wurde der Kopf mit einer stumpfen Säge abgeschnitten, wobei eigens zu diesem Zwecke gedichtete Gassenhauer gesungen wurden. Diese vom Dictator selbst erfundene Marter hieß La respalosa, die Rutschpartie. Wenn eine Masorcabande ein Dutzend Opfer gemordet hatte, ließ sie Raketen steigen; dann kam der Polizeikarren, um die Cadaver aufzuladen. Die Wagenführer riefen durch die Straßen: „Pfirsich kaufen“ aus. Die Köpfe wurden mit blauen Bändern geschmückt auf dem Markte aufgestellt und ein Fleischer setzte zwischen seine zum Verkaufe hergerichteten Hammelköpfe solche blutige Trophäen.

Doch genug von diesem Tyrannen, der heute noch als Gentleman in England lebt. Das letzte Kapitel beschreibt die Reise von Rosario nach Catamarca. Hier gehen die endlosen Pampas mit ihren Gauchos und räuberischen Indianern, mit ihren Viehheerden, Salzwüsten, ihrer eigenthümlichen Vegetation und Fauna in lebendigen Schilderungen an uns vorüber. Mit dem Aufenthalt in Catamarca schließt der Band. Der fünfte und letzte wird uns endlich über die Cordilleren nach Bolivia und Peru führen. Sicher fällt er nicht minder reich aus als die vorhergehenden und das ganze Werk wird dann in der That die Bezeichnung verdienen, die eine frühere Kritik in d. Bl. ihm beilegte: „epochemachend“.

Richard Andree.

Zur Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Die Theilnahme der Shakspeare-Freunde und Shakspeare-Kritiker wendet sich in diesem oder jenem Jahre einem oder dem andern Stücke mit besonderem Eifer zu. So ist in dieser Saison „Richard III.“ an der Tagesordnung; zwei große Abhandlungen oder vielmehr selbständige Werke sind über dies Stück erschienen: der Essay von Oechelhäuser, der aus dem Shakspeare-Jahrbuch auch in selbständiger Form abgedruckt wurde (Nr. 2) und eine Sammlung von Vorträgen, die Kuno Fischer in Jena gehalten hat (Nr. 3). Beide Abhandlungen sind eingehend und geistvoll. Um so auffallender ist es, daß in beiden eine ästhetische Principienfrage, die sich unmittelbar an „Richard III.“ knüpft, gar nicht oder nur flüchtig berührt wird. Es ist bekannt, daß Lessing in seiner „Dramaturgie“ an die Besprechung von Weiße's „König Richard III.“ eine ausführliche Auseinandersetzung über die Theorie des Aristoteles geknüpft hat. Er leitet sie mit der Behauptung ein, daß Aristoteles den Charakter des Richard schlechterdings verworfen haben würde. Da nach seiner Theorie die Tragödie Mitleid und Schrecken

erregen soll, so folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht sein müsse; denn weder mit des einen noch mit des andern Unglück lasse sich jener Zweck erreichen. Weiterhin erwähnt Lessing die Aussprüche des Aristoteles über ein μιαρόν, ein Gräßliches, das sich bei dem Unglück ganz guter, ganz unschuldiger Personen finde. Offenbar gehören die Söhne Eduard's in diese Kategorie. Lessing spricht zwar blos von dem Weiße'schen Stück und läßt uns im Unklaren, wie er die Aristotelischen Regeln in ihrer Anwendung auf das Drama Shakspeare's modificirt haben würde, obgleich es kein Zweifel ist, daß Richard von Haus aus als hartgesottener Bösewicht auch bei Shakspeare auftritt. Man hätte daher wol erwarten dürfen, daß die neuere Kritik auch auf diese Principienfrage eingegangen wäre und Lessing's Bemerkungen durch die Anwendung auf Shakspeare ergänzt hätte. Dies ist aber nicht der Fall; Kuno Fischer sagt nur:

Wirken nun in einer menschlichen Natur ungeheuere Schicksale und Kräfte dergestalt zusammen, daß sie eine selbstsüchtige Leidenschaft ganz entfesseln, zu furchtbaren Ausbrüchen, zu moralisch entsetzlichen Wirkungen treiben, so haben wir das menschlich Böse in seiner grandiosen Gestalt vor uns, einen Charakter der eigensten Art, in dessen Betrachtung die Bewunderung vor (?) der Kraft unwillkürlich zusammenfällt mit dem Abscheu vor der Wirkung. Das Geheimniß des Bösen ist eins mit dem Geheimnisse der menschlichen Individualität in der Grundrichtung ihres Willens. Je großartiger beide sind, um so weniger sind sie zu trennen. Daher wird eine Kunst, die ihrer ganzen Anlage nach zur Bildung der Charaktertypen mehr als der Charakterindividuen bestimmt ist, schwerlich im Stande sein, das menschlich Böse dramatisch lebendig zu machen und in seinem wirklichen Ursprunge zu treffen. Shakspeare hat es vermocht, wie kein Dichter vor und nach ihm. Unter den Charakteren seiner Dichtungen gibt es gerade für diese Aufgabe seiner dramatischen Kunst kaum ein größeres Object und eine größere Probe als sein „Richard III.“

Man könnte aus diesen Worten nur schließen, daß das Böse für die Darstellung des Tragikers geeignet ist, wenn es Bewunderung für seine Kraft und Energie in Anspruch nehmen darf. Dies wird in der That ungefähr die Erweiterung sein, mit welcher die Regeln des Aristoteles in neuer Zeit interpretirt werden, namentlich um einen Charakter wie Richard III. zu rechtfertigen. Doch eingehende Untersuchung verdient diese Frage immer noch, und Autoren, die ganze Opuscula über Richard III. schreiben, mußten nach unserer Ansicht mit ihr beginnen, und da diese Opuscula im Grunde nicht kritischer, sondern apologetischer Art sind, die Berechtigung absoluter Bösewichter zum tragischen Heldenthum nachzuweisen suchen. Selbst unter Shakspeare's Dramen steht „Richard III.“ hierin allein; denn Macbeth ist kein incarnirter Teufel wie Richard; Herrschsucht, Ehrgeiz, Verlockungen jeder Art führen den anfangs Widerstrebenden zum Verbrechen; er erregt Schrecken und Mitleid zugleich. Hie Aristoteles, hie Shakspeare — das ist mindestens ein Streit, der ausgefochten zu werden verdient!

Unsere Autoren führen uns gleich in medias res. Oechelhäuser schickt eine Betrachtung über die Historien Shakspeare's voraus und weist nach, daß Shakspeare's „Richard III.“ den damaligen historischen Quellen treu nachgebildet war, wie denn auch diese Gestalt das bête noire der Tudor'schen Dynastie und des britischen Volks gewesen sei; dann entwirft er das Charakterbild Richard's III., wie es in den Tragödien „Heinrich VI.“ sich vor uns entrollt. Diese vorausgehenden Scenen muß man in der That gegenwärtig haben, wenn nicht der Monolog am Anfang des Dramas einen marionettenhaften Eindruck machen soll. Oechelhäuser, ein vielseitig gebildeter Mann von offenem Weltsinn und bei aller Begeisterung für Shakspeare kein Shakspeare-Pedant, der sich über Rümelin würdig ausspricht und gegen die dogmatische Verknöcherung irgendeines Menschenwerks protestirt, tadelt mit Recht an dem Richard'schen Monolog, daß er die kommenden Ereignisse hier in zu detaillirter, mit dem Wesen des Monologs unvereinbarer Weise ausplaudert, daß ferner für die Aufstachelung Eduard's sich wol eine bessere Motivirung ersinnen lasse und wendet sogar Rümelin's allgemein gehaltenen Tadel der unzureichenden und mangelhaften Motivirung auf diesen einzelnen Fall an.

Wir wurden bisher durch diesen ganzen ersten Monolog Richard's an die Zettel erinnert, welche den Personen der Puppenkomödie aus dem Munde hängen — das Programm des Charakters, das Programm des Stücks. Kuno Fischer belehrt uns eines Bessern, nach Anführung der Verse:

> Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
> Kann kürzen diese fein beredten Tage,
> Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden
> Und Feind der eitlen Freuden dieser Tage.

Die Gestalt, die er schildert, ist wie der Wegweiser für die furchtbare Bahn, die er sich vornimmt. Mit dieser Bahn ist er völlig im Reinen, lange bevor am Hofe seines Bruders die lustigen Feste gefeiert werden, die ihm so langweilig und so widerlich sind. Wir wissen daher, wie wir jene Worte zu nehmen haben, die er hinwirft wie eine Alternative: „Entweder ein Verliebter oder ein Bösewicht! Da ich das erste nicht sein kann, will ich das zweite werden.“ Sicherlich nicht, als ob er im Ernste an diesem Scheideweg stände, als ob er mit schwerem Nachdruck und in der Empörung über seine körperlichen Mängel diesen Entschluß faßte oder gar als gründlicher Mann in diesen Worten sein Lebensprogramm aufstellte, das er dann bis aufs Pünktchen erfüllt. Der eine will dieses, der andere jenes, er will Bösewicht werden und verfährt in der Wahl dieses Berufs so systematisch als möglich: erst die Gründe, dann der Entschluß, nachher die Ausführung, die nicht gründlicher und methodischer sein kann; in der That eine musterhafte Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis! Das nennt man einen Charakter, der erst sein eigenes Modell macht und es dann in Fleisch und Blut verkörpert! Nur daß in Wahrheit die wirklichen Charaktere niemals so zu Stande kommen, um so weniger, je gewaltiger sie sind; sie modelliren sich nicht, sondern entwickeln sich. Was auf diese Weise gemacht wird, sind die rhetorischen Fehlgeburten kraftloser dramatischer Poeten, die wir in Ueberfülle haben. Shakspeare's Charaktere sind nach der Natur, die ihre Geheimnisse nicht so ausplaudert, daß in einem einzelnen abgerissenen Wort der Charakter gleichsam eingefangen und mit der Nadel des Kritikers aufgespießt werden kann. So leicht fängt man Richard III. nicht, er steckt weder in dem Wort „ich bin ich selbst allein“, noch in dem „darum bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden“. Er spielt mit seiner Häßlichkeit und übertreibt sie in wildem Humor; er spielt mit seiner Einsamkeit an dem brüderlichen Hofe, an dem sich alle Welt amusirt, und ergötzt sich an seinem Unvermögen, mit den Tändlern ein Tändler zu sein. Und wenn er in die Worte ausbricht: „Darum bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden“, so ist das ein Witz, eine frivole Wendung seiner Art; er spricht diese Worte nicht mit dem Accente eines wichtigen, eben gereiften Entschlusses, sondern mit jener furchtbaren Leichtfertigkeit, wie wenn er sagt: „Eh' George mit Extrapost gen Himmel fährt!“

Das ist also nur ein schlechter Witz Richard's, daß

er ein Bösewicht werden will, leider ein sehr verhängnißvoller Witz, da er ganz zur Wahrheit gemacht wird, und überdies nicht einmal witzig. Etwas Galgenhumor mag dabei mit im Spiele sein, aber Ernst ist es dem Helden doch mit seiner Behauptung. Es wäre auch ein eigenthümliches Verfahren eines tragischen Dichters, seinen Helden gleich bei dem ersten Auftreten einen Witz machen zu lassen über das, was Inhalt und Wesen der Tragödie bildet. Wie Fischer daher sehr glücklich und treffend sagt: „Die wirklichen Charakter modelliren sich nicht, sondern entwickeln sich", so ist dieser erste Monolog von der Herstellung eines fertigen Charaktermodells gerade nicht freizusprechen. Der Kritiker beschuldigt andere Dichter; aber — hic Rhodus, hic salta! Shakspeare ist eben der Sünder. Dieser Monolog ist durchaus unreif und unhaltbar.

Dasselbe gilt von der Scene zwischen Richard und Anna, welche unsere beiden Apologeten gegenüber vielfachem Einspruch zu retten suchen. Oechelhäuser gibt zu, daß der Dichter die Scene nur episodisch aufgefaßt habe, wie auch die vollkommene Abwesenheit jeder objectiven Motivirung dieses Schrittes beweise. Richard will Anna heirathen, „nicht sowol aus Liebe als anderer tiefversteckter Zwecke halber": daß aus diesen Zwecken dem Publikum ein Geheimniß gemacht wird, ist eine dramatische Ungehörigkeit; denn nur die klare Erkenntniß des Zwecks kann unsere Theilnahme für die Handlung erregen und rechtfertigen. Oechelhäuser sagt:

> Anna wird nicht ihrer selbst wegen, nicht als nothwendiger Baustein für den Fortgang der Handlung, sondern nur als menschliches Requisit für die Charakterzeichnung Richard's auf die Bühne gebracht; vorher war von ihr keine Rede, und nachher tritt sie nur leidend und büßend auf. Es handelte sich für Shakspeare offenbar darum, eine Situation zu ersinnen, in welcher die denkbar höchste Leistung, das eigentliche Meisterstück der Heuchelei und Verstellungskunst zur Entfaltung gelangen könnte. Daß man hierin nicht weiter gehen kann, als eine Witwe zu freien, deren Gatten und Schwiegervater man soeben ermordet hat, darüber herrscht wol Stimmeneinhelligkeit. Ob aber Shakspeare nicht vielmehr zu weit über alle ästhetischen und ethischen Grenzen hinausgegangen, das ist die Frage. Als ich das Stück zuerst las, bejahte ich sie; als ich es zuerst aufführen sah, wurde die Meinung erschüttert. Und bei ruhiger Betrachtung fand ich immer mehr, daß der letztere Eindruck im allgemeinen der richtigere sei, daß der Eindruck der scenischen Darstellung den Verstand nicht überrumpelt hatte, sondern ihm nur in der richtigen Auffassung zu Hülfe gekommen war.

Anna taucht auf und verschwindet spurlos wieder; sie wird mit Gift und einem einzigen fünffüßigen Blancvers umgebracht. Die Situation ist also nur da, um Richard's Charaktergemälde zu vervollständigen, im offenbaren Widerspruch mit dem Grundsatz des Aristoteles, daß die Charaktere der Handlung wegen und nicht die Handlung der Charaktere wegen da seien. Die tiefversteckten Zwecke auch später zu entschleiern, hält der Dichter für ganz überflüssig. Mit einem Wort, die Scene ist ein Effectstück ohne Grund und Folge, nicht blos für den Charakter, sondern noch mehr für den Charakterdarsteller geschaffen, der seine Virtuosität, wie wir noch heutigentags sehen, in ihr bewähren kann. Oechelhäuser sucht aus den geschichtlichen und psychologischen Voraussetzungen, die den Zeitgenossen nicht so fern lagen als uns, die Möglichkeit einer so erfolgreichen Werbung Richard's darzuthun; er meint, Anna habe keine Ahnung davon gehabt, daß sie es mit einem raffinirten Heuchler zu thun habe. Allerdings nennt sie ihn anfangs keinen Heuchler, aber einen „Teufel", einen „dreadful minister of hell", einen „lump of foul deformity", einen Schurken, der kein göttliches und menschliches Gesetz kennt; wir meinen, daß sie ihren Abscheu vor ihm nicht kräftiger ausdrücken kann, als mit diesen Schimpfwörtern, die allein schon die Verlegung der Scene auf die Gasse rechtfertigen könnten. Doch sie thut es noch kräftiger, indem sie ihn anspuckt und wünscht, daß das Gift für ihn sein möchte, und zwar, nachdem er bereits ihre Schönheit als Motiv für seine Verbrechen angeführt hat. Weiterhin sagt sie zu ihm: „Arise, dissembler!" Hier nennt sie ihn, im Widerspruch mit Oechelhäuser, geradezu einen Heuchler. Ein neues Motiv kommt auch weiter in der Scene nicht hinzu; nur daß Richard seiner Liebe zu Anna und ihrer Schönheit einen beredtern Ausdruck leiht. Wie das geschieht, schildert Kuno Fischer, der unerschrockenste Anwalt der Scene, mit folgenden Worten:

> Jetzt verwandelt sich der Basilisk in die Sirene! Die Frau, um die er wirbt, soll nach seinem tiefversteckten Plane die Königin werden, mit der er die Krone theilen will, aus Liebe nicht zu ihr, sondern zur Krone: so wird sie selbst ein Ziel seiner Herrschsucht, sie und die Krone sind in diesem Augenblick eins in seiner Phantasie, und an dem Feuer seiner wirklichen Leidenschaft erwärmt und entzündet sich in ihm der Wille, diese Frau zu gewinnen, selbst zu einer Leidenschaft, von der man in diesem Augenblick nicht sagen kann, daß er sie heuchelt; er ist wirklich von ihr inspirirt und getragen. Daher die hinreißende Wirkung. Er ist in der That bezaubernd, dieser kriegerische Richard, wie übermannt von dem plötzlichen Ausbruch einer ungeheuern, tief verborgenen, bis zur Qual empfundenen Leidenschaft: dieser Furchtbarste unter den Yorks, der das Haus Lancaster besiegt und vernichtet hat, vor der Witwe des letzten Lancaster mit Thränen um ihre Liebe bittend. Und wie wunderbar hat es Shakspeare verstanden, gerade an dieser Stelle die weichsten Empfindungen Richard's aufzuregen und in Mitleidenschaft zu setzen! Der Gedanke an die erbarmungslose Ermordung seines Bruders Rutland, an den Tod des Vaters und an den eigenen damals thränenlosen Schmerz bringt seine ganze Seele in Wallung und erweckt in ihr einen Sturm der wahrsten und bewegtesten Empfindungen, von dem auch die Leidenschaft, die er spielt, unwillkürlich mitergriffen und über jeden Schein des Gemachten emporgehoben wird.

Hier erfahren wir sogar, daß die Empfindungen Richard's die „wahrsten und bewegtesten" waren. Dem Philosophen ergeht es wie der Tochter Warwick's; er fängt sogar an, noch eher als diese an die Wahrheit von Richard's Empfindungen zu glauben. Die Scene hat „von Moment zu Moment", sagt Fischer, „ihre besinnungraubende Macht gesteigert, bis Anna willenlos und fascinirt in den Bann Richard's verfällt". Hier macht nun Oechelhäuser philologische Einwendungen gegen die Worte der Anna „to take is not to give" und gegen das Anstecken des Rings, was das Gefühl verletze, und findet die Feinheit Shakspeare's darin, daß man Anna's Fall voraussieht, daß er sich aber nicht auf der Bühne vollzieht. Wir sind der Ansicht, daß die dramatische Pointe der Scene, ihr Schlußstein fehle, wenn man diese Worte und diese Bühnenanweisung fortläßt. Sie bleiben dann ebenso im Dämmerlicht, wie der Schluß der Scene mit Elisabeth. Spätere Enthüllungen entschädigen aber nie im Drama

für den fehlenden Abschluß einer Situation, die dadurch auf der Bühne verpufft.

Von Kuno Fischer erfahren wir, daß es Shakspeare nicht um „die ordinäre charakterlose Wahrscheinlichkeit“ zu thun gewesen, sonst hätte er sich mit Hülfe der Geschichte die Sache weit leichter machen, sich auf den alten Familienbund der Häuser Warwick und York stützen können. Fischer führt selbst eine Menge von Bedingungen auf, welche für Richard in die Wagschale fallen und den glücklichen Erfolg seiner Werbung begreiflich machen konnten und rühmt es Shakspeare nach, daß er sie unbenutzt gelassen, daß nach der Absicht des Dichters in der Werbungsscene auf seiten Richard's nichts wirken sollte, als allein die Macht seiner Person. Wie es möglich sei, daß eine Frau demselben Mann sich gibt, gegen den sie eben erst ein Heer athemloser Flüche ausgestoßen? „Gerade deshalb müsse man antworten“. Das Paradoxe ist bekanntlich der Wandnachbar der Wahrheit, aber die Wand zwischen beiden ist oft nicht niederzureißen. Shakspeare hat, nach Fischer, absichtlich alle Beweggründe, die Richard gegen sich hat, auf seiten Anna's gesteigert, um seinen Triumph um so vollständiger zu machen. Das würde uns an die Kunst der Gaukler in den Meßbuden erinnern, welche eine Stuhlpyramide bis an die Decke thürmen, um durch die Schwierigkeiten den Triumph ihrer Meisterschaft in Bewahrung des Gleichgewichts zu erhöhen. Nach unserm Gefühl — und wir stimmen hierin mit den ersten englischen Kritikern und mit manchen deutschen überein — ist hier dem Dichter das Virtuosenkunststück mislungen und statt eines psychologisch ergreifenden Gemäldes nichts übriggeblieben als eine groteske Satire auf das weibliche Geschlecht. Keine Dialektik oder Sophistik wird uns einreden können, daß ein Weib, welches mit Recht einen moralischen Abscheu gegen den Mörder seiner Angehörigen hegt, von diesem an der Leiche ihres ermordeten Schwiegervaters auf offener Straße überfallen, sich von dem Ungeheuer, dessen äußere Formen noch dazu abstoßend sind, durch ein paar Redensarten und die Komödie einer vorgespielten leidenschaftlichen Zuneigung, wird entwaffnen und werben lassen. Allen Respect vor der dramatischen Abbreviatur — wir wissen wie Fischer, daß es nicht auf die Länge der Scene ankommt, daß sie nicht wahrer würde, wenn sie länger dauerte, daß überhaupt der Dramatiker die Zeit nur in ihrer allgemeinen Bedeutung als Trägerin der ursachlichen Folge zu beachten hat und den äußern Verlauf zusammenziehen kann und muß, um den Causalnexus schärfer hervortreten zu lassen. Doch gerade dieser letztere schlägt hier dem gesunden Menschenverstand, der doch gelegentlich gegenüber all der hochtrabenden Gelehrsamkeit auch ein Wort mitzusprechen hat, ins Gesicht, und alle psychologischen Ungeheuerlichkeiten der neufranzösischen Novellistik sind nicht so craß und so auf die Spitze gestellt, wie diese haltlose, erkünstelte und effecthaschende Scene.

Wenden wir uns nun der Parallelscene zwischen Richard und Elisabeth im vierten Act zu, so finden wir die Auseinandersetzungen Oechelhäuser's hier sehr treffend und schlagend. Diese Scene kann keine Copie der Scene mit Anna sein oder man müßte von dem Compositionstalent Shakspeare's eine sehr geringe Meinung haben, und es bleibt auffallend, wie die meisten deutschen Commentatoren dies Talent bewunderten und doch die Scene als schwächliches Nachbild der ersten Werbungsscene gelten ließen. Schon ihre Stellung in der abwärtssteigenden Handlung, wo Richard's Stern sich zum Sinken neigt, hätte die Ausleger stutzig machen sollen. Außer dieser Motivirung durch die Architektur des Dramas sucht Oechelhäuser seine Ansicht, daß Richard keinen Sieg über Elisabeth erfochten, sondern die entschiedenste Niederlage erlitten habe, durch den Verlauf des Dialogs, den Charakter der Elisabeth u. s. w. ethisch-ästhetisch zu begründen. Als Hauptgrund führt er noch die englische Bühnentradition an; von allen Darstellern und Bearbeitern ist der Charakter der Elisabeth stets in seinem Sinn, ihre Zustimmung als eine scheinbare und täuschende erfaßt worden. Auch Fischer schließt sich mit Recht der Ansicht an, daß Richard hier der Getäuschte ist, wie dies denn ja auch aus dem weitern Verlauf zur Genüge hervorgeht. Fischer fügt noch hinzu:

> Sie gibt der Versuchung nach so weit, daß sie den Schein des Widerstandes aufgibt. Ob sie mehr aufgibt als blos den Schein? Ob sie der Versuchung noch weiter nachgibt oder nachgeben könnte? Zunächst kann es ihr nur darum zu thun sein, Richard, der in den Kampf gegen Richmond zieht, hinzuhalten. Alle ihre Hoffnungen sind auf Richmond und den Sieg seiner Sache gerichtet. Wenn aber Richard als Sieger zurückkehrte, was würde Elisabeth thun, wenn sie ihn nicht mehr länger hinhalten könnte und sich entscheiden müßte für oder wider? Wenn sie die Tochter nicht anders retten könnte, als durch die Heirath, die sie verabscheut? Müßte sie Richard wählen entweder als den Gatten oder als den Mörder ihrer Tochter, so darf man aus dem Charakter der Königin überzeugt sein, daß sie den Gatten vorziehen würde. Sie ist nicht im Stande, das Leben der Tochter zu opfern; sie ist kein heroischer Charakter, kein weiblicher Virginius. Warum denn würde sie auch nur den Schein des Widerstandes aufgeben, wenn die Drohung Richard's und ihre dadurch erregte Furcht für das Leben der Tochter nicht wirklich eine Versuchung wäre? Wenn sie nach Richard's gefahrdrohenden Worten sagt: „Soll ich vom Teufel so mich locken lassen?“ so ist diese Wendung, womit sie einlenkt, keine bloße Lüge, sondern sie fühlt, wie wahr die Drohung ist; die Versuchung tritt ihr wirklich nahe und ergreift sie in demselben Maße, als sie um die Tochter ernstlich besorgt wird. Je natürlicher diese Empfindung Elisabeth's ist, um so aufrichtiger und ungeheuchelter muß auch der Schein ihrer Nachgiebigkeit sein und um so sicherer die Täuschung. Sie täuscht ihn mit einer naturwahren Empfindung, wie er zu täuschen gewöhnt ist, nicht durch eine Maske, sondern mit dem natürlichsten Ausdruck ihres Gesichts, und ich möchte um keinen Preis, daß man Elisabeth's letzte Worte in der Werbungsscene für bloße Maske oder einen fälschlich erheuchelten Schein ansieht.

Fischer wünscht also nicht, daß die Elisabeth so gespielt werde, wie sie nach der englischen Bühnentradition allgemein gespielt wird. Dann wird bei der Darstellung die Scene nicht den Eindruck machen, den er für den richtigen hält, sondern denjenigen, den die frühern Ausleger erwarten mußten.

Unsere Stellung zu der Frage ist klar. Wir haben so vielen Respect vor Shakspeare's architektonischem Talent, um der Auffassung Oechelhäuser's recht zu geben, wir finden aber in dem unklaren Abschluß der Scene einen Fehler des Dichters; denn jede dramatische Scene muß ihre Pointe haben, eine Gipfelung, zu der sie sich hinbewegt und die mit dem prägnantesten Ausdruck dargelegt sein muß; sonst verläuft die dramatische Handlung im Sande. Wie sollen wir aus den Schlußwendungen der

Scene die Täuschung Richard's herausempfinden? Der Dramatiker hat doch in den „beiseites“ ein berechtigtes Mittel, dem Publikum sagen zu lassen, was dem Mitspieler auf der Bühne verborgen bleiben muß. Ein solches klar bezeichnendes „beiseite“ der Elisabeth hätte jeden Commentar überflüssig gemacht. Wieder ein Beweis für unsere Behauptung, daß nicht Shakspeare's Vorzüge, sondern seine Fehler die endlosen Commentare herausfordern.

Abgesehen von den controversen Punkten enthalten beide Schriften sehr viel fein Empfundenes und scharf Hervorgehobenes. Oechelhäuser entwickelt einzelne Charaktere, die Architektur des Ganzen mit künstlerischer Einsicht und gibt namentlich über die Darstellung dieses Dramas auf der Bühne der Jetztzeit manche beachtenswerthe Winke; Kuno Fischer entwickelt einleuchtend den historischen Zusammenhang des Stücks, betont dann den Charakter dieser Geschichtstragödie, des Kampfes der Rosen als Rachetragödie, die an das Schicksal der Alten, an den Fluch im Hause der Atriden, wie an die altenglische Schauertragödie erinnert. In der eingehenden Charakterentwickelung ist die Wurzel des Charakters im Vater treffend nachgewiesen, dessen fieberhafte Herrschsucht auf den Sohn übergegangen ist. Der Verfall des Charakters ist weiterhin mit scharfen und treffenden Zügen gezeichnet. Die Darsteller der Titelrolle erhalten von Kuno Fischer wie von Oechelhäuser, wenn sie auch in Betreff der äußern Erscheinung Richard's nicht ganz übereinstimmen, doch viele beherzigenswerthe Winke. Das Verhältniß beider Schriften zueinander läßt sich dahin feststellen, daß Kuno Fischer mehr von philosophischen Gesichtspunkten ausgeht, Oechelhäuser als praktischer Weltmann und Kenner der Bühne sich tiefer in das Detail der realen Verhältnisse einläßt.

Mehr der historisch-philologischen Kritik gehört die Schrift von Hermann Kurz (Nr. 4) an: sie ist mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit gearbeitet, mit dem die Resultate kaum im Verhältniß stehen; denn die wenigen Stellen in den „Lustigen Weibern von Windsor“, deren Interpretation dadurch gefördert wird, sind ohne dichterischen Werth und ohne Bedeutung für den Zusammenhang des Lustspiels. Es sind deutsche Quellen, aus denen hier ein Licht auf Shakspeare fällt, vor allem die bekannte „Badenfahrt“, d. h. die unter diesem Titel 1602 in Thüringen erschienene Beschreibung der 1592 unternommenen englischen Reise des Grafen Friedrich von Würtemberg-Mömpelgard, verfaßt von seinem Kammersecretarius Jakob Rathgeb, dann der Gesandtschaftsbericht des 1595 vom Herzog Friedrich von Würtemberg an Königin Elisabeth von England abgefertigten Hans Jakob Boenning von Buchenbach, vom Literarischen Verein in Stuttgart (LXXXI) veröffentlicht; ein Schreiben des Herzogs an Lord Burleigh; würtembergische Urkunden in dem Werke von Rye über England, wie es den Fremden in den Tagen der Elisabeth erschien; quellenmäßige Angaben in Sattler's „Geschichte des Herzogthums Würtemberg“ unter der Regierung der Herzoge und in Duvernoy's „Ephémerides du comté de Montbéliard“. Mit Hülfe dieser historischen Objectivoculare und Collectivgläser wird nun ein Mikroskop gebildet, unter dem der Wirth vom Hosenband, der Deutsche, der mit zwei andern Gesellen im Wirthshaus wohnt und zuletzt mit den Pferden durchgeht, und der Herzog, der bei Hof aufwarten will, scharf ins Auge gefaßt werden. Es ergibt sich dann, daß diese Episode, die sonst ganz sinnlos sein würde und nur dadurch erklärt werden kann, daß sie für die damaligen Zuschauer eine komische Bedeutung hatte, die sich an bestimmte Thatsachen knüpfte, durch die deutschen Quellen aus jener Zeit als historisch wahr ins Licht gesetzt wird. Herzog Friedrich von Mömpelgard war theils selbst nach London gezogen, theils hatte er mehrfache Gesandtschaften dahin geschickt, um den Hosenbandorden von der Königin zu erhalten. Außerdem hatte der Ordensjäger noch einen etwas zweideutigen Agenten, Johann Heinrich Stammler, in London, welcher dort tausend Stück Tuch für den Bedarf des Hofs ankaufen und deren zollfreie Ausfuhr von der englischen Regierung erbitten sollte. Stammler, finanziell auf den Sand gesetzt, suchte sich durch einen Pferdehandel zu helfen, bei dem es vielleicht nicht ganz correct herging, und wurde dann aus England verwiesen. Shakspeare benutzte diese in frischer Erinnerung stehende Anekdote zu dem kleinen, mit der Handlung nicht weiter zusammenhängenden Zwischenspiel. Das ist allerdings durch Hermann Kurz als möglich dargethan. Auch sucht derselbe zu beweisen, daß der deutsche Herzogsneffe im „Kaufmann von Venedig“ ebenfalls niemand anders ist, als unser mömpelgarder Herzog, indem Würtemberg und Wittenberg verwechselt und der Fürst so zu einem Neffen des Herzogs von Sachsen gemacht wurde. Auf die Frage der Nerissa, wie ihr dieser Neffe gefiele, entgegnet Porzia: „Sehr abscheulich des Morgens, wenn er nüchtern ist, und höchst abscheulich des Nachmittags, wenn er betrunken ist. Wenn er am besten ist, so ist er wenig schlechter als ein Mann, und wenn er am schlechtesten ist, wenig besser als ein Vieh.“ Kurz gibt selbst zu, daß Herzog Friedrich einer der nüchternsten Fürsten seiner Zeit war, daß also das Porträt, das Porzia von ihm entwirft, sehr wenig paßt. Es ist nun in der That nicht abzusehen, warum der Dichter gerade eine bestimmte Persönlichkeit gemeint haben soll; es mag ihm dies oder jenes von deutschen Fürsten, die damals nach London kamen, in die Ohren geklungen haben, und er hat sich dann aus verschiedenen Zügen ein Gesammtbild gestaltet. Auf Correctheit und Wahrheit der Zusammenstellung kann es dabei um so weniger ankommen, als wir uns ja im Rahmen einer erfundenen Handlung und in Venedig bewegen.

Die Beweisführungen von Kurz haben noch eine beachtenswerthe Seite, sie erinnern uns daran, daß Shakspeare die Deutschen theils als Spitzbuben, theils als Trunkenbolde vor dem englischen Publikum hinstellt. Wir sind alle kosmopolitisch genug, um deshalb keine Rachegedanken zu hegen; aber die leise Mahnung bleibt doch von diesen Beschimpfungen unsers Nationalcharakters zurück, daß wir es mit einem ausländischen Dichter zu thun haben, dessen übertriebener Cultus und abgöttische Verehrung niemals unsere eigenen großen und nationalen Dichter in den Hintergrund drängen dürften.

Der dritte Aufsatz von Hermann Kurz: „Die Dramengruppe von 1595“, gehört zum Kleinkram der Shakspeare-Philologie, der kaum für ein größeres Publikum Interesse hat. Man muß diese Philologie als eine Art

von Fachwissenschaft betrachten und als solche fällt sie außerhalb des Bereichs dieser Blätter.

August Schwartzkopff (Nr. 5), der Goethe's „Faust“ Shakspeare's „Macbeth“ und „König Lear“ im Lichte des Evangeliums betrachtet, ist zwar kein Shakspeare-Philolog, aber ein Shakspeare-Theolog, der mit dem Handwerkszeug seiner Facultät an die Werke des britischen Dichters herangeht. Die Analyse des „Faust“, wie wir beiläufig erwähnen wollen, endet mit der Parallele zwischen Faust und Luther, aus der hervorgehen soll, daß ein hochbegabter Genius nicht nothwendig dem Teufel dienen und von Gott abfallen muß. Die Charakteristik Macbeth's beginnt mit der Behauptung, daß die Untreue in der Benutzung der göttlichen Gnade, im Wachen und Beten die erste Unterlassungs- und Gedankensünde ist, welcher Macbeth schuldig wird. Lady Macbeth wird mit Eva verglichen, welche die Süßigkeit der verbotenen Frucht anpreist.

Ebenso deutlich tritt aber in dem Werke unsers Dichters eine geheimnißvolle Macht hervor, deren Dasein die Heilige Schrift tausendfach verbürgt, die Weisheit von gestern her tausendstimmig leugnet — das übermenschliche Böse. Lehrte nun darüber die Heilige Schrift: dieses Böse hätte ebenso viel Macht, wie das Gute, es wäre ebenso ewig wie das Gute, dann hätte man ein Recht, über den albernen Aberglauben an einen persischen Doppelgott die Achsel zu zucken. Oder: gäbe es zwar ein übermenschlich Böses, aber kein übermenschlich Gutes, nur Teufel, aber keine Engel, dann müßte man irre werden an dem Gott der Heiligen Schrift, oder bange, daß die Schale des Lichts von der Schale der Finsterniß für immer emporgeschnellt würde. Aber in den Grenzen und in der Gestalt der Heiligen Schrift sind die beiden verschrienften Lehren: von dem angeborenen Verderben und vom Teufel, dem Fürsten der Finsterniß, ebenso erwecklich, als hochtröstlich. Macbeth, der todesmuthige Held wird im Verlaufe unsers Drama zum Königsmörder, zum meuchlerischen Königsmörder, zum Verwandtenmörder, zum Mörder eines Gastes, eines liebevollen barmherzigen Königs, eines dankbaren Wohlthäters. Wer dazu einen Menschen aus sich fähig hält, ohne Einwirkung übermenschlicher Mächte der Bosheit: der sehe zu, wie er solche Schändung der Menschennatur, solche Verleumdung des Menschenherzens vor Gott, vor der Welt, vor dem Gewissen, vor der Vernunft verantworten kann. Gottes Wort und der Dichter des „Macbeth“ denken besser vom Menschen.

Das ist das Licht des Evangelii, in welches das Drama Shakspeare's gerückt wird. Macbeth fällt als Opfer einer satanischen Versuchung, wie weiter durch eine Analyse des ganzen Stücks ausgeführt wird, die außer der Uebersetzung in die supranaturalistische Phrase wenig Neues bietet. Dasselbe gilt von der Darstellung des „König Lear“, ein Stück, das als die Tragödie des vierten Gebots dargestellt wird. Sah doch schon Flathe im „Lear“ nichts anderes als einen dramatischen Warnungsbrief vor Naturalismus und Materialismus. Für Schwartzkopff ist die Verachtung der von Gott eingesetzten Autorität, der Abfall der abgeleiteten Autorität von der ursprünglichen, der Ursprung alles socialen Jammers, wie er auch in Lear als Verkennung der Vaterrechte und Vaterpflichten hervortritt.

Selbstverständlich werden wir nicht ohne Strafpredigten von einem so sattelfesten Theologen entlassen; er bleibt nicht bei der Stange, sondern ergeht sich oft in einer Polemik gegen die Richtungen der Gegenwart, z. B.:

Zeigen nicht auch in unsern Tagen die gebildetsten Kreise glänzende Beispiele, wie Verspottung des göttlichen Wortes, frechhochmüthige Freigeisterei Hand in Hand geht mit plumpem Materialismus, mit Wunderelixiren und Universalmitteln, mit Charlatanismus, Geisterklopferei und Psychographie? Nicht nur die gemeinsten Verbrecher klagen ihr Schicksal an, wenn sie ernten, was sie gesäet haben, auch die Gebildeten und ihre Koryphäen stellen Giftmischer und Vatermörder als Opfer des Verhängnisses dar, leugnen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, machen aus Verbrechern Romanhelden und Löwen des Tages, aus stinkendem Sündenschlamme eine cause celèbre.

In den Hexenkessel wird bekanntlich auch Pavians-blut gethan, welches den Zauber stark und gut macht. Dies begeistert unsern Exegeten zu dem folgenden Excurs:

Der Affe hat in seinem äußern Bau noch mehr Menschenähnliches als das Schwein. Es fehlt ihm nur der Geist, der Geist Gottes. Für die, welche diesen nicht haben, ist fast kein Unterschied, sie nehmen keinen Anstand, sich selbst als Affenabkömmlinge, also die Weltgeschichte als Affenkomödie zu signalisiren. Daß sie von Beten nichts wissen wollen, haben sie ebenfalls mit den Affen gemein. Lieber lassen sie sich anbeten, welches auch den Affen in China und Hinterindien widerfährt. Mit einem Worte: für den abgefallenen Menschen muß der Affe das Ideal sein, für den Christen ist er das scheußlichste Zerrbild aller thierischen Eigenschaften, zu denen der nach Gottes Bilde geschaffene Mensch sich herabwürdigen kann, weshalb auch der Teufel von je in der christlichen Kirche als Affe Gottes galt.

Die Kenntniß Shakspeare's wird durch derartige homiletische Uebungen nicht gefördert, immerhin aber der Dichter auch den Glaubensgenossen des Autors empfohlen, welche in ihm die „Beziehungen auf das Evangelium, auf das Geheimniß des Glaubens, in das auch die Engel gelüstet zu schauen“, vermissen. Wird erst einmal in Deutschand eine Shakspeare-Universität gegründet, so wird Schwartzkopff die theologische Facultät derselben würdig vertreten; daß es bereits Shakspeare-Juristen, Shakspeare-Mediciner, Shakspeare-Botaniker gibt, dafür könnten wir aus verschiedenen Schriften die Belege anführen; Shakspeare-Philosophen und Shakspeare-Philologen gibt es bekanntlich, um einen schlesischen Provinzialismus zu gebrauchen, „zum Oberzuschütten“. Daß es an durchfallenden Privatdocenten nicht fehlen wird, die wegen ketzerischer Ansichten das Examen nicht bestehen oder denen die venia legendi wegen „schlechter Gesinnung“ entzogen wird, ist zweifellos; wir brauchen blos an Rümelin und die Vertreter ähnlicher „verwerflicher Tendenzen“ zu erinnern. Wir wollten mit dieser Bemerkung blos für die Professur der Theologie an der Shakspeare'schen alma mater dem Pastor zu St. Johannis in Wernigerode die Priorität sichern.

Rudolf Gottschall.

Neue Erzählungen und Novellen.

Unter den Büchern, die uns zur Besprechung vorliegen, lassen wir diesmal denjenigen den Vortritt, die ein theologisches Gepräge zur Schau tragen. Hier kommt zuerst in Betracht:

1. Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von F. Fabri. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1867. 8. 22½ Ngr.

Ein Buch, das, wie dies der Verfasser und der Bevorworter mit Recht hervorheben, mehrfach an Stilling's Jugendjahre erinnert. Der Verfasser, der hier sein Leben selbst beschreibt, wuchs in traurigen Verhältnissen auf, wurde in seiner Erziehung durchaus verwahrlost, kann sich aus seiner Jugend keiner einzigen harmlosen, kindlich fröhlichen Stunde erinnern, kam nachher in die Kreise der Frommen im Lande, spürte einen innern Drang, Prediger zu werden, besuchte in vorgerücktem Alter noch ein Gymnasium, kam dann auf die Universität Halle und wurde so aus einem Gerbergesellen noch ein Pfarrer. Hier schließt der vorliegende erste Band; der zweite ist, wie es scheint, noch nicht erschienen. Das Buch enthält sehr viel Anziehendes, verdient recht wohl die Empfehlung Fabri's, verschweigt auch die Verirrungen und dunkeln Flecken im Herzen seines Verfassers keineswegs, wie denn der Verfasser S. 66 eine gewisse Neigung zum Hochmuth (gerade wie Stilling) in sich findet und wegen der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, mit der er sein Amt betrieb, seine ersten Predigerjahre für verloren hält. Natürlich findet er in seinem Leben, wie Stilling, überall die klaren Spuren einer aufs einzelnste sich erstreckenden göttlichen Vorsehung. Stillingsnaturen werden sich mit dem Buche durchaus befreunden, aber auch kritische Leser werden sich durch die Schilderung des buntbewegten, abenteuerlichen Lebens unsers Helden angesprochen finden. Anziehend ist namentlich die Schilderung des Lebens in Halle, die Charakteristik der Professoren Tholuck und Julius Müller und der Studentenverbindung Wingolf, welcher der Verfasser angehörte. Sein theologischer Standpunkt ist freilich beschränkt; so nennt er S. 69 die rationalistischen Bestrebungen ganz à la Vilmar Geister aus dem Abgrund und bedenkt nicht, daß sich in den Schriften Tholuck's und Müller's Ansichten finden, für die sie vor 300 Jahren verdammt und verketzert worden wären; diese „neuere gläubige Theologie“ ist ja im Grunde nur eine vermittelnde Richtung, die bei beiden Theilen anstößt. Der Verfasser ist nun einmal kein Kritiker, aber sehr bereit, die kritischen Theologen moralisch zu verdächtigen. Als einen geistreich dilettirenden Gemüthsmenschen schildert er sich selbst, wenn er S. 221 naiv gesteht:

Uebrigens habe ich nicht viel von den Gesetzen der Aesthetik, der Logik, der Philosophie davongetragen. Ich war eine zu wenig speculativ angelegte Natur, um mit Erfolg in diese höhern Gebiete des menschlichen Denkens einzudringen. Ich tröste mich übrigens in dieser Beziehung mit vielen andern, denen es ebenso ging wie mir und die, wenn sie auch mit dem Gedächtniß manche gelehrte Floskel aufzufassen im Stande waren, doch schließlich, beim Licht besehen, nicht wußten, was sie mit den Begriffen anfangen sollten. Die meisten Candidaten waren nachmals herzlich froh, daß sie die mühsam fürs Examen zusammengelernten Brocken wieder fallen lassen konnten. Diejenigen, denen solch Hantiren wegen besonderer Anlagen und Gedächtnißkraft leicht und angenehm erschien, werden über diese Aeußerungen aufbegehren, aber ich kann mir nicht helfen, mir und den meisten Commilitonen, die ich kennen gelernt, ging es ähnlich. „Grau, Freund, ist alle Theorie, grün ist allein des Lebens goldner Baum!“ und gerade diesen Lebensbaum von der Barmherzigkeit Gottes, uns in dieses arme Erdenleben gepflanzt, hatte ich ja vor mir, ich brauchte ihn nicht erst in der Philosophie zu suchen; in ihm stand ja sichtbarlich, verkörpert das ganze Gesetz der Schönheit abgestaltet vor meinen Augen. Ihm brauchte ich nur zu folgen in seiner einfachen, so göttlich klaren Weisheit, dann konnte ich nicht irre gehen, sondern hatte einen klaren und geraden Weg.

Hier erlaube ich mir, dem Verfasser eine Anekdote zu erzählen, welche vor etwa 20 Jahren, um dieselbe Zeit, als er in Halle studirte, die öffentlichen Blätter berichteten. Einige Candidaten der Theologie erklärten dem vom Verfasser so hoch gepriesenen Tholuck, der sie im Examen beiläufig aus der Geschichte der Philosophie fragte, mit dieser gottlosen, vom Glauben abführenden Wissenschaft, der Philosophie, hätten sie sich grundsätzlich nie beschäftigt. Da wandte sich Tholuck zu ihnen mit den Worten: „Meine Herren, da haben Sie sich selbst ein wissenschaftliches Armuthszeugniß ausgestellt.“ Sapienti sat!

2. Genrebild aus dem pariser Volksleben. Von Elise Haber, geb. Meinring. Aachen, Jacobi. 1867.

Der Titel ist irreführend, und dies gehört vielleicht zur Tendenz des Buchs, das nichts ist als eine mit wenig Kunst und viel Behagen abgefaßte katholische Tendenzschrift. Rousseau und Voltaire sind als die Zerstörer, die katholischen Priester als die Retter des Familien- und Staatslebens geschildert. Vom „heiligen“ Ignatius ist in dieser Familiennovelle, die ultramontanen Gemüthern sehr zusagen wird, mehrfach die Rede. Gewidmet ist sie aus innigster Verehrung und Dankbarkeit Ihrer Hochehrwürden, der würdigen Mutter Bernardine Klein, Vorsteherin des Klosters der Ursulinerinnen in Düren.

3. Die Enttäuschten. Bilder aus dem Leben in der „Neuen Welt“. Von C. Pilger. Leipzig, Loewe. 1868. 8. 1 Thlr.

Eine vielfach an Theodor Griesinger's Schriften erinnernde, aber immerhin originelle Schilderung des Lebens in Amerika vom pessimistischen Standpunkt aus, die, wie der Verfasser selbst sagt, nicht Kunstansprüche befriedigen soll, ein Stück Wahrheit in novellistischem Gewande. Ein Oekonom, ein Architekt, ein Philolog, ein Maler, ein Musiker, ein Goldarbeiter und leider auch ein im Examen durchgefallener Theolog begeben sich mit hochfliegenden Planen nach Amerika und werden in diesem Lande des Humbugs, der Halbbarbarei und des ideenlosen Materialismus gründlich enttäuscht; der Musiker, der sich zuerst noch am besten gefallen und sich möglichst amerikanisirt hatte, endigt durch Selbstmord — ein düsteres Gemälde fast ohne alles Licht. Der Theolog sinkt in des Lebens Noth und Drang zum erbärmlichsten Heuchler herab und ist gezwungen, für sein geringes Einkommen den Orthodoxen zu spielen, weil die Geistesträgheit seiner Gemeinde unvertilgbar erscheint.

Ein solcher Ausgang ist leicht möglich, da der Mensch ja selten dem sittlichen Verfall entgeht, wenn von ihm der Wahrheitspfad verlassen wird; er vermag dann nicht mehr der zermalmenden Macht des Lebensgetriebes hinlänglichen Widerstand zu

leisten, und es wird an ihm bemerkbar, was man von Amerika im allgemeinen behauptet: er geräth in die — Lumpenstampfe.

4. Erzählungen aus Norddeutschland. Von C. W. Stuhlmann. Erster Band. Rostock, Hinstorff. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Zwei vom gesundesten, frischesten Humor durchdrungene Erzählungen, von denen die erste „Herztrost", die zweite „Wer das Glück hat, führt die Braut heim", betitelt ist. Der Schauplatz ist Norddeutschland, und zwar in der ersten Erzählung Hamburg und Hannover, und in der zweiten Mecklenburg, die Zeit der Schluß des vorigen Jahrhunderts. Eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Fritz Reuter ist nicht zu verkennen. Eine Menge komischer, mit köstlicher Laune geschilderter Personen und Situationen erhält unser Interesse von Anfang bis zum Ende in lebendigster Spannung. Wie in so vielen humoristischen Erzählungen von Goldsmith's „Landprediger von Wakefield" an spielt auch hier die Theologie mit ihren Vertretern eine Hauptrolle, nicht als ob theologische Streitigkeiten zur Sprache kämen, bei denen ja, wie der Pastor Hollermann bei einem Hochzeitsschmaus zu dem orthodoxen, gediegenen, damals jedoch ausnahms- und zufälligerweise von Bacchus benebelten Grammatikus und spätern Pastor Bordow sagt, nicht der Werth eines Mückenschwanzes herauskommt, sondern weil der Zusammenstoß der vorausgesetzten Amtswürde und überweltlichen Gesinnung mit den wirklichen Mächten des Lebens und namentlich mit der Liebe zu einer Erdentochter selbstverständlich komisch wirkt; die Natur stellt dem Geist ein Bein — darin besteht nach Stephan Schütze das Komische.

Indessen hat die Komik unsers Verfassers einen tiefern Grund und berührt ernste, wichtige Interessen, wie wir z. B. aus der Geschichte des jüdischen Mädchens Isabella Delmonte ersehen. Dieser Ernst mitten im heitersten Humor tritt hauptsächlich in der längern ersten Erzählung hervor, während die zweite fast rein komisch wirkt. Diese zweite Erzählung führt uns nach Mecklenburg und in eine Zeit, wo alles für Voß' „Luise" schwärmte, „und wo sollte denn wol der Dichter die Vorbilder zu seinem Werke anders gefunden haben als in seiner mecklenburgischen Heimat"? So soll denn ein liebenswürdiges Mädchen durch die Verbindung mit einem fortwährend auf Stelzen gehenden, aufgeblasenen und pedantischen Landpfarrer gut versorgt werden. Während aber Voß' Luise mit dem edeln, bescheidenen Walther noch vor der eigentlichen Zeit getraut wird, verschiebt Ehrn-Gall die Hochzeit; denn „ich studirte gestern in den Werken des heiligen Gregorius von Nazianz, und gelangte bei dieser Gelegenheit auf das Leben des heiligen Ammonius, welcher bekanntlich ein sehr schönes Mädchen heirathete, dasselbe aber, um sich und sie in der Entsagung zu üben, in der Hochzeitsnacht verließ und sich in das Gebirge begab und dort ein berühmter Einsiedler wurde. Das hat denn auch mich zu dem Entschlusse geführt, sowol mich als mein Weib an Entsagung und an Fehlschlagung irdischer Hoffnungen zu gewöhnen, und um dies sofort ins Werk zu setzen, werde ich nicht heute, sondern erst morgen oder übermorgen hochzeiten." Indessen wird die Braut nicht dem Bonzen, sondern ihrem Begleiter, dem Kassirer, zutheil, der sich durch das herzogliche Consistorium vom kirchlichen Aufgebot dispensiren läßt, und der Pastor kommt eben recht zur Trauung mit einem andern. So wird seine sinnliche Uebersinnlichkeit von der Natur und dem gesunden Menschenverstand zu Schanden gemacht.

5. Realisten und Idealisten. Socialer Roman von Jean Charles (Braun von Braunthal). Fünf Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. (Band 9—13 des „Album. Bibliothek deutscher Originalromane", Jahrgang 22, 1867.)

Wir befinden uns in diesem Romane nicht auf dem Boden der Theologie und Kirche, sondern der Popularphilosophie. Der Titel ist irreführend; er sollte heißen: „Materialisten und Spiritualisten"; denn es handelt sich um die Frage, ob der Materialismus oder die entgegengesetzte Weltanschauung recht habe. Die Entscheidung fällt nun freilich gegen den Materialismus aus, der theils in wissenschaftlicher Erörterung, theils durch das Schicksal seines Hauptvertreters, des Arztes, als unhaltbar und die Sittlichkeit gefährdend dargestellt wird. So bleibt denn — dies ist das Endergebniß und die Grundanschauung des Romans — eine übersinnliche Welt, bleibt Gott und Unsterblichkeit; was aber von der rationalistischen Dreiheit nicht oder doch nicht rein bleibt, das ist die Freiheit des Willens; der inzwischen verstorbene Verfasser redet einem wenn auch vertieften und verinnerlichten Fatalismus das Wort und außerdem spielen Vorbedeutungen, Ahnungen und Gesichte, namentlich bei dem spiritualistischen Dichter Karl eine große Rolle.

Gegen die künstlerische Anordnung ließen sich gewichtige Bedenken erheben. Die Einheit ist zwar im allgemeinen gewahrt und eine Handlung, die vom Anfang bis zum Ende verfolgt wird, bildet den Rahmen des Gemäldes; nur ist der große Uebelstand der, daß in den einen Hauptroman mehrere andere Romane oder Novellen oft auf sehr äußerliche Weise verflochten sind. So lesen wir im fünften Bande, S. 14—149, eine an und für sich interessante, spannend erzählte „Auswanderungsgeschichte", die Stoff zu allerhand moralischen Betrachtungen gibt, aber doch mit dem auf dem Titel genannten Grundthema nicht eng zusammenhängt und deren Helden mit den gleich im Anfang genannten, theils zum Materialismus, theils zum Spiritualismus sich bekennenden Haupthelden des Romans in einem ganz äußerlichen Verhältniß stehen. Es ist aber Regenwetter, die Gesellschaft kann nicht ausgehen und der Dichter Karl zieht nun ein Manuscript aus der Tasche und liest die genannte Geschichte vor. Solche äußerlich angeheftete Geschichten finden sich mehrere. Von künstlerischer Anlage, einheitlicher Durchführung und befriedigendem Abschluß eines Romans scheint der Verfasser eigenthümliche Vorstellungen zu haben. Doch dies gehört vielleicht zum Prickelnden, Abenteuerlichen, das wie ein Zugpflaster auf die Phantasie wirken soll. Kann man sich über den genannten Punkt hinwegsetzen, so verdient der Roman wirklich Lob. Eine Menge interessanter Erzählungen, geistreicher Bemerkungen, origineller Scenen, alle durch den Zauber des Geheimnißvollen und Uebernatürlichen fesselnd, mögen manchen Leser für jenen Mangel entschädigen. Es sind Sensationserzählungen vom reinsten Wasser. Beispielsweise nennen wir die Schilderung des pariser Lebens im ersten und zweiten, die Erinnerung an einen Besuch bei Goethe im dritten Bande — nur hat

dieser Besuch nichts mit dem Materialismus, sondern lediglich mit der Kunst zu schaffen —; die Bilder aus dem Badeleben ebendaselbst; Erörterungen über Poesie und Musik im vierten und die schon genannte Auswanderungsgeschichte im fünften Bande, wo allerdings die Farben sehr stark aufgetragen sind. Zur Charakteristik des Ganzen weisen wir auf die Erzählung: „Das Geheimniß der Aehnlichkeit“, im dritten Bande hin, wo ein Herr von Berg unter anderm zu seinem Sohne, als dieser am Vorabend seiner Abreise sich mit ihm noch über manches besprach, sagt:

Hüte dich, mein lieber Ernst, vor jedem Weibe, das zu große, und vor jedem Manne, der zu kleine Schritte macht, Schritte, die nicht in correctem Verhältniß zur Körperlänge stehen; denn ein solches Weib ist zunächst unweiblich, rechthaberisch, unternehmend bis zur Keckheit, leidenschaftlich, wollüstig und treulos, und ein solcher Mann erweist sich fast ohne Ausnahme als charakterlos, als unmännlich, eitel, falsch, neidisch und sinnlich.

Die Erzählung selbst gibt den Beleg zu dieser Warnung.

Hiermit verabschieden wir uns von den theologisch oder philosophisch gefärbten Büchern und betrachten zunächst Erzählungen, die in Bädern spielen. Diese sind:

6. Ein stilles Plätzchen im Jura. Eine Schweizergeschichte von J. Ruffini. Aus dem Englischen. Berlin, Besser. 1867. 8. 15 Ngr.

Dieses stille Plätzchen ist das schwach besuchte, von der Welt abgelegene Schweizerbad Schrankfteinbad. Das Buch enthält eine Reihe aneinandergehäkelte Geschichten, die zum Theil für sich ihren Abschluß finden, zum Theil im letzten Abschnitte, der den Titel führt: „Heruntergefallene Maschen werden wieder aufgenommen“, zusammengefaßt und zu Ende geführt werden. Wir finden anmuthige Bilder aus dem Stillleben; doch fehlt auch der Ernst keineswegs und namentlich ist zu loben, daß statt der nachgerade ermüdenden sentimentalen Liebesgeschichten die pädagogischen und politischen Bestrebungen der Schweiz auf eine Weise zur Darstellung kommen, die der Anlage und dem Charakter des anspruchslosen Werkchens nicht widerspricht. Daran schließt sich:

7. Unter Tannen. Zwei Novellen von Friedrich Spielhagen. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Beide Erzählungen spielen in Tannenburg, einem Bade, dessen Lage nicht genauer angegeben wird. In der ersten wird, wie wir S. 72 in der zweiten Novelle lesen, berichtet, wie ein lieber Freund des Verfassers durch eine wunderliche Verwickelung von Umständen, die beinahe romantischer Natur waren, seine Frau fand. Die Romantiker suchten bekanntlich die blaue Blume, und ähnlich fand der Freund des Verfassers in diesem Bad die blaue Blume, nach der er sich sein Leben lang vergebens gesehnt hatte, ein schönes Mädchen mit großen, strahlenden, blauen Augen von wunderbarer Tiefe. Die gelungene kleine Erzählung erinnert an Schiller's Worte: „Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.“

Diese Erzählung hatte den Titel: „Der Vergnügungscommissar“; die zweite, zu der wir jetzt übergehen, heißt: „Die schönen Amerikanerinnen“, und nimmt den bei weitem größten Theil des Buchs ein. Diese schönen Amerikanerinnen, die Töchter des angeblichen Sklaven- und Plantagenbesitzers Kuningsby aus Nordamerika, enthüllen sich zuletzt als Töchter eines ehrsamen deutschen Schneiders König; ein betrogener Gläubiger aus Berlin erscheint ex machina in Begleitung eines Polizeisoldaten und zerhaut den verschlungenen Knoten. Ein anderer Abenteurer, der für einen ungarischen Edeln gegolten hatte, wird als entsprungener Kellner aus einem wiener Gasthof entlarvt. Dies alles ist mit viel Witz und Laune geschildert; Spielhagen versteht namentlich die Kunst, den aufmerksamen Leser von Anfang an Verdächtiges wittern zu lassen und von Stufe zu Stufe uns in lebendiger Spannung bis zur Katastrophe zu erhalten.

Die große Frage ist nur die, ob das sentimentale und das komisch-satirische Element glücklich verschmolzen sind und eine harmonische Stimmung im Leser zurücklassen. Selbstverständlich nämlich spielt, wie schon der Titel andeutet, die Liebe in der Novelle eine Hauptrolle. Der Forstmeister Egbert verliebt sich beim ersten Anblick in die schöne Ellen Kuningsby, die sich nachher als Lenchen König entpuppt. Sie verräth zwar nicht viel Geist, aber was fragt die Liebe danach? Schreibt sie auch auffallend unorthographisch — „Unorthographie ist die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit“, hat Börne gesagt. Sie erwidert Egbert's Liebe, zeigt viel Gemüth, hat wenigstens in Egbert's Augen etwas unnennbar Liebliches, Holdes, Wunderbares gelesen und weist die Anträge des obengenannten ungarischen Barons, der nachher als Schwindler enthüllt wird, standhaft mit Entschiedenheit zurück. Und dieses Mädchen, für das der tüchtige, gerade und männliche Egbert alles in die Schanze schlägt, ist eine ehrsame Schneiderstochter, die um die Betrügereien ihres Vaters weiß, wol auch bisweilen gezwungenen Antheil daran genommen hat und im stillen, wie es scheint, die Entdeckung fürchtet, was nothwendig auf ihre Gemüthsstimmung einwirken muß. „Alles kann die Liebe ertragen, nur nicht das Lächerliche“, sagt der Jäger in Immermann's „Münchhausen“, und ich fürchte, daß viele Leserinnen — die Leser weniger — in unserer Novelle ähnlich fühlen werden. Indessen bleibt Egbert seiner Geliebten getreu und lebt nachher in glücklicher Ehe mit ihr.

Wenn sie keinen guten Vater hat, sagt Egbert (leider müssen wir hinzusetzen: keine tüchtige Mutter, und daher eine wenn auch nicht durch Ausschweifungen befleckte, so doch bedenkliche, abenteuerliche Vergangenheit), so ist sie doch aus guter Familie, denn einen bessern Mann als ihren Onkel, den braven Büchsenschmied in S., gibt es nicht. Egbert bezieht alle seine Jagdflinten nur von ihm u. s. w.

Ob dies nicht wie eine Abschlagszahlung lautet? Weniger tritt dieser Uebelstand hervor bei dem geistig und gemüthlich minder bedeutenden und eine geringere Rolle spielenden Bergfeld, dem Liebhaber der andern Tochter. Eine glückliche Erfindung ist, daß der von der Polizei eingesperrte Jaguar, der Vater der beiden Lämmer, sonst Mr. Kuningsby genannt, entspringt und wieder nach Amerika gelangt. Doch genug des Tadels oder der kritischen Bedenken; komisch und satirisch gestimmte Geister werden sich an der trefflichen Novelle erlaben. Ob etwas Geschichtliches zum Grunde liegt, weiß ich nicht; unmöglich wäre dies bei der vom Verfasser mehrfach durchgehechelten Fremdländerei der Deutschen keineswegs. Ein hannoverischer Schneidergeselle von adelichen Manieren machte seinerzeit in Livland großes Glück und im

Jahre 1850 erregte ein englischer Baron großes Aufsehen, namentlich bei der weiblichen Welt in Leipzig, wurde aber zuletzt als ein englischer Schneidergeselle entlarvt und fuhr mit Gestank und Zurücklassung bedeutender Schulden ab.

Begeben wir uns vom Bad aufs Land, so finden wir:

8. Müller von Pranitz. Eine märkische Dorfgeschichte von Georg von Kunda. Berlin, Stilke und van Muyden. 1868. 8. 24 Ngr.

Bei diesem Titel denkt wol mancher Leser an die Poesie der Mühle und des Müllerlebens, wie sie sich in Liedern Goethe's und Justinus Kerner's ausspricht, würde sich aber in seiner Erwartung getäuscht finden. Der Titel ist irreführend; weder nach dem Stil, noch nach dem Inhalt ist das Buch eine Dorfgeschichte. Die Darstellung ist zerhackt; diese kurzen Sätzchen, mit denen alle Augenblicke eine neue Zeile, ein neuer Absatz beginnt, reißen den Leser aus der epischen oder novellistischen Stimmung. Entschiedenen Tadel verdienen vollends Sätze wie S. 49: „Fast nie ohne Beschwerden der Lunge mußte er Wochen vollkommener Schlaflosigkeit ertragen. Und die Mutter wachte, betete mit ihm. Las ihm vor, suchte ihn durch Erzählen zu erheitern. Führte seine Correspondenzen", oder S. 60: „Die Jungfer hatte zu schwarz gerathen. Mathilde aber natürlich roth vorgezogen." Der Titel lautete richtiger: Eine dörfliche Kunst- (Maler-) geschichte; denn das Interesse für die Malerei führt die beiden Hauptpersonen äußerlich im Museum zu Berlin und innerlich zusammen, und an ein bestimmtes Gemälde knüpft sich der Fortgang der Erzählung. Zwischen einem Maler, der nebenbei auch Müller ist, und einem wirklichen Müller ist denn doch ein gewisser Unterschied. Mehreres, was witzig sein soll, habe ich nicht verstanden, z. B. warum die funfzehnjährige Luise fortwährend eine Walkyre genannt wird. Es fehlt dem Ganzen nicht blos der dorfgeschichtliche „gesunde Erd- und Hengeruch", den Vischer verlangt, sondern überhaupt der poetische Duft, welcher der Gestalten Zug umwittert.

Ebenso wenig kann ich Poesie finden in:

9. Der Bürgermeister von Lüttich. Historische Erzählung von Hendrik Conscience. Aus dem Vlämischen von E. Büchele. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 1867. 16. 1 Thlr.

Ein Buch, das trotz des gepriesenen Namens seines Verfassers kaum die Uebersetzung verdient, eins von den bekannten Mitteldingen zwischen Roman und Geschichte, doch überwiegend Staatsaction, wie wir denn häufig in Anmerkungen auf die Quellen verwiesen werden, aus denen der Verfasser geschöpft hat. Den Inhalt bilden die Kämpfe zwischen den spanisch-gesinnten Giroux und den französisch-gesinnten Grignoux in der Stadt Lüttich kurze Zeit vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs; es fehlt aber durchaus ein größerer Ausblick und der Zusammenhang mit den übrigen europäischen Zuständen. Wir werden in fortwährender angestrengter Spannung und politischer Aufregung erhalten und außerdem durch Conscience's wie in andern Werken so auch hier hervortretende Vorliebe für das Gräßliche in den Schauerscenen des Schlusses empfindlich zurückgestoßen. Die Grazien sind leider ausgeblieben.

10. Eine büßende Magdalena und andere Novellen. Von G. J. Fürst und Bernhard Heßlein. Leipzig, Purfürst. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Mittelschlag, manchmal weniger als Mittelschlag. Am interessantesten ist die auf dem Titel nicht genannte Erzählung: „Das schwarze Haus zu Brieg", wie es scheint, auf geschichtlicher Grundlage ruhend, eine Criminalgeschichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von culturgeschichtlicher Bedeutung.

11. Wie bei Roßbach. Der letzte Trunk. Novellen von R. Schenck. Leipzig, Purfürst. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Frische und lebendige Darstellung einiger Scenen aus dem Leben des Reitergenerals Seydlitz und der wunderbar bewirkten Besserung eines wüsten und tollen Barons.

12. Die zwei Krüglein. Eine Erzählung von Otto Müller. Braunschweig, Westermann. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Erzählung, die zuerst in den Westermann'schen „Monatsblättern" erschienen ist, könnte man im Unterschiede von der Dorfgeschichte zu den Städtchensgeschichten rechnen; das kleinstädtische Leben und Treiben wird hier mit bestem Humor geschildert. Uebrigens sind nicht sowol die zwei gutmüthigen Sonderlinge, die der Titel nennt, der Mittelpunkt der Erzählung, als vielmehr die von ihnen im ganz entgegengesetzten Sinn erzogene Josephine, die Tochter des einen, die Nichte des andern. Zweierlei finde ich jedoch zu tadeln: S. 93 lesen wir, daß der Hauptmann Hanno, einer von den Liebhabern Josephinens, jedoch in einer Weise, daß man beinahe an Polyphem und Galatea erinnert wird, nachdem er drei Portionen saure Nieren eingenommen, zur Beförderung der Verdauung sich auf den Boden legt und von drei Rekruten mit aller Macht sich auf den Magen treten läßt. Dies heißt nicht mehr mit Wahrheit lügen; hier hat der Humor ein Ende. Eugen sodann, dessen Liebe von Josephine erwidert wird, hat seine Universitätszeit mit Nichtsthun zugebracht und ist im Examen durchgefallen; Josephine ermuntert ihn, sich zusammenzunehmen und aus eigener Kraft und Fähigkeit eine freie, unabhängige Stellung im Leben zu gewinnen. Eugen stimmt ihr zu und verspricht das Beste, gewinnt aber zuletzt die Hand des durch die Schuld der zwei Krüglein verarmten Mädchens durch den längst erwarteten und nun gerade zur rechten Zeit eintretenden Tod eines reichen Onkels in Frankfurt. Hier ist dem Verfasser offenbar eine Masche gefallen.

13. Corporal Hillscher. Ein Dichterleben von C. M. Sauer. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine mehr Wahrheit als Dichtung enthaltende novellistische Bearbeitung der Lebensgeschichte eines Schmerzenskindes der deutschen Poesie, des am 12. November 1837 gestorbenen österreichischen Corporals Hillscher. Das Buch ist dem Manne gewidmet, der diesen „Märtyrer der Poesie" in die deutsche Literatur eingeführt hat, dem Dichter L. A. Frankl. Zu diesem Martyrium gehört nun natürlich eine unglückliche Liebe zu einem reizenden Mädchen, das, von seinen Gedichten angezogen, mit ihm eine Zeit lang tändelte, aber ihre Hand ihm als einem nicht Ebenbürtigen versagt; auch sie wird von der Nemesis ereilt. Einsam, von wenigen verstanden, in einer Stellung, die seinem innern Berufe nicht entsprach, verschmachtete er unter einem Drucke, von dem es keine Rettung gab.

In einem seiner gelungensten Gedichte vergleicht er sich selbst mit Endymion. Der Schluß dieses Gedichts lautet:

> O steigt auf euer Latmos, ihr Verbannten,
> Die rauh und kalt das Leben von sich stößt.
> Die schöne Heimat blühet dem Verbannten,
> Der aus gemeinen Banden sich erlöst.
> Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln —
> Ach! weckt uns nicht und laßt im Mond uns wandeln.

Ein anderes Bild aus Oesterreichs Gegenwart zeigt sich uns in

14. Allerlei Geschichten aus Tirol von Adolf Pichler. Jena, Frommann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein allerliebstes Buch, frisch und lebendig geschrieben, aus dem vollen Leben geschöpft, dem Leser sich ans Herz legend. Der Verfasser hat sich bemüht, diese auf Ferienwanderungen entstandenen Geschichten „mit jener parteilosen Liebe des Naturforschers aufzuzeichnen, der von keiner andern Tendenz weiß, als seinem Gegenstande nach allen Seiten gerecht zu werden, und je mehr er dieses erreichen will, für sich um so weniger in Anspruch nehmen darf. Auch in den Bergen Tirols flutet der Strom einer neuen Zeit gewaltiger von Tag zu Tag. Ein altes Geschlecht sinkt allmählich ins Grab, ich möchte dem Leser manche Gestalt noch am Abend, ehe sie zur Ruhe geht, schildern, und dadurch das Bild einer nahen Vergangenheit erneuern, sei's auch nur mit leichten Linien, während sich die Gegenwart mit voller Kraft in den Vordergrund drängt".

Es sei mir erlaubt, hier aus der Erzählung: „Der Flüchtling", den Abschnitt über das Pedantenstübl im Achenthal herauszugreifen. Dieses Pedantenstübl ist, wie die Wirthstochter dem Verfasser erklärte, im Wirthshaus zu ebener Erde, das Zimmerchen links von der Hausflur:

Da pflegten sich in der guten alten Zeit abends die gelehrten Stammgäste der Wirthin Scholastika zu versammeln, meistens Professoren von Innsbruck, welche hier einige Sommerwochen zubrachten. Es war ein heiterer Kreis, der sich hier gebildet; jetzt deckt die meisten Glieder derselben bereits die kühle Erde. Ja, ja, die Welt wird älter und wir nicht jünger.

Hier haben wir das Wort Pedant in seiner ursprünglichen guten Bedeutung: „Erzieher, Lehrer", ital.: pedante, vom griechischen παιδεύειν. Der Verfasser fährt in der Vorrede fort:

Der Tiroler, oder sollen wir sagen: Tirol? hat seine Eigenthümlichkeiten. Der Mensch lebt hier in einer mächtigen Natur; indem ihn nun diese fast zur Staffage herabdrückte, stellte sie ihn andererseits auf seine eigene Kraft, daß sich das Volk eine Geschichte schuf, die fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht und jeden oft ihm unbewußt hebt und trägt. So bewegen sich diese schlichten Erzählungen im Hochgebirge, das um so mehr zur Schilderung herausforderte, je vielgestaltiger und großartiger es das Leben seiner Söhne bedingt; sie bewegen sich vor dem Hintergrund geschichtlicher Ereignisse, die das Volk nicht blos erduldete, bei denen es entschlossen mithandelte.

Diese Ereignisse spielen hauptsächlich in dem Kriege, den das heldenmüthige Völkchen im Jahre 1809 gegen die Franzosen bestand; darauf beziehen sich mehrere Erzählungen, insbesondere die höchst ergötzliche, außerordentlich drastische: „Die Franzosen". Auch die Schattenseite des tiroler Lebens ist nicht verschwiegen; eine gewisse Vorliebe für sein Vaterland freilich muß man dem Verfasser zugute halten und jeder, der dies Buch aufmerksam gelesen hat, wird fühlen, „daß die Männer am Inn und an der Etsch trotz alledem und alledem nicht zu den verkrüppelten und schwachen Zweigen, sondern zu den Kernstämmen des großen deutschen Volks gehören", und in den Wunsch des Verfassers einstimmen: „Gebe Gott, daß nach langer Zersplitterung und Ohnmacht die Morgenröthe neuer Größe, neuer Herrlichkeit dem viel duldenden deutschen Volke zu leuchten beginne!" Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von den durch die wiener Preiscommission empfohlenen Lustspielen ist „Mademoiselle Bertin", als dessen Verfasser sich Georg Horn genannt hat, von der berliner Hofbühne zur Aufführung angenommen worden. Das ebenfalls empfohlene Lustspiel: „Unsere Sklaven", von Ritter von Sacher-Masoch, ist, wie wir erfahren, eine sociale Komödie mit dem für eine Satire glücklichen Grundgedanken, daß nicht von Frauenemancipation, sondern von Männeremancipation die Rede sein sollte, indem die Männer die Sklaven unserer Gesellschaft sind, ein Gedanke, der in mehrern parallelen Gruppen durchgeführt ist. Auch in dem Novellencyklus, welchen der trefflich redigirte „Salon" von diesem Autor bisher gebracht hat, wird das Verhältniß von Mann und Weib in seinen verschiedenen Phasen behandelt. Im ersten Heft des dritten Bandes ist eine neue gelungene Novelle aus diesem Cyklus erschienen: „Der Capitulant."

Die Romane von Max Ring finden im Auslande Verbreitung und Anerkennung. In Neuyork erscheint in englischer Sprache eine Uebersetzung von Max Ring's früherm Roman „John Milton" unter dem Titel: „John Milton and his times, an historical novel, translated from the German by F. Jordan." Die amerikanische Kritik spricht sich sehr günstig über das Werk aus. Gleichzeitig erscheint in der mailändischen Zeitung Perseveranza eine italienische Uebersetzung von Max Ring's „Verlorenem Geschlecht", einem Roman, dessen Vorzüge in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden sind.

Adolf Stahr's „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke" (Berlin, Guttentag) erscheint soeben in sechster Auflage, vermehrt mit manchen Zusätzen, die Stahr zum Theil dem verdienstlichen Werke Justi's über Winckelmann verdankt. Gleichzeitig ist auch von dem in demselben Verlag erschienenen Werke Stahr's: „Goethe's Frauengestalten", eine zweite Auflage nöthig geworden; ein Beweis, wie richtig der geistvolle Autor in seinen literargeschichtlichen und ästhetischen Monographien den volksthümlichen Ton getroffen hat, ohne tieferer Auffassung untreu zu werden.

Bibliographie.

Grotefend, G. A., Das deutsche Staatsrecht der Gegenwart. Berlin, Kortkampf. 1869. Lex.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Häckermann, A., Preussen und England. Ein vergleichender Rückblick. 1ster Artikel. Greifswald. Gr. 4. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Eigene und fremde Welt. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 2 Thlr.

Hasak, V., Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters, dargestellt in deutschen Sprachdenkmalen, oder 50 Jahre der deutschen Sprache im Reformationszeitalter vom Jahre 1470 bis 1520. Ein christliches Lebensbild. Mit Benützung von neun verschiedenen deutschen Bibelausgaben vor Luther. Nach alten Druckwerken und Handschriften verfasst. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kessel, C. v., Der Diogenesclub. Humoristisch-satyrischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kletke, H., Ein neues Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Schmaler, J. E., Die Schmähschrift des Schmiedemeisters Stosch gegen die sprachwissenschaftlichen Wenden, beleuchtet vom Standpunkte der Wissenschaft und Wahrheit. Bautzen, Schmaler u. Pech. 8. 22½ Ngr.

abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die ihren Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben ins Bett steigen wollte, und was ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt wurde, müßt' ein anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn das Reden hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall anderer Kerle, von denen jeder ein Stück der Kleider Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eins über meine eben noch in rhetorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, sodaß wir alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit, ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als nothwendig für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst mittheilen möchten, da die Volksmasse gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunken", nicht in vollendetster Harmonie zu hören.

Auch diese Erzählung liefert einen Beweis dafür, wie groß der Enthusiasmus der Jugend für Schiller war; kein gleichzeitiger oder späterer Dichter konnte sich derselben stürmischen Theilnahme rühmen. Jedenfalls war die lauchstädter Aufführung die erfolgreichste, welche „Die Braut von Messina" erlebt hatte; denn die berliner Kritik wies das Stück kühl und zum Theil spöttisch zurück.

Später traf Gubitz mit Schiller in einer Abendgesellschaft in Weimar zusammen; er entdeckte an ihm die auffallenden Spuren seiner abzehrenden Krankheit. Der Dichter blieb den ganzen Abend ernst und gedankenschwer und antwortete zerstreut, versagte auch einen „Leberreim", als die Reihe an ihn kam, indem er kopfschüttelnd schwieg. Die Begegnung mit Goethe fand gar auf einem Maskenball statt, wo gerade der Jupiter tonans, seinen Seidenmantel hin- und herwerfend, sehr heftig mit dem Theaterintendanten Kirms verhandelte und sich höchst unglimpflich über Anmaßungen der Komödianten äußerte. Gubitz, auch in einen Domino gesteckt, um auf dem Maskenball Goethe's Bekanntschaft zu machen, benutzte die Gelegenheit, indem er ihm recht gab, ebenso auf die Komödianten loswetterte und so die Aufmerksamkeit des Dichters auf sich lenkte. Er zog die Empfehlungsbriefe, mit denen er ausgerüstet war, aus der Tasche. Einige künstlerische Leistungen von Gubitz waren dem Dichter schon bekannt, sodaß dieser den jungen Künstler rasch in Protection nahm und ihm noch später dauernde Theilnahme bezeigte.

In seinem neunzehnten Jahre wurde Gubitz ordentliches Mitglied der Akademie (1804), und 1808 erhielt er das Patent als Professor. Schon vorher war er in neue Händel wegen der Tresorscheine verstrickt worden, die 1806 von Stein in den Verkehr gebracht wurden; er hatte gegen die Unnachahmlichkeit eines in Art der Aquatinta entstandenen, für die Buchdruckerpresse zugerichteten Aetzwirrsals Protest eingelegt und behauptet, daß sich dies im Holzschnitt herstellen lasse. Stein forderte den Beweis hierfür und hatte eine heftige Scene mit dem jungen eigensinnigen Holzschneider, der sich nicht zu einer andern Meinung bekehren ließ. Später erschienen in der That falsche Tresorscheine und Gubitz wurde aufgefordert, Unterscheidungszeichen zu öffentlicher Bekanntmachung zu ermitteln. Als später die Franzosen in Berlin eingerückt waren, wurde Gubitz zum Gouverneur General Clarke befohlen, bei welchem sich der gelderpressende Minister Estève befand. Dieser theilte ihm mit, man habe preußischerseits von der Bank 15 Millionen Thaler bürgerliches Eigenthum mitgenommen und es sei nothwendig, zur Schadloshaltung der Betheiligten und zum Vortheil des Geldeinflusses, die Tresorscheine als Anweisung auf das widerrechtlich Entführte in solcher Summe zu vermehren, wobei Gubitz als Fabricateur möglichst rasch beförderlich sein solle. Doch der junge Akademiker wies standhaft alle Bestechungsversuche und Drohungen zurück und wurde dafür mit eintägiger Haft bestraft. Noch einmal geräth Gubitz in Conflict mit den französischen Behörden. Er gab eine Zeitschrift heraus gegen die vielen gedruckten Schmähungen, mit denen man Preußens Zustände übertrieben entwürdigte und die höchsten herzgütigen, von ihm mit vollster Anhänglichkeit verehrten Personen grauenhaft mishandelte. Diese Zeitschrift: „Das Vaterland", hatte auf dem Umschlag die Bezeichnung: „Feuerschwamm", und erschien in freien Lieferungen in den Jahren 1807—9. Ein Artikel derselben erregte Anstoß bei den französischen Behörden oder einem ihrer literarischen Zuträger. Gubitz wurde am 11. Mai 1808 verhaftet und von zwei Gensdarmen nach der Commandantur gebracht. Gubitz erzählt uns seine Begegnung mit Staatsrath Bignon, der sich sehr liebenswürdig gegen ihn benahm; eine untreue Uebersetzung trug die Hälfte der Schuld an dem anstößigen Charakter des Artikels. Der Autor kam mit einer sechswöchentlichen Hausvogteihaft davon, die ihm überdies in jeder Hinsicht erleichtert wurde. Auch später hat Gubitz stets patriotischen Sinn gewahrt und gezeigt.

Wenn wir aus seinem Lebensbilderbuche die literarischen Charakterköpfe herausschneiden, so fällt uns zunächst Zacharias Werner in die Hand. „Die Weihe der Kraft" mit dem wunderlich behandelten Luther und ihrer katholisirenden Tendenz hatte, wie wir erfahren, damals solches Misbehagen erregt, daß die Offiziere im Sommer 1806 eine Schlittenpartie auf Rollwagen veranstalteten, wobei man die Gestalten der Werner'schen Dichtung als Spottbilder vorführte. Iffland beschwerte sich über diesen Schlittenschwank, den die Veranstalter mit leichter Haft büßen mußten. Interessant sind die Mittheilungen aus Werner's Briefen (1796—1804) an den Justizrath Peguilhen in Berlin, da sie die Bekenntnisse des Dichters über Staat, Religion und Kunst sehr umständlich mittheilen.

Das Charaktergemälde Werner's erhält durch die folgenden Mittheilungen einige sehr bezeichnende Striche:

> Ueber Liebe und Ehe herrschte in ihm die sinnlichste Leichtfertigkeit, die sich auch nicht den Schein des Sittlichen zu bewahren wußte. Darüber mögen wenige Andeutungen zugleich seine Aufrichtigkeit bezeugen. Im Jahre 1798 war ihm eingefallen, sich von Warschau nach Bialystock, wo sich damals Peguilhen befand, versetzen zu lassen. Ihm schrieb nun Werner unter anderm: „Wenn man nach Bialystock in Gesellschaft eines schönen Weibes käme, und sie weder als Frau, noch als

Maitresse präsentiren wollte, wären euere Cirkel wol aufgeklärt genug, um dieses niedliche, sehr gut erzogene Weibchen — eine halbe Deutsche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber auch nicht wie meine Vorige!!! —, um dieses Weibchen, sage ich, darin als Madame X oder Z zu produciren, und mit ihr unverheirathet zusammenzuwohnen? Jedoch bitte ich im ganzen Ernst, über dieses Räthsel, was hier noch ganz ein Geheimniß ist, weder von diesem, noch von jenem Aufklärung zu verlangen, da beides mich sehr compromittiren würde." Dies hatte er allerdings zu fürchten, denn Werner war derzeit verheirathet, bald danach geschieden, ein Jahr später (1799) wieder verheirathet, 1801 abermals geschieden, und im Juni 1802 berichtet er verspätet aus Warschau: „Ich bin mit meiner dritten Frau, einer hiesigen Schneiderstochter, Malgorszata Mankviatowska, seit dem September vorigen Jahres verheirathet. Meine Frau ist stockpolnisch, 19 Jahre alt, und macht mich unendlich glücklich." Es dauerte jedoch nicht lange mit dem Unendlichen, auch diese Ehe wurde aufgelöst nach kaum vierjährigem Bestande, und dem nun sechsunddreißigjährigen Werner hatten bereits drei Frauen gern entsagt. Hinsichtlich der dritten schreibt er an den Freund: „Erlaß mir die traurigen Details; das aber kann ich dir schwören, daß die Scheidung von meinem innigst geliebten Weibe (das Scheidungs-Erkenntniß ist schon heraus) vielleicht die einzige gute Handlung meines Lebens und das schwerste Opfer war, was ich je brachte." Die „Details" wurden sehr offenkundig. Werner überließ sich während seines Aufenthalts in Berlin den sinnlichsten Genüssen, und dies zu dulden, verweigerte das Gefühl der schönen dreiundzwanzigjährigen Frau, die ich gesehen, aber nicht näher gekannt habe.

Zur Ergänzung dieser Schilderung dient die folgende Mittheilung von Friederike Bethmann:

Als Werner im Jahre 1808 von Berlin abzureisen gedachte, stürzte er eines Abends mit fliegendem Mantel zu uns ins Zimmer, dabei heftig ausrufend: „Sie liebt mich noch, sie liebt mich noch!" Erst nach Umschweifen ward es uns klar, daß Werner die Kunth meinte, nachdem er bei ihr den Abschiedsbesuch nicht unterlassen hatte, und auf meine Frage: woran er die noch dauernde Liebe erkannt habe, antwortete er in Verzückung: „Sie begleitete mich bis an die Treppe, und dort sagte sie: «Werner, in Rücksicht auf unser sonstiges Verhältniß will ich dir noch einen freundschaftlichen Rath geben: wasch' dich, kämm' dich, denn du siehst aus wie — — !»" Für die, nicht von der Bethmann, nur hier unterdrückte Vergleichung darf man den stärksten Ausdruck gebrauchen, und die geschiedene Frau nicht im Unrecht finden; denn Werner vernachlässigte sich zuweilen so, daß ein ähnlicher Rath nützlich sein konnte.

Werner's Hang zum Spukglauben war offenkundig; er gerieth einmal, nachdem eine Hexengeschichte spaßhaft aufgefaßt worden, ganz außer sich, schlug mit der Faust auf den Tisch, schrie dabei: „Hexen geben er's!" (Provinzialismus für „Hexen gibt es!"), und verließ wüthend das Zimmer.

Später — im Jahre 1814 — traf Gubitz noch einmal mit Werner zusammen, als er schon den Priesterrock angezogen hatte und die Poesie verdammte:

Die Veränderungen an seinem Aeußern waren übrigens bedauernswerth auffällig; seine Gestalt von Mittelgröße schien gegen sonst durch Abmagerung verlängert, das Gesicht mit dem unter starken Brauen düster blickenden Augen war faltiger, das dunkle Haar mehr mit Grau gemischt. Die Sprache aber hatte an Kraft und Volltönigkeit nichts verloren, und die Wandelbarkeit der Mienen war ebenso lebhaft im Anreizenden wie im Abschreckenden, je nachdem er in der Rede das ihm Werthe oder Widrige berührte. Unvergeßlich ist er mir in dem Augenblick, als wir uns trennten. Wir hatten eben noch über Kunst- und Literaturzwecke gesprochen, da ergriff er meine Hand und sagte mit Würde: „Lassen wir die Moder des Staubes sich im Kreislauf abmüden, und wünschen wir jedem, daß ihm aus den unvermeidlichen Schmerzen des Irrthums die Kraft erwachse, vom Weltlichen alles hinzugeben, um durch Glauben und Ahnung das Reich der Unschuld zurückzuempfangen, wie es einst die Menschheit mit dem Paradiese verlor. Auf diesen Segen hoffe ich, und dieser Segen sei mit Ihnen!" Da stand er innerst angeregt vor mir als Geweihter, der beseligt aufblickte zum Gebiet der Verheißung, und ich leugne nicht, daß der Mann, den ich vordem wegen seiner schwankenden Wunderlichkeit belächeln mußte, mich erschüttert hatte, wonach mir die gerühmte Wirkung seiner Predigten sehr einleuchtend, der Werner von ehemals und jetzt zu einem seltsamen Doppelwesen, daneben doch wieder zu einer denkbar möglichen Einheit wurde.

Ein anderer Romantiker, Amadeus Hoffmann, erscheint in unsern Mittheilungen in noch ungünstigerm Lichte. Gubitz erzählt aus seinem Leben eine Schauergeschichte in Callot'scher Manier, die Liebe Hoffmann's zu einer verheiratheten Frau. Die Frau gebar einen Knaben, der fremder Pflege übergeben wurde. Vor dem zurückkehrenden Ehemann konnte das Vorgefallene nicht geheim gehalten werden. Er mishandelte seine Frau, die auch an Hoffmann keine Stütze fand; sie machte den Versuch, sich zu erhängen; doch wurde sie wieder ins Leben zurückgerufen. Wahnsinnig fiel sie der Charité anheim, aus der sie nach zwei Jahren genesen, doch zerstört an Geist und Körper, entlassen wurde. Der Knabe hatte von dem Vater die musikalischen Neigungen geerbt, lief tagelang mit herumziehenden Musikanten, besuchte Opern und Musikaufführungen in Berlin, in die er sich insgeheim einzuschleichen suchte; später ertrank er beim Baden. Gubitz faßt sein Urtheil über Hoffmann in der folgenden Weise treffend zusammen:

Er war unzweifelhaft ein Genie, das bei besserer Selbstleitung höhern Werth erlangt hätte; denn es darf wol gesagt werden, dies Genie litt durch seine eigenen Verzerrungen und Krampfverzuckungen, die sich sogar in Hoffmann's Antlitz tummelten: aus seinen unaufhaltsam unruhig beweglichen Gesichtszügen ließen sich Muster zu Spott- und Hohnlarven entnehmen. Ein wollüstiger Schmerz, ein Herauswenden der grauenhaftesten Seite des Menschen, ein Schwelgen an einer Gespenstertafel geht — wenn auch nicht völlig ohne Ausnahme — durch das, was er gefühlt und geschrieben. Dem Leser ist's, als ob er abendlich an einer Reihe von Wachsgestalten vorüberwandelt, und ich will es nicht verhehlen, daß es mir niemals möglich war, eins dieser Schattenbildswerke vom Anfang bis zum Ende zu lesen.

In dem zweiten Bande der „Erlebnisse" tritt Müllner in den Vordergrund; er erscheint hier wie überall als der eifrigste Anwalt seiner eigenen Dichtungen, unermüdlich in Erklärungen, in Chicanen, in Anforderungen an die Journale, in maßloser Polemik und erbittertem Haß gegen die Ketzer, die an seiner dramatischen Unfehlbarkeit zweifelten. Mit Recht wurde er damals der „Dei von Weißenfels" genannt:

Für Ausbreitung seines Ruhms sorgte er fortdauernd unablässig! Wo eine seiner Dichtungen für die Bühne zu dieser den Weg gefunden hatte, überall stand er, entweder in eigener oder durch eine vermittelnde Person, gleichsam als Leibwache, um jeder nicht unbedingt ihm huldigenden Ansicht den Abdruck zu hindern oder, war dies nicht erreichbar, durch überall der Lesewelt in mancherlei Larven ausgestreute Verdächtigung der Verfasser den Eindruck des Urtheils zu vernichten. Es war, als hätte er in den betheiligten Städten geheime Polizei, die ihm Zweckdienliches besorgte, sodaß er in Weißenfels Berichte schrieb von Berlin, Wien, Weimar, Leipzig, Braunschweig bis zu sogenannten Liebhabertheatern, immer in Bezug auf seine Bühnenspiele. Mir war dies zuweilen — bei der, ob auch in Grundzügen mit ihm nicht geeinigten Anerkennung seiner Geist-

fähigkeit — bedauernswerth fieberischer Umtrieb einer Eitelkeit, die um so hartnäckiger sich einprägte, weil sie erst kurz vor Müllner's vierzigstem Lebensjahre ausbrach.

Wo Erklärungen nicht halfen, führte Müllner Processe; so waren 1822 gleichzeitig drei Processe gegen Friedrich Arnold Brockhaus angestrengt worden; auch gegen Gubitz, den Redacteur des „Gesellschafter", an dem er früher Mitarbeiter gewesen, führte er einen Injurienproceß und beantragte in der Klage, daß ein Exemplar des den Aufsatz enthaltenden Blattes durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt und der Verklagte mit der Strafe des Pasquillanten zu belegen sei! Die Klage wurde jedoch zurückgewiesen. Trotz dieser Belästigungen, deren Detail zur Genüge beweist, daß wir auch in Bezug auf literarische Klopffechtereien und auf den Eifer, solche Streitigkeiten vor das gerichtliche Forum zu bringen, seit jener Zeit Fortschritte gemacht haben, verkannte Gubitz niemals die wahren Verdienste und das Talent Müllner's. In der Vorrede zur Gesammtausgabe seiner Schriften hatte dieser erklärt, daß er vom Bühnenwesen sich trennen wolle; Gubitz äußerte sich hierüber in seinem Blatte:

> Wie sehr verschieden die Urtheile über Müllner's Wirksamkeit für die Bühne waren und noch sein mögen, darin stimmen die als redlich anzunehmenden feindlichen Kritiker mit den freundschaftlichen überein: ihm stehe ein so bedeutendes Talent zu Gebot, wie es von keinem der neuern dramatischen Dichter übertroffen wird. Meist gab eine abweichende Ansicht über die Grundlage seiner Tragik den Anlaß zum Streit; die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der Müllner an jener antiken Schicksalsidee festhielt, die nun einmal von seinem adoptirten, aus dem Aristoteles hervorgegangenen Glaubensbekenntnisse unzertrennlich schien, machte bisher einen Frieden unmöglich und ward wol die nächste Veranlassung, daß er seine Thätigkeit der Bühne entzog, wenn wir auch übrigens einen zweiten Grund, die unerträgliche gesetz- und schutzlose Stellung der Bühnendichter zu den Bühnendirectoren, dabei ebenfalls gelten lassen. Wie sehr der Verlust Müllner's für die Dramatik zu bedauern ist, wurde im „Gesellschafter" öfter ausgesprochen; vielleicht hilft es, wenn wir es abermals wiederholen, wie höchst unrecht wir es finden, daß er bei einem so ausgezeichneten Beruf der deutschen Bühne seine Hülfe entzieht.

Im ganzen kann man dieser Beurtheilung noch heute beistimmen. Es war eine unglückliche Ehe, welche Müllner's Talent mit der Schicksalsidee einging; man kann nachweisen, daß es durch sie in seiner Entfaltung gelähmt worden ist. Dieser falsche Idealismus stand ihm gerade übler zu Gesicht als jedem andern. Müllner hatte Energie, Schärfe, praktischen Sinn, dabei eine unleugbare Begabung für dichterische Form. Alle diese seltenen Vorzüge, die für den Bühnendichter doppelt werthvoll sind, litten bei der verkehrten Richtung, welche die Grundgedanken seiner Dramen entstellte. Ein gewisses gereiztes Wesen, das sich bei dem Advocaten Müllner durch eine ruhelose Rabulisterei kundgab, ist indeß den deutschen Dramatikern wol nachzusehen. Die Stellung der Bühnendichter gegenüber den Directoren hat sich seit jener Zeit wol äußerlich gebessert; im übrigen aber müssen die tüchtig Strebenden jeden Fuß breit Landes dem guten Willen und den Vorurtheilen der Bühnenleiter, den tausend Rücksichten der Hofbühnen, einer oft feindseligen Kritik und der Gleichgültigkeit eines durch leichte Waare verwöhnten Publikums abkämpfen. Den Rückzug von der Bühne, den Müllner damals ankündigte, haben seitdem auch andere namhafte Dichter mehrfach angetreten. Oder ist es schon vergessen, daß einer der erfolgreichsten Dramatiker der jüngsten Epoche, Karl Gutzkow, seit mehr als zwölf Jahren die dramatische Production aufgegeben *), daß begabte Dichter, wie Alfred Meißner, daß selbst der Verfasser des „Narciß", Emil Brachvogel, sich seit längerer Zeit von der Bühne zurückgezogen und der mühelosern Romanproduction hingegeben haben?

Therese Huber, damals Redactrice des Cotta'schen „Morgenblattes", in welches Müllner die Ablagerungen seiner Galle niederlegte, beklagt sich in mehrern Briefen über die Abhängigkeit ihres Verlegers von dem weißenfelser Dei. Diese Briefe enthalten auch ein Urtheil über Jean Paul, der 1819 in Stuttgart war:

> Jean Paul ist hier. Mit dem Bewundern des Publikums ist's nichts — der Stuttgarter bewundert nur sich — aber auch nicht — er rühmt sich nur, und ich — bewundere auch wenig — lieb gewinne ich ihn bei mehrmal Sehen. Er hat etwas sehr Gutmüthiges und Kindliches — dann sein Glaube an seine Bewunderung, in Ursache und Wirkung, ist kindlich. Ich seh' ihn gern und mag ihn gern in kleiner Gesellschaft sehen, wo er etwas mehr bei der Klinge bleibt.

Weiterhin begegnet uns Christian Grabbe, „ein durch Geist, Verschrobenheit und Selbstverwüstung ausgezeichneter Dichter". Ueber Grabbe's „Dramatische Werke" brachte damals der „Gesellschafter" eine eingehende Beurtheilung, welche mit den Worten begann:

> Eine neue, roh-prachtvolle, ungebändigte, ungeregelte, von Kraft übersprudelnde, an den alltäglichsten Schwächen leidende, mit dem Scheitel den Himmel berührende und mit den Füßen den gemeinsten Schlamm aufrührende, auf jeden Fall aber, bei aller ihrer vorläufigen Unanwendbarkeit, bereits die heutigentags so laut zwitschernde und gackernde poetische Brut adlergleich überflügelnde Natur zeigt sich in den „Dramatischen Dichtungen" des bisher ganz unbekannten, plötzlich unter unsern jungen Dramatikern auftauchenden Hrn. Grabbe.

Diese Anerkennung erfuhr nach „Don Juan" und „Faust" und den „Hohenstaufen" wesentliche Einschränkungen. „Herr Grabbe", heißt es bei dem letztern Drama, „wird entweder leichtfertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leichtfertig." Die Leichenrede, welche Gubitz dem verstorbenen Dichter hielt, unterschied sich wesentlich von den glänzenden Epitaphen der Jungdeutschen; sie wies darauf hin, daß der Untergang Grabbe's nicht von den deutschen Bühnen verschuldet worden, daß seine Stücke in Wahrheit nicht aufführbar, daß seine Production aus der Genialität und dem Gemeinen entstanden sei, und daß er dieses nicht zu überwinden, jene nicht recht zu reinigen verstanden habe. Sehr treffend und auf verwandte dichterische Erscheinungen neuester Zeit anwendbar ist die Bemerkung von Gubitz:

> Die Empfänglichkeit für wahrhaft Treffliches fehlt nie, wo aber Verschrobenheit und Eigensinn erscheinen, selbst mit der Genialität verbunden, wird höchstens der Gleichgestimmte erweckt, die allgemeine Theilnahme jedoch verfehlt.

In der That ist Grabbe für die Gegenwart so gut wie verschollen; seine Stücke haben auch nach seinem Tode nicht wie die von Heinrich von Kleist Bearbeiter gefunden, welche sie auf die Bühne gebracht hätten. Dem Bühnenpublikum fremd, sind sie es auch dem Lesepublikum geworden; denn wer kümmert sich um nichtaufgeführte

*) Wir erfahren indeß soeben, daß er ein neues Lustspiel: „Der westfälische Frieden" vollendet hat.

ältere Dramen, die in den Leihbibliotheken modern? Nur die Literaturgeschichten bringen Grabbe's Namen, mit einer sich meist forterbenden Charakteristik auf die Nachwelt. Auch nicht an Shakspearomanie ging der Dichter zu Grunde; er hat sich im Gegentheil sehr schlagend gegen dieselbe erklärt. Es war das Barocke, Absonderliche, das oft Schiefe, das bei ihm zur stereotypen Form oder Formlosigkeit erstarrte, durch körperliche Ueberreizungen und Abstumpfungen einen Poeten von hohem dichterischen Schwung zuletzt bedenklich lähmte; denn es ist eine Verkehrtheit, zu behaupten, daß der mehr epigrammatische Stil seiner letzten Dramen, der gleichsam gigantische Bonmots sprühte, den Vorzug verdiene vor dem oft dithyrambischen seiner Erstlingswerke. An dieser Erlahmung seines Talents trug physische Zerrüttung des trunksüchtigen Dichters die Schuld. Gubitz sagt hierüber:

Ich mag dies Jammerbild in seinen Ausschweifungen nicht bis zur Vollständigkeit leibhaft schildern, bemerke nur noch, daß ich ein paarmal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieser, den Manneswerth selbstmörderisch entwürdigenden Trunkwuth erschüttert worden bin.

Die erste Begegnung mit Heinrich Heine, „der auch ein jugendlicher Ausschweifling war, deshalb dann lange Marter zu erleiden hatte", erzählt uns Gubitz in folgender Weise:

An einem Tage des zweiten Vierteljahres 1821 stand ein junger Mann vor mir, fragend: ob ich Gedichte von ihm aufnehmen wolle, und ich empfing schön geschriebene „Poetische Ausstellungen". Da ich ehemals die mir oft und wahrscheinlich gebührend als Vernachlässigung angerechnete Gewohnheit hatte, Fremde, die ihren Namen im Gespräch nicht voranschickten, danach unbefragt zu lassen, sah ich nach der Unterschrift und las: „H. Heine." Auf meinen Wink hatte er sich gesetzt, und da er das Wenden seiner Handschrift bemerkte, sagte er: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." Ich lachte, erwiderte: „Wenn's geht, recht gern!" und las dann lautlos etliche Verse. Heine selbst brachte mir mehrmals diese erste wortkarge Zusammenkunft in Erinnerung, und wie ich endlich nur noch geäußert hätte: „Kommen Sie gefälligst nächsten Sonntag wieder!" Begreiflich konnte ich nur wenige Verse gelesen haben, es waren folgende, das Gedicht: „Der Kirchhof", beginnend:

> Ich kam an meiner Herrin Haus
> Und wandelt' im Wahnsinn und Mitternachtgraus,
> Und als ich am Kirchhof vorübergehn will,
> Da winken die Gräber ernst und still.
> Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein:
> Das war der flimmernde Mondesschein.
> Es lispelt: „Lieb'-Bruder, ich komme gleich!"
> Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

In dem Dichter denke man sich eine von schlotteriger Kleidung umhüllte, krankhaft schlanke Gestalt mit blassem abgemagerten Antlitz, dem Spuren zu frühzeitiger Genüsse nicht mangelten, und man wird es natürlich finden, daß jene Verse und der Eindruck des Persönlichen dem mir Fremden etwas Unheimliches anwehten. Unverkennbar ward mir aber, nachdem ich weiter las, sein Dichtervermögen, und als Heine wiederkam, erklärte ich mich bedingungsweise zur Aufnahme des Beitrags bereit. In seinen ersten handschriftlichen Gedichten hatte er eine solche Menge von Häkchen an den selbst- und mitlautenden Buchstaben der Worte, und gebrauchte falsche Reime so allbequem, daß ich meinte: er könne die mir gegebenen fünf Gedichte in dieser Beziehung wol nochmals prüfen. Er entgegnete: das sei alles dem Volkston gemäß, was ich nicht bestritt, aber noch bemerkte: daß ich nur hinweise auf übertriebene Anwendung solcher Herkömmlichkeiten, wenn sie dem Geläufigen eher hinderlich statt fördernd wären. Außerdem verhehlte ich ihm nicht, er sei in dem Gedicht: „Die Brautnacht", so zügellos mit der Sitte umgegangen, daß manche Censurlücke unvermeidlich, ich auch den Abdruck verweigern würde, wenn er nicht ein paar Stellen reinigen wolle. Zu nochmaligem Prüfen war er bereit, ich bin überzeugt, nicht mit dem freiesten Entschluß, doch änderte er sehr gewandt.

Unser Autor hat nicht nur im „Gesellschafter" Heine in die Literatur eingeführt; er hat ihm auch den Verleger für seine ersten Gedichte vermittelt, die 1822 in der Maurer'schen Buchhandlung erschienen, dann wieder günstige Recensionen wie die von Varnhagen in sein Blatt aufgenommen, ja sogar bei seinem Onkel Salomon Heine den Vermittler in Geldangelegenheiten gemacht, sodaß dieser, obgleich auf seinen Neffen erzürnt, sich doch bestimmen ließ, ihm auf drei Jahre wieder 500 Thaler zuzusichern, damit „ein großes Genie nicht verfalle". Die Anerkennung des Onkels war jedenfalls wärmer, als die der übrigen Zeitgenossen. Die Gedichte fanden nicht gleich glänzenden Absatz und Heine äußerte selbst: zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muß man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern. Auch noch später ist Heine's „Buch der Lieder" lange Zeit ein Ladenhüter gewesen, ehe es seine alljährliche, buchhändlerische Wiedergeburt feierte. Man weiß ja, daß Goethe's erste „Gesammelte Werke", die bei Goeschen erschienen, ebenfalls keinen Absatz fanden. Wie ganz anders reussirten Vulpius, neuerdings Retcliffe! Nach solchen Erfahrungen könnte man die Formel feststellen, daß der Absatz der Dichtwerke, so lange sie neu sind, in umgekehrtem Verhältniß steht zu ihrem Werth. Viele der von Gubitz mitgetheilten Briefe Heine's hätte Strodtmann in die Biographie dieses Autors mit aufnehmen können; sie enthalten manche Stelle, die das scharfe und eigenthümliche Gepräge des Heine'schen Esprit trägt; z. B.

Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Aus einigen hier mitgetheilten Besprechungen Heine'scher Gedichte ergibt sich, daß die Kritik von Anfang an in der Beurtheilung derselben einen Ton anschlug, der im wesentlichen noch heute in den Literaturgeschichten angeschlagen wird. In einer dieser Recensionen finden sich zwei treffende Bemerkungen; von Heine's Witz heißt es, daß wir, gleich dem Inder, der in dem unreinsten Gethier, das vom geweihten Tempelbrote genascht, immer den Behälter des Geweihten verehrt, noch in der unangenehmsten Gestalt den darin verkörperten Geist anerkennen müssen. An einer andern Stelle werden die mit Begeisterung anerkannten „Nordseebilder" „kolossale Epigramme" genannt. Gubitz urtheilt über Heine, daß man ihn für einen Dichter immer anerkennen werde und müsse, obschon er die rosigsten Seelenblüten gepaart mit den giftigsten Gewächsen sinnlicher Versumpfung ausstreute, nur um rasch den jubelnden Beifall des schmähsüchtigen Lüstlingstrosses zu erzwingen und zu steigern.

Interessant ist auch die Charakteristik von Clemens Brentano und Achim von Arnim.

Sowie die namhaftesten Schriftsteller jener Epoche werden uns auch die Schauspieler, mit denen Gubitz durch seine journalistische Stellung und dramatische Thätigkeit in nähere Beziehung kam, vorgeführt: die Bethmann,

Lemm, Sophie Schröder, Ludwig Devrient. Das erste Auftreten dieses Schauspielers in Berlin, der schon von Breslau als ein „Genialer“ bezeichnet wurde, fand in der Rolle des Franz Moor statt, deren Darstellung von Gubitz genau analysirt wird. Wir erfahren dabei, daß Devrient's Gesicht die mephistophelischen Züge „nur mit Widerstreben verleugnete, wobei seine lange, auffallend verschiefte Nase unter schönen, aber unheimlich ruhelosen Augen, nächstdem die Zuckungen in rasch veränderlichen Mienen sehr behülflich waren“. Aus seinem Weinhausleben werden uns manche interessante Anekdoten mitgetheilt. Devrient war nicht blos ein lebhafter Gesellschafter in dem bekannten Kreise von Lutter und Wegener; er war auch ein stiller Trinker, der, wenn er sich vor der Welt verbergen wollte, im Hinterzimmer eines Materialladens der Markgrafenstraße einsam bei der Flasche saß.

Durch eine Fülle derartiger Mittheilungen, an welche sich ähnliche über die musikalischen Wirren zur Zeit Spontini's und Weber's und über einige theologische Conflicte schließen, ergänzen die Erlebnisse von Gubitz nach diesen Seiten hin die jüngstbesprochenen „Blätter aus der preußischen Geschichte“ von Varnhagen, welche mehr die politische Signatur jener Zeit wiedergeben. Der hier und dort etwas altfränkische, man möchte sagen holzschnittartige Stil beinträchtigt nirgends die Tüchtigkeit und Gediegenheit des Inhalts.

Rudolf Gottschall.

Dramen von Andreas May.

Dramen von Andreas May. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Cinqmars“, das erste fünfactige Drama der beiden vorliegenden Bände, behandelt die Geschichte jenes unglücklichen Lieblings Ludwig's XIII. von Frankreich, der sich herausnahm, den allmächtigen Minister seines königlichen Herrn, den Cardinal von Richelieu, stürzen zu wollen, und welcher diese kühne Unternehmung bekanntlich mit dem Tode auf dem Schaffot gebüßt hat.

Das Stück beginnt damit, daß es uns den gelangweilten König und seinen Hof auf der Jagd zeigt, bei der sich der von seiner Mutter nach Paris entsendete Cinqmars zu ihnen findet. Sein munteres Wesen, seine Anstelligkeit und Weidmannsgeschicklichkeit nehmen sowol Ludwig XIII., als auch Richelieu, die dem jungen abenteuernden Edelmanne beide unbekannt sind, für ihn ein, vollends als er das wild gewordene Roß der gleichfalls auf der Jagd befindlichen Maria Gonzaga, Tochter des Herzogs von Mantua, aufgehalten:

> Ihr hättet das weiße Thier sehen sollen — berichtet Gaston von Orleans, der Bruder des Königs — mit den aufgerissenen Nüstern, den Schaum in Flocken vom Gebisse schnaubend, auf trockenem Boden eine brausende Welle; die schöne Jägerin bleich, aber entschlossen an die Mähnen festgeklammert; der Falke auf ihren Schultern sich ängstlich mit den Flügeln in der Schwebe haltend; die Hunde kläffend nebenan — ich sag' euch, es war ein Bild für Meister Rubens, wie sich Vater Zeus — diesmal in Rossesmaske — einer neuen reizenden Europa bemächtigt.

Damit ist der Würfel geworfen, Cinqmars' Glück gemacht, denn der König erklärt, daß man dem jungen Manne dankbar sein müsse.

Diesem selbst wird indessen, noch ehe er eine Ahnung von seinen Erfolgen hat, ein bitterer Tropfen Wermuth in dieselben dadurch geträufelt, daß er, abgekommen vom königlichen Zuge, seinen Jugendfreund, den Parlamentsrath de Thou trifft, welcher ihn sogleich in den Kampf einweiht, der sich zwischen dem Minister, dem Vorkämpfer des Absolutismus, und den Rechten des Landes erhoben. De Thou sucht den Freund den Interessen des Volks zu gewinnen, indem er ihn gegen die politischen Maßregeln des Cardinals aufreizt.

Der Cardinal hat indeß seinem Vertrauten, dem Kapuzinerpater Joseph, folgendes Bekenntniß gemacht:

> Wir trafen gestern einen jungen Edelmann, der sich dem Könige als kundiger Falkenier und Schütze so empfahl, daß er betheuerte, es habe ihm nie ein Wesen mehr behagt, als dieses Jünglings. Ich ergriff die Stimmung. Wie? Wenn ich mir das junge Herz verbände, anhängig machte durch und durch und in des Königs nächste Nähe pflanzte! Jeder gefährlichen Einwirkung anderer wäre hierdurch die Bahn vermauert. Ich beschloß rasch, diesen Einfall auszuführen. Noch ist die Stelle Roncière's nicht besetzt. Ich schlug den Jüngling vor. Ludwig dankte mir für die Wahl.

In der letzten Scene des ersten Acts wird dem herbeibeschiedenen Cinqmars vom Cardinal die Anzeige seiner Anstellung gemacht. Berauscht und entzückt ruft der junge Edelmann nach Richelieu's Abgang:

> Wie ist mir? Meine Sinne schwanden. Nein, es war kein Traum. Hier halt ich's fest. Mutter, die du vielleicht jetzt auf dem einsamen Söller den Wolken nachstarrst, die gegen Paris ziehen, und ihnen heiße Seufzer für das Glück deines Sohnes nachschickst, hier streck' ich's dir entgegen, hier — — Thörichter Schwärmer, was enthält es denn, dies bezaubernde Blatt? (Mit ironischem Lächeln es betrachtend.) Die Bestallung eines Höflings! (Feurig.) Nein, die Belehnung mit einer Zukunft!

Der zweite Aufzug spielt im Schlosse Chambord, wo Cinqmars dem Könige und seinem Hofe große Jagdfeste gibt. Er hat das hauptsächlich gethan, um Gelegenheit zu finden, sich Maria Gonzaga vertraulicher zu nähern. Bei Nacht über einen Balkon in deren Zimmer steigend, entdeckt er ihr seine brennende Liebe, worauf sie stolz erwidert:

> Wisset, daß Maria Gonzaga auch einen Königssohn ihrer Hand für unwürdig hält, wenn sie sich vor seinem Geiste nicht beugen, seine Gesinnung nicht verehren und die Art und Sitte seines Wesens nicht lieben kann. Wisset aber auch, daß sie den Willen und die Kraft hat, die glühendste Regung ihres Herzens ungenährt in ihre Brust zurückzudämmen, wenn sie darin eine Verletzung ihrer Kindespflicht, einen Frevel gegen die Ehre ihres Hauses erkennt. Ihr könntet diese Maria nicht lieben, wenn Ihr nicht an ihren Muth glaubtet, sich gegen sich selbst zu waffnen. Cinqmars, habt Ihr es nicht selbst ausgesprochen? Ihr mögt auch den Glanz der Fürstenkrone auf dieser Stirn nicht missen. Wohlan denn, schwingt Euch zu einer Höhe empor, in welcher das Weib an Eurer Seite dem stolzen Blicke der Seinigen entgegentreten kann, ohne erröthen zu müssen, den Adel seines Blutes verleugnet zu haben, und diese Hand — sie wird dann nur jenem winken, dem (mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit) auch ihre Seele entgegenglüht.

Dieses Geständniß begeistert unsern Helden zu großen Thaten. Er weiß, daß Richelieu, sein Gönner, mit der Hand Maria's Vortheile für Frankreich erschachern will; er erfährt, daß sein Vaterland unter dem Joche des Cardinals seufzt; er sieht, daß es sich dagegen empört, aber in Gefahr ist, von der Gewalt des eminenten Staatsmannes erdrückt zu werden: er verschwört sich infolge dessen mit de Thou zum Sturze des mächtigen Ministers.

Im dritten Aufzug beginnt Cinqmars leise Versuche zu machen, Richelieu bei dem Monarchen aus dem Sattel zu heben. Gleich im ersten Auftritte, wo er schachspielend mit dem Herrscher vorgeführt wird, hält er an dessen verlierenden König im Spiel folgende sehr beziehungsreiche Apostrophe:

Wohlan denn, gekrönter Herr des vielgeviertеten Reichs, in diesem Augenblicke Vasall des großen Ludwig von Frankreich, du bist ein guter König, denn du gewährst auch deinen Bauern stets freien Zutritt; du bist ein kluger König, denn du setzest dir nie die Krone vom Haupte; aber eine Schwäche zeigst du, die ich dir offenbaren muß, weil sie die Wirksamkeit all deiner Tugenden lähmt und ihre Strahlen verdunkelt. Du hast einen Thurm, dem du mehr Herrschaft über dich selbst gestattest, als deiner Würde zusteht. Du hast den Willen und die Gabe, selbst einherzuschreiten unter deinen Scharen — unternehmend, siegend und beglückend. Aber dieser kalte schwerfällige Thurm hat sich aufgepflanzt vor deine Füße und vertritt dir das Feld deiner königlichen Ehre. Dieser Thurm flüstert dir zu: „Ich beschirme dich", und steckt dich in einen Winkel. Dieser Thurm redet dir ein, du regierest, und spreizt sich selbst auf deinem Thron.

Solche Bemerkungen bleiben nicht ohne Wirkung. Der König wird schwierig gegen den Cardinal; der Cardinal aber weiß doch immer wieder sich unentbehrlich und sieghaft zu machen. Da endlich nimmt Cinqmars einen Hugenotten in Dienst, der sich selbst gelobt hat, Richelieu zu ermorden. Außerdem geht er ein heimliches Bündniß mit Spanien ein, das Truppen zur Verfügung stellen will. Es gilt einen Staatsstreich.

De Thou, dem sich Cinqmars vertraut, sucht letztern von dem Menchelmörder und Landesverräther los zu machen; vergebens aber warnt, fleht und beschwört er den Siegestrunkenen, der sich, in Ehrgeiz taumelnd, Maria zu Füßen wirft, in dem Augenblicke, da Orleans sie zu besuchen kommt. Orleans, ein Mitverschworener, wirbt gleichfalls um Maria und wird nun von Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler angespornt.

Im vierten Aufzug erhält Richelieu auf in dem Stück nicht genug motivirte Weise Kunde von Cinqmars' verrätherischen Absichten und eilt zum Könige, um sie diesem mitzutheilen. Der König hält diese Angaben für Märchen und läßt seinen Günstling kommen, ihn selbst zur Rede zu stellen. Letzterer ist zu ehrlich und großdenkend, um zu leugnen, er bekennt und reizt damit seinen Herrn zum äußersten Zorn. Ludwig befiehlt: Cinqmars zu verhaften. Ehe das geschieht, kommt indeß Freund de Thou, um dem Unglücklichen zur Flucht zu verhelfen, der indeß dieselbe nicht antritt, ohne seinem Gegner den Tod zu schwören. In einer Begegnung, welche Maria mit dem Herzoge von Orleans hat, gesteht letzterer ein, daß er, der mit in die spanische Verschwörung verwickelt ist, sie an den Cardinal verrathen hat, um dadurch Cinqmars, seinen sieghaften Nebenbuhler, zu vernichten.

Im letzten, nur sehr kurzen Aufzuge wohnt man einem Verhöre bei, das Richelieu mit de Thou anstellt, um Cinqmars' Aufenthalt zu entdecken. De Thou ist aber nicht zu vermögen, den unglücklichen Freund seinen Verfolgern auszuliefern.

Nach de Thou's Abführung erscheint Maria, für den Geliebten zu bitten; während das aber noch geschieht, kommen plötzlich dieser und Chavagnac, mit Pistolen bewaffnet, um Richelieu über den Haufen zu schießen. Richelieu, schnell gefaßt, reißt Maria an sich, um sich mit ihrem Körper zu decken. Chavagnac will, die Fürstin nichts achtend, dennoch schießen, da drückt in der höchsten Noth Cinqmars seine Feuerwaffe auf den Mitverschworenen los und tödtet ihn. Maria ist gerettet, ihr Retter selbst aber durch seine That dem Verderben geweiht.

Dies die Handlung des Stückes, welche gleichsam im Sturmschritt über die Breter eilt. Exposition, Intrigue, Katastrophe und Auslauf, das alles stürzt wie in athemloser Hast vorüber und überrumpelt den Leser und Zuschauer mit einem wahren Wirbelwinde der Entwickelung so durchaus und völlig, daß er damit um alle Besinnung kommt. Man fühlt sich wie gejagt, wie geschleift, wie gepeitscht durch das Schauspiel; es ist ein wahres Dampfschauspiel, ein Schauspiel, in welchem so und so viel poetische Pferdekraft arbeitet.

Ruhige Anlage, sichere Durchführung, successive Steigerung sind begreiflicherweise unter solchen Umständen in diesem Drama nicht zu finden. Die historischen Verhältnisse Frankreichs um jene Zeit, die Charaktere der handelnden Personen, die entstehenden Conflicte, das alles wird nur gelegentlich und blos wie im Fluge erörtert und motivirt. Cinqmars' Liebe zu Maria, seine spanische Verschwörung, die Erscheinung des Chavagnac fallen wie aus der Luft und bleiben beinahe ohne alle Vorbereitung und Antecedentien. Es sind dramatische Paukenschläge, die momentan überraschen, aber nicht nachdrücklich wirken, weil jede Vermittelung mangelt.

Daß Cinqmars sich Chavagnac engagirt, um Richelieu aus dem Wege zu räumen, gravirt den Helden nicht nur moralisch, sondern auch dramatisch. Selbst ist der Mann, gilt nicht nur für die Welt, sondern auch für die Breter, die sie bedeuten. Cinqmars' Versäumniß, in den Kampf mit Richelieu mit seiner ganzen Person einzutreten, raubt ihm Theilnahme sowol als imponirendes Ansehen. Man wird weder warm für ihn noch seine Sache, und das verurtheilt bis zu einem gewissen Grade das Stück, wenn wir im übrigen dessen in die Augen springenden Vorzüge auch keineswegs verkennen wollen. Es besitzt eine Art von geistiger Frische und Spannkraft, die man nicht misachten soll. Die Sprache ist keck, knapp und zu zeiten von wahrhaft dramatischem Wurfe, namentlich glücklich zeigt sie sich oft in epigrammatischer Kürze. So antwortet Richelieu z. B. Gaston, als dieser meint: „Wer könnte im Angesicht des strengen Cardinals an Empörung denken?" sehr schlagfertig: „Ein Prinz allein, der glaubt, daß seine Ränke nur seinen Freunden den Kopf kosten." Auch den Abgängen und Actschlüssen darf wirkungsvolle Zuspitzung nicht abgeleugnet werden. Als Cinqmars und de Thou am Ende des zweiten Acts ihre Plane ausspinnen, ruft ersterer: „Laß mich einen Namen zum Wahl-

spruch nehmen, den du mir zurufst, wenn sich Gefahr und Mühsal unserm Streben entgegenstellen und unsere Lanzen an der Felsenstirne des gigantischen Gegners zu zersplittern dräuen: Maria!" — „Und Frankreich! Mit dieser Losung laß uns den Kampf eröffnen!" fügt letzterer bei.

Das zweite, ebenfalls fünf Aufzüge umfassende Drama: „Die Jünger der Freiheit", ist in derselben Art und Weise verfaßt. Dasselbe beginnt beim Ausbruch der Französischen Revolution auf Schloß Montremy in der Vendée, das dem alten Grafen Matthieu dieses Namens gehört, der eine Tochter, Françoise, und einen Sohn, Hektor, besitzt, Kapitän der Garde-du-Corps. Letzterer ist zum Besuch bei seinem Vater, will aber nach Paris zurück, da er hört, wie schlimm es dort um das Königthum steht, das er mit seinem Leben zu schützen bereit ist. Gern möchte er seinen Vetter, Hippolyt von Montremy, der im Hause seines Vaters lebt und von dem es ihm wol klar ist, daß er Françoise liebt, eine gleiche Gesinnung theilen sehen. Hippolyt hat aber unter Lafayette den Kampf gegen England in Amerika mitgemacht und dort den Geist der Freiheit und republikanischen Unabhängigkeit eingesogen. Er tritt auf seiten des Volks und entsagt, um diesen Schritt ausführen zu können, dem Besitze seiner Cousine, die dieses Opfer begreift und ihn der Sache des Vaterlandes großgemuthet überläßt.

Hierauf nach Paris geführt, lernen wir in dem Maler Maillard einen der eingefleischtesten Jakobiner kennen. Seine Tochter Lucile, eine Schauspielerin, hatte sich das Herz Hektor's von Montremy erworben, ist von demselben aber verlassen worden. Dieser Umstand hat Maillard's Erbitterung gegen Hof und Adel verschärft. Er begrüßt mit Freuden Maurice Ferreol, der die Patrioten von Marseille nach Paris geführt hat und mit ihm den zehnten August verabredet. Zu ihnen gesellt sich der Neger Zamora, welchen Hippolyt aus Amerika mitgebracht und der sich aus Tyrannenhaß und Blutdurst der Revolution, der auch sein Herr dient, noch auf eigene Faust angeschlossen hat. Er schwärmt für Sengen und Morden, eine Schwärmerei, die Maillard mehr und mehr zu theilen beginnt. Der Sturz des Königthums ist sein beständiger Gedanke, zu dessen Ausführung er ungestüm drängt. Hippolyt aber, der unter den Girondisten sitzt, sucht das Aeußerste zu verhüten, indem er mit seinen Genossen unausgesetzt mit dem Hofe unterhandelt. Diese Unterhandlungen hintertreibt jedoch Hektor, der einen Zusammenstoß wünscht, weil er das Königthum noch für so mächtig hält, um der Volksbewegung Herr werden zu können. Der unselige zehnte August reißt ihn schrecklich genug aus seinen Illusionen.

Im dritten Aufzug sind die Tuilerien gestürmt; der alte Graf Matthieu ist bei dieser Gelegenheit umgekommen, Hektor selbst mit Noth dem Tode entronnen. Schwer verwundet, ist er im Gemetzel niedergesunken und, als er später zur Besinnung gekommen, in ein Haus geflüchtet, in dem ihn Lucile entdeckt, die herbeieilt, ihn zu verbergen und zu pflegen, Lucile, die arme Aufgegebene und Verschmähte, wie sie meint. Doch Hektor benimmt ihr diesen traurigen Wahn, indem er ihr mittheilt:

Es war ein Aufgeben ohne Aussicht auf Ersatz, ein Verlassen, schwerer als Verlassenheit. Du weißt es, gleich einem Blitz aus blauer Höhe schlug die Revolution in die Jugend deines Freundes. Ich erkannte in dem Kampfe gegen die Zeit die Aufgabe meines Lebens. Mit Todesfreudigkeit stellte ich mich auf die Wacht, als die Giganten gegen den bedrängten Himmel stürmten.

In dieser Situation meinte er auch seine Neigung zu Lucile opfern zu müssen. Sie war gegen seinen Stand, demgemäß ein revolutionäres Gefühl, eine Sünde. Lucile kann diese Anschauung nicht theilen und ist empört darüber, hört aber doch nicht auf, Hektor zu lieben, für ihn zu sorgen, über ihn zu wachen. Sie ist es denn auch, welche ihm die Schwester zuführt. Noch mitten im Glücke des Wiedersehens, werden sie von Maillard, Ferreol und Zamora überrascht, welche den Royalisten verhaften wollen und sich nicht an die Bitten der weiblichen Wesen, nicht an das Dazwischentreten von Hippolyt kehren, welcher aus Liebe zu Françoise deren Bruder Hektor zu retten trachtet. Hektor selbst, zum Aeußersten entschlossen, schießt das schwarze Ungeheuer, Zamora, nieder und springt sodann aus dem Fenster in die Seine, durch die er dann glücklich schwimmend das jenseitige Ufer erreicht.

Im vierten Aufzuge wird Hippolyt, wegen Beschützung eines Royalisten, verhaftet und zum Tode verurtheilt, weil er es verschmäht, sich den Schreckensmännern anzuschließen. Er empfiehlt Ferreol seine Françoise. Ferreol hat sich in die schöne Aristokratin verliebt und wünscht sie zu besitzen. Er beschließt: Hippolyt zu retten, wenn Françoise sich zum Lohn dieser Rettung machen will. Mit dieser Idee kommt er zu ihr, wo er Hektor findet, der neuen Muth geschöpft hat und seine Hoffnungen auf die Aufstände in der Vendée setzt. Ferreol rückt mit seiner Absicht gegen Françoise heraus, aber die Seelenreinheit und der Geistesadel derselben besiegen ihn derart, daß er um einen bloßen Druck ihrer Hand die Rettungsthat zu vollbringen verspricht.

Zu diesem Ende schmuggelt er Hektor in Verkleidung in das Gefängniß von Hippolyt, den der Royalist jetzt bekehrt wähnt und seiner Partei gewinnen will. Hippolyt bleibt indeß bei seinen Grundsätzen und verschmäht die Flucht, um ein Blutzeuge der Freiheit zu werden.

Eben als Hektor von dem großdenkenden Verwandten scheiden will, erscheint Maillard, der hinter Ferreol's Schliche gekommen. Er verhaftet Hektor, nachdem er schon Françoise hat aufgreifen lassen. Alle zusammen sollen eben abgeführt werden, da erscheint auf einmal Lucile, welche vom Minister Danton die Freiheit der Verurtheilten erhalten. Sie hat im Theater durch die Recitation der Marseillaise das Publikum und darunter auch Danton hingerissen. Von der begeisterten Menge herausgerufen, kommt es wie der Geist Gottes über sie, erzählt sie:

Ich trat vor, kniete nieder und begann: „Während wir uns hier an der heiligsten Freude erheben, schmachten Tausende unserer Brüder im Kerker und harren des Beils. Franzosen, ihr seid ein Volk von Helden; wollt ihr ein Volk von Mördern werden? O Gnade, Gnade!" Da brach es von neuem mit Sturmesbrausen los. Alle Köpfe, alle Hände richteten sich nach Danton und aus tausend Kehlen rief es: „Gnade! Gnade!" — Der Vorhang fiel; meine Freunde rangen die Hände; sie hielten mich und sich verloren. Da öffnet sich eine Thür. Es war Danton selbst, der hereintrat und mir nahte. „Bürgerin", sprach er, „in welchem Gefängniß sitzen

deine Freunde?" (Zu Hippolyt.) Ich dachte an euch und stammelte: In der Abtei. „Sie sollen frei sein", rief Danton, schrieb diese Zeilen, gab sie mir lächelnd und entfernte sich.

Eben freuen sich die Begnadigten ihrer wunderbaren Rettung, da auf einmal erscheint Robespierre, zerreißt Danton's Freibrief und schickt Françoise, Hektor und Hippolyt in den Tod, indem er befehlend ruft: „Zur Guillotine!" — „Zur Freiheit!" verbessert Hippolyt, indem er Hektor's und Françoise's Hand ergreift.

Schon nach dieser bloßen Inhaltsangabe wird man zu ersehen im Stande sein, daß dies Stück noch flüchtiger als das vorige ist. Die Handlung wird nirgends recht zum Stehen gebracht, sondern saust noch eiliger als die des „Cinqmars" vorüber. An Charakterzeichnung, klare Auffassung der Verhältnisse, an weise Anlage, kluge Durchführung und Steigerung ist nicht zu denken. Die Dinge wirren und schwirren durcheinander wie ein geschütteltes Kaleidoskop. Adel, Bürgerthum, Revolution, Gironde, Berg, Danton, Robespierre — das alles erscheint wie Schattenspiel an der Wand: unruhig, huschig, vollständig ausdruckslos. Es sind nicht Menschen, es sind Schemen, es sind geschminkte und angekleidete Phrasen, die hier ein Stück machen.

An eine Zeichnung der Zeit und ihrer Menschen ist nicht zu denken. Es lebt und wogt alles wie in Nebeln, die keinen Einblick gestatten. Man hört Rumor, aber man versteht ihn nicht. Deutlich tritt nichts hervor. Dies Drama ist wie ein Operntext, so abenteuerlich, naiv und stark in seinen Zumuthungen an das Publikum. Es weist ein paar effectvolle Momente auf, aber sonst nichts, was Theilnahme und Interesse einflößen könnte. Es hält mit andern Revolutionsstücken keinen Vergleich aus. Büchner's „Danton" z. B. überragt es weit an Originalität und Schlagkraft der Diction.

Das dritte Stück im ersten Theile: „Zenobia, die letzte Heidin", Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist jedenfalls von den seither besprochenen poetisch und dramatisch das bedeutendste. Es spielt zu Daphne, einer syrischen Stadt in der Nähe von Antiochia, 363 n. Chr. unter Julian, dem Apostaten, der bekanntlich, zum byzantinischen Augustus erhoben, sich wieder zu den Göttern Griechenlands bekannte und das Christenthum verdrängen wollte.

Die Handlung beginnt damit, daß wir Lysistratus, einen Priester des Apollotempels zu Daphne, und seine Tochter Zenobia im Verein mit dem Bildhauer Agasias, der die Statue einer Göttin meißelt, zu welcher Zenobia als Modell dient, den Untergang des heitern Hellenenthums beklagen hören. Mitten in diese Klagen tönen die Kirchengesänge des Christenthums mit ihrer irdischen Entsagung und ihrem Trost auf das himmlische Jenseits, welche Kirchengesänge noch kaum verklungen sind, als auch schon, hier noch unerkannt, Julian erscheint, um das Wiedererstehen der Götterwelt anzukünden. Dieser Verkündigung schleudert indessen ein christlicher Einsiedler Basilius seinen Fluch entgegen. Ihn, einen Sohn des Lysistratus, haben die Christen, ein Vorspiel zu den modernen Mortara-Fällen liefernd, dem Vater entführt und zum Bekenner ihrer Kirche gemacht. Er kommt, um seine Schwester demselben Glauben zuzuführen und muß nun erleben, daß das Heidenthum wieder zur Staatsreligion gemacht werden soll. Empört darüber macht er seinem Zorne Luft.

Halt! Weißt du nicht, daß deine Lästerung
Das Leben kostet! Geh —

herrscht ihm Julian zu; er aber ruft:

Das Leben? — Thoren,
Die einem Christen mit dem Tode drohn!

Und sich zu Zenobia wendend fährt er fort:

Wir alle, Schwester, sind gezeugt in Sünde
Und ew'ger Tod ist unser aller Schicksal,
Wenn wir uns nicht im Geiste neu gebären.
Ich war zum Nil gepilgert, bei den Vätern
Der Wüste mich in Frömmigkeit zu stärken.
In dunkler Höhle bei der Kost von Wurzeln
Und Wasser streifte meine Seele dort
Die sünd'gen Fesseln dieses Staubes ab.
O Schwester, während ich mich dort zu dem
Begnadigten erhob, sah ich dich hier
Dem Untergang, dem ewigen, verfallen.
Ich betete, ich suchte deine Schuld
Durch selbstgeschaffne Qualen abzubüßen.
Da hieß mich Gott in einer Stunde heil'ger
Erleuchtung die verlorne Schwester suchen.
O, wie der Allbarmherz'ge mich erhört,
Erhör' jetzt du den Jünger des Gesalbten,
Er bringt dir Leben; deine Götter Tod!

Umsonst aber ergeht seine Mahnung; Zenobia entgegnet:

Nein, Bruder, du verleumdest deinen Gott,
Wenn du sein Werk ein Werk der Sünde schmähst.
Sieh um dich her! So weit dein Auge durch
Den unverhüllten Raum der Schöpfung dringt,
Von jenem goldenen Gewimmel dort
Bis zu den Perlentropfen in der Tiefe
Nur Glanz, nur Schönheit, nur Vollkommenheit!
Und wir, der Mensch erst — die gedrängte Fassung,
Der spiegelnde Juwel von all den Reizen,
Die Blüte dieser Riesenblume Welt!
So, Bruder, liegt die Erde vor dem Auge,
Das noch der Wahn mit keinem Hauch getrübt.
Und einem Glauben, willst du, soll ich fliehen,
Der diese freudige Betrachtung heiligt,
Ja noch verklärt, denn unzerrissen schildert
Er uns die Bande noch, die Erd' und Himmel
Zu einem Reich verknüpfen, ungestört
Den Einklang zwischen Gott und Schöpfung und
Verleiht uns selbst durch diese Offenbarung
Den Adel einer göttlichen Natur.
(Sie zeigt auf eine Marmorgruppe.)
Sieh jenes Werk — Apollon und Diana,
Wie sie, noch zarte Kinder, auf dem Schos
Der Mutter sich umarmen. Vater, sag' ihm,
Was du mir oft erzählt. Der Meister dort
Ward durch den Anblick deiner beiden Kinder
Zu dieser Schöpfung angeregt und gab
Nur in dem göttlichen Geschwisterpaar
Die sanften Züge deiner Kinder wieder.
Sieh hin, das waren wir einst! Welchen Reiz
Des Himmels goß dies Lächeln sel'ger Liebe,
In dem sich unsre Blicke treffen, über
Die jugendlichen Leiber aus! Wie waren
Wir schön in dieser innigen Verschlingung!
Und wollen wir es heute minder sein,
Heut, Bruder, wo der Ausdruck gleicher Liebe
Die glücklich aufgeblühten Menschenkinder
Zu Göttern machen müßte? Nein, heran,
Laß uns den Bund der Kinderzeit erneun,
Uns nach so langem schmerzlichen Entbehren
Der ganzen Lust der alten Liebe freun
Und unsern Gott in unserm Glück verehren!

Basilius, durch diese Auslassung entrüstet, glaubt in den schönen Bildwerken einen Zauber zu erkennen, der zu lösen ist, und schickt sich deshalb an, die Statue zu zertrümmern, eine Absicht, der sich Zenobia und Lysistratus entgegenstellen. Mitten in diese Situation bringt nun das Gefolge Julian's, der seinem Incognito ein Ende macht, und die weise angelegte und drastisch behandelte Exposition dadurch zum Austrag bringt, daß der Augustus feierlich und öffentlich gelobt:

Ich will den Glauben wieder neu beleben,
Der einst die Söhne Roms zu einem Volk
Von Helden schuf und mein geliebtes Hellas
Zu einem Reich der Schönheit und der Weisen.
Zum zweiten mal ersteh' das Alterthum
Und seine ganze Hoheit kehre wieder!

Der zweite Aufzug führt nun die tragische Intrigue in das Stück ein und zwar dadurch, daß wir erfahren, wie Parmenio, ein Befehlshaber des römischen Heers, ein Christ, aus Liebe zur schönen Zenobia, sich dem Heidenthum zugekehrt, indeß sie, die schöne Heidin, selbst ihr Herz Clodomar, einem andern römischen Befehlshaber, zugewendet hat, den sie und alle für einen Heiden halten, der aber heimlich schon längst ein Christ ist. Er bekennt dies in dem Augenblicke, da Julian, in den Krieg ziehend, Clodomar zum Statthalter des Kaisers einsetzen und mit Zenobia vermählen will. Einsetzung und Vermählung unterbleiben nun; Zenobia, durch diesen Auftritt erregt und außer sich versetzt, opfert den Göttern und verkündet, in einem visionären Zustande, Julian zwar Sieg, aber auch zugleich Tod und Untergang in Persien.

Mit diesem effectvollen Vorgange schließt der zweite Aufzug, welchem der dritte mit höchst wirksamer Katastrophe folgt. Parmenio, welcher schon im Begriff stand, am Besitze Zenobia's zu verzweifeln, gibt sich jetzt, nachdem er in der Statthalterschaft an Clodomar's Stelle getreten ist, neuer Hoffnung hin, indeß Zenobia, mehr und mehr zu Clodomar hingezogen, alles aufbietet, denjenigen, der ihre Hand um seines Glaubens willen verschmäht, ihren Göttern und damit auch sich selbst zu gewinnen. Sie hat ihn heimlich in den Tempel bescheiden lassen und beschwört ihn eben aufs eindringlichste, Julian's Beispiele zu folgen, als plötzlich Feuer im Heiligthum ausbricht und die hereinstürzende Priesterschaft Clodomar gefangen nimmt, weil sie in ihm den Anstifter des Brandes erkennen zu müssen meint. Clodomar könnte sich retten, wenn er verriethe, daß Zenobia ihn beschieden. Aber Clodomar schweigt und läßt sich ruhig anklagen; indeß Zenobia allein erfährt, daß Basilius, ihr Bruder, den Tempel entzündet, um die Greuel des Heidenthums von der Erde zu tilgen.

Im vierten Aufzug wird nun Clodomar, der sich weigert, sich zu vertheidigen, zum Tode verdammt. Umsonst kündigt man ihm Verzeihung an, wenn er sich zu den Göttern bekennen wolle; er bleibt dem Christenthum treu. Zenobia, darüber in Verzweiflung, beschwört Parmenio, den Geliebten zu retten. Er gelobt es, wenn sie die Seine werden will. Nach langem Kampfe weist sie dies Ansinnen zurück; als indeß Clodomar, als sie leugnet, ihn im Tempel gesehen zu haben, ruhig sein Todesurtheil vernimmt, da sinkt sie vor solcher Geistesgröße zusammen und entschließt sich, Parmenio's Gattin zu werden, der dafür sich anheischig macht, Clodomar heimlich dem Tode zu entziehen.

Es sind spannende, tief bewegte und erschütternde Auftritte, die sich hier bieten, Auftritte, die, voll dramatischen Lebens, auf der Bühne von mächtigem Erfolge sein müssen.

Der fünfte Aufzug schwächt, man darf es zum Ruhme des Stücks sagen, diesen mächtigen Erfolg nicht ab, wenn er auch freilich schon eine Handlung überschlägt, die man bedauern muß, auf der Scene nicht vergegenwärtigt zu finden. Parmenio's Hochzeit ist nämlich begangen und der glückliche Bräutigam dabei von Lysistratus, seinem eigenen Schwiegervater, vergiftet worden, weil dieser die Plane zur Rettung des Clodomar durchschaut und den Rachegöttern das zum Tode geweihte Opfer nicht entgehen lassen will. Sterbend befiehlt Parmenio seinen Getreuen, um Zenobia sein Wort zu halten, Clodomar dennoch zu befreien, was in der That auch und zwar mit Hülfe Zenobia's geschieht. Eben will Clodomar entweichen und Zenobia, von ihm beschworen, ist halb und halb im Begriff, ihm zu folgen, da erscheint Lysistratus, um sich des Christen zu bemächtigen. Eben soll er gewaltsam zum Tode geschleppt werden, da tritt Nevitta auf, um Julian's Tod und zugleich die Nachfolge von Jovianus zu verkünden, der, „ein eifriger Bekenner der Christuslehre", das Heidenthum der Vernichtung anheimgefallen erklärt. Lysistratus geht vernichtet ab, Zenobia aber ersticht sich an der herbeigebrachten Leiche Julian's mit dessen Schwert, indem sie sterbend ruft:

Nein, Clodomar. Es war ein Augenblick,
Der mich hinweggezogen von den Meinen.
Doch jetzt, wo sie besiegt am Boden liegen,
Darf ich mich jetzt noch feig von ihnen trennen?
Nein, dieses Schicksal hat uns neu verbunden,
Auch den Gefallnen will ich Treue halten
Und untergehn will ich mit meiner Welt.

Diese Tragödie ist nicht ohne einen gewissen Zug von Größe, Hellenen- und Christenthum sind einander lebendig und in einer dramatischen Handlung gegenübergestellt, die nicht ohne Interesse und spannende Conflicte ist. Man muß der Arbeit sowol Bühnen- als auch Menschenkenntniß einräumen und mit dieser Einräumung das Bekenntniß verbinden, daß sich die leitende Idee darin glücklich ausgetragen zeigt. Der Vers ist manchmal etwas locker gefugt, und in seinen Wendungen entweder trivial oder allzu gesucht, wie z. B. in einer Stelle, wo die „Götterwelt aus Marmorleibern ihre Unsterblichkeit herniederduftet" oder, wo es, als Beispiel für die lockere Fugung, heißt:

Und unsre Götter selbst —
Sie haben erst in Demuth abzuwarten,
Wie weit es Eurer Huld gefalle, sie
In Wahrheit sein zu lassen, inwieweit
Es ihnen nur gestattet werde, sich
In Euerm Hirn als Bilder zu gestalten.

Aber das Trauerspiel weist daneben auch viele wahrhaft schwungvolle und schöne Passagen auf.

Der zweite Theil von den Dramen Andreas May's wird eröffnet mit: „Der Courier in die Pfalz", einem Lustspiel in fünf Aufzügen, das mehrfach und nicht ohne Erfolg zur Darstellung gekommen ist. Es spielt 1690

unter Ludwig XIV. und hat zum geschichtlichen Hintergrunde jene widerrechtliche Besetzung der deutschen Pfalz durch französische Truppen, wobei diese entsetzlich hausten und beinahe ganz Heidelberg verwüstet hätten. Gegen diese Verwüstung wie überhaupt gegen den ganzen Einfall der Franzosen in Deutschland Protest zu erheben, kommt ein deutscher Student, Moritz von Adelsheim, nach Paris, wo er am Hofe des Herzogs von Orleans, des Gemahls der berühmten Elisabeth Charlotte von der Pfalz, allerlei gute Freunde und galante Abenteuer findet, die zum Theil die Personen und Handlung des Stücks bilden.

Der erste Aufzug beginnt sehr glücklich, indem er in ziemlich knapper Ausführung eine gute Exposition liefert. Wir befinden uns auf einem Fest bei dem lockern Herzog von Orleans, der allen hübschen Frauen nachjagt und augenblicklich für Mathilde von Menzingen seufzt, eine Deutsche und Hofdame seiner geistvollen, aber wenig Umstände machenden Gemahlin. Wir lernen die Frivolität der Gesellschaft und in dieser, durch die daran betheiligten deutschen Elemente, auch die Uneinigkeit und Zerfahrenheit von Deutschland kennen. Baron Thaddäus, Gesandter des Fürsten von Flachsenfingen, freut sich über das Unglück der Pfalz. Der Souverän, den er die Ehre hat am Hofe von Versailles zu vertreten, hat sich auf dem Reichstage zu Gunsten Frankreichs erklärt und seine 30 Mann Truppen zur Reichsarmee zu stellen verweigert. Er ist stolz darauf, in seiner Residenz Ludwig XIV. und dessen Treiben nachzuahmen. Er selbst trägt dessen Perrüken und Kleider, und sogar eine Frau von Maintenon fehlt nicht. Hermann von Menzingen, der Gatte jener vorhin genannten Hofdame, ist ein Deutscher von Geist und Talent, der aber eben darum meint, in seiner Heimat nicht Rang und Stellung genug zu finden und sich dem Minister Louvois verkauft hat; dieser regiert über den alternden, blasirten König ziemlich eigenmächtig hinweg und zettelt jenen ungerechten Feldzug gegen die Pfalz an, nur um Deutschland zu plündern und zu demüthigen.

In diese Welt tritt Moritz von Adelsheim, der sich ziemlich ungenirt in das Fest des Herzogs von Orleans hineindrängt, nur um Louvois Vorstellungen zu machen. Eine Nichte des letztern, Frau von Blansac, erblickt ihn bei dieser Gelegenheit, verliebt sich in ihn und weiß ihn sogleich in ihre Netze zu ziehen. Aber die braven Deutschen haben überall einen guten Genius, der sich freundliche Mühe gibt, sie aus dergleichen gefährlichen Umgarnungen zu retten. Auch dem wackern Moritz erscheint ein solcher in Gestalt einer zweiten Hofdame der Herzogin von Orleans, Gabriele von Thianges. Sie weiß es so einzurichten, daß Moritz stets die Einladungen der galanten Frau von Blansac verfehlt, und als sie endlich vernimmt, daß der tolle Deutsche einen Kurier unterwegs aufzuheben beabsichtigt, den Louvois nach der Pfalz senden will, um dem General Melac die Einäscherung von Heidelberg anzubefehlen, geht sie sogar so weit, um ihn vor dem Untergange zu retten, ihn von Louvois in die Bastille stecken zu lassen.

Dies ist indeß unserm Studenten des Guten denn doch zu viel, und da Frau von Blansac ihn wieder freibittet, so verschmäht er in seinem Aerger über seinen Schutzgeist nicht, sich von jener Dame ein wenig entführen zu lassen. Bei dieser Entführung erfährt er glücklicherweise, daß Frau von Blansac der Kurier Louvois' und die Trägerin jenes Blutbefehls ist. Stehenden Fußes kehrt er um und gelangt gerade in dem Augenblicke am Hofe Ludwig's XIV. an, wo dieser, durch ein Mémoire des zur Besinnung gekommenen Menzingen, der nicht zum Verräther an seinem Vaterlande werden und die Unternehmung gegen Deutschland nicht rechtfertigen will, über Louvois' eigenmächtiges Verfahren stutzig geworden. Louvois hat nämlich ohne Wissen des Königs gehandelt; es sind indeß dafür keine Beweise vorhanden und Menzingen soll gerade als Verleumder in die Bastille wandern, als Moritz mit dem Briefe an Melac erscheint, in dem es heißt: „Ich weiß meinen Einfluß auf den König nicht anders mehr zu erhalten, als daß ich ihm durch einen Krieg Beschäftigung verschaffe. Frau von Maintenon und ihre frömmelnde Sippschaft finden den erschöpften Monarchen ihren Einflüsterungen gegen mich täglich zugänglicher."

Diesen Brief liest der König, der, empört darüber, Louvois entläßt und die Maßregeln gegen die Pfalz aufhebt. Moritz, dem inzwischen über Frau von Blansac die Augen aufgegangen sind und welcher Gabrielens Handeln nun versteht, söhnt sich mit dieser aus und bietet ihr seine Hand, die sie nicht ausschlägt.

So ungefähr verläuft das Stück, das, wie die meisten dramatischen Prosaarbeiten unsers Autors, keck und in lebendigem Stil, aber auch zugleich ziemlich flüchtig und obenhin geschrieben ist. Mit der Wahrscheinlichkeit nimmt es Andreas May nicht sehr genau, ebenso wenig gibt er auf historische Treue. Mit den geschichtlichen Personen und Thatsachen geht er in hohem Grade willkürlich um, so willkürlich, daß Louvois und sein Thun, die deutschen und französischen Zeitverhältnisse in ziemlich curiosem Zuschnitte vor uns treten. Manche Auftritte sind artig und wirksam, wie denn überhaupt auch hier immerhin sich Begabung zeigt, aber eine Begabung, der es an der nöthigen Gesetztheit und Würde fehlt, um sich Ansehen und dauernde Geltung zu verschaffen. Auch diese Schöpfung ist flott und nicht ohne Interesse; aber ebenfalls nur leicht hingewischt und durchaus skizzenhafter Natur, welche Natur auch die beiden letzten hier mitgetheilten Arbeiten unsers Verfassers leider nicht ganz verleugnen können.

Am meisten ist dieser Umstand bei „Wittenborg", Drama in fünf Aufzügen, zu beklagen, das einen anziehenden und packenden Stoff in guter Anlage und geschickter Gipfelung, aber von da ab in ziemlich confuser, matter und bedeutungsloser Austragung zeigt.

Johannes Wittenborg, ein Flottenhauptmann Lübecks zur Zeit der großen Hansa, wird von seiner Vaterstadt ausgesandt, um König Waldemar Atterdag von Dänemark mit Krieg zu überziehen, weil er gewagt hat, alte Privilegien hanseatischer Kaufleute in seinem Lande für null und nichtig zu erklären und deren Niederlagen zu überfallen und zu plündern. Wittenborg unterzieht sich seinem Auftrage mit solchem Erfolge, daß der stolze Däne, nach mehrern verlorenen Seeschlachten, um Frieden bitten und sich bequemen muß, Schadloshaltung der in ihren Interessen beschädigten Kaufleute Kriegskosten und Abtretung

der Insel Bornholm zuzugestehen. Zum Unglück für unsern Helden besitzt nun aber König Waldemar Attertag eine Tochter, Estrid, eine Art von nordischer Amazone, welche, unwillig und entrüstet über den schmachvollen Frieden, zuerst Wittenborg's Flotte in Brand zu stecken versucht hat, und als dieser Versuch misglückt, denselben glücklicher mit dem Herzen ihres Feindes wiederholt. Lübecks Flottenhauptmann, von ihrem koketten Liebreiz umstrickt, läßt sich von ihrem Liebesspiel verleiten und tritt von seiner Forderung auf Bornholm zurück. Nachdem das geschehen, bekennt Estrid, daß sie ihn listig berückt und getäuscht.

Ist schon diese Täuschung und Berückung einigermaßen plump, jedenfalls nicht in feinen Zügen ausgeführt, so verliert nun vollends im weitern Verlauf das Schauspiel allen sichern Halt und jene weise und gesetzte Durchführung, welche allein den Austrag eines Stücks erquicklich und wirksam machen kann.

Wittenborg, nach Lübeck heimgekehrt, wird zwar als Held und Sieger feierlich eingeholt und begrüßt, aber zugleich wegen Hochverraths nothpeinlich angeklagt und eingesperrt. Vor Gericht gestellt, räumt er ein, aus Schwäche den Vortheil seiner Vaterstadt außer Acht gelassen und den Tod dafür verdient zu haben. Dieser wird ihm denn auch zuerkannt.

Inzwischen aber hat Estrid sich besonnen und gefunden, daß ihr Spiel ernst geworden und sie den lübeckischen Flottenhauptmann in Wahrheit liebt. So sehr sie sich gegen diese Liebe anfangs auch wehrt, so erliegt sie derselben doch, als sie durch einen treuen Anhänger Wittenborg's hört, wie es um diesen in seiner Vaterstadt steht. Heroin, wie sie ist, eilt sie, den Geliebten mit bewaffneter Hand zu befreien. Glücklich dringt sie in sein Gefängniß ein; er aber, großgemuthet, will, daß dem Recht Genüge geschehe und geht den Weg zum Blutgerüst, indeß Estrid sich erdolcht.

Hätte dieser Ausgang höhern dramatischen Werth erlangen sollen, so wäre zunächst nöthig gewesen, daß Estrid in ihrer Berückung Wittenborg's mehr Aufwand von Intrigue und letzterer mehr Kampf gegen dieselbe zu Tage gelegt. In unserm Stück macht sich das alles zu gewöhnlich und ohne alle psychologische Umständlichkeit. Der Empfang und die Anklage Wittenborg's hätten nicht erzählt, sondern feierlich in Scene gesetzt werden müssen. Attendorn, der Bürgermeister Lübecks, und Brigitta, die Mutter Wittenborg's, wären von Haus aus mit mehr altrömischer Geistesgröße auszustatten gewesen. Ersterer hätte geradezu Wittenborg's Freund und aus reiner Bürgertugend trotz dessen sein härtester Ankläger werden müssen. Der Auftritt, in welchem Attendorn die Bürgerin Lübecks bewegt, ihren Sohn dem Gericht nicht vorzuenthalten, sondern selbst zu überliefern, hat gewiß in der Darstellung seine große Wirkung; er würde sie jedoch noch mehr haben müssen, wenn die Mutter von vornherein etwas von dem Wesen einer Gracchenmutter erhalten. Die berührte Wendung überrascht zu sehr, als daß man sie tief empfinden könnte. Yorik, der Narr, ist zu wenig charakteristisch ausgeführt, und dasselbe gilt von Gomez, dem Vertrauten und Diener von Wittenborg. Estrid's Umwandlung hätte tiefere und eingehendere Behandlung verdient und wäre dabei ihr amazonenhaftes Wesen mehr in Verwickelung zu bringen gewesen. Ihr abenteuernder Rettungsversuch erheischte jedenfalls mehr innere Motivirung und durfte kein blos äußerlich eingreifender Theatercoup bleiben; dabei mußten Schuld und Sühne dieser Königstochter mehr ins Licht treten.

So ausgeführt, würde das Stück, wenn auch keine epochemachende Dichtung, doch unbezweifelt ein wirksames Drama geworden sein, während es jetzt nur annäherungsweise ein solches ist, ebenso wie das fünfactige Schauspiel: „Die Amnestie.“

Das Stück spielt in der Residenzstadt eines kleinern deutschen Herzogthums in den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts. Der Herzog des Landes ist gestorben und während der Minderjährigkeit des Sohnes führen die Herzogin-Mutter und der Minister Freiherr von Hohenstein die Regentschaft. Letzterer beabsichtigt eine Amnestie für die politischen Verbrechen des Jahres 1848 zu geben und glaubt dem regierungsfähig gewordenen Nachfolger seines Fürsten keinen bessern Dienst leisten zu können, als wenn er sie diesem für den Act seiner Thronbesteigung anheimgibt. Herzog Emil jedoch, der in schlechte Hände gerathen und dem man Angst vor Demokraten und Revolutionären gemacht, will von dieser Amnestie nichts wissen und verbietet sie. Hohenstein hält es für seine Pflicht, sie dennoch kurz vor Thorschluß seiner Regentschaft zu verkünden, trotzdem man ihm droht, ihn dies büßen zu lassen. Hohenstein hat nämlich einen geschworenen Gegner, einen ausgefeimten Intriguanten, Graf von Tannenberg, der sich in das Vertrauen des jungen Herzogs gedrängt und diesen Umstand benutzt, Hohenstein einer Geldveruntreuung anzuklagen. Der Vater des Herzogs Emil hatte eine Geliebte, der man sich schließlich mit Auszahlung eines beträchtlichen Vermögens entledigen mußte. Ueber diese Auszahlung sollte geheimnißvolle Stille gebreitet werden, und infolge dessen ward sie vertuscht und nur Hohenstein ein Papier anvertraut, das darüber Auskunft ertheilt. Dieses Papier entwendet Tannenberg und ist dadurch im Stande, Hohenheim der Veruntreuung zu zeihen. Herzog Emil's Regierungsantritt beginnt mit der Verhaftung Hohenstein's und einer Huldigungsrundreise des neuen Staatsoberhauptes.

Auf dieser Rundreise überzeugt sich dasselbe in eigener erlauchter Person von der guten Wirkung der Amnestie, indem es zugleich erkennen lernt, wie segensreich das Interregnum gewesen. Milder gestimmt, zugleich klüger und einsichtsvoller, kehrt es zurück. Inzwischen hat Tischlermeister Lauter, von dem ein Sohn im Ministerium arbeitet und Hohenstein's Tochter liebt, durch die adelsstolze und reactionär gesonnene Freifrau von Hohenstein erfahren, daß diese selbst Graf Tannenberg heimlich in das Archiv geführt. Er calculirt, daß letzterer das Papier entwendet und in dem geheimen Schubfache eines Schreibtisches verborgen, den er mit eigener Hand vor Jahren gemacht. Er verschafft sich Zutritt zum Herzog und theilt diesem mit, was er denkt. Der Herzog befiehlt Untersuchung des angeführten Möbels, und da sich in ihm die entwendete Schrift findet, offenbart sich einerseits die Unschuld Hohenstein's und andererseits die Schändlichkeit Tannenberg's.

Das Stück schließt mit des erstern Einsetzung in seine frühere Stellung und der Entlarvung des letztern, zugleich mit der Verlobung des jungen Lauter und der Eugenie von Hohenstein.

Die Entwickelung des Schauspiels ist breit und etwas schwerfällig und verliert wesentlich dadurch an Wirkung, daß die Untersuchung des Schreibschranks nicht in die Handlung eintritt und sie gipfelt. Die Erzählung schwächt das Interesse am Funde jenes Schriftstücks ab, um das sich das ganze Drama dreht. Hätte der Verfasser seinen jungen Regenten einfach den Befehl ertheilen lassen, die Hohensteins, Graf Tannenberg und seinen ganzen Hof vor jenen Schrank zu führen und vor seinen Augen das geheime Fach zu öffnen, so wäre damit ein einigermaßen solenner und dramatisch durchschlagend wirkender Ausgang erreicht worden, während man jetzt einen Ausgang hat, der klein, verschleppt und verzettelt erscheint.

Fassen wir, nachdem wir die Stücke einzeln durchgegangen, das Geleistete insgesammt ins Auge, so wird man Andreas May dramatisches Dichtertalent nicht abstreiten, aber zugleich auch nicht umhin können, einzugestehen, daß es demselben an gediegener Durchbildung und echt künstlerischer Abklärung fehlt. Unser Autor schafft augenscheinlich zu rasch, zu flüchtig und ohne für seine Schöpfungen jene gründlichen dramaturgischen Studien gemacht zu haben, deren selbst ein Genie nicht entrathen kann, wenn es große und dauernde Erfolge erringen will. Andreas May ist ein sehr befähigter Naturalist, aber doch nur ein Naturalist und kein wirklicher Künstler in seinem Fache.

Feodor Wehl.

Zur deutschen Specialgeschichte.

„Dem Landfrieden ist nicht zu trauen." Fehde Mangold's von Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg 1516—22. Charakterbild der rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände im Deutschen Reiche unmittelbar vor dem großen Bauernkriege. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im königl. Archiv zu Nürnberg von Louis Ferdinand Freiherrn von Eberstein. Nordhausen, Haacke. 1868. Br. 8. 25 Ngr.

Der etwas altmodisch weitschweifige Titel verbirgt einen der lehrreichsten und ergötzlichsten Beiträge zu der deutschen innern Geschichte des 16. Jahrhunderts. Es ist uns kein anderes Quellenwerk bekannt von allen den bisher veröffentlichten, woraus sich ein so detaillirter, bis ins einzelne verständlicher, lebendig und anschaulich gefärbter Einblick in die Verhältnisse zwischen dem Stegreifritterthum und den geordneten Gewalten um die Zeit der wiederholten Versuche, durch ewigen Landfrieden, Kammergericht und Reichsregiment Ordnung in Deutschland herzustellen, gewinnen ließe, wie aus diesen wenigen Bogen. Sie enthalten fast nur archivalisches Material, das unsers Wissens zufällig noch von niemand benutzt wurde; aber wäre dies auch nicht, so würde das kleine Buch doch noch immer seinen Werth als ein Unicum behalten. Die Autobiographie des Götz in ihren ersten Zweidritttheilen bietet die meisten und schlagendsten Parallelen dar, aber diese Mittheilungen übertreffen die bekanntlich weder genauen, noch parteilosen, noch auch nur klaren und anschaulichen Erinnerungen des schon etwas stumpf gewordenen Ritters in jeder Art zu ihrem Vortheil. Sie bestehen in einer fortlaufenden und vollständigen Serie von Archivalien aus dem ehemaligen Rathsarchiv in Nürnberg, woraus man die Entstehung, den Verlauf, den Ausgang und das letzte Verstummen einer an sich damals ganz alltäglichen, uns aber desto fremdartigern Fehde einiger adelichen Schnapphähne gegen die Stadt Nürnberg vom Jahre 1516—30, man darf sagen, fast Stunde für Stunde verfolgen und studiren kann. Der Herausgeber hat sich mit Recht darauf beschränkt, in einem kurzen Prolog und noch kürzern Epilog und einigen genealogischen Beigaben einmal seine eigene Anschauung über die Natur und Bedeutung der hier geschilderten Zustände, das Wesentliche, was zur innern und äußern Orientirung in der Sache und den Hauptpersonen gehört, beizubringen. Mancher würde ihm vielleicht dankbar gewesen sein, wenn es ihm gefallen hätte, die vielen und oft nicht geringen sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten, auf die man nothwendigerweise bei dem buchstäblichen bloßen Abdrucke solches Materials stößt, durch einige erklärende Beigaben zu erläutern, zumal da an einigen Stellen der Verdacht sich regt, daß entweder in den Originalien falsch geschrieben oder auch falsch gelesen und gedruckt ist. Weder das eine noch das andere wird einen Kenner damaliger Schrift- und Schreibweise wundernehmen, man würde aber aus den Erklärungen den jetzt vermißten sichern Anhalt dafür gewinnen.

Der Verlauf der Sache selbst läßt sich sehr kurz darstellen. Die Witwe des Leonhard Odheimer, Agathe, die auf ihrem Rittersitze Burgfarnbach (zwei Stunden westlich von Nürnberg) wohnte, war angeblich von nürnberger Unterthanen an ihrem Eigenthum beschädigt und ihr auch sonst in ihren Rechtsforderungen, die sie an nürnberger Unterthanen haben wollte, von dem Rathe daselbst nicht gewillfahrt worden. Sie wandte sich an ihren Verwandten und Schutzherrn, den Ritter Mangold von Eberstein, zu Brandenstein am Odenwald gesessen, den mütterlichen Oheim Ulrich's von Hutten. Dieser war sofort bereit, für sie einzutreten, und erließ, wie es die Sitte forderte, ein blos formelles Abmahnungsschreiben an den Rath von Nürnberg, auf welches derselbe, da es nur allgemeine und unbewiesene Beschuldigungen und Forderungen aufstellte und nicht einmal mit einer wirklichen Namensunterschrift versehen war, natürlich nicht weiter eingehen konnte, als daß er sich zu dem gewöhnlichen Wege Rechtens gegen die Witwe und ihre Helfershelfer erbot. Damit war diesen nichts gedient. Sie sahen, wie es stets gehalten zu werden pflegte, darin eine Rechtsverweigerung und den Grund zu ehrlicher Fehde. Sie begannen und setzten diese in dem herkömmlichen Stile jahrelang fort. Es ist genau dieselbe Situation, in der

sich der heutige friedliche Bürger und Reisende in Italien gegenüber den Briganten befindet, die ja auch in ihrer bourbonischen oder päpstlichen Cocarde das selbst für das hartgesottenste Gewissen noch immer nöthige Opiat besitzen, kraft dessen sie dann alles zu thun berechtigt sind, was ihnen zu thun gelüstet. Nachdem so der ritterlichen Ehre Genüge geschehen war, wurden unversehens rings um Nürnberg, nahe und fern, oft 10—20 Meilen von der Stadt, Leute aller Art, die dorthin gehörten, dahin oder davonher fuhren, niedergeworfen, in vorherbestellte Schlupfwinkel und Verstecke, anderm ritterlichen Raubgesindel gehörig, geschleppt und gegen möglichst hohe, durch alle mögliche Chicanen und Gewaltacte erpreßte Schatzung losgelassen. Der Unfug, der immer größere Dimensionen annahm, steigerte sich bis 1521, wo nach dem wormser Reichstag Kammergericht und Reichsregiment wieder aufgerichtet und nach Nürnberg verlegt wurden. Das letztere griff energisch durch, wie bekanntlich öfter in diesen seinen kurzen Flitterwochen. Der Graf Georg von Werthheim sammt andern Executionstruppen eroberte das Raubnest Brandenstein, und Ritter Mangold fand für gerathen, weitern Fährlichkeiten, d. h. dem Schwerte des Nachrichters, durch ein freiwilliges Exil zu dem großen Protector alles fahrenden Gesindels, aller Buschklepper, aber auch aller edeln und heroischen Vorkämpfer der Freiheit, zu Franz von Sickingen, aus dem Wege zu gehen. Er schloß sich seinem Zuge gegen Trier an und blieb zum Heil für die Menschheit bei der Belagerung von St.-Wendel 1522. Dann starb auch die Veranlasserin des ganzen Handels; aber der war damit noch nicht todt. Ein anderer Schnapphahn hatte aus Speculation ihre Tochter geheirathet — mit der Anwartschaft auf die reichen Erträgnisse aus den nürnberger Pfeffersäcken — und es dauerte noch einige Jahre, bis auch dieser durch Gewalt und Güte und nicht ohne namhafte Opfer für die stolze Reichsstadt sich zufrieden gab.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Stabreim und Alliteration.

Wilhelm Jordan hat seinen in Nr. 44 d. Bl. von uns besprochenen „Nibelunge" ein kritisch-apologetisches Supplement nachgeschickt: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag, 1868), das als ein interessanter Beitrag zur Kenntniß altgermanischer Dichtweise betrachtet werden kann, insoweit es aber reformatorisch und umgestaltend auf die neuere Dichtung einzuwirken sucht, entschiedenen Widerspruch herausfordert. Jene ursprünglichen Formen, zu denen Jordan die Rückkehr mit Eifer predigt, mögen als die Wurzeln deutscher Dichtkunst nach Verdienst gewürdigt werden; aber man wird den mächtigen Stamm und die weitschattende Krone nicht wieder auf die Dimensionen der Wurzeln und ihre unterirdischen Verzweigungen zurückführen dürfen. Das Betonen des Uralten als des eigentlich Nationalen, dem gewissermaßen das Fremdländische im Laufe der Zeit aufgeschwemmt worden sei, beruht auf einem Misverständniß; und das Nationale ist nicht blos in den Anfängen einer Nation zu suchen, es ist in allem lebendig, was sie in geschichtlicher Entwickelung geworden ist. Dies Zurückgehen auf Uranfänge ist eine Reaction gegen den geschichtlichen Geist, wie das Bardenthum der Odendichter im vorigen Jahrhundert, das Cheruskerthum der Turner im jetzigen.

Wir haben die „Nibelunge" anerkannt in ihrem poetischen Werth, in ihrer durch den Stoff gerechtfertigten Eigenthümlichkeit. Wo indeß die Theorie die Eigenthümlichkeit einer einzelnen und in ihrer Art einzigen Dichtung zu allgemeingültigem Gesetz erheben will, da gilt es bei zeiten gegen solche Erweiterungen zu protestiren. Die Eigenthümlichkeit der Jordan'schen „Nibelunge" besteht in dem epischen Vers der Germanen und in dem Stabreim; beide Formen will nun der Dichter der epischen Dichtung der Gegenwart als die vorzugsweise berechtigten anempfehlen.

Er nennt den Stabvers das vorzüglichste Kunstmittel für die Besserung des Epos und das Bedürfniß der Rhapsoden. Was die Rhythmik betrifft, so wissen die altdeutschen Sprachen nichts von festen Längen und Kürzen. Auch die von Natur dünnsten Vocale können in die Hauptnote rücken und einen ganzen Takt allein füllen, wenn der einzutheilende Gedanke in ihrer Silbe gipfelt, auch die von Natur vollsten Vocale und Diphthonge zum beinahe zeitlosen Vorschlag oder Abfall herabgesetzt werden, wenn ihre Nachbarsilbe im gleichen Maße Wichtiges zu melden hat. Wenn Jordan hinzufügt, das sei trotz aller Schulmetrik uneingeschränkt gültig geblieben bis auf den heutigen Tag, so ist dies sehr cum grano salis zu verstehen, wenn es nicht unserer ganzen modernen Verskunst ins Gesicht schlagen soll! Die übrigen Hauptsätze seiner Charakteristik des epischen Verses sind die folgenden: Er erfordert vier Hebungen, d. h. Silben, welche wegen ihrer überwiegenden Bedeutung im Satze vollbetont und in ihrem Vocal länger angehalten werden. Diese vier Hebungen wechseln ab mit Senkungen, d. h. Silben, deren Bedeutung im Satz geringer ist, die deshalb meist schwach oder doch weniger betont und deren Vocale kürzere Zeit angehalten werden. Ihre Zahl schwankt von 0 bis zum Fünffachen der Hebungen. Diesen epischen Vers mit seinen Hebungen und Senkungen will Jordan nun auch in der classischen und modernen Poesie nachweisen, wo er gleichsam unbewußt und „die verlorene Schönheit suchend" angewendet wird. Da soll zunächst Schiller's „Taucher" als Muster gelten. Wenn indeß Verse in folgender Weise scandirt werden:

Den Jüngling bringt keines wieder

sodaß wir hier zwei unvermittelte Hebungen erhalten, so widerspricht dies den Intentionen des Dichters und des Verses. Von Schiller's Bühneniambus heißt es, daß er dem angeborenen Sprachgesetz, dem Vers der Hebungen, den Vorzug gebe vor dem fremden Gesetz, der vorgeschriebenen Silbenzahl und der Annäherung ihres Wechsels an die vorgeschriebenen Quantitäten. „Schiller's Bühnenvers", sagt er, „ist unter der leichten Oberhülle eines fünffüßigen Jambus seinem Rhythmus nach in Wahrheit identisch mit dem epischen Verse der Germanen und unterscheidet sich von diesem lediglich dadurch, daß die Symmetrie seiner Taktzahl wechselt, daß nicht stets vier Hebungen, sondern zwei bis vier seine Gruppen bilden." Die ersten Verse des Domingo im „Don Carlos" sollen dies beweisen, ebenso einige andere Verse aus diesem Drama. In der That ist der Jambus im „Don Carlos" am freiesten und conversationsmäßigsten behandelt, gleichsam zerklüftet durch die Hebungen des Affects, ähnlich wie der Jambus im „Nathan" durch fortwährende Enjambements, Cäsuren, durch das Setzen tonloser Worte in die Thesis, in die Prosa hinüberspielt. Doch wer wird diese Verse für mustergültig halten? In den spätern Dramen Schiller's von geschlossenerer Kunstform ist auch der Jambus geschlossener, und es würde Jordan schwer fallen, z. B. Verse wie die folgenden:

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz u. s. w.

in sein altepisches Versschema hineinzuescamotiren. Hier ist der Charakter des fünffüßigen Jambus eben mit aller Bestimmtheit ausgeprägt, und von vier Hebungen und Senkungen keine Rede, wie Jordan überhaupt seine Beweisstücke nur aus den schlottrigen Versen des großen Dramatikers nehmen kann.

In Heine's Liedern und in seinen für unscandirbar geltenden „Nordseebildern", wie überhaupt in der sangbaren Volkslyrik und ihren Nachdichtungen finden sich wol Hebungen und Senkungen, deren Wechsel sich aber auch auf bestimmte Versfüße zurückführen läßt. Es wechseln Jamben und Anapäste, oder Trochäen und Daktylen; es können in der Senkung eine oder zwei Kürzen stehen. Weiter aber zu der regellosen Buntheit des altepischen Verses geht es nirgends zurück; davor schützt die immerhin durch antike Studien veranlaßte Läuterung unserer Metrik und unsers rythmischen Taktes.

Das verschweigt Jordan, und doch liegt hier der principielle Unterschied. Unsere Metrik, auch die volksthümlichste, kennt den Versfuß, der altepische Vers der Germanen kennt ihn nicht. Zwei oder drei Hebungen nebeneinander, eine Rhythmik mit anstoßender Zunge, viersilbige Auftakte und sechssilbige Senkungen wie im „Heliand" sind für unsere Versbildung ein Greuel, und in der That rufen wir im Ernste aus, was Jordan ironisch ausruft: „Und das sollen Verse sein?" Will uns doch der Dichter selbst seine Versungeheuer: „Plätscherten mit den Schweifen und plauderten geschwätzig", als einen Vers mit vier Hebungen verkaufen, während wir ihn nur als einen Sechsfüßler gelten lassen. Die freie Beweglichkeit des epischen Verses ist zuzugeben, ebenso seine, fast in kein Schema einzufangende Mannichfaltigkeit, doch damit langen wir ja bei dem Knittelvers oder gar bei dem Streckverse, das heißt bei der Prosa an. Nach Hebungen und Senkungen läßt sich auch die Prosa scandiren und wir haben dann in ihr die einfachste Wiedergeburt des epischen Verses. Es bleibt doch für ihn als einziges Regulativ nur die Vierzahl übrig, die aber aus der Ueberwucherung mit Varianten schwer herauszuerkennen ist. Nehmen wir die Jean Paul'schen Polymeter und Streckverse; da haben wir ja den altdeutschen Vers in puris naturalibus; z. B.: „Der Donner zerreißt die deutsche Eiche; | aber nicht ihren Samenstaub, | und die dodonäische sprach entwurzelt | noch als Mastbaum der Arche fort."

Da haben wir vier epische Verse mit ihren Hebungen und Senkungen. Man nehme irgendeine Stelle aus „Werther", wo der bewegtere Stil herrscht: „Ungeheuere Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirg erklang und ich sahe sie wirken und schaffen in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte" — haben wir da nicht den epischen Vers, dem bei den rechten Einschnitten allenfalls die vier Hebungen und Senkungen nicht fehlen dürften? Solche Beispieltafeln und Verstabellen, wie sie Jordan aus dem „Beowulf", dem „Hildebrandslied", dem „Heliand", der „Edda" zusammenstellt, zum Beweis einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit des überreichen epischen Verses, wollen wir aus der Prosa Jean Paul's, Herder's, Goethe's ohne Mühe zusammenstellen. Das Resultat dieser altepischen Verskunst wäre also die Auflösung der modernen Verskunst, die Prosa auf dem Umweg über die altgermanischen Sprachdenkmäler — können wir dies nicht einfacher haben? Es ist nur noch eine leichte Scheidung! Mag daher dieser Vers immerhin empfohlen werden für Dichtgattungen, welche dem Prosastil nahe stehen und sich doch noch durch einen Rest von rhythmischem Gewissen von ihm unterscheiden.

Auch die Alliteration an Stelle des Reims principiell setzen zu wollen, kann nur eine ästhetische Grille genannt werden. Jordan beweist uns, daß jeder Consonant eine eigenthümliche Luftfigur gestaltet, daß die Alliteration die mehrmalige, in geregelten Pausen erfolgende Wiederholung der nämlichen Luftfigur ist, welche das Wohlgefallen des Ohrs in ähnlicher Weise erweckt, wie die gleichen Schwingungszeiten und Wellenbreiten des reinen Tons. Gleichzeitig führe der Stabreim einen Parallelismus der Vorstellungen und Gedanken mit sich, indem seine sinnlich wahrnehmbaren Harmonien zugleich Harmonien der Wortseelen seien und sich die Symbolik der Laute lebendig in ihm auspräge. Der Endreim ruhe vorzüglich auf dem Vocal, und dieser symbolisire nicht den Gedanken und die Vorstellung, sondern die Empfindung und den Affect. Der Endreim beruht aber nicht ausschließlich auf dem Vocal; die Mittel- und Endconsonanten der Wörter kommen ihm auch zugute. Er ist die reichere Form, und das an seinen Vollklang gewöhnte Ohr wird in der Alliteration nur immer ein mattes Präludiren sehen, während der Reim den vollen Accord gibt. Es liegt in jener mehr die Ahnung des Wohlklangs als dieser selbst; sie blättert die Rose auf, aber sie pflückt sie nicht. Die Alliteration ist die primitive, vom Fortschritt der Entwickelung überwundene Form. Der Genius der Sprache sucht das Melodische in den Consonanten; doch es sind nur verhallende Windharfentöne; er findet sie erst, wo die Vocale sich mit ihnen vereinen. Man singe doch einmal ohne Vocale — und man wird die Höhe des Wohllauts ermessen können, welche die Musik der Consonanten zu erreichen vermag.

Möge man daher die Alliteration für die Tonmalereien der Lyrik und Epik als eine verstärkende Hülfe, möge man sie in Neudichtungen alter Epen anwenden, um die Ursprünglichkeit germanischer Welt in treu nachgeahmten Formen abzuspiegeln — einen weitern Kreis der Anwendung in moderner Poesie darf man ihr nicht gestatten. Schon jeder moderne Stoff schließt die primitive Form unbedingt aus — man denke sich Friedrich den Großen oder Napoleon in Alliterationen besungen; da würden sich unheimliche versus memoriales einschleichen wie der folgende: „Fischer's Fritz ißt frische Fische."

Der geistvolle Dichter möge es daher aufgeben, die geniale Praxis seiner Dichtung, die eine vollkommene Ausnahmestellung in unserer Literatur einnimmt, zu einer allgemein gültigen Theorie umzuprägen.

Bibliographie.

Armand, In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langensalza. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bodek, A., Römische Kaiser in jüdischen Quellen. I. — A. u. d. T.: Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda ha-Nasi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Justiz-finanzielle Briefe. Ein Beitrag zur innern Reorganisirung Oesterreichs von L. M. Wien, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Caspari, C. E., Chronologisch-geographische Einleitung in das Leben Jesu Christi. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eckardt, J., Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eckerdt, H., Geschichte des Kreises Marienburg. Marienburg, Bretschneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Fehr, J., Staat und Kirche im fränkischen Reiche bis auf Karl den Großen. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

General La Marmora und die preussisch-italienische Allianz. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Glaser, A., In der Fremde. Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Grosse, J., Untreu aus Mitleid. Roman in acht Büchern. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Helms, H., Finnland und die Finnländer. Eine Skizze aus dem Land der tausend Seen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 10 Ngr.

— — Island und die Isländer. Eine Skizze aus dem Lande der Wunder und Sagen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 10 Ngr.

Lasson, A., Meister Eckhart, der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Metzner, J., Herzensfrühling. Gedichte. 2te Aufl. Bamberg, Reindl. 16. 9 Ngr.

Preyer, W., Ueber die Grenzen des Empfindungsvermögens und des Willens. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Reinlein, F. F., Joseph Schaitberger. Ein Beitrag zur Hagiographie der lutherischen Kirche. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Ruge, A., Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Berlin, Stuhr. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. Roman in vier Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Skett, W., Bunte Blätter. Gedichte. Minden, Volkening. 32. 15 Ngr.

Spielmann, C., Aus dem Leben des Herzens. Novelle. Herausgegeben nach den Aufzeichnungen eines Frühverstorbenen. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Wendenburgische Junker. Ein Familienroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 5 Thlr.

Stier, G. und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. 2te Hälfte, die Zeit von 1825 an umfassend. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, F., Abend-Glocken-Töne. Erinnerungen eines alten Geistlichen aus seinem Leben. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

sich der heutige friedliche Bürger und Reisende in Italien gegenüber den Briganten befindet, die ja auch in ihrer bourbonischen oder päpstlichen Cocarde das selbst für das hartgesottenste Gewissen noch immer nöthige Opiat besitzen, kraft dessen sie dann alles zu thun berechtigt sind, was ihnen zu thun gelüstet. Nachdem so der ritterlichen Ehre Genüge geschehen war, wurden unversehens rings um Nürnberg, nahe und fern, oft 10—20 Meilen von der Stadt, Leute aller Art, die dorthin gehörten, dahin oder davonher fuhren, niedergeworfen, in vorherbestellte Schlupfwinkel und Verstecke, anderm ritterlichen Raubgesindel gehörig, geschleppt und gegen möglichst hohe, durch alle mögliche Chicanen und Gewaltacte erpreßte Schatzung losgelassen. Der Unfug, der immer größere Dimensionen annahm, steigerte sich bis 1521, wo nach dem wormser Reichstag Kammergericht und Reichsregiment wieder aufgerichtet und nach Nürnberg verlegt wurden. Das letztere griff energisch durch, wie bekanntlich öfter in diesen seinen kurzen Flitterwochen. Der Graf Georg von Werthheim sammt andern Executionstruppen eroberte das Raubnest Brandenstein, und Ritter Mangold fand für gerathen, weitern Fährlichkeiten, d. h. dem Schwerte des Nachrichters, durch ein freiwilliges Exil zu dem großen Protector alles Fahrenden Gesindels, aller Buschklepper, aber auch aller edeln und heroischen Vorkämpfer der Freiheit, zu Franz von Sickingen, aus dem Wege zu gehen. Er schloß sich seinem Zuge gegen Trier an und blieb zum Heil für die Menschheit bei der Belagerung von St.-Wendel 1522. Dann starb auch die Veranlasserin des ganzen Handels; aber der war damit noch nicht todt. Ein anderer Schnapphahn hatte aus Speculation ihre Tochter geheirathet — mit der Anwartschaft auf die reichen Erträgnisse aus den nürnberger Pfeffersäcken — und es dauerte noch einige Jahre, bis auch dieser durch Gewalt und Güte und nicht ohne namhafte Opfer für die stolze Reichsstadt sich zufrieden gab.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Stabreim und Alliteration.

Wilhelm Jordan hat seinen in Nr. 44 d. Bl. von uns besprochenen „Nibelunge" ein kritisch-apologetisches Supplement nachgeschickt: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag, 1868), das als ein interessanter Beitrag zur Kenntniß altgermanischer Dichtweise betrachtet werden kann, insoweit es aber reformatorisch und umgestaltend auf die neuere Dichtung einzuwirken sucht, entschiedenen Widerspruch herausfordert. Jene ursprünglichen Formen, zu denen Jordan die Rückkehr mit Eifer predigt, mögen als die Wurzeln deutscher Dichtkunst nach Verdienst gewürdigt werden; aber man wird den mächtigen Stamm und die weitschattende Krone nicht wieder auf die Dimensionen der Wurzeln und ihre unterirdischen Verzweigungen zurückführen dürfen. Das Betonen des Uralten als des eigentlich Nationalen, dem gewissermaßen das Fremdländische im Laufe der Zeit aufgeschwemmt worden sei, beruht auf einem Misverständniß; und das Nationale ist nicht blos in den Anfängen einer Nation zu suchen, es ist in allem lebendig, was sie in geschichtlicher Entwickelung geworden ist. Dies Zurückgehen auf Uranfänge ist eine Reaction gegen den geschichtlichen Geist, wie das Bardenthum der Odendichter im vorigen Jahrhundert, das Cheruskerthum der Turner im jetzigen.

Wir haben die „Nibelunge" anerkannt in ihrem poetischen Werth, in ihrer durch den Stoff gerechtfertigten Eigenthümlichkeit. Wo indeß die Theorie die Eigenthümlichkeit einer einzelnen und in ihrer Art einzigen Dichtung zu allgemeingültigem Gesetz erheben will, da gilt es bei zeiten gegen solche Erweiterungen zu protestiren. Die Eigenthümlichkeit der Jordan'schen „Nibelunge" besteht in dem epischen Vers der Germanen und in dem Stabreim; beide Formen will nun der Dichter der epischen Dichtung der Gegenwart als die vorzugsweise berechtigten anempfehlen.

Er nennt den Stabvers das vorzüglichste Kunstmittel für die Besserung des Epos und das Bedürfniß der Rhapsoden. Was die Rhythmik betrifft, so wissen die altdeutschen Sprachen nichts von festen Längen und Kürzen. Auch die von Natur dünnsten Vocale können in die Hauptnote rücken und einen ganzen Takt allein füllen, wenn der einzutheilende Gedanke in ihrer Silbe gipfelt, auch die von Natur vollsten Vocale und Diphthonge zum beinahe zeitlosen Vorschlag oder Abfall herabgesetzt werden, wenn ihre Nachbarsilbe im gleichen Maße Wichtiges zu melden hat. Wenn Jordan hinzufügt, das sei trotz aller Schulmetrik uneingeschränkt gültig geblieben bis auf den heutigen Tag, so ist dies sehr cum grano salis zu verstehen, wenn es nicht unserer ganzen modernen Verskunst ins Gesicht schlagen soll! Die übrigen Hauptsätze seiner Charakteristik des epischen Verses sind die folgenden: Er erfordert vier Hebungen, d. h. Silben, welche wegen ihrer überwiegenden Bedeutung im Satze vollbetont und in ihrem Vocal länger angehalten werden. Diese vier Hebungen wechseln ab mit Senkungen, d. h. Silben, deren Bedeutung im Satz geringer ist, die deshalb meist schwach oder doch weniger betont und deren Vocale kürzere Zeit angehalten werden. Ihre Zahl schwankt von 0 bis zum Fünffachen der Hebungen. Diesen epischen Vers mit seinen Hebungen und Senkungen will Jordan nun auch in der classischen und modernen Poesie nachweisen, wo er gleichsam unbewußt und „die verlorene Schönheit suchend" angewendet wird. Da soll zunächst Schiller's „Taucher" als Muster gelten. Wenn indeß Verse in folgender Weise scandirt werden:

Dĕn Jūnglĭng brīngt kēinĕs wīedĕr

sodaß wir hier zwei unvermittelte Hebungen erhalten, so widerspricht dies den Intentionen des Dichters und des Verses. Von Schiller's Bühneniambus heißt es, daß er dem angeborenen Sprachgesetz, dem Vers der Hebungen, den Vorzug gebe vor dem fremden Gesetz, der vorgeschriebenen Silbenzahl und der Annäherung ihres Wechsels an die vorgeschriebenen Quantitäten. „Schiller's Bühnenvers", sagt er, „ist unter der leichten Oberhülle eines fünffüßigen Jambus seinem Rhythmus nach in Wahrheit identisch mit dem epischen Verse der Germanen und unterscheidet sich von diesem lediglich dadurch, daß die Symmetrie seiner Taktzahl wechselt, daß nicht stets vier Hebungen, sondern zwei bis vier seine Gruppen bilden." Die ersten Verse des Domingo im „Don Carlos" sollen dies beweisen, ebenso einige andere Verse aus diesem Drama. In der That ist der Jambus im „Don Carlos" am freiesten und conversationsmäßigsten behandelt, gleichsam zerklüftet durch die Hebungen des Affects, ähnlich wie der Jambus im „Nathan" durch fortwährende Enjambements, Cäsuren, durch das Setzen tonloser Worte in die Thesis, in die Prosa hinüberspielt. Doch wer wird diese Verse für mustergültig halten? In den spätern Dramen Schiller's von geschlossenerer Kunstform ist auch der Jambus geschlossener, und es würde Jordan schwer fallen, z. B. Verse wie die folgenden:

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz u. s. w.

in sein altepisches Versschema hineinzuescamotiren. Hier ist der Charakter des fünffüßigen Jambus eben mit aller Bestimmtheit ausgeprägt, und von vier Hebungen und Senkungen keine Rede, wie Jordan überhaupt seine Beweisstücke nur aus den schlottrigen Versen des großen Dramatikers nehmen kann.

In Heine's Liedern und in seinen für unscandirbar geltenden „Nordseebildern", wie überhaupt in der sangbaren Volkslyrik und ihren Nachdichtungen finden sich wol Hebungen und Senkungen, deren Wechsel sich aber auch auf bestimmte Versfüße zurückführen läßt. Es wechseln Jamben und Anapäste, oder Trochäen und Daktylen; es können in der Senkung eine oder zwei Kürzen stehen. Weiter aber zu der regellosen Buntheit des altepischen Verses geht es nirgends zurück; davor schützt die immerhin durch antike Studien veranlaßte Läuterung unserer Metrik und unsers rythmischen Taktes.

Das verschweigt Jordan, und doch liegt hier der principielle Unterschied. Unsere Metrik, auch die volksthümlichste, kennt den Versfuß, der altepische Vers der Germanen kennt ihn nicht. Zwei oder drei Hebungen nebeneinander, eine Rhythmik mit anstoßender Zunge, viersilbige Auftakte und sechssilbige Senkungen wie im „Heliand" sind für unsere Versbildung ein Greuel, und in der That rufen wir im Ernste aus, was Jordan ironisch ausruft: „Und das sollen Verse sein?" Will uns doch der Dichter selbst seine Versungeheuer: „Plätscherten mit den Schweifen und plauderten geschwätzig", als einen Vers mit vier Hebungen verkaufen, während wir ihn nur als einen Sechsfüßler gelten lassen. Die freie Beweglichkeit des epischen Verses ist zuzugeben, ebenso seine, fast in kein Schema einzufangende Mannichfaltigkeit, doch damit langen wir ja bei dem Knittelvers oder gar bei dem Streckverse, das heißt bei der Prosa an. Nach Hebungen und Senkungen läßt sich auch die Prosa scandiren und wir haben dann in ihr die einfachste Wiedergeburt des epischen Verses. Es bleibt doch für ihn als einziges Regulativ nur die Vierzahl übrig, die aber aus der Ueberwucherung mit Varianten schwer herauszuerkennen ist. Nehmen wir die Jean Paul'schen Polymeter und Streckverse; da haben wir ja den altdeutschen Vers in puris naturalibus; z. B.: „Der Donner zerreißt die deutsche Eiche; | aber nicht ihren Samenstaub, | und die dodonäische sprach entwurzelt | noch als Mastbaum der Arche fort."

Da haben wir vier epische Verse mit ihren Hebungen und Senkungen. Man nehme irgendeine Stelle aus „Werther", wo der bewegtere Stil herrscht: „Ungeheuere Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirg erklang und ich sahe sie wirken und schaffen in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte" — haben wir da nicht den epischen Vers, dem bei den rechten Einschnitten allenfalls die vier Hebungen und Senkungen nicht fehlen dürften? Solche Beispieltafeln und Verstabellen, wie sie Jordan aus dem „Beowulf", dem „Hildebrandslied", dem „Heliand", der „Edda" zusammenstellt, zum Beweis einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit des überreichen epischen Verses, wollen wir aus der Prosa Jean Paul's, Herder's, Goethe's ohne Mühe zusammenstellen. Das Resultat dieser altepischen Verskunst wäre also die Auflösung der modernen Verskunst, die Prosa auf dem Umweg über die altgermanischen Sprachdenkmäler — können wir dies nicht einfacher haben? Es ist nur noch eine leichte Scheidung! Mag daher dieser Vers immerhin empfohlen werden für Dichtgattungen, welche dem Prosastil nahe stehen und sich doch noch durch einen Rest von rhythmischem Gewissen von ihm unterscheiden.

Auch die Alliteration an Stelle des Reims principiell setzen zu wollen, kann nur eine ästhetische Grille genannt werden. Jordan beweist uns, daß jeder Consonant eine eigenthümliche Luftfigur gestaltet, daß die Alliteration die mehrmalige, in geregelten Pausen erfolgende Wiederholung der nämlichen Luftfigur ist, welche das Wohlgefallen des Ohrs in ähnlicher Weise erweckt, wie die gleichen Schwingungszeiten und Wellenbreiten des reinen Tons. Gleichzeitig führe der Stabreim einen Parallelismus der Vorstellungen und Gedanken mit sich, indem seine sinnlich wahrnehmbaren Harmonien zugleich Harmonien der Wortseelen seien und sich die Symbolik der Laute lebendig in ihm auspräge. Der Endreim ruhe vorzüglich auf dem Vocal, und dieser symbolisire nicht den Gedanken und die Vorstellung, sondern die Empfindung und den Affect. Der Endreim beruht aber nicht ausschließlich auf dem Vocal; die Mittel- und Endconsonanten der Wörter kommen ihm auch zugute. Er ist die reichere Form, und das an seinen Vollklang gewöhnte Ohr wird in der Alliteration nur immer ein mattes Präludiren sehen, während der Reim den vollen Accord gibt. Es liegt in jener mehr die Ahnung des Wohlklangs als dieser selbst; sie blättert die Rose auf, aber sie pflückt sie nicht. Die Alliteration ist die primitive, vom Fortschritt der Entwickelung überwundene Form. Der Genius der Sprache sucht das Melodische in den Consonanten; doch es sind nur verhallende Windharfentöne; er findet sie erst, wo die Vocale sich mit ihnen vereinen. Man singe doch einmal ohne Vocale — und man wird die Höhe des Wohllauts ermessen können, welche die Musik der Consonanten zu erreichen vermag.

Möge man daher die Alliteration für die Tonmalereien der Lyrik und Epik als eine verstärkende Hülfe, möge man sie in Neudichtungen alter Epen anwenden, um die Ursprünglichkeit germanischer Welt in treu nachgeahmten Formen abzuspiegeln — einen weitern Kreis der Anwendung in moderner Poesie darf man ihr nicht gestatten. Schon jeder moderne Stoff schließt die primitive Form unbedingt aus — man denke sich Friedrich den Großen oder Napoleon in Alliterationen besungen; da würden sich unheimliche versus memoriales einschleichen wie der folgende: „Fischer's Fritz ißt frische Fische."

Der geistvolle Dichter möge es daher aufgeben, die geniale Praxis seiner Dichtung, die eine vollkommene Ausnahmestellung in unserer Literatur einnimmt, zu einer allgemein gültigen Theorie umzuprägen.

Bibliographie.

Armand, In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langensalza. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bodek, A., Römische Kaiser in jüdischen Quellen. I. — A. u. d. T.: Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda ha-Nasi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Justiz-finanzielle Briefe. Ein Beitrag zur innern Reorganisirung Oesterreichs von L. M. Wien, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Caspari, C. E., Chronologisch-geographische Einleitung in das Leben Jesu Christi. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eckardt, J., Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eckerdt, H., Geschichte des Kreises Marienburg. Marienburg, Bretschneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Fehr, J., Staat und Kirche im fränkischen Reiche bis auf Karl den Großen. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

General La Marmora und die preussisch-italienische Allianz. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Glaser, A., In der Fremde. Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Grosse, J., Untreu aus Mitleid. Roman in acht Büchern. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Helms, H., Finnland und die Finnländer. Eine Skizze aus dem Land der tausend Seen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 16 Ngr.

— — Island und die Isländer. Eine Skizze aus dem Lande der Wunder und Sagen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 10 Ngr.

Lasson, A., Meister Eckhart, der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Metzner, J., Herzensfrühling. Gedichte. 2te Aufl. Bamberg, Reindl. 16. 9 Ngr.

Preyer, W., Ueber die Grenzen des Empfindungsvermögens und des Willens. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Reinlein, F. F., Joseph Schaitberger. Ein Beitrag zur Hagiographie der lutherischen Kirche. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Ruge, A., Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Berlin, Stuhr. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. Roman in vier Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Slett, W., Bunte Blätter. Gedichte. Minden, Volkening. 32. 15 Ngr.

Spielmann, C., Aus dem Leben des Herzens. Novelle. Herausgegeben nach den Aufzeichnungen eines Frühverstorbenen. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Wendenburgische Junker. Ein Familienroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 5 Thlr.

Stier, G. und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. 2te Hälfte, die Zeit von 1825 an umfassend. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, F., Abend-Glocken-Töne. Erinnerungen eines alten Geistlichen aus seinem Leben. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

sich der heutige friedliche Bürger und Reisende in Italien gegenüber den Briganten befindet, die ja auch in ihrer bourbonischen oder päpstlichen Cocarde das selbst für das hartgesottenste Gewissen noch immer nöthige Opiat besitzen, kraft dessen sie dann alles zu thun berechtigt sind, was ihnen zu thun gelüstet. Nachdem so der ritterlichen Ehre Genüge geschehen war, wurden unversehens rings um Nürnberg, nahe und fern, oft 10—20 Meilen von der Stadt, Leute aller Art, die dorthin gehörten, dahin oder davonher fuhren, niedergeworfen, in vorherbestellte Schlupfwinkel und Verstecke, anderm ritterlichen Raubgesindel gehörig, geschleppt und gegen möglichst hohe, durch alle mögliche Chicanen und Gewaltacte erpreßte Schatzung losgelassen. Der Unfug, der immer größere Dimensionen annahm, steigerte sich bis 1521, wo nach dem wormser Reichstag Kammergericht und Reichsregiment wieder aufgerichtet und nach Nürnberg verlegt wurden. Das letztere griff energisch durch, wie bekanntlich öfter in diesen seinen kurzen Flitterwochen. Der Graf Georg von Werthheim sammt andern Executionstruppen eroberte das Raubnest Brandenstein, und Ritter Mangold fand für gerathen, weitern Fährlichkeiten, d. h. dem Schwerte des Nachrichters, durch ein freiwilliges Exil zu dem großen Protector alles fahrenden Gesindels, aller Buschklepper, aber auch aller edeln und heroischen Vorkämpfer der Freiheit, zu Franz von Sickingen, aus dem Wege zu gehen. Er schloß sich seinem Zuge gegen Trier an und blieb zum Heil für die Menschheit bei der Belagerung von St.-Wendel 1522. Dann starb auch die Veranlasserin des ganzen Handels; aber der war damit noch nicht todt. Ein anderer Schnapphahn hatte aus Speculation ihre Tochter geheirathet — mit der Anwartschaft auf die reichen Erträgnisse aus den nürnberger Pfeffersäcken — und es dauerte noch einige Jahre, bis auch dieser durch Gewalt und Güte und nicht ohne namhafte Opfer für die stolze Reichsstadt sich zufrieden gab.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Stabreim und Alliteration.

Wilhelm Jordan hat seinen in Nr. 44 d. Bl. von uns besprochenen „Nibelunge" ein kritisch-apologetisches Supplement nachgeschickt: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag, 1868), das als ein interessanter Beitrag zur Kenntniß altgermanischer Dichtweise betrachtet werden kann, insoweit es aber reformatorisch und umgestaltend auf die neuere Dichtung einzuwirken sucht, entschiedenen Widerspruch herausfordert. Jene ursprünglichen Formen, zu denen Jordan die Rückkehr mit Eifer predigt, mögen als die Wurzeln deutscher Dichtkunst nach Verdienst gewürdigt werden; aber man wird den mächtigen Stamm und die weitschattende Krone nicht wieder auf die Dimensionen der Wurzeln und ihre unterirdischen Verzweigungen zurückführen dürfen. Das Betonen des Uralten als des eigentlich Nationalen, dem gewissermaßen das Fremdländische im Laufe der Zeit aufgeschwemmt worden sei, beruht auf einem Misverständniß; und das Nationale ist nicht blos in den Anfängen einer Nation zu suchen, es ist in allem lebendig, was sie in geschichtlicher Entwickelung geworden ist. Dies Zurückgehen auf Uranfänge ist eine Reaction gegen den geschichtlichen Geist, wie das Bardenthum der Odendichter im vorigen Jahrhundert, das Cheruskerthum der Turner im jetzigen.

Wir haben die „Nibelunge" anerkannt in ihrem poetischen Werth, in ihrer durch den Stoff gerechtfertigten Eigenthümlichkeit. Wo indeß die Theorie die Eigenthümlichkeit einer einzelnen und in ihrer Art einzigen Dichtung zu allgemeingültigem Gesetz erheben will, da gilt es bei zeiten gegen solche Erweiterungen zu protestiren. Die Eigenthümlichkeit der Jordan'schen „Nibelunge" besteht in dem epischen Vers der Germanen und in dem Stabreim; beide Formen will nun der Dichter der epischen Dichtung der Gegenwart als die vorzugsweise berechtigten anempfehlen.

Er nennt den Stabvers das vorzüglichste Kunstmittel für die Besserung des Epos und das Bedürfniß der Rhapsoden. Was die Rhythmik betrifft, so wissen die altdeutschen Sprachen nichts von festen Längen und Kürzen. Auch die von Natur dünnsten Vocale können in die Hauptnote rücken und einen ganzen Takt allein füllen, wenn der einzutheilende Gedanke in ihrer Silbe gipfelt, auch die von Natur vollsten Vocale und Diphthonge zum beinahe zeitlosen Vorschlag oder Abfall herabgesetzt werden, wenn ihre Nachbarsilbe im gleichen Maße Wichtiges zu melden hat. Wenn Jordan hinzufügt, das sei trotz aller Schulmetrik uneingeschränkt gültig geblieben bis auf den heutigen Tag, so ist dies sehr cum grano salis zu verstehen, wenn es nicht unserer ganzen modernen Verskunst ins Gesicht schlagen soll! Die übrigen Hauptsätze seiner Charakteristik des epischen Verses sind die folgenden: Er erfordert vier Hebungen, d. h. Silben, welche wegen ihrer überwiegenden Bedeutung im Satze vollbetont und in ihrem Vocal länger angehalten werden. Diese vier Hebungen wechseln ab mit Senkungen, d. h. Silben, deren Bedeutung im Satz geringer ist, die deshalb meist schwach oder doch weniger betont und deren Vocale kürzere Zeit angehalten werden. Ihre Zahl schwankt von 0 bis zum Fünffachen der Hebungen. Diesen epischen Vers mit seinen Hebungen und Senkungen will Jordan nun auch in der classischen und modernen Poesie nachweisen, wo er gleichsam unbewußt und „die verlorene Schönheit suchend" angewendet wird. Da soll zunächst Schiller's „Taucher" als Muster gelten. Wenn indeß Verse in folgender Weise scandirt werden:

Den Jüngling bringt keines wieder

sodaß wir hier zwei unvermittelte Hebungen erhalten, so widerspricht dies den Intentionen des Dichters und des Verses. Von Schiller's Bühneniambus heißt es, daß er dem angeborenen Sprachgesetz, dem Vers der Hebungen, den Vorzug gebe vor dem fremden Gesetz, der vorgeschriebenen Silbenzahl und der Annäherung ihres Wechsels an die vorgeschriebenen Quantitäten. „Schiller's Bühnenvers", sagt er, „ist unter der leichten Oberhülle eines fünffüßigen Jambus seinem Rhythmus nach in Wahrheit identisch mit dem epischen Verse der Germanen und unterscheidet sich von diesem lediglich dadurch, daß die Symmetrie seiner Taktzahl wechselt, daß nicht stets vier Hebungen, sondern zwei bis vier seine Gruppen bilden." Die ersten Verse des Domingo im „Don Carlos" sollen dies beweisen, ebenso einige andere Verse aus diesem Drama. In der That ist der Jambus im „Don Carlos" am freiesten und conversationsmäßigsten behandelt, gleichsam zerklüftet durch die Bebungen des Affects, ähnlich wie der Jambus im „Nathan" durch fortwährende Enjambements, Cäsuren, durch das Setzen tonloser Worte in die Thesis, in die Prosa hinüberspielt. Doch wer wird diese Verse für mustergültig halten? In den spätern Dramen Schiller's von geschlossenerer Kunstform ist auch der Jambus geschlossener, und es würde Jordan schwer fallen, z. B. Verse wie die folgenden:

> Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
> Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
> Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
> Altar und Kirche prangt in Festesglanz u. s. w.

in sein altepisches Versschema hineinzuescamotiren. Hier ist der Charakter des fünffüßigen Jambus eben mit aller Bestimmtheit ausgeprägt, und von vier Hebungen und Senkungen keine Rede, wie Jordan überhaupt seine Beweisstücke nur aus den schlottrigen Versen des großen Dramatikers nehmen kann.

In Heine's Liedern und in seinen für unscandirbar geltenden „Nordseebildern", wie überhaupt in der sangbaren Volkslyrik und ihren Nachdichtungen finden sich wol Hebungen und Senkungen, deren Wechsel sich aber auch auf bestimmte Versfüße zurückführen läßt. Es wechseln Jamben und Anapäste, oder Trochäen und Daktylen; es können in der Senkung eine oder zwei Kürzen stehen. Weiter aber zu der regellosen Buntheit des altepischen Verses geht es nirgends zurück; davor schützt die immerhin durch antike Studien veranlaßte Läuterung unserer Metrik und unsers rythmischen Taktes.

Das verschweigt Jordan, und doch liegt hier der principielle Unterschied. Unsere Metrik, auch die volksthümlichste, kennt den Versfuß, der altepische Vers der Germanen kennt ihn nicht. Zwei oder drei Hebungen nebeneinander, eine Rhythmik mit anstoßender Zunge, vierfilbige Auftakte und sechssilbige Senkungen wie im „Heliand" sind für unsere Versbildung ein Greuel, und in der That rufen wir im Ernste aus, was Jordan ironisch ausruft: „Und das sollen Verse sein?" Will uns doch der Dichter selbst seine Versungeheuer: „Plätscherten mit den Schweifen und plauderten geschwätzig", als einen Vers mit vier Hebungen verkaufen, während wir ihn nur als einen Sechsfüßler gelten lassen. Die freie Beweglichkeit des epischen Verses ist zuzugeben, ebenso seine, fast in kein Schema einzufangende Mannichfaltigkeit, doch damit langen wir ja bei dem Knittelvers oder gar bei dem Streckverse, das heißt bei der Prosa an. Nach Hebungen und Senkungen läßt sich auch die Prosa scandiren und wir haben dann in ihr die einfachste Wiedergeburt des epischen Verses. Es bleibt doch für ihn als einziges Regulativ nur die Vierzahl übrig, die aber aus der Ueberwucherung mit Varianten schwer herauszuerkennen ist. Nehmen wir die Jean Paul'schen Polymeter und Streckverse; da haben wir ja den altdeutschen Vers in puris naturalibus; z. B.: „Der Donner zerreißt die deutsche Eiche; | aber nicht ihren Samenstaub, | und die dodonäische sprach entwurzelt | noch als Mastbaum der Arche fort."

Da haben wir vier epische Verse mit ihren Hebungen und Senkungen. Man nehme irgendeine Stelle aus „Werther", wo der bewegtere Stil herrscht: „Ungeheuere Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirg erklang und ich sahe sie wirken und schaffen in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte" — haben wir da nicht den epischen Vers, dem bei den rechten Einschnitten allenfalls die vier Hebungen und Senkungen nicht fehlen dürften? Solche Beispieltafeln und Verstabellen, wie sie Jordan aus dem „Beowulf", dem „Hildebrandslied", dem „Heliand", der „Edda" zusammenstellt, zum Beweis einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit des überreichen epischen Verses, wollen wir aus der Prosa Jean Paul's, Herder's, Goethe's ohne Mühe zusammenstellen. Das Resultat dieser altepischen Verskunst wäre also die Auflösung der modernen Verskunst, die Prosa auf dem Umweg über die altgermanischen Sprachdenkmäler — können wir dies nicht einfacher haben? Es ist nur noch eine leichte Scheidung! Mag daher dieser Vers immerhin empfohlen werden für Dichtgattungen, welche dem Prosastil nahe stehen und sich doch noch durch einen Rest von rhythmischem Gewissen von ihm unterscheiden.

Auch die Alliteration an Stelle des Reims principiell setzen zu wollen, kann nur eine ästhetische Grille genannt werden. Jordan beweist uns, daß jeder Consonant eine eigenthümliche Luftfigur gestaltet, daß die Alliteration die mehrmalige, in geregelten Pausen erfolgende Wiederholung der nämlichen Luftfigur ist, welche das Wohlgefallen des Ohrs in ähnlicher Weise erweckt, wie die gleichen Schwingungszeiten und Wellenbreiten des reinen Tons. Gleichzeitig führe der Stabreim einen Parallelismus der Vorstellungen und Gedanken mit sich, indem seine sinnlich wahrnehmbaren Harmonien zugleich Harmonien der Wortseelen seien und sich die Symbolik der Laute lebendig in ihm auspräge. Der Endreim ruhe vorzüglich auf dem Vocal, und dieser symbolisire nicht den Gedanken und die Vorstellung, sondern die Empfindung und den Affect. Der Endreim beruht aber nicht ausschließlich auf dem Vocal; die Mittel- und Endconsonanten der Wörter kommen ihm auch zugute. Er ist die reichere Form, und das an seinen Vollklang gewöhnte Ohr wird in der Alliteration nur immer ein mattes Präludiren sehen, während der Reim den vollen Accord gibt. Es liegt in jener mehr die Ahnung des Wohlklangs als dieser selbst; sie blättert die Rose auf, aber sie pflückt sie nicht. Die Alliteration ist die primitive, vom Fortschritt der Entwickelung überwundene Form. Der Genius der Sprache sucht das Melodische in den Consonanten; doch es sind nur verhallende Windharfentöne; er findet sie erst, wo die Vocale sich mit ihnen vereinen. Man singe doch einmal ohne Vocale — und man wird die Höhe des Wohllauts ermessen können, welche die Musik der Consonanten zu erreichen vermag.

Möge man daher die Alliteration für die Tonmalereien der Lyrik und Epik als eine verstärkende Hülfe, möge man sie in Neudichtungen alter Epen anwenden, um die Ursprünglichkeit germanischer Welt in treu nachgeahmten Formen abzuspiegeln — einen weitern Kreis der Anwendung in moderner Poesie darf man ihr nicht gestatten. Schon jeder moderne Stoff schließt die primitive Form unbedingt aus — man denke sich Friedrich den Großen oder Napoleon in Alliterationen besungen; da würden sich unheimliche versus memoriales einschleichen wie der folgende: „Fischer's Fritz ißt frische Fische."

Der geistvolle Dichter möge es daher aufgeben, die geniale Praxis seiner Dichtung, die eine vollkommene Ausnahmestellung in unserer Literatur einnimmt, zu einer allgemein gültigen Theorie umzuprägen.

Bibliographie.

Armand, In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langensalza. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bodek, A., Römische Kaiser in jüdischen Quellen. I. — A. u. d. T.: Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda ha-Nasi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Justiz-finanzielle Briefe. Ein Beitrag zur innern Reorganisirung Oesterreichs von L. M. Wien, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Caspari, C. E., Chronologisch-geographische Einleitung in das Leben Jesu Christi. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eckardt, J., Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eckerdt, H., Geschichte des Kreises Marienburg. Marienburg, Bretschneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Fehr, J., Staat und Kirche im fränkischen Reiche bis auf Karl den Großen. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

General La Marmora und die preussisch-italienische Allianz. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Glaser, A., In der Fremde. Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Grosse, J., Untreu aus Mitleid. Roman in acht Büchern. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Helms, H., Finnland und die Finnländer. Eine Skizze aus dem Land der tausend Seen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 10 Ngr.

— — Island und die Isländer. Eine Skizze aus dem Lande der Wunder und Sagen. Leipzig, Fritsch. 1869. 8. 10 Ngr.

Lasson, A., Meister Eckhart, der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Metzner, J., Herzensfrühling. Gedichte. 2te Aufl. Bamberg, Reindl. 16. 9 Ngr.

Preyer, W., Ueber die Grenzen des Empfindungsvermögens und des Willens. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Reinlein, F. F., Joseph Schaitberger. Ein Beitrag zur Hagiographie der lutherischen Kirche. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Ruge, A., Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Berlin, Stuhr, 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. Roman in vier Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Slett, W., Bunte Blätter. Gedichte. Minden, Volkening. 32. 15 Ngr.

Spielmann, C., Aus dem Leben des Herzens. Novelle. Herausgegeben nach den Aufzeichnungen eines Frühverstorbenen. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Wendenburgische Junker. Ein Familienroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 5 Thlr.

Stier, G. und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. 2te Hälfte, die Zeit von 1825 an umfassend. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, F., Abend-Glocken-Töne. Erinnerungen eines alten Geistlichen aus seinem Leben. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 50. —— 10. December 1868.

Kant und die Gegenwart.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Erster bis siebenter Band. Leipzig, Voß. 1867—68. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Trotz der Ungunst, mit welcher die jüngste Zeit die Philosophie behandelt, erscheinen stets neue Gesammtausgaben der Kant'schen Werke, ein sicherer Beweis, daß der königsberger Philosoph noch auf die Gegenwart einen unverkümmerten Einfluß ausübt.

Die letzte Gesammtausgabe der Kant'schen Werke war von Rosenkranz und Schubert veranstaltet worden; sie ging von einem Vertreter der Hegel'schen Schule aus (12 Bde., Leipzig 1838—44), während der Herbartianer Hartenstein gleichzeiteg eine Gesammtausgabe von Kant veröffentlicht hatte (10 Bde., Leipzig 1838—39).

Die neue Gesammtausgabe führt ein neues Princip durch, das der chronologischen Reihenfolge, während die frühern nach der Gleichartigkeit des Inhalts geordnet waren. Der äußere Grund hierfür war der Wunsch des Verlegers, bei etwas knapperm Druck eine minder umfängliche und leichter zugängliche Gesammtausgabe herzustellen und deshalb das gesammte Material in höchstens acht Bänden unterzubringen. Dem Herausgeber schien es unmöglich, die Gesammtheit der Schriften Kant's nach Verwandtschaft ihres Inhalts gerade in acht Gruppen zu vertheilen, wenn nicht die einzelnen Bände ihrem Umfang nach unverhältnißmäßig ungleich werden sollten. Doch mit Recht kann derselbe auch innere Gründe zu Gunsten der chronologischen Reihenfolge anführen. Bei jeder sich nach dem Inhalt richtenden Anordnung bleibt dem subjectiven Ermessen des Herausgebers ein nicht geringer Spielraum übrig, und jedenfalls bietet eine chronologische Reihenfolge den Vortheil dar, daß sie sich der allmählichen Entwickelung der Denkart und der wissenschaftlichen Thätigkeit des Verfassers unmittelbar anschließt.

So sehen wir denn schon aus den Abhandlungen des ersten Bandes, von welcher Seite her der junge Denker in das Heiligthum der Speculation eindringt. Nicht das Studium der Geschichte und Aesthetik, das Studium der exacten Wissenschaften ist seine Vorbereitung. Gleich die erste Abhandlung: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Hr. von Leibniz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben" (1747), gehört gleichsam in eine Philosophie der Mechanik, und indem schon im Titel ein Philosoph wie Leibniz ein „Mechaniker" genannt wird, zeigt es sich, wie die damalige Weltweisheit fast auf dem Standpunkte des heutigen England stand und die eigentlich technischen Wissenschaften als „Philosophie" bezeichnete. Es folgen Untersuchungen, ob die Erde eine Veränderung ihrer Achsendrehung erlitten habe, ob die Erde veralte, dann eine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", eine Astronomie vom damaligen Standpunkte dieser Wissenschaft aus, eine lateinische Dissertation über das Feuer, mehrere Aufsätze über das Erdbeben, welches damals durch die große Katastrophe von Lissabon ein die allgemeine Theilnahme fesselndes Thema war. Es ist Hartenstein gelungen, in den königsberger Frage- und Anzeigenachrichten vom Jahre 1756 den ersten dieser Aufsätze: „Von den Ursachen der Erderschütterungen bei Gelegenheit des Unglücks, welches die westlichen Länder von Europa gegen das Ende des vorigen Jahres betroffen hat", der bisher nicht beachtet worden war, zu entdecken; er wird in dieser Ausgabe zum ersten mal wieder veröffentlicht. Zur Philosophie im strengern Sinne ist in diesem ersten Bande nur die lateinische Dissertation über die ersten Principien metaphysischer Erkenntniß zu rechnen, welche über Widerspruch, Identität, bestimmenden Grund (ratio determinans), Existenz, Folge, Coexistenz Sätze aufstellt, die meist durch eine demonstratio, eine dilucidatio und den usus erläutert werden.

Vielseitiger ist schon der zweite Band in Bezug auf

philosophische Grundlegungen; wir sehen, wie der Philosoph von allen Seiten sich das Rüstzeug zum Aufbau seiner philosophischen Hauptwerke zusammensucht. Der Aufsatz: „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“, ist eine Vorstudie zu den entsprechenden Abschnitten in der „Kritik der reinen Vernunft“, namentlich soweit er sich kritisch gegenüber andern Beweisen des Daseins Gottes verhält. In der lateinischen Habilitationsschrift für die ordentliche Professur: „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ (1768), finden sich bereits die Grundlagen dieser Kritik, namentlich was die Bestimmungen von Raum und Zeit, vom Noumenon und Phaenomenon u. s. w. betrifft. Der Versuch, „den Begriff negativer Größen in die Weltweisheit einzuführen“, hat eine große Tragweite gefunden; man erinnere sich nur, wie Hegel später den Begriff der „Negativität“ ausgebeutet und welche unheilvolle Phraseologie sich bei einem Theil seiner Schule an denselben knüpfte. Andere Aufsätze, wie die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“, können als Vorstudien für die „Kritik der Urtheilskraft“ betrachtet werden und zeigen, wie Kant keineswegs die Aesthetik auf sich beruhen ließ, auch ehe er sie in jenem größern Werke systematisch bearbeitete. Ebenso sind die „Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral“ als Vorspiele seines spätern Werks: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“, zu betrachten; veranlaßt wurden sie durch eine Preisfrage, welche die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf das Jahr 1763 aufgegeben hatte. Eine an ein Fräulein von Knobloch gerichtete Epistel über Swedenborg und der Aufsatz: „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik“, zeigen das Bestreben Kant's, sich mit den damals grassirenden Theorien über die „Geisterwelt“ abzufinden.

Diese beiden ersten Bände mögen als eine Studienmappe angesehen werden; es ist höchst lehrreich, sich in dieselbe zu vertiefen. Die chronologische Anordnung leistet hier wichtige Dienste: sie führt uns in das Atelier des Philosophen; wir sehen die Vorstudien, Skizzen, Modelle, während dieselben Aufsätze bei einer Anordnung nach dem Inhalt nur gleichsam wie Splitter und Abfälle neben die Hauptwerke hingestreut sind.

Im dritten Bande erscheint nun die „Kritik der reinen Vernunft“, das fertige Kunst- und Meisterwerk der Kant'schen Philosophie. Der Text des Abdrucks ist derjenige der zweiten Ausgabe Kant's, „welchen der Urheber selbst in seiner letzten Bearbeitung festgestellt hat, und welchen er der Zukunft überliefert wissen wollte“, sowenig er übrigens etwas dawider hat, „wenn jeder nach Belieben den durch die Abkürzungen der zweiten Ausgabe herbeigeführten Verlust durch Vergleichung mit der ersten ersetzen wolle“.

Im vierten Bande folgen, außer Recensionen und kleinern Aufsätzen, allerlei Prolegomena, Anfangsgründe und Grundlegungen: „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“. Ihnen schließen sich im fünften Bande wiederum zwei Hauptwerke des königsberger Denkers an: die „Kritik der praktischen Vernunft“ und die „Kritik der Urtheilskraft“, denen im sechsten Bande die Religionsphilosophie folgt unter dem Titel: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft.“ Nebenher gehen polemische Artikel, in denen der Verfasser seine „Kritik der reinen Vernunft“, z. B. gegen die Angriffe Eberhard's vertheidigt, und selbständige Aufsätze, von denen der wichtigste und bekannteste der philosophische Entwurf: „Zum ewigen Frieden“ ist. Der siebente Band enthält die „Metaphysik der Sitten“ und die „Anthropologie“, außerdem einen sehr interessanten Aufsatz: „Der Streit der Facultäten“, in welchem die Philosophie ihre Principien gegenüber der Theologie, Jurisprudenz und Medicin durchkämpft. Der achte Band, der auch eine Sammlung der Kant'schen Briefe in Aussicht stellt, ist noch nicht erschienen.

Das Bedürfniß, welches zu immer neuen Ausgaben der Kant'schen Werke führt, hängt mit der wachsenden Bedeutung zusammen, welche der große königsberger Denker auch noch in unserer Zeit gewinnt, eine Bedeutung, die anfangs oft angefochten und unterschätzt wurde, jetzt aber sich in ihren nachhaltigen Wirkungen nach allen Seiten hin übersehen läßt.

Immanuel Kant ist der Ahnherr der ganzen deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts; alle Stammbäume führen auf ihn zurück. Es sind vornehmlich drei Hauptlinien, deren Genealogie die unbestreitbare Abstammung von ihm nachweist. Die Reihe unserer Idealsysteme kann diese Herkunft am wenigsten verleugnen; Fichte, Schelling und Hegel sind ohne Kant undenkbar. Am unähnlichsten von diesen erscheint ihm Schelling, bei welchem die Mischung von Spinozismus und Romantik, die Begeisterung für die Kunst und die geniale Intuition lauter Abweichungen von der „reinen Vernunft“ Kant's bilden. Schelling's Naturell und geistige Physiognomie waren gänzlich verschieden; in die Nacht des Absoluten, in welcher, nach Hegel, alle Kühe grau sind, wäre ihm der königsberger Philosoph so wenig gefolgt wie sein jenenser Freund und späterer Gegner. Dennoch ging Schelling's Philosophie nachweisbar aus einer Kritik des Fichte'schen Systems hervor, war im wesentlichen eine Fortbildung desselben und kann daher mit diesem seine Abstammung von Kant nicht in Frage stellen. Freilich, zur „Philosophie der Mythologie“ und „Philosophie der Offenbarung“ würde der königsberger Kritiker den Kopf geschüttelt haben; denn hier hörte doch jede „Kritik“ auf, und wenn Kant in der transscendentalen Analytik zu beweisen suchte, daß alle unsere Schlüsse, die uns über das Feld möglicher Erfahrung hinausführen

Die Abweichungen der ersten Ausgabe sind, mit alleiniger Ausnahme der beiden Abschnitte über „Die transscendentale Deduction der reinen Verstandesbegriffe“ und über „Die Paralogismen der reinen Vernunft“, deren ursprüngliche Fassung als Nachtrag an das Ende des Bandes gestellt worden ist, auch hier vollständig in Anmerkungen unter dem Text beigefügt, die sich von denen des Verfassers durch Zahlzeichen unterscheiden. Diese Einrichtung gestattet dem Leser, den Text beider Ausgaben nebeneinander ohne Mühe zu vergleichen; für die vergleichende Auffassung des in der doppelten Recension der genannten beiden größern Abschnitte gänzlich verschiedenen Gedankengangs würde die räumliche Neben- oder Uebereinanderstellung der beiden Texte ohnedies kaum ein Hülfsmittel genannt werden können.

wollen, trüglich und grundlos sind, daß die transscendentalen Ideen, mögen sie immerhin der Vernunft ebenso natürlich sein, wie dem Verstande die Kategorien, nur einen bloßen, aber unwiderstehlichen Schein bewirken, dessen Täuschung man kaum durch die schärfste Kritik abhalten kann: mit welchem kritischen Maßstabe würde er jenen transscendenten Schattentanz der Ideen in den Schelling'schen Urphantasien gemessen haben, deren täuschenden Schein er aber schwerlich in irgendeiner Hinsicht für „unwiderstehlich" gehalten hätte? Hegel war Kant bei weitem geistesverwandter, schon in der Neigung zu philosophischer Architektonik, zur Hineinarbeitung eines reichen Details aus allen Gebieten des Wissens in sein System. Die Beziehungen Hegel's zu Kant gehen, eingestanden oder verschwiegen, durch seine ganze Philosophie; die Kant'sche „Thesis", „Antithesis" und „Synthesis" erscheint wiedergeboren in der Hegel'schen Trichotomie, für die Antinomien Kant's wird eine höhere Lösung gesucht; in Bezug auf die Beweise für das Dasein Gottes beschäftigt sich Hegel eingehend mit Kant, namentlich bei dem physiko-theologischen und ontologischen Beweis, welchen letztern er gegen die Angriffe des königsberger Denkers in Schutz nimmt. Wo er in seiner „Geschichte der Philosophie" das System Kant's entwickelt, da ist seine Kritik freilich eine scharfe und herbe; er macht ihm den Vorwurf, daß es eine vollendete Verstandesphilosophie sei, die auf Vernunft Verzicht thue, wirft ihr ganz rohempirische und barbarisch-gemeine Art des Vorstellens und die gänzliche Unwissenschaftlichkeit der Form vor. Die Autokratie der subjectiven Vernunft gebe nur subjective Gewißheit, keine objective Wahrheit. Die Wirklichkeit gelte ihm als diese sinnliche, empirische, zu deren Begreifen Kant die Kategorien des Verstandes zu Hülfe nehme, und er lasse sie gelten, wie sie im gemeinen Leben gilt. Das Resultat bei Kant sei, daß wir nur Erscheinungen erkennen. Hegel erfaßte sein System nun als den großen Fortschritt, an die Stelle der subjectiven Gewißheit die objective Wahrheit, an die Stelle des „leeren Gedankens" ein concretes Denken gesetzt zu haben. Doch indem Hegel selbst die letztere Philosophie als das Resultat einer frühern auffaßte, in welchem nichts verloren ging, sondern alle Principien erhalten bleiben, so erkennt er auch die Kant'sche als ein in derselben aufgehobenes Moment an, und zwar ist sie von allen die wichtigste für die Gestaltung des neuen Systems gewesen.

Seitdem sich innerhalb der Hegel'schen Schule selbst eine kritische Richtung gebildet hat, ist die Verwandtschaft mit Kant wieder lebhafter hervorgetreten; denn wenn auch die Resultate dieser Kritik wesentlich von denen der Kant'schen Philosophie verschieden sind, so ist doch beiden der kritische Standpunkt gemein, den Hegel selbst gegen metaphysische Constructionen aufgegeben hatte.

Die zweite Richtung der Philosophie, die in dem Kant'schen System ihre Quelle findet, ist die Herbart'sche, die sich als die Primogenitur des königsberger Weltweisen betrachtet und mindestens von ihm, in erster Linie, ohne Zwischenglieder abstammt. Herbart's Ausgangspunkt ist wie derjenige Kant's die gegebene Erscheinungswelt; der Tadel Hegel's, eine bloße Verstandesphilosophie zu sein, würde sie in noch höherm Maße treffen als die Kant'sche. Wir glauben zwar nicht, daß Kant die mathematischen Beweise in Herbart's „Psychologie", die Berechnung der Complicationen und Associationen der Vorstellungen, ihrer Hemmungen und Verschmelzungen mit Hülfe der Differentialrechnung für wichtiger gehalten als etwa die Coloraturen in einem Musikstück, und daß er überhaupt, ein so großer Freund der exacten Wissenschaften er war, eine derartige Anwendung der Mathematik auf philosophische Probleme gebilligt hätte. Immerhin weisen die Untersuchungen Herbart's in Psychologie und Metaphysik vielfach auf Kant zurück, dessen Terminologie („Apperception" u. s. w.) die einzige ist, welche in die Werke dieses, schon wegen seines durchsichtigen und trefflichen Stils hochzuachtenden Philosophen übergegangen ist. Die Klarheit seiner Darstellung erinnert vielfach an die populären Abhandlungen Kant's; die „Praktische Philosophie" namentlich kommt ihnen gleich in Bezug auf volksthümliche Deutlichkeit, während sie dieselbe durch die Grazie und den Adel des Stils übertrifft, die als eine Errungenschaft unserer classischen Literaturepoche dem spätern Denker einen unleugbaren Vorsprung vor dem frühern gewährten.

Ein drittes, von Kant ausgehendes System ist diejenige Philosophie, die nach langer Nichtbeachtung und Verkennung heutigentags eine Art von Modephilosophie geworden ist, die Weltweisheit Arthur Schopenhauer's. Dieser erklärt sich mit Entschiedenheit für den einzigen und rechten Erben Kant's, indem er mit Heftigkeit gegen seine Miterben zu Felde zieht, Schelling's intellectuale Anschauung nur für eine „unter dem Imponiren durch eine vornehme Miene, Bombast und Gallimathias maskirte Rückkehr zur Roheit der gemeinen Ansicht" nimmt und außerdem „den würdigen Ausgangspunkt für den noch gröbern Unsinn des plumpen und geistlosen Hegel". So bis zu maßloser Verbitterung ist er beeifert, alle Mitbewerber um Kant's geistigen Nachlaß aus dem Wege zu räumen. Ueber sein eigenes Verhältniß zu diesem großen Geiste spricht er sich am eingehendsten in der „Kritik der Kant'schen Philosophie" aus, welche den Anhang zu seinem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorstellung", bildet. Hier gibt er zu, daß seine Gedankenreihe, so verschieden ihr Inhalt auch von der Kant'schen ist, doch durchaus unter dem Einfluß dieser steht, sie nothwendig voraussetzt, von ihr ausgeht, und daß er das Beste seiner eigenen Entwickelung, nächst dem Eindruck der anschaulichen Welt, sowol dem der Werke Kant's, als dem der Heiligen Schriften der Hindu und Platon verdankt. Er läßt nun hier eine scharfe Kritik der Kant'schen Philosophie folgen, verwirft die Kategorien, sucht nachzuweisen, daß in den Antinomien immer die Antithesis die Wahrheit enthalte; aber er hebt doch stets auch die großen Verdienste Kant's hervor, und als das größte die Unterscheidung der Erscheinung vom Ding an sich. Hieran knüpft die Schopenhauer'sche Philosophie unmittelbar an, indem ihr eigentlicher Kern die Erkenntniß ist, daß die Erscheinung die Welt als Vorstellung und das Ding an sich der Wille sei. Kant habe zwar nicht direct im Willen das Ding an sich erkannt, aber einen großen bahnbrechenden Schritt zu dieser Erkenntniß gethan, indem er die unleugbare moralische Bedeutung des menschlichen Handelns als ganz verschieden und nicht abhängig

von den Gesetzen der Erscheinung, noch diesen gemäß je erklärbar, sondern als etwas darstellte, welches das Ding an sich unmittelbar berühre.

Als ferneres Verdienst rühmt Schopenhauer dem königsberger Denker den völligen Umsturz der scholastischen Philosophie nach, indem er es gewagt hatte, die Unbeweisbarkeit aller jener vorgeblich so oft bewiesenen Dogmen darzuthun. Die speculative Theologie und die mit ihr zusammenhängende Psychologie hätten von ihm den Todesstreich empfangen. Auch in den deutschen naturwissenschaftlichen Schriften sei die seit Kant eingetretene Veränderung des Tons und des metaphysischen Hintergrundes auffallend; vor ihm habe es damit gestanden wie noch jetzt in England.

Schopenhauer's System ist aus einer Kritik des Kant'schen herausgewachsen; er hat nach seiner eigenen Ansicht das Kant'sche Gesetz erfüllt. Man könnte ihn einen Jungkantianer nennen, wie man Strauß und Feuerbach Junghegelianer nennt, die ihren Meister mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und aus der Kritik seines Systems das eigene herausgestalten.

Wir haben in flüchtigen Umrissen angedeutet, wie der Stammbaum der ganzen neuen Philosophie auf Kant zurückführt. Er bleibt auf diesem Gebiete der große allgemein anerkannte Eroberer, mögen sich auch seine Nachfolger wie die Seleukiden und Ptolemäer befehden und die Herrschaft streitig machen, die selbst einem solchen Demetrius Poliorketes wie Arthur Schopenhauer, der alle andern philosophischen Festen mit seinen Sturmböcken einrennt, trotz der zahllosen Bildsäulen, die ihm seine Athener errichten, keineswegs als unbestrittene Mitgift zufällt.

Doch die jüngste Epoche hat sich überhaupt von der Philosophie abgewendet und die metaphysischen Speculationen zum großen Theil für Träumereien erklärt, indem sie in der Geschichte auf Kritik der Quellen und der Thatsachen, in den Naturwissenschaften auf Erforschung derselben hindrängt. Gleichwol steht Kant bei ihr mehr in Gunst als seine naturphilosophischen Nachfolger, und mit Recht, denn Kant hat, wie schon Schopenhauer andeutet, gerade diesen Wissenschaften einen erneuten Aufschwung gegeben, indem er sie von dem Druck dogmatischer Voraussetzungen befreite und sie auf ihre eigenen Füße stellte. Seine eigene Vorliebe für derartige Untersuchungen geht aus seinen selbständigen Schriften hervor, in denen er Themata aus ihrem Bereich behandelte und zwar ohne in irgendwelche Constructionen zu verfallen, als schlichter Forscher, der nur aus dem thatsächlich Gegebenen weiterführende Schlüsse zieht. So ist z. B. seine „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" als eine populäre Astronomie zu betrachten, welche für die heutige Zeit ein eigenthümliches Interesse darbietet, indem sie als das Hauptwerk aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts für eine die Fortschritte der Astronomie nachweisende Parallele den geeignetsten Anhaltspunkt gibt. Seine Aufsätze über das „Erdbeben" wird man gegenwärtig mit erneuter Theilnahme lesen, nachdem die große Katastrophe von Lissabon in den Verwüstungen der südamerikanischen Küstenländer einen ebenso unheimlichen wie großartigen Pendant gefunden hat. Auch seine „Anthropologie" ist im wesentlichen die Naturwissenschaft vom Menschen, und schlägt die verschiedenen Saiten an, welche in jener Zeit in allen anthropologischen Systemen mehr oder weniger widerklingen. Die Psychologie ist freilich die schwächste Seite des Werks; denn den Denker interessirte in letzter Instanz nur die Maschinerie des Erkennens und die Energie des Wollens, und hierfür treten seine großen systematischen Hauptwerke in durchgreifender Weise ein.

Außer der Vorliebe für die exacten Wissenschaften hat die Kant'sche Philosophie gerade in ihrer kritischen Richtung einen der Gegenwart verwandten Zug. Kant selbst spricht Klagen aus, wie wir sie in der neuesten Zeit häufig genug wieder vernehmen:

> Es war eine Zeit, wo die Metaphysik die Königin aller Wissenschaften genannt wurde, jetzt klagt sie wie Hekuba, verstoßen und verlassen. Diese Gleichgültigkeit mitten im Flor der Wissenschaften, die gerade diejenige trifft, auf deren Kenntniß, wenn dergleichen zu haben wäre, man unter allen am wenigsten Verzicht thun würde, ist ein Phänomen, das Aufmerksamkeit verdient. Sie ist die Wirkung nicht des Leichtsinns, sondern der gereiften Urtheilskraft des Zeitalters, welches sich nicht länger durch Scheinwissen hinhalten läßt. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Wenn sich selbst Religion und Gesetzgebung derselben entziehen wollen, erregen sie Verdacht gegen sich.

Hierin ist das Princip der Autonomie und Selbstherrlichkeit des menschlichen Geistes, wie es der philosophische Radicalismus neuerdings proclamirt, auf das bündigste ausgesprochen.

Die Philosophie Kant's war eine Gegnerin des Dogmatismus und das wirbt ihr in neuester Zeit Bundesgenossen. Hat doch ein Theil der von ihr ausgehenden Systeme wieder eine Art von speculativer Theologie zur Folge gehabt, wie sie nach Schopenhauer's Ansicht von Kant ein für allemal überwunden worden ist, eine Befestigung des Dogmas durch den Begriff, und gerade gegen diesen neuen Dogmatismus wandte sich die Kritik der jüngern philosophischen Richtungen, in vollkommenem Einklang mit der ganzen Tendenz der Zeit. Den Hume'schen Skepticismus hat Kant wol theoretisch überwunden, aber seine „Kritik der reinen Vernunft" vertritt doch im wesentlichen einen höhern Skepticismus, der für die Antinomien keine endgültige Lösung fand und nur in der „Kritik der praktischen Vernunft" einen festern Boden suchte. Hierin gerade folgt ihm unsere Zeit nicht; sie sieht in den „Postulaten" der praktischen Vernunft nur Hypothesen, die der Denker mit der Energie seines Wollens bekleidete. Doch gerade diese Energie sittlicher Kraft und freier Selbstbestimmung war nicht blos für seine Zeit, sie war auch für die spätere ein fortwirkendes Ferment seiner Philosophie; sie trug Früchte auch auf dem Boden der Zeitgeschichte, während Kant sich mit der Philosophie der Geschichte selbst nie beschäftigt hat. Mit Bezug hierauf waren seine Gedanken Thaten, wie die Schiller'schen Dichtungen, und bildeten die Grundlage für die ganze Richtung der Weltweisheit, welche die Freiheit des Willens behauptete, gegenüber der Spinozistischen Naturnothwendigkeit als einer auf die Handlungen der Menschen bestimmenden dunklen Macht, deren Anhängerschaft durch die naturalistischen Systeme sich in jüngster Zeit beträchtlich vermehrt hat.

Wohin wir in der bewegten Epoche, der wir angehören, die Blicke wenden mögen, überall begegnen uns geistige Ausläufer des Kant'schen Systems, und nicht blos die Großthaten des Denkers, die in seinen drei „Kritiken" bestehen — auch die kleinern Skizzen aus dem Atelier seiner Gedankenarbeit dürfen auf den Antheil der Gegenwart rechnen. So begrüßen wir die neue, chronologisch geordnete Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" nicht als eine blos fachwissenschaftliche Leistung, sondern als eine That, welche die Sympathien des gesammten Publikums für sich hat.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache.

Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache von Franz Pfeiffer. Wien, Tendler u. Comp. 1867. 8. 2 Thlr.

Außer jenen großen Werken, welche unsere Literaturkenntniß so wesentlich bereichert haben, besitzen wir von Franz Pfeiffer eine Anzahl kleinerer Schriften, theils Textmittheilungen, theils Abhandlungen, welche nicht minder von Belang sind. Vor allem sind Pfeiffer's Aufsätze von entschiedenem Werthe. Während er durch größere oder kleinere Mittheilungen von bisher unbekannten Schriftquellen uns positiv Neues bietet, verfolgen seine Arbeiten in abhandelnder Form zu größtem Theile dasselbe Ziel auf zunächst negative Weise, indem sie gegen irrthümliche Ansichten in die Schranken treten. Diese kleinern Schriften sind da und dort zerstreut. Eine Vereinigung derselben in einem Buche ist daher sehr willkommen zu heißen. Drei erschienen früher in dem Werke: „Zur deutschen Literaturgeschichte" (Stuttgart 1855). Andere sind veröffentlicht in Zeitschriften, namentlich in Pfeiffer's „Germania", noch andere finden sich in den Sitzungsberichten oder in den Almanachen der wiener Akademie. Abhandlungen letzterer Art werden bekanntlich auch in selbständigen Abdrücken herausgegeben und sind daher wie andere Bücher auch Gegenstand literarischer Besprechung; die eigentlichen Zeitschriftenbeiträge bleiben dagegen, wie es in der Natur der Sache liegt, meist nur den Fachmännern bekannt. Wenn wir es unternehmen, über Pfeiffer's „kleine Schriften" zu berichten, so wollen wir uns über die im Buchhandel erschienenen nur kurz fassen, zumal wir auf frühere Besprechungen in d. Bl. hinweisen können, wogegen wir die der Gesammtheit bisher unzugänglichern Aufsätze aus Zeitschriften etwas genauer zu würdigen wünschen.

Nicht alle seine Abhandlungen hat Pfeiffer in der vorliegenden Sammlung neu herausgegeben; die rein philologischen, blos oder doch vorzugsweise mit Textkritik sich beschäftigenden Aufsätze sind mit Recht von dieser Auswahl ausgeschlossen worden, die sich an einen weitern Leserkreis wendet; aufgenommen sind insbesondere die literarhistorischen Untersuchungen und unter den sprachgeschichtlichen nur diejenigen, die ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen.

Pfeiffer hat seinem Buche den Titel „Freie Forschung" gegeben und hofft damit den Charakter desselben deutlich bezeichnet zu haben. Bei der Auflehnung gegen den Irrthum, wie er sich lange Zeit von Buch zu Buch fortpflanzt, gilt es ja, aus dem Banne des Autoritätsglaubens herauszutreten und die erkannte Wahrheit mit Freimuth und Unerschrockenheit zu verkünden. Mit solchem Streben ist die Polemik untrennbar verbunden. Und so sind auch die meisten Abhandlungen Pfeiffer's polemischer Natur. Aber nicht die Lust am Widerspruch und an der Negation hat dem Verfasser, wie er im Vorwort selbst bekennt, die Feder geführt, sondern die Liebe zur Wahrheit, das ernste aufrichtige Streben, an die Stelle des bekämpften Positives zu setzen und durch Nachweis und Widerlegung des Irrthums die Wissenschaft zu fördern.

Tragen Pfeiffer's Abhandlungen in hohem Grade das Gepräge echter Wissenschaftlichkeit, so zeichnen sie sich zugleich auch durch ihre klare und ansprechende Darstellung aus. Deshalb sind sie auch jedem Gebildeten verständlich, der sich mit Ernst in sie vertieft, und können in dieser Weise nur dazu beitragen, dem Studium der ältern Literaturgeschichte Freunde zu werben.

Wir lassen die einzelnen Abhandlungen, wie sie in der Sammlung zum Abdruck gelangten, nacheinander folgen und geben ihren Inhalt in den Hauptzügen an.

I. „Nibelungenlied" (1862). „Der Dichter des Nibelungenliedes." (Wiener Akademievortrag. Im Almanach der Akademie abgedruckt.) Pfeiffer sucht nachzuweisen, daß der Kürenberger, von dem wir mehrere lyrische Strophen aus der frühesten Zeit der höfischen Minnedichtung besitzen, auch der Verfasser des „Nibelungenliedes" sei (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1862).

II. Bligger von Steinach (1855). „Ueber Bligger's Umhang." (Aus der Schrift: „Zur deutschen Literaturgeschichte.") Gottfried von Straßburg preist in der bekannten literarischen Stelle seines „Tristan" den Bligger von Steinach, einen sonst auch als Lyriker bekannten Dichter, und sein erzählendes Gedicht, den „Umhang" (in moderner Sprache: Vorhang oder Tapete). Auch Rudolf von Ems erwähnt Dichter und Gedicht in seinem „Wilhelm" und in seinem „Alexander". Das Gedicht haben wir leider nicht überkommen. Wir besitzen ein kleines Bruchstück eines vortrefflichen epischen Gedichts aus der besten Zeit, welches Mone vor längerer Zeit in seinem „Anzeiger" veröffentlichte; und dieses ist nach Pfeiffer's sinnreicher Ausführung höchst wahrscheinlich aus dem „Umhang" Bligger's. Das ganze Gedicht war ferner wahrscheinlich eine Bearbeitung der Heroiden Ovid's und zwar nach einer zunächst vorliegenden französischen Quelle.

III. Wolfram von Eschenbach (1859—61). 1) „Ueber den Titurel." (Aus der „Germania".) Lachmann war der Ansicht, der „Titurel" sei Wolfram's zweites Werk, und stellte demgemäß in seiner Ausgabe die Titurel-Bruchstücke zwischen den „Parzival" und den „Wilhelm". Dieser Ansicht, welche die herrschende geworden ist, hält Pfeiffer die andere entgegen, daß vielmehr der „Titurel" als eine

Erstlings-, als eine Jugendarbeit zu betrachten sei. Seine Gründe sind theils sachlicher, theils formeller Art. Ob diese Aenderung in der Reihenfolge der Werke Wolfram's für die Beurtheilung derselben günstig sei oder nicht, bemerkt Pfeiffer am Schlusse, darum haben wir uns, wo es die Ermittelung der Wahrheit gilt, nicht zu kümmern. „Wie der «Wilhelm» im ganzen weit gegen den «Parzival» zurücktritt, so kann sich dieser, wenn wir von der Idee und dem sittlichen Gehalt absehen, mit dem «Titurel» an frischer überquellender Poesie in keiner Weise messen; wir finden also in Wolfram's Werken einen steten stufenmäßigen Rückschritt."

2) „Ueber den Parzival und Wolfram's Sprachgebrauch." (Aus einer Recension in der „Germania".) Pfeiffer gedenkt eingangs der mannichfachen Verdienste, welche sich A. Schulz (San-Marte) um das tiefere Verständniß des „Parzival" und der Graalsage erworben hat. Das erste Heft der „Parzival-Studien" San-Marte's (Halle 1861) ist dem französischen Trouvère Guiot von Provins gewidmet und bringt dessen in Deutschland noch wenig bekanntes satirisches Gedicht „La Bible" im Original sammt einer gelungenen metrischen Uebersetzung von J. F. Wolfart. Für die Entscheidung über die Streitfrage, ob dieser Dichter eins sei mit Wolfram's Kiot dem Provenzâl, den er als seinen Gewährsmann nennt, ist diese Arbeit von Wichtigkeit. Pfeiffer bekennt sich offen als Gegner der von Simrock zuerst aufgebrachten, sodann von A. Rochat in der „Germania" weiter geführten Hypothese, welche die Existenz Kiot's leugnet. Aus dem Nichtvorhandensein eines Kiot'schen Parzival darf nicht geschlossen werden, einen solchen habe es nie gegeben. Wie viele alte Gedichte sind verloren gegangen! Und wer kann behaupten, daß Kiot's Werk nicht noch irgendwo in Frankreich verborgen liege? Wolfram hat bei seiner Unkenntniß im Lesen und Schreiben manche Verstöße begangen. So macht er z. B. in seinem „Wilhelm" aus den Worten des Originals (welches wir besitzen): „li rois d'antiquité", einen „künec Antikotê". In ähnlicher Weise kann man annehmen, daß er den wenig bekannten Ort Provins mit der berühmten Provence zu verwechseln im Stande war. Vorderhand muß des Dichters eigenes Zeugniß aufrecht erhalten werden, und Guiot de Provins hat uns als sein Gewährsmann zu gelten.

Das zweite Heft der „Parzival-Studien" San-Marte's erörtert das Religiöse in den Werken Wolfram's. Dies gibt Pfeiffer Gelegenheit, seinen Unmuth zu äußern über die geringe Aufmerksamkeit, welche die kritische Schule dieser hochwichtigen Seite des mittelalterlichen Lebens zuwendet. Er erwähnt als Beispiel der äußerlichen und unfruchtbaren Weise, wie das Studium Wolfram's betrieben werde, eine Dissertation Oskar Jänicke's über Wolfram's Sprachgebrauch. Ueber den Sprachgebrauch des Dichters, über seinen gemischten Dialekt, über seine sonderbaren Wortbildungen wird in der kleinen Schrift nicht gehandelt, sondern es werden dort nur Worte zusammengestellt, welche bei Wolfram und seinen Zeitgenossen in Uebereinstimmung mit dem Volksepos vorkommen. Es soll dadurch bewiesen werden, erstens, daß Wolfram mit Vernachlässigung des höfischen Stils der Volkspoesie sich zugeneigt habe; zweitens, daß diese Worte im Grunde lauter unhöfische seien, und folglich drittens, daß Hartmann von Aue, der dieselben am sparsamsten verwendet, der Regel, dem Gesetze der höfischen Poesie am genauesten und sorgfältigsten gefolgt sei. Diese Ansicht von der höfischen Sprache und ihrer Beschränkung, welche auf Lachmann zurückgeht, verwirft Pfeiffer mit Entschiedenheit; sie sei lediglich einer großartigen Unkenntniß der deutschen Mundarten entsprungen. Pfeiffer hat dann, wie wir sehen werden, eine entgegengesetzte Ansicht über die unhöfischen Worte aufgestellt.

IV. Gottfried von Straßburg (1858). „Ueber den Lobgesang auf Christus und Maria." (Aus der „Germania".) Dieser Aufsatz ist eine der glänzendsten Untersuchungen, welche wir überhaupt auf dem Gebiete der deutschen Philologie besitzen. Sein Inhalt ist so mannichfaltig und berührt außer dem Hauptziele so verschiedene Seiten, daß es schwer halten dürfte, einen ganz gedrängten Bericht über ihn zu geben. Wir haben hier nur das Ergebniß im Auge. Außer dem „Tristan" und einigen Liedstrophen rührte, wie man glaubte, von Gottfried von Straßburg auch ein Lobgesang auf Christus und Maria und ein Lied von der Armuth her. Zuletzt ist der Lobgesang von Moritz Haupt in kritischer Weise herausgegeben worden in seiner Zeitschrift (vierter Band). Und diese Edition ist gewiß an sich vortrefflich. Aber jetzt, nachdem sich herausgestellt hat, daß der Lobgesang nicht dem Dichter des „Tristan" angehört, wundert man sich billig, wie ein so bewährter Philolog wie Haupt das nicht selbst gesehen hat. Wenn ihm das in der classischen Philologie begegnet wäre! Dieser Fall zeigt deutlich, daß ein großer Unterschied besteht zwischen der Praxis, Texte herzustellen, und der Begabung in höherer Kritik, und wer jene nur besitzt, hat wenigstens kein Anrecht zu stolzer Ueberhebung. Pfeiffer richtet sich nicht gegen Haupt, sondern hält ihm den Irrthum, in welchem vor ihm alle und unter ihnen hervorragendere Männer befangen waren, zugute, indem er nur seine Verwunderung über dieses Herausgebers Leichtgläubigkeit ausspricht. Er betrachtet vielmehr eine Schrift von J. M. Watterich: „Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne" (Leipzig 1858), in welcher der Widerstreit zwischen dem Inhalt des „Tristan" und dem der frommen Gedichte in sinnreicher Weise gedeutet und in Einklang zu setzen gesucht wird. Pfeiffer sucht der Hypothese Watterich's einfach die Grundlage unter den Füßen wegzuziehen, indem er mit Herbeiziehung des wichtigen Kriteriums von Vers und Reim unwiderleglich darthut, daß Gottfried weder den Lobgesang, noch das Lied von der Armuth gedichtet hat, daß er beide unmöglich gedichtet haben kann. In dieser Untersuchung wurde Pfeiffer von selbst auf Lachmann's Metrik geführt, und sucht die Beschuldigung, als habe Gottfried gegen die Gesetze der höfischen Verskunst gesündigt, zu entkräften, indem er die hier in Betracht kommenden Regeln Lachmann's als unbegründet und ungültig zurückweist. Der Lobgesang und das Lied von der Armuth gehören einer viel jüngern Zeit an. Pfeiffer stimmt Watterich bei in der Annahme, daß die Verfasser beider Gedichte Klostergeistliche waren.

V. Konrad Fleck (1855). „Ueber Konrad Fleck und seine Lebenszeit." (Aus: „Zur deutschen Literaturgeschichte".)

Konrad Fleck, der Dichter der Erzählung von Flore und Blanscheflur und einer verlorenen von Elies, dichtete nach der bisherigen Annahme nach dem Jahre 1230. Dagegen beweist Pfeiffer, daß Konrad schon vor dem Jahre 1215 seine Dichterthätigkeit begonnen habe.

VI. Freidank-Walther (1855—56). 1) „Ueber Freidank". (Aus: „Zur deutschen Literaturgeschichte".) Dieser Aufsatz, ein Muster der Polemik, widerlegt die Hypothese Wilhelm Grimm's von der Identität Walther's von der Vogelweide und Freidank's, des Verfassers der unter dem Namen „Bescheidenheit" bekannten Spruchsammlung.

2) „Ueber Bernhard Freidank." (Aus der „Germania".) Wilhelm Grimm ließ bald nach jenem ersten Aufsatze Pfeiffer's die Erwiderung folgen („Ueber Freidank", zweiter Nachtrag, 1855). Gegen diese ist der vorliegende zweite Aufsatz gerichtet; hier werden zugleich noch einige Punkte, welche Pfeiffer in der Bekämpfung der Hypothese übergangen hatte, nachträglich beleuchtet. Pfeiffer beharrt bei seiner Gegnerschaft wider die Ansicht Grimm's. Er hält die Nachricht von Freidank's Grabmal in Treviso mit der bekannten Grabschrift für historisch glaubhaft; ferner ist nach ihm Freidank ein bürgerlicher Name, und es ist kein Grund vorhanden, an seinem Vornamen Bernhard zu zweifeln. Die „Bescheidenheit" ist nicht ein Werk, dem ein einheitlicher und künstlerischer Plan zu Grunde liegt, sondern ein Sammelwerk, dessen Anordnung äußerlich und mechanisch getroffen ist. Aber Pfeiffer gesteht, weit davon entfernt zu sein, Freidank und sein Werk so tief herabzusetzen, wie Grimm einmal eventuell gethan hat. Grimm sagte nämlich: „Wenn ein solches Abborgen (von Worten und Ausdrücken Walther's von der Vogelweide durch Freidank) wirklich stattgefunden hätte, welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblößter Geist müßte Freidank dann gewesen sein?" Pfeiffer betont ferner, sein Gegner habe Freidank über Gebühr erhoben, er müsse es sich gefallen lassen, daß man ihm einige Stufen weiter unten seine Stelle anweise. „Ohne Zweifel war Freidank ein sinnreicher gescheiter Kopf, ein freier unabhängiger Charakter, ausgerüstet mit Witz, scharfer Beobachtungsgabe und treffendem Urtheil, belesen außerdem in der deutschen Literatur und im Besitz einer auf seinen Wanderungen als varender erworbenen Welt- und Menschenkenntniß. Das sind ganz achtbare Eigenschaften, einen Dichter machen sie noch nicht..... Von einem auch noch so tüchtigen Didaktiker bis zum Dichter von der Bedeutung eines Walther besteht ein himmelweiter Unterschied. Walther ist ein Dichter im vollsten Sinne des Worts, Freidank ein leidendes Talent."

VII. Ueber Heroengräber und Dingstätten (1855). „Der Gunzenle". (Aus der „Germania".) Diese Abhandlung schlägt in das Gebiet der Geschichte und Culturgeschichte ein. Wenn eine Erörterung über den berühmten, in Chroniken und Urkunden des 11.—13. Jahrhunderts häufig genannten, aber immer noch zweifelhaften Ort gerade in der „Germania" niedergelegt wurde, so gab dazu auch Anlaß seine Erwähnung im „Biterolf" und im „Jüngern Titurel". Pfeiffer stellt die bekannten Nachrichten zusammen, denen er in „Freie Forschung" noch einige hinzufügen konnte, und sucht zu erweisen, daß der Gunzenle oder Gunzenlech auf dem linken Ufer des Lech auf schwäbischem Gebiet gelegen habe. Es war der „lê", der Hügel, Grabhügel eines Gunzo, eines Volksherzogs Konrad von Alemannien, eines Zeitgenossen des heiligen Gallus. Der Gunzenle war Jahrhunderte hindurch die angesehenste, die Hauptdingstätte des Schwabenlandes, ja, obgleich er diesen Namen nie ausdrücklich geführt hat, ein Königsstuhl.

VIII. Die mittelhochdeutsche Hofsprache (1861—67). „Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit." (Aus den wiener Sitzungsberichten.) Die weitverbreitete und lange Zeit als unzweifelhaft geltende Ansicht, daß die mittelhochdeutsche Hofsprache auf dem Grunde der schwäbischen Mundart beruhe, wird von Pfeiffer mit Entschiedenheit als eine irrige bekämpft (vgl. Nr. 49 d. Bl. f. 1862). In einem „Nachwort" gedenkt Pfeiffer zweier Stimmen, welche sich, wenn auch nicht direct, gegen ihn erhoben haben. Nur die eine, die aus Wackernagel's Munde kam, berücksichtigt er. Er gesteht den Gründen, die Wackernagel in seiner Schrift: „Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung in Basel" (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1866), für die bestehende Ansicht vom Einfluß des Schwäbischen auf die Literatursprache vorbringt, keine Beweiskraft zu.

IX. Höfisch und unhöfisch (1867). „Unhöfische Worte." Dieser kleine Aufsatz, der hier zum ersten mal erscheint, knüpft an die genannte Schrift von Jänicke an (vgl. oben unter III). Pfeiffer will hier ergänzend nachweisen, „was nicht in der Einbildung moderner Köpfe, sondern nach den Anschauungen des Mittelalters selbst, in den Augen der damaligen gebildeten Welt, wirklich und wahrhaftig unhöfisch war". Mit den Worten hövisch, hovelich, hovebære, hövischeit bezeichnete man, was dem Hofe, den höhern Kreisen der Gesellschaft gemäß ist, also feine Bildung, Adel der Gesinnung, der Sitte, der Rede. Im Gegensatz zu dieser Bedeutung sind von der kritischen Schule Worte als unhöfisch bezeichnet worden, die sich auf Kriegs- und Ritterwesen beziehen und nichts Unedles an sich tragen. Unhöfische, gemeine, rohe Ausdrücke werden wir selbstverständlich in den höfischen Gedichten nicht oder selten finden, weil sie eben verschwiegen und vermieden werden, aber doch gebricht es nicht an directen Zeugnissen, wie das Mittelalter in diesem Punkte dachte. Namentlich gehören zu diesen Zeugnissen mehrere Stellen im Gedichte von „Salomon und Markolf", dessen Dichter sich öfters entschuldigt, daß er so viel unhöfische Worte habe gebrauchen müssen. Ferner erfahren wir dies auch aus mehrern Gedichten Walther's von der Vogelweide, in denen er sich über den Verfall der edeln Dicht- und Gesangskunst und über das Ueberhandnehmen der Roheit beklagt. Sodann ist von besonderer Wichtigkeit eine Stelle in Gottfried's „Tristan". Pfeiffer geht eine Reihe von unhöfischen Wörtern durch. Auch für die Kritik ist es von Wichtigkeit, das wahre Sachverhältniß festzuhalten. Aus der kleinen Untersuchung hat sich, was zugleich von allgemeiner Bedeutung ist, ergeben, daß im Mittelalter, d. h. während der Blütenperiode der höfischen Poesie, unter Gebildeten in Bezug auf Anstand in Wort und Rede dieselben Grundsätze walteten wie heute noch, und

daß die Gegenwart in dieser Hinsicht vor jener Zeit nichts voraus hat.

X. „Die Kanzleisprache Kaiser Ludwig's des Baiern" (1864). (Aus der „Germania.") Im ersten Hefte von „Forschung und Kritik" (Wien 1863) hatte Pfeiffer Bruchstücke eines allegorischen Lobgedichts auf Kaiser Ludwig den Baiern mitgetheilt (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1863) und zu erweisen gesucht, des Kaisers oberster Schreiber, Meister Ulrich von Augsburg, werde der Verfasser sein. Das „Literarische Centralblatt" stimmte nicht zu. Wenn der Verfasser (Pfeiffer) den Protonotarius des Kaisers, Ulrich von Augsburg, als Verfasser (nämlich des Gedichts) vermuthe, so widerspreche dem der Dialekt; denn Ulrich habe sich keines andern bedienen können als des der kaiserlichen Kanzlei; der herrsche aber nicht im Gedichte, sondern der rein schwäbische. Darauf hin unternimmt es Pfeiffer, seine vorherigen Untersuchungen, die ihm in seinem Urtheil über den Verfasser des Lobgedichts nicht irre gemacht hatten, im einzelnen anzuführen, die Untersuchungen nämlich, wie Kaiser Ludwig's Kanzleisprache beschaffen gewesen sei. Aus jener Recension geht hervor, daß dort der bairische Dialekt als die Grundlage dieser Kanzleisprache angenommen wird. Pfeiffer dagegen gelangt zu dem Ergebnisse, 1) daß in der Kanzlei des Kaisers Ludwig eine bestimmte Sprachnorm nicht bestanden hat; 2) daß neben dem bairischen Dialekt der schwäbische in Ludwig's Urkunden eine breite Stelle einnimmt, und 3) daß auch jener nur selten unverfälscht und unvermischt darin zum Ausdruck kommt. Pfeiffer sucht dann die Mischung der Dialekte in diesen Urkunden zu deuten. Aber wenn auch ein bestimmter Sprachgebrauch in der Kanzlei festgehalten sein sollte, so brauchte dieser sich nicht auch auf andere Arbeiten, auf Gedichte u. dgl. zu erstrecken. Die Vermuthung Pfeiffer's von Meister Ulrich's Verfasserschaft hat durch die gemachten Einwendungen nicht an Wahrscheinlichkeit verloren.

XI. Zwei Nachrufe (1859—62). 1) „Wilhelm Grimm." (Aus der kaiserlichen „Wiener Zeitung".) Dieser warm geschriebene Nachruf, der keine Biographie, sondern die Hervorhebung der wissenschaftlichen Bedeutung Wilhelm Grimm's beabsichtigt, gereicht Pfeiffer zu hoher Ehre. Sein Urtheil ist nicht getrübt worden durch die Empfindlichkeit Grimm's, wie sie am Ende des Streites über die Freidank-Walther-Hypothese in etwas peinlicher Weise hervortrat. Pfeiffer preist die Vortrefflichkeit von Grimm's Ausgabe der „Bescheidenheit", und jener Hypothese gedenkend, die bei den Fachgenossen nicht nur keine Zustimmung, sondern lauten Widerspruch erfahren, setzt er nur hinzu, Grimm habe sich und andern dadurch „viel Mühe und Unlust" gemacht. Von den frühesten Arbeiten bis zum „Deutschen Wörterbuch" verfolgt Pfeiffer Wilhelm Grimm's wissenschaftliches Leben und wird dadurch von selbst auch auf Jakob Grimm geführt. Beide Brüder haben ja bekanntlich in trauter Gemeinschaft gelebt und gearbeitet. Aus Pfeiffer's treffender Charakteristik seien folgende Sätze herausgehoben:

> Wilhelm Grimm besaß nicht den gewaltigen Geist, die schöpferische, stets aus dem Vollen und Ganzen arbeitende Kraft, den weiten, genialen Blick und den Gedankenreichthum seines Bruders; er war eine minder großartig angelegte, mehr still vor sich hin schaffende, in engern Grenzen sich bewegende Natur, die aber durch rastlosen Fleiß, stete Uebung aller Kräfte und durch beharrliches Hinstreben nach einem klar erkannten, unverrückbaren Ziele gleichwol Großes erreichte... Für Poesie besaß er ein aufs feinste ausgebildetes Gefühl und tiefes Verständniß, und besonders war es das Volksthümliche und Sinnvolle in der Poesie, was ihn vor allem und am meisten anzog; nichts dahin Bezügliches achtete er gering, und selbst dem für andere Augen Unscheinbaren wußte er interessante Seiten abzugewinnen und sie in überraschend helles Licht zu stellen.

2) „Ludwig Uhland." (Aus der „Wochenschrift für Wissenschaft u. s. w., Beilage zur kaiserlichen „Wiener Zeitung", dann auch in einem Sonderabdruck.) Auch dieser Nachruf ist aus warmem Herzen geschrieben. Pfeiffer feiert in ihm nicht Uhland den Dichter und Patrioten, sondern den Mann der Wissenschaft, da diese Seite in dessen literarischer Thätigkeit weniger allgemein bekannt sei, und knüpft hieran einige Worte über Uhland's Charakter und Persönlichkeit. (Vgl. Nr. 5 d. Bl. f. 1862.)

XII. Zwei Recensionen (1858—62). 1) „Des Minnesangs Frühling." (Aus der „Germania".) Anknüpfend an die unter diesem Titel bekannte Ausgabe der ältern Liederdichter von Lachmann und Haupt will Pfeiffer die Nothwendigkeit der Erforschung unserer ältern Mundarten beweisen, welche die beiden Herausgeber zum Schaden der Textherstellung unterlassen haben. Zugleich nimmt er hier aufs neue Gelegenheit, den verkehrten Betrieb der altdeutschen Philologie zu rügen, durch welchen dieser Wissenschaft so mancher Jünger verloren gehe.

2) „Hugdietrich's Brautfahrt." (Aus der „Oesterreichischen Wochenschrift".) In dieser Recension wird das epische Gedicht von Wilhelm Hertz: „Hugdietrich's Brautfahrt", eine Um- und Neudichtung eines bekannten altdeutschen Gedichts mit Begeisterung gepriesen und empfohlen als eine der anmuthigsten, reizendsten Dichtungen unserer ganzen Literatur. Daß Pfeiffer diese Recension in seine Sammlung aufnahm, geschah mit Recht wegen der vorausgesandten allgemeinen Bemerkungen, in welchen er die heutigen Dichter, die um gute Stoffe verlegen seien, auf unsere ältern volksmäßigen Erzählungen hinweist, welche, untauglich zu Uebersetzungen, freie Umdichtungen verdienen. Hier in der Beurtheilung eines modernen Dichters sehen wir deutlich, daß Pfeiffer nicht blos streng und unerbittlich zu Gericht zu sitzen verstand, sondern daß er auch — und dies hat er ebenfalls in andern gelehrten Recensionen zur Genüge gezeigt — mit Dankbarkeit und Hingebung sich am Guten und Schönen erfreute und Lob ertheilte, wo es ihm verdient erschien.

Werfen wir einen Blick zurück auf die berührten Abhandlungen, so tritt uns zuerst die Mannichfaltigkeit der Stoffe entgegen, wenn auch dieselben der Zeit nach der Periode des Mittelhochdeutschen und zwar innerhalb dieser Periode meist der classischen Literatur anheimfallen. In den sprachlichen Fragen bildet immer den Mittelpunkt die Dialektforschung. Die Polemik, welche Pfeiffer übte, [illegible]cht bisweilen hart an der Grenze der Leidenschaftlichkeit; namentlich ist dieser Zug in den letzten Lebensjahren Pfeiff[illegible]r's stärker als früher hervorgetreten und mag wol erklärt und entschuldigt werden durch seine körperliche Reizbarkeit, welche die Begleiterin eines Siechthums und der Vorbote eines allzu frühen Todes war. Wo aber die Polemik

Pfeiffer's in ruhigem Gleise geht, da ist sie geradezu fesselnd und bewunderungswürdig.

Und fragen wir nach dem Erfolge, der sich an die hier vereinigten Untersuchungen knüpft, so ist derselbe gewiß ein großer, indem die Wahrheit aus ihnen hervorging oder doch die Anregung zu weiterer Forschung. In der Frage über den Nibelungendichter ist Pfeiffer von vielen beigestimmt worden, vor allen von Bartsch, der zu seiner bedeutungsvollen Lehre über die Entstehung des Gedichts Pfeiffer's Hypothese heranzog. Andere, die Anhänger der Liedertheorie, sind natürlich nicht überzeugt worden. Ebenso sind die Acten über die höfische Sprache noch nicht geschlossen. Völligen Sieg dagegen hat Pfeiffer über Wilhelm Grimm davongetragen; auch steht die Annahme über Konrad Fleck's Dichterthätigkeit, soviel wir wissen, endgültig fest. Die Hypothese von Bligger's „Umhang" und vom Gunzenle haben bei den Fachgenossen Zustimmung gefunden. Niemand wird mehr Gottfried von Straßburg als Autor der genannten geistlichen Gedichte ansehen, der überhaupt Kenntniß von Pfeiffer's Beweisführung genommen hat. Wie lange wären ohne diesen kampfbereiten Mann die gedachten literarischen Irrthümer fortgepflanzt worden! Daß gerade eine so lebendig anregende Kraft uns so früh entrissen werden sollte, ist ein doppelter, ein unersetzlicher Verlust!

Zur neuesten deutschen Lyrik.

Karl Frenzel proclamirte einmal in der „National-Zeitung" die Unmöglichkeit einer Lyrik nach Rückert, Nikolaus Lenau, Eichendorff und Heine. Er weist die Talente der Gegenwart auf den Roman und die Posse hin, welche Genres mit modernen Ideen poetisch erfüllt werden sollen. Die nachfolgende Dekade neuer deutscher Lyriker könnte uns beinahe ebenso ungünstig gegen diese Dichtungsart stimmen, obschon wir den meisten respectiven Verfassern ebenso wenig rathen möchten, sich auf dem Felde des Romans oder der Posse zu versuchen. Der geistreiche Gobineau würde in diesen neuesten Poeten sicherlich eine starke Beimischung gelben Bluts vermuthen, sofern er nämlich in seinem Buche: „Sur l'inégalité des races" (I, 352) behauptet: „La race jaune a en toutes choses tendances à la médiocrité."

Eine solche Tendenz haben zunächst:

1. Die Noth. Von Hugo Jahn. Zum Besten verstümmelter Krieger. Waldenburg, Meltzer. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.
2. Gedichte von Hugo Jahn. Waldenburg, Meltzer. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Nr. 1 ist hoffentlich recht viel gekauft worden, denn der Zweck heiligt die Mittel. Nr. 2 beginnt:

> Im Menschen lebet ein Schnecklein zart,
> Von innen gar weich, von außen hart;
> Von innen streckt es die Glieder
> Und Hörnchen auf und hernieder.

Wir dachten anfangs: hier ist mehr als Rabelais' und Béranger's Chansons érotiques. Aber wie die Auflösung eines echten deutschen Räthsels, nach Simrock, den unheiligen Rather durch seine Unverfänglichkeit straft, so schließt auch unser Gedicht:

> Im Herzen, da lebet das Schnecklein Gemüth.

Als ungelöstes Problem jedoch setzen wir vollständig hierher (S. 120):

> Embryonen.
>
> Wol möchte ich ein Waschweib loben,
> Das die schwarze Wäsche oben
> Unten bleicht und klärt.
> Garibaldi ist der Meister,
> Der der Legitimen Kleister
> Legitim verwäscht.

Schon verständlicher sind dagegen folgende Proben:

> Gewöhnlich ist, daß früh am Tage
> Man aufsteht und dann Kaffee trinkt
> Und sich bis Mittag sonder Plage
> Zu den Berufsgeschäften zwingt. ...
>
> Gewöhnlich ist nur das Gemeine,
> Das überall zu finden ist,
> Gleichwie ein Kalb im Lorberhaine,
> Das neben dem Poeten frißt.

Oder:

> Ich lobe mir die Mittel,
> Bin gern ein schlichter Mann.
> — — — — — — — — —
> Durch Mittel ißt man Braten,
> Durch Mittel trinkt man Wein u. s. w.

Oder ferner:

> Was hat man nun wol von der Oeffentlichkeit?
> — — — — — — — — — —
> Sie bringt uns ja nichts als Verantwortlichkeit.

Oder endlich:

> Die Tugenden der alten Zeit
> Und namentlich Bescheidenheit
> Ehrt unsre Gegenwart fast gar nicht mehr.

Für die öde Trivialität dieses Bandes, welche in den „Gedichten in der Mundart des niederschlesischen Gebirgsvolks", sowie in 49 Gelegenheitsgedichten, Polterabendscherzen, Albumversen, Sylvesterliedern, Liedertafelgesängen und ähnlichen gipfelt, hat uns nur die stellenweis kostbare unwillkürliche Komik eine schwache Entschädigung gewähren können.

An Jahn reihen sich am würdigsten an:

3. Gedichte eines Ungenannten. Herausgegeben von Benjamin Benedict Franke. Nördlingen, Beck. 1868. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

1) „Lieder." Namentlich an den Frühling. Derselbe küßt ihn jährlich nur einmal, ist daher der Geliebten vorzuziehen, welche ihn das ganze Jahr immerzu küßt. Als er aber ein Veilchen pflücken wollte, brannte ihn eine Nessel:

> So Natur, stets treu und gut,
> Schwächstes nimmt in stärkste Hut.

Vom Weine meint Ungenannter:

> Den härtsten macht er butterweich,
> Trilirum, larum — weich.

Seine Ansicht von der Eisenbahn ist:

Mit dem Dampfroß fähret nie
Der Hulden Huldin Poesie;

denn:

Wo's zum Betäuben schnaubt und rasselt,
Mechanisch alles sich bewegt,
Die Funken sprühn, das Feuer prasselt
— — — — — — — — —
Wird wohl entflammt die Phantasie,
Doch nicht ein Fünkchen Poesie.

Der Ungenannte dichtet also mit dem Verstande: für seinesgleichen sehr verständig!

2) „Lebende Bilder." Der zweiundachtzigjährige Goethe sagt:

Zu mir Erfahrung täglich spricht,
Tagtäglich spricht:
Der Geist braucht diese Hülle nicht.

„Goethe" schließen sich an: „Proletarier", „Bonvivant", „Vagabund", „Lachende Erben" — sämmtlich altfränkische, werthlose Poëmata.

3) „Sonette":

Die Wiederkehr von gleichgereimten Zeilen
Läßt gerne bei Sonetten uns verweilen;

aber nicht bei vorliegenden, wo die auf Rauch's Denkmal Friedrich den Großen umgebenden Gestalten:

Dir zur Seite standen,
Wie um den Chimborazzo Quito's Anden —

und wo es von Schiller heißt:

Ihm galt allein das Ewigallgemeine;
Und wir, die wir bewundernd so ihn kennen,
Die groß er denken, edel fühl'n er lehret.

4) „Vaterländische Gedichte." Zum Beispiel:

Hätte Deutschland viele Steine
Von der Memel bis zum Rheine —
— — — — — —
Unsers Stein's Charakterbild
Bleibe Deutschlands Hoffnungsschild.

5) „Erzählende Gedichte" von höchst prosaischer Breite.

6) „Epigramme", „Bunte Gedichtichen" (kein Druckfehler!). Zum Beispiel:

An Goethe.

Deine bezaubernden Lieder zumal, das lebt und wird leben,
Als es noch Liebende, und als es Gebildete gibt.

Unsers Erachtens kann aber derjenige ganz sicherlich kaum unter die Gebildeten gerechnet werden, welcher die freilich fast naive Geschmacklosigkeit besitzt, völlig werthlose „Gedichtichen" auf 225 Seiten dickes Velinpapier abdrucken zu lassen!

Auf den Ungenannten folge Muschi:

4. Glockentöne. Gedichte von Bernhard Muschi. Würzburg, Julien. 1867. 16. 18 Ngr.

1) „Liebesblüten":

Ernst und düster war mein Leben
Bis zu diesem Augenblick;
Theure, du hast mir gegeben
Meine Heiterkeit zurück.

Aber andererseits (S. 33):

Augenblicke sind oft lange Zeiten,
Lange Zeiten unnennbarer Qual,
Und du könntest sie so oft vermeiden,
Dächtest du auch meiner manches mal.

Muschi könnte bei einigem Nachdenken ebenfalls unmögliche Reime, die er fast auf jeder Seite zu bieten wagt, vermeiden. Die junge Dame übrigens, welche solche und ähnlich tiefsinnig-schöne Poëme erhalten, bedauern wir aufrichtig.

2) „Sonette, Terzinen" u. ähnl. Zum Beispiel:

An Rückert.

Auch du in beßre Lande heimgegangen,
Auch du, verehrter Greis, dem Staub entflohn?
— — — — — — — — — —
Ruh sanft, der du so wahr, so tief gefühlt.

Von der personificirten „Terzine" läßt sich der Verfasser also anreden:

Nun, liebesfroher Sänger, fliehst du wieder
In meines Wohllauts sel'gen Tempelhain,
Ich, Sänger, weihe dieses Lied der Lieder.

Die Terzine sagt weiter: sie wolle nicht nur Dante's, sondern auch Muschi's Liebling sein!

3) „Balladen." Aurea mediocritas! S. 106:

Mit Zischen,
Wie wenn heulende Stürme und Wogen sich mischen.

Es zischt vielmehr, wenn Feuer mit Wasser sich mischt!

4) „Allgemein Lyrisches." Zum Beispiel:

Heil'ger Friede, thaue nieder,
Edens reinster Gottheitsklang.

Zum Schluß wünschen wir inständig, daß „Der ewige Jude. Epische Dichtung von Bernhard Muschi", aus welcher ein Fragment mitgetheilt wird, ebenso fade und unbedeutend wie die übrigen vier Abtheilungen, niemals das Licht des Tags erblicke. Muschi stellt ihn freilich „neben Leistungen von Hermann Lingg, Julius Grosse u. a." Dabei fällt uns wahrlich der bekannte Schluß der „Vorrede" zum „Buch der Lieder" ein: „Erinnerst du dich noch des Marsyas?... Ein ähnliches Beispiel thäte wieder noth."

5. Gedichte von Nikolaus Stieglitz. Wien, Selbstverlag. 1868.

Stieglitz ist bescheiden, offenbar noch sehr jung. S. 48 steht ein mit den bisherigen verglichen ganz gutes Gedicht:

Das Dampfroß braust, es raucht der Schlot,
Und weiter geht's mit Gott, mit Gott!
Er sei mein treuer Leiter!
Weiter! Weiter!

Und schneller rast es, fort und fort
Und keuchend hält's an manchem Ort,
Bringt Bilder ernst und heiter —
Weiter! Weiter!

Leb', Wilhelm, wohl! Im wilden Krieg
Denk' mein; dann gibt dir Gott den Sieg,
Sei stets ein wackrer Reiter.
Weiter! Weiter!

Dort der Student mit wenig Geld
Singt: Hab' mein' Sach auf nichts gestellt,
Nur heiter, immer heiter! —
Weiter! Weiter! u. s. w.

Uebrigens fehlt jede Selbstkritik. Viel ganz phy gnomielose, tausendmal dagewesene Liebesgedichte, Gedichte über das Dichten: wie gern er doch ein re schönes Lied machen möchte u. ähnl. Ein Titelholzschn zu einer Ballade: „König und Sänger", ein mat Abklatsch von Uhland's „Sängers Fluch", nur daß Verfassers König gerührt wird, wie der Sänger

Singt von allem, was hienieden
Die Seele und das Herz erfreut,
Er singt von Freude, Frohsinn, Frieden,
Von erster Liebe Seligkeit —

und am Schlusse sagt:

Wenn es dir hier bei uns gefallen,
So bleib, sei hochgeehrt von allen.

Stieglitz' Gedankenreichthum offenbart sich in den Versen:

Gibt es nach dem Tod ein Wiedersehen?
Fragt man oft sich, wenn man daran denkt,
Wie so viele Liebe von uns gehen.

Mit solchen unreifen Productionen wie die vorliegenden, selbst wenn einmal ein Vers in der „gebildeten Sprache" gelungen sein sollte, kann der modernen Lyrik nicht gedient sein. Dichtungen, für welche die immense philosophische und naturwissenschaftliche Geistesarbeit, welche unser Jahrhundert vollbracht hat und vollbringt, gar nicht dagewesen zu sein scheint, werden andererseits auch in den Annalen der Literaturgeschichte keine Berücksichtigung finden können. Es versteht sich, daß wir daneben eine wirklich originelle naive Lyrik ebenfalls zu schätzen verstehen. Heinrich Heine vereinigt beide Seiten der modernen Dichtung.

Besseres als alle vorhergenannten Schriften bietet:

6. Ein bunter Strauß. Gedichte von Wilhelm Reuter. Trier, Braun. 1867. 16. 15 Ngr.

Wir führen gleich das relativ gelungenste Gedicht der Sammlung auszugsweise an:

Dietrich von Reuland.

Vor Akkon lagen im Heiligen Land
Die christlichen Pilgerheere,
Viel Ritter vom blühenden Rheinesstrand
Dort kämpften zu Gottes Ehre,
Und unter diesen, der Löwe genannt,
Der edle Dietrich von Reuland.

Er wird von der Seuche befallen, läßt sich aber trotzdem auf das Roß heben:

Und wie die Feinde den Löwen erschaun —
Sie wähnen, daß Geister erstanden —
Da faßt ihre Herzen unheimliches Graun,
Und zaghaft den Rücken sie wandten.
Die Christen folgten mit neuem Vertraun
Dem schrecklichen Dietrich von Reuland.
— — — — — — — — —
Er kehrte ermattet und sterbend zur Streu,
Es weinten die Waffenbrüder.
Wann starb ein Held, so herrlich und treu?
Drum ewig singen die Lieder
Am Rheinesstrom von dem stolzen Leu,
Dem edeln Dietrich von Reuland.

Die übrigen Balladen, Romanzen und Legenden sind leider weniger gelungen, und namentlich verdient es eine ernste Rüge, daß der Verfasser S. 109 in „Boabdil's Abschied von Granada" Heine's Gedicht: „Der Mohrenkönig", in einer Strophe plagiirt und übrigens verwässert hat. Aus zwei nicht sonderlich schön versificirten Legenden theilen wir den Inhalt mit. Sanct-Loy, der Schmied, beschlägt die Rosse in der Art, daß er ihnen die Füße ohne weiteres abnimmt, sie bequem auf seinen Amboß legt, mit Hufeisen versieht und dann wieder ansetzt. Als er sich aber einmal dieser Meisterschaft berühmt, kann er den Fuß nicht wieder ansetzen. Wir werden an Goethe's wundervolle „Legende" erinnert.

In einem andern Reuter'schen Gedicht wäscht Maria das Kind auf der Flucht nach Aegypten in der Hütte eines sie liebevoll beherbergenden Räubers, dessen Kind am Aussatz leidet, aber durch die Wunderkraft des Wassers, darin der Heiland gebadet, geheilt wird. Jesus findet diesen Sohn des Räubers als Schächer am Kreuze wieder und vergibt ihm.

Jedenfalls verdient des Verfassers Bestreben, die uralten Sagen und Legendenschätze der Nation poetisch zu erneuern und zu conserviren, volle Anerkennung.

Sonst gibt der bescheidene Verfasser harm- und werthlose Frühlings- und andere Naturlieder. S. 32 heißt es:

Eine Werkstatt vielgeschäftig
Bist du, herrliche Natur.
— — — — — — —
Immer an den Wochentagen
In der Au, in Wald und Flur.

Aber Sonntags:

Alles Wirken, alles Weben,
Alles Treiben stellst du ein.

Soviel wir wissen, ist für die Natur noch keine Sabbatsordnung erlassen, und haben über das Einstellen ihrer Sonntagsarbeit noch keine Debatten stattgefunden.

Den Rest der Sammlung bilden geistliche und zum Theil specifisch katholische Poëme, wie denn das Buch Sr. bischöflichen Gnaden Hrn. Leopold Pellbram, Bischof von Trier, gewidmet ist.

S. 74 „Rolandseck und Nonnenwerth":

Durch die grünen Rebengärten
Braust heran ein langer Zug:
Auf des Dampfes mächt'gem Fittich
Eilt die neue Zeit im Flug.

Mit dem Eisen, draus der Ritter
Schwerter, Panzer schlug und Schild,
Gürtet sie die Brust der Erde u. s. w.

Die Burgen sind Ruinen geworden, aber

Mitten in dem steten Wechsel,
In der Zeiten flücht'gem Strom
Eines nur steht unerschüttert,
Deine Kirche, ew'ges Rom.

Von besonders poetischem Anfluge ist (S. 54) der „Triumph der Kirche":

Während draußen...
... das Unrecht seine Siege
Feiert bei dem Mahl von Blut
— — — — — — — —
Sitzt zu Rom auf Petri Stuhle,
Sitzt in Locken silberweiß,
Schüler in des Kreuzes Schule,
Hehr der heil'ge Priestergreis.
Von Verrath und Haß umgeben,
Heiter bleibt sein Angesicht,
Milde, fest und Gott ergeben
Segnet er, und fluchet nicht.

Protestiren müssen wir aber dagegen, daß Reuter profane Lieder in geistliche umsetzt, wie einst unsere herrlichen Volkslieder von Pastoren zu Kirchenliedern verunstaltet wurden. Es beginnt nämlich S. 47 der „Siegeszug des Erstandenen":

Windet ihm Kränze, ihr Töchter der Erde,
Kränze von Blüten, die Lenz uns gebar,
Schlinget dem Retter von Noth und Beschwerde
Heute sie freudig ins festliche Haar.

Und so noch mehrere Schiller'sche Reminiscenzen.

Kann dem Verfasser sonach poetische Anlage nicht ganz abgesprochen werden, so muß doch erst die Zukunft lehren, ob dieselbe weiterer Entwickelung fähig.

7. Blätter und Blumen. Gedichte von Isidor Barndt. Ertrag für das Kloster der Frauen vom guten Hirten in Breslau. Neisse, Hinze. 1867. 8. 15 Ngr.

Der Autor, nach S. 41 ein katholischer Pater, bezeichnet sein Opus als „Jubelbüchlein" und hat es Sr. Hochwürden dem Hrn. Dr. theol. Sauer zum fünfundzwanzigjährigen Rectoratsjubiläum dedicirt. Da auch sonst fast nur Gedichte an Personen und bei festlichen Gelegenheiten mitgetheilt werden, deren einmaliger Abdruck in Zeitungen oder auf Flugblättern ganz zweckdienlich, aber auch völlig genügend gewesen wäre, so ist eine nähere Besprechung unnöthig. Inzwischen finden wir auch eine Kapuzinerpredigt à la Abraham a Sancta Clara gegen Karl Vogt, nebst einem Holzschnitt, „zwei geniale Affen" als „Darwin's erstes Menschenpaar" darstellend; sodann ein Poem, welches die Jesuiten als Ritter vom Geiste feiert. Die politische Gesinnung des Pater Barndt müssen wir dem eben Angeführten gegenüber schließlich besonders lobend anerkennen. Er redet den „Thurm von Leuthen" an:

Du wurdest preußisch . . .
Und dessen freut sich selbst ein Thurm,
Ein Kirchenthurm zumal.

Das Priesterthum, das Ordenskleid,
Geschützt, geachtet ist's, so weit
Der Aar den Fittich schwingt.

Auf die katholischen Sänger folgt ein protestantischer der nüchternsten Sorte:

8. Für Welt und Herz. Religiöse Dichtungen von Theodor Drobisch. Dresden, Tittel und Wolf. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Im geistlichen Liede wollen wir die frommen Regungen des Gemüths einfach herzlich ausgesprochen haben, seelenvolle Klänge, wie sie Paul Gerhardt und Novalis so meisterhaft angeschlagen. Das abstracte Raisonniren, worin besonders Gellert oft stark ist, berührt nirgends so unangenehm wie hier. Der Verfasser vorliegenden Buchs überbietet den leipziger Professor bei weitem und ist durch ein triviales Reflectiren und Operiren mit dürren Katechismusbegriffen für unser Gefühl wenigstens total ungenießbar:

Der Ehrfurcht Hochgefühl erfasse
Stets meinen Geist, was ich auch thu' —
Denn es erhebt die Seelenkräfte u. s. w.

Bewahre, Mensch, dir deinen Seelenadel.

Vergiß nicht Gott den Herrn zu loben,
Der im Bereich der Zeitlichkeit
Dich auserwählt schon und erhoben
Zum Leben der Unsterblichkeit.
— — — — — — — — — —
Ja, ihn, den Schöpfer zu verehren,
Zu treten vor sein Angesicht,
Dies sei die erste deiner Lehren (?)
Dies sei die erste deiner Pflicht(en!).

O suche hier in diesem Leben,
Dem andern nie im Weg zu stehn.

Und dergleichen Gemeinplätze mehr.

Das Buch ist in Goldschnitt gebunden und mit Porträt und Facsimile des Dichters versehen.

9. Gedichte von August Schwartzkopff. Halle, Barthel. 1868. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser ist, wenn wir nicht irren, Pastor in Wernigerode, und wird daher die Hälfte seines Buchs von geistlichen Liedern eingenommen, die freilich mit den eben besprochenen nicht auf Eine Linie zu setzen, aber doch über den gewöhnlichen Kirchengesangbuchston sich nirgends erheben, nirgends eine neue oder vertiefte religiös-poetische Anschauung offenbaren. Jeder gebildete Pfarrer würde solche Lieder schreiben können.

Ansprechender, obwol auch ohne hervorragende poetische Bedeutung ist die zweite Abtheilung: „Von der Welt, Wald und Feld", aus der wir das unsers Erachtens Beste herausheben:

Ein Eulenschrei am lichten Tag!
Was hat das zu bedeuten?
Will es dem grünen Maienhag
Die Sterbeglocke läuten?

Es ist, als hielt den Athem an
Der Bach in seinem Rieseln,
— — — — — — — —
Als ob die Erde ängstiglich
Begönn' in sich zu zittern u. s. w.

Ganz originell wird von den Rosen gesagt:

Ihr seid des Frühlings Wunden,
Draus er vergießt sein Blut —

während die Strophe in einem andern Gedicht:

Die Rosen sind verglühet,
Ich habe die Rosen versäumt,
Der Sommer ist versprühet,
Ich habe den Sommer verträumt —

eine Reminiscenz an Geibel ist, manche andere Naturgedichte an den seligen Brockes anklingen.

Am meisten gefallen hat uns (S. 132):

Goethe's Fischerknabe.

Ich wohne tief im kühlen Haus,
— — — — — — — — — —
Da wachsen Korallen;
Im Reigen wallen
Vorüber viel schöne Wasserfraun.
Ach könnt' ich nur einmal auf grünenden Aun
Die Tänze fröhlicher Kinder schaun!
Ich gäbe Perlen und Edelstein
Hin für ein Maienblümelein.

Endlich thun wir noch eines im Eichendorff'schen Tone gesungenen Gedichts Erwähnung:

Die Kunstreiterbude unweit des Kirchhofs.

Wohl unter dem Rasen schlummern
Viel Schläfer rings im Kreis,
— — — — — — — —
Und auf dem Rasen sitzet
Am blühenden, duftenden Strauch
Der stille sehnende Kummer
Mit rothgeweintem Aug'.

Doch gegenüber da rasselt's,
Da jagt's im wüsten Trott,
— — — — — — — —
Weithin erbebt der Boden,
Es zittern Giebel und Dach;
Die Todten drunten meinen,
Es käm' der jüngste Tag.

Ei, jagt nicht so gewaltig!
— — — — — — — —

Ihr Reiter und ihr Rosse,
Bald sinkt ihr hin zur Ruh!
Gemach zieht über die Posse
Der Tod den Vorhang zu.

10. **Blumen aus Rübezahl's Garten. Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart von Friedrich Zeh. Hirschberg, Rosenthal. 1868. 16. 7½ Ngr.**

Wir sind von vornherein gegen die Dialektdichtung, weil sie meist nur einem Bruchtheil der Nation verständlich ist, und bei Gedichten sind bekanntlich, nach A. W. Schlegel, erklärende Noten, „was anatomische Vorlesungen bei einem Braten". Trotzdem können wir vorliegendem Büchlein, dessen Sprache auch weit verständlicher als bei Fritz Reuter und besonders Klaus Groth, unsern Beifall nicht versagen. Die Freuden und Leiden der schlesischen Gebirgsbewohner werden recht naturwahr, wenn auch oft etwas platt geschildert, und der Dichter schlägt stets einen anmuthend herzlichen Ton an. S. 70:

Nu ies nischt me z'u hussa.

Im Bette liegt de Mutter krank,
Besuffa uff d'r Ufabank
D'r Voater sitzt, un uff d'r Diele
Fünf Kinder ruhn eim Struhgestele.

De Nuth ies schrecklich gruß do hie:
De Kinder hon vo heute früh
Bis jitzt zer Nacht noch nischt gegessa,
D'r Voater thoat's verprassa!

Und als die Frau ihm Vorwürfe macht, da

Gieht a (geht er), ib Weib un Kinder schrein,
Naus ei de Nacht bei Mondaschein
Un hängt sich oa an Fichte —
Gott schenk'm Gnoade im Gerichte!

Im südöstlichen Eulengebirge heißt „das groa (graue) Mandla aufhucken" sich betrinken, weil ja dann der Schwerpunkt in den Kopf verlegt wird. „Vum groa Mandla" handeln mehrere interessante Gedichte. Die gelungenste Gabe möchte aber wol (S. 10) „A Liedla uffs Brudt" sein.

Zuletzt erscheint:

11. **Die zehnte Muse. Ein philologischer Festprolog von Richard Gosche. Halle, Barthel. 1868. 8. 5 Ngr.**

Der gelehrte und um die Literaturgeschichte durch sein Jahrbuch sehr verdiente Verfasser macht selbstverständlich nicht den Anspruch, durch diesen Prolog die poetische Nationalliteratur zu bereichern; er wünscht vielmehr — nach der Vorrede — nur durch den auf Verlangen veranstalteten Abdruck die Festtheilnehmer der fünfundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner an die Tage von Halle zu erinnern. Sprache und Behandlung der fünffüßigen reimlosen Jamben sind durchaus geschmackvoll und würdig, wie von einem so feingebildeten Geiste nicht anders zu erwarten und wie einige Beispiele zeigen mögen. Von Winckelmann singt die zehnte Muse, die Philologie:

Ihn riefen meine weißen Marmorbilder
Jenseit der Alpen nach dem ew'gen Rom,
Er reicht euch jene Bilderwelt herüber,
Der treue Sohn der Mark, der Winckelmann.

Am Schluß gibt die Muse einen literarhistorischen Ueberblick:

Sakuntala's tief seelenvolles Auge
Ließ ich euch schaun, die Treue Savitri's.
— — — — — — — — — — —
Ihr hört Chriemhildens Schmerzensschrei,
Und wieder klingt der muntre Minnesang,
Das Lied des Troubadours, die Aventure,
Vom Sehnen Parzival's, vom Sterben Roland's.

Die unwürdigen Bastarde der modernen Lyrik werden uns die echten Thronerben der Classiker, die schon geborenen und die kommenden, nur um so herrlicher erscheinen lassen. Denn wir vermögen Frenzel's Ansicht von der Ueberflüssigkeit oder Unmöglichkeit neuer Lyrik nicht zu theilen. Warum sollen die Ideen, welche unsere Zeit auszusprechen hat, sich nicht ebenso gut in entzückende Verse gießen lassen? Und jedenfalls hat der Roman immer den immensen Nachtheil gegen die „ewigen Melodien", daß, wie Jakob Grimm in der Vorrede zu seiner „Deutschen Grammatik" schon 1822 bemerkt, „ungebundene Prosa dem Gedächtniß den Inhalt verhallen läßt". Aber jeder echte Dichtervers lebt in aller Munde ein unsterbliches Leben.

Feuilleton.

Vom Weihnachtstisch.

Die Weihnachtssaison des deutschen Buchhandels, welche für alle Pracht- und Miniaturausgaben, namentlich für Anthologien und Gedichte jetzt den Mittelpunkt des buchhändlerischen Geschäfts bildet, hat begonnen, und die eleganten Erzeugnisse der vereinten geistigen, künstlerischen und mercantilen Thätigkeit sind bereits in Curs gesetzt.

Der thätigste und geschmackvollste Verleger auf diesem Gebiete ist gegenwärtig wol F. Volckmar (C. F. Amelang's Verlag, Leipzig), der diese Specialität des Buchhandels mit ebenso viel Eifer wie Glück und Erfolg pflegt, wie die zahlreichen neuen Auflagen der betreffenden Verlagswerke beweisen. Die „Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt von Elise Polko", ausgestattet mit vielen Illustrationen, sind bereits in fünfter Auflage erschienen. Die Verfasserin hat, wie sie in dem Vorwort sagt, mit achtsamen Augen weiter gesammelt und gepflückt „zwischen Hecken und Dornen, an allen Wegen, und kein Forschen und Mühen gescheut, zu dem Guten Gutes, zu dem Schönen Schönes zu fügen". Die Sammlung ist für Frauen und Mädchen bestimmt und gerade in dieser Hinsicht mit vielem Takt ausgewählt. Selbstverständlich fehlt ihr der männlich ernste und energische Ton, das geistig Schwerwiegende und Charaktervolle, sodaß die nach dieser Seite hin hervorragenden Dichter gegen die Dichter sanfterer Empfindungen zurücktreten. Man kann die Sammlung als einen „Gynäkometer" der neuen Lyrik betrachten. Am meisten vertreten sind von den modernen Dichtern Geibel, Julius Sturm, Rittershaus, Reinick, allerdings auch Eichendorff, Chamisso und Heinrich Heine.

Eine neuerscheinende Sammlung: „Souvenir. O frage nicht! Von Georgy und Füllhaas bildlich erläutert", bringt eine Zahl kleinerer Gedichte von Heine, Geibel, Prutz, Sturm, Dingelstedt, Schack, Bodenstedt u. a. mit geschmackvollen Initialen und Vignetten, die in der Regel die Stimmung der Gedichte bezeichnend wiedergeben.

Eine andere Schrift von Elise Polko: „Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd. Lose Blätter", erscheint in einer dritten verbesserten Auflage mit acht Illustrationen von Paul Thumann. Es ist ein Hausbuch für Mädchen; eigene Reflexionen der Verfasserin wechseln mit Stellen aus lyrischen Gedichten, alles feinfühlig, sinnig, auf den geistigen Horizont der weiblichen Jugend berechnet.

Von der „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Leben und Weisheitssprüche aus deren Werken", die der Herausgeber d. Bl. veröffentlicht hat, liegt eine vierte Auflage vor, in höchst elegantem Prachtband und mit acht neuen Titelbildern von Thumann in reichem Farbenschmuck. Auch von dem bekannten Werk von A. H. Petiscus: „Der Olymp oder Mythologie der Griechen und Römer", liegt eine funfzehnte verbesserte Auflage mit erläuternden Holzschnitten vor. Die neuen Auflagen des Volckmar'schen Verlags sind meist neu in des Wortes verwegenster Bedeutung. Nach dem Grundsatz, daß das Bessere der Feind des Guten sei, wurden oft alle Illustrationen eines Werks mit neuen vertauscht, die meist nach den Intentionen des geschmackvollen Verlegers ausgeführt sind. Neuerdings hat derselbe auch dem Humor eine Stätte unter seinen buchhändlerischen Schaugerichten eingeräumt in dem Werke: „Deutscher Humor in der Poesie". Das Werk ist mit Illustrationen von Oscar Pletsch, J. Fülhaus u. a. ausgestattet, welche auch dies, meist stiefmütterlich behandelte Gebiet deutschen Geistes mit ebenso viel vis comica wie Geschmack beleuchten. So ist Aussicht vorhanden, daß auch der Humor, bisher ein Fremdling auf den Toilettentischen, sich auf denselben einbürgern werde. Die Auswahl der humoristischen Texte bietet in Deutschland Schwierigkeiten dar, denn der Humor in Versen ist in Deutschland nicht so gepflegt wie der Humor in Prosa und erreicht bei weitem nicht die geistige Höhe, zu welcher sich der letztere aufgeschwungen hat. Er schlägt im ganzen, wie die beliebtesten Gedichte von Kopisch, Saphir u. a. beweisen, einen etwas tiefern Ton an, und nur bei Heine ist seine geistige Bedeutung dieselbe. Der humoristische Hausschatz deutscher Dichtkunst ist daher nicht allzu reich und weist vielfach Altfränkisches, holzschnittartig Triviales auf. Daß unser Werk dafür manches Neueste, selbst mehrere Couplets von Kalisch aus neuern berliner Possen aufgenommen hat, kann man daher nur billigen, wie sich überhaupt die Umsicht des Verlegers, der zugleich der Herausgeber ist, überall bewährt. Daß der komische Text sich besonders zu Illustrationen eignet, ist nicht blos durch die zahlreichen Witzblätter, es ist schon durch die Holzschnitte der „Jobsiade", durch Cruikshank's Zeichnungen zu Dickens' Romanen zur Genüge bewiesen. Auch die Illustrationen zu dieser neuen humoristischen Sammlung haben meistens einen kecken Wurf und prägen die Situation und den Gedanken scharf und glücklich aus.

Eine elegante Weihnachtsgabe sind: „Stimmen der Liebe", von Robert Prutz (Berlin, Korn u. Comp.), einzelne Blätter mit gothischen Lettern, hier und dort mit Buntdruck, geschmückt mit Initialen und beziehungsreichen Vignetten, welche die Stimmung der Lieder treu wiedergeben. Und diese Stimmung selbst ist eine sehr wechselnde, wie es der bald „himmelhoch jauchzenden" und bald „zum Tode betrübten" Leidenschaft eigen ist. Die Liebespoesie von Prutz hat etwas Glühendes, Hinreißendes, sie ist nicht matte Limonade, sondern Feuerwein. Wir zweifeln nicht, daß diese von sinniger Künstlerhand ausgeschmückten Blätter willkommene Gedenkblätter für dies oder jenes Erlebniß, für diese oder jene Stimmung sein werden.

Von den zahlreichen Gedichtsammlungen, welche in eleganten Einbänden für den Weihnachtstisch bestimmt sind, erwähnen wir besonders: „Wellen und Wogen. Von Auguste von Römer" (Leipzig, Matthes, 1869), nicht blos, weil die elegante Vignette der Sammlung sie besonders zu einer Festgabe geeignet macht, sondern auch, weil sich in diesen Gedichten eine tiefe und ursprüngliche Empfindung ausspricht, die zwar oft noch mit der Form ringt, ohne zur Herrschaft über dieselbe gelangt zu sein, oft aber auch Gedichte schafft, die durch Originalität des Ausdrucks wohlthuend wirken, gegenüber den ausgefahrenen Gleisen unserer Alltagslyrik. Wir kommen auf diese Gedichte noch eingehender zurück.

Halm's Dramen in englischer Uebersetzung.

Ueber den soeben bei Longman erschienenen Band: „Poems and Plays, original and translated by *William H. Charlton*", sagt das „Athenaeum" vom 31. October d. J. unter anderm:

„Charlton's Band enthält (außer einigen kleinern Proben deutscher Dichtung) Uebertragungen der zwei berühmtesten Dramen von Friedrich Halm. Von diesen ist das erstere: «Der Sohn der Wildniß», den englischen Lesern bereits durch Mrs. Lovell's vortreffliche, wenn auch etwas freie Uebersetzung unter dem Titel «Ingomar» bekannt. In seiner Uebertragung desselben Stücks und im «Fechter von Ravenna» zeigt Charlton bedeutende Kraft und Klarheit des Stils. «Der Sohn der Wildniß», mit seinem frischen und anmuthigen Thema, ist eine der reizendsten Schöpfungen in dem neuern eurpäischen Drama. «Der Fechter von Ravenna», obschon dem volksthümlichen Geschmacke weniger angepaßt, enthält Charakterschilderungen, welche zugleich kräftig und tief sind. Thumelicus, durchs Sklaventhum selbst bis unter das Gefühl menschlicher Würde erniedrigt, und Caligula, in welchem die Sättigung an Macht und Lust einen Durst nach dem Reizmittel der Grausamkeit erzeugt, sind vortrefflich gezeichnet. In Thusnelda, der Verkörperung Deutschlands, behauptet der Dichter eine tragische Höhe, wie sie heutzutage selten erreicht wird. Obschon er den Kanon: Nec pueros coram populo Medea trucidet, darin verletzt, daß Thusnelda ihren Sohn auf der Bühne tödtet, so erheben doch ihr hoher Zweck und die Erhabenheit ihrer Gefühle das, was sonst Entsetzen erregen würde, zum poetischen Schrecken. Beide Werke haben große Ansprüche auf die Gunst der Freunde der dramatischen Literatur, und die, welche sie nicht im Original lesen können, werden gut daran thun, sie in dem englischen Medium, das ihnen hier geboten wird, zu studiren."

Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Uebersetzt von P. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. 16. 12 Ngr.

Arnold, W., Cultur und Recht der Römer. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Avenarius, R., Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältniss der zweiten und dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinoza's. Leipzig, Fritsch. Gr. 8. 24 Ngr.

Barndt, J., Von Hindostan nach Preußen. Photographische Reisebilder in Versen, mit Anmerkungen. Neiße, Hinze. Gr. 16. 8 Ngr.

Barzilai, G., Josua und die Sonne. Erklärung der Stelle Josua, Cap. X, v. 9—14. Aus dem Italienischen von J. M. Triest, Schimpff. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumann, J. J., Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie nach ihrem ganzen Einfluss dargestellt und beurtheilt. 1ster Bd.: Suaret, Descartes, Spinoza, Hobbes, Locke, Newton. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Binhack, F., Reime und Träume. Neuburg a. D., Prechter. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Björnson, B., Das Fischermädchen. Norwegische Erzählung. Deutsch von A. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. 16. 18 Ngr.

Brosien, H., Kritische Untersuchungen zur Geschichte des fränkischen Königs Dagobert I. (622—638.) Göttingen, Rente. Gr. 8. 10 Ngr.

Cron, Clara, Prüfungen. Fortsetzung von Marh. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 16. 1 Thlr.

Curti, T., Blumensträuße. Gedichte. Würzburg, Stuber. 16. 20 Ngr.

Derichsweiler, H., Der Stellingabund. Zur Geschichte der Vernichtung gemeiner Freiheit durch die Lehnsaristokratie im 9. und 10. Jahrhundert. Leipzig, E. H. Mayer. 4. 8 Ngr.

Droysen, G., Gustav Adolf. 1ster Bd. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Dücker, Baron F. F. v., Vorgeschichtliche Spuren des Menschen am Wege nach Rügen und auf der Insel Rügen selbst. Briefliche Mittheilungen. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Engelmann, T. W., Ueber die Flimmerbewegung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 27½ Ngr.

Ewald, H., Lob des Königs und des Volkes. An die Preußen. verbesserte und vermehrte Aufl. Stuttgart, Grüninger. 1869. 8. 10 N[illegible]

Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüc[illegible] gesammelt von dessen Tochter Rosalie Falk. Weimar, Böhlau. 15 Ngr.

Fettâhi (aus Nisâbur), Das Schlafgemach der Phantasie. 1stes [illegible]pitel. Vom Glauben und Islam. Zum ersten Male aus den Leipzig[illegible] und Wiener Handschriften, mit Benutzung des türkischen Comment[illegible] von Surûri übersetzt und mit Anmerkungen versehen von H. Et[illegible] Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Fetzer, C. A., Ueber die Stellung und Aufgabe der National-Dem[illegible]kratie in Württemberg. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 12 Ngr.

Fischer, E. F. v., Rückblicke eines alten Berners. Bern, Wyß. Lex.-8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Fischer, K., Ueber das akademische Studium und seine Aufgabe. Rede. Heidelberg, Bassermann. Lex.-8. 6 Ngr.

Fischer, J. G., Kaiser Maximilian von Mexiko. Trauerspiel. Stuttgart, Franckh. 16. 20 Ngr.

Fortlage, C., Acht psychologische Vorträge. Jena, Manke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Böhmische Frage. Ein Juninsbrief an Europa und den Herrn k. k. Reichskanzler, Freiherrn v. Beust. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 10 Ngr.

Freytag, G., Dramatische Werke. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. 8. 2 Thlr.

Fritsch, G., Drei Jahre in Süd-Afrika. Reiseskizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt mit zahlreichen Illustrationen nach Photographien und Original-Zeichnungen des Verfassers. Breslau, Hirt. Gr. 8. 6 Thlr.

Gedanken-Reiter und Reiter-Gedanken. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Einige Gedanken in Stammbücher, in Versen und Prosa. Leipzig, Matthes. 32. 5 Ngr.

Die Geistlichen im Kotter. Eine historisch-humoristische Novelle des Anton Grafen Auersperg (Anastasius Grün) kritisch beleuchtet vom Verfasser der Herrenhaus-Raketen, mit einem Vorwort von Lucian v. Samosata. Linz, Danner. Gr. 16. 6 Ngr.

Giesewell, A., Gedichte. Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Gramberg, K. F. W., Die evangelische Kirche und die nationalen Interessen. Historisch-kritischer Versuch. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Grashof, A. W. T. W., Frieden im Kriege. 1ste Hälfte. Sechs Wochen in Schleswig und Jütland. Düsseldorf, Budich. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grauert, A., Frühlingsblüthen. Gedichte. Crimmitschau, Burckhardt. 16. 1 Thlr.

Grein, C. W. M., Heliand-Studien. I. Die Quellen des Heliand. Nebst einem Anhang: Tatians Evangelienharmonie herausgegeben nach dem Codex Cassellanus. Cassel, Krieger. 1869. 8. 2 Thlr.

Grosse, J., Maria Mancini. Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gumprecht, O., Musikalische Charakterbilder. Schubert. — Mendelssohn. — Weber. — Rossini. — Auber. — Meyerbeer. Leipzig, Gumprecht. 1869. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hancke, O., Des Königs Retter. Eine Erzählung aus der Zeit Friedrich's des Großen für Alt und Jung. Berlin, Liebrecht. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung. Berlin, C. Duncker. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Hasert, J. R., Die göttliche Tragödie. Graz, Moser. 8. 20 Ngr.

Heinsius, A., Meine Religion in ihren Grundzügen. Eigene Darstellung. Coburg, Sendelbach. 1869. 16. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Maximilian I., Kaiser von Mexico. Sein Leben, Wirken und Tod, nebst einem Abriß der Geschichte des Kaiserreichs. 2 Thle. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Helm, C., Schloß Herzberg. Ein Harzgedicht. Berlin, Gaertner. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzog, H., Das Sprichwort in der Volksschule. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 24 Ngr.

Hesekiel, G., Das Buch vom Grafen Bismarck. 1ste Abth. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1869. Lex.-8. 1 Thlr.

— — Refugirt und emigrirt. Eine brandenburgisch-französische Geschichte in 3 Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hilgard, Die hundert Tage. Ein Epos. Stuttgart, Grüninger. Br. 8. 28 Ngr.

Hoffmann, W., Lebensabriß des entschlafenen Dr. Carl Immanuel Nitzsch. Nebst Gedächtnißpredigt. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 8 Ngr.

W. O. v. Horn (W. Oertel), ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild, für das deutsche Volk gezeichnet von Einem, der ihn lieb gehabt hat. Wiesbaden, Riedner. 16. 7½ Ngr.

Hosäus, W., Absalom. Trauerspiel. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Jensen, W., Die braune Erica. Novelle. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

— — Im Pfarrdorf., Erzählung. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

In schweren Leiden. Ein Anwalt der an Leib und Seele Kranken von einem in Leiden Erfahrnen. Halle, Schmidt. 1869. 8. 4 Ngr.

Jordan, W., Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim. Frankfurt a. M. Gr. 8. 15 Ngr.

Kászony, D. v., Die Kinder des Morgenlandes. Roman. 5 Bde. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 5 Thlr.

Kattner, E., Bildung und Sittlichkeit unter dem Einfluß der Orthodoxie in Preußen. Leipzig, Fritsch. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Preußens Beruf im Osten. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Kirche der Zukunft. Eine Encyklika an alle denkenden Christen. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. 9 Ngr.

Krause, R., Herzogin Johanna. Tragödie. Leipzig, Leiner. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Kribitzsch, K. T., Erzählungen, kurz und lang, für Jung und Alt. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 24 Ngr.

Kulke, E., Aus dem jüdischen Volksleben. Geschichten. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. 11ter Jahrgang 1869. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Landau, L. R., Die Grenzen der menschlichen Erkenntniß und die religiösen Ideen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von W. Cosack. Berlin, Haude u. Spener. 1869. 8. 1 Thlr.

Lindner, T., Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln. 1056—1075. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Lingg, H., Liebesblüthen aus Deutschlands Dichterhain. Lyrische Anthologie. Düsseldorf, Budich. 1869. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lion sen., Ueber Monomanien. Neuwied, Heuser. 8. 6 Ngr.

Lügenritt. Frei nach Ferd. Freiligrath's Löwenritt. Hamburg, Grüning. Fol. 1 Ngr.

Marenzi, Graf F. v., 12 Fragmente über Geologie oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundsätzen der Astronomie und der Physik. 4te Aufl., vermehrt durch die Fragmente: Der Karst, die Schweiz und das Alter der Erde. Triest, Schimpff. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marpurg, O., Das Wissen und der religiöse Glaube. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Meißner, L., Wlasta. Dramatisches Gedicht. Troppau, Buchholz u. Diebel. 8. 20 Ngr.

Meyer, G. F., Worms und Rom oder lose Denkmal-Kränze. Eine größtentheils kurz vor dem fünfwöchentlichen unseligen Bürgerkrieg zum Abschluß gekommene Dichtungen. Zürich. Gr. 8. 28 Ngr.

Müller, M., Essays. 1ster Bd. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Nach der 2ten englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übertragen. Leipzig, Engelmann. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Mützelburg, A., Die Kammerjungfer. Criminal-Roman. 2 Bde. Berlin, Mecklenburg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Petrarka, F., 100 ausgewählte Sonette, übersetzt von J. Hübner. Berlin, Nicolai. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pitawall, E., Die schöne Creolin oder: Herrin und Sclavin. Historisch-romantische Erzählung. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Preuss, T., Kaiser Diocletian und seine Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 28 Ngr.

Welfische Regenten in den Krisen des letzten Jahrhunderts. Berlin, Stilke u. van Muyden. Lex.-8. 10 Ngr.

Richter, O., Astern und Veilchen. Lieder. Leipzig, Matthes. 16. 9 Ngr.

Robe, E., Marie. Eine Erzählung der Friedhofsblumen. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 16. 15 Ngr.

Rohlfs, G., Im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preussen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruben, E., Wahrheit oder Vernichtung. 2te Fortsetzung des praktischen Christenthums. Leipzig, Lißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Samuely, A., Das Princip der Ministerverantwortlichkeit in der constitutionellen Monarchie. Eine staatsrechtliche Abhandlung. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Schanz, Pauline, Madeira. Episches Gedicht. Leipzig, Matthes. 16. 7½ Ngr.

Scheibe, T., Der Kaplan von Maria-Stiegen. Historischer Roman. 3 Bde. Wien, E. Müller. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Scheibert, Sieben Monate in den Rebellen-Staaten während des nordamerikanischen Krieges 1863. Stettin, v. d. Nahmer. Gr. 8. 25 Ngr.

Scheuermann, A., Wald- und Jagd-Gedichte. Guben, Ehrlich. 16. 15 Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolph und Rob. v. Schlagintweit ausgeführt in den Jahren 1854—1858. 1ster Bd. Indien. Jena, Costenoble. 1869. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. 4tes Bdchn. — A. u. d. T.: Glasmacherleut'. Culturbild aus dem bayerischen Walde. München, Franz. 8. 1 Thlr.

Schneegans, L., Maria, Königin von Schottland. Drama. Heidelberg, Weiß. 8. 28 Ngr.

Schulze-Delitzsch oder Lassalle? Wem sollen wir folgen? Eine Vergleichung der beiden Systeme Selbsthilfe und Staatshilfe von einem Arbeiter. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 2 Ngr.

Der in den Naturgesetzen begründete Sieg des demokratischen Prinzipes über den Alles ruinirenden kirchlichen, politischen und socialen Ultraegoismus. Deutschland. 8. 8 Ngr.

Simons, T., Aus altrömischer Zeit. Culturbilder. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Springer, R., Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ueberweg, F., System der Logik und Geschichte der logischen Lehren. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vesque von Püttlingen, J. Freih., Uebersicht der österreichischen Staatsverträge seit Maria Theresia bis auf die neueste Zeit, mit historischen Erläuterungen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Thlr.

Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Deutsche Liebeslieder des Volkes in Kärnten. Graz, Pock. 1869. 16. 1 Thlr.

Wach, A., Der Arrestprocess in seiner geschichtlichen Entwickelung. 1ster Thl.: Der italienische Arrestprocess. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Walster, A. O., An der Schwelle des europäischen Krieges. Politische Rundschau. Dresden, Bach. 8. 5 Ngr.

Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen vom Verfasser des Bilderbuchs eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Warsberg, A. Freih. v., Ein Sommer im Orient. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wellmer, A., Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigeroda, Oberin von Bethanien. Ein Lebensbild aus unseren Tagen. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. Gr. 16. 20 Ngr.

Wesendonck, Mathilde, Gudrun. Schauspiel. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr.

Zur Erinnerung an Prof. Dr. Heinrich Gräfe. Ein Gedenkblatt für seine Freunde. Danzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 17. December 1868.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von O. F. Gruppe. Zweiter und dritter Band, und vierten Bandes erste bis vierte Lieferung. Mit Bildnissen in Stahlstich. München, Bruckmann. 1866—68. Lex.-8. 8 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band dieser Geschichte der deutschen Dichtung ist bereits von Hermann Marggraff mit Anerkennung beurtheilt worden.*) Das Werk ist inzwischen rüstig vorgeschritten und wir kommen auf dasselbe zurück, weil es in vieler Hinsicht von der landesüblichen Literaturgeschichtschreibung in Deutschland sich zu seinem Vortheil unterscheidet.

In sehr vielen deutschen Werken dieser Gattung erscheinen die Dichter selbst als die überflüssigsten Personen, auf deren nähere Charakteristik es durchaus nicht ankommt. Der nationale Geist wird dargestellt als eine Art von Urpersönlichkeit; nur sein Entwickelungsgang, seine Richtungen, seine Tendenzen werden in Betracht gezogen. Eine Geschichte der Poesie erscheint als eine Geschichte poetischer, geistiger Richtungen, die überdies in der Regel in Gemeinschaft mit den philosophischen und wissenschaftlichen Strömungen und Entwickelungen behandelt werden. Diese kritische Darstellungsweise ist in der neuern Geschichtschreibung zum Theil an der Tagesordnung als ein vornehmer Pragmatismus, der die Willensbestimmung der einzelnen möglichst einzuschränken und aufzuheben sucht und statt derselben die geschichtlichen Situationen, die Verkettung der realen Verhältnisse, eine wir möchten sagen zuständliche Nothwendigkeit in den Vordergrund stellt. Dieser Pragmatismus ist aus den Geschichtswerken in die Literaturgeschichten übertragen worden.

Nichts aber ist weniger angebracht als diese Uebertragung. Die Dichtkunst ist eben eine Kunst und beruht in letzter Instanz auf dem schöpferischen Genius allein. Der Genius ist Individualität, und zwar die am schärfsten und bedeutsamsten ausgeprägte Individualität. Eine Geschichte der Dichtkunst ist ein Schattenspiel an der Wand ohne eine Charakteristik der Dichter — und zwar muß diese Charakteristik aus dem Vollen und Ganzen schöpfen und nicht einzelne Züge hier und dort zusammenstückeln. Das ist der große Vorzug der Gruppe'schen Geschichte, und wie wir schon der Biedermann'schen „Culturgeschichte" nachrühmten, daß sie die Charaktere eines Klopstock, Gellert, Wieland im Zusammenhang entwickelte, wenn auch vorzugsweise nach ihren culturhistorischen Beziehungen, so müssen wir das gleiche Lob Gruppe ertheilen, der mit Recht die ästhetische Betrachtungsweise in den Vordergrund rückt. Er verweilt mit Liebe, mit eingehender Würdigung bei den einzelnen Dichtern, und das ist das A und O aller Literaturgeschichtschreibung, welche sonst nur die ganze Literatur als eine zusammengeronnene Gallert erscheinen läßt.

Ein zweiter Hauptvorzug, der mit dem ersten zusammenhängt, besteht in der Selbständigkeit des Urtheils, welches aus eigener Kenntniß schöpft. Um die Dichter genau zu analysiren, muß man ihre Werke kennen. Wer da weiß, wie viel Erbweisheit sich unter den kritischen Orakelsprüchen unserer Literaturhistoriker verbirgt, der wird jenes Verdienst zu schätzen wissen. Hängt doch zum großen Theil die Allgemeinheit der Urtheile, welche die poetische Individualität verflüchtigt, die Vorliebe für die Charakteristik von Richtungen, in der sich eine schwadronirende Selbstgefälligkeit behagt, mit jener Bequemlichkeit zusammen, welche den Schriftstellern selbst auf den Leib zu rücken verschmäht, wenn sie nicht gerade Größen ersten Rangs sind, und die kritischen Wechsel, die auf sie laufen, ruhig weiter indossirt. Hieraus nur ist das eigenthümliche Phänomen zu erklären, daß, während über unsere großen Dichter die Meinungen schwanken und die Urtheile sich widersprechen, über die Dichter zweiten Rangs eine seltene Uebereinstimmung herrscht, sodaß diese in allen Literaturgeschichten mit den gleichlautenden Schulzeugnissen begnadigt werden. Hier ist manche Ehrenrettung wohl-

*) Vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1863. D. Red.

angebracht, und Gruppe hat das Urtheil über den einen oder den andern Autor, z. B. über Schönaich, nicht ohne Glück umzustimmen versucht. Daß dabei aber die Argumentationen nicht genügen, daß es auch der Anführungen und Mittheilungen aus den dichterischen Werken bedarf, um den Lesern die selbstthätige Prüfung zu ermöglichen, ist ebenso einleuchtend, wie daß eine wahre Kenntniß der Literatur, ohne Nachbeterei, die zu leeren Phrasen führt, nur durch Vertrautheit mit den Dichtwerken selbst hervorgerufen werden kann: eine Vertrautheit, die sich annäherungsweise durch Auszüge, Inhaltsangaben und ähnliches, was gerade die vornehme Literaturgeschichtschreibung verschmäht, erreichen läßt. Der richtige Takt der Autoren muß dafür Sorge tragen, daß die Grenze zwischen einer Anthologie, Mustersammlung u. s. w. immerfort gewahrt bleibt.

Auch bei Gruppe, wie bei jedem Literaturhistoriker finden sich allgemeinere Abschnitte, in denen die poetische Entwickelung in ihrem Fortgang, die Richtung und Gruppirung der Dichter in ihrer Gesammtheit, soweit sie sich in einer bestimmten Epoche abzeichnet, ins Auge gefaßt wird; doch diese Abschnitte machen nicht den Anspruch, für die Geschichte der Dichtung erschöpfend zu sein, sie sind nur einleitend und geben nur Uebersichten, während den Kern des Werks die Charakteristik der einzelnen Dichter bildet.

Gleich der erste Abschnitt des zweiten Bandes: „Gegenwirkung und Uebergang", ist einer der allgemein gehaltenen; Gruppe protestirt in demselben gegen die von einigen Literarhistorikern aufgestellte dritte schlesische Dichterschule, welche in ihrer Reaction gegen den Schwulst der zweiten wieder zu Opitz zurückkehrte. Als letzte Schlesier werden Benjamin Neukirch und Christian Gryphius geschildert. Von Johann Christian Günther, einem Lieblingspoeten der Neuzeit, dessen Dichtwerke sie aus dem poetischen Schutte jener Epoche hervorgezogen hat, entwirft Gruppe ein liebevoll ausgemaltes Charakterbild; er hebt bei ihm besonders hervor, daß Leben und Dichten im engsten und wesentlichsten Zusammenhang steht:

> Seine Schicksale geben seiner Poesie den Inhalt, und vielleicht ist vor ihm kein deutscher Dichter zu nennen, dessen Lyrik so tief in die unmittelbarste Wirklichkeit griffe, denn hier ist jede Zeile erlebt. Das bedingt die Tugenden in Günther's Gedichten, aber auch ihre Mängel: jedenfalls muß zu ihrem Verständniß das Lebensschicksal in allen seinen Wendungen genauer ins Auge gefaßt werden, und die Schätzung des Menschen ist hier aufs innigste verwachsen mit dem Werth oder Unwerth der Poesie.

Günther's Gedicht auf den Frieden von Parassowitz, seine geistlichen und weltlichen Oden, seine Trink- und Liebeslieder werden einer eingehenden Analyse unterworfen. Mit Recht macht Gruppe darauf aufmerksam, daß man den Dichter überschätzt, wenn man ihn nicht im Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen und nächsten Vorgängern, namentlich mit Hoffmannswaldau, der ihm besonders geistesverwandt ist, mit Mühlpfordt und einigen niedersächsischen Poeten auffaßt. Gleichwol bildet Günther die Brücke von diesen Dichtern zu unsern Classikern, und schlägt in seinen Gedichten Klänge an, die schon an Goethe gemahnen.

Das achte Buch behandelt „Die Dichter des guten Geschmacks", jene etwas triste Periode, in welcher starre Orthodoxie, flache Popularphilosophie, der Einfluß der französischen Sitte und Sprache, das Streben nach äußerer Correctheit und der hölzerne Alexandrinerstil das geistige Leben der Nation versumpften. Der Hofpoet, Johann von Besser, der mit einem steifen ceremoniösen Pomp z. B. den Großen Kurfürsten verherrlichte, führt hier den Reigen; doch ist Gruppe unparteiisch genug, auf kleinere Gedichte des Sängers hinzuweisen, in denen sich Eleganz der äußern Form und ein Anflug von Poesie verräth. Allerliebst ist z. B.:

Macht der Liebe.

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe; schone, schone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen,
Dringen in das Herz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!

Auch bei dem gleichstrebenden Gesinnungsgenossen Besser's, Friedrich von Canitz, wird die zierliche Art Verse zu bilden, die angenehme und freundliche Weise zu scherzen, ein Anklang an Horazische Urbanität hervorgehoben, bei dem Mangel einer höhern, originellen Begabung. Aus Wernicke's „Epigrammen" wird eine ansehnliche Blütenlese mitgetheilt. Gruppe nennt diese Epigramme fein und sinnreich, dabei auch stark und ausdrucksvoll, er rühmt dem Dichter Erfahrung, Menschenkenntniß, feine Beobachtung und praktische Philosophie nach. Sinnvolle Gediegenheit läßt sich zwar bei diesen Epigrammen nicht verkennen; doch die Schlaghaftigkeit und Schärfe, wie sie Logau besitzt, vermissen wir in ihren Pointen, sie sind mehr gefällig plaudernd als treffend und zündend. Barthold Heinrich Brockes, ein damals vielgelesener und vielgerühmter Dichter, ein Vertreter des schlechten beschreibenden Genre, das er noch überdies mit endlosen erbaulichen Betrachtungen ausstattete, behauptet, neuern Ueberschätzungen gegenüber, bei Gruppe seinen frühern Platz in der Literaturgeschichte. Nur seine Cantate: „Frühlingsgedanken", erhält verdiente Anerkennung. Hinsichtlich ihrer Form wird bemerkt, daß der hier durch die musikalische Einrichtung bedingte Wechsel der Maße sich später auf Hagedorn und sogar bis auf Goethe und Schiller forterstreckt hat.

Zu Gunsten Gottsched's ist in jüngster Zeit eine Reaction eingetreten; man hatte ihn zu ausschließlich als einen steifen Flügelmann der Kritik, als einen französirenden Pedanten und als einen Philister betrachtet. Was das letztere betrifft, so mag Gellert eher als Vertreter des deutschen Philisterthums gelten, wenn auch mehr nach seinen liebenswürdigen Seiten hin. Wer nur einmal Gottsched's „Poetik" durchgelesen hat, der muß einräum daß diesem Kunstrichter vielfach unrecht geschehen ist, u daß das Urtheil der genialen Stürmer und Dränger, a deren Reihen unsere spätern Classiker hervorgingen, f gerade dadurch in unserer Literatur und zwar unbegrün deterweise fortgeerbt hat. Mit Recht hebt Gruppe he vor, daß Gottsched bei den Franzosen nicht stehen blie sondern durch sie zu den Alten zurück wollte:

Es kann hier nicht stark genug Gottsched's warme Vaterlandsliebe und wahrhaft deutsche Gesinnung hervorgehoben werden, die ihn auf das vortheilhafteste von seinen Zeitgenossen unterscheidet. Sowenig er auch die Richtung seiner Zeit verleugnen konnte und sich der Autorität der überlegenen Franzosen zu entziehen vermochte, so suchte er doch überall einzulenken und aufrecht zu erhalten. Es ist eine gewöhnliche Ungerechtigkeit, daß man die Verkehrtheiten der Zeit ihren letzten Vertretern ausschließlich anrechnet, selbst dann, wenn sie eben schon anfangen sich davon loszumachen. Diese Ungerechtigkeit hat auch Gottsched bei dem nächstfolgenden Geschlecht in reichem Maß erfahren müssen; man wetteiferte, ihn zu bespötteln, und gab sich nicht die Mühe, den wahren Sinn seiner Bestrebungen kennen zu lernen. Gottsched nahm auf, was er vorfand, den Kampf gegen Schwulst und die Lehre vom guten Geschmack, allein er nahm sie auf als ein Deutscher.

Gottsched hielt einen Stamm deutscher Literatur zusammen und suchte jedem leichtsinnigen Zerreißen der vorhandenen Fäden nach Kräften zu wehren. Auch blieb er keineswegs auf demselben Standpunkt stehen, sondern folgte selbst der Zeit, wenn freilich auch mit Ruhe, und als diese sich überstürzte, mit Widerstreben. Auch er hob mehr und mehr die Forderung der Lebendigkeit, ja selbst der Leidenschaft und ihrer innern Wahrheit hervor. Auch Gottsched's Verdienst um das deutsche Theater ist unterschätzt worden; er wandte der Neuber'schen Truppe seinen gelehrten Beistand zu. „Unter Gottsched's Hand", sagt Gruppe, „wurde die Tragödie befestigt, das gesammte Schauspiel um vieles verfeinert; er verbannte den Harlekin und führte den guten Geschmack ein. In Vers und Diction behaupteten seine dramatischen Arbeiten jedenfalls einen Rang; der durchgehends gehandhabte Anstand mußte den Schauspielern wie dem Publikum Achtung einflößen." Es ist bekannt, daß, infolge einer gelegentlichen Aeußerung Lessing's, ein Theil unserer Literarhistoriker in allem Ernst die Partei des von Gottsched verbannten Hanswursts genommen hat; sie sehen nicht ein, daß ein Schiller und Goethe unmöglich waren, solange dieser Hanswurst auf den Bretern sein Wesen trieb. Zahlreich sind auch die originalen Leistungen, welche Gottsched's „Deutsche Schaubühne" brachte. Daß Gottsched's Gedichte keinen Werth haben, ist bekannt; gleichwol sind sie keineswegs alle, wie man meint, steif und perrükenhaft, wie die mitgetheilten, in der That leichtgeflügelten Uebersetzungen anakreontischer Oden beweisen.

Einer Charakteristik der Gottschedin, deren Lustspiele ohne eigentliche Lustigkeit waren, folgt die von Johann Elias Schlegel, des damals bedeutendsten Dramatikers, dessen „Hermannsschlacht", zur Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig aufgeführt, den jungen Goethe langweilte. Auch Gruppe hebt hervor, daß es dieser Tragödie wie dem „Kanut" und andern Stücken dieses Dichters an der Belebung der Gestalten, an der Individualisirung fehle, während seine meist gewandte, oft musterhafte Sprachbeherrschung nicht zu verkennen sei.

Eine eigentliche Ehrenrettung versucht Gruppe mit Friedrich von Schönaich, dem in Leipzig gekrönten Poeten, der dafür lange Zeit ein Spiel des Spottes war und für einen elenden Reimer galt. So lebt er in den Literaturgeschichten fort, Menzel nennt ihn „armselig". Gottsched bezeichnet ihn in seiner Zeitschrift an einer Stelle, die nicht von Gruppe, aber von Koberstein angeführt wird, als einen „deutschen Voltaire" und fügt hinzu, „wer das Werk des Dichters selbst lese, werde völlig überführt werden, daß er den epischen Geist von der Natur erhalten und von eben der Muse gereget werde, welche einen Homer und Virgil vormals beseelet hat". An Schönaich's Beispiel zeigt es sich, wie verhängnißvoll die Protection eines Kritikers werden kann, der eine einseitige, von der Fortentwickelung der Literatur beiseitegeschobene Richtung vertritt. An Klopstock und die „Messiade" knüpfte dieser Fortschritt an; ihr stellte Gottsched Schönaich's „Hermann" gegenüber, der natürlich mit in den Sündenfall dieses Kritikers selbst verwickelt wurde.

Gruppe theilt eine nicht unbeträchtliche Zahl von Stellen aus Schönaich's „Hermann" mit, und in der That muß die unbefangene Beurtheilung einräumen, daß der Vorwurf „wässeriger, schläfriger, hektischer" Verse, der Schönaich oft gemacht worden ist, diese Verse nicht trifft. So ist z. B. die folgende Schilderung eines Unwetters, welches die Kriegsscharen vor der Schlacht trifft, voller Mark und Energie:

Endlich aber nimmt der Himmel sich der sichern Völker an;
Aus dem dünsteschwangern Westen rauscht ein schwarz Gewölk heran.
Ja! es blitzt; es rollt; es knallt: der bezogne Himmel lodert;
Weil ein schrecklich Wetter sich zu erhitzten Treffen fodert,
Blitze zischen; Donner krachen; und das Band der Welt scheint los;
Fast die Pole wanken zitternd auf jedweder Wolke Stoß!
Erd' und Himmel speien Glut, und der Dunstkreis droht zu springen;
Weil der Flammen Schuß und Blitz durch die Atmosphäre dringen.
Schwarze Schatten schütten Flammen und der Blitze schnellen Graus
Auf die ganz verbrannten Felder und die blassen Römer aus.
Bebend sehn sie, wie ein Blitz einen stolzen Adler schläget
Und dem Feldherrn ganz zerstückt zu den kühnen Füßen leget.

Das Urtheil über Cronegk, besonders über dessen Preisstück „Codrus", stimmt mehr mit den überkommenen Ansichten in Betreff dieses Dichters überein. Doch rühmt Gruppe den „Codrus", die Ausführung, die im Sinne der französischen Tragödie gehalten, aber dabei glänzend sei, wie denn überhaupt das Stück mehr Handlung habe, als die pariser Bühne ertragen könne.

Etwas stiefmütterlich ist Gellert behandelt, obgleich Gruppe von ihm sagt, „daß er unbestritten der Mittel- und Höhepunkt der Periode ist, der von seinen Zeitgenossen allgemein dafür genommen wurde und der für alle Zeiten eine Geltung in deutscher Literatur behält, wie neben ihm keinem andern Dichter in vollem Maße und nur wenigen zum Theil zukommt". Die Analyse seiner Dichtungen weist diese Berechtigung auf eine „unvergleichliche Geltung" nicht nach; seine literaturgeschichtliche Bedeutung ist freilich unerschütterlich, noch mehr seine culturgeschichtliche, welche Biedermann in seinem „Deutschland" durch die eingehendste Charakteristik treffend erläutert hat. Für die Gegenwart gehört er aber doch, im ganzen und großen, zu den ungenießbaren Poeten, wenn wir von einigen Fabeln absehen, und sein salbadernder Ton erscheint durchaus veraltet gegenüber der energischen Dichtweise unserer classischen und modernen Dichter.

Wir können unserm Autor nicht eingehend folgen durch die Gemäldegalerie deutscher Dichter, die er uns vorführt;

nur das können wir ihm nachrühmen, daß jedes einzelne Gemälde zu seinem vollen Rechte kommt. Das gilt namentlich auch von der Charakteristik Haller's, welcher der Gegenwart fast nur aus Lessing's „Laokoon" bekannt ist. Ein wenig bekannter Dichter ist Drollinger, welcher das Feuer nordischer Poesie für die deutsche Dichtung, außerdem große Stoffe und würdige Aufgaben verlangte. Noch bedeutender ist Friedrich Karl Casimir Freiherr von Creuz, der unsern meisten Lesern fremd sein wird; doch aus den Proben, die Gruppe mittheilt, machen wir seine Bekanntschaft. Er erscheint hier stimmungsvoller als die meisten seiner Mitstrebenden; der melancholische Zug steht seiner Dichtung wohl zu Gesicht und als besonderes Verdienst muß es ihm angerechnet werden, daß er gegen den damals grassirenden Optimismus, den Leibniz mit seiner Theodicee und prästabilirten Harmonie verschuldet hatte, mit Haller zusammen Front machte. Creuz war 1724 zu Homburg geboren, mußte für Beamtentreue, bei Behauptung der homburgischen Ansprüche gegenüber den darmstädtischen, einjährige Festungshaft erdulden und starb schon 1770. Gegen Uz erscheint Gruppe nicht ganz gerecht, indem er nur sein Formtalent anerkennt.

Von den preußischen Dichtern wird Samuel Gotthold Lange zuerst erwähnt, dessen vergessenes Verdienst Gruppe ans Licht zu ziehen sucht. Die Thatsache, daß er zuerst mit eigenem Inhalt deutsche Verse ohne Reim bildete, dem bloßen Rhythmus vertrauend, mag feststehen; doch das größere epische Gedicht, das Gruppe mittheilt: „Der Sieg bei Friedberg", wirkt ermüdend durch die fortwährende meteorologische Bildlichkeit, mit welcher die Schlachtscenen illustrirt werden; sein fortwährendes Blitzen und Donnern geht durch das ganze Gedicht. Dem Verdienste Ewald von Kleist's wird Gruppe gerecht; sehr ansprechend ist die Parallele zwischen ihm und Thomson:

> Thomson geht hauptsächlich aus auf die Abschilderung der großen Phänomene der Natur, und um sie aufzusuchen, hat er weder Einheit des Orts, noch der Zeit, denn er ist, als reiselustiger Brite, bald in England, bald in den Alpen, bald in der tropischen Zone, bald am Nordpol, und so bewegt sich auch sein Winter durch die verschiedenen Monate dieser Jahreszeit. Kleist dagegen hat nur Einen Frühlingstag, und alles, was er vorführt, kann sich ereignen in dem Umkreis eines einzigen Dörfchens: wie gemüthlich, wie deutsch! Je mehr seine Arbeit vorschritt, je weiter kam er von Thomson ab, je mehr trat sein eigener Charakter hervor. Seine eigenthümliche Stärke liegt in der genauesten Kenntniß der Natureinzelheit und zwar ebenso sehr der lebendigen als der todten. Thomson ist allgemein und pathetisch, Kleist speciell, plastisch, jener effectsuchend, Kleist naiv und anspruchslos wie die Natur, welche er schildert; es zeigt sich bei ihm ein unverkennbares Streben nach dem Idyll hin, und sein „Frühling" ist voll von originalen Zügen, welche Voß und dem werneuchner Schmidt zu hoher Ehre gereicht haben würden.

Während Gleim und Ramler in der üblichen Weise gewürdigt werden, wird die Ursprünglichkeit der Begabung einer Anna Luise Karschin mit großer Wärme hervorgehoben, vor allem aber Johann Gottlieb Willamov als Odendichter fast Klopstock an die Seite gesetzt. Wir glauben, mit vollem Recht; es ist Pindarischer Schwung in seinen Oden und Dithyramben, Größe und Kühnheit des Ausdrucks, und nur der unglückliche mythologische Aufputz verkümmert die dauernde Bedeutung dieser Gedichte. Ein damals sehr gefeierter Poet war Johann Benjamin Michaelis, ein trefflicher Satiren- und Episteldichter von sittlichem Ernst, raschen und kühnen Wendungen, frischer Laune. Er versuchte zuerst eine Travestie der „Aeneis"; die erhaltenen Strophen zeigen ganz dieselbe Form und dieselbe Tonart, wie sie später Blumauer angeschlagen hat.

Der dritte Band von Gruppe's Werk beginnt mit einer eingehenden Charakteristik oder vielmehr Kritik Klopstock's. Wol gibt Gruppe zu, daß von diesem Dichter viel Anregung, viel Leben ausgegangen, daß er unzweifelhaft ein Hauptwendepunkt für die Entwickelung deutscher Poesie, mindestens eine Vorstufe ihres Höhepunktes an der Scheide des Jahrhunderts ist, und folgert daraus die Pflicht einer überaus sorgsamen und besonnenen Betrachtung. Das Resultat dieser Betrachtung ist nun freilich ein sehr ungünstiges. Die Analyse des „Messias" ergibt, daß dies Werk gegen den Ernst, die Ruhe und bewunderungswürdige epische Haltung von Milton's „Verlorenem Paradies" sehr zurücksteht. Gruppe gibt den Inhalt des neunten Gesanges an und fügt dem hinzu:

> Der beständige Wechsel der Scenen, des Orts, der Personen bringt eine Unruhe und Hast hervor, wobei nichts zu seinem Recht gelangen kann und der Leser ebenso zerstreut wird als der Dichter. Es fehlt meistens an bewußter künstlerischer Gliederung, an dem Zusammenhalten der Massen und ihrer wirksamen Gegenüberstellung; wir sind in steten Sprüngen, aber sie sind nur bunt, nicht künstlerisch effectvoll. So schützt denn die Ueberfülle keineswegs vor poetischer Armuth. Ebenso sehr als die Erzählung sich stopft und stößt, wird sie dann auch wieder dünn, rückt nicht von der Stelle, alles aber fehlt an dem Haupterforderniß eines epischen Gedichts, dem gleichmäßigen, stetigen Fortschritt, dem ebenen ruhigen Fluß; es fehlt an Klarheit und Simplicität, den wahren Bedingungen großartiger Kunst, es fehlt daran in einem Grade, wie gewiß in keinem andern Epos gleichen Umfangs, geschweige denn gleichen Anspruchs.

Ebenso eingehend wie die Composition und die allgemeine Haltung bespricht Gruppe die Ausführung. Hier werden die Einzelheiten der Satzbildung und alle Mängel des poetischen Stils unter die kritische Lupe genommen. Unsere vornehmen Literaturhistoriker gehen über dergleichen mit allgemeinen Urtheilen hinweg; doch in einer Zeit, in welcher jede wissenschaftliche Forschung den Dingen auf den Grund zu gehen und das Allgemeine aus dem Einzelnen und Besondern herzuleiten sucht, ist es auch Pflicht der Literaturgeschichte, ihre Urtheile neu zu begründen, damit die erschütterte Glaubwürdigkeit einer sich von Buch zu Buch forterbenden Tradition entweder neu befestigt oder ganz umgestürzt werde. Das ist das Hauptverdienst des Gruppe'schen Werks; es bildet eine neue Revisions- und Cassationsinstanz für die literarhistorischen Urtheile.

Die Versündigungen des „Messias" gegen den epischen Stil, die von einem Gegenstand zum andern springende Darstellungsweise, der Mangel an Plastik, die erstaunlich geringe Anschaulichkeit der Schilderungen bei Ueberfl[illegible] des schildernden Apparats: das alles wird von Grup[pe] beweiskräftig dem Leser vorgeführt. Den „Messias" [als] Epos preiszugeben, wird heutigentags niemand me[hr] schwer fallen, der sich mit dieser Dichtung voll monströs[er] Ueberschwenglichkeit beschäftigt hat.

Dagegen müssen wir Klopstock in Schutz nehme[n], wenn sich Gruppe mit denselben Maßstäben auch geg[en]

die Oden dieses Dichters wendet und namentlich die Ode „Der Zürchersee“ wegen des unablässigen Fortspringens von einer Anschauung zur andern in ihre dichterischen Atome zerfasert und sie so gleichsam in die Lüfte zu zerblasen sucht. Wenn er hier tadelt, daß der Dichter uns nicht Zeit lasse, irgendeins der Bilder zu genießen, uns in irgendeine Anschauung zu vertiefen, daß er an den schönsten und dankbarsten Anschauungen vorbeigeht, so beruht dieser Tadel doch auf einer entschiedenen Verwechselung des epischen und des Odenstils. Was dort ein Fehler, ist hier ein Vorzug. Der Stil der Ode hat nichts Verweilendes und darf nichts Verweilendes haben; das Kühne, Zerklüftete, Springende steht ihm wohl an, wenn nur durch die Sprünge von Bild zu Bild, wie gewagt sie sein mögen, sich der Faden eines durchgehenden Gedankens verfolgen läßt. Die Ode „Der Zürchersee“ bleibt unbedingt eine der besten deutschen Oden; sie ist überdies eine der anschaulichsten, und der Gedankengang, der sich hier an die Schilderung einer Fahrt und der nacheinander aufsteigenden Bilder knüpft, ein durchaus geordneter und verständlicher. Längeres Verweilen bei den einzelnen Bildern würde diese Ode in ein beschreibendes Gedicht verwandelt haben. Wir können uns, ihr gegenüber, mit Gruppe's wegwerfendem Urtheil nicht einverstanden erklären. Ueberhaupt mag der Odendichter Klopstock hier und dort in sentimentale Ueberschwenglichkeiten oder prosaische Plattheiten verfallen sein; daß er im echten großen Odenstil zu dichten verstand, mit kühner Energie und grandioser Bildlichkeit, läßt sich nicht fortleugnen, und sein Irrthum war nur, daß er ein Epos in demselben Stil zu dichten unternahm, der den Grundbedingungen epischer Dichtung widerspricht.

Das Bild Wieland's, welches uns Gruppe entrollt, ist ebenfalls nicht mit allzu günstigen Farben entworfen. Doch wie immer gibt Gruppe eine eingehende Analyse von Wieland's Dichtungen, auch nach ihrer formellen Seite hin und stellt die Urtheile der Zeitgenossen und Nachfolger über diesen Dichter zusammen. Er selbst vergleicht ihn mit Gellert, so auffallend das klingen möge; er habe den Stil des Erzählers wie jener, und sein Hauptstreben gehe auf die Bequemheit des Ausdrucks einer leichten, mit Reflexionen untermischten Darstellung, und zwar in einer aus allen Fugen gebrochenen Form. Daß Wieland, um diese Leichtigkeit zu erreichen, den ausdauerndsten Kunstfleiß im Feilen und Bessern anwendet, ist zweifellos. Hat doch auch Heine seine salopen Verse mit besonderer Kunst und sorgsamer Feder schlottrig gemacht. Die Zeitgenossen rühmten an Wieland Vorzüge der verschiedensten Art: tiefsinnigste Weisheit und leichteste Anmuth, blühendste Phantasie, unerschöpflichsten Witz, tiefdringenden, hohen philosophischen Geist, feine und richtige Empfindung; Gruppe dagegen sucht den Wieland'schen Eklekticismus und die Täuschungen, die er hervorrief, näher zu beleuchten:

> Man muß fragen, ob noch etwas von dem Tiefsinn Platon's bleibe, wenn man ihn mit Epikur vereinigt, und was das für eine Moral sei, die so sinnlich verführerisch auftritt; ob man nicht besser thue, Philosophie gesondert und lachenden Scherz gesondert aufzutischen, denn das faunische Lachen will nicht stehen an einem Sokrateskopf; ferner ist zu fragen: ob man das noch eine wahre Darstellung der griechischen, der orientalischen, der mittelalterlich-christlichen Welt nennen könne, die sich so wenig in den Ernst ihres Lebens und ihre Anschauung, kurz in den innern Gehalt und die innere Wahrheit vertiefe? In der That, überall treibt der Dichter ein Spiel mit seinem Gegenstand und stellt mit seinen Betrachtungen, seiner Philosophie, kurz mit seiner Person sich dem Leser in den Weg, sodaß dieser immer nur dasselbe bunte Durcheinander bekommt und ihm bei der Darstellung Griechenlands, des Mittelalters und Orients ganz gleich zu Muth wird, denn er fühlt sich überall im Modernen, er ist auf Wieland's Zimmer mit Voltaire's Bildniß. Daß Wieland durch Voltaire, der in seinem „Zadig“ viel aus „Tausendundeiner Nacht“ geschöpft, in den Orient eingeführt wurde, blieb entscheidend für seine Auffassung desselben. Ebenso wie man Griechenland mit französischem Auge sah, schaute man jetzt auch Arabien, Persien und Indien. Noch viel weniger entwickelt der Dichter aus sich selbst und aus der Natur des Gegenstandes verschiedene selbständige Tonarten, im Gegentheil muß er stets nach fremden Mustern arbeiten, die er meistens so ehrlich war uns anzugeben. Aber er hielt auch diese nicht rein, sondern trug unwillkürlich eins ins andere, und das, womit er sich selbst überall gleichbleibt, ist zuletzt nur eine leidige Manier, oder derselben sehr nahe stehend.

Lessing's Charakter und kritisch-reformatorische Thätigkeit werden mit warmer Anerkennung besprochen; gegen seine Dramen, namentlich gegen die Composition des „Nathan“ und den Abschluß der „Emilia Galotti“ wendet sich eine vollkommen berechtigte Kritik. Der „Emilia Galotti“ wird viel Kunstfleiß und Berechnung, auch Wärme, ja Großartigkeit nachgerühmt: „es kommen Blitze vor, wie sie dem Genius eigen“; doch trägt das ganze Werk nicht jene Kennzeichen an sich, welche es als eine Eingebung des Genius erscheinen ließen: ein Abstand, der um so viel mehr fühlbar werden mußte, als in deutscher Poesie Werke dieser Art sich danebenstellten. Dies Urtheil ist durchaus treffend und gilt von allen Lessing'schen Dramen, die allerdings den Anfangspunkt des modernen Dramas bezeichnen und von Schiller und Goethe nicht ausgelöscht werden konnten.

Wir können auf die weitern Abschnitte des dritten Bandes, auf den Dichterchor, welcher die Nachfolger Haller's und Klopstock's, das Bardenthum, Bürger, Voß und die Stolberg, aber auch die allgemein herrschenden Gattungen, die Richtungen und Theorien der Epoche bespricht, hier nicht näher eingehen; wir erwähnen nur noch, daß Gruppe überall die gleiche Gründlichkeit bewahrt und Vergessenes ans Licht zu ziehen oder Verkanntes ins rechte Licht zu setzen sucht. Wir machen auf die Charakteristik Bodmer's aufmerksam; die mitgetheilten Stellen aus seiner „Noachide“ und „Colombona“, das genaue Register seiner Dramen werden um so willkommener sein, je weniger unsere Literarhistoriker bei diesem Dichter zu verweilen pflegen. Seine kritischen „Lobgedichte und Elegien“ sind ein Pantheon seiner Vorgänger und Zeitgenossen, das zwar nicht den monumentalen Stil zeigt, aber doch manche treffende Inschrift enthält. Auch die ersten Schritte zur Wiedergeburt der Romanze, die bei ihrem ersten Wiedererscheinen komisch-parodistischer Art war, weist Gruppe nach; er schildert die Vorgänger Bürger's, Löwen und den ganz in Vergessenheit gerathenen hamburger Dichter Daniel Schiebeler, den selbst Koberstein nur ganz beiläufig unter den Sonettendichtern erwähnt; bei letzterm, wie überhaupt bei dem niedersächsischen Naturell, hat sich die Wieland'sche Ironie „gleichsam verdickt und massiver gestaltet“. Hier ist die Brücke, die einerseits zu Blumauer,

andererseits zu Bürger und Hölty führt. Man war übrigens schon damals auf dem Wege Offenbach's, die antike Mythologie ironisch aufzulösen; Schiebeler dichtete eine Reihe von Parodien antiker Fabeln, meistens nach Ovid's „Metamorphosen“. Eine Wiederherstellung der antiken Mythologie nach ihrem ernsten und tiefen Gehalt unternahmen in erster Linie die großen weimarischen Dichter, obgleich gerade hierin kein wahrer Fortschritt lag.

Der vierte Band des Gruppe'schen Werks, von dem die ersten vier Lieferungen vorliegen, geht nun auf Goethe und Schiller ein; wir kommen auf denselben nach seiner Vollendung zurück.

Von der Poesie des 18. Jahrhunderts hatten wir bisher keine so umfassende und eingehende Darstellung, wie sie in dem Werke des feinsinnigen Kritikers enthalten ist, das eine Bereicherung echter, von den überlieferten Phrasen unabhängiger Literaturkenntniß gewährt.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Exotische Romane.

1. Die mexicanischen Jäger von Gustav Aimard. Deutsch von A. Wießner. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser besitzt eine außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans. Der hier zu beurtheilende ist sehr concis geschrieben, mit jener Gedrängtheit, deren sich der Historiker in der Regel mit großem Erfolg bedient. Diese rasche, bisweilen sogar erschütternde, nachhaltige Wirkung übt auch unser Autor aus. Er hat das Talent der Franzosen, sich schnell auf jedem Terrain zurechtzufinden, sich zu acclimatisiren, für eine ganz andere Natur und die ihr entsprechenden Menschen sogleich den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen und, in dem speciellen Falle des vorliegenden Romans, die Gegenden alsbald mit einem strategischen Blick aufzunehmen, für einen bevorstehenden Krieg zu benutzen. Dieser kommt denn auch zum Ausbruch, zwischen den Bewohnern von Mexico und den Vereinigten Staaten oder, wie der Verfasser sich oft ausdrückt, zwischen den Mexicanern und den Amerikanern. Es fehlt nicht an den großartigsten, eigenthümlichsten Phänomenen der Natur, wohin wir besonders die Voladeros (in der Region der Anden) zählen, Berge, deren schief und jäh herüberhängende Last oft plötzlich zusammenstürzt, gleichsam Felsenlavinen, gegen die sich bei rapidem Hindurchritt der Engländer schützt — man höre und staune — durch lederne Säcke, in die man die Füße der Pferde hüllt. Wie dieser Zauber zu erklären, wolle man an Ort und Stelle lesen.

Die imposante, nicht der Zahl, sondern dem plastischen Werth nach, reich hervortretende Staffage der Charaktere beschäftigt und spannt den Leser fortwährend. Der ausgeprägteste unter ihnen ist sicher Donna Anna, die Tochter eines echten Sohnes von Albion. Nicht minder heben sich vortrefflich ab in Originalität, Feuer der Leidenschaft, Tapferkeit: Don Pablo de Zuniga, Hr. von Clairfontaine, und dann wieder, vor allen seines Geschlechts, der Musterbandit Matadieg, der sich nicht minder für einen Señor und Caballero genommen wissen will, und der unverkennbar von der Natur zu einem heroischen, ja, was mehr sagen will, zu einem edeln Menschen angelegt worden ist, wie er denn seine Würde, seinen Stolz auch in seiner jetzigen Gestalt dreist und fast naiv umherträgt. Selten wird wol ein Roman eine Natursceneric aufzuweisen haben wie „Die mexicanischen Jäger“. Schon eine Räuberwegelagerung in den Abruzzen elektrisirt uns. Hier aber stoßen wir gar auf ein Wachtfeuer und einen Bivua ein den Cordilleren, und es ist schon allein von ungewöhnlichem Interesse, zu vernehmen, wie hier Banditen im größten Stil ihre Feldzugsplane, ihre Geldgeschäfte mit aller Etikette und Diplomatie, mit aller Grandezza und in sonstigen nobeln Manieren besprechen. Durch alles das zieht sich die Geschichte des Hrn. Prescott, des Engländers, und seiner Tochter hindurch. Die äußersten Gefahren verfolgen beide. Der Vater ist anfangs zäh, bequem, ein Mann von unendlichen Reichthümern ohnehin, tollkühn noch dazu; dann aber klappt er zusammen, er wird schwach bis zum Exceß, sentimental ohne Halt, er klagt, er verzweifelt: wogegen seine Tochter eine seltene Vereinigung von Kindespietät, Liebesglut, Geistesgegenwart und Heldensinn ist. Glanzabschnitte sind: „Der Cabildo“, „Der Voladero del Macho“, „Der Hinterhalt“, „Die Gefangene“, „Die Schlacht bei Buena-Vista“.

Eine ganz besondere Anziehungskraft muß dieses mit künstlerischer Umsicht geschriebene Buch auf Militärs ausüben.

2. Der Sklavenhändler. Originalroman aus den Papieren eines Touristen von Ludwig Heinrich. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unsere Zeit hegt ein überaus warmes Interesse für Thatsachen, sogar in der Poesie sind sie willkommen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Mittheilung wirklicher Vorgänge, wenn sie bis zum Außerordentlichen aufsteigen, einen ganz besondern Reiz für den Zuhörer, ebenso für den Leser hat. Besitzt der, welcher das Geschehene überliefert, auch noch die Kunst der Erzählung, weiß er die Scenen uns zu vergegenwärtigen, die Handelnden uns nahe zu bringen, sodaß wir mit ihnen hoffen und fürchten und, als wären wir selbst in die Ereignisse verstrickt, am Edeln uns erheben, über das Verbrechen uns entsetzen, so werden wir unsern Beifall ihm nicht versagen. Der Verfasser erfüllt jene Bedingungen in hohem Grade. Er erzählt gewandt, er ordnet sein Material zu einem so abgerundeten Ganzen, er versteht sich auf Naturschilderung und Menschencharaktere so vortrefflich, daß er mit vollem Recht seiner Erzählung zugleich das Prädicat „Rom[illegible] beilegt. Dabei spricht er nicht blos vom Hörensag[illegible] sondern greift selbst handelnd in die Vorgänge ein. [illegible] verdient den Namen eines Mustertouristen, er führt uns als „Doctor Henri“ auf. Wir erfahren später, [illegible] er Arzt ist, und zwar ein geborener Preuße. Eben [illegible] Rio-de-Janeiro angekommen, verfolgt er ohne Säum[illegible] den Plan, wie gewagt das Unternehmen auch sein m[illegible]

das Innere Brasiliens, in nordöstlicher Richtung, zu durchwandern. Sein ferneres Schicksal wird in einem Hotel der Stadt entschieden, wo wir sogleich die Bekanntschaft mit Frau Fechtler, der Besitzerin des Gasthauses, und ihrer Tochter Emilie machen, die denn auch bis zu Ende sich als zwei Hauptgestalten erweisen, indem die jüngere Dame einen bleibenden Eindruck in unserm Wanderer hinterläßt. Diesen sehen wir nunmehr seine Streifzüge beginnen. Mit Waffen hinlänglich versehen, begleitet von Pedro, einem Negerknaben, der anstellig in jedem Betracht, überall Rath weiß, jedem Feind überlegen ist, ein Kapitaljunge sondergleichen, und Cedron, einem gewaltigen Bernhardinerhunde, besteht er Kämpfe mit Wilden und einem Büffel; man spricht bei deutschen Ansiedlern vor, und hört von einem allgemein gefürchteten Mann, der Schwarze zu erschleichen sucht, um sie für hohe Preise zu verhandeln. Dieser Kapitän Brown ist denn der Held unserer Geschichte. Der Verfasser bringt dieses Scheusal in eine so vielfache Beleuchtung, er enthüllt das Doppelspiel von Menschenfreund und rohestem, grausamstem Sklavenhändler, welches der Nichtswürdige treibt, so trefflich, daß wir im Innersten erschüttert werden, aber auch erbangen, ob noch eine Macht der Gerechtigkeit waltet, welche auch ein solches Ungeheuer, trotz aller Schliche auf dem Lande und dem Meer, überwältigen könnte. Und wir lernen eine derartige Uebermacht kennen. Sind so abnorme Vorgänge in der Wirklichkeit möglich? fragen wir aufs äußerste gebracht. Der Verfasser versichert uns, daß all seine, wir setzen hinzu, in der That imposanten Schilderungen „auf reinster Wahrheit beruhen".

Dieser Sklavenhandel en gros, mit allen nur ersinnlichen Mitteln der Grausamkeit, übertrifft alle Vorstellungen, und schüttet einen ganzen Höllenpfuhl von Teufeln vor uns aus, deren Oberteufel obiger Kapitän ist. Abgesehen von dem tiefen Eindruck, den schon an sich das Werk auf jeden Leser machen muß, ist es ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Sklavenhandels. Auch fühlen wir aus der transparenten Darstellung heraus, daß der Autor die poetische Gewandung nur braucht, um das Grellste anfangs zu mildern und es dennoch, durch Phantasie vermittelt, zuletzt in seiner unerhörten Gräßlichkeit hervortreten zu lassen. Wir hielten sonst die Eindrücke grauenhafter Unthaten nicht aus. Durch Zwischenerzählungen, durch so spannende Episoden wie das gesellige Leben auf Bella-Vista, werden wir auf der einen Seite wieder durch edle oder doch harmlose Menschennatur schadlos gehalten, auf der andern aber auch um so stärker interessirt, das Verbrechen bestraft zu sehen. Der schnöde Raub Emiliens durch den Sklavenhändler, die Flucht mit ihr, die sich vor dem Ungethüm in Verzweiflung sträubt, auf das Meer, um, noch dazu auf einem untauglichen Schiffe, in dunkler Nacht das Weite zu suchen, die Verfolgung des Räubers und sonstigen Verbrechers durch einen englischen Contreadmiral, das Entkommen des Verfolgten über Land, sein Tod: es sind das alles Schauergemälde, die uns niegeahnte Dinge kundgeben. Nur das haben wir anzumerken, daß der Verfasser es unterließ, den einzelnen Abschnitten passende Ueberschriften zu geben, statt sich mit bloßen Strichen zu begnügen, ein Uebersehen, welches schon manchem Schriftsteller zum Nachtheil gereicht hat. Im übrigen ist das Werk der Lesewelt dringend zu empfehlen.

3. Der Meerkönig. Eine Erzählung in drei Abtheilungen von Balduin Möllhausen. Erste Abtheilung: Dorf und Stadt. Zweite Abtheilung: Auf den Bahamabänken. Dritte Abtheilung: Auf heimatlicher Erde. Sechs Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Man hat dem Roman in unsern Tagen mehrfach den Kunstwerth abgesprochen, man hat ihn schon seiner Prosaform wegen eine Zwitterart genannt und dagegen protestirt, daß er gegenwärtig berufen sei, das Epos zu vertreten. Was den letztern Umstand betrifft, so wird der gediegene Roman selbst wieder Protest dagegen einlegen, daß er ein bloßer Nothnagel sein solle in Ermangelung eines andern festen und schönen Baues. Auch wird das gelungene Epos stets seinen Werth für sich behalten, der gelungene Roman jedoch nicht minder. Was aber die erstere Zurückstellung angeht, so läßt sie vermuthen, daß der Verächter keine rechte Vorstellung von dem hat, was eine treffliche Prosa zu leisten vermag. Auch stehen wir nicht dafür, daß so mancher bewährte Verskünstler, wenn er sich gleich die Riesenepen früherer Zeit zum Muster nähme, auf dem Schiffe seiner Diction leicht scheitern könnte, wenn er es wagte, das endlose Meer unserer heutigen Civilisation, mit Einschluß einer noch immer wild ankämpfenden Gegenströmung, zu befahren. Der Dichter des vorliegenden Romans, der sich bescheiden genug „eine Erzählung" nennt, befährt es getrost, und befährt es mit solchem Glück, solcher Geschicklichkeit, solcher Steuermannskunst, nachdem er sich schon vorher auch auf festem Boden als vielseitigsten Menschenkenner, ja Lebenskünstler bewiesen hat, daß wir ihn hier selbst, indem wir von seinem Helden ausgehen, als Meer-, Länder- und Dichterkönig begrüßen. Wie muß es, lieber Leser, mit unserm kritischen Deutschland heute beschaffen sein, mit seiner kritischen Umschau, Gerechtigkeit und neidlosen Freude an gelungenen Werken anderer, daß ein Roman von so ausgetragener Gesundheit, Frische, solchem Gemüth wie enormer Verstandesschärfe, solcher Phantasie und Menschenkenntniß, solcher Organisation wie Pracht der Darstellung, solcher Fülle dichterischer Schönheiten wie köstlicher Charaktere, solcher Hoheit tief-sittlicher Weltanschauung bereits im vorigen Jahre erscheinen konnte, ohne daß, unsers Wissens, die Großmeister einst so berühmter deutscher Kritik einstimmig in Frohlocken ausgebrochen wären? Oder haben nur wir, unsers Orts, nichts von dem Jubel gehört? Wir lassen es dahingestellt, ob wir harthörig oder flüchtig gewesen sind, erklären hier aber aus unserm literarischen Gewissen und ästhetischen Urtheil heraus, daß durch diesen Roman der Ruf der Deutschen, im besten Sinne des Worts ein Allerweltsvolk zu sein, an weitdringender Stärke einen außergewöhnlichen Zuwachs erhalten hat.

Nach der Lektüre eines solchen Werks müssen die Gebildeten aller Zonen eingestehen, daß deutsche Intelligenz und Sprache unvergleichlich sind. Und doch gestehe ich, daß ich vom Dichter überrascht worden bin. Der Titel „Meerkönig", den ich, seit ich das Werk kenne, ausgezeichnet befinde, ein Werk noch dazu in sechs Bänden, ließ mich

Futter für Leihbibliotheken fürchten, einen jener mittelmäßigen, weitschichtigen Seeromane, die allein das mit der Meerfahrt theilen, daß sie uns mit ihrer Flauheit seekrank machen. Noch dazu Meerkönig! Gerade dieser Titel veranlaßte das Vorurtheil. Mir schwebte einer jener Insulanerhäuptlinge vor, der seine kindische Freude daran hatte, sich von europäischer Cultur in der Kleidung belecken zu lassen. Er trug Uniform mit mastigen Epauletten, einen Federhut, einen Orden, trotz dessen blickte der Wilde mit starken Backenknochen, eingefallenen Schläfen, niedriger Stirn aus all dem Gepränge hervor und verrieth kannibalische Sitte. Wie sehr hatte ich geirrt! Ein echtes Dichterproduct, ein Werk der höchsten Bildung, ein Kunstwerk wartete meiner. Schon wer in diese herrliche Winterlandschaft tritt, welche das Werk eröffnet, den Dichter vernimmt, wie er das Stillleben der Natur, ihren scheinbaren Tod belauscht, Flur und Wald in ihrem candirten Schmuck, bis auf jede Schneeflocke, malt, zwei Landleute, Mann und Frau, uns nahe bringt, welche einen leeren Sarg heranfahren, der bald einen neuen Scheintod birgt, lassen uns ahnen, mit einem wie schöpferischen Geiste wir es hier zu thun haben. Von einer einfachen Bauernhütte, die rasch alle Schauer uns nimmt, steigt das allmählich an und versetzt uns in stets umfassendere Kreise, die später sogar über Europa hinausweisen. Unser ganzes modernes Leben, mit den verschiedenartigsten Naturen, Ständen, Bildungsgraden, mit seinen jähen Contrasten, seinen entsetzenvollen Kämpfen zwischen Lauterkeit und Verdorbenheit, Elend und Uebermuth, Adel der Seele und Adel der Geburt, Hoheit der Gesinnung und infernalen Verbrechen, edelster Cultur und leidenschaftlichster Geldgier wie wildester Roheit und thierischer Versunkenheit, erschließt sich vor uns. Auch die Auswanderung fehlt nicht und gibt uns bald kund, daß hinfort die Geschichte der Menschheit allen Ernstes nicht mehr ein Land, nicht einen Welttheil, sondern den Planeten zum Schauplatze hat, im eigentlichern Sinne, als man das je hat behaupten dürfen.

Was die specielle Geschichte unsers Romans betrifft, so wird sie sehr verwickelt, dennoch sind der Charaktere nicht zu viele, alle sind meisterhaft durchgeführt, und das reinste Maß, die unübertreffliche Klarheit, die sinnreichste Vertheilung der Gestalten, der Gruppen, der Vorgänge, alles trägt dazu bei, daß wir uns durch alle Verschlingungen hindurchfinden. Diejenigen Mittelglieder, welche sich die finster dämonischen Mächte, die hier schleichen, auserwählen, um an solchen ihre Schandthaten zur Ausführung zu bringen, sind zwei in die Welt hinausgestoßene Kinder, ein Mädchen und ihr älterer Bruder, ein gröblich hintergangener Candidat, der, gewärtig einer Predigerstelle, sich genöthigt sieht, als Missionar einen andern Welttheil aufzusuchen, dessen Verlobte, die sich bei einer Gräfin zu bedeutender Bildung emporgeschwungen hat und in den Bauernstand zurückkehrt, und endlich das Corpus delicti eines aus einem Kirchenbuche ausgerissenen und gestohlenen Blattes. Es spielt sich nun im Verlauf in den mannichfaltigsten Beziehungen die der Wirklichkeit entsprechende Gewißheit ab, daß in allen Ständen noch heute, und heute vielleicht raffinirter als je, sich zwei Klassen von Menschen wie man es ein und derselben Gattung kaum zutrauen sollte, zu erkennen geben, von denen sich in der einen das Satanische, in der andern das Göttliche offenbart. So erhalten wir denn auch in unserm Roman eine Scala von Charakteren mit den feinsten, seelenkundigsten Uebergängen, von Individuen, die schon unser Ohr, geschweige unsere Moralität empören, dann wieder entzücken. Das alles bewährt sich auch hier in den niedern, den mittlern, den höchsten Ständen. Eingedenk dessen, daß man am Guten zuerst sich kräftigt, um das Feindliche zu bewältigen, machen wir besonders aufmerksam auf jenes harmlose Zusammenleben in dem Bauernhause von Reichart, seinem Weibe, seiner zurückgekehrten Schwester Marie und dem holden Lieschen, welche man an Kindesstatt angenommen hat. Doch die Verhängnisse des Hintergrundes führen uns auch schon in die Stadt, und da lernen wir denn bereits in Hrn. Seim, dem „Biedern", Vorsteher eines Waisenhauses, einen der kläglichsten, abgefeimten, scheinheiligen Heuchler kennen, wie seine nicht minder saubere Tochter. Und das rückt nun auch schon höher hinauf, um wieder abwärts zu gehen, um dann im Nichtswürdigen, aber auch durch und durch Edeln bis zu den Spitzen der Gesellschaft sich zu erheben.

Es würde uns zu weit führen, sollten wir über jede einzelne Gestalt uns auslassen, wir machen unsere Leser mit einigen der Hauptpersonen bekannt. Welches Werk der Poesie hätte eine ergötzlichere Originalfigur aufzuweisen, als dieser prachtvolle Doctor Bergmann ist? Und was ist er nicht alles in einem und jedesmal ganz! Tüchtiger Arzt, Wohlthäter, Freund und Rathgeber einer der auserlesensten Jungfrauen, der Gräfin Renata, die er wie seine Tochter hegt und lenkt; er ist zugleich Vater der Armen und eilt, wo sich irgend Gelegenheit bietet, mit jenem seinem anmuthigen „Liebling", auch aus moralischem Verderben zu retten. Bis auf jeden Einzelzug in Haltung, Bewegung, Manier des Körpers, nun gar in diesem Gedankensprudel der aufgewecktesten Seele ist dieser Doctor erquicklich, bis hin zu all den Drolligkeiten und Absonderlichkeiten, deren auch hier der außerordentliche Mensch, ohne daß er es weiß, bedarf, um den Gegenstrom der Alltäglichkeit, mit dem zu schwimmen ihm widersteht, siegreich zu durchschneiden. Da gibt es denn Manipulationen auch bei unserm Doctor mit Händen und Füßen, sei es, daß er seiner kleinen Figur mit Aufwiegelung des Haupthaars um etwas zu Hülfe kommt, sei es, daß er zu einer Prise flüchtet, oder im Kreise umläuft, oder den erhabenen Rhythmus, dem Leben und T[illegible] zu folgen haben, als Flötenbläser auf einem Lin[illegible] auf seinem Spazierstock oder was es sonst ist, and[illegible] unhörbar sich selbst zu Gehör bringt. Und ist di[illegible] alte Herr schon zum Küssen schön, die junge Gräfin [illegible] es erst recht; sie hat den feinsten Takt, die vornehm[illegible] Grazie, und ist dennoch holde Natürlichkeit, der rei[illegible] Harfenton eines idealischen Gemüths, das alle Vorurth[illegible] flieht, keine Vorurtheile kennt. Um aber die heilige D[illegible] zahl solcher Menschen zu erreichen, fehlt uns noch [illegible] Neffe des Arztes, ein Jüngling wie er sein soll, [illegible] Offizier, voll selbständiger Ansichten, voll nobler [illegible] sinnung, umsichtig, tapfer, nur daß seltene Sch[illegible] und Hoheit des Weibes leidenschaftlich ihn hin[illegible]

brave Onkel ihn forttreibt, fern hält, da eine Mesalliance sein Tod wäre.

Aber wir haben nicht Zeit, dürfen nicht länger im Himmel und im Umgange mit solchen Menschen verweilen, sondern müssen auch wieder zu den satanischen hinunter, freilich auch hinauf, während ein armes Weib aus niederm Stande, deren Mann ein geschulter Teufel, Gauner der infamsten Art und Verkündiger neuer Verbrechen ist, im Fegfeuer sitzt, noch zweifelt und sich quält, obwol Renata wie Onkel und Neffe ihr sechs hülfreiche Hände aus dem Himmel bieten. Doch es gibt auch im Diabolischen sehr verschiedene Abstufungen und Rangunterschiede. Es gibt auch Grafen und deren Schwestern, die mit der Hölle in lebhafter Geschäftsverbindung stehen, und die, wenn sie, von Unruhe gefoltert, wol gar fürchten, daß sie auch äußerlich entehrt werden, dem Gesetz und seiner Strafe verfallen könnten, es nicht unter ihrer Würde halten, mit obigem Gauner zu unterhandeln, sich ihm in die rettenden Arme zu werfen. Das ist allerdings eine andere Umgebung, zu der uns jetzt der Dichter hinaufführt, als jenes Heiligthum der Gräfin Renata. Wir sind auch in einem der stattlichsten Paläste, schreiten auch über Marmorstufen, prächtige Teppiche; aber dieser Saal, das Wohnzimmer des Grafen Hannibal, zeigt nirgends Geschmack, sondern nur strotzenden Luxus, Pomp, nirgends winkt uns von einer der Wände ein lieblicher Engel, eine züchtige Madonna, überall schreiende Ostentation, Jagdgeräth, Waffen, tändelnde, prunkende Nippes, üppige Divans, Fauteuils. Auf einem der Sofas liegt lang gestreckt der Graf. Er hat Hundegesellschaft. Er vertreibt sich die schleichende Zeit mit einem großen Neufundländer und zwei kleinen Affenpinschern. Grausamkeit ist nicht zu entbehren, wo die Langeweile packt. Hannibal, Graf und Rittmeister zugleich, zaust und zwickt die Hündchen nach Herzenslust und setzt dem Fundländer soeben die Sporen in die Weichen, daß der Köter heult. Da ist aber auch schon die Gräfin-Schwester. Es sind wichtige, halsbrechende Dinge zu besprechen. Es steht alles auf dem Spiele, wenn man nicht klug, pfiffig ist, wenn man nicht wagt. Clotilde übersieht ihren Bruder bei weitem. Er ist ihr feig. Ihren hochfliegenden Intriguen, neuen Schandthaten gegenüber ist er nicht blöde, wol aber fehlt's ihm, wie die Leute sagen, am Besten: er ist ihr zu wenig gewitzigt, um es gelind zu bezeichnen. Doch — darauf rechnet auch wol die verschmitzte Schwester — eine gewisse Dummheit verträgt sich sehr gut mit dem Teufel, schon weil sie tollkühn macht, nur muß sie, wie hier, mit schwesterlicher Geriebenheit sich vereinigen. Gewiß hat Clotilde mit Zustimmung des Bruders einen Telegraphendraht ziehen lassen in die Spelunke des Gauners, um, wenn es gilt, zu signalisiren.

Eins der imposantesten Nachtstücke erschließt sich dem Leser, der sich auf eine starkes Grauen erregende Scene gefaßt mache, in dem Abschnitte: „Der Handel.“ Der Dichter hat hier schon eine Höhe der Phantasie und Darstellung erreicht, die jede Erwartung überflügelt. Er bringt uns mit dem Gauner, dem Grafen und seiner Schwester — beide sind verpelzt, vermummt und bewaffnet, letztere hat Mannskleider an — in eine Situation, die uns in eisiger Winternacht durch Kälte und Grausen zu schütteln beginnt. Wir befinden uns im abgelegensten Stadttheil, in einem weitläufigen Burgverlies, Pfosten und Treppen sind baufällig, die Räume nehmen kein Ende, noch dazu müssen wir auf eine der höchsten Etagen, noch dazu im Stockfinstern, noch dazu vom vertracktesten Bösewicht geführt. Kommt es doch darauf an, hoch oben, den verstecktesten Ort zu erreichen, bis zu dem kein fremdes Ohr reicht, da der geheimste Act vollzogen werden soll. Und doch folgt einer, den selbst der Gauner nicht ahnt. Die Nemesis schleicht, aber sie kommt. Zu welcher Selbstentehrung treiben Furcht und böses Gewissen! Graf und Gräfin, beide von aristokratischem Stolz bis zum Ueberlaufen erfüllt, kriechen hier recht eigentlich im Staube des obersten Dachbodens vor einem Gauner, da ihr Schicksal in seiner Hand ist. Bei einem schnell angezündeten Lichte packt den Grafen zwar der Koller des Hochmuths, doch der Gauner weiß Rath, er faßt eine Mauerkrampe, er braucht nur zu rucken, und der Bau bricht zusammen. Auch zieht er jenes Corpus delicti hervor.

Nicht minder grandios sind zwei andere Nachtstücke: der Raub Lieschens aus dem Dorfe durch eine vermeinte Marquise, und die spätere Befreiung des Kindes aus einem Palast, der ein im größten Stil ausgeführter Tummelplatz für nächtliche Orgien von unerhörter Frechheit ist.

Aber wo und wer ist der Meerkönig? Kein Leser wird es errathen, um so gewaltiger die Spannung. Der treffliche Dichter hat sich, nachdem er uns bereits Herrliches gespendet, noch so gar nicht ausgegeben, daß er mit der neuen Welt der Erde auch eine neue Welt der Poesie, voll concreter Gestalten, vor unsern Blicken enthüllt. Auch hier wieder der Kampf furchtbarer Gegensätze, das ergreifende Spiel edler, aber auch wilder Leidenschaften bis zum Tragischen. Wir sind bei den Bahamabänken angekommen. Welche Meerbilder rollen sich auf! Der seifengrüne Gischt spritzt an die Wolken. Der Sturm heult und rast mit Vernichtungswuth. Ein Kutter schießt, fast umgelegt, an uns vorbei, aber ein Steuermann führt ihn, dem der rasende Meeresbreughel nichts anhat. Mit dem Auge und Ohr des Dichters sehen und hören wir auch unter Wogenregen und -lärm. Ja, der dort ist ein Seeheld, wie wir ihn nie vernahmen, seine Kumpane, echtes Seemannsvolk in Humor und ausgelassenstem Fluchen, ohne Arg, sie sind aus seiner Schule. Da ist aber auch schon wieder ein anderer. Der scheint wirklich eine Art Zauberer, Meerteufel zu sein, nur nicht ganz, denn er liebt den ersten — er liebt auch noch zwei, drei andere Menschen, mehr aber kaum — und hat seine Lust an dem Führer des Kutters. Er selbst, der Satan des Meers, commandirt den Cardinal, der sicher hier in See ankert, oben mit einer Glocke versehen, die wunderbare Lärmgeister weithin hinausschreit, nachts Flammen hinausschießt, den Schiffern zur Mahnung, die Bänke zu meiden, wenn den Teufel dort nicht auch bisweilen der Teufel plagt, daß er die Glocke stumm macht, die Flammen auslöscht.

Doch wir sind auf festem Lande und müssen eilen, um unsern Lesern nicht zu viel des Köstlichen, und doch nur mittelbar, zu überliefern, statt ihn zu bewegen, schnell möglichst an der frischen Quelle selbst sich zu erlaben.

Wer brachte denn wol je eine solche Schönheit von Weib in Erfahrung, wie sie dort auf dem Felsen am Meere waltet, nach dem Geliebten bangt, Feuer auf Feuer schürt, auf daß sie seine Wege erleuchte? Und nun das süßeste aller Zwiegespräche mit ihm, da er anlangt, diese Gluten, Fluctuationen des Gemüths, einer Liebe und Leidenschaft, wie der Europäer ihrer nicht fähig ist, und nun das unerwartete, unerhörte Schicksal dieser holden Blume von Florida! Verdiente eine aus der ganzen Frauenwelt beider Hemisphären Meerkönigin zu werden, so ist es diese reizende Jessie, des Meerzauberers Tochter. Wird sie es werden? wird der Leser des Romans von Seite zu Seite ausrufen, stets erregter, jetzt hoffend, jetzt fürchtend, zuletzt sich beruhigend: ja, sie wird es! Aber ihn erfaßt schon wieder eine andere Spannung: wer ist einem solchen gewachsen, um sogar ihn zu bändigen, wie der Meerteufel, der stolze, unbeugsame Souverän des Cardinals, der noch nie etwas anderes that, als was er wollte, der die Rebellen des Oceans ansieht, und sie krümmen sich? Unglaubliche Vorgänge! Des Dichters schöpferische Kraft steigt immer noch höher.

Wir sind wieder in Europa. Hier greifen die beiden herzgewinnenden, aber auch erschütternden Geschichten von drüben und hüben immer tiefer und überzeugender ineinander. Zuletzt steht nicht blos der natürliche, sondern der künstlerische Organismus in vollendeter Stattlichkeit vor uns. Alle Abschnitte auch des letzten Bandes, vor allem solche wie „Das Verhör“, „Das Urtheil“, „Das Wiedersehen“, „Der Schluß“, sind echte Prachtdiamanten vom reinsten kastalischen Wasser. Welch ein Charakter, dieser Missionar! Er zieht, wie er überall versöhnt, eine Verbindungslinie zwischen dem südlichen Kreuz und den hellsten Gestirnen unserer Halbkugel, und wirft ein verklärendes Licht über den ganzen Roman. Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vom Büchertisch.

1. Geschichte von Ungarn. Von Ignaz Aurelius Feßler. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Ernst Klein. Mit einem Vorwort von Michael Horváth. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823—48. Von Michael Horváth. Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.
3. Ungarische Monatschrift für Politik, Landeswehr, Staatsökonomie, Statistik, Völkerkunde, Geschichte u. s. w. Herausgegeben von mehreren Fachmännern. Berlin, Kortkampf. 1868. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.
4. Franz von Deák. Biographische Charakterskizze des ungrischen Staatsmannes. Fünfte umgearbeitete und ergänzte Ausgabe. Leipzig, Pardubitz. 1868. 8. 6 Ngr.

Die Literatur der ungarischen Politik und Geschichte wächst mit jedem Jahre in erfreulichem Maße. Der Name Horváth ist es zumeist, dem wir vielfache Anregungen auf diesem Gebiete verdanken. Seit des verdienstvollen Mannes „Geschichte der Ungarn“ hat sich in Ungarn selbst wie auch im Auslande dies Interesse und die Kenntnißnahme magyarischer Zustände bedeutend erweitert; die dahin einschlagenden Werke von Falk (über Széchényi) Teleki, Szalay und Horváth selbst geben davon beredtes Zeugniß.

Die erste Auflage des Feßler'schen Werks war von den genannten Autoren längst überholt. Um so mehr wird man die Klein'sche Bearbeitung des durchaus verdienstvollen Werks anerkennen müssen (Nr. 1). Uns beschleicht bei der Lektüre von Feßler's Geschichte stets ein Gefühl der Bewunderung vor dem Geist des πολύτροπος Feßler, der in seinem vielbewegten unruhigen Leben doch noch Zeit und Lust zu einer Arbeit fand, die an Anschaulichkeit und anmuthender Darstellungskunst weit die meisten Geschichtswerke der Zeitgenossen des Autors übertrifft. Mit der vierten Lieferung haben wir den Schluß des ersten Bandes erhalten, der nunmehr von den Anfängen des Magyarenthums bis zu den letzten Arpáden reicht. Den zweiten Abschnitt, der die innern Zustände unter den letzten Arpáden bespricht, müssen wir seiner übersichtlichen Haltung sowie seiner eingehenden Besprechung magyarischer Culturverhältnisse im 13. Jahrhundert wegen lobend erwähnen. Danach ist zu hoffen, daß die folgenden Bände des Werks dem durch Feßler geweckten Interesse des deutschen Publikums für Ungarns Geschichte in gleicher Weise wie der erste Rechnung tragen werden.

Eine ganz andere Stellung als die eben besprochene Geschichte Ungarns nimmt das bedeutungsreiche Werk Horváth's (Nr. 2) ein. Mit selten scharfem Blick für das Leben der politischen Seele seines Volks, mit unerbittlicher Kritik staatsrechtlicher und staatswirthschaftlicher Verhältnisse verbindet Horváth eine Sicherheit und Klarheit der Darstellung, mitunter sogar eine geistreiche Eleganz des Stils, wie sie sich unter den Modernen nur noch ähnlich bei den französischen Geschichtschreibern findet. Sein Vaterland ist dem Geschichtschreiber der bewegten Decennien von 1820—50 größten Dank, die Geschichtswissenschaft rückhaltlose Anerkennung schuldig. Mit rührender Sorgfalt, ungeachtet des Mangels wichtiger, in den Archiven der Comitate verborgener Actenstücke, hat der Historiker der neuesten ungarischen Geschichte ein farbenreiches Bild der großen politischen Bewegung gewoben, die sich in den letztvergangenen Jahrzehnten auf den gesegneten Theißebenen vollzog. Ein glänzender Erfolg des Buchs lohnte dem verbannten Verfasser; so ward denn dem Wunsch des deutschen Publikums gewillfahrte und den Händen Joseph Novelli's in Kaschau die deutsch Uebersetzung des Werks anvertraut. Diese Version i dem Geiste des Originals entsprechend und erfüllt i ganzen die Ansprüche, die heute an den Uebersetzer g stellt werden und durchaus nicht gering sind. Wa den ersten Band der Horváth'schen Geschichte betrifft so holt er in der Manier Macaulay's von den Z

ständen vor 1825 aus; das Einleitungskapitel schildert den Gang der Staatspolitik des wiener Cabinets, deren reactionärer Charakter ja auch in Ungarn zur Geltung gebracht wurde, in übersichtlicher Weise. Ein Seitenblick auf die Literatur Ungarns in diesem Zeitraum, der bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, führt den Autor auf brillante essayartige Auslassungen über die politische Literatur dieser Epoche. Das Niveau des magyarischen Geisteslebens in der Reactionszeit wird uns hier recht klar. Das Reichstag von 1825 bietet denn Horváth günstige Gelegenheit, sein organisatorisches Talent im Reiche des historischen Materials zu zeigen. Die Truppen der Oppositionsbroschüren und Adressen, die Berichte über die Frage der Nationalsprache und die Gründung der ungarischen Akademie marschiren alle auf, um von dem Feldherrntalent Horváth's in wohlgeordnete Phalangen voll historischer Wucht und schwerwiegender Tendenz gestellt zu werden. Der Anfang der Reformbewegungen datirt von diesem Reichstage, der Name Széchényi klingt zum ersten mal volltönend in die Arbeiten der Landescommission, das Wirken des Nationalcasinos des Landwirthschaftlichen Vereins, das Auftreten Wesselényi's sind die Folgen jener verhängnißvollen Reichstagsversammlung. Sehr eingehend wird die Religionsfrage des Reichstags von 1830 besprochen.

Im dritten Buch nimmt die polnische Frage und das Hervortreten Franz Deák's die hervorragendste Stelle ein. Nichts ist fürwahr geeigneter, jenes edle Feuer, mit dem die Opposition von 1834 für die Verbesserung des Zustandes der ungarischen Unterthanen kämpfte, mit großer Treue abzuspiegeln, als die Rede Deák's in der Ständesitzung vom 10. November 1834. Dieses Meisterwerk ungarischer Redekunst ist uns von Horváth aufbehalten. Das vierte Buch endlich schildert schon die Bewegung der letzten dreißiger und ersten vierziger Jahre und zeigt sich lebhaft beeinflußt vom Zeitgeist des epochemachenden vierten Decenniums. Die Versuche der Regierung zur Unterdrückung und Paralysirung der nationalen Richtung unterliegen einer strengen Kritik. Von der Verhaftung Kossuth's bis zur Aussöhnung auf dem Reichstage 1839—40, von der Verurtheilung Ladislaus Lovassy's bis zur Amnestie und den modernen Fragen der Judenemancipation, der gemischten Ehen, der Nationalsprache, ist ein weiter Schritt, den das letzte Buch des ersten Bandes genau charakterisirt. Es folgen dann im zweiten Bande die Verfassungsgeschichten magyarischer Nation im vierten Jahrzehnt, die keinen würdigern Geschichtschreiber finden konnten, als Michael Horváth, der selbst den hervorragenden Persönlichkeiten und Ereignissen nahestand.

Jener Unkenntniß ungarischer Zustände, die Horváth in der Vorrede zu seinem eben besprochenen Geschichtswerk bitter beklagt, sollen die monatlich erscheinenden Hefte der neubegründeten „Ungarischen Monatschrift" (Nr. 3), als deren verantwortlicher Redacteur Graf Olivier Bethlen sich zeichnet, abhelfen. Indem sie die jetzige Neugestaltung Oesterreichs nur als eine Uebergangsperiode betrachten, wollen sie dem Auslande gegenüber Kenntniß magyarischen Lebens nach den Richtungen der Politik und Nationalökonomie hin vermitteln. Sie wollen dem ausländischen Leser bezüglich Ungarns jenes Material bieten, das er nöthig hat, um sich ein selbständiges Urtheil über die Vorgänge in Ungarn bilden zu können. So enthalten denn die bisher erschienenen Hefte Aufsätze socialen und politischen Inhalts. Wir heben aus dem mannichfaltigen Inhalt der ersten beiden Hefte die recht gediegenen Aufsätze von Julius Schwarz über ungarische Völkerkunde, über die Schichten der ungarischen Gesellschaft vom Standpunkte der Culturpolitik, sowie den Brief Kossuth's an Schwarz über dessen Schriften zum ungarischen Unterrichtswesen hervor. Die sonst etwas prononcirte Redseligkeit des genannten Autors ergeht sich hier in einem engen Bette sachlicher Erörterungen: der ewige Jude der ungarischen Gesetzgebung, die Unterrichtsfrage, wird einer strengen Kritik unterworfen und die Statistik kann daraus manches Neue lernen. Außer den freilich oft phantastischen strategischen Deductionen von Stefan Kapolnai ist der Inhalt der Monatschrift nicht gerade ein reichhaltiger und wohlredigirter zu nennen. Dennoch wäre dem hier angeregten und nicht ohne Glück versuchten Unternehmen, eine Darstellung ungarischer Zustände den deutschen Lesern gegenüber zu liefern, eine weitere Verbreitung in Ungarn selbst zu wünschen, woselbst die Zahl der Abonnenten eine verschwindend kleine zu nennen ist.

Wir wissen nicht, welchem Umstand die biographische Charakterskizze des hochverdienten magyarischen Staatsmannes Franz von Deák (Nr. 4) ihr Erscheinen in fünfter Ausgabe zu verdanken hat. Man erlasse es uns, die zahlreichen sprachlichen Falsa, ja Ungeheuerlichkeiten hier anzuführen, um so mehr, da die durchaus gewöhnliche und unselbständige Art der Auffassung und Darstellung kaum ein eingehendes Wort der Besprechung rechtfertigt. Gewiß ist eine derartige, an Plattheiten reiche biographische Behandlung nicht geeignet, Franz Deák's Verdienste in das gebührende Licht zu setzen, geschweige denn, von der ungarischen Bewegung der letzten Jahre dem Leser ein anschauliches Bild zu geben.

5. Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbel's Methode. Von Bertha von Marenholtz-Bülow. Berlin, Th. Enslin. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie die große Frage unserer Zeit auf das Werden gerichtet ist, so ist auch das Menschenwesen in seinem Keime zu erforschen, wenn bessere Erkenntniß desselben zu besserer Pflege seiner Entwickelung führen soll. „Die großen Menschen — sagt die Verfasserin — waren eben alle kleine Kinder, und wie der Sprößling so der Baum, wie das Kind so der Mann!" Während die alte Pädagogik, die Schule die Verstandesbildung ausschließlich als Gegenstand ihrer Thätigkeit behandelt, beginnt die Verfasserin die Wissenschaft vom Menschen gleich bei dessen Geburt. Man weiß, wie Fröbel's tiefsinnige Methode schon in heilsamer Spielgymnastik alle Kräfte des jungen Kindes in naturgemäßer Weise übt und Arbeit, Spiel und Unterricht in eins verschmilzt. Eine recht populäre Auseinandersetzung dieser Factoren der Kindergärten und ihrer ersprießlichen Thätigkeit ist der Inhalt des vorliegenden Buchs, das von der berechtigten Forderung einer Volkserziehung im Fröbel'schen Sinne ausgeht und sich des Weitern über die zweckmäßigste Einrichtung der Volkskindergärten verbreitet. Fröbel's Lieblingsgedanke, die Erziehungsvereine, werden auf S. 307—386 einer aus-

führlichen Besprechung unterworfen. Neben den Ideen ihres Meisters hat die Verfasserin sehr viel Eigenes, meist gründlich Durchdachtes ihrem Buche beigegeben. In würdiger, oft schöner Sprache wird uns, allerdings mit rückhaltlos frauenhafter Begeisterung für ihren Lehrmeister, der Gedankengang einer natürlichen und fruchtbringenden Erziehungsmethode geboten. Das αὐτὸς ἔφα klingt zwar mitunter zu stark durch, wird aber nie lästig; nur die an gewisse Zeitungsreclamen gemahnenden Annerkennungsbriefe, die den Schluß bilden, hätten einer kritischen Revision unterworfen werden sollen. Allen Kindergärtnern sei jedoch die besprochene Schrift aufs wärmste empfohlen.

6. Blüten aus dem Garten der Kindheit. Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes. Von Ferdinand Altmüller. Mit einem Titelbilde. Hersfeld, Maier. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser sucht in der Allegorie des Pflanzenlebens die Entwickelung der kindlichen Seele von den ersten Stufen des Bewußtseins an zu veranschaulichen. Abgesehen von dem oft bedenklichen Vergleich, der zu den feinsten psychologischen Sondirungen herhalten muß, ist diese liebenswürdige Schrift recht eigentlich an das Herz der Erzieher gerichtet, wenn diese Blüten, das hoffen wir, reiche Frucht bringen werden. Die zuweilen poetische Sprache des Buchs verleugnet nicht die Grundzüge pädagogischer Wahrheit auf Kosten einer schönfärbenden Pädophilie. Selbst die nicht geringe Beimischung pastorlicher Lehrsamkeit in Beziehung auf Christenthum und orthodoxen Glauben kann nicht den im besten Sinne pädagogischen Kern des trefflichen Buchs verwässern, das gerade zur bevorstehenden Weihnachtszeit eine willkommene Festgabe sein dürfte.

7. Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an Gregor Wilhelm Nitzsch. Von Friedrich Rieck. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus einer Folge persönlicher Mittheilungen entstand diese Schrift, deren Schilderungen die Zeit von 1838—45 umfassen. Selten ist wol eine objectivere, ängstlichere Schrift veröffentlicht worden, als die hier vorliegende. Gesteht doch der Verfasser ein, was er über die Aufgaben und Thätigkeiten des Gymnasiums im Sinn trage, davon führe er die Motive und Principien auf den Mann zurück, dessen Andenken dies Buch gewidmet ist. G. W. Nitzsch, der als Professor an der leipziger Universität gestorbene, rühmlichst bekannte Philologe, der jedem Gymnasiallehrer befreundete Verfasser der Anmerkungen zur „Odyssee“, hatte in der Zeit von 1834—52 als schleswig-holsteinischer Schulinspector ein Hauptverdienst um die Betonung des pädagogischen Elements in den Gymnasien der Elbherzogthümer. Bei ihm schlossen Theorie und Praxis einen innigen Bund und schufen einen pädagogischen Verstand, dessen Ausstrahlungen der Herausgeber der Briefe des Nähern erörtert. Für die Leiter der gymnasialen Pädagogik sind diese Briefe von hohem Werth. Die wichtigsten Fragen des Gymnasiums, als die Disposition der Lectionen, das richtige Verhältniß der Receptivität und der Spontaneität im Unterricht, die Fragen der Disciplin, Seelenbildung, nationalen Erziehung, Interpretation der antiken Literatur, des Wechselverkehrs zwischen Lehrer und Schüler, werden am Leitfaden Nitzsch'scher Gedanken in eine kostbare Perlenreihe pädagogischer Weisheit gereiht. Wir heben aus dem mannichfaltigen Inhalt nur eine beherzigenswerthe Stelle aus dem neunzehnten Brief heraus, der den faulsten Fleck des deutschen Gymnasialplans, den Geschichtsunterricht, behandelt. Da heißt es S. 289:

Ein ernster und eindringlicher geschichtlicher Unterricht ist das beste Mittel, die Jugend vor idealistischer Ueberschwenglichkeit, welcher gerade der geistig erregtere Theil derselben so leicht verfällt, zu bewahren und zugleich ihren Blick, ihre Kenntniß, ihre Liebe allen wahren Höhen menschlichen Thuns und Strebens, allen wirklichen Gütern und Vorzügen der Nation zuzuwenden und eine echte nationale Gesinnung zu befestigen und zu reinigen.

Und an diese Stelle anschließend, machen wir die Leser der „Pädagogischen Briefe“ auf die warme Empfehlung und Motivirung eines historischen Lesebuchs (S. 284) aufmerksam, ein Mangel, dem abzuhelfen sich endlich einmal ein modern historisch gebildeter Pädagoge (leider herrschen in diesem Gebiet noch immer die Philologen vor) mit einem unternehmenden Verleger im Verein entschließen sollte!

8. Dr. Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt durch Wichard Lange. Erster Band: Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Köthen, Schettler. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Die erste Auflage des weitaus mit Recht beliebten Schmidt'schen Werks ist in pädagogischen Kreisen zu bekannt, um die Grundlage einer neuen Besprechung zu bilden. Die neue Bearbeitung durch W. Lange schließt sich in Geist und Anordnung des Stoffs würdig der ersten Ausgabe an. Das unschätzbare pädagogische Material der antiken Welt ist in der nun sattsam bekannten Schlosser'schen pragmatischen Manier in gründlicher Durcharbeitung zu einer klar und behaglich gehaltenen Schilderung benutzt. Die Partien, die über Sokrates, Platon, sowie die, welche über die römische Knabenerziehung handeln, sind Musterstücke geschichtlicher Darstellung im Gebiet der Erziehungswissenschaft. Mit den Anfängen des Talmud und der rabbinischen Gelehrsamkeit schließt der erste Band des lehrreichen Werks. Die nächsten beiden Bände, die, wie der Bearbeiter versichert, nicht lange auf sich warten lassen sollen, werden das Princip der Humanität, in dem die christliche Erziehung wurzelt, in seinen Wandlungen vorführen.

9. Die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Culturstaaten Europas. Von Adolf Beer und Franz Hochegger. Erster und zweiter Band. Wien, Gerold's Sohn. 1867—68. Gr. 8. 8 Thlr.

Eine Geschichte des Unterrichtswesens wird immer einem Bedürfniß genügen, das heutzutage den Stempel der vergleichenden Wissenschaft trägt. In der That ist es eine vergleichende Unterrichtsgeschichte Europas, die un in dem vorliegenden Unternehmen geboten wird. Nich nur der eigentliche Schulmann — so motiviren die Heraus geber — fühlt für seine Zwecke die Nothwendigkeit, sich mit den mannichfachen Veränderungen vertraut zu machen welche die Organisation der einzelnen Gattungen vo Schulen im ganzen wie im einzelnen gerade in de letzten zwei Decennien erfahren hat; auch jene Organe,

denen die Errichtung, Erweiterung, Erhaltung und Leitung von Lehranstalten zunächst obliegt, als Regierungsbehörden, weltliche und geistliche Corporationen, Gemeinde- und Landesvertretungen haben ein wesentliches Interesse daran, den gegenwärtigen Zustand des Schulwesens überhaupt schärfer ins Auge zu fassen, da von ihren bezüglichen Maßnahmen das Gedeihen des Unterrichts und mit ihm die Hebung der Bildung des Volks und die Erhöhung seines Wohlstandes und seiner Kraft abhängt. Im ersten Bande dieses verdienstlichen Werks sind die Unterrichtseinrichtungen Frankreichs und Oesterreichs besprochen. Diese etwas willkürliche und unmotivirte Anordnung des Stoffs würde wol zu rügen sein, wenn wir nicht annähmen, daß bestimmtes Material gerade über das Unterrichtswesen der beiden genannten Länder den Verfassern seit geraumer Zeit vorgelegen habe. Den Anfang und die Anregung zu diesem Unternehmen boten denn auch Artikel des bewegten Inhalts in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien"; das jetzt in erweiterter Form erschienene Werk hat seine jetzige Gestalt jenen Aufsätzen zu verdanken. Instructiv und statistisch von hohem Interesse, wie sich uns das Beer-Hochegger'sche Werk vor Augen stellt, ist es gewiß bestimmt, in der Literatur der Pädagogik einen hohen Rang einzunehmen. Für den Culturhistoriker sind vor allem die trefflichen Schilderungen theresianischer und josephinischer Reformen im Schulwesen von weithin reichender Bedeutung. Zu der nur hier und da etwas zu breit angelegten Darstellung des französischen Unterrichtswesens bietet die kürzlich veröffentlichte Rede des Unterrichtsministers Duruy eine charakteristische Illustration. Ein aufrichtiger Dank gebührt den Herausgebern für die ausführliche Deduction der französischen Unterrichtsverhältnisse in den außereuropäischen Besitzungen des Kaiserreichs, die unsers Wissens dem deutschen Leser noch nicht in so actenmäßiger Darstellung vorgeführt sind, wie es hier geschieht. Der zweite Band behandelt gleich eingehend das Unterrichtswesen Rußlands, Belgens und der Schweiz.

10. Goethe in Schlesien 1790. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Hermann Wentzel. Oppeln, Clar. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine sehr hübsch geschriebene Monographie über des Dichters Aufenthalt in Breslau und der Provinz. Mit Karl August von Weimar geht Goethe im Spätsommer 1790 über Dresden nach der schlesischen Hauptstadt. Die Studien zur vergleichenden Anatomie, die Goethe während dieser Zeit beschäftigten, sein Verkehr mit dem spätern Minister von Schuckmann — der übrigens von Holtei in Westermann's „Monatsheften" (1864, Nr. 1) ausführlich behandelt ist —, das verhängnißvolle Epigramm auf die Knappschaft von Tarnowitz, das nachher die schlesische Eitelkeit so stark beleidigte: alle diese Momente des Goethe'schen Besuchs in Schlesien finden wir in der vorliegenden Schrift in sauberer inhaltsreicher Ausführung vor. Die Anmerkungen enthalten viel literarhistorische Nova, die chronologische Uebersicht der schlesischen Tagesereignisse während Goethe's Aufenthalt bringt Material für die Provinzialchronik jener bewegten Tage bei.

11. Die Gründung der Universität Bonn. Festrede. Von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen u. Sohn. 1868. 8. 6 Ngr.

Die durch die Referate der Zeitungen zur Genüge signalisirte Festrede zum funfzigjährigen Jubiläum der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, welche der derzeitige Rector vor einer glänzenden Festversammlung hielt, liegt uns hiermit im Druck vor. Alle historische Gewandtheit, alle Eleganz und sichere Handhabung des bedeutsamen Griffels der historischen Muse, wie sie der Ranke'schen Schule eigen sind, treten uns in dieser Rede des gefeierten Historikers entgegen. Für diejenigen, die sich für die Anfänge der rheinischen Universität interessiren, dürfte es neu sein, daß der Wunsch eines Theils der Begründer, die neue Universität nach Köln zu verlegen, von der Regierung und einem großen Theil der Presse unterstützt wurde. Die Thätigkeit Süvern's, die in Beziehung auf die Errichtung der bonner Hochschule einer eingehenden Besprechung gewürdigt wird, dürfte den Lesern wol Süvern's Wirken von W. A. Passow geschildert — der berliner Universität zur Semisäcularfeier gewidmet —, in Erinnerung bringen.

12. Zur Erinnerung an Professor Dr. Heinrich Gräfe. Ein Gedenkblatt für seine Freunde. Danzig, Weber. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Der am 22. Juli dieses Jahres dahingeschiedene verdienstvolle Pädagog verdiente wol ein Gedenkblatt, da er sich selbst in der pädagogischen Welt ein dauerndes Andenken gesichert hat. Die vorliegende Erinnerungsschrift ist eine Sammlung, welche durch einen Nekrolog der „Weserzeitung", eine Schulrede des Verblichenen und ein Verzeichniß der Schriften Gräfe's gebildet wird. Als Bürgerschuldirector wie als Herausgeber und Mitarbeiter pädagogischer Zeitschriften, sowie als muthiger Kämpe in der kurhessischen Ständeversammlung, hat sich der Geschiedene einen Namen besten Klangs gemacht, der wol einen literarischen Nachruf von geschickterer Hand verdient hätte, als den uns vorliegenden.

13. Das Eimbeckſche Haus in Hamburg. Eine Monographi von Eduard Meyer. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Hamburg, Mauke Söhne. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie es noch jetzt in Hildesheim, München und andern Städten einen Eimbecker Keller gibt, so hatte auch die durstige Kehle des Niederdeutschen sich schon im Mittelalter eine Bierstube geschaffen, in der das vielgepriesene nahrhafte eimbecker Bier geschenkt wurde. Ueber dem Rathsweinkeller erbauten sich die Hamburger ihren Bierrestaurant, der später auch zu mannichfachen Staatszwecken diente. So zu den Bürger- und Gewerksversammlungen, zu den Convivien der Bürgerkapitäne, Auctionen beweglicher Güter, sogar zum Staatsgefängniß. Auch das anatomische Theater, vielleicht auch, nach S. 72, die Rathsapotheke befanden sich zeitweilig im Eimbeckschen Hause. Nachdem wir mit dem Verfasser die auf S. 696 fg. aufgeführte ansehnliche Menge des Rathsweinvorraths bewundert, gereicht es uns zur großen Befriedigung, daß mit der Restauration des Jahres 1814 auch eine Restauration des „Eimbeckschen Hauses" stattfand. Das Buch Eduard Meyer's wird nicht verfehlen, seine hamburgischen Leser zu finden; für den Culturhistoriker bietet es weniger Ausbeute, als wir vor der Lektüre desselben vermutheten.

14. Land und Leute im Naßwalde. Von August Silberstein. Wien, Braumüller. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

In einer der unzugänglichsten Wildnisse des niederösterreichischen Gebirgs entfaltete sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine eigene Ansiedelung mit merkwürdiger Kraft. Zur Geschichte des Protestantismus in Oesterreich bietet das Schriftchen Silberstein's einen warm geschriebenen und von der besten Tendenz, der der Menschlichkeit, durchwehten Beitrag. Die Geschichte der Naßwalder ist eigentlich die Geschichte ihres Aeltermannes, des Georg Huebener, dessen charaktervolles Lebensbild von Silberstein höchst ansprechend geschildert wird. Seit 1861 mit einem protestantischen Pfarrer bedacht, hat der Naßwald auch der einflußreichen wiener Gesellschaft der „Naßwalder“ Anregung und Namen gegeben.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Die „Times“ brachte vor einiger Zeit zwei mit großer Wärme geschriebene Artikel über die Bunsen'schen Memoiren („A Memoir of Baron Bunsen, by his widow Frances Baroness Bunsen“), von denen bekanntlich der erste Band in einer deutschen, wesentlich bereicherten Ausgabe: „Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold“ (Leipzig, Brockhaus), vorliegt. Jene Kritik begann mit einer emphatischen Einleitung, welche das volle Bewußtsein von der Bedeutung Bunsen's in schwunghafte Worte kleidete. „Jeder Tag“, sagt der Verfasser, „bringt neue Erzeugnisse, die auf uns von allen Weltenden anstürmen, Männer und Frauen verschwinden von der lärmenden Weltbühne, und obgleich sie eine Zeit lang die strahlenden Mittelpunkte des socialen, politischen oder literarischen Lebens waren, werden ihre Plätze rasch von andern eingenommen. Nur wenige erscheinen nach einiger Zeit wieder, indem sie noch einmal unsere Aufmerksamkeit durch die Denkwürdigkeiten ihres Lebens in Anspruch nehmen und dann für immer dahinschwinden unter den Schatten der Abgeschiedenen, oder von neuem Lebensmacht, einen Platz in der Geschichte und Einfluß auf die Zukunft gewinnen, oft einen noch mächtigern Einfluß, als den sie bei Lebzeiten ausübten. Die Großen und Guten so vom Grabe zurückzurufen, ist keine leichte Aufgabe; sie erfordert nicht nur die Macht eines vates sacer, sondern auch das Herz eines liebenden Freundes. Wenige Menschen leben ein großes und gutes Leben, noch wenigere können es beschreiben, ja oft wenn es gelebt und beschrieben worden ist, geht die Welt achtlos daran vorüber, wie die große Menge an den Porträts eines Tizian oder van Dyck vorübergeht, ohne einen Blick darauf zu werfen. Dann und wann jedoch faßt eine solche Biographie Wurzel und wirkt lehrreicher als irgendeine Lehre wirken kann. Solche Biographien haben ganz die Bedeutung eines Ecce homo, indem sie zeigen, was der Mensch sein kann, und das Ideal des menschlichen Lebens höher erheben. So war es mit dem Leben des Dr. Arnold, so neuerdings mit dem Leben des Prinzen Albert, so wird es auch mit Bunsen's Leben sein.“ Der trefflich geschriebene Aufsatz geht auf Bunsen's Denkwürdigkeiten genauer ein, mit taktvoller Hervorhebung alles dessen, was für englische Leser von besonderm Interesse ist. Der Verfasser dieses Artikels ist, wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, der berühmte Sprachforscher Max Müller in Oxford.

In der „Deutschen Vierteljahrschrift“ gibt Adolf Zeising eine Reihe von ästhetischen Studien auf dem Gebiete der geometrischen Formen. Wie er früher das Pentagramm untersucht hat, so bringt das neueste Heft die Darlegung der wohlgefälligen Verhältnisse des Kreises und der in denselben hineingezeichneten regelmäßigen Vielecke; wenn dort beim Kreise das Gesetz in seiner Strenge waltet, so zeigt sich hier bei den Vielecken, wie aus dem Gesetz die Freiheit, aus der Einheit die Vielheit sich entfaltet. Die Zahlen und Maße, die unter den einzelnen Linien hervortreten und deren Beziehungen bestimmen, bieten überraschende Analogien mit denen, die im Reich der Töne walten, und eröffnen wunderbare Blicke in die Harmonie des Universums. Zeising, der in seiner Schrift über den goldenen Schnitt ein alldurchherrschendes Proportionsgesetz aufgestellt, fährt hier fort, als geschulter Mathematiker durch Betrachtungen der geometrischen Formen eine Grundlage für das Wohlgefallen zu gewinnen, das unser Schönheitsgefühl dem Gestaltenreichthum der Erscheinungswelt zollt, und schlägt damit auf geistreiche Weise die Brücke zwischen der Aesthetik und den exacten Wissenschaften; dem Kenner und Forscher auf jedem dieser Gebiete werden diese Arbeiten willkommen sein.

Das historische Hauptwerk über deutschen Kirchengesang: „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche von Eduard Emil Koch“ (Stuttgart, C. Belser), liegt in dritter umgearbeiteter und durchaus vermehrter Auflage vor. Die fünf Bände des ersten Haupttheils behandeln die Dichter und Sänger.

Zu der Volksausgabe der „Denkmäler der Kunst, zugleich Bilderatlas zu Lübke's, Grundriß der Kunstgeschichte“, ist ein Supplement in zwei Lieferungen erschienen: „Die Kunst der Neuzeit“ (23 Tafeln in Stahlstich; Stuttgart, Ebner u. Seubert), welches eine Ergänzung jener Denkmäler bis zur Gegenwart gibt und ebenfalls unter der umsichtigen Leitung des bewährten Kunsthistorikers hergestellt worden ist.

Bibliographie.

Festenberg-Packisch, H. von, Geschichte des Zollvereins mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen Entwickelung Deutschlands. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Hesekiel, Ludovica, eine brandenburgische Hofjungfer. Historischer Roman aus Joachim Nestor's Tagen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Hoefer, E., Der verlorene Sohn. Eine Geschichte. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoßbach, T., Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, sein Leben und sein Wirken. Dem deutschen Volke erzählt. Eine Festschrift. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 5 Ngr.

Hymnarium. Blüthen lateinischer Kirchenpoesie. 2te mit biographischen Notizen vermehrte und verbesserte Aufl. Halle, Petersen. 16. 15 Ngr.

Die schöne Isabella von Spanien, im Boudoir und hinter den Coulissen. Ein Stück pikante Weltgeschichte von Louis d'Indiscrèt, emer. Kammerdiener. Leipzig, Minde. 8. 5 Ngr.

Kauffer, E., Jean Paul als Großmeister deutschen Humors. Blüten und Perlen aus seinen Werken. Reudnitz, Förster. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Kessel, K. v., Petersburg und Stockholm. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krause, E., Der musikalische Dilettantismus. Vortrag. Hamburg, Boysen. 1869. 8. 3 Ngr.

Kreuzhage, E., Ueber Programm-Musik. Münster, Coppenrath. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Laube, H., Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theater-Geschichte. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Matz, J., Tilly. Historisches Trauerspiel. Königsberg, Braun u. Weber. 8. 20 Ngr.

Meinhardt, G., Jüdische Familienpapiere. Briefe eines Missionairs. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Die Sirene. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Eine Welt des Glanzes. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Naumann, M. E. A., Die Naturwissenschaften und der Materialismus. Bonn, Cohen u. Sohn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Neumann, R., Napoleon I. und sein Stiefelputzer. Aus bisher noch unbekannten historischen Quellen geschöpft und bearbeitet. Erfurt, Röhl. 8. 10 Ngr.

Oesterreich und Frankreich. Zeitgemäße Betrachtung. Graz, Moser. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwarz, C., Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4te sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 3. Aufl. 6 Bde. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
Stern, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. Geh. 1⅓ Thlr.
Villari, Geschichte Girolamo Savonarola's. Uebersetzt von Berduschek. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.

Reisewerke.

Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 2. Aufl. 3 Bde. Jeder Band geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
v. Kremer, Aegypten. 2 Bde. Geh. 3⅓ Thlr. Geb. 4 Thlr.
v. Müller, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. 3 Bde. Geh. 10 Thlr. Geb. 11 Thlr. 6 Ngr.
Polak, Persien. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.
Roskiewicz, Bosnien und die Herzegovina. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.
v. Scherzer, Statistisch-commerzielle Ergebnisse der Novara-Reise in den Jahren 1857—59. 2. Aufl. Geh. 5 Thlr. Geb. 5⅔ Thlr.
Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. 2 Bde. Geh. 6 Thlr. Geb. 6⅔ Thlr.
Tischendorf, Aus dem heiligen Lande. Geh. 2⅓ Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.
v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. 5 Bde. Geh. 15 Thlr. Geb. 16⅔ Thlr.
Vámbéry, Reise in Mittelasien. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.
—— Skizzen aus Mittelasien. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.
Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam. 2 Bde. Geh. 3⅔ Thlr. Geb. 4⅓ Thlr.

Deutsche Nationalliteratur.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 1.—16. Band. Jeder Band wird einzeln abgegeben: geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

1. **Schleiermacher, Reden über die Religion**, hrsg. v. Schwarz; 2. **Klopstock, Oden**, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. **Musäus, Volksmärchen der Deutschen**, hrsg. v. Moritz Müller; 5. 6. **Kortum, Die Jobsiade**, hrsg. v. Ebeling; 7. **Schulze, Die bezauberte Rose u. Tagebuch**, hrsg. v. Tittmann; 8. **Lessing, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise**, hrsg. v. Hettner; 9. **Wieland, Oberon**, hrsg. v. Köhler; 10. 11. **Maler Müller, Dichtungen**, hrsg. v. Hettner; 12. **Körner, Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde**, hrsg. v. Gottschall; 13. 14. **Forster, Ansichten vom Niederrhein**, hrsg. v. Buchner; 15. **Herder, Der Cid**, hrsg. v. Julian Schmidt und Karoline Michaëlis; 16. **Seume, Spaziergang nach Syrakus**, hrsg. v. Oesterley.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hrsg. v. Goedeke u. Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1⅓ Thlr.

1. **Liederbuch**; 2. 3. **Schauspiele**, 2 Theile.

Deutsche Classiker des Mittelalters, hrsg. v. Pfeiffer. I.—V. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1⅓ Thlr.

I. **Walther v. d. Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. Bartsch; IV. V. **Hartmann v. Aue**, 1. 2. Theil, hrsg. v. Bech.

Theologie und Erbauungsbücher.

Bunsen's Bibelwerk. In 3 Abtheilungen. 9 Bde. 8.
I. Uebersetzung und Erklärung. 4 Thle. Geh. 10 Thlr. Geb. 11⅓ Thlr.
II. Bibelurkunden. 1. und 4. Thl. Geh. 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.
III. Bibelgeschichte. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.
Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.
Aus den Papieren einer Verborgenen. 2. Aufl. 2 Thle. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr.
Für stille Morgenstunden. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.
Hausaltar. Eine Sammlung von Kirchenliedern, in mehrstimmigem Tonsatz mit Pianofortebegleitung, von Volckmar. Cart. 2 Thlr.
Renan, Die Apostel. Autorisirte Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.
Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Vier Sammlungen. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
—— Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.
Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. 2te Aufl. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Philosophie und Pädagogik.

Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.
Böthlingk, Indische Sprüche. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.
Buckle, History of Civilization. 5 vol. Geh. 5 Thlr. Geb. 6⅔ Thlr.
—— Essays. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.
Fichte, Die Seelenfortdauer. Geh. 2⅔ Thlr.
Frauenstädt, Das sittliche Leben. Geh. 2⅔ Thlr.
Victor Granella, Wahrheit, Schönheit und Liebe. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.
Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften. 8 Thle. Geh. 5⅓ Thlr.
Ritter, Unsterblichkeit. 2. Aufl. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.
Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.
Stern, Die häusliche Erziehung. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

☞ In allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist daselbst gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1868.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 51.)

2. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Vierter Band. Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. Erste bis dritte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1868. Lex.-8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Heinrich Kurz hat sich dazu verstanden, seine mit Recht anerkannte „Geschichte der deutschen Literatur" bis auf die Gegenwart fortzuführen und so jenen Anforderungen Rechnung zu tragen, welche der Poesie der Zeitgenossen das gleiche, wo nicht ein größeres Recht einräumen, als der Poesie der verflossenen Jahrhunderte. Wie man auch über den absoluten Werth der neuern Dichtung denken mag; jedenfalls sind diese Dichter Geist von unserm Geist, geben den Empfindungen und Bestrebungen des Zeitalters Ausdruck, leben und weben mit uns in derselben geistigen Atmosphäre und führen den Faden der Entwickelung unserer Literatur weiter fort, den die vornehme, der Gegenwart abgewendete Literaturgeschichte, soviel an ihr ist, zu zerschneiden sucht.

Wir begrüßen daher den vierten Band der Kurz'schen Literaturgeschichte mit Freuden, um so mehr, als Kurz auch wie Gruppe seine Literaturbilder nicht in ein fertiges Netz geistiger Richtungen hineinzeichnet, sondern uns in lebendiger Entwickelung, in einer Reihe von Dichtergestalten vorführt. Zu dieser Lebendigkeit und wahrhaften Kenntniß der literarischen Erscheinungen führt namentlich auch schon die bekannte Form der Kurz'schen Literaturgeschichte, welche zugleich Anthologie und Porträtgalerie ist, ohne dabei Würde und Bedeutung des literarisch-kritischen Theils aufzuopfern. Die mitgetheilten Gedichte oder Scenen und Partien aus größern Werken, die fast immer geschmackvoll und bezeichnend ausgewählt sind, erläutern das Urtheil des kritischen Textes meist in schlagender Weise, und kommen um so mehr einem Bedürfniß der Gegenwart entgegen, je mehr dieselbe wieder an der Quelle zu schöpfen sucht und mistrauisch geworden ist gegenüber den vornehmen Tribunalen, die von oben herab verurtheilen und heilig sprechen. Was aber die in den Text eingefügten Dichterporträts betrifft, so wird es nicht nur vielen Lesern willkommen sein, von diesem Liebling oder jenem vielbesprochenen Poeten ein charakteristisches Brustbild zu besitzen; auch der Literaturkenner und -Forscher wird mit Nutzen hier die Lehren, die eine vernünftige Physiognomik und Symbolik der Gestalt an die Hand gibt, auf die Literaturgeschichte und die Beurtheilung der einzelnen Dichter anwenden; denn daß hier die verschwommenen, dort die energischen Züge des Gesichts, der mattschwärmerische oder feurige Blick des Auges, ja hier das Stumpfnäschen, dort die Adlernase sich in den Versen der Dichter spiegeln, ist für die feinere Beobachtung menschlicher Charaktereigenthümlichkeit über jeden Zweifel erhaben. Auch die mitgetheilten Autographen haben den Zweck, in ähnlicher Weise die Charaktere zu illustriren.

Kurz beginnt seine „Geschichte der neuesten Literatur", die er „von der französischen Julirevolution bis zur Auflösung des Deutschen Bundes" datirt, mit einer allgemeinen culturhistorischen Einleitung, in welcher auch Dichtervereine, Taschenbücher, Musenalmanache u. s. w. berücksichtigt werden. Wenn unser Autor indeß das Charakteristische der neuen Epoche darin sucht, daß keine einzige Persönlichkeit in ihr einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß gewonnen habe, während in den frühern Epochen einzelne Persönlichkeiten den Gang der Literatur bestimmten, so meinen wir, daß diese Ansicht aus jener irrthümlichen Optik hervorgeht, welche für das Nahe und Ferne den gleichen Gesichtswinkel der Betrachtung in Anwendung bringt. Wie bedeutend die Wirkungen eines oder des andern Talents sind, kann nicht im Getümmel der Gegenwart entschieden werden. Die nächsten unterliegen

natürlich hierin weit ungünstigerer Schätzung als die entfernten, deren Wirkungen sich bereits zu größern Kraftsummen angehäuft haben. Daß die modernen Dichter eine weit größere Wirkung auf die Nation schon jetzt ausgeübt haben als die Romantiker, scheint uns zweifellos. Und wie schwankend die Schätzung Schiller's und Goethe's noch zur Zeit war, als sie die „Xenien" auf ihre Zeitgenossen schleuderten: davon legen die Entgegnungen auf diese „Xenien" wol vollgültiges Zeugniß ab.

In einer Einleitung über „Poesie" sucht der Literarhistoriker, nachdem er ein ausführliches Register der poetischen Uebersetzungen gegeben hat, den Standpunkt unserer Poesie im allgemeinen zu bestimmen; er sagt:

Mit Ausnahme der didaktischen Poesie, welche meist lyrisches Gewand annahm, wurden sämmtliche Gattungen häufig bearbeitet; am reichsten und glücklichsten ist die Lyrik vertreten, die nicht nur an sich dem deutschen Charakter mit seiner Gedankenfülle, seinem beschaulichen Gemüth, seiner regsamen Phantasie, aber auch seiner Neigung zur inhaltlosen Schwärmerei am meisten entspricht, sondern auch besonders durch die Zeitverhältnisse mächtig gefördert wurde, in denen so viele neue Ideen auftauchten, welche von den Dichtern aufgenommen oder auch bekämpft wurden. In der epischen Dichtung finden wir ebenfalls große Rührigkeit, und wenn auch das Beste unzweifelhaft in den kleinern Gattungen erscheint, so treten uns doch auch nicht wenige größere Gedichte entgegen, in denen sich wahrhaftes Talent beurkundet. Zwar hat vielleicht kein einziges die höchste Kunstvollendung erreicht und in den meisten wuchert das lyrische Element allzu sehr, aber viele Erscheinungen bürgen dafür, daß noch Größeres zu erwarten steht. Nächst der Lyrik hat das Drama die allseitigste Bearbeitung gefunden; allein wenn wir die Zeit als eine Zeit der Gärung bezeichnet haben, so gilt dies ganz vorzüglich auch von der dramatischen Poesie. Es ist viel geschaffen worden, aber die meisten Erscheinungen sind nur als Versuche anzusehen, dem Drama neue Bahnen zu eröffnen, wobei die Dichter freilich auf mancherlei Abwege geriethen. Auch hier tritt das lyrische Element häufig störend ein, was zur Folge haben mußte, daß selbst hervorragende Erscheinungen kein Glück auf der Bühne machen konnten. So steht die Poesie der neuern Zeit weit hinter den großartigen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, sie kann in ihrer Wirksamkeit nicht einmal einen Vergleich mit den Zeiten der Romantik aushalten; aber sowenig dies geleugnet werden kann, so kann ebenso wenig geleugnet werden, daß sie in manchen Beziehungen in wirklichem Fortschritt erscheint. Zwar tritt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, keine einzige Persönlichkeit auf, die mit schöpferischer Kraft den Gang und die Entwickelung der Poesie zu bestimmen, ihr ihren Stempel aufzudrücken fähig wäre, aber dagegen begegnet uns eine große Fülle von Talenten zweiten Rangs, wie sie seit den Zeiten des Minnegesangs noch nicht wieder erschienen ist. Ferner übertrifft die Poesie unserer Tage, und ganz besonders die lyrische, die früherer Zeiten an Formvollendung, die jetzt zum Allgemeingut geworden ist, während sie früher nur bei den bevorrechteten Geistern anzutreffen war. Ja im einzelnen werden sogar diese übertroffen, so in der kunstvollen Behandlung des Metrums, im Reichthum und Wohllaut des Reims, worin selbst untergeordnete Talente eine überraschende Vollendung zeigen. Freilich haben die neuern Dichter diese Höhe nur deswegen erreichen können, weil ihnen durch die ältern vorgearbeitet worden war, weil sie eine allseitig ausgebildete Sprache vorfanden, und sie überhaupt nur die sicher vorgezeichneten Bahnen zu verfolgen brauchten, um ein so glänzendes Ergebniß zu erreichen; allein daß sie es mit verhältnißmäßig leichter Mühe erreichten, benimmt der Thatsache ebenso wenig von ihrer Wahrheit als von ihrer Bedeutung. Endlich ist nicht zu verkennen, daß die Poesie auch an innerm Gehalt manches gewonnen hat: sie hat sich vielfältige neue Stoffe angeeignet und dadurch namentlich eine große Fülle des Inhalts errungen, daß sie die Ideen und Bestrebungen der Zeit in ihr Bereich gezogen hat.

Wir unterschreiben mit Vergnügen die Anerkennung, welche Kurz der neuern Poesie zutheil werden läßt, die Einschränkung derselben aber erscheint uns nicht gleichberechtigt. Mag man immerhin unsere modernen Dramen als Versuche betrachten, neue Bahnen zu eröffnen — einige derselben erhalten sich schon länger als 20 Jahre auf den Bretern: eine Wirkung, die immerhin über diejenige von bloßen Studien bei weitem hinausgeht.

Seine Darstellung der lyrischen Poesie beginnt Kurz mit einer Charakteristik der einzelnen, in neuerer Zeit gepflegten Gattungen.

Die allgemeine Uebersicht der lyrischen Dichter hat Kurz nach folgenden Principien abgefaßt:

Wir haben gefunden, daß die sämmtlichen deutschen Stämme an der geistigen Bewegung regen Antheil genommen haben; um dies zur vollsten Anschaulichkeit zu bringen, werden wir daher in erster Linie die sämmtlichen Lyriker nach den Stämmen und Landestheilen vorüberführen, denen sie angehören. Wir haben hierbei den Ort der Geburt grundsätzlich als bestimmend angenommen, was freilich in einzelnen Fällen nicht ganz richtig erscheinen mag, da manche Dichter bei ihrem längern Aufenthalt in andern Ländern eher diesen zugetheilt werden sollten, namentlich wenn sie ihre poetische Entwickelung und Bedeutung in denselben gefunden haben; wenn aber einmal ein allgemeiner Grundsatz festgestellt werden sollte, so konnte doch füglich kein anderer gewählt werden, als der, den wir vorgezogen haben. Wenn auch alle Dichter, die wir überhaupt berühren, in dieser ersten Uebersicht angeführt werden, so werden doch viele nur erwähnt, weil sie besser an anderer Stelle zu besprechen sind. Abgesehen davon, daß die hervorragenden in ausführlicherer Darstellung zu behandeln sind, haben wir noch andere Erscheinungen als die allgemeine Theilnahme an der Poesie hervorzuheben. Als solche haben wir die demokratische Richtung der Poesie erkannt, die sich hauptsächlich in der Theilnahme aller Klassen des Volks kundgibt; wir werden daher eine Uebersicht der Dichter nach den Ständen geben, denen sie angehören, mit Ausschluß jedoch derjenigen, welche eine vorherrschend gelehrte Bildung haben, weil diese schon in dem ersten Hauptabschnitt genannt werden. Eine weitere Erscheinung ist das entschieden ausgesprochene Streben nach Freiheit und Einheit, welches seinen Ausdruck in der politischen Poesie gefunden hat; wir werden daher derselben eine besondere Darstellung widmen. Wir haben endlich gefunden, daß sich im Volke nächst dem Streben nach Einheit zugleich das Gefühl der Selbständigkeit der einzelnen Stämme, und daß sich dies zum Theil in der häufigen Verwendung der Mundarten kundgegeben hat; es wird daher auch diesen eine besondere Betrachtung zutheil werden, und zum Schluß werden wir eine Uebersicht der Leistungen im Gebiete des religiösen Liedes mittheilen.

So ziehen zuerst die Dichter, geordnet nach den deutschen Liedern und Provinzen, an uns vorüber. Und zwar werden die Hervorragenden, die später ausführliche Darstellung finden, nur genannt; die minder Bedeutenden hier ein für allemal geschildert und beurtheilt. Wir bewundern den Fleiß des Literarhistorikers; aber der staubaufwühlende Vorbeimarsch dieser poetischen Schwadronen mit ihren Landesfahnen macht doch auch einen beängstigenden Eindruck. Die Poesie erscheint hier als Massenproduction — welches mithridatische Gedächtniß kann die Namen aller dieser Dichter behalten! Sollte die Literaturgeschichte sich nicht hier in ein Gebiet verirren, das eigentlich der Bibliographie oder der Literaturchronik angehört? Genügt es, ein Bändchen Gedichte auf den literarischen Markt gebracht zu haben, um in der Literaturgeschichte eine Stätte zu finden? Freilich, man wird uns entgegnen, daß der Literarhistoriker der Gegenwart die ganze Production

derselben berücksichtigen muß, weil sie noch nicht zum Abschluß gekommen ist und eine endgültige Fixirung der Bedeutung der einzelnen voreilig wäre; doch sollte hier nicht eine schärfere Grenze zu ziehen sein, wo das Talent sich vom Dilettantismus scheidet? Kurz ist auch bei den diis minimarum gentium freigebig mit seinem Lobe, was bleibt da übrig für die bedeutendern, denen unser Literarhistoriker ja überhaupt nur eine relative Bedeutung und Berechtigung einräumt. Es tönt da mancher Name in unser Ohr, der selbst dem Fachgelehrten der modernen Literatur fremd klingt. Gleich unter den Ostpreußen begegnen uns Hugo Hagendorf und E. W. Ackermann, welchem letztern „großartige Gedanken und Anschauungen" nachgerühmt werden. Doch bei aller Vollständigkeit, die eben zuletzt eine unerreichbare ist, hat auch dies Register ein Loch. Kurz nennt uns z. B. nicht August Wolf, dessen Gedichte in der That ein originelles Talent bekunden. Und ähnliche Auslassungen werden sich in den verschiedensten Landschaften finden. So vermissen wir unter den schlesischen Dichtern den Freiherrn von Prittwitz-Gaffron, dessen Gedichte mit Glück nach der Platen'schen Palme formeller Meisterschaft streben; auch Udo Brachvogel verdient neben Emil Brachvogel Erwähnung. Auch Feodor Wehl, den wir nirgends in der Uebersicht der Lyriker finden, kann, obwol zufällig in Warschau geboren, doch den schlesischen Dichtern zugerechnet werden.

Nachdem wir die Fähnlein deutscher Poeten, nach den Landschaften geordnet, an uns vorüberziehen sahen, werfen wir einen Blick auf die politischen Lyriker, die ebenfalls in lichten Haufen aufmarschirt sind, dann auf die adelichen Poeten, deren Zahl seit den dreißiger Jahren beträchtlich zugenommen hat, dann auf die Maler, Musiker und Schauspieler, die sich als Dichter hervorgethan, auf die Industriellen, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Krieger, Juden und Frauen, welche der Muse der Dichtkunst gehuldigt haben. Eine derartige Statistik der deutschen Poeten ist jedenfalls sehr lehrreich, auch fruchtbar für allgemeinere Gesichtspunkte in der Gruppirung der einzelnen Erscheinungen. Ebenso ausführlich ist die Poesie der Mundarten und das religiöse Lied der verschiedenen Confessionen behandelt.

Kurz bewährt einen außerordentlichen Fleiß, indem er alle diese Register so vollständig wie möglich macht und manchen Namen sogar aus dem Schutt der Makulatur herausgräbt und aus den Geheimnissen der Verlagsböden und buchhändlerischen Lagerhäuser wieder ans Licht zieht. Es geht bekanntlich die Sage, daß es ein vortreffliches Mittel gebe, seine Gedichte geheimzuhalten, indem man sie nämlich drucken läßt und den deutschen Sortimentsbuchhändlern, sowie den Redacteuren der deutschen Zeitungen zuschickt; bei beiden werden sie gewiß an den sichersten und verborgensten Stellen ihrer Locale untergebracht, bis sie als geheimnißvolle „Krebse" in riesigen Ballen die Heimreise antreten. Doch das Auge des Literarhistorikers macht diese dunkle Sage zunichte; es bringt in alle Verstecke, die bestaubtesten Empfindungen werden wieder an das Licht gezogen, Gerechtigkeit geübt gegenüber der Unbill der Zeitgenossen und neu zum Leben erweckt, Arm in Arm mit den Unsterblichen des „Conversations-Lexikon", sondern auch resignirte Dichter von neuem ihr Jahrhundert in die Schranken.

Nachdem wir durch die Propyläen gewandelt sind, wo die im Dichten „respectabeln" Massen Spalier bilden, treten wir in das Heiligthum, wo die Berufenen und Auserwählten wohnen, mit dem Schmuck der Bilder und durch eingehende kritische Festreden gefeiert. Zunächst begegnen wir einigen Veteranen: Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (geb. 1806), Karl von Holtei (geb. 1797), dem österreichischen Dialektdichter Karl Kaltenbrunner (geb. 1804), Franz Theodor Kugler (geb. 1808, gest. 1858), Friedrich August von Heyden (geb. 1789, gest. 1851), Gustav Pfizer (geb. 1807), Eduard von Bauernfeld (geb. 1802), Adolf Bube (geb. 1802), Eduard Schulz-Ferrand (geb. 1813, gest. 1842), Ignaz Ritter von Tschabuschnigg (geb. 1809) u. a. Auch Karl Beck ist durch einen Druckfehler in das alte Register gekommen; als sein Geburtsjahr wird von Kurz 1801 angegeben, während der Dichter doch 1817 geboren ist. Das Urtheil von Heinrich Kurz über Karl Beck unterschreiben wir Zeile für Zeile:

Karl Beck ist eins der bedeutendsten Talente der Gegenwart, eine echte Dichternatur, die sich selbst in den Irrthümern und Mängeln kundgibt, wie sie besonders in seinen ersten Dichtungen erscheinen. Er ist empfänglich für alles Schöne und wahrhaft Poetische, in welcher Gestalt es auch erscheinen mag, und er versteht es, bei seiner lebendigen und reichen Phantasie nach seiner eigenthümlichen Erscheinung zu gestalten; er ist ebenso glücklich in der Auffassung des einfachsten Naturlebens als in der Schilderung des Völkerkampfes, ebenso glücklich in der Darstellung heiterer und lieblicher als großartiger und schauriger Verhältnisse, wenn ihn seine Natur auch vorzugsweise zur Behandlung der letztern drängt. Sein echtes Dichtertalent offenbart sich schon darin, daß bei ihm alles auf Wahrheit der Empfindung beruht, daß ihm alles aus der innersten Seele quillt, daß nichts Gemachtes zu finden ist, indem selbst da, wo er sich von seiner glühenden Phantasie zur Ueberschreitung des Maßes verleiten läßt, immer ein echter und wahrer Kern verborgen liegt. Diese Maßlosigkeit des Ausdrucks, nicht der Gedanken, erscheint besonders in seinen ersten Versuchen, in denen der Geist des jungen Dichters noch in voller Gärung war.

Ebenso treffend heißt es von Sallet:

Wenn wir Sallet auch als Dichter zu schätzen haben, so wird er uns doch noch mehr durch seine Gesinnung lieb und verehrungswürdig. Er war ein edler Charakter von der reinsten Sittlichkeit; er war für alles Große und Schöne begeistert und der rückhaltlosesten Aufopferung für das, was er als gut erkannt hatte, fähig. Noch ehe er sich dessen bewußt wurde, schlug sein männlich starkes Herz für die Freiheit in Staat und Kirche, deren Verherrlichung ihm je länger je mehr zur Lebensaufgabe wurde; allein er unterschied sich wesentlich von andern politischen Dichtern darin, daß er den Sieg der Freiheit nicht sowol von revolutionären Bewegungen, als von der zunehmenden Bildung der Völker erwartete. So sagt er in einem Epigramm: „Wollt ihr Einen sehen, der mit stillem Geist Und voll herzinniger Milde Eine ganze Welt zusammenschweißt, Schaut auf zu Christi Bilde." In wahrhaft christlichem Sinne wollte er die Menschenwürde zur Anerkennung bringen und durch eine veredelte Moral auf die Umgestaltung der Staatsverhältnisse hinwirken. Dabei war er von der reinsten Liebe zu seinem Volke erfüllt, und es zeigt sich diese am entschiedensten, wenn er die Mängel des deutschen Charakters rügt, dessen übergeduldige Gutmüthigkeit, Bedientendemuth, Unselbständigkeit und nebelhafte Schwärmerei schildert, wie im „Echten Deutschthum", einem Gedichte, das man tagtäglich wieder lesen sollte und das wir nur wegen seines zu großen Umfangs nicht haben mittheilen können. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem oft miskannten und verlästerten Börne, dem er auch einen tiefgefühlten Nachruf widmete.

Weniger günstig lautet das Urtheil über Mosen, dem Unselbständigkeit und Abhängigkeit von den Romantikern und den Heine'schen Mustern vorgeworfen wird, sowie Phrasenhaftigkeit in der politischen Lyrik, während er immer da glücklich sei, wo er seinen Liedern bestimmte Verhältnisse unterlege, wie in „Andreas Hofer“ und den „Letzten Zehn vom vierten Regiment“. August Kopisch, Robert Reinick, Gaudy sind entsprechend gewürdigt; von Ludwig Pfau heißt es, er treffe den Ton des großen französischen Liederdichters Béranger manchmal so meisterhaft, daß man dieses oder jenes Gedicht für eine Uebersetzung halten möchte. In Bauernfeld's Gedichten wird die gemüthliche und satirische Seite hervorgehoben; Holtei wird das wahre dichterische Talent, die poetische Schöpfungskraft abgesprochen, doch erwähnt, daß er seine Stoffe meist geistreich und anziehend behandle und ihnen durch heitern Humor eine gewisse Frische ertheile. Von Annette von Droste-Hülfshoff heißt es:

Ihr poetisches Talent tritt vielleicht in den „Heidebildern“ am klarsten vor; es sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung, die um so mehr überraschen, als die Natur, die sie umgab und schilderte, wenig Poetisches zu haben scheint. Aber sie weiß selbst die einsamen und öden Flächen, die schwarzen Moorgründe mit poetischem Leben zu beseelen, weil sie die Allmacht der Natur auch in den kleinsten Erscheinungen zu entdecken versteht; und so zaubert sie uns gleichsam eine neue Welt, die voll Leben und Interesse ist. Das konnte sie durch eine Detailmalerei erreichen, die sich bis auf das Geringfügigste erstreckt, aber sie überragt die Naturschilderungen Matthisson's und ähnlicher Dichter weit, weil sie die hundert Einzelheiten zu einem Gesammtbild zu verknüpfen und die Naturerscheinungen mit seltenem Glück zu personificiren weiß, sodaß die öden Heiden sich unter ihrer Hand mit dem regsten Leben füllen. Wir haben aus diesen Gedichten nur eins „Die Lerche“ (2) aufnehmen können, aber es wird dies hinreichen, die Meisterschaft der Dichterin zur Anschauung zu bringen. Nicht weniger glücklich ist sie in der Ballade, in welcher sie mit Vorliebe schaurige oder düstere Stoffe behandelt. Ohne nach Effect zu haschen, wird ihre Darstellung durch die glückliche Anordnung des Stoffs und den kräftigen, malerischen Ausdruck höchst wirkungsvoll. Beinahe alle zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung und durch originelle Wendungen aus.

Ueberschätzt dagegen erscheinen uns in dem folgenden Urtheil die Gedichte von Ida von Düringsfeld:

In den Gedichten der Baronin von Düringsfeld erkennen wir das hochgebildete Weib, das über eine Welt von Erfahrungen gebietet und im Bewußtsein ihrer geistigen Kraft diese gern hervortreten läßt, sich aber auch in Sprache und Darstellung manche Freiheiten erlaubt, die der künstlerischen Wirkung Eintrag thun. In allen ihren Dichtungen herrscht eine große Klarheit des Gedankens, den sie immer poetisch zu gestalten weiß; sie ist reich an neuen Stoffen oder gewinnt den alten neue, oft sehr glückliche Seiten ab. Bei der Klarheit ihres Denkens und der Kraft ihres Geistes verfällt sie niemals in schwärmerische Sentimentalität, auch dann nicht, wenn sie die Liebesahnung oder den Liebesschmerz besingt.

Wir wollen diesen Dichtungen gerade keine Schwärmerei schuldgeben; doch sie enthalten jedenfalls viel Triviales und Prosaisches.

Im ganzen sind die Charakteristiken von Kurz, die auf sicherer biographischer und bibliographischer Grundlage ruhen, mit vielem Fleiß ausgearbeitet. Die Urtheile sind maßvoll, eingehend und unparteiisch und wir sehen mit Interesse den Fortsetzungen eines Werks entgegen, welches wesentlich dazu beitragen wird, in weiten Kreisen Vertrautheit mit unserer modernen Literatur hervorzurufen.

3. Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Ferdinand Seinecke. Hannover, Schmorl und von Seefeld. Gr. 8. 27 Ngr.

Aus der Vorrede dieses Werks entnehmen wir die folgende Stelle:

Daß ich die neuere Zeit am ausführlichsten behandelt habe, bedarf wol keiner Rechtfertigung; hoffentlich findet es auch Billigung, daß ich die neueste Zeit, die Gegenwart, mehr berücksichtigt habe, als es in den meisten, selbst größern Lehrbüchern geschehen ist. Die Jugend soll und muß ihr Leben an die Gegenwart anknüpfen, sie soll wissen, was gerade in der Gegenwart geleistet und nicht geleistet wird, um später selbständig und im Zusammenhang der Entwickelung unserer Literatur folgen zu können. Das ist meiner Ansicht nach verständiger, als der Jugend den Glauben beizubringen, es sei kaum der Mühe werth, unsere Epigonenzeit kennen zu lernen. Mit der Verachtung und Geringschätzung unsers jetzigen Literaturlebens ist der Wahrheit nicht gedient und der Jugend ein nicht gering anzuschlagender Schaden zugefügt. Wie es Pflicht ist, im Schulunterricht die Weltgeschichte nicht mit 1830, auch nicht mit 1848 zu schließen, sondern die Schüler und Schülerinnen in die Entwickelung der Geschichte bis zum gegenwärtigen Augenblick zu führen, um ihnen zu zeigen, wo wir, wo sie selber stehen und welche Lebensaufgabe ihnen als Welt- und Staatsbürger zugefallen ist, so hat auch die Geschichte der Literatur, unbekümmert um das Urtheil, welches die Nachwelt über die jetzigen Schriftsteller aussprechen wird, die Lernenden in die bewegenden Ideen und Bestrebungen unserer Tage einzuführen und sie anzuleiten, sowol das gediegene und bewährte Alte mit Verehrung zu betrachten und auf sich wirken zu lassen, als auch das tüchtige Neue und Neueste durch freudige und bereitwillige Anerkennung zu ehren.

Wir können dem Autor für dies Princip und seine Ausführung nur die vollste Zustimmung ertheilen; denn ein Volk, das sich nicht für die Literatur der Gegenwart, sondern nur für diejenige seiner Vergangenheit interessirt, könnte zu keinem andern Urtheil berechtigen, als daß es sich selbst aufgegeben hat. Die neueste Literatur ist indeß in einem „Lehrbuch“ schwer zu behandeln, es kommt auf die Auswahl wahrhaft talentvoller Dichter und auf unbefangene Schätzung an. Gerade hierin ist das Seinecke'sche Werk glücklich; die hervorgehobenen Poeten verdienen diese Auszeichnung und nirgends wird Messing statt des Goldes eingeschwärzt. Von den neuern Lyrikern dürfte wol eines Beck, Meißner und Hartmann mit größerer Anerkennung gedacht werden; einige Dichter wie Schefer, Hoffmann von Fallersleben und Sallet wären besser in der letzten Epoche besprochen worden als in der vorausgehenden. Die Urtheile über die classischen und romantischen Dichter schließen sich im ganzen an das Hergebrachte an. In einem Lehrbuch ist dies auch nur zu billigen, da Abweichungen von dem allgemeinen Urtheil eine eingehendere Begründung verlangen, als der Raum eines gedrungenen Leitfadens verstattet, derartige Lehrbücher überhaupt aber fertige Resultate in abgeschlossener Form bieten müssen.

Seinecke citirt sehr häufig die Urtheile anderer Literarhistoriker und Kritiker, wo sie mit dem seinigen übereinstimmen und wo ihre Aussprüche durch prägnante Fassung sich dem Gedächtniß einzuprägen geeignet sind. Was wir ebenso billigen, ist die Inhaltsangabe bei vielen ältern Dichtungen, denn durch sie erst erlangt der Lernende das wahre Verständniß der ältern Literatur. Eine Bekanntschaft mit bloßen Namen und Daten ist leer und nichtig. Auch bei neuern Autoren und ihren Werken ist eine derartige

Inhaltsangabe willkommen, namentlich bei Jean Paul, dessen Romane in ihrem thatsächlichen Zusammenhang kurz darzustellen immerhin verdienstlich ist.

Von vielen ältern Literaturgeschichten und literarhistorischen Lehrbüchern sind neue Auflagen erschienen; wir erwähnen nur:

4. Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Von Werner Hahn. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, Hertz. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was wir zuletzt bei Seinecke rühmten, die Inhaltsangaben der einzelnen Dichtwerke: dies müssen wir auch in der Werner Hahn'schen Literaturgeschichte anerkennen. Der Verfasser stellt selbst in der Vorrede als Princip fest, daß kein Werk genannt werde, dessen Inhalt nicht durch eine charakteristrende Analyse, durch ein charakterisirendes Citat oder wenigstens durch Hinweisung auf ein ähnliches Werk vorgeführt werden kann. Daß dagegen aller gelehrte Apparat von dem Werke fern gehalten ist, muß jedenfalls gebilligt werden. Im ganzen sind die Umrisse, welche Hahn von den einzelnen Werken der Dichter gibt, wol geeignet, ein Bild derselben zu erwecken. Bei einzelnen Poeten, wie bei Schiller, dessen Dichtungen doch allgemein bekannt sind, hätte Hahn vielleicht besser von einer Inhaltsangabe abgesehen, während dieselbe bei Kleist, Werner u. a. um so willkommener ist. Die große Ausführlichkeit, mit welcher Ludwig Tieck behandelt ist, läßt sich nur damit entschuldigen, daß fast alle Werke dieses Dichters für die Gegenwart zur ungelesenen „Makulatur" oder, wenn man will, zu den geheimnißvollen Offenbarungen gehören, deren sibyllinische Rollen niemand mehr auseinanderfaltet. Im ganzen wäre es wol an der Zeit, daß die romantischen Dichter in den Literaturgeschichten mit geringerer Ausführlichkeit beurtheilt und gegen die Dichter der Gegenwart, welche wieder auf die Nation wirken, in den Schatten gestellt würden. Oder soll die nachstrebende Generation nur mit Werken vertraut gemacht werden, welche sie nie in die Hand nimmt; dagegen die Dichtungen, die ihr auf allen Bühnen, in den Privatbibliotheken, auf den Toilettentischen begegnen, gewissermaßen als unberechtigte Eindringlinge in die Nationalliteratur betrachten, denen die Literarhistoriker kein Paßvisum ausstellen?

In dieser Hinsicht haben wir auch über den Schlußparagraphen mit unserm Literarhistoriker zu rechten. Dieser in der dritten Auflage zuerst vollständig neu hinzugefügte Paragraph soll von der jüngsten Poesie mindestens eine übersichtliche Auswahl bringen. „Den Stoff dieses Paragraphen weiter auszudehnen", fügt Hahn hinzu, „war bei den Rücksichten, die für ein Lehr- und Schulbuch maßgebend sind, nicht möglich!" Wir sind hierüber gänzlich anderer Ansicht, halten aber den Zusatzparagraphen schon deshalb für keine Verbesserung, weil die bloße Zusammenstellung von Namen und Daten und Titeln nur einen verwirrenden Eindruck macht und weil kein Schüler der Nationalliteratur diesen Knäuel von Namen in nutzbringender Weise lösen kann. Die großen und kleinen Talente sind hier mit solcher Gleichberechtigung nebeneinandergestellt, daß der Autor absichtlich auf jedes Urtheil zu verzichten scheint. Wenn Dramatiker wie Heinrich Hersch und Theodor Goltdammer mit Hebbel, Freytag, Friedrich Halm in eine Linie gestellt werden, so geht jeder Maßstab für die Schätzung dichterischer Bedeutung verloren. Man wende uns nicht ein, der Literarhistoriker dürfe nicht der Nachwelt vorgreifen, und die Urtheile der Zeitgenossen seien zu schwankend, um in die Wagschale eines literarhistorischen Lehrbuchs geworfen zu werden. Wir erinnern dagegen an den Goethe'schen Spruch: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten", und behaupten, daß bis zu einem gewissen Grad die Sonderung des Bedeutenden und Unbedeutenden schon von den Dresch- und Worfelmaschinen der öffentlichen Meinung vollzogen wird und vollzogen ist, auch bei den gleichzeitigen Dichtern und Künstlern. Wir sprechen daher den Wunsch aus, daß unser Autor den Zusatzparagraph in den nächsten Auflagen umarbeiten, und nur die Hauptvertreter der einzelnen Gattungen, diese aber mit einer Charakteristik ihrer Werke und ihrer Eigenthümlichkeit, wie er sie den ältern Poeten zutheil werden läßt, aufnehmen möge.

Gerade hierin erscheint uns ein anderes literarhistorisches Handbuch glücklicher, das sich bereits in weiten Kreisen Bahn gebrochen hat:

5. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Johann Wilhelm Schaefer. Zehnte, aufs neue durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 12⅓ Ngr.

Die frühern Auflagen dieses Werks, welches sich durch maßvolle Urtheile, durch die Genauigkeit der bibliographischen Angaben und durch synchronistische Literaturtabellen hervorthut, sind bekannt. Die neueste Auflage möge mit den Worten der Vorrede des Verfassers charakterisirt werden:

> Nach sorgfältiger Durcharbeitung übergebe ich den Grundriß aufs neue der Oeffentlichkeit und bin überzeugt, daß Gründlichkeit und klare Uebersichtlichkeit, die beiden Haupterfordernisse eines Lehrbuchs, in der vorliegenden Auflage wesentlich gewonnen haben. Zahlreich sind die Zusätze und Verbesserungen in einzelnen Angaben und in der Wahl des bezeichnenden Ausdrucks bis auf Kleinigkeiten des Stils, sodaß man auf allen Blättern die Spuren der von gereifterer Einsicht und Erfahrung geleiteten bessernden Hand erkennen wird. Wenn diese Erweiterungen mehr die Literatur der frühern Jahrhunderte als die der jüngsten Epoche getroffen haben, so geschah es nach dem schon mehrfach von mir ausgesprochenen Grundsatz, nur die hervorragendsten Erscheinungen der Gegenwart, in denen Keime für eine künftige Literaturentwickelung zu erkennen sind, zu erwähnen. Um für Wichtigeres Raum zu gewinnen, habe ich stellenweise manche überflüssigen Namen und Notizen früherer Auflagen weggelassen, besonders in den Anmerkungen, die nicht einen vollständigen literarischen Apparat, sondern nur das für eine umsichtige Literaturkenntniß Brauchbare nachweisen sollen, um Andeutungen für weitere und tiefer eingehende Studien zu geben. Bereits haben sich nach und nach der Erweiterungen so viele hinzugedrängt, daß die jetzige Auflage, obschon der Preis des Buchs unverändert geblieben ist, vier Bogen mehr zählt, als die erste Ausgabe.

Als Schulbuch noch verbreiteter ist:

6. Pischon's Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage bearbeitet von K. J. H. Palm. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Auch hier haben wir nur die neueste Auflage zu berücksichtigen. Eine Geschichte des Werks in letzter Zeit gibt die Vorrede. Nach dem Tode Pischon's hatte Passow

es übernommen, das vielbenutzte Buch nach Form und Inhalt den Forderungen der Gegenwart entsprechend zu gestalten, indem dieser ein brauchbares Schulbuch herstellen wollte aus einem recht ausführlichen Repertorium der deutschen Literaturgeschichte, zu welcher Pischon sein Werk durch sorgfältiges Nachtragen aller neuen Ergebnisse allmählich ausgebildet hatte.

Dies suchte er einerseits zu erreichen durch vielfache Kürzungen der Darstellung, besonders durch Ausscheiden einer großen Masse bio- und bibliographischen Stoffs, andererseits durch Erweiterung des von Pischon allzu knapp gefaßten Urtheils über Wesen, Werth und Bedeutung der einzelnen Schriftsteller und namentlich durch Hinzufügen vieler trefflicher Abschnitte zur Erläuterung des innern Gangs der Literaturgeschichte. Alles das vollbrachte er ebenso mit dem gesunden und entschiedenen Urtheile eines gründlichen Kenners, als mit dem pädagogischen Takte eines langjährigen Lehrers des Gegenstandes. Je mehr infolge dessen dem Buche in seiner neuen Gestalt der Beifall der Verständigen zutheil geworden war, desto weniger durfte ich an der Anlage desselben wiederum ändern, wie vieles daran auch meinen Wünschen nicht entsprechen mochte, und so ist denn die Anordnung des Stoffs größtentheils, die Folge der Paragraphen ganz dieselbe geblieben; dagegen war es geboten, den stark geminderten Stoff wieder nicht unbedeutend zu vermehren. Offenbar hat Passow bei seinem Eifer zu kürzen allzu tief ins Fleisch geschnitten und eine große Menge Namen besonders der neuern Zeit ganz ausgeschieden, die nicht vermißt werden dürfen; andere fehlten schon bei Pischon, aus deren Aufnahme mir sicherlich kein Vorwurf gemacht werden wird; dazu hat sich auch erst in neuester Zeit die Bedeutsamkeit manches Dichters und Schriftstellers so offen herausgestellt, daß auch bei behutsamster Auswahl doch sein Name in einem Schulbuche nicht länger unerwähnt bleiben durfte, wollte sich der Herausgeber nicht dem Vorwurfe aussetzen, den Blick des Lernenden oft Unwichtigerem in der Vergangenheit zugewendet, das Größere und Lebensvolle der Gegenwart aber ihm vorenthalten zu haben.

Außer diesen Zuthaten hat Palm auch gebessert und berichtigt, manche Abschnitte, wie die über Versbau und Sprache ganz umgestaltet, und die Quellennachweise unter dem Texte vermehrt mit Hinblick auf die Zwecke des Werks, die über die Schule hinausgehen, indem das Buch auch Studirenden und jungen Lehrern beim Beginne selbständiger Arbeiten zum Anhalt und zur Anregung dienen soll.

7. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von A. F. C. Vilmar. Zwölfte vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 1867—68. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese neueste Auflage des Vilmar'schen Werks hat nur in den Anmerkungen einige, durch die literarischen Erscheinungen der letzten Jahre hervorgerufene Erweiterungen erfahren. Doch hält sie sich von den poetischen Tagesereignissen fern, da die Darstellung des Autors „weder auf ein Registriren des Vorhandenen noch auf ein Besprechen des augenblicklich Interessanten" angelegt war und ohne sich selbst zu zerstören, sich nicht darauf richten kann.

Dieser Act der Selbstzerstörung geht eigentlich schon durch die ganze Darstellung der neuern Literatur, indem der jüngst verstorbene Verfasser eigentlich auf dem Hengstenberg'schen Standpunkte steht und sich nur durch die erstaunlichsten Zugeständnisse an den profanen Geschmack überhaupt ein derartiges Werk abnöthigen lassen konnte. Die große Verbreitung, die es gefunden, dürfte deshalb wol wundernehmen, wenn sie nicht wesentlich auf der Darstellung der ältern Dichtungen beruhte, die mit Wärme und Lebendigkeit reproducirt sind, während aller gelehrte Apparat bei dem aus Vorlesungen hervorgegangenen Werke ferngehalten ist. Es ist die bequemste Literaturgeschichte, die sich in der angenehmsten Weise liest. Die Kritik unserer classischen Epoche hätte eher eine abschreckende Wirkung ausüben müssen. Denn die Literatur der Neuzeit athmet einen unsaubern Geist, und Vilmar macht oft den Eindruck des Geisterbeschwörers, der den Literaturteufel auszutreiben sucht. Man lese nur die Kritik Lessing's nach, zu dessen Schülern von Vilmar Kotzebue gerechnet wird. Als Nonplusultra der Verworfenheit wird diesem letztern „Menschenhaß und Reue" ausgelegt, die Thatsache, daß er einer Ehebrecherin Verzeihung angedeihen läßt. Ei, wie studiren denn diese Consistorialräthe die Bibel? Haben sie ganz die Worte Christi vergessen, die er der Ehebrecherin gegenüber spricht: „Wer frei von Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie?"

Sehr genau untersucht Vilmar die Stellung unserer beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, zum Christenthum; er gibt von vornherein zu, daß die Dissonanz zwischen dem Christenthum, und nicht blos dem kirchlichen, und unsern großen Dichtern vorhanden ist, daß Goethe mehr auf dem pantheistischen, die Natur vergötternden, Schiller mehr auf dem naturalistischen, den Menschen vergötternden Standpunkte stand. Gleichwol sucht er noch eine Art von Vermittelung, indem er den wahren Satz, daß Gottes Offenbarung und Poesie in ihrer Wurzel und letztem Wesen Eins seien, daß also das unbewußt, aus göttlichem Triebe Wirkende in diesen Dichtern das eigentlich Ewige sei, hierzu benutzt und zu dem Resultate kommt, „daß auch Schiller und Goethe nicht Jugendverführer, nicht Christenverstörer, nicht Zorngefäße höherer Hand sind, die Verwirrung zu mehren; wer sie ganz, wer sie recht zu verstehen weiß, dem sind auch sie solche, die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat".

Dieses Urtheil über die weimarischen Uebelthäter möchte genügen, um Vilmar's Beruf für deutsche Literaturgeschichtschreibung und die bedauerliche Thatsache eines Attentats auf unsere großen Männer, verübt durch einen Theologen de pur sang und mit der Erschwerung sogenannter mildernder Umstände, außer Zweifel zu setzen.

Rudolf Gottschall.

Exotische Romane.

(Beschluß aus Nr. 51.)

4. Nord und Süd. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika. Von Balduin Möllhausen. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Warum soll denn eine Ouverture schon alle die furchtbaren Auftritte hervorhören lassen, mit denen uns die nachfolgende Oper erschüttern wird? Warum soll sie uns nicht erheitern, auf daß wir an so lieblichen Tönen erstarken, um auch dem Wehlaut und Schmerzensschrei der spätern gewachsen zu sein? Genug, wenn sie uns inmitten der süßesten Melodien auch nur augenblicklich eine jener Dissonanzen gibt, an denen das Menschenleben so reich ist, um sie jedoch schnell aufzulösen, wie sie auch in der Oper und Existenz sich hoffentlich lösen werden.

Es läßt sich nichts Lieblicheres denken und dichten wie der Beginn der ersten Erzählung: „Alice Ludlow.“ Wir werden mit einer jungen Amerikanerin bekannt, die, von einer Südländerin stammend, in einer nordischen Pension, auch im Norden geboren, ihre Bildungsjahre verlebt. Die Blüte ihrer Schönheit ist eben daran, sich voll zu erschließen, aber schon jetzt bezaubert sie jeden, der sie sieht. Sie ist der Liebling der Anstalt, der Stadt, aller Leute, in deren Nähe sie kommt. Alice Trentre, das anmuthige Kind, erfährt aber nichts Gräßlicheres, als daß auf offener Straße ein Stier, von ihrem rothen Tuche gereizt, das zarteste aller Wesen aufspießen will. Ihr Erretter, Ludlow, wird ihr Geliebter, ihr Gatte. Er gehörte dem Süden an, wo er Herr über viele Sklaven ist. Beide sind nun dort, haben ihr Haus gegründet, und erfreuen sich in der Ehe des höchsten Glückes. Dennoch treten allmählich Differenzen in den Ansichten hervor. Auch hier ist es die Politik, namentlich die Sklavenfrage, welche in der Familie Mishelligkeiten bereitet, welche stets weiter greifen. Alice, obwol ihr Gatte sie innig liebt, steht bald völlig allein in ihrem Enthusiasmus für die Freistellung der Schwarzen. Die beiden Schwestern des Mannes und eine Tante zumal, im Hause wohnhaft, feinden sie aufs Aeußerste an. Der Krieg zwischen dem Süden und Norden bricht aus. Auch Ludlow stellt sich in die Reihen der vaterländischen Helden. Alice ist von jetzt ab, nun ihr Gemahl fortzog, allen Launen jener Frauen ausgesetzt, die sogar Grausamkeit an ihr ausüben. Hat der Krieg, durch die Opfer, die er kostet, über das ganze Land Unheil gebracht, nicht minder über Ludlow. Sein Vermögen ist zusammengeschmolzen. Alles, in und außer dem Hause des früher so reichen Besitzthums, geräth in Verfall, nun der Herr und fast alle seiner Leute männlichen Geschlechts die Waffen ergriffen. Dieser Ruin des Hauses, der Pflanzung, des Parks, sogar der Möbel und einst so prachtvollen Ausschmückungen der Zimmer, ist vom Verfasser vortrefflich geschildert. Nicht blos die Hände, die sonst alles bearbeiteten, ordneten, säuberten, fehlen; auch der Muth, die Freudigkeit fehlen, um nach allem zu sehen. Nun noch gar hier im Süden, wo die gewaltige Triebkraft der Natur alles rasch überwächst, umschlingt, wo die üppigste Vegetation, nicht minder die Thiere gleich dahinter sind, die Herrschaft zu übernehmen, wenn die der Menschen fehlt, oder doch saumselig ist, zu hindern, einzuschreiten; hier haben wir das greuliche und doch so großartige Bild der Ueberwucherung, der Verödung, der Zerstörung durch Ueberfluß vor uns, und der Erzähler ist der rechte Mann dazu, uns das alles zu vergegenwärtigen. So heißt es unter anderm:

> Die Halle war in frühern Zeiten ein Prunkgemach gewesen. Auch jetzt noch war dieselbe reich ausgestattet, allein man sah der ganzen Einrichtung an, daß nur sehr wenig Sorgfalt auf die Erhaltung derselben verwendet und noch weniger an die Erneuerung der schadhaft gewordenen Gegenstände gedacht wurde. Die Teppiche waren abgetreten und stellenweise sogar zerrissen, die schweren seidenen Vorhänge waren ausgebleicht; die Möbel standen ungeordnet umher; mehrere Fensterscheiben waren gesprungen und einige sogar ganz ausgebrochen, kurz, man entdeckte leicht, daß entweder übertriebene Sparsamkeit oder auch wirklicher Mangel in die Räumlichkeiten eingezogen war, in welchen bis vor zwei oder drei Jahren noch üppiger Reichthum herrschte, und die eigens zu Wohnungen des Ueberflusses hergestellt zu sein schienen.

Dem entsprach auch der Park:

> Nur noch mit Mühe unterschied man die von hohem Gras überwucherten Wege von den ungeschorenen Rasenflächen. Unkraut gedieh üppig auf den Beeten und drohte die besserer Pflege gewohnten Pflanzen zu ersticken. Die umstehenden Bäume betrachteten einst jahraus jahrein ihr Ebenbild in den klaren, zurückstrahlenden Fluren; jetzt war es anders: grüne Wasserlinsen trübten die Oberfläche des kleinen Sees; schmale Pfade zwischen denselben bezeichneten die Bahnen, auf welchen Schlangen und Schildkröten von der einen Seite nach der andern hinüllergeschwommen waren.

Während dessen wüthet der Bürgerkrieg fort. General Sherman triumphirt. Die Nordarmee eilt von Sieg zu Sieg. Ludlow geräth in die Gefangenschaft. Und Alice? Was eine Gattin, eine Mutter, noch dazu mit einem kranken Kinde, durchzudulden, für Gefahren zu bestehen, für Opfer zu bringen vermag, indem sie nach dem Norden entflieht: man muß erstaunen über solche Ausdauer, wenn man es im Verlauf liest. Eine Scene ist schrecklicher als die andere. Alle Darstellungen des Verfassers sind vortrefflich gehalten.

Das Ufer des Mississippi wird erreicht. Prächtig ist die Schilderung des Kriegsdampfers, der mit Kanonen gespickt ist; wilder Soldatenlärm, das infernale Hantiren der Heizer, Unmassen schütten sie in die Oefen, die Flammen zermürsen alles im Nu. Doch was sind all diese Gewalten, von Menschenhänden gebändigt, gegen das, was jetzt erfolgt! Während der tolle Humor der Heizer am Bord der „Sultane“ die Hölle bloßlegt, schleudert eine Explosion den grandiosen Dampfer mit Kaliber und Mannschaft zum Himmel hinauf, daß all die Trümmer nach allen vier Weltgegenden zersprühen, spurlos verschwinden.

Im Weitern stehen ungeahnte Schicksal auch Ludlow wie seinem braven Weibe bevor. Ob auch all diese schrillen, entsetzlichen Dissonanzen, welche hier das grausamste der Verhängnisse producirt, aufgelöst werden, und jene oben erwähnte Heiterkeit der Ouverture recht behält,

der Leser eile, sich durch das Buch selbst davon zu überzeugen.

Der letzte Abschnitt: „Der erste Baum zur Blockhütte", steht in keinem eigentlichen Zusammenhange mit dem Bisherigen, sodaß man das anfangs gar nicht begreift; aber auch dieser Aufsatz erregt ein lebhaftes Interesse.

Die Erzählung des zweiten Bandes: „Der Feldmesser", ist nicht minder als die frühere von vornherein so spannend, daß wir nicht errathen, wo das Hinauskommen wird, aber in dieser Ungewißheit eben ein poetisches Behagen fühlen. Das Große, Unausmeßbare amerikanischer Natur, obwol uns hier ein Feldmesser von Metier angekündigt wird, ruft der Verfasser vor unsere Anschauung. Zwei Mädchen, beide von jugendlich holder Unbefangenheit, gerathen, ehe sie sich dessen versehen, da es sich so reizend plaudert, allerlei Heimlichkeiten ihnen zuflüstern, tief in den Wald. Noch dazu ist es der Urwald. Endlich besinnen sie sich. Herrin wie Dienerin schaudern zusammen. Da steht das Erwartete, jedoch nie so Vorgestellte bereits vor ihnen. Sie müssen mit. Unterdessen spielt das verlassene Haus der väterlichen Pflanzung mit herein. Sehr abweichende Charaktere machen sich geltend, greifen durch Besorgniß, schnellen Entschluß ein. Alle Gefahren werden noch beseitigt; aber wo fehlte es dem Leben je an Stoff und Mitteln, neue, vielleicht noch größere heraufzubeschwören! Der Pflanzer, ein tüchtiger, brav gesinnter Mann, hat noch viel mit Schwierigkeiten zu kämpfen, um seine Familie und sich für die Zukunft zu sichern. Da ist es denn für Mr. Jenison doppelt von Werth, in Jenkins einen Nachbar, einen Hausfreund zu besitzen, der mit Rath und That ihm zur Seite steht. Auch spricht ein anderer ein, den sein Geschäft öfter des Wegs führt, es ist Gerald, der Feldmesser. Beide sind stets willkommen, erfreuen sich der edelsten Gastfreundschaft. Alles und jedes wird vom Erzähler mit Geist, mit gegenständlicher Bestimmtheit und doch, wiefern es angebracht ist, mit wahrhaft dichterischer Phantasie behandelt. Das Gespräch oben im Gastzimmer vor der Nachtruhe, über Feldmeßkunst und dahin eingreifende Arbeiten, zwischen Jenkins und Gerald, ist mit jener kundigen Objectivität durchgeführt, wie dergleichen Goethe so vollendet gelingt.

Jetzt aber treten aus dem Hintergrunde die Folgen eines Verbrechens stets greller hervor, welches von einem Manne ausgeübt worden ist, der hier schon lange das große Wort führt. Die Nemesis kommt sogar schnell, was sonst nicht ihre Art zu sein pflegt. Das Furchtbare, Tragische wird gemildert durch die köstliche Episode zweier Liebenden, deren Zwiegespräch das alte Thema der Liebe so neu durchführt, als wär' es noch nie von einem Dichter verherrlicht worden. Auch am Ende dieser Geschichte werden wir völlig ausgesöhnt mit dem Schicksal. Der letzte Abschnitt rollt Prairiebilder auf, die in Wasser- und Feuerphänomenen, im Zusammenstoß gigantesker Naturkräfte, von dem selbst die Thiere aufgescheucht werden und die Flucht ergreifen, dem Gleichgültigsten imponiren müssen. Auch dieser Schluß, wie der des ersten Bandes, steht in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der frühern Geschichte, sondern ist eine brillante Arabeske.

5. Der Hochlandpfeifer. Erzählung von **Balduin Möllhausen**. Sechs Bände. Jena, Costenoble. 1868. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Unter den neuesten Romanen überhaupt und unter den exotischen im besondern nimmt in Bezug auf Inhalt und künstlerische Darstellung sicher eine der ersten Stellen ein „Der Hochlandpfeifer". Haben wir dem „Meerkönig" desselben Verfassers verdienterweise den Preis zuerkannt und zwar als echtes Dichterwerk, nicht blos als Unterhaltungslektüre, so steht, einzelnes abgerechnet, das vorliegende Product hinter jenem nicht zurück, wenn es auch anders motivirt, anders ausgeführt und anders gefärbt ist. Der Erzähler bewährt auch hier dieselben großen, seltenen Eigenschaften wie dort. Auch treten hier verwandte Charaktere hervor, wenn auch nur in einzelnen Zügen verwandt, die auf gewisse Lieblingsneigungen des Poeten schließen lassen. Ebenso ist von vornherein festzustellen, daß der Verfasser auch hier, eben wie im „Meerkönig", eine weise Mitte hält zwischen Zugeständnissen an die Forderungen der Zeit und dem, was der eigene Genius gebietet. Wenn wir es als ein trauriges Zeichen der Gegenwart und als sichern Beweis eines gesunkenen Geschmacks zu erkennen haben, daß der Verbrecherroman heute in dem Grade beliebt ist, wie es der Fall, und wenn wir das Verbrechen auch in den Romanen unsers Dichters eine sehr bedeutende Rolle spielen sehen, so ist der Unterschied zwischen ihm und den meisten seiner Mitbewerber doch ein himmelweiter. Wo der Verfasser auch dem moralischen Verderben in nicht wenigen seiner Charaktere Gestalt gibt, nirgends berechnet er die Wirkung auf überreizte Nerven, um diese dadurch aufzustacheln; immer erscheint bei ihm die Verruchtheit als das, was sie ist, zugleich mit einer so unerbittlich richtenden Weise von seiten des Darstellers, daß das Böse in seinen Folgen den Leser erschüttert, eine Weihe über ihn kommt, eine Erhebung, die sich ein für allemal scheidet von jener Gemeinheit, welche sich in der Lektüre an der Schlechtigkeit wol gar noch weidet.

Wir befinden uns am Anfang unsers Romans im schottischen Hochland. Zwei Wanderer bewegen sich unter Sturm und Regen auf einem Torfmoor, welches ein unerquicklicher Nebel doppelt endlos macht. Wohin? Wir ahnen es nicht. Die Worte des Gesprächs, wie grell sie klingen, lichten das Geheimniß nicht. Wir befinden uns in unheimlicher Gesellschaft. Von beiden Genossen erhalten wir den Eindruck, als nähmen sie es nicht so genau mit dem, was erlaubt und nicht erlaubt ist. Der Name des einen schwankt in der Vermuthung des Lesers im Beginn der Geschichte zwischen MacLeary und Mac Ivor. MacLeary ist eine Art Emporkömmling, Dougal, sein Begleiter, ein echter Sohn der schottischen Wildniß. Ein Weibsbild findet sich dazu, die, eine Art dienender Geist, uns in Mutter Carry's Torfbruchhöhle mit beiden Abenteurern geleitet. Hier wird alles erst recht ungethüm, während Carry, die Alte, im Sterben frühere Vorgänge und Familiengeheimnisse um etwas lichtet, woraus für MacLeary die Mission entsteht, mit gewissen Mitteln der Legitimation versehen, nach Amerika zu pilgern, um seine Aeltern auszukundschaften und Rechte geltend zu machen. Schnell gibt er noch einen Beweis, daß er selbst

an dem ein Verbrechen ausüben könnte, an Dougal, mit dem er nun gleichwol einen Pact schließt, auf daß jener ihm Diener sei.

Bevor wir in den nächsten Abschnitt gelangen, der uns in eine ganz andere Sphäre versetzt, ist für den Verfasser als charakteristisch zu bemerken, daß in all seinen Romanen die Naturschilderung vortrefflich und durchaus eigenthümlich beschaffen ist. In jeder Oertlichkeit der Alten und der Neuen Welt führt er uns die Natur stets so vor, daß in ihr, im Großen und Kleinen, jedesmal das mitklingt, was die geschichtlichen Vorgänge eben enthalten, was seine Menschen herbeiführen. Es ist seinen Darstellungen, die zugleich von gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen zeugen, nicht blos die glückliche Detailmalerei eigen, er verweilt oft auch bei der Wechselwirkung der Phänomene, er durchdringt und beschreibt das Leben des Planeten, er geht in das Allerrealste ein, und verweilt dann auch wieder zu reichster Belehrung und Unterhaltung bei Mineralien, der Vegetation und den Thieren, seine Topographie ist ebenso meisterhaft wie sein Panorama. Ein anderer eigenthümlicher Zug ist der, daß unser Dichter mit plastischer Kraft solche Charaktere durchführt, die zwar die Verworfenheit grell genug vertreten, in deren Individualität aber ursprünglich das Bedeutendste angelegt ist; mitten aus ihrer Schlechtigkeit, die sich mit voller Naivetät des Naturells ausspricht, glänzt Edelmuth hervor, macht sich eine Umkehr zum Bessern bemerkbar, sie setzt sich sogar durch, oder wir erkennen doch deutlich eine Größe der Persönlichkeit, die ebenso leicht außerordentlich im Moralischen wie in andern Beziehungen hätte sein können, wie sie es jetzt, von Roheit überwuchert, in der Nichtswürdigkeit ist.

Der Verfasser bringt uns im nächsten Abschnitte nach Deutschland. Wie ist hier alles so ganz anders, gemüthlich, naturfrisch, anheimelnd von der Dorfidylle, dem Wald- und Jägerleben bis zum Herrenhause, der Aristokratie und der Predigerfamilie! Wir erlaben uns recht an einigen dieser prächtigen Menschen, so Männern wie Frauen, nach jenen Oeden und Schauern des schottischen Moorlandes, obwol es auch auf dem deutschen Gebiete an zweideutigen, anbrüchigen, verbrecherischen Naturen nicht fehlt. Das erhebt sich im Guten, im Trefflichen ganz allmählich von dem stets braven Dorfschulmeister, Hrn. Daus, der es knapp hat, stets aber guter Dinge ist, aus der Schulstube in die Wildjagd lustig hineinexperimentirt, bis zu seinem Busenfreunde, dem nicht minder exemplarischen Förster Herzbusch, der sich erst recht auf den Knalleffect der Flinte wie des Witzes versteht, bis zu den leibhaftigen Behaglichkeiten des Schulzen, des Krügers, des Schmieds. Dann senkt es sich wieder zu verdorbenen Espècen wie der Kutscher Reiber, wie trotz Erbadels Magnus von Lehmburg, Cornelia, Vetter Theodor. Endlich erhebt es sich bis zu so ausgesuchter Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, zu Würden wie Hoheiten, als da sind: der geistliche Herr, seine Tochter Rosa, ferner Gabriele, Fortis und der vollendetste, preiswürdigste Edelmann, den je ein Dichter erfand, „adelich von Gemüth und Geblüt“, um mit Fischart zu sprechen, Major von Hainfeld. Wer könnte so leicht aufhören, das neunte Kapitel (Bd. 2) zu lesen? Kein anderer Roman, kein Kunstcabinet kann ein herrlicheres Bild eingerahmt, zu jedes edeln Menschen Erquickung enthalten als jenes. Man präge solches Bild sich tief ein, und man wird sein Inneres durch eine der originellsten, nobelsten Persönlichkeiten mehr bereichert haben: eine Acquisition, die unter tausend Büchern in der Regel auch nicht eins bringt. Wie hier Mysterien auf Mysterien sich enthüllen, neue sich ankündigen, was hier alles vorgeht, daß wir die Blätter des Buchs nicht schnell genug umschlagen können: jenes artig wie tiefsinnig erfundene Wettermännchen, ein Matrose auf hoher Stange, bezeugt es. Er kämpft durch alle Jahreszeiten, mit allen Winden und Elementen, aber nicht blos sie, sondern auch gute und böse Menschen, die in seinen Umkreis kommen, magnetisiren ihn, er ist ein Somnambuler hoch oben im Aetherblau oder Wolkenschwarz, so Tag wie Nacht, es ist als hätte sich in ihm das Schicksal personificirt in der Alten Welt, wie später in der Neuen im Hochlandpfeifer. Diese wunderbar mannichfaltige Geschichte auf deutschem Boden, bald entzückend in ihren Einzelheiten, bald mit Grausen erfüllend, vortrefflich in ihren Gestalten wie Gruppen geordnet, setzt sich weiter fort im dritten Bande, wo sie zu einstweiligem Abschluß gelangt. Besonders vollendete Glanz- wie Nachtstücke, dann wieder Gemälde von reizender Anmuth, in denen Alter und Jugend voll Feinheit und Grazie wetteifern, sind: „Der Patriarch und sein Liebling“, „Beim Uhrmacher“, „Die Bettlerin“, „Der Besuch im Schlosse“, „Eine Bekehrte“, „Der Zweikampf“, „Der Abschied“. Ist die Fülle des Ausgezeichneten in diesem Roman so groß, daß wir solchen Reichthum eben nur andeuten können, so wollen wir doch auch auf eine kleine Uebereilung eben nur hinweisen, wie von dergleichen Werke des größten Talents, selbst des Genies nicht frei sind. Da, wo der geistliche Herr (I, 190) bei der Ankunft mit seiner Ehefrau vom Wagen gestiegen ist, entsteht sogleich ein Wettstreit zwischen artigen Bonmots und sinnigen Anspielungen. Sie sind wirklich geistreich, aber sie scheinen uns hier gesucht und so trefflicher Leute nicht ganz würdig, zumal da, wo der Pfarrer sich an Fortis wendet und zu einem „Schneeglöckchen zwischen zwei Veilchen“ auch Gabriele gar „das Buch Salomonis“ hinzufügt, zu dem der greise Seelsorger noch eine greise „Biene“ und „zwei Schmetterlinge“ gesellt.

Fortis, der selbst, wie so viele andere, es noch nicht weiß, für wen er sich halten solle, ob für den natürlichen, ob für den Pflegesohn des Majors, welcher nun aber am Ende des dritten Bandes so viel erkundet, daß Hr. von Hainfeld sowie dessen verstorbene Gattin ihn als Kind von Zigeunern in England überkommen haben, Fortis ist es, der, nach dem was er aus einem Document erfahren hat, unter Zustimmung seines edeln Gönners, beschließt, wie früher MacLeary, nach Nordamerika sich zu begeben, um nach Winken, die er aus jenem Schriftstück erhalten, über seine Aeltern Nachrichten einzuziehen. Wir können diesen Fortis, hervorragend in jedem Betracht, feurig, durchgebildet, stolz, anfangs mit kühnen Planen beschäftigt, später durch furchtbare Demüthigungen und andere Vorgänge fast geknickt, wenigstens von Schwermuth erfüllt, wir können ihn als den eigentlichen Helden der Erzählung bezeichnen, wenn auch jenegroßartig wilde, phantastische und doch so besonnene, die Schicksale hier lenkende

Gestalt des Hochlandpfeifers mit Recht dem Ganzen den Namen gab.

So sind wir mit dem Beginn des vierten Bandes in Nordamerika angelangt. Lesen wir doch sogleich die Ueberschrift: „MacIvor's Mühle", und denken an unsern schottischen Aventurier. Ist nun aber auch Fortis über den Ocean herüber, so gibt es möglicherweise zwei Prätendenten und Rivalen um die Kronen zweier älterlichen Häuser oder gar eines und desselben Aelternhauses. Auch dies ist vom Dichter ganz vortrefflich erfunden und wird zu größter Spannung ausgeführt. Die Propyläen und Environs zu diesem neuen Schauplatz unerhörter Ereignisse, auch in geographischer Hinsicht, werden ebenso klar wie malerisch beschrieben und geschildert. Wie wir oben bereits bemerkten, weiß der Verfasser auch hier in seiner Darstellung das Geschichtliche aus der Natur wie aus einem Spiegel zu reflectiren. Nur wünschten wir in dieser Partie die Beiwörter ein wenig beschränkt; es müßte denn sein, daß der Dichter nur so den grandiosen Naturstil amerikanischer Landschaft und ihrer Ueppigkeit wiedergeben konnte. So heißt es unter anderm (IV, 1 fg.):

> Wo größere Wasserflächen, durch unübersteigliche Dämme und weite Länderstrecken von dem rastlos wogenden Meere getrennt, der Wechselwirkung von Ebbe und Flut nicht unterworfen sind, da macht sich in um so höherm Grade der Einfluß von Wind und Wetter geltend. Aehnlich einem leicht erregbaren Gemüth, kräuselt sich vor dem schwachen Lufthauche, der auf dem beruhigten Ocean vor den Gipfeln der rollenden Wasserhügel erstirbt, die spiegelglatte Fläche der Binnenseen; ähnlich einem aufbrausenden Temperament thürmen vor dem plötzlich losbrechenden Gewittersturm die scheinbar regungslosen Fluten sich binnen kürzester Frist zu gewaltigen, schaumgekrönten Wellen empor, und ähnlich einem ernstlich überlegenden Charakter, der sich seiner vorübergehenden heftigen Erregungen schämt, ebnen sich die hochgehenden Wogen schnell wieder, wenn die Luftströmungen sie nicht mehr in feindlicher Weise berühren.

Der Verfasser hat hier besonders die „großen Süßwasserseen von Nordamerika" im Auge.

Wir befinden uns im Staate Michigan, auf einer Ansiedelung zwischen einem alten und einem neuen Mühlwerke. Die alte Mühle ist in Ruhestand versetzt. Diese ist eben ursprünglich „MacIvor's Mill". In dem Gemache eines Blockhauses wohnt jener wunderbare Mann, von dem wir bereits in Schottland seltsame Kunde erhielten. Auch er wanderte aus und treibt nun sein geisterhaftes Wesen wie einst in der Alten, jetzt in der Neuen Welt. Er ist der weit und breit berühmte Hochlandpfeifer, allen Gegenstand der Pietät, der Ehrfurcht. Er ist Sänger, Tonkünstler auf seiner Sackpfeife, Familienrath, Schiedsrichter, Priester, Prophet. Er sieht in die fernsten Generationen zurück, aber er sieht auch die Enkel und Urenkel der Zukunft, und wenn es darauf ankommt, sühnt er das Böse durch den Tod, und wäre es der eigene, durch das Mitsterben mit einem Verbrecher. Seine hundert Jahre haben ihm nichts anhaben können. Die Geisterwelt ist ihm jederzeit zu Dienst auf den Druck seiner Pfeife. Melodien des Entsetzens, der tiefsten Schauer, des Entzückens ruft er aus ihr hervor. Er kann, wie jeder Seher, im einzelnen irren, dann aber durchschaut er die dunkelsten Verborgenheiten. Wie der letzte, der späteste Sohn Fingal's steht er da, aufrecht, riesig, ein Schrecken für den Bösen, eine Erquickung für den Guten. Wie er vor MacLeary steht, der ihm mit einem fast von der Natur verdächtig Gezeichneten (er wird uns als ein Advocat vorgeführt) naht, das wolle man nachlesen. So viel ist außerdem gewiß, das Groteske, das Phantastische, was die Neuern so selten künstlerisch zu behandeln verstehen, ist in der ganzen zweiten Hälfte dieses Werks, in der Geschichte Rob's, hinreißend gestaltet, mit einem musikalischen Schmelz, mit einem Reichthum der Modulationen, die einen enormen Effect ausüben. Die Begleiter des Pfeifers zu Wasser und zu Land sind außergewöhnlich genug, es sind ein Bär und ein Indianer. Die Wahl des Bären zumal, der ja auch sonst wol nach einer Sackpfeife tanzt, aber auch beißig genug ist, beweist, wie genial der Verfasser sogar das Dämonische handhabt.

Das Referat einer Kritik darf nur die Grundzüge des geschichtlichen Verlaufs überliefern, aufhellen, das übrige muß sie im Dunkeln lassen, um dem Leser des Werks nicht vorzugreifen, die künftige Spannung nicht zu vereiteln und so dem Verfasser zu schaden. Wir haben uns daher auf Folgendes zu beschränken. MacIvor (MacLeary) weiß von den Zeichen und Zeugnissen, von den Belegen, die er aus Schottland mitbringt und an die er auch wol selbst glaubt, zu seinem Vortheil Gebrauch zu machen. Er weiß sich in der neuen Mühle der Mutter — der Vater ist gestorben, die beiden Schwestern sind nicht einheimisch — als echten Sohn zu legitimiren. Die wackere Frau ist außer sich vor Freude über den Wiedererhaltenen. Dennoch fühlt sie etwas zwischen sich und ihm. Es gibt Kämpfe, sogar Zweifel, die sie selbst kaum sich gesteht. Auch all diese Partien des Werks sind vom Dichter mit einer Feinheit der Menschenkenntniß, mit einer Schärfe der Seelenkunde durchgeführt, die in Erstaunen setzen. Nur da, wo MacIvor ein teuflisches Verbrechen ohnegleichen begeht, läßt der Verfasser sich unsers Erachtens auf ein zu grelles Detail ein, wogegen er in der Darstellung des vom Gewissen Gefolterten, besonders da, wo er ihn den Furien überläßt, sich zu ergreifender Tragik erhebt.

Inzwischen langt auch Fortis, unser alter Liebling von Deutschland her, in „MacIvor's Mühle" an, wie vor ihm schon die beiden obenerwähnten Töchter des Hauses. Es ergeben sich ganz unerhörte Dinge, herzzerreißende, aber auch wohlthuende, erhebende, mit den herbsten Schicksalen aussöhnende Scenen, von der Confrontation des Verbrechers mit seinem Opfer und andern, bis zum letzten Offenbarwerden der verwickeltsten, düstersten Familiengeheimnisse. Die Fahrten auf dem Huron, das stets anders durchgeführte und doch in den schauerlichsten Grundtönen sich gleichbleibende Auftreten des Hochlandpfeifers, des Indianers wie des Bären, der Opfertod MacIvor's und des ihn nicht etwa blos bis zum Tode, sondern ins Jenseits begleitenden Sackpfeifers sind Productionen einer Phantasie und Kunst der Darstellung, die jedes Erwarten übertreffen. Es sind Dante'sche Strafen, wie sie hier über den Geleitsmann MacIvor's, den Advocaten, kommen auf des Hochlandpfeifers Gebot, wobei über den Gestraften noch die Gnade ergeht, daß er sein Hangen zwischen Tod und Leben, seine Qual nur im Purgatorium und nicht in der Hölle durchmacht, worauf man den Bösewicht laufen, seinem Gewissen überläßt.

Doch [illegible] mit dem achtunddreißigsten Kapitel des sechsten B[illegible] Deutschland. Haben wir in der prachtvo[illegible] dem Huronsee, wo uns der Untergang d[illegible] vergeßlich bleiben wird, mit allem dem, w[illegible] präch aus dem tief-innersten Gemüth der ed[illegible] aturen kundgibt, ein Wesen wie Eva kennen und lieben gelernt, das uns die Anmuth und holdeste Unbefangenheit amerikanischer Frauen fast näher brachte, als wir es mit Fortis je für möglich gehalten hätten, so sympathisiren wir mit diesem doch so entschieden, daß wir stets eingedenk sind Rosa's wie Gabrielens, denen wir aus Amerika Briefe geschrieben, die denn wol beredt genug unsere Gesinnung bekunden. Wie glücklich, ja jede Hoffnung überflügelnd die Angelegenheiten unsers Freundes sich in „MacIvor's Mühle" abwickelten: ohne Folgen für das Herz, für den Charakter hat man auf Hainfeld nicht gelebt, hat man einen Pflegevater wie den Major nicht in Erfahrung gebracht. Die erwachte Kindheit, die Jünglingsperiode, der alle Ideale erreichbar scheinen, sie entscheiden da, wo man jene beiden zuerst verlebt hat, über Heimat, Wohlsein und das ganze Leben.

Die ganze Tiefe und Innigkeit des deutschen Gemüths ist, nachdem wir so Ergreifendes und Abnormes in einer fernen Zone erfahren haben, über den letzten Theil unsers Romans ausgegossen, sodaß uns der Schluß in demselben Grade beruhigt, als uns Anfang und Mitte erregt, fast zum Entsetzen über das, was nur möglich ist und gleichwol verwirklicht wird, gebracht hatten. Auch auf dem Herrensitze Hainfeld hat sich die Vergänglichkeit in der Zwischenzeit geltend gemacht. Cornelia, auch einer jener beim Verfasser oft zu findenden Charaktere, die noch im Schlechten eine ursprünglich edle Natur verrathen, ist in sich gegangen und von ihrem Lasterpfade zurückgekehrt, wie auch selbst Magnus von Lehmburg, von dem wir es nie erwartet hatten, ein anderer geworden ist.

Wie stark unser Freund aus der Neuen in die Alte Welt sich zurücksehnt, nachdem auch in Amerika so Haarsträubendes an ihn herangekommen, möge der Leser aus einer Stelle ersehen, die wir einem Briefe von Fortis entnehmen, welchen er aus „MacIvor's Mühle" an seine Lieben in Deutschland schreibt, und die da beweist, wie derselbe Dichter, der in Naturscenen, geschichtlichen Situationen, im Handelnden und Leidenden eine so großartige Phantasie und Gestaltungsgabe besitzt, auch dem menschlichen Herzen eine Sprache zu geben weiß, welche uns unter allen Umständen wohlthut, weil das Einfache in Natur, Lebensweise, Welterfahrung in außerordentlichen Schicksalen das ist, was sich allein auf die Länge bewährt, und zu dem man daher auch wieder am liebsten zurückkehrt. Wir bemerken noch zum Verständniß, daß die drei: Gabriele, Rosa, Fortis sozusagen miteinander aufgewachsen sind und sich daher von früh auf im intimsten Verhältniß lautester Freundschaft befunden haben. Fortis schreibt unter anderm:

Es wäre vielleicht rathsam für mich, den Verkehr mit Menschen mehr zu suchen, allein ich kann mich nicht überwinden, aus meiner jetzigen Zurückgezogenheit herauszutreten. Oft genug fasse ich den Entschluß, eine Reise zu unternehmen; je näher dann aber der von mir bestimmte Zeitpunkt rückt, um so schwankender wird auch mein Entschluß, bis ich ihn endlich ganz aufgebe. Eine Art Heimweh liegt vielleicht mit in meiner jetzigen Stimmung; denn oft, sehr oft in einsamen Stunden denke ich an euch, und dann blutet mir das Herz. Ich möchte bei euch sein, ich möchte dir, liebe Gabriele, die Hand reichen, vor dich hinknien, du gute Rosa, und dir in die treuen Augen, bis in deine Seele hineinblicken. Zu sprechen brauchtet ihr nicht; eure Nähe wäre mir genügend. — Indem ich dieses schreibe, wird mein Wunsch heißes Verlangen: ich sehe euch im Geiste; mir ist, als ob eure freundlichen Seelen mich umschwebten, mich mit Gewalt über den Ocean zu euch hinüberzögen, als ob ein freundliches Morgenroth in eurer Nähe mir tagte, eure Worte, eure trauten Stimmen mir zum Leben, zum Athmen unumgänglich nothwendig wären. — Ich kann jetzt nicht weiter schreiben, mein Herz ist zu voll, ich muß hinaus ins Freie. Aber gedenken will ich eurer fort und fort; ich will träumen, ich befände mich bei euch; ich will träumen, liebe Gabriele, du hieltest meine Hand zwischen den deinigen, ich will träumen, gute Rosa, meine Blicke hafteten in deinen Augen.

Indem wir zum Schluß auf das Ganze dieses Romans zurückblicken, ist vor allem zu bemerken, daß die darin uns begegnenden Charaktere ungemein lebhaft durchgeführt worden sind, daß wir in ihrem Zusammenwirken, wie in jedem einzelnen eine Consequenz finden, wie sie im Detail oft höchst bedeutende Schriftsteller vermissen lassen. Auch die Beziehungen, wenn nicht natürlich doch geistig Verwandter sind hier mit einer Klarheit und Sauberkeit herausgestellt, daß man daran seine Freude hat, wie denn auch die Mannichfaltigkeit des Eigenthümlichen, die Abstufungen, die Sympathien und Contraste dieser Individuen, wie sie der Dichter mit sicherer Hand zeichnet und malt, alle Anerkennung verdienen. Besonders ragen hier hervor, gesellen einander und scheiden sich scharf voneinander ab, nicht blos im Moralischen, auch im Takt, in der Anmuth der Geselligkeit, in den Affecten, in den Forderungen des Gemüths, in dem was ein dauerndes Lebensglück begründen kann, in der Ablehnung oder Genehmigung geschlechtlicher Annäherung: der Major und sein Pflegesohn Fortis, dann wieder derselbe Major und sein Liebling in scherzhaftem Zwiegespräch, Gabriele, ebenso Fortis und Rosa, Magnus und Cornelia, Eva und Herbert, endlich der Hochlandpfeifer und Dougal: jener, der überall nur Segen spendet, aber auch das Gericht bringt und in priesterlicher Weihe und Lauterkeit auftritt; dieser ein roher Natursohn, Durchstreifer der Wildniß auf Raub, wenn auch nicht blos für sich, um leben zu können, eine schußfeste Natur, die dennoch zuletzt dem Dolche eines Meuchlers erliegt, dabei mit einem unverwüstlichen Rest von Treue, von Edelsinn. In den holden Mädchen von ausgesuchter Erziehung und Bildung, von Gemüth und Geist, in Gabriele und Rosa, sind sinnig und weltkundig herausgearbeitet: Naivetät, Freimuth, Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit, wo es darauf ankommt, sich zu erklären. Wahrlich, der Verfasser beweist es gediegen und glänzend auch seinerseits, daß der Deutsche ganz besonders jene Universalität besitzt, die sich in jeden Erdstrich heimatlich zu versetzen, aber auch die Natur, die Menschen mit ihren abweichenden Anlagen, Neigungen, Berufsarten, in den verschiedensten Zonen zu schildern vermag, und für alles das noch dazu ein künstlerisches Maß hat.

Die besten Abschnitte in den drei letzten Bänden sind: „MacIvor's Mühle", „Der Hochlandpfeifer", „Die Spinne webt ihre Netze", „Ein Abend auf dem Huron", „Frühlingsjubel", „Die Furien erwachen", „Die wilde

Jagd", „Der Ankläger", „Der Richter", „Daheim im stillen Hause", „Schluß".

Der in Betracht gezogene Roman verdient von der deutschen Nation, nicht blos von einzelnen oder auch vielen Lesern aus Leihbibliotheken beachtet, sorgsam aufgenommen, studirt zu werden; die deutsche Literatur hat mit ihm ein Werk von bleibendem Werth gewonnen.

6. Unter Palmen und Buchen von Friedrich Gerstäcker. Dritter Band: Unter Palmen und Buchen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der sinnvolle Titel, den diese Erzählungen führen, verspricht viel, aber der berühmte Autor hält im Buche selbst nicht nur Wort, sondern er übertrifft noch bei weitem unsere Erwartungen. Fünf Erzählungen sind es, welche uns geboten werden. „Eine Mesalliance" und „Der Heimatschein" sind von rühmenswerther Vortrefflichkeit. Es sind zwei kleine Romane, von denen wir wünschen könnten, sie wären noch weiter ausgeführt. Freilich wäre es thöricht, wenn man etwa von einer menschlichen Gestalt, die uns entzückt, sagen wollte, wäre der Wuchs nur etwas größer. Die echte Schönheit hat die Nothwendigkeit ihres Maßes in sich selbst. So ist auch für das Dortige unser momentaner Wunsch nur der Ausdruck, daß wir von beiden Darstellungen uns kaum zu trennen wußten. Die „Mesalliance" versetzt uns zuerst nach Australien, dann wieder nach Europa, und zwar nach Deutschland zurück. Alles, Pflanze, Thier, Menschen, ihr Verkehr, ihre Arbeit und Lust anders wie bei uns, nur die Deutschen bleiben sich gleich, nur daß die einen sich schnell acclimatisiren, ein anderer sich wieder zurücksehnt. Der Kleinstädterball, mit all den Freiheiten, die er sich nimmt, reißt uns mitten in das tolle Treiben hinein. Ein deutscher Baron, mit einem Minister in der Heimat verwandt, hat hier gleichwol sein beglückendes Element gefunden. Der niedrigsten Function, um sich zu erhalten, unterwirft er sich, dafür erwirbt er sich aber auch ein Weib von blendender Schönheit des Leibes und treuester Gesinnung, noch dazu eines Schusters Tochter. Schon hat er sich höher geschwungen. Er bebaut sein Land. Alles leuchtet vor uns auf, in klarer Zeichnung, in brennenden Farben, von einem Trupp heranfliegender Kakadus bis zum deutschen Apotheker und Consul zugleich. Aber ein tragisches Verhängniß ruft den Glücklichen plötzlich nach Europa ohne Weib und Kind. Wir sehen uns mit ihm in den großen Verhältnissen deutscher Aristokratie. Unwiderstehliche Reize dringen auf ihn ein, sogar weibliche. Was wird aus seinem Weibe, seinem Kinde werden, da die Macht der civilisirten Gesellschaft, der Glanz des Salons, alle Pracht und Comforts großartiger Landsitze, die edelste und gebildetste aller Schwestern ihn namenlos fesseln? Und wahrlich, diese Gräfin Alexandrine, die nichts ahnt von dem, was den Bruder an Australien fast furchtbar erinnert, ihm die entsetzlichsten Kämpfe bereitet, ist ein ausgemachter Engel in Weibsgestalt. Ganz unerhörte Dinge gehen vor, niemand würde sie errathen. Ein ununterbrochener Verkehr, ein rauschendes Hin und Her lassen uns die interessantesten Bekanntschaften machen. Auch diese Aristokratie verbindet wahrlich die imposante Sicherheit des Auftretens mit einer Anmuth, Feinheit, Ungezwungenheit der Uebergänge, um jeden Gegenstand des Gesprächs zu beherrschen. Wird sie auch über Eduard triumphiren? Wird das Alexandrine zugeben, die hoch über allen Verhältnissen vornehmer Welt steht, auch hier glänzt, aber auch mit dem schlichtesten ihrer Mitmenschen umzugehen, ihn zu gewinnen versteht, selbst in den verworrensten Lebenslagen Rath weiß?

Während wir mit Hast und dennoch durch das Bedeutende, was uns geboten wird, zur Vertiefung angehalten, in der Lektüre vordringen, sagen wir uns: hier wird auch Gräfin Alexandrine nimmer einen Ausweg entdecken, da selbst Graf Galaz, ihr Gemahl, einen so gefährlichen, nie moralisch zu rechtfertigenden vorschlägt. Der Leser überzeuge sich, wie und ob der Verfasser, mit den Mysterien menschlicher Natur innig vertraut, eine so schwierige Aufgabe wird lösen können. Unsers Erachtens hat er sie ausgezeichnet gelöst. In wie auserwählten Kreisen wir uns auch bewegen, hier, wie zuletzt überall im Leben, siegt doch nur das einfach Natürliche, wenn erst die Selbstsucht gebrochen ist. Wie herzig, hold, natürlich, rein menschlich ist alles in dieser Erzählung gehalten! Nur die eine Frage erlauben wir uns, ob die Metamorphose der Frau von Ostenburg nicht etwas zu schnell vor sich geht? Doch hat der Dichter das für sich, daß weibliche Wesen hierin wahre Zauberinnen sind.

Was bleibt uns, nachdem wir dem Autor für solche Leistung unsere vollste Anerkennung gespendet haben, noch übrig, um eine nicht minder köstliche Dichtung, wie „Der Heimatschein", nach Gebühr hervorzuheben? Wie viele Dorfgeschichten uns die Gegenwart auch bereits gebracht hat, die vorliegende ist eine der preiswürdigsten. Hier sind wir wieder ganz in Deutschland und zwar in Thüringen. Der Traubenwirth Erlau und Barthold auf seinem Bauernsitz bezeichnen die beiden Kreise, innerhalb deren sich die Geschichte bewegt. Die Schwierigkeit, einen Heimatschein für Hans zu erhalten, ist der Hemmschuh, das Glück zweier Brautleute zu vollenden, aber auch das Mittel, ein höheres Glück für den Bräutigam herbeizuführen. Alle Gestalten sind aus dem Leben der Ländler naturwahr, lieblich und neckisch herausgefühlt, mit homerischer Treue der Schilderung wird selbst das Kleinste bedacht; aber auch das moderne Element dringt ein und macht den Vorgang um so spannender. Lieschen, Erlau's Tochter, und Kathrin, Barthold's Pflegekind, jene culturbeleckt, weder Bäuerin mehr noch entschieden genug Städterin; diese dagegen stets ganz, was sie ist, lauter, brav, zuthätig, eine Dorf- und Familienzierde in jedem Betracht, bilden einen anziehenden Gegensatz. Kurz, auch diese Erzählung gewährt die angenehmste Lektüre. Alle Darstellungen dieses Buchs haben das Gemeinsame, daß es der Nerv realistischer Wirklichkeit ist, aus dem sie hervorwachsen, daß sie echte Poesie spenden und ohne jede Pedanterie moralisch erheben.

In die heiterste Stimmung versetzt uns der liebliche Schwank: „Der Gevatterbrief", sowie „Auf der Eisenbahn" einen Reisehumor über uns ausströmt, daß wir uns heute noch zu einer Fahrt entschließen könnten, um solche Drolligkeiten zu erleben. Wir erlebten sie gewiß, wenn wir so glücklich zu beobachten vermöchten wie der Autor. „Ein Ausflug in Java" zeigt uns den Verfasser wieder in einer ganz andern Zone, aber der meisterhafte

Scenenmaler ist sich gleichgeblieben. In der Zeichnung, im Colorit, in der Wiedergabe dortiger Natur, der Bewohner, in der Beschreibung des Landbaues, der Geräthschaften, absonderlicher Einrichtungen und Gebräuche unterhält und belehrt er uns jetzt in anderer Art, doch ebenso trefflich wie im Obigen.

Alexander Jung.

Zur landwirthschaftlichen Literatur.

Maulwurfs Feldweisheit aus den Lebenserfahrungen eines Landwirths. Von C. W. Hoskyns. Deutsch bearbeitet von C. Jessen. Sechste Auflage. Stuttgart, Cohen und Risch. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Ja freilich", beginnt der Weisheitsauskramer, „wenn man guten Willen hat, kann man von der Weisheit anderer Leute vielerlei lernen, aber die eindringlichsten und — o arge Welt — die anziehendsten Lehren schöpft man doch immer aus anderer Schaden und Thorheit ... Bestreitet meinen Ausspruch nicht und flugs will ich euch hier zum allgemeinen Besten eine Probe davon vorlegen. Wie jener bekannte edelmüthige Vogel sich die Brust aufreißt, um mit dem eigenen Blute seine Jungen zu ernähren, will ich meine landwirthschaftlichen Jugendsünden preisgeben zur Belehrung und Warnung für alle eifrigen jungen Agronomen, die eben im Begriff stehen, in der ältesten der menschlichen Künste die jüngste der menschlichen Wissenschaften kennen zu lernen, und die als gehorsame Söhne gern folgten, wären nur die Aeltern klüger." Und nun schildert er in seltenem Humor, mit klarer Anschaulichkeit und oft in drastischer Weise seine Erfahrungen in der Bewirthschaftung, Verbesserung und Hebung seines „versumpften" Gutes, bis zu glänzenden, gar staunenerregenden Erfolgen.

Von vornherein muß man zugeben, daß der Verfasser sein Publikum genau gekannt hat. Denn der Landwirth — in Deutschland wie in England und allerwärts — will nach der anstrengenden, den Körper äußerst ermüdenden Arbeit des Abends oder des Sonntags wahrlich keine abermals anspannende, neue Thätigkeit und Anstrengung in Anspruch nehmende Lektüre; er will vielmehr Erheiterung, Zerstreuung und allenfalls Anregung haben. Bietet nun aber ein solcher Lehrstoff, im Gewande der gemüthlichen Schnurren, obendrein noch tiefeingehende Belehrungen über die wichtigsten volks- und landwirthschaftlichen Fragen, und gewinnt der Leser — trotz Schlafrock und Morgenschuhen — so recht eigentlich, ohne daß er es weiß und merkt, eine Fülle gar bedeutungsvoller Kenntnisse, so erlangt ein solches Buch einen bedeutenden Werth für den Landmann und nicht minder für viele andere Leute.

Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Behauptung von vornherein bewahrheitet, denn das Werkchen: „Talpa or the chronicles of a clay farm. An agricultural fragment", ist in England in sechs Auflagen schnell hintereinander erschienen, nachdem es zuerst in zwei Serien von je zwölf Briefen in der Zeitschrift „Gardener's chronicle" veröffentlicht war. Dieser Erfolg ward dort, auch außer der geschilderten Fassung, noch begünstigt durch die infolge der Aufhebung der Kornzölle in England ganz neu sich gestaltenden landwirthschaftlichen Verhältnisse, in welche diese „Maulwurfsweisheit" so tief bedeutungsvoll eingriff, daß das Buch bis heute noch immer neue Abdrücke erlebt.

Um so dankenswerther muß es zweifellos erscheinen, daß dies Werkchen auch dem deutschen betreffenden Publikum zugänglich gemacht worden. Wer das englische Original — sei es in der ursprünglichen Brief- oder spätern Buchform — kennt, dem muß dabei sogleich eine große Schwierigkeit in die Augen fallen, welche der Uebersetzer zu überwinden gehabt, einerseits in den doch vielfach von den unserigen verschiedenen Verhältnissen der englischen Landwirthschaft, andererseits in der treuen Wiedergabe der leichten, anmuthigen, urkomischen und zugleich drastischen Darstellung, der vielen schalkigen, oft versteckten Anspielungen, der eigenthümlichen, mit ganz sonderbaren Ausdrücken gespickten Redeweise. Darum wird man es aber auch desto dankbarer anerkennen, daß der vorliegende Band keine bloße Uebersetzung ist, sondern eine Bearbeitung, welche nach der ersten Richtung hin möglichst unsere deutschen land- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse berücksichtigte, und nach der andern bei möglichst treuer Wiedergabe aller wesentlichen Eigenthümlichkeiten doch mit Glück von allen Schwerfälligkeiten und unverständlichen Darstellungen sich fern hielt. Diese Ueberarbeitung ist aber die Arbeit mehrerer Jahre, das zeigt sie mit Vortheil auf jeder Seite.

Unsers Wissens sind früher bereits zwei Uebersetzungen dieses Werks erschienen, über die wir jedoch nicht zu urtheilen vermögen. Neben sonstiger guter Ausstattung zeigt die vorliegende Ausgabe noch als werthvollen Schmuck die köstlichen Originalholzschnitte von Georg Cruikshank, welche in wenigen Strichen stets eine kleine Welt des drastischen Humors widerspiegeln, der eben mit dem übrigen Inhalt in so wundersamer Harmonie steht.

Karl Ruß.

Feuilleton.

Ein neuer Schiller-Streit.

Die Hempel'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin hat in ihrer Ausgabe von Schiller's „Gedichten" das Streben nach Vollständigkeit in den Vordergrund gestellt und deshalb eine große Zahl von Gedichten mit aufgenommen, die seiner Jugendperiode angehören und in den bisherigen Ausgaben fehlen. Die „Gartenlaube" und die augsburger „Allgemeine Zeitung" machen dem Verleger einen Vorwurf daraus, daß er von Schiller verworfene und „nach reiflicher Ueberlegung ausgeschiedene" Gedichte mit aufgenommen habe, weil „er — ein gutes Geschäft damit zu machen hoffe". Herr Hempel wird deshalb sogar als ein Herostrat bezeichnet, welcher „den Glorienschein von Schiller's Reinheit und Keuschheit um des Geschäfts willen vernichtet habe", ja er wird zuletzt vor ein Tribunal von zehn ehrbaren gebildeten deutschen Frauen geladen, welche über diese Frage entscheiden sollen.

Gegen diese, von A. Diezmann formulirten Anklagen setzt sich nun Herr Hempel in einer längern Vertheidigungsschrift zur Wehr. Wenn Schiller, meint er, einzelne Gedichte nicht in die Sammlung aufgenommen habe, so ließe sich keineswegs für jedes einzelne Gedicht ein bestimmtes Motiv nachweisen. Manches möge ihm nicht zur Hand, manches nicht in der Erinnerung gewesen sein; hier und dort hätten augenblickliche Rücksichten und Zweckmäßigkeitsgründe für die Nichtaufnahme eines oder des andern Gedichts gesprochen; geschämt aber habe sich Schiller keines einzigen seiner Gedichte, denn keins sei der Tendenz nach des großen Dichters unwürdig. Auch habe er selbst in der dem zweiten Theil der „Gedichte" vorausgeschickten Vorerinnerung seine Jugendgedichte „ein verjährtes Eigenthum des Lesers" genannt, obgleich er sie als die „wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism, als die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks" bezeichnet; er erklärt, daß er kein Bedenken trage, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben erschienen sei; er versichere ausdrücklich, daß er auch seine Schwächen nicht bereuen möge und wolle hierdurch den etwaigen Vorwurf widerlegen, daß er „eine strengere Auswahl" hätte treffen sollen. Die Hempel'sche Verlagshandlung fragt nun, welches Ermessen bei einer Auswahl entscheiden solle, und behauptet eben keine Auswahl, sondern eine vollständige Ausgabe zu veranstalten.

Wir sind der Ansicht, daß dieser vollständige Schiller allerdings nicht mehr ein „Dichter der Jugend" ist, wie Diezmann mit Recht bemerkt, nicht mehr der „keuscheste und reinste", daß aber auch für das Interesse desjenigen Publikums gesorgt werden muß, welches keine editio castigata, sondern den ganzen Schiller mit allen seinen Auswüchsen kennen lernen will, zumal da in den dramatischen Jugendwerken, den „Räubern" und „Cabale und Liebe", der vollständigste Pendant zu den Gedichten der „Anthologie" vorliegt, und die von Diezmann gerügten Roheiten wahrlich nicht fehlen. Schiller ist überhaupt kein Dichter für Backfische, ebenso wenig für Confirmanden und Confirmandinnen. Wer seine Gedichte für die weibliche Jugend kauft, der kaufe die Cotta'schen Ausgaben, nicht die Hempel'sche. Freilich hat auch die Cotta'sche Buchhandlung eine historisch-kritische Ausgabe veranstaltet, in welcher dieselbe Vollständigkeit erstrebt wird und alle, auch die rohesten Jugendgedichte mitgetheilt werden und auf die wir nächstens zurückkommen werden. Der höhere Preis und der engere Kreis können keinen principiellen Unterschied begründen. Dieser würde nur in der Abwehr gegen die Classicitätsmanie bestehen, welche jedes Blättchen unserer Classiker für die Unsterblichkeit aufbewahrt und Cotta sowie Hempel treffen müßte. Der letztere veröffentlicht übrigens auch in dem dritten Theil von Goethe's „Gedichten" solche, welche bisher noch nicht veröffentlicht oder von Goethe selbst in die Ausgaben seiner Gedichte nicht aufgenommen sind, doch sind dieselben meist aus Dramen, aus dem Briefwechsel u. s. w. bekannt und werden daher keinen Sturm erregen, um so weniger, als sie weder blöde noch rohe Jugendeseleien enthalten.

Vom Weihnachtstisch.

Ein neuer Jahrgang des geschmackvoll ausgestatteten Albums: „Deutsche Kunst in Bild und Lied", herausgegeben von Albert Traeger (Leipzig, Bach) liegt vor uns. Es begegnen uns in demselben die Namen vieler deutschen Dichter von Ruf; Bild und Lied sind meistens auf das engste verschwistert. Nur erscheint uns als das richtige Verhältniß, daß zu einem Liede als der freiern und reichern Conception das Bild gezeichnet werde, indem der Maler aus der Fülle der dichterischen Momente das für seine Kunst geeignetste herauswählen kann. Im umgekehrten Falle aber wird die freie Bewegung der Phantasie gefesselt, weil der Dichter eine durch die Zeichnung fixirte Situation mit seiner Phantasie gleichsam nachzeichnen soll. Die Grundsätze von Lessing's „Laokoon" finden auch auf diese Verknüpfung von Poesie und Malerei Anwendung. Das richtige Verhältniß wird indessen in den Albums meistens auf den Kopf gestellt.

Im Verlage von Alfons Dürr in Leipzig sind „Die Wandgemälde des Landgrafensaals auf der Wartburg" von Moritz Schwind, in Holzschnitt ausgeführt von August Gaber und mit dem Text von B. von Arnswald, Commandant auf der Wartburg, in zweiter Auflage erschienen. Die Zeichnungen enthalten viele prägnante Momente aus der Geschichte der thüringer Landgrafen, Ludwig's des Eisernen, Ludwig's des Heiligen u. a. Eins der gelungensten Bilder, welches einen künstlerischen Eindruck macht und in der That reich an Schönheiten ist, stellt uns, mit der Ueberschrift: „Frau Venus hier viel Leiden bringt", die Scene dar, wie Landgraf Albrecht, bei dem Hochzeitmahl neben seiner Gemahlin Margaretha, der letzten der Hohenstaufen sitzend, von dem Reiz der eintretenden Hofdame Kunigunde von Eisenberg so geblendet wird, daß man bereits die bevorstehende Trennung von der jungen Gemahlin, seine Vermählung mit Kunigunde aus den Zügen des fascinirten Fürsten herausliest. Der Künstler hat dem Bilde zugleich einen sagenhaften Reiz verliehen, indem er in der Gestalt der Kunigunde die Venus aus dem benachbarten Hörselberge erscheinen läßt.

Erwähnung als Muster eines auf jedem Weihnachtsmarkt vielvertretenen Genre verdient „Hausmütterchen", zwölf Originalzeichnungen von Oskar Pletsch, in Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour und R. Oertel. Text von R. Bormann, Provinzialschulrath (Leipzig, Alfons Dürr). Die Bilder führen uns allerliebste Proben einer Pädagogik vor, welche das kleine „Hausmütterchen" in die Geheimnisse des Hauswesens einweiht.

Der in vierter Auflage erschienene „Deutsche Dichterwald" von Georg Scherer (Stuttgart, Hallberger) bietet eine geschmackvolle Auswahl aus den Dichtungen der neuern Lyriker. Da ein großer Theil des Publikums nicht die Muße hat, das ganze Reich moderner Lyrik zu beherrschen, so werden sich derartige Anthologien immer als nöthig erweisen. Auch zeigen sie wahrem Sinn für die Dichtung den Weg; denn verschiedener Geschmack kann sich ja immer seine Lieblinge aussuchen und deren Werke dann selbständig aneignen. Die Scherer'sche Anthologie ist mit sauber ausgeführten Illustrationen ausgestattet, ebenso mit vielen Dichterköpfen, welche die mitgetheilten Gedichte illustriren. Doch wäre dieser Porträtgalerie eine in der Zeit der Photographien leicht zu erreichende Vollständigkeit zu wünschen.

Groß ist die Zahl eleganter Miniaturausgaben neuer Gedichte, die sich für den Weihnachtstisch eignen. Wir erwähnen: „Gedichte" von Adolf Giesewell (Leipzig, Matthes, 1868), „Ernste Weisen" von Karl von Pleß (Leipzig, Matthes), „Paul und Therese", idyllisches Epos von Ludwig Dill (Eichstädt

und Stuttgart, Krüll), und in dem gleichen Verlage „Welt und Traum“, Gedichte von Ludwig Dill, neue Sammlung.

Die rüstig fortschreitenden Nationalbibliotheken sind ebenfalls passende Geschenke für den Weihnachtsabend. Von der Brockhaus'schen „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert“ liegen achtzehn Bände vor, welche mit gediegenen, erläuternden literarhistorischen Einleitungen versehen sind und aus den Schriften von Wieland, Herder, Klopstock, Lessing, Körner, Schleiermacher, Seume, Musäus, Kortum, Ernst Schulze, Maler Müller und Wilhelm Müller eine dem Bedürfniß der Gegenwart entsprechende Auswahl mit Einleitungen und Anmerkungen bewährter Herausgeber bieten.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker“ (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegen die Hefte 73—88 vor, welche Shakespeare's „Titus Andronikus“, übersetzt von H. Viehoff, „Die Komödie der Irrungen“, übersetzt von Franz Dingelstedt, Shakspeare's „Walpurgisnachttraum“ (?), deutsch von Karl Simrock, „Die lustigen Weiber von Windsor“, übersetzt von ebendemselben, „Die Kunst einen Trotzkopf zu brechen“, ebenfalls von Karl Simrock übersetzt, außerdem Sterne's „Empfindsame Reise“, übersetzt von Karl Eitner, Frau von Staël's „Corinna“, deutsch von M. Bock und Ludwig Holberg's „Ausgewählte Komödien“ übertragen von Robert Prutz und eine neue Folge des „Spanischen Theaters“ von M. Rapp enthalten.

Die von Bodenstedt herausgegebene neue Shakespeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) ist bis zum vierzehnten Bändchen gediehen.

Bibliographie.

Ahlers, W., Die Notabilitäten der Thierwelt dargestellt in 6 Bilderkränzen. Berlin, Wiegand u. Hempel. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Auer, Adelheid v., Fußstapfen im Sande. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bamberger, L., Herr von Bismarck. Aus dem Französischen übertragen von K. A. Von dem Verfasser durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Als Einleitung: Deutschland, Frankreich und die Revolution. Breslau, Günther. Gr. 8. 1 Thlr.

Behrle, R., Frauentreue oder: Die Ritter von der Rosen. Romantisches Ritterschauspiel. Regensburg, Pustet. 1869. 8. 9 Ngr.

— — Der falsche Treffer. Tragikomisches Lust- und Singspiel. Regensburg, Pustet. 1869. 8. 10 Ngr.

Benfey, R., Schleiermacher und seine Bedeutung für das deutsche Volk. Eine Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstag am 21. November 1868. Berlin, Albrecht. Gr. 8. 3 Ngr.

Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet unter Mitwirkung von K. G. v. Berneck, F. Bischoff, K. Bruhns 2c. 500 Taf. in Stahlst., Holzschn. und Lith. Nebst erläuterndem Texte. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. Qu. Fol. 7½ Ngr.

Bleek, W. H. J., Ueber den Ursprung der Sprache. Herausgegeben mit einem Vorwort von Ernst Haeckel. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Blomberg, H. Freih. v., Psyche. Berlin, C. Duncker. 16. 15 Ngr.

Böhme, E., Des Sohnes Erziehung. Pädagogische Briefe an eine Mutter. Dresden, Bach. 1869. 8. 15 Ngr.

Bomhard, E., Aehren vom Felde der Betrachtung. Aus dessen literarischem Nachlaß herausgegeben von H. Stadelmann. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1869. 8. 18 Ngr.

Bossart, X., und J. J. Müller, Zur Geschichte des Kaisers Antoninus Pius. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandt, H. v., Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinr. v. Brandt. 1ster Thl.: Die Feldzüge in Spanien und Rußland. 1808—1812. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Bueren's, G., ausgewählte Gedichte. Aus des Vaters Nachlasse besorgt von B. A. Bueren. Münster, Coppenrath. 8. 15 Ngr.

Busch, M., Abriß der Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's manuel d'histoire ancienne de l'Orient bearbeitet. 2 Bde. Leipzig, Abel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Busch, M., Bilder aus Griechenland. Nach der Natur gezeichnet von A. Löffler, mit beschreibendem Text. 1ste Lief. Triest, Literarisch-artistische Anstalt. 1869. Fol. 12 Ngr.

Christern, W., Versuch einer pragmatischen Bildungs- und Entwicklungsgeschichte der Evangelien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Richard Cobden. Sein Leben und sein Wirken. Von einem Freihändler und Friedensfreunde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Contzen, H. C. W., Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Leipzig, Priber. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Delitzsch, F., Handwerkerleben zur Zeit Jesu. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jsing, W. v., Johanna d'Arc. Heroisches Drama. Cassel, Freyschmidt. Gr. 16. 15 Ngr.

Karpeles, G., Heinrich Heine und das Judenthum. Breslau, Heidenfeld. 8. 5 Ngr.

Kern, W. G., und W. Willms, Ostfriesland wie es denkt und spricht. Eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Sprichwörter und Redensarten. Mit einem Vorwort von W. J. Jütting. Norden, Soltau. 1869. 8. 18 Ngr.

Klapp, M., In London und unter den Feniern. Englische und irische Bildchen. Troppau, Kolck. 1869. 8. 28 Ngr.

Lehmann, J., Die Clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr literarisches Verhältniss. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lenau, N., Faust. Dramatisches Gedicht. Für die Bühne eingerichtet von M. Gramming. München, Fritsch. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Liebenau, H. v., Lebens-Geschichte der Königin Agnes von Ungarn, der letzten Habsburgerin des erlauchten Stammhauses aus dem Aargaue. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Maehly, J., Richard Bentley. Eine Biographie. Mit einem Anhang Bentley'scher Anecdota zu Homer. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Maltzan, H. Freih. v., Reise auf der Insel Sardinien. Nebst einem Anhang: über die phönicischen Inschriften Sardiniens. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, J., Stille Stunden. Wolfenbüttel, Voigt. 16. 15 Ngr.

Meyer, P., Memoiren des Kneipgenies Batzke, genannt Klumpatsch, einstigen Kaufmanns, jetzigen Sonnenbruders. Satyrische Reminiscenzen nach Original-Notizen bearbeitet. Magdeburg, Volksbuchhandlung. 16. 3 Ngr.

Nees von Esenbeck, Volksschule und Volksziele. Eintrittsworte. Schleswig, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Nilsson, S., Das Steinalter oder die Ureinwohner des scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie mit einem Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Nach dem Manuscript zur 3ten Original-Ausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 2 Thlr.

Nohl, L., Neues Skizzenbuch. Zur Kenntniß der deutschen, namentlich der Münchener Musik- und Opernzustände der Gegenwart. München, Merhoff. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Oelschläger, H., Gedichte. München, Merhoff. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Overbeck, J. J., Die rechtgläubige katholische Kirche. Ein Protest gegen die päpstliche Kirche und eine Aufforderung zur Gründung katholischer National-Kirchen. Halle, Schmidt. 1869. 4 Ngr.

Regel, K., Die Ruhlaer Mundart. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Reither, R., Aus der Schule. Pädagogische Distichen. Ansbach, Junge. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Ringseis, Emilie, Sebastian. Martyrertragödie. Freiburg im Br., Herder. 8. 24 Ngr.

Ruge, A., An's Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umschwungs seit 1866. Berlin, Stuhr. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Saggau, C., Bild und Stimmung. Gedichte. Altona, Mentzel. 1869. 16. 1 Thlr.

Salm-Salm, F. Prinz zu, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico. Nebst einem Auszuge aus dem Tagebuche der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schaefer, H. W., Entwicklung der Ansichten des Alterthums über Gestalt und Grösse der Erde. Leipzig, Teubner. Gr. 4. 10 Ngr.

Schneider, B., Die Schlacht bei Näfels. Drama in acht Bildern. Glarus, Vogel. Gr. 16. 23 Ngr.

Schwarz, K., Gedichte. Leipzig, Felix. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schweichel, R., In den preußischen Hinterwäldern. Erzählungen. I. Der Axtschwinger. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Charakteristische Skizzen aus dem Leben des Czaren Nicolaus I. Nach dem Französischen von *. Graz, Moser. Gr. 16. 4 Ngr.

Snörken un Hamörken. Plattdütsche Rimels vun mi sülwst. Hannover, Cruse. 1869. 8. 20 Ngr.

Steudener, A., Antiquarische Streifzüge. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 10 Ngr.

Stolz, A., Uralte Wahrheit neu hergerichtet. Paderborn, Junfermann. 8. 1½ Ngr.

Strebel, B., Die Methodisten in ihrer Heimat und in der Fremde. Ein Wort für und wider sie. Stuttgart, Steinkopf. 8. 6 Ngr.

Storch, A., Die Geheimnißvollen oder Freimaurer und Jesuit. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Stugau, C., Pius IX. und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste Lief. Troppau, Kolck. Gr. 8. 5 Ngr.

Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte, herausgegeben von M. Büdinger. 2 Bde. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Vagt, Lina, Reflexe der Zeit. Novellen. 1ster Bd. Zerbst, Römer u. Sitzenstock. 8. 1 Thlr.

Weiß, Anna Maria, Symboliche Bilder und Erscheinungen von Verstorbenen. Mit einer Vorrede versehen von Carl Stugau (Aug. Schmidt auf Altenstadt). Leipzig, Wagner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die bunte Welt. Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung. Buch für Alle. 15 Hefte. Dresden, A. Wolf. Hoch-4. à Heft 3 Ngr.

Wiese, L., Von Lebensidealen. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 16. 8 Ngr.

Willborn, J., Zwei mecklenburgische Herzöge oder Pflicht und Leidenschaft. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert. Malchin, Wendt. 1869. 8. 2 Thlr.

Zopff, H., Grundzüge einer Theorie der Oper. Ein theoretisch-praktisches Handbuch für Künstler und Kunstfreunde, Dichter und Componisten, Sänger 2c. basirt auf die Anforderungen der Gegenwart und auf zahlreiche in den Text verwebte Aussprüche hervorragender Geister. 1ster Theil: Die Production. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

zöſi-
ilung

iſten
hält-

Sgr.
urch

Thlr.

ichen
ſchen

ſen-

tlich-

ichen
inde.

rth.

lten

ich-

Aus

her

g-

te

gen

er.

